

BD 312.1



Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Begründet

von

Joseph Lehmann.

Funfundachtzigster Band.

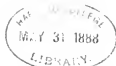
Januar bis Juni 1874.

Berlin,

Herb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Hartwig und Gohmann
1874.

IX, 6

BP 373.1



Subscription Fund.

6413
Vols. 349
3.23

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 14 Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 3. Januar 1874.

[N^o. 1.

Inhalt.

Unsere Aufgaben. 1874. 1.

Deutschland und das Ausland. Künstlerleben in Italien vor 68 Jahren. 1. 1. — Briefe getraute Briefe. 2. 1. — Frankreichs finanzieller Wiederaufbau. 3. 1. — Italien. Umbau im Gebiete der gesammelten neuern Danteliteratur. 1. 5. — Spanien. Spanische Belletristik. 1. 7. — Der Ed. 7. — Schweden. Das Romantische in der schwedischen Poesie. Nach Herman Björken. 8. — England. Freeman's historische Essays. 1. 10. — Kleine literarische Neuze. Biographie, Drama von Gottfried Böhm. 13. — Der presbyterische Staat. 13. — Künstlerleben in Italien. 13. — Sprengel. Der literarische Geschmack in Spanien. 14. — Internationaler Literaturbund. 14. — Die deutsche Kurzgeschichte. 14. — Gliaz Lévesque's Popularität. 15. — Martin Luther und Vater Franz Schöen. 15.

Unsere Aufgaben. 1874.

Als das vorige Weihnachtsfest vorüber war, und das nun abgeschlossene Jahr 1873 beginnen sollte, ahnte der Gründer dieser Zeitschrift nicht, daß er schon in der nächsten Woche des neuen Jahres oberrufen werden würde. Freilich fühlte der zweiundsechzigjährige Joseph Lehmann das Bedürfnis, sein Blatt und seine Feder, die eine noch immer kräftige Hand führte, zu verjüngen, aber frischen Muthes, wie er war, gedachte er die Reformen, die er mit dem Magazin vorbatte, noch selbst durchzuführen. So machte er denn sein Redaktionspersonal mobil, und ein kleiner Kreis jüngerer Freunde versammelte sich wiederholt zu Rath und That bei dem Meister, um dessen Ansichten zu hören und Namens der Leser deren Bedürfnisse Ausdruck zu geben. So ist es gekommen, daß wir zugleich mit der Truennachricht die Versicherung geben konnten, das Blatt im Sinne des Stifter's zu guten Vaterlandsliebenden Zwecken zu erhalten.

Wir sind und freilich bewußt, daß kein Talent, am wenigsten aber literarisches Gefühlsgefühl, kritische Intuitionen erdlich sind, und wir wissen, daß Lehmann sein ganzes Sein an das Magazin gesetzt hat. Wenn auch die Individualität nicht ersicht wird, das Eine ist gewiß, daß der Samen, den er gestreut, nicht ohne Keime geblieben sein kann.

Aus nun, dem kleinen Kreise, denen dies Ziel zunächst weiter zu bestehen Veranlassung ist, hat der Meister als Erbschaft hinterlassen, daß dem Weltbürger, dem Menschenfreund nichts Menschliches fremd sein solle, daß aber für Deutschland gearbeitet wird in diesen Blättern, und daß die Liebe zum Heimatlande die erste Bedingung fruchtbringender Thätigkeit ist.

Danach ist dem Magazin ein festes Programm vorgezeichnet, mit welchem wir getrost den neuen Jahrgang beginnen. Aus der ganzen Welt zusammentragen für unsere lieben Deutschen, das heißt nirgendes erklaffen, nirgendes vorurtheilsvoll die Sachen betrachten, ihnen vielmehr stets die beste Seite abzugewinnen, das heißt aber auch vor allen Dingen diejenigen Augenblicke pflegen, in deren Besitz Deutschland glücklich sein kann und wird.

Vorurtheilsfrei werden wir das Gute da nehmen, wo wir es finden, und für uns in nationalem, in freisinnigen, in tolerantem Sinne ausnützen. Dann werden wir auch in diesem Jahr Sandtorn auf Sandtorn bauen an unsern Werken, das die Nationen mehr und mehr zu einigen bestimmt ist.

Woge es ein Jahr des Friedens sein!

Leopold Lehmann.

Deutschland und das Ausland.

Künstlerleben in Italien vor 68 Jahren.

I.

In dem Nachlaß des zu früh verstorbenen Friedrich Eggers hat sich der fertige, erste Band einer Biographie von Christian Daniel Rauch (vorgesehen*). Das gut gehaltene Buch enthält einen Porträtstich Mandels von Rauch nach einer Zeichnung, welche Gottfried Schadow am 1. Januar 1812 gefertigt hatte, und der Herausgeber, der Bruder des verstorbenen Fr. Eggers, wird aus seinen Materialien und Notizen einen zweiten und letzten Band der Biographie zu bearbeiten im Stande sein.

Wenn auch dieser zweite Band, der mit 1820 beginnen wird, die Hauptwerke und den wichtigsten Theil von Rauch's Wirken enthalten wird, so ist dennoch in einer solchen Biographie der an sich wichtigste Theil stets der erste, der den Entwicklungsengang des Künstlers enthält. Daß wir diesen aus Friedrich Eggers' Meisterhand übrig haben, der ein ebenso seiner Psychologie als Kunstkenner war, ist ein ganz besonderes Glück; und wenn auch Eggers selbst, wenn auch der pietätvolle Herausgeber in vielen Punkten eine seine Uebersetzung hat eintreten lassen, so liegt dennoch in dem Gange des Buches etwas Unfertiges, das einen ganz besonderen Reiz auslöst, weil er den Leser ein wenig in die Werkstatt des Schriftstellers schauen läßt. — Natürlich nur stillstehend unfertig! Denn die Gedanken — und das ist eben der vorher ausgesprochene Reiz — waren in Eggers' Haupt völlig reif und fertig, das historische Material völlig überwältigt, und mit einer gewissen Schnelligkeit und dadurch mit ganz besonderer Prägnanz kam das auf das Papier, was er im Augenblicke zu sagen hatte.

Nach welchem Künstlerleben möchte einem großen Seelenkennner mehr Probleme zu lösen aufgeben, als gerade Christian Daniel Rauch's? Jung und mit Begeisterung aus beiderem Triebe zur Sache Bildhauer geworden, ohne jede Strupel, daß er hier seinen eigentlichen Beruf ausübte, tritt er bald nach kurzer Bedenkzeit in Folge des Todesalles seines Bruders in eine Paktienstelle an dem zwar durch die Sittenrelaxtheit des jungen Königs-paares und die Annäherung der Königin Luise mit Achtung zu nennenden, übrigens aber materiell und in künstlicher Beziehung ziemlich armen Hof Friedrich Wilhelm III. in dessen ersten Regierungsjahren zur Bendzeit des Jahrhunderts. Eine lange Zeit von 8 Jahren bleibt er Lokal und macht die Aufwartung im Vorzimmer der Königin, und erst, als ihm mehrere kleinere Vergünstigungen, die er sich zur Pflege seines Talentes erbeten hatte, abgelehnt waren, sagte er, und nicht ohne Schwierigkeit, den Entschluß, in den Beruf als Bildhauer zurückzutreten. Dabei muß man sich Rauch nicht als einen ungebildeten Menschen vorstellen, den ein intuitives Genie über mangelnde Zuegung hinweghalf: nein, er hatte eine sehr gute Schulbildung genossen, in seinen Knabenjahren soviel Französisch gelernt, daß

*) Berlin, Karl Duncker's Verlag, 1873.

er damit sein Leben lang und auf allen großen Reisen auswand; er hatte bei Meistern von künstlerischer Vergangenheit in Kreisen und Kaffee gute Lehrejahre genossen, und sich an vorzügliche deutsche und ausländische Literatur stets gehalten, in der Zeit seines Kaffeehandels sogar zusammen mit jungen Künstlern literarische Abendstunden getrieben. Mit einem Wort, es ist ziemlich unerklärlich und nur, wenn man an die Kenglichkeit denkt, die einen Jüngling, der plötzlich den Vater und den älteren Bruder verlor und sich mittelst sieht, ergreifen mag, die Kenglichkeit, er könne in seiner Kunst das Höchste nicht erreichen, wohl aber im verglichenen Ringen nach ihr Hungers sterben, kann man sich erklären, wie es jagend, daß Rauch trotz seines Talentes in diesen Hof-Dienst eintrat. Denn das darf man nicht außer Acht lassen, daß eine gute Bezahlung mit der Bildhauerkunst und der Kunst überhaupt in jener Zeit noch nicht verknüpft war, am wenigsten für einen Deutschen in Deutschland. Komus Garstens, der Neubegründer unserer gekommenen Kunst, hatte das sehr traurige Loos, immer mit der Erstlingsfrage zu ringen. Wie viele Jünger der Kunst daran überhaupt untergegangen sind, läßt sich nicht ermessen, und Rauch selbst, nachdem er seine Laufbahn als Palast bedient hatte, war mehr als enttäuscht, wenn er es einmal für irgend eine größere Arbeit auf das Honorar von 40 Taler brachte, oder wenn sein König und Gönner ihm zu einer Kunstreise 10 Thaler schenkte. Gottfried Schadow, unter den deutschen Bildhauern der erste nennenswerthe nach einer Pause von der Länge eines Jahrhunderts, hatte es jung zu außerordentlichen Ehren und heftigen Ruhme gebracht; mit 24 Jahren hatte er seine italienische Studienreise hinter sich, war Hofbildhauer und Akademie-Mitglied in Berlin, deren Direktor er später werden sollte.

Daß einem solchen Mann der inzwischen älter gewordene Rauch, der nach solcher Vorgeschichte in der zweiten Hälfte der Zwanziger als Schüler in die Akademie trat, die Neigung nicht gleich im Sturm abzuwand, sondern langsam Punkt für Punkt erlangen mußte, ist wohl natürlich; als aber Schadow einmal anfang, sich für den Schüler, den er mit mißtrauischen Augen angesehen hatte, zu interessieren, verlor er ihn auch nicht aus den Augen, sondern setzte seine künstlerische Erziehung stetig fort und förderte ihn in jeder Weise, und so ergoß er sich denn in Rauch den bedeutendsten Mävalen und theuersten Freund, ein Verhältniß fand zwischen den beiden großen Männern statt, würdig, dem von Goethe und Schiller an die Seite gesetzt zu werden. Rauch hatte einen Theil seiner Jugend verloren, als er — und nun ein Wiederbereuer — mit größeren Besitzungen und Zielen in seine künstlerische Laufbahn zurücktrat. Er mehr wie jeder Andere mußte zur Verlängerung seiner künstlerischen Jugend etwas Besonderes thun und er traf das Richtige, als er sich in den Jungbrunnen des Rheins eintauchte, als er diejenige Pilgerfahrt antrat, die jeder Zeit, vergangen wie aber um die Wende des Jahrhunderts, für den wichtigsten Schritt in der künstlerischen Laufbahn galt. Rauch ging 1804 durch Deutschland und die Schweiz nach Italien und lebte dann 6 Jahre lang in Rom. Als vollendeter Künstler kam er 1811 nach Berlin zurück. Große Aufträge, wichtige Aufgaben waren sein Lohn, und seine Meisterkraft begann sich am eigentlichen Hundert des für seine Kunst notwendigen Materials in wunderbarer Weise zu entwickeln. Daß aus der Welt zurückgezogen, verlebte er die Epoche der Freiheitskriege in Carrara und hier legte er den Grund zu seiner Weltberühmtheit dadurch, daß er seine früheren Zeichnungen, die Königin Luise, in dem von Charlottenburg her bekannten Bildniß verewigte. Wiederholte Reisen brachten

ihn auch nach dieser Epoche nach Rom und Carrara. Der erste Band der Biographie schließt gegen das Jahr 1820, wo Rauch wieder seinen festen Wohnsitz in Berlin nahm und hierdurch der Mittelpunkt der neubegründeten Bildhauerschule wurde, sowie gleichzeitig Schinkel in die Hauptepoche seiner architektonischen Thätigkeit trat, und sich von da aus auch Berlins baulicher Auffassung diente.

Als Rauch in Rom eintraf, war Schadows italienische Thätigkeit längst verübert; Canova stand auf der Höhe seines Ruhms, Thorwaldsen hatte sich in Rom bekannt zu machen angefangen.

Eggers zieht eine Parallele zwischen diesem und Rauch. Thorwaldsen war ohne ausreichende Kenntnisse nach Rom gekommen und ging lange wie ein Träumender umher. So lebte er sich in die ungeachtet gefundene Heimat ein. Rauch verlor seine Zeit, sich sofort mit seinem immer im Gleichgewicht stehenden Wesen auf die Produktion hin einzurichten. Eggers nennt nach einer ausgiebigen Schilderung der damaligen Kunstausstände Canova einen Mann, der die Weltstadt gehört habe, dem aber die Kraft gefehlt; nach strengem Material greifend, habe der Kunstgeist den Jansen-Thorwaldsen zur Vorsehrung der griechischen Antike von Island nach Italien über die See geschickt. Eine Reihe von anderen Künstlern und Gelehrten, die Schüler der romantischen Bilderschule, der Philosoph Jernow, der Allem aber M. v. Humboldt, distillierten eine vortreffliche deutsche Gesellschaft in Rom. Einen Hauptpunkt dieser Zeit, die Eggers die Humboldtsche nennt, bildet das Jahr 1815. Damals lernte auch Alexander v. Humboldt von seinen Reisen in Amerika zurück. Alles hing an seinem Munde, wenn er die Schönheiten des in seiner Reise noch einmal entdeckten Welttheils in poetisch wissenschaftlicher Mittheilung ausbreitete. Der Landschaftler Gottlieb Schind nahm dann gern ein Blatt und gestaltete in hingeworfenen Zeichnungen, was er hörte, Zeugnisse inneren einzigen Abende, die sich noch im Besitz seines Sohnes in Stuttgart befinden. Keiner aber gehörte mehr und dauernd in die Familie wie Rauch. Auf ihn wirkte ausnehmend das umfassende und gründliche des Geistes, welcher sich leicht der Resultate der geistigen Arbeiten umher bemächtigte, um mit ihnen größeren Hauptresultaten nachzugehen. Auch Rauch hatte den Sinn, alles Geistliche um sich her aufzunehmen und auf sich und seine Arbeit in Anwendung zu bringen. Bei dem Hervortreten des plastischen Moments in den Verhältnissen Humboldts zur Kunst ist Rauch nicht ohne ausbildende Wirkung auf viele Seite des Freundes gewesen. Mit Humboldt wohnte Rauch zusammen, die Kinder unterrichtete er in Zeichen, die Tegeler plastische Sammlung hat Rauch anlegen und später daheim aufstellen lassen. Während Thorwaldsen ohne viel Reflektion, gezwungen von der ihm verwandten Ordeform, seine künstlerische Kraft wirken ließ, mußte Rauch seiner Natur nach tiefer in das Verständnis des Alterthums hineingehen. Denn die Wiedergewinnung der Ordeformgestalt war nur ein erster Schritt, der zweite und wichtigere war, die Aufgaben unserer Zeit im Ordegeiste zu lösen. Seine Lehrer in der Kenntniß des Alterthums waren außer Humboldt Zoega und Welcker, ersterer der Verleger, letzterer der Uebersetzer des berühmten Werkes: „I bassi-relievi antichi di Roma“. Welcker brachte die Jahre 1806–1808 in Rom zu und war täglicher Gast im Humboldtschen Hause. — — — Plötzlich war diese schöne Zeit zu Ende. Die weltberühmtesten Ereignisse waren eingetreten, Rom war eine französische Stadt, Rauch ein Beamter Napoleons, Humboldt Direktor im Kultusministerium in Königsberg in Pre. — Man hat sich oft gewundert, daß die Wiedergeburt Preussens vergangen wie geistigem Gebiete begann, daß der starke und arme Staats-

haushalt auf einmal Mittel hatte, unter Künstlern und Gelehrten, in Universitäten und Schulen den Aufschwung des preussischen Geistes vorzubereiten. Es ist interessant, diese Erscheinung in allen einzelnen Gebieten zu beobachten. Rauch's Pension von 125 Thlr. 12 Gr. wurde am 17. Juli 1809 von Königsherg aus durch Humboldt auf 400 Thlr. erhöht und so lange ertaubend erhalten, bis die Kasse der Akademie der Künste sie würde übernehmen können. Aber noch andere Elemente des Umanges hat das damalige Rom ausser Künstlervelten, noch andere Persönlichkeiten aus der geistige Magnetismus des Humboldt'schen Hauses zu sich. Darüber nachstehend! K. R.

Zwölf gedruckte Briefe.

Es gewährt einen ganz besonderen Genuß, wenn man in unsern Tagen unter der Fülle von literarischen Novitäten, von denen man schätzbarlich Notiz nimmt, ohne meist mehr als oft Gefagtes und Triviale in mehr oder minder gefälliger Weise vorgetragen zu finden, nach langer Wanderung durch ausgetretene Pfade und langweilige Streppengegend plötzlich angenehm überrascht wird, indem uns ein überlegener, feingebildeter Geist gleichsam an die Hand nimmt und uns mit wenig Schritten in eine mannigfaltige, blühende Gegend mit weiter Perspektive führt, die uns, wie im Traum gesehen, bekannt vorkommt, nun aber erst in ihrer ganzen Schönheit klar und deutlich vor Augen tritt.

So ging es und bei der Lectüre der Zwölf Briefe eines ästhetischen Keger's; sie haben uns in der That einen seltenen Genuß bereitet. Vieles, was hier und dort in uns selbst als Aushat oder frommer Wunsch aufgetaucht war, Vieles, was wir beim Nachdenken über Kunst ähnlich gedacht und zur Regel gemacht hatten, fanden wir hier wieder; alles in der angenehmsten, nie ermüdenden Weise verbunden, und in Worten einer Fülle verpackt aus dem Schöße eines überreichen Geistes geschöpfter Gedanken und Combinationen.

Ein ästhetischer Keger ist es, das ist wahr! Wenig nach den Urtheilen unserer Kunstkritiker fragend, sich auf Grund vielseitigen, eigenen Studiums und umfangreicher Ansehe der Meisterwerke der bildenden Künste an Ort und Stelle seinen Weg selbst bahnd, confederativ und revolutionär zugleich, in den andern Künsten nicht minder bemerkt und philosophisch durchgebildet: sie selbst uns der leider anonyme Verfasser der Briefe vom ersten bis zum letzten Nachstaben. Da wäre es thöricht, mit ihm über Klein und Jenes Einzelne zu streiten; wir waren ihm für diese Weihnachtsgabe, die uns förmlich erfrischt, gefüllt und zugleich erheitert hat, im höchsten Grade dankbar und überzeugt, daß er des Künstlern und dem kunstliebenden Publikum gleichen Dank bringen wird. Denn „das Sehen und Erken des einfach Guten ist wie das Forschen und Erkennen in der Natur; das verleiht Niemanden, schärft den Blick, bildet den Sinn.“ Zu jener genauen Kenntniß der Kunst, Literatur und Philosophie kommt bei dem Schreiber der Briefe eine offene Freimüthigkeit und ein fester, wohl begründeter Standpunkt den Kunstbestrebungen der Gegenwart gegenüber hinzu, für die Zukunft aber eine wahrhaft ruhende Hoffnung oder vielmehr Sicherheit des Kommens eines Genius, welcher die bildenden Künste aus ihrer jetzigen vermerkten, unsicheren Sturm- und Trübsperiode auf die rechte Bahn führen soll; nur an ihm gebührt es unsrer bildenden

Kunst noch. Da wir nicht in Wien gewesen, auch nicht in dem Maße die heutige Kunst und ihre Jünger kennen, um zu wissen, auf wen die frohe Botschaft im Antrage geht, so können wir nicht wissen, inwiefern jene Messiasbestimmung schon sich zu verwirklichen angefangen hat; es ist schade, daß der Schreiber unsern Blick nicht geradezu auf den Mann gelenkt hat, der nach seiner Meinung die einzelnen guten Schreibungen unserer heutigen Kunst wie in einem Brennpunkte sammeln und der Heros Epochen aus einer neuen großen Epoche werden soll.

Das Büchlein im Einzelnen zu referiren und zu empfehlen halten wir für ein Unrecht; leicht begnügt sich dann der Leser einer solchen Anzeige mit dem Raisonnement und einzelnen Notizen des Kritikers. Wir wollen uns lieber innerhalb der Grenzen halten, bis zu der die Neugier und das Interesse des Lesers nur erweckt, nicht befriedigt wird. Wir können, um es zu wiederholen, die so kurzen, aber so inhaltreichen Briefe nicht genug empfehlen und bitten zugleich den annehmen Schreiber, und in künftigen Jahren fernere Duende nicht vormerken, da sie ihm, wie jede Zeile zeigt, keine Mühe machen, sondern mit Leichtigkeit aus dem Reichtum seines Geistes und seiner Kenntnisse geschöpft werden. Ihre Adresse werden sie höchlich nicht verfehlen. P. H. R.

Frankreich.

Frankreichs finanzielle Wiedergeburt.

Nach der Befreiung des französischen Gebiets von der deutschen Besatzung wurde innerhalb der National-Versammlung vor allem die Frage wegen des politischen Wiederaufbaus Frankreichs in den Vordergrund gestellt. Man wußte, welche Hoffnungen auf die Wiederherstellung des äußeren Lebens, der politischen Macht, an die Beantwortung der Frage geknüpft wurden. So wichtig war die Sache für die verschiedenen Parteien, daß man über das notwendige Correlativ, die finanzielle Wiedergeburt Frankreichs, ziemlich leicht hinwegschlüpfen zu können vermeinte. Mit gerechtem Ernste erinnert sich aber ein offener mit den Verhältnissen wohlvertrauter Patriot, Herr Bailly de Latour, in der Revue des deux Mondes an die Wichtigkeit, sich mit dieser Seite der Lage des Vaterlandes zu beschäftigen und zwar mit aller nur möglichen Beschleunigung. Nach der Befreiung Deutschlands handelt es sich darum, die inneren Bedürfnisse zu berücksichtigen, die Mühsaligen zu bezahlen, welche dem Staate temporäre Verschüsse gemacht haben, die Defizit im Budget zu beseitigen, die Mittel zur Vertheidigung des Gebiets zu vervollständigen, endlich die produktiven Arbeiten des Friedens wieder aufzunehmen. Wie wird man diesen Nothwendigkeiten begegnen können, nachdem man ein Försel von fast 6 Milliarden hat zahlen müssen? Wo werden sich neue Mittel finden, gegenüber einer in drei Jahren verdoppelten consolidated Schuld von 748 Millionen, einer schwebenden Schuld von nahezu einer Milliarde und einem Budget, dessen Gleichgewicht trotz aller von den Steuergebern verlangten Opfer noch nicht gesichert ist? Wie endlich soll man hoffen, daß das Temperament Frankreichs sich mit dem Regime einer unnatürlichen Diät befriede, welches der Zeit allein die Sorge für die Heilung anheimgibt?

Diese Fragen, so schwer sie wiegen, so nöthig sie den patriotischen Franzosen zu machen geeignet sind, erscheinen Herrn de Latour nicht unlösbar; um die Schwierigkeiten zu überwinden,

bedarf es nur noch einiger neuer Anstrengungen. Das Wesentliche ist nach ihm, sich dabei mit den Gewohnheiten, den Neigungen des öffentlichen Geistes in Uebereinstimmung zu setzen. Die finanziellen Sitten Frankreichs, bemerkt er, haben sich unter den harten Bechern der Erziehung merklich verändert und verbessert. Vor allem sind es der Verbrauch des Papiergeldes und die Eingiehung der neu angelegten Steuern, worin sich diese Gewohnheiten offenbaren, und auf sie muß man Rücksicht nehmen, um das Mittel zu finden, nicht allein die Ausgaben der Vergangenheit auszugleichen, sondern auch die Zukunft vorzubereiten. Zuerst mögen die Verhältnisse im Hinblick auf den Gebrauch des Papiergeldes betrachtet werden.

Das allgemeine Staatsbudget für 1874 theilt sich in zwei ziemlich gleiche Theile: den Bedarf der Ministerien überhaupt und den Bedarf für die Schuld. Selbst bei der äußersten Einschränkung lassen sich im ersteren Theile Ueberschüsse nicht erzielen. Wäre das der Fall, so würde der Minister für den öffentlichen Unterricht sie mit vollem Rechte reklamieren dürfen. Im zweiten Theile ist eine Reduktion ebenfalls unmöglich. Es könnte sich nur um eine Kenderung in der Amortisation handeln. Was jetzt unter diesem Namen im Budget erscheint, ist nicht die normale Amortisation, die schon seit langen Jahren in Vergessenheit gerathen ist, und welche einen leider nicht mehr erzielten Einnahme-Überschuß voraussetzt; sondern die Rückzahlung einer von der Regierung bei der Bank von Frankreich gemachten Anleihe. Diese soll im Maximum 1 Milliarde 530 Millionen betragen und mit jährlich 200 Millionen zurückgezahlt werden. Die Bank hat dafür keine Ausgabe, als die Druckkosten für die Bankbillets zu tragen gehabt und der Staat bezahlt ihr nur 1 Prozent Zinsen. Wie leicht, sagt man, könnte man die Amortisation aufheben und jene 200 Millionen vorthellhafter verwenden, als durch ihre Rückzahlung die Bank-Dividende in die Höhe zu treiben! Man könnte dafür Rente unter *pari passu* kaufen, die Steuern ermäßigen, die Eüden des Budgets ausfüllen oder das Eisenbahn-Netz vervollkommen. Nichts von alledem! das einzige Richtige ist, die Bank zu befriedigen. „Die Bank von Frankreich ist 1870 und 1871 der Retter des Landes gewesen; ihr Kredit ist der Schlüsselstein in dem Gewölbe unsern finanziellen Gebäuden; sie hat den Staat, die öffentlichen und privaten Etablissemments, den Handel und die Industrie ganz allein unterstützt. Da man sich genöthigt gesehen hat, den Zwangskurs der Bankbillets wieder herzustellen, und irgend welcher Schade daraus nicht entstanden ist, so liegt gegenwärtig das größte soziale Interesse darin, den Werth des Papiergeldes aufrecht zu erhalten. Nun, um dieses Ziel zu erreichen, ist die Rückzahlung der Staatschuld an die Bank unentbehrlich.“

Gerade in Bezug auf das Papiergeld haben sich in Frankreich im Laufe der letzten Zeit die Ansichten ersichtlich geändert. Trotz der leicht ertragenen Probe, welche im Jahre 1848 der Zwangskurs der Banknoten gemacht hat, war es noch vor drei Jahren schwer, auf dem Lande Papier statt baaren Geldes an den Mann zu bringen. Heute ist das ganz anders. Zunächst hat das Silber, ohne gerade seltener oder jurächtlicher als früher zu sein, eine schwerfälliger Zirkulation angenommen. Die Jahre 1870-71 sind dabei von entschiedenem Einflusse gewesen, da das Land zum Theil vom Feinde besetzt war und große Strecken des Gebiets von den andern getrennt blieben. Sezer in seinem Orte kaufte sich ein eigenes Verkehrsmittel, eine Art Belagerungsmünze. Ueberall fabrizirte man Billets für die Zahlungen. Die bekanntesten sind die der Handelskammern; diese kleinen Billets fanden leicht Abnahme, im Norden wie im Süden. In vielen Orten

diente das preussische Geld als Zahlungsmittel; an anderen gingen besondere Handelsbäuser mit der Fabrikation von Billets vor. Die Bank von Frankreich ihrerseits, deren Billets seit dem 29ten August 1870 Zwangskurs hatten, mußte sich damit beschäftigen, nicht wie im Jahre 1848 dem Handel und dem Staate baares Geld für die kleinen Zahlungen zu verschaffen, sondern für die allgemeinen Ausgaben Kapital zu liefern. So stieg die Ziffer ihrer Emissionen allmählich auf 2 Milliarden 800 Millionen im Jahre 1871 und auf 3 Milliarden 200 Millionen im Jahre 1872. In runden Ziffern wuchs in drei Jahren die Cirkulation der Bankbillets um 1½ Milliarden, während der Metallbestand in derselben Zeit um 500 Millionen abnahm, nachdem er am 29. Junt 1870 1 Milliarde 318 Millionen betragen hatte.

Diese Verdoppelung der Zirkulation von Bankbillets hat nicht allein in den Bedürfnissen des Staates und in den unproduktiven Reften des Krieges ihre Ursache, sondern hauptsächlich in den Bedürfnissen des Handels und in den fruchtbaren industriellen Unternehmungen. Unmittelbar nach dem Kriege hat die produktive Thätigkeit des Landes einen immensen Aufschwung genommen; sie spiegelt sich in den Diskontozahlen der Bank von Frankreich wieder: ihr kommerzieller Umlag belief sich 1872 auf 8 Milliarden 10½ Millionen, das heißt um 4 Milliarden 50 Millionen mehr als 1871. Entgegen dem, was sich im Jahre 1848 ergab, hat also der Zwangskurs der letzten Jahre eine unvergleichliche Entwidung der Gewerbtthätigkeit zur Folge gehabt und der Kretel der Billets ist dadurch gegeben worden. Dazu kommt, daß man nach dem Vorgange der Selbsthilfe während des Krieges den Augen der Emissionen von kleinen Apports einsehen lernte. Die Bank widerstand lange, Billets von 5 Frank drucken zu lassen. Aber als der Wechselkurs des Geldes Ende 1871 plötzlich bevenflich stieg und einzelne Kreditinstitute auf Reklamation des Handelsstandes Stück bis zu 1 Frank herab ausgaben, durfte auch die Bank ihrerseits mit jener Maßnahme nicht länger zögern. Es ist also überall das gewerbliche Bedürfnis, welches den Zwangskurs unterstüzt hat, und das Schreckengespenst von ehemals ist heute eine willkommene Wirklichkeit. Das Vertrauen zum Werthe der Bankbillets ist gegenwärtig so ausgeprägt, daß man sagen kann, der Zwangskurs besteht zwar noch amtlich, aber nicht mehr thatsächlich, denn bis zu den letzten Tagen gab es auf Gold keine Prämie mehr. Dieses Vertrauen darf durch Aufhebung der Amortisation der Staatschuld nicht erschüttert werden; man sollte dieselbe vielmehr beseitigen; da dies indeß nicht möglich ist, so entsetzt sich der Staat jährlich regelmäßig um unabwehrlich seiner Verpflichtung durch Zahlung jener 200 Millionen.

Die Anleihen bei der Bank sind das erste Mittel gewesen, um die Aufzussigung des Budgets auszugleichen; die Eröndung der bescheiden, sowie die Schaffung neuer Steuern, haben das Uebrige gethan. Als im Jahre 1872 die Regierung von neuem vor den ungewohnten ihre Lösung ferdenden Rechnungsempeln der Jahre 1871 und 1870 stand, that sie, mit ihr die National-Verfassung, das Menschennützliche, den kassenden Schaden des Ungethüm's Minus zu steifen. Eine kaum absehbare Reihe von Steuererhöhen mit ganz erheblichen Ziffern wurde ohne Zögern hingeworfen. Aber zu einer radikalen Erneuerung des Steuerungs-Systems konnte man sich nicht entschließen; man schwankte hin und her, weil man glaubte, bald den Handelsstand, bald den Grundbesitz schonen, bald auf diese, bald auf jene Gewohnheit des Volkes partei Nüchtheit nehmen zu müssen. Dabei herrschte völlige Grundstafionstheit: was im Jahre 1872 gescheut worden war, wurde im Jahre 1873 desto härter getroffen. Dann überzeugte man sich, daß man in der Aukunft einzeln ein

zu weit gegangen war, man suchte auszugleichen. Andererseits mußte man wahrnehmen, daß gewisse Steuern nicht erfüllen, was man sich von ihnen versprochen hatte. So waren im Jahre 1872 die Einnahmen um 34 Millionen, die indirekten Einnahmen um 75 Millionen gegen den Vorschlag zurückgeblieben. Im Ganzen jedoch hat man mit dem Defizit zufrieden sein können. Sed man nun aber auf dem eingeschlagenen Wege weiter gehen, immer tiefer in das Vermögen der Bürger eindringen? Nein; die Gefahren sind zu groß, die Erfolge dagegen nicht sicher genug. Schon die partiell wieder aufgenommene Steuer auf die Revenüen aus Aktien, Obligationen u., steht so sehr im Widerspruch mit den Gewohnheiten des französischen Volkes, daß man bezagen muß, dadurch eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Franzosen die Sparfamkeit, nach und nach zu untergraben. „Das neue System ist den Gewohnheiten eines Landes, wo die außerordentliche Theilung der Vermögen und die unendliche Zahl der mittleren Einkommen die direkten Opfer so schwer erscheinen läßt, durchaus entgegen. Hüben wir uns, die vorzüglichsten Auforderungen zur Ansammlung kleiner Vermögen auszuhalten und die enormen jährlichen Erparungen zu unterbinden, welche der auszeichnende Charakter und der Vorzug unseres Landes sind!“ Nach diesen Erwägungen tritt Herr de Marcilly mit seinem Vorschlage hervor. Zur die Gegenwart ist durch die Steuern gefordert; es handelt sich nur um die Ausgaben für die Zukunft. Da bleibt unter den dargestellten Umständen nur eine Quelle: die Anleihe.

Wie, eine Anleihe nach dem enormen Anwachsen einer Schuld, welche sich in 3 Jahren verdoppelt hat? Wie das nicht Alles in Frage stellen, das so mühsam wiederhergestellte finanzielle Gleichgewicht von neuem erschüttern, die lebendigen Quellen der so eben wieder begonnenen zukunftsreichen Geschäftsentwicklung verstopfen? Wenig ist eine neue Anleihe keine Wohlthat, aber von allen Uebeln ist sie das kleinste, und der beste aller Gründe ist, daß sie sich nicht vermeiden läßt. Das Wesentliche liegt darin, den geeigneten Moment zu wählen.“

Wir wollen uns bei der weiteren Begründung des Vorschlags nicht weiter aufhalten; nur so viel sei noch erwähnt, daß die Anleihe mindestens der Staatsschuld an die Bank gleich sein, das heißt ein Minimum 1 Milliarde 300 Millionen betragen müßte. Man möge sich vor dieser starken Ziffer nicht fürchten: oft wird der Fortschritt der öffentlichen Schuld von einer allgemeinen Verödung begleitet; auch sei nicht zu bezweifeln, daß die Anleihe, zu 50 Prozent ausgegeben, leicht untergebracht werden könnte, doch unter der Bedingung, daß nicht ein neuer Zufall die schmerzhaften jüngste Industriebewegung plötzlich unterbricht. Das ist es, was Herrn de Marcilly bedenklich macht.

„Da der Thut“, so heißt es am Schlusse, „nur von der Politik hängt das Wohl und Wehe in Bezug der Finanzen ab. Wenn jemals eine Nation durch die unzweideutigsten Zeichen den Geist der Ordnung, der Besserung, der Mäßigung gezeigt, das Beispiel jener höheren Eigenschaft eines tüchtigen, vorrationalen Verstandes gegeben hat, welche bald Gleichmaß, bald gesunde Vernunft genannt wird, so ist es die französische Nation. Die Sprache, die Wissenschaften, die Künste, die Literatur, sind dafür ebenso erhabene wie unzerstörliche Beweise; unsere Industrie trägt davon das umfassendste Zeugnis an sich; unser Handel ist geregelter und einflussreicher als überall anderswo: in den letzten Tagen, wo in Wien, Berlin, in den Vereinigten Staaten eine erbitterte Ursache Kriegen ausbrachen, haben Paris und Frankreich Proben von Solidität ohne Gleichen geliefert. Auf einem einzigen Felde, auf dem der Politik, scheint uns die Vernunft zu verlassen und unvernünftige Leidenschaften oder traurige Verurtheile verwirren

unaufhörlich die Köpfe, beunruhigen die Herzen. Ein solches Uebel könnte alle anderen uns so reichlich zugemessenen Güter zerstören und alle unsere Berechnungen über die Fortschritte unserer materiellen Blüthe vergeblich machen. Wir wollen nicht hoffen, ohne Mittel dagegen zu sein, unser Land wird sich endlich einer Leisung erfreuen, welche seiner Natur, seiner Geschichte, seinem Ordnungsbedürfnisse entspricht. Um sie vorzubereiten oder zu erwarten, ist nichts mehr geeignet als die Arbeit; mag nun die gegenwärtige Regierung sich befeßigen und sich unter der Form einer definitiven Republik konstituieren oder mag sie nur eine Etappe zu einer erblichen Macht bilden, immer ist es die Fortsetzung jener materiellen Thätigkeit, welche uns seit den Ereignissen von 1870/71 geholfen hat, welche aber gegenwärtig ermatet und nicht ohne die größte Gefahr gehemmt werden kann. Den Besorgnissen der Politik, den Täuschungen einer schlechten Vertheilung der herabsinkenden Verlegenheiten der europäischen und amerikanischen finanziellen Krisis dürfen wir um keinen Preis die Krankheit einer Handelskrise hinzufügen. Um sie abzuwehren, darf weder Steuer noch Anleihe so häufig erscheinen. Beide geben das Material für die Arbeit, deren hauptsächlichste Werkzeug das Bankbillet ist. Vor allem muß also der Staat die Solidität der Billets garantieren und sich zu diesem Zwecke so bald als möglich gegenüber der Bank frei machen. Aber ebenso muß er, da die Steuer nicht zugleich das Gleichgewicht des Budgets herstellen und die notwendigen gemeinnützigen Unternehmungen unterstützen kann, von neuem zur Anleihe greifen. Die Bedingungen mögen nun günstig sein oder nicht, die Emission mag, nach den Zufällen der Politik, mehr oder weniger nahe sein; genug, von jetzt ab erfordert die Lage gebieterisch, auf diese letzte Ende unserer finanziellen Verlegenheiten Bedacht zu nehmen.“

Italien.

Umfang im Gebiete der gesammten neueren Danteliteratur.

I.

Nächst der Bibel wird sich in der gesammten menschlichen Literatur nicht leicht ein Buch aufweisen lassen, über welches so viel geredet, gedacht, geschrieben, gedruckt und verhandelt worden wäre, wie über Dante's göttliche Komödie. Würde es Jemandem gelingen, außer förmlichen Ausgaben noch alle Schriften zu sammeln, welche über Dante selbstständig erschienen sind, abgesehen von den unzähligen Abhandlungen, welche in verschiedenen Zeitschriften, Werken allgemeinerer Inhalts u. s. w. verstreut liegen, so gäbe das eine ganz hübsche, dazu noch recht kostbare Bibliothek. Auch nun den fortwährenden, ich möchte sagen, regelmäßigen Zuwachs derselben brauchte der glückliche Besitzer nicht im Geringsten besorgt zu sein. Dantophilien, Dantolatren und Dantedilettanten sorgen nur zu reichlich für die Vermehrung der Dante-Bibliotheken. Zu reichlich, sage ich, denn es gehört wirklich ein unkräftiger Appetit dazu, um auch nur die Creme der einschlägigen Produkte zu verdauen, und gewiß kann man es Keinem übel nehmen, der sich mit Appetitlosigkeit entschuldigt, wenn ihm ein neuer Band über Dante präsentiert wird. Selbst den, der sich freilich mit diesem Saft beschäftigt, beschleicht hin und wieder ein Gefühl der Ueberflüssigkeit, zumal wenn es dieselben Bände sind, die man ihm über seinen Lieblingsdichter zu lesen zumuthet. Ja, wenn sich die Lektüre solcher Schriften auch nur

im bejcheidensten Grade lohnen würde! Allein, man weiß nachgerade fast auswendig, nach welchem Rezept ihrer die meisten fabrizirt sind. Man erzählt das Bekannte aus Dante's Leben und der Geschichte seiner Zeit, hierauf läßt man begehrlange, verdunte und unverdumte Exzerpte aus den verschiedenen Schriften des Dichters folgen, dann kommt ein wennmöglich noch langfädiger, preßfaßiger Auszug aus der *Divina Commedia*, mit einigen sogenannten neuen Erklärungen oder Aufkloppungen ausgepickt, und so hat man einen ganz anständigen Band zusammengeknüpft. Nach diesem Rezept fabrizirte Bücher kenne ich in italienischer, deutscher, französischer und englischer Sprache je ein halbes Duzend schon aus dem Gedächtniß anführen, allein dessen bedarf es wohl nicht. Ein anderes Gericht, das den Freunden des Dichters hin und wieder präsentirt wird, sind die sogenannten Sammlungen. Wie auf allen übrigen, so giebt es auch auf dem Gebiete der Dantelliteratur Scribenten, welche den aus der Idee befehle sind, alles, was aus ihrer eigenen Feder hervorgeht, sei in höchstem Grade vorzüglich, könne und dürfe ja nicht der Bergeffenheit anheimfallen. Zerstreute Aufsätze, Regenkronen, Gedanken, Bemerkungen u. dgl. werden daher gesammelt und wieder abgedruckt, — das Zertritte mit dem Richtigen, das Zertritte mit dem noch Werthvollen, — und siehe da! wir erhalten ahernoch einen ganzen Band über unseren Dichter. Wie weit durch diese Sorte von Literatur die Liebe zum Dichter und das wirkliche Verhältniß desselben gefördert wird, mag füglich dahingestellt bleiben.

Das Besagte wird es rechtfertigen und erklären, daß ich, statt über jedes einzelne Produkt auf diesem Gebiete jeweilen zu berichten, den Leser einfach einlade, über das Beste, was der italienische, deutsche, französische und englische Büchermarkt in jüngster Zeit in dieser Richtung gebracht, eine allgemeine Umschau zu halten. Ich sage über das Beste, denn wollte ich alles das erwähnen, was mir bekannt geworden, so müßte ich ein paar Spalten des „Magazin“ mit bloßen Titeln von Büchern, Broschüren und Abhandlungen anfüllen. Dazu ist aber hier gewiß nicht der Ort. Wer bloße bibliographische Notizen zu haben wünscht, muß sie anderswo suchen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Italien das Land ist, welches die meisten Dante betreffenden Ereignisse liefert. Der Wahrheit gemäß muß aber zugleich bemerkt werden, daß dieses Land in der jüngst verfloffenen Periode auch das weitest Bedeutendste geliefert hat. Beginnen wir mit den Ausgaben der *Divina Commedia*, so ist zunächst eine solche zu erwähnen, die einen Erfolg gehabt, welchen man kaum für möglich halten sollte, wenn man die große Zahl von Ausgaben ins Auge faßt, die jedes Jahr erscheinen. In der That, wenn heutzutage, da mehrere hundert verschiedene Ausgaben der *Divina Commedia* vorliegen, eine neue, 10,000 Exemplare starke Auflage in wenigen Monaten vergriffen und eine zweite nötig wird, so darf man dies wohl einen überraschenden und unerwarteten Erfolg nennen. Solch' ein seltenes Glück ist der von Eugenio Camerini besorgten Ausgabe*) geworden. Der Herausgeber hatte bereits in den Jahren 1868 u. ff. eine sehr brauchbare Ausgabe des Dante'schen Gedichtes besorgt, mit aus den besten vorhandenen Kommentären sehr verständlich und sorgfältig ausgewählten Noten, die so ziemlich alles zum Verhältniß des Gedichtes Nötige enthalten. Ueber diese Ausgabe kann ich nur wiederholen, was

ich bereits anderwärts angeschlossen, daß sie nämlich der besten eine ist unter den vorhandenen Ausgaben der *Commedia*. Sie erschien bei Sonzogno in Mailand, in drei Foliobänden, mit den bekannten Dante'schen Illustrationen geschmückt. Gegen den Anfang dieses Jahres unterzahn nun der nämliche Verleger eine *Biblioteca classica economica* herauszugeben zu 1 Vira (= 8 Spr.) den Band von durchschnittlich 400 Seiten H. 8. Als erster Band dieser *Biblioteca* erschien eben die *Divina Commedia*, nach wenigen Monaten war die Auflage vergriffen und mußte das Buch wieder aufgelegt werden, so daß nun zwei Auflagen vorliegen, beide von diesem Jahre, und das Buch — wenn ich recht berichtet bin — nunmehr in 25,000 Exemplaren verbreitet ist. Diesen Erfolg verdankt dasselbe zunächst jedenfalls dem beispiellos niedrigen Preise, zum Theil wohl aber auch seiner inneren Güte. Es ist wesentlich Reproduktion der vorhin erwähnten Foliausgabe, und was von dieser gelagt wurde, gilt ganz auch von der kleinen. In Bezug auf äußere Ausstattung kann man natürlich keine hohen Ansprüche machen, wenn man den Preis berücksichtigt; doch möchte das Buch auch in dieser Richtung billige Erwartungen nicht übertreffen. Wer freilich seine Augen schenken muß, der wird besser thun, zur Foliausgabe zu greifen. Eine zweite, für den gewöhnlichen Bedarf ebenfalls recht brauchbare Ausgabe ist in drei Duodezbandchen in Turin erschienen.**) Der Herausgeber, Giovanni Trucaccia, nimmt den streng kirchlichen Standpunkt der Ausgabe ein. Hieron abgesehen ist sein Kommentar — wesentlich Kompilation wie bei Camerini — recht brauchbar und für das Bedürfniß der gewöhnlichen Danteliker bei aller Knappheit vollkommen ausreichend. Ueber andere neuere Ausgaben der *Commedia* mag hier blos stillschweigend hinweggegangen werden. Doch möge man es meiner Auteiligkeit zu Gute halten, wenn ich die Bemerkung noch beifüge, daß von meiner eigenen, mit sehr reichhaltigem Kommentar ausgestatteten Ausgabe, der erste das inferno umfassende Band im Druck vorgeht ist, und dieser Tage bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen wird.**)

Eine in ihrer Art hervorragende Publikation ist die von Alessandro d'Ancona in Verbindung mit Giose Garbucci und Pio Rajna besorgte Prachtausgabe von Dante's *Vita Nuova****). Ich will hier nicht wiederholen, was ich unlängst über dieses Buch anderwärts geschrieben, und begnüge mich mit der Bemerkung, daß dasselbe, abgesehen von der glänzenden Pracht der äußeren Ausstattung, sowohl durch Einleitung und Kommentar, als namentlich auch durch die sorgfältige darauf verwendete textkritische Arbeit den unfrühesten ersten Rang unter den bis jetzt vorhandenen Ausgaben dieser interessanten und anziehenden Vorgeschrift Dante's einnimmt.

*) La D. C. di Dante Alighieri. Con note tratte più celebri commentatori raccolti dal Dott. Sacc. Giovanni Trucaccia. Torino, Tip. dell'Oratorio di S. Francesco di Sales, 1873. 3 Bde. 12. 296, 307, 340 S.

**) La D. C. di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Vol. I, L'Inferno, Leipzig: F. W. Brockhaus, 1874. 8. XI, 444 S. (Der zweite Band ist unter der Presse.)

***) La Vita Nuova di D. A. Ricontrata su codici e stampe ecc. per cura di Alessandro d'Ancona. Pisa, Tipogr. dei Fratelli Nistri, 1872. gr. 4. LX, 128 S. mit einer photogr. Tafel.

*) La *Divina Commedia* di Dante Alighieri. Con note tratte dai migliori commenti per cura di Eugenio Camerini. Edizione stereotipa. Milano, Ed. Sonzogno, editore 1873. H. 8. 431 S.

Spanien.

Spanische Volkspoesie.

I.

Tadeln wir des Deutschen Schwermüdigkeit, so loben wir seine Gründlichkeit und Tiefe; klagen wir über den französischen Uebermuth, so preisen wir die französische Heiterkeit, Herzensgewandtheit und die Einheit des französischen Geschmacks; lächeln wir über die Muth der italienischen Phantasie, so bewundern wir die Künste ihrer Kunst; spotten wir über den englischen Materialismus, so hassen wir über seine Industrie. — Was aber dankt die Welt dem spanischen Nationalstolz, und welche Tugend hat der Spanier aus seinem Nationalfehler gemacht?

Ein trüger Stolz ist in aller Augen der Grundzug des spanischen Charakters, und überall wo von Spanien gesprochen wird, da kehren, außer den Namen Don Quixote, Elid, Riquelme, Eshola, Ten Juan, außer den stereotypen Stichwörtern des Stierkampfes, des blauen Blutes, der manilla, des Fuchers und des fandango, nur alte und neue Anekdoten von spanischem Heiterkeitssinn und spanischer Grandezza wieder; da wird das Thema Schiller's: „Stolz will ich den Spanier“ ins Unendliche variiert. Der eine erzählt von Karl V., in dessen Reiche die Sonne nicht unterging,*) daß er deutsch mit seinen Pferden, englisch mit seinen Rägeln, französisch mit seinen Freunden, italienisch mit Frauen sprach, spanisch aber mit seinem Gott. Und man könnte hinzusetzen, daß an anregenden, anüberheblichen Wörtern der Spanier dem deutschen Gemüth, seiner Bequemlichkeit, Unzucht und Ahnung, seinem Tiefhinn und seiner Schwermüdigkeit, wie der Franzose esprit und verve, der Engländer humour und comfort, der Portugiese saudade, als edler castellano galan, und bizarro nur *leo doctore gallardis* entgegenstellen hat, Wörter, welche seinen Muth und die sarkastische Pracht eines glänzenden, ritterlichen Auftretens zeichnen. Siz anderer nennt Spanien den Garten des Paradieses, das Aethiops Europa's, und jährt: „Hätten auf dem hohen Berge, dahin Saten den Herren führte, die Pyrenäen Spanien nicht verdeckt, wer weiß, was geschähen wäre?“; und mit ironischem Blick auf die jüngste Vergangenheit läßt er fort: „Und wäre Gott nicht der liebe Gott, er wäre König von Spanien. Si Dios no fuese Dios sería rey de las Españas!“ — Kanute de Kolibard war erwähnt, der unter eine Blitschrift steht: so gut adlig wie der König und noch etwas mehr; die spanischen Granden werden gepriesen, die auch heute in ihr Wappen schreiben: von uns stammen unsere Könige, nicht wir von ihnen; und ebenso die Formel der arragonischen Cortes bei jeder Königswahl: „Wir, die wir so gut sind als ihr, wählen euch zu unserm Könige, auf daß ihr uns schützet und die Gesehe achtet.“

Die stolze, charaktervolle Physiognomie, die sich aus solchen Zügen zusammensetzt und die schon Plinius an den Berrern als *verusantia cordis* kennt, mag jeder Reisende mit ziemlich gleichen Farben aus und auch wenn man tiefer in Literatur und Geschichte des spanischen Volkes eindringt, bleiben sie als Grundlinien bestehen. Das alte Spanien zeigt sich voll Würde und Originalität, mit harter Willenskraft, ausdauernder Hartnäckigkeit, starrer Treue, hohen Hergens, streitbar und voll glühender Phantasie, jedoch so selbstzufrieden in seinem Original-Kostüm, so überzeugt

von der Vollkommenheit seiner Sprache, seines Landes und seiner Leute, daß es jeden engeren Zusammenhang mit Welt und Weltgeschichte meidet, sich in sich selbst zurückzieht, es als Knechtschaft von sich weist, im kleinften nachzugeben und fremde Elemente in sich aufzunehmen, kurz einsame Wege geht und dem geistigen Tauschhandel des übrigen Europa passiv zuschauet. Dies wirft denn auch, nachdem es einmal den Saft der Romantik aus den spanischen Eimonen gedrückt hat, die unbrauchbare Schale verächtlich bei Seite. Das neue Spanien fühlt und leidet unter den Nachwirkungen dieses tödtenden Stillstands- und Stabilitätsprinzips, das nichtgedrungen, wie jedes stehende Wasser, das Element der Ränigkeit aus sich selbst entwickeln mußte; es fühlt sich den europäischen Mächten gegenüber fremd und verlassen, und findet — nur mit seltenen Ausnahmen — keine andere Rettung, als sich jugendwärts zu dem entstimmenden Ruhm zurückzuwenden, die Schatten Sagunt's und Rumania's heraufzubeschwören und sie gegenherbstig rubelös angehen zu lassen; (Gastier's Neben!) es findet kein anderes Mittel seine Kraft zu zeigen, als in der Verachtung und Umkehrung aller Ruhe und Ordnung, seine andere Möglichkeit, das alte Ideal zu modernisieren, als die Verherrlichung jedes Banditenwerks, wenn es nur schön und kraftvoll betrieben wird. Der nationale Stolz, der früher begründet war, ist, wo er überhaupt noch lebt, jetzt nicht mehr die Basis eines einheitlichen, konzentrirten Gefühls; in jedem einzelnen spukt er als hochmüthiges Bewußtsein der persönlichen Größe und produziert die spanische ganz persönliche Interessentpolitik, deren unheilbares Joch nie lange ertragen wird.

Die herben Urtheile, welche die Ereignisse der letzten Jahre hervorgerufen haben, sind gerecht, wenn man sie auf den Kreis beschränkt, den sie allein treffen können, und unter „Spanien“ nur die sogenannten Gebildeten der Nation versteht. Nur auf die höheren, herrschenden Klassen darf in Spanien der Begriff der Ränigkeit und Korruption angewendet werden; ebenso wie das Bild des stolzen Spaniers, wenn wir ihn mit festerlich gravitätischem Ernste, auf hohem Kothurn einhergehenden sehen, nur die höheren Klassen, die literarisch gebildeten Schände recht charakterisirt. Nur diese haben den Kastilianerstolz; nur diese tragen noch heute die durch Jahrhunderte langen Brauch als offiziell sanktionirte Waare, welche im goldenen Zeitalter, als der Kreis der Gebildeten sich weiter ausdehnte, ganz allgemein getragen ward. So lange ein einzelnes Spanien blühte, unter der Oberherrschaft Kastiliens, ward jeder Gebildete zum Kastilianer, so daß die provinziellen Unterschiede und das eigentliche Volkselement zurücktraten und verwischt schienen. Sobald die Einheit zu zerfallen begann, erlangten die Provinzen innerlich und äußerlich von ihrer alten Selbständigkeit immer mehr zurück, und wenn man früher, mit einigem Rechte, jeden Spanier als Kastilianer kennzeichnen durfte, so sagt doch jetzt der Katalane und Valenzianer, der Aragonese, der Asturianer, der Galizier und der Andalusier nur schlecht in das alte Redel hinein.

Am Andalusier wollen wir im nächsten Artikel zeigen, daß mancher Spezialzug ihn von dem Allgemeinen Spanientypus trennt.

Der Elid.*)

Eine ziemlich selbständige Zusammenfassung besonders französischer Forschungsergebnisse über Noergige Diaz von Elbar, el

*) Sollte nicht dieses „geflügelte Wort“ seinen Ursprung in den Reinen des Spanier's Juan VII., 429—25, haben? dem wir wohl auch „den West, der Elfen wachsen ließ“ verdanken! J. Euc. IV. 5791

*) Le Elid. Son Histoire, sa Légende, son poëme par Alph. Willemaers. Bruxelles, Victor Devaux 1873.

Campador, giebt der unten genannte Esfian von Ribbons Willenmaers. In dreifacher Richtung beleuchtet er das Bild des spanischen Nationalhelden, indem er zu zeigen sucht, wie die kritische Geschichte es überliefert, wie die Sage es verherrlicht und steigert, was die Poesie, insbesondere die dramatische eines Castro, Corneille und Diamante, daraus gemacht hat.

Bekanntlich ist die Grenzlinie zwischen Sage und Geschichte auch in diesem Falle durchaus keine mit absoluter Sicherheit festzustellende. Die historische Kritik ist besonders im vorigen Jahrhundert sehr weit gegangen, indem sie das ganze Heldenthum des Eid für einen Mythos erklärte und in demselben nur Fanatismus, Grausamkeit und Betrügerei erblicken wollte. ziemlich sicher ist indessen nur, daß die dramatischen Verwickelungen seines Privatlebens, welche einen der vorzüglichsten Reize der Dichtungen ausmachen, in den geschichtlichen Quellen keine Bestätigung finden. Auch die ritterlichen Vollkommenheiten, welche Epös und Romanze ihm angedichten, müssen gewissen Einschränkungen unterworfen werden und selbst von manchem Makel der Grausamkeit, der Hinterlist und des Verrathes ist kein Andenken nicht ganz freizusprechen. Die mildesten Umstände dieser Schuld liegen allerdings, wie Willenmaers mit Recht bemerkt, in der Zeit, deren Sohn er war. „Der Eid lebte im 11. Jahrhundert zu einer Zeit, in der die glücklichsten Länder Europas sich erst allmählich von der schrecklichen Barbarei losmachten, welche die Völkermigration über sie gebracht hatte, zu einer Zeit, in der die europäische Gesellschaft noch alle Tugenden und alle Laster von Barbaren nährte, den Muth, den eblen Stolz, die Eist und die Grausamkeit. Er wurde in Mitte eines Kampfes geboren, der um so heftiger entbrannte, je älter er war und den dreifachen Charakter eines Rassen-, Unabhängigkeits- und Religionskrieges an sich hatte.“

Die einzelnen Theile der Eid-Sage enthalten offenbar zu verschiedenen Zeiten und alle Klassen des spanischen Volkes wirkten darauf bestimmend ein. „In der Erzählung des Duells und des Eides (welchem der Eid seinem Monarchen dahin abnimmt, daß er an der Ermordung seines Bruders keinen Theil gehabt habe) findet man die energische Art des muthigen und stolzen Adels der erst späteren Neuzeit, die Epöiden des Ausfluges und der Wunder sind offenbar mährchenhaften Ursprungs, die letzten Züge aus dem Leben des Helden gehören der monarchischen Epoche der spanischen Geschichte an und schreiben dem Eid eine Unterwerfung unter die königliche Autorität zu, der seine ganze Geschichte widerpricht.“

In Beurtheilung der dramatischen Bearbeitungen des Eid steht der Verfasser auf französischem Standpunkt und Corneille fällt der Unwenantheil seiner Bewunderung zu. Daß Corneille von de Castro die erste Anregung, sowie den Stoff erhielt und ihm manche Schönheit wörtlich entnahm, vermag er nicht in Abrede zu stellen. Den Unterschied zwischen beiden Dichtern erblickt er darin, daß de Castro die Eide zum Grandmotive nahm, während Corneille „das ganze Interesse der Tragödie in die Liebe legte.“

Guthrie de Castro vermachte gegen seinen überproduktiven Zeitgenossen Vega in Spanien nicht aufzukommen und die dramatische Bearbeitung des Eid war weit entfernt, die Popularität zu erlangen, deren sich die epische und lyrische Behandlung desselben Gegenstandes erfreute. De Castro starb arm im Spital und erst nach seinem Tode gelangte sein Werk zu verdientem Ansehen.

Daß auch der zweite dramatische Bearbeiter des Eid in Spanien, Diamante, zu Corneille in Beziehung steht, ist außer Zweifel, nur war bisher streitig, wer von Beiden der Geber und wer der Empfänger sei. Schack tritt auch hier für die Originalität

des Spaniers ein, indessen sind wohl die Gründe von Philarete Charles überzeugender, welcher nachweist, daß Diamante erst durch den ungeheuren Erfolg Corneille's angeregt wurde, den Versuch Castro's, die Gestalt des Nationalhelden aus der vaterländischen Poesie wieder aufleben zu machen, zu erneuern.

Willenmaers stellt schließlich einen zweiten Band in Aussicht, welcher ausgewählte Theile von Castro und Diamante enthalten soll und sich ausschließlich mit den Dichtern des Eid beschäftigen wird. G. B.

Schweden.

Das Romantische in der schwedischen Poesie.

Von Herman Björkstén.

Zwischen der Ostsee wohnt ein Nachbarvolk, das, in grauer Vorzeit durch seine Raubzüge ein Schrecken unserer Küstenbewohner, vor wenigen Jahrhunderten, durch das Christenthum verehrt, und brüderlich beieinander hat, im Kampfe für die Befreiung unserer Kirche von der Knechtschaft päpstlicher Satzungen. Es ist das Volk der Scandinavier, das, wie die Deutschen, dem Stamm der Germanen entsprossen, ihnen ähnlich ist an Tiefe des Gemüthes und Biederkeit des Charakters.

Möge der folgende Ausfluß, den ich einer schwedischen Zeitschrift entnommen und ins Deutsche überlegt habe, zeigen wie auch in dem rauhen Klima des Nordens die Blume der Poesie nicht erstorben ist; vielmehr in Herz und Gemüth des nördlichen Volkes stets fruchtbaren Boden gefunden.

D. Böttcher.

Der Streit, welcher in einer Reihenfolge von Jahren in der europäischen Literatur geherrscht und dieselbe in zwei von einander getrennte Parteien geschieden — in die alte und neue, die klassische und die romantische Schute — hat, wie Jedermann weiß, sich auch über unser Vaterland verbreitet und im Anfange dieses Jahrhunderts eine Polemik hervorgerufen, deren Nachklänge — obgleich die ersten Kämpfer derselben längst im Grabe ruhen — sich noch jetzt zumellen vernachlässigbar machen. Es war ein neuer Krieg, an welchem das junge Schweden sich betheiligte, in Verbindung mit den deutschen „Hilfshütern“, ein Krieg um große Prinzipien, reich an La Mancha's tragikomischen Rittergehalt, ausgeschmückt mit allen möglichen Abenteuer der Ritterlagen, reich an fähnen Streifzügen in ungeheurer Gegenwart, an Siegen und Niederlagen, wobei freilich kein Blut, aber viel Dinte vergossen wurde; — mit einem Worte, es war ein Streit, der viel Aufsehen und viel Interesse erregte, eine ergebnisse Quelle wurde für die Spottlust, und die Jugend entzündete, die daran Theil nahm, oder Zeuge war von den verschiedenen Ergebnissen desselben.

Run wohl — welches war denn die Macht, wozu die jungen Titanen sich aufsuchten in tragischem Uebermuth? Was für Siege sind denn errungen, welche wirklichen Triumphe gefeiert, welche Wahrheiten der Welt erkämpft worden? Und wenn der Satz steht, daß die Dichtkunst eines Landes in dem Maße Bedeutung gewinnt, als sie sich an das Volksbewußtsein, an Ueberlieferung, Geschichte und den Charakter der Nation anschließt — wie gestaltet sich dann der nun beendete Streit? Auf welcher Seite standen die für das Vaterland kämpfenden Ritter?

Oder mit anderen Worten: welche Schule, die klassische oder die romantische, hat die tiefsten Wurzeln geschlagen in dem Boden skandinavischer Kultur?

Diese Frage führt uns direkt zu unserem Gegenstande, zu der Schilderung der schwedisch-romantischen Poesie, wie sie vor uns steht in der Morgendämmerung des Mittelalters, wie sie zum Ausdruck kam in der einfachen kunstlosen Volkspoesie mit ihren wunderbaren Gestalten, wie sie nach Jahrhunderten wieder aufzuwachen wurde von den neuromantischen Dichtern Schwedens, wie sie endlich vor uns steht in den herrlichen Schöpfungen der Dichtkunst unseres Tegner, in denen die Vollendung der Metrik, sowie die reale Anschauung der klassischen Schule mit dem innigen Gefühl und der tapferen Auffassung persönlicher Eigenthümlichkeit wie mit den wechselnden, wohlklingenden Versformen der Romantik vereinigt ist.

Werfen wir nun einen kurzen Blick zurück auf das einschwebende Zeitalter der klassischen Dichtkunst, im Vergleich zur Romantik der neueren Zeit.

Mit Recht hat man die Behauptung aufgestellt, daß das griechische Schönheitsideal vorzugsweise auf plastischer Darstellung beruhe, welche Behauptung sich nicht nur auf die bildenden Künste beziehe, wo die Plastik das natürliche Uebergewicht hat, sondern auch auf die Poesie. Wie ein hoher, treibender Felsen, der seine kahle, schneebedeckte Stirn in den Wolken verbirgt, so stand vor dem griechischen Volksebewußtsein das dunkle, allmächtige, Alles beherrschende Jatum, dessen unübersteigliche Macht sowohl die jetigen Götter, als auch die schwachen Sterblichen empörte oder vernichtete. Diese Macht, als Grundprinzip des zeitlichen Lebens, ist somit eine ganz und gar ähner. Sie findet kein Gegenwärtiges, erlaubt keine Zweifel in der Brust des Einzelnen. Sie weist den Dichter auf die Darstellung rein formeller Schönheit hin, während sie ihm dagegen das Recht christlicher Idealtät raubt, diese Idealtät, die die Selbstbestimmung und den freien Willen als höchstes Erforderniß für die Vollendung der Poesie hinstellt.

Welches Ziel erreichte daher die griechische und nachher die römische Poesie? In ihrer höchsten Offenbarungsscene erschien sie plastisch vollendet, sowohl in Hinsicht auf die innere Vollständigkeit der Charaktere, wie auf die formelle Schönheit der Sprache und des Versbaues. Betrachten wir z. B. die Antigone des Sophokles, eines der berühmtesten Meisterstücke der antiken Welt!

Das ist ein Bild, als wäre es aus Felsen gebauen, von der Hand des Präxiteles, vollendet, erhaben, unantastbar — doch es schlägt sein Herz in der Marmorbrust, sein inneres Feuer leuchtet aus ihrem Auge, seine Leidenschaft bewegt das Blut, das in den Adern dieser Schönheit rinnt. Sie hanzelt, leidet und stirbt — aber ohne von einem inneren Drange dazu getrieben zu sein.

So konnte das antike Schönheitsideal sich nie ganz eignen für die christliche Poesie, denn hier ist das bestimmende Prinzip nicht länger ein äußerer. Der Konflikt ist in die eigene Brust des Individuums verlegt, und gerade hierin liegt der Uebergangspunkt zwischen der klassischen und der romantischen Poesie.

Die Heidenwelt stürzte in Trümmer, die Harfen der klassischen Sänger, seit lange geborsten, versunkenen nun ganz. Neue Sprachen entkamen aus den alten, eine neue Schwundadrückung entwickelte sich, die mit der Vergangenheit nur in geringem Zusammenhange stand. Aus der Vermischung der lateinischen Sprache mit germanischen Elementen entstanden in Frankreich, Spanien und Italien die romanischen Sprachen. In dieser neu-gebildeten Volkssprache dichteten die Troubadours und Skalden des Mittelalters.

Aber auch die höchste Poesie des romantischen Mittelalters vermochte sich nie zu einer freien Kunst in des Wortes wahrer Bedeutung zu erheben. Das unbewegliche Jatum wurde hier von der Kirche repräsentiert, welche Macht besaß, zu lösen oder zu binden. Nur mit dem Siege der Gedankenfreiheit in der protestantischen Kirche konnte ein wirklich öchtrromantisches Drama entstehen, und gerade die Auffassung wollte ich bei dem aufgestellten Vergleich zwischen dem antiken und modernen Trauerspiele erzielen.

Die wunderbare Dichtung des Mittelalters war eine Mischung von heissen Abenteuer, Ueberwältigung des Gefühls und tragischem Pathos. Diese Dichtung stand in umgekehrtem Verhältniß zu der heilenischen; denn wie die letztere das Ideal verfinsterte, so wurde durch die Romantik das Sinnliche idealisiert.

Es ist klar, daß von zwei so ganz entgegengesetzten Richtungen, dem Realismus und Idealismus, auch zwei ungleiche, einander bekämpfende Schulen hervorgehen mußten.

Das deutsche Volk, unsere Stammverwandten, welches, ohne Vermischung mit lateinischen Elementen, selbstständig seine Sprache entwickelte, nahm im Mittelalter auf das lebhafteste Antheil an der neuen Bewegung in der Poesie. Was die Troubadours für das romanische, das wurden die Minnesänger für das germanische Volk. Einer von Deutschlands ersten Geschichtsschreibern weigert sich jedoch nicht, die Beziehungen anzuerkennen, durch welche Deutschland in poetischer Hinsicht mit den romanischen Ländern des Mittelalters verknüpft gewesen, weil eine große Menge deutscher Volksagen und Wesen nachweisliche Uebersetzungen und Bearbeitungen oder Nachahmungen fremder Originale sind.

Auch Schweden nahm endlich Theil an diesem Sängerkreise, mit einer Phantastie, ebenso üppig, ebenso abwechselnd und reich, wie irgend eines der südlichen Völker. Hierbei müssen wir jedoch einen Umstand ins Auge fassen, der der schwedischen Romane einen von der südeuropäischen ganz verschiedenen Charakter verlieh.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die romantische Poesie im Mittelalter nach dem Norden hauptsächlich von Außen her eingeführt wurde, und noch heute enthalten unsere Bibliotheken zahlreiche Uebersetzungen von deutschen, französischen, italienischen und spanischen Ritteragen und Volksepen. Aber im Norden bestand schon vorher eine Nationaldichtung, deren Wurzeln tief hinabreichen bis in die dunkelsten Schichten der heidnischen Sagen, und deren Krone schon seit langer Zeit den Wohnort der Götter streift. Es war daher ein dankbares Erdreich, in welchem das romantische Treibhausgewächs Wurzel schlug, als es in unser Vaterland eingeführt wurde. Hier handelt es sich nicht nur um die Ausbildung eines fremden Elementes. Ihre Verschmelzung mit den vorhandenen gewesenen poetischen Stoffen bildet eine der interessantesten Erscheinungen in unserer Kulturgeschichte, und kommt klar und deutlich zum Ausdruck in den, aus dem Mittelalter durch Tradition aufbewahrten und schließlich schriftlich aufgezeichneten Epen, die „schwedische Volkslieder“ genannt wurden.

Ein Jeder dürfte sich daran erinnern, daß die germanischen Stämme, welche in das römische Gebiet einwanderten, weder eine wirklich ausgebildete Mythologie und Dichtkunst, noch irgend welche schriftlich aufgezeichnete oder durch Ueberlieferung aufbewahrte Sagen besaßen. Dasselbe gilt auch von den Germanen, welche das jetzige deutsche Reich gründeten. Ihre Religion war eine rohe Naturverehrung, von deren mythischen Vorstellungen wir nur eine unvollständige Kenntniz besitzen. Ganz anders verhielt es sich in Schweden, wo die Erdbäuer schon während eines Jahrtausend ihren tiefen, mächtigen Einfluß auf das

nationale Bewußtsein angeeignet und für die nordischen Skalden eine vollständige mythologische Kustkammer geöffnet hat, die in mancher Beziehung der olympischen gleichsteht. Vergleicht man Wolhalla mit dem Olymp, die Edda mit dem Homer, die in Norden angebeteten Götterreiche mit der hellenischen, welche Nichtigkeit in der eigentlichen Grundzüge, welche Verschiedenheit in der Ausbildung! Man kann behaupten, daß die Poesie, welche wir die ädromantische nennen, und als deren Herzen der Reiz der bei uns Tegner, Heijer, Runeberg und mehrere andere nennen, ihren Ursprung schon in der Eddasage und der daraus entstandenen altnordischen Dichtung hat. Die romantische Poesie in ihrer höheren Bedeutung warzelt daher tiefer in unserm Nationalbewußtsein, als jemals die sogenannte klassisch-akademische, welche letztere, zugleich mit dem neuromantischen Phosphorismus, bei uns in neuerer Zeit eingeführt ist, doch nicht etwas direkt von Hellas und Rom, von der Provence und Spanien, sondern die erste, durch die Vermittlung der akademisch-französischen, die letztere durch die neuromantisch-deutsche Schule.

Das Eddalied und die ihr nachgebildeten altnordischen Dichtungen entbehren allerdings diese Vollendung der Form, die mit Recht an der antiken Poesie geriechen wird. Aber in der Tiefe der Auffassung, in der Innerlichkeit der Phantasie und des Gefühls, in der Fähigkeit, zu individualisieren — welches eines der Kennzeichen echter Romantik ist — in der Schilderung der Leidenschaften, steht die Eddasage jeder Poesie im Range gleich — sowie das Gemüth des Nordländers im Allgemeinen, das Innerliche, Bedeutungsreiche, Tiefe schätzt — insofern es nämlich, wie Tegner sagt, eine Tiefe ist, „wo man den Hohlraum auf dem Grunde schimmern sieht.“ Die Eddasage enthält, trotz aller Ungeordnetheit, ihre Mängel in der Form, gleichwohl poetische Schönheiten ersten Ranges. Wir theilen hier in freier Uebersetzung ein Stück aus „Gudrun's Klage“ mit, das ohne Zweifel das schönste Lied in diesem berühmten Sagentreife ist.

Sigurd Hofner's-bane ist todt — ermordet von seinen Feinden — und Gudrun, seine Gemahlin, die ihn geliebt hat mit der ganzen Hingebung und Treue des nordischen Weibes, sitzt in stummer, thänenloser Verzweiflung an der Leiche des Helden. So singt die Edda von Gudrun's Thränen:

Es war eine Zeit, da Gudrun
Den Tod sich wünschte,
Vergewissungstoll sah sie
Bei Sigurds Leide.
Man hörte nicht des Seufzers Laut,
Sie schlug die Hände nicht zusammen
Wie andre Frauen.
Höllische Lamen, Höllsinge gingen,
Die ihren großen Schmerz
Wollen beschlagnahmen.
Doch Gudrun's Thränen nicht, fond,
Zu tief war ihr Leid;
Sterben wollte sie nie.

In den nun folgenden Strophen des Liedes wird erzählt, wie Freunde und Verwandte mit der Schilderung eigenen Keldes, Gudrun über den Verlust des Gatten trösten wollen, doch vergebens ist ihre Mühe, bis endlich Sigurds Schwester Gunnrüd, das verhängende Leidenschuld von dem Antlitze des Todten entsetzt und Gudrun anfordert, durch den Anblick der geliebtenzüge sich zu stärken,

Da senkte Gudrun
Den trauernden Blick,
Sah ihres Königs Haar
Mit Blut übergoßen.

Das Auge des Königs
Vom Tode gerissen,
Und das fürchtliche Herz
Vom Schwerte durchbohrt.
Da weinte Gudrun,
Die Tochter Gutes,
So sah die Thränen
Stromweis fließen,
Und klagend rief sie dann aus:
„Wie die Schwerthölle
So fand Sigurd
Unter Gutes Schönen,
Und ich selbst mühte höher zu stehen
Als meine Schwwestern alle.
Nun so gering ich bin,
Wie das gefallne
Laub in dem Sturm,
Bei mirzen, todtens König!“

Wo hat wohl die Treue, Hingebung und Trauer einen tieferen Ausdruck gefunden, als in diesen Versen aus der grauen Vorzeit! Wie zeker wird zugeben, daß diese Dichtung romantisch ist im ächten Sinne des Wortes. Die Kritik in derselben schlicht indessen keineswegs das epische Element aus, das in der scharfen Zeichnung der Persönlichkeit sich kundgibt. Dasselbe gilt auch von vielen anderen Volksepen, und solche Klänge waren es, die, von der Ueberlieferung trenn aufschwärmend, seit langer Zeit im Norden ertönten, als das Mittelalter eintrat, die Eddasage im Christenthume aufgehen ließ, und das Heldengedicht sich nun zur Ritterfage umgestaltete.

England.

Freeman's historische Essays.

I.

„Ausgewählte historische Essays“ von Edward A. Freeman — dessen „Entwicklung der Englischen Verfassung“ in einem früheren Artikel besprochen ward — bilden Vol. 1296 der Tauchnitz-Kollektion (Select Historical Essays by E. A. Freeman. In two volumes. Leipzig 1873). Die „Auswahl“ ist mit Rücksicht auf das deutsche Publikum, und zwar von dem Verfasser selbst, getroffen worden; dabei ist die 2. Ausgabe des Englischen Originals zu Grunde gelegt worden. — Daß Mr. Freeman, dessen Vertriebe für das Ur-Teutenthum wir bereits aus seinem oben genannten Werke kennen gelernt, mit Ginst und Verständnis in die Tiefen der mittelalterlichen Welt werde herabsteigen können, wird Niemand aberzweifeln. Entstanden aber sind fast alle diese Aufsätze in Folge einer Reihe größerer, meist Englischer Werke, die Freeman im Laufe der letzten zehn Jahre in Zeitschriften besprochen hat. Es zeugt nun in hohem Grade für das künstlerische Geschick Freeman's, daß er einerseits eine abgerundete, leicht sich aufbauende Darstellung seines Gegenstandes giebt, andererseits aber durch dieselbe hindurch die Auffassung seines Autors erkennen läßt, dem er instimmend oder ablehnend nahe steht. Am lehrreichsten, am meisten in das gelehrte Detail eingehend, gestaltet sich Freeman's Darstellung aber da, wo er — mit der genauesten Quellenkenntnis — eine fortlaufende und doch keineswegs störende Polemik gegen seinen Autor unterhält: es ist dies der Fall in dem Aufsatz über Karl den Kühnen von Burgund,

den wir als den interessantesten und einen der werthvollsten der vorliegenden Sammlung betrachten.

Freeman's erster Aufsatz behandelt „The Holy Roman Empire. By James Bryce, B. A. Oxford, 1864. Third Edition 1871.“*) Mit vielem Eifer wendet sich hier Freeman gegen die gewöhnliche Vorstellung, als habe das Römische Reich im Jahre 476 n. Chr. sein Ende erreicht: der Schlüssel, ohne den die ganze Geschichte des Mittelalters ein Chaos bleibe, sei der Satz, daß das Römische Reich, ganz entsprechend den Ideen eines Augustus, Konstantin, Justinianus durch das Mittelalter hindurch fortbestand: ohne diese mittelalterliche Theorie des Reiches — wie sie z. B. Dante in der Schrift *De Monarchia* niederlegt — beständig im Auge zu haben, sei es unmöglich die Theorie und Entwicklung des Papstthums vollkommen zu begreifen. In dieses Licht stellen auch die Verse des Papst Bonifatius, eines Geistlichen in Vortrage (unter Edward I. 1272–1307) gestellt werden, die Freeman seinen Essay als Motto vorangeht:

Papa cito moritur, Caesar regnabit ubique,
Sub quo tunc vana cessabit gloria cleri.

So ist, nach mittelalterlicher Theorie, der Beherrscher des h. Römischen Reichs der Herr der Welt, der Dominus Urbis et Orbis: sein Reich ist ein universelles.“) „Wenn nicht betrachtet in der Eiche der Kaiser-Theorie,“ sagt Freeman, „wird die ganze Geschichte Deutschlands, Italiens und Burgunds ein unentwirrbares Räthsel. Der Kampf Hildebrands und Heinrich verliert zur Hälfte seine Bedeutung, die ganze Stellung der Schwäbischen Kaiser wird ein unklarer Kneten, die gefeierte Prosa und die leidenschaftlichsten Verse Dante's sinken zu gegenstandslosem Schwallbeherab, wenn wir den Anspruch nicht ganz festhalten, daß im Bewusstsein des ganzen jetzigen christlichen Europa's die Heiligsachen die unmittelbaren und geistlichen Nachfolger der Jünger waren. Wie Deutschland, sinkt der am meisten geehrte Staat des westlichen Europa's, schrittweise von einem gesetzten und fast reinen Königreich zu den losen der Bundesstaaten vermandelt, kann nie verstanden werden, wenn wir nicht andeuten, wie das deutsche Königreich zertrümmert und in Stücke zerbrochen ward unter dem Gewicht des erhabenen Dilemmas, das auf der Stirne seiner Könige verblieb. Jene Mißdeutungen der ganzen Europäischen Geschichte, mit denen französische Historiker und französische Politiker den Unschlüssen zu lauschen im Stande sind, können niemals vollkommen dargelegt werden, außer nach einer gründlichen Bekanntschaft mit der wahren Stellung und der wahren Rationalität jener Teutonschen Könige und Päpste, welche der Völler so geschickt als seine Vasallen, nicht als seine Herren zu betrachten versteht. Die Beziehungen zwischen Ost- und West-Europa können nie begriffen werden, wenn wir nicht die wahre Natur jener Rival-Beziehungen verstehen, von denen jedes der wahre und geistliche Besitzer der Erbschaft des alten Roms zu sein verachtete und glaubte. Freeman unterbreitet uns, wie es zu erklären sei, daß selbst die bestunterrichteten Schriftsteller Englands jenen Schlüssel zur Geschichte des Mittelalters nur ungenügend gefasst und benutzt haben, und findet vier wesentliche Gründe für diesen Umstand. Erstens sei die Geschichte Englands weniger berührt worden von der des Kaiserreichs als von der irgend eines andern Europäischen Landes. Zweitens

— darauf läuft die Auseinandersetzung hinaus — pflege der Engländer vorwiegend französische Historiker zu lesen. „Es ist aber sicher, daß Niemand, der die französische Geschichte an der Hand von Franzosen lernt, die Geschichte des Kaiserreichs jemals richtig begreifen kann. Die ganze Geschichte Frankreichs, im engeren Sinne, die Geschichte der Pariser Könige, ist sechshundert Jahre hindurch eine lange Erzählung von Verzögerung auf Kosten des Reiches gewesen. Von der Annexion von Vyon's bis zur Annexion Savoyen's sind Alles Alte eines großen Drama's gewesen, ein Drama, in welchem die Verwüstung der Pfalz, der Raub Strassburgs mitten im Frieden, die Verbanne des ersten Buonaparte über ganz Deutschland, zugehörige und charakteristische Zwischenfälle bilden. Die französische Geschichte besteht wesentlich in einem Bericht von dem Unrecht, das dem späteren und schwächeren Reich zugefügt ward, versehen mit einem hübschen Verweis über den Ruhm des Reiches in den Tagen seiner früheren Größe. . . . Der größte der Deutschen Könige, der erste der Deutschen Kaisern, Karl, der Herr von Rom und Nachen, selbstamer Weise in einen französischen Kaiser des Westens verkehrt, den Verläufer beider Buonaparte's. . . . Die französische Geschichte, wie sie sich den Engländern gewöhnlich darbietet, besteht nur durch eine systematische Mißweisung der Geschichte des Imperiums. Bis aller französische Einfluß vollkommen bei Seite geworfen und mit Füßen getreten ist (trampled under foot), kann die wahre Geschichte des Heiligen Römischen Reiches niemals verstanden werden.“ Den dritten Grund für die in Rede stehende Erscheinung findet unser Autor in der Sympathie, die man (zunächst in England) für das neu erhabene Italien fühlte: dies beeinträchtigte den wahren Charakter des Reiches. „So manche Oesterreichische Erzherzöge waren erwählte Könige von Deutschland und Römische Kaiser, so daß man mit der Zeit dahin gekommen ist, das Haus Oesterreich und das Römische Reich zu identifizieren. Nichts ist gewöhnlicher als den Titel „Kaiser von Oesterreich,“ die ungeheuerliche Erfindung moderner Diplomatie, in das vorige Jahrhundert oder selbst noch früher zurückgeführt zu sehen.“ Selbst Sir Walter Scott scheint in manchen seiner Romane, z. B. in *Anna von Oesterreich* große Mühe gehabt zu haben, über die Vorstellung zu triumphieren, daß jeder Kaiser Herzog von Oesterreich gewesen sein müsse, und daß jeder Herzog von Oesterreich Kaiser gewesen sein müsse.“ Als letzten Grund endlich für die mangelhafte Vertrautheit mit der mittelalterlichen Idee des Reiches sieht Mr. Freeman die Tendenz an, die Wichtigkeit der Reichsgeschichte um deßhalb zu unterschätzen, weil das mittelalterliche Reich durchaus eine Unwirklichkeit, wenn nicht ein Trug war. Dem gegenüber giebt Mr. Freeman zu, daß Karl der Große allerdings ein Römischer Kaiser genau in dem Sinne wie Vespasian oder Trajan gewesen sei: „Wir können freimüthig zugeben, daß die Kaiserliche Idee niemals vollständig ausgeführt worden ist, daß ihre Ausführung keineswegs im Interesse der Welt gelegen haben würde. Wir können uns über den Glauben der Zeiten wundern, die es als ungewisse und ewige Wahrheiten betrachteten, erstens, daß es eine Angelegenheit des Rechtes wäre, daß es eine Universal-Monarchie der Welt gäbe; zweitens, daß diese Universal-Monarchie den Römischen Kaisern, den Nachfolgern des Augustus zukomme; drittens, daß die Deutschen Könige, durch Wahl der

*) Von Bryce's Werk ist bereits eine deutsche Uebersetzung (Leipzig, bei Frobenius) erschienen.

**) Dante, *De Monarchia* III, 10: *Scindere imperium esset destruire ipsum, consistente imperio in unitate monarchie universalis.*

*) Mr. Freeman stellt hier der bürgerlichen Bildung des lesenden und schreibenden Publikums in England kein günstiges Zeugnis aus: man sollte meinen, daß wenigstens die Cohenstaufen-Kaiser (dem Zeitgenossen in England bekannt waren.

Deutschen Kurfürsten, unabweislich Römische Kaiser, und damit, nach entgem Herrn der Welt wären: Dieser Glaube scheint uns sehr feilhaft, aber es war der Glaube Dante's." Mr. Freeman beschließt diese Ausführung mit dem Satze: "Wenn die Geschichte des Reiches lediglich als die Geschichte des Irrthums und der Thorheit betrachtet werden sollte, so möge man sich erinnern, daß die Geschichte des Irrthums und der Thorheit bei Weitem den größten Bestandtheil bildet von der Geschichte der Menschheit!"

Mr. Freeman ist indeß sehr weit davon entfernt, die Geschichte des Kaiserreiches lediglich als Bestandtheil der Geschichte der menschlichen Thorheit zu betrachten: er hält die Idee desselben für ebenso großartig und imponirend als unpraktisch. Sie war das leitende Prinzip in der Prosa, den Versen, dem Leben Dante's. Den Männern jener Zeit, die inmitten ewiger Kämpfe kleiner Fürstenthümer und Republiken lebten, erschien die Vision eines unversenkten Reiches des Geistes und des Rechtes in beglückender Glorie, was wir, an ein System nationaler Regierungen und internationaler Beziehungen gewöhnt, kaum verstehen können. Was das Reich ein Schatten gewesen sein, aber es war ein Schatten, dem die Menschen Jahrhunderte hindurch bereit waren, ihre Gedanken, ihre Feder, ihr Schwert zu widmen." Nach diesen Darlegungen geht Freeman auf Mr. Bryce's Buch über, das er nicht eine Geschichte, sondern einen essay nennt. "Aus einer Preisaufgabe hervorgegangen stellt diese jugendliche Leistung seinen Verfasser auf eine Höhe mit Männern, die ihr ganzes Leben dem historischen Studium gewidmet haben." Zum Schluß seiner Abhandlung kommt Freeman auf das neuerstandene Deutsche Reich: er endet mit den Worten: "Das neue Deutsche Reich ist eine schöne Wiederherstellung des alten Deutschen Königthums, aber man darf nicht vergessen, daß es in keinem Sinne eine Wiederherstellung des heiligen Römischen Reiches ist. Das ist vorbei für immer."

Im zweiten Essay giebt Freeman die ergänzende Ausführung eines im ersten bereits angedeuteten Gegenstandes: derselbe behandelt die Franken und die Gallier, und zwar in ähnlicher Methode, wie der vorausgegangene. Diese Methode, von der Unrichtigkeit oder Ungenauigkeit der Vorstellungen des großen Publikums über den betreffenden Gegenstand auszugehen, und das Richtige als ein scheinbar Paradoxes hinzustellen, bietet jedenfalls für die Lebendigkeit, die Heiligkeit und Popularität der Darstellung große Vortheile. So bringt auch dieser Aufsatz eine energische Polemik gegen die französische Auffassung der Französischen Geschichte. Der Ton, den Freeman gegen die Franzosen anschlägt, erinnert nicht selten an Carlyle: kernig und doch wie dieser, begnügt er sich nicht, wie etwa die Deutschen Historiker es vorwiegend zu thun pflegten, nur die äußerste Unbill, die unser Vaterland durch jene Nation erlitt, abzuwehren, nur bei der schrecklichen Gewaltthat sich den Ruf nach der Entstraffung zu verhaften, ihn steht vielmehr das Ganze der Französischen Geschichtsauffassung —, wovon die Französische Politik nur die einfache Konsequenz ist — als ein verwerfliches, lügenhaftes, unethisches Gebilde vor Augen: seine Polemik zielt auf das Herz der Französischen Politik, dem er recht eigentlich Dolchschläge beibringt; und seine Waffe ist ebenso gebiegen als elegant; seine Art, dieselbe zu führen ebenso gefährlich für den Gegner als gütigend für den Zuschauer.

"Das moderne Frankreich," sagt Freeman, "ist in keinem politischen oder historischen Sinne der Repräsentant des alten Galliens. Kurz, Frankreich im modernen Sinne des Wortes, die Monarchie von Paris, hat kein zusammenhängendes Dasein, das über das sechste Jahrhundert hinausginge, überhaupt kein Dasein,

das über das neunste Jahrhundert hinausginge. Das Parisische Frankreich ist in Gallien gewesen, was Besser in England, was Castilien in Spanien, was Preußen in Deutschland gewesen ist, die Könige von Paris vereinigen Scheitweise mit ihrer Domäne fast alle Gebiete ihrer nominellen Vasallen, und außerdem ein großes Gebiet, das ihnen nicht einmal eine formelle Vasallenschaft schenkte. . . Von einer Zeit zu sprechen, als Loth und Parisien keine Bestandtheile Frankreichs waren, würde manchem als ein ebenso großes Paradoxon erscheinen, wie von einer Zeit zu sprechen, als Rom nicht zu Italien gehörte." Mr. Freeman führt nun weiter aus, daß zwar „alle Nationen eine Tendenz zum Annektiren haben, daß aber Frankreich allein dasrecht in der Kunst, die höchsten Jüge der Annektirung sinnein zu verschleiern. Der Geist der Franzosen ist nie um eine Theorie für irgend etwas in Verlegenheit. Frankreich kämpft für eine Idee. Entweder die Erste hatte viel zu seinen Gunsten zu sagen, als er an die Provence und das Herzogthum Burgund Hand anlegte, und Philipp August ertrumpfte einen Gerichtshof und eine Rechtskunde, um sich in den geschlichen Besitz der Normandie und Anjou's zu setzen." Bismarck aber, so scheint es uns, überwiegt in Freeman der Historiker den unbefangenen Betrachter der Gegenwart in ähnlicher Art, wie wir dies bei uns an dem ebenso geistesstarken als geisteslosen Gervinus erlebt haben. Freeman nämlich beirrt die ethnographischen Bestandtheile des Französischen Volkes und sagt: „An der That haben sich auf den heutigen Tag Aquitanien (das Land südlich der Loire) und das eigentliche Frankreich schlechterdings nichts mit einander gemein, ausgenommen die alt Römischen Elemente und die Resultate ihrer politischen Vereinigung in den letzten vierhundert Jahren. Das Teutonische Element ist in beiden Ländern ein verschiedenes und wenigstens in einem großen Bezirk, ist auch das ursprüngliche Element ein Verschiedenartiges, die Franzosen sind entstanden durch eine Vermischung der Franken und Galten, die Gasconer durch Vermischung der Gothen und Basken. Belder Mundarten sind aus der Sprache Roms entnommen, aber der Unterschied geht über den Unterschied hies daletischer Verschiedenheit hinaus. Die Krogeanz des modernen Paris speist in der That von dem „schlechten Französisch“ Aquitanien und der Provence. In seinem unmissenden Stelze kann es nur ein patois seiner selbst in einer Mundart erkennen, die eine ebenso verschiedene ist wie die von Italien oder Spanien." Hier möchten wir Paris in Schutz nehmen; die Thatfache, daß die „Sprache von Paris“ durch Heberlegenheit des Westes alle andern Dialekte Frankreichs natur- und geistesgemäß verdrängt hat, kann durch den Nachweis der historischen und theorettischen Berechtigung dieser andern, nicht zu einer Kumulation gestempelt werden. Oder will Mr. Freeman zeigen, daß er ebenso wie die Franzosen für eine „Theorie und Idee“ einzutreten wiß und ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten?

Wenn wir aber hiermit bei einem einzelnen Punkte Bedenken gegen Mr. Freeman's Auffassung ausgesprochen haben, und seine zur Theorie neigende Natur bisweilen das unbefangene Nachdenken mit den Thatfachen und zu beeinträchtigen schien so haben wir um so nachdrücklicher hervorzuhoben, wie wir für Mr. Freeman's geschichtliche Bemühungen in antiranzösischem Sinne nur dankbar sein können, unrecht und unklar würde es sein, den Werth so gründlicher und geistvoller historisch-politischer Darlegungen unterschätzen zu wollen: der Einfluß der Englischen Historik auf die Bildung des historisch-politischen Urtheils in Europa ist geradezu unermeßlich: und warum soll der Deutsche, der so lange seine innersten Gegner und Feinde überschätzt hat,

nicht auch einmal seinen Vertheidiger und warmen Anwalt schenken und beifällig aufnehmen? Wir können den inhaltsreichen Auffatz zu anregender Lectüre empfehlen: wer die „Entwicklung der Englischen Verfassung“ kennt, wird den Verfasser derselben hier un schwer wiedererkennen, und dessen Verliebe für das Urtheutensche. Für letzteres ist Karl der Große ihm ein fürstlicher Zeuge; Karl, „der Germanische Stetten bebildet, der es verschmähte den fast abendmüthigen Weibsbau am Hofe seines Byzantinischen Kollegen in die freie Teutonsche Luft von Aachen und Angelnheim zu übertragen, der die alt- teutonische Sprache redete.“ — Der nächste Auffatz behandelt „die früheren Verlagerungen von Paris“ und zwar zu kritischem Anschluß an die Werke „Les Comtes de Paris: Histoire de l'Avancement de la Troisième Race, par Ernest Mourin,“ und Robert der Tapfere, Markgraf von Anjou, der Stammvater des Kapetingschen Hauses. Von Dr. Karl von Kallstein (Berlin, Edm. Reine). So interessant auch dieser, an die Quellen — besonders an Perz' „Monumenta Germaniae“ — sich anschließende Auffatz ist, so müssen wir ihn doch gleich den nachfolgenden über Friedrich Barbarossa hier unterbrechen lassen: Friedrich Barbarossa wird von Treumann als der größte und am meisten theils der Teutschen Könige Italiens herausgehoben, zugleich um an ihm zu zeigen, daß es nicht Gemeinplatzes giebt in der Stellung der alten Schwaben und der modernen Oesterreicher.

Kleine literarische Revue.

— **Penelope, Drama von Gottfried Böhm.** *) — Aus der wildesten Erisse der französischen Revolution, nämlich aus den Tagen der Schreckenszeit, da der nach die Wälder in Norddeutschland wohlbekannte Mündener Schriftsteller Gottfried Böhm den Stoff zu einem einaftigen Drama entnommen, das unter dem Titel „Penelope“ die Leidenschaft einer jungen Schauspielerin Olympia zu einem verlogenen Girondinsbildet. Dieser ist ihr Jugendliebe und um ihn, der erst wenige Jahre zuvor durch die Erschütterung der Bastille befreit ist, wo er ihrwegen gefesselt, deucht sie Interesse für den Schreckensmann und Reberristen Testut und für den gemäßigteren Grauc, ein Mitglied der sogenannten „Ebene“ oder des „Zunfges“, der mit Robespierre ging, solange dieser den Couvent beherrschte. Es gelingt ihr, die beiden „Patrioten“ hinhaltend und ihren Freund Camille, der von den Stufen der Guillotine in ihr Haus sich flüchtet, zu retten, wobei ein plötzlicher Umsturz der Volksstimmung (wahrscheinlich ist der ? Thermidor gemeint) ihr zu Hülfe kommt. In dem kurzen Stücke ist dramatisches Leben, die Charaktere sind prägnant gezeichnet, sie reden und handeln dem damaligen Zeitgeist angemessen, etwas Ueberschwenglichkeit muß man ihnen zu Gute halten. Das Pathos der Humanitätsphrasen, hinter der die Blutgier der Guillotine lauerte, war damals die Sprache aller Welt, besonders aber die der Staatsmänner, der Pfleger der „disentlichen Wohlfahrt“. Am die Wohlfahrt dem Volke zu spenden, wurden die Besten des Volkes auf der Guillotine geschlachtet und im Namen des Volkswohls wie der „Tugend“ die Partei der Girondins vernichtet, deren Hauptfehler zu viel Idealismus und zu viel unklare Begeisterung war. Herr Gottfried Böhm hat die Gattatler der salus publica in das ihnen zukommende Licht gestellt, jedoch ohne für die entgegenge-

setzte Richtung oder überhaupt für irgend welche Tendenz Partei zu nehmen. Das verdient in der Gegenwart ein aufrichtiges Lob. Ebenso hat er die Heldin bestmöglichst aus ihrer delikaten Situation gezogen. Sie ist Bühnenkünstlerin und wenn ihre Ausforderung daher einen etwas theatralischen Anstrich hat, so liegt dies aus ihrem Beruf und ulcht minder auch aus dem Charakter der Epoche, die mit blutigen Anfallstufen auf dem Aothurn der Schicksalstragödie euberschrift. T. v. B.

— **Der preussische Staat.** Ein Handbuch der Vaterlandskunde. Von Dr. C. Keller. *) Das Buch schließt sich an denselben Verfassers schon früher erschienene Arbeit über den Norddeutschen Bund an, und enthält in sehr beachtenswerther Vollständigkeit einer Bücher Darstellungen: von Land und Renten in Preußen, der physischen und technischen Kultur in Preußen, der Verfassung des preussischen Staats und der Verwaltung desselben. Was das Werk vor manchen ähnlichen Werken günstig auszeichnet, ist der geschichtliche Rückblick, mit welchem der Verfasser eine Reihe von Kapiteln ausgestattet hat. So die Kapitel über den Adel, den Bürger- und Bauernstand, die Entwicklung des Staatsgebietes, der Verfassung, der Staatsbehörden. Die Vaterlandskunde, die sich sonst leider zu oft nur mit dem gegenwärtigen Zustande beschäftigt, erhält dadurch erst die für das Urtheil unerlässliche Vertiefung. Gedrängt und kurz Migt, enthalten diese Rückblicke gleichwohl auch manche weniger bekannte pikante Einzelheit. Wir erwähnen beispielsweise die Anordnung Friedrich Wilhelm I., wie alle Minister ihre Antragsentwürfe laue halten sollen, im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr gegenwärtig sein, die Geldsätze vollständig, den Bericht darüber anfertigen und dem Könige gegen Abend einreichen müssen; sind der Arbeiten zu viele, um vor 2 Uhr beendet zu sein, so werden die Mitglieder der betreffenden Abtheilung auf königliche Kosten gespeist; die Kabinettsordre vom 20. Januar 1723 schreibt das Wie und Womit bis ins Einzelne vor. — Dem Vorzuge der historischen Darstellung reibt sich derjenige der statistischen Vollständigkeit an. Man wird in dem Werke nicht leicht eine irgend wie wichtige Zahl vermissen. Freilich veralten in unserer schnell sich entwickelnden Zeit die Zahlen gar bald. So dürften die nur bis 1867 hinaufreichenden Zahlen über den Schiffverkehr auf der Elbe durch die Einführung der Kettenfährliffe inzwischen bedeutend altert sein. Sonstige Einwendungen haben wir wenig zu machen. Verhältnißlich die Annahme, daß die dem Könige zur Seite stehenden Kabinete keine Staatsbehörden seien. Der Staatshaushalts-Etat wird dem Verfasser das Material zur Verichtigung darbieten. Neben dem neutralen Gebiete des Ritterguts Wolke hätte auch das in ähnlichem Verhältnisse stehende sehr viel wichtigere Gebiet der Gemeinde Meeresküste, zwischen der preussischen und belgischen Gränze, eingebeugt berücksichtigt werden müssen.

— **Pflanzenleben in Indien, von Oscar Sier.** **) Der Verfasser ist Supercintendent der East-India Tea Company gewesen, und hatte als solcher die beste Gelegenheit, Herr seines Stoffes zu werden, den er in anschaulicher Weise ohne Raisonnement behandelt. Bei der Aufmerksamkeit, mit welcher wir jetzt jene indischen Territorien im Auge behalten, darf das Werk um so mehr mit Freuden begrüßt werden, als es eines der wenigen ist, die von deutschen Praktikern geschrieben worden und eines

*) Bühnenmanuskript, 20 Seiten gr. 8. München, 1873.

*) Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, J. Guttentag (D. Gellin), 1873.

**) Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1873.

der an Zahl neben der englischen Literatur auf diesem Gebiete fast verschwindenden über ein Stück Südsee Europas. Der Verfasser befaßt sich auf das Äthiopien-Territorium, die nördlichste Provinz Britisch-Indiens, im Westen von Buluan, das Land der unabhängigen Hüfte und Binneninseln, Schlang, Dschungeln, Rhinocerosse, Büffel, Tiger, Elefanten, Euphrat, Stercorin und Blaukegel — wahrlich ein nettes Affortiment ohne Ende. Ganze Wälder von Affen und Papageien in giftige Vermittlungsnebel gehüllt und durchzogen von gewaltigen Flüssen, auf denen der beste Thee der Welt wild wächst. Unerkämpfte Kohlenlager, Eisen, Gold, Kupfer, Reste aller Kultur und Kunst von geilem Geranke überwuchert; verlassene und ausgestorbene Dörfer und dazu moderner Schwindel mit den üblichen Folgen allgemeinen Bankrotts, Arealreduktionen und solchen Wiederanfängen. Auf diesem Hintergrund spielt sich manche Spezialbeobachtung ab, und manches persönliche Erlebnis, fixen- und anekdotenhaft, aber auch eingehend und gründlich behandelt, je nach Werth und Bedeutung. Es sind die Menschen, die Schauspieler auf dieser Bühne, welche der Verfasser zu seinem eigentlichen Studium gemacht hat. Er kann uns nicht viel Gutes von ihnen sagen, weder von den Indern, noch von den Kulis, weder von den eingeborenen Bhuddisten, noch von den eingewanderten Muhammedanern, denn wie der Sumpf das Land, so nimmt die Verschmutzung die Leute ein; aber er thut es in einer wohlwollenden Weise, die uns zu keinem unbehaglichen Gefühl kommen läßt und uns voll Dank für die Gabe und Hoffnung für die Zukunft an den Schluss des Wertes führt, welcher uns in der schönsten, gemüthlichsten Weise aus den Bildern der Drogen erwaschen läßt, erwaschen läßt wie aus einem Traum, mit dem Gefühl des Heimgangs und der Sehnsucht nach seinen würdigen Nebenbühnern.

D. A.

Sprechsaal.

Wie man auch über Spaniens politische Gegenwart und Zukunft denken mag, so muß man sicherlich eine sich der allmählich vorrückende Besserung des literarischen Geschmacks und Urtheils mit Freuden begrüßen. Es hat den Spaniern bis auf unsere Zeit nicht an schönen Talenten gefehlt, um so mehr aber an Kenntniß ihrer eignen großen Vergangenheit, der unermesslichen Schätze aus der großen Zeit ihrer Literatur und der wirklich großen Werke fremder Literaturen. In allen diesen Beziehungen sind sie seit einigen Jahrzehnten bemüht ihre Unkenntniß zu beheben, auch in Portugal sogar machen einige talentvolle junge Männer Aton gegen die wissenschaftliche und literarische Noth der höheren Stände.

Besonders lassen es sich die rührigen Catalanen angelegen sein, durch Herausgabe alter Chroniken und Urkunden das Volk wieder in Continuität mit seiner alten Zeit, mit der Zeit zu setzen, in welcher dort eine freie bürgerliche Entwicklung und staunenswerthe Machtentfaltung mit großen Unternehmungen nach außen Hand in Hand gingen. In Madrid erscheint die vortheilhafte, in ihrer Art einzige Ausgabe der spanischen Autoren bei Ribadenira. Auch die Uebersetzungen fremder Meisterwerke mehren sich; das herrliche Böhm sagt sich leicht jedem Gedanken aus. Von Goethes Faust gibt es eine sehr gute Uebersetzung; augenblicklich haben wir eine solche von Shakespeare's Hamlet unter den Händen, die wir hier den Freunden spanischer Literatur bestens empfehlen. Sie ist von Herrn Guillermo Mac-Pherson, einem feingebildeten, talentvollen Kaufmann in

Cádiz gemacht*) und zum großen Theil vortrefflich gelungen. Hin und wieder ist es ihm nicht möglich gewesen, den knappen, präcisen und so ungeheuer prägnanten Ausdruck des Originals ebenso kurz und bündig wiederzugeben; das Spanische ist an solchen inhaltreichen Schlagwörtern nicht so reich, wie das Englische; solche Stellen sind die am wenigsten gelungenen, im Uebrigen verdient die Uebersetzung unbedingtes Lob.

Der Spanier steht von allen Völkern an Tiefe des Gemüths und Verhältniß gewaltiger Gesahrten und Lebenskämpfe am höchsten. Wir erinnern uns in Cádiz eine recht gute italienische Aufführung von Romeo und Julia durch Rossi's Gesellschaft gesehen zu haben; sie fand großen Beifall, ebenso andre Stücke von Shakespeare. So ist zu hoffen, daß auch die Hamlet-Uebersetzung ein Theil zur Regeneration des Geschmacks jenes im Grunde so edlen, freilich auch so unglücklichen Volkes beitrage, an dessen Zukunft wir trotz der miserablen Gegenwart nicht verzweifeln wollen.

P. Hörter.

Ein internationaler Dichterbund ist im Entstehen begriffen, der nicht bloß im Allgemeinen eine innigere Verbindung der poetischen Geister aller Kulturvölker anstreben, sondern insofern auch einen praktischen Zweck verfolgen soll, als derselbe zur Verbreitung der Kenntniß der dichterischen Erzeugnisse jeder einzelnen Nation unter den übrigen, im Wege der Uebersetzung, Beförderung oder eventuell Aufführung (bei dramatischen Produkten), beizutragen beabsichtigt. Der Vortheil, der hierdurch den Dichtern der verschiedenen Nationen geboten würde, ist ein augenfälliger, und könnte auch auf die poetische Produktion im Allgemeinen nur wohlthätig einwirken. Seinem Wesen nach verzweigt sich dieser großartige Verein über alle Theile der gebildeten Welt, und zwar sind Sektionen derselben in Spanien, Frankreich, Holland, Rußland, Italien und England bereits im Werden. In den beiden letztgenannten Ländern soll die Sektionsbildung am weitesten vorgeschritten sein. Heinrich Laube in Wien, im Verein mit mehreren der angesehensten österreichischen Dichter, bemüht sich gegenwärtig um das Zustandekommen auch einer deutschen Sektion, nachdem er die Bildung einer selbstständigen österreichischen Sektion aus nahelegenden Gründen abgelehnt hatte.

H.

Die altberühmte Hieroglyphe, welche die Schätze des Wissens einst nur einer ganz bestimmten Klasse zugänglich machte, gebat schon frühzeitig eine Tochter, die Buchstabenchrift, der freilich König Idench nach Platon's Phädrus alle Lebensfähigkeit absperrte, und von deren Verbreitung er die schlimmsten Folgen für die Gesellschaft prophezeit zu müssen glaubte. Trotz der von Er. ägyptischen Hebel vorgebrachten Gründe, ist aber die Buchstabenchrift, wie bekannt, seit Jahrtausenden die Trägerin und internationale Vermittlerin aller Kultur geworden. — Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, auch noch ein lebensfähiges Entkind der alten Bilderschrift entstehen zu sehen, nachdem früherer Sprödigkeit unserer historischen Schrift, die sich zu ihr verhalten sollten, wie sie selbst zur Hieroglyphe, eine solche Lebensfähigkeit nicht bewiesen hatten: unserem Jahrhundert und unserer Nation gehört die Begründung und Ausbildung der deutschen Kurzschrift an. In welcher Folge lösen sich hier die Namen der Erfinder und Vervollkommer ab, die, einer aus den Schultern des andern stehend, in die Schriftbildern Gabelberger, Stolz und Arend's ihre Hauptvertreter finden.

Die Verbreitung des jüngsten, des Arend'schen Systems,

*) Cádiz, imprenta de la revista médica, 1873.

hat bereits eine solche Ausbreitung erreicht — trotz der Jahrzehnte vor ihm entstandenen Schöpfungen Gabelsberger's und Stolze's, — seine Literatur bereits eine derartige internationale Bedeutung gewonnen, daß es aus diesem Grunde wohl gerechtfertigt erscheint, auch an dieser Stelle einmal davon Notiz zu nehmen und wenigstens die Hauptwerke dieses Gebietes, an die als feste Kerne sich bereits eine ganze Reihe von Zeitschriften, Nebungs- und Unterhaltungsbüchern kristallinisch angeheftet hat, hier kurz zu erwähnen.

Das deutsche Originalwerk „Vollständiger Leitfaden einer rationellen, ebenso leicht erlernbaren, wie sicher auszuführenden Stenographie oder Kurzschrift für Schulen und zum Selbstunterricht.“ Von Leopold A. A. Wendt-Berlin, Hr. Schulz's Verlag, das im Jahre 1860 zum ersten Male erschien, liegt jetzt in sechster Auflage vor uns. Da jede Auflage ca. 3000 Exemplare stark war, so läßt dies auf einen bereits ergielten Absatz von 18—12000 Exemplaren schließen.

Esaias Tegnér erklärt seine Popularität in einem Artikel, der folgendes Bild des Dichters im Spiegel der Charakteristik nützlichkeit seiner Vandelete enthält:

Der Schwede, gleichwie der Franzose, liebt in der Poesie vorzugsweise das Leichte, Klare, Durchsichtige. Auch das Tiefe fordert er, ja er schätzt es sogar; nur muß es dann von einer durchsichtigen Tiefe sein. Er will den Gekleid aus des Meeres Boden sehen können. Alles Verworrene und Dunkle, das ihm kein klares Bild giebt, ist ihm zuwider, und wenn es noch so tiefen Sinn hätte.

„Das dunkle Gefagte ist das dunkle Gedachte“, meint er, und Klarheit ist die notwendige Bedingung für Alles, was auf ihn einwirken soll. Hierdurch unterscheidet er sich von dem Deutschen, der seiner contemplativen Natur zufolge das Mystische und Versteuerte nicht nur fordert, sondern auch vorzieht, weil er darin gern etwas Tiefinniges ahnt. Er hat mehr „Gemüth“ und schwererinniger Ernst als der Schwede, der äußerlich und leichtsinniger ist; daher die Gefühl-Mystik in der deutschen Poesie, die dem schwedischen Sinne ganz fern liegt.

Was nun den eigentlichen Geist und die Weltanschauung des Dichters anbetrifft, so schämen wir vorzugsweise das Lebensfrische, Rauche, Muthige ja Ueberräthliche. Dies gilt auch von dem schwedischen Nationalcharakter. Wie erschläft, flüchtig und verderbt das Volk auch sein mag, so geht doch immer eine Willinger-Aber durch das Geistes schwedische Gemüth, und diese will man gern bei dem Dichter wiederfinden. Das alte Stammgeheim ist noch nicht ausgeföhren. Es geht ein treibendes titanischer Zug durch das schwedische Volk und kennzeichnet seinen Charakter.

Des Nordens Kraft ist Trop. — Zu fallen Erkennt als bösser Sieg und Allen, Denn es' der Kämpfer müde fällt, hat er gestritten, wie ein Held. Wenn's weiter, trotz er fern den Stößen; Und eilt, die Brust sich zu entbösen, Damit der Blick auch wissen mag, Weh'n er richtet seinen Schlag.

Ein kalter, aber klarer und frischer Wintertag, der alle Kräfte des Menschen auspannt und stählt, um eine rauhe Natur zu bekämpfen und zu besiegen — das ist das rechte Naturbild für das nordische Gemüth. Wo dieses klare Wetter sich vorfindet, dieser frische Odem weht, da erkennt die Nation ihr eigenes, inneres Leben wieder und hat um gewissen Nachsicht mit andern poetischen Fehlern. Dies ist wenigstens meine Auffassung der Sache.“

D. B.

Nicht vom, sondern „auf“ dem psychiatrischen Standpunkt wird Martin Luther vom emer. Seelsorger der niederösterreichischen Landes-Irrenanstalt, P. Bruno Schön^{*)}, beurtheilt. Schon der gemähte Standpunkt läßt ahnen, daß der Reformator nicht gut dabel wegkommen dürfte; daß aber der Verfasser die Moske wissenschaftlicher Behandlung, ja selbst beachtlicher Bewunderung für den Gründer des Protektionsismus vorgekommen, kann nur Jene in Erstaunen setzen, der nicht weiß, daß Hypothese das vornehmlichste Axiom jedes Pfaffenthums, zumal aber des katholischen, ist. Nicht Luther verkleinern, sondern dies darzustellen, was und wie er war, das ist angeblich P. Schön's Absicht. Uns scheint es aber vielmehr, als sei es letzterem hauptsächlich darum zu thun gewesen, als wohlverwahrtem Verstecke einen mörderischen Pfeil gegen seinen Gegner abzusenden, als er schrieb: „Bei Luther trat jener Streit zwischen Fleisch und Geist auf, den der Psychiater so oft bei denen antrifft, welche von den Versuchungen zu Geistesstörungen geplagt werden.“ Dies ist überhaupt die Quintessenz von P. Schön's „wissenschaftlicher“ Untersuchung, daß bei Luther die Nerven des Sensoriums überreizt waren, worin zugleich die Ursache aller übrigen krankhaften Erscheinungen, der Hallucinationen, Illusionen, Größenwahn, Verfolgungswahn, übermäßigen geschlechtlichen Erregungen, sowie der wieder daraus entspringenden krankhaften psychischen Nebenerscheinungen, wie Echowuth, Eitelkeit, Schriftverdrängung, maßlose Beschimpfung seiner Gegner und dergleichen zu suchen sei. Die Hallucinationen des Geistes und des Gehörtes seien ganz besonders mit absteuher Gewissheit nachzuweisen. Inanna sine dolio ist also heiläufig die Krankheit, an der Luther nach P. Schön's Gutachten litt, wobei es und zum Troste gereicht, daß der Verfasser selber jagt, man müsse zugleich Arzt, Anthropologe und Pädagoge sein, um diese feinsten und schwerst erkennbare Phosche richtig zu erfassen. Lautende selber „Kranken“ wie Luther, meint er, laufen in der Welt frei umher, die man für Erzenträfte, Sonderlinge, Halbnarren und dergleichen hält, nur nicht für das, was sie wirklich sind. Auch von Solipsismus wurde der unglückliche Reformator weiblich geplagt und nachdem diese erfahrungsgemäß allemal mit Genußsamkeit verbunden ist, so hätten wir hier sogar auch die Erklärung für den von Luther angestifteten Bauernkrieg! Andererseits freut es uns, daß alle diese krankhaften Zustände bei Luther dessen Schuld in den Augen des katholischen Kritikers wesentlich mildern, denn, wie er selber sagt, war Luther kein schlechter, sondern bloß ein physisch gekränkter Mensch, der seinen krankhaften Gefühlen freien Lauf ließ.“ Kurz, P. Schön's Betrachtungen sind eine, in mehr denn einer Beziehung interessante oder richtiger ergötzliche Lektüre, die leider ihren Hauptzweck insofern verfehlt, als sie uns in ihrem Verfasser nun und nimmermehr jenen großen Psychiater erkennen lassen, wofür er sich selber wiederholt im Laufe seiner Darstellung ausgibt. Noch weniger aber vermögen wir in ihm einen tüchtigen deutschen Stilisten zu erblicken, denn abgesehen von vielesachen österreichischen Provinzialismen, darunter der Gebrauch des Dativus nach „ohne“, ferner von manchen seltsamen Schreibarten, wie „ausserorden“ statt außerorden, befehlte sich P. Schön einer Satzfügung, die nicht etwa nur geschmacklos, sondern überhaupt kaum verstänlich ist. So heißt es auf Seite 13: „Das weibliche Wortpersönale ist durch einen jungen Arzt ganz entkittelt worden, dagegen nach amtlicher Anzeige man stillschweigend und nicht that.“ Sollte etwa des Verfassers langjähriger Aufenthalt in der niederösterreichischen Landes-Irrenanstalt diese kleine Störung in seiner Stilistik verursacht haben?

*) Dr. Martin Luther auf dem Standpunkte der Psychiatrie beurtheilt. Von P. Bruno Schön. Wien, Karl Casteri, 1874, 8. 33 S.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen:

Das Leben Raphaels von Urbino

Italiänischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar

VON

Herman Grimm.

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphaels Bildnis nach dem Original in der Münchener Gallerie, in Kreide gezeichnet von Ludwig Grimm, in Albertotypie und zwei Tafeln Facsimile in Photolithographie, Kupferdruckpapier, Gr. 8, Eleg. geb. Preis 4 Thlr.

Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst

VON

Herman Grimm.

Velinpapier, 8. eleg. geb. 1 Thlr, 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Goethe's Verhältnis zur bildenden Kunst. — Jacob Assmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Im Verlage von E. Fritzel in Leipzig erscheint auch für das Jahr 1874:

Im neuen Reich.

Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes
in Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

VON

Dr. Alfred Dove.

Viertel Jahrgang.

Jährlich 52 Nummern von 4 bis 5 Halbbg. gr. 8. Halbjährlicher Abonnementspreis 4 Thlr.

Die Wochenschrift „Im neuen Reich“, welche sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens einen ungewöhnlichen Erfolg bei der gebildeten Publicum im In- und Auslande zu erfreuen gehabt hat, wird auch im kommenden Jahre fortgesetzt, neben den auf die Tagespolitik bezüglichen Artikeln und Correspondenzen, größerer wissenschaftlicher und unterhaltender Aufsätze namhafter und bewährter Schriftsteller zu bringen.

Bestellungen auf das erste Semest. des neuen Jahrgangs werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes angenommen, durch welche auch No. 1 zur Probe gratis zu beziehen ist.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint der siebente Jahrgang der Zeitschrift:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Sklarek.

In Wochennummern wie in Monatsheften vierteljährlich 1 Thlr, 10 Sgr.

Die Fortschritte unserer Kenntnisse der Natur und unserer Einsicht in ihre Erscheinungen und Gesetze sind, Dank den rastlosen Arbeiten zahlreicher Forscher, so schnell und grosse, dass auch die beste naturwissenschaftliche Bildung ohne fortlaufende Bekanntschaft mit neuen Entdeckungen und Anschlüssen bald mangelhaft wird.

Es handelt sich nun darum, und der „Naturforscher“ hat dies Ziel nach dem Urtheile aller Berufenen mit Verdienst und Glück angestrebt, die Resultate der Forschungen aller Länder — zum Theil aus den Verhandlungen der Vereine und Akademien, zum Theil aus Monographien und Fachjournalen — aufzusammeln und in gedrängter Kürze wiederzugeben.

Eine solche Darstellung wird allen Denjenigen willkommen sein, die Berufstätigkeit oder innere Drang und Wissenschaft zur Beschäftigung mit der Natur führen. Bei dem engen Zusammenhange, in dem alle Seiten der Naturbeobachtung mit einander stehen, darf eine Zeitschrift, die aus allen neuen Entdeckungen auf diesem weiten Gebiete das Wesentlichste bringt, ein Verlagsheft rechen, was der bisherige Erfolg dieses Unternehmens auch vollständig bestätigt.

Eine Probeummer ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen:

Luisen, Königin von Preußen.

VON

Friedrich Wilm.

(4)

Vierthe umgebenelte nach vermehrte Auflage.

Mit dem Bildnis der Königin nach einer Skizze von Gottfried Schadow. 18. Uebers. Ausgabe.

In Kellertband mit Goldschnitt 2 Thlr. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Undine. Eine Trübsinnige von Friedrich v. Schlegel.

Neue Auflage, mit Titelbild, kart. 5 Sgr. „Das seltsamste und tiefste Märchen.“ Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (5)

Geben erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Der Islam

VON

Emanuel Deutsch.

Bibliothekar am Britischen Museum in London. Aus dem Englischen übertragen.

Kurzerfassung Ausgabe.

Gr. 8. geheftet, 12 Sgr.

Dieses Werk stellt sich den vor wenigen Jahren erschienenen: Der Islam und an die Seite und wird durch das neue Licht, das er über eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte verbreitet, nicht wenig Aufsehen erregen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen:

Carl Twisten; Die religiösen, politischen und socialen Ideen

der

asiatischen Culturvölker und der Aegypter

in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Herausgegeben

(7)

VON

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 Thaler.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Dieser Nummer liegt bei: Ein Prospekt, betr. die *Israelitische Wochenschrift*, herausgegeben von Rabbiner Dr. A. Leonowicz. (8)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitschriften-Verwaltung.

Preisangaben mit Briefe nach Franco durch die Post oder durch Buchhändler-Berlinungen an die Verlagsbuchhandlung zu richten.

Kreuzungen werden die Briefe mit 2 1/2 Sgr. berechnet.

S. D. Redaktionen ersuchen: Dr. Gervais in Berlin, Herrgott von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmshagen, Dr. Druck von Georg Meiss in Berlin, Schlegel, G. H.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Bkr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 10. Januar 1874.

[N^o. 2.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Die Iden in der Geschichte. Thomas Budle und M. Lazarus. 17. — Werny Hartmann's gesammelte Werke. 19. — France aus Asiaticis et aus Lorrains der Pariser Schriftsteller-Gesellschaft. 21. — Italien. Umhau in die Geschichte der gesammelten neueren Dante-Literatur. 11. 24. — Stimmen des Auslandes über die Preussische Krisenordnung. 25. — Spanien. Spanische Volkstheorie. 11. 26. — Belgien. Der Lärmunterricht in Belgien. 37. — England. Freeman's historische Essays. 11. 38. — Kleine literarische Notizen. Die Kaiserfahrten des Erzherzogs. 30. — Die kentauren Krankheit. 31. — Astronomische Beobachtungen in England. 31. — Sprengel. Hermann Doering's, Aristoteles oder über das Wesen der Geschichte. 32. — Die Operationen der 11. Armee. 32.

Deutschland und das Ausland.

Die Iden in der Geschichte.

Thomas Budle und M. Lazarus. *)

Budle in seinem bekannten Werke „History of the civilisation of England (1858)“ wiederholt die Kerpierung eines französischen Philosophen (Aug. Comte), daß die unzusammenhängende Auseinanderreißung von Thatsachen, die bisher für Geschichte gehalten, nach nicht Geschichte im wissenschaftlichen Sinne sei, und macht zugleich der „Bau der Historiker“ den Vorwurf, im Ganzen bisher nur so verfahren und nicht aus der Fülle der Thatsachen bis zu „Verallgemeinerungen“ gelangt zu sein. Diese Verallgemeinerungen sind die Fesseln der geschichtlichen Welt, welche Budle ansetzt; und damit beansprucht er, die Geschichte „zum Range einer Wissenschaft“ erhoben zu haben.

Aber niemand hat wohl je verkannt, daß der Chronist oder Annalist, der bloß Schlächten an Schlächten oder Wunder an Wunder reiht, keinen Anspruch auf den Namen eines Historikers haben kann, ebensowenig wie der Zimmermann, der Balken an Balken fügt, aus dem eines Baumeisters. Und wäre Budle dem Engländer nicht die kurze, aber inhaltschwere Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ (1822, Berlin, Abthlg. d. kgl. Akad. d. Wiss.) von Wilh. v. Humboldt, den Joh. Euk. Droschen mit Recht „unsern Pagan für die Geschichtswissenschaften“ heißt, gänzlich entgangen, er hätte aus dieser entnehmen können, wie das Wesen einer wissenschaftlichen Geschichte schon längst vor ihm richtig — wenn auch nicht vollkommen nach allen Richtungen hin — erfasst und klar ausgesprochen worden.“**)

*) Berlin, 1872.

**) Seyerstadt'sches a. d. historisch-polit. Bibliothek, herausgegeben von Geimann, Berlin 1869.

***) Dabei kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß überhaupt das Werk Budle's trotz der umfassenden und mannigfachen Gelertheitswelt, mit der es geschrieben, und trotz des Anklangs, mit dem es die geordnete und folgerichtige Wahrheit enttastet, doch in der Aufklärung der geschichtlichen Entwicklung — und das haben auch schon deutsche Historiker hervorgerufen — an unglücklicher Einseitigkeit und Beschränktheit leidet. Der oberflächliche Leser aber hält ja nur allein jene den modernen englischen Schriftstellern (wie W. G. Harris, Eup und besonders J. W. Draper) eigene Breite und Weitläufigkeit der Darstellung für philosophische Tiefe und Gründlichkeit; und nun daher ihre angeblich wichtige Erfolg!

Geschichte (das deutet schon der griechische Ausdruck *ιστοριαν* an, welcher immer Erforschung oder Erfindung nach etwas bedeutet) ist im Allgemeinen das Wissen vom Geschehenen. Das Geschehene — ich meine hier natürlich nur das durch Vermittelung der Menschen Geschehene, also die Geschichte im engeren oder vielmehr höhern Sinne, nicht die Geschichte der Erde oder Geologie u. s. w. — ist nur das Material für dieselbe, aber noch nicht die Geschichte selbst. Und darnach ist es auch entscheidend ein logischer Fehler, wenn man Geschichte, wie gewöhnlich, objektiv als den Inbegriff des Geschehenen und subjektiv als die Darstellung desselben definiert. — Das geschichtliche Material aber soll so aufgenommen und in seiner Entwicklung dargestellt werden, daß wir sagen dürfen, wir wissen es, d. h. wir haben es seinem Wesen nach als das, was und wie es geworden ist, wirklich erkannt.

Und als einen sehr werthvollen Beitrag dazu, welcher das Wesen dieser Wissenschaft ausführlich erörtert, müssen wir die an die Spitze des Referats gestellte Abhandlung des Professors Dr. M. Lazarus (ursprünglich eine an der Hochschule zu Bern gehaltene Rektoratsrede vom 14. Nov. 1863) „über die Iden in der Geschichte“ begrüßen und Allen empfehlen. — Sehr belehrend ist es, dem Gedankengange derselben hier nachzugehen. Thun wir es!

Drei Momente vor allen sind es, welche die Antriebe zur wissenschaftlichen oder philosophischen Geschichte gegeben haben: die aufblühenden altklassischen Studien am Ausgang des Mittelalters, die neue erstete Forschung und die von ihr nachgewiesene Gefährlichkeit in der physischen Welt, endlich die Pflege der mit der Geschichte verwandten Disziplinen der Geographie, der Statistik, Ethnologie und ganz besonders der Psychologie. Denn letztere ist die eigentlich grundlegende. Aber trotzdem fehlt noch viel zur vollen und rechten Erkenntnis der geschichtlichen Welt. Der Verfasser sagt sehr treffend in einer beigefügten Note: „durchaus oberflächlich, zerfahren und halbsoll sind noch die Forschungen über Wesen und Wirken der Geschichte, wie im Mittelalter die über Wesen und Wirken der Natur gewesen sind. Und nicht bloß in den sogenannten untern, sondern auch in den höheren Schichten, nicht bloß bei denen, die dem politischen Leben fern stehen, sondern bei Staatsmännern, welche am Steueruder der größten Staaten Europa's sitzen, findet sich eine verzweifelte Begriffsverwirrung über die lebenden und wirkenden Mächte in der Geschichte. Die berühmte „Logik der Thatsachen“ und die „schlechte Großmacht der öffentlichen Meinung“ sind Begriffe, die sich doch wenigstens an unlängbare und erkennbare Erscheinungen gründen. Wenn aber ein Staatsmann eines der vollreichsten Staaten Europa's in diesem Jahre (1864) erkennt: daß die eignen Heere ausgezogen seien für einen Zweck und zurückgekommen als Sieger — für sein Gegenstück, daß er dies doch eigentlich keinen Sieg nennen könne, daß er aber dennoch die Erfolge der Heeresmacht mit Freude begrüße; „es habe sich gezeigt, daß es höhere Gewalten giebt, eine *foros majeure*, welche über den politischen Schicksaligen steht“ . . . wozu schreiben und treiben wir denn noch Geschichte? Wahrlich kein leidhaftiges Gespinnst ist so gespensterhaft als diese Begriffe über das eigene Thun und Handeln, das aber dennoch durch einen Festerblick

über Tausende von Menschenleben entscheidet. Kein Hergenglaube war je so logisch vernünftig und so praktisch verständig, als die Meinungen, welche noch bei Hoch und Niedrig über die Ursachen des geschichtlichen Lebens verbreitet sind. Man rede hier nicht von der Vorlesung. Würde denn jener Staatsmann im Ernst es wagen, den ethischen Begriff der Vorlesung zu nennen, wo er von der metaphysischen *force majeure* spricht, um ministerielle Ohnmacht zu geistigen? Auch die *force des choses*, im Gegensatz zu diplomatischer Willkür gewiß ein berechtigter empirischer Begriff, liebt man sich mehr metaphysisch personifizieren zu denken, während es weit fruchtbarer wäre, nie zu vergessen, daß die „choses“ fast immer (und mit sehr geringen Ausnahmen) die Erzeugnisse menschlichen Denkens und Willens sind, daß man ihnen nicht eine unbestimmte Macht zuschreiben, sondern nach dem Gesetze ihrer Entstehung und ihres Fortwirkens forschen solle. Freilich, so lange Jupiter regnet und Aeolus blüht, giebt es keine Meteorologie.“

Nachdem der Verfasser das geschichtliche Material, welches der Forderung und der Kritik unterliegt, im großen Ganzen charakterisiert, wendet er sich nun zur besonders Aufgabe der „Darstellung“ desselben. Es sind die beiden Wege, welche der Geschichtsschreiber einschlagen muß, die der künstlerischen Gruppierung und der kausalen Verknüpfung der Ereignisse. — Schon Wihl v. Humboldt hat sie vorgezeichnet, aber auch besonders betont, daß die Auffassung der geschichtlichen Welt als Erfolg der rein mechanisch wirkenden Kausalität nur erst eine nebrige Form der Erkenntnis sei. Dazu muß noch die physikalisch und philosophische Erkenntnis der schaffenden Kräfte selber, der Ideen kommen; denn diese gerade machen das Wesen der Geschichte aus. So auch Lazarus (S. 14): „Alles, was in der Geschichte nicht aus der Idee stammt oder zu ihrer Erkenntnis hinführt, ist fremd, gleichgültig. Was sie sonst aus Ereignissen, somit Ursachen und Folgen derselben anzuweisen haben mag, wir suchen in der Geschichte nur die Geschichte der Ideen. Sie allein sind das Ziel der Geschichtsschreibung, weil sie allein den Werth des Geschichtsthebens ausmachen. Aber noch mehr. Die Ideen bilden nicht bloß den Werth, sondern auch das Wesen der Geschichte; sie sind nicht bloß die Ziel-, sondern auch die Anfangs- und Zielpunkte, nicht bloß Zwecke, sondern Prinzipien der Geschichtsschreibung, weil sie auch die Prinzipien, die Quellen des Geschichtsthebens sind. Wohl waltet in den Dingen, in Natur- und Geschichte eine gegenwärtige mechanische Kausalität; es ist dies jedoch nur eine, d. h. eine von den mehreren Arten, wie die Dinge mit einander verknüpft sind. Die höchste aber dieser Arten der Verknüpfung ist die durch die Ideen; die Schöpfung durch die Ideen ist auch eine, aber eine höhere, vielmehr die höchste Kausalität, von welcher die mechanische Kausalität nur in den Dienst genommen und beherrscht wird.“

Und nun gelangt der Verfasser — über Wihl v. Humboldt hinweg — zur gründlichsten Ausführung des Problems, der alle folgenden Seiten seiner Abhandlung gewidmet sind: „wie und wodurch und auf welche Art die Ideen an und für sich sind, und wie sie in die Erscheinung treten und zur Wirklichkeit gelangen.“ — Aber zuvor untersucht er, was das denn eigentlich für eine physische Thätigkeit ist, welche der Geschichtsschreiber vollzieht, indem er aus den erstorbenen Thatsachen eine historische Erzählung macht. Es ist, um kurz zu sein, „eine Umbildung der Vorstellungsmassen durch Apperception, Verdichtung und Vertretung.“ Und was sucht die Geschichte? nicht das Allgemeine, — denn sie hat es immer mit den individuellen, konkreten

Thatsachen zu thun, — sondern die Zusammenfassung derselben zur Gesamtheit, zum Ganzen. Wie aber? indem sie die Prozesse, aus denen dieselben hervorgegangen, und ihre Gesetze zu erkennen sucht. Das ist also wesentlich eine psychologische Analyse, die der Geschichtsschreiber vollzieht. Und auf solchem Grunde gelangt er eben zu den Ideen.

Die Ideen allerdings, sagt der Verfasser, sind nicht die allein herrschende Macht in der Geschichte, denn nicht Alles geschieht nach ihrem Maße und in ihrem Dienste; ja wir sehen sie unter einander im Kampfe. Aber in der That „nicht die Wirkung der Ideen ist absolut, sondern nur ihr Werth, nicht ihre Leistungen sind unbedingt, sondern nur ihre Forderungen.“ — Die Ideen in der Geschichte können ebensoviele gänzlich weggelassen werden; denn so würde das Ganze des menschlichen Lebens nur als ein Getriebe von Kräften, als ein Mechanismus erscheinen, in welchem Elemente und deren Prozesse die zutreffenden Ursachen annehmen. Von dieser „rein natürlichen“ Auffassung der Geschichte ist übrigens der von mir am Eingange hier genannte Bude durchdrungen.

Die Ideen sind also in der Geschichte wirksam. Wir unterscheiden aber zwei Arten derselben, „die Ideen der Auffassung“ d. h. „abbildende Gedanken eines Seienden und Wirkenden“, und „die Ideen der Gestaltung des Gegebenen“ d. h. „vorbildende Gedanken, durch welche ein gegebenes Seiendes und Wirkendes zu anderem Sein und Wirken gebracht wird.“ Letztere sind die wichtigeren, denn sie in Wahrheit bilden den Mittelpunkt der Geschichte der Menschheit: es sind die ethischen und die ästhetischen Ideen. Von ihnen, um sie in das rechte Licht zu setzen, sagt der Verf. ausdrücklich (S. 66): „diese Ideen sind nicht transzendente, außer dem menschlichen Geiste vorhandene Mächte, welche irgend wie von außen her auf ihn einwirken, sondern wirkliche, d. h. innerhalb des Menschen als Akte seiner physischen Thätigkeit erscheinende Ideen; sie sind innerhalb des menschlichen Geistes selbst erzeugt, ausgebildet, entwickelt und zum Theil in Handlungen und Schöpfungen verwirklicht.“ Wir stimmen darin mit Lazarus vollkommen überein; sie sind die gewöhnlichsten Worte seiner hier geschriebenen Abhandlung. — Und genauer noch; jene Handlungen und Schöpfungen bewegen sich vorzugsweise in drei Grundformen: in „der Vollendung der Persönlichkeit“, indem wir in den hervorragenden Individuen der Geschichte die jedesmalige Erfüllung der sittlichen, religiösen und ästhetischen Ideen finden, ferner in den Werken der Schrift, der Kunst und Erfindung, welche „als verkörperte Ideen dieselben künftigen Zeiten bewahren“, endlich in den Institutionen der Familie und Ehe, des Rechts und Eigenthums, den erhabensten von Staat und Kirche. Diese, die Institutionen, sind „die im höchsten Sinne historischen Erfolge der Ideen; sie leben in der Geschichte und die Geschichte in ihnen.“

Worin liegt nun das Hauptverdienst dieser angezeigten Schrift? Der Verf. selbst spricht es an einer Stelle mit den Worten aus, daß Wihl v. Humboldt die Wirksamkeit der Ideen in der Geschichte außer und über aller Kausalität suchte, anstatt daß es darauf ankommt, „die Ideen selbst als die höchsten kausalen Elemente, sie als Glieder mitten in der Kette der Kausalität zu erkennen und dort ihre ergänzende und erhebende Thätigkeit nachzuweisen.“ Darin also zeigt sich der weitestgehende Fortschritt über Wihl v. Humboldt hinaus, wenngleich dieser in der Geschichtsauffassung immer der Bahnbrechende bleibt.

Zh. Richter.

Moritz Hartmann's Gesammelte Werke.)

So recht ein Wort zu seiner Zeit, stellt die Gesamtausgabe der Werke Moritz Hartmann's sich ein. Zum deutschen Volke tritt sie hin in seiner Erhebung und Nachfolge und legt ihm das Bild eines der treffesten seiner Söhne vor, wie er strebte, rang, träumte, lebte und litt für das, was jetzt anjängt, glänzende Wirklichkeit zu werden. Nicht in Denkmälern aus Stein und Erz, sondern in der Poesie, die es ihren Werken angedeihen läßt, ehrt ein Volk seine Dichter. So ist diese Gesamtausgabe ein Kranz der Anerkennung aus Hartmann's frischem Grab.

Es giebt wohl nur selten einen Schriftsteller, bei dem die Schriften so sehr das treue Bild des Lebens und der Geschichte wären, wie bei Moritz Hartmann. Nicht in der Ruhe begnüglichen Stilllebens reisten die Pläne zu dichterischen Ergüssen, nur das, was angelänglich ihn ganz einnahm, konnte er gestalten und von sich ablassen. So sind seine Dichtungen in gewissem Sinne Gelegenheitsgedichte. Wie die Handlungen im Leben des Staats und der Gesellschaft immer neue Veder in ihm weckten, so entstanen in jedem Jahre, das sein flüchtiger Fuß berührte, neue Erzählungen, neue Leistungen. Erst die Gesamtausgabe aller dieser Schriften verschafft einen Ueberblick über sein Können, aus diesen einzelnen Zügen setzt das Bild seiner Bedeutung sich zusammen.

Der Stoff zu dieser Sammlung war aus einer Menge von Zeitungen und Zeitschriften zusammenzutragen, abgesehen von jenen Werken, die Hartmann selbst gesammelt und als Ganzes erscheinen ließ. Hätten sich die Herausgeber in überverstandenen Eifer knöchlich an das Werk Gesamtausgabe gehalten und Alles in dieselbe aufgenommen, was jemals aus des Dichters Feder gekommen ist, der Umfang des Ganzes wäre zwar beträchtlich größer gewesen, aber sein innerer Gehalt bliebe in der That verloren. Ludwig Ramberger und Wilhelm Vollmer, die hiesigen Herausgeber, verstehen es jedoch, das Vergänglichste, auf den Tag Berechnete, von dem zu scheiden, was auf bleibende Bedeutung Anspruch hat und zur Kennzeichnung des Dichters einen schätzbaren Beitrag enthält. So werden die zehn, von der Verlagsbuchhandlung würdig ausgestatteten Bände den ganzen Hartmann enthalten, ohne Unbedeutendes und Vergänglichendes dem Leser mit in den Kauf zu geben. Zu jenen Geistes, von denen man sich das scheinbar Nichtsgeheißte erhalten und anbewahrt sein möchte, gehörte Hartmann denn doch nicht; nur vom Diamant sammelt man die Splitter. Es war darum nicht diebstahlsfleh, wenn die Fremde des Dichters am allerwenigsten fähig sind, sondern weise Einsicht, daß sie manches der Vergessenheit anheimfallen ließen.

Ist aber auch Alles von dem, was in die Sammlung aufgenommen wurde, wirklich werth, im Gedächtnisse der Ueberlebenden erhalten zu werden? Auf diese Frage antwortet die Zeit; die Herausgeber hätten kein Recht gehabt, dieselbe zu stellen und etwa von ihrer Verantwortung die Aufsehung ganzer Werke des Dichters abhängig zu machen. Eine Gesamtausgabe will der Nation Gelegenheit schaffen, die Leistungen eines ihrer hervorragenden Männer neben einander zu haben; welchen unter denselben sie ihre Vorliebe schenken oder behalten will, steht bei der Nation allein. Auch in den Gesamtausgaben mehrerer Classiker giebt es gleichsam verlassene Gegenben, in die nur selten ein einsamer Wanderer sich verirrt, die aber von dem größten Theile

des Volkes gemieden werden. Wer einmal mitgearbeitet hat an der Erhebung, an der Fortbildung seines Volkes, der hat ein Recht darauf, in seiner Vollständigkeit vor dasselbe hinzutreten, einen Anspruch, mit seinen bedeutenderen Ergüssen von ihm zu eigen angenommen zu werden. Und Moritz Hartmann hat dieses Recht gewiß! Wenn man eine Kraft nicht allein nach der Wirksamkeit berechnen kann, die sie bethätigt, sondern auch nach der Größe der Kanpfrißschä, auf die sie wirkt, so war er sicherlich eine große Kraft zu nennen. Denn nur wenige Schriftsteller können es von sich rühmen, so vielen in allen Theilen ihres Volkes Belehrung, Erheiterung, Erhebung zugesprochen zu haben, wie Moritz Hartmann. Und er war nicht nur in der Mehrzahl seiner Schriften im Besitz des deutschen Volkes ein nützbrender Schatz, er bleibt es auch in aller Folge.

Denn man jene Kräfte in Rechnung zieht, mit denen eine Nationalliteratur den Charakter eines Volkes bildet und die Beherrscherin der jungen Seelen wird, die mit aufgeschloffenem Gemüthe ihrem Genuße sich hingeben, so wird man in den Werken Hartmann's manches entdecken, was ihnen einen unabweisbaren Anspruch auf eine ehrenvolle Stellung in der deutschen Literatur sichert. Man kann vorzugsweise zwei Eigentümlichkeiten namhaft machen, an denen seine Schriften zu erkennen sind, wie an einem Markenzeichen: Menschenliebe und Freiheitsgefühl. Es hat in der Erziehung des Menschengeschlechts sich so merkwürdig herausgebildet, daß in jenem Alter der Menschen, wo sie der gemüthlichen Belehrung und Besserung nicht mehr zugänglich sind, sich ihnen Quellen der Vergeistlichung erschließen, aus denen sie mit dem Labetrunk des Genusses und der Erheiterung die heilsamsten Lehren und einbringlichsten Mahnungen unbewußt hinenterschürfen. Es mag das zwar wie ein abgegränkter Raßstab der Traubenserei und Spießbürgerlichkeit erscheinen, einen Dichter nach der Vergeistlichung zu messen, die ihm einströmt, der Maßstab bleibt darum doch ein berechtigt, ewiger. Nicht geschwählghe Lehrsamkeit ist es, wonach man das Sittlichkeitsideal des Dichters mißt, die Moral als solche wird man bei den Besten gerade gewiß am Wenigsten nachweisen können, aber die Ueberzeugungen der Persönlichkeit klingen noch in ihren Hervorbringungen; ohne verflummende Abköchlichkeit dringt aus dem gesunden Geiste die Belehrung und Forberung hervor. So arbeiten der Ernährung und Verdorrung der Gemüther, wie sie unsere Zeit befördert, aus der Nationalliteratur mächtige Kräfte entgegen, die die Herzen mit tausendfachen Gefühlen beleben, gleichsam mit unverfügblicher Feindschaft benetzen und bereifen. Die Nationalliteratur ist es auch, aus der wie alle edelsten Gefühle auch Menschenliebe und Freiheitsgefühl in die Herzen der Jugend einströmen. In diesem Sinne hat Wilhelm Müller ein größeres Bestimmung der Nation als Goethe genannt, weil die Brunnlein der Erhebung offener und frischer in ihm springen. Und darum ist es auch seine Frage, daß Moritz Hartmann's Werte in nationalem Interesse eine geordnete Sammlung verdienen, weil sie in allen ihren Theilen durchsichtig und durchdrängt sind von dem Hochfahn und der Herzenskraft ihres Urhebers. Wohl hat es denkendere Geister unter den Deutschen gegeben, fühlendere Herzen schwerlich. Es ist wieder die Zeit gekommen, wo man auf diesen Vorzug eines Schriftstellers als auf etwas Ungewöhnliches, Seltenes denkwürdig hinanzweisen nöthig hat.

Menschenliebe und Freiheitsgefühl sind bei Hartmann Empfindungen, die in einander fließen; weil er die Menschen liebt, wollte er sie frei sehen. Ihn bedrückt nicht so sehr die blüthstürmische Haß, der nebelhafte Drang nach dem unbestimmten Schattenbilde gläubender Begehrter Freiheit als der Abbruch vor

*) In zehn Bänden. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1873.

jeglichem Zwang und Druck. Sein Herz schlägt den Bedrückten, die in verzweifelter Gegenwehr zu unbegreiflichem Mannesmuthe sich emporzuschwingen, weniger den blutdürstigen, gluthhauchenden Freireihestürmern. „Jedes Land wird mir erst dann lebendig“, sagt er selber, „wenn ich es mit mir gewissen Heiden seiner Geschichte bevölkere und ich bereife es, wie man einen Ackeran lieft, immer in Begleitung des lebenden“ Heiden, indem ich Alles oder das Weiste, das ich sehe und erlebe, auf ihn beziehe. Daß die Heiden meiner Reiseromane oder Romanreisen meist die Unterdrückten des Landes sind — das ist so mein Geschmack, meine Sympathie.“ Im tiefsten Grunde seines Lebens war er friedlich geartet, seine Umfarnatur. Seine Freiheitliebe hält sich stets in den mildeinnigen Besirke des Gefühls, erhebt sich niemals oder selten zur Gluth der Leidenschaft oder in die Sturmregenen der Vernunftbegeisterung. Sie hat nicht Börne's strenge, marmorkalte Art und nicht Schiller's feuerstürmende Kraft. Sein Freiheitideal hatte etwas von der Unbestimmtheit der nebulösen Traumbildhaftigkeit der allgemeinen Menschenbeglückung, darum konnte seine Freiheitliebe keine klare, Bestimmte für diese seine Art ist die Ausrufung: „Die Seele, das Gedicht des Friedens und der Liebe, ist das revolutionärste Gedicht. Denn was wollen wir anders als Liebe und Frieden — als lieben, lehren und belehren sein? unsere Kinder, unsere Zukunft in Blumen spielen und aufwachen sehen?“ Man kann das leicht marklos, schwächlich finden, das ist es nicht. Es fehlt bei Hartmann auch nicht an Stellen entschärfer Kraft, an kräftigeren Tönen, besonders da, wo sein Unmuth, seine Entrüstung über Druck von der einen und Heiltheit von der andern Seite ausbricht. Daß seiner Freiheitliebe ihre Milde und Sänftigung leibt, ist des Dichters reichhaltiges Gemüth, in dem nur Liebe wohnt und Veröhnung. Seine Bedeutung als Volkschriftsteller kann diese Thatsache nur steigern, denn nicht die Sturmschwärze der empörten Vernunft, nicht die Gluthdürre der Leidenschaft, die Wellen milder Dichtung sind es allein, die dem Volksbergen zu dauerndem Besitze die heiligen Gefühle der Arbeits- und Menschentiebt leicht und sicher zuführen.

Mit dieser Art zu fühlen hängt seine schriftstellerische Art zusammen. Die Eigentümlichkeit seines Stils ist es, seine Eigentümlichkeit zu haben. In beständiger Ebenmaß fließt der Strom seiner Erzählung, niemals verjährend, verlegend bis zu jaden dünner Dürftigkeit, aber auch selten zu rauschendem Gewoge, zu donnerndem Wellengang sich erhebend. Seine Sprache ist der ewig klare Spiegel, in dem die Umgebung klar und deutlich wiederkrablt, niemals trübt der Wellen Unruhe seine Silberbelle Fläche, nie zerstückelt der Gewand Selbstigkeit das Bild. Diese Maßigung seiner Sprache wird auch noch von einem Andern bestimmt. Er bewacht sich anaußergesetzt selbst, jede Ausschreitung, jeden Ueberflang jügend, denn ihn beerrt das Formgefühl. Jedes oberste Grundgesetz aller Formschönheit, das Ebenmaß, sucht er so sehr in allen Dingen, daß es, vielleicht unversehens, auch seine eigene Sprache durchwirkt. Rundung, Durchsichtigkeit, Bestimmtheit sind Eigenschaften, die man an seiner Schreibart fast nie vermisst. Man darf das nicht mit Künstlichkeit verwechseln, denn nichts lag seiner geraden Seele ferner als diese. Das Ebenmaß seiner Sprache geht allein aus dem Bestreben hervor, das die Kennzeichen des Gebildeten ist, über seine Sprache zu wachen. Die Sprache, wie sie aus dem eingeborenen Sprachgeiste hervorbringt, innerhalb der gesetzmäßigen Schranken genähren zu lassen, ist Bedingung natürlicher Schreibweise. Kein Gebildeter redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; jene sogenannte Natürlichkeit des Stiles ist oft und meist die allgeruchteste Künstlichkeit.

Und Hartmann hatte es wahrlich nicht nötig, zu künsteln und zu suchen! Wie ein ewiggründerer Quell bricht die Sprache aus ihm hervor, immer frisch und hell. Mit glücklicher Schmelzbarkeit umfließt sie die Formen des Gedankens, nur in die eben unthunbare Hülle ihn lassend, nicht mit überflüssigen Schwallen ihn überladend. Sie erweist sich gleich fähig, die Schönheiten einer Landschaft, die Lebendigkeit eines Ostrümmels und die Zartheit einer Empfindung anschaulich zu machen. Anschaulich, das ist das Wort, das ist das Geheimnis seiner Stils. Die Dinge so vor uns hinzustellen, wie er sie erschaut hat, die gleichen Empfindungen in uns zu wecken, die sie in ihm erregten, das ist seine Kunst. Es ist ein Genuß, mit ihm in die Schönheiten eines Gemäldes sich zu versenken, das nach und nach unter seiner Meisterhand vor uns entsteht, ihn eine Gegend preisen zu hören, seiner Erzählung zu lauschen. Man kann kühn behaupten, daß unter den deutschen Schriftstellern keiner das Geheimnis der Erzählerkunst so voll und ganz erkundet hat wie Moriz Hartmann. Als erzählte er Kindern ein Märchen, so gemacht es uns oft, wenn wir des Zaubers uns entschlappend, den Mitteln seiner Kunst nachzuspüren. Einfach, harmlos fließt es von seinen Lippen, denn nur an diese können wir denken, an den lebendigen Erzählermund, die Feder vergessen wir bei ihm ganz. Selten wohl ist daher die Kunst des Erzählens so meisterlich gehandhabt worden, wie von ihm. Es kennzeichnet ihn so ganz, was er in den Briefen aus Dublin von sich erzählt, daß er mit Wärme und freilichem Entzücken in einer elenden Kneipe den Erzählungen eines verlerenen Mädchens gelauscht habe, die er auch getreulich wiedergibt. Er konnte sich so ganz versenken in die fremde Eigenart, daß er in der Nacherzählung seiner selbst sich entäußerte, nur das gab, was er aufgenommen hatte, unermischt mit eigenem, also fremden Beisatz. Darum war er dazu wie geboren, Volkslieder fremder Völker nachzudichten, Sagen nachzuerzählen, Märchen wiederzugeben und zu sammeln. Darum war er auch ein so tüchtiger Kunstschreiber. Das Kunstwerk, das er schlichtete, gewann gleichsam in ihm Leben, redete aus seinem Munde, enthielt ihm und uns seine verdecktesten Eigentümlichkeiten und Schönheiten, das es uns oft vorkam, als wenn der Künstler selber seine geheimen Absichten und vertriebe und erläuterte. Seine Vergleiche bieten sich von selbst, nicht herbeigezogen ungefragt stellen sie sich ein, immer da, wo sie die Anschaulichkeit fördern können, niemals als nachschleppendes Anhängsel, zur Trübung der Deutlichkeit. Wie seinem Charakter, so fehlt seiner Schreibweise das Stürmische, Ueberflurnde, aber auch ruhig und von kernhafter Tüchtigkeit, wie die Offenbarung und Empfindungstiefe des Mannes, ist sein Stil, hier wahrhaft des Menschen Ebenbild.

Was von den gesammelten Werken bis jetzt uns vorliegt, enthält fast ausschließlich Erzählungen, seien dies nun Reiseberichte, Briefe oder Romane. Besonders die letzteren belaufen sich auf eine sehr beträchtliche Anzahl. Die Romane Hartmann's sind dasjenige, was man bei ihm nicht mit dem Namen von Gelegenheitsdichtungen belegen kann, denn solche schrieb er fast immer und in allen Tagen. Wie viel selbstständige Kraft in dem Manne war, kann man am besten an seinen Romane erkennen. Nicht etwa, als ob diese das Beste wären, was er hervorgebracht hat, aber sie zeigen, daß er seine eigenen Wege gegangen, trotz der Hülle seiner Leistungen niemals in die Tagesbrutung gefahren ist, dem Zeitgeschmack gefolgt hat. Nur der bedeutende, richtunggebende Schriftsteller hat die Kraft, umzuwerfen zu sein, sich nicht der treibenden Strömung hinzugeben. „Er war kein Sensationschriftsteller“, wie treffend die Herausgeber bemerken. Das Span-

nende, Ueberraschende ist nicht sein Gebiet. Er sucht den Leser nicht zu überraschen, liegt nicht die Reizgerei, meidet Wichtigkeit und Geheimniskrämerei, geht den Analektiken aus dem Wege, löst den Knoten, statt ihn zur Verblüffung des Lesers zu verweben. Das, was wir in schlechtem Sinne Handlung zu nennen gewohnt sind, behandelt er mit einer gewissen Nachlässigkeit, fällt manchmal auf der Rolle des Dichters in die des Erzählers oder gar des Berichterstatters, unterhält sich ein Weilschen mit dem Leser, um dann fortzufahren in seinem Berichte, der immer That-sächliches, Erlebtes zu behandeln scheint. Der durch Verbildlichkeit verdorbene Geschmack wird fähiglich manches in seinen Novellen langweilig finden und damit das Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen zu haben glauben. Den Dichter würde solcher Vorwurf kaum angehten haben. Er liebt es, seine Meisterschaft in der Führung der Charaktere, in der Zeichnung der Gefühle, der Leidenenschaften und ihrer Schwäche zu zeigen, sein Ideal war die Kunst, nicht das Handwerk der modernen Spandlungsmacherei. Unsere Umgangssprache hat das Wort Unterhalten, sehr verflacht und abgeschwächt, in solchem Sinne unterhält unser Dichter nicht. Versteht man aber unter geistiger Unterhaltung jene Nahrung der Seele, gleichsam mit Anregung und edler Veruhigung, so wird man gewiß selbst von Unterhaltung bei Hartmann's Novellen sprechen können. Eine Perle in dieser Richtung unter den früher bereits bekannten, hier nur neuerdings aufgefundenen Novellen ist die Erzählung: „Johannisberg“. Seine ganze Eigentümlichkeit als Dichter und Erzähler hat aber Hartmann in eine Erzählung hineingepreßt, die wie ein Krach der Mutterlange Eigenschaften, weiß und abgeklärt zum Ausdruck bringt, was des Dichters ganze Kraft war, in deren Vollendung er vom Tode überrascht wurde, als sollte dieses Kleinod sein Vermächtniß sein an sein geliebtes Volk, es ist dies die Erzählung: Das Andenken der Mutter.

Es ist in unseren Tagen nachgerade selten geworden, daß wir die Einwirkung der reinen Dichtung an uns erfahren können. Nicht das, was von ewig her die Grundkraft der Poesie gewesen, kommt allein zum Ausdruck, stets findet sich etwas beigemischt, was den Anreiz verflücht, die Wirkung erhöht, den reinen Eindruck verflücht. Es wird von dieser Meisterrichtung gewiß Mancher sagen, sie sei anbedeutend, geistlos, schwach. Allerdings überrascht und nicht darin Reueit oder Schärfe der Gedanken, unterhält und nicht die Behandlung bekannter Tagesfragen, fängt und nicht der peisende Reiz des Verhältnisses, Verbotenen. Was aber von diesem und ähnlichem Weisheit dem Ganzen abgeht, erhöht die Bedeutung des dichterischen Gehalts, der so allein und unvermischt auf uns wirkt. Jene blendenden Ausführungen und süßenden Offenbarkeiten, die wir in modernen Romanen und Novellen so häufig antreffen, sind gewiß nicht etwas Verwerfliches, aber nur glaube man nicht, daß sie den Werth des Kunstwerthes begründen. Im besten Falle sind es lehrreiche, unterhaltende Abwischungen des Dichters auf fremde Gebiete, ist es ein Schmücken mit fremden Federn, was der Dichter kann, seine Kunst, zeigt er dabei am Wenigsten. Nicht mit dem Anspruch, eine unserer Tagesfragen zu behandeln oder wöhlend gar zu lösen, tritt unser Buch auf, des Dichters Aufgaben sind von Ewigkeit her dieselben, des Herzens räthselhafte Wandlungen, es braucht ihn nicht nach fremdem Vorbild zu gestalten, er kann auch auf dem eigenen Gebiet ihn finden. Man kann es in diesem Sinne als höchsten Ruhm unseres Buches sagen, daß es nicht weichen ist. Die Charaktere, die darin behandelt eingeführt sind, sind nicht von heute, sie sind immer möglich gewesen, wie die Charaktere jeder echten Dichtung. Ist es denn Gedankenfülle, was man beim

Dichter sucht? Es scheint so ganz vergessen zu sein Bürger's herrliches Wort, in dem er die Aufgabe der Dichtung festsetzte: „Selbst das Geistliche in Tönen zu gestalten in ein Bild.“ Diese gestalten, veranschaulichen, plastische Kraft wird man aber bei Hartmann durchgehends finden. Ist denn Lebenswahrheit, glückliche Liebesgabe der menschlichen Schwäche und Vorzüge nicht Gedankliches? Jener Bild für die menschliche Eigentümlichkeit, der in schärfstem Umriss sie festhält, hat von jeder einen der Hauptvorzüge jedes echten Dichters gebildet. Und in diesem Werke Hartmann's findet man gleichsam die verblüffte Lebenswahrheit, jeder Zug beruht auf der glücklichen Beobachtung der Wirklichkeit, die Gehalten dieser Dichtung sind von einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, daß wir die Menschen, die im Leben und begehnen, nach ihnen zu denennen und zu feingeben vermögen. Die Thränen, die die ergreifende Wahrheithaftigkeit des Berggeführten dem Leser ins Auge lockt, werden manchen von dem Leide für Augenblicke erlösen, mit dem das gleiche Schicksal ihn beimgesucht hat, und das ist der Dichtung erhabenster Preis, daß sie die Gemüther der Menschen erheitert und von den Schmerzen des Alltags und des Augenblicks befreit und erlöst. Leopold Komper hat mit verständnisvoller Hingebung die Erzählung des unvollendeten Werkes vollführt, das wie ein edles Kunstwerk aus dem vorhandenen Theile die Gestalt des Ganzen athmet ließ.

Wenn ob der Schönheit seines Vermächtnisses Wehmuth über seinen frühen Tod und ergreifen möchte und der Gedanke ein Schmerz bereitet, was er noch Alles hätte schaffen können, so trösten uns die Worte, die er selber einmal äußerte: „Die Götter scheinen ihren Lieblingen, die sie jung zu sich nehmen, die kurze Lebensfrist durch einen klaren und heiteren Blick in alle Zukunft auszudehnen und zu bereichern.“ David Kaufmann.

Frankreich.

Der Offrande aux Alsaciens et aux Lorrains der Pariser Schriftsteller-Gesellschaft.*)

Daß die Proteste der Franzosen gegen die Einverleibung von Elsaß-Lothringen in Deutschland nach viele Jahre nach dem Kriege, der ihnen diese Länder entriß, fortbauern würden, war nach der Natur des französischen Nationalcharakters und nach zwei Jahrhunderten französischen Besitztums vorauszuweisen, und die Erwartungen, welche der literarische Kreis an die Wirkungen dieses Weisels der Geschichte knüpfen dürfte, sind wohl kaum übertraffen worden. Kein menschlich betrachtet, ist es eine allgütige Erfahrung, daß nach schweren Unglücksfällen bei heftigsten Naturen der Klagen, der Zornausbrüche und der Erklärungen kein Ende zu finden ist, und weßten die Auswüchsen dieses Unwillens nicht alles Raas überschreiten und jeder dessen Selbstkenntnis heben sprechen, wird kein Vernünftiger über dieselben seinerseits außer sich gerathen und Gleiches demselben vergelten mögen. Die Pflicht einer besonnenen, vom wissenschaftlichen Geiste besessenen Kritik erhebt unter allen Umständen und den härtesten Verletzungen gegenüber die Aude eines unbefangenen Urtheils

*) Aux Alsaciens et aux Lorrains: L'Offrande par la Société des gens de lettres. Paris 1873, Librairie de la Société des gens de lettres. III, et 332 pag. in-8. Mit zwei Tafeln, die eine, ein elstisches Mädchen, die andere ein lehrreiches Kind darstellend.

zu behaupten, und indem wir an dieser Stelle die von der Pariser Schriftstellergesellschaft den Elsäßern und Lothringern gewidmete „Espace“ einer Besprechung unterziehen, werden wir, obwohl dies eben wegen der Art dieser Spende nichts weniger als leicht ist, so unbefangenen zu arbeiten bemüht sein, daß Niemand von dem entgegengetreten Standpunkte einwerfen kann, unsere Darstellung sei von Rationalhaß oder Parteilichkeit befallen.

Um in ihrem Sinne für die Elsäß-Lothringern zu wirken, haben die Mitglieder der Pariser „Société des gens de lettres“, welche (eine nachahmenswerthe Einrichtung!) eine eigene Verlagshandlung bildet, sich zur Herausgabe eines elsäßisch-lothringischen Albums vereinigt, dessen Ertrag für die unbemittelten Auswanderer aus Elsäß-Lothringen, d. h. für diejenigen, welche für Frankreich optirt haben, bestimmt ist. Unter den in Paris maßgebenden Gesellschaften war nichts natürlicher und einfacher, ja man darf hinzufügen, es besteht für die Franzosen, deren Gesinnungen die ausgewanderten Elsäßer und Lothringer das schwere Opfer ihrer Heimat gebracht, eine moralische Verpflichtung zur Unterstützung dieser Unglücklichen. Wenn die Ligu alsato-lorrainne auf solche Unterstützung sich beschränkt hätte, würde man selbst in Deutschland ihr keinen Vorwurf über ihr Wirken gemacht haben. Allein etwas Anderes ist es bessen, und etwas Anderes Leidenschaft erregen und das Schicksal derer erschweren, denen man helfen will. Die „Ofrando“, welche uns vorliegt, scheint von den Stimmungen jener „Ligue“ nur allzu lebhaft beeinflusst, denn es ist der aufregende und leidenschaftliche Inhalt dieses Albums, der unser Bedauern und unsern Widerspruch wachruft. Was von vornherein gegen das Buch einzuwenden ist, berührt gar nicht den Völkereifer, gar nicht die nationale Frage, sondern ist ein künstlerischer Bedenken, das jedem Unbefangenen sofort auffällt. Die leidenschaftliche Entrüstung über das Unglück ihres Vaterlandes hat die Mitarbeiter, mit wenigen Ausnahmen, weit über die Grenzen des Kunstbesseren hinausgeführt, und da, wo sie ihrer Wuth nach Begeisterung hatten entflammen wollen, einen niedererschlagenden unschönen Eindruck sie hervorbringen lassen. Das Buch ist in seinem Gehalt und in den meisten seiner Theile unkünstlerisch und eben deshalb unerquicklich zu lesen. Schreiber dieser Zeilen, der selbst aus elsäßisch-lothringischem Gebiet ist und in seinen Beurtheilungen elsäßisch-lothringischer Produkte unabhägliche Beweise eines warmen Gefühls für die väterliche Heimat abgelegt hat, ist gewiß am leichtesten gleichgültig gegen das, was den Elsäßern frommt. Wer ein warmes Herz hat für das Land seiner Väter, wird dessen Bürgern nicht Verlegenheiten bereiten wollen, und wer Antheil nimmt an dem Schicksal der Elsäß-Lothringer, der wird, sei er Deutscher oder Franzose, statt die Leidenschaften aufzustacheln, beruhigend, mildend und verböndend einwirken und denen, welche durch Unglück, durch eigene oder durch fremde Schuld ihre Heimat verloren haben, einen Trost spenden, der über alle Jernwürstliche der Völker und über alle Parteilichkeiten erhaben ist.

George Sand, Madame Dubouant, das größte jetzt lebende poetische Genie Frankreichs, hat die Ehre der Einleitung des Album empfangen, aber, was sie geleistet, ist lediglich ein Schreiben an die Pariser Schriftstellergesellschaft, welches, so sehr es den Verlust von Elsäß-Lothringen beklagt, doch im Grunde ablenkend gehalten ist: George Sand's Beitrag besteht darin, zu erklären, daß ihr Schmerz ihr verbiete, einen Beitrag zu liefern! Das Genie besitzt auch das Privilegium eines sehr sicheren Taktes, George Sand hat gefühlt, daß dieses Unternehmen ihr

etwas Unsicheres anmuthete und sie ist viel zu sehr Künstlerin, als daß ihre Muse der Tendenz sich preisgeben könnte! Zudem sie schildert, wie vor dieser Aufgabe ihr die Feder entsunken ist, hat ihr Brief die beste Kritik der Ofrando geliefert.

Stets eifriger hat der Burgunder Victor Hugo, dessen Familie aus Lothringen stammt, auch hier wiederum in dem Strom der politischen Welle sich geführt. Seine in geharnischten Alexandrinen einhergehende Apoptrophe, im Capistran! „Alsace et Lorraine“ betitelt, ist eine wuthstauende Anklage gegen das preussische Deutschland, gegen den Cäsarismus und gegen die Vergewaltigung von Völkern. Dieses Pathos ist sehr heftig, aber es packt nicht! Victor Hugo hat zu massenhaft in diesem Genre gearbeitet, es herrscht eine Monotonie in seinen Versen, welche den Eindruck schwächt und die Spitzen seiner Wille abkumpft. Daß alle Tyrannen auf Erden ihm aus tiefer Seele verhaßt, macht seinem Herzen nur Ehre und wird haben wie drücken Niemand ihm vertragen. Aber Victor Hugo vergißt in seinem Eifer, daß die Völker, um die es sich handelt, sieben Jahrhunderte integrierende Theile des deutschen Reiches gewesen sind, es hat nicht eine einfache Eroberung, sondern Rudereroberung stattgefunden, und welches auch die Verfassung Deutschlands sein mag, die alte „Staatenrepublik“ oder ein zentralisirendes Kaiserthum, Zöbiration oder „Einheitsstaat“, der Wunsch nach Wiedergewinnung der verlorenen Reicheländer hat sich unter allen politischen Formen des Deutschthums lebendig erhalten und würde auch, wenn der ehemalige Bund hätte zu Kräften gelangen können, sich früher oder später in der einen oder der anderen Weise geltend gemacht haben. Die Forderung des Elsäßes und Lothringens von Deutschland war nun einmal ein Unrecht, der Ueberfall von Weh 1552 eine Gewalthat, gleichwie 1681 der Ueberfall von Straßburg; in den Bergen der Deutschen sind diese Gewalthatstheile stets als Jübel empfunden worden und sie haben ihren schwer löbenden Nachhall bis auf die Gegenwart fortgepflanzt.

Nebst dem, um sofort auch den übrigen Anklägern zu antworten, hat denn Frankreich 1871 ganz Elsäß-Lothringen verloren? Hat es durch diesen Verlust seine Stellung als Großmacht eingebüßt? Im Verhältnis zur Gesamtmasse des französischen Länderbestandes sind die abgetretenen Städte nur ein geringfügiger Bruchtheil. Frankreich besitzt in Lothringen heute noch die Bisthümer Toul und Verdun, sowie die Herzogthümer Lothringen-Nancy und Lothringen-Bar und im Elsäß das Territorium von Belfort, dessen gewaltige Festungswerke das Oberelsaß beherrschen und den Franzosen jetzt noch ein Ausfallthor offen gelassen haben. Die nordöstliche Angriffsfront Frankreichs ist allerdings durch den Vertrag von Versailles geschwächt worden, aber in Toul und der Mosel und Verdun an der Mosel ist Frankreich die starke Wehr der Mosel-Magasinlinie geblieben und da die strategische Wirkung von Belfort sich bis in die Gegend von Basel erstreckt, kann von Schwachheit der französischen Gränze vollends gar nicht die Rede sein. Ein Staat, der die neutrale Schweiz zweifach umklammert und gegen Norden das neutrale Belgien, das von einer dreifachen Kette französischer Festungen flankirt wird, als Gletsch seiner Ardennenstellung betrachten darf, hat nicht im geringsten den Charakter einer Großmacht verloren, und ist die Gegenbehauptung doch in der That eine schändereckliche Uebertreibung. Auch die Gesellschaft Europas, als sie 1871 der französischen Kontributions-Anleihe so bereitwillig ihre Börsen öffnete, hat ja den klaren Beweis erbracht, daß Frankreich in Europa immer noch den Kredit einer Großmacht besitzt und sogar einen weit ausgebreiteteren, als man

nach dem Grade der Festigkeit seiner so schwankenden Staatsform armaten sollte.

Auf Victor Hugo folgt der Geschichtsschreiber Henri Martin mit Reisenotizen „Erinnerungen an Elsass-Lothringen“ betitelt, die wenigstens einen ruhigen Ton anklagen und den Mann der Wissenschaft kennzeichnen, der auch seinen beständigen Affekten einen philosophischen Trost abgewinnt. Aber die *Revue*, „Madame Johen“ von Paul Javal ist wieder der äußerste Gegenpol aller philosophischen Ruhe. Madame Rosa Javert ist die Frau eines Buchhändlers aus Meulin-le-Mez, die vor 1870 die Gattin eines deutschen Arbeiters gewesen war, der sich dann als preussischer Offizier entpuppt hat und lediglich jenes Familienverhältnis eingegangen war, um die Festungswerke von Metz besser studiren zu können. In der Schlacht bei Gravelotte ist der Vater seiner Frau gefallen, sein Schwager erkannt an ihm die weiße Uniform des preussischen Kürassiers, da hebt Rosa, von Verzweiflung sinnlos geworden, das Pistol ihres Mannes gegen diesen selbst und tödtet den Held ihres Vaterlandes. Ein Mitglied des aristokratischen Offiziercorps der preussischen Kürassiere ländlicher Arbeiter bei Metz des Spiondampfes halber, und Ehegattin einer Bäuerin zu gleichem Zwecke! Man braucht dies einfach zu sagen und die Kritik der Novelle ist fertig! Keiner hätte die Spitze des Herrn Javal mit seiner Phantasie nicht durchgehen können bis zu der Wiederverheiratung seiner Heldin mit dem Buchhändler herab, der aus dieser Tragik für seine Watwürste Reklame macht. Du sublime au ridicule n'y a qu'un pas.

„Eine Nacht in St. Amand“ von Amédée Achard ist eine Darstellung der Großnugelskämpfe des Jahres 1870 vom französischen Standpunkte, deren Schneide aber nicht gegen Deutschland, sondern gegen die unverantwortliche Nachlässigkeit der französischen Herrführer gerichtet ist. Sie könnte in jeder deutschen Romanzeitung Platz finden und zeichnet sich durch ein maßvolles Pathos und eine thätige Realistik der Schilderungen aus.

In der That, sehr verschiedenartig sind die Beiträge der Pariser Schriftstellergörzen. Wir können sie aus Raumangel ummöglich alle im Einzelnen vorführen, es genügt, eine summarische Uebersicht der hauptsächlichsten Beiträge zu geben.

Die „Freisätze des Elsass“ (Les villes libres d'Alsace) von Philarete Chasles aus der Vogelerspektive betrachtet zu sehen, ist vorab ein eigentümlicher Genuß. Denn der im Verjäre verstorbene Conservator der Bibliothèque Mazario hat jene, wie immer seine liebenswürdige Art gewesen und wie seine *Travaux* années de critique tausendfältig repräsent haben, mit seiner eleganten Feder Wahres und Falsches, Kenntniß und Unkenntniß wunderbar durcheinander gemischt. Die freien Städte des Elsass, die im 17. Jahrhundert so fiakireten und so reichthens sich erweisen, sollen ihre gallische Herkunft niemals verneuen haben! Das Schloß Rappeltstein (französisch: Ribeauviller) vermandelt hat unter seinen Händen in eine Stadt „Rappeltstein“ (sic), welche mit Hildebeim in etymologischer Verwandtschaft steht. Offenbar hat die unterhalb Rappeltstein belegene Stadt Rappeltweiler (Ribeauviller) ihm vorgezeichnet, aber Rappeltweiler ist niemals eine Reichstadt gewesen. Und am Schluß weist Pfarrer Eridon's Böhlein über die elässische Landparrei Hürtigheim zu dem Beweise citirt, wie grauenvoll im 17. Jahrhundert die Deutschen (!) im Elsass gehau haben!

Das Gedicht „Le canon“ von François Coppée steht an poetischem Gehalt viel höher als Victor Hugo's wuthschauende Aufnahmen und nicht minder ist die „Légende de Ludre“, welche die Gräfin von Mirabeau, offenbar wohl eine geborene

Lothringerin, aus dem Sagenhage des alten Grafenhanfes von Ludre (neben den d'Houffonville, Savigny, Beauvau, Dumelsin, Bassompierre und Andere zu den petits chevaux de Lorraine gehörig) in die Gegenwart hineinspielen läßt, tausendmal werthvoller als das Probestück des Herrn Paul Javal. Die Gräfin von Mirabeau, indem sie die Tragik der letzten Ludre vertheilt, hat zum Gemüth sprechen, aber nicht hegen, nicht erbittern wollen und deshalb verdient sie trotz ihres eifrigen Franzosenthums das Lob deutscher Kritik. Und das Jdyl „Rhône und Rhein“, welches Armand de Pontmartin aus den Herbsttagen des Jahres 1872 geliefert, die Geschichte des Marc Etlier und seiner Tochter Agathe, eine schlichte Erzählung, welche die Lebensmährheit an der Stirn trägt, scheint sich auch durch ein Ungesähr zu ihren aufregenden Kollegen verirrt zu haben. Dafür entschädigt die Heißsporne desto reichlicher das Schauerbild „Le Retour“ aus der Straßburger Belagerungs- und Evacuierungsepoche. Alfred Assolant ist der Verfasser. Es wird bei ihm nach der Kapitulation zwischen Deutschen und Straßburgern förmlich gemeckelt und an dem Unglück der Familie Kaufmann ein Grad des Hasses zur Schau gestellt, der an eorsliche Blutrache erinnert, aber auf das bilderte Wesen des Elässers nicht passen will. Der stürmische Autor hat ein Bild in Kalot's Manier gezeichnet, während sein Hatermann Arjane Honsfaye, der aus den Pariser Kommunezeiten die Handhabe, aber ehebredigste Liebe eines jungen Lothringers verführt, wenigstens in dem Rahmen seiner Darstellung geblieben ist und die Furchtbarkeit der Leidenschaften jener Gräuelapoche in seiner Rechtfertigung bewupen darf.

Das lothringische Schriftstellerepaar Erdmann-Chatelain, von welchem die didaktische Erzählung „Das Geheimniß der Monarchisten“ verlegt, sind mit ihrem Tiefenbader Revolutions-Jdyl vom Februar 1848 nicht eben glücklich geworden. Wenn das Geheimniß der Monarchisten darin besteht, in den Tagen der Anarchie sich den Umständen anzubequemen, so ist dies die Politik aller Parteien, die jeweilig von ihren Gegnern überannt wurden und wie der Schade, den die Erfolge dieses Mandvers anrichteten, durch Volkschulen gebesselt werden soll, damit die Republik dauerhaft werde, läßt sich durchaus nicht ablehnen, da für Jeden, der in Frankreich ein Land mit einem lebenden Heere von 700,000 Mann vor Augen hat, die Republik immer nur ein Provisorium, immer nur der Indifferenzpunkt der dynastischen Ansprüche sein wird. Uebrigens hätte man von der Bildungshöhe der Herren Erdmann-Chatelain erwarten sollen, sie wüßten genau: es giebt auf Erden kein politisches Specifium!

Ein wahrhaftes Jdyl ist das Geschichtchen L'Alsacienne von Hector Malet, der die bußliche Elisabeth Korbels ihre Lebensgeschichte erzählen läßt und von allen zeitgemäßen Seitenblicken sich frei hält, ein desto dunkleres Seitenstück dagegen die „große Patriotin“, nämlich die Hülserin Brauziska Gerhardt, die Helbia des Herrn M. e. Gagneur, welche auf den Trümmern ihres ländlichen Besitzthums an dem Kampfe gegen die Deutschen Theil nimmt und auch über der Leiche ihrer Tochter mit deren Bräutigam, der ein Deutscher ist, nicht Frieden schließen mag. Hier ist des Geschichtens nichts gepart und vor diesem haarsträubenden Entsetzen, in dessen Ausmalung Gagneur sich ergeht, schrampten Théodore de Banville's Verse über die lothringische Jungfrau von Orleans, das literarhistorische Lebensbild des Dichters Andrieux von Edouard Thierry, die hübsche anklagende Revue „Der Storch“ von Elie Berthele, wirklich eine Perle der Novellistik, zusammen und wir behielten

nicht blühende Gemüthsruhe, um den Beitrag des Bibliothekars P. V. Jacob, mit seinem wahren Namen Paul Carroiz, „Guttenbergs Prozeß in Straßburg“ behandelnd, so wie es diese Studie verdient, genießen zu können. Der Bibliothekar Jacob hat Guttenbergs Prozeß von 1437 gegen die Erben des Andreas Dreyhern, dessen Aften auf der verbrannten Straßburger Stadtbibliothek sich befinden, aus diesen selbst dargestellt und mit Recht Guttenbergs hohes Verdienst in Schutz genommen, mit Recht aus Straßburg als die Wiege der Buchdruckerkunst erwiesen; schade nur, daß seine Arbeit, deren Inhalt keinen patriotischen Duschon verleiht, in der Umgebung so vieler den Hof nährenden Erzeugnisse sich befindet. Denn gleich darauf folgt das kurze, drastische Trauergemälde von E. Vegours, „eine Rache“ betitelt, welches die Abendgesellschaft einer Straßburger Dame und den Empfang zweier preussischer Offiziere schildert, denen eine ganze Reihe trauernder Frauen vorgestellt wird, die ihre nächsten Angehörigen im Kriege verloren haben. Die Namen, die hier genannt werden, sind dem Schreiber dieser Zeilen wohlbekannt, zwei derselben sogar befreundet, doch zweifelt er um so mehr an der Nichtigkeit der von Vegours mitgetheilten Umstände. Der treffliche Staatsrath Goulmann war schon im September 1870 als Wittwer in Paris gestorben, seine, des Ex-Deputirten von Straßburg, Wittwe kann also weder dort noch überhaupt existirt haben. Vielleicht hat Herr Vegours von der Trauer der Frau André gehört, jener modernen Nothhelferin des Pariser Protestantismus. Sie lebte damals jedoch in Versailles und nicht in Straßburg.

Nach dieser schillen Dijonanz kommt die kunsthistorische Studie des Generalunterrichtsprofessors François Ben „Martin Schongauer von Colmar und die Entstehung der Kupferstecherkunst“ wieder um ihren ästhetischen Einbruch. Wir kennen Herrn François Ben, dessen Name wie die Anglistinnen seines Stils den Abkündmting englischer Vorfahren verathen, aus seinem drohigen Reisewerk „Dick Moon en France“ (Paris 1860), in welchem auch eine durstige Beschreibung von Straßburg zu lesen, hier indeß, in der Pariser Offrande, tritt er mit dem vollen Ernst des Universitätsgelehrten auf und giebt eine apophoristische Sylze des großen Colmarer Künstlers, die minder mit Fehlern gesegnet ist, als sein zuerst von der bonapartistischen Revue Européenne veröffentlichtes Reisewerk.

Ermond About, der Gutsbesitzer und Fischwächter von Zabern, hat in der Offrande natürlich seinen geeigneten Platz. Wir hätten dem talentvollen Dichter des „Fellah“ (oder „Ahmet le Fellah“), der so vielen touristischen Kneipstologen zur unerschöpflichen Fundgrube gedient hat, sogar einen besseren Platz gewünscht, allein seine Spende „Die Hölzerer“, welche beweist, daß seine Kinder den deutsch-slawischen Gebrauch derselben von den bösen Germanen angenommen haben, ist nicht ganz kindlich naiv, es werden darin die Deutschen sogar ein wenig geschimpft, wobei wir bemerken wollen, daß wer mit einem deutschen Worte schimpft, wenigstens das Wort richtig schreiben muß. „Schwein-pels“ schreibt mau aber wie jeglichen anderen Pelz mit einem z und nicht mit einem a. Haben die Pariser Schriftsteller diese allerschlechte Kleinigkeit sehr weit in den Hintergrund geschoben, so haben sie ihr angethan, was ihr gebührt. Schimpfen ist unästhetisch, ein unter den Mauern der Akropolis kläffend gebildeter Mann, einst Mitarbeiter des Archives des missions scientifiques, hätte, auch wenn er Kindergeschichten schreibt, sich einer solchen Sprache enthalten sollen. Er ist um seinen kläffischen Wehnhoh gekommen, das mag ihn über das Maas bitter gestimmt haben, aber, als er 1868 einen altdeutschen

Reichsadler, den er in einer Versteigerung erstanden, an sein Landhaus bei Zabern hatte besetzen lassen, hat er seiner eigenen Anschauung ein böses Prognostikon gestellt und mußte darnach wissen, daß er auf altdeutchem Reichsboden wankelte

Der Schluss („dernière Parole“) der Offrande ist das Gedicht „L'Alance“ des Glühers Louis Ratisbonne, welches das Titelfupier, eine trauernde Jungfrau darstellend, illustriert. Es ist das beste von allen Gedichten des Albums, frei von Injurien gegen Deutschland, kurz und würdig gehalten. Herr v. Ratisbonne, der das schwärmerische Gemüth seines Oheims, Alphons Ratisbonne, der vom Judenthum zum Katholizismus übertrat, geerdet zu haben scheint, ist der feurige Anwalt einer unterliegenden Sache, wir können seinen Standpunkt nicht theilen, aber wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er aus wahrer Empfindung heraus geschrieben hat. Proteste gegen volendete Thatfachen nützen jedoch selten und schaden häufig, auch hängen die großen Umwälzungen der Weltgeschichte nicht von den Meinungen und Stimmungen der Privaten, sondern von dem lebendigen Wirken der politischen Kräfte und von den Konstellationen des europäischen Staatenvertrages ab. Ein seiner eigenen Geschichte eingedenk Deutschland, das dem Geiste der Humanität, der Selbstregierung und der freien Wissenschaft wie auch dem Glauben des Herzens und dem seelischen Bedürfen Genüge leistet, ist die beste „Spende“ für Elsaß-Lothringen und diese den Bürgern der neuen Reichsländer zu bieten, ist die Pariser Schriftstellergesellschaft nicht befähigt. Deutschland im Herzen von Europa thronend, hat das Geschick unseres Erdtheils in Händen und wenn der deutsche Geist Herr sein wird über Europa, so wird kein Anhänger gefunden, der sich demselben betragen könnte, daß dieser oder jener Fleck Erde zu Deutschland gehört!

Trauttmann v. Belle.

Italien.

Umschau im Gebiete der gesammten neuesten Dante-Literatur.

II.

Zu den in der einen oder anderen Richtung arbeitenden Schriftsteller übergehend, mag zuerst eine der Kartographie angehörende Arbeit Erwähnung finden. Der Gedanke, das von Dante in der Divina Commedia besungene Weltbild graphisch darzustellen und so veranschaulichen, ist keineswegs neu. Dem Kundigen sind eine ganze Menge Arbeiten dieser Art bekannt, und selbst der große Galilei hat sich viel damit beschäftigt. Für den, der in das Verständniß der Divina Commedia tiefer eindringen will, ist eine derartige Arbeit, eine Art Dante-Atlas, geradezu unentbehrlich zu nennen. Schon im Jahre 1835 hatte der um die Dante Studien verdiente Michelangelo Cartani, Herzog von Sermoneta, eine solche Arbeit geliefert, die, nachdem sie längere Zeit vergangen war, jüngst in neuer unveränderter Auflage erschienen ist. Es giebt wohl wenige Arbeiten, die wie diese geeignet wären, in kürzester Zeit einen Gesamtüberblick über

*) La materia della Divina Commedia di Dante Alighieri dichiarata in VI tavole da Michelangelo Cartani. Seconda edizione. Roma, Libreria Spithöver, 1872. gr. Fol. 2 Pl. 6 Taf.

die Commedia zu gewöhnen. Werne giebt man einen ganzen dicken Band für diesen Atlas hin. Derselbe umfaßt nebst der Einteilung sechs sorgfältig kolorierte Tafeln im größten Folioformat. Die erste stellt das gesammte Weltsystem Dante's dar; die zweite giebt eine tabellarische Uebersicht des Stoffes des ersten Theiles der Commedia; in der dritten erhalten wir einen Plan der Hölle und der poetischen Reise Dante's; in der vierten die innere Ansicht seines Inferno. Die fünfte Tafel enthält den Plan des Purgatorio, mit tabellarischer Beifügung des Inhaltes desselben; in der sechsten und letzten wird in ähnlicher Weise das Paradiso veranschaulicht. Sieht man sich auch bei einigen Einzelheiten zum Widerspruch veranlaßt, so darf doch das Werk im Ganzen als ein treffliches Hülfsmittel zum Studium der Dichtlichen Komödie bezeichnet werden. Auch wer mit der Sprache nicht ganz vertraut ist, wird es mit großem Nutzen gebrauchen, können.

Nach einer anderen Richtung sucht Cesare Loria das Verhältniß des erhabenen Gedichtes zu fördern.*) Die große Hölle immer sehr genauer, aber jenseits nicht leicht verständlicher geographischer Angaben, die in denselben vorkommen, können dem Leser hin und wieder nicht unwesentliche Schwierigkeiten bereiten. Loria hat sich nun die Aufgabe gestellt, ein ausführliches geographisches Handbuch zur Divina Commedia zu liefern. Zunächst handelt es sich auch hier um die neue Auflage eines vor fünf Jahren zum ersten Male erschienenen Werkes. Doch ist diese neue Auflage äußerlich viel bequemer als die erste, und innerlich wesentlich verbessert und bereichert worden. Für den Anfänger ist das Buch recht brauchbar, dem Kundigen gewährt es dagegen sehr wenig Ausbeute. Die Karten, aus welchen der Verfasser schöpft, sind die laubäuglichsten, nicht einmal immer die besten. Neues bringt er nur sehr Weniges bei und dieses Wenige scheint in manchen Fällen kaum dazu angethan, den Weisheit der Dante-Forscher zu finden. Auch leidet das Buch an einer überall erwiderten Bemerklichkeit. Immerhin darf es trotz dieser Mängel als eine erfreuliche Bereicherung der Danteliteratur betrachtet werden.

In weit höherem Grade gilt Letzteres von dem soeben veröffentlichten Buche des berühmten italienischen Philologen Pietro Panfani.**) Man kann es ein Supplement zu den Kommentaren der Commedia nennen und dem „Versuch“ des verstorbenen P. G. Bianchi zur Seite stellen. Der Inhalt des Bandes ist fast ausschließlich philologischer Natur. Eine ganze Fülle seiner philologischen Bemerkungen und Beobachtungen machen dieses Buch auch dem bloßen Philologen, der sich des Leiters nicht mit Dante befaßt, in hohem Maße empfehlendwerth. Für den Historiker nicht minder empfehlendwerth ist die sehr tüchtige Arbeit des Giovanni Sforza***) Bekanntlich spielt Dante in der Divina Commedia hin und wieder auf Pisanische Verhältnisse an, und die berühmteste, auch von Goethe hochgeachtete Episode vom Grafen Ugolino della Gherardesca hat die Geschichte Pisa's zum historischen Hintergrund. Die Aufgabe nun, welche sich Sforza gestellt, ist die Geschichte Pisa's, sofern in der Divina Commedia ihrer Erwähnung geschieht, zu erschöpfen und eingehend im Zusammenhange darzustellen. Daß er die eben

erwähnte Episode vorzüglich ins Auge gefaßt, lag in der Natur der Sache. Gründlichkeit der Forschung und Genauigkeit der Darstellung sichern dieser Arbeit zugleich eine ehrenvolle Stelle in der historischen Literatur. Durch die beigegebenen, bis dahin angedruckt gewesenen Dokumente wird der Werth der Arbeit nicht wenig erhöht. Sie gebt mit zu dem Besten und Vorzüglichsten, was die neueste italienische Dante-Literatur aufzuweisen hat.

Stimmen des Auslandes über die Preussische Kreisordnung. *)

Wiederum hat Dr. Hertaris, dessen Essay über Koenne's Verfassungsgeschichte des deutschen Reichs eine so rühmende Anerkennung in diesen Blättern fand, eine verdienstliche Abhandlung über unsere Kreisordnung geschrieben.

Nach einer geschichtlichen, unter Benutzung ausgewählter deutscher Schriften, mit richtigem Takt gegebenen Einleitung, welche mit einem Accent auf die politische Bedeutung des Gelehrten schließt, folgt eine gründliche Auseinandersetzung der Einzelbestimmungen.

Enthält die treffliche Arbeit auch für Deutschland nichts Neues, — so wird sie doch zur Aufklärung Italiens über unser Vorgehen auf dem Wege des Selbstverwaltungs wesentlich beitragen, und so sich dem Kreise der Bestrebungen, das gegenseitige Verständnis zu erleichtern und das innerliche Band zwischen Italien und Deutschland immer fester zu schürzen, anreihen.

Wir heißen von diesem Gesichtspunkte die Schrift aufs herzlichste willkommen.

Die Vergleichenungen mit den italienischen Einrichtungen sind auch für deutsche Leser höchst beachtenswerth und verdient hierauf als auf den Brennpunkt hingewiesen zu werden. In Italien besteht kein Unterschied zwischen Stadt und Land für die Verwaltung des Staates so wenig als die Kommune. Gemüß hat die Aufhebung dieses Unterschiedes es hauptsächlich bewirkt, daß eine große soziale Gleichheit dort herrscht und das Land vor sozialen Stürmen bewahrt blieb. Es entspringt daraus aber auch eine gewisse Gleichheit in den Sitten und Gewohnheiten des Lebens, welche den Umgang erleichtert und den Formen eines Lebenswürdigkeit verleiht, wie man sie in keinem Lande der Welt wiederfindet.

Es trägt dies mit zu dem Reiz bei, den dies schöne Land auf die Fremden ausübt. Auch hat es sicherlich den wohlthätigsten Einfluß auf die Kunstentwicklung gehabt. Das Geschick wird von Allen gesucht und anerkannt; es ist nicht ein Privilegium der Aristokratie geblieben, sich an dem Reizen und Schönen zu erfreuen, — sondern Alle erheben sich an solcher Anschauung. Nicht bloß aus ästhetischen Gründen, sondern aus erster Betrachtung der wirklichen Bedürfnisse des Volks, wird die deutsche Fortschrittspartei die Gleichstellung von Stadt und Land, dieses von Waldeck in so erhabener Weise hingestellte Ziel, nie aus den Augen verlieren. Sie nimmt, was ihr beschien, darauf an, doch nur als eine Vorstudie. Ihre Forderung der Herstellung der rechtlichen Gleichheit, als in dem Wesen der Demokratie begründet, diese wird von ihr immer und immer wieder erhoben werden.

Dr. Gustav Gertis.

*) L'Italia nella Divina Commedia. Del Dr. Cosaro Loria. Seconda edizione, riveduta e notevolmente accresciuta dall' autore. Firenze, Tipogr. di G. Barbieri, 1872. 8. XII, 665 S.

**) Studi ed Osservazioni di Pietro Panfani sopra il testo delle opere di Dante. Firenze, Tipografia cooperativa, 1873. 8. XVI, 356 S.

***) Dante o i Pisani. Studi storici di Giovanni Sforza. Seconda edizione, accresciuta dall' autore. Pisa, ed. Torchi di Angelo Valentini, 1873. gr. 8. VIII, 183 S. mit 3 lit. Taf.

*) Die Reformen administrativen in Preussien, L'ordinamento dei circoli secondo la legge del 1872. Berlino, Maggio 1873. Carlo F. Ferraris.

Spanien.

Spanische Volkspoesie.

II.

Andalusien ist die spanische Gaskogne. Ihre Söhne lassen in naler Lebensfreude ihre soft- und krautlose Phantasie unan-
sichtlich das heitere Spiel des Somers treiben; der echte Süd-
länder ist ein geborener Satiriker, doch trägt sein Witz keine Spur
von Zerknagung und morschem Hinfinken an sich; er ist harmlos,
ohne jede Bitterkeit, ohne krankhafte Eitelkeit, nicht bereit, sich
selbst zu verhöhnen; leicht wird er übermüthig, wie der Andalu-
tischer überhaupt, den sein heißes Temperament oft zu Erzessen
treibt. Gerechtigkeit und wilde Leidenschaft entfallen nicht selten
seine Züge; für Ernst, Würde und flinkere Melancholie aber ist
auf seinem Gesichte kein Platz; und die Hauttheit theilt er
mit seinen kastilianischen Brüdern; ebenfowenig wie viele weiß
er, daß Zeit Geld ist, ebenfowenig wie sie kennt er die Noth-
wendigkeit und den Werth der Arbeit; doch ist er dabei nicht
etwas entnervt, träge und schlaff; er hat das Bedürfnis nach
lebendiger Aktion, er haßt die Ruhe, liebt die Beweglichkeit, nur
sucht er seine Aktionsphäre in Tanz und Gesang, in Wort- und
Waffenstreit, und diese beschäftigen ihn Tag für Tag; die Lange-
weile besucht ihn nie. Sein Meister (*navaja*) — aus dem wohl
kaum wie auf den altspanischen Klängen die Inschrift steht: Ziehe
mich nicht ohne Grund und nicht ohne Ehre stecke mich in die
Schäufel: No me saques sin razon, no me envasines sin honra — ist
sein steter, unentbehrlicher Begleiter; er zieht es, wenn nur ein
Lustkäse ihn umfaßt und ohne seinen Willen berührt, steckt es
aber ebenso schnell wieder ein und reicht dem Heinde lachend und
schlagend die Brandbarde.

Zu scherzen ist seine eigentliche Natur. Eisten zu erfinden, seine
liebste Arbeit; nicht das kleinste geht an ihm vorüber ohne daß
er es sagt; und ist er erst einmal in die Laune des Witzels
gekommen, so steht ihm ein unendlicher Phrasenreichtum zu Ge-
bote, aus dem er mit Witzschubben immer das feinstamste und
praktischste herausgreift. Sobald er den Mund aufstößt, prahlt
er und beschaut sich in dem Bilde, das er von sich selbst im glän-
zendsten Lichte entwirft, mit kindlichem Vergnügen. Für ihn
gibt es nur ein Spanien; in Spanien nur ein Andalusien; in
Andalusien nur einen vollendeten Andalusier und das ist er selbst.

So wenigstens tritt er auf die andalusische Volksschöne und
so allein erkennt und bekräftigt ihn das Volk als seinen echten
Repräsentanten. In allen größeren Städten des Südens erheben
Volkstheater mit reichlich verschiedenem Repertoire. Kleine ein-
stellige Poffen, in andalusischer Mundart mit Eigennamworten durch-
setzt, stellen derbe Szenen aus dem Leben der echten Zigeuner
(*gitanos*) dar, die in Andalusien bekanntlich in großen Massen
wohnen, oder malen feinerer poetischerer Sittenbilder aus dem
eigentlich andalusischen Volke; ohne einige Prägung oder Reflek-
tion-Epochen geben freilich auch diese nicht zu Ende. Verdiensts-
autoren sind Francisco Sanchez del Arco; José Sanz Perez und
José Sanchez Riborran; zu ihren besten Stücken, welche in einer
Uebersetzung dramatische Gattungen gesammelt worden, gehört *La velada*
San Juan en Sevilla (Albarran). *La flor malagüeña* (Sanchez). *La*
flor de la caña (Perez).*)

*) Die Originals der oben besprochenen Poesien verdanke ich Herrn
Louis Weichmann, Frau Liebermann. Die mir mehrere Vertrieben von
einer Reue nach Madrid mitbrachte, Herrn Konrad Pfeiffer, dem ich
die Kenntniß des Arabischen verdanke, endlich Herrn Doktor Förster
in Berlin.

Daß immer ist es eine schöne andalusische Bräutete, die den
Mittelpunkt der Handlung bildet; der Konflikt entsteht aus der
Rivalität zweier oder dreier Kavaliere, den Sieg trägt stets der
forschste und feurigste Andalusier davon, nachdem er sich durch
eine Reihe geschickt erfundener Listen (*astucias*), durch hyperbolische
Wilderprache und durch das nöthige Quantum Selbstschädigung
als echter *Salgaño* „valero“ erwiesen. Dagegen gehört, daß er die
Dame seines Herzens in neuen Gleichnissen feiert; in seinen Augen
ist sie ein Vlieszweig, Himmelsblau, Morgenstern, das spanische
Banner, ein gefürchteter Wunderwerk, Magnet und Sonnenblum;
ihre Augen sind Sonnen oder Sterne, ihr Lächeln ein Morgen-
roth, ihre Liebe das Paradies; sie ist duftiger als Rosen, farbiger
als die Reife, vor allem aber muß sie witzig sein, salziger als eine
Sardelle, eine „Salzfabrik“ (*salina* *é* *es*; *arrosado* *é* *es*). Er
selbst muß sich heißer als ein Bodesein, feuriger als ein Vulkan,
ungekämmt als ein Wirbelwind nennen; er muß schwärzen, alle
Fische im Wasser, alle Sterne des Himmels, alle Saatfrüchte der
Erde zählen zu wollen für den Lohn eines Händedrucks. Die
Wüthen des Sommers, die Plagen des Winterschneee, der Sand
am Meere, die Tropfen des Morgenhaues dürfen nicht zu zahl-
reich sein, wie die Worte der Liebe, die er tagtäglich singt und
sagt. Soll er gefallen, so muß sein *majo*, seine *Moien-*
tracht — so genannt, weil sie elefatisch prangt wie der gekrümmte
Baum, den er in der Pfingstnacht unter das Fenster seiner *maja*
pflanzt — den Reiz der Adern erregen; er muß im Waffentritt
stets stehen, vor allem aber im Wortkämpfe den Ruhm daren-
tragen, die überheblichstigen Provocationen fingen zu können.
Sein Stand ist gewöhnlich der eines Stierkämpfers, eines
Kutschers oder Schiffers, denn im Stierkampf und im Fahren,
zu Wasser und zu Lande, kann die andalusische Sucht nach Pracht,
Glanz, Ehm und Tumult sich am meisten Genüge thun. Der
Reisenbubler des *torero calesero* und *marinero* ist stets ein Jre-
der, und ob er nun Kapitänier, Postknecht oder Engländer ist,
er wird mit Sicherheit aus der Schanze geschlagen, geht aber
dennoch zufrieden, überzeugt von der Superiorität des Andalu-
sieners, von dannen. Wo aber zwei andalusische Landknechte sich
gegenüberstehen, da steigt mit gleicher Heftigkeit der größte
Prachtkampf.

Unglaubliches wird im Sturmschritt des Trochäus vorge-
bracht. Regel und Gesetz ist, daß das Problem im langsamsten
crescendo anschwellt, bis — mindestens einmal in jeder Poffe —
auf die unschwitzige Frage eines Andern: *Quien es así?* Wer
bist du? die ganze Fülle andalusischen Bombast's sich sammelt,
um in ein indignirtes Wer ich bin? auszubrechen und sich dann
ein seltenlanges Loblied zu blasen, in Sinn und Form etwas dem
folgenden ähnlich:

Wer ich bin? *Pepo Tremenda!* gekannt, geliebt und gefürch-
tet von Gäh bis Valsalbid; (Dios! IX. 19. 20.) ein Dursche
schlang wie der Palmbaum, strahlend von Kraft und Frische,
kühn und schmerzhaft, ansehend, galant, der *majo* ein Zuden-
schüden, dem *majo* ein Ungewitter, feuriger als jegliches Eisen,
leuchtender als die Sonne, von so hellem Glanz, daß, wenn die
ganze Welt verfinstert würde, Málaga durch meiner Augen Strahl
im hellen Sonnenlichte läge; ein Held, seit bereit sein Meister
zu ziehen, der stolze Besitzer einer Kalesche oder eines Kabs, die
mit Schellenklingel, Peitschenknall oder Kuerschlag die ganze
Stadt oder den Hafen überläßt. Geht dieser junge Mann pro-
letieren, so klopfen Thüren und Fenster; wo er im Jorne einmal
aufgetreten, da muß die Erde sich eines Spottes schämen; es ist
er nicht, stürzt der nächste Kirchthurm universirt zu Boden; hüte
er, so verdecken sich furchtbar die Kinder, während es denart;

sein Seufzen treibt die Eisenbahn aus ihren Schienen, zum Stierkampf wagt er nicht mehr zu gehen, denn Stiere, Pferde und Menschen fliehen, wenn er sich ein Kücken stößt; fährt ein Mäg vom Himmel, so öffnet er seinen Mund und mit der Heucheltigkeit seiner Zunge löst er die Flammen aus; ist er in der Fremde, — natürlich flüchtig wegen zu großer Heiligkeit — so sitzt jeder Mann und jedes Frauenange lächelt ihm entgegen.

So dennert und blüht er fort bis ein anderer ihm lachend das Wort abschneidet und ihn mit einem noch heftigeren Feuergegn zu Boden schlägt: und das alles mit so viel Heiterkeit und Selbstbelächlung, daß selbst der Leser mitleidet, wie viel mehr der andalusische Zuschauer.

Hat ein Fremder das fäulliche: *Quien es está?* gesprochen, so wird die Vertheidigung gegen die in solcher Frage schlummernde Anklage der Nichtigkeit auf ganz Andalusien ausgebeugt und im Namen des Landes heißt es: Wir Andalusier sind die tapfersten, schönsten und wichtigsten Männer der Welt; wir zauern nie, was ein scharfes Wort behauptet, mit noch scharferer Waffe zu verfechten; wir sind geboren zu Liebe und Kampf (*nació pa' amor y a'ago pa' pelea*); wir geben zu, daß wir zu gerne prahlen (*mucha ponderamos*), daß wir eitel und arrogant sein können, doch wo die Ehre ruft, sind wir wahre Helden, treu und großmüthig; wir geben zu, daß wir verschwenderisch sind mit unserm Jorn, unserm Geld, unserer Freundschaft, doch wozu wüßte man uns vor, daß wir nach beendigtem Streit dem Feinde die Hand schütteln? Ja es Unrecht, wenn wir den Jorn des Augenblicks nicht mit dauerndem Groll befechten wollen? Unsere Mädchen sind die schönsten der Welt und verdienen es wohl, daß man um sie ein Held wird. Könnten wir nur ein einziges Mal den Fuß einer Andalusierin, der bei dem leichten Tritt selbst den gefühltesten Kieselstein entsetzt, ins Ausland schiden und ihn an einer Straßenecke zur Schau stellen, keine Dame ginge vorüber ohne sich verzweifelnd kurz und bündig beide Hüfte abzuschlagen. Jeder Fremde, der Andalusien gesehen, glüht für unsere Schönheit, unsern Wein, unsern Tanz, unsern Gesang, und wenn er in seiner Heimat ist, wagt er es unser Zanderland zu schmäheln.

Einem Engländer der in moralischem Unwillen über die Barbarei der Stierkämpfe lang und breit philosphirt, werden ipottend die englischen Betten, die englischen Hahnenkämpfe als nicht weniger grausam, nur kleinlicher und feiger vorgeworfen. Sie werden mit griesgrämlichen Gesichtern angesehen und sollen doch ein Spiel sein: dann wird im Gegenseh dann die bettere Pracht, die Mannigfaltigkeit der Einbrüche, der Enthaltensmuth eines Stiergefechtes geschildert, das nur der Spanier zu führen und zu verstehen scheint. Denn in Paris proibiren die Herren Franzosen einmal ein solches Schauspiel nachzumachen. Das sollte nach französischen Gesetze sein: sechs wohlgeputzte Stiere; sechs Kämpfer in schwarzem Rock, mit weißer Wunde und weißen Handschuhen werden dem Publikum fein artig als *mursú plous*, *mursú banderis*, *mursú matas* vorgestellt: nun beginnt der Kampf, die Musik ertönt, nicht etwa als Pauken und Trompetendonner, nein, eine zarte Violine ertönt, die ungeduldigen Thiere thun ihre ersten Stöße, das Volk läuft entsetzt auseinander und die Herren Kämpfer bleiben weinend in der Arena zurück.

So prahlt und höhnt der muntere Andalusier, und Kräftehen der letzten Art die den reichsten Applaus gerntet, müssen einzeln abgedruckt als fliegend weiter wandern und Südspanien erheitern und erbauen. Doch bleiben sie — schon in Folge der dialektischen Abweichungen — auf seine Provinzen beschränkt.

Im Centrum und weiter nördlich, wo der Kastilianer und seine altpansischen Teubenden den Ton angeben, trägt auch die Volksliteratur das alte Gewand der episch-irischen Romanzen, welche in pliego sueltos auf den Märkten und an den Straßenecken verkauft und von den Blinden deklamirt und abgelesen werden. Hier lebt das alte Spanien noch, und der Eld, der größte Liebling des Volkes, ist der erste Märchenfreund der Kinder, denn wieder und immer wieder werden seine Thaten gefeiert, wird auch Bernardo del Carpio und Karl der Große mit seinen zwölf Paladinen besungen. Hier zeigt sich der Zauber des spanischen Romanero noch uner schöpft, dem nicht allein an Klang der Poesie, sondern auch an Liebe und Gewalt der Empfindung keine Nation etwas an die Seite zu setzen hat. Doch muß vor dem Ruckstuhl des spanische Volkes die orientalische Farbenpracht der maurischen Stoffe hinter der murrigen Sprache und dem trogigen Sinn der heimischen Ritter fast ganz zurücktreten. An Stelle der echten Helden treten aber nur zu oft in vollkommener Vertretung des Rechts, Geseß und Ehrenbegriffes die tüchtigen Gauner und Banditen der späteren entarteten Zeit (gewöhnlich Andalusier) und erzählen, wie Estibán el Uuapo, ihre endlosen, tollkühnen Tugendstücke.

Belgien.

Der Turnunterricht in Belgien.

La gymnastique pédagogique; de la nécessité et des moyens de l'organiser dans les écoles primaires. Unter den belgischen Lehrern entwidelt sich gegenwärtig mit Eifer eine Bewegung zu dem Zwecke, das Turnen als obligatorischen Unterrichtsgegenstand in die Elementarschulen einzuführen. Die großen Lehrer-Versammlungen haben sich damit beschäftigt und dieser Auzug verankert die oben angezeigte Broschüre, eine Zeitschrift mehr als ein Bericht, ihre Entstehung. Was dieselbe über den Werth des systematischen Turnens in den Schulen vom Standpunkte der körperlichen und geistigen Gesundheit, der Erziehung und der Moral sagt, beweist, daß der Verfasser, Herr Alexis Elms, der von ihm mit Begierung erfaßten Sache diejenige tiefe Bedeutung beimißt, durch deren Erkenntniß ja auch in Deutschland seit einigen Jahrzehnten das pädagogische Turnen eine praktisch so günstige Förderung erfahren hat. In der That dienen dem Verfasser die deutschen Einrichtungen an vielen Stellen zum Vorbild. „Die Deutschen, ein praktisches und reformatorisches Volk, haben entschlossen einen Weg betreten, welcher dem von uns traditionell befolgten ganz entgegengesetzt ist. Wie die Griechen haben sie nicht allein den physischen Werth der methodischen Gymnastik, sondern auch ihren moralischen Werth erfasst und aus ihr ein wesentliches Element ihrer Erziehung gemacht.“ Aber der Belgier nimmt ein bedeutend weiteres Ziel, als in Deutschland praktisch verfolgt wird. Von der Basis ausgehend, daß der Turnunterricht nur in den Händen der Schullehrer oder von pädagogisch gebildeten Speziallehrern vom Volk sei, stellt er folgende Forderungen:

*) Rapport présenté à la Fédération des instituteurs Belges, augmenté de plusieurs annexes par Alexis Elms, régent et professeur de gymnastique à l'école moyenne de Schaerbeck. Préface d'un préface par M. E. Vieux, doct. en med. Bruxelles. F. Chassan 1873.

1. in den Normal Schulen (Lehrer-Seminarien) ist die Theilnahme am Turnunterricht obligatorisch; Theorie und Praxis der Gymnastik werden methodisch gelehrt, ein Examen stellt die erzielten Erfolge und die Fähigkeit der als Lehrer abgehenden Jünger fest;

2. die gegenwärtigen Lehrer erhalten einen theoretischen und praktischen Kursus in der Gymnastik, damit alsbald allgemein mit der Einführung des Turnunterrichts vorgegangen werden kann. Dieser Kursus beschränkt sich im Prinzip auf Uebungen ohne Gerüth;

3. jeder Schule, welche hinsort gegründet wird, fügt man ein wohl eingerichtetes Turnlokal bei;

4. ebenso den bereits bestehenden Schulen, so weit dies möglich ist;

5. ein methodisches Handbuch wird für den Unterricht verfaßt.

Die Idee, in jeder Schule Gelegenheit zum Turnunterricht zu geben, ist ausgezeichnet und besteht bekanntlich als Wunsch auch bei uns; aber höchstens in den Schulen der Städte ist sie zur Ausführung gelangt. Gegenüber den Schwierigkeiten, welche sich fast überall in Uebung der ländlichen Schulen gezeigt haben, konnte man auf die Vorschläge gespannt sein, die der Verfasser zur Verwirklichung seiner Forderung machen würde. Aber er beschränkt sich darauf, eben die obligatorische Vorbildung der Lehrer in der Gymnastik plausibel zu machen. Ueber die Kostenfrage geht er leicht hinweg; er appellirt an die Einsicht des Staats und den guten Willen der Gemeinden. In letzterer Beziehung wiegt er sich in Mustonen. Für die Schwierigkeiten, welche in dem Anspruch an die Zeit der Lehrer und der Kinder, in den Vorurtheilen und den Interessen der Eltern und in hundert andern Dingen liegen, hat der Verfasser seinen Blick und also auch seinen Vorschlag. Die Enttäuflung kann nicht ausbleiben.

G. F.

England.

Freeman's Historische Essays.

II.

Es folgt ein Aufsatz über Kaiser Friedrich den Zweiten. Folgendermaßen kontrastirt Mr. Freeman Großvater und Enkel: „Friedrich Barbarossa ist wesentlich ein Mann eines besondern Zeitalters und Landes; er ist in jenem Sinne, in Gutem und Bösem, ein Deutscher des zwölften Jahrhunderts. Von seinem Enkel aber kann man kaum sagen, daß er einer bestimmten Nation angehört. Das Kind eines Deutschen Vaters und einer Normannischen Mutter, geboren und aufgezogen in seinem halb Griechischen, halb Sarazenenen Königreiche Sizilien, der erste Schupfer der neugeborenen Sprache und Klassifikation des modernen Italiens, — ist es schwer von ihm zu sagen, welches Blut oder welche Sprache in ihm vorwiegen; aber es ist klar, daß das Lateinische Element das schwächste von allen war. In der Weite seiner Anschauungen, in der Beweglichkeit seiner Mittel, erhebt er sich intellektuell ebenso hoch über seinen Großvater, als er moralisch unter denselben hinabsinkt. Es ist niemals degehrenswerth für die Geschichte, mit Herder oder schönder Reuter in die Geheimnisse des Privatlebens herabzusehen; und doch ist es nunnalich, die Vergleichung zwischen dem fast anerkannten Harem Friedrichs des Zweiten, seinen Kon-

kubinen und offen in die Welt gestreuten Basarre mit den ansehnlichen Harem und geordneten Haushalten seines Großvaters zu vergleichen. Wir können vielleicht in der That mehr geneigt sein, die Freiheit zu vergeben, die Manfred und Enzo hervorbrachte, als die gesellige Erbe, die Heinrich dem Sechsten das Leben gab; was ferner die Männer betrifft, so ist es klar, daß der ältere Friedrich das Leben eines christlichen Königs lebte, und der jüngere das eines Sarazenenen Sultan. In Dingen, die die Geschichte im engeren Sinne angehen, können wir uns nicht verhehlen, daß Friedrich Barbarossa in die Gebiete verbottener religiöser Spekulation hinabgeschweift wäre. Friedrich der Zweite stand in den höheren Seiten seines Charakters über seinem Zeitalter, deunabe über jedem Zeitalter; aber eben deswegen hatte er nur geringen thatsächlichen Einfluß auf seine Generation, und kann von Allen am wenigsten als ein Typus derselben genommen werden. Der ältere Friedrich aber war ein Mann, der dem jede Idee ihre Gestalt gewonnen hatte in den Formen seines Zeitalters und seiner Nation. . . Ein Jünger, dessen Leben hauptsächlich dem Zwecke gewidmet war, die wachsenden Forderungen Italiens zu vernichten, erscheint auf den ersten Blick deunabe Entsetzen erregend. Aber man betrachte ihn nur mit den Augen eines zeitgenössischen Deutschen oder eines Italiens von seiner Partei, und man wird bald sehen, daß der Feind Italiens im zwölften Jahrhundert wenigstens von viel edlerem Stoffe war als die Beurwouter, die Korrulaner und die Eothringer, mit dem wir es vor unsern Augen haben ringen sehen.“

So interessant insof die beiden Aufsätze über die genannten hohenstaufen-Kaiser sind, so müssen wir hier weiter auf dieselben einzugehen verzichten und nennen nur noch die Werke, auf deren kritischen Studium Mr. Freeman's Aufsatz über Friedrich II. sich aufgebaut hat. Es sind dies: 1) *Historia Diplomatica Frederici Secundi*. Collegit J. L. A. Huillard Briholles, *auspicus et sumptibus* H. de Albertis de Luyne. Paris 1859. 2) *History of Frederick the Second, Emperor of the Romans*. By T. L. Kingston (Oliphant). London 1862. 3) *Vie et Correspondence de Pierre de la Vigne, Ministre de l'Empereur Frédéric II*. Par A. Huillard-Briholles. Paris 1866.

Den Aufsatz über Karl den Kühnen von Burgund aber, den wir als einen der werthvollsten der vorliegenden Sammlung bezeichnen, möchten wir noch mit einigen Zeilen charakterisieren. Derselbe ist ein Essay im Anschluß an *History of Charles the Bold, Duke of Burgundy*. By John Foster Kirk. London, Murray. Vols I. and II. 1863. Vol. III. 1868.* In dieser Abhandlung nämlich tritt ebenso die gelehrte Detail-Kenntnis Freeman's als dessen Geschicht, positive und kritisirende Darstellung zu verbinden, am glänzendsten zu Tage. Der Amerikaner Kirk schließt sich, nach Freeman, seinen Vorbildern Prescott und Motley, den trefflichen Geschichtsschreibern, würdig an. Er nennt Mr. Kirk einen „wirklichen Historiker“, doch macht er gegen etliche bombastische Auswüchse seines Stiles Einwendungen, die uns nach den mitgetheilten Proben allerdings berechtigt erscheinen. Eine

*) Es ist uns bekannt, wie Mr. Freeman uns Vorrede den Spuren des Ur-Textenentums nachgeht. So ergreift er auch hier (p. 158) die Gelegenheit, alldentische und angelsächsische Institutionen alsangeführten gegenüber zu stellen. Während sich Reichthum oder keine Veranlassung irgend welcher Art den Französischen Feudalen mit seinem Herrn oder Mit-Besassen in friedlicher Verbindung brachte, streiften alle Deutschen zu jenen Colloquien zusammen, die in den Geschichtsbüchern des Römertum der Freyheit eine ebenso wichtige Stelle einnehmen, wie unsere Wittenagemein, großen Versammlungen, und Parlamente in den Werken unserer frühesten Historiker.“

besondere Zustimmung dagegen erfährt Mr. Kirk von unsrem Engländer seiner geographischen Genauigkeit wegen. „Genane Pläne machen keine Schlachtenbesprechungen klar, lebendig und verständlich.“ Als ein Mangel aber wird es mit Recht betrachtet, daß Mr. Kirk seinen Helden, den kühnen Burgunder Herzog, allzu abgerissen aus der Geschichte heraushebt. „Mr. Kirk, der seine Geschichte mit einem wahrwichtigen Refus über dem reichern Namen seines Helden endet, macht nicht einmal den Versuch, seines Helden Geschichte mit irgend etwas zu verbinden, das nach ihm kam, und seine Versuche, ihn mit irgend etwas in Verbindung zu bringen, das ihm voranging, können nicht erfolgreich genannt werden. Mr. Kirk versucht es kaum, die Dinge überhaupt weiter zurückgehend anzudeuten, als bis zur Einsetzung der Fürsten aus dem Hause Valois in dem französischen Herzogthum Burgund.“ Wenden wir uns aber sogleich zu den Grundzügen des Bildes, das Mr. Freeman im Anschluß an Mr. Kirk von dem Burgunder-Herzog entwirft, so tritt uns wesentlich Folgendes entgegen (p. 242): „Es ist gewiß, daß Karl ebenso ungeeignet war, Philipp dem Guten zu succediren, als sich mit Ludwig dem Elften im Kampfe zu messen. Man darf nicht zaudern es anzunehmen, daß Karl moralisch ein besserer Mann war, als sein Vater. Er hatte größere Tugenden des Privat-Charakters und war sicher mit größern Verbrechen als öffentlicher Charakter befeckt. . . Karl, kühn und maßig in seinem privaten Leben und von größerer Annäherung an Gerechtigkeit und guten Glauben in seinen öffentlichen Handlungen, als die meisten Fürsten seiner Zeit, ward selbst von seinen eigenen Soldaten gehaßt und stark unbeliebt von irgend Jemand. Wie bei vielen andern Männern waren die Tugenden und Laster Karls eng mit einander verbunden. Er konnte kein Mitleid, weder mit sich selbst noch mit irgend Jemand andrer. Hart in seiner persönlichen Moral und ein strenger Richter des Kaisers bei Andern, machte er sich wahrscheinlich selbst durch seine Tugenden Feinde, wo ein wenig muntere Fädeligkeit ihm Freunde gemacht haben würde. Sein kühnliches Regiment war streng gerecht; sein Ohr war offen für den geringsten Klagefall, und er war im Stande, den vornehmsten Uebertreter auf das Schaffot zu schicken. Doch solche strenge Gerechtigkeit war nicht der Weg, sich in jenen Tagen populär zu machen. Eine Gerechtigkeit, die nicht nachzugeben oder zu vergeben versteht, ist kaum angemessen für fehlerhafte Menschen in irgend welchem Zeitalter, und in jenem Zeitalter zog sich Karl bisweilen Tadel zu durch Handlungen, die ihn jetzt mit Ehre bedecken würden. Seine unerbittliche Gerechtigkeit schlug es aus, aus irgend welche Willen für das Leben eines übermächtigen jungen Edelmanns zu hören, der einen Mann von nieberem Range erachtet hatte. Hierin erfüllt er für uns einfach die erste Pflicht eines Herrschers, seinem Zeitalter erschien die Hinrichtung allen Menschen als ein Akt freudhafter Grausamkeit. . . Im Kriege war seine Disziplin furchtbar; er legte allerdings der geruhigen Schildwache nichts Hartes auf, das er in gleicher Weise nicht sich selbst auferlegte; der Befehlshaber indessen, der kein freundliches Wort für irgend Jemand hatte und eine schwere Bestrafung für das geringste Vergehen, ging nicht den Weg, die Liebe seiner Soldaten zu gewinnen. Seine Grausamkeit gegen Dinant und Lüttich überschritt nicht erkeßlich — in manchen Beziehungen erreichte sie nicht — die gewöhnliche Grausamkeit des Zeitalters. . . Es war sein äußerster Mangel an Sympathie mit der Menschheit, die Karl den Kühnen verhaßt machte, während thatächlich schlechtere Menschen geliebt worden sind. Der Erbprinz Philipp des Guten war ganz ebenso reglos, wie der seines Sohnes, aber er war maßvoller und hielt sich

vorsichtiger innerhalb der Grenzen des Möglichen. Die Mittel, durch welche er große Theile seiner Besitzungen erlangte, besonders Holland und Hennegau, waren vielleicht tadelnswerth als irgend etwas in der Kaufbahn Karls, und in einzelnen Akten der Grausamkeit und in heftigen Ausbrüchen der Wuth kann man kaum zwischen Vater und Sohn unterscheiden.“ „Die kühnsten Pläne seines Vorgesetzten,“ heißt es ferner von Karl, „waren weit entfernt so wild und unbefonnen an sich, als man sie gewöhnlich darstellt; sein Traum eines neuen Burgundischen Königthums war weit entfernt, unvernünftig zu sein; noch weniger lag irgend etwas Ungeheuerliches darin, daß ein großer französischer Fürst noch unbefriedigtem Einfluß in Frankreich strebte, noch daß ein großer Deutscher Fürst nach der Krone des Kaiserreichs strebte. Aber das Unglück Karls war es, daß er stets noch etwas strebte; er war immer im Begriff die Hand nach etwas auszustrecken, was er nicht hatte, statt sich dessen zu freuen, was er hatte. Weder seinen eigenen Unterthanen noch Fremden gestattete er einen Augenblick Ruhe: Kriege mit Frankreich, Kriege mit Lüttich, Geldern angetrifs, Gelfa erworben, Ruß belagert, Vethringen erobert, die Provencer erhandelt, war genug, die ganze Welt in Aufregung zu erhalten. Die zehn Jahre von Karls Regierung sind ebenso reich an Ereignissen als die achtundvierzig Jahre seines Vaters.“

„Mr. Kirk ist eifrig darauf bedacht, die Vorstellung von Karls Treu und Glauben zu erhöhen, und für einen Fürsten des funfzehnten Jahrhunderts ist der Ruhm nicht ganz unbedeutend. Verglichen mit den gleichzeitigen Königen von England und Frankreich, kann der Herzog von Burgund recht wohl für einen Mann von Wort gelten.“ Er trat nicht offenkundig Eide und Verpflichtungen mit Füßen, wie Eduard der Vierte, noch trieb er ein systematisches Gewerbe mit geheimer Zuträhe, wie Ludwig der Gifte. Selbst in der Angelegenheit von Péronne, auf welche Mr. Kirk häufig als auf eine Ausnahme von der allgemeinen Redlichkeit Karls hinweist, scheint kein vorsätzlicher Verrath auf Seiten Karls gewaltet zu haben, obgleich dort allerdings ein Bruch des zugesicherten freien Geleites stattfand, das er Ludwig gegeben hatte. Der König suchte aus freien Stücken eine Unterredung nach; diese sollte in der damals Burgundischen Stadt Péronne stattfinden. Der Herzog gab dem Könige freies Geleit, ungeachtet dessen was geschehen war oder geschehen konnte. Während Ludwig in Péronne war, entdeckte Karl schlagende Beweise, oder glaubte sie zu entdecken, daß der König mit den aufständischen Bewohnern von Lüttich ein Komplott schloß. Karl hielt ihn nun als Gefangenen zurück, bis er einen ungünstigen Vertrag unterzeichnet hatte, und verpflichtete ihn ferner, ihn auf seinem Feldzuge gegen Lüttich zu begleiten und Theil zu nehmen an dem gränlichen Niederwerfen seiner Bundesgenossen.“ Die weiteren Auslassungen unsrer Autoren zielen hier darauf ab, daß in dem Handel von Péronne Karl sich nur eines formalen Treubruchs schuldig gemacht habe; moralisch viel verwerflicher findet Freeman die lange Reihe von Unaufrichtigkeiten, deren Karl in Bezug auf die Vermählung seiner Tochter, und nicht recht verständlicher Gurcht vor irgend welchem Schwiegersohn sich schuldig machte. Von den Einzelheiten aber müssen wir — ungern genug — hier absehen, um noch einige allgemeinere Gesichtspunkte unsres Gegenstandes zu berühren. Die Geschichte Karls des Kühnen, als bloße Erzählung seines persönlichen Schicksals und Charakters, gehört, wie Freeman mit

*) „Quod nunquam antea fecerat, rupta fide,“ sagt Heuter (lib. V. c. 12) von der Hinrichtung der Kriegsgefangenen bei Orléans.

Nicht bemerkt, zu den angesehensten der Europäischen Geschichte. „Als solche ist sie von Scott als Stoff zweier seiner Romane erwählt worden, von denen die eine, wenn nicht geradezu eine seiner Meisterstücke, jedenfalls einen hohen Rang unter seinen Schriften einnimmt.“ Es ist selbstverständlich hier Cuentin Turpin und Anna von Österreich bezeichnet, aus denen, wie Freeman sagt, die meisten Engländer (wir können hinzusetzen: auch Deutschen) Leser ihre Vorstellungen von Ludwig XI. und Karl dem Kühnen zu gewinnen pflegen. „In der That“ führt Freeman fort, „ein edlerer Gegenstand für Roman oder Tragödie ist kaum denkbar als Erhebung und Fall des berühmten Burgundischen Herzogs. Für den Historiker aber hat das Geschick Karls und seines Herzogthums ein Interesse, das viel höher und weiter ist als dieses. Sowohl chronologisch als geographisch bilden Karl und sein Herzogthum die große Grenzscheide oder die großen Bindeglieder zwischen den hauptsächlichlichen Abtheilungen Europäische Geschichte und Europäische Geographie. Die Herzöge von Burgund aus dem Hause Valois bilden eine Art Brücke zwischen dem spätern Mittelalter und der Periode der Renaissance und der Reformation. Sie verbinden jene beiden Perioden, indem sie den Kern der weitauagebreiteten Besitzung jenes Hauses Österreich schufen, welchem ihre Erbchaft zufließt und das, wesentlich kraft dieser Erbchaft, einen so großen Raum ausfüllt in der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Aber die Besitzungen der Burgundischen Herzöge nehmen eine noch höhere historische Stellung ein. Man kann sagen, daß sie das Ganze der Europäischen Geschichte im Laufe des letzten Jahrtausends zusammenschließen. Vom neunten bis zum neunzehnten Jahrhundert haben die politischen Geschichte Europa's sich in ausgedehntem Maße um die Rivalität der Ostlichen und Westlichen Königreiche — in modernen Ausdruck, zwischen Deutschland und Frankreich gruppiert. Vom neunten bis zum neunzehnten Jahrhundert vollzog sich eine Reihenfolge von Kämpfen in der einen oder der andern Gestalt, einen Mittelstaat zwischen beiden herzustellen.“

Aus der — wie bereits erwähnt — höchst instruktiven Polemik gegen verschiedene Punkte der kirchlichen Darstellung haben wir einen, der an sich unbedeutend erscheinen mag, noch hervor, weil derselbe für die moralische Schätzung des Mittelalters wichtig ist und häufig unter moderner Auffassung verkannt wird. Es betrifft dies nämlich das Annehmen von Geld in einer Form, die wir heute als moralisch durchaus verwerflich bezeichnen müssen. Bereits bei Gelegenheit von Mr. Drummond's Leben des Erasmus hatten wir Veranlassung hierüber zu sprechen. So führt nun auch Mr. Freeman bei Beschreibung des Krieges der Schweizer gegen Karl den Kühnen aus, wie bezeichnend die Schweizer, speziell die Berner Diplomatie sich hierbei gezeigt habe. Höchst wahrscheinlich hatte Herr Niclaus von Diesbach sich an Ludwig den Elften verkauft. Hier macht Freeman darauf aufmerksam, daß Mr. Kitz diese Dinge zu modern, nämlich zu scharf beurtheile. „Wir haben beutagige betriffs der Annahme von Geld eine Empfindung, die im fünfzehnten Jahrhundert in keiner Weise existierte. In jenen Tagen nahmen die Leute unbefangen, was sie bekommen konnten: Ritter nahmen Geschenke von Wittfeuern“) und Gesandte nahmen Geschenke von den

Fürsten an, zu denen sie geschickt waren; Fürsten und ihre Räte wurden die Pensionäre anderer Fürsten; Könige machten sich auf ihren Höfen kein Gewissen daraus, goldgefüllte Börsen als ein Handgeld der Liebe ihrer Unterthanen in Empfang zu nehmen.“ „Manches derartige“ führt Freeman nachher fort, „überlebte lange die Tage Karls des Kühnen. Die Engländer betrachteten in den Zeiten Karls des Zweiten nahmen das Geld Ludwigs des Vierzehnten ebenso unbefangen an, wie Kratos in alten Zeiten das des Königs Ptolemäus. Aber weder von Kratos noch Rignern können wir behaupten, daß sie bestochen worden seien; in beiden Fällen war das Interesse des Patrioten dasselbe mit dem des fremden Königs.“ Jedenfalls ist die Erörterung der Geldfrage im Mittelalter eine der geeignetsten Mittel, dessen Geist überhaupt zu verstehen. Wenn aber Mr. Freeman besonders darauf hinweist, daß mittelalterliche Könige auf ihren Höfen es nicht verachteten Börsen voll Geld sich herdrängen zu lassen, so konnte er ferner daran erinnern, wie unbefangen und — um mit Mr. Drummond zu reden, — wenig gentleman-like das eigentlich herrschende Institut des Mittelalters im Geldannehmen war: wir meinen die Kirche mit ihren Mönchen und Klöstern. Hierin lebt ein Stück Mittelalter noch heute unter uns fort: im Klingen des Peters- und Pfennigs tönt noch heute eine Zeit nach, die in ihren wesentlichsten Dingen überwunden ist, oder, wie es scheint, sich gegenwärtig vor unseren Augen in letztem Kampfe emporrafft.

Wir verlassen Mr. Freeman's werthvolles Buch, ohne den Schlusssätzenden politischen Essay desselben „Presidential Government“ noch berühren zu können: die Meisterkraft der Englischen Geschichtsschreibung, in dem verworrenen Durcheinander der Völkergeschichte die politischen Lebensadern der Nationen aufzudecken und in klarem Vortrage mit dem Lichte ihres eminent politischen Geistes zu beleuchten, werden aus die Essays von Mr. Freeman von Neuem zu belogen geeignet sein. Th. B.

Kleine literarische Revue.

— Die Römerfahrt der Erigenen *). Den vielgelesenen und vielbesprochenen Romanen „Im Cepter und Krone“ und „Europäische Hünen und Gegenhünen“ läßt der Verfasser „Grazar Sammar“, dessen eigentlicher Name „Wedling“ wohl Niemand mehr ein Geheimniß ist, gegenwärtig in der „Deutschen Romanzeitung“ ein neues Werk „Die Römerfahrt der Erigenen“ folgen, von dessen Buchausgabe uns der erste Band vorliegt.

Der Roman behandelt die Ereigniffe, die als die Quelle jener großen, welchschütternden Begebenheiten betrachtet werden müssen, durch welche das kaiserliche Preußen an die Spitze Deutschlands gehoben ward, nämlich die Hölzer der deutschen Fürsten nach Frankfurt zu dem im Jahre 1868 vom Kaiser Franz Joseph von Österreich eodelfich veranstalteten Fürstentage. Der erste Band schließt mit dem Einguge der fürstlichen Häupter in die alte freie Reichsstadt am Main, damit sich aber dies in diesem Momente in reicher Uebersetzung auf, indem sie darauf bedacht ist, die Spannung des Lesers zu steigern und nach allen Seiten hin Perspektive eröffnen.

Wähten wir auch nicht, daß Herr Wedling in sehr engen Beziehungen zu der Regierung des Königs von Hannover ge-

*) Berlin, Otto Jank.

haden hat und daß es ihm vermöge seiner Stellung möglich war, sich genau mit den politischen Vorgängen bekannt zu machen, so wurden wir doch diese Vertrautheit aus vielen Zügen, wie aus der getreuen Schilderung der historischen Personen erkennen. Vergleichend ersindet man nicht, das muß man erlebt haben, und es auch nicht jedes Wort, das er ihnen in den Mund legt, wirklich von ihnen gesprochen werden, so erscheinen sie doch als der notwendige Ausdruck ihrer historischen Charaktere. Ob freilich eine solche Art des Roman Schreibens den Anforderungen entspricht, die wir an den Roman als „Kunstwerk“ zu stellen haben, ist eine andere Frage, die wir ebenso entwickeln verneinen müssen wie die, ob es uns angezogen erscheint, in dieser Weise die Haupttheile der letzten großen Dramen der Weltgeschichte bei ihrem Vortritt auf die Bühne zu bringen, ob es uns angemessen erscheint, die Geschichte unserer jüngsten Tage, die zu einer unparteiischen Beurtheilung noch lange nicht gegenständlich genug geworden ist, zum Thema eines Romane zu machen? Man liest fast seine Kritik über die Samarow'schen Romane, ohne daß sie mit den Mithildschichten in Verbindung gebracht werden, und wir denken, in diesem Umfange liegt schon eine Kritik, die der Verfasser als feiner Diplomat herauszubringen dürfte. Er hat sich denn auch in diesem Romane stichtlich weit größere Mühe mit seinen frei erfundenen Charakteren gegeben, bringt es aber doch nicht viel über die Schablonenfiguren. Seine Stärke liegt nicht in der freien Erfindung, sondern in der Schilderung seiner Eindrücke und Erfahrungen im Gewande des Romane. Da diese aber für das große Publikum viel des Interessanten und Pikanten bieten, so wird ihm ein zahlreicher Leserkreis nicht fehlen.

— Die contagiösen Krankheiten und deren Bekämpfung. *)

Nachdem die Cholera aus in Mittel- und Westeuropa, nicht allein in Rußland, alljährlich ihren Wirth abgebetet und schon heimwärts in unserm Erdkreis erlangt hat, ist die Aufmerksamkeit der Menschheit in neuerer Zeit zugleich auf andere contagiöse Krankheiten der schlimmsten Art, nämlich Pocken und Fleckfieber (Typhus exanthematicus) gelenkt worden, welches letztere, wie der „Hungertypus“ genannt, sogar die arbeitenden Klassen Berlins im vergangenen Jahre heimgesucht hat. Es ist daher unter diesen für unsere Sozialverhältnisse sehr traurigen Umstände ein bedeutames Verbleib der medizinischen Fortschritt, wenn die contagiösen Krankheiten, welche gerade in Norddeutschland so massenhafte Opfer gefordert, einer gründlichen Beobachtung unterzogen, vom diätetischen und hygienischen Standpunkte untersucht und die geeigneten Abwehrmaßregeln vorgeschlagen werden. Herr Dr. Severin Robinski, praktischer Arzt in Berlin, welcher die Ursachen und die Erscheinungsmomente dieser Krankheiten in seinem besonderen Studium gemacht hat, ist jüngst mit einer sehr zeitgemäßen Abhandlung über das Wesen der Entstehung und Verbreitung der contagiösen Krankheiten hervorgetreten. Der genannte Arzt war früher in Westpreußen beschäftigt und hat während der Jahre 1867 und 1868 dort auf dem Vorbe der Epidemie des Fleckentypus genau zu beobachtenden Gelegenheit gehabt. Er hat aber seine Bemühungen auf das ganze Reich der Contagiosität ausgedehnt und nicht minder die übrigen Formen des Typhus, sowie Cholera, Pocken und Kinderkrankheiten einer gleichen Kritik unterworfen, bei welcher er alle

klimatischen und tellurischen Einflüsse sorgfältig mitgeprüft hat. Auf den Inhalt seiner Darstellung und seiner Vortheile näher einzugehen, ist die Aufgabe der Sachverständigen, dagegen ist es die Pflicht der gesammten Presse, in einer Frage, welche das körperliche Wohl von Millionen Mitmenschen betrifft, die humanen Zwecke des Herrn Robinski durch ihre Empfehlung zu unterstützen, namentlich da, wo diese das soziale Gebiet berühren. Die Bildung von ständigen Epidemie-Kommissionen ist für unsere Großstädte, wie für die Landdistrikte in einer Nothwendigkeit geworden, die Untersuchung der ätiologischen Momente, d. h. der Krankheitsursachen, muß planmäßig durch Ausschüsse von Sachkennern betrieben werden, welche mit den Staatsbehörden korrespondiren und ihr Material für den öffentlichen Dienst fruchtbar machen, indem sie als Agenten der Volkswohlfahrtspflege wirksam sind. Alle praktischen Gesichtspunkte, die Herr Dr. Robinski andeutet, haben eine große soziale Tragweite und darum ist seine Schrift nicht bloß dem engeren medizinischen Leserkreise von unmittelbarem Interesse, sondern auch dem größeren Publikum, sie zu kennen dienlich und förderlich. Denn, soll die soziale Frage allmählich gelöst werden, so muß man sie von den verschiedensten Seiten anfassen und in dem Kapitel vom sozialen Elend spielen die Epidemien bekanntlich eine hervorragende Rolle. 2.

— **Astronomische Beobachtungen in England.** Die neuesten Monthly Notices der Astronomischen Gesellschaft von England sind diesmal von besonderem Gehalt, wenigstens dürfte es, nachdem das Böhmer'sche Werk „Ueber die Natur des Kometen“ eine definitive Lösung der Geheimnisse dieses unflüchtigen Sonnenstrahlens und nahe gerückt hat, und bei dem allgemeinen Interesse, welches dieses Werk entfachen in Anspruch nahm, gerechtfertigt erscheinen, auf die neuesten Beobachtungen des Biela'schen Kometen durch Mr. Pogon in Madras hinzuweisen, welche die Astronomische Gesellschaft in London unter vielen anderen Kenntnissen veröffentlicht.

Der periodische Komet, welcher Biela's Namen trägt, ist noch besonders merkwürdig in der Geschichte der Himmelskunde, da an ihm bei seiner Wiederkehr im Jahre 1846 die Verdoppelung seines Kerns beobachtet wurde.

Der Komet, welcher in den Jahren 1806, 1826, 1852 ein einfacher war, kehrte in dem genannten Jahre als ein Zwilling wieder. Auch das Jahr 1859 zeigte ihn in dieser Gestalt. Im Jahre 1865 blieb er aus; da aber seine Umlaufzeit sieben Jahre und neun Monate währte, so erwartete man ihn mit um so mehr Spannung, aber wiederum vergebens, im November des letzten Jahres. Da erhielt Mr. Pogon von Herrn Klinkerfuß die Depesche, daß der Komet die Erde selbst berührt habe und im Centaurenbereich beim Stern δ zu sehen sei. Dort fand man ihn denn am 2. Dezember Mittags, dem von Klinkerfuß angegebenen Zeitpunkt, wieder zur Bestätigung der Theorie, nach welcher uns unsichtbar bleibende Kometen, große Meteorströme von zum Theil flüssiger und verdunstbarer Natur, Ursache der Sternschnuppenfälle sind. Dieser Veröffentlichung reihen sich in den Monthly Notices der Gesellschaft die Beobachtungen des betreffenden Sternschnuppenalles durch die Herren Herschel, Grant, Lowe, Jaffel, Denning, D. Vibi, Denja, Readehouse und Hind angeschlossen an. Man hat im Laufe von sechs Stunden nicht weniger als 10,579 Sternschnuppen gesehen. Herr M. D. Jaffel (Schweiz)

*) Das Wesen der Entstehung und Verbreitung der contagiösen Krankheiten, sowie deren Bekämpfung. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Dr. Severin Robinski, prakt. Arzt in Berlin. Berlin 1874, G. E. Cotta. V und 210 S. gr. 8.

*) Der vom 27. November 1872.

bietet eine Beobachtung des Zodiakal-Lichtes, einer Erscheinung, die bekanntlich auch durch Meteoroidwärme hervorgerufen werden soll; Kapitän Sußman schreibt über die Protuberanzen der Sonne; ferner finden wir verschiedene andere Beiträge von Bedeutung über die Parallaxe mehrerer Rirsterne.

Sprechsaal.

Dr. Herman Doergens in Heidelberg, verspricht für die Wissenschaft der Geschichte das zu leisten, was Aristoteles für die Physik und Metaphysik gethan.^{*)} Denn es bedarf jeder Wissenschaft eines festen Prinzips, aber für die Geschichte sei ein solches allgemein gültiges noch nicht gefunden. Es wäre daher mit Recht „die Ermittlung dieses allgemeinen Gesichtspunktes, Gesetzes oder Kanons, dieser wissenschaftlichen Regel die Grundbedingung einer Wissenschaft der Geschichte.“

Mit dem Italiener Giamb. Vico hat die Philosophie der Geschichte vor 100 Jahren ihren Anfang genommen. Da man nicht die Kräfte als solche, welche die geschichtliche Entwicklung erregen und beherrschen, betrachtete, sondern nur die Phänomene, sei's im Dienste der religiösen Idee, wie Schlegel, oder im Dienste der Aufklärung, wie Herder, oder der logischen Idee, wie Hegel, oder endlich der politischen Idee, wie Buckle, — so geht der Verf. zu der Aufgabe, die er sich gestellt, mit Helmholtz's Definition über: „das Naturgesetz ist der allgemeine Begriff, der eine Reihe ähnlicher Vorgänge oder Ereignisse umfaßt.“^{**)} Jedoch besteht nach Doergens die Analogie zwischen „Naturgesetz“ und dem Gesetz der Geschichte nur für die psychologische Herleitung des letzteren, hat also in seinen Augen nur methodische Bedeutung. Nach einander nimmt er nun die Kriterien durch, die bei der Lösung der Frage nach dem historischen Gesetz theilhaftig sind: von den natürlichen Bedingungen der Rasse ausgehend, bespricht er die literarische und die politische Thätigkeit und endlich die religiöse der Völker. Dann folgt im nächsten Kapitel eine Kritik des sogenannten Vervetlungsgesetzes, welches Buckle in seiner Civilisationsgeschichte begründet und durchgeführt, d. h. des Gesetzes von dem mechanisch notwendigen Zusammenhang der vorhergegangenen und nachfolgenden geschichtlichen Ereignisse; — dem gegenüber Doergens mit Recht die Macht des Gedankens betont, welche die Vervetlung überwinde, indem der Träger desselben ihn der Mitwelt mittheilt. Und so ist die geschichtliche Periode das Ergebniss einer „Völkergemeinschaft zwischen Gedanke und Ausführung, verkörpert in dem Träger des Gedankens und der Mitwelt.“ In der dritten Abtheilung seiner Schrift endlich führt uns der Verf. zum Ziele. Die einzelnen Thesen, die er hier aufstellt, sind überraschend, ja sie sind zum großen Theil so wunderbar, daß sie allerdings das Nachdenken eines Jeden darüber im höchsten Grade erregen und zugleich zur Kontroverse herausfordern, — dieselbe auf diesem Orte jedoch viel zu weit führen würde; denn der ganze Apparat der Weltgeschichte wäre herbeizuziehen. Es genüge daher Folgendes: Aus der Vertheilung der Kräfte und ihrer Fortbewegung entspringt die Erkenntnis der Geschichte, und mit ihr identisch ist die Normierung des geschichtlichen Gesetzes. Dieses lautet vollständig (S. 76): „das Ge-

setz der Geschichte ist die Vertheilung des parallelen Verlaufes der partikularen Völkergeschichten mittelst kontinuierlicher gegenseitiger Einwirkung derselben auf einander nach Maßgabe der gegenseitigen Anziehungskraft.“

Es darf mit Recht als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, neben dem großen Generalstabswerke noch eine eigene ebenfalls nach authentischen Quellen bearbeitete Geschichte der II. Armee herauszugeben.^{*)} Das Buch beginnt mit der Darstellung der Ereignisse bis zur Kapitulation von Metz und wird in einem später erscheinenden zweiten Bande die Loire-Kampagne behandeln. Der Verfasser legt ein besonderes Gewicht darauf, nicht blos die Begebenheiten des großen Dramas, sondern hauptsächlich den inneren Entwicklungsgang zu veranschaulichen, und versteht daher seine Leser bei jeder Stelle genau in die Lage, in welcher sich Prinz Friedrich Karl und seine Rathgeber zur Zeit befanden. Hieran schließt sich ein kurzer Ueberblick über die Erhaltung des Heeresorganismus, über Verpflegung, Sorge für die Gesundheit der Soldaten, Ausrüstung der erkrankenden Soldaten u., alles Punkte, welche in andern derartigen Werken wenig Berücksichtigung finden und deren Wichtigkeit man begreift, wenn man hier liest, daß die Arme des Prinzen Friedrich Karl vor Metz zur Zeit der Kapitulation nahezu 60,000 Verwundete und Kranke in den Lazarethen hatte. Mit einer Offenheit, welche übrigens den Prinzen und seinen Generalstab (die jedenfalls ihre Obachtung zum Erschmelzen des Buches ertheilen mußten) auf's Höchste ehrt, erzählt und der Verfasser auch die Lausungen, in welchen man sich befinden hat; nicht nur die richtigen Diagnosen. So erfahren wir denn u. a., daß am 16. August, während schon die Schlacht von Bornyville geschlagen wurde, der Prinz noch an die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Marsches zur Maas dachte, und Befehle in diesem Sinne gab. Er hielt es für verhängnißvoll, wenn sich Marschall Bazaine mit dem Rücken gegen Metz und den freien Mosellthalgrund aufstellte; des Marschalls Niederlage war dann nur eine Zeitfrage, während der Marsch nach Westen doch noch einen Schimmer von Hoffnung ließ. Aber auch hier war der Irrthum schnell erkannt und den vorrückenden Corps ohne Zögern die Richtung nach Osten zugewiesen. Die bisher vereint wirkenden Heere trennten sich nun. Prinz Friedrich Karl und seine Truppen aber zogen dabei das härtere Loos, während die III. und Maas-Armee einer Mißion entgegenzogen, die nach der Anschauung jener Tage große Entropfe unter verhältnismäßig geringen Opfern versprach. Die Dieser nun Metz waren fast zur Hälfte durch den Kampf in Brandstücken verwandelt, die Häuser, die erhalten geblieben, von Verwundeten überfüllt. Damit beginnt nun die eigentliche Ernüchterung von Metz, die zur Zeit auch durch ihre Beziehungen zu Marschall Bazaine von Bedeutung ist. Der Beschreibung derselben sind viele interessante Notizen über die Zustände in Metz während der Belagerung, über die Stimmung der Belagerten eingegeben und dem Werke endlich zum Schluß zahlreiche französische und deutsche Dokumente im Originaltext beigegeben.

Str.

*) Dargestellt nach den Operationsakten des Oberkommandos von Führ. v. d. Gelp, Hauptmann im großen Generalstabe Berlin, G. S. Mittler u. Sohn.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Garwig in Berlin.

Verlegt von Arch. Schumachers Verlagsbuchhandlung (Garwig und Schumacher) in Berlin, Wilhelmstr. 21. Druck von Georg Reuss in Berlin, Französischer Straße 31.

*) Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte.

**) J. Popul.-wissenschaftl. Vorträge, Heft I, erster Vortrag, Braunschweig 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 17. Januar 1874.

[N^o. 3.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Goethe's Lebens-Ideal. 33.
Schweden. Das Romantische in der schwedischen Poesie. Nach Hermann Hjertén. II. 37.
Italien. Aufsätze im Gebiete der gesammten neuen Dante-Literatur. III. 38.
Oesterreich-Ungarn. Die unitarischen Christen in Siebenbürgen. Nach Adolph Gogger. I. 40.
England. Mit-Englische Dramatiker. 42.
Spanien. Spanische Volkspoesie. III. 44.
Neue literarische Revue. Die kurze pragmatistische Geschichte der neueren Philosophie von H. Thilo. 46. — Eine Satire auf den Philologen des Unbewußten. 46. — Bernhard von Teubner. 46.
Epitaph. Das Grabschrift. 47. — Gustav Freitag und die alt-deutschen Wälder. 47.

Deutschland und das Ausland.

Goethe's Lebens-Ideal.

Unter die Dichtungen, welche zu den widersprechendsten Auffassungen Veranlassung geben, gehört vor allen Goethe's Faust. Zwar der erste Theil wird wohl allgemein als Meisterwerk der Kunst betrachtet. Aber den zweiten Theil erklären die Einen als mark- und farblos schematisches Gedicht, für das, wie z. B. Wilmar sagt, in 50 Jahren alles Verständniß fehle. Andere dagegen, wenn sie auch zugaben, daß hier das philosophische Abstrakte dem individuell plastischen gegenüber sich in Vordergrund dränge, finden im zweiten Theile eine Fülle von Ideen ausgehoben und betrachtet, wie Weiße, den Faust im zweiten Theile als Herold eines neuen Evangeliums; sie sagen, daß Goethe sich in ihm aus dem beschränkten Kreise seiner ersten Dichtungen zur Weltliteratur erhoben habe.

Diese Möglichkeit der Verschiedenartigkeit von Urtheilen ist ein Tadel gegen Goethe's Faust. Die schlechtesten Urtheile sind es ja nicht, bei denen die Ansichten auseinandergehen. Statt aber hierfür die Beispiele aus der schönen Literatur zu nehmen, grabe ich nur „das Buch der Bücher“, der Bibel, woraus die Einen, wie bekannt, Freude, Trost, durchgeistigste Thatkraft ziehen, während die Andern sie für den Quell künftiger Ketzerei, göttlicher Anstößigkeit erklären.

Die Verschiedenartigkeit der Urtheile über Goethe's Faust wird wohl noch lange dauern. Bei der Eile jedoch, die jeder Deutsche vor der gewaltigen Kraft seines Goethe empfindet, dessen Namen erst neuerdings wieder auf naturwissenschaftlicher Seite nach dem Darwinismus gemacht ist, da sind wohl Arbeiter zu begrüßen, welche den Werth und die Größe eines Werkes zu begründen suchen, das wie kein anderes am Herzen des Meisters gelegen hat. Hat ihn doch sechzig Jahre lang der Faust beschäftigt! Und als der etwa achtzigjährige Dichter im Jahre 1831, kurz vor seinem Tode im März 1832, den Faust vollendet hatte, schrieb er: „Mein ferneres Leben kann ich nur als ein reines Schicksal ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue.“

Darum begrüße ich denn auch freudig die neue apologetische Erklärung Faust's von Sengler.“ Vorauszusehen war, daß

diese Schrift bei der Verschiedenartigkeit der Deutung Faust's Gegner finden werde, und eine solche Gegnerenschaft ist Anlaß zu folgender Betrachtung.

Faust sagt: Das ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur der sehnt sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erdrenen muß.
Und so verdrängt, umrungen von Gefahr
Hier Kindheit, Mann und Greis sein kühnlich Jahr.
Soll ich ein Gewimmel müß' ich sehn,
Auf freiem Grund, mit freiem Volk zu stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Ordentagen
Nicht in Acomen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchen hohen Glück
Wenig ich jeht den höchsten Augenblick.

Sengler sagt daher: „Die Idee der Humanität ist Faust's letztes Ideal, das er verwirklichen will. Die schöne Menschheit soll sich als schöne Sozialmenschheit in der bürgerlichen, politischen und sittlich-religiösen Gemeinschaft offenbaren und einen freien Staat, eine freie Kirche gründen. Hierzu will Faust den Grund legen und so Schöpfer werden. Daß es sich hierbei (bei dem freien Volk auf freiem Grunde) nicht bloß um politische, sondern auch um soziale und religiöse Dinge handelt, versteht sich von selbst, denn das freie Volk schafft sich seinen freien Boden, seine freie Erziehung, seinen freien Staat, seine freie Kirche und freie Gesellschaft. Das Volk ist nämlich die Erbsinnung der Menschheit und enthält alle die Güter derselben.“

Sengler sagt also, Faust's Streben sei zuletzt darauf gerichtet, die Idee der Humanität verwirklichen zu wollen. Daß Faust freilich diese Idee nicht wirklich verwirklichte, daß es bei ihm am Willen blieb, das liegt an der Wette, die er mit Mephistopheles gemacht. In demselben Augenblicke nämlich, wo er diesen Gedanken in vollster Größe erfaßt, wo ihn zugleich das Frohgefühl über das erst voll Erreichte übermannt, da sinkt er herbend nieder; denn jene Wette lautete ja gerade, daß dies der Augenblick seines Todes sein solle, wo er zum Augenblicke sage: Verweile doch, du bist so schön!

Nicht die verwirklichte Freiheit und Menschlichkeit stellt also Faust dar. Nur als das Ziel, als die höchste Lebensaufgabe verkündet er sie; und in der frohen, zuversichtlichen Hoffnung, daß nicht das Ziel erreicht werde, stirbt der Greis.

Welcher Deutsche nun möchte, namentlich seit dem letzten, heiligen Kriege, auf diese jetzt verkündete Lebensaufgabe und Aufricht Faust's: „mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehn“ verächtlich blicken! Wie recht aber Sengler hat, diese Freiheit nicht bloß auf das Politische zu beschränken, sondern auch soziale und religiöse Fragen mit hereinzugreifen, das zeigt ja gerade die Geschichte der Gegenwart, wo mit dem Beginne freieren politischen Lebens Religion und Sozialismus so lebhaft Nachfragen wurden.

Indes man macht Sengler grade diese Auffassung zum Vorwurf.“ Man sagt: „Daß Faust wirklich nur dem Meere Land abringen und in dieser Bewältigung der zerstörenden Naturkraft

*) J. Sengler, Goethe's Faust erster und zweiter Theil. Berlin, Schmidt, 1873.

*) Magazin f. d. Lit. d. Auslandes, 3. Mai 1873.

keine menschliche Thatkraft bewähren will, daß seine höchste Seligkeit in der Vision besteht, daß Millionen auf dem dem Meere abgerungenen Lande sich frei bewegen und gegen die wilde Naturkraft vereint tagtäglich im Kampfe mit ihr sich ihre Freiheit erobern, daß also das, wozu Faust zuletzt gekommen ist, nur der Kampf gegen das zerstörende Meer ist, von einer Recht und Freiheit unter den Menschen selbst währenden Staatendichtung gar nicht die Rede sein kann, kümmert den Philosophen Sengler nicht."

Also nur der tägliche Kampf mit dem Meere soll es sein, der dem Faust zuletzt das höchste Interesse abzwängt? Also Faust, der erst alle Reiten des Wissens durchstürmte, der dann der heftigsten Kunst nachstrebte, der findet endlich sein vollstes Glück als Ingenieur im Kampfe gegen das Meer? Der findet die höchste Seligkeit in der Aussicht, daß Millionen mit ihm diesen Kampf bestehen? Und zwar bestehen, wozu? wofür? Wohl nur um Kraut und Rüben zu bauen, nur um einen Kornspeicher mehr füllen zu können.

Nun, es ist wahr, dieser Ingenieur-Kampf Faust's hat seine große Seite. Er thatbätigt den Sieg menschlich geistiger Kraft über die rohen Natur-Elemente. Und in unserer Zeit, wo man mit telegraphischem Kabel die alte und neue Welt verbindet, wo man die Alpen durchsticht, und Tunnel gräbt durch den Mont Genis und St. Gotthard, da wird wohl Niemand gering denken über das Verlangen, das Faust zu Anfang des vierten Aktes an Meschepheles stellt. Er hatte sich nach dem Verschwinden der Helena in die Natur, in die Einsamkeit des Hochgebirges zurückgezogen; er beschreibt, was er auf dem Wege dahin gesehen habe: des Meeres ewiges Wogen und Branden, und sagt:

Da drischt' ich Well' auf Well' kräftigsteht,
Zieht sich zurück und es ist nichts geleistet,
Was zur Vergeistlichung mich begehrt hätte!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen:
Hier mücht ich kämpfen, das mücht ich besiegen.
Und es ist möglich! — — —
Da fahst ich schnell im Geiste Plan auf Plan:
Erlange die das Festliche Genießen,
Das deruchte Meer vom Ufer auszuschießen,
Der fruchten Breite Widgen zu verengen
Und weit hinein, sie in sich selbst zu drängen.
Von Schritt zu Schritt wachst ich mir's zu erweitern.
Da ist mein Wunsch, den wage zu befördern!

Gewiß, es ist ein großes Ziel, das sich Faust hier steckt. Er will durch geistige Kraft die „zwecklose Kraft unbändiger Elemente“ demüthigen; er will kämpfen gegen das Meer als das stets lebendigste, stets thätigste, als das gegen menschlichen Anbau, wie Faust sagt, „übermüthig sich regende“ Naturelement. Aber ist das Kabel-Lager, ist der Tunnelbau der einzige Zweck? Oder soll nicht beides dienen, damit „ein freies Volk auf freiem Grunde stehe"? Und Faust sollte sein Genügen darin finden an diesem tagtäglichen Kampfe mit der Natur? Seine höchste Seligkeit soll in der Vision bestehen, daß einst Millionen gegen die wilde Naturkraft vereint tagtäglich im Kampfe mit ihr ihre Freiheit erobern? Faust sollte sein Genügen in solchem steten Kampf mit dem Meere finden? sein höchster Genuß soll sein, das gestern troden Gesteige, heute Ueberwundene, morgen wieder trocken zu legen? Vagheitsweise Einzelziel, bei dem Faust selbst ja ausrief: „Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!“ Zwecklose Kraft! bei der nur zu fürchten, daß, wenn die Millionen tagtäglich auf der einen Halbfugel Dämme bauen, das Meer auf

der andern Hälfte um so furchtbare Ueberfluthung mache.

Diese zwecklose Kraft oder zu besiegen, ist so grade Faust's Trieb. Daß er indeß dabei nicht selbst wieder ein zweckloses Ziel erreichen will, das zeigen aber seine letzten Worte im fünften Akte. Er will durch das Urdarmen des Landes:

Räume eröffnen vieler Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wehnen.

Sein Schaffen hat also den Zweck, Wohnsitze zu schaffen, „ein paradiesisch Land, wenn draußen auch die Fluth roth.“ Und um so mehr mußte dieser auf die Menschlichkeit gerichtete Zweck für die Thätigkeit Faust's in Vordergrund treten, als einmal Dämme erbaud waren, als bereits Land dem Meere abgerungen war. Denn die erbauten Dämme bieten ja eine gewisse Sicherheit; und in Zeiten der Meeresruhe, in Zeiten, wo keine Sturmfluth, da kann doch unmöglich Faust oder sein „Gemeinbrunn“ der Vertheilung, stets auf der Lauer liegen, ob das Meer wieder fröhnen wolle. Es genügt in solcher Zeit, Wälder aufzustellen. Das Volk oder wird unterdessen bemüht sein, auf dem bereits erworbenen freien Grund auch seine eigene, die menschliche Freiheit zu verwirklichen.

Es ist daher zu sagen, daß wenn auch Faust am Anfang des vierten Aktes, angeregt durch die Naturkraft des Meeres, die Bewingung desselben als das höchste Ziel hinsetzte, so weiß er doch in seinen letzten Worten im fünften Akte auf ein höheres Ideal hin. Das Land ist errungen und er denkt jetzt freudig der höheren Lebensaufgabe. Er denkt, wie Sengler sagt, an die Verwirklichung der Idee der Humanität.

Mit dieser Auffassung Sengler's stimmt von Löper überein, in seiner trefflichen Faustausgabe. Er erwähnt, wie man den Schluß Faust's able; wie besonders Heißfeldt darin den „plattesten Utilitarismus, den ordinärsten Materialismus, die Arbeit eines Wasserbauinspektors verhericht läßt. Löper sagt dagegen mit Recht: „Millionen Menschen Land und Freiheit zu gewähren, ist nicht grade erdun, noch Sache eines Wasserbauinspektors.“

Wenn man freilich nicht mit Sengler oder mit Löper die allseitige Verwirklichung menschlicher Freiheit in die letzte Lebensaufgabe Faust's aufnimmt, dann bleibt in der That bei dem bloßen Kampf mit dem Meere nur „das Utilitätsprinzip und der Wasserbauinspektors“ übrig. Und ich kann mich deshalb nicht enthalten, ein auf dieser Anschauung beruhendes Bild eines Heißfeldts vorzuführen, der den letzten Stunden Faust's also schildert: „Wind fahst Faust am Meeresstrand, und ringt den Fluthen ein Sandfeld ab, damit der Bucherer einen Speicher mehr bauen könne. Denn nicht um einer Noth willen, nicht für die Armen, nicht aus Liebe that er's, sonst würde er nicht die friedliche Hütte zerstören lassen, die seinen Plänen im Wege steht. Die Zeit ist um. Die Uhr steht still. Die müden Lider fallen über die blinden Augen — und die Meerewogen schäumen in ihr altes Bett. Unfruchtbar wie die Juriu leidet die Mühe der Armen.“

Als Entschuldigung dieses Bildes mag gelten, daß es aus 1866 stammt; also wohl aus der Zeit vor den Folgen der Schöpfung von Königgrätz. Es stammt aus einer Zeit, wo man namentlich in deutschen Landen wenig an die nahe Möglichkeit der Verwirklichung von Volksfreiheit und nationaler Einheit dachte, wo man daher auch vielleicht dem Streben Faust's „mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen“ weniger Werth beilegte und wo man daher auch weniger darauf achten mochte, wie das elbe Streben,

die Freiheit des Volks zu verwirklichen, nur der thätigsten Menschlichkeit entspringen könne.

Als lieblos haben wir daher den nach Menschenfreiheit strebenden Faust und nicht vorzufassen. Sein Unrecht an der friedlichen Hütte bleibt freilich bestehen; es würde aber zu weit führen alle dabei mitwirkenden Einflüsse zu berühren. Nur ist, weil Goethe dem Faust die Liebeskraft vorwerfen, daran zu erinnern, wie überall thatkräftige Reformatoren, ohne ihren Ruhm zu verlieren, in der einseitigen Eingenommenheit für ihr Ideal sich Härten gegen Anderdenkende konnten zu Schulden kommen lassen; sogar bei Luther, der Gallein können wir Härten finden. Und Faust wollte ja nicht den Mord; er dachte sogar es gut zu machen, wenn er die armen Leute zwangsweise aus ihrer Dürftigkeit in eine reichere Wohnung bringe. Als er das traurige Geschehen hört, ruft er: „Tausch wolt ich, woltte keinen Raub; dem unbefonnenen wilden Streiche such ich!“ Es ist ferner zu erwähen, daß es weniger die Liebeskraft ist, als die Verachtung gegen die bestehende Kirche, welche den Faust zur Zerschörung der Hütte antreibt. Sein durch die Vermählung mit der Helena Haßlich gebildeter Geist fühlt sich abgestoßen von der engen, finstern Götter mittelalterlicher Kirche. Er sagt, als er das Glöckchen der Kapelle hört: „Verdammtes Ruten! Des Glöckchens Klang umfängt mich wie in Kirch und Gruft! Das Glöckchen läutet und ich wüthe.“

In dieser Verachtung gegen eine Kirche, in der er nur Tod und Gruft erblickt, hat sich Faust denn, wie man sagt, „die Welt und den Himmel überfliegenden Idealismus“ ergeben. In dieser Verachtung stößt ihn die Nähe der Kapelle. Wir müssen deshalb bei dieser Verachtung Faust's gegen die bestehende Kirche, um so mehr Sengler recht geben, wenn er den Faust bei seinem Hinblick auf ein freies Volk auch die Kirche der Zukunft im Auge haben läßt. Sengler sagt dabei: „Und wem anders soll diese Kirche der Zukunft geweiht sein als dem Liebesapostel des Herrn? Die Kirche des katholischen Mittelalters war die petrinische, die Kirche der protestantischen Neuzeit war die paulinische, die Kirche der Zukunft ist die johanneische, der alles verbindenden und vereinigenden Liebe, in welcher alle getrennten Konfessionen vereint, gemeinschaftlich Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Es ist dieses die Ansicht Schellings in seiner Philosophie der Offenbarung. Dieses ist die Zukunft des freien Volkes auf freiem Grunde, die Faust verkündet.“

Giebt aber, kann man fragen, Goethe's Faust Berechtigung dazu, daß man bei ihm von dem Himmel auf die Form einer Kirche der Zukunft rede? Ich will der Kürze wegen hinweisen auf die Kommentare zu Faust, welche zeigen, daß Goethe in der Schlüsszene eifrig aus den Schriften Swedenborgs aufgenommen habe. Swedenborg, der Gründer der Kirche vom neuen Jerusalem, verweist auf die stellvertretende Beugung und Zurechnung des Verdienstes Jesu und der Heiligen, er erweist alle Gnadenwahl und Rechtfertigung durch den Glauben allein; unter der Mitwirkung Gottes muß nach ihm der Mensch selbstthätig, fortwährend ringend, sein bestes Heil erstreben.

Es würde unrichtig sein, zu sagen, daß Goethe erst durch die Schriften des mystischen Schwärmer, aber thatkräftigen Kaffers vom Bergwerk-Kollegium — welcher seinem Könige Karl XII. die zur Belagerung von Grietichshall nöthigen Schiffe auf Holzwagen über Berg und Thal zuführte — zu seinem Prinzipal andauernder Selbstthätigkeit gekommen sei. Dieser Trieb besaß Goethe von Natur aus. Aber immerhin finden wir die Lehre der Kirche vom neuen Jerusalem auch im Schluß des Faust. Die erbaumende Liebe, die Gnade naht sich von oben, da der Mensch,

da Faust allein sich nicht zu solcher Höhe zu heben vermag. Aber sie naht sich nicht als zugerechnetes Verdienst dem, der nimmer streben sich bemühte; sie naht sich auch nicht dem, der sich begnügt mit dem Glauben an den Sühnungsloß Christi und der über das Firmhalten dieser That die Treue zur Eitlichkeit, das Streben nach Gottgewollter sittlicher Volksgemeinschaft hintenangelst. Es naht sich also bei Goethe die Gnade weder der äußeren Werthatigkeit, noch der inneren Selbstheiligung beim thatlosen Glauben, sie naht sich bei ihm vielmehr nur dem immer nach dem Idealen Ringenden.

Wer immer streben sich bemüht,

Den können wir retten —

läßt er die Engel sagen. So kann man behaupten, daß Faust's Schluß weder katholisch noch protestantisch ist; er lebt im Geiste einer neuen Kirche.

Diese Behauptung führt uns noch einmal zurück zu jenem oben citirten Bilde von dem blind am Meeresschiffe stehenden Faust. Dieses Bild ist entlehnt einem Vergleiche: „Augustin und Goethe's Faust.“¹⁾ Hierin wird gezeigt, wie beide von Gott abgefallen waren, aber Faust verfiel dabei in Abgrund, während Augustin „die Pforten sucht, die sich den geistlich Armen und Demüthigen öffnen.“ Augustin lehrt nämlich in den Schoß der bestehenden Kirche zurück; ja er wird eine Hauptstütze derselben. Und so schließt denn der Vergleich, nachdem er das „lieblos unfruchtbare“ Leben Faust's geschildert, aber die lieblose Härte Augustin's gegen Andersgläubige verschwiegen hat, mit folgenden Worten: „Augustin aber, hellen Auges, gewaltiger Rede, geläuterter Seele, steht in Lieb und Leid zu seiner hart heimgesuchten Gemeinde in Afrika, ungeschwächter Kraft bis ins Greisenalter. Und aus der Saat, die er sätet, ist unsre deutsche evangelische Kirche aufgegangen. Denn sein Geist war es, dessen Werk nach elf Jahrhunderten den Augustinerorden Luther ergriß und den Bestämmerten, der in Kämpfen und vergeblicher Kasteiung verzweifelte, zurief: Verzuge nicht; ob die Sünde mächtig geworden ist, so ist doch die Gnade viel mächtiger geworden; aus Gnaden seist ihr selig worden durch den Glauben.“

Das ist richtig; aber doch nur zum Theil. Richtiger ist es, zu sagen: Aus der Saat, die Augustin gesät hat, ist unsre deutsche, evangelische Kirche in ihrer Unvollkommenheit aufgegangen. Richtig ist es, daß Luther der römischen Ablasslehre und dem auch dem Verdienstlosen zugerechneten Schatz an guten Werken der Heiligen gegenüber, zurückgriff zu der Glaubenslehre Augustin's; und indem er dabei die Nothwendigkeit der inneren Reinigung betonte, stärkte er zugleich das deutsche Prinzip der freien Persönlichkeit. Aber wie bald ward der Werth des persönlich freien, des sittlich reinen Lebens, des treuen Strebens nach Bethätigung des Geistes und der Wahrheit hintenangelst! Und statt eine Treue zu Gott und christlichem Leben zu sein, sank der Glauben herab zu dem leeren Bekenntniß kirchlicher Formen, zum bloßen selbstgefälligen Sichbegnügen mit dem Firmhalten von Buchstaben und Worten. Und überdies lähmte den freien, fröhlichen Aufschwung zum Gott der Liebe jene Lehre der Erblünde, welche Augustin erst allen mit systematischer Ausbildung in die christliche Lehre eintrug.

Deshalb, wenn es gestattet ist, eine Parallele zu ziehen zwischen Augustin und Goethe's Faust, so ist zu sagen: Nicht Augustin, sondern der Geist des Goethischen Faust sät die Saat,

¹⁾ Lic. Dr. P. Kleinert: Augustin und Goethe's Faust. Vortrag gehalten im evang. Verein zu Berlin. Berlin 1866.

auf der die vollkommnere deutsche evangelische Kirche aufgehen wird. Die erdarmende Liebe naht von oben, aber nur die Selbstthätigkeit des Menschen verdient sich die Gnade.

Nur Hinweis auf die Verwirklichung des freien Volkes in Staat, Kirche, Gesellschaft enthält Goethe's Faust. Er bringt keine Darstellung ihrer Verwirklichung und konnte sie nicht bringen. Wie klagend klingen des Dichters eigene Worte über das Ziel, das er, wie Faust, vor Augen hat, das ihm aber leider noch so weit und unerreichbar scheint. Sengler citirt die Worte Goethe's von Euden: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen, Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so mißrathel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen schwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leibiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestehen sind, und in solcher Kraft und Thätigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheiten vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen und herbeizuführen.“

In diesem Gehändnis Goethe's, wie er sich über die Zukunft weltlicher Zustände hinwegzuheben sucht, liegt zugleich der Grund, warum er seinen Faust einsam ausziehen läßt, neme Land für freien Grund zu schaffen. Im Hindlich aber auf die deutschen Erfolge der letzten Jahre, im Hindlich auf den lebendig gewordenen Kampf der Idee in Staat, Kirche, Sozialismus, ist es wohlgerathen zu sagen, daß die von Goethe so heiß ersehnte Zeit und Gelegenheiten endlich nahe gerückt ist. (Es ist zu hoffen, daß dem Kampfe der Sieg der Wahrheit erhebe. Ja, es ist sich zu freuen, daß das deutsche Volk jetzt endlich übernommen hat, die höchste Lebensaufgabe Faust's „mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen“ zu verwirklichen. Und so schließt ich mich den Schlussworten Senglers an: „Das deutsche Volk steht eben am Beginn dieser Aufgabe; es ist eine seltene Zügung, daß dieser Beginn mit dem Schlusse des Jahrhunderts, seit der Faust seinen Anfang genommen hat, zusammenfällt, und dem deutschen Volke die Begegnung einer so bedeutungsvollen Doppelseite bereitet, wozu ihm auch dieses Werk geweiht sein soll.“

Sengler verlegt also den Anfang von Goethe's Faust in die Zeit vor hundert Jahren vor dem Welterwachen Deutschlands zu nationaler Größe. Von einer auf das Datum angemessenen Uebereinstimmung kann freilich hierbei nicht die Rede sein, da ja überhaupt nicht bekannt ist, wann Goethe den ersten Anfang

miederschrieb. Mit Unrecht wirft man aber Sengler vor, daß er nicht wisse, wie die ersten Anfänge des Faust in das Jahr 1774 fielen. Denn selbst wenn dies wahr wäre für den schriftlichen Anfang, selbst wenn Riemer und Edermann Unrecht hätten, wenn sie den Anfang in das Jahr 1769 verlegten, so ist doch ein Schreiben Wolters von Bedeutung, der 1772 viel mit Goethe in Weimar verkehrte und der im Juni 1773, indem er seinem Freunde eine neue Arbeit anginge, dabei schrieb:

„Schid! mir dafür den Doktor Faust,
Sobald der Kopf ihm ausgebraut!“

Ueberdies sagt der sorgfältige Heinrich Dünker (Goethe's Faust. II. Aufl. S. 73, 74): Von der Großmutter erhielt Goethe 1753 das Puppenpiel. Unter seinen Spielen wird auch der Doktor Faust gewesen sein; doch mögen solche Bilder bei Goethe wieder vermischt worden sein. „Erst als er bald geirret, an Seele und Körper leidend, von Leipzig in das väterliche Haus zurückgekehrt war, und sich hier im freundlich milden Umgang mit der alten Johanna Katharina von Klettenberg in das Studium mystischer, kabbalistischer und alchymistischer Schriften vertiefte, mögen die im Hause eines eizelfreuten Lebens überlornen Gefühle, welche die Faust-Gabel im Herzen des Knaben erregt hatte, wieder in ihm angestiegen haben.“ 1768 war Goethe aus Leipzig gekommen; 1770 zieht er nach Straßburg. In die Zwischzeit, 1769, verlegte, wie gesagt, Riemer und Edermann den Anfang des Faust. Und gewiß der Umgang mit dem fremden, der stillen Gemeinde angehörenden Fräulein, welchem Goethe später in „den Bekenntnissen einer schönen Seele“ ein eiles Denkmal setzte, wird ihm in der Unruhe von Wissenschaft und Tholeranz lebenden Dichter das Bild vom himmelsfürnenden, aus Wissenschaft vom Gott der Kirche abfallenden Faust wieder erweckt haben, und zwar zugleich mit der vollsten Gewißheit, daß, wie eine still sich hingebende, fromm vertrauende Natur, so auch eine nach Wissen strebende, im Tholeranz lebende Natur ihre Berechtigung habe, ihre Erhöhung finden werde. In dieser Zeit des Umgangs mit der „schönen Seele“ und des Studiums mystischer Schriften mag Goethe auch schon die von Swedenborg, dem Gründer der Kirche vom neuen Jerusalem, haben kennen lernen, dessen Tod kurze Zeit später, 1772, fällt, und des überdies bereits 1766 Kant in seinen „Träumen eines Geistesreichen“ ironisirt hatte.

Mit Dünker verlegen wir daher die Anfänge des Faust in die Zeit von Goethe's Umgang mit dem Fräulein von Klettenberg, 1769, wenn auch die bestimmtere Gestaltung erst 1772 in Weimar gewonnen ward. Dünker führt ebenfalls Wolters's Brief an und sagt: „Goethe wird sich in Weimar schon vielfach mit Wolter über den Faust unterhalten haben.“ Die ersten schriftlichen Aufzeichnungen mögen einer späteren Zeit angehören. Am Februar und März 1774 hatte sich der Dichter in Wolters's Reisen von seinen eigenen Leiden befreit, und in diese Zeit der wiedererwachten Lebenslust“, sagt Dünker, „fallen die ersten Sagen Faust's; wahrscheinlich der erste Monolog und das erste Gespräch mit Wagner.“ Dies wird seine Nichtigkeit haben für den schriftlichen Anfang, aber wenn der Dichter in „wiedererwachter Lebenslust“ zu neuer Arbeit schreitet, so hat er sicher den Monolog des Lebensnähmen, arbeitssüchtigen Faust schon vorher gedacht, er hat ihn während seiner eigenen Lebensnähme durchlebt und empfunden.

Die Anfänge von Goethe's Faust gehen also nach Heinrich Dünker in das Jahr 1769, jedenfalls in die Jahre 1772 und 1773 zurück; und wir dürfen daher mit Sengler sagen: Goethe hat sich seit dem Anfang der sechziger Jahre mit dem Gedanken an

den Hauf getragen; seit dieser Zeit suchte er seine Hauskinder zur Erhaltung zu bringen. Knäufchen von flechtiger Färbung, aber hundert Jahre später, sind es nun auch, welche dem deutschen Volke nationale Größe wiedergaben und in welcher das deutsche Volk den Kampf von Ideen thätigster annehmen, um für die Verwirklichung freier Menschlichkeit zu ringen.

In der Freude an dieser deutschen Befreiung, von der er wohl weiß, daß ihr die mächtigsten Kämpfe bevorstehen, weiß daher auch Sengler mit Recht darauf hin, wie das deutsche Volk sich anlehnt, das höchste Lebensideal Oerthens zu verwirklichen zu einer Zeit, welche gerade hundert Jahre jünger ist, als jene, in welcher der Grund gelegt wurde zu diesem, wie Hegel sagt, „eigenthümlichsten Geichte der Deutschen, das als ein ewig freier Ueß der Begeisterung die Wissenschaft zu dieser Zeit verjüngt und den Hauch eines neuen Lebens über sie verbreitet.“

V. Weis.

Schweden.

Das Romantische in der schwedischen Poesie.

Von Herman Bjursten.

II.

Das romantische Element, welches, wie wir in dem vorhergehenden Artikel *) zu beweisen suchten, sich schon in den Gesängen der Edda verankert, ist ein ursprünglich nordischer Charakterzug. Es zieht sich durch unsere ganze Literatur. Aber das romantische Element mußte mit einem realen Inhalte verbunden sein, wenn der Gesang aus den Nordbewohner Eindruck machen und sich in das Herz des Volkes — des eigentlichen Volkes — einprägen sollte. Die sogenannte akademische Schule in Schweden unter der Regierung Gustaf des Dritten war und wurde niemals national, und Gyllenberg, Creutz, Orensjerna, Lerseth, **) sowie alle diese di minorum gentium, welche der Voltaire'schen Schule huldigten, erlangten nur in den höheren, französisch gebildeten Kreisen Eingang und Bewunderer.

Dagegen drang Eldner ***) mit seiner romantischen Innerechtlichkeit, seinem subjektiven Idealismus, tief in das Herz des Volkes ein, und heute noch entspringen aus die Kiefer dieses Skalden, von dem Tegnér in Hinweisung auf sein frühes Ende singt:

„Ach ich' des Sängers Kräfte völlig reisten,
Ward er des frühen Todes Raub.
Ein Genius war's, doch keine Schwingen kreisten
Zu sehr der Erde niederen Staub.
Welch inn'ges Mitleid regt sich in seinem Bilde!
Doch fehlt dem Dichter einer, innerer Friede.“ —

während die Dichtungen der vorerwähnten Skalden längst dem Staube der Bibliotheken anheimgefallen sind.

Trotzdem also die antike Dichtungsart, vermittelt durch die

französische Schule während und nach der Regierung Ludwig XIV., und schließlich durch Dalin und Gyllenberg von der Seine nach den Ufern des Mälarsees verpflanzt, sich in Schweden niemals recht einbürgern konnte, so gewann noch viel weniger der einseitige, gegen die Akademiker auftretende Phosphorismus oder die Neoromantik daheim festen Fuß. Ein Idealismus, der allen wirklichen Inhalte bar, in den Wolken schwebt und, wie Tegnér sagt: „für den Himmel zu niedrig, für die Erde zu hoch“ ist, paßt ebenso wenig für die schwedische Nationaldichtung, als die glatten, feingedrehten, aber hohlen Phrasen, welche die akademisch-französischen Dichter freigebig umherstreuten, unter der Berücksichtigung, daß gerade darin die ächte und wahre Poesie enthalten sei.

Die Sehnsucht der Zukunft, die Traumbilder der Ahnung, das schwimmende Gewebe der Hoffnung — alles das kann und muß in der Dichtung zu finden sein, darf aber nicht ihr einziges Element ausmachen. Dasselbe muß rein menschlich und also mit dem Rechte der Individualität vor uns dastehen, dann erst wird sie zur ächten Romane.

Nicht aber dürfen Blumen, Vögel, Winde, Waldnymphen, Meerestöchter, Keden und Eichen, oder auch personifizierte Gefühle, Künste und Tugenden, in der Dichtung die Hauptrolle spielen, und den lustigen, aller Wirklichkeit entbehrenden Grund bilden, auf welchem das schimmernde Gewebe der Phantasie ruht; — das heißt, die ächte Romantik mißverstehen, das heißt, einen neuen Formalismus einführen, der ebenso wertlos ist, wie jemals die didaktische Götternaunna-Poesie, oder der leere Nachruf, einem Verstorbenen zu Ehren, mit seinen feingedrehten Phrasen.

Daß nicht etwa die schwedische Romane in solcher Form erscheint, daß sie nicht nur in den Wolken segelt, das beweisen uns am besten die Heberbeispiele altmordischer und altschwedischer Dichtung. Wir haben vor kurzem die tiefen Töne von „Gudrun's Thränen“ angeführt und nennen noch beispielsweise die bekannten Lieder: Ritter Tonne, Klein Karin, die wunderbare Harfe, in welcher letzteren ächten Romane das Wunderbare sich mit dem Menschlichen versöhnt und eine tiefe, bedeutungsvolle Wahrheit in das Gewand der Sage gehüllt ist.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß es eine Romantik gibt, die eine ächte Tochter des Nordens ist, deren Spur wenigstens nicht zu einem fremden Lande hinführt. Die Dichtung des Mittelalters bezieht die im Volksglauben fortlebenden mythischen Gestalten, welche die Gedächtnisse in das Leben gerufen hatte, bei. An die heidnischen Sagen knüpfen sich die katholischen an, und die Jungfrau Maria mit den Heiligen erscheint in der Dichtung in gleicher Reihe mit Eichen, Jauern, Kiefern und Zaubertern, diesen aus der heidnischen Vorzeit geerbten Vorstellungen. Gegen das Ende des Mittelalters weicht das Wunderbare und Phantastische im Liede mehrfach zurück, gegen eine gewisse satirische Tendenz, welche viele unserer Volksepen durchzieht. Die derselben innewohnende Ironie richtet ihre Pfeile meistens gegen das damals im Staate herrschende Element der Hierarchie und des Mißwunders. So sieht man frühzeitig die Neigung zum Scherz und zur Satire bei den Schweden hervortreten und an diese beiden genannten Richtungen die ernste und bedeutungsvolle, wie sie in Gudrun's Klage und in der wunderbaren Harfe zu Tage tritt, und die komisch-satirische, wovon das Gedicht „Ritter Karl“ eine Probe liefert, hat die nationale, schwedische Dichtung sich späterhin angegeschlossen. Wir glauben nicht im Irrthume zu sein, wenn wir zu behaupten wagen, daß keine andere Poesie in Schweden wirklich populär geworden ist, daß keine andere dauernd im Munde, Gedächtniß und Herzen des Volkes fortleben wird,

*) S. No. 1 d. 3.

**) Zeitgenossen Tegnér.

***) Bengt Eldner, geb. den 16. März 1757 in Göttingen, studierte 1774 in Lund. Er wurde früh Hülfslehrer durch seine Dichtergabe, überließ sich aber bei seinem leidenschaftlichen Naturell der Reizung zum Zorn, der ihm auch ein frühzeitiges Grab bereitete. Seine werthvollsten Dichtungen sind: „Spartans Tod“, „das Jahr 1783“ und die Oper „Medea“. Er starb am 4. Februar 1793.

als die, welche die urgrünlichen, nationalen Jüge wieder ins Leben ruft. Ein Volk will sich, seine eigene Stimmung, sein eigenes Selbst in den Liedern wiederfinden, die es liebt und im Gedächtniß aufbewahrt.

Und ist nicht Schweden vorzugsweise ein Land der Romantik, die Wohnstätte der tiefen, bedeutungsreichen Dichtung? Und der Schwede selbst — hat er nicht stets der kraftvollen, tief begründenden, aber im Prachtgewande aufsehender Bilder einbeschreitender Ruhe den Vortzug gegeben? Sie war es, deren Gehlag in den Zeiten grauen Alterthums ertönte, da das Gold — Drachenhaut, die Sonne — Eifenglanz, das Schwert — Panzerhafter, das Blut — Kampfesblut und die Thronen — Schmerzeskronen genannt wurden. Sie war es, die schon damals den kräftigen Heldensang in lyrische Romane auflöste und die Gefühle der Sehnsucht, der Entzweiung, der Liebe und Hingebung in Worte kleidete, die von der Melodie der alten Heldensagen begleitet wurden.

Und die Natur selbst mit ihren dunklen Wäldern, ihren brausenden Strömen, ihrem im Nocturno erglänzenden Himmel, mit ihrer kurzen Vesperstunde, ihrer schnellen Sommerreise, ihrem buntfarbigem Herbstlaub und den langen, bald dunklen, bald vom Schnee erhellten Winternächten — ist es nicht diese Natur, die den schwedischen Nationalcharakter gebildet hat, oder doch wenigstens einen tiefen Einfluß darauf ausübte? Sie ist es, die unserm Volke diese lyrisch-romantische Richtung gegeben hat, denn die ähner Natur prägt so ganz allmählich den Nationalcharakter ihrer Jüge auf. Darum haben die Schweden niemals große Fortschritte in epischer oder dramatischer Poesie gemacht. Wenn je zuweilen auch auf dem Gebiete des Epos und des Drama's einzelne Blumen emporgeprossen sind, so ist ihr Same von außen gekehrt und ihre Farben sind nicht schwedisch gewesen, wenigstens ihr Name schwedisch klingen mochte, wie: Gustav Haisa, Gustav Adolf, Ebba Brahe und andere mehr. — Darum ist das schwedische Volk nicht im Stande, ein langes, in Einzelheiten sich ausdehnendes Epos zu lesen. Die „Aar“ von Ring werden von Niemand mehr gelesen, während dagegen Tegnér's Behandlung der Arithmosepisode in ihren schönen, lyrischen Romanen von den Lippen jeder schwedischen Schulfrau ertönt und in der Brust jedes Jünglings lebt. — In Olofas Tegnér und Carl Michael Bellmann*) haben die beiden, oben angegebenen Hauptrichtungen in Schwedens Lyrik bis jetzt ihre höchste Erklärung erhalten und ihren Höhepunkt erreicht. Die absoluten Erister für das Klassische behaupten, Tegnér's Größe bestehe darin, daß er ein Griech in des Horaz künstlerischer Bedeutung gewesen sei, oder zwischen der Iliade und Arithmosepisode finden sich nur sehr wenig Berührungspunkte, und sowohl Tegnér's als Bellmann's Größe liegt darin, daß sie vor allen anderen Schweden waren.

Somit ist die nationale schwedische Poesie ihrem Inhalte nach romantisch-lyrisch, wenigstens ist sie in Bezug auf ihre formelle Ausbildung in unauflöslicher Verbindung mit der klassischen Schule steht. So konnte weder das antike noch das katholische Schönheitsideal in unsere Nation Eingang finden. Es waren zwei Gegenstände, die im Anfange unseres Jahrhunderts

einander bekämpften. Deutsche oder französische Farben, das war die Tagesfrage! Aber die gotische Schule, mit Legno und Geiser**) an der Spitze, antwortete laut: keine von beiden, sondern die schwedische Farbe!

Italien.

Nachschau im Gebiete der gesammten neueren Dante-Literatur.

III.

Der Führer, den sich Dante auf seiner poetischen Wanderung gewährt hat, ist von deutschen, französischen und italienischen Gelehrten wiederholt schon zum Gegenstand von mehr oder weniger eingehenden speziellen Untersuchungen gemacht worden. Nach den vielen Vorarbeiten über den mittelalterlichen Virgil hat nun der Pisaner Professor Domenico Comparetti den Gegenstand wieder aufgenommen, die betreffenden Untersuchungen in umfassender Weise fortgeführt und jedenfalls zu einem vorläufigen Abschluß gebracht.**) Dem gründlichen und in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werke ist seine Stelle nicht in der speziellen Dante-Literatur, vielmehr in der allgemeinen Antiquar- und Literatur-Geschichte anzuweisen. Allein auch jene, die Dante-Literatur im engeren Sinne, darf an diesem Werke nicht stillschweigend vorübergehen, und dies nicht etwa bloß deshalb, weil in demselben dem Dichter der *Commedia* zwei ausführliche Kapitel gewidmet sind (Vol. I. Kap. XIV., XV.), sondern weil der ganze Gegenstand desselben für das Studium des Hauptwertes Dante's von hoher Wichtigkeit ist. Von den zwei Theilen, in welche das Werk zerfällt, untersucht der erste die literarische, der zweite die Volkserlebung über den Sänger der *Keneis*. Am wichtigsten dürfte im Allgemeinen der erste sein, der einen Stoff behandelt, welcher bis dahin nur zu sehr vernachlässigt worden. Hier in einer Gesamt-Übersicht ist nicht der Ort, auf die treffliche Arbeit näher einzugehen, und ich darf mich um so mehr darauf beschränken, derselben ehrende Erwähnung gethan zu haben, als sie in deutschen Zeitschriften bereits sowohl von mir, als auch von Andern ausführlich besprochen wurde.

Gleichsam ein Seitenstück zum eben erwähnten ist das jüngst der Öffentlichkeit übergebene Werk des Giovanni Papanti, welches sich mit der Volks-Übersetzung über Dante befaßt.**) Es ist dem Kundigen auf diesem Gebiete zur Genüge bekannt, daß sich die Volkslage und der Volkswitz von den frühesten Zeiten an des Dichters der *Commedia* bemächtigte, und daß eine große Anzahl von Anekdoten, die meistens freilich auf Geistesfähigkeit laum Anspruch machen dürfen, über ihn in Umlauf sind. Bis dahin war aber dieser, immerhin nicht unwichtige und höchst inter-

*) Erik Gustaf Grijer, Professor der Geschichte zu Upsala, geb. 1783 in der Provinz Wärsland in Schweden. Seinen Dichtervocall begründete er durch seine, meist sehr originellen Gedichte, und schrieb späterhin seine sehr werthvolle Geschichte des schwedischen Volkes. Seine Verdienste als Dichter, Geschichtsschreiber und Komponist sind allgemein anerkannt. Er starb in der Mitte dieses Jahrhunderts.

**) Virgilio nel medio evo. Per Domenico Comparetti, professore della R. Università di Pisa. Livorno: coi tipi di Francesco Vigo, 1872. 2 Bde. 8°. XII, 313, 310 S.

**) Dante secondo tradizione e i Novellatori. Ricercate di Giovanni Papanti. Livorno: coi tipi di Francesco Vigo, editore. 1873. 8°. XII, 307 S.

*) Carl Michael Bellmann, schwedischer Dichter, geb. zu Stedebom am 4. Februar 1740, wurde zum Hofsekreter ernannt im Jahre 1775. Seine geballten Dichtungen, die als sehr werthvolle Ringe zu recht ins Herz des Volkes eindringen, stehen in „Fredman's skizzer“, „Fredman's epistlar“ und „Bacchi's handbibliothek“. Er starb am 11. Febr. 1795.

ante, Stoff so unendlich vertheilt, daß es nicht einmal dem Spezialforscher gegeben war, eine annähernd vollständige Uebersicht desselben zu gewinnen. Wenn nun je Einer den Versuch that, diesen Stoff zu sammeln und zu ordnen, so war es unser Verfasser, der sich früher schon, durch seinen umfassenden und sehr verdienstlichen *Catalogo del Novellieri italiano* als den gründlichsten Kenner dieses Zweiges der Literatur seines Vaterlandes erweisen hatte. Vorliegendes Werk entspricht nun vollkommen den Erwartungen, die man von einem solchen Manne zu begen berechtigt war. Papanti hat über sechzig Bolognesenleben über Dante in chronologischer Reihenfolge zusammengefaßt und mit schätzenswerthen bibliographischen und kritischen Anmerkungen und Erläuterungen versehen. Das Meiste davon war allerdings bereits getruft, allein nicht bloß ganz gestreut, sondern zum guten Theil nur in Büchern, die sehr selten geworden und darum nicht allgemein zugänglich sind. Abgegeben von der Wichtigkeit, die das Buch für den Dante-Biographen haben muß, ist es auch in einer anderen Richtung von Bedeutung. Wie oft ist nämlich bei uns schon die Uebersetzung wiederholt werden, Dante sei in Italien nie populär gewesen? Hier scheint nun der theilnehmende entzückte Beweis vom Gegentheil bezeugt zu sein. Denn, daß ein Mann, über den so viele Anekdoten entstanden und in Umlauf waren, sogar in hohem Grade populär sein mußte, scheint ein Schluß zu sein, dessen Richtigkeit man kaum im Grafte wird bestritten wollen.

Bereit ist von der italienischen zur deutschen Dante-Literatur übergehe, muß ich noch einer Publikation kurz gedenken, die aus der Wasse des über das Gewöhnliche und Mittelmäßige sich nicht Erhebenden hervorgehen werden zu dürfen scheint. Der Gedanke, ein allgemeines historisch-geographisches Wörterbuch der Divina Commedia zu schreiben, ist gewiß ein glücklicher zu nennen. Zwar besitzen wir seit bereits zwei Jahrzehnten ein solches Werk aus der Feder des trefflichen F. G. Blanc. Allein die große Knappheit, die sich Blanc zum Gesetz gemacht, hinderten ihn, auf geschichtliche, geographische und dergl. Fragen näher einzugehen. Gerade diese Fragen sind es nun, die das Wörterbuch von Donato Boeri vorzüglich ins Auge faßt.*) Felder hat sich der Verfasser eine gar zu beschreibende Aufgabe gestellt! Er will nicht dem Randgänger, sondern bloß dem Ausländer mit seinem Buche dienen. Demgemäß enthalten die einzelnen Artikel meistens nur das allgemein Bekannte, und umsonst sieht man sich darin nach Casellennachweisen um. Der Leser ist darauf angewiesen, die Angaben und Behauptungen des Verf. auf Treu und Glauben anzunehmen. Daß nun ein solches Buch dem Anfänger in diesen Studien gute Dienste leiste, soll nicht geleugnet werden; dem Randgänger dagegen ist es im Allgemeinen ziemlich überflüssig. Aber freilich, wer heute zum Artikel „Dante“ einfach den bezüglichsten Abschnitt aus Maffei's vor nun 50 Jahren geschriebener Literaturgeschichte abdrucken läßt, der beweist schon damit zur Genüge, daß er seinen Gegenstand nicht so weit erforscht, um den glücklich erfassten Gedanken auch würdig auszusprechen zu können.

Nun könnte ich noch, nach Art der alljährlichen „Revue“ Rudolf Gottschalk's, einige Tugend Titel zusammenstellen, um einen Begriff von der Mürbigkeit der Italiäner auf diesem Gebiete zu geben. Damit würde aber der großen Mehrzahl der Leser

sehr wenig gebient sein, und so gebe ich ohne Weiteres zu den Leistungen anderer Völker über.

Was die Quantität der bezüglichlichen Publikationen anlangt, kommen sämtliche übrigen Völker, wie es in der Natur der Sache liegt, dem italienischen nicht gleich. Doch auch in Bezug auf Qualität wird sich in jüngster Zeit kaum eine ausländische Arbeit nachweisen lassen, die vor den meisten unter den namhaft gemachten einheimischen den Vorzug verdiente. Nur eine Arbeit hat die deutsche Dante-Literatur dieser Periode aufzuweisen, die derselben zur nicht geringen Ehre gereicht. Es ist dies die fünfte Auflage von Kannegieher's Uebersetzung der Divina Commedia.**) Diese Arbeit ist allgemein bekannt, hat in den früheren Bearbeitungen gebührende Anerkennung gefunden und darf in dieser letzten als ein edles Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Beharrlichkeit gelten. Durch die bewundernswürdige Mühe, die der unermüdete Verleger in seinem hohen Alter noch darauf verwendet, ist seine Arbeit eine völlig umgestaltete und eine fast neue geworden. Bei der großen Zahl von Dante-Uebersetzungen, welche die deutsche Literatur gegenwärtig befüllt, ist es allerdings sowohl schwer zu wählen, als auch namentlich ein gültiges Urtheil über die einzelnen zu fällen. Es weist eben jede ihre besonderen Vorzüge, freilich auch ihre besonderen Mängel auf. Doch fürchte ich keineswegs irre zu gehen, wenn ich der Kannegieher'schen den ersten Platz unter sämtlichen geräume und einen ehrenvollen unter den deutschen Uebersetzungen der Göttlichen Komödie überhaupt einräume. Hierin wird mir gewiß ein Jeder beistimmen, der sich die Mühe genommen, durch mehrere Gesänge hindurch einerseits mit dem Original, andererseits mit den namhaftesten übrigen deutschen Uebersetzungen Vergleiche anzustellen.

In seinem Buche über Shakespeare***) hat Wilhelm Röniges unternommen, den größten italienischen mit dem größten englischen Dichter eingehend zu vergleichen. An ähnlichen Arbeiten ist die Dante-Literatur nicht eben arm. Dante und Homer, — Dante und Virgil, — Dante und Petrarca, — Dante und Tasso, — Dante und Milton, — Dante und Klopstock, — Dante und Goethe, — das sind Alles Themen, worüber mit mehr oder minder umfassende Arbeiten vorliegen. Nun besonnen wir also auch noch: Dante und Shakespeare! Zu will dem Reiche und der seinen Beobachtungsgabe des Verfassers alle Anerkennung widerfahren lassen; doch gestehe ich, daß ich den Reizen solcher Arbeiten nicht einsteigen vermag. Vergleichungspunkte lassen sich am Ende überall anfinden, und so könnte man wohl auch noch über Dante und Heinrich Heine ein ganz hübsches Kapitel schreiben, das sich dazu noch recht angenehm lesen ließe. Nur wäre damit für das Verständnis des einen sowohl, als auch des anderen Dichters blutwenig erreicht. Noch weniger als an der erwähnten kann ich aber an der Arbeit Emil Heurteixin's****) Geschmack finden. An der Ausföhrung zwar will ich hier nichts aussetzen, wiewohl ich auch in dieser Beziehung Mandes in petto hätte. Was soll man aber zu einem solchen Thema sagen, wie

*) *Dizionario storico, geografico, universale della Divina Commedia di Dante Alighieri*. Contenente la biografia del personaggio, la notizia dei paesi e la spiegazione delle cose più difficili del sacro Poema. Opera di Donato Boeri. Torino, G. B. Paravia e Comp. 1873. 8. XXX. 468 S.

*) Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Aus dem Italienischen übertr. und erklärt von Karl Ludwig Kannegieher. Fünfte umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Karl Witte. Leipzig, 1873. 8. A. Proddau. 3 Bde. 8. LXX, 257, 262, 268 S. mit 1 Portrait, 3 Plänen und 1 Karte.

**) Shakespeare als Dichter, Weltweiser und Christ (Leipzig, 1868, 1873) S. 227—301.

***) Dante und die beiden Konfessionen. Von Emil Heurteixin; in Engel'scher Zeitschrift (München, Oltenburg) 1873. I. Heft, S. 31—67.

das, welches Feuerlein behandelt? Nach den vielen Miß- und nutzlosen Versuchungen, die darüber geprügelt werden, könnte man uns endlich wohl mit Derartigem verschonen. Sollte Dante im sechszehnten Jahrhundert gelebt, statt im dreizehnten und vierzehnten, dann hätte eine solche Frage einen vernünftigen Sinn; so aber hat sie einfach — keinen.

Trotz meiner Vorliebe für deutsche Wissenschaft kann ich doch nicht mit Befriedigung auf die deutsche Dante-Literatur dieser Periode blicken.

Die „große Nation“ im Westen nimmt selbstverständlich, wie auf allen übrigen Gebieten der Kultur und des menschlichen Wissens, so auch auf dem der Dante-Forschung den ersten Rang ein und geht den übrigen Völkern mit leuchtendem Beispiele voraus. Seit den bahnbrechenden kritischen Forschungen des berühmten Péro Hardouin gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts sind die Franzosen bestänlich immer die Pioniere des Dante-Studiums gewesen. Denn wieweil etwa nicht das Urtheil Vellaire's über Dante alles reichlich auf, was je von anderen Kritikern gesagt wurde? Sieh der Mann nicht Kronz und war er nicht ein Franzose, der am tiefsten in die innerste Seele des Dichters eingedrungen und zum ersten Male der erkannten Welt den wahren Sinn seiner Dichtung erschließt? Ist es hinwiederum nicht der Franzose Artand de Montor, dem wir das gründlichste biographische Werk über Dante verdanken? Und welches Volk könnte sich je rühmen, eine so unfehlbare Uebersetzung der Divina Commedia geschaffen zu haben, wie sie das französische an derjenigen von Kronz besitzt? Zwei neue Werke, die uns in diesem Jahre aus Frankreich angekommen, beweisen abermals, daß dieses Volk den alten Ruf der Meisterhaft wohl zu bewahren weiß. Das eine ist die Arbeit eines rühmlichst bekannten Strykers, das andere die eines nicht weniger bekannten Theologen. Jener heißt J. Ortolan, unterseht die strafrechtlichen Grundzüge in Dante's Hölle*) und übermalt durch eine Fülle neuer Anschlüsse und Entdeckungen nicht allein den, der die Göttliche Komödie gelesen, sondern selbst den, der sie nicht gelesen hat. So bezeugen wir gleich auf der dritten Seite, wo Ortolan Dante's Verirrung im finsternen Walde beschreibt, dem Sage: *Il vouldrait avancer, mais avecquesment une panthere, puis un loup, puis un lion lui barrent les diversos issues.* Nun vergleiche man damit die Schilderung des Dichters (Hölle I, 31 ff.) und man wird sich sofort von dem eminenten Scharfsinn unseres Autors überzeugen. Neu und durchgreifender Wichtigkeit ist ferner die Entdeckung, daß Dante seine Vision nicht, wie man bisher glaubte, im Jahr 1300, sondern im Jahr 1298 versteht (S. 64). Kurz, man wird nicht leicht eine Seite des geistvollen und bedeutenden Werkes nachschlagen, auf welcher sich nicht irgend eine mehr oder weniger tiefgreifende neue Entdeckung nachweisen ließe. Rehnliches Lob ist auch dem Werke des Abbe Edouard Daniel zu spenden.**) Schon der Titel desselben klingt wie eine herrliche Jubel. Der Geist, den dieses Buch athmet, ist der neue gläubige Geist, den Gott in seiner Gnade jüngst über ganz Frankreich ausgegossen hat. Zwei desselben ist, Dante dem allein-

seligmachenden Glauben, der selbstverständlich auch die päpstliche Unfehlbarkeit umfaßt, zu vindiciren. Um diesen Zweck zu erreichen, wird uns eine analytisch theologische der Commedia zugeführt, der billigerweise eine Einleitung über Dante's Zeit und Leben vorangeht. Mit den besten Gründen weist der Verfasser nach, daß alle alten und neuen Ausleger, die es gewagt, Dante's regelrechte Orthodoxie und dessen theologische Gelehrsamkeit zu bezweifeln, mit Blindheit geschlagen waren. Solche Bücher impuntiren mit Vergeßlichkeit, daß sie keine Kritik in mir aufkommen lassen. In Ortolan's und Daniel's Werke kann ich nur annehmen und bewundernd empfinden, und dabei Gott preisen, daß er seine Menschenkinder mit so herrlichen Gaben ausgestattet.

Werden wir noch, bevor wir unsere Umschau schließen, einen Blick hinüber jenseits des Kanals. Die Tochter des auf diesem Felde sehr wohl bekannten Rossetti hat ebenfalls die Dante-Literatur durch ein neues Buch bereichert.**) Durch ein unnützes Buch würde ich sagen, wenn ich nicht fürchtete, die Gehege der Galanterie zu übertreten. Es ist dasselbe ganz nach dem im Anfang angedeuteten Rezept fabrizirt. Zuerst das Bekannteste aus Dante's Leben, dann eine ziemlich gekloste, dafür aber um so langwierigere Analyse der Commedia — und ein Ottobrand ist fertig. In elf Kapiteln wird die Schwierigkeit Dante zu verstehen, sein Weltgefühl, sein Leben, der Wald und Virgils Erscheinung, die Hölle, Dante's Wanderung durch dieselbe, das Begegnen, Dante's Wanderung durch dasselbe, das irdische Paradies und Beatrice's Erscheinung, das Paradies und endlich Dante's Wanderung durch die Himmel abgehandelt. Die sehr zahlreichen Stellen der Commedia, die etwa zwei Drittel des Bandes füllen, sind für die Hölle nach der Uebersetzung von W. M. Rossetti, dem Bruder der Verfasserin, für die zwei anderen Theile der Commedia nach Longfellow's Uebersetzung mitgetheilt. Einzeln anerkennen wir, daß sich die Verfasserin von den Utopien ihres Vaters fern gehalten; im Ganzen ist schwer zu errathen, was sie mit dieser Arbeit bezweckt. Sie hat ihr Buch *A shadow of Dante* betitelt; sie hätte es besser *A very pale shadow* heißen lassen. Von ihrem Plane sagt sie: es sei *very simple*. Aber nicht nur der Plan, sondern auch die Ausführung ist *very simple*.

SEARAZZINI.

Oesterreich-Ungarn.

Die unitarischen Christen in Siebenbürgen.

Nach Miksanse Coanreel.

I.

Ein altes Sprichwort, das noch heute in Gebrauch ist, sagt „Die sieben Todjüden Transylvaniens sind seine drei Nationalitäten und seine vier Religionen.“ Dennoch sagt das Sprichwort noch lange nicht genug; wenn man öffentlich berichtet, pflegt man stets etwas zu vergessen. Die mythische Zahl der sieben Todjüden umfaßt nur die drei Rassen der Magyaren, Szekler und Sachsen, und die vier Kirchen der Katholiken, Reformirten, Lutheraner und Unitarier. In dieser Liste fehlen aber mindestens zwei Rassen und ganz bestimmt vier Kulte. Es wäre ungerecht, die alten

*) Les pénalités de l'Enfer de Dante, suivies d'une étude sur Brunetto Latini appréciée comme le maître de Dante par J. Ortolan. Paris: Hachet Plon 1873. 8. 4 Bl. 170 S.

**) Essai sur la Divine Comédie de Dante; ou: La plus belle, la plus instructive, la plus morale, la plus orthodoxe et la plus méconnue des épopées mise à la portée de toutes les intelligences et dédiée à la jeunesse catholique de nos écoles par l'Abbe Edouard Daniel, Docteur en théologie ecc. Paris: Berche & Trulin, 1873. gr. 8. 2 Bl. 315 S.

*) A shadow of Dante. Being an Essay towards studying himself his world and his Pilgrimage. By Maria Francesca Rossetti. London, Livingtons, 1872. 8. 4 Bl. 294 S. mit fünf Illustrationen.

Eigenthümer des Bodens, die ihn noch jetzt bebauen, mit Stillschweigen zu übergehen, nämlich die Wachsen oder Komänen, oder Doko-Komänen, wie sich selbst gern nennen, weil sie gleichzeitig von den Dagiern und deren Ueberwindern, den Römern abstammen. Die Wachsen bekennen sich zur griechischen Kirche und sind theils orthodox, d. h. nach den Ansichten der römischen kirchlichen Schismatiker, theils mit dieser Kirche verbunden, welche bei ihnen verschiedene Gesährde, wie z. B. die Priestererbe duldet, welche zu tief eingewurzelt waren, um sie auszureißen zu können. Ferner ist eine Religion, welche älter als alle übrigen ist, in jener populären Redensart zu verächtlich behandelt worden, die Irrenden, die doch auch keinen unbedeutenden Raum innerhalb des Landes einnimmt. Mit einem Worte, die „sieben Todsünden“ Siebenbürgens lassen sich in Wahrheit auf das Doppelte, das heißt auf die erschreckende Zahl von fünf bis sechs Klassen und sieben Religionen bringen.

Und doch ist diese von so verschiedenen Menschen bewohnte Provinz durchaus nicht groß. Siebenbürgen ist der südliche Theil Ungarns; die Römer nannten es Mittel-Dagien, *Dacia mediterranea*. Ungarisch heißt das Land Erdely, was so viel wie Waldland bedeutet und ins Lateinische mit *Sylvania* und nicht mit *Transylvania* zu übersetzen wäre. Der deutsche Name „Siebenbürgen“ ist von den sieben Burgen abgeleitet, die das Land gegen die Türken vertheiligen. Wir finden hier ein Beispiel jener sich in allen Brautländern bemerklich machenden Eigenthümlichkeit, daß jede Volkstheilung in den verschiedenen Sprachen der Nationalitäten, die sie bewohnen oder besuchen, ihren besonderen Namen hat. In diesem, durch die Karpathen von drei Seiten umschlossenen und nur nach der Seite nach Ungarn zu offen gelassenem Lande haben, wie in den Schweizer Alpen, in den schottischen Hochlanden und Grevetten, die Traditionen, der Glaube, die Sprachen, Rassen und Familien ganz ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Jedes Thal, jede Gasse bebauten Landes inmitten hundertjähriger Wälder oder heller Bergtäler, von denen sich reichende Ströme ergießen, hat seiner Bevölkerung ein besonderes Gepräge zu erhalten gewußt. Die verschiedenen Nationalitäten wohnen zum Theil untereinander gemischt, zum Theil streng gesondert, haben sich aber nirgend vermischt, und die ethnographische Karte des Landes zeigt ein merkwürdiges Farbenpiel.

Um das Land und seine Eigenthümlichkeiten richtig zu verstehen, dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns an den Pforten des Orients befinden. Wie in Surien dieses Volk drussisch, jenes armenisch, wie Sabel südlich und Magyaren drussisch ist, so theilen sich auch in den Regionen der Donau die Klassen in den Völkern ohne sich mit einander zu vermischen und bewahren durch Jahrhunderte die Verschiedenheit ihrer Sitten und Gebräuche ebenso, wie die gegenseitige Eifersucht und Verachtung nichts von ihrer Schärfe verlieren hat.

Alle Kulte, zu denen sich die Siebenbürger bekennen, könnten an andern Orten ebenso gut und zum Theil noch besser studirt werden, nur ein einziger nicht, der unitarische. Wohl wird diese Religion in England und Amerika in zahlreichen Kirchen gelehrt und geübt, welche aus den Puritanern oder andern non conformists (Protestanten, die der englischen Hochkirche nicht angethan) hervorgegangen sind. Wohl hat der Unitarismus in allen andern protestantischen Kirchen der Welt seine mehr oder minder ausgeprägten Befenner, aber nur in zwei Ländern, in Polen und Siebenbürgen, hat er seine offizielle Geschichte, hat er seine organisierten Kirchen besessen. In Polen machten die Jesuiten, als sie im sechzehnten Jahrhundert daselbst die Oberhand der Religion, reinen Titus damit. Jeder Unitarier, der nicht abschweifen

wollte, wurde des Landes verwiesen. Im Jahre 1600 wanderten dreihundertachtzig Familien aus; es war ihnen angeschlossen, da sie sammt ihrer Habe angeführt das Land verlassen sollten, aber an der Grenze erwartete sie ein fanatischer Haufen, überfiel, erschlug und beraubte sie, so daß von allen Ausgezogenen nur etwa dreißig in Klausenburg ankamen, wo ihnen ihre Religionsgenossen eine Zufluchtsstätte bereitet hatten, und wo sich noch heutigen Tages einige Nachkommen dieser Familien erhalten haben. Siebenbürgen allein hat im sechzehnten Jahrhundert über hundert unitarische Kirchen und Gemeinden gebildet, die sich inmitten aller gegen sie verübten Ungerechtigkeiten und Verfolgungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben und von einer geschlossenen und ununterbrochenen effizienten Hierarchie geleitet werden, die, was uns höchst merkwürdig erscheint, niemals aufgehört hat, episkopal zu sein. Ihr Haupt-Pastor ist von Vesterreich als „Bischof der Unitarier von Ungarn“ anerkannt.

Wie hat sich diese eigenthümliche Erscheinung vollzogen? Wie hat sie sich erhalten? Wie sind die gegenwärtigen Verhältnisse dieser Leute, die unerschütterlich an einem Glauben festhalten, der überall verdammt und verachtet worden ist? Welche intellektuelle und wissenschaftliche Kultur besitzen sie? Leben sie mit ihren Gedanken isolirt oder theilhaben sie sich an den Arbeiten, Studien und Bewegungen, die auf wissenschaftlichem Gebiete in Deutschland, England und Frankreich vor sich gehen? Alle diese Fragen verdienen geprüft zu werden und können dies nur, wenn man an Ort und Stelle ist.

Zuvörderst sei es ausgesprochen, daß man in dem fernen Ungarn sehr thätige Gelehrte und Schriftsteller findet, daß daselbst eine reichhaltige ist, die Alles ist und trotz der diegefalligen dogmatischen Färbungen wahrhaft liberale Christen. Ihr Unitarismus ist kühn und consequent. Sie nehmen entschlossen die Resultate der modernen Kritik an und ohne grade alle Ideen von Strauß und Renan zu den ihrigen zu machen, erwählen sie doch davon das Beste Theil.

Die Magyaren sind nicht die Leute, welche Furcht vor dem Vichte oder der Freiheit hätten. Nehmen sie eine Idee an, so weichen sie auch vor deren Konsequenzen nicht zurück. Der Geist des Widerstandes, der Prüfung, der persönlichen Vertheiligung, ist bei ihnen stets lebendig und ihr ausgesprochener und entschlossener christlicher Liberalismus zählt unter seine am meisten vereinten Kämpfer den Gründer dieser Kirche, ihren ältesten Bischof Franz David.

Um einige Vorstellungen von dieser Persönlichkeit zu geben und zugleich die ganze Sachlage zu erklären, wird es notwendig sein, etwas weit zurückzugehen, das Durcheinander der Nationalitäten und Kirchen etwas zu entwirren und noch ein Mal rückwärts auf die Klassenfrage zurückzukommen!

Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts besaßen die Römer das Land. Bei den aufeinander folgenden Einbrüchen der Gothen und Gepiden haben wir uns nicht weiter aufzuhalten, wohl aber bei denen der Hunnen. Es waren im Jahre 374 unter ihren Anführern Attila und Balamber nach Europa gekommen und hatten große Heerheer am Adriatischen Meere, am Rhein und an der Wolga gegründet, die seine hundert Jahre dauerten. 451 war die Schlacht bei Chalons, zwei Jahre darauf starb Attila mit Hinterlassung von drei Söhnen, welche mit einander um die Erbschaft kämpften und von den Nachbarn, welche nicht länger unter ihrer Zwietracht leiden wollten, angegriffen wurden. Einer dieser Söhne setzte sich mit den ihm treu gebliebenen Hunnen im östlichen Theile von Siebenbürgen, dem heutigen Lande der Gzezier, fest. Man hat diesen Namen latinisirt und in *Sicules* umwan-

kein weissen, er bezeichnet aber nur die ersten Hunnen, welche sich am Fuße der Karpathen niederließen. Ihre Abstammung ist jetzt sehr stolz auf diese Stammväter und auf das Alter ihrer Rasse. Für sie ist Attila nicht die Gottesgeißel, als welche ihn das übrige Europa bezeichnet, sondern ihr Held. Sie betrachten sich mit gutem Rechte als die Magnaten der Magnaten, als das reinste Blut Attilas und seiner Waffengefährten. Diese Rasse, die eiserfülltester als jede andere auf ihre Rechte ist, die am geschloffenen zusammenhält und am kräftigsten Widerstand zu leisten versteht, ist es denn, welche die größte Anzahl der gegenwärtigen Unitarier aufzuweisen hat.

Im Jahre 889 überwand Arpad die Balachen und drang mit seinen Hunnen in Ungarn ein. Diese, viel härter an Zahl als der erste Haufe, nannten sich vorzugsweise Magyaren; sie fanden die Gesetze bereits anständig; ihre Sprache und Sitten stimmten überein, man erkannte sich als Angehörige derselben Rasse an und beide wohnten nebeneinander, jeder unter der Regierung seines eigenen Oberhauptes.

Im Jahre 997 ließ sich ein Nachkomme Arpads, Stephan, taufen — er ward auch später heilig gesprochen — und machte sich zum König. Im Jahre 1000 erhielt er vom Papste ein Kreuz und eine Krone, die noch heute seinen Namen tragen und als das Palladium Ungarns betrachtet werden, wie er auch den Titel des Apostolischen bekam, den der Kaiser von Oesterreich in seiner Eigenschaft als König von Ungarn noch gegenwärtig führt.

Die Nachkommen Stephan trugen die Krone, ihnen folgte das Haus Anjou und diesem die Jagellonen. Der Letzte dieses Stammes, Ludwig der Zweite, der ohne Kinder starb, hinterließ das Land in einem traurigen Zustande; der fürchterliche Sieg der Türken bei Mohacs, der noch heute in der Erinnerung lebt und in den Pöbeln der neueren Magyaren ein düsteres Echo findet, hatte es verwüstet und zerstört.

Ferdinand, der Bruder des Kaisers Karl V., hatte die Schwester des unglücklichen Ludwig geheiratet und beanspruchte nach dessen Tode die ungarische Krone. Ungarn besaß aber schon seit langer Zeit seine Gesetze und seine Privilegien. Die goldene Bulle, welche nach dem Jahr 1222 gegeben war, hatte dem heiligen magyarenischen Aelz Freiheiten und Garantien zugesichert, wie sie außerdem nur noch in England und im nördlichen Spanien bestanden. Wer sich die heilige Krone aufsetzen wollte, mußte von Geburt Ungar sein und die magyarenische Sprache sprechen. Damit war also Ferdinand von der Thronfolge ausgeschlossen. Janos (oder Johann) Szapolyai machte an der Spitze der nationalen Partei dem Erzherzog lange Zeit das Königthum streitig. Nach vierzehn Jahren des Bürgerkrieges schlossen die Prälaten endlich zu Großwarden einen Vertrag, in welchem Ferdinand und der Kaiser Johann Szapolyai als König anerkannten. Seine Staaten umfaßten Ungarn bis zur Theiß und Siebenbürgen; Ferdinand behielt Slavonien, Kroatien und einen andern Theil Ungarns, das übrige war in den Händen der Türken. Nach einer geheimen Klausel des Vertrages sollte aber die Königswürde für Johann nur vorläufig, sein Sohn lediglich einer der Großen des Reiches und Ferdinand der eigentliche Erbe der Krone sein, welche er mithin nur provisorisch seinem Mitbewerber überlassen hatte.

Der Vertrag von Großwarden, der die österreichische Herrschaft in Ungarn begründete, konnte indeß die goldene Bulle nicht außer Kraft setzen, laut welcher der König von der Nation gewählt oder angenommen werden mußte. Auch kamen die letzteren Bestimmungen des Vertrages, denen die Nation fremd war, nicht zur Ausführung.

Als König Johann im Jahre 1541 starb, vernachlässigte Ferdinand

seine Erbrechte geltend zu machen, aber Johann Eizigmund (Sohn von Johann Szapolyai und Isabella, Tochter des Königs von Polen) wurde von den Magyaren als König ausgerufen. Der Erzieher des jungen Prinzen und der eigentliche Herrscher war ein Römer, Onofrio Hiesens, der lieber die Unglücklichen ins Land rief, als die Staaten seines Balthus in die Hände des Erzherzogs fallen zu lassen. Die Türken kamen, konnten sich freilich nicht des ganzen Landes bemächtigen, nahmen aber Buda und behielten es hundertachtundvierzig Jahre.

Johann Eizigmund herrschte über Siebenbürgen und freilich in der Geschichte seines Landes eine große Rolle. Unter seiner Regierung wurde es zuerst protestantisch und alsdann zum größten Theile unitarisch.

Die Reformation hatte sich von ihrem Beginn an in dem Theile Siebenbürgens zu verbreiten angefangen, der noch heute als der sächsische bezeichnet wird. Die Bewohner dieser Gegend sind ursprünglich Slawen, die durch eine Ueberschwemmung um ihre Hade gebracht, in den Jahren 1141—1161 von den Siebenbürgern aufgefordert wurden, sich in ihren verwüstet liegenden Landstrichen anzusiedeln. Sie kolonisierten die Grasschaft Bis und den Süden Siebenbürgens, sind ihrer Nationalität treu geblieben und unterhielten stets einen regen gegenseitigen und Handelsverkehr mit Deutschland, ihrem Stammlande.

Durch die Pastoren und Professoren dieser „Sachsen“, welche ihre Studien zum größten Theile in Deutschland machten, waren die Schriften Luther's und Melancthon's sofort nach ihrem Erscheinen nach Siebenbürgen gebracht worden und Wittenberg wurde bald die am meisten von Siebenbürgern besuchte Universitäts. Prosa oder Kerkstadt und die gegenwärtige Hauptstadt Sachsen-Siebenbürgens, Hermannstadt oder Egeden, waren die ersten Städte, in denen die Reformation Boden gewann. Wohl gingen aus Buda, der Hauptstadt Ungarns, Gesandte, die lutherischen Bücher und, als das nicht half, die Leier derselben zu verbrennen; da aber Buda gerade in dieser Zeit in die Gewalt der Türken fiel, mußten die grausamen Magyaren unangeführt bleiben, die Reformation breitete sich ungehindert aus und ging ihrerseits bald zum Angriff über. Schon im Jahre 1529 dekretierte Hermannstadt die Ausweisung gegen Jedem, der im Katholizismus verharrete. 1530 erklärte sich Kronstadt für protestantisch und zehn Jahre darauf folgte Klausenburg.

Nicht ohne schmerzliche Beschränkung muß der Christ die Thatfache eingestehen, daß die Nachbarschaft und selbst das Joch des Muselmannes der freien Entfaltung der Meinungen weit günstiger war, als die christliche Herrschaft, aber die Beispiele dafür finden sich zahlreich in den Douauländern und die Geschichte wäre unangenehm, wenn sie es mit Stillschweigen überginge, welche gemäßigten und unparteiischen Rolle die Türken oft zwischen den verfeindeten christlichen Kirchen gespielt haben und noch heute in Palästina in Betreff der heiligen Orte spielen.

England.

Alt-Englische Dramatiker.

Verwundert durch das Studium Shakespeare's, ist die Beschäftigung mit dem Alt-Englischen Theater überhaupt, in Deutschland besonders seit dem Auftreten Ludwig Tieck's, A. W. von Schlegel's, des Grafen Panitzsch, Ben Jonson und seine Schule,

2 Bände Leipzig 1835) gepflegt worden. Das Werk des gelehrten Hr. Bodensiedt (Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke, 2 Bände, Berlin 1858), ist leider noch immer unvollendet geblieben. Die ausnehmendste und gelehrteste, wenn auch ganz knappenbildende Darstellung des alt-englischen Drama's von den geistlichen Schauspielen (den sogenannten Mystereien oder Miracle-plays) an, dürfte in Deutschland noch immer die Einleitung Ulrich's zu seinem Werke über Shakespeare bilden (3. Auflage, 2 Bände 1868). Was insbesondere diese alt-englischen Mystereien, die älteste Form des englischen Drama's, betrifft, die uns in drei kritischen Sammlungen vorliegen — wir denken ein andermal näher eingehender zu sprechen — so giebt einer der gelehrtesten englischen Literaturhistoriker der Gegenwart, Henry Morley*) es ja, daß das Beste, was über diese und jegliche die merkwürdigste der drei kollektiven Sammlungen, nämlich die sogenannten Towneley-Mystereien (aus a. soc. XIV.) geschrieben ist, von einem Deutschen herrührt, nämlich den Professor Wolf Ebert, in seinem „Jahrbuch für romanische und englische Literatur, Band 1“ (Berlin 1859). Eine solche Anerkennung deutscher Verdienste um die alt-englische Literatur würde noch erfreulicher sein, wenn die Engländer die Arbeiten unsrer Landsleute nicht so sehr zu schätzen wüßten, als es in der That geschieht. Der deutsche Zealotismus scheint in diesem Grade zur Kritik — und besonders zur literarhistorischen Kritik — geführt zu haben, als der englische Realismus, der zwar die reine Durchforschung der Einzelheiten naturgemäß sich zur Aufgabe stellt, indes für die Erkenntniß des Wesentlichen, des Eigentümlichen, die bewegenden Ideen, minderes Interesse an dem Tag legt als die deutsche Forschung. Gerade auf dem Felde der mittelalterlichen Literatur Englands dürfte das Ineinanderrücken der Deutschen und Engländer die günstigste und wirksamste Ergänzung der beiderseitigen Vorträge darbieten. Was die literarhistorische, und man kann sagen pedantisch-ergabene Durchforschung der dramatischen Zeitgenossen Shakespeare's betrifft, so bleibt den Engländern der Ruhm unbenommen, hierin zuerst Treffliches, ja Großartiges geleistet zu haben. William Gifford war es, der in seiner acht starke Bände umfassenden Ausgabe des Ben Jonson — sie erschien 1816 — die wichtigste dramatische Literatur des Elisabethanischen Zeitalters zuerst mit einer Gründlichkeit durchforschte, die sein eben genanntes Werk noch heute zur Basis des Studiums und der Erkenntniß jener Literatur stempelt. Es bedarf nicht, daß das in dem eben genannten Werke gleichfalls nicht anerkannt.

Was nun die dem Deutschen nicht mehr zugänglichen Hilfsmittel zum Studium des englischen Drama's, von den Mystereien an, betrifft, so liegen die Towneley Mysteries bereits seit 1836 in der (mit Einleitung und Glossar versehenen) Ausgabe der Surtees Society (London) vor. Im Auftrage des Shakespeare Society wurden dann 1841 die Coventry Mysteries (Ludus Coventriae) von Halliwell herausgegeben, endlich 1843 die Chester Plays von Thomas Wright. Die dramatischen Vorläufer und Zeitgenossen Shakespeare's und ihre Werke aber sind besonders in den relativ wohlthätigen Ausgaben, die im letzten Jahrzehnt zu London, George Kettleby und Söhne, erschienen sind, zugänglich geworden. Immer aber blieb es bei dem großen Umfang jener Ausgaben der „Works“, während im Interesse eines allgemeineren Studiums dieser Literatur, erwünscht, die wichtigsten jener dramatischen Denkmäler in handlicher Art zusammengestellt zu sehen. Ein solches und zwar sehr preiswürdiges Buch liegt uns in den 1870 in Edin-

burgh erschienenen „British Dramatists“ vor. Mit dem Bildniß des Ben Jonson und einem solchen des Globe Theatre geschmückt, giebt dies Werk, nach einer umfassenden, Proben der ältesten Dramen darbietenden Einleitung, die wichtigsten Werke von John Flax, G. Peele, R. Greene, Chr. Marlowe, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, J. Webster, J. Marston, Ph. Massinger, J. Ford, Th. Heywood und J. Shirley. Das Buch umfaßt 548 Seiten mit je zwei Kolonnen. Der Editor, John E. Kettle, J. E. A. Scot. (editor of Defoe's Works), sagt auf dem Titelblatt von diesen „Works of the British Dramatists“, die er „carefully selected from the best editions, with copious notes, biographies“, versehen mit a historical Introduction.“ Aber man wird nach einiger Lectüre finden, daß diese „Notes“ nicht allein, sondern auch die ästhetische und literarhistorische Beurtheilung der Autoren, seitens des Herausgebers nicht allzu selbständiger Art ist. Damit soll nicht ein directer Vorwurf ausgesprochen sein, so lange nämlich der Herausgeber nicht beansprucht Eignes zu geben. Es mag aber bei dieser Gelegenheit gesagt sein, daß das englische Autoritäts-Prinzip in der Geschichtsdarstellung der englischen Literatur eine nicht sehr erquickliche Anwendung darin erfährt, daß die Literaturhistoriker mehr als billig von einander übernehmen, ohne ein selbständiges Urtheil — was den Hauptpreis jedes derartigen Autors bilden muß — auch nur anzustreben. Freilich ist es oft besser, einer anerkannten Spezial-Autorität zu folgen, als mit mangelhafter Kenntniß oder ängstlicher Beurtheilung seinen Gegenstand zu erledigen. Ein Beispiel für das Letztere aber scheint uns die Stelle der Einleitung p. XXV. darzubieten, wo Mr. Kettle die englischen Mystereien und die erwähnten drei kollektiv-Sammlungen derselben bespricht. „The Towneley plays“, sagt er, „are the coarsest of the three collections; the Coventry series being the best in language, and least indelicate in sentiment; and the Chester dramas a shade better than the Towneley.“ Daß in den Towneley-Mysteries die meisten Verbrechen, ja rassistischen Wendungen und Worte enthalten sind, ist richtig; aber, wie wird man diesen Gesichtspunkt allein für den Werth dieser höchst interessanten geistlichen Spiele geltend machen dürfen? Schon Halliwell bemerkt in der oben genannten Ausgabe der Coventry-Mysteries, daß die Towneley-Mysteries „vielleicht die wichtigsten von allen seien.“ Englische und deutsche Forschung hat die Richtigkeit dieser Bemerkung Halliwell's bestätigt. Auch mit der Ansicht des berühmten deutschen Gelehrten, Edward Möhrner, Alt-Englische Sprachproben, Berlin 1867, trifft dies zusammen. Aber es entspricht durchaus der modernen puritanischen Anschauung der Engländer, den formalen Gesichtspunkt, was mehr oder minder derb ist, in den Vordergrund zu stellen und damit ein weiteres Eingehen auf die Sache und den sachlichen Werth gänzlich auszuschießen. Die psychologische Feinheit, die feinsinnige Kunst, die sprachliche Kraft und Schönheit, die z. B. das Towneley-Myster von Raim und Abel aufweist, kann unmöglich wegen einiger in denselben vorhandenen (im Rethsalb auszumerkenden) Verbeiben oder Unklarheiten mit Stillschweigen übergangen werden. Mr. Kettle theilt von den Mysteries das von Koch in der Gestalt der Chester-Plays mit; eine Wahl, die wir nicht beanstanden können, da dieses Stück, das in der That das Koch eine so treffliche, die dramatische Aktion gliedernde und in ihrer Form die Erhabenheit des dargestellten Naturereignisses (der Fluth) kontrastirenden Figur anzuweisen hat, stets mit Vorliebe behandelt worden ist. Wir schließen mit nochmaligem Hinweis auf das Werk, das man bei seiner beizugewandten und eleganten Ausstattung in Deutschland schwerlich so wohlfeil würde beschaffen können.

*) English Writers. (Vol. II. Part I. From Chaucer to Dunbar.) By Henry Morley, Prof. of Engl. Lit. in Univ. Coll. London 1867.

Spanien.

Spanische Volkspoesie.

III.

Einen neuen dankbaren Stoff fügte der afrikanische Krieg den älteren hinzu, in dessen Feuer schon namhafte Dichter sein Romanzenepos sammelten. Die *Romanceros de la guerra de Africa**) fanden stürmische Aufnahme und sind ein Lieblingszweig der Volksliteratur geworden. Doch unterscheiden sie sich, obwohl sie auf leeren Blättern durch das Rand flogen, in der gesuchten Reinheit der Form, in künstlichem Strophenbau und lyrischer Haltung, selbst von den eigentlichen Volksschöpfungen. Denn das Volk fährt fort, auch die neuesten Ereignisse ganz nach Muster und Ton der guten alten Zeit einzufassen. Noch immer müssen Cupido, Eros, Bacchus, Mars und Neptun ihre Rollen fertigspielen, noch immer muß die Natur alle Blumen und Edelsteine leihen, wo weibliche Schönheit zu beschreiben ist, ja der moderne Büttelfänger beginnt seinen oft monotonen Singsang nicht ohne vorher — als wäre er Galathea oder Leze — die Gunst des hochverehrten Publikums mit dem stehenden Schlußwort der spanischen Dramen „*perdonad mis yerros*“, verzeiht meine Fehler“ zu eröffnen. Ob es ihm gelingt und ob seine Zuhörer stets begeistert applaudiren, wissen wir nicht. Der Leser folgt gewöhnlich der Form, wenn auch selten dem Gehalte, mit ungeschwächtem Interesse. Es sind lange Tiraden über Orduelthaten und Schandergeschichten aller Art, Eitaneien über Unglücksfälle, Spötteleien über neue Moden und so fort.

Juan Calabade, der Reuling in Waffen, erzählt, wie er gepreßt und erst in der Schule der Erfahrung klug geworden ist; der dumme Bauer schildert die Eindrücke, welche die Stadt auf ihn gemacht hat und wie er, ein Fieser in der Fremde, enttäuscht nach wenigen Tagen in das Heimatland zurückkehrt; die feierlichen Verordnungen eines neuen Alkalden, der mit großen reformatorischen Ideen auftritt und mit brakenförmiger Strenge den Preis jeder Stednadel und jeder Apfelsine festlegen will, werden in spöttischem Tone proklamiert; seltener sind lyrische Barcarolen, Trinksprüche, Gelegenheitsgedichte. Ein Fährte begegnet einem Heimchen, das er anverwandelt tritt, das Heimchen fordert ihn zum Kriege, lebt mit dem Heere aller Insekten gegen die schweren Vierfüßler und treibt sie in die Flucht. — Ein Andalusier, der größte Held seines Jahrhunderts, muß von Malaga nach Toledo fliehen; im Walde wird er von 30 Mäubern umzingelt, 20 Pistolen richten sich auf ihn, ohne daß er sitzt oder steht, seine kalte Ruhe verfehlt ihm Zeit zu reden, er schildert sich als einen Verwundenen, dem nichts übrig bleibt, als auch Bankrott zu werden, wird zu ihrem Kapitän gemacht, überlistet sie gleich in der ersten Nacht, fesselt alle 20 paarweise, schleppt sie in Postkutschen nach Madrid und übergibt sie dem König, der ihm zum Lohn zum Vizekönig von Katalonien macht. — Eine Schöne aus Andalusien wird von einem reisenden Türken gesehen, geliebt, geraubt und nach der Türkei entführt; unterwegs von Seeräubern gefangen, dem Pascha geschenkt, vom Pascha geliebt, bekehrt, zur *mala seeta*, und dann geheiratet. Nach 26 Jahren kommt ihr Bruder, ein Priester, denselben Wegs, wird von denselben Seeräubern gefangen, denselben Pascha geschenkt und dient unerkannt seiner Schwester drei Jahre lang als Sklave. Dann folgt Er-

kenntniß, Bekenntniß, Reue, Bekehrung, Ausöhnung in Rom zu den Füßen des Papste Santo, und das Ganze schließt im Kloster, wo die schöne reuige Renegatin „im Geruch der Heiligkeit“ stirbt.

Solche romantische oder auch nicht romantische Abenteuer sind mit großer Virtuosität, in glänzender Sprache und gewandtem Verstand in Hunderten geschrieben.

Der Glanz und Reizpunkt der spanischen Volkspoesie liegt jedoch auf dem Gebiete der reinen Poesie, und alle dramatischen und episch-erzählenden Versuche müssen sich vertheidigen, wenn eine jota oder ein bolero entsteht und die copla oder *seguidilla* dazu gesungen wird. Diese lieblichen Vereblüten, die dem Munde des spanischen Volkes in immer neuen Gedanken- und Wort-Varianten nach alten Melodien mit unnahbarsamer Leichtigkeit und Grazie entströmen, werden im *pliego sueto* zu kleinen Sträußen gebunden. Coplas wie Verliebte lie zu den Fenstern ihrer Geliebten singen müssen. Coplas wie die Damen sie ihren *galanes* erwidern sollen. Coplas an junge Wittwen. Coplas an freude und kessete Damen. Dem engen Rahmen von vier Zeilen (in der copla sind 30 in der *seguidilla* sind 24 Silben bestehend, wenn ihr nicht der gewöhnlich dreizehellige *cuartillo* folgt), weicht der Spanier das zarte und lebendigste Miniaturbild seiner Verliebten einzufügen. Oft ist es ein bloßes Aufzählen über ihre Schönheit, ihre Liebe, ihre Treue, oft ein Gruß, eine Abschiedsflage, ein Ausbruch eifersüchtigen Zornes, verlegten Stolzes etc. Die feinsten und edelsten Gedanken strömen der spanische *Don Quixote* aus, doch bleibt auch *Sanche Panza* nicht stumm und bemerkt, daß das Reprintor seiner Sinnen- und Sittenprücke noch lange nicht erschöpft ist, und daß sein Talent noch lebt, rein menschlich vorurtheilsfrei und mit schönem realistischen Blick zu moralisiren. Mehr als 20,000 Volkslieder sind bereits aufgeschrieben und gedruckt! An Erfindungs- und Phantasie- und Sprachgewandtheit schadet die Mehrzahl der Spanier kalbernenen Geistes zu sein; aber Scenen, welche die spanischen Sittenschilderer, *Juan Caballero* an der Spitze, von den Volksschreibern entwerfen, wo Bauern und Bäuerinnen unaußsprechlich impudisch und in leichenschäftlicher Rede und Gegenrede den Kampf der Liebe oder des Hasses bis zur offenen Erklärung führen, bezeugen diese hohe poetische Begabung, die den Spanier und Italiener vor allen andern romanischen und germanischen Nationen auszeichnet. Was das Volk dichtet, braucht den Vergleich mit den besten Werken der Literatur nicht zu scheuen; nur die überreiche Bilderpracht, nur die künstlichen Verschlingungen der alten Dialektik können im Volksliede keine Stelle finden; der Strom der Sprache ist eingedämmt, und der Gedanke, der in langatmigen Weisheiten leicht den Worttanzen überwuchert wird, tritt hier frei und einfach auf, und in der That, die Knappheit gereicht ihm nicht zum Nachtheil. Völlig frei von der derauschenden Klang- und Bilderfülle diebt der echte Rest zurück. Und er ist im Inhalt und in der Form von so lieblicher Anmut und Leichtigkeit, vor allem aber von einer solchen Gelandtheit und Zartheit der Empfindung, daß man den kräftigen, würzigen Duft dieser Waldblumen, den frischen Saft dieser Naturfrüchte mit größerem Behagen einatmet und kostet, als den betäubenden Duft der Treibhauspflanzen und die Süßigkeit der laurischen Früchte, die Galanteren zu so oft verfehlt. Oft ist die arabisch-spanische Bluth noch vorhanden; ebenso oft aber fühlen wir uns von ganz einfachen verglichen Gefühlen deutlich angeheimelt. Die Kürze der Form, welche der Vergug der spanischen Volksliteratur ist, setzt freilich auch ihrer Entfaltung die Grenzen. Das erzählende Element fehlt ihr fast ganz und so oft wir auch Anklänge an Ovidie und Heine und deutsche Volksweisen finden,

*) Die beliebtesten sind der Romanzen des Marquis de Voltaire (Madrid 60) und der von Eduardo Buitido (Madrid 59).

so würden wir doch nach solchen Blumen, wie Goethes's Heide-
kraut und Veilchen und Heines's Blume vergeblich suchen.

Hier nun, wo wir einige Proben bescheidenen Uebersetzungs-
versuche hinzufügen, haben wir mehr zu den vollständigeren Pie-
den gegriffen, welche den klimatischen Hauch des Himmelsstriches,
den sie entsprossen, noch an sich tragen. Die ganz schlichten
Hiesigenblümlein verlieren gar leicht zu viel; nur auf den Heimat-
boden und in die Heimaltsprache gehören sie. Wie läßt sich z. B.
das einfache: Jo he perdido el sueño i no sé donde buscarlo, Lo
buscavé en el olvido? Y el olvido; donde hallarlo? in deutschen Ver-
se sagen?

Eiferst und Willen
Sind verschieden kaum,
Beide thürmen Berge
Und sind nichts als Schäume.

Des Himmels Sternenkronen
Recht ein Edelstein,
In Deinen Augen funkelt
Sein Diamantstein.

Der Liebe Blumme
Hat eigenen Brauch,
Man sieht ihre Wunden
Und sieht keinen Nauch.

Deiner Augen Blumen
Leid mir eine Nacht,
Und ich feng' und töde
Meine Feinde fast.

Wär der Himmel weich Papier,
Wär das Meer ein Lintensier,
Meiner Liebe flammend Weh,
Meine Leiden schrieb ich Dir.
Und Meer und Himmelsraum
Zu fassen mein Leid
Versuchten sie kaum.

Jeden Monat dreißig Tage,
Sieben Tage wöchentlich,
Und ein Mal jede Minute
Sich ich gerne, Liebchen, Dich.
Vogelstanz und Blütenrausch
Werden nur mein Leid,
Denn in meinem Herzen harret
Eifrig Winterzeit.

Zum Meister einer Schmiede
Wing ich und Kopfe an.
„Aus solchem Stahle hämmert
Mir jeso einen Mann.“

Da lacht er und spricht
„Ein Mann, und sein?
Wie könnte das sein!“

Eines festen Weibes Bild
Wollt ich jünger vom Jüngling:
„Gibt im Elend, von fester Form,
Nicht ich dringend, treibet's mir.“

Und er lachet und spricht:
„Nurher fester Weiber
Nichts wahrlich nicht.“

Erden folgt auf Leiden,
Freude folgt auf Lust,
Doch in Liebe glühet
Einmal nur die Brust.

Ob man mit Recht uns preiset
Woll wir Verlebte scheinen?
Euch ist der Liebe Lächeln
Doch bitter ist ihr Weinen.

„Trennung“ wandelt ihre Bahn
Gütigen Schritts dahin,
Und „Vergessen“ hintertrau
Folgt mit leichtem Sinn.

Nicht sind zu schreiben,
Nicht Schatten und Körper,
Vergessen und Weiden.

Wenn jede Thräne wäre Stein,
Die ich um Dich vergoß,
Ich könnte bauen ein starkes Schloß!
D'rin herrschtest Du allein!

Aus Herd und Fuß
Keimt Schmerz und Wehe!
Es bistet mein Herz
Wenn ich Dich sehe!

Trauer nicht den Gesungen,
Gesungen ist nur Muth,
Dringt aus leerem Herzen
Und verfliehet geschwind.

Leider giebt's Lieben,
Das länger nicht als Geuher
Erden geblieben.

Mein Auge tritt' ich um Thränen,
So zahlreich wie Tropfen im Meer,
Damit mein glühendes Sehnen
Zu kühlen, zu löschen wär!

In kalten Klüben
Erstarrten nicht ich meine
Brennenden Gluthen.

Ob der Elemente Kraft
Feindlich unserm Lieben,
Wasser, Feuer, Luft und Land,
Wollt ich zu bezwingen.

Wie die Rose Abend weilt,
Narziss kaum erblüht,
Sterbt gar flüchtig oft dahin
Liebe, die geblüht.

Mein Liebchen versprach mir Etreu,
Doch, was soll des Wortes Pfand,
Wenn nicht dem Herzen entströmte
Das Wort, das die Lippe fand?

Vergangenheit — ein Schatten!
Zukunft — ein Nebelhauch!
Die Gegenwart ein Wüsthau,
Das ganze Leben — Rauch!

Wie seltsam ist der Welten Lauf,
Des Schicksals Angeht!
Der Welt geht ihre Sonne auf,
Mir meine Sonne nicht!

Nicht mehr schmilzt Sonnenschein
Den weißen Schnee,
Nicht löst des Windes Hauch
Den Eismann der See.

Meine Liebe ist heiß
Und kann Dir nicht schmelzen
Des Herzens Eis.

Wenn ich ich mein Liebchen am Himmelszelt
Frangen als leuchtendes Zeichen,
Dann würde sie loben die ganze Welt,
Und könnte sie doch nicht erreichen!

Man sagt, das Wasser löschet
Des Feuers Gluth,
Wie kommt's, daß die Natur
Ihre Dienste nicht that?

Thelende Augen!

Der Liebe Brand zu löschen
Wollt ihr nicht tangen.

Denkt nicht, daß, weil ich singe
Mein Herz in Zabel schlägt,
Es singt ja auch der Vogel,
Der Tod im Herzen trägt!

Nun ich einmal Dich gesehn,
Ist's um meine Ruh' gesehn,
Hab' gesehn Dich nur ein Mal
Und mich drückt der Ebnelucht Qual.

Wenn einer eine vergißt liebt,
Sie aber mag ihn nicht,
Denk ich: wachet wohl der Keger weis
Durch Waschen sein Gesicht!

Laßt den Vollen ihren Regen,
Laßt der Sonne ihren Strahl
Laßt dem Boden Frucht und Segen,
Wir laßt Niebes Lust und Qual!

Oftmals sprichst Du sanft zu mir:
„Gib' ich treues Dein vergesse,
Soll'n die Welten untergehn.“
Und ich Thor, ich gläubte Dir!
Du hast vergessen!
Und Erb' und Himmel dreien
Ruhig bestehen!

Du gleichst der dunklen Ase,
Dem zuckenden Reitenblat!
Du gleichst der leuchtenden Sonne,
Dem König im Sternenhaut!

So man Dich fragt, holdes Kind,
Wem Deine Liebe angehört,
O Schweig und stich, Du holdes Kind,
Bis man Dein Bekenntniß hört!
Denn dem Bekenntniß
Folgt weiße Erkenntniß
Und dann die Reue.

Ob sich zwei Herzen kennen,
Was oft das Auge zeigt,
Es spricht der Augen Brennen
Nach wo die Jünge schweigt.

Karoline Michaelis.

Kleine literarische Revue.

— Die kurze pragmatische Geschichte der neueren Philosophie von A. Thilo*) hält alles, was ihr Titel verspricht und was die Vorrede erläutern hinzusetzt; der Zusammenhang der verschiedenen Philosophien untereinander tritt deutlich hervor und nicht klein Anfänger, sondern auch weiter in der Wissenschaft Vorgesessene werden das Buch als ein sehr werthvolles begrüßen. Nach einer gedrängten und dennoch klaren und verständlichen Einleitung, welche das Wesen der Philosophie bestimmt und einen Rückblick auf die einschlagende Vorgeschichte wirft, giebt der Ver-

fasser den Gedankengang der wichtigsten Denker von Cartesius bis Herbart, so viel als möglich mit ihren eigenen Worten; er stellt objectiv dar, welche Probleme ihnen vorlagen, und wie sie dieselben zu lösen suchten, und fügt dann Bemerkungen hinzu, welche von seinem auf Herbart's Realismus gegründeten Standpunkte die größte oder geringere Bedeutung der Einzelnen kennzeichnen. Über diesen Standpunkt nicht theilend, wird natürlich den Werth dieses oder jenes Mannes höher oder niedriger anschlagen, wir z. B. sehen in Spinoza mehr als Herr Thilo, allein das ist keine Abstellung an seinem Werth, sondern nur die notwendige Folge davon, daß in der Philosophie gar verschiedene Ansprüche erhoben werden, je nach der Richtung, welche der Urtheilende verfolgt. Das Bloßlegen des eigentlichen Kerns bei der Hiedergabe der Systeme ist so trefflich gelungen, daß wir bei einer neuen Auflage, die wir dem Verfasser wie dem Verleger bald als notwendig wünschen, auch A. Chr. Krause und Franz von Baader etwas eingehender behandelt finden möchten. Aber freilich könnte ein Kritiker daselbst für Anton Günther, ein Anderer für noch Andere begehren, und seine Gränze zu ziehen muß man dem Autor überlassen. D. E. E.

— Eine Satyre auf den Philosophen des Unbewußten.

Die Satyre beweist zwar in der Philosophie nichts, aber sie hat doch das Gute, daß sie ihre Schmähe mit derben Pinselstrichen vor Augen führt und in der Karrikatur die Fehler des Originals so zu sagen im vergrößerten Maßstabe leichter erkennen läßt. Wir haben die Bedeutung der Philosophie des Unbewußten in diesen Blättern niemals verkannt, wenn wir diese auch nicht für so groß halten können, wie die Catechisten, Kerubanten und Pantentfänger derselben vorgeben. Die Stelle, welche die Abstraktion „des Unbewußten“ in dieser Philosophie spielt, das Krauen mit pikanten und interessanten naturwissenschaftlichen Knechtchen, der Reiz, welchen das Kapitel über die Geschlechtsliebe auf ein größeres Publikum ausüben, endlich die haunenswerthe Reflaxe, welche für diese Philosophie ins Werk gesetzt wurde, fordern ganz von selber dehnah zum Spott heraus. Ein Spötter nun hat sich in der Person eines Herrn Gustav Hansemann gefunden; sein Büchlein „Edward von Hartmann's Philosophie des Unbewußten für das Bewußtsein weiterer Kreise bearbeitet“) ist die launigste und witzigste Parodie, welche wir seit lange gelesen haben, und muß unsern Trachtens Herrn von Hartmann selbst, wenn er anders die Ruhe eines Philosophen besitzt, zum Lachen gebracht haben. Freilich geht es nicht ohne manche Beszeit ab: man reißt, der Spötter hat keine besondere Freude an dem geheimnißvollen Treiben des Unbewußten.

— Bernhard von Ventadorn.**) Eine kleine, aber mit Sachkenntniß und Sorgfalt geschriebene Monographie, die mit glücklichem Griff gerade eines der bedeutendsten unter den vielen graziösen Liederjüngern der langen- und liebreichsten Zeit der Troubadours herausgegriffen. Bernhard von Ventadorn lebte, nach den neueren Untersuchungen, in der für das Aufblühen und die Entwicklung des Provenzalischen Minnegeistes so bede-

*) Kurze pragmatische Geschichte der neueren Philosophie von A. Thilo. Ober-Konsthorstlath. Rötten. Verlag von Otto Schulz. 1874.

*) Köln und Leipzig. Edward Heinrich Meyer, 1874.

**) Biographie des Troubadours Bernhard von Ventadorn von Hans Büchse. Berlin, 1873. Buchdruckerei von Gustav Schade.

lebenden Zeit von 1110 bis etwa 1200. Die meisten und reizendsten seiner Poesien sind an die Königin Eleonore, die Gattin Heinrich II. von England gerichtet, und atmen neben der Gluth einer oft heftigsten Leidenschaft, dann wieder schwermüthigen Klagen die Leidenschaft eine eigenthümlich schwärmerische Schwermüthigkeit, wie eine zarte, unbedingte Hingebung an die hohe Herrin seines Herzens. Er zeichnet sich vor den meisten seiner Provenzalischen Zugesbrüder durch eine tief empfundene Innigkeit wahrer Empfindung aus. Seine Lieder sind kein Spiel mit Gefühlen, die nur als Stoff zum Reimwert dienen; sie sind der Ausdruck einer wahren, warmen, weissen zarten und hingebenden Liebe: „Die reizend naive Innigkeit, mit der er sich ganz seiner Geliebten zu eigen giebt, mit der er sich zu ihrem Diener herabsetzt, sein ganzes Glück in der Bewunderung ihrer Reize findet; die zarte Elegie, die die Sargen durchweht, welche seine Trennung von der Geliebten entstehen ließ, die rührende Klage reinerer Hoffnung, der schwärmerische Aufbruch zum Glück, mit dem er sich aus der Ferne seiner Geliebten zu Geben wirzt, alle, Alles dies verleiht seinen Dichtungen den schönsten Zauber, dessen die lyrische Poesie fähig ist, den der unmittelbaren Empfindung. Da ist feinerlei Affektation, kein bloßes Spiel des Geistes, da ist wirklich tiefes Fühlen. So kommt es, daß Bernhards Gedichte auch heute noch zu festem im Stande sind. Und daneben eine Fülle von Sentenzen, Reflexionen, allgemeinen Betrachtungen über die Natur der Liebe, mit einer Reihe von originellen Geistespielen, die den Reiz seiner Poesie bedeutend erhöhen.“

Seine Lieder gehen zum Herzen, wie sie vom Herzen kommen. Ein bedeutender Reiz liegt auch in seiner phantasievollen lebhaften Sprache, in der er in tausend anmutigen Wendungen, trotz der Einfachheit des immer wechselnden Stoffes, eine große Mannichfaltigkeit von Ideen auszusprechen weiß. R. B.

Sprechsaal.

Unter den nur noch inschriftlich erhaltenen Sprachen hat das Etruskische bisher den scharfsinnigsten philologischen Untersuchungen am meisten Widerstand geboten. Nach Stidel's mislungenen Versuchen trug man ohnehin lange Bedenken, seinen literarischen Ruf durch Hypothesen auf diesem unklaren Gebiete zu gefährden. Stidel glaubte ein semitisches Idiom darin wieder zu erkennen, besonnenere Forscher neigen gegenwärtig zu der Ansicht, es hier mit einer italischen, dem Latein neben zu ordnenden Sprache zu thun zu haben. Neuerdings hat der Herr S. Taylor in einem am 5. December 1873 in der philologischen Gesellschaft zu London gehaltenen Vortrage das Etruskische unter die uraltitalischen Dialekte klassifiziert. Er geht dabei von den beiden Würfeln aus, welche statt der Zahlzeichen deren Namen zeigen. Diese sechs Zahlwörter identifiert Taylor mit den entsprechenden im Ostitalischen, Bogullischen, sowie in dem am Obi und Genesini gesprochenen Tatarisch. Ja, er verspricht sogar in seinem demnächst erscheinenden Werk, den Beweis anzutreten, daß nicht nur alle wesentlichen Sprachbestandtheile, wie die Pronomina und das Verbum substantivum in beiden Sprachgruppen sich entsprechen, sondern sogar die etruskische Wortbildung mit der im lateinischen erhaltenen Hinnischen eine sei. Wir können leider diesen Behauptungen kein anderes als ein ungünstiges Prognosefoußeln. Wie wenig aus dem scheinbaren Gemeinbegriff der Zahl-

wörter auf einheitliche Abstammung zu schließen erlaubt ist, muß jedem linguistisch Gebildeten von vornherein auffallen. Das Lateinische hat nach Rubens Untersuchungen entschieden viele indogermanische Traditionen aufgenommen, trägt im Uebrigen aber einen so modernen Charakter, daß eine vorsichtige Kritik sich nicht das Urtheil über das, was darin alt, was späteren Ursprungs sei, anmaßen kann. Vielmehr erwarten wir daher von Geffen's demnächst erscheinenden Werke, das mit einem auf gesunden philologischen Grundsätzen basirten Entzifferungsversuche auch zum erstenmale eine wahrhaft kritische Publikation des vorhandenen sprachlichen Materials bieten wird. R. B.

Als Geschenk zur Jahresende hat Gustav Freytag den zweiten Theil der Ahen, „Das Rest der Zaunkönige“ auf den Buchstisch der Lectüre besser gelegt. Wir gehen nicht ohne Fragen an die Lectüre dieser ganzen Art von Literatur. Denn wenn auch dem Eingeweihten die ganze Herrlichkeit unseres deutschen Alterthums längst bekannt war, so ist dennoch die Art, wie sich die alten Volksgüter jetzt ihr Publikum erobern, nicht ganz frei von einem germanischen Chauvinismus. Es ist nun einmal Mode, daß man sich selbst unter der Maske des Fremdenartigen gefüllt. Aber weder Selbstgefälligkeit noch das Maskenspiel sind Führer zum ewig Wahren. Und fremdbürgerlich sicherlich ist dem größten Lesepublikum Alles, was zwischen dem Speergetöse, dem Weckerklang, aus der Auenstille ertönt, mit der uns J. B. Schefel, Richard Wagner und nun auch Gustav Freytag beschicken. Die Richtung ist angethan, eine affektirte Mode, eine Arbeit der Reflexion an Stelle der göttlichen Eingebung zu setzen und den deutschen Stolz, die mühsam und langsam ausgebildete Ausdrucksweise unserer besten Prosaischen zu verderben.

Wir sind es der Wahrung anderer ästhetischen Gewissensschulzig, diesen Gesamttypus einmal deutsch auszusprechen, aber wir verkennen auf der anderen Seite nicht, daß das Winken und Rosen mit unserer eigenen Vergangenheit weitaus besser ist, als die früher beliebten französischen und englischen Masken, als das barbarische „Parliren“ mit französischen Brocken im vorigen und die Verbs vom Rühlenbaum zu Anfang dieses Jahrhunderts. Gebt also ohne Zimmenschanz nicht ab, so ist diese Vermummung noch die beste.

Das Rest der Zaunkönige selbst, von den stilistischen Bundeckheiten abgesehen, ist eine schöne, erhebende, vaterländische Geschichte, den Befehl von Walter Scott ebenbürtig. Der gewaltige Held Jarno, der sich aus den engen Schranken des Klosterlebens befreit, das Mißtrauen seiner Familie, seines Kaisers, seiner Gegner überwindet, der sich das herrliche Frauenbild aus Gluth und Trümmern rettet, und sie zuletzt in erblühender Gerichts-Verhandlung vom Kaiser als Gemahlin zugesprochen erhält, ist das Vorbild eines freien deutschen Mannes, dem das „Thue Recht und schone Niemand“ vortrefflich anseht.

Die thüringisch-fränkische Landchaft ist ein Eckbild ersten Ranges; die Sittenbildzerung der Zeit Kaiser Heinrich des Heiligen ist vollendet. Und das Buch selbst ist ein Spiegel der Seelenreinheit, Feindschaft und tüchtig, wie seine Helden. Eine literarische Gabe, so hoch und edel, daß die allgemeinen Bedenken, die wir einmal ausgesprochen haben mußten, vor der Fülle der Schönheiten weit zurücktreten! v.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Rthl.

43. Jahrg.]

Berlin, den 24. Januar 1874.

[N^o. 4.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Friedrichs des Großen Anfänge. 49.
— Hebräer. 50.
Lehrerreich-Längern. Die ungarischen Christen in Siebenbürgen. Nach
— Abnahme Cseretel. 11. 51.
Frankreich. Französische Wörterbücher, von Dr. F. Sachs. 52.
England. Eine englische Studie über Platon. 55.
Süd-Afrika. Die Naturwissenschaften in Ka Pata. 57.
Kleine literarische Neuheiten. Orientalia. 59. — Fortschritt-Etym. 59.
— Jahresbericht der Gesellschaft für Volksbildung. 59.
Sprachspiel. Das Wesen des Christenthums. 60. — Temple De-
— volution. 60.

Deutschland und das Ausland.

Friedrichs des Großen Anfänge.

Mit dem fünften Theile der Geschichte der Preussischen Po-
litik*) ist Professor Droysens monumentales Werk zu dem Mon-
archen gelangt, dessen unvergleichliche Herrscherbegabung dem
Preussischen Namen seinen Weltlauf, dem Preussischen Staate
seine Weltstellung verlieh. Hatten die ersten Bände das Ent-
stehen des Kurstaats, sein mühsames und doch an Keimen für
die Zukunft reiches Emporkommen, dann das Auftreten des Großen
Kurfürsten, die Kämpfe und Erfolge seiner Regierung, die Er-
werbung der Königskrone und endlich, unter dem zweiten Könige,
den Aufbau der beiden gewaltigen Instrumente, des Heeres und
der Verwaltungs-Organisation, geschildert, so gewinnt die Dar-
stellung, an dem für Preussens Geschick entscheidenden Wende-
punkte angelangt, erstlich und naturgemäß einen frischeren Auf-
schwung, indem sie die Anfänge Friedrichs des Großen zu schildern
unternimmt.

Was giebt Friedrichs Auftreten seine epochemachende Be-
deutung? Die Antwort, welche wir von dem Geschichtsschreiber
der preussischen Politik in Kapiteln erhalten, entschleiern un-
gleich das Geheimnis von Friedrichs Erfolgen.

„Nach in der politischen Welt nicht als eine Wahrheit
bei Ding e. Sie bewegt die Geschichte der Staaten und Völker;
wahr zu sein, das ist ihr Geheiß, darin haben sie ihr Gericht.

Eine Bewegung, die sich rastlos vollzieht, wenn auch oft in
langsamem Pulsen, oft unterbrochen, verlegt, da und dort
gewaltigen Hemmungen weichen, als werde Schein, Willkür,
Lüge für immer halt der Wahrheit der Dinge sein. Als dann,
von deren Ahnung ergriffen, von deren Glut entflamm und
getrieben, geniale Begabung, mächtige Willen, Kühnheit des
Gedankens und der That die Hemmnisse brechen, den aufgebäumten
Weg durchreißt, das Tode zu den Toden werfend, Raum schafft,
daß das Neue sich gehalten.

Das Jahr 1740 bezeichnet einen solchen Wendepunkt. Von
dem Thronwechsel in Preußen datirt eine neue Epoche.“

Die Wahrheit der Dinge erkennen und ihr Raum schaffen:
das ist es, was dem jungen Fürsten von dem ersten Momente
seines Auftretens an das unverrückbare Ziel seines politischen

Strebens verzehnte, und was ihm, eben durch diese Klarheit
seines Willens, das Liebergewicht über die am Wesshaff der eu-
ropäischen Politik organisierten Staatsmänner seines Zeitalters verlieh.

Man war in den Kabinetten ersten und wohl auch zweiten
Ranges unter der frühfertigen Regierung Friedrich Wilhelms I.
und durch seine unsichere, laitrnde, kleinlaute Politik allmählich
dabin gelangt, Preußen wenig zu beachten; unter den Jaktoren,
mit denen die Kombinationskünster der Diplomatie zu rechnen
hatten, wurde der junge Staat kaum noch mitgezählt. Als jetzt
der jugendliche Nachfolger des sparsamen Herrn, jener romantische
Prinz, von dessen Thronbesteigung die Freunde und Jünger der
französischen Mule sich ein augustinisch Alter versprochen hatten,
vom ersten Momente an unzweideutig zu erkennen gab, daß er
mit den vom Vater sorglich gesammelten Kräften Preussens eine
selbständige Politik in großem Stil einschlagen werde: da wur-
den die alten Staatslenker der heranwachsenden Mächte, ein Kar-
dinal Fleury in Versailles, die englischen und hannoverschen Rath-
geber Georg II., die Welfen der Wiener Hofburg von geradezu
lächelndem Erstaunen ergriffen. Die Versuche, den jungen Fürsten
in das blickrige Gängelband irgend eines auswärtigen Interesses
zu nehmen, erwiesen sich von vornherein als schlichterdingen erfolg-
los; mit seinem Diplomatenkniff, und wäre er noch so erprobt,
ist diesem besten freudigen Geiste beizukommen, vor dessen mäch-
tigen Spannkraft alle Nebe und Schlingen, die man für ihn in
Bewegung setzt, wie Spinnweben zerreißen.

Der Staatsschild, mit welchem dieser Anfänger durch den Wust
uralter und festgewurzelter Traditionen hindurch die wirklichen
Machtverhältnisse der europäischen Staaten erkannte, die Sicher-
heit, mit der er die Wirkung der von ihm selbst mit fester
Hand hervorgerufenen Bewegung vorausah und vorauslagte, das
Selbstvertrauen, mit dem er, er allein, ohne das bloße für un-
ersätzlich erodete Schwellengeläst zahlreicher De- und Offenstir-
allianzen, in den anscheinend unmöglichen Kampf gegen die ge-
waltige Habsburgische Monarchie eintrat: das Alles erweckte selbst
bei seiner näheren Umgebung Zweifel, Befremden und Sorgen
mancherlei Art. Diese Stimmung der Berliner Kreise im Mo-
mente der Explosion, kurz vor dem Ausmarsch zur Weibergreifung
Schlesiens, wird sehr anziehend und lehrreich geschildert:

„Zeitjam; als einen Salomon, Titus, Marc Aurel und wie
die schönen Namen weiter lauteten, hatte man diesen König be-
grüßt von ihm sich alles Gerecht und Schöne, das Ideal einer
Regierung, wie Jeder nach seinen Zwecken oder Schwächen es sich
ansah, erwartet. Daß er doch nicht so war, daß er noch eigen-
ner Kraft und Art, hell, scharf, oft rücksichtslos, immer vollkom-
men schließlich voranschritt, enttäuschte die Einen, entmutigte
die Anderen, verstimmt Alle; daß er, überall mit seinen Gedan-
ken voraus, raschen Entschlüssen, noch ohne die fertige Uebung
der Geschäfte, da und dort feilschig, gab Anlaß genug zu Ase-
rumpfen und Schadenfreude. Und zunächst nur die Veleeren und
Tüchtigsten lernten sich beschneiden, die Ueberlegenheit seines Geistes
anerkennen, der Kühnheit seiner Institutionen folgen, wenn
er in dem trüben Gemüthe der merkwürdigen Dinge das einzig Mög-
liche ergriff, brühen Schwanken, dessen Wirkungen vorausah, nie
ohne Mittelligkeiten denken, — selbst im entscheidenden Augen-
blick noch oft genug zweifelnd, widerstrebend, vor dem unangeheuen

*) Geschichte der Preussischen Politik von Joh. Gust. Droysen.
Fünftes Heft. (Nach unten dem folgenden Theil: Friedrich der
Große. Fünftes Band.) Leipzig, Weid & Co., 1874.

Wagnis ershörend, dem er dann sich hingab, als verstehe es sich von selbst, daß er sich und Alles einsehe; auch da, wie Gustav Adolf, von dem sein treuer Kämmerer sagt: sein Entschluß ist wie ein Satum, eine göttliche Schicksalung, der dunkle Drang des Genies."

Und was diesem genialen Trange je länger je mehr Maß und Richtung verlieh, das ist das nicht minder starke Gefühl der hohen Pflichten, welche ihm, dem Könige, sein Amt und sein Herrscherberuf auferlegte. Pflichtgefühl zunächst in jenem höchsten Sinne, daß er, der junge, glänzende, begabte, für den Melz und die Arcaden des Lebens mit künstlerischem Bedürfnis und Verständnis ausgestattete Jüngling, sich unablässig und unermüdet der schweren nimmer reichenden Last der Staatsgeschäfte mit vollster Hingebung unterzog. Ich hatte mich für schuldig, ganz dem Vaterlande zu gehören, hatte er wenige Tage nach seiner Thronbesteigung an Voltaire geschrieben. Dies große Wort ist dann sechsundvierzig arbeitsvolle Jahre hindurch im besten Umfange seiner Bedeutung tagtäglich königlich erfüllt worden, bis dem einsamen Geiste die Augen brachen. Allein Friedrichs Pflichtgefühl offenbart sich nicht bloß in dem außerordentlichen Umfange dieser unangefangenen, überall eingreifenden, das Götze wie das Kleinste umfassenden Regierungstätigkeit: auch den Inhalt dieser Thätigkeit schöpft dieser junge Monarch trotz des regen Fluges seines Geistes nicht aus augenblicklichen Impulsen, sondern aus der immer klareren Erkenntnis seiner Pflicht.

Diese unvergleichliche Verbindung von Genie und Pflichtgefühl ist es, welche seiner Regierung das unterscheidende Merkmal giebt. Durch die tiefsten Verwicklungen der politischen Kombinationen, welche sein kühnes Vergehen hervorrief, können wir ihm mit vollem persönlichen Aufheile folgen, sicher, in jedem Moment die Spur seines leichten Gedankens wieder aufzuspüren zu sehen. Wahr zu sein, seinem Volke, seiner Nation zu der Stellung Babu zu drehen, die ihr, wie sein klarer Geist voraussah, nach ihrem wahren Werthe unter den Völkern Europas zu stand: das bleibt in den verschlungensten Irwegen einer scheinbar sich willkürlich widersprechenden Politik Stern und Richtschnur seiner Gedanken.

Das ist es auch, was dieser Schilderung seiner Anfänge einen ganz außerordentlichen Melz verleiht. Es ist in seinem Auftreten etwas von der Frische des jungen Morgens; sie weht uns trotz der fast anderthalb Jahrhunderte, die dazwischen liegen, und trotz des Melziums archivalisch-gründlicher Forschung und Darstellung aus diesen Blättern manchmal mit voller Unmittelbarkeit entgegen.

Den Lesern unseres „Magazins“, das mit der heutigen Feier von Friedrichs des Großen Geburtstag zugleich den Jahrestag seiner eigenen Entstehung begeht, sei der erste Band von Trojes's Geschichte Friedrichs des Großen aus das wärmste empfohlen. Möge es dem verdienten Historiker vergönnt sein, dies Buch, das sich aus der Geschichte der Preussischen Politik als ein selbstständiges Lebensbild unseres großen Königs abhebt, in unverminderter Kraft und Rüstigkeit zu vollenden! P. D. Zischer.

Lehrjahr.

Man spricht sehr viel von einer Reform des Unterrichts, besonders in den höheren Lehranstalten, und in der That scheint die Vorbereitung für den wissenschaftlichen Beruf, wie sie bisher genügt, den modernen Verhältnissen nicht mehr zu entsprechen. Von mancher Seite wird sogar die sogenannte humanistische Bil-

dung als nicht mehr durchaus notwendig angesehen, und man meint, daß einerseits die gründliche Beschäftigung mit den lebenden Sprachen und deren Literatur, andererseits ein sorgfältiger Unterricht in den Naturwissenschaften an ihre Stelle treten könne. Darüber kann man streiten, und wir wollen die Frage hier nicht an entscheiden versuchen, aber in jedem Falle wird mehr, als bis bisher gesehen, auf den Zahlen die Entwicklung der Individualität berücksichtigt werden müssen. Wir meinen damit nicht, daß die Gymnasien schon für die einzelnen Studienländer vorbereiten sollen, aber sie müssen in dem Schüler mehr als bisher eine bestimmte Neigung für den zukünftigen Beruf erwecken, und ihm, bevor er die Universitäts-Studien beginnt, den Weg zeigen, welcher ihn am sichersten und zweckmäßigsten zur Erkenntnis und Erreichung seines Zieles führt. Es muß vor Allem nicht nur auf den Geist, sondern auch auf Gemüth und Charakter des Schülers eingewirkt werden. Man führe ihm nicht nur die Helden der Geschichte vor, sondern man lasse ihn auch einen Einblick gewinnen in das Leben, in den Entwicklungsgang unserer Heroen der Wissenschaft und Kunst. Die eingehende Beschäftigung mit den Biographien solcher Männer, welche sich nicht nur durch hervorragende Leistungen auf diesem Gebiete berühmt gemacht, sondern welche auch gleichzeitig durch bewundernswürdige Charaktereigenschaften glänzen, müßte in nachhaltiger und vortheilhafter Weise auf den zukünftigen Jünger der Wissenschaft einwirken, und gewiß in manchem erst die noch schlummernde Neigung zu einem gerade für seine Individualität passenden Berufe wecken. Leider hat sich noch selten Jemand der Aufgabe unterzogen, in diesem Sinne Biographien zusammenzustellen, und wir begnügen daher mit Freuden ein bei Franz Vahlen hier erschienenes Werk: Deutsche Lehr- und Wanderjahre; Selbstschilderung berühmter Männer und Frauen, zweite Sammlung.“ (Es bringt in anregender Mannigfaltigkeit Selbstbiographien hervorragender Männer der Wissenschaft, und zwar die der Historiker Johann von Müller und Schloffer, der Sprachforscher Freytag, Leibsch, Jacob und Wilhelm Grimm, des Arztes Hufeland, des Naturforschers Alexander von Humboldt und des Philosophen Christian Wolff. Als Selbstbiographien, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen und hier sehr vortheilhaft zusammengestellt sind, eignen sie sich ganz besonders, nicht nur auf die geistige, sondern auch auf die Entwicklung des Charakters des sich herausbildenden Jünglings einzuwirken. Wenn er die Selbstbekenntnisse eines von der Mit- und Naturwelt bewunderten Mannes vernimmt, der, wie beispielsweise Hufeland, sich nicht scheut, seine Schwächen offen einzugehen, der aber auch mit einem gewissen Selbstbewußtsein das von sich anesagt, wodurch er sich von den Menschen niederer Sinnesart unterscheidet und unterscheiden wissen will, wenn er aus dessen eigenem Munde erfährt, welche Seelenkämpfe er bestanden, welche inneren Kriege er erfahren und endlich welche äußeren Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, um das zu erreichen, was ihn in unseren Augen zu einem bedeutenden Manne gemacht, je mehr dies wahrlich mehr als irgend ein anderes Bildungsmittel gerade auf ein jugendliches Gemüth von Einfluß sein! —

Selbstherrschend wird diese Sammlung aber auch Jedem, für den die Namen der Männer, deren Biographien hier zusammengefaßt sind, einen bedeutenden Klang haben, großes Interesse bieten.

— 2.

*) Berlin, 1874.

Oesterreich-Ungarn.

Die unitarischen Christen in Siebenbürgen.

Nach Athanasio Coquerel

II.

Während die Sachsen Siebenbürgens sich in ihrer großen Gesammtheit dem Lutherthum zuwandten, wurden die Magyaren und Szekler zum größten Theile Calvinisten und es verbreitete sich unter ihnen der Unitarismus, der entweder von Italien aus, wo ihn zwei Edelleute, Vello und Kauffe Sorini, lehrten oder von Pelen, wo sie zahlreiche Jünger besaßen, nach Siebenbürgen gekommen war. Der katholische Bischof Andreas Dabth, Gesandter Kaiser Maximilians in Pelen, war daselbst Protektant und Unitarier geworden, hatte sich verheiratet und verbrachte sein Leben in ununterbrochenem Kampfe gegen die Katholiken von der einen und die Reformirten von der andern Seite. Im Jahre 1561 hatte zwischen Unitariern und Calvinisten eine große Diskussion statt, bei der sich von ersterer Seite besonders Thomas Kran auszeichnete.

Es waren jedoch vor allen Dingen zwei sonst in jeder Hinsicht sehr verschiedene Männer, der Arzt Blandra und der Pastor Franz David, welche die Magyaren und Siebenbürger zum Unitarismus bekehrten. Georg Blandra war Arzt am päpstlichen Hofe und als der König Sigismund die Prinzessin Isabella heiratete, wurde dieselbe von einem Rathe Namens Rizmawski und von Blandra in das Reich ihres Vaters begleitet, wobei alle drei den neuen Glauben mitbrachten, den Blandra im Jahre 1563 öffentlich bei Hofe lehrte und für den er im Königl. Hause wie im Volke zahlreiche Anhänger gewann.

Der bedeutendste seiner Schüler, der ihn selbst weit überstieg, war David. Derselbe war zuerst lutherischer Pastor gewesen, dann zur reformirten Kirche übergetreten, wo er sich aber nicht lange aufgehalten hatte, sondern erst Befriedigung im Unitarismus fand. Blandra ließ ihn zum Hofprediger ernennen. Im Jahre 1566 hatte er einen großen Erfolg in einer Diskussion zu Alba Iulia und einen andern errang er in einer 1569 zu Hermannstadt stattgehabten Diskussion.

In dem zwischen beiden Debatten liegenden Zeitraum hatten sich aufsehende Ereignisse vollzogen. David ging nach Klausenburg und predigte dort, wie die Tradition erzählt, an einer Sträßen Ecke auf einem jener fast runden Steine stehend, die eine Eigentümlichkeit der Geologie des Landes sind. Man zeigt noch heute in der Kirche der Unitarier den Stein und bezeugt die Stelle, auf welcher der Redner predigte, der einen ungeheuren und ganz unmittelbaren Erfolg erzielte. Die entzündete Menge trug ihn auf den Armen nach der katholischen Kathedrale, wo man ihn drängte, um ihn zu hören und wo er von der Kanzel herab die Lehren wiederholte, welche er an der Sträßen Ecke verkündet hatte. Von da an gehörte die Kathedrale den Unitariern und blieb in deren Besitz bis zum Jahre 1718. Der König Sigismund und die sieben Mitglieder seines Rathes erklärten sich für Unitarier und im Jahre 1568 wurde auf dem Reichstage zu Lorda die unitarische Religion gleichgültig und unter denselben Bedingungen wie die katholische, reformirte und lutherische, vom Staate anerkannt. Derselbe Reichstag proklamierte die Gewissensfreiheit. Johann Sigismund decretierte die Freiheit für Jedermann, seinem Gewissen zu folgen, seinen Kultus und seinen Götzen zu wählen. Alle diese Bestimmungen wurden durch einen andern Reichstag im Jahre 1571 bestätigt.

Es war dies in Ungarn die schöne Zeit nicht nur für den Unitarismus, sondern für die Freiheit aller religiösen Meinungen. Die Unitarier hatten zwei Bischöfe, einen in Klausenburg, David, und einen, Paul Karadi, in Temesvar. Sie besaßen in Siebenbürgen und Ungarn vierhundertfünfundsiebenzig Kirchen oder Gemeinden und elf Bildungsanstalten. Der Adel war zum größten Theile unitarisch.

Aber dieser Zustand der Dinge war nicht von langer Dauer. Johann Sigismund starb unverheiratet und nach ihm gehörten alle erwählten Herrscher entweder dem katholischen oder reformirten Glauben an. Die Einen wie die Andern begünstigten ihre Glaubensgenossen und zeigten sich den Unitariern sehr ungnädig, wobei die Orthodoxie der Calvinisten die Intoleranz der Katholiken sehr häufig noch an Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit übertraf. Die der unitarischen Kirche gesetzlich zuerkannten Rechte wurden zu todten Buchstaben; man nahm kein Geheh zu sich, beobachtete aber auch keine. Dem Jahre 1718 ab wurde es zur absoluten Regel, daß jede Gunstbeziehung des Hofes, jedes öffentliche Amt den Unitariern verweigert ward und das Resultat war dasselbe wie in Frankreich unter Ludwig XIV., wie überall — der hohe Adel veransteht sich.

Im Jahre 1638 war den Unitariern durch den Reichstag nicht nur absolut unterworfen worden, Presbytern zu machen, sondern auch jeder Akt, der in irgend einer Weise die Lage ihrer Kirche zu verbessern dienen konnte, wie z. B. der Erwerb von Grund und Boden oder jede Ausdehnung ihrer Kirchen und Schulen. In der Gesellschaft mied man sie so viel wie möglich, als ob sie Pestkranken gewesen wären, in der Hoffnung, sie durch die Isolierung und die Veragung jeder Gerechtigkeit würde zu machen, man verurtheilte sie, wie es in der Sprache der Verfolger heißt, zum langsamen Tode; aber der Verurtheilte legte Verwundung dagegen ein.

Obne irgend ein Verbrechen, das ihn dazu autorisirt hätte, ließ im Jahre 1716 und 1718 der Gouverneur von Siebenbürgen, Stephan Steinville, durch Soldaten die Häuser der vornehmsten Unitarier besetzen und legte Truppen in ihre Kathedrale, ihre Kirchen und ihre sämtlichen Unterrichtsanstalten in Klausenburg. Sie haben, was ihnen durch diese brutale und gleichlose Gewaltthätigkeit entziffen werden, niemals wieder erhalten, so oft sie es auch auf gesetzlichem Wege reklamiert haben. Die katholische Kirche hat ihnen kürzlich einige Anerbieten beifolgt, präsumirter Entschädigung gemacht, dieselben waren aber so geringfügig, daß sie sie anzugewiesen haben, um ihre Rechte intact zu erhalten. Sie hatten in gesetzlicher Weise die Kathedrale in Besitz genommen und sie war ihnen durch rohe Gewalt entziffen worden.

Obne man aber zur offenen Gewalt geschritten war, hatte man ihnen durch Eist schon im Jahre 1622 zweihundertsechzig Kirchen entziffen, wobei man sich das Simultanum zu Hilfe machte, d. h. den Gedruch, welches ein Gebäude zwei verschiedenen Kulturen zur gemeinsamen Gottesverehrung, aber zu verschiedenen Tagesstunden anweist. Unitarier und Reformirte hatten an vielen Orten nur einen Tempel, und die calvinistischen Bischöfe besaßen allein das Recht, diese Kirchen zu inspizieren, ihren unitarischen Kollegen war der Besuch derselben unterlag. Der regierende Fürst, Bethlen Gabor, war ein sehr eifriger Calvinist. Unter seiner Regierung ward eine Synode gegen die Sekte der Sabbatarier verhängen Verfolgung mit betreffen wurden. Nach der genannten Synode besuchte der calvinistische Bischof, Dala Kessheri, die unitarischen Kirchen des Komitats

Saromäzet. Er hatte einen sehr bekannten unitarischen Geistlichen, Namens Stephan Sztó, gewonnen und ihn zum Abschneiden seines Glaubens vermocht, zog nun in dessen Begleitung von Kirche zu Kirche und fragte die Unitarier, ob sie sich zur Religion des Vaters Sztó bekennen wollten. Die Antwort sei natürlich überall bejahend aus, da man Sztó für einen unitarischen Prediger hielt, der nunwärtig Bischof erstattete aber nach Beendigung seiner Rundreise einen Bericht an die Regierung, laut dessen zweinadesthundert Gemeinden in seiner Gegenwart erklärt hätten, sie hätten gleich dem Pastor Sztó den Unitarismus abgeschworen. Darauf hin wurde in sämtlichen zweinadesthundert Kirchen an einem einzigen Tage der Unitarismus untersagt und auch diese scheinende Ungerechtigkeit niemals wieder gut gemacht.

Durch solche und ähnliche Maßregeln brachten es Galcinisten und Katholiken mit vereinten Kräften dahin, daß im Jahre 1710 die letzten unitarischen Gemeinden vom ungarischen Boden verschwanden. In Siebenbürgen waren sie jedoch nicht ausgerottet.

Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner religiösen Freisinnigkeit und namentlich die liberalen Neigungen Josephs des Zweiten war den Unitariern Siebenbürgens günstig, desto fürchterlicher brach aber die Reaktion über sie herein. Die grausamen Verfolgungen, welche unter dem Ministerium Thugot über alle Protestanten Ungarns verhängt wurden, trafen selbstverständlich die Unitarier mit doppelter Schwere. Man entriß den Eltern die Kinder, um sie in der katholischen Kirche zu erziehen, man bereicherte ihnen alles erdenkliche Ungemach, aber, wie dies immer zu gehen pflegt, machte sie dadurch in ihrem Bekenntniß nur standhafter und beharrlicher.

Die nun folgenden Perioden der Verfolgungen der Unitarier durch die österreichische Regierung sind aus inniger Verknüpfung mit den ungarischen Verfassungskämpfen aus den Jahren 1830 und 1848 und den beiden Erhebungen vorausgehenden Jahren der Bedrückung und den ihnen folgenden Zeiten der Reaktion. 1848 wurden den Unitariern durch ein Gesetz von Neuem ihre hundertjährigen Rechte sanktionirt, aber dieser Sonnenschein währte nicht lange. Die österreichische Regierung fürchtete die Unitarier als einen alten gefährlich glühenden Heerd des religiösen und sogar des politischen Liberalismus und versuchte in den Jahren 1850 und 1851 den Bischof der Unitarier zu einem hohen Preise zu kaufen, um sich desselben gegen seine Feindkinder zu bedienen; aber der Bischof blieb unbestechlich.

Als diese Verluste sich als nutzlos erwiesen, erfann man an hoher Stelle ein anderes Verfahren zum Schaben der Unitarier, mit dem man im Jahre 1857 hervortrat. Dem Konfessionsrat wurde durch ein offizielles Schreiben aufgegeben, den Beweis zu führen, daß die siebenbürgischen Kirchen die nötigen Mittel besäßen, um ihren Bischof, ihre Geistlichen, Kirchen, Schulen und höheren Lehranstalten zu erhalten; sollten die dazu vorhandenen Mittel nicht ausreichend sein, so würde der Staat das Fehlende zuzuschießen, in welchem Falle er über die innere Leitung der Kirche für sich in Anspruch nahm. Ein Satz der Schändens und des Schmerzes erkundete durch das ganze Land. Entlagte die Kirche ihrer Autonomie und legte sie in die Hände einer fremden und feindseligen Regierung, so war es geschehen mit der alten Freiheit, die so tapfer vom Vater auf den Sohn vererbt worden waren, geschehen um den alten unitarischen Glauben. Der sich Unitarier nannte, reich und arm, legte sich Opfer auf, die für das Land ungeheurer genannt werden müssen. Man wachte sich hülflosend an die englischen Unitarier, welche durch die Sendung einer bedeutenden Summe antworteten; mit unsäglicher Mühe wurden die erforderlichen Fonds aufgebracht, aber der vom

österreichischen Kabinet geforderte Beweis konnte geführt und der dem ganzen Aufschlag zu Grunde liegende Plan vereitelt werden.

Die Prüfung war aber nicht nur glücklich bestanden, sie hatte auch noch günstige Folgen für die Unitarier. Das Gefühl der beherlichsten Treue für den Glauben der Väter war wieder lebendiger geworden, man empfand ein stärkeres Interesse für eine Kirche, um derenwillen man sich bedeutende Opfer aufzulegen hatte und war in Beziehungen mit England getreten, die auch weiter fortbauerten. Die Falschheit der unitarischen Ideologie in England, das Manchester New College in London, dessen Vorsteher der berühmte Philosoph und Theologe Martineau ist, und das durch seinen wissenschaftlichen Geist und seine liberalen Tendenzen sich in höchst vortheilhafter Weise vor den offiziellen Ansichten der anglikanischen Kirche auszeichnet, hat bereits mehrere Siebenbürger ausgebildet, die jetzt als Professoren am Kollegium und der Universität zu Klausenburg in vorzüglicher Weise wirken. Ein wahres Fest der Verbrüderung war es aber zu nennen, als der Professor F. J. Tauter (der wenige Monate später starb) im Jahre 1868 der an die Professoren des unitarischen Kollegiums Seitens des siebenbürgischen Konfessionsrats ergangenen Einladung Folge leistete und nach Siebenbürgen kam, um der dreihundertjährigen Jubelfeier der Proklamation der religiösen Freiheit beizuwohnen.

Diese Proklamation war, wie bereits erwähnt ist, auf dem Reichstage zu Torda im Jahre 1568 durch König Johann Sigismund erlassen worden, und so wurde denn auch zu Torda am 30. August 1868 die Jubelfeier in erhabender Weise begangen.

Hiermit schließen wir den historischen Rückblick, welchen der veredelte Verfasser auf Entschung und Entwicklung des Unitarismus in Ungarn und Siebenbürgen wirft. In einem zweiten Artikel werden wir diejenigen Mittheilungen reproduzieren, die er in Folge einer Reise nach Siebenbürgen über die gegenwärtige Lage der Unitarier, über die Sitten, Gebräuche und Lebensweise der heutigen Befenner dieses Glaubens macht.

Frankreich.

Französische Wörterbücher, von Dr. C. Sachs*.)

Nachdem die ersten Lieferungen von dem Sachsischen encyclopädischen Wörterbuch in der großen Ausgabe erschienen waren, erstattete ich den Lesern des „Magazins“ einen eingehenden Bericht über die Art und Weise, in welcher dies Werk angelegt sei und ausgeführt werde, und ich konnte dabei nicht umhin, diese Arbeit in voller Anerkennung der großen Vorzüge, welche sie vor allen bisherigen französisch-deutschen Wörterbüchern vorans hat, warm und eindringlich zu empfehlen.

Jetzt liegt — durch die vereinte unermüdete Thätigkeit so vieler Mitwirkenden nach einem von vorn herein höchst sachgemäß ausgestellten und bis ins Kleinste überdachten und geregelten Plane — nicht bloß die große Ausgabe des ersten (französi-

*) Encyclopädisches französisch-deutsch und deutsch-französisches Wörterbuch v. von Dr. Carl Sachs. Große Ausgabe I. Theil: Französisch-deutsch. Berlin 1869. 1634 und XXIV. S. Preis 9 Thlr.

Sachs, encyclopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Berlin 1874. Hand- und Schul-Ausgabe. I. Theil: Französisch-deutsch. Auszug aus der großen Ausgabe. 736 und XXXII. S. Preis 1½ Thlr.

zeitlichen) Theiles vor, sondern auch der zugleich mit der Drucklegung versehen fertig gestellte Auszug, die Schul- und Handausgabe, welche in ihrer Weise nicht minder vortreflich ist als das große Werk und, wie für die Jüglinge unserer höheren Schulen, auch für den Handgebrauch im gewöhnlichen Leben einer großen Mehrzahl als vollkommen ansehnlich wird erfinden werden.

Es bedarf jetzt, nachdem der Werth der Sachsischen Arbeit bereits in weiten Kreisen volle Anerkennung gefunden, hier keiner ausführlicheren Darlegung ihrer Vorzüge, die man zusammengefaßt auf dem — von uns freilich hier nicht vollständig mitgetheilten Titel angegeben findet und worüber sich das Verwort jeder Ausgaben eingehender ausläßt. Doch wollen wir Einzelnes hervorheben, und zwar stellen wir an die Spitze etwas Aechteliches, das aber bei derartigen Werken von der höchsten Bedeutung ist, wir meinen die typographische Einrichtung und Ausbesserung, durch die es bei sorgfältigster Raumersparniß doch in feinerer Weise an Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit gebracht, verbunden mit der — bei der Schwierigkeit des Satzes — wirklich bewundernswürthen Korrektheit des Ganzen. Dann nennen wir die durchgängige Angabe der Aussprache bei jedem einzelnen Wort in deutlicher Bezeichnung und zugleich mit sorgfältiger Berücksichtigung aller einzelnen Schwierigkeiten (z. B. in Bezug auf die Bindung), ferner das rege Bestreben, den Vortisch — innerhalb des ziemlich weit gezogenen Umfangs — bis auf die jüngste Zeit herab im großen Werk möglichst vollständig — und in dem Auszuge dem Zweck entsprechend ausreichend — zu liefern; nicht minder das Streben nach möglichster innerer Vollständigkeit mit Berücksichtigung nicht bloß alles Angehörigen, sondern auch alles Entbehrlichen innerhalb jedes einzelnen Artikels, wobei in den längeren für die Uebersichtlichkeit und das leichtere Auffinden des jedes Mal gerade Gesuchten in sehr praktischer Weise durch ein an die Spitze gestelltes kurzes Inhaltsverzeichnis gefordert ist. Endlich verdient noch besonders Anerkennung und Lob das deutlich erkennbare Bemühen, dem reichen Inhalt, soweit es ohne Beeinträchtigung der Deutlichkeit geschehen konnte, die knappste Form zu geben und mit möglichster Vermeidung von Wiederholungen jeden einzelnen Artikel durch Hinweis auf andere nicht nur zu kürzen, sondern auch zu ergänzen und zu erläutern, was vielleicht noch in und da in etwas reicherm Maße hätte geschehen können.

Bei gelegentlicher mehrfacher Benutzung des größeren Werks habe ich mir einzelne Bemerkungen angezeichnet, die ich, bis auf geringfügige Druckfehler herab, hier der alphabetischen Reihe nach mittheile, nicht als ob ich ihnen eine besondere Wichtigkeit beilegte, sondern vielmehr, weil sie zur Erläuterung und Befestigung des Vorstehenden dienen können, indem sie namentlich zeigen, zu wie wenigen und dabei geringfügigen Ausbesserungen das vortheilhafte Werk Anlaß bietet, und zweitens, weil nach meiner Ansicht die Mittheilung solcher leicht zu beizulegenden Anstöße und Versehen einzelnen Benutzern des Werks und besonders dem Herausgeber erwünscht sein muß.

p. 2: abat II. Hier wäre wohl ein Hinweis auf aba und abbaye 4 (p. 3b) an seiner Stelle gewesen, welches letztere auch als ein freilich gleich geschrieben und gesprochen, aber doch sammentstehendes Wort füglich mit rom. II (als mit arab. 4) bezeichnet, wie auch durch den Hinweis auf aba etc. erläutert wäre. Dgl. Aufnahmen von sammentstehenden Wörtern von gleicher Schreibweise und Aussprache begegnet man in den spätern Lieferungen nur noch selten.

p. 11: acruo II I bezeichnet auch in der ältern Rechts-

sprache den Anwachs allgemeiner, z. B. les alluvions und les attérissements, f. Baumgarten Glossaire des Idioms populaires etc. p. 79, aus welchem Werk sich manche Nachträge liefern ließen, doch hauptsächlich nur bei ungebührlicher Vermischung des Unterschiedes von Wörterbuch und Lexikon.

p. 13: accon l. bol.

p. 40b (u. p. 695b: fret 3), z. B. auch: à gagner le fret aller et retour (die Hin- und Rückfahrt).

p. 41c: 3. 3 v. n. steht hinter alhaviou ff. des Kommas ein Punkt.

p. 54c: anarchie. Hier hätte vielleicht erwähnt werden können, daß z. B. Proudhon (La Révolution Sociale etc. Bruxelles 1852 p. 4) in einer die Zerlegung des Begriffs hervorhebenden Weise schreibt: an-archie.

p. 71a fehlt das z. B. von Baumgarten l. c. p. 36 für das deutsche Albiat gebrauchte apophonio.

p. 77a: aptyche. Hier ließe es wohl besser: Art verfeinerter Musik.

p. 78b wäre unter Arabesque wohl zu erwähnen gewesen, daß z. B. Victor Voltaire (in seiner Epître à Falkoner) diese Form auch für Arabesque oder comme arabe gebraucht: Car le Prophète du la Mecque [dans son sérail n'a jamais en] si gentille Arabesque ou Grecque etc.

p. 79c unter arbre a. 1 fehlt ein Hinweis auf lumière II.

p. 91c unter art I war vielleicht hinzuzufügen: (unter Hinweis auf pour 2): art pour art, die Kunst um ihrer selbst willen.

p. 94c: Asnières v. Pouffiaubourg.

p. 100a: antique v. flûte 4a.

p. 122a unter badin 3. 5 v. n. l. gracieux statt grâcieux.

p. 126c: ballo 2: Decime, Explosionsfugel für die Jagd zur sofortigen Tödtung des getroffenen Thiers (nach dem Namen eines Pariser Fuchsenmachers).

p. 130c: Barbarie v. orgno. I.

p. 135b. basement. Hier wäre vielleicht folgende Stelle aus Paris en Amérique p. 23 beizufügen gewesen: Du sous-sol de la maison ou comme disent les Franco-Américains en leur patois, du basement etc. und auf den engl. Ausdruck p. 1453b unter sous-sol zu verweisen.

p. 137b: bôt: v. âne. Hier war hinzuzufügen 1 u. 2, auch blosser.

p. 148b: c: borger v. coup 15; échec I l.

p. 150c: bosocbe, Reuthane, l. Reuthane.

p. 158b: bittern v. amer i; eau II.

p. 167c: bonbe, v. caquet 3.

p. 168b: benneau I 2 (vgl. II): Supplet, z. B.: Si Dubois fut son v. Béronger chansons (Bruxelles 1832) 3, 210.

p. 174c: feilt Bougival v. aller 25 (aller à B.).

p. 178b: feilt bourmie v. bonr.

p. 181b: boutique (lt. apotheca). Hier war füglich entweder auf das nähere A. bottega od. das ursprüngliche gr. apotheko hinzuweisen.

p. 199a: buoe. Das Sprichwort unter I 2 gehört füglich unter I als unter 2.

p. 205b: Der Name Cagliostro hätte wohl Aufnahme verdient.

p. 207a: Calais. Hier war wohl auch der mythologische Name Calais zu erwähnen.

p. 207c: calangno v. eriquet (wie p. 379b von erique auf calangno zurückzuverweisen war).

p. 213c: Canaan veraltet v. Chanaan.

p. 215c: canivet v. Madame 8.

p. 233b: carcan 3, auch verallgemeinert, z. B.: le bonn —, dont l'ennemi brille au cou des colombes plaintives. Destouches Oeuvres (1755) 4, 69.

p. 230a: cas 1, auch: ce n'est pas le cas de..., es ist nicht die (ob. an der) Zeit zu...

p. 239b: césle v. pain 4, worauf auch bei hme und ange zu verweisen wäre, eben so bei eucharistie.

p. 270b: chevet 3. 13 l. mehr.

p. 274b: Chine 1 v. aners 4.

p. 276a: chlophane 3. 4. Setze man hinter sibirischer ein Komma ft. des Punktes.

p. 291b: Clichy v. aller A. 25.

p. 310a: Wenn hier communard nachzutragen ist, so erklärt sich das vollständig daraus, daß der betreffende Beleg vor der Entstehung dieses Wortes gedruckt war, vgl. zu p. 349b (Corps 7a): Corps franc und zu p. 693b France-tireur 1. Viel mehr als das Heben dieser Ausdrücke oder Bedeutungen ist zu bemerken, daß sich z. B. p. 1157c schon findet pétrol-eur, -euse, mit der Erklärung: Nordbrenner (in) vermittelst Petroleum (in Paris 1871) u. ä. m.

p. 343c: coracite. Bei Voltaire auch (in der seinem Mahomet beigegebenen Lettre à sa Majesté le roi de Prusse) = corai(s)chite: qu'associé à quelques malheureux Coracites, il leur persuade, qu'il s'entretient avec l'ange Gabriel etc.

p. 344c: Das unter 5 allerdings in seinem mathematischen Gebrauch erwähnte corde würden wir lieber als hier, wo es der Beachtung sich leicht entzieht, an die Spitze von 11 gestellt haben.

p. 360a: conpable 1, 1: — envers qu.

p. 367c: coüt v. Août.

p. 431b: Die Bemerkung unter De Lorge (in Schiller's „Handbuch“ Desloges) ist gewiß Rühmend willkommen, gehört aber doch eigentlich nicht ins franz. Wörterbuch.

p. 453b: déserteur 1, z. B.: — de nos lois, ein unfrem Glauben Abtrünniger.

p. 465c: devoir 3. 17 steht in quart ein deutsches statt des lat. u.

p. 479c: discours 5, v. préliminaire 1.

p. 492c: donner II. 4a: — dans le piège, auch panneau (f. d. 3).

p. 510a: eau II. Hier fehlt z. B. eau de Labarra(c)que v. la Barra(c)que etc.

p. 510b: eau-de-vie 3. 3 beruht das id. am Anfang der Zeile wohl auf einem Verschen.

p. 540b: 65a: à se dénouer, auch verallgemeinert, z. B.: Vous jeûnez à se émoal. Destouches 4, 465.

p. 565b: engrange 1c; auch in verallgemeinertem Sinne, z. B.: le commerce et l'industrie sans —, nicht in einander greifend etc.

p. 582a: envisager 2, z. B. auch — de face une question etc., vgl. 632a.

p. 583b: épaucour 1 2: —; (auch s'—) in rate.

p. 597c: sacallor. Es fehlt esprit —, pensée d' —.

p. 606b: et: Die unter réank 1 6 hervorgehobene Verbindung hätte wohl unter et seine besondere Erwähnung (B) beanspruchen können; eher war das et im Rücksatz zu erwähnen (ähnlich wie unter und), z. B.: qu'il se trouve un homme de tête et de cœur, un sens dans le gouvernement... et mon oeuvre passe, es braucht nur ein einziger Mann von Kopf und Herz in der Regierung zu sein — und (ob.: so) etc., vgl. 1265b (unter que IV 2). Ferner war unter C 1 wohl zu dem

einen Beispiel von dem einen Relativsatz an ein nachgeschaltetes adj. knüpfenden et (das im Deutschen unübersetzt bleibt) noch ein andres zu fügen, in welchem wir zur Hervorhebung des Gegen-satzes etwa aber z. anwenden, wie: une abstention soldatisante vertueuse, et qui ne serait que lâche, eine sogenannte tugendhafte Verzichtleistung, die aber in der That eine Heiße wäre, u. a. m.

p. 618b: fehlt: Kramérion, als Gott der Gesundheit, f. Boissière 1263 etc.

p. 630b: extravaguer. Wir hielten es für zweckmäßig, hier — und eben so bei fauguer, fringuer, intriguer, vaguer — ein Beispiel des part. prés. anzuführen und auf den Unterschied von den Adj. extravagant etc. hinzuweisen.

p. 677c: feuille 12: — de placage, Hurnier; dagegen steht p. 1179a unter placage 2 und p. 1183a unter plaque wiederholt: Hurnier. Die erste Schreibweise verdient den Vorzug vor der zweiten, die nämlich auf ein (im Hrn. nicht vorhandenes) Wort hindeutet. Jedenfalls war aber Gleichmäßigkeit der Schreibweise zu bewahren.

p. 665a: fils, im Plural auch — Kinder (enfants), z. B.: Voltaire Mahomet 4, 4: Accordez-moi la mort, mais rendez-moi mes fils à mon heure dernière, (hier — mon fils et ma fille).

p. 677c: suite. Hier wäre wohl (f. Bescharelle) der — auch unter deux fehlende Ausdruck suite donc à bec aufzunehmen gewesen, vgl. das in die deutsche Volkssprache übergegangene (z. B. namentlich in Berlin übliche) Zibbuse.

p. 700a: frait 6. Hier fehlt, (wie auch p. 975a unter merl: fraits de mer — (et) fraitt di mare.

p. 740b: gonatto 7. Hier fehlt der Hinweis auf consaisire 3, vgl. Destouches I. 4, 408.

p. 761c zu Guizot'sen fügen wir hier noch den Hinweis auf Heine's Samml. Werte 10, 149, wo es heißt: Es gab damals seine Guizot'sen, womit man die Rüsse abschneitt, aber man hatte eine Guizot'sen erfunden, womit man uns die Hülle abschneitt, vgl. dazu die frz. Uebersetzung.

p. 790a: fehlt homme-principe.

p. 866a: jurer II 3, v. sacre B. 1.

p. 893a: Lérida, v. dada 1.

p. 908a: tire 1, auch z. B.: Louis-Napoléon semait le pire, l'ennemi, si vous voulez, le premier de socialistes etc., der schlimmste oder meinetfalls auch der erste etc.

p. 925b: mac—(jadam, v. lait 1.

p. 938b: malgré: In der Nebenart — lui et ses dents hätte das lui et wohl in Klammern geschlossen werden müssen, f. dent 1 p. 740a, vgl. Enfi — mes dents, il faut que je me taise, Destouches I. 1, 110.

p. 948a: 3. 2 v. u. l. chaînes; 3. 6 v. u. l. Kleiderhosen: p. 948a: 3. 4 l. Menschen. (f. Men-schen).

p. 967a: méfiance, auch Ausdrückungen des Mißtrauens, z. B. in dem (deutsch unüblichen) Plural: mon livre avec ses amertumes, ses hardiesses, ses méfiances etc.

p. 970a: Melpomène 1, auch im Plural = Tragenspiel, z. B.: Polissier la rude action: de vos Melpomènes sauvages, (Voltaire Epître à Falkner).

p. 970b: même 1. Hier wäre wohl zu erwähnen gewesen der Gebrauch bei Rückgabe eines Schimpfworts etc.: Je connais ce visage toi. Visage, visage vous-même! etc.

p. 984a: mettre 20: ce — en tête (f. d. 3).

p. 984a: mettre II 3 und p. 1000c: nage 1b: se mettre en nage, sich abmühen, sich anstrengen etc.

p. 1017c: 3. 2 l. Mouchy 2 ft. 1.

- p. 1051b: à peine de non confiance u. ä. m.
 p. 1054c: noumène, Nomenon (ft. Rumpenon).
 p. 1056a: nouveauté 7. (ft. des Doppelpuncts.)
 p. 1080a: outre 3b, v. passer 13.
 p. 1094c bei Paigny ist das bloße id. wohl nicht ausreichend.
 p. 1125a: passer 17: — condamnation sur qn., sich in einem Punkte schuldig bekennen, v. sur 12.
 p. 1137c: peu 1: — riche etc. im Deutschen auch: nicht eben, nicht grade etc.
 p. 1178a: pitanc(h)er, v. aff.
 p. 1186c: plénitude: dans sa —, in seinem ganzen Umfange etc.
 p. 1191b: plus 3d: no... pas... que, [eben] so wenig wie.
 p. 1195c: point 11, 3. B. auch: Point ne faut de lunettes pour la découvrir, cette étoile, es bedarf nicht etc.
 p. 1211c: poser 4: — une question à qn., Einem eine Frage vorlegen.
 p. 1228a: prendre 1 34, auch 3. B.: Je prends pour moi cette maxime, ich eigne mir diesen Grundsatz an, mache ihn mir zu Eigen.
 p. 1228c: prendre 11 8: il lui en prendra mal de..., es wird ihm (schlecht) bekommen, wenn... [ob.: daß...], je nachdem nämlich ein Infinitiv der Gegenwart oder der Vergangenheit folgt.
 p. 1254b war zu puisque auch wohl als Uebersetzung zu fügen: wenn doch (einmal), vgl. Voltaire's Avertissement zur Zaire: mais que puisqu'il leur fallait absolument des héros amoureux il leur en fallait tout comme un autre mit Lessing's Uebersetzung Trammalgie 15. Stüd: wenn sie aber doch mit aller Gewalt verlierte Gelben haben müßten, so wolle er ihnen weiche machen, so gut als ein Andrer etc.
 p. 1268c: qui 2. Hier war wohl auch ein Beispielsatz von einer andern Präposition als à vor dem mit qui beginnenden Satz (als Subj. eines Substantivs) nöthig, wie: Je n'écris pas contre qui peut proscrire etc.
 p. 1322a: 3. 1. I. REM ist EEM.
 p. 1346a: rétrograder: — de dix degrés etc.
 p. 1348c: réver 11 v. a., 3. B. auch = 1: Comme Nabuchodonosor avait rêvé Cyrus, L'Empereur a prophétisé Louis-Napoléon etc.
 p. 1354a: ricochet 3. 12. I. Rifoschi.
 p. 1384b: saint 11 1: Je ne m'en fais point du tout le Saint de mon sermon, ich stelle mich durchaus nicht als Tugendstempel als Bußer auf, will mein eignes Beispiel nicht empfehlen etc., (auch nachzutragen p. 1422b unter sermon).
 p. 1413c: seize 11 5, v. in-seize (vgl. doux 11 4).
 p. 1443c: Sophie, v. voir 1 7 extr.
 p. 1452c: sous 3. 9. I. l'ambition.
 p. 1509a: 3. 11 v. u. i. unverändert (ohne)
 ebd.: tel 5a; c: — quel, hinter einem Substantiv; so wie das genannte nun grade einmal ist — eb.: daß man nun einmal so nehmen muß, wie es ist etc.
 p. 1555c findet sich in zwei unmittelbar hinter einander stehenden Artikel Träumerei und Träberei. Statt des 3 in dem ersten Namen sollte ebenfalls 31 gesetzt sein (vgl. den Namen Tamaris).
 p. 1601b: sept défilés nur als v. u. Voltaire in seiner épître dédicatoire à Falkener hat es bekanntlich auch als Transitiv gebraucht (f. auch Lavauz; Littré).
 p. 1615c, 1616a voir 1 1; 13: Hier hätte wohl (f. p. XVII unter den Abkürzungen) der Gebrauch des Zus. = voyer bei hinweisen, wie unser siehe erwähnt werden müssen.
 p. 1616a: voir 1 11. 3. 2. l. que ft. qne.

Indem ich hiermit die Zusammenstellung der — wie man sofort sieht — gelegentlich bei Benennung des Wörterbuchs mir aufgestellten Bemerkungen beende, habe ich wohl nicht nöthig, zu wiederholen, daß ich ihnen eben auch durchaus keinen weiteren Werth beilege, als derartige gelegentliche Randbemerkungen beanspruchen können; wohl aber sind sie doch den Lesern vielleicht nicht ohne Bedeutung als Zeichen dafür, daß meine wiederholte warme und einbringliche Empfehlung der Werke sich auf eine längere Benennung derselben stützt. Daniel Sander.

England.

Eine englische Studie über Plutarch.

(Eine sehr geachtete englische Zeitschrift *) enthält in einem ihrer letzten Hefte einen, seitdem auch gekorrigirt im Buchhandel erschienenen Aufsatz über Plutarch, den wir im Nachstehenden seinem wesentlichen Inhalte nach wiedergeben, weil er eine sehr interessante Parallele zieht zwischen dem römischen und englischen Leben und weil diese wieder zum Vergleich mit deutschen Verhältnissen auffordert, so daß man im Spiegel dieser Studie gleichzeitig Römer und Griechen, Engländer und Deutsche betrachten kann.

Die Abhandlung beginnt mit einer Schilderung der Verhältnisse der Hauptstadt des römischen Reichs, nachdem dieselbe Residenz von Kaisern geworden war und sich daselbst in Folge der orientalischen Eroberungen Reichthum und Luxus in hohem Maße verbreitet hatte. Sie ward vermöge dieser Umstände ein Anziehungspunkt für Abenteuerer aller Art, namentlich eilten aber Schwärme von Griechen dahin, welche ihre Erisens durch die Verwerthung ihrer Talente und geistigen Fähigkeiten zu erwerben suchten und dafür in Rom mit einer reichen, müßigen, den verschiedensten Geschmacksrichtungen huldigenden Gesellschaft den geeigneten Boden fanden. Künstler, Aerzte, Architekten, Lehrer der Grammatik und Rhetorik waren gesuchte Leute, und in allen diesen Fächern war der Grieche zu Hause. Hätte es in Rom schon eine Journalistengasse gegeben, würden sicher die Griechen ein sehr hartes Kontingent dazu gestellt und außer alles Mögliche nach Unmöglichkeit geschrieben haben. Die früheren Römer, die ziemlich nüchterne und beschränkte Leute gewesen, hatten denn auch die vielseitigen und gewandten Griechen mit denselben Empfindungen der Verehrung und Abneigung betrachtet, die ein biederer Gutdächter vom Lande noch heutzutage Künstlern und Schriftstellern entgegenzubringen pflegt, und diese Gefühle hatten trotz aller Beschränktheit doch nicht ganz der Verehrung erman gelt. Bald nach Aufrichtung des Kaiserreichs war jedoch ein Umschwung eingetreten. Die höchsten aristokratischen Kreise erkannten den Werth der griechischen Bildung an, ihre Pflege ward zum guten Ton. — Die römische Jugend, welche früher bei berühmten Rechtslehrern Jurisprudenz und Beredsamkeit gelernt hatte, besuchte jetzt die Vorlesungen griechischer Professoren, denn die Beredsamkeit des Gerichtshofes hatte unter dem Cäsarismus gelitten und konnte nicht mehr als Schule dienen. Man mußte an Stelle derselben einen förmlichen künstlerischen Unterricht setzen, den denn nun die ausgezeichneten griechischen Grammatiker und Rhetoriker am besten zu erteilen vermochten. Da ein Haupt-

*) The Fortnightly Review.

angemerk auf die Ausbildung tüchtiger Redner gerichtet ward, so mußten die jungen Leute über jedes nur denkbare Thema disputiren. Daß dadurch freilich auch eine Klasse selbstgefälliger Schwärmer groß gezogen ward, welche die Gelegenheiten, ihren Geist und ihre Beredsamkeit leuchten zu lassen, bei den Saaren herbeizog und zu einer wahren Plage des römischen Lebens wurde, unterliegt keinem Zweifel. Es gab unter den griechischen Professoren nicht nur viele lächerliche Pedanten, sondern auch arge Schmeichler, denen es nur darum zu thun war, der Gütlichkeit der reichen Klasse der „Parvovus“, die Juvenal so beißend schildert, zu fröhnen.

Trotz dieser Auswüchse fanden sich unter diesen Griechen viele Männer von hohen literarischen und moralischen Verdiensten und es ward von hier aus ein heilsames Gegengewicht geübt gegen die lediglich rohen und materiellen Genüsse, zu denen der Reichthum verführte. Kennen wir von dem innern Leben der besten jener griechischen Rhetoriker auch nur wenig, so ist das, was davon auf uns gekommen, doch ausreichend, um uns den Kontrast erkennen zu lassen, der zwischen ihnen und den marktschreierischen Abenteurern herrschte, welche nur die reichen Wucherer zu blenden vermochten. Männer, deren Bildung und Gelehrsamkeit der unserer besten Universitätsprofessoren entsprach, besaßen allerdings zu viel Delikatesse, um sich geistlich in den Vordergrund zu drängen, wir dürfen uns aber versichert halten, daß die wahrhaft gebildeten Kreise Roms ihren anregenden und veredelnden Einfluß empfanden und zu schätzen wußten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Tacitus manche dieser gelehrten Griechen kannte und hochachtete. Der jüngere Plinius kann nicht Worte genug zu ihrem Lobe finden, spricht mit ebenso heftigem Entzücken von ihrer Gelehrsamkeit, wie mit Bewunderung von ihrem reinen, steifen Wandel, und wir haben keinen Grund, dieses Zeugnis anzuzweifeln oder für ein übertriebenes zu halten.

Zu dieser letzteren Klasse rechnet der Verfasser des Aufsatzes einen Schriftsteller, von dem er voraussetzt, daß er den meisten seiner Leser vertraut und befreundet sei, da dem modernen Leser durchschnittlich fast kein klassischer Autor so bekannt sei als Plutarch. Er ist fast ausschließlich als Biograph bekannt und verdient auch vornehmlich in dieser Eigenschaft bekannt zu sein, denn er lebte in einer Zeit, in welcher aus mehrfachen Ursachen die Biographie eine besonders bevorzugte Form der Literatur war. Der Imperialismus hatte einem einzelnen Manne eine außerordentliche Wichtigkeit verliehen, so daß die Geschichte, sofern man sie nicht geradezu mit der Person des soeben regierenden Kaisers identifizierte, doch auf's genaueste von seinem Charakter und seinen Gewohnheiten sprechen mußte. In Ermangelung eines anregenden politischen Lebens war es nur natürlich, daß das Publikum ein lebhaftes Interesse für Alles empfand, was den Hof und die leitenden Persönlichkeiten betraf und nach Anekdoten aus diesen Kreisen begierig war. Dieser nicht gerade sehr hochstrebende, aber jedenfalls durch die Zeitumstände zu erklärende und zu entschuldigende Geschmack ließ eine Reihe von Biographen entstehen, von denen Plutarch ohne allen Zweifel der würdigste ist. Er suchte seine Leser zu unterhalten, es muß aber zu seiner Ehre gesagt werden, daß er stets darauf bedacht war, sie zu belehren und zu bilden.

Seine Lebensbeschreibungen sind eine durch und durch gesunde Kostur, der Gewand, bedeutende Orreden mit bedeutenden Rednern zu vergleichen, war an und für sich ein guter und noch besonders geeignet für ein Zeitalter, das mit reflektirendem Selbstbewußtsein die Verschmelzung zweier zu einander in so eigenthümlichen Gegensatz stehenden Welten, wie die römische und die grie-

chische, beobachtete. Er erhielt dadurch Gelegenheit, sein Thema von einem isomopolitischen Gesichtspunkt aus zu behandeln und in seine Arbeit Gedanken über den allgemeinen Lauf der Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu verweben. So angenehm und verständlich Plutarchs Art zu erzählen nun auch sein mag, hat sie mit den Schilderungen anderer neueren Biographen doch wenig Gemeinsames. Er erzählt nichts von den Beziehungen, in welchen die Männer, deren Leben er beschreibt, zu ihrem Zeitalter standen, nichts von der politischen Atmosphäre, welche sie umgab. Sein Hauptverdienst liegt darin, daß er den Charakter seines Helden von den verschleierten Seiten beleuchtet und bei der Schilderung der Tugenden verweilt, durch welche er sich oft über übrige Umstände erhebt. In dieser Eigenthümlichkeit liegt der Schlüssel zu der Beliebtheit, deren sich Plutarch erfreut. Seine Biographien waren ohne Zweifel Shakespeares wohl bekannt. Es giebt Leute, welche behaupten, sie möchten lieber alle anderen und aus dem Alterthume überkommene Schriften mischen, als Plutarchs Werke, was allerdings wohl etwas viel gesagt ist. Gewiß ist freilich, daß er für viele gemüthliche Leute einer, die weit bedeutenderen klassischen Autoren keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, Anziehungskraft besitzt und daß er, seine literarischen Verdienste ganz bei Seite gelassen, ein Glied zwischen der alten und neuen Welt bildet.

Es ist bedauerlich, daß wir von dem Manne selbst so wenig wissen. Der jüngere Plinius, der wahrscheinlich mit ihm bekannt gewesen ist, erwähnt seiner in seinen Briefen nicht, was eigentlich Wunder nimmt, denn Beide besaßen viel Gemeinsames. Beide waren durch und durch Vagabunde, besaßen, wie man bekunden will, dieselbe Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit und denselben leichten Ausbruch der Pedanterie. Dies Alles sind aber nur Vermuthungen, was wir über Plutarch wissen, ist, wie gesagt, wenig und beschränkt sich auf das, was er uns selbst erzählt hat. Daß war er ein Zeitgenosse von Nero und studierte während dessen Regierung in Rom Philosophie. Unter Domitian lehrte er in Rom und ward wahrscheinlich von dem Tyrannen mit den anderen Philosophen verbannt. Er muß viele Reisen gemacht, Griechenland, Italien und auch Egypten besucht haben. Die Geschichte, daß er der Lehrer des Kaisers Trajan gewesen sei, ist wohl sehr allgemein als jeder Begründung entbehrend erkannt und verworfen. Wie lange er in Rom lebte, läßt sich nicht bestimmen. Man darf wohl annehmen, daß sein Beruf aus materiell einträglich für ihn war, da er sich in seinen späteren Jahren nach seiner Geburtstätte Chaeroneia in Boeotia, die er sehr liebte, zurückgezogen hatte, wo er in begablichen Umständen lebte, ein häßliches Amt vermalte und Priester des Apollo war.

Ist Plutarch den englischen Lesern, wie gesagt, vorzugsweise als Biograph bekannt, so hat er doch auch noch in anderer Hinsicht gerechten Anspruch auf ihr Interesse. Seine vergleichenden Biographien schließen schon alle Elemente in sich, aus denen die Essay-Literatur sich naturgemäß entwickeln mußte. Hätte er im vorigen Jahrhundert gelebt, würde er wahrscheinlich ein heftiger Mitarbeiter am Spektator gewesen sein, wäre er unser Zeitgenosse, würde er mit den besten Essaiisten erfolgreich rivalisiren, wie diese denn auch stets ihre Verwandtschaft mit ihm anerkannt haben. Montaigne schätzte ihn hoch und gestand, daß er seine eigenen Essays zum größten Theile aus Seneca und Plutarch geschöpft habe, auch kann man diejenigen von Plutarchs hinterlassenen Werke, welche gewöhnlich mit dem Gesamtamen „*Moralia*“ bezeichnet werden und sich über alle denkbaren Themata verbreiten, mit gutem Rechte Essays nennen.

Einige dieser Essays behandeln antike Dinge und der Ber-

laßer kommt in diesen Abhandlungen zu sehr eigenthümlichen und naturreichen Schlüssen. Plutarch war nicht der Mann, dergleichen Dinge sehr aushar für den Leser zu machen, er war geistig, gründlich und aufrichtig bemüht, die allgemeinen Lehren der Geschichte richtig zu verstehen, aber er besaß nicht die Kraft und die Originalität eines Thucydides, und wir dürfen von ihm kein besonderes Licht erwarten, wenn er banalere Dinge wie den Jäh- und Christen-Dienst, oder das Orakel der Pythia zu Delphi behandelt. Dennoch fehlt es auch hier nicht an nützlichen Winken und treffenden Bemerkungen. Als Philosoph war er indeß geiziger, über Gegenstände zu bioskopieren, für die er keine eigentliche Befähigung besaß. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man seine Essays über den Genius des Sokrates, über die Philosophie der Stoiker und Epikuräer, über das Jatum, über das Aufhören der Orakel u. s. w. betrachten, welche nicht als ein klammer wirrer Nischnach von Spekulationen sind, sondern dem modernen Leser wenig Verständliches bieten, obgleich auch hier sich noch Gedanken finden, die einer genaueren Betrachtung werth sind.

Plutarch muß in ersten Linie als praktischer Lehrer geschätzt werden. Sobald er sich mit den Dingen des täglichen Lebens beschäftigt, zeigt er stets einen sehr guten Verstand, gepaart mit einem heiteren und gesunden Ton. Man kann sich so recht vorstellen, wie der vornehme Römer, dem jede subtile metaphysische Spekulation ein Gnuet war, an diesen Schriften lebhaftes Gefallen haben mußte. Plutarch macht kein Hehl aus seiner Bewunderung für die gute Seite des römischen Charakters; versetzt er auch häufig in düstere Betrachtungen über die Welt und deren Ansichten, so hebt er doch mehr als ein Mal hervor, daß Roms Größe verdient sei und im Allgemeinen der Menschheit zum Heile gereiche. Er schelut ein Kuhniges des Sages zweien zu sein: „Was ist, ist recht.“ Man muß ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er kein blinder Anbeter des Erstes war, sondern daß seine Ansichten in dem Glauben wurzten, daß auf Erden nichts durch bloßen Zufall geschähe.

Mag Plutarch als origineller Denker wenig Verdienste haben, so sind seine Anschauungen und Ansichten mit Rücksicht auf das Zeitalter, in dem er lebte, doch höchst beachtenswerth. Er verachtete die Paradoyen der Stoiker und betrachtete gleichzeitig auch die Verheißungen der Epikuräer als Trugschlüsse. Er besaß ja viel gesunden Verstand, um sich mit den damals existirenden philosophischen Systemen einzufinden, erklären zu können und seine Ansichten über Gerechtigkeit und Moral hatten wohl mehr von denen der Theologen des achtzehnten Jahrhunderts. Hätte er zu dieser Zeit gelebt, wäre er vielleicht ein Bischof der Hochkirche gewesen. Er glaubt an die Vorbestimmung als eine über jedem Glück oder Unglück erhabene und unabhängig davon wirkende Kraft; er stellt sich einen göttlichen Paa vor, nach dem die Welt und ihre Geschichte verläuft. Tugend hält er für die sicherste Grundlage des Glückes und ihre Erlangung abhängig von einer guten Erziehung. War er aber auf der einen Seite geneigt, die menschliche Natur von einem heiteren Gesichtspunkte zu betrachten und zuzugeben, daß sie unter richtiger Leitung der jüdischen Entwicklung föhig ist, so war er doch von der anderen Seite tief durchdrungen von ihrer Schwäche und der Aussicht aufgeföhrt, daß die Welt beständig ein Gemisch von Gutem und Bösem bleiben werde. Weit entfernt von jenem Utopianismus, der häufig der Begleiter des Genies ist, glaubte er fest an den freien Willen, wie an Belohnung und Strafe nach dem Tode, hatte aber den ganzen Abhang eines gesunden, wohlorganisirten Gemüthes gegen Pantheismus und Aberglauben. In

einem seiner Essays macht er die Leute lächerlich, die sich der Religion halber elend machen. Freilich konnte er sich bei aller seiner Klarheit dem Einflusse seiner Zeit nicht ganz entziehen und so finden wir denn daneben wieder physikalische und metaphysische Sätze so kraus durch einander, wie diese aar bei einem Griechen möglich war, dessen Glauben und Denken eine orientalische Färbung erhalten hatte. Berwunderlich ist, daß Plutarch, der so große Reisen gemacht hat bei dem sich immer die Neigung fand giebt, Nation mit Nation zu vergleichen, um daraus den Beweis der Eindeut aller Rassen herguleiten, des Christenthums, das damals doch so viel Aufmerksamkeit erregte, gar keine Erwähnung thut. Entgangen kann es ihm unmöglich sein und wir gestehen, es ist uns unerfindlich, weshalb er gar nicht darauf zu reden kommt, um so mehr, als er sich in Spekulationen vertieft, die eine Bekanntschaft mit dem östlichen und jüdischen Glauben an Engel voraussetzen lassen. Es darf indeß auch nicht übersehen werden, daß Plutarch Studium des Plato, den er hoch verehrte und dem nachzuahmen er sich bemühte, von großem Einfluß gerade auf diese Richtung gewesen ist.

Die moralischen Essays verbreiten sich über fast alle Vorkommnisse des menschlichen Lebens. Wir nennen hier nur: Kindererziehung; das Studium der Dichter; Rathschläge für Eheleute; Tugend; Erhaltung der Gesundheit; Aberglauben; Unterdrückung des Jornes; Gemüthsruhe; brüderliche Liebe; Geshwändigkeit; außerordentliche Einmischung; Liebe; Muth; Trost im Leid und andere. Wenn man sie liest, glaubt man den Hauch des achtzehnten Jahrhunderts zu spüren. Mag uns Manches in seinen Schriften als Gemeinplatz erscheinen, so sind wir wieder erhaunt über die Feinheit, mit welcher er z. B. über Kindererziehung spricht und die tiefen Einflüsse einer vernachlässigten Erziehung auf das spätere Leben schildert.

Die Abhandlung, der wir böher, wenn auch nicht wörtlich, so doch ziemlich treu gefolgt sind, giebt nunmehr Auszüge sowohl aus den moralischen, wie aus den theologischen — man gestatte uns diesen Ausdruck — psychologischen und namentlich metaphysischen Essays des alten Schriftstellers. Wir folgen ihr auf dieses Gebiet nicht, einmal, weil wir damit nur eine Wiederholung dessen im Einzelnen geben müßten, was im Allgemeinen bereits ausgesprochen und geurtheilt ist, und zweitens, weil wir bei der Wahlzahl unserer Leser die Bekanntschaft mit den Essays oder die Neigung, diese Bekanntschaft zu machen, voraussetzen dürfen. Der Zweck, den wir im Eingange angedeutet, scheint uns durch die Reproduktion des Artikels bis zu diesem Punkte erfüllt; wir können mithin, ohne noch in die Details zu gehen, Abschied von Plutarch's Essays nehmen.

Süd-Amerika.

Die Naturwissenschaften in La Plata.

Am 12. August d. J. fand zu Córdoba (früher Córdoba del Tucuman, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz der argentinischen Republik) die Eröffnung der Aula der Physik in der „Academia der physischen und mathematischen Wissenschaften“ statt. Vorträge ist im Anschluss an die alte, dort bestehende nationale Universität vom Präsidenten der Republik ins Leben gerufen, und noch vor ihrer feierlichen Einweihung wurde jene Aula durch den Dr. Karl E. Zeller, Professor der Physik an der neu gegründeten Anstalt,

durch eine Rede*) eröffnet, in der er seinen Zuhörern die allgemeinen Ziele der physischen Wissenschaften darstellte. Außer der Kenntnissnahme jener erfreulichen Thatfache, daß auch in Argentinien deutsche Wissenschaft und deutsche Forschung sich die gebührende Theilung zu erringen gewußt haben, verdient aber dieser Vortrag auch um dessentwillen eine kurze Hiehergabe, weil der Redner, trotz der beschränkten Grenzen seiner Darlegung, verstanden hat in populärer Weise die Aufgaben, welche die Naturwissenschaften zu lösen haben, klar zu legen. Professor Sellak geht von der historischen Bemerkung aus, daß die Naturwissenschaften neben den sogenannten humaniora, d. h. den philosophischen, historischen und linguistischen Wissenschaften, lange Zeit eine sehr beschränkte Stellung einnahmen und bezeichnet als ihren Gegenstand die gesammte äussere Natur, wie sich dieselbe unseren Sinnen darbietet. Sie beschäftigen sich mit der Erkenntniß des ursächlichen Zusammenhangs der Naturerscheinungen und der Feststellung der Naturgesetze. Um nun die wirklichen Erscheinungen der Natur zu verstehen, müssen wir zugleich den wirklichen Zustand der Welt und die Gesetze der Kräfte kennen lernen, die ihren gegenwärtigen Zustand beständig verändern. Wir erhalten so eine rationelle Eintheilung der physischen Wissenschaften in zwei Gruppen: Auf der einen Seite stehen die Wissenschaften, welche die Konstitution der Materie — des realen Substrats aller Erscheinungen, wie wir annehmen, mit deren Kräfte die Erscheinungen beruhen — und die Gesetze der Kräfte entwickeln: die exakten Wissenschaften Physik, Chemie und Physiologie, — auf der andern die Wissenschaften, welche den wirklichen Zustand und die Erscheinungen der Welt in Systemen darstellen: die beschreibenden Wissenschaften Astronomie, Meteorologie und Geographie, die Mineralogie und Geologie, die Botanik und die Zoologie. An die Spitze dieser Wissenschaften müssen wir aber die mit ihnen auf das innigste verknüpften mathematischen Wissenschaften stellen, welche dem Naturforscher so unentbehrlich sind, wie dem Philosophen die Dialektik, und welche ihn, indem sie die Messung von Raum und Zeit, die Feststellung der gegenseitigen Beziehungen dieser Größen ermöglichen, erst zu dem exakten Ausdruck der Naturgesetze führen.

Nach einer Präzisierung der Aufgaben dieser einzelnen Wissenschaften und ihrer Beziehungen unter sich, führt der Redner weiter aus, daß, da eine einzelne Natur-Erscheinung niemals das Resultat einer einzigen Kraft ist, sondern gleichzeitig alle Kräfte der Materie immer mehr oder weniger wirksam sind, es nöthig ist, die Naturerscheinungen unter möglichst einfachen und gleichartigen Bedingungen zu beobachten, um zur Kenntniß der verschiedenen Kräfte zu gelangen, das heißt alle mit Methode zu beobachten und Experimente zu machen. Dies ist die einzige Quelle all unseres Wissens auf diesem Gebiete; Ueberlieferung und Autorität gelten hierbei nur, so weit sie durch die Kritik der wiederholten Beobachtung beglaubigt sind. Insofern nun die ganze Wissenschaft einzig auf die Beobachtung der einzelnen und komplizirten Erscheinungen angewiesen ist, muß allerdings zugegeben werden, daß dieselbe von begrenzter und relativer Sicherheit ist. „Die gegenwärtige Lehre der Naturwissenschaften ist demnach die beste vernunftmäßige Erklärung der bis jetzt bekannten Natur-Erscheinungen.“ Der immer fortschreitenden Erleuchtung bleibt es vorbehalten, die gegenwärtige Lehre zu berichtigen und zu erweitern, und um diesen ständigen Fortschritt zu fördern,

welcher das wahre Wesen alles Studiums ist, muß der Unterricht in den Naturwissenschaften nicht nur die Lehre, sondern auch das Experiment der Erscheinung selbst vorführen. Darin besteht die Wichtigkeit, welche das Experiment auch für den Unterricht hat.

Der Vortragende spricht hierauf von den beiden Methoden, welche von den einzelnen Erscheinungen zur Lehre der Wissenschaft führen, der Induktions- und der Deduktions-Methode, nur die Vereinigung beider kann zur bestimmtem Erkenntniß der einzelnen Kräfte überhaupt führen. Wenn wir nun unter der Voraussetzung so bestimmter definierter Kräfte den Zusammenhang einer Gruppe von Erscheinungen erklärt haben, so nennen wir diese Anwandlungstheorie.

Zur Erläuterung der Wirksamkeit dieser Methoden wird uns die Ausbildung der Theorie der Schwerkraft von Professor Sellak vorgeführt und gezeigt, wie Newton, indem er das, schon von Galiläi beobachtete Gesetz, nach welchem alle Körper das Bestreben haben, sich der Erde vertikal und mit beschleunigter Geschwindigkeit zu nähern, weiter erstreckt, das gesagte, die Bewegungen aller Systeme zu erklären und wie sein einziger großer Gedanke den Zusammenhang und jenes ewige Gesetz enthüllte, welches eine Unendlichkeit von trivialen und von großartigen Erscheinungen beherrscht.

Der Wechsel und die Mannigfaltigkeit in den irdischen Erscheinungen sind das Wesen, die Bedingung alles Lebens. Die Wissenschaft, die uns zeigt, was in den vorübergehenden Erscheinungen Beharrliches, Veräußertes ist, die Wissenschaft erkennt in der Vernichtung des Individuums und der Rassen und in dem Entstehen neuer Formen nur eine unendliche Metamorphose der Materie und der Energie, der Kraft.

Das Auge wird erregt durch die Bewegung des Lichts, das Gehör durch die Schallbewegung, Elektrizität, chemische Wirkung, mechanische Bewegung erzeugen das ganze System unserer Ketten. Die Wissenschaft zeigt, daß wir die Energie aller dieser Bewegungen in ihren Wandlungen verfolgen können; daß wir sie endlich in Wärme überführen und als Wärme messen können — und daß wir von Neuem wieder die Wärme in mechanische Bewegung, in Licht, in Schall, in Elektrizität verwandeln können — daß allen diesen Umwandlungen endlich ein Agens, eine Energie zu Grunde liegt, die unzerstörbar dieselbe bleibt.

Die großartige Theorie, welche diesen allgemeinen Zusammenhang aller Naturerscheinungen erklärt und so das innere Getriebe der Natur des Weltalls offenbart, ist die mechanische Theorie der Wärme, das großartigste Werk der modernen Naturwissenschaft. Wärme ist die Quelle der Energie in der Natur. „Jeder Hauch von Leben und irdischer Thätigkeit ist eine Metamorphose von Wärme; und von Neuem in Wärme wandelt sich endlich jede irdische Bewegung durch Reibung, Stoss, chemische Wirkung. Als Wärme steigt die Energie herab aus unseren Planeten, durchstrahlt die mannigfaltigen Gestaltungen und als Wärme strahlt die Erde in heiteren Räthen den Ueberfluß des belebenden Prinzips wider gegen das kalte Weltall aus.“ So offenbart sich uns die ewige Jugend der Natur, die unerschöpfliche Energie, die im Verein mit der unzerstörbaren Materie neue und neue Formen zeugt, als ein ewiges Gesetz, als ein Gesetz gemäß unserer Vernunft. „Es ist wahr, unsere beschränkten, zu Raum und Zeit bestimmten Sinne können nur im Einzelnen und in der Folge wahrnehmen, was einer höhern Vernunft allgegenwärtig ist: Der Gedanke der Schöpfung.“

Zum Schluss weist der Redner auf die gewaltigen Fortschritte hin, welche die Entwicklung des Menschengeschlechtes an der Hand der Naturwissenschaften gemacht habe und zeigt, ein wie

*) Der Werth der Rede findet sich in der „La Plata-Monatschrift“ des Herrn Richard Klapp, Vortrag der Rede dieses Buchhandlung zu Buenos Ayres, Nr. 10 vom 15. Oktober 1873.

unbegrenztes Feld der Thätigkeit und des Fortschritts demselben noch offenstehe. Wenn auch der Antheil des Einzelnen in dem großen Werke des Fortschritts des Menschengeschlechtes nur beschränkt sein könne, gesiehe es ihm doch, in seinem beschränkten Kreise mit Ausdauer zu arbeiten. Allerdings sei der Weg zur Erkenntniß oft mühsam, aber ohne Arbeit kein Erfolg. Schon Euclid sagte zu Königin Phäedra: Es giebt für die Könige keinen besondern Weg zur Weisheit.

Er schließt mit der schönen Parabel der Bibel: „Der erste Mensch, welcher nach der Erlangung der höchsten Erkenntniß lachte, verlor die Fähigkeit des unmittelbaren Genusses der Natur: das Paradies. Der Fluch der Arbeit, des nie befriedigten Strebens, legte sich ihm auf. Aber dieser göttliche Fluch kann nicht anders als sich in Segen wandeln. Die Mühe der Arbeit wird vergolten durch den Erfolg, der beschränkt aber doch endlich höher ist, und der Maßbegriff der Argentinischen Republik: Freiheit und Arbeit ist das Lebensgesetz der Zukunft der Menschheit.“
Friedmann.

Kleine literarische Revue.

— **Orientalia.** Es ist erfreulich, die rege Thätigkeit im Gebiet der orientalischen Wissenschaften zu betrachten, ganz besonders aber, daß gerade Italien mit seinen, seit jüngster Zeit in erneuerter Frische auftretenden geistigen Kräften sich so eifrig diesen Studien zuwendet.

Die für die neueren vergleichenden Studien so höchst interessanten Sammlung von Fabeln und Erzählungen des Callias und Dimnah, auf die ich schon vor einiger Zeit in diesen Blättern aufmerksam gemacht — bei Erwähnung der darauf bezüglichen Arbeit des Professor Lega — hat in Italien wieder einen fleißigen Bearbeiter gefunden. Herr Guidi giebt den arabischen Text heraus, wie ihn Ibn al-Mugaffa im achten Jahrhundert aus dem Pehliv in das Arabische übertrug und begleitet diesen Text mit einer sorgfältigen, genauen Vergleichung dreier interessanten Handschriften. Herr Guidi sagt selbst in Bezug auf seine Arbeit: Die ungemessene Wichtigkeit des Buches im Allgemeinen, und speziell der arabischen Uebersetzung, hatte mich veranlaßt, aus drei Handschriften viele Stellen zu sammeln, welche mit dem von Silvestre de Sacy herausgegebenen Texte verglichen, bedeutende Verschiedenheiten zeigen. Die sorgsame Arbeit wird von den Fachgenossen sicher mit verdientem Dank aufgenommen werden.

Von deutscher Seite liegt eine metrische Uebersetzung des *Hitopadesa**) vor, so weit und bekannt, der erste Versuch die von Max Müller in angebundenen Reite übertragene Weisheit der an lehrreichen Fabeln und Sentenzen so überaus reichen persisch-indischen Hinduas auch mit dem Schmuck des Reims versehen, in das „geliebte Deutsch“ zu übertragen. Das Büchlein lieft sich im Ganzen leicht und fließend; über die Treue der Uebersetzung im Einzelnen zu entscheiden, müssen wir den Fachgelehrten überlassen. Doch das Ganze trägt unverkennbar das Gepräge echt indischer Anschauung, und weilt dieser auch in der

Form Ausdruck zu verliehen. Einige Proben mögen den Ton dieser Sprache klar machen:

Dem Thölen mag sich das Glück, dem's nicht an Muth und Kraft gebricht.

„Das Schicksal muß es geben!“ Ei, so redet nur der feige Wicht.
Gebrauche deine Manneskraft, das Schicksal in den Saab zu strecken.
Ihu, was du kannst! Dein Ringen wird bei Märgenfolg vor Schuld dich deden.

Du sollst, so lange die Gefahr nicht da ist, furchtsam sein,
Doch wenn du sie gekommen siehst, so schlage furchtlos drein!

Ein süßes Früchtpaar entwirrt
Dem Süssbaum, der da heißet Welt:
Doch man der Dickschankt Reklaraft genießt
Und mit den Götten Umgang hält.

Was gern du haben magst, dahin das Wünschen fort und fort sich wendet.
In Wahrheit hast du das erlangt, was zu erwünschen du seendest.

R. B.

— **Porträt-Exigen.***) Im. Wählfeld sagt in seiner Vorrede: „Die vorliegenden Porträt-Exigen bemühen sich vor allen Dingen getreu zu sein, Wahrheit zu geben nach bester Ueberzeugung“, und wir können mit gutem Gewissen den Schilderungen das Zeugniß geben, daß dieses Streben sich überall kundgibt. Allerdings müssen wir eingestehen, daß diesem Streben nach ansehnlicher Darschalteln in den beiden letzten Exigen: „König Napoleon Bonaparte“ und „Eugenie Montijo“ etwas zu sehr Rechnung getragen und dabei das Kesthetische hintenangelassen worden ist. Mit der „Kettung“ der Maria Stuart geht es wie mit allen Rettungen von Personen, die seit Jahrhunderten von der Geschichtsverachtung flut, sie werden gelesen, besprochen, gelobt, getadelt — und helfen nichts. Am besten haben uns die Exigen gefallen, in denen der Verfasser, wie über August Peters selbst berichtet, auch endlich so ein herzlich bekannt sein, daß er in der Exige „Zwei Ordensschwester aus vorjesuitischer Zeit“ wieder einmal etwas von dem im „alten Bedmann“, der andalthischen Ehrenst, verborgenen liegenden Schätzen gehoben hat.

— **Jahresbericht der Gesellschaft für Volksbildung.** Etwas verspätet liegt uns der Jahresbericht über das Jahr 1872 bis 1873 vor, welcher vom Centralauschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung auf der im Juli v. J. in Leipzig abgehaltenen dritten Generalversammlung erstattet word und erst später im Druck erschienen ist. „Last not least“ können wir auch hier sagen, denn der Bericht giebt ein höchst erfreuliches Bild von dem Wachsen und Gedeihen des Vereins nach allen möglichen Richtungen. Die Gesellschaft zählt nicht nur in allen Provinzen Preussens, sondern im gesammten deutschen Reich zahlreiche Mitglieder und zwar sind ihr ebenso viele einzelne Personen beigetreten, wie sich Vereine, welche verwandte Zwecke verfolgen, ihr angeschlossen haben. Die Zahl dieser Vereine hat sich im vergangenen Vereinsjahre von 155 auf 276 gehoben. Die Eissungen der Gesellschaft bestanden in: Einrichtung von obligatorischen Fortbildungsschulen, in Einrichtung von Wandervorträgen für die Provinzen und Anstellung von Wandervorträgern zu diesem Behufe; Einrichtung von Volksbibliotheken und Organisation von Bildungsvereinen.

Der Bericht verweist im Uebrigen Diejenigen, welche sich eine genaue und zu einem sichern Urtheil befähigende Erkenntniß

*) Studi sul testo arabo del libro di Callia e Dimnah per Ignazio Guidi. Roma. Libreria Späthover. 1873.

**) *Hitopadesa*. Eine indische Fabelsammlung. Von der Uebersetzung eines Freundes. Mit deutscher Uebersetzung der Verse und dem Sanskrit überlegt von E. Frise. Preuss, 1874. Ind. Hoffmann.

*) Von Julius Wählfeld. Bremen, J. Kähmann, 1874.

deffen verschaffen wollen, was die Gesellschaft für Volksbildung nach Maßgabe ihrer Mittel für die Sache der Volksbildung geleistet hat und noch leistet, auf die vom Sekretär der Gesellschaft, Herrn Dr. Franz Veibing, herausgegebene Zeitschrift „Der Bildungsverein“. Auch wir möchten unsere Leser auf das im Ganzen trefflich redigirte Blatt aufmerksam machen, das sich einer anerkennenswerthen Vielseitigkeit bezieht und meißend nur gediegene Aufsätze aufnimmt. Als einen solchen nennen wir einen von Dr. Gustav Eberts am 8. Oktober 1873 im Großen Berliner Handwerkerverein gehaltenen und in Nr. 21 des vorigen Jahres abgedruckten Vortrag „Nation und Deutschland“, der eine höchst geistreiche Parallele zwischen diesen beiden Ländern zieht und die gewichtige Bedeutung der gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands und Italiens zu einander, wie sie sich zur Zeit herausgestellt haben, nachweist, und in ihnen eine Gewähr für Befestigung des Weltfriedens sieht.

Wir wünschen dem Bildungsverein stets Mitarbeiter von so anerkannt lauterer Gesinnung wie den Abgeordneten Eberts. Möge er stets seiner Aufgabe treu und auf der Höhe derselben bleiben und jeden Versuch zurückweisen, zur Klärung der eigennützigen Zwecke benutzt zu werden. Ein Redakteur ist freilich nicht allwissend und beim rastlosen Streben kann ihm Derartiges passieren. Der Zeitschrift wünschen wir übrigens eine recht weite Verbreitung und segensreiche Wirksamkeit.

Sprechsaal.

Wenn in dem großen geistigen Kampfe der Gegenwart irgendwelche diebedeuten Ergebnisse gewonnen werden sollen, so ist es eine dringende Aufgabe, sich über die Probleme, um die es sich handelt, weit genauer zu orientiren, als es leider gewöhnlich der Fall ist. Und wenn irgendwo Unklarheit und Verwirrenheit herrscht, so ist es bei der Auffassung des Wesens des Christenthums der Fall. Denn ist es schon an sich äußerst schwierig, den wesentlichen Gehalt einer durch Jahrtausende fortwirkenden und dabei durch mannichfaltige andere Faktoren beeinflussten religiösen Weltmacht in einem bestimmten Ausdruck zusammenzufassen, so kommt hier noch hinzu, daß die Parteistellung leicht die Unbefangenheit der Untersuchung beeinträchtigt und die verschiedenen Richtungen in Gefahr geräth, für den Kern des historisch Vorliegenden eben das zu erklären, was ihnen heute von ihrem Standpunkte aus als das Wichtigste erscheint. Während Einige den Begriff des Christlichen so eng fassen, daß sie so ziemlich alle großen Lehrer der Kirche konsequenterweise ausschließen müßten, dehnen ihn Andere so weit aus, daß er allen spezifischen Inhalt und damit auch alle wesentliche Bedeutung verliert. Da nun aber der durch solche Gegensätze hervorgerufene Kampf unser ganzes Volk aus tiefer Bewegung, so verdienen die Versuche, hier auf Grund ernster und besonnener Forschung eine Verständigung anzubahnen, in den weitesten Kreisen eingehende Beachtung. (Ein solcher Versuch liegt nun in dem kürzlich erschienenen Werke des Bonner Theologen von der Gotz vor.) Der Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß bei der gegenwärtigen Lage der Kirche keine formale Autorität, auch nicht das

apostolische Glaubens-Bekenntniß, ansehnliche, sondern doch es darauf ankomme, christliche Centralbegriffe als materialen Kanon der Lehre zu gewinnen. Gewonnen werden sollen aber dieselben aus drei Quellen: aus den Urkunden der geschichtlichen Entstehung des Christenthums, aus den Zeugnissen von der geschichtlichen Entwicklung christlicher Lehre und christlichen Lebens in der Kirche und aus der persönlichen Erfahrung der Gläubigen, welche Quellen sich einander ergänzen. So wird die Aufgabe in großem Sinne umfaßt und, was mehr ist, auch durchgeführt. Wir müssen es und hier verlagern, auf das Einzelne einzugehen, aber die Ueberzeugung möchten wir aussprechen, daß, von welchem Standpunkt aus man auch an das Werk hingehen möge, man durch den Reichthum der Gedanken, die Weite des Blicks, die Milde des Urtheils angezogen und gefesselt werden wird. Wir finden Hochachtung des historisch Gegebenen und religiöse Wärme, verbunden mit wissenschaftlicher Schärfe und klarer Darstellung, und was wir leider bei so vielen Werken der Gegenwart schmerzlich vermissen: rechter Ernst und unbefangene Hingebung an die Sache, das tritt und hier überall in überzeugender Weise entgegen. Eben solche Werke aber, die dem Innern der Persönlichkeit entzogen sind, vermögen auch auf andere tiefer zu wirken und in die Bewegung der Zeit einzugreifen, und so hoffen und erwarten wir denn, daß dies bei dem vorliegenden Werke in vollem Maße der Fall sein werde.

Am 4. November des vorjährigen Jahres verstarb zu London der ehemalige Professor der Astronomie und Mathematik an der Universität Durham, Temple Chevallier. Der hochbetagte Gelehrte, er war im Jahre 1794 am 19. Oktober geboren, hatte sich erst vor zwei Jahren von seiner Krankheit als Direktor des Observatoriums zu Durham, dessen Mitbegründer er war, zurückgezogen und verlebte die Tage seiner Ruhe zu Harrow-Health bei London, wo der Tod ihn überraschte.

Chevallier wurde, nachdem er von der Universität Cambridge graduiert worden war, vom College St. Catherine zu Cambridge zuerst zum Fellow und später zum Tutor ernannt, und erhielt 1833 das Amt eines Professors der Mathematik und Astronomie an der Universität Durham. Seinem Einflusse ist es besonders zuzuschreiben, daß im Jahre 1840 daselbst ein Observatorium gegründet ward, welches dreißig Jahre unter seiner Leitung stand und dem er auch, nachdem sein Alter und seine wachsende gebrochene Gesundheit ihn zwangen, die Direktorstelle niedergezogen, die lebhafteste Theilnahme demachte. Eine große Bedeutung hat der verstorbene Gelehrte aber hauptsächlich dadurch, daß er der Erste war, welcher in England eine Reihenfolge regelmäßiger und fortgesetzter Beobachtungen der Sonnenflecke einführte, die so außerordentlich wichtige Resultate in ihrem Verlaufe ergeben haben. Temple Chevalliers Methode wurde später von Carrington angenommen, welcher mit Hülfe derselben ebenfalls eine Reihe höchst erfolgreicher Beobachtungen anstellte. Chevalliers Verdienste um die Astronomie sind mithin recht groß, trotzdem haben die Meister und Jünger dieser Wissenschaft Grund zu bedenken, daß er seinen effizientesten und professionellen Beschäftigungen zu viel Zeit widmete und dadurch verhindert ward, am dem Felde der Original-Untersuchungen das zu leisten, dessen er fähig war.

Für die Redaktionen verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin.

Verlag von Carl Duncker's Verlagsbuchhandlung (Hermann und Sohnemann) in Berlin, Wilhelmstraße 56.
Druck von Georg Meier in Berlin, Franzische Straße 31.

*) Die christlichen Grundwahrheiten oder die allgemeinen Prinzipien der christlichen Dogmatik. Von Friedrich H. von der Goltz, Dr. und Professor der Theologie in Göttingen, Verdes. 1873.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 31. Januar 1874.

[N. 5.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Verfall der deutschen Sprache.

61. — Künstlerleben in Italien. II. 64.
Oesterreich-Ungarn. Die ungarische Literatur im Jahre 1873. 66.
England. Ordnung einer neuen Schiffsregelmäßigkeit. 68.
Schweden. Schwedische Dichterkunst in Finnland. 69.
Frankreich. Die alten Geschichtserzähler in Frankreich. 70.
Ältere literarische Werke. Die Söhne des Herodes. 72. — Lucius
und Sabel. 73. — Reiten von Bressan und Verlier. 73. — Kon-
tinent Krieg gegen Frankreich. 74.
Correspondenz. England gegen Frankreich für Rom. 74. — Wifinger-
fahrten. 74. — Hoffmann v. Fallersleben †. 75.

Dieser Nummer liegt Titel und Inhalt zum vierundachtzigsten
Bande dieser Zeitschrift bei.

Deutschland und das Ausland.

Der Verfall der deutschen Sprache.

Deutschlands kriegerische und politische Großthaten haben
unserem Volke endlich das Selbstgefühl wieder gegeben, dessen
es so lange entbehrete. Es wäre jedoch sicherlich bitter zu be-
klagen, wenn dies Selbstgefühl sich nicht auch auf anderen
Gebieten, als auf den Schlachtfeldern des Wortes oder der
Waffen betätigte, wenn nicht das gesammte geistige Leben einen
neuen Aufschwung nähme und der Deutsche auch dort, wo er so
lange Sklave des Auslandes war, zeigte, daß er sein eigener
Herr zu sein versteht. Ich habe bereits nentlich meine Meinung
ausgesprochen, daß er hiervon noch sehr weit entfernt ist; ich
möchte heute die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gegenstand
lenken, der immer und immer wieder besprochen zu werden ver-
dient: ist doch durch ihn überhaupt erst alles Sprechen möglich:
die Sprache nämlich selbst.

Arthur Schopenhauer war meines Erachtens der Erste, der
eine jenseitige Stimme geben die immer mehr um sich greifende
Verderbnis unserer Muttersprache erdoh; jüngst hat ihm Herr
Friedrich Nietzsche in einer Polemik gegen D. F. Strauß nach-
gefolgt. Mit dem bloßen Verdammen scheint es mir indessen
nicht gethan zu sein; auch ist es ein gefährliches Ding, mit ein-
zelnen Beispielen zu operiren: schließlich kommt Jemand, der mit
lautem Geschrei behauptet, das seien ja gar keine Fehler und in
den eigenen Sätzen des Predigers selbst deren nachweis. Und
wie leicht ist das möglich: ist doch Ohr und Auge für das wahre,
unverfälschte Deutsch bereits fast überall so geschwächt, daß es
einer sehr großen Willenskraft oder einer energischen Kur be-
darf, um sie zum richtigen Gebrauche wieder tauglich zu machen.

Es giebt Leute, die in dieser Unklarheit einen Vorzug sehen,
was ja nicht zu verwunderlich ist; denn welche üble Angewohnheit,
ja welches Vaster wäre nicht von seinem Inhaber durch irgend
welche Sophismen zur Tugend herausgestaffelt! Die deutsche
Sprache soll angeblich dadurch bewahrt, daß sie noch fortlebe,
während umgekehrt die übrigen europäischen Sprachen sich dem-
gemäß im Zustande der Erstarrung und Versteinerung befinden.
Wie es nun mit diesen sich verhalten mag, wollen wir ihnen
selbst überlassen; das ist unzweifelhaft, ein Thema, wie das vor-
liegende, ist seit langen Jahren von keinem Franzosen oder Eng-

länder behandelt; es war eben nicht nöthig, und wer eine Sprache
deshalb versteinert nennen will, mag es thun. Inzwischen ist selbst
die französische Sprache längst von jenem Vana erlöst, in den
sie einst die französische Akademie gethan, und daß Niemand in
Deutschland — wenn er anders bei gesundem Verstande ist —
daran denkt, etwas Ähnliches herbeizuführen, bedarf keiner Ver-
sicherung. Es handelt sich nur, es das „ich will nun einmal so
schreiben oder reden“ nicht schließlich eine Gränze hat. Sonder-
barer Weise möchten oft gerade diejenigen, die am leichtlichsten
mit diesem kostbaren Geräthe des Menschen umgehen, der fran-
zösischen Klassizität Konfuzius machen, sie wollen die Sprache
von allen Provinzialismen und Archaismen freigekommen wissen,
und Menschen, die nicht einmal etwas von der Deklination ver-
stehen, haben sich zu Gerichte gesetzt, und über die „säher-
lichen Sprachverrenkungen“ in Wagner's Texten gepöbelte, die
doch zum größten Theil auf guten Gründen beruhen — vor
Allen möchte ich es gerne nicht gebrauchen, denn wie gesagt, es
gilt das Wort des Psalmisten: „Der zu allein weißt, wie es
ich fehle!“ Sicherlich aber hat Klaus Groth Recht, daß der
wahre lebendige Quell einer Sprache in ihren Mundarten fließt
und jeder daraus geschöpfte Labetrunk hoch willkommen sein
müßte. Aber vorausgesetzt natürlich, daß er wirklich die Sprache
bereichert! Wenn z. B. Klaus Groth in dem unten genannten
Büchlein einmal statt des hochdeutschen „nur“ auf gut nieder-
deutsch „man“ schreibt, so ist das zwar — und geschmacklos. Auch
müssen alle herübergenommenen Worte den hochdeutschen Laut-
geheim angepaßt werden, wozu sich unsere Schriftsteller freilich
nicht einmal bei den alten Wörternamen entschließen können, so
daß man noch immer „Noban“ neben dem richtigeren „Noian“
liest. Auch aus ihrer eigenen Vergangenheit kann die Sprache
sich bereichern; daß doch der Dummensinnigen, wenn er angezeigt
wurde, seine Früchte getragen, wie die Ernte des letzten Jahres —
man spottet also nicht über das verwitterte Aussehen eines auf-
gegrabenen Wortes, bei frischem Sonnenschein kann es sich er-
holen und bald dem Leben wieder zugehören, also wenn es eben
davon geschieden. Einen sehr verdienstlichen Versuch hat in
dieser Beziehung jüngst ein Däne gemacht: er stellt nämlich alle
für die deutsche Sprache verloren gegangenen nordischen Wörter, die
entweder neue Begriffe, oder doch feinere Schattierungen der Sprache
zuführen würden, in einem Repertorium gleichsam zusammen.

Die Fremdwörter haben von jeher viel Mergersinn bereitet,
und wenn man sieht, wie weit es zur Zeit des dreißigjährigen
Krieges mit der Sprachgemengerei gekommen war, werden wir an-
nehmen, daß dieses Mergersinn viel Gutes gestiftet hat. Spentzauer
findet allerdings wieder eine ähnliche Einfuhr statt, „and nicht-
würdiger Deuschelheit, oder wohl gar, „gebildet“ zu erschei-
nen, braucht man Fremdwörter, wo das deutsche ganz dasselbe
besagen würde, man denke an „Essau“, „Villegiatur“ u. d. Eine
durchgreifende Sprachreinigung würde trotzdem etwas durchaus
Vöthliches sein. Doch möge man nur noch eine Bemerkung
gestatten; gerade den Fremdwörtern gegenüber hat die deutsche
Sprache seit den Jahrhunderten der Minnesinger eine große
Schwäche bewiesen, da sie dieselben nicht zu benütigen verstand und
sie deshalb stets als etwas wirklich Fremdes darin stehen.
Die romanischen Sprachen assimilirten sich die antiken Wörter

mit der größten Reichthum, zeigen aber freilich deutschen Wörtern gegenüber dieselbe Sympathie; indessen, wie die geschichtliche Entwicklung nun einmal ist, wäre das ein kaum in Betracht zu ziehender Fall, denn außer einigen von Werner zuerst gebrauchten mineralogischen Ausdrücken wird kaum etwas deutsches Gemeingut der Romanen gewesen sein. Der Begriff „Arzdwort“ hat eigentlich nur eine velle Bedeutung im Verhältniß der germanischen zu den antiken Sprachen. Und hier haben die Engländer bewiesen, daß sie am meisten von jener alten germanischen Kraft, die einst das Römische über den Haufen warf, gerührt haben; kein Wort, auch möchte es der Name des göttlichen Homer's selber sein, wird in die Sprache hineingelassen, ohne daß ihm der englische Stempel angebracht würde, und Homer muß sich bequemen, Römer zu sein. Wir Deutschen und in Nachahmung unserer aller anderen germanischen Nationalitäten, außer den Engländern, bilden alle fremdländischen Zeitwörter auf das einseitige „ren“, während der Engländer den Stamm selber beibehält und auch darauf ihn sich weiter assimiliert.

Zu Bezug auf den Sprachvorrath also die möglichste Freiheit. Dasselbe auch in Bezug auf den Stil; unsere Sprache unterliegt nicht jenen zwingenden Gesetzen, denen z. B. das französische gehorcht, und gar in der Poesie wird auf die Damer nur der Dichter gefallen, der sein Material wirklich kühn zu handhaben versteht. Die Sprachverbesserer freilich sind auch gerade hier wieder die Strengsten; ohne Kenntniß irgend einer Sprachregel tadeln sie in den Tag hinein. Wie Manches, was wir jetzt an Göttern bewundern, würde uns, als Product irgend eines unbekanten, der Ausdrucksweise noch sonderbar, ja lächerlich vorkommen. Aber gerade in diesen ansehnlichen Sonderbarkeiten beweist sich das Sprachbildende Genie, der vom Genie der Sprache selbst besetzte Mensch. Allerdings, von diesem nicht getragen, hält sich besser an das Gewohnte, denn seine Keinheit mag neu sein, sicherlich ist sie nicht deutsch. Ich denke hierüber nicht so pedantisch, wie Schopenhauer, der übrigens manchmal seiner Vernüfft gegen sich selber hätte richten müssen. Aber damit sind wir nun auch am Ende; wer in seiner Freiheit noch weiter gehen will, wer dem Wesen der Sprache selber Gehorsam anhebt, zeigt sich nichts weniger als frei, sondern im Gegentheil als ein Barbare. Die deutsche Sprache hat allerdings schon zwei Perioden hinter sich; einmal bildete sich das Althdeutsche zum Mitteldeutschen, dann dieses wieder zum Neudeutschen um. Diese Umänderung selbst, deren Werden kaum zu betrauen ist, geschah in Zeiten des Umsturzes; das Althdeutsche verschwand mit dem alten Hebraismus, das Mitteldeutsche ging in den letzten fürchterlichen Zeiten des Mittelalters unter. Die neuere Civilisation bewegt sich bereits seit mehreren Jahrhunderten in einer geraden Linie. Daß etwa unsere Zeit im Stande wäre, die Sprache noch einmal zu verwandeln, ist gegen alle historische Wahrscheinlichkeit, sie gebraucht eben zu ihrem geistigen Weiterleben die Sprache als ein bereits fertiges Werkzeug. Weder die griechische noch die lateinische Sprache haben ihrem Wesen nach eine Umänderung erfahren, seit die Kultur einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte; das noch zu den Zeiten des zweiten punischen Krieges übliche d des Ablativs ist freilich fortgefallen, aber selbst die späteste lateinische Literatur, so sehr sie von den Volks-Mundarten abhebt, hielt sich von ungrammatischen oder verführerischen Hieronymen frei (cf. Diez, Romanische Grammatik). Auch die modernen romanischen Sprachen sind sich seit dem Beginn der neueren Zeit ziemlich gleich geblieben; hat auch der Wörtergebrauch sich etwas geändert, das Englische Shakespeare's und Dickens's stehen grammatisch auf derselben Stufe.

Nur unter der Voraussetzung aber, daß es uns vielleicht gelingen möchte, zu einer ganz neuen Modifikation unserer Sprache zu gelangen, ist die immer allgemeiner werdende Mißhandlung des Deutschen erschreckend, denn diese dringt ins Fleisch und Blut der Sprache selbst ein und mordet sie geradezu hin. Man sieht sich keine Mühe mehr, die deutsche Syntax zu beobachten und man verstümmelt die Hieronymen in einer Weise, wie es afrikanische Provinzialen nicht mit der Sprache Koms in jenem Jahrhundert, als die Vandalen in Karthago herrschten, gemacht hätten. Der deutsche Sprachbau hat das vom antiken Geiste geseht, daß er sich bestrebt, den Gedanken möglichst in einer formellen Einheit darzustellen; die relativen Sätze werden deshalb eingeschachtelt und das Verbum steht am Schlusse. Nun ist es zwar keine Regel von jener eisernen Nothwendigkeit, wie etwa jene französische, welche die Stellung der persönlichen Fürwörter ordnet, aber jedenfalls ist es ein Gesetz; aber allmählich kümmert man sich nicht mehr darum und die Weichheit nicht nur der Satztheilung, sondern sogar wirklicher Wörter liegt sich, als wenn man es mit einer schlechten Uebersetzung aus dem Französischen oder Englischen zu thun hätte; der Schreiber scheint dem Leser ein so schlechtes Gedächtniß, einen so mangelhaften Ueberblick zuzutrauen, daß er ihm eilfertig das Verbum unter die Nase hält und dann abseits stehende hinterher bummeln läßt. Das Schlimmste aber ist die vollständige Vernachlässigung aller Hieronymenregeln. Wer die Wurzeln hat, möglichst viel Zeitwörter schwach zu conjugiren, verbirgt zwar die Sprache, die dadurch immer einseitiger wird, aber er mag es innerhalb thun, wenn er nur wenigstens überhaupt conjugirt. Am Schlimmsten aber ist die Declination daran. Niemand kann in Deutschland mehr decliniren, von den kaiserlichen deutschen Regierungen, die in ihren für die geschickenden Körperschaften bestimmten Erbküchen den Genitiv von Artikel des Artikels, statt des Artikels bildet, bis zum Intendanten der Kämmer. Preussische Theater, welcher den Theaterzeiten zufolge meist, der Plural von Kränzen heiße Kränzchen, wenigstens habe ich zu wiederholten Malen auf den Theaterzetteln: Tanz, ausgeführt von den Kränz. X, Y und Z, gelesen. Man kann keine Angeine, keine Greisfelle, nichts, nichts lesen, ohne auf die größten Schnitzer in dieser Beziehung zu stoßen. Wenn das ein patriotisches Gemüth nicht mit Ingrimm erfüllt, so weich ich nicht, was überhaupt noch in Wallung bringt. Abseits heimlich erwidert man nun, es sei gar nicht so schlimm; bei Kränz, solle das den Plural andeuten und bei Artikel n sei so zu lesen: des „Artikel n“. Das will ich nun gern glauben, denn in der That, die sogenannten Völschüchen sind die ihre Idee der heutigen Sprachverderber. Wo es nur irgend möglich ist, werden sie hingeleitet oder sollen doch wenigstens hinzugebracht werden. Kein Name, kein Titel wird mehr rektifizirt, selbst das armetliche s des Genetiv's mißgönnt man ihnen. Da heißt es, daß man Hieronymen bekommen möchte: In „der Freischütz“, warum schreibt man nicht lieber gleich auch in „die Oper“, der Freischütz? Des Generals, des Literat, statt des Generals, Literaten u. s. w. u. s. w. Den ersten Anstoß zu dieser Verderbnis gab der lächerliche kaum noch anzuerkennende Gebrauch des Apostrophs, denn mit dem Eigennamen hat sie zunächst begonnen. Der Eigennamen ist indeclinabel, das scheint mir zu den feststehenden Grundrechten der modernen Deutschen zu gehören; ist die Declination nicht mit einer Präposition zu umgehen oder ihr Fehlen alzu sinnfällig, so wird wenigstens das profane Declinationszeichen durch die Schranke des Apostrophs von ihm geschieden. Dem verstorbenen Sophokles schadet es nichts, daß man von Σοφοκλῆς τραγικῶς sprach, auch wenn er sich noch von seinen Zeitgenossen gefallen, daß man Goethe's

bedachte und Goethes Nieder sang, heute aber würde der Herr Schulte es sehr übel nehmen, wenn man von Schülern's Dummheit rede — Schülze — ist wenigstens nicht ganz so groß. Auch die Konposition verläßt allmählich dieser Manie; wenn es irgend mag, wird sie nach jener französischen Regel, die der betreffende Schreiber einmal auf der Quarta seines Gymnasiums (besser Realgymn.) gelernt, unekliniert gelassen; doch ist man hier binwieder auch so freundlich, einen kleinen Ersatz einzusetzen zu lassen; in sehr vielen Fällen findet man nämlich die Konposition ganz invariirt im Dativ stehend. Ein Lehrer des Deutschen an einem hiesigen Gymnasium verfährt mich, er finde dies fast in jedem Primaner-Aufsatz ein paar Mal, auch scheint für diesen Mißbrauch sich bereits eine Art Regel gebildet zu haben, die er nur noch nicht gefunden. Uebrigens befolgen sie nicht nur Primaner, sondern ganz „gebildete“ Schriftsteller und ich will nicht leugnen, daß es mir selber mehrere Male bereits passiert ist.

Die Sprachverbesserung beschränkt sich indessen nicht nur auf das Schreiben, das Fortes sie ergreift auch die Rede. Hier ist eine so strenge grammatische Kontrolle, wie auf dem Papier, selbstverständlich nicht am Plage. Ich meine das Eigentliche des lebendigen Wortes, die Aussprache. Orthographie und Aussprache sind bekanntlich zwei verschiedene Dinge, wenn es auch wünschenswerth ist, daß die Erstere sich der Letzteren möglichst anpaßt. Doch hat wohl kaum jemals eine Orthographie alle Nuancen der gesprochenen Sprache wiedergegeben, zumal in ihr außerdem oft historische Resten zurückblieben. Die Abweichung des *Vi-* von *ei-* ist nicht mehr rückgängig zu machen, auch steht in diesem Falle Jeder ein, daß die Aussprache etwas für sich ist und sich nicht nach der Rechtschreibung richtet. Trotzdem hat sich in Deutschland nach und nach noch eine weitere fixe Form gebildet, nämlich die: man müsse so sprechen, wie man schreibt. Die Aussprache soll sich also nach der Orthographie richten, und gerade diejenigen, welche vor Allem darauf sind, eine schöne und richtige Aussprache zu geben, die Schauspieler, sind am meisten beflissen, diesem Mißstand zu heilgen. Da nun jeder nahegelegene Mensch schließlich niemals vom Dialekte seiner Heimat ganz frei wird — da wir eben ein maßgebendes Centrum auch nicht besitzen — so hat sich auf diese Weise ein ganz eigener Schauspielerdialekt gebildet, den denn diejenigen, welche so recht gebildet sein wollen, wieder nachäffen. Ueber manche Sachen möchte ja vielleicht bis jetzt keine bestimmte Regel existiren, so z. B. über die Aussprache des Buchstaben *g*, denn nicht etwa sieht es von vornherein sehr, daß er überall fast anzusprechen, in Enghelben, z. B. Lebigger, Königin, ist dies sicherlich falsch und nach dem Gefühl aller Niederdeutschen tönt er überhaupt vielstark vor *e* und *i* weich. Allein das sind doch nur Kleinigkeiten, im Ganzen haben wir bestimmte Normen. Freilich mer von unseren Schauspielern hat eine Ahnung davon, daß das *e* z. B. zweierlei Aussprachen hat, je nachdem es ein ursprünglicher Laut oder ein Umlaut von *a* oder *i* ist — sie sehen in jeder und Weise dasselbe vor sich und meinen, es müsse gleich gesprochen werden. Das Alerndeutsche aber ist die Aussprache medialer Schlußkonsonanten, z. B. in *Wad*, die selbstverständlich als Tenues gesprochen werden müssen, während so ein *Wine* sie mit möglichstem Schmelz medial dahinkautet! Allerdings stehen wir gerade hier wieder vor einem Dilemma; soll das *g* nach norddeutscher oder süddeutscher Manier, soll man *Tog*, *Tach* oder *Taf*, wie es auch im Mittelhochdeutschen war, sprechen?

Schon oben habe ich gesagt, daß eine wirkliche Umwandlung unserer Sprache nicht zu erwarten ist. Wir können sie entweder erhalten, oder sie zerfallen; unsere Schreibweise ähnelt dann

jenem barbarischen Latein, das die Inschriften letzter Jahrhunderte des Römischen Reiches charakterisirt, wir sprechen unsere Muttersprache, wie vielleicht die Stotken des Aristophanes zufolge die herrliche Sprache Athens ertönen ließen. Man glaube doch nicht, das kann nicht genug wiederholt werden, daß das Kappalien find: eine Sprache ist das höchste Gut eines Volkes und wenn das Volk selber damit umgeht, wie jene Berliner Stroche mit den Bildern im Museum, wenn es sie gleichsam mit Messern durchbohrt und zerlegt, so übt es einen Haß an sich selbst aus; die Sprache ist, so zu sagen, der verkörperte Volksgesist, wer sie mißhandelt und verstümmelt, beraubt diesen selbst seiner Schönheit, ja seiner gesunden Gliedmaßen. Nach langen hiesigen Jahrhunderten ist uns endlich wieder Einheit und Stärke gemorden. Wenn wir diese Einheit vorzugsweise erst zur Sicherung der materiellen Verhältnisse dienbar machen, so liegt das in der Natur der Sache begründet. Aber sie muß auch mehr und mehr den geistigen Interessen dienbar werden und wer den Maßstab danach erhebt, sollte nicht als Fortschritt oder als ein angründlicher Staatsbürger verschrien werden.

Der Verfall unserer Sprache ist noch kein Definitivum. Auch andere Sprachen haben solche Perioden der Verwilderung durchgemacht und sich davon wieder erholt. Wie aber soll man ihm vorbeugen. Vor Allem muß auf den höheren Bildungsanstalten die deutsche Grammatik in ausdehnender Weise gelehrt werden, denn keiner unserer sogenannten Gebildeten, wenn er sich nicht eigens damit beschäftigt, hat die leiseste Ahnung von ihren Gesetzen und Normen. Die deutsche Sprache aber ist eben schwer, muß selbst von Deutschen erlernt werden; es giebt keine „Einfachheit“, wie in Frankreich, wo sie tadelloß, fehlerlos gesprochen wird. So weit meine Erfahrungen reichen, behauptet man die deutsche Grammatik jetzt in den untern Klassen; in den höheren wird dann die Literaturgeschichte vorgenommen und ein wenig Mittelhochdeutsch getrieben. Das ist durchaus ungenügend. Wenn möglich in Ober-Prima müßten die Geschichte und die Gesetze der Muttersprache gelehrt werden; neben seinem speziellen Berufe hat Jeder auch den, ein Deutscher zu sein, und auch hierzu muß ihn die Schule ausbilden.

Weiter wäre zu wünschen, daß endlich eine einheitliche Orthographie eingeführt würde, die zwar der historischen Entwicklung möglichst Rechnung trüge, aber allen Ballast über Bord würde; was den Spaniern gelungen ist, sollte uns doch wohl auch gelingen. Dies müßte eben das Reich selbst in die Hand nehmen; eine Kommission von Sachkundigen sollte die Regeln fest; alsdann würden dieselben sofort in sämtlichen Schulen eingeführt, Zeitungen, Schriftsteller und Verleger aber ersucht, sie zu befolgen, und wenn die Ultramontanen und Sozialisten sich vielleicht sperren sollten, wäre das am so spathafter. Weiter wäre in der ersten Klasse aller Gymnasien und Realgymnasien eine Stunde wöchentlich für den wissenschaftlichen Unterricht in der deutschen Grammatik festzusetzen, auch in den höheren Bürgergymnasien müßte dieselbe möglichst ihrer historischen Grundlage nach erläutert werden. Auch hier müßte zuvor freilich über Alles was bisher zweifelhaft war, sowohl in Bezug auf Akzente, wie vor Allem in Bezug auf die Aussprache eine Verständigung erzielt werden. Ich bin überzeugt, es würde bald anders: wir würden bald nicht mehr überall durch die größten Sprachfehler geholt, und das schmerzliche Verhältniß unserer Literatur würde in allem Glanze erhalten bleiben. Die Zeitungsschreiber aber müßten für jedes überflüssige Ganselischen, ob nun hingekrieben oder hingusgedenkt, fünf Thaler Strafe bezahlen.

Hans Herrig.

Künstlerleben in Italien.

II.

Der Kreis, der zu Anfang dieses Jahrhunderts sich aus deutschen Gelehrten und Künstlern in Rom zusammenfand, kann als eine unmittelbare Nachfolgerin Goethens angesehen werden. Die Anregung, die dieser außerordentliche Mann nach so vielen Richtungen hin gegeben, hat nach eben so vielen Richtungen hin bedeutungsvoll Wurzel geschlagen, in poetischer und ästhetischer Beziehung, in Bezug auf das Wiedererwachen der Liebe für die alte deutsche Baukunst, wie das Aufnehmen der orientalistischen Richtung; alle diese Dinge, bei denen er die ersten pflanzenden Hände angelegt, sind reiche Keimer für die deutsche Nation geworden, die auf ihnen den Blüthenzustand genossen und die Früchte eingeerntet hat. Nicht am geringsten anzuschlagen unter diesen Bestrebungen Goethens ist seine Liebe für Italien und zwar ganz ungetheilt für das Land selbst und seine Schönheit, für seine Sprache und Geschichte, für seine alte und neuere Kunst. Die Sehnsucht, einmal über die Alpen zu gehen und sich's eine Weile wohl sein zu lassen bei den Schätzen der Hesperiden, war ein ureigenthümlicher Zug der Deutschen, der im Mittelalter zu schweren Kämpfen und vielem Unheil Anlaß gab, der in der Zeit der Humanisten im sechszehnten Jahrhundert fruchtbringend auf den Bildungsstand von Deutschland einwirkte, dem aber dann in der ganzen Zeit der Religionskriege und dem darauf folgenden Jahrhundert durch Verarmung ein Ziel gesetzt war. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde wieder die alte Sehnsucht mächtig, nachdem die Reisen nach Italien auf eine ganze Weile außer Gebrauch gekommen waren. Winkelmann war in dieser Beziehung bahnbrechend, Lessing erreichte nur die Vorhöfe der hesperischen Gärten, wie denn überhaupt im Leben dieses großen Mannes außerordentlich viel nur Entwurf geblieben ist und bei Welchem nicht Alles zur Ausführung gelangte. In Goethe nun steigerte sich der Trieb nach Italien zu gehen fast bis zur Krankheit, von der zu genesen erst die erlösende Reise selbst das Mittel war.

Aber wie beglücklich hat er sich dann von seiner Sehnsucht erholt; mit welch' satten, reichem Entzücken fährt er langsam von den Alpen herab auf die Apenninen zu, mit welcher Heiterkeit, Ruhe und Besonnenheit, mit wie scharfen Augen beobachtet er, fixirt er, und welche Klieder entsprangen dann aus der ästhetischen Vermählung des germanischen und italienischen Weistes! Die Entwürfe seiner dessen Schöpfungen datiren aus dem langen Aufenthalte in Rom, der ganz und gar der Arbeit angehört und dennoch ein einziges Genießen blieb.

Seitdem erhielt sich nicht allein dieser Trieb zur Reise nach dem Süden, sondern auch in Rom selbst war jederzeit eine Kolonie nordischer Künstler, in der die deutschen den Mittelpunkt bildeten, oder auch Schweizer, Niederländer und Skandinavier haben alle Zeit diesen Kreisen angehört.

In einem früheren Artikel*) haben wir an der Hand von Eggerts Biographie gesehen, wie in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts auch für Rauch nach einer Art von modernem Sklaveneleben Italien das Land der Erlösung geworden war, wie er dort in einen weiten Kreis, dessen Centrum Wilhelm von Humboldt war, als gereifter Mann eintrat, in überraschend kurzer Zeit vom gänzlich Unbekannten zur ersten Kunstgröße in seinem Fache wurde. — Zahlreiche Bezeugungen aber verbanden

beide Humboldts, vornehmlich Wilhelm, mit Goethe und dem weimarischen Kreise. Es kann daher kein Wunder nehmen, wenn auch gerade in Künstlerkreisen Weimars die Lust regte war, Italien zu besuchen und wenn sich die Kinder Thüringens gleichfalls um die ihnen durch den Altmeister eröffneten Humboldt'schen Klüfte schauerten.

Heute ist es eine Künstlerin, die wir in diesem Kreise suchen und finden, eine vor nicht allzu langer Zeit in hehem Greisenalter verstorbene Malerin, Luise Seidler, die sich in ihrer Jugend der Freundschaft Goethens und Humboldt's rühmen konnte, in ihrem Alter noch die Freude erlebte, eine Frau aus ihrem zahlreichen Schülerkreise, die Prinzessin Auguste von Weimar, auf dem ersten Thron Deutschlands als Beschützerin der Künste zu sehen. Wie wenig und pietätvoll die Schüler und Schülerinnen an der alten Meisterin hingen, dessen ist das Verhältniß der Königin Augusta zu Luise Seidler ein lebendiges Zeugniß, und als die große Lehrerin die Augen für immer schloß, so hatte schon die politische Affektion begonnen, die Deutschland einig und mit der Verwandlung des Thrones der Schülerin in einen Kaiserthron einigte. Dem überaus merkwürdigen Buche, welches die Erinnerungen Luise Seidler's enthält,*) kommen drei Umstände zu Gute, und zwar erstens der, daß der weitans größte Theil des mühsigen Standaubes die Selbstbiographie der Künstlerin ist; zweitens, daß sich in Hermann Ulke ein geschmackvoller und kenntnißreicher Schriftsteller gefunden hat, der die Herausgabe, Verordnungsung und Abrundung des Buches zu einem Gange mit Pietät, großer Detailkenntnis und seinem Sinne gewidmet hat; der dritte, last not least, die Verlagshandlung. Wenn man das Buch umdreht und die Angaben auf der Rückseite liest, so findet sich da eine wunderliche Gesellschaft. Die Jugendenerinnerungen des alten Mannes, Wilhelms v. Kugelgen, J. Harß's Erinnerungen an Henriette Herz, Wilhelm v. Schadow's Erinnerungen an dem Künstlerleben, Gustav zu Putlitz' Leben Karl Immermann's, der Lebensmorgen Wilhelm Harßig's, die Selbstbiographie des Grafen Sebnitzky; eine dunkle, eine merkwürdige Vereinigung! Kein einziger von ihnen, der mit Schwert oder Feder in Staat, Politik und Geschichte eingegriffen, kein einziger, der eine äußerlich große Rolle gespielt, ja abgesehen von Karl Immermann kein einziger, der auch nur äußerlich ein probirender Künstler war. Denn Wilhelm v. Schadow hat zwar als Direktor und in der Ausbildung trefflicher Schüler das Höchste geleistet, selbst aber nie nennenswerthe Erfolge erzielt. Dennoch besteht eine gewisse Verwandtschaft unter all diesen Büchern und dem vorliegenden, und diese Verwandtschaft geht hinaus über die sehr ehrenwerthe Position, welche das halbe Duzend Leute, von deren Biographien ich spreche, in der bürgerlichen Gesellschaft eingenommen haben, zu deren Herde sie gehörten. Es ist, es ist auch die Leutchen unter sich gar nicht eben nur oberflächlich gekannt haben mögen, ja sogar räumlich und zeitlich recht weit getrennt sind, dennoch ein weiteres Band, das all diese Bücher verbindet.

Ich möchte sagen, daß es die Gemüthsstärke der Biographen ist, oder auch das reich noch nicht aus, um den Kernpunkt zu bezeichnen. Daß ihr Gemüthsleben ein reiches, bewegtes, phantasievolles interessantes in einer unbeschäftigten und darum ganz naiven und den Leser an gleich gestimmten Seiten aufrollend beruhigendes ist, daß dem Leser die Empfindung, ja die Empfindlichkeit, mit der die Seele seines eigenen Innern wiederklings, trappirt, das ist die gemeinliche Signatur dieser Bücher. Und

*) Nr. 1 dieser Blätter.

*) Berlin, W. Herz, 1874.

es ist noch eins, was ich hier hervorheben muß, noch ein gewisser kühner Zug in allen, den ich am Besten durch einen Gegenstand markire. Das glaubte kein besseres Beispiel für ihn finden zu können, als das Varnagen'sche Ehepaar. Mann und Frau gleichfalls mit reichem Gemüthsleben und starkem Verstande begabt, stellten sich, ganz von der Frage absehend, ob, was sie niedergeschrieben haben, für den Druck bestimmt war oder nicht, gleichsam auf den Markt, und freuten, was innerlich in ihnen verzehrt, laut und unerschrocken aus. Diese Art hat auch ihre Berechtigung, aber die bewußte Reflexion berührt nicht angenehm, und diese Signatur geht durch Alles, was aus dem Varnagen'schen Kreis stammt oder ihm anverwandt und zugethan ist, bis auf die letzten Massen-Publikationen Ludwigs Aflangs herab aus allen möglichen fremden literarischen Nachlässen, Dinge, die zum Vortheile der Autoren besser nicht publizirt worden wären. (Einem Zeelenkranke kann und wird nicht entgehen, daß offenbar die eigenthümliche Persönlichkeit des Verlegers den Publikationen, die uns hier erreichen, zu Hülfe kommt. Alle diese Schriften erscheinen zunächst so geartet, daß man sich über ihren Druck wundert; ja der Zweifel möchte nicht unberechtigt sein, ob diese Bücher am Ende erst lange Zeit geblieben waren, ehe sie in die richtige Hand kamen, weil ein oberflächlicher Geist ihnen sicher nicht das rechte Prognostikon hätte konnte, und dennoch sind alles Bücher, die einmal erkannt, von ihren Eigenthümern werth gehalten werden, die sicher nicht mit dem einmaligen Ablass einer Hügels über die Welt gesandten Auflage ihre Wirksamkeit beendet haben werden.)

In dieser eigenthümlichen Literatur, zu deren Schilderung wir etwas weit ausholen mußten, nimmt Luise Seidler's Buch einen herrverragenden Rang ein; gerade weil auch hier die naive Darstellung eines reichen Gemüthslebens vorliegt, weil ferner die Verfasserin einer Zeit und einer Gesellschaft angehört, die den Menschen nach jeder Richtung hin wohl zu formiren verstand, so findet sich neben scharfer Beobachtungsgabe und guter Schreibweise auch ein Lebensganz, der gut projectirt und leuchtend durchgeführt wurde.

Die Jugend Luise Seidler's, auf den ersten 150 Seiten beschriebenen, spielt in Jena und Weimar. Die große Schlacht, die politischen Ereignisse der folgenden Jahre bis zur Schlacht bei Leipzig, alles das pulsterte im Herzen Deutschlands. Theodor Körner, Arnob, der Herzog Karl August, Saloman in Schneepfaden, die Familie Freemann, Minna Herbig, Bettina und vor allen Dingen Goethe selbst, treten als lebende Personen auf, und die minute Lebenswirklichkeit des Lesers, die man oft in ihrer Unkenntnis angezweifelt hat, ist kaum klarer und schärfer zur Anschauung gekommen, als hier in wenigen Zeilen. Studien aus der alten und neueren italienischen Kunst, von antiken Tempeln und Rafael'schen Bildern, vor allem aber ein Brief, welchen Luise Seidler in München im Schelling'schen Hause von Henriette Herz erhielt, brachten ihren alten Vater, ein Bild ihres Lebens in Stellen zu verbringen, zur Ausföhrung. Mit Energie und Geschick wußte Luise das zu ihrer Zeit noch große und mühsame Unternehmen durchzuführen, und der wichtigste Theil, das zweite Buch, spielt in Italien.

Damals (1818) fuhr noch der Wagen vor, und das Herz pulste gewaltig, wenn man Abschied nahm und einstieg. Welch ein Unterschied, wenn die heutige Jugend nach Rom reist! Koltürig steigt man in den Eisenbahnwagen, ins Dampfschiff und landet in Civita Vecchia, erreicht die herrliche Roma auf dem letzten Bege und gelangt durch unbedeutendes Straßengewinnel zum Hotel. Weit poetischer kam die Verfasserin, die in guter Gesellschaft reiste, über die blauen Berge quer durch Tirol in

das geliebte Land der Künstler, und die erste längere Rast in Venedig war ihnen ein Traum.

Gleich am den ersten Seiten des Aufenthalts in Rom tritt uns die ganze Künstlergesellschaft lebendig entgegen, mit deren Anfängen neun Jahr früher Rauch dort verweht hatte. Gericini und Jester in ihrer eigenthümlichen Art sind nun diese Leute geworden: Schnorr von Karolsfeld, die beiden Belli, von denen Philipp und seine Gattin Carolina, eine geborene Römerin, noch heute als rüstige Greise auf dieser Erde weilen, unter allen Freunden Luise's ihre Intimsten; der Konstl. Bartoldi, der erste Meilen des jüngeren Künstlerkreises, dem auch Cornelius, Overbeck und Schadow angehörten, das waren die ersten, mit denen unsere Heldin in Berührung trat. Ein junger Gesandtschafts-Beamter begegnete ihr gleich am dem ersten Heimwege, ein gewinnender Mann, sein volles rundes Gesicht, getragen wie seine ganze Figur, bartlos, ohne lebhaftes Kolort, ein Mann von lebhaftem herzlichen Wesen — Josias Punsen, damals noch ein unbekannter Legations-Sekretär. Er blieb ihr immer als das seltene Beispiel eines Mannes, bei dem Glück und Verdienst Hand in Hand gehen, und es war nicht schwer, die künftige Bedeutung des gelehrten jungen Diplomaten vorauszu sehen. Der preussische Gesandte war um die Zeit noch Niebuhr; ihn und seine Familie haben wir genau kennen gelernt aus Springer's Biographie Dahlmann's. Das echt germanische Wesen dieses dithmarsischen Mannes, die klassische Bildung, die tiefen gelehrten Kenntnisse, all das prägte sich in der verhängnisvollen Einrichtung, in dem vaterländischen Aussehen der Wohnung, des Familiensimmers, des Gartens aus, die im Theater des Marcellus eingerichtet waren.

Daß Luise Seidler bald in nahe Bekanntschaft zu Frau von Schlegel, der Mutter der beiden Vets, und zu Henriette Herz trat, welche in Angellka Kaufmann's Künstlerhaufe rehrtrien, ist selbstverständlich. Ihr dankte sie die Bekanntschaft der Frau von Humboldt. Diese elbe Frau, zu der die Verfasserin in das intimste Verhältniß trat, wie Rauch zu Wilhelm von Humboldt, erwies sich nach dem Zeugniß aller als eine echte Mutter für alle besseren Künstler; wo sie von einem guten Kunstwerke hörte, versuchte sie nie, es zu sehen; fand sich der Schöpfer desselben in drückender Lage — in Rom seine Seltenheit — so vermittelte sie bei seinem Fürsten oder wo sonst möglich war, den Verkauf seiner Arbeit oder die Erneuerung seines Stipendiums. So sorgte sie auch für Luise Seidler durch Vermittelung ihrer Freundin, der Schwägerin Schiller's, Frau von Wolzogen. Im weiteren Verlaufe der Darstellung lernen wir Thierwolden, Bach und Fr. Schlegel kennen; auch die Potentaten Europas kommen zuweilen nach Rom, der Prinz Friedrich, der nachmalige Herzog von Getha, mit ihm der später so bekannte Herr v. Stodmar, auch der Kaiser Franz und der König Friedrich Wilhelm III.

Luise Seidler war eine vortreffliche Kopistin und hat mehr als einmal Rafael'sche Werke vergänglich kopirt. Der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's III. in Rom sind einige der besseren Rafaelkopien zu verdanken, die später Friedrich Wilhelm IV. mit den andern zu dem Rafael-Saal in Potsdam gesammelt hat.

Das Leben der Künstler in Rom war überhaupt ein im Großen und Ganzen durchaus kameradschaftliches. „Als wir erst näher mit einander bekannt geworden waren, versammelten sich alle sehr oft bei mir am des Abends gesellige Stamme. Der Thee aus einer großen Blechkanne, deren schätzbare Akquisition mit gelingen war, mündete vortrefflich. In gewöhnlichen Wohnungen gab es weder Kaffee- noch Theegeschir, man kam in Kaffeehäusern zusammen. Thee wurde auch dort nicht verabreicht, nur eine ungeheure Kaffeekanne brodte den ganzen Tag am Feuer, da zu

allen Stunden Kaffee getrunken wurde. Das Frühstück ließ man sich ins Hand bringen; ein kleiner netter Butsch Klingelte früh, und brachte auf einem gelben Blechbrett für jede Person ein Ränzchen, Cucumetto genannt, mit Kaffee, ein Schälchen mit Krumengut, ein Glas Wasser und ein Bechden. Milch gab Demjenigen, der sie besonders verlangte, eine Morgens in die Hölse der Häuser getriebene Drecke Ziegen ganz frisch. Nach einer Stunde Klingelte es wieder, der Kellner kam und holte das Geschirr wieder ab, wobei er das leere Cucumetto auf eine lange Schnur zog, die ihm über die Achsel hing, so daß er endlich mit den Ränzchen wie mit einem Schellengetöse anstürzhaft war. Viele Künstler und besonders die, welche ihre Arbeit außer dem Hause hatten, nahmen ihr Frühstück im Kaffeehause feisch ein. Das uns zunächst gelegene hielten vier alte Ungarn, von den Künstlern Restken (Nachteulen) genannt, in einem kleinen, ärmlichen, unreinlichen, mit halb zerfallenen Möbeln ausgezieren Fesal, das aber durch seine günstige Lage an einem Anselnpunkte der Straßen, wo die meisten deutschen Maler wohnten, sehr begünstigt war. Hier versammelten sich mehrere der ausgezeichnetsten Künstler, die, nachdem sie gefrühstückt hatten, ihr lebhaftes Unterhaltung oft noch lange vor der Thür fortsetzten. Das ergötzte mich, da ich sie vom Fenster meiner Wohnung aus beobachten konnte, oft außerordentlich, zumal ich das Verorten des Landschaftsmalers Rhoden aus Basel und das lebhaftes Deklamiren des sächsischen Malers Platner, zu denen die beiden ruhigen Weiss und der stille Kupferstecher Rucheweb einen drohigen Kontrast bildeten, theilweise verstehen konnte.

„Die Geburts- und Namenstage der verschiedenen Künstler wurden feierlich begangen. Fröhlichkeit und mantere Scherze waren bei diesen Gelegenheiten, welche den Charakter von Familienfesten trugen, an der Tagesordnung. Am 15. Mai 1819, dem ersten Geburtstage, welchen ich in Italien verlebte, waren alle bei mir so vergnügt, daß wir zuletzt in den großzügigen Versen sprachen, einige Russkische sangen einander immerwährend in Rezitativ an, zu denen ein Dritter über die Oultrare rief und Lüne hervorbrachte. Zur Begrüßung für jeden Eintretenden ward ein Feuerwerk dadurch hergestell, daß Vorderzweige aus dem Kamin geworfen wurden, die Früchte platzen dann in der Gluth und es gab ein Gefräßel wie von deutschen Knall-Donners.“

Eine hervorragende Rolle unter den heiteren Bannenen spielte der Berliner Landschaftsmaler Köfeler, welchem seine noch lebenden Verehrer an anderem Ort ein Denkmal gesetzt haben. Niemals vergaß man in diesem Kreise Götze zu feiern; die wichtigsten Tage seines Lebens wurden begangen; seine eintreffenden Briefe waren Hauptereignisse.

Das dritte Buch (1823–66) ist nicht mehr von der Künstlerin selbst geschrieben; mit der Rückkehr in die Heimath brachen ihre Mittheilungen ab, der Tod hinderte die Fortsetzung ihrer Zeichnungen. Es ist ein rührender Gedanke, daß die Greisin mitten in den seligen Erinnerungen ihres Erdendaseins zur Ewigkeit abgerufen wurde. Gleichwohl steht der letzte und kürzeste Theil des Buches den vorhergehenden an Interesse nicht nach. Herr Kluge hat es meisterhaft verstanden, das Buch in dem angeschlagenen Tone zu Ende zu führen und das einmal für seine Helbin gewonnene Interesse des Lesers wird nicht fähler bis zum Schluß, bis zu dem Tage, da man die Achtzigjährige, die bis in ihr Alter amuthig geblieben war, unweit der Kirschengrunt in der Nähe Schiller's, Goethe's, Karl August's ihr ewigen Ruhe trug. Ein schlichter Stein mit selbst gewähltem Spruch deckt ihre Asche. Zu Häupten desselben erblickt man den von Angelika Riccio modellierten Felsstein.

P. P.

Österreich-Ungarn.

Die ungarische Literatur im Jahre 1873.

Aus literarischem Standpunkte mag wohl das verfloßene Jahr in keinem einzigen Lande als eine epochemachende Mischzeit betrachtet werden können; allein wir können behaupten, daß es wenigstens für Ungarn mit zu den besseren gehörte, welche uns zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt. Nicht nur, daß es sich, im Vergleich mit den früheren Jahren, numerisch immer kräftiger und mächtiger darstellte, ein Umstand, welcher schon an und für sich als eine nicht zu unterschätzende Thatfache betrachtet werden muß, da es auf eine stets wachsende Zahl der Leser hinweist, auch qualitativ kann es den gerechten und unbefangenen Beobachter mit Zufriedenheit und Vertrauen an die in der Zukunft noch mehr verheißende nationale Lebenskraft erfüllen.

Die Zahl der erschienenen Werke übertrifft um das Doppelte die der vor 20 Jahren publizirten literarischen Erzeugnisse. Noch erfreulicher würde dieser Vergleich in Betreff der periodischen Literatur ausfallen, welche sich in der letzten Zeit eben auf den ersten Gebieten der glücklichen Erfolge zu rühmen hat. Natürlich darf man dabei nicht nur jene Unternehmungen ins Auge fassen, welche ihre Entstehung diesem Jahre verdanken; man muß auch die in Betracht ziehen, welche zwar früher entstanden, allein auch in dieser letzten Zeit reichlich mittheilte, den großen Kampf der Bildung ersehnten Zielen entgegenzuführen.

Unter allen Spielarten unserer Zeitschriften ist wohl keine so zahlreich, als die pädagogische, die beinahe jüngste von Allen. Noch mehr Anerkennung verdient der Umstand, daß diese rege Theilnahme auch in den politischen Blättern einen lebendigen Ausdruck fand. Nicht nur die großen hauptsächlichsten Journale, auch manche der kleineren Provinzialblätter eröffneten eine ständige Rubrik für Schulangelegenheiten, in welcher alle brennenden Fragen und wichtigsten Ereignisse auf diesem Gebiete meistens von sachverständigen Fachmännern besprochen wurden. Unter all diesen mannigfaltigen Erscheinungen will ich nur das angesehenste Organ „Magyar Tanügy“ (Ungarische Unterrichtswesen) erwähnen, das sich zwar im Einzelnen unerquickliche Klauenwirtschaft zu Schulden kommen ließ, im Großen und Ganzen aber immerhin treffliche Dienste leistete, da die rührigen jungen Redakteure Heinrich und Kleinmann mit geringer Ausnahme beinahe alle sachverständigen Kräfte herangezogen hatten. Und da wir uns einmal bei der Pädagogie find, wollen wir zugleich die Entschloßtheit für Volksschullehrer erwähnen, wovon bisher nur der erste Band erschien. Sie wurde unter Mitwirkung namhafter Fachmänner von Aladár Molnár, zu Zeiten Göttke's Sekundarlehrer und rechte Hand des Kultusministers, einem unserer bewährtesten Pädagogen herangezogen.

Zu den Wissenschaften, welche hauptsächlich der periodischen Presse eine befondere Pflege verdanken, gehört auch die nationale Philologie. Gabriel Sgarad, Verfasser einer werthvollen, von der Akademie preisgekrönten Monographie über die Tempora des ungarischen Zeitwortes, gründete vor Kurzem eine spezielle Zeitschrift „Magyar Nyelvőr“ (Hüter der ungarischen Sprache), welche sich ausschließlich mit vaterländischer Sprachkunde beschäftigt und trotz ihres streng wissenschaftlichen Charakters auch in weiteren Kreisen einer stets wachsenden Theilnahme begegnet. In philologischen Arbeiten traten sich außer dem Redakteur noch Budenz, Hunfalvy, Szendrői und der in diesem Jahre verstorbene Klebl besonders hervor.

Die naturwissenschaftliche Gesellschaft, welche schon bisher eine mehr popularisirende als fachwissenschaftliche Zeitschrift herausgegeben hatte, verband dieselbe mit einem neuen Unternehmen, welches die Uebersetzung der besten ausländischen Schöpfungen dieser Richtung zum Zwecke hat. Bisher erschienen Cotta's Geologie und Darwin's Origin of species. Die neuentstandene Geographische Gesellschaft gründete ebenfalls eine Zeitschrift ähnlicher Richtung, ebenso das Professoren-Kollegium der neueröffneten höheren ungarischen Militärschule Ludovica Academia. — Die nationalökonomischen Fachblätter vermehren sich und die von der archaischen Kommission der Akademie und der geschichtlichen Gesellschaft veröffentlichten strengwissenschaftlichen Zeitschriften arbeiten an ihrer Aufgabe rüstig fort. In der ersten waren Rimer und Henszlmann, in der letzteren Petka Szilágyi und Thaly thätig.

Zu dem von Szana redigirten, vorwiegend kritischen „Hírnél" (Beobachter), gesellte sich noch eine erstere allgemeine-literarische Zeitschrift, das Bekannte „Atheneum", welches im Gegensatz zu dem Obigen, mit beinahe gänzlicher Ausschließung der Kritik, neben ausgewählten belletristischen Proben, das Hauptgewicht auf alle Gebiete der Wissenschaft, Kunst und des öffentlichen Lebens erstreckend und für die gebildete Lesewelt berechnete Aufsätze legt. Dasselbe Ziel, das sich das „Atheneum" in Betreff der geistig höheren Schichten der Gesellschaft gesteckt hat, verfolgt in Betreff des kleinbürgerlichen Publikums das von Miklos Nagy redigirte „Vasárnapi Nép" (Sonntagsblatt) seit langer Zeit mit außerordentlichem Geschick und Erfolge. Derselbe verdienstvolle Schriftsteller gründete in diesem Jahre ein ähnliches Unternehmen „Képes Nép" (Illustrirte Volksblatt) für das in strengem Sinne des Wortes genommene, eigentliche Volk. Selbstverständlich kann man dieser Zeitschrift im Interesse der Volksbildung, dieser einzig wahren Grundlage des gesellschaftlichen Fortschritts, nur das Beste Gedenken wünschen.

Dass auch die politischen Blätter in mancher Beziehung erfreulichen Fortschritt zeigen, wurde schon bei der Pädagogie erwähnt. Nebenliche Kürzigkeit war, obwohl im geringeren Grade, auch bei der Besprechung literarischer Erzeugnisse bemerkbar; auch zu diesem Behufe eröffneten einige Journale fähige Rubriken. Dagegen ist zu Ende des Jahres in der eigentlichen Publizistik ein empfindlicher Verfall eingetreten. Bisher gab es in Ungarn im erfreulichen Gegensatz zu den österreichischen Zuständen im Allgemeinen nur zwei große politische Parteien; das hat sich in letzter Zeit geändert. Wir haben eine Anzahl neuer und kleiner Parteien bekommen, die nun auch alle selbstständigen Organe gründeten, deren Mitarbeiter aus den Reihen der bei den schon bisher bestehenden Zeitungen beschäftigten Journalisten hervorgingen. Es entfiel dadurch eine unumgängliche Talentzerstreuer und Kraftverwendung, bei der uns nur das trösten mag, daß sie wahrscheinlich von keiner langen Dauer sein wird.

Noch kläglich steht es mit den eigentlichen belletristischen Blättern aus. Romanportage-Romane und Sonettmuster, das ist die einzige Nahrung, welche sie, leider schon seit Jahren, ihrem Publikum bieten.

Abthätlich zuletzt erwähne ich die schätzbare Bereicherung unserer periodischen Literatur, die von Paul Gyalai herausgegebene „Budapesti Szemle" (Budapester Revue), eine Zeitschrift, die sich in äusserer Form und innerer Richtung ganz der berühmten französischen Revue anlehnt. Um das große Verdienst des Herausgebers mit ein paar Worten zu charakterisiren, will ich nur darauf hinweisen, daß er bei dieser schwierigen Arbeit nicht nur ihren vorhandene Kräfte verwertete, sondern auch bisher ganz

unbekannte Talente ans Licht zog und manche benutzte, allein schon längst schweigende Schriftsteller, wie: Daniell, Pusztó, Szécsen, ja sogar unseren größten lebenden Dichter, Johann Arany, der Literatur so zu sagen gründerberre.

Unter den einzelnen Wissenschaften steht, so an Zahl wie an innerem Inhalt, die Geschichte im Vordergrund; und innerhalb dieses Kreises ist wieder die einheimische Kultur jenes Gebiet, welches mit größter Sorgfalt bebaut wurde. Das „In- und ausländische Schulwesen im 16. Jahrhundert" von Wilhelm Franke, das „Alte Pest" von Rómer und die „Geschichte der Jagzier und Kumaner" von Gyarfás, enthalten die werthvollsten Beiträge zu unserer nationalen Entwicklung. Auf dem Felde der allgemeinen Geschichte bewegen sich die schätzbaren „Beiträge zur Geschichte der Krön" von Kón und die Werke über die Feinden von Péteri und Stefan Toldy. Auch zwei publizistische Arbeiten möchte ich hier anführen: „Közösgyeinről" (Ueber unsere öffentlichen Angelegenheiten) vom Ex-Ministerpräsidenten Kondai und eine Studie über neuere englische Staatsmänner aus der Feder eines noch sehr jugendlichen Schriftstellers, Andreas Öberg.

Ebenso eifrig war man bei der Uebersetzung fremder und hervorragender Geschichtswerke. Die Akademie nahm die Herausgabe von Kurtius' „Griechischer Geschichte", Mommsen's „Römischer Geschichte" und Max Dand's „Geschichte des Alterthums" in Angriff. Unter dem Protectorat derselben Körperchaft sollen noch Bluntschli's staatsrechtliches Werk, Max Müller's „Vorlesungen über Sprachwissenschaft", Stuart Mill's „Logik" und Ewer's „Leben Goethe's" erscheinen. Die großen Werke Macaulay's und Bodley's wurden fortgesetzt, Ledo's „Geschichte der Aufklärung" und Beccardo's kulturgeschichtliche Arbeit sind bereits vollständig erschienen.

In der Rechtswissenschaft steht das Grundwerk über ungarisches Privatrecht von Professor Benczel obenan, welches jetzt in einer durch die Umstände gebotenen gänzlich neuen Auflage erscheint. Verdienstvoll sind noch der Handelsleber von Professor Katal und das ungarische Staatsrecht von Professor Kerdul.

In der Statistik lieferten Keti, Krósti und Szeytany verschiedene messens für die Vervollständigung bestimmte treffliche Arbeiten.

Die äusserst schätzbare große ethnographische Arbeit von Blakus Orbán, die „Monographie des Szekellandes" ist zum Abschluß gelangt. Ein anmutiges Werk der Frau De Gerardo, „Meine Reise in Orichenland", beschäftigte sich eingehend mit manchen kunsthistorischen Fragen, und in der Geschichte traten sich ein älterer und ein jüngerer Schriftsteller, August Gregus und Ladislav Rév, besonders hervor; jener durch eine Sammlung verschiedener Aufsätze, dieser durch die Vervollendung seiner in drei besonderen Theilen erschienenen, durch die Kisalud-Gesellschaft jedesmal preisgekrönter Dramaturgie. Der erstere ist außerdem von der Akademie mit einer größeren Schakspeare-Ausgabe betraut worden, welche der von der Kisalud-Gesellschaft besorgten, nunmehr vollständig verlegenden ungarischen Schakspeare-Ausgabe als Einleitung dienen soll.

Auf dem Gebiete der Belletristik erregte „Dellbábel hűe" (Der Held der Tata Morgana), ein längeres episches Gedicht allerdings die größte Aufmerksamkeit, um so mehr, da sein musikalischer Verfasser noch immer nicht zweifellos feststeht. Arany's Auftreten hatte ich schon erwähnt. Gyalai setzte seinen „Rományi" fort und Bajda, der feurigste aller nachrevolutionären Poeten, erntete gedächtes Luschen mit der Veröffentlichung der ersten Gesänge einer größeren poetischen Erzählung. Die profaische Epik hingegen kann nicht einmal ähnliche erfreuliche Er-

schneidungen aufweisen. Selbst Jital und unsere talentvollsten Novellisten Kowol, Tolnai, Balasz und Wertst traten mit keiner bedeutenderen Arbeit hervor.

In der Poesie begegneten wir nur jüngeren Kräften und zwar auch nur durch kleinere in Zeitschriften erspielte Gedichte. Besondere Erwähnung könnten nur der talentvolle, aber leider nur oft unklare und auch banale Aladár Benekes, der vorwiegende Komiker und der begabteste Sprößling der jüngsten Generation, Alexander Endrödi beanspruchen.

Günstiger gestaltete sich die dramatische Literatur. Szilágyi, der fruchtbarste ungarische Schauspielbildner, kann seine preisgekrönte „Bakaria“ zu seinen besten Tragödien zählen und Károly, der sich vor beinahe zehn Jahren durch seinen „Melosus“ auf einmal die Gunst des Publikums erworben hatte und sie in seinen späteren Stücken nie wieder errischen konnte, erntete mit seinem letzten Drama „Kerköl barátok“ (Die Mönche von Krastan) einen ungewöhnlichen Beifall. Ein äußerst amüsantes Lustspiel von Beregi, das bisher nur an kleineren Bühnen gegeben wurde, kam endlich auch im Nationaltheater zur Aufführung. Dasselbe Institut wandte auch der ausländischen Literatur eine sorgfältigere Aufmerksamkeit zu, wovon die Namen Calderon, Moreto und Motiere, sowie die überaus glänzende Aufführung Richard's III. einen erfreulichen Beweis liefert.

Schließlich will ich noch der poetischen Uebersetzungsliteratur gedenken. Sobald ich aber dieses Feld betrete, muß ich einen Mann nennen, dem sein Vaterland in dieser Beziehung untreulich das Meiste verdankt; es ist dies Karl Szék. Dieses Jahr brachte von ihm die Sammlung seiner kleineren Uebersetzungen aus Heine, Moore, Burns, Byron und Alfieri Hugo. Aus seiner Zeit entstammte auch die Uebersetzung der in diesem Jahre zum erstenmal aufgeführten kleineren Komödien Molière's. Unter den jüngeren zeichnete sich besonders durch seinen Gleich Wilhelm Szépi aus, dem wir aus letzter Zeit Calderon's „Leben ein Traum“ und ganz neuerdings den „Don Quixote“ des Cervantes verdanken. Ebenfalls der spanischen Literatur wandte sich ein noch jüngerer Schriftsteller, Gustav Békess, zu, von ihm hatten wir den Eude Moreto's. Gregus übersehte den „Gib“ Corneille's neu und die treffliche Uebersetzung der Aufregungsszenen „Deorum natura“ erlebte in der kürzesten Frist eine zweite Auflage.

Endwig Sány.

England.

Gründung einer neuen Shakespearegesellschaft.

Die Vorboten der deutschen Shakespearegesellschaft lassen die Engländer nicht schlafen. Sie beabsichtigen eine New Shakespeare Society zu gründen, die haben Recht. Denn welchem Volke gehörte es mehr, den großen Engländer zu ehren als dem, in dessen Sprache er seine Meisterwerke geschaffen, unter, und mit dem er gelebt, welches das Glück hat, ihn zu seinen Bürgern im eigentlichen Sinne des Wortes zu zählen. Wenn wir Deutschen auch, Dank dem eifrigen Bemühen so mancher unserer hervorragenden Männer, Dank der anerkennenden Bewunderung, mit der wir dem Beispiel anderer tiefsten Dichter folgend, zu ihm emporblicken, — Shakespeare als auch und angehörend betrachten dürfen, so haben wir ihn uns doch erst aneignen, in unser Leben übertragen müssen, während in seinem Heimatlande seine Sprache

nach immer unmittelbar zum Herzen eines Jeden dringen kann. Die Engländer, die den deutschen Leistungen auf diesem Gebiete eine ebenso warme, sie wie und ehrende Anerkennung schenken, haben vollkommen Recht mit ihrer Aufforderung zur Gründung dieser nationalen Gesellschaft. Herr Furnival, von welchem diese Aufforderung ausgeht, ein Mann, der sich schon in seinen religiösen Arbeiten für The early English text society als thätigen Kenner der einschlagenden Literatur gezeigt hat, wird sich den Dank der englischen Nation sowohl wie den aller übrigen Völker, die Sinn haben für das Große und Schöne, erwerben, wenn es seinen Bemühungen gelingt, eine der großen Aufgabe würdige Gesellschaft im Vaterlande des größten Dramatikers der Kunst wieder ins Leben zu rufen.

Nach dem Programm, das Herr Furnival entworfen, sieht sich The new Shakespeare Society die Aufgabe der Erforschung Shakespears als Mensch wie als Dichter, das Einbringen in seinen Geist, in die Entfaltung dieses Riesengeistes.

Die Hoffnung, diese ungeheure Aufgabe annähernd zu lösen, ermöglicht nur das gründlichste, unlässigste, chronologische Studium der Werke, in denen sich das Besten des Meisters unter all den vielgestaltigen Schöpfungen seiner unvergründlich reichen Phantasie doch auch immer selbst offenbart. Es würde man die Aufgabe der Gesellschaft sein, mit möglichster Bestimmtheit, mittels aller inneren wie äußeren Hülfsmittel diese Reihenfolge festzustellen, und dann aus dem Aufbau des Ganzen wie aus den Einzelheiten das, was der Dichter von seinem eigenen inneren Wesen hineingeheimnisht, wieder herauszufinden, die einzelnen Momente wieder zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen.

Nächst dieser Hauptaufgabe ergibt sich dann als zweite die höchste Feststellung der großen Abschnitte im Sein und Schaffen des Dichters — die Bestimmung des Charakteristischen jeder dieser Perioden.

„Dann können wir,“ so fährt Herr Furnival fort, „in Shakespeare's Handbuch henuisgeben als Hülfle der Lernenden. Darauf können wir zum Text übergehen, obgleich hier schwierig viel zu thun sein wird, Dank den Leistungen so vieler ausgezeichneten Gelehrter, die so lange und so treulich daran gearbeitet haben. Wir können Ihrer Methode folgen. Zuerst die Textmängel diskutieren: in Parallelsäulen die Quart- und Folio-Ausgaben der Dramen drucken, von denen beide existieren, und entscheiden, welche Änderungen das Folio von dem Quart annehmen hätte, mit spezieller Berücksichtigung Richards III.

Zweitens, alle die besten Konjekturen diskutieren, und nach gleichzeitigen Bekräftigungen für sie suchen. Drittens, unter Leitung von Herrn Alexander Ch. Ellis, die Aussprache Shakespears' und seiner Zeit diskutieren, sowie die Orthographie, welche in einer wissenschaftlichen Ausgabe seiner Werke anzuwenden sei....

„Endlich könnten wir ein Komitee ernennen — aus zwei, drei, oder auch nur aus Einem bestehend — zur Herausgabe von Shakespears' Werken, und etwa ein zweites, um sein Leben zu schreiben.“

„Diese Hauptaufgaben der Gesellschaft würden gleich den Arbeiten anderer literarischer und wissenschaftlicher Vereine durch Zusammenkünfte, schriftliche Arbeiten und Diskussionsen zu lösen sein; die schriftlichen Arbeiten müßten kürzer, die Diskussionen dagegen weit umfangreicher sein als in anderen Vereinen. Ich hoffe, die erste Zusammenkunft der Gesellschaft wird im März oder April (1874) stattfinden können, und mit einer Arbeit über „The mechanical Tests which make Loves Labour's Lost, Shakespeare's first genuine Play, are to be trusted, though its newest So-

conscious show less mental power“ von einem Mitgliede des Komitees eröffnet werden.

Zeit und Ort der Zusammenkunft wird später bekannt gemacht werden. Anerbietungen schriftlicher Arbeiten sind erwünscht.“

„Der zweite Theil der Arbeit der N. S. S. wird (gleich der ehemaligen trefflichen Shakespeare Society) darin bestehen, eine Serie von Texten herauszugeben, welche seine Werke, seine Zeit und die Geschichte des Dramas illustriren. Von diesen werden zuerst erscheinen die Originals and Analogues of Shakespeare's Plays mit Auszügen aus Strabo's Plutarch, Holinshed u. s. w. u. s. w., die er benutzt hat; 2. eine chronologische Serie von englischen Historien, Mirakeln, Interludes, Maske, Komödien u. s. w. bis auf Statistars's Zeit; 3. eine Auswahl des Contemporary Drama aus Garrick's Sammlung u. s. w.; 4. Works on Shakespeare's England, wie J. B. Harrison's berühmte Description of England, W. Stafor's Complaint u. s. w.; 5. Miscellanea, unter anderem enthaltend (auf Herrn Tennison's Anregung) einige Facsimile der Schreibart von Willshab und Jakob, um zu zeigen, welche Buchstaben von den Lesern wohl am leichtesten zu verwechseln waren, and (auf Mrs. G. H. Lewes*) Anregung) Abbildungen von Kritiken über Shakespeare aus dem vorigen Jahrhundert, um die interessanten Veränderungen in der Geschichte der Ansichten über ihn zu zeigen; außerdem noch andere gelegentliche Arbeiten.“

„Das Präsidium der Gesellschaft wird Herrn Alfred Tennyson, als dem größten lebenden Dichter Englands, angeboten werden. Eine lange Reihe von Vizepräsidenten wird gewünscht, von Männern, die in Literatur, Kunst, Wissenschaft, Staatskunst, oder auch durch ihren Rang hervortreten, sowohl um Shakespeare zu ehren, wie um das Werk der Gesellschaft, die für ihn wirkt, zu fördern. Ich hoffe auf tausend Mitglieder — viele aus un'ren Kolonien, den Vereinigten Staaten und Deutschland — so daß die Gesellschaft ein neues Band der Vereinigung der drei großen leuchtenden Nationen der Welt werden möge. Als Patrona der Gesellschaft hoffe ich auf die Kronprinzessin von Preußen, dem lebenden Symbol der festen Bande zwischen Deutschland und England. Als Patron hoffe ich auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den Repräsentanten unserer großen Tochterlande, in dem Shakespeare gleichfalls verehrt wird. Ich hoffe meine N. S. S. wird so lange währen, wie Shakespeare lebet wird. Ich hoffe ferner, daß jedes Mitglied der Gesellschaft sein Bestes thun wird, um Shakespeareseligkeit zu bilden, und die Damen in chronologischer Reihenfolge gelesen werden, und jedes nach der Lektüre diskutiert wird.“

Das Programm ist von Frederick J. Turnball als erstem Direktor der Gesellschaft, die er sich ins Leben zu rufen bezieht, unterzeichnet.

Die Liste der Vizepräsidenten enthält auch drei deutsche Namen: Prof. Delius, Dr. Karl Elze und Prof. Ulrich.

Hoffen wir mit dem tüchtigen Unternehmer, daß jedem Werke alles verdiente Gelingen zu Theil werden möge; hoffen wir, daß das Zusammenwirken deutscher und englischer Geistesarbeit wieder zu so vielen Resultaten führen möge, wie wir sie in Lewes' Goethe, in Germain's Shakespeare bewundern; hoffen wir mit ihm, daß es ihm gelingen möge, das große Band, das die Kultur um verwandte Nationen schlägt, durch ihre gemeinsame Theilnahme an den Werken des großen Dichters fester zu knüpfen, denn wo stünde sich ein edlerer Punkt der Vereinigung für alle Strebenden, als in der gemeinsamen Verehrung des Genies. M. B.

*) George Eliot betanndlich.

Skandinavien.

Schwedische Dichtkunst in Finnland.

Der Platz, welchen das schwedische Volk heutzutage einnimmt, ist von dem Tummelplatze großer geschichtlicher Begebenheiten weit entfernt. Während andre Völker von den Schrecken des Krieges heimgesucht sind, hat eine milde Vorliebe ihre schützende Hand über das schwedische Volk ausgebreitet. In Frieden baut der Landmann seinen Acker, der mit immer reichem Ertrage gesegnet wird; eine freisinnige Verfassung schützt den Wohlstand der Kaufleute; immer reger wird der Betrieb der Gewerbe, während im Bereiche der Wissenschaften und Künste der Name Schwedens voll Klang und Bedeutung ist. Streikkräfte werden herangebildet zum Schutze der Selbstständigkeit; der ruhende Föde schläft mit offenen Augen.

Wohl vernimmt man auch hier unzufriedene Stimmen, die über ungleiche Verteilung der Güter klagen, die für ewige Zeiten Alles verwerfen werden, was nicht zu ihrem eignen Nutzen dient; — aber lauter als ihr Gemurmel sollte der Dankeshubel erschallen, von dem Lippen eines beglückten und glücklichen Volkes.

So hat nun das schwedische Volk länger als ein halbes Jahrhundert die Segnungen des Friedens in ungehörter Ruhe genossen, und in der That ernstlich an seiner inneren Entwicklung und Fortbildung arbeiten können, was nicht ohne Erfolg geschehen ist.

Wohl ist vielfach die Behauptung aufgestellt, daß der schwedische Charakter an das feurigste Volk des Südens erinne, und mit Recht spricht man von einer geistigen Verwandtschaft dieser beiden Nationen, doch, wie an einem theuren Erbe seiner Väter, so hält der Schwede an der Ueberzeugung fest, daß ein tiefer Ernst den Grundzug im schwedischen Charakter bilde. Fern läßt sich damit die ebenfalls von den Vätern geerbte Neigung zum Singen und Dichten vereinigen, und wie klein auch das schwedische Land sein mag, so ist es doch groß genug, um tausende von Zuhörern und Bewunderern seiner Sänger umfassen zu können.

Ihre Lieder erschallen auf den Höhen, wie in den Thälern. Der Dank und die begeisterte Freude des Volkes ist ihr goldner Lohn. Entschwunden ist die Zeit, wo die Skalden nur bei Siegesfesten zum Lobe mächtiger Herrscher ihre Lieder erklingen ließen. Die Warden haben sich mit den Mäusen des Gesanges von den Schlachtfeldern zurückgezogen, am an den Klüften friedlichen Wäldes zum Entzücken des Volkes ihre Darfen zu schlagen. Bald singen sie von der Ehre des dunklen Häftknechts in der Menschenkraft, und ein Jeder, der ihrem Gesange lauscht, meint den Schlüssel zu finden zu diesem Räthsel. Bald preisen sie die Stätte der Heimath, und mit größerer Innigkeit umfaßt das Volk die blamigen Ängern, die lachenden Seen und die felsigen Felsen seines Landes. Bald rufen sie alle Erinnerung an das aus dem Heldenalter der grauen Vorzeit, und das Volk prägt sich die Worte ihrer Lieder ein, um sie mit zu singen, und so, belebt von dem Geiste der Väter, in vollkommener Gesänge, der Sonne der Freiheit lauchend ihre Huldigung darzubringen. So sind die Sänger Jahrtausende hindurch ihrem Volke voraus gegangen, und das Volk grüßelt nicht untrüblich über kommende Schicksale, sondern freut sich der heitren Kunst des Gesanges. Mit Gesang geht der Tagelöhner an seine Arbeit und das Lied des Dichters ertönt in den entlegensten Ortschaften, wohin sein

Name vielleicht niemals bringen wird. Und sollte auch der Name des Sängers im Garten des Gedächtnisses verwelken, was kommt darauf an, wenn nur ein einziger von den Vätern, welche er gedichtet hat, im Herzen des Volkes zurück bleibt und Lust und Freude verbreitet bis in die spätesten Zeiten? — Es ist daher eine Pflicht, das Volk an die Dankbarkeit zu mahnen, die es seinen Dichtern schuldig ist.

Die Vorreiter, welche die Dichtkunst seither in Schweden gesammelt hat, genügen schon, um mit unvergänglicher Ehre das Gedächtniß seiner Vorkämpfer zu schmücken, die ihr Haupt bereits zur Ruhe niedergelegt haben. Ob auch der Weltzug den schwedischen Kriegen die Ehrenplätze auf dem Pariaßus noch nicht zurufen darf, so können sie doch die Körne pressen, die ihnen einen Platz angewiesen hat in dem Herzen des Volkes.

Noch jetzt stehen die Haine schwedischer Dichtkunst im grünen Schmucke, und neue Lieder tönen und daraus entgegen. Die Dichter, mit denen wir heute unsere Leser bekannt machen wollen, haben sich, wenn auch in ungleichem Grade, verdient gemacht um „einen Pfah in der Brust des schwedischen Volkes;“ — möge die Blume, die wir hier für sie niederlegen, wie bleich sie auch sein mag, als ein Tribut der Dankbarkeit betrachtet werden, die das Volk seinen Dichtern schuldet.

Auf der andern Seite der Dürse ist der Thron errichtet, von dem herab ein Dichterkönig für seine beiden Völker singt. Tausendfältig erschallt das Echo seiner Lieder. Warm schlägt das schwedische Herz für Johan Ludwig Runeberg — „unser großes, unerschütterliches Besitztum in Finnland,“ wie ein anderer Dichter ihn nennt. Es bietet sich hier nicht die Gelegenheit, von Runeberg's hochwichtigen Bedeutung für die Wissenschaft unserer Zeit zu reden; wir wollen nur auf einige seiner Dichtungen hinweisen, mit denen er das Herz seines Volkes entzündet hat. In wie viel verschiedenen Tonarten Runeberg's Muse gesungen, überall ertönt ihre Stimme gleich schön, gleich rein, gleich kräftig! Er ist ein Mann tiefer Studien. Wir wollen hiermit nicht auf seine Aemlichkeit der klassischen Meister des Alterthums hinweisen, welche er oft sich zum Vorbilde genommen, sondern vielmehr auf seine vertraute Bekanntschaft mit dem Lande und dem Volke, worüber und wofür er besonders gern dichtete. In Schwedens dramatische Literatur steht er unerreicht durch „die Könige in Salamis“, eine Dichtung, deren Aufführung auf der ersten Bühne sichtlich ein Triumph für das schwedische Drama werden würde.

Die klassische Tragödie scheint eine seiner ersten Jugendneigungen gewesen zu sein, und in alle seine poetischen Gestalten hat er eine dramatische Kraft gelegt, welche uns dieselben lebendig und lebenswarm vor die Augen führt. Hier einmal nur seinen „König Isak“ geteilt hat, wird niemals die erhabne Schönheit dieser Dichtung vergessen können, welche überwältigend auf unsere Sinne einwirkt. Im Allgemeinen hat man dieser Dichtung Runeberg's den ersten Platz unter seinen Werken eingeräumt, indem man die tief durchdachte und bis zur Vollendung wohl ausgeführte Schilderung dieses Niesen in's Auge faßt, der aus dem Dunkel der nordischen Vorwelt an's Licht gezogen ist.

„Die Genthierstümpfe,“ ein episches Gedicht in neun Gesängen, dann die idyllischen Gedichte: „Kathinka, Hanna, der Weihnachtsabend,“ — welche Anspielungen auf Meisterwerke von derselben Hand und aus demselben Herzen!

Schwedens Volk, hoch und niedrig, alt und jung, lauscht entzückt der Harfe Runeberg's; und obgleich wir uns nicht anmaßen, die Stufenleiter angeben zu können, worauf seine Dicht-

tungen neben einander gestellt und beurtheilt werden müssen, so wollen wir doch bemerken, daß sein Buch „Bährich Staels Sagen“ eines der kostbarsten Geschenke ist, das Runeberg seinen Landsleuten gewidmet hat. Diese Gedichtsammlung beginnt mit dem Nationalliede: „var land“ (unser Land), das auf den Euzen und im Herzen des ganzen schwedischen Volkes lebt. Wir lassen die ersten drei Strophen dieses Liedes in freier Uebersetzung folgen:

D Land, du unser Heimathland,
Wie herrlich klingt die Wort!
Zum Himmel strebt dein Berg hinan,
Er laßt die Thal der Flüsse Bahn,
Das theuert uns als unser Heil,
Schon unser Väter Heil.

Nem ist das Land und wie es kein
Für den, der Gold begehrt.
Weg weilen Fremde auf'ren Strand,
Doch wir, wir lieben dieses Land,
Ob Meer und Feld dem Wandler wehrt,
Es heiligt uns er's doch eht.

Der Ströme Brausen leben wir,
Der Fische wachen Tanz,
Des bühnen Hains Klage laut
Der Sterne Licht, so heil und teat,
Und unser Wiesen Flammendrang,
Wer thut nicht dessen Klang!

Diese Kriegstlieder beziehen sich auf die tapfere Vertheidigung des einst schwedischen Finnlands, dessen Sprache und Kultur noch schwedisch geblieben ist, durch die Russen zur Zeit der Wende des Jahrhunderts. Obwohl Runeberg Jonach russischer Unterthan ist, hat ihm doch weder Rifolans, noch Alexander II. Genußschwierigkeiten bereitet, oder seine Popularität in Schweden und Finnland zu vermindern gesucht.

Spätere Generationen werden diese Lieder noch singen, und sollte einst die Fackel des Krieges wieder in den friedlichen Beschlüssen des Vordens sich entzünden, so werden diese Bilder unschütterlichen Muthes und heldenverachtender Vaterlandsliebe als aus ihren Gräbern erheben, um ihr Volk zu Sieg und Ehre zu führen. Vielesicht, daß dann die Krieger beim Wackern einander diese Sagen erzählen, um später, auf dem Schlachtfeld, angeseuert von dem Beispiele ihrer Helden, für das Land ihrer Väter zu streiten. Einen schöneren Lohn kann das Volk seinen Dichtern nicht geben.

Johan Ludwig Runeberg ist geboren in Jakobskil in Finnland den 5. Februar 1814. Nachdem er auf der Universität zu Helsingfors sein Lehrgewand abgelegt hatte, widmete er sich, neben seinen literarischen Studien, dem Lehrerberufe, und wurde Lehrer an dem Gymnasium zu Borga, welches Amt er jedoch seit einigen Jahren niedergelegt hat. R. hat den Professoren-Titel und ist Kommandeur des Nordstern-Ordens. D. B.

Frankreich.

Die allen Geschichts-Erzähler in Frankreich.

Ankündigung einer von Herrn Ch. Bonard veranfaßten Uebersetzung der „Meisterwerke der französischen Ge-

schichten (Erzähler von Esfontaine*) hat Herr Eugène Despois in Paris einen interessanten Versuch über die culturgeschichtlichen Ergebnisse jener Arbeit geschrieben.**)

Diese belehrende und anziehende Sammlung, meint er, ist aus den Worten ihres Herausgebers nicht bloß „eine Art von Literaturgeschichte in Sprachdenkmäler“, sie ist ebenso ein Sittengemälde, eine Art von Bekenntnis des Mittelalters, selbst in ihren verklärtesten Schilderungen. Doch will er dies nicht von allen Erzählungen gelten lassen: viele, die namentlich mit dem religiösen Stoffe allzu frei umgingen, geben ihm ein sehr sonderbares Bild der Zeit. Aber geben uns Literaturdenkmäler überhaupt ein richtiges Bild der Zeit, der sie ihre Entstehung verdanken? Das ist die Frage, die Herr Despois in dem vorliegenden Hefen in Bezug auf das Mittelalter aufwirft. „Ich weiß wohl“, sagt er, „daß, was man auch dagegen einwenden möge, die Literatur niemals der genaue Ausdruck der Gesellschaft ist.“ Das ist denn ein Urtheil, dem man wohl nur beinaheungsweise wird bestimmen können und in dem Herr D. die Urtheile anderer Literaturkritiker geradezu gegen sich hat.

„Die Literatur ist der treue Ausdruck der Gesellschaft“ heißt es in der Einleitung der trefflichen Sammlung von Herrig und Burgun***), und fast scheint es, als habe Herr D. diese Stelle vor Augen gehabt, um dagegen zu polemisieren. Man kann die Sache aber von zwei Seiten auffassen. Doch hören wir zunächst, wie Herr D. seinen Anspruch begründet: „Sie (die Literatur) malt die Gesellschaft in schönen oder häßlichen Farben, aber niemals so wie sie wirklich ist. Der Realismus selbst würde den Anforderungen an eine andenkende Treue nicht genügt werden können: er ist ohne Zweifel nicht unterhaltend, aber er würde auch, wenn er seine Aufgabe erfüllte, in dem Maße langweilig werden, daß er sich selbst unmöglich machte. Denn er die Dinge so wiederzugeben, wie sie wirklich sind, so würde Niemand daran denken, das Spiegelbild auch nur anzusehen, da er den wirklichen Gegenstand ja vor Augen hat. Die Wiedergabe der Wirklichkeit würde verschwinden vor der Wirklichkeit selbst. Jede erdichtete Darstellung ist nothwendig ein verkürztes, oder ein vergrößertes Bild, und der wahrheitsgetreueste aller Schriftsteller, mag es nun Maliciere sein, oder Re-Sage, sieht sich doch veranlaßt, Züge und Farben zu übertreiben. So verlangt es eben der Standpunkt, den Roman und Theater und gegenüber einnehmen. Diese doppelte Uebertreibung findet sich in jedem Zeitraum wieder, in dem großen Roman, und auf der anderen Seite in dem komischen oder bürgerlichen Roman des 17. Jahrhunderts, in der Tragödie wie in der Komödie; wir werden sie wiederfinden in der Helkenlegende und in der belustigenden Erzählung des Mittelalters. Zwischen beiden Romanen zu malen, von denen die eine den Menschen erhöht, die andere ihn herabsetzt, liegt die Wahrheit in der Mitte.“ — Darum wird aber der Satz, daß die Literatur der treue Ausdruck der Gesellschaft sei, auch richtig sein, wenn man die Literatur einer Zeit in ihrer Gesamtheit nimmt, er wird minder richtig, oder geradezu unrichtig sein, wenn man nur einzelne Richtungen der Literatur, oder gar nur einzelne Literaturdenkmäler seinem Urtheil zu Grunde legt, oder legen kann.

Mit Recht aber weist der Revidenturhater darauf hin, wie oft schonbar ganz unbedeutende Züge, die unseren heutigen Vor-

stellungen durchaus widersprechen, die aber der Erzähler als etwas Selbstverständliches in seine Erzählung einreißt und die er deshalb auch nicht weiter begründet, oft sehr charakteristisch sind für die Erkenntnis und Beurtheilung der Anschauungen einer bestimmten Zeit. „Es ist z. B. klar, daß, wenn ein Schriftsteller, ohne darauf ein besondres Gewicht zu legen, uns die Blume des vollendeten Ritterthums, den Amis, vor Augen führt, wie er auf dem Turnierplatze gegen einen Gegner kämpft, gegen den er durchaus keinen Anlaß zu verächtlichem Hasses hat, und wie er ihm, nachdem er ihn besiegt, den Kopf hernieder schneidet — es ist klar, daß er dann etwas ganz gewöhnliches zu sagen vermeint, worüber er selbst nicht mehr erstaunt, als er seinen Leser in Erstaunen setzen will.“

„Diese That einer nicht durch die Umstände gebotenen Unmenslichkeit ist ihm eine ganz natürliche Folge des Sieges, und wir können sie im vollen Vertrauen als einen Sittenzug hinnehmen, auch wenn wir in der Geschichte nicht den Helden der Kreuzzüge, den Richard Löwenherg aus dem Kampfe zurückkommen sehen, den Hals des Verräthers geschnitten mit einem Kranz von Saragenenhäuptern, und ebenso nicht läden, wie im Romanz der junge Rodrigo auf den Tisch, an dem sein Vater zum Essen Platz genommen, den Kopf des eben von ihm erschlagenen Grazen niederlegt. In den beiden letzteren Fällen handelt es sich doch auch um die Folgen eines wirklich berechtigten Hasses, aber Leonandre bemerkt, daß man mehrmals Ritter an ihnen ganz unbekannte Leute mit der Aufforderung herantreten sähe, mit ihnen eine Ranze zu brechen, um ihnen dann, wenn sie dieselben besiegt, den Kopf vom Rumpfe zu trennen.“

Ähnlich steht es mit einem anderen Punkte des wegen seiner Fein- und Zartfähigkeit in der Liebe so hoch gepriesenen Mittelalters. „In dem Lai vom Grafsen“ — wir müssen das dem Keltischen entstammende und in einem sehr unbestimmten Sinne gebrauchte Lai (Lieb) als historische Benennung im Deutschen schon beibehalten — begegnet dieser wärdere Ritter, der Grafsen, in einem Walde einer Edelkame, die er noch nie gesehen, bittet sie um ihre Liebe und nimmt als ihre abweichende Antwort sich das mit Gewalt, was sie ihm nicht gewöhnlich wollte, und die Dame sah wohl, daß es ein wärdere höflicher und feiner Rittermann war. Freilich verträgt sich das nicht gut mit dem Rufe, in dem diese vermeintlichen Beschüßer der Frauen und die Bezüger des Unrechts bei uns stehen; nun auf bloßer Einbildung können, wie Leonandre richtig hervorhebt, solche Züge nicht beruhen, die bloße Einbildungskraft des Dichters würde solche Züge niemals erfinden haben.“

Der bezeichnete Lai ist sehr vornehmlich gewesen. Das läßt darauf schließen, daß Niemand davor etwas Außergewöhnliches, etwas Unstilles fand. Er gewinnt als Kind seiner Zeit auch dadurch für uns an Bedeutung, daß wir erfahren, daß sein Verfasser — eine Dame ist, Marie von Frankreich, (die diesen Beinamen nach ihrem Heimatslande trägt, obwohl sie ihre Werke von England aus veröffentlichte. Sie lebte zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Ihre Volk, die berühmtesten, die wir überhaupt besitzen, 14 an der Zahl, sind alle mehr oder minder anziehende Sittebilder von dramatischer Lebendigkeit.)

Steht es aber besser mit der Moral der mittelalterlichen Geschichten (contes), Schwänke (fabliaux**) und lastigen Unterhal-

*) Oeuvres d'oeuvre des conteurs français avant La Fontaine, avec une introduction, des notes et un index, par Charles Leonard. (Charpentier. 28, quai du Louvre).

**) In der R. p. et lit.

**) La France littéraire.

*) Diese Erzählungen gehörten im Allgemeinen dem niederen Gebiet an, waren von der einfachen und knappen Form und in Versen abgefaßt. Die fabliaux verhielten sich zum Ritterliche (chanson de geste) wie das Euphuismus und der Schwan zur Tragödie. Sie gehören dem 13. Jahrh. an. (France lit. p. 18).

tungen (*joyeux devin*), die keineswegs den Anspruch erheben nach irgend einem Ideale zu suchen? Man erwartet von ihnen nur das, was man in ihnen finden kann. Daß die mittelalterliche Gesellschaft", sagt Herr D., „in vieler Hinsicht der heidnischen überlegen war, das ist nicht zu bestreiten, wohl aber giebt es einen Punkt, wo sie zugeben muß, daß sie in ihm tief unter dem Niveau der antiken Gesellschaft steht. Denn niemals hat diese, selbst nicht in ihren schlimmsten Tagen, sich so weit verfliegen, daß sie den Gebrauch zu einem Akt der Wohlthatigkeit erhob; aber das ist gerade der fast unveränderliche Text, den die Schwänke verarbeiten, von Unstlichkeiten anderer Gattung, Niedrigkeiten aller Art, Schurkereien, Lügen, mit denen das Mittelalter es eben nicht so haarstarr nimmt, gar nicht zu reden.“ — Es möge hier übrigens gestattet sein, an die „Tagelieder“ unserer mittelhochdeutschen Minnesänger und Uhländ's Urtheil über sie zu erinnern, wiewohl wir weit entfernt sind, sie damit in moralischer Hinsicht mit den von Herrn D. gekennzeichneten altfranzösischen Liedern und Erzählungen auf die gleiche Stufe zu stellen. — „Dieweil“, meint der Berichterstatter der *Revue* *politique et littéraire*, Herr Vagandre, sich sehr verständig und aus freien Stücken selbst unvollständig gezeigt hat in der Auswahl seiner Proben, die er von alten Sitten geben konnte, so giebt er deren doch so viel, daß man den Rest erröthen kann.“

Noch bedenklicher erscheinen dem Beurtheiler die Späße, welche sich die Schriftsteller des Mittelalters mit der Klerisei erlaubten und welche ihren Gipfel erreichten in dem als Beleg angeführten Roman vom Renart (Reineke Fuchs). Gelegentlich der Stelle, wo erzählt wird, daß Reineke Primas und Fegrim Priester wird und jener diesem die auf dem Altare liegenden Hostien zu fressen giebt, fügt der gelehrte Herausgeber hinzu: Nur mit Mühe begreift man, wie die Truvenen sich solche Sätze zu einer Zeit erlauben konnten, wo der Glaube über die Gesellschaft noch seine unumschränkte Herrschaft übte; aber unsere antwortenden Verfassungen ärgerten sich darüber keineswegs, obwohl sie aus tiefer See katheilisch waren.

Mit Recht entgegnet Herr D.: „Aus tiefer See? Das ist die Frage. Bei denen, die sich über solche Enthüllung betäubten, ist es schwer zu begreifen, daß ihnen der Glaube etwas Ernsthaftes war; möglich, daß er aufrichtig und kindlich blieb, eine Sache der Gewohnheit, wenn man will, aber mit der Tiefe ist es hier nicht weit her.“ — Ja wohl, möglich; aber sollten wir hier nicht berechtigt sein, uns hieraus auch auf die Klerisei der damaligen Zeit einen Schlag zu erlauben? Wer zum Gegenstande der Verpöthung und Verhöhnung wird, ist nicht immer anfechtbar daran, er hat sie oft durch sein Benehmen herausgefordert. Wir erinnern an den zweiten Gesang im dritten Buche unseres deutschen Reineke Fuchs:

Die (die Pfaffen) sind es, die das Volk verkehren
Und andre Menschen's Sclöchtes lehren,
Wenn sie mit fremden Weibern leben
Und dadurch böses Bilspeil geben. —
Wenn das der blöde Pöbel merkt,
Wied er im Reichthum nur befürcht.

Aber nicht blos bei den Truvenen des Nordens, hätte Herr D. hinzufügen können, fanden sich derartige Angriffe auf die Diener und Einrichtungen der Kirche — Herr D. scheint geneigt sie für Angriffe auf die Religion zu halten — auch den Truadoren des Südens ist in dieser Beziehung das Heilige nicht heilig. Singt nicht z. B. zu Anfang des 13. Jahrhunderts Pierre Cardinal:

Ein gier'ger Herrscher Seinesgleichen haßt
Und voll von gleicher Habsucht sind die Pfaffen,
Sie möchten Alles, was die Welt nur haßt,
Mit Ausschluß jedes Andern an sich raßen.
Mit allen Händen sticht man sie bemächt
Die Welt zu haben, die sie auch ohne Zweifel
Ersticken, lei's gewaltig, lei's in Eiß,
Sei es mit Händen oder lei's mit Schmelzeln.
Sei es mit Abkühl, Trinken oder Essen,
Mit Dankskräutlein, Frechten oder Messen,
Sei es mit Gott, sei es auch mit dem Teufel.

Das muß freilich eine schlimme Zeit gewesen sein. Eins aber tröstet den Herrn Berichterstatter der *Revue*. War die Zeit derjenigen, fragt er, die solche Bücher lasen, wohl groß? Sicherlich nicht! giebt er, sich beruhigend, zur Antwort. „Denn wie Viele, selbst in den höheren Klassen konnten denn überhaupt lesen? Und in wie vielen Exemplaren wurde denn wohl vor Einführung der Buchdruckerkunst ein Buch verbreitet? Vor Einführung dieser Kunst hatten Literaturwerke weder den Wirkungskreis noch den Einfluß, den wir ihnen heute zusprechen gewohnt sind. Der Einfluß des Buches, des geschriebenen Wortes schreidt sich erst von Gutenberg her.“ „Theilhaft darf man sich über die Kühnheit und Straßlosigkeit der Truvenen nicht verwundern trotz der allgemeinen Unbildsamkeit der Zeit: sie richteten sich eben an eine adäquate Zahl von Lesern, als daß ihre Theilheiten gefährlich waren und einen Gegenbruch hervorriefen.“ — Nun aber ein Zeichen ihrer Zeit, sollte ich meinen, bleiben diese Satiren auf die Klerisei doch in jeder Beziehung, und zwar ein recht bedeutungsvolles, so sehr und so richtig auch Herr D. ihren Einfluß auf die Zeitgenossen als minder bedeutend hinstellt, denn ich an den ersten Anlaß scheinen möchte. Bemächtigen sich doch sogar die Architektur und Skulptur und andere Künste der unter fränkischem Einfluß durch Hineintragung hässlicher Seitenhiebe und sonstiger allerlei Anspielungen auf die Menschenwelt verunfallten urdeutschen Dichtung vom *Reginhart*, dem *Fluggerathenen* *Juchse*, und tiefen sich doch selbst nach *Ganther* de *Colins*, die Priester lieber *Nigrim* und seine Frau in ihren Schlafgemächern malen, als das Bild der heiligen Jungfrau in den Kirchen.“

Dr. F. Grefse

Kleine literarische Revue.

— Die *Söhne des Herodes*). Wohl kein Abschnitt der Geschichte ist weniger *à la et studio* behandelt worden, als die Zeit, da das Christenthum aus dem Judenthume aufkeimte. Keine andere Periode hat mehr unter der Bedrückung zu leiden, die Liebe und Haß und verfehlte Meinungen aufhäufen. Schon die Quellenchriften sind vom Parteilandspunkte aus verfaßt; und kann hat eine Darstellung dieser Objektivität auch nur angezweifelt. Der bewußten Regatten, in welcher Bauer, Strauß und Renan aus das historisch-geschichtliche zu erschütterten streben, gegenüber haben Keim (in *Schnefel's Biblertikon* III.) und Handrath neuentfaltenliche Zeitgeschichte es versucht, das Positive zu verteidigen, den Quellenchriften das erschütterte Ansehen wiederzugeben. Aber auch sie

*) Eine biographische Skizze, zugleich ein Beitrag zur neuhistorischen Zeitgeschichte. Von Dr. M. Prann. (Zweiter Band auf der *Neuzeit* für Geschichte und Wissenschaft des Judentums.) Breslau, Verlag von F. Schöps, 1873. (87 S.) 8.

operiren in gleicher Weise, wie ihre Gegner — nur eben von entgegengesetztem Standpunkte aus. Auch sie haben vorher sich ein Bild der Zeit konstruirt, das sie in die Quellen hinein tragen, das ihnen aus den Berichten — mag es auch durch Verzeichnungen und Umdeutungen ermöglicht werden — entgegenleuchten soll. Dagegen Jrent zu machen, wäre schon längst die Pflicht befennener unparteiischer Forscher gewesen.

Wie der Verfasser dieser Monographie selbst es hervorhebt, ist es ein Hauptverdienst der angezeigten Schrift, daß sie nicht „mit den Augen der Evangelien“, sondern mit nüchternem, sorgfältiger Kritik die Chronologie und Geschichte der Juddä zur Zeit des entstehenden Christenthums beherrschenden Familie des Herodes ordnet und sichtet. Besonders wichtig werden daher die, meistens negativen, Resultate, zu welchen der Verfasser in den Fragen gelangt, zu deren Lösung bisher die Evangelien als Hauptquelle gedient haben. Als Beispiel diene die Erzählung von dem tragischen Ende Johannis, des Täufers. Unsere Schrift nennt (S. 44 ff.) sie „eine der schönsten Legenden aus den ersten Jahrzehnten des Christenthums“ und bezeichnet als ihr zu Grunde liegende historische Thatsachen, oder richtiger, Charakterzüge 1) die Unmöglichkeit, sowie die Reizbarkeit und den Uebermuth des Herodes Antipas bei öffentlichen Gelagen, 2. und 3) den schänen, gemäßigten und hinterlistigen Charakter der Herodias zugleich mit ihrem maßlosen und ins Verderben führenden Einfluß auf ihren Gatten, 4) eine im Volke oft und gern erzählte Ueberlieferung des Kaligula durch König Agrippa I., bei welcher der Kaiser das abbreiste Versprechen, jeden Wunsch des Königs zu erfüllen. Aus diesen Elementen bildete sich in Palästina, wo dies Alles im Volkemunde fortlebte, diese Legende, um das Bedürfnis zu befriedigen, „das tiefe Dunkel, das über den letzten Momenten des Johannes schwebt“ als ein Martirium zu vertheidigen. Der phantastischen, die Volkstraditionen nach ihren Zügen umdichtenden, Fiktionen und Thatsachen in naiver und doch zugleich feuerwämer Willkür untereinander wüthelnden Sage — und nicht der Geschichte gehören ebense die Details in den Berichten der Evangelien über die Ehe der Herodias.

Eine vollständige Kenntniss und Benützung der Quellen, physiologisch richtige Auffassung und Zeichnung der Charaktere (beide des Antipas, Philipp und der Herodias) und klare, gedrungene Darstellung zeichnen die Schrift in hohem Maße aus. Etwas zu weit scheint die Beachtung der „Quellen“ getrieben, wenn S. 65 — 67 genau auf Darstellungen des legendarischen, höchsten im 9. Jahrhundert verfaßten Gespenstern eingegangen wird, wenn es auch für die Erkenntniß der Weise, wie Mythembildung sich vollzieht, belehrend ist, zu hören, daß Johannes der Täufer erst zu einem abtrünnigen Höherpriester geschnitten wird. Ebenso hatten wir die Begründung des Themas aus Aristoteles, Antipas und Philipp, die Söhne des Herodes, für nicht glücklich gemüth. Der Verfasser ist dadurch gezwungen, S. 52—63 episodisch ein gut Theil der Geschichte Agrippa's I. einzuführen, wobei er eine solche Ueberrichtung aus dieses Theiles der Berichte zeigt, daß er mit leichter Mühe dessen Leben dieser Monographie hätte angeschlossen, und so die Regenten aus dem Hause des Herodes, Theil I. hätte liefern können. Jedenfalls hoffen wir, daß der Verfasser, daselbst Gebiet weiter bearbeitend, in fernern Schriften auch Feststellung des quellenmäßig Belegten der Hypothese Unzahl und Unwesen, die sich besonders in den Zeiten der Schwelgerei aberall dabeln fühlen, mit gleichem Erfolge aus dem Tempel treiben wird. Entschieden bedrönet es doch die Rückkehr zur richtigen Methode der Forschung, wenn dem geistreichen Spielen mit haltlosen Konjekturen und selbstfingierten Fakten mit

den Quellen in der Hand ein wirksames „Halt“ zugerufen und statt desselben lichtvoll und überzeugend dargeboten wird, ebenso wie wir nicht wissen, als was zur Evidenz erhoben werden kann.

Alwin.

— **Burns und Hebel.**) Nicht ohne Anregung ließ man die interessante kleine Parallele, welche es versucht, jene beiden Dichter neben einander zu stellen, denen es gelungen, durch das ewig wahre Leben ihrer tiefgefühlten Lieder den Volksdialekt, in dem sie gedichtet, zu adeln, seiner naiven Jnnigkeit klassischen Werth zu verleihen. Wir bedauern, daß die Grüns eines Vertrags bedürftigkeit werden mußten. Gerne hätten wir die Parallele weiter fortgeführt gesehen, sowohl in die Tiefe wie in die Breite. Doch, wie gesagt, sie liegt an zum eigenen Weiterfortführen, sie ist mit Liebe, mit Wärme und mit poetischem Verständniß geschrieben.

Es ist höchst interessant, diese beiden beinahe gleichzeitigen (Burns ist bekanntlich 1759, Hebel 1760 geboren) Dichter neben einander zu stellen, die Aehnlichkeiten wie die Verschiedenheiten beider zu vergleichen. Beide sind Dichter von Gottes Gnade, beiden ist es gegeben das innerste Gefühl im süßen, bescheiden Wohlklang auszufließen; doch wie verschieden ist dies Gefühl bei ihnen! — Burns wie Hebel haben sich von unten heraus emporgearbeitet, Beide entstammen dem Kern des Volkes; doch auch hier wieder welche Verschiedenheit: Der Eine ringt in leidenschaftlicher, düsterer Gluth mit Menschen wie Verhältnissen, er ist sich seines Werthes vollbewußt, und dennoch unterliegt er im ungleichen Kampf. Den Anderen tragen gütliche Freunde und günstige Verhältnisse allmählich empor zu der Stelle, die ihm gebührt, seine sonstige Vortrefflichkeit, seine tiefe Jnnigkeit und naive Gemüthlichkeit überstrahlen und erweichen Alles, was in sein Bereich kommt. — Beide endlich haben eine bisher literarisch nicht anerkannte Form der Sprache zum Träger ihrer tiefsten Gedanken, ihrer jnnigsten Gefühle gemacht und ihr dadurch einen Platz in der Weltliteratur erobert.

Dürfen wir die Parteilichkeit des alemannischen Landmanns als eine Entschuldigung dafür gelten lassen — oder die engen Grenzen des Vertrags —, daß Herr Corrodi nicht genügend den tiefen Abstand in der Stellung zur Poesie betont, welcher zwischen Burns und Hebel liegt? Theils in ähneren Umständen begründet — denn in die fast und martellose englische Verfassung drang Burns tief empfundenen Lied gleich einem frischen, Leben spendenden Quell, — während Hebel's „Alemannische Gedichte“ erst fünf Jahr nach Burns' Tode erschienen, zu einer Zeit, wo der Deutsche schon seinen Goethe, seinen Schiller hatte — theils tiefer, in der Natur der beiden Dichter selbst wurzelt. Wo Hebel sich in begablichem Genuß des Daseins freut, und niemals dazu gedrängt wird den Kampf mit widerstrebenden Elementen, mit dem eigenen nimmer befriedigten Ich anzuknüpfen, da bäumt sich in Burns in voller Gluth gührender Veldensturm das ganze Sein auf im Ringen gegen Alles, was sich ihm von Innen wie von Außen feindlich entgegenstellt. Er selbst erliegt im ungleichen Kampfe, aber stehend ziehen seine Fleder binab und erobern ihm die Mit- und Nachwelt.

M. B.

— **Reden von Pressensé und Berrier.** Die revue politique et littéraire vom 27. Dezember v. J. theilt die Reden mit, welche bei der Eröffnung der école libre des sciences religieuses von den Herren v. Pressensé und Berrier gehalten wurden. Der erstere sprach über die Zwecke der neuen Schule, die kleiner anfängt als

) Red. Burns und Ber. Hebel. Eine literarhistorische Parallele von August Corrodi. Berlin, Ederich, 1873.

man ursprünglich wünschte, weil das Ministerium des Unterrichts lange mit der Genehmigung ärgerte und die politischen Umstände im letzten Herbst ungünstigen Einfluß übten. Bekanntlich hat die streng orthodoxe Partei, unter Guizot's Führung, ein Zermürbung unter den Reformirten Frankreichs hervorgerufen und die freier Gesinnten, mit Herrn v. Presigny an der Spitze, befanden sich noch in der Minorität. Die Schule, der verläßlich ein ausreichendes Esal und eine theologische Bibliothek fehlen, soll, erstens zu ernstlichen theologischen Studien anregen, nachdem die jungen Kandidaten ihr Fachexamen bestanden, für welches doch mehr oder minder bloße Nützlichkeitserwägungen sich geltend machen. Sie soll zweitens Allen, die sich für die religiöse Frage interessieren, Mittel der Belehrung darbieten, die weiter reichen, als die gewöhnliche Literatur, und soll drittens das positive Christenthum verbreiten. Als Ideal der neuen Lehranstalt betrachtet der Reformer nicht die große und berühmte Universität von Paris im Mittelalter, die zu sehr von hierarchischer Autorität abhing, auch nicht die gelehrten Universitäten Deutschlands, die zwar Bewunderung verdienen, auf denen aber „die Belehrung über die wesentlichen Angelegenheiten der Religion zu widerspruchsvoll ist“, sondern der Katechetenschule von Alexandria, wie sie unter Clemens und Origenes blühte. Herr Verrier hofft, das neue Institut werde zur Versöhnung des religiösen und modernen Frankreichs mitwirken, er beklagt die Wunden, welche die Bartholomäusnacht und die Aufhebung des Heiligtums von Nantes seinem Vaterlande geschlagen, er zählt die bedeutenden heimischen Ideologen der reformirten Kirche im 17. Jahrhundert auf, bekämpft energisch den Säkularismus und spricht in bereiten Worten zuletzt seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Kirche unumgänglich der Freiheit bedürfe, die Freiheit aber den Glauben nicht entbehren könne. D. S. S.

— Von Fontane's Krieg gegen Frankreich, den wir bereits besprochen haben, ist der zweite Halbband erschienen*), welcher die Ereignisse von Charente bis zur Kapitulation von Metz enthält. Das schon ausgeschaltete, anregend geschriebene Buch enthält am Schluß eine Charakteristik Bazaine's und eine kurze, aber schneidende Kritik des Bazaine'schen Prozeßes: „Nachbeh, der am Südrande des Birnamwaldes eine Villa bezieht.“

Sprechsaal.

Von außerordentlicher Bedeutung ist das englische Meeting unter Russell's Vorst, welches das Einverständnis des englischen Volkes mit der kirchlichen Bewegung im deutschen Reich ausdrücken soll und wird. Das wichtige, ein Band zwischen den beiden großen germanischen und protestantischen Völkern schlingende Ereigniß wird nicht verfehlen, seinen Rückhall in Deutschland zu finden. In Süddeutschland wenigstens, wo Franz v. Holtzendorff seit seiner Berufung nach München als ein Bannerträger freier kirchlicher Gesinnung dasteht, bereiten sich demonstrative Zeichen des Einverständnisses mit dem Auftreten der englischen Nation vor.

Je fester nun die germanische Nation die Denk- und Glaubensfreiheit zu ihrem Ideale macht, desto mehr geht der Gallicismus in eine retrograde Bewegung, welche direkt dahin führen wird, daß in Frankreich faktisch eine Priesterherrschaft ausgeübt werden wird, wenn nicht vorher bei diesem unberechenbaren Volke ein

plötzlicher ungeahnter Umschwung wieder zur Freiheit führen sollte. Zur Zeit aber steht's kläglich an. Am Schlimmsten macht sich das Kerlsale Bild Frankreichs in dem trüben Spiegel Moskovetelngens, wo man nun dahin kommt, weder Partikularisten, noch französische Protest-Kandidaten, noch Jesuitische, noch deutsch gesinnte Abgeordnete in den deutschen Reichstag zu schicken, sondern einzig und allein, und ohne alle und jede Ausnahme Klerikale, die keine weitere Bestimmung haben, als Nalshieren im großen Abstimmungssapparat der Herren Windthorst und v. Wallmann zu werden. Dieser Zusammenstoß gegenüber sind frische fröhliche Reichsteinde, wie die Herren Krüger und Abmann, noch ein paar angenehme Herren, mit denen man sich ausprechen und auseinandersehen kann. Als Gegengewicht gegen diese Pfaffenströmung in den Reichsländern müßte einmal einer der wenigen sehr einheimischen guten Deutschen von irgend einem Punkte des alten deutschen Vaterlandes aus ins Parlament geschickt werden, etwa der apostolisch erwarbige Prediger Ungers oder der Dichter Gustav Mühl, der, wie wir hören, seit Kurzem Kustos an der Bibliothek in Straßburg ist, oder der berühmte Gneiss Professor Heiß, damit die angeworfelte Thatsache, daß wirklich sehr deutsche Männer in Elbsteltdringen wohnen, endlich öffentlich bewahrheitet würde.

„Als zur Einführung des Christenthums in die nördlichen Reiche, äußert Strinholm, der große schwedische Geschichtsforscher, in seiner „Geschichte des schwedischen Volkes“,*) welches Werk zu vollenden ihm selber nicht vergönnt war, trieben die Normannen ihr kriegerisches Handwerk als tapere Männer und lebten von den Waffen. Nichts konnte vor ihnen Schuß geniren; nicht die weite Entfernung Spaniens, nicht die große Macht der Franken, nicht die, durch die Umgebung des Meeres geschützte Lage der Angelsachsen, Iren und Schotten, nicht die weite Tapferkeit und große Uebermacht der Slaven und Finnen. Nach den entferntesten, wie nach den nächsten Küsten, zu Völkern, von denen sie niemals etwas gehört hatten, zu Ländern, deren Ortswort Niemand kannte, überall erschienen die, nach neuen Wohnsitz, Beute und Raub täuferten Wikinger. Ohne Kampf und Widerstand besaßen sie die weitesten Meeresküsten; ohne Belagerungswerkzeuge belagerten sie die festesten Städte, die stärksten Burgen und Schloßer. Das schwarze, kaspische und mittelländische Meer trug ihre Flotten, die Ost- und Nordsee, und der an Klippen und Felsen so reiche atlantische Ocean war ihr alljährlicher Aufentshaltsort. Auf der einen Seite drangen sie ein in das nördliche Skandinavien, entbedten den Weg um das Nordkap bis zum weissen Meer hin, auf der anderen Seite streuten sie sichwärts bis an den spanischen See, drangen durch den Gathlischen Sund ein in das Mittelmeer und flogen auf italiamischen Boden ans Land. Der ganze Ocean mit allen darin mündenden Flüssen, vom Nord-Kap bis an die Straße von Gibraltar, wurde von ihnen beherrscht. Die Nord-Iseln, Island, Grönland, Nord-Amerika verstanden ihnen ihre Entdeckung, und zu derselben Zeit, wo diese, zum Theil unbewohnten Länder, ganz wuest von Skandinavischen Anbauern bevölkert wurden, zogen andre Scharen derselben hinüber auf die andre Seite der Osee und breiteten ihre Herrschaft über die skandinavischen und finnischen Stämme aus, während wieder andre ihrer Heerschaaren einen Theil von Frankreich eroberten, in England einbrachen und in Island wie auf den Hebriden eigene Reiche gründeten, die Orkaden und Edel.

*) Deutsch von Frisch, in Hamburg erschienen unter dem Titel: Die Wikingerzüge, Staatverfassung und Sitten der alten Skandinavier.

*) Berlin, N. v. Decker, 1873.

landeinwärts beherrschten und Schottland mit Krieg überzogen. Sie tauschten ihre Waffen aus mit den Röhren in Spanien und auf der Küste von Afrika. Andre besiegten die Türken am lakischen Meer und drangen in Äßen ein. Von den Sarazenen eroberten sie Sizilien, von den griechischen Kaisern und den lombardischen Fürsten das südliche Italien, und Konstantinopel mit dem oströmischen Reich wurde nicht selten von den Normannen bedröht, die auf beiden Seiten der europäischen Besitzungen des Kaiserreiches ihre Herrschaft geltend zu machen suchten. Im Ostbairische, in der Normandie, in England und Irland wurden die Normannen bei ihren Eroberungen unterstützt durch Aufstöße aller Art und herbeiströmende Kriegerheerden aus dem Norden. Andre Seeräuberbanden fanden im Solde der griechischen Kaiser, schützten das Banner und die Hauptstadt des Reiches, bewachten den Palast und die Person des Kaisers. Auf allen Meeren kreuzten die Schiffe der Wikinger, alle Lande durchzogen sie in den verschiedensten Richtungen, um zu erforschen, wo sie Reiche eroberten und Reichthümer sich aneignen konnten, um ihre Kräfte in Gefahren und Abenteuern der verzweifeltsten Art zu prüfen und sich durch große, kühne und thatenreiche Unternehmungen Ehre und Ruhm zu erwerben.“ — Diese mit Meisterhand entworfene Zeichnung bildet nur einen Zug auf dem großen Gemälde, das durch sein lebendiges Kolorit und seine ansprechende Darstellung unwillkürlich das Auge des Beschauers festhält.

D. B.

In dem verstorbenen **Hoffmann von Fallersleben** verliert das Magazin einen warmen Freund und einen seiner ältesten Mitarbeiter. Schon als Hoffmann zu Ende der dreißiger Jahre als Professor in Breslau lebte, lernte J. Lehmann, dessen Schützgelehrter dort wohnte, ihn als einen Hausfreund seines Schützgelehrten kennen und seitdem war Hoffmann von Fallersleben ein beständiger Mitarbeiter des Magazins. Von Hoffmann vergnügungswise ging jene Liebe für die völmische Sache aus, aus der Lehmann sich später ein vollständiges Programm gemacht hat, und welche noch heute mit der alten Treue gepflegt wird. Hoffmann war in alt- und neuneckerdeutscher und in flandrischer Mundart ein vollkommen fasslichster Schriftsteller und Dichter; seine harte belgische waren ein Epoche machendes Werk des emstensten Fleißes. Die einzelnen Aufsätze, Monographien, Mittheilungen und Broschüren, in welchen er alte Schätze aus Bibliotheken an das Tageslicht gezogen, alte linguistische Fragen klargestellt hat, zählen nach Hunderten. Dabei hat der Mann, der in verwichenen Zeiten in seinem Leben ein gewaltiger und stürmischer Kämpfer für die Freiheit war und, wo es darauf ankam, ein politischer Märtyrer, uns eine herrliche Selbstbiographie hinterlassen. — Wenn einem solchen Manne die Götter des Gesanges Gabe geben, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sein Sang nicht eindrucklos verblöhte; er war der rechte Viedermann seines Volkes und das seit mehr als 50 Jahren, die Nationalität Deutschlands und zwar eine Trup- und Schutz-Nationalität für die feinsten Weise, für das höchste Liebesgefühl, für den politischen Jörn, für die patriotische Begeisterung. Wo hätte einer höhere und dennoch populäre Lüne anzuschlagen verstanden? In vielen Punkten konnte man ihn einen poetischen Jakob oder Wilhelm Grimm nennen, ganz insbesondere aber darin, daß wie die germanistischen Forschungen der letzteren die deutschen Kinderwörter als lieblichstes Produkt, als eine Art unverwundlichen Blumenstrauch hervorbrachten, so in ähnlicher Weise dichtend und wiederholend Hoffmann der Erwecker des

deutschen Kinderliedes war. Ganze Wiesen hat er mit solchen Feldblumen überfüllt und übersäet und weitans das Meiste, was Schumann, Taubert, Meinke für unsere Kleinen in Musik gesetzt haben, Vieder, die in ihrer hotten Einsamkeit nicht hinter den besten Gaben, die die Jugend irgendwo empfangen, zurückstehen, dankt sie Hoffmann.

Hoffmann war persönlich ein Riese mit breiten hohen Schultern, rothen Wangen und langen grauen Locken. Man hätte eine gewisse Keckheit mit Jr. Würdet herausfinden können, nur war Hoffmann ein ausgeräppter Schaf, heller, heiterer, hünenhafter als der gleichfalls Körpermächtige, wenn auch jarter angelegte Dichter Frankens. In den Augen Hoffmanns blitzte etwas von der Schlauputt des Jägers und auf seinem Munde war ein übermüthiges Lachen in Ruhe, aber jeden Augenblick bereit, loszuplatzen. Er war ein Geschichtenerzähler, wie es keinen witzigeren gab, von schlagendem Wit, hinreißendem Uebermuth und dabei harmlos wie ein Kind; seine mächtige Stimme, die er auch häufig zu Reden, deren eigenen Text er auf alte deutsche Weisen angepaßt hatte, ertönen ließ, wußte er im höheren Alter oft zu einer gewissen schalkhaften Heinheit und Zartheit zu wämen, die mit seinem sonstigen Reuhen Kontrastirte. Gleichwohl war er auch darin eine Dichternatur, daß er überaus feinfühlig war und von seiner Umgebung — er hat in sehr reifem Alter noch geheiratet — verlangte, daß sie im Hause mit Hilfskuben umhergingen. Berber war Hoffmann ein unfläster Wandereremann gewesen; oft und vielfach verfolgt, hatte er gerufen und gefangen und gefragt:

„It denn gar kein Weg,
Ist denn gar kein Weg,
Der uns führt aus dieser Schmarotte!“

So kam es, daß er zu einem rechten Demizil nicht kommen wollte. In Breslau war er noch am längsten; in Hamburg, Hannover, Weimar, Wien, Belgien, überall hat er auf kurze Zeit Quartier aufgeschlagen und ist dann weiter gegangen. So kam es, daß es keinen einzigen Menschen von Bedeutung in der literarischen und ökonomischen Welt Deutschlands giebt, den Hoffmann nicht persönlich kennen gelernt hätte; er gehörte zu den bekanntesten Figuren des Vaterlandes; er sollte es noch erleben, daß sein

„Deutschland über Alles, über Alles in der Welt“

zu einer Wahrheit werden sollte, und hat mit patriotischem Vergnügen in der behaglichen Ruhe, die ihm zuletzt sein hochgeachteter Freund, der Herzog von Ratibor, fast zwanzig Jahre lang als Bibliothekar der Abtei Corvey gewährt, es noch befehlen können, daß Deutschland eins und groß geworden ist, ohne daß „der Klimperkasten in jedem Hause“ wie einst vor 40 Jahren mit der unpolitischen Beschaffenheit des Vaterlandes in Widerspruch gerieth. In den geistigen Mitbewerbern gehört Hoffmann wie nur einer. Wenn uns in Kinderjahren von der Größe und Einheit des Vaterlandes Lieder in die Ohren gesummt und gebremmt worden sind, meistens waren es seine Worte und Weisen, die sich durch schlagende Kürze und durch den poetischen Hammer, der stets den Nagel auf den Kopf traf, auszeichneten. Endlich ward das Lied zur Wahrheit, daß er dem Begründer dieser Blätter, da beide noch in stolzer Manneskraft wandelten, einmal gesungen:

„Wir saßen uns wieder und saßen uns dann
Und Alles schwand wie ein schöner Traum,
Wir reichten die Hand uns Beide,
Es woh! leb wohl! Ich scheide!“

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (21)

Boigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

In einem Bande in Leinwand gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk zeichnet sich nach dem überlieferten Urtheile der angesehensten kritischen Organe durch gewissenhafte Benützung des vorhandenen Materials, sowie durch eine selbstständige Forschung und objektive Darstellung des Sachlichen aus. Weitere Vorzüge desselben sind die Hervorhebung des nie unterbrochenen Zusammenhanges zwischen der märkischen und deutschen Geschichte und die besondere Berücksichtigung der Culturgeschichte, namentlich die übersichtliche Darstellung der inneren Verhältnisse, der Verfassung der einzelnen Landestheile, der Verfassung und der Lebensweise ihrer Bewohner, der Veränderung in der Verfassung u. s. w.

Herrb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Siehe auch erschienen:

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

Dritter Band.

Geist und Körper.

Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen.

Von

Alexander Bain,

Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen.

Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt.

Authorisirte Ausgabe.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Gesetze des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper des Menschen, wohl das schwierigste Problem der Wissenschaft bildend, werden von dem Verfasser in einer Weise erörtert, welche die bisherigen Resultate der Forschung vollständig klarlegt und zugleich überall zum weiteren Nachdenken auffodert. (22)

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt vollständig zu erhalten: (23)

Des Generals Carl von Clausewitz Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegsführung.

Neue Auflage. Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Preis: 12 Thlr.

In 5 Halbbandbinder gebundene Exemplare (Preis 14 Thlr.) sind vorrätig.

Über den Inhalt und die Bedeutung dieses Meisterwerkes der militärischen Literatur sowie über die Ausstattung desselben und den Preis der einzelnen Bände gibt ein Preislist Anhang, der von jeder Buchhandlung in erhalten ist. Auf direkter Anforderung sendet die Verlagsbuchhandlung denselben bereitwillig an die ihr aufgegebenen Adressen.

Herrb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Vor Kurzem ausgegeben und durch alle Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten:

Verzeichniß von älteren und neueren Büchern und Zeitschriften

zu bedeutend ermäßigten Preisen gegen bare Zahlung.

Bücher aus allen Fächern in alphabetischer Folge.

Herrb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (24)

In dem unterzeichneten Verlage erscheint der siebente Jahrgang der Zeitschrift:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Scharke.

In Wochennummern wie in Monatsheften vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Fortschritte unserer Kenntnisse der Natur und unserer Einsicht in ihre Erscheinungen und Gesetze sind, Dank den rastlosen Arbeiten zahlreicher Forscher, so schnell und so große, dass auch die beste naturwissenschaftliche Bildung ohne fortwährende Bekanntschaft mit neuen Entdeckungen und Aufschlüssen bald anzureichend wird.

Es handelt sich nun darum, und der „Naturforscher“ hat dies Ziel nach dem Urtheile aller Berufenen mit Verdacht und Glück angestrebt, die Resultate der Forschungen aller Länder — zum Theil aus den Verhandlungen der Vereine und Akademien, zum Theil aus Monographien und Fachjournalen — aufzusammeln und in gedrängter Kürze wiederzugeben.

Eine solche Darstellung wird allen Denjenigen willkommen sein, die Berufstätigkeit oder innerer Drang und Wissenslust zur Beschäftigung mit der Natur führen. Bei dem engen Zusammenhang, in dem alle Seiten der Naturbeobachtung mit einander stehen, darf eine Zeitschrift, die aus allen neuen Entdeckungen auf diesem weiten Gebiete das Wichtigste bringt, an grosse Theilnahme rechnen, was der bisherige Erfolg dieses Unternehmens weit vollständig bestätigt.

Eine Probeummer ist durch jede Buchhandlung zu erhalten. (25)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

G. Freytag's neuer Roman.

Geben wurde ausgegeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Nest der Daunkönige.

Von

Gustav Freytag.

(U. u. d. Thlr. Die Wägen. Roman von G. Freytag. 1. Band.)

Preis: 2 Thlr. 10 Sgr. gebunden 2 1/2 Thlr. (26)

Leipzig. Verlag von S. Hirzel.

In unserem Verlage ist erschienen:

Luise, Königin von Preußen.

Von

Friedrich Adami. (27)

Viele umgearbeitete und vermehrte Auflagen.

Mit dem Bildniß der Königin aus einer Feste von Gottfried Schadow.

Miniat. Ausgabe.

In Reliefband mit Goldschnitt 2 Thlr. Herrb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Siehe auch erschienen die ersten Nummern des 25. Bandes, Probeummern sind in jeder Buchhandlung vorrätig.

Abonnements werden durch jede Buchhandlung vermittelt. Preis pro Band von 24 Nummern 4 Thlr. (28)

Globus

handlung vermittelt. Preis pro Band von 24 Nummern 4 Thlr. (28)

Neue Romane aus dem Verlage von Richter & Koppert, Nürnberg.

Aristokraten.

Roman in 2 Bänden

von

f. von Stempel.

Verf. von: „Der Völkisch geistert.“ 54 Bog. 1/2 Bdg. geboten. Preis 3 Thlr.

Ritter unserer Zeit.

Zeitroman in 6 Bänden

von

Franz v. Hammerdorff.

3 Bände. 1/2 Bdg. geboten. Preis 3 Thlr.

Vorrätig in allen Buchhandlungen und Verlagsstellen. (29)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beschreibungen neuer Buchhandlungen und Verlagsanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin und die Schatzkammer des Auslandes. Zeitungs- und Buchhandlungen werden durch jede Buchhandlung vermittelt. Preis pro Band von 24 Nummern 4 Thlr. (28)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 14 Lbr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 7. Februar 1874.

[N^o. 6.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Peter der Große und Leibniz. 77.
Anstreich. Ueber die Berührung. 79.
England. Der moderne Roman in England. 82.
Orient. Wilhelms orientalische und türkische Offiziere. 1. 85.
Italien. Neudruck, Geschichte Italiens. Viertes Heft. 87.
Kleine literarische Notizen. Vom Bismarck. 90. — Handbuch der
Klassischen Literaturgeschichte von C. S. Wollschläger. 90. —
Dramatische Bilder. 91.
Sperrezeit. Wanderbilder eines Naturforschers. 91. — Das Pantfren. 91.
— Aus den Papieren der Weidmannschen Buchhandlung. 91. —
Bemerkung. 91.

Deutschland und das Ausland.

Peter der Große und Leibniz.

Im Jahre 1841 brachte die leider eingegangene „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“, von v. Decker und Bessen, im 5. Hefte des 52. Bandes einen Artikel unter der Ueberschrift: „Leibniz als Kriegspolitiker“, welcher ungewöhnliches Aufsehen in der militärischen, theilweise auch in der literarischen Welt erregte und jedenfalls viel dazu beigetragen hat, daß man sich auch in weiteren Kreisen wieder mehr mit dem fast vergessenen Leibniz beschäftigte. Die mächtigen Ereignisse der großen französischen Revolution und die gewaltige Erbseizung Napoleon I. hatten das Interesse für philosophische Spekulation abgeschwächt, und Leibniz war nur noch in der Literatur genannt, nicht mehr gekannt. Die Zeit strebte mit Eifer nur nach dem Realen, auch in der Politik wie im Wissen oder vielmehr in der Ausbeutung desselben; vertheilte sich doch zumal die Politik damals Sätze wie: „Es werden überhaupt nie mehr große Kriege geführt werden!“ und sogar Offiziere: „Alle Hechnungen sind überflüssig! Man läßt sie liegen und marschirt auf die feindliche Hauptstadt!“ Da mochte es denn freilich auffallen, daß jene Zeitschrift aus einer Zeitschrift, welche Leibniz schon 1672 von Hannover aus an König Ludwig XIV. gerichtet, bewies, daß die Idee einer französischen Eroberung Aegyptens und Befestigung der französischen Macht in dem alten Kulturlande des Mittelalters keineswegs erst von Napoleon gefaßt worden sei. Das Bekanntwerden dieser Zeitschrift wirkte um so mehr, als der Krieg Aegyptens gegen die Türkei, 1828 — Avarin — die Befreiungen Griechenlands — die Erhebung Griechenlands, gerade damals die Blüte Europas' auf Aegypten richtete und das Erscheinen war daher groß, den Hannoverischen Gelehrten schon 1772 auf die Wichtigkeit eines Wiederauflebens jenes Landes unter französischem, also überhaupt europäischen Einfluß, aufmerksam machen zu sehen.

Wir werden an diese Ereignisse nach Verlauf von dreißig Jahren, durch das Erscheinen eines Werkes erinnern, welches vor Kurzem in St. Petersburg und Leipzig *) durch die Kommissionäre der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden ist, und die Beziehungen behandelt, in welchen Leibniz zu Peter dem Großen stand. Allerdings ist in verschiedenen Geschichtswerken von diesen Beziehungen die Rede, und es fehlt nicht an Andeutungen und Hinweisen, welche der Einwirkung des deutschen Gelehrten auf die Kulturbestrebungen Peters des Großen für sein Volk schon eine große Be-

deutung beilegen, ja es waren einzelne Brief- und Denkschriften bekannt, welche es fast rathselhaft erscheinen ließen, aus welchen Gründen und mit welchen Absichten Leibniz sich so lebhaft und andauernd um die Aufnähme eines Verhältnisses gerade mit Rußland bewarb. Bei der Universalität des Wissens und den Fähigkeiten, welche auch über seine Zeit hinaus anerkannt wurde, mochte es Wunder nehmen, seine Ideen und Vorschläge sich gerade nach dem fernem Osten richten zu sehen, von woher auch noch lange Zeit später den Kulturvorkämpfern des Westens nichts Gutes zu kommen schien, da es ihm doch wahrlich nicht an Aufnahmepunkten in Deutschland, Frankreich und England fehlte. Ja man muß sogar zugestehen, daß nach dem jetzt vorliegenden Werke keine seiner politischen, diplomatischen und selbst wissenschaftlichen Bestrebungen so konsequent, unverändert und nachhaltig gewesen ist, als der Wunsch, dem großen Reformator Rußlands hülfreich zur Hand gehen zu können. W. Guerrier, Professor an der Moskauer Universität, hat sich das Verdienst erworben, das bisher eben nur zerstreut und lückenhaft bekannt Gewordene nicht allein zu sammeln und kritisch zusammenzustellen, sondern vor allen Dingen durch Forschungen in den Hannoverischen Bibliotheken so vollständig zu ergänzen, daß nun ein volles pulsirendes Bild des Mannes vor uns steht, der früher als irgend Jemand und treffender als irgend ein Staatsmann, Diplomat oder Gelehrter, die gegenwärtige Macht und Bedeutung Rußlands im Voraus erkannt und vollständig mit sich einig war, was aus diesem jungen, ungeschlachten Riesen unter der bildenden Hand tüchtiger Regenten werden mochte! Alexander v. Humboldt erklärt das That der Amazonas-Expedition in Süd-Amerika für das künftige Centrum aller Kultur und Civilisation; Professor Hermann Wernberg prophezeit für Central-Asien eine glänzende Zukunft, wenn es gelingt, europäische Bildung dort setzen zu lassen; wenn es gelingt, europäische Bildung dort setzen zu lassen — früher plaidierte er freilich dafür, daß dies durch England, jetzt, daß es durch Rußland geschehen müsse. Beide Prophezeiungen verklingen gegenwärtig noch eben so angedeutet, als am Ende des 17. Jahrhunderts die Voraussicht und Vorausberechnung Leibnizens verklingen ist.

Ist es aber auf der einen Seite von hohem Interesse, die Gestalt des deutschen Gelehrten sich durch diese Monographie aufs Neue abrunden und an Plastik gewinnen zu sehen, so ist es auf der andern Seite nicht weniger erfreulich, einen überzeugenden Bild in die Werkstatt thun zu können, aus der die Regeneration des zahlreichsten Slavenstammes hervorgegangen ist. Ein russischer Kritiker des wichtigen Werkes sagt: „In der Geschichte der russischen Civilisation wird Leibniz stets genannt werden müssen, nicht allein wegen der persönlich von ihm ausgeübten Wirkung und greifbaren Resultate, als wegen der regen bezüglichen Theilnahme, mit welcher der deutsche Philosoph vor allen seinen Zeitgenossen die Morgenröthe der Bildung im fernem Osten begrüßt, und wegen der Aufgaben, die er ihr gestellt hat.“ Aus diesen Worten erklärt sich das Aufsehen, welches Guerrier mit seinem auch äußerlich hübschen Buche gemacht, und die Theilnahme, welche es selbst in Kreisen findet, die sonst für dergleichen nicht besonders empfänglich sind. Allerdings thut sich in demselben aber auch ein eigenthümlicher Widerspruch, Gedächtnis- und Ideenkreis an, in dem sich selbst der Unterriechte anfangs nicht

*) R. Leopold Hof.

gang erkenntlich fühlt und sich erst in das Dargelegte und Beigebrauchte hineinfinden muß, um unbefangene Umschau zu gewinnen. Schon 1868 veröffentlichte Professor Guerrier eine Biographie seines Helden unter dem Titel: *Leibniz und sein Jahrhundert*. Wie immer, wenn man ein Buch geschrieben hat, so zeigte sich auch dem Verfasser erst nach Veröffentlichung desselben, was noch fehlte, und da seitdem verschiedene Ausgaben der Leibniz'schen Werke erschienen sind, so kaufte sich auch das Material für die monographische Sichtung zu einem bestimmten Zwecke. Dieser war und blieb für den Verfasser das gewürdige, damals immer noch nicht vollständig erklärte und merkwürdige Verhältnis Leibniz's zu Rußland und speziell zu Peter dem Großen und da auch das Moskauer Archiv nicht genügenden Aufschluß bot, so machte Professor Guerrier eine Reise nach Hannover, wo er von der bekannten Freundlichkeit der Bibliothekare Böttcher und Bodemann gefördert, das reiche Material fand, welches er jetzt in seinem Buche theils in der Originalform, theils durch seine von verständigster Kritik, Vergleichung und Sichtung durchdrungene Darstellung zusammengefaßt veröffentlicht. Auch diese Arbeit erschien zur Feier des zweihundertjährigen Jubiläums der Geburt Peters des Großen — wir besprachen erst kürzlich eine ganze Reihe von literarischen Denkmälern dieser Feier — und zwar auf Empfehlung des Akademikers Utrajaloff und Kunin, durch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Mit Recht weist der Verfasser auf den Bezug und die Eigenart jedes Werkes hin, daß in ihm Alles, in der That absolut Alles vereinigt ist, was sich bis jetzt über das Verhältnis Leibniz's zu Rußland, dessen Regeneration und dessen möglichen Regenerator hat ermitteln lassen; ja, es ist diese Specialität des Buches so strukturell anrecht erhalten worden, daß auch Brief-Konzepte, Notizen, in denen sich Rußland oder Peter der Große nur kurz erwähnt finden, mit abgedruckt worden sind, natürlich nur aus demselben Grunde, aber nur mit denjenigen Stellen, welche den Zwecken des Verfassers dienen. 126 Seiten eines elegant geschriebenen Textes und 369 Seiten Urkundliches in Briefwechsel und in Denkschriften, geben nicht allein das Maß für den angewendeten Sammler- und Forscherfleiß, sondern auch für die in der That äußerst wichtige, viel folgenreiche Erscheinung des Einflusses, den Leibniz auf die ersten höheren Kulturentwicklungen in Rußland gewann. Besonders muß man bewundern, mit welcher Ausdauer Leibniz dahin strebte, sich das Ohr und die Aufmerksamkeit des Zaren zu gewinnen; denn wiederholt begegnet er auf den verschiedensten von ihm eingeschlagenen Wegen einer unzweideutigen Sprödigkeit, ja Abweisung, bis es ihm endlich gelang, in persönliche Verbindung mit dem ansehnlichsten Mannes zu kommen, dem er nicht allein den Willen, sondern auch den Erfolg zuwachte, und jedenfalls weiter sah, als die bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, denn nur selten begegnet man am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts einer Stimme, die den begonnenen Reformen Peters ein dankendes Gehör zugeht. Ueberall Zweifel, Aufsehn, ja wohl Hohn; und allerdings trugen die Selbstmarter, welche man sich vom Zaren bei seinem Besuche europäischer Höfe erzählte, nicht dazu bei, seinem Werke eine lange Dauer zu versprechen. Gewiß gebührt dem gewaltigen Imperator während seiner Lebenszeit der Ruhm allein und ausschließlich; mit seinem Tode muß aber auch Anerkennung für diejenigen Männer beginnen, welche im Stande gewesen waren, seine Gedanken zu erfassen und dadurch die Kraft gewonnen, das von ihm begonnene Werk fortzuführen. Nicht mit Unrecht wurde bei der Enthüllung des Denkmals für die Kaiserin Katharina II. fast einstimmig darauf hingewiesen, daß

alle die Männer, welche der geniale Künstler gewissermaßen als die Träger ihres Piefestals in Erz geschnitten, Rußen waren, und ein großer Theil der gereiften Anerkennung, welche man jetzt der Regierung Katharina II. in Rußland selbst zollt, konzentriert sich auf das Geschick, mit dem sie es verstand, National-Rußen zu ihren Rathgebern, Feldherren und Staatsmännern zu wählen, und wer wollte es einer russischen Feder verdenken, wenn sie sich vorzugsweise für russische Verdienlichkeit begeistert! Peter der Große stand einer viel beschränkteren Wahl gegenüber, er mußte sich sagen: „*Je prends mon bien, ou je le trouve!*“ und so hieß eigene Kenntniß und Beobachtung nicht ausreichte, suchte er zu weit her an sich zu ziehen, was ihm helfen und seine Absichten unterstützen konnte. Nicht so leicht erklärlich ist die von Leibniz bewiesene Ausdauer dem Zaren, sowie Rußland überhaupt, seine Dienste anzubieten. Wir haben äußern hören, es scheint fast, als habe Leibniz, der trotz seiner vielfachen Verbindungen und Aufnahmepunkte mit deutschen Höfen, doch eigentlich nie zu einer, auch politisch einflussreichen staatsmännischen Stellung gelangen konnte — aus Verdruss darüber eine solche Stellung in dem eben staatlich erst erwachenden Rußland zu finden gesucht. Auch das wäre kein Vorwurf für ihn, wenigstens ist der Gedanke, den er dazu einschlug, ein durchaus ehrenwerther. Welche spekulative Absicht er damit verbunden, kommt dabei in der That nicht in Betracht. Doch sie, wenn vorhanden, mißlang, ist ja bekannt; denn obgleich Peter ihm ein Jahrgehalt von 1000 Rubeln aussetzte — auf dessen Auszahlung er überdies lange vergeblich wartete, — so nahm er seinen hannoverschen Rathgeber doch nicht in seine Dienste und gab ihm seinen geordneten Wirkungskreis.

Fragen wir, wo Leibniz den Ruch zu seinen Verdiensten für rein wissenschaftliche und geistige Institute in einem Lande geschöpft, welches er selbst noch unfähig erkannte, einen solchen Samen aufzunehmen und ihm Früchte abzurufen, so scheint uns der Erfolg, den der große Kurfürst von Brandenburg in seinen, vom dreißigjährigen Kriege arg verarmten Lande erzielt, von Leibniz sehr scharf beobachtet und gewürdigt worden zu sein. Trotz des äußersten Mangels, trotz der vollkommenen Unmöglichkeit der Mäler, sich für Kunstschöpfungen zu begeistern oder einmal für dieselben zu thun, sehen wir den großen Kurfürsten, unmittelbar nachdem er zur Regierung gelangt, Künstler und Gelehrte aller Art an seinen Hof ziehen, Baumeister, Maler, Bildner und allen Richtungen beschäftigte er in einer Weise, die, mit den zu vorhandenen Mitteln verglichen, Staunen erregen muß. Kurz braucht nur Nikolaus, König, Pufendorf's, Bener's Angaben über diese theure Künstler-Kolonie am Brandenburgischen Hofe zu überbliden, um den Eindruck zu begreifen, den dieses Beispiel oder vielmehr der ungewöhnliche Erfolg dieses damals schwerlich verstandenen Sohnes Friedrich Wilhelms auf Leibniz gemacht. Dann begreift man aber auch den Ruch seiner Verdienste.

Es wäre leicht, durch eine zusammengebrängte Hiebepate der Thesen, welche das eigenthümliche Verhältnis des deutschen Philosophen zu Peter dem Großen durchlaufen, das Interesse des Lesers in erhöhtem Grade auch für unsere Beschreibung zu gewinnen; wir möchten aber der Freude an dem Buch selbst durch Auszüge und Verwechungen der frappantesten Momente keinen Abbruch thun und halten es für die beste Empfehlung desselben, wenn wir eben einfach auf dasselbe verweisen.

Bilden wir lieber auf die Wirkungen jener Beziehungen zwischen Ruch und That — Wissenschaft und Praxis — Verhältnisse und Ausföhrung, wie sie sich aus der Arbeit Guerrier's ergeben. Sie sind, an den gegenwärtigen Zuständen dort gemessen, eben, jedenfalls rascher eingetreten und fruchtbarer geworden, als sich

nies von der Entwicklung irgend eines Staatswesens in Europa nachweisen läßt. Die Riesenschritte der neuesten Zeit seit dem Regierungsantritt des Kaisers Alexander II. mögen sich ja theilweise mit aus den Eisenbahnen, der Telegraphie und der Presse erklären, deren Einfluß sich nicht mehr entziehen kann; anders ist es aber für das im vorigen Jahrhundert Geschehene! Es gehörte eben ein besonderer Muth und ein unerschütterliches Vertrauen dazu, in Rußland eine Akademie der Wissenschaft zu begründen, die Einrichtung von Beobachtungsstationen über die Abweichung der Magnetnadel zu empfehlen und eifriges Sammeln von Sprachproben innerhalb Rußlands zu verlangen, um in Hannover Material für Paläographie und vergleichende Sprachwissenschaft zu erhalten; aber es gehörte nach dem Tode Peters des Großen auch eine bewundernswürdige Ausdauer dazu, diese Ideen festzuhalten und auszuführen, sie weiter zu bilden und diese Institution auf eine Höhe zu bringen, die denen der Staaten West-Europas' nichts mehr nachsteht. Nicht der Wille allein schafft Großes, sondern die Ausdauer; nicht der Gedanke, der Wunsch, auch nicht die im ersten Augenblicke bereit gestellten Mittel, sondern die Zähigkeit, mit welcher an dem einmal Gewollten, Gedachten, Begründeten festgehalten wird, und diese Zähigkeit ist es, welche dem russischen Charakter in seinen hervorragenden Persönlichkeiten Ehre macht. Wie oft sind Anläufe zu geistiger und materieller Besserung in andern Ländern — allerdings auch durch die Ungunst äußerer Verhältnisse — wieder aufgegeben worden, erlahmt und haben nur noch eine kulturhistorische Erinnerung, eine „mention honorable“ hinterlassen. In Rußland ist man auf dem einmal betretenen Wege stetig fortgeschritten und, da man fortwährend nachzuholen hatte, auch vollständiger rascher als irgend wo und irgend wann. Allerdings hat Rußland den Vortheil, bei jeder neuen Einrichtung sofort die Jahrhunderte lang gemachten Erfahrungen West-Europas' benutzen und damit über so manche Schwierigkeit einer Entwicklungsperiode leichter hinwegkommen zu können. Man hofft sich dort nicht allein die rechten Männer, sondern auch die rechten Dinge von überall her und weiß sie für russische Zwecke zu benutzen; vor allen Dingen aber läßt man sich in Rußland nie dem Anfangs Mühseliges abhandeln. Freilich lag es auch Peter der Große manchmal selbstam genug an; um ein Kadettenhaus zu errichten, ließ er sich vom König Friedrich Wilhelm von Preußen nicht etwa Kadetten-Offiziere und Kadetten-Lehrer schicken, sondern 12 Kadetten, aus denen dann richtig der Stamm für die russischen Kadetten-Anstalten hervorging, die zur Zeit des Kaisers Nikolaus Alles um das Doppelte und Dreifache überboten, was die übrigen Staaten Europa's an Ausstattung und Auszeichnung solcher Militär-Erziehungs- und Bildungs-Anstalten aufzuweisen hatten. In dem Werke Guerriers läßt sich einer der Gründe dieser nicht wegzuleugnenden Erscheinung erkennen. Bis um Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. hatte diese Stille, fast verborgene, ja dem Auge des Beobachters systematisch entzogene Arbeit, die Gewaltthaten und Strenge in ihrer Durchführung, etwas Unheimliches für Europa, weil dort die Dinge mit so durchaus anderen Mitteln erreicht wurden, als in andern Staaten. Man konnte sich ja nicht verhehlen, daß dort eine Kriegerkraft heranwuchs, welche den bis dahin erprobten Entwicklungsengang West-Europas' nicht annehmen wollte und ihre eigenen Bahnen ging. Daher denn freilich manches Unbehagen und Abweisung, die sich lange genug in allen unsern Beziehungen zum Nachbarland bemerkbar und fühlbar gemacht, jetzt aber mit jedem Jahre mehr schwächer und einer ehrlichen Anerkennung Platz gemacht hat.

Wir haben oft genug den Franzosen und zwar mit vollem Recht die Berechtigung vorgeworfen, daß sie über Deutschland, Dentsches und Deutsche urtheilen, ohne durch Kenntniß dazu befähigt zu sein. Sollte Deutschland mit Bezug auf Rußland sich nicht das selbe vorzuerwerfen haben? Es ist eine alte Erfahrung, daß der Westen über den Osten, der Süden über den Norden falsch und mit Voreingenommenheit urtheilt. Nur wenige besonders hervorragte Geister erheben sich über diese, wie es scheint, einem Naturgesetze folgende Regeln. Zu diesen gehört auch Leibniz. Er erhob sich über die nationalen und klimatischen Verschiedenheit und muß man seine Bestimmungen als internationale im besten Sinne des Wortes bezeichnen. Wenn irgend etwas, so ist die Herausgabe dieses Buches durch die Petersburger „Akademie der Wissenschaften“, für welche Leibniz seinem kaiserlichen Gönner Peter den Plan entworfen, der beste Beweis für die Wirkungen der Vorausansicht anderer großen deutschen Philosophen, nebenbei auch ein Beweis für die dankbare Anerkennung einer gelehrten Körperschaft ersten Ranges für ihren geistigen Stifter, dessen Rath sich freilich erst durch die That Peters des Großen zu derjenigen Bedeutung entwickeln konnte, welche das interessante — und mehr als interessante — dies gezielte Buch erst vollständig erkennen und würdigen läßt. E. Schu.

Frankreich.

Ueber die Vernunft.

Eine kurze Vorrede, welche den Leser über die Absicht eines umfangreichen Buches*) orientirt, verdient allemal Dank. Sehermann, sagt Herr Dt., gebraucht die Vernunft, fragt man aber, was die Vernunft eigentlich sei, so erhält man die widersprechendsten Antworten. Um in diese wichtige Angelegenheit nach Kräften Klarheit zu bringen, veröffentlicht er sein Werk, und nimmt sich vor 1. zu untersuchen, worin die Vernunft besteht; 2. die Quellen der Vernunft, d. h. den Ursprung der Ideen nachzuweisen; 3. die Tragweite und Sicherheit der Vernunft festzustellen.

Das Bewußtsein als Phänomen entzieht sich der Analyse, wir können nur die Bedingungen angeben, unter welchen es auftritt, und seine charakteristischen Merkmale studiren. Nach den Untersuchungen von Buchez bedarf jeder Akt des Bewußtseins eines materiellen Elements, und sehr zugleich die Einmischung einer Kraft daraus, die wir geistig nennen; das Bewußtsein ist aber noch nicht die Vernunft. Diese beruht bei jedem Individuum auf der Gesamtheit seiner Ideen, — unter Idee wird hier jede Thatfache des Bewußtseins, Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff, Kenntniß u. s. w. verstanden — und je nach dem Umfang, der Zahl und der Natur und Unterordnung der Ideen bestimmt sich der Werth einer Vernunft. Jede Idee hat die Doppelseigenschaft der Einheit und der Vielheit; sie ist Einheit, denn sie ist untheilbar, man hat niemals eine halbe oder viertel Idee; und sie ist Vielheit, denn ihr Gegenstand ist niemals ein Einfaches, sondern entweder selbst theilbar, oder in Verbindung nach vielfachen Richtungen hin. Ein Meter ist theilbar, die Idee des Meters, obgleich sie die Theilbarkeit enthält,

*) De la raison. Recherches sur la nature et l'origine des idées morales et scientifiques par A. Ott, Paris, Sandoz et Fischbacher, éditeurs, Rue de Seine et rue des Saints-Pères, 1873.

ist nicht theilbar, und die abstrakten Ideen, wie Ursache, Wesen u. s. w., untheilbar als Ideen, enthalten in sich Gegenstände und vielfache Beziehungen. So manifestirt sich die Doppelnatur der beiden Faktoren jeder Idee, das untheilbare geistige Element, und das materielle, das angeregte und zusammengefaßte Hirn. Nur die Gesamtheit der Ideen eines Individuums macht seine Vernunft aus, und so erklären sich die Erscheinungen des Traumes, der Geistesstörung, des Gehens eines Wortes oder Gedankens dadurch, daß im Traum nur die wachen Nervenzellen und wachen Leistungen, alle nur Theile des Ganzen, in Wirksamkeit treten, in der Geistesstörung und beim plötzlichen Mangel eines Wortes oder Gedankens gewisse Zellen und Leistungen ihren Dienst verlassen. Die Abhängigkeit der Vernunft von der Verbindung der Ideen unter einander bedarf keiner langen Auseinandersetzung. In jeder Gesellschaft bilden der moralische und religiöse Glaube, und das, was sie unter Nutzen versteht, die Grundlage der Vernunft; beim Einzelnen kommt es darauf an, ob seine Ideen sich um den Mittelpunkt der Hingebung gruppieren, oder ob der Sammelpunkt der Egoismus oder eine Leidenschaft ist. Natürlich wächst und verändert sich die Vernunft bei Völkern, wie bei Individuen, je mehr sie das Wahre vom Falschen unterscheiden lernen; als eine Hauptsache ist aber festzuhalten, daß es in der Natur der Vernunft liegt, ein Gemisch von Wahrheiten und Irrthümern zu sein, denn eine vollständige Erkenntniß auch nur irgend eines Objectes kann sie niemals erlangen. Schwach ist das Schlusskapitel dieses Theils, welches den Zweck der Vernunft behandelt. Zwar gesteht der Verfasser, daß „der Endzweck der Menschheit unklar und unbekannt ist“, aber den nächsten, vorläufigen meint er zu kennen, nämlich: „die Menschheit in der Einheit eines gemeinsamen moralischen und religiösen Glaubens, auf den Grundlagen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und mit voller Herrschaft über den Erdkreis und seine Naturkräfte zu konstituieren.“ Durch die Verschiedenheit der äußeren Bedingungen und inneren Anlagen scheint die Natur diesen Zweck nicht zu billigen, und so lange die Mittel zum Fehlen, die Unterschiede der Zonen und der natürlichen Bezüge ausgleichend, ist der Zweck Otis eine Utopie. Sodann hält er die Vernunft, die er doch selbst als Totalität unserer Ideen definiert, für das Werkzeug unserer Freiheit. Bei dem Einen fällt die Vernunft sehr schwach und dünn, bei dem Andern sehr kraftvoll und thätig aus, und mit so außerordentlich verschiedenem Werkzeug soll dasselbe geleistet werden? Otis hat vom übermüthigen arbitrium eine irrige Vorstellung. Wir müssen auf diesen Punkt nachher noch einmal kommen; das ganze Kapitel beruht auf der Ansicht, daß es noch andere Zwecke giebt, als die, welche wir sehen, wir, die Beherrschten, die Kinder der Sorge, die Kenner des Hungers, der Krankheit und anderer Nothe. Es wäre möglich, daß es außer uns noch andere Wesen giebt, die übel genug daran sind, bessere Zustände anstreben und somit Zwecke haben zu müssen, aber wir kennen solche Wesen nicht. Wir sehen Zwecke, haben jedoch keine Ursache anzunehmen, daß wir Zwecke sind. Wahnvorstellungen dieser Art entfliehen aus unserer Sicht, Gott und die Natur zu vernachlässigen.

Der zweite Theil, die Quellen der Vernunft, zerfällt in vier Bücher, deren erstes eine neue Kategorientafel begründet. Otis schließt die Möglichkeit nicht aus, etwas übersehen zu haben, will aber die Ideen des Endlichen und Unendlichen, des Absoluten, der Kraft und des Stoffs, und ähnlicher metaphysischer Gebilde, nicht für Grundlagen der Vernunft gelten lassen, sondern hält sie für Früchte wissenschaftlicher Arbeiten. Von seinen Kategorien bemerkt er, daß sie in der Vernunft keinesweges in

der abstrakten Form auftreten, welche die Analyse ihnen verleiht, indem diese sie aus den Wahrnehmungen heranzieht, mit denen sie stets verbunden sind; die Kategorien beginnen als etwas Konkretes und bleiben für die unendliche Mehrzahl der Menschen ihr Leben lang konkret. Sämmtliche Grundideen der Vernunft sind wesentliche Bestandtheile unserer Vorstellungen, in denen sie unter einander gemengt sich befinden. Es giebt kein allgemeines Prinzip zu ihrer Entdeckung, sie können nur durch sorgfältige Prüfung und Beobachtung gefunden werden. Um als Quelle der Vernunft angesehen zu sein, muß eine Idee 1. stets und überall der Vernunft einwohnen, 2. aus dem Gebrauch geistiger Thätigkeit entfliehen, und 3. muß es unmöglich sein, ohne sie zu denken. So ergeben sich ihm vier Quellen: 1. die Natur des geistigen Verfahrens; 2. gewisse objektive, nothwendige und konstante Wahrnehmungen; 3. natürliche Beziehungen zwischen Idee und Object; 4. Beziehungen zwischen der Idee und dem Handeln. Die erste liefert der Vernunft die Ideen des Seins; des Objectes; der Identität und des Unterschiedes; der Einheit und Vielheit; der Beziehung oder des Verhältnisses. Die zweite, etwas spätere Quelle dringt die Ideen von Raum und Zeit; den Widerspruch; das Substrat für die Erscheinung; Handeln und Leiden oder Ursache und Wirkung; Abhängigkeit der Wesen unter einander. Aus der dritten entfliehen die Ideen Allgemeines, Besonderes, Einzelnes; und endlich aus der vierten: Spontanität, Zweck und Metis.

Das folgende Buch bekämpft außerordentlich eingehend die Theorie der angeborenen Ideen, die in Frankreich zahlreiche und namhafte Anhänger haben muß. Der erstkräftig gemeinte Versuch, die Erbsünde mit historischen Vorgängen in Einklang zu bringen, wird bei und wenig Glück machen. Otis warnt nachdrücklich vor der Autopsychomorphose Gottes, allein, besagen in religiösen Urtheilen und eingewurzelten Ideen-Affigiationen, redet er selbst fortwährend von göttlicher Vernunft, von der Vorstellung, die wir uns von der Kraft Gottes machen sollen, und Ähnlichem, ohne den Widerspruch zu bemerken, in welchem er sich dabei bewegt. Klar und mit Sachkenntnis sind die Schwierigkeiten dargelegt, welche Raum und Zeit der philosophischen Betrachtung entgegenstellen. Wo er Ursache und Wirkung behandelt, schiebt Otis die Ansichten seiner Gegner unrichtig an; das übrige sehr interessante Kapitel „Kraft und Stoff“ enthält unter Anderem auch die Gründe, durch welche er sich berechtigt glaubt, Kräfte anzunehmen, die, unabhängig vom Stoff, ein selbstständiges Dasein führen. Wenn diese Abschnitte sonst nichts lehren, soviel erhält aus ihnen, daß unser metaphysisches Wissen auf dem Nullpunkt steht, dem metaphysischen Glauben aber eine reiche Auswahl sein möglicher und hauber geistiger Dogmen sich anbietet. In dem Kapitel: „Die Gottes-Idee“ heißt es: „Aber das Warum der Existenz Gottes befinden wir uns in vollständiger Unwissenheit.“ Könnte sich der Autor entziehen, dasselbe von der Existenz des Universums einzuräumen, so gelangten wir in mehreren Punkten leichter zu einer Verhängung mit ihm; für das Warum der Welt aber hat er die Antwort bereit: weil sie ein Zweck Gottes ist. Woher weiß er das? Er heißt bei ihm: „Von der wirklichen Natur Gottes wissen wir absolut nichts; wir kennen sie nur negativ und relativ, d. h. wir wissen zum Theil, was sie nicht sein kann, und wir legen ihr Eigenschaften bei, die sie im Verhältnisse zu uns haben muß.“ Die letztere seltsame Bekräftigung führt dann zu den wunderlichsten Inkonsequenzen. „Eigenschaften, die Gott im Verhältnisse zu uns haben muß!“ Wirklich muß?

Im Eifer zu zeigen, daß auch die moralischen Ideen aus

nicht angehören, sind, giebt Oth sich merkwürdige Blößen. Wer darf einem freien Wesen Verpflichtungen auflegen? fragt er. Nur der Schöpfer, lautet die Antwort. „Die einzige legitime Autorität, von welcher eine moralische Verbindlichkeit ausgehen kann, ist also Gott. Der Wille Gottes offenbart sich im Moralgesetz.“ Freilich, fährt er dann fort, hat die Menschheit in dieser Hinsicht sich oftmals getäuscht; Priesterherrschaften, politische Mächte, geniale Männer erließen Moralverordnungen, und waren doch nicht befangen, die Stelle des Schöpfers einzunehmen, indessen gleichviel, ob der Mensch sich über den Charakter des Gebots irrt oder nicht, es genügt, daß er es für legitim anseht, um zu glauben, er sei zum Gehorsam verpflichtet; angehören ist ihm die Moral-Idee keinesfalls.“ Sehr wahr; allein, was sollen wir von dem Schöpfer denken, der sein Geschöpf so stumpfsinnig erschuf, daß es den Unterschied nicht merkt zwischen Gottes- und Menschenwort? Oth meint: „Wenn das Gesetz, welches uns gegen unsern Gleichen verpflichtet, nicht von Gott kommt, woher sonst könnte es kommen? Von unserm Gleichen? Aber das widerspricht dem Prinzip der Gleichheit der Menschen. Es ist nicht zulässig, daß ein Individuum anderen Individuen rechtmäßig Gesetz vorschreibt. Ein Mensch gilt so viel wie der andere, und Niemand ist moralisch gehalten, sich dem Willen seiner Mitmenschen zu unterwerfen, wenn diese nur in ihrem eigenen Namen sprechen. Die groß auch die Anzahl derjenigen wäre, die sich das Recht anmaßen, zu befehlen, und stünde die ganze Menschheit gegen einen Einzelnen, sie könnte kein wahrhaft verbindliches Gesetz ausstellen.“ Welch ein bedeutloses Raisonnement! Die bewußten Herren hielten sich im eigenen Namen zu sprechen; sie verstünden sich, sie verkünden das laute Wort Gottes. Bis sie und aber ein untrügliches Mittel angeben, zu unterscheiden, ob sie in Gottes oder im eigenen Namen Gehorsam fordern, nehmen wir Alles, was gesagt wird, für Menschenwort, behalten unserer Vernunft die Prüfung vor, und finden die Natur des Menschen, welche ihn zwingt, in Gesellschaft zu leben, also Rücksicht auf Andere zu nehmen, vollkommen ausreichend, um die Moral zu begründen. Der Bildungsstufe einer Gesellschaft entspricht die in ihr gültige Moral.

Die Erforschung der Vernunftquellen geht im dritten Buch auf „das Gefühl, die Empfindung und das Raisonnement“ über, und der Autor erklärt zum Voraus, er wolle nun nachweisen, die geistige Entwicklung, welche mit den Grundideen begann, sei das dritte Werk unseres Raisonnements, geführt auf eine teleologische Ursprung, und auf unsere Empfindung. Wir wiederholen, daß die Grundideen Resultate der notwendigen Beziehungen zwischen unserem Geist und der Außenwelt sind.

Ein kurzes, übergeordnetes Kapitel weist das Gefühl als Quelle der Vernunft zurück. Buches habe dargeboten, die Emotion oder der Gefühl - Impuls beruhe auf der Wirkung des Spieles gewisser Theile des Nervensystems. Diese Nervensinnung sei mit bestimmten Gefühlen und Instinkten des Organismus, hienäher aus mit Ideen und geistigen Zwecken verbunden, und werde in diesem Falle Gefühl im eigentlichen Sinne genannt, Verlangen, Leidenschaft. Sie bringe jedoch keine Ideen hervor, sondern hüpfte sich nur an bereits vorhandene, und verleihe ihnen treibende Kraft. Deshalb setze es aus, als ob das Gefühl Ideen erzeuge, in Wirklichkeit jedoch sei es immer das Raisonnement, welches sie wahrhafte; der sensitive Impuls beschleunige und verleihe nur die raisonnierende Thätigkeit.

Es folgt eine verständliche und lehrwürdige Auseinandersetzung der Antheile, welche der äußeren Welt, und welche der geistigen Potenz des Menschen bei der Erwerbung von Kenntnissen zukommen. Die Rollen der Objekte, der Empfindung und

des Denkens sind lichtvoll auseinander gehalten, und wenn auch Helmholtz beständig Helmholtz genannt wird, so thut das dem Werth der Sache weiter nicht Abbruch. Anfänglich sind unsere Ideen meistens falsch, aber die stets erneuerte Empfindung, und die Vergleichung der Empfindungen unter einander läutert sie allmählich, führt zu besserem Verständnis, zum ausgeglicheneren Gebrauch der Induktion, und im Gange von Induktionen zu Deduktionen und von Deduktionen wieder zu Induktionen erweitert der Mensch seinen Ideenkreis und entdeckt schließlich die allgemeinen Gesetze, aus denen die Wissenschaft besteht. Nur für die moralischen und religiösen Ideen will dem Verfasser dieser Prose nicht ausreichen; für sie nimmt er eine direkte, göttliche Offenbarung in Anspruch und quält sich und die Leser auf mehr als hundert Seiten mit der Begründung seiner Annahme. Die Widerlegung hat er und leicht gemacht; wir geben sie mit den Worten, welche er selbst gebraucht, wo er Jacobi und die anderen Gefühlsphilosophen abfertigt. „Es liegt nichts Unvernünftiges in der Annahme einer beständigen Einmischung Gottes in die von ihm geschaffene Welt; und nichts bindet zu glauben, daß er täglich den Geist einer größeren oder kleineren Menschenzahl erleuchtet kann und erleuchtet. Aber, wie soll man das feststellen? Behauptungen dieser Art verlassen vollständig die gewöhnlichen Grenzen der Wissenschaft, und um als Grundlage einer vernünftigen Theorie für den Ursprung der Ideen zu dienen, müßten sie streng bewiesen werden. Nun sind sie aber gerade zu beschaffen, daß sie keinen Beweis fähig sind.“ Das genügt.

Die Willensfreiheit, ein Dogma, welches er glaubt, weil es ihm unentbehrlich dünkt, ist wohl selten oberflächlicher behandelt worden als in diesem Werk. Wir wählen das Gute, weil wir an die Wahrheit des uns vorgezeichneten Moralgesetzes glauben, und wir glauben an diese Wahrheit, weil jedes Moralgesetz, in engeren oder weiteren Grenzen, uns befehlt unsern Gleichen zu lieben, und wir sie wirklich lieben und den Willen haben, uns für sie hinzugeben.“ Schon das Kind kann geheraus sein oder nicht, die Wahlfreiheit wird immer deutlicher, je mehr es heranwächst, bis zuletzt jedes Individuum so, nach seiner Wahl, ein ehrlicher Mensch oder ein Schurke wird.“ Ein andermal heißt es: „Der größte Theil der unmoralischen Handlungen wird von Leuten begangen, die den Werth und die Tragweite der Moral vollständig kennen; aber trotzdem handeln sie unmoralisch, weil sie ihre Leidenschaften oder Interessen den Opfern vorziehen, welche die Pflicht auferlegt. Indessen fast alle diese Leute haben damit begonnen, die Moral für verbindlich zu halten, bisweilen sind sie noch dieser Ansicht, und alles, was sie umgiebt, die Religion, das Gesetz, die öffentliche Meinung tritt stets für die Moral ein. Dennoch, unter dem Antrieb der Leidenschaft und des Interesses fündigen sie, die Mehrzahl gewöhnlich mit Reue und Gewissensbissen.“ Das nennt Oth Freiheit, während es offenbar das Gegentheil ist. Wäre der Mensch frei, so ließe sich gar nicht begreifen, wie er Gewissensbisse und Reue der Gewaltherrscher und Friedendiebstahl vorziehen sollte. Eben weil er nicht frei ist, weil er unter der Herrschaft der Selbstsucht und böser Gelüste steht, handelt er schlecht, verletzt er die Rechte, welche der Kreis, in dem er lebt, seinen Mitbürgern zuerkennt. Um seiner Schwäche zu Hülfe zu kommen, um seinen moralischen Motiven ein größeres Gewicht zu verleihen, setzt die Gesellschaft Strafen auf seine Thatbaten, und macht ihn unschuldig, wenn er es zu arg treibt. Eine Antwort auf die Frage, wie der unfrei Handelnde dennoch verantwortlich sein solle, kann hier nur angegeben werden. Die Weltordnung zwingt jedes Wesen die Bel-

gen hinzunehmen, welche sich aus der Natur dieses Wesens im Kontakt mit der Außenwelt ergeben. Die traurigen Folgen angeborener Krankheit oder Dummheit treffen Unschuldige; die auf Moral basirte menschliche Gesellschaft vermag die Besserung nicht umzuändern; wer in ihr ohne Infection leben will, muß ihren Gesetzen sich fügen.

Damit ist zugleich das letzte Buch dieses Abschnittes, „die Religion als Quelle der Vernunft“ erledigt, und wir gelangen zum letzten Theil, dem dritten des Werkes, welcher „die Autorität der Vernunft“ prüft. Hier zeigt sich der Verfasser als freisinniger Christ und sucht dem Glauben wie der Vernunft gerecht zu werden. Er mißbilligt das Dogma der Unfehlbarkeit, er will keinen Gewissenszwang, er wünscht feilich die Herstellung eines kurzen und inhaltreichen Glaubensbekenntnisses, das einfach sein müßte wie das Evangelium. Den Materialismus, Positivismus und Pantheismus erklärt er für „absurd ihrem Wesen nach“, weil sie gegen die Grundideen der Vernunft fündigen. Er meint, diese Lehren seien nur durch die übertriebenen Forderungen der Vertreter der offiziellen Religionen entstanden, und der Unglaube würde bald ausbüßen, wenn die kirchlichen Tendenzen keine Macht mehr einflößten. Die Anhänger der genannten philosophischen Richtungen erhalten eine förmliche Blumenlese von Ungeheuerlichkeiten, deren jeder Wortführer sich schuldig gemacht haben sollen. Um nur ein Beispiel anzuführen, sollen nach Hegel, den Expantheisten, die Erde: „Die Erde dreht sich; sie dreht sich nicht; — alle Dreiecke haben drei Seiten; es giebt Dreiecke, die nicht drei Seiten haben; — man soll Anderen nichts Böses zufügen; man soll Anderen Böses zufügen; — Herr X. ist ein ehrlicher Mann; Herr X. ist ein Schurke; —“ gleichzeitig wahr sein müssen. Wenn man dazu gelangt, seine Gegner so über alle Maßen unsinnig zu finden, hat man sie sicherlich mißverstanden.

Schließlich giebt Ott den Inhalt seines Werkes überschichtlich zusammen, und dabei treten alle Vorzüge und alle Irrthümer, die wir bei ihm zu entdecken glauben, hell an den Tag. Er hat deutschen und englischen Denkern viel Aufmerksamkeit geschenkt, ist aber wohl mit nicht mehr auskunftigenden Vorurtheilen an viele derselben getreten. Wir empfehlen ihm dringend das Studium von H. A. Lange's Geschichte des Materialismus; da könnte er lernen, wie stark einer der von ihm mißachteten Feinde ist, und wie man ihn angreifen muß.

D. S. S.

England.

Der moderne Roman in England.

Es ist kaum möglich und wohl noch weniger rathsam, einen in der That unmassigen Ueberfließ über die neuere englische Belletristik zu geben. Die Masse der Erscheinungen ist so bedeutend, daß ein solches Vorhaben fastlich unmöglich wäre. Dennoch würde man gern wenigstens einen Versuch wagen, wenn die Qualität einer solchen Mühe rechtfertigte und genügende Aussende erwarten ließe. Doch das ist leider nicht mehr der Fall. Die wirklichen Größen Englands, die auch in neuerer Zeit viele von keiner anderen Nation in solcher Menge und Zahl perseggt, durch so mannichfache Umstände im Sein und Leben des englischen Volkes an einer vorzüglichen Entfaltung befähigte Seite der Literatur auf so bedeutender

Höhe gehalten, sind alle dahin. Thackeray, Dickens haben keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. George Eliot ist die Einzige, deren Produktionen eine hervorragende Bedeutung beanspruchen. Sie allein versteht es, den Kreis des Denkens und Fühlens in lebendige Bewegung zu versetzen, den geistigen Horizont zu erweitern. Ihre in meisterhafter Plastik ausgeführten Charaktere nehmen in ihrer psychologisch fein und treffend geschilderten Entwicklung das Interesse des Lesers vollständig gefangen. Die inneren wie äußeren Probleme, welche sich auf dem aus lebendiger Wirklichkeit erbaute, mit philosophischer Weite und Humanität des Blickes beherrschten Boden abspielen, zeigen einen freien und umfassenden Horizont, dessen Inhalt sich die Dichterin ebenso sehr durch gründliche Gedankenarbeit, wie durch richtige Intuition zum geistigen Eigentum erwerben. Aber George Eliot (Mrs. Lewes) steht allein da, in einsamer Größe, unerreicht von der ungeheuren Anzahl der Mitstreitenden auf diesem Gebiete. Die Einzige, die sich in erster Auffassung und tief empfundenen Wahrheit des seelischen Lebens ihr nähert, ist Miss Thackeray, Tochter des berühmten Humoristen. Doch ihr fehlt bisher die feste Plastik der Meisterin, das sichere Gefühl für scharfe Betonung der Hauptmomente, für maßvolle Beschreibung des Lebens, wozu zuweilen etwas Schattenhaftes auf ihre sonst so feststehende Darstellung fällt.

In der großen Masse der Produktion stehen Quantität und Qualität in gar keinem Verhältnis. Und dennoch findet viel, oft weit unter bloßer Mittelmäßigkeit stehende Werke ihren Markt. Dies liegt zum großen Theil in den eigenthümlichen feststen Verhältnissen Englands. Die reiche, ja schon die elenigsten wohlhabende Klasse der Engländer setzt ihren Eth darob, daß ihre Damen nicht zu arbeiten brauchen. Keine oder größere häusliche Beschäftigungen, welche jede deutsche Hausfrau, jedes deutsche Mädchen als selbstverständlich betrachtet, sind in England unzulässig. Sobald das Haupt der Familie Anspruch darauf macht, ein gentleman zu sein, sind seine Damen ladies, und eine lady darf nichts thun, was als Arbeit erscheint. Beschäftigen muß sie sich freilich, denn man kann doch nicht den ganzen Tag mit Toilette machen, ein wenig malen oder musizieren, antreten, fahren oder gehen und etwa shopping zubringen; und doch müssen die Stunden tot geschlagen sein. Da bleibt nicht übrig als zu lesen, und die Hauptlektüre bildet natürlich für die große Menge der Roman. Wer sich nicht damit begnügt, Romane zu lesen, benützt auch wohl Zeit und Gelegenheit — so bald nur einige Phantasie vorhanden ist — welche zu schreiben. Literarische Thätigkeit ist sehr häufig bei den englischen Damen; es ist eine eintägliche Beschäftigung, welche durchaus nicht für unzulässig gilt. Daher zum Theil die beachtenswerthe Erscheinung, daß der englische Roman augenblicklich beinahe gänzlich in weiblichen Händen ist. Deste auffallender muß daher die Thatsache erscheinen, daß derselbe sich durchaus nicht mehr in den strengen Grenzen altenglischen Anstandsgefühls — wir geben wohl kaum zu weit, wenn wir sagen: altenglischer Pruderie — bewegt, sondern sich das Feld haarsträubender Verbrechen, wie Bigamie, Mord und Todtschlag in jeder Form, zum Hauptummessplatz erwählt hat. Der von William Collins und Miss Bradon eingeführte und eifrig kultivirte Sensationsroman beherrscht zwar gegenwärtig nicht mehr ausschließlich den Markt, doch macht sich der schädliche Einfluß, den er auf Les und Haltung der englischen Belletristik überhaupt ausgeübt, nur noch allzu sehr fühlbar. Im Inhalt sowohl, wie in der Form, wie eine nachlässige, ja mit einer gewissen Regellosigkeit und Willkür prunkende Behandlung der Sprache — die häufig

gerade in das berüchtigte *fashionable slang* ausartet — dem damals so sorgsam gezeigten Styl Platz macht; während jener oft durch eine zu leichtfertige Frivolität in der Behandlung kühler Fragen verliert. Ein gewisses praktisches Talent in der Anlage und Ausführung läßt sich freilich auch in den mittelwichtigen Produktionen selten vermissen.

Die folgende kurze Uebersicht ist, wie gesagt, weit davon entfernt, Anspruch auf Vollständigkeit zu machen. Referent möchte nur hervorheben, was hier und da seine Aufmerksamkeit erregte.

Middlemarch von George Eliot — das hervorragendste Product der neuesten englischen Belletristik — ist nach Inhalt wie Wirkung zu bedeutend, um mit einigen Worten charakterisirt zu werden. Es erfordert eine eingehende Betrachtung; ich muß mich daher darauf beschränken, es hier nur zu erwähnen."

In dem Besten gehört ferner wohl *Old Kensington* von Miss Thackeray, worin sich wieder das seine Gefühl für das Poetische im Menschen wie in der Natur, die reiche Kenntniß des menschlichen Herzens in seinen tieferen Regungen zeigt. Doch fehlt es Personen wie Schilderungen zweiten an plastischer Klarheit; ein schattenhafter Nebel legt sich hier und da über Dinge, die man deutlich sehen möchte und verleiht die Bestimmtheit der Umrisse. — *A pair of blue eyes*, von Thomas Hardy ist einer der wenigen künstlerisch angelegten Romane der Neuzeit; er erreicht durch tiefe seelische Ausharbeitung einfacher Verhältnisse eine in der That ächt tragische Höhe. Als besonders ergreifend möchten wir das Kapitel hervorheben, wo die drohende Todesgefahr der Heldin und dem Manne, der sie liebt, ohne zu wissen, daß sie vor dem einen Anderen zu lieben möchte, das Bewußtsein ihrer Gefühle für einander abmängt. Wir wollen nicht Räuber über den Inhalt verrathen, da wir nur wünschen können, daß jeder Romanleser das Buch, welches unstreitig trotz mancher kleinen Mängel zu den besseren Ergüssen dieser Gattung gehört, selbst lesen und beurtheilen möge.

— *Knud Margaret's trouble* ist ein mit seiner Kenntniß des weiblichen Herzens, tiefem Gefühl, gelinder Ethik und einer weitwühnenden Milde der Lebensanschauung verfaßtes Buch. — Als schon durch den Stoff bedeutend wäre *The true history of Joshua Davidson* hervorzuheben, ein in diesen Blättern bereits besprochenes sozialkritisches Zeitbild aus den neuesten englischen Verhältnissen. Es behandelt die Ueberwindung des starren Buchstaben Glaubens, das Hindurchbringen zum religiösen werththätigen Christenthum, und dessen Anwendung auf die Zustände und Verhältnisse der Gegenwart.

Vom werththätigen Christen wird der Held zum Selbstdenker, zum Demokraten und Arbeiterreformer. Durch seine Verbindungen mit französischen Republikanern wird er veranlaßt, nach Paris zu gehen. Er erlebt dort die Schrecken der Revolution, der Kommune, und muß endlich wieder nach England flüchten. Dort gelingt es ihm natürlich noch weit weniger als zuvor sich eine gesicherte bürgerliche Stellung zu begründen, und so wird er zum Wanderprediger, der den Arbeitervereinen Vorträge hält über die jüngsten furchtbaren Ereignisse und ihren tieferen Zusammenhang. Die Feindschaft gegen ihn von Seiten der Konservativen, die den Mann der Kommune hassen, der Frommen, die den Ungläubigen verdammten, wächst immer mehr, bis er endlich unter den entsetzlichen Anbahnungen einer Verarmung, der er einen Vertrag halten würde, sein Leben läßt. Das Buch ist weniger interessant als Roman, aber höchst bedeutend als ein Zeichen der Zeit, als Beispiel der Auffassung und Verbreitung moderner Ideen in dem konservativen England. Der symbolisch klingende Name des

Helden ist mit voller Absicht gewählt. Die Verfasserin hat sich nicht genannt, doch ohne eine Indiscretion zu begehen, dürfen wir die England allgemein bekannte wohl auch hier nennen: es ist Mrs. E. Linton, deren Name schon seit Jahren in englischen literarischen Kreisen einen guten Klang hat. — Gleichfalls von Frauenhand geschrieben ist: *Work. A story of experience* von Louisa M. Alcott. Ein Werk, dessen Inhalt an und für sich, besonders aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen bedeutend ist. Die Heldin, Elfrida Devon, kann keine Befriedigung finden in dem einsamigen, eng abgegrenzten Leben, das die Waise im Hause ihrer Verwandten führt. Sie strebt danach, sich selbst aus eigener Kraft und durch eigene Arbeit einen freudvollenden Wirkungskreis nützlicher Thätigkeit zu erringen. Sie wagt sich auf eigene Hand hinein in das Leben, und mannichfach — häufig bitter, dann aber auch wieder tröstlich und erhebend — sind die Erfahrungen, die sie werden, bevor sie zum Ziele gelangt. Nachdem endlich die trauernde Wittve jedem selbstwüthigen Wunsch entsagt, lebt sie nur ihrem Kinde und der werththätigen Liebe, die dem Schwachen und Hülfbedürftigen Rath, Beistand und Trost entgegenbringt. Wir versagen was absichtlich jedes nähere Eingehen auf den an Abwechslung so reichen Inhalt, da wir zur Selbstkritik anzuregen möchten. Die unbedeutenden Mängel der künstlerischen Komposition verschwinden vor der Tüchtigkeit des Ganzen. Hervorzuheben möchten wir ferner *A true Reformer*, vom Verfasser des berühmten oder berühmten *Basis of Dorking*, ein Buch, das einen guten Roman, eine vorzügliche militärische Abhandlung, und eine Reihe ungemein lebendiger Schilderungen interessanter Persönlichkeiten darbringt; besonders durch seine, ebenso wahre wie liebevolle Darstellung des Lebens der Engländer in Indien ausgezeichnet. Die Reorganisation der Armee, welche das Hauptthema des Reformers bildet, wird so gründlich und wissenschaftlich behandelt, daß sie von Seiten der Betreffenden wohl die höchste Aufmerksamkeit verdient. Doch wird daneben die novellistische Seite nicht vernachlässigt, sondern der sein durchgeführte Kontrast zwischen dem äußeren und inneren Leben des Staatsmannes, welcher der Held ist, wird mit ergreifender Meisterhaft geschildert. Man fühlt es diesen Schilderungen an, daß sie Selbstverleumdung, Selbstkempfundes bringen. Die politischen Vorgänge, mit ihnen so treffend wie scharf gezeichneten Porträtskizzen, welche überall die Originale erkennen lassen, sind doch so gehalten, daß sie Niemand verlesen können, erregen das höchste Interesse.

In dem besten unter dem Mittelgut dürfte wohl *Seeta* von Mead and Taylor gehören. Ein Roman, der die Zustände in Indien lebendig schildert und geeignet sein möchte, die englischen, so ungerechten wie ungründlichen Vorurtheile gegen die Eingeborenen, Vorurtheile, die schon so unendlich viel Unheil gestiftet, zu mildern. Die Heldin Seeta, die schöne, sanfte, hingebende Indierin opfert ihr Leben für ihren geliebten Gatten, den Honrbl. Capt. Brandon, der sie trotz aller Vorurtheile geheiratet. Der Vorzug des Buches besteht zum Theil in seinem praktischen Nutzen, sowie in der aufschaulichen, treuen und anerkennenden Darstellung des Hinduismus; als eigentliches Kunstwerk hat es manche Fehler, lieft sich aber dennoch sehr angenehm. A Slip in the Fens ist ein einbändiger Roman; ein seltener Vorzug in der englischen Romanliteratur, wo gewöhnlich aller guten (?) Dinge drei sein müssen. Die kleine Erzählung zeichnet sich durch den allgemeinen Schlußsatz überaus vorthellhaft aus. Kein entsetzliches Verbrechen, kein Mord, keine Sensation spielt darin. Ruhig und klar spricht sich der Faden fort bis zu dem gewöhnlichen Ende, hinter dem für unser Auge

nicht sowohl ein Punkt, als vielmehr ein Fragezeichen steht. Was wird aus der verlassenen Heldin? Bleibt ihr die Ruhe der Entlassung, oder harret ihrer neue Liebe, neues Leben mit dem ihrer würdigeren Manne, dem ehemaligen Freunde des Schwachen, der sie anlegte? — Auch Penruddocke von Hamilton Wides, ein Roman in der interessanten Form der Autobiographie, gehört wie alle Ereignisse seines Autors zu den hervorragenden Erscheinungen dieser Gattung, wenn wir ihn auch weniger hoch stellen, als einige frühere Arbeiten. Der Leser wird in beständiger Spannung erhalten; die Verwickelung ist originell, die Charaktere sind natürlich und Antheil erweckend. Die Schilderungen, besonders diejenigen aus der Gesellschaft, sind oft vorzüglich ausgeführt, in drahtlich-realistischer Weise. Freilich müssen wir gestehen, daß das Bild der großen Welt von London, wie es und hier entgegentritt, mehr die Wahrheit als die Schönheit des Lebens zeigt. — Kennt man Penruddocke die Realität der geschilderten Zustände kein Ideales Gefühl aufkommen lassen, so betreten wir dafür wieder den Boden des Realismus in *Courship and a Campaign. A Milanese tale of 1866* von M. Dallas. Ein Roman, der Geschichte und Romantik zu verbinden strebt. Mit großem Entschlusse für Charaktere zeigt der Verfasser die etwas zu detaillierten Schilderungen des Zeitgeists zu belegen, er versteht es, dem Leser durch seine eigene Wärme mit fortzureißen. Die Geschichte ist einfach, die Charaktere sind ansprechend. Der Wendepunkt wird durch den Einfluß des Entschlusse für Charaktere und Italia Una herbeigeführt, und anschaulich, ja belohnend ansteckend, wird dieser Alle und Alles überwältigende Entschlusse geschildert. Einige Stufen tiefer stellen wir *The Middle Ages* von Percy Fitzgerald, das auch wieder einige Originalität in der Zahl der Bände zeigt; es sind nur zwei, einer weniger als der gewöhnliche. Das Hauptthema ist Welt, und wieder Welt. Ein Mann, der bisher unbekannt und ruhig für sich hingelebt hat, unbehindert in seinen etwas bizarren Neigungen und Liebhabereien, wird plötzlich Besitzer von einer Viertelmillion £, und sofort drängt sich burschensüchtiges Alles an ihn her, was in irgend einer noch so entfernten verwandtschaftlichen Beziehung zu ihm steht. Die Schilderung der dadurch entstehenden Feindschaften und Freundschaften, der Bündnisse, die sich lösen und knüpfen, der mannichfachen Eifersüchteleien ist recht geschickt und nicht ohne Humor entworfen. — In *Erma's engagement* glauben wir nicht zu irren, wenn wir auch hier eine Autorin annehmen. Der Roman enthält einen oft vorkommenden Widerspruch zwischen Theorie und Praxis. Die Heldin ist Vertreterin der neuen, besonders ja gerade in England so sehr in den Vordergrund getretenen Ideen über die Rechte des Weibes. Sie bekennt sich dazu, sie hat schöne Worte dafür, aber wo es um Handeln kommt, da schlägt sie ihnen geradezu ins Gesicht. Nicht allein, daß sie dem Manne, den sie liebt, aus Gehorsam gegen ihre Eltern entsagt und ihren Vetter Frank heirathet, den sie nicht liebt und nicht lieben konnte; sie ist ihm dann auch das gehorame liebende Weib, wofür sie freilich am Schluß durch seinen Tod, der nun ihre Verbindung mit dem wirklich Geliebten ermöglicht, belohnt wird. Wollte die Verfasserin nur den Satz illustriren, daß alle die Reden und Prinzipien über Rechte, Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der Frau unschädlich sind? Es scheint, daß dies nicht eigentlich ihre Absicht gewesen, doch ist das ungehörig der Eindruck, den ihr Buch hervorbringt, das manne mit seiner Ironie und guter Beobachtung geschilderte Familienleben des leicht erregbaren häuslichen Kreises der Heldin enthält. — Innocent von Mr. D. N. D. hat ist leider keine erfreuliche Erscheinung. Es macht stets einen niederliegenden Ein-

druck, beobachten zu müssen, wie eine poetische Begabung, die zu hohem Streben befähigt und sich schon so erfreulich betätigt hat, von dem Reiz eines schnellen Erfolges geknechtet, sich verleiten läßt, leichte Waare für das große Publikum zu arbeiten. Die Ausgabe ist nicht mit dem gewöhnlichen sicheren Taktgefühl gewählt. Auch die Ausführung ist nicht gelungen und dürfte in der hier gewählten Art und Weise wohl überhaupt unausführbar sein. Auch May von derselben Verfasserin würde bei langsame Produktion wohl bedeutend gewonnen haben, doch dürfen wir es noch immer als eins der besseren literarischen Produkte englischer Schriftstellerinnen erwähnen. Marchmont of Redlands, von E. S. Raine, ist ein lebendig und gut geschriebener Roman, doch entspricht der zweite Band nicht den Erwartungen, welche der erste erregt. Sein angelegte psychologische Entwicklungen werden nicht durchgeführt; der interessant gekürzte scharfe Anekdote wird durch eine plötzliche Katastrophe zerhackt, welche die verlassenen Jüden zerstreut statt sie zu entwirren. Tom Dolan von Robert Thorne bietet eine Studie irischer Charaktere, die sich aber freilich größtentheils auf auffälligen Boden bewegen. Die Schilderungen der australischen Zustände, des eigenthümlich wilden und wüthenden Lebens, das noch nicht durch die Sitte, noch nicht durch die altbergebrachte Gewohnheit geregelt worden, sind besonders frisch und ansprechend. Doch dürfen wir den Roman höchstens zum Mittelgut rechnen. Auf gleicher Stufe etwa steht *Palso Cards* von Hawley Smart; eine leichte und unterhaltende Lektüre, ohne besondere Vorzüge, wie ohne erhebliche Mängel. Die Heldin ist eine ansehnliche Erscheinung, die trotz ihrer Unkenntlichkeit mit allen Konventionen des Lebens dennoch durch den ächten Taft des Herzes über alle wirklichen Gefahren sicher hinweggleitet, und endlich durch das Beispiel ihrer Hochbegabung den selbstthätigen, selbständigen und unerschütterlichen Mann, der sie zu verlieren trübt, in einen selbstlosen, sein Ziel mit der größten Entschiedenheit verfolgenden Charakter verwandelt. Besonders da, wo sich der Autor an seinem speziellen Boden zu bewegen scheint — in der Schilderung der Gefallen aus dem literarischen und sozialen Leben — ist er sehr unterhaltend. In Katharine's Trial von H. M. P. ist leider auch ein Herabfallen zu bemerken. Manche Einzelne wird anmutig und lebendig geschildert, doch ist der Inhalt gar zu leicht, zu flüchtig und oberflächlich. Natürlich die eine alte, ewig neue Geschichte der Romane. Katharine, die reiche Erbin, soll ihren Geliebten nicht haben. Es ist ihr armer Vetter, und diese Armut ist das große Hindernis. Da wird die Entdeckung gemacht, daß Katharine gar nicht die Tochter des reichen Herrn Elliot, sondern ein — man sieht nicht recht, weshalb? — ihm von seiner Frau untergekauft, untertänig ist eines armen Malers. Diese Entdeckung verändert natürlich die Situation vollständig, und nun ist es der Vater des Geliebten, der Einwendungen erheben möchte, sich aber schließlich ergibt. Selbstverständlich enden die Prüfungen somit zu allgemeiner Befriedigung. Robert Orr's *Atone*ment zeigt auch, wie das zuvor erwähnte, unerwartet die weibliche Dankschuld, daß die interessante Grundidee nicht kräftig genug ausgearbeitet worden; die Verödung der großmüthigen, von der verstorbenen alten Tante zu Gunsten der sanften, lebenswürdigen Gesellschaftlerin enterbten Familie mit dieser nur allzu enggeliebten Retha Maturin. Die Heldin ist zu süß, zu weichlich; der Held, als Gegenstück, zu köstlich, zu rüchthel. Doch les extrême se touche und führen zu dem hergebrachten glücklichen Ende am Tranatier. In the days of my youth von Annals B. Edwards verkörpert sich die seltsame Idee einer englischen Schriftstellerin,

die schon vordem Proben eines zweifelhaften Talentes gegeben hat. Es ist doch jedenfalls eine höchst seltsame Idee für eine Dame, die Scenerie ihres Romans in das Quartier Latin zu verlegen. Dort ist ihr Held Studiosus der Medizin. Noch seltsamer ist wohl überhaupt das Unternehmen, das Leben dieses Helden in der Form einer Autobiographie zu schreiben. Natürlich muß es der Verfasserin unmöglich sein, die Szenen, welche sie schildert, nach der Natur darzustellen, denn bis jetzt ist es für Damen — wie emanzipiert sie immer sein mögen — noch unmöglich. Derartige aus eigener Anschauung zu geben. Trotzdem liegt sich das Buch nicht ohne Interesse. Grace Tolmar von John Dangerfield ist mit Geschick und Sorgfalt geschrieben, doch ist die Zuträgne theilweise so geheimnißvoll, daß selbst der Leser, der doch sonst wenigstens am Schluß zum vertrauten Mitwiffer wird — Manches nicht erfährt. So hätte ich doch gern gewußt, worin das Verbrechen besteht, das den Marquis, Grace's sogenannten Gatten, zwingt, sich für tot auszugeben. Sehr unwahrscheinlich erscheint der Einfluß, den er trotz seines sozialen und legalen Todes, oder besser, seines Todes gegenüber dem Geseh und der Gesellschaft, noch immer auf Grace ausübt, trotz ihrer Entdeckung, daß sie nicht einmal gegenseitig seine Frau ist, da er durch die Heirat mit ihr Bigamie begangen. Es fehlt diesem Roman also, wie man sieht, durchaus nicht an Sensation, denn Grace liebt auch, und zwar mit der vollsten Leidenschaft, nur leider nicht mit volstem Vertrauen, wodurch sie sich und ihren Geliebten, Robert Pele, in Zweifel und ewiger Unruhe hält. Klein das Buch ist gut geschrieben und verrät trotz aller Mängel und Irrthümer ein bedeutendes Talent, dessen Klärung wir entgegensehen. — Dagegen ist Madeline Kestrel von Rattie Hay einer der albernsten Romane, die unsere Romanistik emporgeliebt. Der Charakter kann, meint er, fände auch Romane schreiben. Von konsequenter Charakteristik, psychologischer Entwicklung ist keine Spur; Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten häufen sich und man ist froh, wenn die Heldin stirbt, denn mit ihrem Tode muß doch das langweilige Buch zu Ende sein. Nicht besser ist By and By; an historical romance of the times von Edward Raitland. Seit Palmer mit seinem „Zünftigen Geschlecht“ (The coming race) den Reigen jener Romane eröffnet hat, welche die phantastische Unterlage einer fernen Zukunft zum Boden ihres Machthums machen, sind schon manche Varianten dieser Produktionen der frei schaffenden, durch gar keine Grenzen realer, vorhandener Zustände beschränkten Phantasie angestrichelt; doch noch keine von allen hat es in der Aufmerksamkeit und Geschmacklosigkeit so weit gebracht, wie dies mit ganz besonderer Präntation auftretende By and By. Ebenso unbedeutend ist To soon von Mrs. Macquid; jeder künstlerischen Auffassung und Abrundung bar bietet es weder das reale Bild des wirklichen Lebens, noch eine poetische Schöpfung der Phantasie, und ist trotz aller Phantastik gewöhnlich und häufig sogar verlegend. Nicht besser ist The Last of the Lythams von R. B. Hiddlestone; ein geschmackloses Buch. Der Stil des Verfassers zeigt hier und da Anfänge an verschleierte bedeutende Schriftsteller, Stilirminutosen; sein eigener Stil, wenn man überhaupt eine solche Schreibweise Theil nennen darf, ist überaus ungleich und noch gänzlich unangebildet. Auch Un or the early marriage von Harriette Bower ist ein schlecht geschriebenes und noch schlimmer, ein langweiliges Buch. Die Zuträgne ist leidend, der Vortrag forsch und schwerfällig; die Charaktere interessieren nicht, nicht einmal die Heldin, die jedes tiefen, wahren Gefühls ermangelt. Nicht viel besser ist Not without thorns von Ellis Graham. Denn wir es auch Schrift-

stellerinnen allenfalls verzeihen mögen, daß es ihnen so selten, ja beinahe niemals gelingt, ihre Helden als wirkliche, lebenswahre Männer darzustellen, so dürfen wir doch höhere Ansprüche an sie machen, wenn es sich um Zeichnung weiblicher Charaktere handelt. Wenn sie es nicht vermögen, ihren Heldinnen Lebenswahrheit zu verleihen, was werden sie dann leisten können? Die Heldin dieser dreibändigen Geschichte, Eugenie Laurence, ist eine jener hübschen, albernsten, geist- und charakterlosen Erscheinungen, mit denen ihr Mann so gut wie der Leser die Geduld verlieren muß. Eine jener Frauen, welche in der Ehe nur ewige Klitterreden erwarten, den Übergang von der Leidenschaft zur Freundschaft nicht an finden vermögen. Statt Captain Beauchamp Chancellor, der eine Andere unglücklich liebt, von der er einen Korb erhält, und Eugenie nun theils aus Neugier, theils gerührt von ihrer Liebe zu ihm, heiratet, dankbar dafür zu sein, daß er sich ihrer schließlich erbannt, macht sie ihm und sich das Leben sauer. Auch die übrigen weiblichen Charaktere entschädigen nicht für die unempfindliche Heldin.

Wir beileihen die Reihe der zuletzt erwähnten, durchaus nicht empfehlenswerthen Romane mit drei Produktionen von Rhoda Broughton, Cometh up as a flower, Red as a rose is she, und Good bye, sweetheart. Die beiden ersten stehen auf gleicher Stufe der Mangelhaftigkeit; der Verfasserin fehlt es zwar durchaus nicht an einem gewissen Talent realistischer Schilderung, doch bleibt sie oft zu trah und ohne jede künstlerische Färbung gar zu realistische Andeutungen und Situationen wieder, wodurch ein feineres ethisches Gefühl leicht verletzt wird. Die Art, wie sie das Weußere der Heldin, das rein Physische wirken und hervorbringen läßt, ist zuweilen förmlich empörend. Good bye sweetheart steht etwas höher und erregt Hoffnung auf bessere Leistungen.

R. B.

Orient.

Whitney's orientalische und linguistische Essays.*)

L.

Als ich im vorigen Jahrgang dieser Blätter auf die Estudios sobre el oriente des spanischen Sanskritisten Kaufs hinarief, konnte ich den erfreulichen Aufschwung konstatiren, welchen in jüngster Zeit, nachdem deutsche Gelehrte die Jädel vorangetragen hatten, die Forschungen über den alten Orient und das Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft in allen europäischen Kulturländern genommen haben. Auch jenseits des Ozeans ist jetzt auf diesen beiden eng benachbarten Wissensgebieten eine rege Thätigkeit erwacht, von der die Proceedings der American Oriental Society und der American Philological Association ein reichhaltiges Zeugnis ablegen. Kein Name aber begegnet in diesen Abhandlungen und Beiträgen so häufig als der H. D. Whitney's, Professor of Sanskrit and Comparative Philology an der Universität zu New-Haven; unermüdetlich hat er den ebenso vielseitigen, als scharfsinnigen Gelehrten thätig, theils um in die Diskussion schwöbender Fragen selbstthätig einzugreifen, theils um seinen Landeuten die neuen Resultate europäischer, namentlich deutscher Forscher zu vermitteln. Schon längst ist letzteren Whitney durch

*) W. D. Whitney: Oriental and Linguistic Studies. New-York 1873. (8., VII, 417 S.).

seine im Verein mit Prof. Roth in Tübingen veranstaltete Ausgabe des Atharva-Veda als begabener Sanskritkenner, namentlich aber als Vagabund durch seine ausgezeichneten Vorträgen über Sprachwissenschaft bekannt, welche dem viel gelehrten älteren Werke Max Müller's an Knappheit der Darstellung nichts nachgeben, an wissenschaftlicher Vertiefung und systematischer Durcharbeitung des Stoffs aber dieses ziemlich oberflächliche und oft überflüssige Buch weit überholt haben.

Mit Freuden ist es daher zu begrüßen, daß Abhtinen nun auch seine kleineren Arbeiten, die theils in den Verhandlungen der beiden angeführten gelehrten Gesellschaften, theils in verschiedenen größeren Zeitschriften seines Vaterlandes zuerst erschienen waren, in den vorliegenden, stattlichen Band zusammengestrichen und sie dadurch viel weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Diese „Studies“ bestehen aus dreizehn zum Theil sehr umfangreichen Essays, die theils selbständig, theils an eine kritische Besprechung hervorragender Erscheinungen der Asienliteratur angelehnt eine Reihe der wichtigsten Ergebnisse und Probleme der orientalischen Alterthums- und der vergleichenden Sprachwissenschaft in gemeinschaftlicher Weise erörtern. Statt „orientalisch“ hätte man auf dem Titel lieber eine spezieller Bezeichnung gesehen, da sich alle Essays der erwähnten Gattung ausschließlich auf den arischen Orient, auf die Indier und Iranier, beziehen. Doch soll hieraus dem Autor, der diese etwas zuviel versprechende Betitelung seines Buches wohl nur der Kürze wegen gewählt hat, weiter kein Vorwurf gemacht werden; erkennen wir vielmehr dankbar an, daß namentlich auch das bisher im Verhältnis zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung und Stellung noch lange nicht ganz gewürdigte Volk der alten Iranier — denn so sollte man sich statt des in speziellem „Perser“ und des geradezu sinnwidrigen Namens „Zendvolk“ doch endlich einmal gewöhnen zu sagen — zur gebührenden Geltung gelangt, und die wichtigen Ergebnisse der im neunzehnten Jahrhundert emporgeblühenden Zendphilologie wissenschaftlich richtig und in anziehender Form dem großen Publikum vorgeführt werden.

Welcher Art ist nun aber eigentlich das Interesse, welches uns dieses längst verschollene Volk so abginnen können? Ist genug hat man dem Begründer der Zendstudien im vorigen Jahrhundert, Anquetil Duperron, diese Frage entgegengehalten und ihn, als er die nach unsäglichen Mühen von den indischen Parzen erlangten Textfragmente des Zendavesta veröffentlicht hatte, auf einen Betrugsmann verurtheilt, dem seine parthischen Lehrer ein Sammelfurium von albernen Fabeln als echte Aussprüche des weisen Zoroaster aufgebunden hätten. Wenn heute dieselbe Frage wieder aufgeworfen wird, so muß es offenbar in einem ganz anderen Sinne geschehen: jetzt ist die Uebersetzung zum Gemeingut geworden, daß alle Schriftensmaler, die uns aus jener Periode überliefert sind, schon allein ihres Alters wegen einen hohen Werth für uns haben, mögen sie auch noch so weit hinter den Anforderungen zurückbleiben, die wir Moderne an literarische Kunstprodukte zu stellen gewöhnt sind, oder die Anschauungen und Verhältnisse, die sich darin abspiegeln, noch so viel Selbstes und Abwesendes für uns haben. Auch da wo sie nur von Schwächen, Fehlern und Verirrungen zu erzählen hat, ist die Geschichte des menschlichen Geistes kaum weniger interessant und fächerlich ebenso lehrreich als in den Epochen ihrer glänzendsten Siege, ihrer schönsten Triumphe. Die Wichtigkeit, welche die Geschichte irgend eines der alten Völker auch für die Gegenwart noch behauptet, bestimmt sich nicht allein nach dem Grade der von ihm errichteten Kultur oder der Größe des Reichs, das es einst beherrscht hat, sondern sie hängt auch zugleich

von der geographischen, verwandtschaftlichen, politischen Stellung desselben und von den Beziehungen seiner Geschichte zu der anderer Völker ab, die uns gleichfalls nahe angehen.

Das Volk der Iranier nun ist, wie man weiß, ein Stamm der großen indogermanischen Völkerfamilie, der wir selbst zusammen den höchst civilisirten Kulturenationen der Gegenwart angehören. Erst in diesem Jahrhundert ist mit der Entdeckung der indogermanischen Sprachverwandtschaft auch diese wichtige historische Thatfache erkannt und dargelegt worden; jene Entdeckung aber hat wie eine Fülle neuer historischer Ergebnisse, so auch eine Reihe neuer geschichtlicher Probleme in die Wissenschaft eingeführt, und die geschichtliche, oder wenn man will, ungeschichtliche Forschung unserer Tage steht sich der ebenso anziehenden, als schwer lösbaren Aufgabe gegenübergestellt, die Wohnplätze, in denen einst die Vorfahren der indogermanischen Völker lebten, den Kulturgut, den sie vor ihrer Trennung erreicht hatten, die Richtung, die sie bei ihren Wanderungen einschlugen, zu ermitteln, kurz so viel als möglich das Dunkel zu erheben, das über der ganzen Urgestalt des indogermanischen Völkerstammes bis zu der Zeit lastet, wo er, in eine Reihe selbständiger Nationen geschieden, in das Licht der Geschichte tritt. Von all diesen Nationen aber ist die persische am frühesten zu dem Rang und der Geltung in der Weltgeschichte emporgeklommen, die sie seitdem dauernd behalten hat und auch künftig zu behalten verspricht; mit der Begründung des persischen Reichs nimmt die Ära der Vorherrschaft indogermanischen Volkthums ihren Anfang. Und die Sprache und der Kulturzustand der Perser, wie sie uns aus dem Zendavesta entgegenreten, gewähren uns einen besseren und zuverlässigeren Einblick in jene Urgestalt, als dies von irgend einem der sonstigen alten Literaturwerke der indogermanischen Völker, von den Bedas der Indier abgesehen, behauptet werden kann, aber Beda und Avesta müssen, um sie richtig würdigen zu können, in enger Verbindung mit einander studirt werden: zusammen genommen werfen diese beiden ältesten ehrwürdigsten Schriftwerke unseres Stammes ein helles Licht auf die Zustände jener uraltesten Sprache, also Indier und Perser noch als ein Volk zusammenleben, einer Epoche, die um mehr als ein Jahrtausend hinter den frühesten Ereignissen jurüdt liegt, von denen uns die Geschichtsschreiber irgend einer der verwandten Nationen, auch die griechischen nicht ausgenommen, zu melden wissen.

Auch abgesehen von den genealogischen Beziehungen seiner Einwohner zu uns hat das Land, in dem eines der ältesten Weltreiche entstand, daß viel später unter der Dynastie der Sassaniden noch einmal zu einer politischen Größe und Macht gelangte, vor der die Kaiser des römischen wie nachher die des byzantinischen Reichs erbeben, das endlich nach dem Verlaß der nationalen Selbstständigkeit und der Zersplitterung und Verwundung des alten Nationalstaates durch den Islam doch noch Kraft genug besaß, um eine Kultur und Literatur hervorzubringen, die in ihren Vertretern, einem Ardabir und Bahr, Zawi und Saadi im Osten und Westen geschätzt und geliebt wird, und das neuerpflanzte Islam zur Sprache der Höfe und der literarisch Gebildeten von Hindostan bis fast nach Konstantinopel gemacht hat. Das ist das Land, von dessen alter Geschichte man bis vor wenig Decennien nichts weiter wußte, als sich aus den dürftigen und widersprechenden Notizen darüber bei griechischen und römischen Autoren ermitteln ließ; und selbst mit dem angestrengtesten Scharfsinn wollte es nicht gelingen, die Berichte dieser alten Quellen mit den Angaben zu vereinbaren, welche uns die Perser selbst, wenn auch in muthwilligem Gewande, doch dem Kern nach ungewisshast echt und alt, in den Traditionen ihres großen

Heldenepos, des Shah-nameh, über ihre Vergangenheit überliefern. Auch als es gelungen war, die Keilinschriften der Achämenidenkönige zu entschlüsseln — ein Resultat, das ohne die Kenntniß und Verwerthung der nahe verwandten Sprache des Zendavesta niemals zu erreichen war — fand man hier keine Lösung des Räthfels, da ebenso wenig die alten Traditionen des Schanames von den stolzeften Zeiten des alten Perserreichs die allgeringste Kenntniß verrathen, als umgekehrt in den Erzählungen der griechischen Historiker und in den Inschriften der alten Perserkönige sich die leiseste Erwähnung von den Ereignissen findet, die im Schanames den Mittelpunkt der alten Nationalgeschichte bilden: dem Kampf zwischen Iran und Turan und den Feldzügen, welche eine einheimische Dynastie in diesem Kampfe verrieth. Erst durch die Entdeckung des Zendavesta, in dem sich alle Gesalten der späteren Sage wiederfinden, erfuhr man, daß neben jenen im Westen von Iran emporgekommene Perser, voll auch von uralter Zeit her der Osten ein Centrum der iranischen Rasse, Kultur- und religiösen Entwicklung gebildet hatte. Im Osten ist das Reich der Baktrier entstanden, im Osten die nationale Sprache und Heldenbildung Jahrtausende lang gepflegt worden, bis Darius sie in seinem „Königsbuche“ zusammenfaßte, im Osten ist auch die Glaubenslehre gestiftet worden, die dem Geste der Iraner einen dauernden Ruhm und eine unvergängliche Wirksamkeit eingetragen hat, als irgend eine seiner Thaten auf politischem, militärischem und literarischem Gebiete.

Und darin, daß es für uns die einzige Quelle dieser Religion, der zoroastriischen, ist, besteht noch die eigentliche und Hauptbedeutung des Werkes. Schon der großen Verbreitung wegen, die sie einst erlangt hatte, ist die Lehre des Zoroaster eine der interessantesten Religionen: sie war die Staatsreligion des alt- und des neupersischen Reiches, von ihr haben die Religionen Vorderasiens, hat namentlich die jüdisch-christliche Religion, wie man sich jetzt mehr überzeugt, eine tiefgreifende Einwirkung erfahren. Aber diese Wirkung, die der Zoroastrismus nach außen hin entfaltet hat, wäre nicht denkbar ohne die inneren Vorzüge, die ihn, um nicht mehr zu sagen, zu der reinsten und edelsten aller alten Nationalreligionen in germanischer Völker machen.

Aus diesen Ausführungen, bei denen ich der Hauptsache nach Weiten getreue bin, wird außer der wichtigen Stellung, welche sowohl der iranischen Alterthumskunde im Ganzen der alten Geschichte zukommt, zugleich auch die gewandte Darstellung des amerikanischen Gelehrten klar geworden sein, durch die er ein allgemeines Interesse auch für die entlegenen Stoffe anzudeuten weiß, auf die sich ein großer Theil dieses Werkes bezieht. Auf den reichen Inhalt desselben werde ich in diesen Blättern noch weiterhin eingehen.

Dr. Julius Zölln.

Italien.

Neuhlin, Geschichte Italiens.

(Zweiter Theil.)

Mit dem sechsten erschienenen vierten Theil hat die Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart, welche Dr. Hermann Neuhlin vor mehr als

zehn Jahren als Bandtheil der im Hirzel'schen Verlage herausgegebenen Staaten Geschichte der neuesten Zeit zu schreiben unternommen hatte, ihren Abschluß erreicht. Zwar ist es dem Verfasser nicht vergönnt gewesen, den Schlussband des Werkes, an das er seine besten Kräfte gesetzt hatte, selbst zu veröffentlichen. Wohl aber hatte er, ehe im Mai v. J. ein rascher Tod seiner Thätigkeit ein unerwartetes Ziel setzte, diese Hauptarbeit seines Lebens noch vollständig zum Abschluß gebracht; das Manuscript war druckfertig abgelesen, und nur die Durchsicht des Druckes ist nuderweitig zu besorgen gewesen. Wie sie uns nun in ihren vier Theilen vollständig vorliegt, reist sich Neuhlin's Geschichte von Italien, ein würdevolles Denkmal ihres trefflichen Urhebers, ebenbürtig jenen großen Werken an, mit denen, dem Beispiel Niebuhrs folgend, die besten Meister deutscher Geschichtsschreibung sich um die historische Kenntniß von Italien verdient gemacht haben.

Dem äußeren Umfange nach der stärkste unter den Theilen des Werkes, behandelt unser Schlussband doch weitaus die kürzeste Spanne Zeit; er führt die Darstellung der italienischen Wiedergeburt, welche im dritten Theil die zum Frieden von Villafranca gelangt war, von dem Wiedereintritte Cavour's in das Ministerium bis zur Erfüllung jenes Programmes, das der Schöpfer der Einheit Italiens als das Ziel ihrer Vollendung bezeichnet hatte: Rom als Hauptstadt des Reichs. Sonach hat der Verfasser hier bühnweit zeitgenössische Begebenheiten zu schildern, und zwar, einige Rücksicht auf die Geschichte der beiden Theile und des Kirchenstaates abgerechnet, ausschließlich Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die, wie sie von vornherein je nach Guast und nach der Parteilichkeit sehr abweichend beurtheilt wurden, auch jetzt noch das Objekt der gegensätzlichen Auffassungen bilden. Gemäß eine nach allen Richtungen hin überaus schwierige Aufgabe; ihre Bewältigung wird indeß für die Geschichte der neuesten politischen Entwicklung Italiens durch ein günstiges Zusammentreffen von Bedingungen erleichtert, welche in Betreff anderer Völker nicht oder doch nicht in gleichem Umfange förderlich einwirkten.

Insich ist es von Wichtigkeit, daß die Erhebung des italienischen Staates innerhalb des Jahrzehnts, um das es sich handelt (1860–1870), sich vollständig vollzogen hat. Mit der Erwerbung Roms hat die Einheitsbewegung, deren politische Vorbereitung seit dem Beginn des Jahrhunderts, deren politische Verwirklichung seit 1848 den Kern und die Summe des nationalen Lebens in Italien bildete, ihren Abschluß erreicht. So kurz die seitdem vergangene Zeit ist, so stehen doch die Ereignisse, in welchen diese Entwicklung sich vollendete, als ein abgeschlossenes Ganze vor uns. Statten ist fertig; das ist eine Thatfache, die Niemand leugnen kann, mag er sie beklagen oder sich darüber freuen.

Dem Geschichtsschreiber der jüngsten italienischen Vergangenheit kam es ferner zu Statten, daß die Verbindung zwischen der literarischen Bewegung und der praktischen Politik in Italien eine engere gewesen ist, als in irgend einem anderen Lande. Die Mehrzahl der italienischen Staatsmänner unserer Zeit war auch in gerader literarischer Ursprung; sie pflegten auch während ihrer Amtsthätigkeit meistens in engen Beziehungen mit der Presse zu stehen und empfanden in hohem Grade das Bedürfnis, durch dieselbe auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Diefem Verhältnis, auf das in diesen Blättern schon öfters hingewiesen worden ist, verknüpft die politische Literatur in Italien eine ungememe Reichhaltigkeit, die noch ganz besonders dadurch gesteigert wird, daß ein eigenthümliches Verhältniß die leichten Männer der italienischen Wiedergeburt, einen Balbo, Ruffino u. Aegizio,

*) Leipzig, Verlag von E. Hirzel, 1873. VII und 570 S. in 8. Ktn. Preis 2 Thlr. 12 Sgr.

Cavour, Manin, Farini, La Marmora, Rattazzi u. A. innerhalb weniger Jahre während ihrer Arbeit oder kurz nach Vollendung derselben dahin gerafft hat; die hiedurch hervorgerufene ebenso zahlreiche als werthvolle Sammlung von politischen Memoiren und Biographien hat für die Kenntniß der neuesten italienischen Geschichte Quellen erschlossen, wie sie nach so kurzer Zeit kaum zu erschaffen waren. Endlich aber ist auch die Indiscretion in Betreff politischer Verschöndelungen wohl nirgends größer als in Italien, wo wir es erleben, daß Männer, die ganz vor Kurzem an der Spitze der Regierung, der Armee, der Flotte standen, nicht im Mindesten Anstand nehmen, amtliche Schriftstücke intimster Art zu veröffentlichen, wenn ihnen dies zu ihrer persönlichen Rechtfertigung oder zur Erreichung irgend eines Parteizweckes vortheilhaft erscheint.

Neben diesen sachlichen Gesichtspunkten besaß nun aber unser deutscher Geschichtschreiber den persönlichen Bezug, mit den Personen und den Verhältnissen in Italien durch langjähriger Aufenthalt im Lande und durch eine Fülle von werthvollen Freundschaftsbeziehungen aus eigener Anschauung gründlich bekannt zu sein. Ganze Phasen der Entwicklung, die er uns in diesem Buche schildert, hatte Reuchlin in Italien selbst als Augenzeuge mit erlebt; in lebhaftem Verkehr mit politisch hervorragenden Männern, insbesondere mit dem Sizilianer La Marmora, der als Begründer des italienischen Nationalvereins und später als Generalsekretär Cavour's auf das wirksamste für die Errichtung des nationalen Einheitsstaates thätig gewesen ist, hatte der deutsche Freund die Sorgen der italienischen Patrioten auf das lebendigste mit empfinden, ja sich ihnen, wo er konnte, praktisch bekräftigen erwiesen. Hierdurch sind ihm nicht nur eine Menge von wichtigen persönlichen Aufschlüssen zu Theil geworden, sondern auch seine Darstellung trägt an vielen Stellen den frischen Reiz des Selbstlebenden; überall aber fühlt man wohlthunend durch, mit wie warmem Antheil der Verfasser den Geschicken Italiens und den Wechseln seiner Politik gefolgt ist.

So vortheilhaft indessen diese persönliche Stellung Reuchlin für sein Buch geworden ist, so empfängt dasselbe seinen eigentlichen Werth doch dadurch, daß der Verfasser sich trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für Italien und die Italiener in seltenem Grade der Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren gewußt hat. Frei von religiöser oder nationaler Vorurtheilsgewohnheit, zeigt unser Geschichtschreiber durchweg das Streben und die Fähigkeit jener Tugenden, deren erste Schönheit ein anderer deutscher Historiker mit dem Banne gerieben hat, daß sie stets das Haus der Deutschen behüten möge, der hohen Gerechtigkeit. Wir halten es für wahrscheinlich, daß diese hehre Ethik unsern strengen alten Dahlmann in herberen Jügen vor der Seele gestanden hat, als dem milden, wohlwollenden Reuchlin. Aber selbst vor Dahlmanns Augen würde das ehrliche Streben nach gerechter Würdigung Anerkennung gefunden haben, das sich bei aller Milde des Urtheils in Reuchlin's Buch überall, auch gegenüber den größten und bedeutendsten Trägern der italienischen Politik ausgeprochen findet.

Ueberreich an Wechseln und Wendungen des Geschicks, bietet das letzte Jahrzehnt, dem sich kaum ein anderes in der ganzen Weltgeschichte an epochenmachender Bedeutung vergleichen kann, namentlich auch in Italien dem Historiker eine ganz erschaunliche Fülle von Begebenheiten. Das Zeitalter ihres Aufeinandertreffens ist indessen nicht das gleiche. Im Beginn des Regniums, besonders in den Jahren 1860 und 1861, überflutheten sich die Ereignisse, unaufhaltsam wie ein Bergstrom bricht der Einheitsdrang der Nation sich Bahn, und das Staatschiff

schießt, von kühner, kühniger Hand gesteuert, mit vollen Segeln über Wirbel und Abgründe dahin. Mit Cavour's Tode ändert sich der ganze Charakter der Bewegung; sie eilt nicht mehr mit steigender Gewalt gerade auf ihr Ziel zu, sondern steht sich von Hindernissen aller Art aufzuhalten, zu Stillständen und Wädeläufen genöthigt; auf heftige Reaktionen folgt längeres Ermatten, bis endlich mit dem Erstarken der deutschen Politik auch die italienische wieder ins rechte Fahrwasser kommt und von den deutschen Siegen wiederholt befeuert, den ersehnten Hafen erreicht.

In unserm Buche hat dieser Unterschied einen sehr bezeichnenden Ausdruck gefunden. Mehr als die Hälfte desselben, beinahe vierhundert Seiten, sind der kurzen Spanne Zeit gewidmet, in der sich von Ende 1859 bis Mitte 1861 die Einrichtung des Königreichs Italien in raschen gewitterartigen Schlägen, wie unter Donner und Blitzen vollzog. Nichts Siciliameres, ja nichts Unwahrscheinlicheres als die acht ansehnliche Jahre, in die sich die Annexion der mittelitalienischen Provinzen, die Abtretung von Savoyen und Nizza, Garibaldi's romanhafter Zug nach Sizilien, der Zusammenbruch des Bourbonenthums in Neapel, die bösere Episode von Castelbarco, die Belagerung von Gaeta, der Anschluß der Marken und des südtalischen Gebietes, der Zusammenschluß des nationalen Parlaments, die Proklamirung des Königreichs Italien zusammenhängt und die in Cavour's unerwartetem Tode einen Abbruch von erschütternder Wirkung finden! Ihre Schilderung, wahrlich eine dankbare Aufgabe für den Historiker, wird in der schlichten knappen Erzählung Reuchlin's jeden Leser bewegen. Ganz besonders gelungen ist die Darstellung der Garibaldi'schen Expedition, die hier nicht in verschönernder Sicht, aber auch frei von den Schlagschatten tendenziöser Entstellung vergehrt wird. Der wunderbare Charakter Garibaldi's, eine Blüthe echt italienischer Romantik, ist scharf und richtig erfaßt und wird dem deutschen Verstande erschnet, so weit die durchgreifende Verschiedenheit der nationalen Begabung es zuläßt. Das Räufelspiel der radikalen und der partikularistischen Parteien, das sich an die Schritte des Freihaarenführers heftete, die unglaublich feine und seltene diplomatische Aktion, mittelst deren Cavour diesen Schritten lenkend, leitend und schirmend die Bahn frei hielt, sind in ergiebigster Weise klar gelegt. Es ist von wahrhaft dramatischem Interesse, wie Garibaldi, von der Macht seiner Erfolge beblut und bestürzt von den Versuchungen der Bertani, Crispi und des großen Agitators Mazzini, der in eigener Person herbeieilt, um die reife Frucht der Revolution in sein Schloß einzuhelfen, einen Augenblick zwischen der Pflicht gegen Italien und der Lust zu weiteren Abenteuern schwankt wie er dann aber im kritischen Momente das Richtige ergreift, mit Würde die angemessene Stellung zum König und zum Herrn zu behaupten weiß und mit reinen Händen auf seine Felseninsel zurückkehrt. — Der Alte von Caprera hat seitdem mancherlei gethan, um die heiße Bewunderung abzufühlen, die dem modernen Giustiniani allerorten entgegenlächte. Uns Deutschen namentlich fällt es nach seinen Leistungen im französischen Feldzuge einigermaßen schwer, sein Bild von 1860 wieder ungetrübt zu vergegenwärtigen. Aber seien wir gerecht! Was ihn bei der Eroberung des Bourbonenthums zum Liebling der Italiener machte, entspross denselben Motiven, die ihn 1862 auf die Seiten von Adromontum, 1867 nach Mentana, 1870 nach Dijon führten. Rein und edel, fand er allezeit unter der Herrschaft eines phantastischen Pathos, einer politischen Erwägungen ganz unangänglichen Schwärmerei. Dieser Grundzug seines Wesens befähigte ihn wiederholt dazu, die italienische Jugend in den

höchsten Thaten mit sich fortzusetzen; er führte ihn und sie aber nicht minder oft in die abenteuerlichsten Unternehmungen. In Savours größten Leistungen ist es zu rechnen, daß er es verstand, diese unberechenbare Kraft in seine Bahnen zu lenken und für die Errichtung eines geordneten Staatswesens wenigstens zeitweise dienlich zu machen. Als der Meister plötzlich abgerufen wurde, wußten seine Lehrlinge das rechte Wort nicht; und der junge Staat hat, um seine Existenz zu sichern, sich wiederholt genötigt sehen, seinen nationalen Helden mit kühnlichem Undanke zu belohnen.

Die Rede, in welcher Cavour, wenige Wochen vor seinem Tode, dem Parlamente das Programm der innern Politik des Königreichs Italien entwickelte, jenes Programm von der freien Kirche im freien Staate, bezeichnet den Höhepunkt der italienischen Einheitsbewegung. So gewiß Cavour's unerwarteter Abgang ein unersetzlicher Verlust für sein Land gewesen ist, so darf man sich kaum verhehlen, daß er auf dem Gipfel seines Ruhmes gestorben ist. Selbst seiner vollendeten Staatskunst wäre die Ausführung jenes Programmes schwerlich gelungen. Seinen Nachfolgern hinterließ er außer jenem schwierigen Vermächtniß die venezianische und die römische Frage, die seitdem, Daß den deutschen Siegen in Oesterreich und Frankreich, befreitend erledigt worden sind, und ferner die Aufgabe, die durch den Krieg und die Konzeptionen in Verwirrung gestellten Finanzen und Verwaltungs-Einrichtungen des Landes zu ordnen. An dieser Aufgabe mühen sich seitdem die Ministerien in ziemlich raschem Wechsel ab: weder Minghetti, der bedeutendste Administrator, noch Sella, der bedeutendste Finanzmann Italiens, haben sie bisher genügend zu lösen vermocht; das Defizit ist permanet und die Papiervaluta grassirt in dem Lande, in welchem der Reisende vor zwölf Jahren nur mit Mühe Papiergeld für sein Gold und Silber zu erlangen vermochte.

Wir deuten schon vorher an, daß die Darstellung des Zeitraums von Mitte 1861 bis auf die Gegenwart bei Rucchin's weitaus kürzer gerathen ist als die der vorangegangenen beiden Jahre. Sie füllt die kleinere Hälfte des Bandes, und von dieser wiederum ist der größere Theil der Schilderung des Krieges von 1866 und der diplomatischen Verhandlungen gewidmet, welche ihm vorausgingen und nachfolgten. Rechnet man hinzu, daß in den Rest noch die Berichte über Vercoronto und Mentana, sowie über die Entsetzung, Ausbreitung und Niederwerfung des Brigantenthums in den neapolitanischen Provinzen eingeschoben sind, so liegt es auf der Hand, daß für den innern Aufbau des jungen Königreichs nur ein verhältnißmäßig geringer Raum übrig blieb. Wir geben gern zu, daß es eben nicht sehr verlockend ist, die wiederholten Ansätze zur Herstellung geordneter Finanzen und eines entsprechenden Verwaltungsorganismus in Italien zu schildern. Aber der Verfasser hat sich in diesem Punkte doch die Sache etwas zu leicht gemacht. Auch übergeht er Mehreres, was in Anbetracht der schwierigen Zeitlage als oerfessenswerthe und für die Zukunft des Landes heilsame Leistung der Staatsregierung hervorzuheben zu werden verdient. Hierzu gehört namentlich der mit großer Energie angegriffene und durchgeführte Ausbau des italienischen Eisenbahnnetzes, durch welchen die Sübprovinzen mit Kopf und Herz des Landes in organische Verbindung gebracht und dem Zustande der Verwilderung nachhaltig entziffen worden sind. Ferner die Verbesserung des Schul- und Unterrichtswesens, welche trotz aller Schwämme durch den grade für dies Fach ungemein häufigen Wechsel in der Person des Unterrichtsministers — einige zwanzig seit 1869 — entschiedene Fortschritte macht und breite Brechen

in die Wälle der clerikalen Burgen zu legen beginnt. Endlich die Durchführung der piemontesischen Heeres-Organisation als Grundlage des nationalen Wehrsystems, die, wenn sie auch im Feldzuge von 1866 den hochgepalten Erwartungen der Italiäner keineswegs entsprach, dennoch eine wesentliche Bürgschaft für die fernere Entwicklung des jungen Staates biliet.

Der Feldzug von 1866 mit seinem diplomatischen Vorspiel, der in Italien nicht aufgehört hat, die Gemüther zu beschäftigen, ist auch für Deutschland jetzt wieder so sehr in den Vordergrund getreten, daß die eingehende, sachkundige und unparteiische Schilderung dieser Vorgänge aus Rucchin's Feder allseitiges Interesse hervorrufen wird. Der Herausgeber, Herr Wilhelm Rang in Stuttgart, als genauer Kenner und geistvoller Darsteller der italienischen Verhältnisse selbst rühmlich bekannt, weist in der Vorrede zu Rucchin's Schlussband darauf hin, daß die Beschreibung nahe gelegen haben würde, Camarmora's Dokumentensammlung zur Einfügung mancher Details zu verwenden. Es ist dies jedoch unterblieben, weil sich herausstellte, daß durch eine derartige Interpolation nichts Wesentliches zu gewinnen war. „Grade aus Rucchin's Darstellung läßt sich entnehmen, daß von den polemischen Schriften, welche ihr zur Grundlage dienen, jene Dokumente bereits ausgiebig benutzt waren, deren Werth laut jetzt der englische Heldherr von Enghien veröffentlicht hat.“

Der scharfe Ausdruck des Unwillens, mit dem der Schreiber dieser Zeilen sich in No. 42 des Magazins von 1873, unmittelbar nach dem Erscheinen des Camarmora'schen „Un po' più di luce“, über die Art dieser Publikation geäußert hatte, hat im Dezemberhefte der wackeren Mailändischen Monatschrift „il Convengo“ eine Entgegnung hervorgeufen, in welcher die Unzeitigkeit jener Veröffentlichung anerkannt, aber zugleich auf die militärischen Verdienste Camarmora's und auf seine in Italien irrtümliche Ehrenhaftigkeit hingewiesen wird. Daß der General Camarmora sich um die Ausbildung des piemontesischen Heeres verdient gemacht und durch seine Btheiligung am Krönungsfeste in Italien eine hohe Meinung von seiner strategischen Begabung erweckt hat, ist uns nicht unbekannt. Seit dem Tage von Custoza gesteht man sich wohl auch in Italien, daß diese Meinung eine zu hohe gewesen ist. Indessen ist es nur natürlich, daß die frühere Vergangenheit des Generals, die mit den stolzen Erinnerungen der italienischen Einheitsbewegung verknüpft ist, ihm in Italien mehr Sympathien erhalten hat, als bei uns. Tagesgenossen verstehen wir nicht, wie der uns befreundete Herausgeber des „Convengo“ die Veröffentlichung jener Schrift des Generals als einen „Akt der Ehrenhaftigkeit“ (atto di onestà) zu bezeichnen vermag. Wilt er denn in Italien für ehrenhaft, daß ein gewesener Minister, lediglich um seine Person zu rechtfertigen, die intimsten Geheimnisse des Staats öffentlich preisgibt? Nicht Ehrenhaftigkeit, sondern im besten Falle mitleidetes Ehrgeiz thut erdiesen wir in der Handlungsweise des Generals, ohne dieselbe dadurch im mindesten entschuldig zu können. In Deutschland erwartet man von einem Staatsmann, daß er seine persönlichen Interessen und Neigungen dem Wohle des Staates untergeordnet vermag; man hält es für unsittlich, daß die in amtlicher Stellung erlangte Kenntniss von den Staatsgeschäften zu privaten Zwecken gemisbraucht werde. Wir würden Italien beklagen, wenn dort eine andere Meinung herrschte.

Aber dies bedäunlich. Wir kehren zu Rucchin zurück, indem wir gern konstatiren, daß er bei der Schilderung der italienisch-preussischen Allianz die größte Objektivität festzuhalten gestrebt hat. Erstlich ist er bei der Darstellung dieser kritischen Phase

der italienischen Politik bemüht gewesen, nicht ausschließlich nach den Wünschen eines deutschen Patrioten zu urtheilen, sondern beiden Theilen gerecht zu werden. Für ihn war es Herzenssache, bei Schilderung dieser Vorgänge die nationale Empfindlichkeit mit möglichster Schonung zu behandeln. Sah er doch in ihnen, trotz aller Irrungen und verfehlter Schritte, die beiden Staaten sich einander nähern, die sich längst in verwandten Bahnen bewegt hatten, die beiden Nationen zu gemeinsamem Handeln sich verbinden, deren Verständigung zu befördern das Ziel seines schriftstellerischen Wirkens gewesen ist. Die Worte, mit denen er, am Ende seines Werkes und seines Lebens, die Feder aus der Hand gelegt hat, sind uns aus der Seele geschrieben. Sie lauten:

„Kein anderes Volk außerhalb Italiens ist an dessen geistiger und staatlicher Erhaltung so betheilig, wie das deutsche. Beide haben ähnliche Aufgaben, beide haben dieselben Feinde, innere und äußere. Darum mag der eine Theil an den Fehlern und Verirrungen des andern sich eine Lehre holen, wie an seinen Vorzügen. Beide Völker sind einander gleichartig und doch andersartig, zugleich nahe und fern genug, um weisefernnd ihr Staatsleben zu einem, eine starke Humanität fördernden Organismus zu erheben, ohne daß sie in das trübende Verhältniß des Beschüßers und des Beschützten träten.“

V. D. Rischer.

Kleine literarische Revue.

— Vom Bücherfisch. Das von Gustav Jäger herausgegebene illustrierte Werk: „Deutschlands Thierwelt“^{*)}, auf das wir bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung aufmerksam machten, liegt uns jetzt vollständig vor. Die Forschungen haben durchaus gehalten was der Anfang versprach, und wird das Buch jedem Naturfreund, welcher wünscht, alles, was in seinem Vaterlande „fliegt und frucht“, kennen zu lernen, ein willkommenes Leitseil sein. — Von einem andern naturwissenschaftlichen Werke „Handbuch der Zoologie“^{**)} von Gustav von Havel liegt uns heute die erste Lieferung vor, welche die allgemeine Einleitung und die Darstellung der sogenannten Protisten enthält. Das „Handbuch der Zoologie“ ist durchaus populär gehalten und lehnt dem allgemeinen Verständnis außerdem noch durch überaus zahlreiche Holzschnitte zur Hilfe. — Von der internationalen naturwissenschaftlichen Bibliothek erschien jetzt der zweite Band „Deszendenzlehre“^{***)} und Darwinismus^{****)} vom Professor an der Universität Straßburg, Herrn Dolar Schmidt. Derselbe bringt eine prägnante Darstellung alles dessen, was man heutzutage unter dem Namen „Darwinismus“ zusammenfaßt. Professor Schmidt faßt selbstverständlich auch nicht vor den letzten Konsequenzen zurück und zieht dieselben in dem bedeutungsvollen Schlußkapitel „der Mensch“; sein Schlußwort lautet: „Mag der Mensch einst noch gefunden werden oder nicht, über diese Herkunft ist entschieden.“ — Ein kleines Heft von B. Spengel behandelt die „Fortschritte des Darwinismus“^{*)}. Die Lectüre dieser Broschüre ist allen Altläubigen, welche

entsteht sind, daß sie in den Affen Verwandte anerkennen sollen, dringend zu empfehlen; sie wird ihnen zeigen, wie Thatfache sich an Thatfache reiht, um die große Wahrheit der Deszendenzlehre immer unanfechtbarer hinzustellen. — Bei dem Interesse, welches den Streit um die Abstammung unseres Geschlechtes gerade für die Urzeiten, für die vorgeschichtlichen Jahrhunderte erregt hat, bedarf eine Uebersetzung der prehistorischen „Sir John Lubbocks“^{*)} wohl kaum einer weiteren Empfehlung, zumal ihr noch obenrein eine solche aus der Feder Rudolph Virchow's mitgegeben ist. Das Lubbocksche Werk leidet erstens sich bereits einer solchen Notabilität, daß wir eines weiteren Eingehens auf seinen Inhalt überheben sind. Auch ist dieselbe längst in zahlreichen populären Schriften zum Allgemeinbute geworden. Diesem Zwecke ist auch das von Verlage von Otto Spamer erschienene reich illustrierte Werk „Der vorgeschichtliche Mensch“ gewidmet. Der erste Band war hier schon früher erwähnt; der zweite, nach dem Tode des ursprünglichen Herausgebers Dr. Baron Friedrich v. Hellwald befeuerte, schließt sich ihm würdig an und gewinnt einen ganz besonderen romantischen Reiz durch die Darstellung der amerikanischen Alterthümer. — In denselben Verlage ist auch ein neues Prachtwerk von dem längst rühmlich bekannten Dr. Wilhelm Wagner erschienen: „Unsere Vorfahren, nördlich-germanische Völker und Helten.“ Die großen Gestalten unserer alten Völker und Helten sind hier der Jugend und dem Volke in lebendigen Schilderungen vor's Auge geführt. Leider ist die Erzählungsweise des Verfassers manchmal ein bißchen gar zu nordisch-modern: er behandelt die Edda, wie Kexen die Evangelien. Auch ist Herr Wagner im großen Irrthum, wenn er meint, der Siedraum sei „dürftiger und unvollkommener“ als der Erdreim, da er im Gegentheil eine weit voluftere und geistige Form ist. Endlich mag noch die insonsequente Verneinung und Neubewertung der Völkernamen hervorgehoben werden, welche auf diese Weise kaum unbedeutend werden können. Das übliche, fatale Wodan wird uns auch hier nicht erspart.

S. S.

— Handbuch der Allgemeinen Literaturgeschichte von C. S. Wollschläger.^{*)} Ein Werk dieser Art, eine kurzgefaßte Uebersicht der allgemeinen Literaturgeschichte für die nicht gelehrten, aber gebildeten Kreise, that lange Noth und Wollschläger's Arbeit wird daher bald zahlreiche Freunde finden. Die Schwierigkeit der Arbeit liegt darin, auch wirklich eine Uebersicht für den gewöhnlichen Gebrauch zu schaffen, das weite Gebiet so zu zerlegen, daß man das Wissenswerthe leicht und sicher an der richtigen Stelle finde. Um dies zu erreichen, hat Wollschläger ein Mittel zwischend zwischen der rein chronologischen und der rein ethnographischen oder linguistischen Anordnung gewählt. Er hat folgende Einteilung: 1. Griechische Literatur, darunter die Literatur der eingebornen Völker in Asien, Afrika und Amerika bis auf die Kreuzzüge verstanden ist; 2. orientalische Literatur, also ägyptische, babylonisch-assyrische, phönizische, hebräische und persische in ihrer Besonderheit; 3. die heilige Literatur der Hebräer; 4. die antike klassische Literatur; 5. die deutsche Literatur; 6. bis 14. die übrigen europäischen Literaturen. Mit dieser Einteilung, welche eine sehr compendiose, nur aus besonders wichtigem Material mit Rücksicht auf wechselnde objektive Darstellung umfaßt, hat es dem Verfasser ermöglicht, auf 352 Seiten das gesammte Gebiet der

*) Stuttgart, G. Kröner, 1874.

**) Wien, Carl Gerold's Sohn, 1874.

***) Leipzig, F. W. Brockhaus, 1874.

****) Köln und Leipzig, Eduard Heinrich Meier, 1874.

*) Jena, Hermann Costenoble, 1874.

**) Gießen, J. Neumeister, Hofbuchhändler, 1874.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst

von

Herman Grimm.

(30)

Velinpapier. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. in Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Goethe's Verhältnisse zur bildenden Kunst. — Jacob Amman Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Caruso über Kunstformen.

Feod. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

(31)

Voigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

In einem Bande in Leinwand gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk zeichnet sich nach dem überaus schätzbaren Urtheile der angesehensten kritischen Organe durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch eigene selbständige Herleitung und objektive Darstellung der Thatlichkeiten aus. Weitere Vorzüge desselben sind die Hervorhebung des im unterbrechenden Zusammenhanges zwischen der märkischen und preussischen Geschichte und die belebende Berücksichtigung der Culturgeschichte, namentlich die übersichtliche Darstellung der inneren Verhältnisse, der Verfassung der einzelnen Landestheile, der Verwaltung und der Lebensweise ihrer Bewohner, der Veränderung der Bevölkerung u. s. w.

Feod. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien nach:

Arthur Schopenhauer's

Sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

Sechs Bände. 8. Geh. 16 Thlr. Geb. 19 Thlr.

Die allseitig willkommen gezeigte Gesamtausgabe von Arthur Schopenhauer's Werken, von dem Herausgeber mit einem Vorworte der Philosophie und einer ausführlichen orientirenden Einleitung versehen, liegt nunmehr vollständig vor.

(32)

Zu beziehen durch alle Post-Anstalten, Buch- und Musikalienhandlungen, sowie von Verlegern:

Echo,

Berliner Musik-Zeitung.

Red.: Dr. W. Langhans.

Gr. 8°. 52 Nummern jährlich 24 Thlr., bei Frankensendung 3 Thlr.

Unparteiische Haltung. Inhalt: Leitartikel, Original- Correspondenzen aus den Europäischen Hauptstädten, Wochenbericht aus Berlin, Ueber Land und Meer, Anzeigen. Preisbestimmungen gratis und franko.

(33)

Berlin. Verlag von Robert Oppenheim, 13 Baraburgerstr. SW.

Der Katalog ausgegeben und durch alle Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten:

Verzeichniß von älteren und neueren Büchern und Zeitschriften

zu bedeutend ermäßigten Preisen gegen baare Zahlung.

Bücher und allen Büchern in alphabetischer Folge.

Feod. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (34)

In Feod. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) ist kürzlich erschienen:

Der Islam

von Emanuel Drach, Bibliothekar am Britischen Museum u. s. w.

Aus dem Englischen übertragen. Achtefte Auflage. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Der Caland

Ein Seitenstück zu der folgenden in unserem Verlage vor vier Jahren erschienenen:

Der Islam von Emanuel Drach, Bibliothekar am Britischen Museum, Mit-

glied u. s. w. Aus der neuesten englischen Auflage ins Deutsche

übertragen. Achtefte Auflage. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Der in März d. J. veröffentlichte Verfasser hatte die Absicht den zuerst genannten Essay selbst ins Deutsche zu übertragen und dabei mit Zusätzen zu versehen, wie er es früher mit demjenigen über den Caland gethan. Eine größere Studien-Reise in den Orient und später anhaltende Krankheit haben die Ausführung verhindert. Die Verlagsbuchhandlung hat es unter diesen Umständen für ihre Pflicht gehalten, dem deutschen Publikum diese letzte Arbeit des Verfassers, die vor einigen Jahren in dem Quarterly Review erschien, nicht länger verweigern zu lassen, und hat die Abhandlung von sachkundiger Hand übertragen lassen.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Auswahl

aus den

(36)

Kleinere Schriften von Jacob Grimm.

Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß wir, die aus eigener Kenntniß den bildenden Geschmack dieses Werkes empfangen, gern dazu beitragen werden, dieselben auch Anderen zugänglich zu machen, und namentlich unsern Jugend.

Feod. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von Arthur Schopenhauer.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Diese vierte Auflage des Hauptwerkes Arthur Schopenhauer's ist von Julius Frauenstädt herausgegeben und mit den Zusätzen vermehrt, welche der Verfasser handschriftlich hinterlassen hat.

(37)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschienen:

Parerga und Paralipomena.

Kleine philosophische Schriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Sgr.

Geb. 6 Thlr. 20 Sgr.

Vorliegende dritte Auflage dieses auch für nicht philosophisch gebildete Leser sehr instructiven Werkes von berühmtem Philosophen wurde von dem Herausgeber Julius Frauenstädt sorgfältig revidirt und nach dem hinterlassenen Aufzeichnungen des Verfassers berichtigt.

(38)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschienen:

Gesammelte Novellen

von

Calvi.

Reicht einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte und einer biographischen Skizze.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dem Bunde der vorerwähnten Werke ist gemäß worden diese Novellen, welche in den verschiedenen Perioden ihrer langen und ehrenvollen literarischen Laufbahn entstanden sind, hier gesammelt dem Publikum vorgelegt. Sie empfinden sich durch gelungene Darstellung und philosophisch interessante Charakterzeichnung zu Lectüre für gebildete Kreise.

(39)

In unserem Verlage ist erschienen:

Carl Twosten:

Die religiösen, politischen und socialen Ideen

der

asiatischen Culturvölker und der Aegypter

in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 Thaler.

Feod. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Welchen Namen alle Buchhandlungen und Verleger des In- und Auslandes an, in Berlin und die Zeitschriften-Verleger.

Magazin werden die Hefen, Seiten mit 21 Sgr. berechnet. Anzeigen mit Briefen sind franco nach der Zeit durch Buchhandlungs-Bestellungen an die Verleger zu richten.

H. B. Redaction veranträgt, Dr. Harwitz in Berlin. Verlegt von Feod. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. Hefen, Seiten mit 21 Sgr. Druck von Eduard Smitt in Berlin, Königs-Str. 11.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 14 Thlr.

43. Jahrg.)

Berlin, den 14. Februar 1874.

[N^o. 7.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Tabak. 93. — Zur Geschichte des Verkehrs in Glas-Verpackungen. 98.
Frankreich. Histoire de la Littérature Anglaise. Von J. Taine. 100.
Belgien. Dramatischer Roman: Jours d'épreuves. 102.
Croatien. Das Volksbildungswesen in der Bosnien. 103.
Katholische Literatur. Das Volk der Sagen und Legenden südlicher Berge. 105.
Kleine literarische Neuze. Geographische und ethnologische Bilder, von Dr. Adolf Wahlin. 106. — Die Schweiß zu Afrika. 106.
Sprechsaal. Clarische Stimmen über das Magarantum. 107. — Was Wirth ins Französische überlegt. 107. — Das Rering in Letzen und die Selbstverammlung in Berlin. 107.

Deutschland und das Ausland.

Der Tabak.

Die Tabakspflanze gehört, nach Linnaeus, in die natürliche Familie, welche er die verdächtige nennt. Inoffen und die neueren Botaniker zählen sie zu den Nachtschattengewächsen (Solaneae), in der sich mehrere der narkotischen Gattungsgewächse, das Bienenkraut, der Stachelpflanz und die Belladonna befinden.

In dem Nikotin, dem wirksamen Prinzip des Tabaks, benutzt nach Nikot, dem Verbreiter der Tabakspflanze in Frankreich, sind die narkotischen Eigenschaften des Tabaks enthalten. Um die Wirkungen dieser Tabakspflanze zu erforschen, sind vielfache Versuche an Thieren angestellt worden. Nach Verabreichung eines viertel Tropfens Nikotin starben Kanarienvögel, Hunde wurden durch einen halben bis zwei Tropfen getödtet.

Es hat sich als eine der stärksten Gifte erwiesen, welches in der Schnelligkeit seiner Wirkungen mit der Blausäure übereinstimmt, und diese selbst oft übertrifft. Bei Menschen bewirkt es, selbst mit Wasser verdünnt, an allen empfindlichen Theilen, an den Lippen, auf der Zunge und an der Bindehaut des Auges einen brennenden oder stechenden Schmerz. Es geht sehr schnell ins Blut über; mittelst dieses bringt es seine giftigen Wirkungen hervor und tödtet am schnellsten, wenn es auch nur in sehr geringen Mengen direct in das Blutgefäßsystem eingeführt wird, indem es seine tödtliche Wirkung zunächst in Lähmung der Nerventhätigkeit äußert.

Das erste Tabakrauchen, sowie sein unmäßiger Gebrauch und das Rauchen eines sehr starken Tabaks ist nicht selten mit wahren Vergiftungsgefahren verbunden, wie aus mehreren hinsichtlich beglaubigten Beobachtungen erhellt.¹⁾

Doch kann sich der menschliche Organismus an den Gebrauch des Tabaks, obgleich er, wieviel in geringer Menge, eines der stärksten Gifte, nämlich, wie erwähnt, das Nikotin enthält, gleich wie an andere Gifte, gewöhnen, ohne Gefahr zu laufen, daß dadurch das Leben verfürzt wird. Das mäßige Tabakrauchen ist der Gesundheit nicht nachtheilig; nur ein unmäßiges ist es, indem in Folge der öfteren Aufregung des Nervensystems dessen Energie durch Ueberreizung vermindert und herabgestimmt

wird. Starke Tabakraucher sind meist indolent, gleichgültig, theilnahmlös und phlegmatisch. Unmäßiges Cigarrentrauchen hat schon öfter den Tod herbeigeführt. Auch das unmäßige Tabakrauchen ist sehr schädlich, es stumpft den Geruchssinn ab, bewirkt starken Andrang des Blutes zum Kopf und zum Gehirn, und verursacht Kopfschmerz, Schwindel und Anlage zur Apoplexie. Starke Schnupper leiden auch nicht selten an Verminderung der Thätigkeit, an Uebelkeit. Bei alledem ist das mäßige Schnuppern der Gesundheit noch weniger nachtheilig, als das Rauchen. Auch die Ausdünstungen des Tabaks, wie sie in Tabakfabriken vorkommen, üben keine besonders schädlichen Wirkungen. Die Arbeiter sind keinen besondern Krankheiten unterworfen, erkranken nicht öfter als andere Menschen, und erreichen im Allgemeinen ein ebenso hohes Alter.

Dies die Eigenschaften der Tabakspflanze. Bei allen Erfahrungen, welche ihren Gebrauch nützlich, hat sie seit der Entdeckung Amerikas sich über die ganze Erde verbreitet.

Als am 12. Oktober 1492 Christoph Kolumbus an der Insel Guanahani, welcher er den Namen San-Salvador beilegte, landete, sah er, wie die am Ufer weilenden rothhäutigen Bewohner Rauchwolken aus Mund und Nase stießen. Aus einem trockenen Kraut, in ein Blatt gewickelt, bildeten sie cylinderförmige Rollen. Eine solche Rolle nannten die Eingebornen Tabaco.²⁾ Die erste Nachricht von der Tabakspflanze hat aber der Eremit Juan Romano Pane gegeben, dem Columbus bei seiner zweiten Reise im J. 1496 auf Hispaniola zurückließ. Er erlangte die Kunde der Pflanze, deren getrocknete Blätter die Indianer rauchten. Mit dem Einziehen des Rauchs befaßigten sie sich, was sie berauschte und schläfrig machte. Die nach dem Gebrauche eintretenden Träume hielten sie für Nachrichten aus einer besseren Welt.

Schon im Jahre 1508 wurden Neger als Sklaven auf Hispaniola und Kuba eingeführt. Sie bauten das Kraut an den Feldern ihres Herrn, rauchten, wenn sie von der Arbeit ermüdet waren, wurden bald dem Tabakrauchen sehr ergeben; 1512 entdeckte ein Begleiter des Kolumbus Florida, er fand die Indianer dem Tabakrauchen sehr angethan.

Zur Zeit der Eroberung Mexikos³⁾ durch Cortez 1519, war dort, wie auf den westindischen Inseln, das Tabakrauchen allgemein im Gebrauch, auch schon bei den Frauen. Man trieb mit dem Rauchen großen Eifer. Der Kaiser Montezuma rauchte stets nach der Mahlzeit. Mädchen von großer Schönheit und Kunstherrn reichten ihm Wasser in silbernen Becken zum Reinigen des Mundes und der Hände, dann schon bemalte und vergoldete Rauchrohre. Während des Rauchens belustigte sich der Kaiser an den Vorstellungen gewandter Gaukler, an dem Scherz der Hofnarren, den Tänzen der Frauen und ihrem Gesange.

Schon lange Zeit vor der Eroberung Mexikos⁴⁾ war auch das Tabakrauchen bei den Azteken im Gebrauch, — sowie das Tabakrauchen bei den Indianern Centralamerikas. Es ist zu vermuten, daß diese Stämme aus einem Theile Nordamerikas eingewandert sind, wo das Tabakrauchen üblich war. Dort ist der Ursprung des Tabaks zu suchen.

Wahrscheinlich wurden die Indianer auf ihren Wanderungen

¹⁾ Vgl. Liebmann, die „Geschichte des Tabaks“. Frankfurt a/M. Erner, 1854.

²⁾ Nach Reumann: Upococ.

und Streifzügen schon in sehr früher Zeit mit dem Tabak und seinen erregenden Eigenschaften bekannt.¹⁾ Vielleicht bedienten sie sich auch der angezündeten Blätter, um durch den scharfen Rauch die lästigen Schwärme der Mosquito's abzuwehren, welche in den wasserreichen Ländern Amerika's zu den größten Plagen gehören.

Das Wohlgefallen an dem angenehmen Duft und den erregenden Wirkungen des Tabaks mochten sie bestimmen, selbst trockene Blätter in den Mund zu nehmen, anzuzünden und den Rauch einzusiehen.

Außerdem mußten die Indianer, denen es oft an Nahrungsmitteln gebricht, bald die Erfahrung gemacht haben, daß der Rauch des Tabaks das Gefühl des Hungers abkumpft, so wurde das Rauchen auch gegen diese Plage zur Anwendung gebracht. Sie pflanzten Tabak in der Nähe ihrer Hütten, ihrer Zelte und Hütten, und sie erfinden Geräthschaften, aus denen sie Tabak rauchten, um nach Belieben sich seiner Wirkungen erfreuen zu können.

Die aufregende und beräuschende Wirkung des Tabakrauchs gab wohl die Veranlassung, daß die Indianer dem Tabak übernatürliche Kräfte zuschrieben und ihn daher als ein Geschenk der Göttheit, der Sonne, oder des in ihr wohnenden großen Geistes, des Manito, ansahen und daher für ein heiliges Kraut hielten. Dies ist bei allen nordamerikanischen Indianern bis auf den heutigen Tag der Fall. Die ersten Züge aus der Pfeife werden gegen die Sonne geblasen, als dem Wohnsitz des großen Geistes und des Herrn des Lebens. In den Kathedereremonien und beim Abschied von Freunden, Erbgut- und Handelsverträgen beginnen die Verhandlungen stets mit Tabakrauchen. Der große Geist wird als Beistand und Zeuge angerufen, und dies geschieht stets unter dem feierlichen Rauchen von Tabak aus der Friedenpfeife.

So tief war der Tabak in den Sitten und Gebräuchen der Urvölker Amerikas begründet, als die Spanier das Land eroberten. Sie fanden selbst bald großen Gefallen daran, verbreiteten ihn nach ihrer Heimath Portugal und allen von ihnen eroberten Ländern. Der französische Gesandte am Hofe von Lissabon, Nicot, dessen Name schon oben erwähnt, lernte die Pflanze 1560 dort kennen und verbreitete ihre Anpflanzung und ihren Gebrauch nach Frankreich, von da gelangte 1565 der Tabak nach Deutschland und nach Italien.

Eben solche Beobachtungen und Erfahrungen, wie die Spanier, machten die Franzosen, als sie 1555 Brasilien entdeckten und die Engländer, als Sir Walter Raleigh 1584 Virginien, 1596 Guayana entdeckt hatte. Er wurde dem Tabakrauchen leidenschaftlich ergeben. Selbst am Tage seiner Hinrichtung im Jahre 1618 rauchte der alte Seemann am Tower Morgens gemächlich seine Pfeife, ehe er das Blutgerüst bestieg.

Kurz zuvor hatte der große Admiral Francis Drake, der die Kartoffel nach Europa gebracht, auch den Tabak in England eingeführt. Die Kolonisten in Virginien hatten die Indianer durch Grausamkeit zur Raucher gereizt. Um Umgang mit ihnen hatten sie das Tabakrauchen gelernt. Drake führte sie nach England zurück. Bei ihrer Landung in Plymouth am

27. Juli 1586 beten sie den Zuschauern das Staunen erregende Schauspiel des Tabakrauchs aus Pfeifen.

Der fonderbare Gebrauch reizte zur Nachahmung. Seeleute, Hofbeamte, Offiziere fanden großes Gefallen daran. Das Rauchen machte in London rasche Fortschritte. Die Raucher versammelten sich in Wein- und Bierhäusern. Es entstanden bald Tabagien. Der Tabak, der anfangs sehr selten und theuer war, wurde bald ein wichtiger Handelsartikel, den man von Ruß, Trinidad, sowie von anderen spanischen Niederlassungen Westindiens bezog.

Die jene ersten Anseher Virginien's, lernten bald alle europäischen Einwanderer mit Ende des 16. Jahrhunderts von den Indianern den Gebrauch des Tabaks.

Seeleute und englische Studien, welche auf der damals sehr besuchten Universität Leiden studierten, brachten 1590 den Gebrauch des Tabaks nach Holland, und in seinem andern Lande verbreitete er sich schneller bei allen Ständen, indem er ein vortheilhaftes Mittel war, die aus den Kanälen und Kraden aufsteigenden üblen Ausdünstungen wenig bemerkbar zu machen. 1610 war der Tabak bei den Holländern, die ihn aus Venezuela, Guayana, Westindien und Virginien einfuhrten, schon ein wichtiger Handelsartikel; sie waren es auch, welche ihn 1615 zuerst in Europa, zu Amsterdam gebaut haben.

Die Sitte des Tabakrauchs wanderte von England aus nach Deutschland; 1622 brachten ihn im 30jährigen Kriege englische und holländische Truppen nach dem Rhein und Main, insbesondere nach der Pfalz²⁾. Von Deutschland verbreitete er sich nach der Schweiz. Englische See- und Handelsleute brachten ihn zu Ende des 16. Jahrhunderts nach Rußland und im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Schweden und Norwegen.

1605 wurde der Tabak aus in Konstantinopel bekannt, was 1614 in der Türkei schon sehr im Schwange. Er wurde dort bald zu einem der wichtigsten Lebensbedürfnisse, und verbreitete sich nach den von den Osmanen abhängigen Völkern Europa's und Asiens. Durch europäische Seefahrer wurde der Tabak nach den Küsten Afrika's am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts gebracht. Gold und Pfefferklaren dienten als Austauschmittel. Er verbreitete sich bald in das Innere dieses Erdtheils.

Bei einem Belzuge des Schach Abbas des Großen gegen die Türken, wurden durch diese, obgleich denselben das Tabakrauchen bei Todesstrafe, die auch miltlich selbst an ihnen öfters deswegen verstrekt wurde, verboten war, auch die Perser mit dem Tabak bekannt; im Anfange des 17. Jahrhunderts verbreitete sich der Tabak auch bei ihnen.

Von Persien und Kleinasien gelangte der Tabak nach Armenien und in die Länder des Kaukasus, Buchara, Herat, Kabul, Afghanistan. Im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde er durch Europäer auch nach Indien gebracht, von dort ist er nach Tibet gedrungen; um eben jene Zeit brachten ihn die Holländer nach Java und zu den Molaken.

Die Chinesen wurden durch die Portugiesen und Holländer Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Tabak bekannt, und in keinem Lande ist er so verbreitet als in ihrem. China versorgte wiederum die Mangeln mit Tabak. Die Holländer und Portugiesen brachten ihn auch schon im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Japan und dessen Dependenzien. Am spätesten ward der Tabak durch die Europäer in Australien eingeführt, aber jetzt ist er auch dort sehr verbreitet. In drei

¹⁾ Bei dem Anzünden von Feuer zur Bereitung von Speisen und zur Wärmung in kalter Jahreszeit boten ihnen die großen trockenen Blätter und Stengel abgerodener wildwachsender Tabakpflanzen ein reichliches und leicht entzündbares Brennmaterial.

²⁾ Englische, nater Graf Oerck, auch nach Pörschen.

Zahrhunderten hat sonach der Tabak die ganze Erde für sich eingenommen. Der große Reiz und mächtige Zauber, den er ausübt, liegt in der erregenden Wirkung des Rauchs auf den Sinn des Menschen. Der Erregungsmittel bedarf der Mensch unter den niederschlagenden Einflüssen der Elemente, in denen er sich bewegt, der Anstrengungen, denen er sich unterzieht. Hier ist nicht von Ueberfluß, sondern von Stärkung im Kampf um das Dasein die Rede.

Nachhaltiger läßt sich aber kein Erregungsmittel anwenden, als der Tabak, denn der Geruch ist, wenn auch nicht der höchste, doch der freieste Sinn, der am schwersten übersättigt wird. So erklärt sich seine schnelle und allgemeine Verbreitung über den Erdball, und seine Bedeutung für die menschliche Gesellschaft.

Wie der Handel überhaupt den Austausch der Mittel zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse zum Gegenstande hat, so entwirft die Allgemeinheit eines Bedürfnisses auch dem Umlange des auf seine Befriedigung gerichteten Handels.

Der Tabak wurde deshalb schon bald, nachdem die Europäer seinen Gebrauch in Amerika kennen gelernt, zu einem der wichtigsten Artikel des Handels zwischen der alten und neuen Welt. Er nimmt in dieser Beziehung die vierte Rangstufe nach der Baumwolle, dem Kaffee und Indur ein.

Aber nicht bloß in den Handel, auch in den Ackerbau greift der Tabak ein. Der größte Theil des in Europa verbrauchten Tabaks wird jetzt in den europäischen Ländern erzeugt.

Englich hat die Konsumtion des Tabaks einen günstigen Einfluß auf die Industrie und die Gewerbe gehabt. Schon unter der Republik kam man in England darauf, angeblich zum Schutze der Kolonien, den Tabakbau im Innlande zu vertreiben. Dort wurde er auf das äusserste befördert¹⁾, der Art, daß der Ackerbau darüber vernachlässigt wurde, so, daß Hungersnöthe entstanden, welche dann in allerlei Verdrüssungen der Indianer führten. Diese sollten Lebensmittel herbeschaffen. Thaten sie es nicht, so wurde ihre Habe weggenommen. Selbst die frühere Einführung der Ackerbauerei ändert im Fortschritte des Tabakbaues ihren Grund. Ein holländisches Schiff hatte 1630 die ersten Heger gebracht, welche in Jamestown gute Preise erzielten.

Um sich künftig gegen Hungersnoth zu bewahren, wurde ein Verbot der Heger festgesetzt, welche mit Tabak und welche mit Getreide angepflanzt werden sollten. Die Gewinnlust hat die vorerwähnte Acker im ihrem Verderben anhet lassen. Nur Tabak wollte man gewinnen. Tabak war Geld; hiermit lernte man sich Alles, sogar die Frauen kaufen. Es suchte nämlich die Virginia Company dem großen Mangel an Weibern in eigenthümlicher Weise abzuhelfen. Sie brachte junge Mädchen und überließ sie den Ansehern anlässlich für 150 Pfund Tabak, wozu das Pfund zur Zeit mit 3 sh. bezahlt wurde. Die Kaufleute sind bei diesem Geschäft nicht immer vorsichtig und gewissenhaft verfahren. So wurden mehrmals auf Befehl des Kolonialraths Weibspersonen zurückgeschickt, weil sie unwürdig waren zur Fortpflanzung der Einwohnerchaft Virginien.

Die Navigationsakte, wonach aller Handel nur mit britischen Schiffen geführt werden durfte, wollte alle diese Vortheile nur dem Mutterlande zuwenden. 1776 protestirte die allgemeine Versammlung von Virginien vergeblich gegen diese Ausbeutung. Es war dies das Vorpiel der Unabhängigkeitserklärung. In Virginien wurde auch zuerst das allgemeine Stimmrecht (1631) ein-

geführt. Die Einkünfte aus dem Tabakbau machten von Anfang an die Kolonie selbst vermögend. (Neumann S. 21.) Das Tabakmonopol, welches Spanien und Portugal ausübten, beförderte mit die Unabhängigkeitserklärung von Mexiko und Brasilien. (Liebmann S. 21 u. 32.)

Die Besteuerung des Tabaks.

a) in England.

Die Art der Besteuerung des Tabaks bedarf einer nicht bloß statistischen, sondern einer historischen Entwicklung, indem sich aus dem Gange, den die Tabaksteuer in anderen Ländern genommen Vermuthungen über den Verlauf der Besteuerung dieses Objekts im Allgemeinen rechtfertigen.

Die Einfuhr wurde in England mit hohen Zöllen belegt. Dabei ist es geblieben. Die Zölle betragen 3 Schilling und 5 Prozent für das Pfund Tabakblätter, 6 Schilling und 5 Prozent für das Pfund Schnupftabak, und 9 Schilling und 5 Prozent für das Pfund Cigaretten und andere Tabakfabrikate; die Einfuhr von Stengeln und Tabakmehl ist verboten. Rohabak und Tabakfabrikate dürfen nur in Kisten von bestimmter Minimalgröße auf Schiffen von mindestens 120 Tons Tragfähigkeit und über wenige, besonders bezeichnete Häfen eingeführt werden.

Dieses System ist konsequent. Es bringt ohne Belästigung des inneren Verkehrs über der Fabrikation eine hohe Einnahme. In den Durchschnittsjahren 1850—51: 4,584,323 Pf. Sterl., außer der Steuer für den Verkäufer.²⁾ Tabakregien führt eine hohe Besteuerung der inländischen Produktion auf die in Oesterreich und Frankreich bestehenden Einkünften, auf das Staatsmonopol.

b) Frankreich.

In Frankreich ward schon 1674 das Tabakmonopol eingeführt.³⁾ Wie Karl I. in England, der, wie viele andere Völkern, den Tabakgebranch beschränkte, sogar ein gelehrtes Wort dagegen unter dem Titel „Miscopur“ schrieb, bemühten es die Bourbonnen in diesem Lande zu einer einträglichen Finanzquelle zur Ausbesserung der Bürger. 1715 wurde es um 4, 1789 schon um 32 Millionen überes an die fernere gänzlich verpackt. Mit dem Monopol war ein theilweises Kulturverbot, eine Beschränkung des Anbaues auf einzelne Departements — Etet und Etet et Garonne — wo jetzt noch der meiste, aber auch am meisten nicotinhaltige Tabak hervorgebracht wird, verbunden.

Die betroffenen Pandothelle und das übrige Frankreich waren durch eine wohlbesetzte Zolllinie geschützt. Strenge Binnenkontrolle und ein noch strengerer Strafcode von Spezialgerichtshöfen gebandacht, machten jeden hohen Ertrag der Pacht möglich.⁴⁾ Der Zollsystem vernichtete alle Binnengölle. Nach einer gründlichen Diskussion, welche sich vom September 1790 bis Februar 1791 erstreckte, entschied sich die Versammlung für Aufhebung des Monopols. Der Aufhebung des Monopols folgten zwanzigjährige Verluste, den Tabakverbrauch, bei Freiheit der Kultur und des Handels, wiederum in einer Haupterinnahme des Staates zu machen. Diese Verluste, deren Geschichte ein wahres Verhulst über die Besteuerung des Tabaks ist, führten allmählich zu einer solchen Anhäufung steuerlicher Kontrollen, daß es für Napoleon nur eines kleinen Schrittes bedurfte, um die Wiederherstellung des Monopols mit dem Beginn des Jahres 1811 zu dekretiren.⁵⁾ Er machte aber die inländische Kultur zu

¹⁾ Das, die Finanzverwaltung Frankreichs, S. 338.

²⁾ Etren, Finanzwissenschaft, S. 350.

³⁾ Der Zollverein, S. 18.

⁴⁾ Zollverein, S. 30.

⁵⁾ Neumann, Amerik. Gesch. S. 11.

Grundlage des Monopols. Die Restauration eignete sich diese Einnahmequelle an und bewahrte sie sich trotz der wiederholten Angriffe der Opposition in den Jahren 1819, 1824 und 1829. Die Anti-Monopolbewegung bewirkte durch eine parlamentarische Enquete die Befestigung dieses Monopols. Es wird in Beziehung auf die Einfuhr, die Erzeugung und den Verkauf ausgeübt.¹⁾ Nur in neun Departements ist der Tabaksbau gestattet. Der Minister bestimmt im Anfang jeden Jahres den Bedarf des nächsten an inländischen Blättern für jedes einzelne Arrondissement, die hierauf zu bebauende Fläche wie die Einfuhrpreis. In einigen Departements wird nur, wie eine zusammenhängende Fläche von mindestens 30 Morgen hat, zum Tabakpflanzen zugelassen. Die Art des Baues wird genau durch die Regierung beaufsichtigt, die Gestalt der Felder angegeben, die Pflanzen werden gezüchtet, und zweimal in verschiedenen Entwicklungsstadien inventirt. Nach der Ernte wird der Tabak in den Trockenstuben untersucht, geprüft, ob er die geeignete Behandlung erfahren, abgetrennt, sein Transport überwacht, Ermittlung des Gewichts vorgenommen.

Diese Kontrollen reduzieren die Ausfuhr, wenigstens darauf nur der geringe Zoll von 25 Centimes auf 200 Kilogramm kostet, auf ein Minimum. Alle Blätter und Stengel hat der Pflanzler abzuliefern; die unbrauchbaren werden vernichtet. Nur der Pflanzler darf rohen Tabak aufbewahren; er wird mit Legitimationscheinen zum Bureau transportirt. Die Preise, welche die Verwaltung zahlt, sollen so bemessen werden, daß es für den Grundbesitzer lohnender wird, Tabak statt Weizen zu bauen.²⁾ 10,000 Hektaren, also noch nicht 20,000 Morgen, beträgt die dem Tabakbau gewidmete Fläche; in Algier und den Kolonien gilt das Monopol nicht; die Regierung hat viel, um dort den Tabakbau zu heben. Der angestrebte oder einzuführende Tabak wiegt in 26 kaiserlichen Zentnern von 20,000 Arbeitern verarbeitet. Auf jedem Tabakspaket ist bemerkt, in welcher Fabrik und wann es verfertigt, wie groß das Gewicht, welcher der Detailpreis sei, aus welcher Mischung es bestehe, wieviel Prozent Wasser es enthalte. Der Tabak gelangt aus den Fabriken an die Verleger, deren gegenwärtig 357, durchschnittlich in jedem Arrondissement einer, sind. Der Transport zwischen den Fabriken und Verlegern wird im Wege der Konkurrenz Transportunternehmern überlassen. Die Verleger sind vornehmlich, in der Regel das Geschäft eines Steuerunternehmers mit vollstehende Beamte. Nur in 21 Städten befinden sich besondere Tabakverleger, in Paris 4. Die Verleger verkaufen den Tabak um den Preis, um den sie ihn erhalten; er wird für jede Sorte durch ein kaiserliches Dekret festgestellt. Der Unterschied zwischen diesem Preise und den Kosten der Erzeugung und des Transports des Tabaks bis zum Verleger stellt den Monopolgewinn des Staates dar. Er wird im Durchschnitt auf 450 Prozent vom Werthe des verarbeiteten Tabaks berechnet; der mittlere Herstellungspreis beträgt nämlich für 100 Kilogramm 141 Francs 70 Centimes, der mittlere Verkaufspreis 607 Francs 11 Centimes, der Gewinn und die in diesem liegende Abgabe steigt mit der Heftigkeit des Tabaks und mit dem Wohlstand der Klasse, welche ihn befehlen.

Von den Verlegern holen die Detailhändler ihren Bedarf; sie müssen ihn baar bezahlen, und in der Regel 10 Kilogramm, in Paris 25 auf einmal nehmen. Sie haben die verkauften Mengen jeden Abend zu buchen; sie sind zugleich verpflichtet, Uebersetzungen der Tabakgefäße zu übermachen. Es giebt 33,300 Detailverkäufer. Die Vertheilung der Konzession erfolgt in An-

erkennung für geleistete Dienste; für Posten, die weniger als 1000 Francs abwerfen, steht sie dem Präfixen, für einträglicher der Generaldirektion zu. (Es entstehen hierdurch ähnliche Jomirungen wie bei den Lotteriekollekturfachschaften.) Die Vertheilungen sind außerordentlich zahlreich. Ein großer Theil der Direktionsvorträge an den Minister und der Ministerialvorträge an den Kaiser wird ohne Besoldung dieser Art erhalten. Die Detailpreise werden ebenfalls von der Verwaltung festgesetzt, der den Gewinn der Detailisten bildende Unterschied zu den Preisen an gross beträgt 10–12 Prozent. Die Preise sind nicht im ganzen Lande dieselben, in der Richtung gegen die Nord- und Ostgränze giebt es in 14 Departements wohlfeile Sorten, tabacs de cantine, um mit dem Schleichhandel zu konkurriren. Die Uebersetzung des Tabaks aus einer billigeren in eine theuerere Sorte wird durch Aufsichtsbeamte überwacht. Es ist auch eine wohlfeile Sorte für Soldaten, eine andere für Schiffscaputen in Betrieb gesetzt. Der Ertrag dieser Abgabe ist fortwährend steigend; im 1854 betrug er 110,300,000 Francs; 1862 bei einem Absatz von 600,000 Zentnern 150,000,000 Francs, ungefähr soviel, wie sämtliche gemeinschaftliche Einnahmen des Zollvereins (Hof, Abgaben und Schmelzen, S. 156.)³⁾

c) Oesterreich.

In Oesterreich ward das Tabakmonopol bereits 1670, 4 Jahre früher als in Frankreich, eingeführt. Der inländische Tabakbau war bis 1764, wie in England, verboten; von da ab Generalpacht, bis 1783, wo der Staat selbst die Regie übernahm. Am 1. Juni 1818 amloste es die ganze Monarchie mit Ausnahme der ungarischen Kronländer, welche bekanntlich nicht zum österreichischen Zollsystem gehörten. In Folge der Ereignisse des Jahres 1848 wurde die Zolllinie zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich aufgehoben. Am 1. März 1857 wurde das Monopol auf die ungarischen Kronländer ausgedehnt.⁴⁾ Es bietet gegenwärtig einen Reinertrag von 90,000,000 Francs bei einem Absatz von 730,000 Zentnern.⁵⁾

Ähnliche Beschränkungen wie in Frankreich hat das Monopol auch in Oesterreich derbeigeführt.⁶⁾ Doch findet eine bedingte Zulassung des Handels mit inländischem Rohtabak statt, indem es dem Pflanzler gestattet wird, nach vorheriger Genehmigung der Verwaltung, seine Ernte an einen Tabakhändler zu verkaufen. In Frankreich hat sich selbst diese scheinbare Erleichterung des Monopols nicht bemerkt.⁷⁾ Bei erneuter Einführung des Monopols in Frankreich, zu einer Zeit, wo die Continentalsperrre und die Seefriede den Bezug transatlantischer Tabake fast unmöglich gemacht, wurde bestimmt, daß die Verwaltung nicht über 6½ Prozent ihres Bedarfs aus dem Auslande entnehmen dürfe. Nach Wiederherstellung des Friedens wurde bestimmt, daß mindestens 63½ Prozent des Bedarfs durch inländischen Tabak zu decken seien. Dieser Schutz, eine unabweisliche Folge des Monopols, führte eine Verschlechterung der billigeren Tabake herbei und lastete auf den ärmeren Klassen, deren Genuß dadurch verflümmert wird.⁸⁾

Das Monopol der einheimischen Tabakpflanzung wird selbst in Frankreich immer unerträglicher.⁹⁾ Seit 40 Jahren sind die

¹⁾ Hof S. 355, Zollverein S. 22.

²⁾ Der Zollverein, S. 24.

³⁾ Hof, Abgaben, S. 157.

⁴⁾ Zollverein, S. 37.

⁵⁾ a. a. D. S. 47 n. 48.

⁶⁾ Zollverein S. 56.

⁷⁾ a. a. D. S. 57.

¹⁾ Hof, S. 339.

²⁾ Hof, S. 345.

Preise des Tabaks in Frankreich stabil und für kleinere Mengen verhältnißmäßig gleich hoch, wie für größere; die Verschiedenheit der Sorten aber sehr beschränkt; es ist dies eine nothwendige Folge der Regie.¹⁾

In diesem System ist jeder einzelne Theil von dem anderen befreit. Es hat das Monopol das für sich, daß es die Massen von jeder Kontrolle befreit, und jene als im Dienst als Abgabeverhältniß zum Staat stehenden Produzenten und Vertreter befreit, daß die Abgabe aber wegen der auf wenige Punkte (zusammengebrängten Kontrolle) eine höhere sein kann, als bei jeder anderen Art der Erhebung.

Auch in Italien, Spanien, Portugal ist das Tabaksmonopol eingeführt.²⁾ Abgegeben von England, leben nicht weniger als 116,000,000 Menschen oder 43 $\frac{1}{10}$ Prozent der Bevölkerung Europas unter dem Monopol; es umfaßt das ganze Europa mit Ausschluß des Zollvereins, Hollands, der Schweiz, der Hansestädte und Skandinavien.³⁾ Eine hohe Einnahme der Besteuerung ist nur durch das Tabaksmonopol oder durch Unterdrückung der inländischen Kultur zu erreichen.

In Rußland giebt die hohe Tabaksteuer bei freiem Tabakbau wegen der Schmutzgelei nur ein Geringes. $\frac{7}{10}$ alles Tabaks sind geringere Sorten, darum trifft eine Erhöhung die ärmeren und mittleren Klassen.

In Amerika wird eine hohe Einnahme, wenngleich mit dem Ertrag des Monopols nicht zu vergleichen, durch die Tabaksteuer erreicht. Sie betrug 1865: 11,085,000 Dollars.⁴⁾ Aber sie ist mit dem Verkehre sehr beschränkenden Maßregeln verknüpft. Die Höhe dieser inneren Steuer wird insofern weit aufgewogen durch den ungemeinen Umfang des Exports⁵⁾ und den Werthe der Produktion, der jährlich 120,000,000 Dollars beträgt. Der Einfuhrzoll ist bis jetzt nur gering. Er beträgt: für Tabakspengel 15 Cents, für Tabakblätter 35 und nur für Tabakfabrikate 50 Cents für das Pfund.⁶⁾ Stengel und Blätter lassen sich daher bis jetzt immer noch in Amerika einführen, wie das ja noch von der Pfalz aus über Bremen, zur Benutzung eier Pfälzer Blätter, als Deckblätter für Cigarren geschieht.

Nach dieser geschichtlichen Einleitung wende ich mich zu der Betrachtung der vorliegenden Frage für Deutschland und zunächst den Zollverein. Der Tabakbau eignet sich für Deutschland seinem Boden, seinem Klima, seiner Kultur nach. Der Tabak gedeiht vorzüglich in warmen Ebenen und breiten Fluthältern,⁷⁾ auf leichtem, sandigem, mildem, fruchtbarem, warmem Lehmboden, in sonniger, vor kalten Winden geschützter Lage;⁸⁾ er ist auf milde Düngung, grüneckige Säuberung von Unkraut, beständige Pflege. Er eignet sich zur Handarbeit, gestattet keine Maschinenhilfe. Er ist darum die Lieblingspflanze der kleinen Produzenten bei vertheiltem Grundbesitz. Er ist keine Zierblumepflanze, sondern die gesunde Brust, welche Tausende von Mitglieedern des Reichthums Ernährungsbedarf. Aber seine Kultur ist eben wegen der jarten

Eigenheit der Pflanze vielen Nachtheilen ausgesetzt, die Preise des Produkts sehr schwanken, darum werden bei seinem Bau die Kulturkosten seiner nicht eben reichen Anbauer häufig auf Spiel gesetzt. Seine demokratische Natur bewahrt der Tabak, auch wenn er aus den Händen der Produzenten in die der Arbeiter übergeht. Auch hier kann das Meiste mit der Hand, oder doch mit den einfachsten Werkzeugen verrichtet werden. Tausende von kapitallosen Menschen, Männer mit Frau und Kind, können hier in den Wettkampf des Ernwerbs eintreten. Die Cigarrenfabrikation, kann man sagen, ist noch die letzte Zuflucht der enterbten Ebdne der menschlichen Gesellschaft. Und doch kann hier der Fleiß über die Reichthümer des Lebens hinweggehen. Wie der Tabak für den Genießenden ein Sorgenbrecher ist, so kann er auch für den Produzenten leicht ein Stab der Unabhängigkeit werden. Bei keinem Produkt sind die Uebergänge von einem der menschlichen Berufswege zum anderen leichter; bei keinem finden sie wohl häufiger statt.

Der Producent wird zum Tabaksortirer, Tabakspinner, Cigarrenfabrikant, der Cigarrenfabrikant zum Tabakshändler. Nur der Schnupftabak bewahrt mehr Zurückhaltung, mehr Klassenunterschiede; er gestattet die Verwendung von Maschinen, wirkt durch Massen. In südlichen Theilen Amerikas, der Heimat des Tabaks, seinem eigentlichen Mutterlande, herrscht die Produktion vor, aber in den Tochtergebieten der Tabakskultur gehen Produktion und Bearbeitung mehr mit einander vorwärts, reichen sich einander die Hand. Der Natur des Landes, den geschichtlich entwickelten Lebensbedingungen, wie dem Geiste der Bewohner entsprechend, hat sich der deutsche Tabakbau vorzüglich in Süddeutschland, zunächst alldann in dem Stammlande der preussischen Monarchie, in der Mark Brandenburg, verbreitet. Vom Südwesten beginnend,⁹⁾ trifft man ihn in der fruchtbarsten Ebene, welche sich zwischen dem Rhein und den Vergelteten des Schwarzwaldes und Oberrheins von dem Kaiserstuhl abwärts bis in die Nähe von Darmstadt hinzieht, sodann in der nicht minder fruchtbarsten Ebene der bairischen Pfalz, zwischen dem Lauter und dem Nordgebirge, weiter zieht er sich am Niederrhein hin nach Geldern und Kleve, weiter verbreitet er sich in Mittelfranken bis Erlangen, dann dem Berrath folgend durch Hessen bis in den südlichen Theil Hannovers, zwischen Weser und Elbe, und die mittlere Elbe entlang bis zum Zerichowischen Kreise. An der Ober erstreckt er sich von Breslau bis Stettin. Auch auf dem rechten Ufer der Weichsel findet er sich unterhalb Marienwerder bis Staudenz. Den Niedar entlang zieht er sich von Heidelberg bis Mannheim, begleitet auch die Rheinhäufte des Niedar. In Preußen ist er, außer jenen zusammenhängenden Kulturgebieten, über alle Theile der Monarchie verbreitet. Aber die süddeutschen Staaten produciren mehr als die Hälfte des inländischen Tabaks.¹⁰⁾ An dem Steuerertrage sollen sie jedoch nur nach dem Verhältniß der Bevölkerungszahl participiren. Wie der Gegensatz von Schutzh- und Handelsfreiheit eine wichtige und wirkende Ursache des amerikanischen Bürgerkrieges war, so könnte eine Veränderung der bestehenden Steuerverhältnisse in Beziehung auf den Tabak Anzueidenheit mit dem deutschen Reiche in Süddeutschland befördern. Die Kultur des Tabaks ist unter dem wohlthätigen Einfluß der Konkurrenz in Preußen, Baden, der Rheinpfalz in einem Maße entwickelt, daß sie der Protection entzogen ist. Das

¹⁾ S. 59 u. f. m.

²⁾ Godt, Abgaben, S. 56.

³⁾ Godt, Abgaben, S. 155.

⁴⁾ Stein, Finanzwissenschaft, S. 382.

⁵⁾ Godt, die Finanzverwaltung, N. H. S. 247.

⁶⁾ Godt, S. 120.

⁷⁾ Godt, S. 664.

⁸⁾ S. 86 zur Tabaksteuerfrage.

⁹⁾ Tiedemann, S. 301.

¹⁰⁾ Der Zollverein S. 2.

¹¹⁾ Der gegenwärtige Betrag der Steuer, die in IV Klassen pro Morgen erhoben wird, sowie des Zolles von Tabakblättern und Tabakfabrikaten darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Surplus aus der Erhöhung der Steuern überhaupt wird so wenig in die Taschen der Steuerzahler zurückfließen, als ein Fluß seinen Lauf bergan nimmt. Erhöht man den Zoll, so werden unsere exportirenden Gewerke, wie Leinen, Seide, Eisen, der Ausfall fehlen. Amerika, in welchem jetzt der Norden, der der Protektion ergehen, herrscht, wird keine Veranlassung finden, seine hohen Tariffsätze solchen Vergehen gegenüber zu ermäßigen.

Ueber diese allgemeinen Prinzipien kann man streiten. Was aber nicht ist. Jede Erhöhung der Tabaksteuer wäre eine Verkümmern des Genußes der weniger Begünstigten, wäre eine Beeinträchtigung wohlthätiger Erwerbsquellen, würde das allgemeine Wohlbefinden fördern, aber den Nationalreichtum nicht vermehren, den Interessen der Allgemeinheit nicht entsprechen.

Dr. Gustav Ebert.

Jur Geschichte des Verkehrs in Elßaß-Lothringen.*

Selbst die Röckerobung Elßaß-Lothringens das Reichsland die Einwirkungen der deutschen Literatur erschlossen hat, sind aus deutschen Hefern schon zahlreiche Schriften geflossen, welche die Geschichte, die Heimatkunde, das geistige Leben und die Gewerbstätigkeit desselben betreffen, Schriften von verschiedenem Werthe und mannichfaltiger Färbung, fast alle jedoch von dem guten Willen der Verfasser zeugend, die „neuen Reichslande“ den Bewohnern Innerdeutschlands vertrauter zu machen und das Interesse für die Westmarken des Reichs zu beleben und zu stärken. Leider sind dabei auch viele Erzeugnisse ans Licht getreten, die lediglich der Spekulation des Buchhandels ihr Dasein verdanken und von mehr oder weniger falsch unterrichteten Touristen herrühren, während diejenigen Bücher, deren Urheber das Verurtheil gegen die einseitige Literatur der Elßässer abgestreift hatten, mit Erfolg die Elßastunde erweitert und befördert haben. Zu der letztgenannten Zahl gehört ein Werk des Statistikers Karl Löper „Zur Geschichte des Verkehrs in Elßaß-Lothringen“, welches mit lobenswerthem Fleiße geschrieben ist und ein sehr achtbares Streben nach richtiger Orientierung und genauer Klärung der Verhältnisse verräth. Es ist allerdings nicht das Werk eines Historikers von altem Datum, man merkt, daß der Autor sich in seinen Stoff erst hineingearbeitet hat, aber es steht vermöge der geübten Studien, auf denen es beruht, um eine hohe Stufe über jener Touristenliteratur, die den großen Umwälzungen der Staatenwelt in Massenschwärmen nachfolgt. Anfänge einer physiologischen Betrachtungsweise der Gesellschaft und ihrer Verkehrsnormen zeichnen das Buch vor vielen ähnlichen aus, der Verfasser hat Freude an der Freiheit der alten Reichsstädte und anderen selbstherrlichen Adversitäten des Elßasses und Lothringens, und diese germanische Ader, die seine Darstellung durchzieht, ist in unseren Augen seine beste Empfehlung. Deutschlands Reichsgeschichte aus der Geschichte der einstigen Reichsglieder kennen zu lernen, scheint uns die Aufgabe für die patriotische Vertiefung des Urtheils über Vergangenheit und Zukunft unseres theueren Vaterlandes, das einst das „heilige Reich“ genannt wurde, und dessen freie selbständige Entwicklung auf dem Kerngrunde des

deutschen Wesens das Heiligthum und das unverrückbare Ziel jedes rechtthaffenen Deutschen sein muß.

Das Elßaß kommt Lothringen von jeher eine Weltstraße, die den Westen Europa's, das Wälschthum, mit dem Herzen unseres Erdtheils, mit den Hauptstufen des Germanenthums vermittelte. Der Handel war zu allen Zeiten ein internationales Element, er war stets die Klammer der Völker verbindung; das hob die Westmarken des Reichs zu je gewaltiger Bedeutung, denn in ihnen verslangten sich die Fäden des Gedanken wie des Güter-Austausches, Elßaß und Lothringen bildeten die wichtigsten Knotenpunkte des Verkehrs nicht bloß zwischen den Anwohnern der beiden Rheinflüsse, sondern zwischen dem ganzen Deutschland und dem ganzen Frankreich. Auch die Bevölkerungen der Westmarken spiegelten dieses Zusammenbild ab, sie waren in Lothringen mehr romanisch, im Elßaß vorwiegend deutsch, eine scharfe Grenze beider Nationalitäten gab es nicht und wird es auch niemals geben, die Ausdehnung der Sprachgebiete schwankte mit den politischen Fluktuationen parallel hin und her, aber die Zugehörigkeit zum deutschen Reiche war nicht an die Herrschaft der deutschen Sprache gebunden, ganz romanisch und abgelei romanische Gebiete haben hier durchaus den politischen Charakter des Deutschthums bewahrt und sich durch Reichstreue hervorgethan. Weh, in dessen Manern anno 1356 Kaiser Karl IV. das Reichsgrundgesetz der goldenen Bulle veränderte, war der Sprache und der ähneren Sitte nach niemals deutsch, sondern immer wallonisch, es ist der gewöhnliche, auch von Herrn Löper getheilte Irrthum der deutschen Touristenliteratur, die sprachliche Französisierung von Weh erst seit dem Ueberfall von 1552 zu datiren. So berichtet Heinrich Reuß in seinem beschreibenden Handbuche „Elßaß-Lothringen, Naturansichten und Lebensbilder“*) von der „merkwürdigen Blutsveränderung“, welche unter der Franzosenherrschaft mit der Bürgerchaft von Weh vorgegangen sei. Diese Blutsveränderung ist in Wahrheit nur in den Körper der Dörfler vorgegangen; kannten sie die innere Geschichte der Reichsstadt, wie sie der Elßässer Klippel in seiner „paraiso mossino“ (die Geschlechterverbände von Weh) so trefflich beschrieben hat, würden Huguenin's „Les Chroniques de Metz“ wieder ein Studium deutscher Publizisten, man würde nicht mehr bezweifeln, daß auch Wallonen deutsche Reichsbürger sein konnten, so wenig als überhaupt die Thatsache, daß das politische Deutschthum stets über das engere nationale Deutschthum hinausgerückt hat. Wie das sächsische Kurböheim dem Reiche angehört hat, so waren auch die romanischen Theile von Lothringen ädte, wahrhafte deutsche Reichslande und um nichts weniger kaiserlich, als Schwaben und Franken.

Ein vorzüglicher Hebel der kommerziellen Wichtigkeit der deutschen Westmarken war aber die Fruchtbarkeit ihres Bodens, den die Betriebamkeit der Einwohner nach Kräften ausbeutete. Der „Rebbau“ hat immerdar hier gedüht, der Elßässer Wein ist von Alters her ein Haupthandels-Artikel am Oberrhein gewesen, das „Elßässer Gewächs“ war schon bei den deutschen Ordensrittern auf der Marienburg bekannt und verühmt, bis nach Schweden und Norwegen wurde der elßässische Wein angeführt. Der Rhein war die von der Vorsehung so herrlich geschaffene Handelsstraße, welche den Prodnatmarkt des Elßasses über die weitesten Strecken des deutschen Vaterlandes ausdehnte, die Rheibrücke bei Straburg ist so glücklich gelegen, daß schon ein altes Sprüchwort sagt: „Wäre Straburg vom Himmel gefallen, es wäre nicht besser zu liegen gekommen.“ Die Herrschaft

*) Zur Geschichte des Verkehrs in Elßaß-Lothringen mit besonderer Berücksichtigung der Schifffahrt, des Post- und Telegraphenwesens, nach archivalischen und anderen Quellen, nebst 33 auf das Verkehrsleben bezüglichen Urkunden aus der Zeit von 1350 bis 1779, von Karl Löper. Straburg, Karl Trübner, 200 S. Mittelalt.

*) Metzgen, Karl Flemining 1872.

von Italien, der Schweiz und Südfrankreich nach der Nordsee zu tragen sich hier mit der großen Heerstraße, die von der Seine zur Denau führt, nach Riehl ist das Elßah ein Land der Straßen, und seine Hauptstadt Strassburg und sein Wappen, ein von einer rothen Straße quer getheiltes Silberfeld (Argentata, die Silberstadt) ist ein redendes, welches trotz der falschen Etymologie, die Argentoratum mit Argentum zusammengebracht hat, doch eine tiefe Symbolik ausdrückt. Die zahlreichen Spuren von Römerstraßen im Elßah sind ein altes Denkmal dieses Verzugs der Provinz.

Herr Karl Voepel gibt uns eine reiche Blumenlese von Zeugnisse aus Mittelalter und Neuzeit über die Blüthe des Verkehrs im Elßah und Lothringen. Er hat hierzu das in den Schriften der Wäßer herbeigeschaffte Material bestens benutzt. Das Elßah ist auch in der Neuzeit mit allem Beispiel vorangegangen, denn es hat sich auch im 19. Jahrhundert als das Land der Straßen bewährt! Herr Hierö machte noch unter dem Jubel der französischen Kammeropposition von 1841 alle möglichen Bedenken, politische, militärische, kulturhistorische, soziale und nationalökonomische gegen den Bau eines Eisenbahnnetzes durch Frankreich geltend, als im Elßah bereits 150 Kilometer Eisenbahnen im Betrieb waren. Man fuhr auf dem Dampfmoagen schon durch das ganze Elßah, als im übrigen Frankreich nur die zwei Bahnen zwischen Paris und Versailles (von denen durch die Konkurrenz immer die eine die andere lahm legte) die Schnellgeleit der Verbesserung mit Dampf zur Aufbahnung brachten. Die älteste elßahische Eisenbahnstrecke ist Mühlhausen-Elmann, 20 Kilometer lang, am 12. September 1839 dem Verkehr übergeben (freilich doch fast ein Jahr jünger als die Strecke Berlin-Potsdam), es folgte am 18. Oktober 1840 Bannfeld-Kolmar, 39 Kilometer lang, am 25. Oktober 1840 Mühlhausen-St. Louis (Nichtung der Schweizergränge), 28 Kilometer, dann am 1. Mai 1841 Königsbosen-Venfeld, 26 Kilometer, und am 15. August 1841 die Strecke Kolmar-Lutterbach, 37 Kilometer. Man kennt, von dem gewerblichen Oberßah ist die Bewegung ausgegangen. Nun trat in Folge der Pariser Bedenken, unter denen schließlich die militärischen die Oberhand gewonnen hatten, eine Pause von 32 Monaten ein; bis Königsbosen, dicht vor Strassburg, hatte man die Eisenbahnen gelegt, aber die nur zwei Kilometer lange Strecke Königsbosen-Strassburg ist erst am 26. März 1844 eröffnet worden. Ebenso hatte man anno 1841 bei St. Louis einen Kilometer vor der Schweizergränge Hall gemacht, der letzte Kilometer französischen Gebietes vor Basel ist erst am 13. Juni 1844 mit einer fertigen Eisenbahnstrecke versehen worden. 27 andere Bahnstrecken sind noch bis 1870 unter französischer Herrschaft in Elßah-Lothringen dem Verkehr übergeben. Die älteste lothringische Bahn ist die Strecke, welche von der französischen Grenze nach Pagan-Meh führt, 20 Kilometer lang, [am 10. Juli 1850 eröffnet, und gleich auf diese folgte die am 29. Mai 1851 eröffnete hochwichtige Linie Saarburg-Strassburg, 70 Kilometer lang, welche das Elßah durch Deutsch-Lothringen mit Paris verbindet. Die Eröffnung dieser Linie, die Louis Napoleon als neuer Präsident der französischen Republik inaugurierte, hat dem Reffen des großen Verkehrs bei den Elßähern und Lothringern sehr viel Popularität eingetragen. Aber das Meiste und Beste an ihrem Eisenbahnbau haben die neuen Reichsländer ihrer eigenen Initiative zu danken gehabt. Die Idee der Vicinalbahnen ist eine elßahische Idee, welche nur auf dem Heimatboden einer großartigen Industrie so schnell hat gedeihen können. Man darf schon die Linie Bendenheim-Hagenau, 23 Kilometer lang, am 18. Juli

1855 eröffnet, als eine Vicinalbahn gelten lassen, allein sämtliche Seebahndienstleistungen treten zuletzt in das große Geßah des Bahnstreckenbahnnetzes ein und werden Glieder in der Kette der mächtigsten Verkehrsadern Europa's. So hat z. B. die Strecke Thann-Wesserling (18 Kilometer, am 25. November 1863 eröffnet), welche ein Jahrzehnt eine Sackgasse war, weil Frankreich den Kamm der Vogesen nicht gern von einer Eisenbahn durchfahren haben wollte, trotzdem und außerdem eine große Zukunft vor sich. Die politischen Ereignisse werden für jeden denkenden Kopf über Kurz oder Lang eine Wendung nehmen, welche Frankreichs Bedenken über den Saufen wirft, und zum Besten beider rivalisierenden Nationen den Satz zur Wahrheit machen werden: es giebt keine Vogesen mehr!")

Nicht mit Unrecht hat der Verfasser der vorliegenden Studie die Poese des Dampfes als ein bedeutungsvolles Moment für Elßah-Lothringen hervorgehoben. Gustav Mühl's und August Stöber's Eisenbahnpoesen haben in dem Wäßein eine ganz passende Verwendung gefunden. Denn wer diese Dinge bloß mit dem Auge des abstrakten Zahlenwachsens ansieht, der schaut hier blutwenig! In Grenz- und Ubergangsländern, wo das stärkste Heimatgefühl mit der Freiheit von der festelunden und beengenden Schelle sich verbindet, haben die Verkehrsmittel eine viel höhere Bedeutung als in den Binnenländern. In Elßah-Lothringen ist man auf Wacht an den Vogesen, aber nicht bloß auf Kriegswacht, sondern auch auf Friedenswacht zur Wahrung und zum Ausgleich der bleibenden Interessen und der nie schwindenden Kulturaufgaben der Völker. Hier gerade hat Deutschland sich seine edelsten Zwecke erobert, auf den Höhen des Wägaun erblickt ihm die Aussicht auf die großartigen Wirkungen und die humanen Befreiungsthaten des altdeutschen Geistes. Nicht nur das Rheintal ist ein Ganzer, die gesammte Kultur von Elßah-Lothringen nebst der seiner Nachbarn ist ein Ganzes und Deutschlands Recht ist dasjenige, was ihm seinen Platz unter den gebildeten Völkern des Abendlandes gesichert hat, das Recht seiner Gestaltung. Wie diese in Elßah-Lothringen sich geltend macht, davon hängt das Schicksal des deutschen Reichthums ab!

Herr Carl Voepel lehrt eine beachtenswerthe Thatsache kennen, wenn er uns mittheilt, daß die Idee einer elektromagnetischen Fernschrift schon im 17. Jahrhundert von einem lothringischen Jesuiten, Verrechen, genannt von Elten, ventiliert wurde. Derselbe hat in sein Werk „Réactions mathématiques“ einen aus Pont-à-Mousson (Moselbrüder) 1626 entworfenen Passus aufgenommen, der die Möglichkeit einer magnetischen Zeichensprache erörtert und dieselbe nicht gar so schwer zu verwirklichen findet, wenn ein Magnet von der benötigten Kraft nur vorhanden wäre. Als ein Lothringer dachte an das Räthsel der Telegraphie, welches erst das 19. Jahrhundert völlig gelöst hat, während die Elßähler es waren, welche das Postwesen früh an seiner gegenwärtigen Anhalt entwickelten und mit dem Ausbau ihres Eisenbahnnetzes und der Legung von Vicinalbahnen allen festländischen Europäern (die Belgier allein ausgenommen) vorangeschritten sind! Ihre Baumwollenindustrie, welche die des gesammten deutschen Zollvereins hinter sich läßt, rechtfertigt allein schon den Schwung und die Ausdehnung ihrer Verkehrsmittel, aber auch in geistiger Begehung sind die Elßähler wie die Lothringer nicht zurückgeblieben, die eigene Statistik Frankreichs hat festgestellt, daß die Departements Ober- und Niederrhein, Mosel, Maas und Wägaun nach dem Bildungsgrade ihrer Bevölkerung zu den besten des französischen Ge-

bietet gehörten. Eine symbolisirende Karte des Bildungsstandes der Franzosen des zweiten Kaiserreichs hat dies mit der leuchtenden Felle der elassisch-lehrkräftigen Gegenden angedeutet. Das ist eine Eigenschaft, welche ihnen die Sympathie der Inneren werden erwerben muß. Und sie werde gewißlich diese Theilnahme erwidern, sofern ihre Eigenthümlichkeit sorgsam gepflegt und gepflegt wird, sofern sie unter den thätigen germanischer Selbstregierung, im Geiste der Duldung und der Gewissensfreiheit den ungehemmten Spielraum erlangt. Das ist der Geist derjenigen Freiheit, welche die alten Straßburger Rathverordnungen athmen (von denen Herr Carl Voepert am Schluß einige Beispiele mittheilt), nämlich der Geist geselliger Freiheit, der Eintracht und der Wäghung: Wie Gott in diese geistliche Bahn die Geschichte von Elßig-Kochbringen leitete!

Trantwein v. Belle.

Frankreich.

Histoire de la Littérature Anglaise. Von H. Taine*)

H. Taine's bekanntes Werk über die Geschichte der Englischen Literatur ist in diesem Jahre in dritter Auflage (Troisième édition revue et augmentée, Paris 1873) erschienen. Das Buch, das in drei Bänden von je ca. 400 Seiten seinen Gegenstand absolviert, hat neben den bekannten Vorzügen und Mängeln eleganter französischer Darstellung sich eine so hervorragende sachliche Bedeutung zu erringen gewußt, daß es auch den deutschen Liebhaber und Kenner englischer Literatur in eigenthümlicher Art festhielt. Die wesentlichste Eigenthümlichkeit der Taine'schen Literatur-Geschichtsschreibung besteht neben einer schematisirenden Behandlung der allgemeineren Gesichtspunkte darin, daß er das kulturhistorische Moment in der literarischen Entwicklung mit Vorliebe pflügt und zur Geltung bringt. Die Deklination des Werkes an den Verfasser der Histoire de la Civilisation en Europe et en France, an M. Guizot, dessen literarischen und persönlichen Schüler Taine sich nennt, ist durchaus charakteristisch für den Verfasser: ihm ist die literarische Entwicklung einer Nation zugleich diejenige seiner Kultur und Civilisation, und somit ist seine literarische Darstellung durchwoben und durchflochten mit den Details der Kulturgeschichte. Weder in deutscher noch in englischer Sprache wird sich ein ähnlicher Versuch, die englische Literatur darzustellen, nachweisen lassen. Auch Visiöres zeigt in seinen Préfaceurs et Contemporains de Shakespeare eine ähnliche, wenn auch weitläufig nicht so ausgesprochene Richtung auf das kulturhistorische Moment. Diese, Literatur- und Kulturgeschichte vereinigen den französischen Gelehrten, leben sich an Guizot an. „Die Geschichte hat sich seit hundert Jahren in Deutschland, seit sechzig Jahren in Frankreich umgewandelt, und zwar durch das Studium der Literaturen. Man hat entdeckt, daß ein literarisches Werk nicht ein einfaches Spiel der Einbildungskraft ist, die vereinzelte Laune eines erhitzen Kopfes, sondern ein Abbild der Sitten, die es umgeben, und das Kennzeichen eines Zustandes des Geistes. Man hat daraus gefolgert, daß man im Anschluß an die literarischen Denkmäler die Art und Weise wieder aufzufinden könnte, wie die Menschen von mehreren Jahrhunderten empfunden und gedacht haben. Man hat es versucht und es ist

geglückt.“ Dem leuchtet nicht an diesen Eingangsworten Taine's die ganze Gefahr entgegen, die diese konstruirende und rekonstruirende Art der Literaturbetrachtung an und für sich und besonders für den auf das scharf Begrenzte und Begreifliche, das *genre tranché*, gerichteten französischen Geist in sich schließt. Wie selbstgewiß aber der Franzose diese Bahn des konstruirenden Forschens betritt, bezeugt das von Taine gewählte Motto zu seinem Werke, das er aus Guizot, Civil en Europe p. 25, entnommen hat: „Der Historiker“, heißt es, „könnte sich in das Innerste der menschlichen Seele versetzen (*pourrait se placer au sein de l'âme humaine*) während einer gegebenen Zeit, einer Reihe von Jahrhunderten oder bei einem bestimmten Volke. Er könnte alle Ereignisse, alle Umwandlungen, alle Revolutionen studieren, beschreiben und erzählen, die sich im Innern des Menschen vollzogen hätten; und wenn er zum Ende gekommen wäre, würde er eine Geschichte der Civilisation bei dem Volke und in der Zeit befragen, die er sich gewählt hätte.“ Daß man sich aber „in das Innerste der menschlichen Seele versetzen“ kann und gleichsam von dort aus operieren, ist die Basis der ganzen Guizot-Taine'schen Theorie: uns aber erscheint eben dies so *placer au sein de l'âme humaine*, das *εἰς τὸν ψυχῆς* dieser ganzen Auffassung, zumal wenn man nach französischer Art diese Theorie mit der schneidenden Schärfe des Decimeffers zur Anwendung bringt. Wenn daher Taine diese aprioristische Betrachtung des Menschen und der Geschichte als etwas seit „hundert Jahren in Deutschland, seit sechzig Jahren in Frankreich“ Entdecktes bezeichnet und hiermit eine auf Hegel's Erziehung des Menschengeschlechtes und Herbart's Ideen hinweist, so ist zwar diese Anerkennung deutschen Erbtheils seitens eines Franzosen besonders erfreulich, aber es muß doch ebenso ausdrücklich betont werden, daß unsre, allerdings auch mehr als es heute gesehen darf, konstruirenden Heroen des vorigen Jahrhunderts, niemals so weit hinein gegangen sind, als die Franzosen: denn ein Andres ist es, ausschließlich zu gewissen Ideen vorzuziehen, ein Anderes, mit denselben von vornherein als gegebenen Größen zu operieren. Und wie operirt M. Taine? Er stellt eine Reihe von allgemeinen Gesichtspunkten und Kriterien auf, die seinen Gehantengang vermitteln. „Die historischen Dokumente“, sagt er, „sind nur Kennzeichen, mittelst welcher man das sichtbare Individuum rekonstruieren muß.“ So z. B. müßte man, wenn man eine griechische Tragödie lese, sich vor allen Dingen Griechen vorstellen, d. i. Menschen, die halbnaht leben, in Gymnasien oder auf öffentlichen Plätzen u. s. f. Taine fuhr weiter: „Der Körperliche und sichtbare Mensch ist nur ein Kennzeichen, mittelst dessen man den unsichtbaren und inneren Menschen studieren muß.“ Auch diesem Satz wird eine elegante und bereite Erörterung gewidmet und dabei auf Goethe „le promoteur et le modèle de toute la grande culture contemporaine“, hingewiesen; das ganze Raisonnement indes trägt weder einen freizügigen historischen, noch einen eigentlich philosophischen Charakter: es ist eben ein elegantes Salon-Raisonnement; der Salon schließt noch immer der oberste literarische Gerichtshof in Frankreich bleiben zu wollen. Summa aber ist hierbei das Zuschlagen auf deutsche Größen oder wenigstens das Nennen ihrer Namen, Herder, Otfried Müller und Goethe* anerkennendwerth.

In der That ist es erfreulich, Deutschland, England und Frankreich in folgender Weise (p. XIV. der Einleitung) charakterisiert zu finden: „L'Allemagne, avec son génie, si puissant, si large, si prompt aux métamorphoses, si propre à reproduire les plus lointains et les plus bizarres états de la pensée humaine; l'Angleterre, avec son esprit si exact, si propre à servir de pris les questions morales, à les préciser par les chiffres, les poids, les mesures, la géographie,

*) Tome Premier, Paris 1873.

la statistique, à force de textes et de bon sens; la France enfin avec sa culture parisienne, avec ses habitudes de salon, avec son analyse incessante des caractères et des oeuvres, avec son ironie si prompte à marquer les faiblesses, avec sa finesse si exorcée à déceler les nuances; tous ont labouré le même domaine."

Taine schreibt in seinen Reflexionen zu dem Sage fort: "Die Jugend und Tätigkeiten des inneren und unsichtbaren Menschen haben zu Ursachen gewisse allgemeine Formen des Denkens und Empfindens." Er betrachtet ferner "die hauptsächlichsten Formen der Gedanken und Empfindungen, und ihre historischen Wirkungen" — alles dies in dem Jahrwocher der eben von uns als weder historisch noch philosophisch bezeichneten Methode; sie erscheint uns, mit einem Worte gesagt, wenig fruchtbar für die Erkenntnis der Literaturgeschichte. Immerhin aber bleibt diese Einleitung ein eleganter Vorbau zu dem gediegenen Gebäude des Werkes selbst, das wir nunmehr betrachten.

Das erste Buch behandelt die Anfänge (des Origines) und zwar zunächst die Saxons. Die alte Heimath der Angelsachsen wird im Anfang aa die in den Annenforten fortlaufend eilteten Dänen geschildert, wobei es uns interessant ist, bei Schilderung der Nordsee neben Tacitus auch — Helarius seine als Gewährsmann genannt zu finden. Heinrich Heine wird überhaupt mehrfach von Taine genannt; er ist ihm Repräsentant des homme moderne unter den Deutschen. Hören wir aber nun Taine's Schilderung der Sachsen, p. 7. "Große, weiße Körper, phlegmatisch, mit blauen milken Augen und Haaren von röthlichem Bleib; gefräßige Magen, erfüllt mit Fleisch und Käse, erhitze durch starke Eigneurs, ein kaltes Temperament, trüg ihr Liebe, Geschmaack am bläulichen Schm, Neigung zu brutaler Trunkenheit, das sind noch heute die Jüge, die Zertörrung und Klima in dem Geschlechte erhalten, es sind diejenigen, welche die römischen Historiker garor in ihrem erben Vaterlande entdecken." Das die Sachsen nach dieser, nur die rohen (nicht salomdhigen) Seiten derselben hervorhebenden Schilderung unsern Autor nicht sehr sympathisch sind, ist wohl zu bemerken. Der Engländer Mr. Freeman, wie wir neulich benannten, wird gerade von den urzeitlichen Elementen sumtlich, ja lu begeisterten Weise berührt. Der Franzose betont wesentlich ihren Mangel an Civilisation und der Deutsche — geht die Mitte zwischen beiden. In gewissem Grade betrachtet der Franzose noch heute Völker und Literatoren, wie der Dramatiker des siècle de Louis XIV. seine Gestalten: sie regelrecht auszeichnen mit der scharfen Scheere der Salon-Gefesse; Taine selbst nennt einen Racine elegant, mesuré, courtois, beau d'oeur. Wiederum aber ist hervorzuheben, daß Taine bei Schilderung der Angelsachsen nicht dies die Chroniken und englischen Werke, Turner's History of the Anglo-Saxons, Kenble's Sachsen in England u. s. w., sondern auch deutsche Werke, wie Grimm's Mythologie creditat nach deutsche Citate aus denselben mittelh.

Aber erst im zweiten Kapitel „Les Normands“ lernen wir die bis dahin noch nicht ganz vollkommen zu Tage getretene Natur der Taine'schen Geschichtsschreibung kennen. Das nach der gegen die Angelsachsen derselben Antipathie eine um so größere Sympathie mit den Normannen hervortreten werde, war zu erwarten; doch Taine übertrifft hier die kühnsten Erwartungen. Er schildert (p. 81) die Normannischen Eroberer des Jahres 1066, die dorthin kamen, neue Sitten und einen neuen Geist einzuführen. „Français de fond, d'esprie et de langue, quoique aus des traits propres et provinciaux; entre tous, les plus positifs, atoutils au gain, calculateurs, ayant les nerfs et l'élan de nos soldats, mais avec des ruses et des précautions de procureurs.“ Schon hier, wo M. Taine den Scharen Wilhelms des Eroberers „die Ner-

ven und den Glanz des französischen Soldaten“ beilegt, wird er gleichsam von der gloire française dermaßen ergriffen, daß seine bisher ruhigen Betrachtungen mit dem Wirbelwinde gefaßt ihn haltslos mit sich fortzieht. Die Normannen „höfsten inständig die stupide Schwerfälligkeit“ der Sachsen. Weiter heißt es von den Normannen „ils voulaient mettre Dieu dans leurs intérêts.“ „Die Sachsen klümpen wie die Stiere (à la façon d'un taureau sauvage), aber die geschickten Jäger der Normandie besiegen sie (p. 84). Dieser Sieg stellt unsern Autor derartig zu Kopfe, daß er seine Darstellend unterbricht, um eine Schilderung aller geistigen Vorzüge des Franzosen zu geben. „Qu'est-ce donc que cette race française qui, par les armes et les lettres fait dans le monde une entrée si éclatante?“ Die Frage, worin das Geheimniß der französischen Waffen- und Geistesgröße denn eigentlich liege, muß ergründet werden. Dies Geheimniß beruht (p. 85) in der Art des Franzosen, de concourir un événement ou un objet. „Wenn der Franzose ein Ereigniß oder einen Gegenstand begreift, so begreift er dies schnell und deutlich (distinctement); seine innere Umriss, seine verläßliche Ordnung (sa formation préalable) konfuser und bestiger Ideen, die, endlich concentrirt und durchgeordnet, sich durch einen Ausdruck Ernst machen.“ (Wofür wen geht das?) „Die Bewegungen seiner Intelligenz sind gewandt und schnell (adroits et prompts), wie diejenigen seiner Gliedmaßen; vom ersten Wurf und ohne Anstrengung legt er die Hand auf seine Idee. Aber er legt sie nur auf sie; er hat alle tiefen damit zusammenhängenden Erweiterungen der Seele gelassen, durch welche dieselbe untertaucht und sich mit ihrer Nachbarschaft verschmilzt; er behält sich sich durch dieselben nicht, er denkt nicht daran; er drückt los, er pfückt, er streift ab, und damit ist er fertig. Er ist entzündet oder, wenn man das lieber will, er ist frei von den physischen Halb-Bildern, die den Menschen erschüttern, indem sie ihm große Tiefen und ferne Perspektiven eröffnen. Es ist eine innere Erschütterung, welche die Vorfstellungen hervorruft; wenn er nicht mehr erschüttert ist, so hat er keine Vorfstellungen mehr (il n'imagine plus). Er ist nur oberflächlich bewegt; große Sympathie selbst ihm; er nimmt das Objekt nicht als das wahre, was es ist, ein zusammengefügtes und vielfaches, sondern stückweise, mit schufselgerader (discursive) nach oberflächlicher Kenntnisaufnahme. Daher kommt es, daß kein Volk in Europa weniger poetisch ist.“ Weiter heißt es (p. 88) von den altfranzösischen Dichtern: „Ihre Idee bleibt trocken, sie begreifen nach einander die Theile des Objektes ohne sie je wieder wie die Sachsen, in elar ungehümen, ledenshaftlichen und glänzenden Halb-Bildern zu sammeln. Nichts ist ihrem Geiste fremder als die wahren Rieder und tiefen Symmen, wie die englischen Mönche sie noch jünger unter den niedrigen Gewöben ihrer Kirchen.“ Ferner heißt es vom Franzosen (p. 89): „Er ist zu lang und klar, wie gleichweise der Sachs zu dunkel und zu kurz ist.“ Nachdem Taine das Eigenthümliche des französischen Geistes in solcher Danks flüchtig hat, geht er einen Schritt weiter und findet einen neuen, „den kessbarsten Zug“ desselben, in Folgendem.

Um zu erkennen, was, für den Franzosen, die zweite Idee an die erste anzuhängen, wenn nicht, so wird er verwirrt und hält an; er geht Schritt für Schritt einen geraden Weg! in Ordnung ist ihm angenehmer; „er desartikalist und dekomponirt ein ganz zusammengefügtes Objekt oder Ereigniß.“ Noch einen Zug aus dieser Charakteristik des Franzosen theilen wir mit. „Im Leben wie in der Literatur (p. 95) sucht er das Angenehme, nicht die Lust oder die Bewegung. Er ist schalkhaft und nicht lächerlich, feinschmecker und nicht Vielfesser. Er nimmt die Liebe für einen Zeitvertreib, nicht für eine Trunkenheit. Es ist

eine liebliche Frucht, die er pflückt, kostet und weber sein läßt. Es ist ferner zu bemerken, daß das Beste an der Frucht in seinen Augen das ist, daß es eine verbotene Frucht ist. Er sagt sich, daß er einen Ehemann düpiert. Er will lachen, das ist sein bevorzugter Anstand, Ziel und Zweck seines Lebens; besonders will er lachen an Kosten Andrer.“ Wie satirisch geschneidet ist diese Analyse des französischen Lebens. Was wir raffiniert und frivol nennen würden, bezeichnet er als das Maßvolle. Das Nüchternste ist ihm Trunkenheit, ihm ist amour ein passe-temps. Der Kunstgriff dieser scheinbar planlosen Deduktion liegt offenbar darin, daß bei Vergleichung der Liebe als *ivresse* und als *passe-temps*, einseitig betrachtet wird und da allerdings als maßvoller erscheinen muß. Wir erhalten hiermit sogleich ein Beispiel für die oben von M. Taine als spezifisch französisch bezeichnete Art de connaître un objet. Er sagt, daß der Franzose das Objekt nicht als Ganzes, sondern stückweise (*par portion*) erkennt; wir sehen nun hier, wie geschieht der Franzose hierbei verfährt, dasjenige Stück, diejenige Seite des Objekts zu erkennen, die er eben erkennen will. Nachdem Taine diese allgemeine Charakteristik des Franzosen beendet hat, giebt er folgende Ruhanwendung derselben in Bezug auf die Normannen und ihre Eroberung (p. 36). „Der Franzose besitzt die Gabe, gemessen, klar, verträglich und pikant zu sein. Wie die Ideen sich ordnen, das ist's, was wir Europa gelehrt haben; welches die angenehmen Ideen sind, das ist's, was wir Europa gelehrt haben; und das ist's, was unsre Franzosen des ersten Jahrhunderts fünfzehnhundert Jahre hindurch mit Langenspißen, dann mit Stiefelschlägen, dann mit Knutenheften ihre Sachsen bezwungen und zu jenen im Begriffe sind.“ Welche mechanische Verstellung vom Geiste überhaupt schlicht die Annahme in sich, die das Hervorbringen der Ideen von dem Ordnen derselben so ganz ästhetisch schneidet! Welche Selbsttäuschung liegt ferner darin zu behaupten, daß Europa die „angenehmen Ideen“ durch Frankreich kennen gelernt habe! Es ist der französische Grundirrtum, der seinen Geist, seine Civilisation selbst als den Geist überhaupt, die Civilisation überhaupt betrachtet: an diesem logischen Grundfehler krankt die ganze französische Weltanschauung. Daß nun aber die Nationen mit Vorse, Stolz und Ruthe — mit Gewalt in jeder Form — von den Franzosen zur Erkenntnis dieser idealen Güter gezwungen werden, das „krönt das Gebäude.“ Robespierre und die Seinen haben im Grunde dieselbe Theorie aufgestellt, als sie (Eisak „nationalisiren“), die „Ideen des Landes“ umgestalten und zu dem Zweck die deutsche Sprache andrängen wollten, was Taine „lächerliches Phlegma“ nennt, das nannte ein St. Just „stupidité allemande.“ L. v. B.

Belgien.

Pergamenis Roman: Jours d'épreuves.)

Wenn auch die Ehebruchsliteratur eines Damas als und Genossen nur einen, allerdings stark hervorretenden Bruchtheil der französischen Belletristik bildet, so ist es doch charakteristisch für die herrschende Geschmacksrichtung Frankreichs, daß der velleitete Victor Hugo mit seinen genialen Unmuthigkeitsromanen und Dramen mehr Schuld trägt, als jene, daß es stets nur die

Schattenseiten der menschlichen Natur, psychologische Abnormitäten, Probleme aus der Palmbiegung der Seele sind, welche das Interesse der Autoren und des Publikums in sich selbst veranlassen. Anders ist es noch in der französisch redenden Literatur Belgiens, welcher das oben angeführte Werk angehört, — um von der elamischen zu schweigen, die in der Gedruckt Conscience ihren Mittelpunkt findet und sich ausgesprochenemassen an deutsche und englische Vorbilder anlehnt; — anders einmal bei H. Pergamen, bei dem Alles so natürlich, so einfach und soft alltäglich angeht, daß der Romanleser von sich kaum rechte Befriedigung bei ihm finden wird. Wer aber für die Schönheiten der Darstellung, für seine Detailmalerei, für einfache, aber wahre Empfindungen noch Sinn hat, wird das Buch nicht ohne Genuß lesen oder unbefriedigt aus der Hand legen.

Anker durch „Poesien“, die er mit A. Prins zusammen erscheinen ließ, und durch einige kleinere Erzählungen hat sich der Verfasser noch durch einen größeren Roman, „la Closerie“, betheilig, bekannt gemacht, der im vorigen Jahre erschienen, und in diesem Blatte seiner Zeit besprochen werden. Zu diesem neuen führt er uns zunächst in das Gland des Proletariats einer großen Stadt (Brüssel), in dem der Held, Charles Tardenne, das natürliche Kind eines alten, ephärischen Gastgeizers und eines unglücklichen, betrogenen Mädchens, seine Jugend verbringt. Er selbst ist auch in diesem Bilde tiefster Verkommenheit nicht an lichten Punkten, wohin wir die harmlosen Spiele der Kinder des Glands auf den Straßen von Brüssel, sowie Charles' erste kahlige Bekanntschaft mit seiner nachherigen Lebensgefährtin rechnen. Ein günstiger Zufall versteht das arme, aber gatheartete Knaben in bessere Umgebungen; er findet im Bekräft der Straße, wo er noch Brennmaterial sucht, einen Ring, bringt ihn seiner Tante, welche trotz ihrer Noth ehrlich genug ist, ihn damit zu dem wahrscheinlichsten Eigenthümer zu schicken, und so kommt er in das Haus des Herrn van Damme, der an seinem offenen Gesicht Gefallen findet und ihn in seine Schlosserwerkstatt aufnimmt. Hier bildet er sich zu einem tüchtigen, arbeitamen Menschen aus, zumal sich van Damme auch noch weiter seiner annimmt und ihn in seinem Hause und mit seiner einzigen Tochter, Jeanne, verkehren läßt, welches eben frans kleine Mädchen ist, die er auf dem Buttermarkte kennen gelernt und mit der er so hübsche Gespräche gepflogen hat.

Charles und Jeanne wachsen so fast zusammen an; Charles, der brandhafte von van Damme's jungen Arbeiter, geht zur Erweiterung seiner Kenntnisse und mit Aufträgen seines Prinzipals nach London, Jeanne wird in eine künstlerische Erziehungsanstalt in der Nähe Brüssels geschickt. Bei seiner Rückkehr findet sie Charles zur Jungfrau herangewachsen, als viel unworbene Schönheit in den ersten Ersten verkehrend, und doch steht sie ihm in der Stunde des ersten Wiedersehens, wie schaal und nichtig ihr das Treiben der vornehmen Leute vor, wie und wie viel mehr Genuß sie in einem ruhigen Gespräch mit ihm, dem Freunde ihrer Jugend, finde. Die beiden unverbunden Herzen finden sich schon jetzt, wenn auch das eine den andern es noch nicht zu gestehen wagt. Aber Madame van Damme ist das Erscheinende des jungen Arbeiters in ihrem Hause nicht recht; sie fürchtet offenbar vor Jeanne, mit der sie viel Höheres im Sinne hat, und betrachtet Charles tief an der ihr stehend.

Emancipation van Damme gehört mit ihrem Gesinnungen der kirchlichen, katholischen Partei an, wogegen Charles, eben wie Herr van Damme, sich mehr zu den sogenannten „Freimüthigen“ (libres-penseurs) hält und nicht Aufstand nimmt, dies gleich am

ersten Abend einem gewissen Herrn Dhermitte gegenüber offen zu erklären. Dhermitte, Advokat und Mitgründer der, katholischen Zentralfreiwilligen „Banque universelle“, aber ist ein freigesetzter Madame von Dammes und hält bei dieser durch seine Mutter um Joanne's Hand, d. h. um ihr Geld an. Auch geliebt es ihm, die von Dammes zu bewegen, ihre disponiblen Kapitalien in jener Bank anzulegen und somit der katholischen Sache dienlich zu machen. Joanne und Charles haben inzwischen Gelegenheit gefunden, sich ihre Liebe zu bekennen, und als Einwilligung ihrer Tochter die Hand des Advokaten anträgt, weigert sich diese entschieden und hält mit dem Bewußtsein ihrer Liebe nicht zurück. Mit Charles, der unter einem Vorwande nach Deutschland geschickt worden, verkehrt sie heimlich mit Hilfe ihrer alten Enkelin, aber Madame Dhermitte entdeckt den Briefwechsel, unterschlägt die Briefe und weiß Joanne, indem sie ihr Briefe zurückschickt, die Charles vor vielen Jahren einmal an ein seiner unwürdigen Mädchen gerichtet, deren Verführung er aber nicht unterlag, dergestalt von ihrem Geliebten abwendig zu machen, daß sie resignirt in eine Verbindung mit Dhermitte willigt. Aber am Tage vor der Hochzeit stellt die „Banque universelle“ ihre Zahlungen ein, von Dammes hat sein Vermögen verloren und Dhermitte verliert in derselben Weise auf die mittellose Braut.

Die Familie zieht sich in ihre früheren bescheidenen Verhältnisse zurück. Charles, der, tief verletzt, seine Entlassung genommen, gründet sich ein eigenes kleines Etablissement und findet seinen Schmerz durch Arbeit zu betäuben. Da kommt Doktor Zimmermann, der Gensin Charles und derselbe, der Madame Dhermitte von dessen früheren Verhältnis erzählt und in ihrem Ansatze Joanne seine Briefe zugestellt, in dieser und entdeckt ihr den Betrag mit den Briefen, die ohne Datum waren. Nicht ist der Alp von ihrer Brust genommen, sie schenkt sich nicht, dem Geliebten ihr Auerrecht einzugehen, die Herzen finden sich wieder und der Roman ist zu Ende.

Wir glauben durch die obige Inhaltsangabe die Lektüre des Werkes nicht überflüssig gemacht zu haben. Was wir hier mit bürren Worten in aller Kürze erzählt haben, findet sich dort mit großem Geschick der Darstellung und in einer das Gemüth ansprechender Weise ausgeführt. Kreisch, anregende Situationen, noch nie dagewesene, ganz oder theilweise unumgähliche Charaktere sind es nicht, die uns beschäftigen: ein armer Knabe, der sich durch eigene Kraft und eigenen Fleiß zu einer geachteten Stellung emporarbeitet; ein gemüthvolles, feinfühliges Mädchen, welcher der Reichtum nicht die Einfachheit des Charakters genommen hat; eine in geistlichem und weltlichem Hochmuth, wenn auch nicht bis an's Ende beharrliche Frau, ein gutmüthiger, mitunter etwas schwacher Mann; verschiedene Personen aus dem niedrigen Proletariat, dessen Völkern, theilweis auch Tugenden zur Schau tragend; endlich im Hintergrunde die soziale und kirchliche Bewegung, die gegenwärtig in Belgien herrscht und natürlich in der Hauptstadt am sichtbarsten hervortritt. (Zhm.)

Orient.

Das Volksbildungswesen in der Levante.

Mögen die Ansichten über Bedeutung und Nutzen jener arabischen Weltmächte, welche sich seit der ersten Londoner Industrieanstellung zu einer periodisch wiederkehrenden Gesamtüberblick

unser gesamten Kulturarbeit gehalten haben, noch so getheilt sein: so wird selbst von den eifrigsten Gegnern der Weltanstellungen nicht geleugnet, daß dieselben neben vielen blendenden Glitterwerth auch eine nicht gering auszusprechende Summe geheimer geistiger Arbeit hervorgerufen haben. Während des bunten rauschenden Treibens in den Anstaltungsapostelen in der Regel übersehen, pflegt der Werth dieser edelsten Erzeugnisse des internationalen Wettbewerbs sich erst später geltend zu machen, dann aber mitunter in einem Umfange, der allgemeines Staunen hervorruft. Ist doch, um nur ein bekanntes Beispiel anzuführen, die kunstgewerbliche Reformbewegung, die in England so außerordentliche Erfolge erzielt hat, vorzugsweise als ein Ergebniss der Weltanstellung von 1851 anzusehen.

Auch das Wiener Ereigniss kann in vielen seiner besten Leistungen erst jetzt gewürdigt werden. Erst jetzt läßt sich ermessen, wie gewaltig der Impuls gewesen ist, den das Kulturleben Oesterreichs durch das Völker-Stellbildchen in der schönen alten Meiselpole der Dürer empfangen hat. Vor Allem aber tritt erst jetzt in klar erkennbaren Ergebnissen zu Tage, mit welcher erfreulichen Energie die deutschen Elemente des vielsprachigen Kaiserreichs befreit gewesen sind, ihren Beruf und ihre Befähigung für die hohe Mission darzuthun, die sie unter den in germanischen Völkern an der unteren Donau und in weiterem Umfange in den unter der verbliebenen Herrschaft des Halbmondes stehenden Völkern des Orients zu erfüllen haben. Eine ganze Reihe von Schriften, die von der Weltanstellung hervorgerufen, während derselben aber wenig oder gar nicht beachtet worden sind, hatte sich die Aufgabe gestellt, diese Kulturmission des germanischen Geistes im Osten, der Oesterreich seinen Ursprung verdankt, und auf welcher die Nothwendigkeit seines Zertretens beruht, nach den verschiedensten Richtungen hin zu beleuchten. Naturgemäß treten in diesen Schriften, dem Anlasse entsprechend, die Handels- und Verkehrsbeziehungen in den Vordergrund. Allein wer könnte erkennen, in welchem Maße von den Dampfern des Oesterreichischen Ploos und der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft neben den Waaren der europäischen Industrie zugleich die sittigen Einflüsse der europäischen und der deutschen Bildung in den Orient, die uralte Wiege unserer Civilisation, getragen werden? Noch heute gilt, was Schiller's Dichtern von den Phöniziern rühmt, daß an das Schiff des Kaufmanns das Gute sich anknüpft.

Eine nach Inhalt und Umfang hervorragende Stellung unter den Schriften dieser Kategorie ist dem Berichte anzuerkennen, welchen Herr Dr. Karl von Scherzer, derzeit österreichischer Generalkonsul in Smyrna, einer amilichen Beilage nachkommend, durch welche die österreichisch-ungarischen Konsular-Kemmer in der Levante aus Anlaß der Wiener Weltanstellung in einer gründlichen Darstellung der wirtschaftlichen Zustände der Türkei angefordert wurden, über die seinen Amtsbereich bildende Provinz Smyrna, d. h. die dem ägäischen Meere angrenzende Westküste von Kleinasien, erhalten hat. Mit Beifriede sachkundiger Männer der österreichischen Kolonie und unter der Feder des durch seine Schriften über die Weltreise der Fregate Novara als tüchtiger und kenntnisreicher Ethnograph und Volkswirth bekannten Verfassers hat sich dieser Bericht zu einem Buche *)

*) Smyrna. Mit besonderer Rücksicht auf die geographischen, volkswirtschaftlichen und intellektuellen Verhältnisse in Vorderkleinasien, bearbeitet von Dr. Karl von Scherzer, k. u. k. Generalkonsul in Smyrna. Wien, Alfred Höder, 1873. 273 S. in Okt. Mit Karten, Situationsplänen und Tabellen.

gestaltet, in welchem wir neben der eingehendsten Darlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse zugleich ein nach den verschiedensten Richtungen hin scheinendes und belebendes Gesamtbild über die heutigen Zustände von Vorderkleinasien empfangen. Namentlich ist es dankbar anzuerkennen, daß mit den industriellen und kommerziellen Verhältnissen auch das Bildungs- und die sittlichen Zustände der Provinz mit einer Gründlichkeit, die acht deutschen Bedürfnis ist, behandelt worden sind.

Wie das ganze Türkreich, so beherrscht auch die Levante eine bunte Mischung von Stämmen und Rassen. Die nicht ganz eine Million Menschen betragende Bevölkerung der Provinz Smyrna weist eine wahre Rußkarte von mehr oder minder interessanten Nationalitäten auf: etwa 400,000 Türken, 300,000 Griechen, einschließlic einiger Tausend Bulgaren und Kroaten, 200,000 Türkenmänner und Abgauer, 40,000 Armenier, 30,000 Juden, 5000 Kurepder. Wir beschränken uns auf die Skizze des Volksbildungswesens der beiden Haupt-Nationen. Durch den starken Gegensatz zwischen Beiden bedingt, treten auch in dieser Beziehung sehr ansehnliche Unterschiede zwischen Türken und Griechen zu Tage.

Offenbar bestrebt, dem Charakter und der Begabung des türkischen Volks möglichste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, kann unser Bericht nicht umhin, ein trostloses Bild von den Bildungszuständen der Türken zu entwerfen. Wenn heute, sagt der Verfasser, der Geist eines der Kerne des islamischen Macht und Literaturalters herüberströme, er würde sein Antlitz vor Schmerz verkrüppeln ob des verkommenen intellektuellen Zustandes, in welchem sich jetzt die Nachfolger des Propheten zum großen Theile befinden. Das, was den Vortumans der staatlichen und gesellschaftlichen Organismus frisch, gesund und unverdorben erhält, ein rationelles Unterricht- und Erziehungssystem, ist kaum dem Namen nach bekannt. Die Unterrichtsgeetze des Jahres 1869 sind sammt ihren organischen Bestimmungen ein ledter Buchstabe geblieben. Man hat weder den in Aussicht genommenen obligatorischen Schulbesuch, noch die beschaffte, höchst unthunliche Umgestaltung der Volksschulen durchgeführt.

Von diesen Volksschulen des Orients hat am nennlich Heinrich Stephan in seinem Buche über Aegypten ein lebendiges Bild gezeichnet. An dieses Bild werden wir lebhaft durch die Schilderung erinnert, welche unsere Schrift von den türkischen Primärschulen der Provinzialhauptstadt Smyrna verfaßt. Im Erdgeschosse einer halbverfallenen Gebäulichkeit findet man die Anaden im buchstäblichen Sinne im Halbkreis auf einer Strohmatten zu den Füßen des Meisters liegend. Der Zwan der nächstgelegenen Moschee, der zu seiner eigenen Kurzwelt den Angestellten frei, thronet auf einer kleinen unscheinbaren Erhöhung; mit dem unermittellichen Ischluß, aus welchem sich ab und zu Rauchwolken emporfränseln, ausgedrückt, läßt er mit selbstgefälliger Miene die auswendig gelernten Koranprüche herlesen oder sitzt mit feinsinniger Empfindung im Felsen ein. — Smyrna, mit einer unheimlich großen Bevölkerung von 45,000 Seelen, hat solcher Volksschulen nicht mehr als 24, die im Ganzen von etwa 350 bis 400 Knaben besucht werden. Das Schulgeld beträgt für das ganze Jahr nur 18 Pfaster (nicht ganz einen Thaler). Unbemittelte zahlen nichts. Bei solchen Schulverhältnissen in der Hauptstadt läßt sich von den kleinen Städten und dem Lande nicht viel erwarten. Zwar ist den Generalkonsulaten noch neuerdings, im Februar 1872, durch Erlaß des Vaters eingeschärft worden, dem Volksschulwesen fürsorglicher Theilnahme anzuwenden. Jedes Dorf soll — nach diesem Erlaß — eine wohlgeleitete Elementarschule für Knaben und für Mädchen besitzen. Indessen,

das Papier ist geduldig, und von dem Erlaß dieses Erlasses bis zu seiner Ausführung ist es ein weiter Schritt.

Etwas besser steht es um die Rukhdia's oder Mittelschulen, deren es eine zu jeder Provinzial- und Bezirksstadt giebt. Neben den Realen und etwas Sprachunterricht im Türkischen, Persischen und Arabischen — europäische Sprachen sind ausgeschlossen — wird in ihnen besonders eine gewisse künstlerische Fertigkeit im Schreiben mit Tinte gelehrt. Jeder Schüler wird zunächst in der gewöhnlichen Handschrift (Ru'us genannt), dann in der sogenannten kaufmännischen (Kloes) ausgebildet. Diese Rukhdia'schulen sollen in nächster Zeit einer durchgreifenden Umgestaltung unterliegen werden. Da es aber an fähigen, demzufolge gebildeten Lehrkräften gänzlich fehlt, so wird diese Reform ein schweres Unternehmen sein.

Die oberste Stufe des türkischen Schulwesens wird durch Klosterähnliche Seminare für geistlichen und juristischen Unterricht, die Medresen, dargestellt. Bei jeder großen Moschee befindet sich ein solches Seminar. Die Studenten oder Sefas weisen als Klammern in kleinen Zellen; große Räume dienen als Herd, Speise- und Krankensäle. Diese einst blühenden Sitze islamischer Gelehrsamkeit, die Ueberbleibsel ruhmvoller Kalfaserei, sind reich dotirt: sie werden von dem Erfaß, der Rukhdia'schulen der geistlichen und religiösen Stiftungen, verwaltert. Die jungen Leute steigen, nachdem sie in den Rukhdia'schulen eine jährliche Vorbildung erlangt haben, im 18. oder 20. Jahre in die Kasak zu treten und bleiben darin nicht selten bis zu ihrem 20. Lebensjahre und darüber. Aus ihren Reihen ergänzen sich die höheren und niederen geistlichen Würdenträger, auch finden sie geeignete Stellen als Richter bei den Gilei- und Kriminalgerichten. Der wissenschaftliche Bildungsgrad, der in den Medresen erreicht wird, ist ein höchst einseitiger und knapp zugemeßener. Am die Koran-Exegese treiben die andern Lehrgegenstände wie um eine Centralsonne. Mehr Wissen und Können wird dem Verständnis und der Erklärung, vermög aber dem buchstäblichen Eingangs der Worte des heiligen Buches dienlich gemacht. Arabische Erklärungen des Aristoteles dienen zur Grundlage für den philosophischen Unterricht, der sich jedoch um scholastische, leibhaftig Haarpfarrereien dreht, aus denen kein Hauch gesunden Menschenverstandes leuchtet. Die Geschichtsvorträge sind aus wem soeben zugeführt. Alle bisherigen Versuche einiger wohlmeinenden Moleminen, den höheren nationalen-religiösen Unterricht aus diesem Zustande lethargischer Erschlaffung zu erwecken und ihn den heutigen Bildungsbedürfnissen entsprechend mit neuem Leben zu erfüllen, haben sich bisher als erfolglos bewiesen.

Ein ganz anderes Bild bietet das Erziehungswesen der levantinischen Griechen dar. Das geistige Leben der Griechen in Kleinasien und auf den Inseln des ägäischen Meeres hat seit der Wiedergeburt Griechenlands einen stetig wachsenden Aufschwung genommen. Unser Bericht konstatiert, daß das wissenschaftliche Streben, das in den Pylaschulen des gelehrten Sokrates, in Smyrna, Chios, Alivak und Patmos von jeher gepflegt wurde, mehr und mehr in alle Volksschichten eindringt. Die fördernde Kraft des nationalen Gedankens, welcher den griechischen Geist wie ein innerer Lebensadler durchzieht, hat selbst in den entlegensten Oertlichkeiten Anatoliens ein regelhaftes Bildungsbildungsbedürfnis wachgerufen. Schulen erheben sich in Stadt und Land. Die kleinen Gemeindeverbände sind bereit, ihre zumest höchsten Mittel vor Allem den Schulwesen zu opfern. Diese Mäandrigkeit ist um so anerkennenswerther, als sie ohne jedwede Hülfe der Regierung allein in der verhältnißmäßigen Theilnahme der griechischen Bevölkerung wurzelt. So bedarf

es neuerdings nur des Aufstuf des gelehrten Metropoliten in Kappadokiens Hauptstadt Käsarea, dem heutigen Kaisarije, um die Gründung eines Gymnasiums daseibst opferwillige Herzen zu gewinnen. Samos, Chios und Mytilene besitzen wohlgeordnete, von tüchtigen Philologen geleitete Gymnasien, zahlreiche Volk- und Mittelschulen und neben einigen kleineren auch einige höhere Lehrerschulen. Chios und Mytilene haben anscheinlich Gemeindebibliotheken, die nicht bloß philologische, sondern auch die neuen und neuesten philosophischen und historischen Erscheinungen enthalten. Nicht minder zeichnet sich das Gymnasium zu Kivallik, dem Kudenai der Alten, durch tüchtige Lehrkräfte aus.

Besonderer Blüthe erfreut sich das griechische Bildungswesen in der Provinzialhauptstadt Smyrna zeigt, Dank dem regen Streben seiner etwa 75,000 Seelen zählenden griechischen Bevölkerung, heute alle unterschiedenen Merkmale einer griechischen Stadt. Der seit langer Zeit unter dem Namen der evangelischen Schule bestehende Komplex von öffentlichen Schulanstalten niedriger und höherer Bildungsstufen zeigt, was ein willens- und thatkräftiges Gemeinwesen selbst mit nicht bedeutenden Hilfsmitteln zu schaffen vermag. Diese Volk-, Mittel- und Lehrerschulen, aus deren Vereinigung als evangelisch man aber nicht auf irgend welchen Zusammenhang mit dem Protestantismus zu schließen hat, werden zusammen von gegen drißthalb tausend Zöglingen besucht. Zwei Mittelschulen, welche den Unterlassen deutscher Lehrerschulen entsprechen, bereiten für das Gymnasium vor, das aus vier einjährigen Klassen besteht. Neben anderen zahlreichen Volksschulen für Knaben und Mädchen, welche über die verschiedenen Stadtviertel gestreut sind, werden auch die Ausgaben für die öffentlichen höheren Lehrerschulen mit 600 Schülern aus den Fonds der evangelischen Schule bestritten. An tüchtigen Lehrkräften fehlt es diesen Anstalten nicht. Die Unterricht und die Pädagogien in diesen bilden Volk-, Mittel- und Gymnasiallehrer aus, welche in Heimat und Fremde einen erstreblichen Wirkungskreis finden. Die Lehrerschulen werden ebenfalls gewöhnlich von Lehrerinnen geleitet, die ihre Ausbildung in dem Seminar in Athen genossen haben. Unterrichtsmethode, Lehr- und Handbücher sind den in Griechenland verwandten gleich.

Neben diesen Erziehungs- und Lehranstalten bildet sich die griechische Bevölkerung Kleinasien auch durch das Vereinswesen und die Presse in heftigsten-nationalen Sinne. Der in Smyrna bestehende griechische wissenschaftliche Verein, der sich mit dem ehrenwerten Namen des Vaters der griechischen Bildung schmückt, ist unermüdet bestrebt, gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten. Der „Homer“ giebt eine besondere, diesem Zwecke gewidmete Monatschrift heraus; er hat neuerdings aus eigenen Mitteln eine Fortbildungsschule für Erwachsene gegründet. Es bestehen zehn griechische Druckereien, in denen a. drei griechische politische Zeitungen, welche dreimal wöchentlich erscheinen, sowie zwei griechische Zeitschriften mit Illustrationen gedruckt werden. So zeigt sich in Kleinasien das griechische Element, das sich materiell durch rege Betriedsamkeit und kaufmännische Begabung emporhebt, auch intellektuell und moralisch in einem Fortschritte begriffen, der durch den engen geistigen Zusammenhang mit dem kleinen griechischen Nationalstaate wesentlich gefördert wird und der, wie immer sich die Zukunft des „ranken Mannes“ gestalten mag, schon für die Gegenwart als eine höchst erfreuliche Erscheinung anerkannt zu werden verdient.

Hebräische Literatur.

Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorseit.*)

Die Sagenforschung ist jetzt in der Wissenschaft an der Tagesordnung. Als wollte man den Augenblick nutzen, ehe die Sage vor unserer kühlen Verstandigkeit aus der Welt gestrichet ist, sammelt man allerorten, was sich noch davon erhalten hat im Munde eines herrlichen Hirschwindigen Geschlechtes. Was man sonst nur für die Kinder gut genug glaubte, ist es jetzt für die Gelehrten. Man hat die Sagen hübsch bei einander, hin und wieder stimmt auch eine aus dieser mit einer aus jener Obeng und weil es gar nicht zu begreifen wäre, wie denn zwei Völker oder Stämme, unabhängig von einander, auf denselben dreuligen Einfall fallen gekommen sein, so haben die Forscher eine neue Thatsache angenommen, die Wanderung der Märchen und Sagen. Man wird noch manchen Andern an den Sagen entdecken oder erstehen, ob man aber den sagenbildenden Geist in eine Schablone wird einfangen können, ob es jemals gelingen wird, das Wesen der Sage selbst zu ergründen und in Worte zu fassen? — Die Gelehrten erwarten es mit Zuversicht. Freilich scheint das Sammeln der Sagen sehr wenig dazu geeignet zu sein, weil man ja weiß, welches Bild vom pflanzlichen Leben die sorgfältigste Sammlung getrodener Pfläuzen zu geben vermöchte. Ob die Sagenforschung daher über das Sagenherbarium gleichsam herauskommen wird, verläufig noch abgewartet werden.

Mittlerweile wollen wir uns aber den Genuß an dem frischen, kräftigen Duft der Sage nicht rauben lassen und die Forschung über die Sage nicht höher als die getrene Darstellung dieser selbst stellen. Abraham Zerklan hat in seinem Buche, dessen Werth nach den Verhältnissen des modernen jüdischen Büchermarktes seine dritte vermehrte Auflage unabweislich beweist, die jüdischen Sagen zum Gegenstand seiner Behandlung gemacht. Die jüdische Sage hat so viel Kraft und Würde, daß sie selbst durch ein schlechteres Geiicht nicht vernichtet werden kann, und Zerklan hat so viel dichterische Begabung, daß er den Schönheiten der Sage manchmal vom Eigenen durch glückliche Form etwas zulegen konnte. In diesem Falle kann man also mit der poetischen Bearbeitung und Darstellung der Sage ebenfalls zufrieden sein, wünschenswerth ist diese darum doch nicht. Es lebt eine wunderbare Zauberkraft in aller Sage, die man am stärksten erfahren kann, wenn sie uns „ungemischt“ und unverfälscht zu Theil wird. Das ist ja eben das Grohe, das Unvergleichliche an ihr, daß sie von allen Bezeichnungen die bezeichnendste, von allen Ausdrücken den meisten Ausdruck hat zur Schilderung eines Verhältnisses, eines Zustandes. Es ist schon sehr tief und ergreifend wahr das Weh und Leid der Juden in den Zeiten ihres Trudels geschildert worden, wie weit bleibt aber das Alles hinter der großartigen Einfachheit und überwältigenden Wahrheit zurück, mit der dies in den ausdrucklosen Zügen manche Sage schildert. Manche Eigenthümlichkeit des Stammes, manche Tugend des Alters her sprechen wir bloß nach, mit innerem Zweifel und mangelhafter Ueberzeugung, bis sie überzeugend aus einer schlichten Sage und mehr Glauben abnthut als die wohlgeputzte Rede und der formvollendete Beweis. Darum ist denn dieses Buch auch von kultur-

*) Nach den Quellen bearbeitet nebst Anmerkungen und Erweiterungen von Abraham M. Zerklan. Dritte vermehrte Auflage. Frankfurt am Main. J. Kaufmann, 1873.

geschichtlicher Bedeutung. Zur Befreiung vom Vorurtheil gegen Juden und Zaubertum und zur Verbreitung liebevoller Gesinnungen gegen beide könnte es an seinem Theile thätig mitarbeiten. Sein Urheber hat ein recht's Verdienst. D. R.

Kleine literarische Revue.

— **Geographische und ethnologische Bilder, von Dr. Adolf Aschmann.***) Der vielgereiste Vorträger der geographischen Gesellschaft, dem es, wie selten einem Sterblichen, vergönnt war, die weiten Zonen des Erdenrunds zu durchpflügen, hat es unternommen, uns hier in einer Reihe von lebensfrischen, farbenprächtigen Skizzen einen Einblick in sein vielbewegtes Leben zu gestatten. Nüchtern und seine wissenschaftlichen Arbeiten ein eifrigstüchsiges Staanen ab vor der glänzenden Fülle von Thatsachen, vor dem unbegränzten Wissen, das sein seltener Geist in einem Kopfe zu beherbergen weis, so wird Niemand von dieser Fülle bunter Lebensbilder scheiden, ohne dem Verfasser als Menschen und Charakter seine Hochachtung zu zollen. Herr Aschmann zeigt, daß er, wenn er einmal will, auch zu erzählen und zu gruppieren versteht. Wir gehen mit ihm den Sonnenaufgang auf dem weiten stillen Weltmeere, wir folgen ihm auf seinen abenteuerlichen Fahrten, wo er goldblinde Panter's auf ihrem kühnen Zuge in das Innere Peru's begleitet, irrende Gladiatoren, verwogene „boys“ aus den „diggings“ Australiens, die auch im Geirlande Rastlo vergeblich nach dem allein beseligenden Mammon suchen sollten. Wir streifen durch die Ruinen der peruanischen und mexikanischen Völker, begehen auf nächtlicher Wästenreise den Resten der uralten Kulturstätten, gleiten in schwankem Vort auf dem Tigrisstrom vorüber an vielen stummen Zeugen verschwundener Herrlichkeit, besuchen „Indien, das Land der Wunder und das Wunder von Indien, die phantastischen Grotten von Cueva, Kambodia's Alterthümer und die alte Hauptstadt Japan's, Kamakura“ und trösten uns zuletzt mit dem Verfasser, „Europas Hauptstadt mag einst im eigenen Zwiste das Loos der asiatischen treffen, doch unerschütterlicher als die Pyramiden werden die Resultate ihrer Wissenschaften jeden Fall überdauern.“ Wir vertiefen uns in die verworrenen Gaudens- und Weltermischungen der kaukasischen Bergthäler, der Wüstente Afrika's, der sibirischen Steppen und der asiatisch-amerikanischen Polarzone, und erfreuen uns endlich an den tiefschönen Märchen Slawen und den kaukasischen Gabeln, die der wissenschaftliche Forscher von seinen Reisen heimbrachte.

Einige dieser Aufsätze sind kleine Meisterwerke, die sich durch eine über reiche Mittel verfügende Sprachgewandtheit, durch eine fein ironische Zeichnung komischer Situationen, und eine überaus anschauliche, zum Theil glänzende Diktion auszeichnen. In dieser Hinsicht erwähnen wir besonders Kapitel 32. „Die Ruinenstädte Mesopotamien's“, einen in Bremen gehaltenen, hier zum erstenmale gedruckten Vortrag, der den früher publizierten Reden Aschmann's „über die Weltankommt der Buddhisten“**), der Gedächtnisrede auf Alexander von Humboldt***), sowie dem in der Birchow- v. Holtenhoff'schen Sammlung erschienenen Vortrag über Mexiko vollkommen ebendürrig zur Seite tritt.

*) Jena, Kossel'sche, 1873. 500. 8°.

**) Berlin, 1870.

*** Berlin, 1869.

Daneben finden wir eine Uebersicht der alten und neuen Wege nach Indien und einen Aufsatz über Kolonien und auswärtige Besitzungen, wo der Verfasser, dem die praktische Kenntnis sämtlicher unter diesen Begriff fallenden Erscheinungen das Urtheil in dieser Frage anstehet, zu dem Resultate gelangt: für die Staaten der Gegenwart erfordere weder das Interesse der anerkennenden noch das der kaufmännischen Emigranten die Bildung von Kolonien, noch lasse sie überhaupt Etwas als wünschenswerthen Beiz erscheinen. „Die im Alterthum und Mittelalter für den Handel nöthigen Pflanzstädte sind überflüssig geworden, und der Strom der Auswanderung bracht zu mächtig dahin, um sich in ein vorgezeichnetes Bett einzugehen zu lassen.“ Dagegen betont er die Erwerbung fester Seehäfen als Stützpunkt und Zufluchtsort einer Kriegsflotte. England habe freilich bereits Gibraltar, Malta, Aconchon, Santh Helena, das Kap, Perim, Singapur, Penang, Hong-Kong und Bankowur vorweg genommen, allein der deutschen Seemacht biete sich noch Formosa, die Solo-Inseln und manche Hafenbucht des polynesischen Archipels, und solche Projekte verleiht den Charakter einer Schimäre, wenn man den einst blühenden Zustand der alten brandenburgischen Besitzungen an der westafrikanischen Küste bedenke. R. P.

— **Die Hochzeit zu Ulfisa.***) Der schwedische Dichter Heberg hat sich mit dem Schauspiel, welches diesen Titel führt, bei seinen Landsleuten von neuem dadurch innuit, daß er den Stoff aus der bewegten vaterländischen Geschichte entnahm. Sein Schauspiel darf als ein historisches im engeren Sinne bezeichnet werden, da es sich ohne wesentliche Abweichung in dem Rahmen der geschichtlichen Vorgänge abspielt. Der Vorgang ist folgender: Birger, Earl von Schweden, ein Mann von Thatkraft und großem Regentensinn, suchte, ganz angefüllt mit dänischen Ideen und Zittern, seine Familie mit den höchsten Radeln des Reichs anzuknüpfen, und eroberte denn auch seinen jüngsten Bruder Bengt zum Bagman (Stellvertreter des Königs beim Rechtssprechen) von Ostgothland. Nun sollte der Bruder auch, zu höherem Glanze der Familie, eine Gemahlin aus den fürstlichen Häusern des Reichs heimführen. Aber die wisse Spezialität wurde durch die eigene Wahl Bengts durchkreuzt, welcher sich ohne Wissen und Willen Birgers mit Sigrid, der schönen, jedoch armen Tochter eines einfachen Ritters vermählte. In dem darüber entbrennenden Bruderkrieg war Birger im Begriffe, zu Gefangennahme des Bagman zu schreiten; der Eindruck aber, welchen Sigrids Schönheit und geistige Größe auf ihn machte, stimmte ihn um und brachte schnell die alten erwünschte Besöhnung zu Wege. Der einfache Gegenstand ist von Heberg ebenso einfach, jedoch mit dichterischer Begabung behandelt. Es geht ein Zug reiner, schöner Menschlichkeit durch das Spiel. Dies und der Umstand, daß insbesondere Birger als Begründer Schwedens und als tüchtiger Gesetzgeber beim schwedischen Volk noch in hohem Ansehen steht, hat dem Dichter in seinem Vaterlande große Erfolge gesichert. Das Schauspiel hat in zahlreichen Aufführungen begeisterten Beifall gefunden. Dagegen ist der Versuch des Uebersetzer, es auch auf den deutschen Bühnen einzubürgern, so gut wie schiefgeschlagen. Die Uebersetzung ist sowohl, wie der Uebersetzer meint, in dem fremdartigen, unnationalen Charakter des Stüdes, als vielmehr in dem Mangel

*) Schauspiel in 4 Akten von Heberg. Aus dem Schwedischen von G. Hübner. Danzig, A. B. Hofmann, 1873.

an dramatischer Handlung zu suchen, einem Mangel, welchen der Dichter wohl hätte vermeiden können, wenn seine Feder nicht so wenig von seiner biskertigen Gewissenhaftigkeit kontrollirt worden wäre.

ihren guten Absichten, und man sich bestrebt, all Das zur Aufwählung des Volkes zu benützen?

Beschimpfen und bekränzen ist leicht; doch trete der Artikelreiber lieber selbst mit einer Heilmethode vor, durch die man dem Uebel entrinnen kann, und dann werden wir seinen guten Willen zu würdigen wissen — und an seinen Patriotismus glauben.“

Sprechsaal.

Das Organ der liberalen Slaven Ungarns, der „Szeresest“, Nummer 3, vom 9. Januar 1874, macht gegen die Behauptung der „Karodue Roviny“, serbischer Partei, daß die gegenwärtige laienhafte Finanzlage Ungarns hauptsächlich der magyarisirenden Politik zu danken sei, folgende Bemerkungen:

„Was das betrifft, daß die Magyaren, welche angeblich nur $\frac{1}{2}$ der Gesamtbevölkerung des Reiches abgeben, ihrem Bestreben entgegen müssen, über die $\frac{1}{2}$ nicht magyarischer Bevölkerung herrschen zu wollen, so ist die aufgestellte Proportion schon eine falsche. Ungarn hat gesamt 16 Millionen Einwohner, von denen 1 Millionen Magyaren sind. Die Zahl der Deutschen in Ungarn beträgt 2 Millionen, welche bekanntlich, zum großen Aerger der „Nationalpartei“, sehr magyarisch fühlende Patrioten sind. Mit diesen zusammen lassen sich denn die Magyaren auf 9 Millionen zählen. Dann giebt es bei uns 2 Millionen Rumänen und wir Slaven bilden uns zu 3 Millionen, von welcher Gesamtsumme wenigstens $\frac{1}{2}$ ebenfalls magyarisch gekostet ist. Somit kann die magyarische Partei auf 11 Millionen angenommen werden. Nehmen wir die Tsakpartei zur Basis, so giebt es 300 magyarisch gekostete Repräsentanten auf 439 Landesvertreter. Woher berechnete alle die „Karodue Roviny“ jenes $\frac{1}{2}$ der magyarischen und jene $\frac{1}{2}$ der anderen Parteien? Oder dachte die „Karodue Roviny“ jählich etwa ihre eigene Partei unter dem $\frac{1}{2}$ darin verrecknete sich dann gewaltig, denn diese zählt kaum $\frac{1}{100000}$ unter den Repräsentanten des Reiches.

Der Artikelreiber der „Karodue Roviny“ empfiehlt als Heilmittel die gleichmäßige Vertheilung der Rechte und der Lasten. Es ist lächerlich, so etwas auch nur auszusprechen. Denn giebt es im Tragen der Gmelinlasten und im Genuße der Rechte zwischen den Magyaren und dem Slaven irgend einen Unterschied? Existirt für den Slaven ein anderer Steuerschlüssel als für den Magyar? Oder ist in der Rechtspflege der Slave einem Slaven unterworfen, als der Magyar? Wenn also dort, wo das Gesetz zwischen den Rechten der Staatsbürger respektive Religion oder Nationalität keinen Unterschied macht, die gemeinsame Heimat die Gesamtheit der Staatsbürger mit gleicher Liebe pflegt, wie das in Ungarn fastlich der Fall ist — jemand von ungerechter Vertheilung der Rechte und der Lasten spricht — ist das nicht Räuberei gegen das Vaterland und die Bevölkerung?

Nicht dort muß man den Grund des Uebels suchen, wo er nicht ist, sondern lege Jeder die Hand auf's Herz und forsche er nicht falsch, ob er nicht auch, wenigstens die mittelbare, Theil hatte am Hervorbringen gegenwärtiger Zustände? Hat auch er gehandelt, den guten Geist zum Vortheile des Vaterlandes zu züchten und ihn auch bei seinen Mitbürgern hervorzurufen? Oder hat er vielleicht eben das Gegentheil?

Dat man den Bemühungen all Jener, welche mit so großen Eifer und solch großer Energie die Wiederherstellung der Konstitution bewerkstelligten, dadurch zu danken, daß was sie gewollten, was sie zurückerobert und was sie verbessert, beschimpft und verkleinert wird, daß man die Betreffenden verläumdete in

Max Wirth's, des bekannten Nationalökonomens, „Deutsche Geschichte im Zeitalter germanischer Staatenbildung“, ist in französischer Uebersetzung von der Baronin de Grembrugghe erschienen.“ Das vorzügliche Werk, das die Anfangsgeschichte und Staatenbildungen der germanischen Stämme bis zur Theilung der fränkischen Monarchie an der Hand sorgfältigster nationalökonomischer Studien schildert, das sich in berechtigtem Gegenstich zu drehenartiger so sehr beliebter Aufzählung der Kriegsthaten alter Stammherrschaften und centrefreefreier Stammbaum- und Datensammlungen stellt, liegt somit als eine erneute Mahnung für alle Anhänger einer wahrhaft kosmopolitischen Geschichtsdarstellung, auf dem so angebahnten Wege zu folgen, auch in französischer Sprache (eine seltene Ehre für ein deutsches Geschichtswerk!) vor. Wir können der Uebersetzerin, die sich durch die sorgsame Uebersetzung verdient gemacht hat, nur lebhaft anheimeln in dem Wunsche, den Selten des Verfassers eine Fortsetzung des Geschichtswerkes in gleichem Geiste erwarten zu dürfen. F. Z.

Die wiederholt an mehreren Orten London und Englands unter außerordentlicher Theilnahme der Bevölkerung gehaltenen Meetings haben in vollem Maße erwiesen, daß das Land der Religionsfreiheit als neutraler Zuschauer der augrablicklichen religiösen Kämpfe in Deutschland sicher Partei ergreifen und die Sache des Reiches zu der seinigen gemacht hat. „Ich versichere mich nicht auf die einzelnen Details“, sagte der alte John Russell, „aber das weiß ich sicher, daß auf Seiten der Freiheit der Kaiser Wilhelm und die Regierung des Reiches stehen.“

In ganz Deutschland haben die Worte der Sympathie lauten Wiederhall gefunden. In vielen Städten haben sich die Bürger, die auf Seiten des freien Wortes, wider den Syllabus kämpfen, zusammengethan und im Sinne des zurufenden Alt-Englands einen Rüd- und Dankruf erschallen lassen, und dem Telegraphen antwortet.

In Berlin hat aus Mitgliedern des Reichstags, des Landtags und der Wehrden, sowie aus Bürgern der Hauptstadt sich eine gewaltige Volksversammlung im Festaal des Rathhauses vereinigt, um den Gefühlen, welche Deutschland befeelen, Ausdruck zu geben. Unter den Rednern heben wir Gneist hervor, der in seiner Person die Eigenschaften des Referenten in der Landeskirchen-Versammlung mit der eines der besten Kenner des englischen Staatsrechts vereinigt. Unter den Mandatären aber, denen gegen dreitausend deutsche Männer den Auftrag erteilt, sie durch ihre Unterschrift in England zu vertreten, nennen wir den Feldmarschall Moltke, den Führer und Sieger in unsern großen Kriegen. Ein preussischer Feldmarschall in der Volksversammlung! Das allein wäre schon ein Zeichen dessen, daß sich die Dinge geändert haben.

Wir werden mit dem wieder Frieden haben müssen und wieder Frieden haben. Das aber wird sicher die Folge dieser Kämpfe sein, daß wir der Freiheit um ein Stück näher gerückt sein werden. Dank dem Geist, der sich das Böse will und stets das Gute schafft.

*) Weisell, F. Cassien, 1873.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Ercheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Heilmann.

Preis vierteljährlich 14 Mk.

43. Jahrg.]

..... Berlin, den 21. Februar 1874.

[Nº. 8.]

Zur Erinnerung an Joseph Lebmann

an seinem Todestage, den 19. Februar.

Was in der Ferne klagt und blüht,
Es war dein unablässig Ringen,
Aus Ost und West, aus Nord und Süd
Das Beste, Schönste heimzubringen;
Von fremder Sonnengluth gelehrt,
Die edlen Blüten ferner Lande
Hast du als Höferrmann zugeführt
Dem heimlichen, dem deutschen Straube.

Das Blatt, kein flüchtiges im Wind,
Nicht dienend lies dem Augenbilde
Denn überm Strom, der feindlich riant
Und Wässer trennt, ist eine Brücke,
Ja deine Hand hat sie gebaut,
Die geistige Brücke uns errichtet:
Was fremd uns war, ward uns vertraut,
Und tiefes Dunkel ward erleuchtet.

Nach seine Frucht der Wissenschaft
Du brocktest nah und die entfernte,
Du hast uns redlich brimmgesehnt
Nach schöne, selbsteigige Ernte,
Und trau! das war kein müßig Spiel
Der Dienst des Guten, Bahren, Schönen,
Er führte dich zum höchsten Ziel:
Entwirrte Fässer zu verheßen.

Haß und Zwietracht, blutig heiß,
 Die Völker scheiden und entzünden,
 Es führt ein stiller Zauberreis
 Zur Eintracht wieder sie zusammen;
 Wenn dort sich Müssen Kraft mit Kraft,
 In wilder Leidenschaft entzündet, —
 Hier auf dem Feld der Wissenschaft,
 Erstreckt die Arbeit und veredelt.

So halfest du dein Volk erziehn,
 Belehren es durch Wort und Schriften,
 Dir galt als Krone aller Mühen:
 Verfeßnen mild und Frieden stiften.
 In Zwietracht oft zerfällt die Zeit,
 Die Welt durchdorten Waffenzüge,
 Und nur der Heißer eruster Streit
 Ist Frieden, selbst im wilden Reize.

5. 22

Deutschland und das Ausland.

„Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste.“

Unwillkürlich bei Schreiber dieses das Wort der Bibel ein, als er zwei kulturhistorische Stützen von Richard Vogt unter dem Titel: „Wifionen eines deutschen Patrioten“ und „Helena: aus den Papieren eines verstorbenen Pestmichens“) aus den Händen lieh. Zunächst muß aber bei einer solchen Stimme, die sich so überraschend vernehmen läßt, die Frage auftauchen: „Ist sie nothwendig? durch die Zeit bedingt?“ Und dann: „Ist dieser Mann, der da in den erwählten beiden Büchern seine Warnerstimme erhebt, auch zum Prediger berufen?“ Denn er gäbe ja allerdings keine schönere Aufgabe für einen mit den nöthigen Gaben dazu ausgerüsteten deutschen Mann und Schriftsteller, als in einer Zeit des tiefsten Volks drebenden Verfalls der treue Eckart zu sein! Doch der Leser mag selbst urtheilen, und ich will zu diesem Zweck erst den Inhalt jener Bücher darzulegen versuchen. In den „Wifionen“ führt uns R. Vogt in eine zahlreiche Gesellschaft junger Männer, die zum Jahrestage der Schlacht von Sedan bei einer guten Kleinmünzbowle versammelt, sich an dem Austausch der Erinnerungen des mitgemachten Feldzugs erfreuen und in immer höheren Bogen der Begeisterung in eifrigen Preisräden ihrem Patriotismus Ausdruck geben. Jeder überbietet den Andern in stolzer, fast praktischer Erzählung seiner Kriegsthaten, in der Verurtheilung der Franzosen und im Preise Deutschlands. Der Gegensatz der beiden Hölzer, wie er sich in großen Jüngen immer mehr ausgeprägt hat, wird in den stereotypen Phrasen ausgesprochen. Der Held der „Wifionen“ ist derjenige, der am meisten deutschhämmt, am verachtungsvollsten von Frankreich spricht und am meisten dazu beizuträgt, den Krieg nicht nur als eine schwere Nothwendigkeit im einzelnen Fall, sondern als ein „Kulturverbal“ hinzustellen. Ermüdet von Begeisterung und Wein trinkt er spät die Gesellschaft, und unser Held wandert, wohl mit etwas schwerem Haupt, durch ein Wäldchen nach Hause. Beim Anblick der ihn umgebenden Natur ersieht ihn „traurige Gefühlslosigkeit“, die ihn endlich in einem Eichenhain dazu treibt, sich auf das Moos niederzuwerfen, um am Fuße eines mächtigen Eichenbaums dem Rauschen der Bäume zu lauschen, und als ächter Deutscher zu warten, ob ihn nicht die Genien des Waldes, die Nymphen der Quellen, Bimnenelfen und die Geister der Luft besuchen werden. Er richtet eine begehrte Aproposte an die Eiche: der schmerzliche Gesang einer kaum menschlichen Stimme antwortet ihm; ein greller Ton, ein seltsames Rauschen in den Blättern der Eiche; plötzlich ein blendendes Licht! Vor ihm erscheint eine nebelhafte Gestalt; es ist ein Knabe in weitem, weißem Gewand, Arme und Hals entblößt; die lichten Haare hängen ihm in kurzen Locken weit über die Stirne, er ist gestirbt wie ein Christuskreuz auf um die Lippen. Weit sind die großen Augen geöffnet; ein seltsames Glanz schimmert darin, eine unendliche Trauer, ein göttliches Wittern sind in den kindlichen Zügen lebendig. Das wei-

^{*)} Zürich, Verlagsanstalt, 1874.

Inhalt

Deutschland und das Ausland. Es gilt die Stimme eines Predigers
 in Böhme, 109. — Schicksalsprophetie und Dramatik, 111.
 Österreich-Ungarn. Zwei der wichtigsten deutschen Verräther in Prag, 111.
 Frankreich. Histoire de la Littérature Anglaise. Von G. Zolne, II, 114.
 England. Die Pariser. Von Eberhard Schulze, Zwei Bände, 117.
 Afrika. Der Wandervogel, I, 118.
 Französische Literatur. Bei ha-Midrach, 119.
 Neue literarische Bewegung. Dr. Günter Parlaments-Kalender, 121.
 Veränderung des Rechtsbegriffs. 121. — Französisch und deutsche
 Sozialkunde, 122. — Neue neue Ausgabe Schwarz, 122.
 Europa. Die Geschichte der Literatur in Frankreich, 124.
 Geschichte. 122. — Runderherd-Bücher-Gesellschaft, 123.
 — Germanen und Wälder von der Spätschöpfung, 123. — D. Schmitt, 123.

Gewand ist mit Blut gesteckt und hängt schwer wie mit Wasser getränkt von dem herrlichen Körper; zwischen fällt ein heßer Tropfen zur Erde hinab. Der Träumer — und wir mit ihm — fragt: „Wer bist Du?“ „Ein Wesen, das empfindet und leidet wie Du!“ „Von wannen kommst Du?“ „Aus der Ewigkeit!“ „Was willst Du von mir?“ „Dich führen; für diese Nacht Dich besitzen!“ „Was hat Dich so bleich gemacht?“ „Das Glend des Lebens!“ „Was machst Dich so traurig?“ „Die Laster der Menschen!“ „Dein Gewand ist naß?“ „Von den Thränen, die der Sommer geweint!“ „Dein Kleid ist von Blut befeuchtet?“ „Das ist Menschenblut, von Menschen vergossen!“ „Wie nennst Du Dich?“ „Ich bin namenlos!“ „Welches ist Deine Bestimmung?“ „Frage nicht mehr!“ — Ich habe diese Unterhaltung nöthlich gegeben, sie wird eine Aehnung von dem Stil der Bücher gewähren! Dieser namenlose Knabe nun (ich möchte ihn „den Genius des Welt Schmerzes“ nennen) führt — selbstverständlich im Traum — den unglücklichen deutschen Mann in einer höchst anstrengenden Nacht von Ort zu Ort. Er zeigt ihm die Siegesfreude in Berlin und als Gegenstück dazu ein Schlachtfeld und ein Feilbazarth. Ich will aus diesem Abschnitt keine Stelle auführen; wer aber ein Liebhaber von widerlichen Schilderungen sein sollte, dem empfehle ich u. A. die Seiten 42—46 der Visionen zur Lectüre. Weiter führt „und“ der Geist und zeigt uns den Glanz der kaiserlichen Truppen in Berlin in seinem offiziellen Glanz, und wiederum — den Schatten zum Licht! — ein ärmliches Heim, in dem der Sohn und Bräutigam vergeblich auf den Geldzug zurückgewartet wird. Aber der Jammere greift an, und der Träumer muß sich andrücken; allerdings nur kurze Zeit gestattet ihm der Geist, um ihm dann einen Vorkampfskampf und furchtbare Bilder der Wohnungsnoth in ihrer schlimmsten Gestalt, verbunden mit familiären widerlicheren Art — beschrieben in einem bitter Jungs würdigen Stil — zu zeigen. Wieder hält es der arme Sterbliche, den der Geist mit sich führt, nicht aus, und steht seinen Führer an, ihm den Anblick jener Scenen zu erlassen! Wer aber erlöst uns, den Lesern jener „Visionen“, diesen Anblick? Auch wir stehn um Mitleid! Umseht, wir sind noch lange nicht zu Ende! Wir müssen erst noch, um den Reich bis zur Reize zu leeren, und zeigen lassen, wie ein junger Bästling bei einem (nach dem Geiste des Buches selbstverständlich jüdischen) Wucherer Geld leiht, um sich mit ihm Einlaß zu einem Lusthause zu erkaufen! Ein Scheiter über die Beschreibung jenes Ortes, seiner Besucher und die Stunde, die und der Verfasser — ich weisse ganz: die den Träumer der Geist — zwingt, dert zu verweilen! Der Leser schlage selbst Seite 75—83 des Buchs auf. „Geist, warum zeigst Du mir das Alles?“ fragt der Verfasser, und bei dieser Gelegenheit erfahren auch wir das „Warum“ dieser 80 Seiten voll Schilderungen von Blut und Ekel, von Verbrechen und Wollust! Auf daß Deutschland besser werde! Auf daß es einhalte auf dem Wege, gleich Frankreich im Sinnenrausch zu verhasen, auf daß es der Unstiftlichkeit des von ihm geführten Krieges und dessen unmoralischen Wirkungen sich bewußt werde! Dem Verfasser genügt es aber nicht, Deutschland gewarnt zu haben, er giebt uns zu guterletzt noch ein Bild der Zukunft: wie Deutschland auf gleicher Bahn fortwährend eint auszuheilen werde, ein Bild, das seine Farben von Mafarkt entlehnt, und ebenso auf eine Beschreibung seiner „sieben Todesländen“ sein könnte! — Fortschubendes ist der Anhalt jenes einen Werkes; das andre, „Selena“, folgt ganz derselben Tendenz, es beschränkt sich nur mehr. Der Verfasser, denn er ist doch wohl der Held beider Bücher, giebt sich hier als ein dem Tode nahez, tödlich und giftig sicher, an der Liebe

zu einem strenghaften Weibe, „Eurigea“ nennt er sie, zu Grunde gegangenem Mann, der vor seiner Todesstunde, hier und da von — er deutet es selbst auf Seite 9 an — epileptischen Anfällen unterbrochen, jenem Weibe brieflich einen Spiegel ihrer Sittenlosigkeit, Häßlichkeit, und denn das ist ihm das Wichtigste, unter französischen Einflüssen gebildeten Lebensweise vorhält. Unsere jenseitigen deutschen vornehmen Frauen gleichen ihr nämlich, „jener griechischen Helena, jener hochberühmten, menschgewordenen Venus des Alterthums, welche von Völkern gefeiert, den Dichtern besungen, und die doch nichts weiter gewesen, als eine geistliche Huhlerin.“

Ich glaube, keiner, der die beiden vorstehenden Bücher gelesen, wird sie ganz ohne Wirkung wieder fertigen, vielleicht auch nur wenige sogleich dazu entschlossen sein, sie zu verdammen. Allerdings ist dies die große Frage bei beiden Werken, und ich möchte nicht die Verantwortung auf mich laden, sie zu beantworten, zu Frage: sind diese Schilderungen und Briefe wirklich einem vielleicht überempfindlichen Gemüth, welches die Beobachtung unserer sozialen Zustände nicht ruhen ließ, entflohen? Ja, sind die Bücher ehrlich gemeint oder soll die geringe Tönung der Verfasser nur Örgenheit geben, sich hier als Schriftsteller auf den Weg zu begeben, den einige unserer Dramatiker eingeschlagen, nämlich den, erst auf die demoralisirenden Stücke der Franzosen zu scheitern und dann, selbstverständlich nur, um abzuwenden, noch krasser, noch unnumeralischer, noch gemeiner zu schreiben als die Franzosen selbst! Aber nehmen wir an, und wir müssen dies ja wohl einem uns unbekannten, durch nichts überbeladenen Schriftsteller gegenüber thun, daß nur ehrliche Absicht ihn zu seiner Arbeit geleitet, daß er, einer gewissenmaßen höheren Stimme folgend, die Phantasie des Lesers mit jenen seltsam iiprig und widerlich zugleich geschilderten Scenen aufregt, so muß die überflüssigste und bizarre Sprache, diese mehr als phantastische Darstellung, die höchst seltsame Neigung zu „künstlich verklangenen Welt Schmerz“-Jdeen ein starkes Kernschütteln hervorrufen. Um nach liegender Gründe willen will ich Preben jener eckigen Schilderungen hier nicht geben, aber nach der andern Seite müssen Worte wie „die kirchenbetenden Marienagenen“, Apostrophus wie die des „Patrioten“ im Eichenhain, bei Betrachtung einer in allerhöchsten Maßstabe realistischen Frage, die zunächst die Elmspeizel und erst in ganz bestimmten Beziehungen den Dichter interessiert, seltsam wirken. Mir scheint aber ferner jene eben dem Verfasser als einzig vornehmend angenehme Tönung des Warnings und Bessers durch unsere Verhältnisse bei weitem nicht begründet zu sein. Wohl bei keinem Krieg ist so klar geblieben, daß er einem Volke aufgewungen war, als bei dem gegen Frankreich gegen Frankreich. Wozu also die Beweise, daß der Krieg entsephlich sei? Wozu und erzählen, was schaudernd selber wir erlebt? Mar Piccolomini sagt zu Balduin:

„Der Krieg ist furchtbar, wie des Himmels Plagen.
Doch ist er gut, — ist ein Gesicht, wie sie!“

Wag man den Franzosen mit Recht vorwerfen, daß sie unsägliches Leid über sich und Andere gebracht, Deutschland und seinen Völkern man zuerkennt, daß es nichts gethan, als sich frechem Uebermuthe gegenüber genehrt und energisch einen aufgewungenen Krieg zu Ende geführt. Der Verfasser darf sich wohl nicht rühmen, der einzige zu sein, der im Festhinstel Gedanten dafür habe, daß Tausende diesen Tag der Freude nicht erlebt, Tausende in ihm nur einen Tag der Schmerzen sehen. Die Mission des Friedens, die Deutschland jetzt mehr denn je zu erfüllen hat, hat Richard Wog wahrlich nicht zuerst der Welt

verkündet. Andererseits geht der Verfasser in seinen Behauptungen und Schilderungen einer beginnenden Demokratisirung Deutschlands sicher zu weit. Denn das Buch beschäftigt sich wesentlich mit der Frage, ist wirklich in seiner Grundidee tief, oder besser wahr empfunden; in man kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß sie vielmehr auf wahren Berliner Begebenheiten beruht. Eine kleine Nase vermühte die handelnden Personen wohl hier aufzufinden; es würde aber dabei nichts herauskommen als ein Beitrag zur chronique scandaleuse. Die Zeiten eines Heiligensabals aber, wie sie der Verfasser in Deutschland sieht, sind, wenn sie Dank, nicht in Ansicht! Man ist sich eines überhand nehmenden demoralisirenden Einflusses von Frankreich her, wo er hervortreten sollte, vollkommen bewußt. Ueber Indifferenzismus in dieser Beziehung, sowie über Gottesleugnung u. dergl. fragt höchstens eine aus offkupirten Reden verdrängte Hierarchie, und mit ihr scheint doch der Verfasser gerade nicht sehr zu sympathisiren; das gelte seine heftigen Ausfälle gegen den katholischen Klerus! Er glaubt ja selbst, daß ihn die frommen katholischen Seelen als Gottesleugner verdammen und Ach und Weh über ihn schreien werden.“

Der Verfasser ist, um ein Schlusswort zu sprechen, immerhin eine keltische Erscheinung, ein Romantiker reinsten Wassers im Jahre 1873. Bedenklich an seinen Exzeptionen ist nur, daß er, wie so viele seines Zeichens, die Wirklichkeit schiel anfaßt oder nicht genügend kennt. Der Mann, der französische und deutsche Unstimmigkeit auf dieselbe Stufe stellt, kennt weder die eine noch die andere! Und das ist ja ganz gut für ihn; aber dann soll er auch nicht darüber schreiben. Er kennt auch nicht die französische Literatur, sonst würde ihn diese doch etwas flüchtig gemacht haben. Wenn er die Nachteile der Civilisation kannte, so wäre ihm sicher auch der Unterschied zwischen deutscher und französischer Unstimmigkeit bekannt, der vielleicht für den Kern anderer Wesens besser zeugt, als manches Andre. Diese ist gemein, aber pikanter, jene nur gemein, so daß sich ein Mann, der auch nur wenig Verstand und nicht zu viel Temperament besitzt, bald angezogen von ihr abwendet, während jene in ihren Schwärm aus den Besten ihrer Nation hinabzieht. Jazzen aber müßten wir Herrn H. Wog für künftige Arbeiten die Worte Leutenheiter zu:

„Einweg mit diesen grauen Bildern,
Des Todes, der Verneinung Schreden!
Wer nicht vermag, das Böse zu mildern,
Soll die Grimmerung nicht erwidern,
Nicht mit den Wilden selbst verwildern!“

H. Friedmann.

Shakespearemanie und Dramaturgie.

I.

Der Philister ist im öffentlichen Leben ein durchaus berechtigtes Wesen; wie jener Begriff eigentlich unübersehbar und ausschließlich deutsch, so ist er selber in seinen Vorzügen und Mängeln auch eine echt deutsche Figur, leider sogar in vielen Dingen noch immer die tonangebende in unserem lieben Vaterlande. Der deutsche Philister hält sich eine eigene Kunst, er hat keine Muff, seine eigene Literatur, seine eigene Philosophie, demgemäß auch seine eigene Aesthetik. Mancher von denen, die für ihn singen und sagen, thut nun zwar entschieden burschliches, geherbet sich ans Abarablenversteht, um für ein Genie zu gelten, allein im Kern steckt doch der Philister; und wenn Christus von

denen spricht, die inwendig reißende Wölfe seien, von außen aber in Schafschellen gingen, wenn die Könige in den Märchen öfter einen Schlafrock anziehen und doch Könige bleiben, so seien jene reißende Wölfe, und behalten im Innern doch stets die Natur jenes anderen harmloseren Vierfüßlers bei, hätten sich bieweil in prunkende Königsgewänder, aber der gekrümmte Schlafrock guckt unten vor. Aberich Benedix, der unannehmliche Heimgegangene, hat niemals in diesen Maskenpielen gehört er schrie für den Philister, aber er rechnete es sich zur Ehre an, selber einer zu sein. Man glaube um Gottes Willen nicht, daß dies ironisch gesagt ist, im Gegentheil! Benedix hat wohl Jedem manche amüsante Stunde bereitet, man hat sich bei seinen Schilderungen wohl gefühlt, als wäre man bei einer netten, reinlichen und gemüthlichen Familie zu Besuche, bekäme Morgens guten Kaffee und Abends ein gutes Glas Bier, während irgend ein lustiger Onkel so gar wüthige alte Schenuren erzählt. Einen solchen Schriftsteller nachher verächtlich abzutun, wäre eine gränzenlose Unanständigkeit; selbst diejenigen unserer Autoren, welche hohe Aesthetik treiben, sind jetzt darin vorzüglich geworden; man schlägt nicht gleich einen Menschen wie Benedix mit Keulen todt, wie man es seiner Zeit mit Jffland, Keckebue und Naupach gemacht hat, wenn man sich im Stillen auch ihm außerordentlich überlegen fühlt.

Der Philister ist vor Allem ein Durchschnittsgeist, der an sich die Welt mißt und Alles verdammt, was nicht zu ihm paßt; sein Wissen ist keine Weisheit, sondern Erlernt, und was er nicht versteht, das dünkt ihm unverständlich. Eine solche Philistertät ist in vielen Beziehungen durchaus am Plage, z. B. betrefend der öffentlichen Moral und des Familienlebens, die von einer romantischen Genialität (oftmals auch nur mit Fortlassung eines Buchstabens, einer romanischen Genialität) wie von einem Krebs zerfressen werden würden. Es ist sicherlich dem Werte besser, wenn es Benedix zushima, als wenn es die langweiligen moralischen Richtwärtigkeiten der Trapezisten demüthert, die unsere literarischen Caudaleute so massenweise auf den Markt bringen. Es giebt nun freilich etwas, was der Durchschnittsgeist und das erlernte Wissen nie begreifen wird: den Genius, es nun den Genius eines einzelnen Menschen oder den Genius einer Kunst selbst. So sehen wir denn auch jeden großen Dichter mißverstanden und geschmäht, jede neue Richtung der Kunst anfangs mißachtet und verdammt. Wenn erst Jahre darüber hingegangen, so daß das Neue alt wurde und ebenfalls gelernt werden kann, ist ihm freilich die allgemeine Anerkennung gewiß. Aber setzen wir man es noch als ein Lebensgebot auf; gar bald verfaßt der Dichter der Philologie, und er, den unter seinen Zeitgenossen Männer nicht verstanden, muß sich von Schulknaben lesen lassen.

Aberich Benedix, der Dichter der Philister, hat auch in aesthetisch etwas Tüchtiges gelernt; wer wird einen Mann, der so viele gute Einfälle gehabt, für einen Dummkopf halten? Er hatte das, was seine Zeitgenossen so unter Keßbeck und Dramaturgie verstehen, in Fleisch und Blut aufgenommen, und maß an diesem seinen Wissen die Welt. Er hat auch Shakespeare an ihm gemessen und muß nun dafür sich nach seinem Tode überall mit einem mittelbigen Kahlseiden danken lassen. Aber damit, daß man schreit: der Philister, der Philister! ist man selber noch kein Simson. Gerade an den Ausführungen eines so ehrlichen Menschen sollte man eben merken, daß offenbar unsere Dramaturgie und Aesthetik auf falschem Wege sein muß, denn Benedix geht nur die allgemeine Landstraße, auf der alle dahersiehen, nicht etwa einen abgelegenen verwachsenen Waldpfad. Nur hat er Selbstgefühl genug, zu sagen: „Shakespeare mag ein Genie sein,

aber ich nehme das nicht als Dogma hin, ich will auch hier prüfen; ich habe ja meine Dramaturgie im Kopfe, ich weiß, was ihr alle die Kennzeichen des dramatischen Genies preist, ich werde zusehen, ob ich sie an Shakespeares finde" — und siehe da, es hat sich herausgestellt, daß Shakespeares kein Genie ist. Denn anders ist doch wohl ein Urtheil nicht zu deuten, welches Shakespeares auf eine Stufe mit der seligen Birck-Pfeifer stellt, und ihm nur den Vorzug eines größeren Gedankenreichthums zuerkennt. Und doch laßt Benedix in dem ganzen Buche nicht eine Parabel, er beruft sich auf die in Deutschland allgemein anerkannten ästhetischen Grundsätze, auf die Bühnenpraxis, wie sie überall geübt wird.

Vielleicht kann man ihm von diesem Standpunkte aus nur einen Fehler nachweisen: ein Verkennen der niederen Komik. Freilich hat er wiederum hier als Dichter „seiner Lustspiele" Recht; die Possen im Wallner-Theater gelten der öffentlichen Meinung auch nicht als der wahren Kunst ebenbürtig, und man muß allerdings zugeben, daß die Trinkecke in „Was ihr wollt", der dies Stück wahrscheinlich den größten Theil seines angeblich in Berlin erzielten Erfolges verdankt, oder die Fopperie Malvolios generell von den Späßen Heimerdings nicht sehr verschieden sind. Benedix sagt deshalb im Bewußtsein einer Ueberlegenheit, wie ungefähr ein moderner autoritativer Schriftsteller über die Späße in Mein Leopold, dem angeblichsten Repertoire-Stücke des Wallner-Theaters, spricht: „Bemerken will ich nur, daß eine bloße Fopperie niemals die Handlung eines Drama's bilden darf. Das Lustspiel stand auf der niedrigsten Stufe, als sich das Publikum mit Fopperetten begnugte." Wer kann etwas gegen die Schilderung einwenden, welche der Autor so vieler „seiner Lustspiele" von den beiden Junkern in eben demselben Stücke entwirft: „Diese beiden Burken sind ein paar sehr gemeine Trunkenbolde. Wenn sie auftreten, weiß man nie, ob sie sich im Anfange eines neuen Kaufes befinden, oder im Kagenjammer eines halb ausgeschlafenen. Dabei sind sie dumm und feig und entbehren jede Spur von gesellschaftlicher Sitte. Ob diese beiden Burken die Säulen des zierlichen und anmuthigen Gedäudes dieses trefflichen Lustspieles sind?" Solche Urtheile sind mir lieber, als wenn ein von Benedix citirter Shakespeare-Romane mit widerlich philosophischer Pedanterie von der Poesie des Rhythmus spricht, welche Poesie er sich wahrscheinlich gar sehr an seinem Mittagsstische verbitte würde. Man lese einmal nach, was Kritiker, die gegen Shakespeares nichts zu sagen wagen würden, über den Beschreiber in Wagners Meisterfingern geschrieben haben, dem schließlich denn doch noch mit größerem Rechte auf eine lange nicht so unbarmherzige Welle mitgeschwemmt wird, als dem armen Malvolio.

Aber nehmen wir andere Aeußerungen, die Benedix macht, und wir werden fast überall finden, daß sie von der untadelhaftesten ästhetischen Orthodoxie sind. So spricht dieselbe mit einem Begriffe „Drama", der nicht etwa in Bezug auf das eigentliche Essentielle des Dramas, die Bestimmung zu einer theatralischen Aufführung, gebildet ist, sondern auf rein literarischen Merkmalen basiert. Der Mien wird eine einheitliche Handlung, ein Konflikt, eine Intrigue verlangt. Ein großes geschichtliches Gemälde ist kein Drama, es ist eine „Hilserie". Hat Schulze das Drama geschrieben, so ist es mit der Bezeichnung für immer abgethan, denn quod licet Jovi non licet Jovi. Benedix ist ehrlich und sagt auch Shakespeares gegenüber: „Hilserie ist keine Dichtungsgattung. König Johann ist kein Drama. Die Begebenheiten, die uns vorgeführt werden, gestalten sich nirgends zu einer einheitlichen Handlung." Eine andere Forderung

ist die, daß nie einer der Sprechenden aus seinem Charakter und der Situation, wie sie auf ihn, als wirklichen Menschen gedacht, wirken muß, heraustritt. Benedix sagt deshalb vom Prinzen Arthar (p. 57): „So spricht kein Anabe. Als ihm Hubert mit dem glühenden Eisen naht, um ihn zu blenden, bittet er in dem zierlichen Versen um sein Leben. Das ist nicht richtig! Er kann weinen, schreien, sich sträuben, sich wehren, das ist natürlich. Aber zierlich bitten ist es nicht." Und weiter über Romeo (p. 214) „Daß jemand in dem Augenblicke, wo er den Tod seiner Geliebten erfährt, einen Monolog über das Gerümpel eines Apothekersabens hält, ist unmöglich. Hier hat der Dichter von außen gearbeitet, nicht von innen; er hat selbst nicht empfunden, was der Charakter, den er zeichnete, empfinden magte." Weiter gilt als ein großer Fehler, wenn ein Drama sich in trübsen Ergüssen ergiebt. P. 96 heißt es über Richard II.: „Solche breite lyrische Ergüsse sind im Drama nicht statthaft. Die Klage kann sich in der Oper hören lassen. Für langandauerndem lyrischen Situationen giebt die Kunst den überflüssigen Ausdruck. Empfindungen in ihren höchsten Stufen sind überhaupt la Worten nicht gut darzustellen."

Der Dichter soll der Sache der Freiheit und des Fortschritts dienen, er soll das Volk an sein großes Herz drücken. Und Benedix ist deshalb im Besagte der modernen Fortschritt-bewußtseins gewaltig über Shakespeares „junkerhafte Rüden" aufgebracht, und der arme Richard II. muß dies büßen. Noch mehr freilich jährt er dem Dichter wegen der intoleranten Schilderung des Juden Shylock (p. 299): „es giebt kein unsittliches Stück als den Kaufmann von Venedig. Shylock hat Recht, die Andern alle Unrecht. Und Shylock geht zu Grunde und die Andern triumphiren. Kann es eine größere Unsittlichkeit geben, als wenn das Unrecht triumphirt? Noch abschreckender wird dieser Triumph, weil er sich darauf stützt, daß Shylock ein Jude ist." Dagegen wird Lessings Nathan gerühmt, Lessing stand „in olympischer Höhe und hält das Banner des Fortschritts der Menschlichkeit."

Eine andere ästhetische Regel ist, daß der Dichter kein historisches oder sonstiges Wissen beim Zuschauer voraussetzen darf. In einem Drama z. B., welches den Untergang Kathagos behandelt, muß und erst das Verhältnis zwischen Rom und Kathagos, die Geschichte ihrer gegenseitigen Beziehungen auseinandergesetzt werden: (p. 168). Es ist sehr schwer, sich mit dem abzufinden, was vor einem Stücke liegt, namentlich bei historischen Stücken: (p. 167). „Nimmt der Dichter einen Stoff aus der Gegenwart, so darf er nur die Kenntniß dessen voraussetzen, was etwa im ganzen Volke bekannt sein muß, wie ein neuer Krieg oder was der Mittelstufe der Bildung bekannt sein muß. Alles die Kenntniß von den Details dieser Begebenheiten schwindet sehr rasch aus dem Gedächtniß des Volkes und darum veralten moderne historische Stoffe so ungemein schnell und sind überhaupt für eine dramatische Behandlung so unangünstig." Diese Bemerkungen knüpfen sich an Richard III. Es kann nicht fehlen, daß der Verfasser an diesem Stücke noch mehr ansetzen hat (p. 150). „Ob ein so entscheidender Moment wirklich ein guter Stoff eines Drama's ist und ob es nöthig war, ihn so entschleden schwarz in schwarz zu malen, will ich nicht untersuchen. Damit ich nun Alles erschöpfte, ich möchte nicht, wie man einen Moment noch schwarzer malen wollte." Er hätte ruhig die Untersuchung anstellen sollen, was für ein sehr negatives Resultat ergeben haben. Schon Lessing hat dem Aristoteles folgend den Rath aufgestellt, daß nur die mittleren Charaktere für die Bühne geeignet seien. Wie oft ist dies seitdem wiederholt! In jedem Konversationslexikon kann

man z. B. lesen, daß Grabsdramen schon deshalb scheitern mußten, weil er immer die größten Helden zum Mittelpunkt derselben gemacht. Aber Richard III. verleiht nicht nur auch das Supremat im Charakter des Haupthelden; die ganze Art und Weise, wie sich dieser Held giebt, entspricht nicht unseren ästhetischen Forderungen. Denn welcher Kesthetiker würde es nicht tadeln, wenn der Dichter sich durch den Mund seines Helden direct an das Publikum wendete und dieser sich selbst schilderte, ja von fern herein als ein solcher hinstellte, der er sein werde? Der Charakter muß theils aus der Handlung selbst, theils aus dem was ihr klar werden, was die Betrachtungen der Andern auf ihn werfen. Bei Richard III. ist von alledem das gerade Gegenstück vorhanden. Endlich fehlt diesem Drama, wie so vielen andern Shakespeares, die „poetische Gerechtigkeit.“ Darum ist in Richard III. so wenig als im Macbeth eine poetische Gerechtigkeit zu finden. In beiden Stücken geht die Unschuld zu Grunde, ohne daß die Verbrecher eine Strafe erlitt, denn der Tod auf dem Bette der Ehre ist keine Strafe. Wir werden sehen, daß bei Shakespeares sehr oft die Unschuld zu Grunde geht, ohne daß eine Sühne erfolgt, wie Gertruda, Ophelia, Julia, Desdemona.“ Remes und Sülle findet dagegen mehr Gnade vor Benediktens Augen, freilich giebt es auch hier genug zu tadeln (s. 209): das Mittel, Julie in einen Todeschlaf zu versenken, ist das Abenteuerlichste, das sich denken läßt.“ Ferner ist im Ausgange des Stückes der Zufall thätig, keine in der Handlung liegende Nothwendigkeit, und das hätte ich für einen großen Fehler. Am Vortage fünf Minuten früher, so lebten beide Liebende noch und waren getraut.“

Genug von diesen Einzelheiten. Wie Benedix im Allgemeinen über den Bau der Shakespeareschen Dramen denkt, mag seine Aeußerung über die Scene des Porten Einna im Julius Cäsar beweisen (s. 235): „Ich muß gestehen, was ich zu dieser Scene sagen soll, weiß ich nicht. Ein Mensch tritt auf, den wir gar nicht kennen, der nicht in der geringsten Beziehung zum Stücke steht, tritt auf, um todgeschlagen zu werden. Nachdem der gemaltete Cäsar getödtet, fällt auch Einna der Pöbel. Diese Scene erscheint mir so ungeheuer sonderbar, daß ich lieber schweigen will. Was sie in den Plutarch gehören, in das Drama gehört sie nicht, hier ist sie ein Schmutzstück.“ Ich wüßte nicht, was man von unserem Standpunkte aus erwidern könnte: auch wird sie auf unseren Bühnen regelmäßig weggelassen. Der Sprache Shakespeares gesteht Benedix, wie wir oben schon mittheilten, Stankenreichtum zu, hat indeß im Einzelnen Ueberladung und solche Bilder genugsam zu tadeln. Manchmal indeß geht er selbst von seinen Voraussetzungen aus zu weit und gleicht jenem Striker, der den Homer tadelte, daß er die Muse, der er doch nichts zu verschulden habe, in einem Imperativ anrede (M^o v^o äi^o ße^o ße^o). Endlich findet selbst Shakespeares bis in den Himmel gehobene Charakteristik seine Gnade vor seinen Augen; er bestreitet, daß Shakespeares lauter gute Rollen geschrieben habe, und zählt unweigerlich eine Menge auf, von denen sich das Gegentheil behaupten läßt. Der jemals Shakespeares mit unbefangenen Augen auf der Bühne gesehen hat, wird ihm sicherlich beistimmen.

Das Endergebniß ist also, daß Shakespeares durchaus nicht so groß sei, wie ihn die Shakespearemanie hinstellt, daß Pöbel und Schiller ebenso große, wenn nicht größere Dramatiker seien. Die ungeheure Bedeutung, welche Shakespeares für unsere Zeit gewonnen hat, wird damit nach jeder Richtung hin negirt. Benedix meint, seinen Angriffen wüßte die Shakespearemanie nur entweder Sophismen oder das eine Wort: Naß ist Naß und Shakespeares ist sein Prophet“ entgegenzusetzen. Sicherlich

hat er nicht ganz Unrecht, insofern er, wie bereits Anfangs hervorgehoben, auf den gleichen ästhetischen Anschauungen steht, wie sie, und gegen die Logik seiner Schlüsse sich nichts einwenden läßt. Auch ist zuzugeben, daß die Shakespearemanie in Deutschland unendlich Uebel anrichtet. Vielleicht wird dies Unheil am ersten beseitigt werden, wenn man begreift, daß Shakespeares gerade deshalb, weil Benedix von seinem Standpunkte aus so viel an ihm zu tadeln findet, ein Genie ersten Ranges und das einzige Muster moderner Poesie bleiben wird, daß ihn die Shakespearemanie aber an einen Platz gestellt hat, den er heute nicht mehr beherrschen kann und darf! Hans Herrig.

Österreich-Ungarn.

Zwei der wichtigsten deutschen Vereine in Prag.

Seit dem Falle des Ministeriums Hohenwart atmen die Deutschen in Böhmen, und speciell jene in Prag freier als je zuvor, und diesem Verhältnis ist es gewiß nur zuzuschreiben, daß zwei der wichtigsten Vereine, der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen (der historische Verein), und die Lesehalle der deutschen Studenten, Gründungsgefesse in mitunter seltener Weise begeben konnten. Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen feierte bereits sein zehntes Gründungsfest; hatte damals schon ein Vereinsvermögen von 17,102 fl. 24 kr., und wird sich dies bis zum Schluß des vorigen Jahres wieder bedeutend vermehrt haben, da der Verein bis jetzt in der Lage war, mit jedem Jahre immer einige hundert Gulden dem Vereinsvermögen beizufügen. Der Verein zählte am Schluß des v. J. nahe 900 Mitglieder, die natürlich nicht in Prag allein ihren Sitz haben, unter diesen befinden sich 89 Gründer. Seine Thätigkeit bewährt sich in der herausragend historischen auf die Deutschen in Böhmen Bezug habenden, gelegenen Schriften, und er wird nicht eher seine Rissen auf dem Zenith sehen als bis es ihm gelungen sein wird, ein deutsch-böhmisches Nationalmuseum zu schaffen. Von hohem Interesse ist sein Antiquarium, das weit über 19,000 Stücke zählt, darunter eine bedeutende Porträt-, Kupferstich-, Münzen- und Siegel-sammlung; das Archiv bewahrt eine Menge wichtiger Urkunden, darunter Urtheile, aus denen sich mit der Zeit ein historisch-wichtiges deutsch-böhmisches Städtebuch entwickeln wird; endlich umfaßt die Bibliothek mehr als 14,500 Bände, unter welchen sich 170 Manuscripte befinden. Wie erst und freilich dieser Verein bei seinen Leistungen zu Werte geht, zeigen seine Verbindungen nicht nur mit inländischen, sondern auch mit ausländischen Vereinen, und mögen von letzteren vorzüglich folgende genannt sein: die historischen Vereine für Oberfranken in Bamberg und Brandenburg, der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg und der Verein „derde“ in Berlin, die sächsische Gesellschaft für vaterländische Cultur und der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens in Breslau, der Königl. sächs. Verein für Erforschung von Alterthümern, der Verein für Erdkunde und der Verein für Geschichte in Dresden, der gleiche Verein in Frankfurt a. M., die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, der historische Verein in Hannover, der Verein für thüringische Geschichte in Jena, der historische Verein in Köln, der Verein der Niederlande in Leiden, die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Verein für Geschichte in Leipzig, die Königl.

bayerische Akademie der Wissenschaften und der historische Verein in München, das Germanische Museum in Nürnberg, der historische Verein in Regensburg, der Württemberg'sche Alterthumsverein in Stuttgart, die Smithson'sche Stiftung in Washington, der Verein für Heimatkunde in Bitterberg, der historische Verein in Würzburg, die antiquarische Gesellschaft in Zürich u. m. a. Vereine von geringerer Bedeutung.

Der zweite dieser wichtigsten deutschen Vereine in Prag ist „die Les- und Redehalle der deutschen Studenten.“ Von den andern deutschen Vereinen, welche nicht minderer Beachtung würdig sind, wie z. B. vom Vereine deutscher Juristen, vom Vereine deutscher Ärzte, vom deutschen Kaufmännischen Vereine u. s. w., werde ich demnächst berichten. Die Les- und Redehalle der deutschen Studenten feierte in den vorjährigen Pfingsttagen das Jubelfest ihres 25jährigen Bestehens. In der Angli- und Franzperiode des Jahres 1848 entstanden, wußte sie sich unter den Folgen des Windischgrätz'schen Belagerungszustandes, unter dem Scheinverfassungalismus des Ministeriums Schwarzenberg, sowie unter dem Absolutismus eines Leo Thun, unter der konstitutionellen, unter der Eiskönigin sowie unter der Hohenwarter'schen Aera nicht nur zu behaupten, sondern immer blühender zu entwickeln, vorzüglich aber seit dem Jahre 1868. Ihre Mitglieder können sich durch sie nach allen Richtungen der Wissenschaft vervollkommen, wezu ihnen die nahe an vierzehntausend Bände starke Bibliothek und die im Vereinslocale aufliegenden 296 Zeitschriften das beste Materiale liefern. Die Rede- und Besprechungen der deutschen Studenten zählte im v. J. über 500 wirkliche, 66 Ehren- und 111 beiträgende Mitglieder und verfügte über ein Vermögen von 6400 fl., und hat sich dasselbe im Verlaufe des abgelaufenen Jahres um ein nicht Unbedeutendes vermehrt. Großartig sind die Geschenke, welche sie in jedem Jahre aus allen Gauen Deutschlands, besonders an literarischen Produkten erhält. Zu den Ehrenmitgliedern, unter denen viele einst wirkliche Mitglieder waren, zählt sie Männer, die einen europäischen Klang haben; und Männer, die jetzt Ministerposten einnehmen. die zu den Herren des österreichischen Parlaments, zu den Herren österreichischer und deutscher Universitäten gehören, waren einst ihre Mitglieder. Wollte ich alle diese Namen aufzählen, so würde dies den Raum dieser Mittheilung weit überschreiten. Der erste seiner Präsidenten war, wenn ich nicht irre, der in Preußen in Erinnerung stehende Frankfurter Bürgermeister, damals *juris studiosus*, jetzt J. U. Dr. Hieronymus Ritter v. Stoth. Einer seiner jetzigen eifrigsten Förderer ist J. U. Dr. B. W. Auf, Gutachter und Reichsrathsabgeordneter in Wien, als Präsident der Les- und Redehalle war er *juris studiosus* und Journalist, und einer der eifrigsten Mitarbeiter der damals in Prag erschienenen „Morgenpost“.

Der Verein steht mit den Brudervereinen in Wien, Graz, Zürich, Dresden in lebhaftem Verkehr. In jedem Jahresberichte erwähnt er dankbar, daß der Director des deutschen Landes-theaters täglich 30 Mitgliedern Eintrittskarten zu sehr ermäßigten Preisen verleihe.

Das Jubelfest, das er in den ersten Junitagen bezug, gehörte zu den großartigsten Festen, und zählte zu seinen Theilnehmern Gäste aus allen deutschen Gauen. Drei Tage haben die glänzenden Feste gedauert, bei der Festvorstellung im großen Neustädter Theater hat der k. k. preussische Hofkapellmeister Herr Oberländer, einst Mitglied des Prager deutschen Landes-theaters, ein Lieblings der deutschen Studenten Prags, mitgewirkt.

Prag, im Januar 1874.

Dr. — r.

Frankreich.

Histoire de la Littérature Anglaise. Van H. Taine*)

II.

Verfolgen wir nun weiter, wie Taine das Verhalten der Normannen in England schildert. Er scheint anzunehmen, daß die Sachsen (sämmlich Skaven und Reibeigene der Normannen) wurden: diese Anschauung, die mit der Art, wie Taine die angelsächsische Züchtigkeit und Bedeutung unterschätzt, in naturgemäßen Zusammenhänge steht, ist unrichtig: in den freeholden „free-shires“ hat sich der freie angelsächsische Grundbesitzer fortwährend behauptet (cf. Olney, Geschichte des Selbstregiments p. 158 ff.). „Von diesen Unglücklichen,“ sagt Taine p. 29 (nämlich den leibeigenen Sachsen) konnten und wollten die Normannen nicht irgend welche Idee oder Gewohnheit entlehnen. Sie verachteten sie als brutaux et stupides. Sie waren unter ihnen wie die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts unter ihren Unterworfenen.“ Welche brutale und stupide Betrachtung eines so begabten Volkes, wie der Angelsachsen, deren König Alfred schon im 8. Jahrhundert Goethe's und andere lateinische Autoren in seine Sprache übersetzen ließ, unter dem angelsächsischen Literatur und Gelehrsamkeit so weit berührt wurden in Europa, daß Karl der Große die bedeutendsten Gelehrten aus England an seinen Hof zog! Es ist bei der Lektüre solcher Darstellungen, wie dieser Taine'schen, allerdings nicht zu verwundern, wenn auch ein englischer Historiker Mr. Freeman, sagte, die ganze französische Geschichtsauffassung müsse „mit Zähen getreten“ werden (exemple sur fer). Wenn aber die Sachsen so ganz verachtet und beseitigt werden konnten, ist es da nicht ein vollkommenes Wunder, daß sich eine englische Sprache, eine Verschmelzung französischer und germanischer Laute herausbilden konnte? Es muß uns besonders interessieren, zu erfahren, wie Mr. Taine diese Frage löst. „Was wird aus dem Englischen?“ fragt er p. 101, „dunkel, verachtet, hört man es nur noch im Munde der degewirten Frankins, der outlaws des Waldes, der Schmiedchen, der Bauern der niedrigen Klasse. „Man schreibt es nicht mehr oder man schreibt es kaum.“ „Indes,“ sagt Taine p. 102, „ist weder die Sprache noch die Klasse der Sachsen zu Grunde gegangen. Von Generation zu Generation wächst die Anzahl; man atmet sie in der Luft, auf der Jagd mit den Jörken, auf dem Lande mit den Pächtern; denn es ist nicht die Sade dieser ungekulten Leute (gens grossiers), die ganz in dem feurigen Leben versunken hat, daß sie eine fremde Sprache lernen konnten: durch das einfache Gewicht ihrer Schwerfälligkeit legt sie ihr Jodum auf, wenigstens was die Sprache des täglichen Lebens betrifft.“ „England und gezwungen spricht und versteht der Normanne das Englische, ein entstelltes Englisch, ein französisches, aber doch Englisch nach Stamm und Ursprung; er hat Zeit dazu gebraucht, zweihundert Jahre; unter Heinrich III. vollendet sich nicht allein die neue Sprache zu selbst Zeit wie die neue Verfassung; die Bürger sangen an im Parlament zu sitzen mit den Baronen zur selben Zeit, da die sächsischen Worte beginnen in der Sprache an der Seite der französischen Worte Platz zu nehmen.“ Es ist hier auffallend, zu sehen, wie geschickt H. Taine ist, eine klare Sache unklar zu machen. Daß die Sachsen ebenso wie die Sprache der Normannen

*) Vgl. No. 7 des „Magazin“.

nen als die letzteren diejenigen der ersteren sich angeeignet, daß das Englische die unausslöbliche Verschmelzung beider Sprachen darstellt, kann von keinem Unbefangenen geläugnet werden. Wenn nun aber Taine einerseits die Verflechtung festhalten möchte, daß die Sachen viel zu roh gewesen wären, eine fremde Sprache zu lernen, andererseits aber mit der Thatfache sich abfinden muß, daß eine englische Sprache entstanden ist, so hilft er sich mit Hinfüßungen, die alle auf sein vollständiges Verkennen und Unterschätzen des angelsächsischen, germanischen Elementes zurückzuführen sind: daß dies germanische Element das vorwiegende der englischen Sprache geworden, ist der höchste Triumph angelsächsischer Fähigkeit und Kulturfähigkeit. Wenn H. Taine sagt, daß unter Heinrich III. (sac. 13) die sächsischen Worte neben den französischen des 14. Jahrhunderts Platz nehmen, so ist das wohl für französische Schriftsteller, wie Chaucer und Gower richtig, in der Sprache vieler anderen gleichzeitigen Autoren aber überwiegt das germanische Element, z. B. bei Wiclif, und dies wird und bleibt das herrschende. Aber wie geschieht bezüglich Taine diesen mächtigen Einfluß der angelsächsischen Sprache auf die normannische als „contagion“ (Ansteckung)? In der That weisen die französischen Historiker sehr oft als Adueraten, die von einem Gerichtshof plaidiren, den man nicht Themis, sondern die französische Gütlichkeit das entscheidende Wort führt.

Wenn nun H. Taine (p. 104) es nach seiner Anschauung ganz natürlich findet, daß die nun, d. i. im 14. Jahrhundert, existierende Literatur nur eine Uebersetzung ist, und als Beleg die bekannte Reisebeschreibung des Sir John Mandeville anführt, des „Voyageur du pays“, so ist dies in so hohem Grade aufsehnend, daß man alles Vertrauen zu Taine's Darstellung verliert. Denn eben so gut wie Mandeville konnte er die berühmten „Vieus Petres des Püagers“ erwähnen, die so selbständig wie nur irgend ein mittelalterliches Geistesprodukt ist. Summe wieder aber kommt unser Autor auf die Verherrlichung seiner Landstrolähe zurück „Personne n'a parlé“ p. 109 „si vite et si bien aus dunes que les Français du continent, et ils n'ont point tout-à-fait eubli ce talent en s'établissant en Angleterre.“ Richtig aber ist hier Bemerkung über die Dame souveraine, la Vierge charmante „une reine qui fut le véritable dieu du moyen âge. Die Normannen (p. 114) in England „gaiant“ geblieben; sie üben die „große Verführung“ der cours amoureuses praktisch aus: sachez bien qu'au moyen âge le sixième sens n'est pas resté plus oisif que les autres.

Wenn nun Taine nun kulturgeschichtlichen Bilde der Zeiten Edward's III. manches Detail geschickt verwendet, z. B. das große Geißel Ring Horn, so hätten wir nun gewünscht, daß etwa dieses die angelsächsische Alliteration noch festhaltende Geßel dazu beigetragen hätte, Taine's literarische Würdigung des angelsächsischen Elementes zu beridichtigen. Wertvoll und interessant sind indes Taine's mehr kulturhistorische Darstellungen der Zeit Richard Löwenherzens und seiner Nachfolger. Wir aber gehen nunmehr zu dem 3. Kapitel des Werkes über, La nouvelle langue, das in erster Linie natürlich von dem Dichter der Canterbury Tales, von Chaucer handelt. Was das Geburtsjahr des genialen Begründers der modernen englischen Literatur betrifft, so geht Taine in der Regel: né entre 1328 et 1345, darüber hinweg. Die Alter, nach von vielen englischen und deutschen Literaturforschern festgehaltene Ansicht giebt 1328 als Geburtsjahr an, einzig und allein deshalb, weil auf dem Grabmal in Westminster stehen sollte, Chaucer sei 1400, 72 Jahr alt, gestorben. Das Jahr 1328 festzuhalten verwickelt aber in die größten Schwierigkeiten, und so wird nach den Untersuchungen des Engländers Wend und der Deutschen Kihner und B. Ten Brink (Chaucer, 1870)

ungefähr das Jahr 1340 als Geburtsjahr Chaucer's festzuhalten sein.

Die Darstellung, welche Taine von Chaucer giebt, ist gefällig und geschickt, durchwirkt mit kulturhistorischem Detail, ohne jedoch auf die Schwierigkeiten der Sache einzugehen, ja, ohne das Eigenkümliche Chaucer's genugsam hervorzuheben. Nach Taine sollte man glauben, daß das romantisch-heraldische Element das charakteristische an Chaucer ist: daß ist in seiner reifsten und großartigsten Leistung, den Canterbury-Tales, aber durchaus nicht der Fall; gerade die poetische Wiedergabe des Realen, die Schilderung der Pilger, das Bild des merry old England, das wir aus dem unerblicklichen Werke erhalten, stellt Chaucer einzig hin in der ganzen Literatur des Mittelalters. Allerdings bietet die Entwicklung dieses reichen Geistes viele romantische Momente und Stadien dar: in Taine's Darstellung aber tritt nicht genügend hervor, daß dies eben nur Durchgangspunkte gewesen sind. Chaucer nennt in den 5. Tales die Romance von Amadis von Gaillen u. s. w. ausdrücklich eine Lectüre für Weiber: er brach allmählich mit der Romantik, aber für H. Taine bleibt er p. 193 „beau diseur, amateur du plaisir choisi, disciple du Roman de la Rose, et bien moins Italien que Français.“ Was die letzte Bemerkung betrifft, so stimmen wir Taine bei, sofern wir nämlich den französischen Einfluß für weitaus nachhaltiger und bedeutender bei Chaucer halten als den italienischen: wir sind somit der Ansicht, daß Alph. Kihner in seiner trefflichen Dissertation den italienischen Einfluß auf Chaucer überdacht hat. Freilich findet Taine auch an unserer Stelle das spezifisch Französische in der letzten Behandlung der Liebe „La ponte du caractère français fait de l'amour, non une passion, mais un joli festin, arrangé avec goût ... Certainement dans Chaucer à côté des tirades sentimentales, cette autre veine coule.“ Nicht als ob Taine den Canterbury Tales die nötige Aufmerksamkeit versagte: aber es tritt in seiner Darstellung zu wenig hervor, daß in diesen der Schwerpunkt seiner literarischen Tätigkeit und dauernden Berühmtheit liegt, daß die romantischen Verläufer dieses, auch in seiner unvollendeten Gestalt so großartigen Werkes ihrem bleibenden Werthe nach gänzlich verschwinden. Indes fehlt es bei Taine nicht an treffenden Bemerkungen über die realistische Seite an Chaucer: er vergleicht des letzteren Art zu portraire und Personen darzustellen mit derjenigen des Van Eyck, findet in den entsprechenden Zügen des Prologs zu den Canterbury Tales den Keim des modernen Sittenromans „le germe du roman de mœurs tel que nous le faisons aujourd'hui“ (p. 210). Ueberall ist hier die Darstellung mit den umfassendsten Auszügen aus Chaucer theils in französischer Prosa, theils in den Versen des englischen Originals durchflochten. Wenn bei dieser Gelegenheit der Renne, der Prioreße, Madame Eglantine, mit Recht, ganz besonders rühmend gedacht wird, so hat es uns freilich gefreut, eine kleine Bemerkung bei Taine zu finden, die wir stets bei englischen und deutschen Erklärern des Chaucer vergeblich gesucht haben: es ist nämlich diese, daß die Dresse dieser vom Dichter mit so sauberen Zügen geschilderten Gestalt, Amor vincit omnia, von Taine p. 213 „jolie devise ambiguë, galante et dévote“ genannt wird. Allerdings waren auch wir stets der Meinung, daß hinter dieser Dresse Chaucer, der Wack, lauer: nur die himmlische Liebe ist der Renne gestattet, nicht die weltliche.

Aber, wir haben es noch einmal hervor, durch den Umstand, daß Taine die Chronologie der Chaucer'schen Schriften nicht brüderlich, verwirrt er auf das Vollkommenste das Bild von dem Geiste dieses Mannes. „Aujourd'hui il compose les contes de Cantorbéry“ heißt es p. 213 „hier il traduit le roman de la

Rose.“ Aber das letztere Werk bildet den äußersten Anfangspunkt der literarischen Thätigkeit Chaucer's. „Aujourd'hui il étudio la machine compliquée du cour, découvre les suites de l'éducation primitive... et trouve la comédie de mœurs; demain il ne prendra plaisir qu'aux étonnements curieux, aux gentilles allégories, aux dissertations amoureuses imitées des Français.“ Hier steht T. die Reihenfolge geradezu um; was er dem *demain* zuschreibt, geht seinem *aujourd'hui* voran.

In gleichem Maße mißbilligen wir den folgenden Satz „Tour à tour, c'est un observateur et un trouvère,“ weil wir denselben auf das bereits hervorgehobene Verkennen des Nacheinander beider Elemente seitens unsres Autors zurückführen zu müssen glauben.

Mit Recht aber hebt Taine das scholastische Element in Chaucer's Prosa hervor — obgleich er leider, wie die meisten Kritiker, dessen Abhandlung von den sieben Todsünden übergeht. „Sitté qu'il entre dans la prose, une sorte de chaîne s'enroule autour de ses pieds pour l'arrêter. Son imagination est libre et son raisonnement est esclave.“ Mit Recht weist ferner Taine darauf hin, daß die harten Klassifikationen der Scholastiker, der mechanische Apparat der Argumente und Antworten, die *ergo's*, die lateinischen Citate, die Autorität des Aristoteles und der Kirchenväter den ausfließenden Gedanken bei Chaucer niederdrücken. Gerade in derartigen, philosophische Normen betreffenden Auseinandersetzungen hat Taine eine besondere Stärke. Es ist ferner durchaus angemessen, daß er an dieser Stelle einige Auszüge aus den berühmtesten Scholastikern mittheilt.

Das 2. Buch des 1. Bandes behandelt nun die Renaissance, *La Renaissance païenne*. Eine Abhandlung über die Sitten des Zeitalters leidet die Darstellung ein. Für die Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts empfiehlt T. besonders die Gemälde des Hemling in Brügge. „Aucune peinture ne fait si bien comprendre la piété ecclésiastique du moyen âge.“ Einen wesentlichen Zug des Zeitalters der Renaissance findet T. darin, daß man die mechanischen und scholastischen Klassifikationen aufgab, die Dinge mehr im Großen und Ganzen ergreif, man widmete ihnen ein *embrassement passionné d'un esprit sympathique*. Luther und Janinius, Michel Angelo und Shakespeare werden als Beispiele angeführt. Die heidnische Antike wird zum Model und Ideal des Schönen. Italien wird das heidnische Land Europas. Gleichzeitig ist der materielle Aufschwung Englands ein großartiger. „Wegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts“ ist der Aufstoß gegeben. Feinwand-Handel und Industrie wachsen plötzlich und so außerordentlich, daß die Ketten sich in Praktiken verwandeln, „daß Alles zum Weibeland genommen wird“ und daß seit 1553 vierzigtausend Stüd Tuch in einem Jahre durch die Schiffe des Landes exportirt wurden... Sie verbessern den Ackerbau so trefflich, daß nach hundert Jahren (Pictorial history 1902) der Ertrag des Acker's sich verdoppelt hat. Sie vermehren sich so stark, daß in zweihundert Jahren die Bevölkerung sich verdoppelt. (Von 1377 bis 1583 von 2½ Millionen auf 5 Millionen). Sie bereichern sich derartig, daß im Beginn der Regierung Karls I. (1625) das Haus der Gemeinen dreimal reicher ist als das Haus der Lords. Der Paß Antwerpen's durch den Herzog von Parma schickt ihnen „den dritten Theil der Kaufleute und Manufakturisten, die Seide, Damast u. s. w. fabrizierten.“ Der Untergang der Armada und der Paß Spaniens eröffnen alle Meere ihrer Marine.“ T. geht hier ziemlich tief

in die kulturhistorischen Details ein, die ja für die Zeiten Gillebeid's und ihrer Nachfolger in fast überreicher Fülle zu Gebote stehen. Was nun den spezifisch heidnischen Charakter der Renaissance betrifft, so führt Taine als einen Beleg für den Widerstand, auf den derselbe bei den Rigoristen Englands stieß, eine Stelle des Roger Asham an, der die Königin Elisabeth in Griechischen unterrichtete, „die Verlockungen der Kirche aus dem Italien eingeführt worden, um die Sitten der Leute in England zu verderben; zum großen Theil durch die Beispiele schlechten Lebenswandels, aber ganz besonders durch die Vorschriften der schlechten Dichter, die neulich aus dem Italiänischen in Englische übersezt worden sind, und die in allen Buchläden Londons verkauft werden. Es sind in den letzten Monaten mehr dieser prägnanten Dichter gedruckt worden als man seit mehreren zwanzig Jahren in England gesehen hat. Auch hat man jetzt mehr Ehoracht für die Triumphe des Petrarca als für die Genüsse des Moses, und man macht mehr aus einer Erzählung des Boccaccio als aus einer Geschichte der Bibel.“ Allerdings trat diese Renaissance der antiken Kultur in einen mehr oder minder ausgesprochenen Gegensatz zu der bis dahin üblichen Auffassung des Christenthums. Taine führt in dieser Beziehung einen Ausspruch Machiavelli's an (p. 261), der Christenthum und Heidenthum derartig einander gegenüber stellt, „daß das erstere das höchste Glück in die Demuth, die Erniedrigung setzt, die Verachtung der irdischen Dinge, während das andere das höchste Gut in der Seelengröße, der Körperkraft und all den Eigenschaften bestehen läßt, die den Menschen fürstlich machen.“

So sehr wir aber die Reichhaltigkeit und Quellenmächtigkeit in dem Bilde der Renaissance bei Taine anerkennen haben, so wenig können wir uns mit der Ansicht einverstanden erklären, die derselbe über die spezifisch englische Renaissance (p. 266 ff.) ausdrückt. Es heißt dort „La Renaissance anglaise est la renaissance au *grain* saxon.“ Wie jede Rasse, so heist es weiter, ihre Erfindungsgabe dadurch an den Tag lege, daß sie ihre Ideen ausdrücke, so könne auch eine sächsische Rasse nur sächsische Ideen ausdrücken; man werde aber finden, daß die neue Civilisation und Poesie (nämlich die der Renaissance) Abkömmlinge der alten Gacerns, Adelm, Peters des Pflügers und Robin Hood's aufweise. Wir sind indeß der Meinung, daß Taine hier von seiner Vorliebe zum Schematisiren bestimmt worden ist. Wie kann man erstens das Wiederaufleben, diese Renaissance in England als eine solche des sächsischen Geistes bezeichnen, da seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts, allerspätestens, die vollkommenste Durchdringung romanischer und germanischer Geistes in England stattgefunden hat! Und gerade durch romanische Vermittlung, durch Italien, wie Taine so eingehend zeigt, geht die Umwandlung der Ideen in England vor sich. Von dem Schema aber bezeugen, eine lateinische Rasse könne nur lateinische, eine sächsische nur sächsische Ideen hervorbringen, thut Taine sich Gewalt an, die Dinge unter diesem, dieselben einschließenden Gesichtswinkel zu sehen. Außerdem aber mißet Taine dem „sächsischen“ Geiste das Ungehörliche zu: in der Zeit der Normannischen Eroberung sind die Sachsen gänzlich „im keltischen Ozean versunken.“ Durch Aufdeckung nur haben die Normannen ihre Sprache, die der Schweinehirten, angenommen: und nun soll plötzlich die gemaltige Auffassung der Geister in England nur auf den sächsischen, tief verachteten Bestandtheil derselben zurückgeführt werden. Wenn nun Taine jenen überlassen, unter dem Namen des Cypthitismus am Ende des 16. Jahrhunderts in England bekannten Stil mit Recht als der Renaissance angehörig, als romanisch nachweist, so können wir

*) 1488. Parlamentsakte über die *inclosures* (Umfriedigungen u. der Felder).

ihm doch darin nicht bestimmen, daß diese Ueberfälle und Unregelmäßigkeit der Schreibart in England deshalb besonders hervorgetreten sei, weil die Rasse, die eine germanische ist, nicht, wie die lateinischen Rassen durch den Geschmack an harmonischen Formen beherrscht wird und den starken Eindruck dem schönen Ausstrahl vorzuzieht (p. 281).“ Allerdings steht jene geschulte Schreibart den Italiänern, wie Marini oder Marino, und auch den Franzosen natürlicher zu Gesichte als den Engländern, weil sie den letzteren etwas eigentlich Fremdes ist, und wenn sie in Uebertreibungen verfallen, so gerathen sie in den ältesten Fehler aller Nachahmer.

Wir haben ferner hervorzuheben, daß die Bezeichnung der Renaissance in England als Renaissance Poësie und von vorn herein stüßig machte: und so finden wir denn in der Darlegung derselben bei Taine nicht genugsam auf den Unterschied der Renaissance in Italien und in England hingewiesen. Die Italiäner, der Papi X., Leo X., nicht ausgeschlossen, wurden in der That mehr als halbe Heiden: nicht so die Engländer; allerdings magen die Geister am Hofe Elisabeths *) mit ihren mythologischen Epielen, ihren Göttern und Göttingen griechisches Gepräge. Aber dies lag doch viel mehr in der Form als in der Sache. Das christliche Element blieb in England herrschend. Im fewigen Italien genoss man die Antike, im düstern Norden suchte man sie. Was übrigens die der solchen Hoffesten in England angeführten sog. Masken betrifft, so hat es uns gefreut über diejenige des Ben Jonson, die häufig so wenig gekannt und gewürdigt werden, das folgende Urtheil bei Taine (p. 305) zu finden. „Le bataillon discipliné de nos vers robustes se change en une bande de petites strophes gracieuses, qui courent aussi légèrement que des oûts de Raphaël.“

Eine eingehende mit Auszügen aus der Fairy Queen verwehte Erörterung ist Spenser (p. 346 ff.) gewidmet. Doch will uns die Vergleichung desselben mit Rubens nicht recht ansprechen. „Die Rubens schafft er ganze Stücke, ansehnlich jeder Tradition, um reine Ideen auszudrücken. Wie bei Rubens schwebt die Allegorie bei ihm die Proportionen in der regellosen Art an, und entsteht die Phantasie jedem Geiste, aufgenommen dem Bedürfnis, Formen und Farben einander anzupassen.“ Aber über den einen Unterschied, daß Rubens seine Allegorien und Ideen durch das Medium des dorb Sinnlichen und Fleischlichen veranschaulicht, während die Spenser das spekulative Moment und der Gedanke das Vorwiegende bleibt — können wir, der Taine'schen Parallele gegenüber, nicht recht hinwegkommen. Und dieser selbst bemerkt über die, Buch II. Kap. 7 der „Zeremoniologie“ — gegebene Schilderung des unterirdischen Hauses, das Namen der Versuchter dem Eit Gehen zeigt — p. 349 „Nul n'a pu peindre n'égale ces visions,“ und p. 351 „C'est que l'allégorie possède un gigantesque.“

Mit einer kurzen Besprechung Bacon's und des Zustandes der positiven Wissenschaften im Zeitalter der Renaissance schließt der I. Band von Taine's englischer Literaturgeschichte. Das Eigentümliche des Werkes dürfte aus den gegebenen Andeutungen annähernd hervorgetreten sein. Die Darlegung der demerzenden und charakterisirenden Ideen wird von dem Verfasser hienieden nicht ohne gezwungene und gewaltsame Zurechtlegungen angestrebt: das kulturhistorische Moment in geschichtlicher und kenntnisreicher Art zum Verständnis der literarischen Produkte mit

herausgezogen. Wie die französische Nationalität, den Geist ihrer Nation zu überhäufen, stellenweise den stärksten Widerspruch gegen das Buch hervorruft, glauben wir ebenfalls genugsam hervorgehen zu haben. T. b. B.

England.

Die Pariser. Von Edmond Selmer, Lord Lytton.

Der berühmte Verfasser so vieler Romane hatte einen solchen unter dem Titel *The Parisians* hinterlassen: Bulwer's Sohn, Lord Lytton, unterzog sich der Herausgabe dieses Werkes, das namentlich auch in Tauchnitz Collection in vier Bänden (Leipzig 1873) erschienen ist. Dem 4. Bande ist ein kleines Vorwort Seitens des Herausgebers vorangeschickt, welches wohl geeignet ist, den Leser über die letzten Werke Bulwer's zu orientieren. „Die Pariser“ und „Kenelm Chillingly“, sagt Lord Lytton, wurden um dieselbe Zeit begonnen und hatten ihren gemeinsamen Ursprung in derselben Central-Idee. Diese Idee fand zuerst phantastischen Ausdruck in *The Coming Race*; die drei Bücher zusammengenommen bilden eine besondere Gruppe, die sich von allen anderen Werken ihres Autors deutlich unterscheidet.“

„Die Satire seiner früheren Novelle ist ein Protest gegen falsche soziale Größen (respectabilities); der Humor seiner späteren ist ein Protest gegen den Mangel an Respekt vor sozialen Realitäten. Durch das erste sucht er soziale Lauterkeit zu fördern und die freie Entfaltung persönlichen Charakters; durch das letzte gegenseitige Liebe und Sympathie unter allen Rassen zu fördern, von deren Wechselwirkung der Charakter der Gesellschaft selbst abhängt. In diesen drei Büchern indessen, seinen letzten Schöpfungen, ist die moralische Absicht bestimmter und ausschließlicher. Jedes derselben ist eine Ausführung gegen dasjenige, was ihm die gefährliche Popularität gewisser sozialer und politischer Theorien zu sein schien oder eine Warnung gegen den Einfluß gewisser intellektueller Tendenzen auf individuellen Charakter und nationales Leben. Diese Absicht indessen, obgleich den drei Schöpfungen gemeinsam, ist in jedem derselben nach verschiedener Methode ausgeführt.“

„The Coming Race“ ist ein Werk reiner Phantasie, und die Satire desselben ist vog und scherhaft. Die Unruhe einer bestimmten Absicht ist deutlicher in „Chillingly“ gezeichnet — ein Roman, der die Quelle seiner Wirkung in einer hochentwickelten Einbildungskraft hat. Der Humor und das Pathos von Chillingly sind von einer Art, die mit dem Jreud der „Pariser“ unverträglich ist, welches ein Werk dramatisirter Beobachtung ist. . . . „Die Pariser“ beabsichtigen die Wirkung „moderner Ideen“ auf eine ganze Gesellschaft zu beleuchten. Diese Novelle trägt daher den Charakter des Panoramas in der Menge und der Verschiedenheit der Figuren, die der Einbildungskraft des Lesers durch dieselbe vorgeführt werden. Kein ausschließliches Hervortreten ist irgend einer dieser Figuren verzmmt. Alle sind sie mit derselben Sorgfalt gezeichnet und gemalt, doch misst der dritten häufigen Pinselstriche, die für ihre wirksame Darstellung auf einem so umfangreichen und so wehgepflanzten Raum notwendig sind. Solche Figuren sind in der That nur die zusammenhängenden Züge einer großen Form, und ihre Handlungen sind nur ebenso mannigfache Arten eines kollektiven unperfekten

*) T. p. 369 „C'est le paganisme qui règne à la cour d'Elizabeth, non seulement dans les lettres, mais dans les doctrines.“

lichen Charakters — derjenigen der Pariser Gesellschaft des Kaiserlichen und des demokratischen Frankreichs ein Charakter, der überall gegenwärtig und geschäftig ist durch die Geschichte hindurch; er ist der wirkliche Held oder die Helden derselben. Diese Gesellschaft war ohne Zweifel für eine charakteristische Beleuchtung als die am meisten vorgeschrittene in der Entwicklung moderner Ideen am Geschichtsfestpunkt. — So weit Lord Vinton. Mit den Bemerkungen desselben über „die Pariser“ können wir uns im Ganzen einverstanden erklären, nur daß die schwache Seite des Buches allzu verbüßend angedeutet ist. Das Werk als „dramatische Beobachtung“ zu charakterisiren, halten wir für einen sehr glücklichen Griff; daraus ergibt sich aber fast von selbst, daß das Buch kaum, oder nur in ganz bebingtem Sinne, ein Roman zu nennen ist. Und so ist es in der That. Zwar giebt jener leichte, elegante Salonstil der Konversation, in welchem Bulwer stets eine hervorragende Meisterhaftigkeit befindet hat, ein höchst gefälliges Beispiel für die Fülle interessanter Beobachtungen über das politische und gesellige Leben der Pariser vom Plebejus an bis über die Belagerung hinaus, ab: aber diese Beobachtungen, so sehr sie von der sanfteren Zeichnung typischer Individuen der Pariser Welt belebt werden, bilden doch so sehr den eigentlichen Kern des Buches, daß wir dasselbe lieber als eine wohlgefüllte Stizzen- und Studienmappe, als höchst werthvolle — von Heibemdem Wertes — zu nennende Kultur-Studien als einen Roman im engeren und eigentlichen Sinne bezeichnen möchten. — Höchst charakteristisch tritt und das Bild des Engländers in Paris, der dort hies sein Eldorado erblickt, entgegen und zwar freilich den Engländers von high-life, der — nach Bulwer — bei den Trois Pères für neunundfünfzig Franken zu Mittag isst. Von den Figuren des Romans, oder vielmehr von den Tugenden der Gesellschaft, aber war und besonders interessant Oulstare Rameau, der Redakteur des Journals „Sens Commun“ — das, ebenso wie der Mann selbst, sehr geschickt in den Gang der Erzählung oder vielmehr in denjenigen der historischen Ereignisse verwebt werden ist. Wieviel ist nicht aus diesem köstlichen Werke Bulwer's zu lernen! Aber man lernt eben von ihm, wie man von der Unterhaltung des sein zuverkommenden gentleman lernt, der das Uebergewicht seines Geistes, seiner Welt- und Menschenkenntnis nirgends geltend machen will, aber eben deshalb um so fühlbarer macht. Adel und — wenn der Ausdruck nach Analogie von haute finance gewagt werden darf — hohe Literatur sind die bevorzugten Erbhären unserer Schriftsteller des Nordes. Der Raum verbietet es und hier, tiefer in die Details des Buches — das schließlich geradezu den Charakter eines Tagebuchs während der Belagerung von Paris von 1870/71 annimmt — einzugehen. Wie werden wir da mit Paris vertraut! Wir hören die hiesigen Diskussionen in den Cafés, während die Preußen die Mienstadt einschließen: wir hören den heftigsten Franzosen, der auf die Bemerkung, daß die Preußen bald abziehen müßten, während auffährt, welcher preussische Spion das gesagt habe! Denn kein Einziger dieser Vandalen wird in sein Vaterland zurückkehren. An solchen Stellen haben wir entzückten Photographien nach dem Leben vor uns. Von der Fülle freisinniger psychologischer und völkerpsychologischer Bemerkungen aber können wir hier keine Aufzählung geben; sei es insofern wenigstens diese, daß selten ein Buch und so lebhaft wie Bulwer's Pariser ausgedacht hat, eine Plamenleise gekroener Ausprüche unserer Retzblätter einzubringen.

Afrika.

Der Aschantikrieg.

I.

England, das vor wenigen Jahren sein Ansehen mit Waffengewalt in Aschentan wahrte, ist jetzt zu einem gleichen Schritte auf der anderen Seite Afrikas genüthigt. Seit Monaten operiren englische Streitmächte an der Goldküste und doch haben sie bis jetzt noch keinen nennenswerthen Erfolg aufzuweisen; noch kann Niemand sagen, wann dieser in vielfacher Beziehung so räthselhafte Krieg sein vermitteltes Ende finden wird. Räthselhaft ist vor allem die Entstehung und der Anlaß des Krieges — den, wenn wir einer ganz kürzlich veröffentlichten Kundgebung eines hervorragenden englischen Parlamentsmitgliedes, Disraeli, glauben sollen, „weder kann noch Vandesetzung jemals billigen und über dessen Nothwendigkeit und Gerechtigkeit beiden niemals Aufklärung ertheilt wurde“ — wenn auch die erste und hauptsächlichste Ursache wohl nur in den durch die englische Herrschaft verletzten Handelsinteressen der Eingebornen zu suchen sein wird. Räthselhaft kann es ferner erscheinen, wie England dazu kam, „jenen zweideutigen und vermeintlichen Vertrag“ abzuschließen, wie der genannte Politiker die Erwerbung der Goldküste bezeichnet, denn ohne die Besitzergreifung des Landes seitens der Engländer hätte die Empörung der Aschanten sich gegen die Waffen jener überhaupt nicht richten können. Doch dem sei wie ihm wolle: es ist ein Kampf, dessen schließlicher glücklicher Erfolg offensichtlich nicht bloß dem englischen Handel, sondern auch der Wissenschaft und der Kultur im Allgemeinen zu Gute kommen wird. Es dürfte schon ein großer Gewinn sein, wenn es in letzter Hinsicht auch nur gelänge, den Fürsten jener Küstenländer die Lust an dem entsehligen Handel mit schwarzem Gold und den Gewinnen an beschleunigen, theils zum Vergnügen, theils einem unnützen Ceremoniell zu Liebe ausgeführten Menschenhandeltreiben zu brechen.

Jetzt endlich sind die englischen Meerführer so weit, daß sie dem Kernpunkt ihres Feldzugsplanes, dem Angriffe auf die feindliche Hauptstadt Kumassi, näher treten können. Das Vau, um das es sich hierbei handelt, gehört dem schmalen Streifen an, der etwa unter dem fünften Grade n. B. gelegen, auf den Karten von sehr und als Eisenbahn-, Gold- und Elfenbeinküste bekannt ist. Bereits unter dem achten Grade ö. v. g. nimmt die Küste jene so charakteristische, fast genau eckwärts sich bewegende Richtung an, welche Urkunde auch, daß portugiesische Entdeckungsfahrer im 15. Jahrhundert hier schon glaubten, den graden Weg nach Ostindien gefunden zu haben, der sich ihnen indeß erst 40 Jahre später und von einer anderen Stelle Afrikas aus erschließen sollte.

Wenig bekannt dürfte es auch sein, daß nicht die Portugiesen, wie man gewöhnlich annimmt, wohl aber die Franzosen von den Europäern zuerst sich dort niederließen. Denn schon im Jahre 1365 besahen Kaufleute aus Dieppe Faktorien an der Mündung des Senegal, wenige Jahre später stiegen wir sie schon auf der Goldküste hässlich eingerichtet und die Ports Petit-Port und Petit-Dieppe lassen und die Herkunft ihrer Gründer erkennen und vielleicht auch die Ziele, die ihnen bei ihren Gründungen verschwiegen, annähernd errathen. So ebenfalls von Franzosen im Jahre 1382 angelegte Fort de la Mina besaß noch heut unter dem Namen El Mina, während die übrigen französischen Anhebungen auf der Goldküste von keinem langen Bestande waren. Ebenjowenig gelang es ihnen zu Anfang des

18. Jahrhunderts, dort neue Kolonien zu errichten. Bei dem Ausbruch der Revolution sind die Franzosen nur noch im Besitze des Fort Brancas an der Sklaventüste, bis sie sich 1797 entziehen, aus dieses aufzugeben. Erst in allerneuester Zeit haben sie ihre westafrikanischen Kolonialstättensbesetzungen wieder aufgenommen. Dem damaligen Schiffslieutenant, späteren Admiral Benoit-Willmann, gelang es im Jahre 1742 besser an dem Meerestheile von Guinea, als im Jahre 1870 an den Gestaden der Kert- und Oker- die französische Flagge aufzuräumen. Er gründete nämlich damals durch Verträge mit den eingebornen Fürsten die Niederlassungen Kifine, Grand-Bassam und Gabon, die Frankreich noch heute zu den seinen zählt.

Die Portugiesen folgen, wie gesagt, viel später als die Franzosen an, in Ober-Guinea Faktoreien anzulegen. Wie sie aber in der Seege und in die Sundalisten an die Holländer verlor, so machten sie diesen auch an der westafrikanischen Küste Platz. Die Holländer wiederum traten in dem Vertrage zu Breda (1672) einen Theil ihrer Besitzung Cape-Good an die Engländer ab. Durch Parlamentsbeschluss wurde dann im Jahre 1750 die Bildung einer englisch-westafrikanischen Handelsgesellschaft genehmigt, welche mit der Ermächtigung, Komptoirs und Forts anzulegen, ausgestattet und mit einer jährlichen ziemlich bedeutenden Unterstützung bedacht, ihr Leben bis zum Jahre 1821 feierte. Nach ihrer, in diesem Jahre erfolgten Auflösung, gab man einen Theil der Forts preis, während die übrigen mit den bereits in Westafrika bestehenden englischen Besitzungen unter den Gesamtanamen West-Africa settlements vereinigt und sammt dem in Cape-Good eingesetzten Statthalter dem in Freetown residirenden britischen General-Gouverneur untergeordnet wurden. Aber immer war das englische Küstengebiet noch kein einheitlich, noch immer belassen die Holländer die Niederlassungen Elmina, Chama, Sekondi, Bauro, Diskere, Krim und Apollonia, welche in dieser von Westen nach Osten verlaufenden Reihenfolge gleichsam als sieben Blüthenketten — so wird man ja wohl für Kaslavie sagen dürfen — sich zwischen die englischen Besitzungen einreihen, nach vermehrt durch einige Besitzungen der Dänen, die sich ebenfalls dort eingenistet hatten. Anfangs in Eintracht lebend, kamen alle diese Nationen sehr bald in beständige kleine Kriege. Diesen gingen zuerst die Dänen aus dem Wege, als sie vor etwa zwanzig Jahren (1850) sich entschlossen, ihre westafrikanischen Ansiedelungen, die ihnen mehr Leiden als sie einbrachten, und deren ungeordnetes Klima milderlich unter den Ansiedlern wüthete, sich gänzlich zu entziehen. Ein ähnlicher Plan war lange Zeit hindurch die Sache erster Ermahnungen brüchig ihrer verbleibenden Besitzungen auf Seiten der Holländer. Sie haben ihr langes Zögern schließlich nicht bereut, als es ihnen im Jahre 1871 gelang, ihre Kolonien unter augenscheinlich günstigen Bedingungen an die Engländer los zu werden, und werden es jetzt noch weniger bereuen, wo die eingebornen Stämme sich gegen die europäischen Eindringlinge empören und Holland seine eigene Kraft zugleich gegen den anständigen Sultan von Adjuin braucht. Die Bedingungen jenes Vertrages, durch welchen England den zweifachen Schatz erwarb, mit dem Dänen und Holländer nichts hatten anfangen können, sind folgende: An Geld bezahlt England nur den Werth des übernommenen Kriegsmaterials, das auf 24,000 Pfd. Sterling geschätzt wird, zweitens wurde den Holländern die Einföhrung indischer Kulis in Surinam und bittens die Zuzeränkt über Samarra zufließen. Darin erblickt freilich das eben genannte Mitglied der englischen Partei „einen noch selten erlebten Akt von Treue und Unwissenheit des gegenwärtigen englischen Min-

steriums, durch welchen es einen Vertrag aufgegeben hätte, der dem britischen Verkehr mit China und Japan die Freiheit der Meerenge von Malakka gesichert habe.“ Ueber die Zweckmäßigkeit des ganzen Abkommens von Seiten der Engländer mag das Parlament mit seiner Regierung rechten, merkwürdig aber ist es, daß auch im niederländischen Publikum und in der niederländischen Presse sich der Stimmen viele regten, die gegen die „Entscheidung altererbten Kolonialbesitzes“ glaubten ernstlich Verwahrung einlegen zu müssen. Vergebens wandten auch die Kolonien, deren Bewohner — natürlich handelt es sich dabei nur um die Europäer — aus erklärlichen Gründen sich vom Hinterlande nicht mochten abtrennen lassen, sich bittend an dasselbe. Aber der eigens zur Verhütung des drohenden und nach ihrer Meinung unheilvollen Schrittes nach dem Haag gesandte Unterhändler David Milne Edwards, richtete ebenso wenig aus, wie die aus Vaterlandsgedühl hier wohl etwas kurzschäftigen, die Abtretung mißbilligenden holländischen Blätter. Die Kammer der Niederlande ließen den Vertrag gut und übergeben an England die eben genannten sieben Ansiedelungen, von denen die wichtigste und durch das starke Fort Saint-George de la Mine am meisten geschützte Elmina eine Stadt von 15,000, und die als zweitwichtigste geltende Chama an der Mündung des Bessum-Grab eine solche von 500 Einwohnern ist. So gewann Englands Bevölkerung einen Zuwachs von 120,000 Seelen und wurde Alleinherrscher der ganzen Küste (etwa 50 Meilen) von den Grenzen der französischen Ansiedelung in Afrika an bis zu den Marken des übel beleumundeten Königsreiches Dahome. Freilich wurde es zunächst nur auf dem Papiere Alleinherrscher, es wird es in Wirklichkeit erst werden, wenn es ihm gelingt, vorerst des furchtbaren Aufstandes der Schwarzen Herr zu werden, der kurz nach der Ausföhrung des Vertrages ausgebrochen ist.

Neuhebräische Literatur.

Bot ha-Midrasch. *)

„Die Hagada ist bis jetzt wie herrenloses Gut behandelt worden, und jeder maßte sich das Recht an, mit ihren großen Schätzen nach eigenem Willen und Gutdünken zu schalten; allein sie erschließt sich nur Demjenigen, der mit methodischer Zucht und wissenschaftlichem Ernste in ihren Schatz hinuntersteigt, die Gesetze ihres Entstehens, ihres Wachstums und ihrer Bildung zu erforschen sich bemüht.“ Diese Worte Adolf Jellinek's könnten füglich die Ueberschrift zu seinem Unternehmen bilden, zu jener Sammlung, die er mit unermüdetem Eifer und unverdrossenem Fleiße fertigt, deren ersten Theil er vor nunmehr zwanzig Jahren herausgegeben, und von der er jetzt bereits den fünften Theil hat erscheinen lassen; sie enthalten den wissenschaftlichen Erklärungsgrund dafür, daß er die oft so sehr unbedeutendsten Splitter und für den oberflächlichen Blick werthlosten Aeußerungen der Hagada sorgfältig zusammenträgt. Hagada und Hagada waren die beiden Gebiete, auf die vor dem

*) Sammlung kleiner Midraschim und vermischter Abhandlungen aus der ältern jüdischen Literatur. Fünftes Theil enthält 25 kleine Midraschim oder midraschartige Stücke. Nach handschriftlichen und Druckwerken gesammelt und nebst Einleitungen herausgegeben von Dr. Ad. Jellinek. Wien, Brüder Winter, vorm. Herold und Bauer, 1873.

Erblühen anderer Wissenschaften alle geistige Thätigkeit im alten Judenthum sich beschränkte. Die Grundlage beider war die Bibel. Jener, der Salado war es ansgesogen, Gesetz und Recht zu behandeln und aus der ewigen Urquelle abzuleiten, Sagen und Bestimmungen für das staatliche Leben wie für die religiöse Uebung festzusetzen und zu entwickeln; diese, die Hagada, hatte die Sorge für religiöse Erbauung, für die Klärung und Verbreitung des gebantlichten Theiles der Religion übernommen. Ihr steht ein gut Theil von dem Charakter ihrer Begreifung an, die eigentlich Rede bedeutet. Während jene, die Salado, die ursprünglich nicht aufgezichnet werden durfte, um das Recht nicht erstarrten zu lassen, sondern stets in lebendigem Flusse zu erhalten, als das oft mühsam errungene Ergebniss starrer Gedankenarbeit, ihrer Natur nach zur Aufzeichnung hindrängt, ein eigentliches Schriftthum ausmacht, trägt die Hagada vom Hause aus den Charakter des lebendigen Wortes, das Rednerische, Ungebundene, Springende ist ihre innerste Natur; jene ist bedächtig, kühl, verständlich, Wahrheit ist ihre oberste Forderung, diese ist kühn, feurig, unbefonnen, Eindruck ist ihre Forderung. Das gleiche Bestreben beider, alle ihre Auffassungen aus der Bibel nachzuweisen, hat zu nachlässigen Wirkungen geführt; wenn jene zur Knechtung und Vergewaltigung, führt diese oft zur Verlesung und Vertiefung des Bibelwortes, und während jene nach dem Grusse ihrer Anlage aus einer gewissen inneren Nöthigung heraus nach einer Begründung ihrer Lehren aus der Schrift sich umsieht, und so dem Zwange setzt eine höhere Weisheit giebt, tragen bei dieser die Nachweisungen ihrer Ansichten aus der Bibel den Charakter des Willkürlichen und werden bald ein Spiel, eine Uebung des Willens, abgebrochen sind daher zum Theil die Darstellungen der Hagada auf uns gekommen, kühn hingeworfene Aufzeichnungen, kurze Striche eines Entwurfes, dürre, oft auseinandergerissene Gerippe des Gedankenganges sind Alles, was von dem uns übrig geblieben ist, was einstmal voller Leben war, Kraft und Eindrucksfähigkeit besessen haben mochte. Dieser trümmereiche Zustand der Darstellung, verbunden mit der Eigentümlichkeit dieses Gebietes, wirken zusammen, den Eindruck, den diese Literatur heute auf den modernen Geistesstand macht, zu beinträchtigen und oft als falsch und unwürdig das erscheinen zu lassen, was nur der Erklärung entbehrt, um sofort begreiflich und begründet zu werden.

Sie ist viel verachtet worden, die Hagada, mit bequemer Miß hat man ihre Deutungen abentheuerlich gefunden und lächerlich gemacht, in ihrem Durcheinander Nahrung gesucht für kraftlosen Spott und weisse Heiterkeit. Man glaubte, vornehm absprechen zu müssen und damit hielt man die Sacke für abgethan. Die wissenschaftliche Erforschung der Hagada hat durch diese Herabsetzung derselben, die eine Art östliche Meinung geworden ist, empfindlichen Schaden gelitten und während ihrer Schwere, die Hagada, die fähigsten Kräfte zu ihrer Bearbeitung gefunden und herausgefordert hat, muß diese über flümmelnde Behandlung klagen. Noch soll gleichsam der Schlafartel erscheinen, der all die wunderbaren Formen und Gestaltungen der Hagada als Aemherungen eines Geistes, als Bildungen eines Urtheils, seien es nun Trümmer oder Ansätze oder voll entwickelte Schöpfungen, erkennen und nachweisen soll. Das Lächeln und Spötteln über allgemeine geistige Erscheinungen zählt unsere Zeit zu den überwundenen Standpunkten, sie fordert wissenschaftliche Erklärung. Unsere Wissenschaft ist nicht zu vornehm, in den Kreis der Kinder sich zu mischen und den tollen Sprücheln zu lauschen, mit denen die Kleinen ihre Spiele begleiten. Wo man früher sich begnügte, die Dummheit der Menschen für das Auffällige einer

Erscheinung verantwortlich zu machen, da spürt man heute ihren Gründen nach, die in der That oft ganz andere Quellen für Aberglauben und sonstige Verirrung ergeben, als Unverstand und Thorheit. Es ist gleichsam die naturwissenschaftliche Methode, die unsere Zeit beherrscht, in der es Gebrauch ist, sorgfältig zu untersuchen, den Spuren der Entwicklung nachzugehen, die zu einer Erscheinung hingeführt hat. Und so sieht man denn nach und nach Gebiete in den Bereich wissenschaftlicher Erforschung, in denen früher nur die Korbale des Aberglaubens und der Unvernunft nach der allgemeinen Aufschauung ihr Spiel trieben, es giebt bereits eine wissenschaftliche Geschichte des Tenfels und die alten Wälder aller Heiden müssen es sich gefallen lassen, von unserer Zeit untersucht, nach dem Stammbaum gefragt und auf die Verwandtschaft hin geprüft, mit einem Wort erklärt zu werden, die Umriffe einer Entwicklungsgeographie der Mythologie dümmen bereits in der Ferne. Man hat sich nachgerade gewöhnt, die Ausprägungen geistiger Thätigkeit wie ein organisches Gebilde zu betrachten, das aus einem Keime hervorwächst und bestimmter Gesetze seiner Ausbildung unterliegt. Von diesem durch das modernen Gesichtspunkte aus faßt auch Jellinek die Hagada auf, sie ist ihm eine geschichtliche Erscheinung im Leben des jüdischen Volkes, die in ihrer Bedeutung noch zu würdigen, in ihrem Nachsthum noch zu erforschen ist. Bei solcher Art der Betrachtung hat jede Herabsetzung der Hagada ihre Wichtigkeit, und, wie der Naturforscher zur Erkennung einer Gattung keine Art für zu geringfügig erachtet darf, vielmehr mit gleicher Sorgfalt auch sich zuwenden, so hat für den wissenschaftlichen Betrachter und Forscher der Hagada oder des Midrasch, wie sie auch genannt zu werden pflegt, jedes kleinste midraschische Stück seine Bedeutung. Jellinek hat daher keines als zu werthlos von seiner Sammlung ausgeschlossen.

Man sagt, das verwandte Naturen einander besser verstehen und es ist wohl auch wahr. Dann ist es klar, warum Jellinek der Freund und Schirmherr der Hagada wurde, der sie ganz besonders hochschätzte, und mit Liebe und Hingebung an ihrer Erforschung und Bertheidigung arbeitet. In ihm, dem geistlichen jüdischen Kanzelredner der Gegenwart, schaffte noch und weht der Geist der alten Hagada. Wie er selber in seinen auf der Höhe der Zeitbildung sich bewegenden Reden, in denen er zu den treibenden Fragen der Gegenwart vom Standpunkte der jüdischen Religion aus Stellung nimmt, trotz seines modernen Geistes, trotz seiner großartigen, in der Schule alter und neuer Wissenschaft gebildeten Auffassung der Dinge, die er vertritt, dennoch niemals die eht jüdische Färbung vermissen läßt, die des Hörer entzündet und dem Kenner obendrein den Genuß moderner Hagada bereitet, so bezieht sich ihm das verbläute, oft schwache Bild des alten Midrasch, die dünnen Aufzeichnungen und Gedankengerippe derselben sich ihm mit Gleich und Farbe, und so die Anderen wird Durcheinander und wunderliche Aemherung zu leben glauben, steht vor seiner Phantasie des Arbeiters, der Redner und Redende, der den geheimen Sinn ihm zuflüßelt.

Aber Jellinek's Bet Hamdrach hat auch eine andere, allgemeinere, für die Wissenschaft wichtigere Bedeutung. Wie die alte Hagada der Spiegel war, in den alle Zeitereignisse die Bild hineinwarfen, so ist der Midrasch eine wichtige Landkarte der werthvollsten geschichtlichen Angaben und Beziehungen. Jedes Geschicht bedurfte neuer Tröstung, jede Zeit anderen Zuspruch, andere Erbauung, denn die Verhältnisse der Menschen sind wandelbar und fließend, jeder Zeitraum trägt einen besonderen Charakter. Wie wir im Fernsein Wesen antreffen, von denen wir von anderenher keine Kunde hätten, die eingeschlossen und auf-

benutzt wurden zur Zeit, da das Holz noch aus seinen Bäumen träufelte, so find von dem warmen Glosse der „Hagada“ Begebenheiten berührt und festgehalten worden, die wir nunmehr heraus hervorholen, nachdem die Wärme längst verköhlt ist und der Fluß hart wurde. In diesem Sinne ist die Hagada die Freundin der Geschichtswissenschaft, und so hat auch diese Sammlung manche Beiträge bereits dazu geliefert, dunkle Zeiträume in der jüdischen Geschichte zu erhellen oder wenigstens klarer zu machen. Den Stoff zu dieser Sammlung, deren Zustandekommen der geistige Altmutter jüdischer Wissenschaft, Jung in Berlin, durch seine weitläufige Gesehrsamkeit und scharfsinnige Kritik eigentlich erst ermöglicht hat, indem er seine Zusammenstellung der Namen und Bedeutungen aller midraschischen Werke und Trümmer schuf, und dem zum Danke auch diese Sammlung gewidmet ist, hat Zellinek aus Handschriften oder aus seltenen und nicht allgemein zugänglichen Druckwerken zusammengetragen.

Zellinek ist eine rechte Herausgebernatur. Auch hierin äußert sich der Redner, nämlich seine hervorsteckende Eigenschaft, die Mittelbarkeit. Die Wissenschaft zum Gemeingute zu machen, den geistigen Schätzen den Bann der Verschliffenheit und Unzugänglichkeit zu lösen, ist ihm Bedürfnis und Beruf. So ist es denn schon ein stattliches und sehr ansehnliches Heer von Critikern, das Zellinek einsehen kann, wenn es gilt, die Männer der Wissenschaft nach ihren Leistungen zu beurtheilen. Philosophie und Kabbala, Schriftklärung und Geschichte hat er durch Herausgabe von Handschriften oder unzugänglich gewordenen Drucken bereichert, es giebt fast kein Feld jüdischer Wissenschaft, auf dem nicht eine Edition von Zellinek anzutreffen wäre. Wer da weiß, von welcher Bedeutung es für die Wissenschaft ist, ihre Quellen zu verbreiten und nutzbar zu machen, wird diese Herausgeberthätigkeit zu würdigen verstehen. Man vergißt, wenn man vor dem Schaufenster des Goldarbeiters steht, vor all dem Glänze und Schmuck nur zu leicht des Bergmanns, der das Erz aus dem dunkeln Schoß der Erde hat ans Licht gefördert. Einer der regsten und thätigsten im Schoß der jüdischen Wissenschaft ist Kreis Zellinek.

In diesem neuesten, mit einer bei deutschen Druckwerken and noch dazu jüdischen Inhalts wahrhaft erschauenden Schönheit ausgestatteten Bande seiner Sammlung verspricht er, noch einen schenken folgen zu lassen. Möge ihm dazu die Muße werden, die Wissenschaft wird ihm auch weiter dafür Dank wissen. D. K.

Kleine literarische Revue.

— **Parlaments-Almanach.** Wie zu erwarten stand, hat auch diesmal bald nach dem Zusammentritt des deutschen Reichstages die Ausgabe des Parlaments-Almanach von Dr. G. Hirth*) hinfestgefunden. Wie alle seine Vorgänger, erscheint derselbe in handlichem Taschenformat, das ihn besonders geeignet macht, den Abgeordneten und Journalisten zur schnellen Orientierung zu dienen. Er bietet außer der Reichsverfassung, die im Parlamente immer zur Hand sein muß, den Einzelverträgen mit den süddeutschen Staaten, auch eine nach den einzelnen Jahren geordnete Uebersicht der gesammten Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes-

und des Deutschen Reichstages; ein dieser Uebersicht beigelegtes alphabetisches Verzeichniß erleichtert das Nachschlagen. Dieser Umfang und besonders die reichhaltigen Notizen über die einzelnen Abgeordneten machen dieses kleine Handbuch nicht bloß den Politikern und Zeitungsmännern von Fach, sondern auch jedem gebildeten Zeitungsleser angenehm, ja beinahe unentbehrlich. Der persönliche Theil enthält allerdings, besonders hinsichtlich der Parteilichkeit der einzelnen Mitglieder wegen der vor der Konstituierung des Reichstages erfolgten Zusammenstellung, einige Ungenauigkeiten, die aber kaum von Belang sind.

Der versprochene Nachtrag wird dieselben berichtigten und außerdem noch die Personalien des Bundesraths, der Reichsbehörden, wie auch manche andere Notizen bringen, die eine wünschenswerthe Ergänzung bilden. — Nur eins ist zu bedauern, daß nämlich über die mit Spannung erwarteten französischen Abgeordneten aus Elsass-Lothringen nur ganz kurze Notizen vorhanden sind, die die Menge nicht befriedigen; allerdings ist eine genügende Auskunftsbildung dafür in dem Umfange zu finden, daß es bei der Kürze der seit den Wahlen verfloßenen Zeit nicht möglich war, auch nur die nothdürftigsten Nachrichten einzuziehen. — Da dem Almanach auch die Geschäftsvertheilung des Reichstages beigelegt ist, so ist auch jedem sonst nicht ausschließlich mit politischen Verhandlungen Beschäftigten die Möglichkeit einer Orientierung gegeben. Wir können daher unsern Lesern dieses Handbüchlein nur empfehlen.

Hermann H.

— **Gerechterung des Reichthums.*)** Wie ist wohl eine glänzendere, seltener Vermählung gefeiert worden, als in der vorliegenden vortheilhaften Schrift. Ist es zunächst auch nur eine Hochzeit auf dem Papier, ja, wäre es auch für erste nur ein Verlobniß, und bleibt es auch noch sehr fraglich, ob der über Millionen täglich verfügbare, sonnenhelle Papa Bankier seinem Sohne die Einmüthigung zu solcher Partie geben werde, so wäre es doch möglich; und würde die Möglichkeit vervollständigt, so hätte man dem heutigen Pessimismus einen Schlag versetzt, von dem er sich wohl nicht wieder aufraffen würde, um noch ferner Unglück auf Unglück zu bereiten.

Es handelt sich in der von edelster Gesinnung erfüllten, ebenso geistvollen wie wohl stilisirten Darlegung des Verfassers um nichts Geringeres, als um eine Vermählung des Gottes Platos mit der Göttin Poesie oder anders ausgedrückt, um eine dauernde Verbindung zwischen dem Realismus und der Idee oder dem Ideal. Kommt sie zu Stande, — und der Autor weiß sehr sichere Wege, bringt äußerst praktische Mittel in Vorschlag — in Deutschland zu Stande, und verbreitet sich von hier aus über andere Länder, Welttheile, so ist die Menschheit in der Kultur um unzählige Stadien vorwärts gerückt.

Der Verfasser versteht uns in die Mitte modernster Angelegenheiten, wo eine Menge brennendster Tagesfragen aus allen Weltgegenden unserer Erde sich wie verabredet eingefunden hat. Noch dazu gilt es von Selten der Angekommenen dem heute so beliebten Götzen Mammon; wie er ferner zu feiern, sein Dienst zu begehren sich, auf daß er zum Börsen-, zum Hazardspiel eine gute Wiese mache, den Wagnisballen vorgeschüttelten Erzen, goldenen Regen gebe.

*) Deutscher Parlaments-Almanach von Dr. G. Hirth. Leipzig, G. Hirth, 1874. Preis 2, 25 Mark M. H.

*) „Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Heft 32. Die Dichtkunst der Vorse. Von Dr. H. Berta.“ Berlin, 1873. C. G. Lüderich'sche Verlagsgesellschaft, Carl Habel. 44 S.

Wir haben es hier also mit dem fühlbaren Schreden aller Philister und Philistinen zu thun, aber auch mit einem gödigen-Meise, welches gegenwärtig ebenfalls von beiden Geschlechtern auf Knien angebetet wird, mit der Glücksgöttin. Es giebt Krache auf Krache, Gründer und Andere erbleichen und erzittern vor panischem Schreck, jauchzen aber auch auf, fallen sich in die Arme, umtanzen wie toll die Göttin Fortuna.

Unser Autor erweist sich als der tüchtigste, gründlichste Nationalökonom. Er ist im Besitzten, Realen nach allen Richtungen hin bewandert, er hat den Geldmarkt, die Geldzirkulation aller Länder, Englands an Ort und Stelle, studirt und hat sich den- noch hoch, hoch über all dies materielle Getriebe von früh auf emporgeschwungen. Er weiß das Geld zu schätzen, aber er hat sich nicht daran verkauft, er kennt und liebt unendlich höhere, unvergängliche Güter und Schätze, als das Geld.

Es ist im höchsten Grade belehrend, interessant, was er uns von Berlin, London, Newyork, von allen Geldmännern und Geldgeschäften der jüdischen Welt zu erzählen weiß. Seine Umfchau, sein Gerüst in die Zukunft fortzuleben, in das Schicksal der Reichen, der Arbeiter, seine Details sind durchaus mitgebend und präsent. Aber in dem Augen wird er nach allen Seiten hin gerecht, er führt schlagende Beweise, daß der Idealismus die eigentliche Gottesmacht ist, die ungestraft von keinem Geldmenschen vernachlässigt wird, (jedoch den auch von Gekleidet zu Gekleidet segnet, welcher thun Gehör giebt und ihn mit seinen Geldspeculationen verbindet; im erstern Falle ist es die Hölle, im letztern der Himmel schon auf Erden. Nehmet uns wahr!) — Endlich sei noch dies gesagt: Diese Schrift unsers Autors erdruet das Geheimniß, wie man nicht bloß das große Loos, auch nicht allein viele große Loose, sondern das größte Loos mit Sicherheit gewinnen könne. Alexander Jung.

— **Frankische und deutsche Kunstjournale.** Die letzten Nummern zu Brüssel halbmonatlich erscheinenden Kunstblätter „l'Art universel“ enthalten wieder eine ganze Reihe interessanter und trotz des jactischen Charakters leichtverständlich geschriebener Aufsätze, aus denen wir besonders Jean Reiffen's Beschreibung der neuen Börse zu Brüssel, dann einen längeren Artikel B. J. Heyppin's: „Un coup d'oeil sur l'art contemporain en Europe“ und eine Parallele zwischen Dumas als und Sardou und der Feder Georges du Roch herverheben. — Zu ähnlicher Weise wie jenes Blatt ist jetzt auch hier in Berlin unter Mitarbeiterschaft einer Anzahl theoretischer und praktischer Künstler eine populär-ästhetische Zeitschrift „Der Kunstfreund“ entstanden, deren erste Nummern hervorzuziehen auf diesem Gebiete erwarren lassen. Der Inhalt der starken monatlichen Lieferungen setzt sich aus „Essays“ über moderne Kunst und Literatur, sowie ästhetischen Betrachtungen Literar, klassischer Erscheinungen auf beiden Gebieten und aus Artikeln leichterem Charakters, wie Theaterkritik, Plautereien zc. zusammen; während die ersten Aufsätze auf das Loos einer populären und unparteiischen Darstellung Anspruch machen dürfen, verdienen diejenigen epheurer Natur die Anerkennung geistreicher Causerie, besonders „die Theaterchau“. An literar-literarischen Aufsätzen enthält das Heft nur eine Besprechung von „Freitag's Rast der Kunstwerke“ und die erste Hälfte einer Biographie des jüngst verstorbenen Hoffmann von Fallersleben. — Eigenthümlich dem neuen Blatt ist über-

gens der Grundriss, den Artikel seine Namensunterchrift des betreffenden Verfassers hinzuzufügen, da die Mitarbeiter es sich zur Aufgabe setzen, einem blinden Autoritätsglauben in der Kritik und einem „Jureo in verbo magistri“ entgegenzutreten. Hr.

— **Eine neue Ausgabe Shelleys.** Von den Zeitgenossen Lord Byron hat wohl Shelley die meisten Verehrer in Deutschland, da hier seine freie, kahne Art eher verstanden werden konnte, als in dem frommenorthodoxen England. Wir weisen deshalb hier auf eine neue Ausgabe seiner Werke *) hin, welche dieselben zum ersten Male rein und unverschnitten nach den Original-Ausgaben bringt. Es ist anstößig, zu sehen, wie vorfindig Shelley seinem Buchhändler zu Liebe mit gewissen Überdrüssen sein mußte; so hat er in Queen Mab für Atheist überall insohl, für God Gods und Power setzen müssen. Die bedeutendste Abweichung findet sich in dem später unter dem Namen des revolt of Islam veröffentlichten Gedichte. Dies führt ursprünglich den Titel Laon und Cythra or the golden city. Die beiden Liebenden Laon und Cythra, die später nur gemeinsam aufgewachsen und erzogen sind, treten in der ersten Fassung als weltliche Geschwister auf. Shelley wollte in seinem Idealismus ihrer Liebe die größtmögliche Jungfräulichkeit geben, und scheute um so weniger davor zurück, einen Jangst zu schildern, als er damit der Intoleranz eines bei uns und in unseren Zeiten für fälsch geltenden Begriffes entgegentritt, welche Paradoxie freilich auch nur bei einem so ätherischen Geiste erträglich sein möchte.

Sprechsaal.

Die in dem Artikel des Unterzeichneten „Zur Geschichte des Verkehrs in Eisenbahnen“ (No. 7 des „Magazin“ vom 14. Februar etc.) gemachte Bemerkung, daß der Ausbau der Eisenbahnstrecke Hannover-Beserling über die Vogesen hinaus trotz aller strategischen Bedenken Frankreichs nur noch eine Frage der Zeit sein könne und der Sach sicher zur Wahrheit werden würde: es giebt keine Vogesen mehr, scheint bei der vor- echnlichen Reaktion des „Magazin“ für die Literatur des Aus- landes so starken Anstoß erregt zu haben, daß man der Meinung eines so alten Mitarbeiters gegenüber an jener Stelle durch zwei unter dem Text angebrachte Fragezeichen den abweichenden re- daktionellen Standpunkt wahr zu müssen geahnt hat. Obwohl nun der folgende Absatz des Artikels den Sinn der fraglichen Behauptung genau prägt und in den Augen des Verfassers durch den ihn anschließenden Gedankengang jedem Mißverständniß vorgebeugt ist, dürfte es doch, um den Sachverhalt klar zu stellen, geeignet sein, die geographische Lage der verpönten Eisenbahnstrecke ins Bewußtsein zu rufen. Wird über Beserling nach dem Waa-gau hindurch weiter gebaut, so geschieht dies nothwendig in der Richtung auf Remiremont und ergiebt folglich den An- schluß an die Linie Remiremont-Metz, deren Vermittelung mit dem Ober-Elsass gewiß am allermeisten und im höchsten Grade im deutschen Interesse liegt! Mögen die Verehrer chinesischer Mauern und sonstiger Erscheinungen des Völkerverkehrs anderer Ansicht sein, der gesunde Menschenverstand, der in Verkehrsangelegenheiten zuletzt immer der Sieger bleibt, wird wohl selbst über kurz oder lang die Franzosen zur Drangabe ihrer Sympathie gegen diese Eisenbahnlinie veranlassen, da auch deren

*) Directeur: Camille Lemonnier, Bruxelles, Galerie du commerce 78 u. 80.

*) Herausgeber: B. Mannsdt. Berlin, G. F. Günther's Verlag.

*) London, Chatto u. Windus.

dieselbe Vortheil schafft, und zwar in der Richtung auf Platon, wie auf Elyon, freilich nicht in dem Maße und in der Ausdehnung wie den Deutschen. Doch Belfort nicht konstant werbe, ist wohl der Hauptgrund für die Bedenken Frankreichs. Aber die Erfahrungen aus der gesammelten Entwicklungsgeschichte des Eisenbahnwesens haben „jedem denkenden Kopf“ die unumstößliche Gewissheit dargeboten, daß all dergleichen Bedenken nur zeitweise Hindernisse der Vervollständigung des Schienensystems bilden können und das Bedürfnis unaufhaltsam auf Befestigung der eisenbahnischen Manern hindrängt. Dies ist der einfache, anpruchsvolle und unbesangene Sinn des durch die Fragezeichen hervorgehobenen Satzes!

Traduction von Belle.

Am 5. Februar fand in Stockholm eine Aufführung der Könige auf Salamis zu Johann Ludwig Runebergs lebendigen Gedenktage statt. Der Erfolg scheint nicht ganz den Erwartungen entsprechen zu haben, welche man sich gemacht hatte, weil aber zum Theil an der Darstellung gelegen haben soll. Der Dichter ist übrigens aus Anlaß seines Namensfestes sehr geehrt worden, u. A. überreichte ihm die Studentenschaft von Upsala ein Gedicht, welches folgendermaßen beginnt: „Zum unvergessenen Lande an den Hängen des bethnischen Meeres geht ein ehrfurchtvolles schillerndes Zug von Hünchen und Göttern; was Jünglinge am liebsten träumten, was das Herz als das Beste erkannt, senden sie als Dank an den Lebensglückseligen Opferpriester des Gesanges. Steht nicht der Sängertempel fertig auf Finlands öder Klippe, von dir den höheren Wäldern erbaut, deren Dienst du dort wartest! Du, so laß das junge Schwermen, in dessen Sprache keine Stimme schweigt, einige bunte Blumen in des Altes Silberhaar streuen. — Wenn einmal der Sturm kommt, das Meer wie von Blut erhitet und an anderer Wälder Mannesdunst zu erbleichen droht, schickst du uns der Frühjahrsfänger, aus den Tiefen des Himmels sendend, uns zum Hafen der Ehre leuchten.“

Die hervorragende Bedeutung des jüngst geschiedenen Dichters Hoffmanns des Hölzerlebens als Sänger zeitgemäßer, wirkungsvoller Lieder tritt uns in den hinterlassenen „Streisätzern“) auf jeder Seite entgegen. Es lebt in diesen Versen wieder der Geist der „Unpolitischen Lieder“, wie damals auf Bureaukratie und Aristokratie, so tanzte jetzt der „Knäuel aus dem Saad“ auf Ultramontanismus und den reichseigentlichen Parteien umher; der Siebziger, der diese Lieder gedichtet, hat ein junges, für Vaterland, Sittlichkeit und Wahrheit heiß erglühendes Herz und eine Zunge, die fest, frohlich, und ihrer Wirkung bewußt, das auspricht, was die Seele empfindet. Mit welchem Recht aber vergleicht sich Hoffmann mit Walther von der Vogelweide in dem einleitenden Gedicht:

Der Walther von der Vogelweide war
Der ersten Sängere einer seiner Zeit;
Er sang von Gott und Welt, von Reich und Staat,
Von Vaterland, von Lieb und Krönlingslust.
Er hat geheißen Pfaff und Edelmann,
Des Kaisers nicht, noch Papstes selbst gehorht,
Und Keinem ist es eingefallen je,
Daß er ein schlechter Dichter deshalb war,
Weil er sich in die Politik verlor
Und sprach von seines Vaterlandes Leid.
Wie albern, daß man unser Ehem nie
Vergibt, was man an Walther ehrt und rühmt,

Daß der ein schlechter Dichter wird genannt,
Der nicht verschweigt, was faul in Reich und Staat,
Und ihren Fremdlingern, ihrem Henschlerpad
Ganz ungezweigt die volle Wahrheit sagt!
„Politisch Lied, und psal! ein garlich Lied!“
Das sagt von Walther erst, und dann von uns!

Ar.

David Strauß f. Wenn man in entfernten Jahrhunderten von den Tagen erzählt wird, da König Wilhelm der Weibsbärtige in Böhmen eintrat und den Pfaffenstaat über den Haufen warf, da er mit Bismarck und Moltke die Föhnen des einigen Deutschlands nach Frankreich trug und als Kaiser heimkehrte, wie dann sich Rom aufbäumte gegen den neuen freien Staat, und der griechische Held, den Ketzern nahe, den dritten, schwersten Kampf mit Jugenderfische aufnahm, — dann wird man auch von dem großen Zeitgenossen dieser Epoche, von David Friedrich Strauß erzählen, und den vielverkauften edlen Geistesreiter nicht mehr schämen, sondern mit Verehrung von ihm und seinem heiligen Ernst reden. Es ist nicht nöthig, daß man dann in religiösen und philosophischen Dingen denselben Standpunkt einnimmt, wie er. Das hat der tolerante Mann ebenso wenig verlangt, als seine großen Vorfahren Spinoza und Lessing. Und wahrlich, ein so eminenter Geist mag auch später ruhig, objektiv, historisch betrachtet und verehrt werden, ohne daß wir seinen Streit streiten. Streiten wir denn heut Luther oder Hutten's Kämpfe weiter? Ist das nöthig? Ist nicht dennoch von diesen Männern das edelste Metall in die Brenne gegossen worden, aus deren Mischung sich das kolossale Denkmal vaterländischer Größe erhebt?

Joseph Lehmann und mit ihm seine Freunde hielten es für nöthig, in dem Kampf um den alten und den neuen Glauben soß Partei zu ergreifen. David Strauß ist in diesen Wäldern mehr angegriffen, als gelobt worden. Aber gewißlich hat man ihn. Und stünde Lehmann heut an seinem Sarge, und die Mitstreiter, die auf Erden weilen, den trefflichen Alexander Jung oben an, möchte ich zu Jüngern rufen, die stieliche Palme der Verehrung bleibe auch von dieser Seite dem großen Streiter nicht verlagert. Für viele Leute ist Goethe groß ohne den zweiten Theil des Hain, Biedersteins erhaben, ohne die neunte Symphonie. Mögen diese Strauß ohne das letzte am Lebensabend entstandene Werk genießen, den Kritiker, den Historiker, den unvergleichlichen Stilisten! Jetzt schüßt der Vater seine Kinder vor der Feste „der Ersatzmittel für die Kirche“, später werden sie vielleicht einmal von der Jugend, ja von der gottesfürchtigen Jugend so ohne Schaden gelesen werden, als jetzt Plato, der doch auch nicht geeignet ist, eine Richtschnur für den Glauben abzugeben. Strauß selbst hat auf den Pfad unter den künftigen verzichtet und ihn bei den Vernünftigen gesucht. Aber er hat sich begnügt, ihn erst bei den Künftigen zu finden. Er wird ihm nicht fehlen.

Er wollte und konnte bei Lebzeiten keine hochantisch erregte Schaar von Befennern des Nicht-Befennens finden; aber in den positiven Dingen hat er Anhänger und warme Freunde unter den Edelsten der Nation gehabt, aus den verschiedensten Kreisen. Dem Bischof, Zeller, Auerbach, Basse und Waldmann den Kranz reichend, der ihr weiter gerichtet noch vergessen! Wir können von ihm sagen, was er von Hatten: „Seine Pfeile sind unsterblich. Wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsternung und Götterdunst, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist sein Geschloß dabei gewesen.“

2.

*) Hannover, Karl Rümpler.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.

Leipzig. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Kunst des Mittelalters. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Wölfe's Verhältnis zur bildenden Kunst. — Jacob Kneller's Götter. — Peter von Cornelius. — Die Götter des Peter von Cornelius. — Schinkel. — Grotius über Kunstwerke.

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Hofmann) in Berlin.

Commissionverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Trojanische Alterthümer.

Bericht über die Ausgrabungen in Troja

von

Dr. Heinrich Schliemann.

1. Band Text. 8. Geh. 2 Thlr.

Atlas trojanischer Alterthümer.

218 photographische Abbildungen zu dem Berichte über die Ausgrabungen in Troja.

4. in Mappe. 18 Thlr.

Der Verfasser giebt in diesem allseitig mit grosser Spannung erwarteten Werk ausführliche Berichte über die bei seinen Ausgrabungen in Troja erzielten ausserordentlichen Resultate. Der Atlas enthält neben mehreren Situationsplänen die photographische Darstellung von mehr als 4000 der gefundenen Kunstwerke, Geräthe, Waffen, Schmucksachen u. v. w. Textband und Atlas sind einzeln verkäuflich.

(48)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Kyriak's sämtliche Fabeln.

Aus dem Russischen überträgt und mit einer Einleitung begleitet von

Ferdinand Löwe.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. Geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Kyriak's Fabeln, das beliebteste russische Volksepos, verdienen hier zum ersten Male in deutscher Uebersetzung und werden sicher durch ihre Schlagschärfe und ihren natürlichen harmlosen Witz auch in Deutschland zahlreichere Freunde gewinnen.

(49)

Verlag von Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M.

David Elginbrod

von George Mac Donald.

Autorisirte Uebersetzung

von J. Sutter.

gr. 8. 614 Seiten. Broch. 3 Thlr.

Ein hervorragender englischer Roman in oesterreichlicher Uebersetzung, die sich mit der Originalwerk stellt. Ein Buch voll Poesie und von fester Tendenz, das sich jeder und mit festem Genuß lesen läßt.

(50)

Schulprämien.

Folgende Artikel unseres Verlages empfehlen wir als Schulprämien, sowie zur Anschaffung für Schulbibliotheken:

Grimm (Jakob). Auswahl aus den kleineren Schriften. 1871. Leipzig. 24 Bogen. 8. in eleg. Umschlag 1 Thlr. 10 Sgr. In Leinwand sauber gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Zeitschrift für deutsche Philologie sagt von diesem Werke: In den hier zusammengefaßten Arbeiten, durch welche Jakob Grimm aus dem Kreis der Sprachwissenschaft herausgetreten ist, zeigt sich am deutlichsten seine Sprachgenie in eigenartigem und glänzendem Stil, der oft von hinreißender Schönheit, Jakob Grimm zu einem unserer ersten Prosaischen macht.

Munk (Prof. Dr. Eduard). Die Sagen und Eposen des Noras. Deutsch mit Einleitungen und Anmerkungen. 1867. 24 Bogen. 8. gebunden. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser dieses Werkes ist durch seine griechische und römische Literaturgeschichte als Mann von Gelehrsamkeit bekannt. Das vorliegende auf die philologischen Fächer berechnete, jedoch auch der Geschichtswissenschaft den Gewinn an der Bekanntschaft der Sagen und Eposen des Noras eröfnet.

(51)

Voigt (H., Professor) Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates. Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Bände. 8. geheftet. 2 Thlr. In engl. Einband 2 Thlr. 10 Sgr.

Das vorliegende Werk, das die Natur zwischen wissenschaftlicher und populärer Darstellung hält, bietet neben der Geschichte der Entwicklung des Staats, welches, die es mit lebendiger Anschaulichkeit verleiht, eine eingehende und überaus interessante Darstellung der inneren Geschichte, der Verfassung der einzelnen Landestheile, der Verfassung und Verwaltung der Provinzen, der Veränderungen in seiner Verfassung. Es hat sich der ausführlichen Bearbeitung der in zahlreichen und prägnanten Bildern zu erkennen gegeben, die überaus lebendig die treffliche Sprache seiner „Ausgabe“, die geschichtliche Darstellung des vorliegenden Materials und die knappe, fertige und ansehnliche Darstellung, sowie „die innere Gediegenheit“ rühmen und es „das einzige Werk nennen, das die gesamte brandenburgisch-preussische Geschichte umfaßt.“

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Hofmann) in Berlin.

Zur Einführung in Schulen und zur Benutzung beim Privat-Unterricht empfiehlt Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Hofmann) in Berlin:

Lehrbücher

der französischen und englischen Sprache

von Dr. Bernhard Schmitz.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorerkenntnissen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Beschreibung der französischen Sprache. Schöne, sorgfältig durchgesehene Auflage. (Unter der Presse.)

Zweiter Theil: Grammatik u. Redekunst. Buch für mittlere Klassen. Dritte Auflage. (Unter der Presse.)

„Bestimmtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuches.“

Preis: 1 Thlr.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Beschreibung der Aussprache. Ein Buch, mit welchem man sich vollständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Schöne, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1873. 9 Bogen. 12 Sgr.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Fünfte Auflage. (Unter der Presse.) 1 Thlr.

Der Verfasser, dessen Bücher Elementar, die für die Methode des Unterrichts in den neuen Sprachen ein Interesse dar, ignorieren nicht, die durch andere wertvolle Bereicherungen der Schulbibliothek bereits rühmlich bekannt. Eine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik“ ist unstreitig eine der gelungensten.

Preis: 1 Thlr.

Englisches Lesebuch aus den besten englischen Dichtern und Prosaikern, von Eduard Schmitz, mit welchem man sich vollständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Schöne, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1863. (25 Bogen.) 25 Sgr.

Dieses mit Gedicht und Prosaikern, von Eduard Schmitz, mit welchem man sich vollständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Schöne, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1863. (25 Bogen.) 25 Sgr.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und verständlicher Darstellung aus dem Vortrage, Baller, Kammes und Smart. Die Ausgabe ist jeder englischen Grammatik, in Verbindung mit der Lehrer, wie für den Selbstunterricht, sehr zu empfehlen.

Man beschränkt die Lehrer. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferer Interesse gründlich beleuchtete, mit der neuesten Darstellung.

Preis: 1 Thlr.

Dr. Schmitz's französisches Lesebuch für mittlere Klassen. Herausgegeben von Dr. Bernhard Schmitz. Zweite verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 12 Sgr.

„Dieses, was man auf dem Wege der modernen Sprachen von Dr. Schmitz beibringt, wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Reicherthums an sich.“

Wilm. Schmitz.

Den Herren Lehrern haben wir nicht nur gedruckte Verträge (Exemplare der Fächer) gratis zur arbeitsreichen Prüfung in Händen.

Magazin für die Literatur des Auslandes. H. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Hofmann) in Berlin, Friedrichstr. 1. Druck von Eduard Arnst in Berlin, Friedrichstr. 1.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 28. Februar 1874.

[N^o. 9.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Shakespeareromanie und Dramaturgie.

II. 125.

Rom. Freich. Die romanischen Schriftsteller des Zweiten Kaiserreichs. 127.

England. Die Königin der Kultur. 129.

Isolien. G. Mazzini, biographische Erinnerungen an den Grafen

Grœur. I. 132.

Österreich-Ungarn. Franz von Eöthy: Die Magyaren und andere

Magyaren. 134.

Kleine literarische Notizen. Kritische Notizen über das landwirtschaftliche

Unterrichtswesen in Preußen. 136.

Sprachsal. Ob. Regensb. 136.

Deutschland und das Ausland.

Shakespeareromanie und Dramaturgie.

II.

Wir haben eine Aesthetik, aber wir haben keine Dramaturgie, mit andern Worten, wir haben keine Aesthetik des Dramas. Als Aristoteles aus den Blüthen des griechischen Dramas den einzigem schönen Trauf seiner Perle destillirte, waren diese sehr längst verwest; die Aufführungen, welche Aristoteles sehen konnte, entzogen nicht mehr dem vollen, produktiven Bühnenerleben, dem die großen Tragiker Athens ihr Festein verdankten, das den titanischen Dämmern jener Zeiten nur in so kleinen Resten auf uns gekommenen Konstellationen erzeugte, sondern literarischer Pietät, und so kommt es, daß Aristoteles das Drama hauptsächlich vom Standpunkte der Literatur aus betrachtet. Die Feste, welche er aufstellt, können voll und ganz besetzt werden, ohne daß ein nach ihnen gebildetes Kunstwerk auch im geringsten die Fähigkeit besäße, sich vom glatten Papier abzulösen und auf der Bühne lebendig hinzustellen. Dies nämlich ist und bleibt schließlich die Hauptaufgabe des Dramas, es wirkt nicht nur in der Zeit, sondern auch im Raume, es ist nicht nur ein subjektives Bild, welches der Einzelne sich mit der Phantasie hervorzaubert, sondern ein für alle gleichmäßig dastehendes objektives. Vielleicht wirft man mir ein, dies sei selbstverständlich; aber eben das anscheinend Selbstverständliche ist das Räthselhafte, welches dann eben die Philosophie begreifen soll. Von der Bühne aus müßte die Aesthetik, die Dramaturgie operieren, nicht aber sich das geschriebene oder gedruckte Dichtwerk zur Hand nehmen und über dasselbe auf Grund rein abstrakter Forderungen raisonnieren. Das neuere deutsche Drama verbandt nun solchen Räsonnements seinen Ursprung; nehmen wir selbst die verschiedensten Richtungen, in denen es zum Anfang auftritt, so werden wir sehen, daß nirgendes der Gedanke an die wirkliche Bühne sie beengigelt, sondern poetische Theorien, die sich unabhängig von derselben zu konsolidiren suchten. Lessings Dramaturgie z. B. ergibt sich in für uns fast unbegreifliche rein philosophische Dissertationen über Aristoteles, der Goethe'sche Wog der Verdingungen hingegen sucht seine Originalität in einer Durcheinander von Szenen, die schließlich eben doch nur einer philosophischen Kenntniss altenphilosophischer, shakespeare'scher Dramen entspringen ist. So kommt es denn, wie ich bereits neulich hervorhob, daß kein einziges Werk unserer großen Dichter so wie es ist, von der

Bühne herab gegeben wird, sondern eingerichtet, bearbeitet, in Szene gesetzt werden muß. Die einzige Technik, welche dann und wann bei uns einen gewissen Glanz ausstrahlt, ist die sprachliche: die entnahm auch Lessing dasjenige, was ihm zum Bühnenschriftthum unserer Klassiker mach. Denn diese Eigenschaft wird man wohl einem Manne nicht abstreiten können, der selbst ein abstraktes Sujet, wie Nathan, so höchst effektiv zu behandeln verstand. Auch unsere wirkliche Bühne gehört den französischen Vorbildern: nichts Originelleres ist an ihr zu finden, höchstens, daß wir, wie die Bauern auf dem Lande, die Medien, welche dort, wo sie aufkamen, längst abgeschafft sind, noch sorgsam konserviren. Unsere Schauspieler und unsere Dramenfabrikanten suchen dergleichen die Franzosen nachzuahmen. Das ist dann die sogenannte wirkliche Bühne, an der in Wahrheit nichts wirklich ist, wenigstens für Jemanden, der an dem Worte Hegels festhält, daß das Wirkliche das Vernünftige sei.

So taufen die Aesthetik — die hohe Aesthetik, und das Theaterleben unermittelt einander her. Der Philister nun glaubt an Beide. Und das ist Benedizens ganzes Kunststück: bald stellt er sich Shakespeare gegenüber auf den deutschästhetischen Standpunkt, bald auf den unserer Bühne, aber niemals auf den des Dichters. Wenn man ihm aber deshalb Vorwürfe macht, so vergißt man, daß dies eigentlich Niemand thut.

Das englische Theater ist neben der Reformation der Anfang der modernen germanischen Geistesentwicklung; wollten wir selbst Shakespeare den höchsten Ehrenplatz einräumen, wollten wir ihn ihren Homer nennen, — wie nach Homer noch Hesiodus und Sophokles kamen, so ist mit Nichten etwa in Shakespeare Alles erschöpft, was die Bühne überhaupt, sondern nur, was seine Bühne zu leisten im Stande war. Wenn wir die Bühnenwirkung als das erste Erforderniß einer dramatischen Dichtkunst ins Auge fassen, als zweites aber, daß diese Bühnenwirkung durch wahrhaft poetische Mittel zu Stande komme, so wird es von vornherein wenig kümmern, ob der Dichter Aesthetik oder sonst etwas schreibt, ob eine einheitliche Handlung, ein Konflikt, eine Intrige darin ist, oder nicht. An dieser Bühnenwirkung werden wir aber auch die Grenze der Charakteristik finden. Wenn sich auch die Handlung in erster Linie durch wie vor's Auge tretende Situation (in deren Erfindung der Dichter desfalls den größten Triumph feiert) ausdrückt, so ist doch erst nöthig, diesen Eindruck durch Worte zu beben. Wenn z. B. Prinz Arthur geblendet wird, kann unmöglich die Wirklichkeit kopirt und der Charakter festgehalten, sondern es muß der allgemeine poetische Eindruck verfaßt werden. Etwas Ähnliches finden wir z. B. in Schillers Tell, als Mechtild, nachdem er seines Vaters Blendung erfahren, in die Rede: O eine edle Himmelsgabe ist das Licht! — ausbricht, welcher von Tränen ebenfalls zum Verwurf gemacht ist, sie könne von einem Sohne unmöglich in diesem schrecklichen Momente gesprochen sein, die aber auf der Bühne die tiefste Rührung erweckt. Dasselbe gilt von den Irtischen Erbküßen Richards II. Freilich hat Benediz Recht, wenn er sagt, Empfindungen seien in ihren höchsten Stufen durch Worte nicht gut darzustellen. Allein die Klagen Richards stellen uns diese Empfindung wieder in ihrer höchsten Stufe, noch, was die Hauptsache ist, in dem Augenblicke dar,

wo sie nur als Empfindung vorhanden ist, sondern bereits im Zustande des Bewußtseins und der Reflexion. Das reine Empfindungsgeheim gehört allerdings in die Oper, deren Wesentlichem mit dem Werte Liebe erschöpft ist, und Shakespeares unendliches spezifisch poetisches Talent zeigt sich grade darin, daß er nur höchst selten sich auf dies rein musikalische Gebiet gewagt hat. Bei Schillers *Mar und Desdemona* hat man oft das Gefühl, sie würden sich demüthig hinstellen und etwa das Duett zwischen Arnold und Mathilde aus Rossinis *Tell* singen. Shakespeare hat diese reine Liebeseligkeit eigentlich nur in *Romeo und Julie* zum Vortrefflichen gebracht, und dies Drama ist deshalb auf unserer Bühne keineswegs von einer Wirkung, wie sich *Benedix* einbildet. Man vergleiche einmal was selbst ohne wirkliche Musik das musikalische Gemüth des Zuhörers in *Salomėja* schau, mit den freilich sehr poetischen aber innerlich doch kalten Ausführungen der beiden Liebenden, von *Berona*, oder gar den Einbrud ihrer blumigen Sprache mit dem, welchen z. B. der große Dialog im dritten Akte von *Lohengrin* macht, und man muß begreifen, daß hier das moderne Empfindungsgeheim leider ist und über andere Mittel gebietet.

Der Einfall des Aristoteles, daß nur ein mittlerer Charakter sich zum Helden eines Dramas eigne, ist wohl einer der unpraktischsten, die sich denken lassen und um so unverständlicher, als die Personen des griechischen Dramas ja fast alles typische Heroen-Gestalten sind und nichts weniger als mittlere Charaktere. Diese sind allenfalls im „kleineren Lustspiel“ am Plage, sonst aber nirgend: auch der wahre volle Humor giebt seinen Figuren sofort eine gewisse Einseitigkeit. Nun ist es freilich richtig, daß bei Shakespeare auch der nebenwärtliche Charakter sich meist in voller Breite entfaltet, und dieses soll angeblich sein größter Vorzug sein. Benedict hat indeß ganz recht, wenn er behauptet, unter diesen Charakteren seien sehr viele schlechte Aechten, mit denen selbst der beste Schauspieler nichts anfangen könne. Die bunte Fülle Shakespearescher Charakteristik findet ihre Erklärung einmal im Grundzuge der englischen Poesie, welche in Wahrheit nicht auf das Drama, sondern auf den Roman gerichtet war, und nach kurzer Blüthe trat bereits an Stelle des wunderbaren poetischen Dramas der Renaissance das platte gemeine, niederliche Lustspiel des Zeitalters Karls II. Diese bemerkenswerthe Charakteristik ist nicht im Mindesten die Prärogative des einzigen Shakespeare: Scott und Dickens, ja selbst die englischen Romanhistoriker zweiten Ranges sind hierin den Dichtern aller anderen Nationen überlegen. Es ist ganz falsch, sich Shakespeare gegenüber auf einen rein dramatischen Standpunkt zu stellen; das englische Drama seiner Zeit zeigt noch die Einheit von Roman und Drama. Es gab damals wohl Gedichte und Novellen, aber keine Romane in unserem Sinne. Die dramatische Darstellung jener Zeit kann gleichfalls als ein Mittelglied zwischen wirklichem Theater und, wenn ich so sagen darf, eines registrierten Lesedramas gelten. Der Zuschauer kam niemals zum rechten vollen Genuße der lebendigen Gegenwart, welches das Kriterium des wahrhaftigen dramatischen Kunstwerkes ist; er las gleichsam die Handlung von dem nüchternen weißen Blatte der ärmlichen Szene herunter. Man hat das Publikum jener Tage wegen seiner Phantasie gerühmt; das ist indeß eine vergebliche Meinung. Wenn z. B. ein idealer Schauspieler geschaffen ist, auf dem, in seiner Wirklichkeit genommen, Alles vor sich geht, so kann von Phantasie die Rede sein; der Engländer Shakespeares bedurfte aber im Gegenstand der Vermittlung des kalten Verstandes, dem man mit angestrengten Zetteln zu Hülfe kam, von denen er den jedesmaligen Text ablas. Ich kann hierin den so genant an-

schaulichen Mytiker des Mittelalters gegenüber nur einen Fortschritt zum Kunstwerk der Fiktion hin sehen. Aus dieser romantischen Natur des englischen Dramas erklärt sich nun gar Manches, was sonst ungreiflich erscheinen müßte. Sie läßt eine Scene, wie die des Poeten *Glenn* im *Esar*, als einen hohen Bergzug erscheinen. Kann man die ungerechte Leidenschaft eines aufgeweckten Volkes besser schildern, als es hier geschieht? Sie gestaltet fortwährend die Einschlebung von Szenen, welche ich parenthesehaft nennen möchte, wie z. B. in *Romeo und Julie*, nachdem Julie den Schlaftrauf genommen, eine kleine Zwischenhandlung tritt. Dies wurde noch durch die Zweitheilung der Bühne unterstützt, welche es erlaubte, zwei Schauplätze gleichzeitig sein oder doch fortwährend wechseln zu lassen.

Die romantische, rein auf die Charakteristik gegründete Natur bringt es aber auch mit sich, daß das englische Drama nur in den wenigsten Fällen einen wirklich verböhenen Höhepunkt erreicht. Die Helden sterben am fünften Akte. Benedict trägt dies philistisch aus, wenn er meint, es fehle die poetische Gerechtigkeit. Die Bösen zu bestrafen und die Guten zu belohnen nach Art des Verprechens im vierten Gebote ist jedoch nicht Sache des Dramatikers. Braucht er sich nicht an die platte Wirklichkeit zu halten, so hat er doch der Wahrheit geschworen: im Weltausfinden wir aber nirgends eine solche nach moralischen Prinzipien ausgleichende Gerechtigkeit. Diese kann nur in etwas Transzendenterem liegen, und jedes zur höchsten künstlerischen Vollendung gediehene Drama braucht einen solchen transzendenten Hintergrund, weil man mit den Charakteren allein nicht auskommen kann, weil Jemandem, der nur diese anerkennt, schließlich Alles von anhen Kommende als Zufall gilt. So spielt der Zufall mit Recht in den Romanen aller Zeiten die größte Rolle, sie tragen sich als Motto den Titel *Calderons* „*los empesos de un acaso*“. Dickens stellt in seinen Gesprächen, wie wir sein Biograph Herzer erzählt, mit Verliebe Untersuchungen über die *smallness* of the world an, in der Alles immer so wunderbar zusammenkrähe. Aber der Roman tauscht eben mit dem Strome des ganzen Lebens dahin, er ist nur ein aus dem Ocean geschöpfter Tropfen, ein Stück des geistigen *Maifestes*, während das Drama ein *Mikelesmos* sein soll. Es ist deshalb thöricht, mit lächerlichen Sophismen die Rolle des bittenden Zufalls in Shakespeares Dramen wegzulegen, das Abschlußlose seiner Ausgänge (am Auffallendsten im *Hamlet*) zu wunderbaren Verwicklungen umschleppen zu wollen.

Ganz anders im Alterthum, als der Roman noch nicht einmal de potentia im menschlichen Geiste lag; ganz anders aber auch in Spanien, als der Roman durch das Meisterwerk des unsterblichen Cervantes in die Wirklichkeit getreten war. Bei beiden Völkern finden wir jenen unerläßlichen transzendenten Hintergrund. Es ist heutzutage Mode geworden, auf die Spanier mit einer gewissen Vornehmheit herabzusehen. Einmal, weil ihre transzendenten Anschauungen katholisch waren. Nun, ich würde mich gegen Nichts heftiger erklären, als wenn man die *Präde* Calderons auf unsere Bretter brächte: als Germane und Protestanten steht uns Shakespeare selbstverständlicher näher. Aber in der Kunst giebt es ebenwomöglich einen absoluten Standpunkt, als irgendwo anders; die absolute Kunst verdient denselben Preth, den Schopenhauer Hegels absoluter Religion (als welche das Christenthum, aber nicht einmal das historische, sondern das Hegels Christenthum) widmet. Und wenn wir die spanische Dramatik als Produkt ihrer Zeit begreifen, müßte wir zugeben, daß sie künstlerisch der englischen bei Weitem überlegen ist. Die *Kudacht zum Kreuz* mag in ihrem Grund-

gekauft und widerstehen, aber wer einmal so katheolisch fühlte, wie die bereits seit zwei Jahrhunderten von der Inquisition erzeugten Spanier, muß anerkennen, daß der Dichter sein Problem in ihrem Sinne durchaus gelöst hat; ja in manchen Stücken während wird selbst ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er nur nicht gerade einer nüchternen rationalistischen Weltanschauung huldigt, die ungeheure Kraft aufweisen, mit der jene Dichter selbst göttlich verwinkelte Knoten ihrer Probleme entwirren: sie erinnern an das Leben ein Traum und den Randbotten Prinzen. Nun wird man vielleicht meinen, daß hier gerade sich die unumstößliche Gewißheit ergebe, daß für unsere Zeit ein Drama unmöglich sei, da es ihr an einer so festen Weltanschauung fehle und jeder seine eigene habe. Allein die religiöse Geistesfreiheit der spanischen Geschichte ist etwas in ihrer Art Einziges und die Stimmung Griechenlands zur Zeit der großen Tragiker löst sich mit ihr nicht im Entferntesten vergleichen. Die griechische Philosophie hatte damals bereits eine gewaltige Geschichte hinter sich. Ohne die Vor-Sokratiker zu überschätzen, muß man dennoch zugeben, daß sie an Kühnheit ihrer Schritte, an Grobheit ihrer Konstruktionen, an Einseitigkeit ihrer Systeme vielleicht ihren Nachfolgern überlegen waren, die das Leben bereits einer verfallenen Zeit überlieferten und es immer mehr zum Moralischen herunterdrückten. Nachdem ein Heraklit und Demokrit, ein Parmenides und Anaxagoras gelebt, konnte wohl von einer unbefangenen Realisterei keine Rede mehr sein; wenn man als Zeugnis dafür immer den Herodot anführt, so ist das kein rechter Beweis; auch von unsern Geschichtsschreibern scheint Plutarch zu dem Glauben verleiten, am Tadel Gottes sei noch niemals gemweifelt worden. Gerade daß Deutschland eine so große Philosophie hervorgebracht, kann es befähigen, ein barockes in sich abgeschlossenes dramatisches Kunstwerk zu produzieren.

Es würde nicht angeständig zu weit führen, diese Möglichkeit auszufröhen. Sicherlich aber wird mir ein unbefangener Leser zustimmen, daß die Stellung Shakespeares in unserem Zukunftsleben der Erringung eines solchen Jales im höchsten Grade hinderlich ist. Sie hat es dahin gebracht, daß dieser einmal dramatische Dichter, der Alles aus seiner freilich primitiven Fühne herausblickte, in Deutschland am meisten zum Ueberwachen des Buchdramas und des arroganten Annahen einer heidnisch-moralischen, im besten Falle den Franzosen abgelernten Technik, mitgewirkt hat. Anstatt den Dichter auf das Proletariat christlicher Interpretationen zu legen — ihren Höhen erreichen diese wohl in den Schriften von Gervinus und Eichen — ruhe man ihn fortan mit unbefangener Blick. Man lerne von ihm, wie mangelhaft unsere öffentliche Tagesmeinung ist, die mit ihrem Doktrinarismus allen Rath der Freiheit ersucht hat. Wer von diesem Doktrinarismus nicht ablassen will, der gebe dann aber auch wenigstens Demuth und höre auf, aus Kiesel vor der Autorität mit zweierlei Maß zu messen. Ich möchte wohl wissen, was unsere Kritiker urtheilen würden, wenn sie nicht wüßten, wer der Autor Richard III.; wahrscheinlich würden sie sich noch weit schärfer ausdrücken, als der Dichter der jüdischen Verwandten. Endlich aber finde man nicht Shakespeare Verjagte anzubilden, die er nicht hatte und nicht haben konnte, man betrachte ihn als Ausgangs- und nicht als Ziel- und Gipfelpunkt. Man hat oft gesagt, daß die Welt dem germanischen Geiste gehöre: in diesem Sinne ist Shakespeare unser, der Ausgangspunkt auch unserer dramatischen Zukunft. Aber auch weiter nichts. Was diese zu leisten hat und wie sie es zu leisten hat, ist nicht beim Shakespeare noch sonst bei Je-

manden zu erfahren, sondern kann allein aus den Bedürfnissen des modernen Theaters erkannt werden. Freilich muß dies von dem Baune einer banalen Tagelöhnerlei, einer gedankenlosen nach fremdem Muster arbeitenden Pflanzerei erlöst und mit der ganzen Fülle des deutschen Geistes erfüllt und erfüllt werden. Was in dieser Beziehung die Kämpfe Richard Wagners bedeuten, muß selbst den Feinden seiner Kunst klar sein, vorausgesetzt, daß sie nicht die dramatische Kunst für Haxen und das Theater für eine Verzweiflungs-Anstalt halten. Nichts ist elender, als sich stets bei dem Gegebenen und einmal Critikern zu beruhigen. Das wunderbare Kunstwerk des griechischen Dramas mit seinem riesigen ästhetischen Apparate ist den Griechen auch nicht im Schlafe gekommen, sondern nach und nach von Einzelnen zu seiner Vollendung in höchst bewußter Weise weitergeführt worden.

Hans Herrig.

Frankreich.

Die dramatische Schriftsteller des Zweiten Kaiserreichs.*)

Adolf Rutenbergs Studie über diesen Gegenstand wurde schon 1869 geschrieben. Seitdem ist das Zweite Kaiserreich mit seinem Träger gefallen, gerichtet. Mit ihm gefallen ist, wie Rutenberg meint, diejenige Richtung der französischen Literatur, welche von dem verderblichen Einflusse des Zweiten Kaiserreichs am meisten profitiert hat, die dramatische Literatur. Die Epoche der Decadence, als welche sich die Literatur-Periode Frankreichs in den letzten 25 Jahren kennzeichnet, steht allerdings im innigsten Zusammenhange mit dem Napoleonismus. Beide haben, durch die Gemeinshaft der Tendenzen verbunden, nach Kräften der moralischen Fäulnis Vorschub geleistet, welcher die Gesellschaft des Zweiten Kaiserreichs und mit ihr das ganze Land zum Opfer gefallen ist. Die Vertreter des Dramas haben sogar die Ideen, die aus einem von Verbrechen zu Verbrechen fortgeführten Regime gefolgt sind, angeregt und begründet. Dann aber wider Willen von ihnen zergerissen, haben sie sich gegenseitig überboten in der konsequanten Durchführung des sogenannten Realismus, welcher indeß in diesem Falle nur als der in die Sprache und in die Form der Kunst übersehte Materialismus in seiner kraßesten Erscheinung.

In der Beurtheilung dieser Literatur-Richtung ist die Kritik in Deutschland einig. Darüber ist kaum noch ein Wort zu verlieren. Nimmt man mit Rutenberg an, daß ihre Zeit mit dem Sturz des Napoleonismus abgeschlossen ist, worüber indeß die Erfahrung noch mitzusprechen haben wird, so erregt es Interesse, ihre vorzüglichsten Repräsentanten in einem Rahmen zusammengestellt, ihre einzelnen Verzweigungen in ein freies Licht gehoben zu sehen.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß der Realismus der Decadence-Dramen nicht das Suchen nach innerer Wahrheit bedeutet; seine Ergänzungen sind vielmehr Photographien des wirklichen Lebens, aber möglichst obtusere Photographien. Weder ein anerkannter Stimmführer, noch eine eigentliche Schule sind ihm eigen. Seine Anhänger arbeiten, sich gegenseitig gelegentlich plündernd, auf eigene Faust. Nur insofern wird man an ein Eliquienweien erinnert, als Einer den Andern in der Kleinmalerei der geheimsten Schanden, in der Viehhändler für die Unmoralität, in der Betrachtung des einfach Schönen zu überbieten sucht.

*) Berlin, Edwin Staude, 1874.

Alexander Dumas, Sohn, 1824 in Paris geboren, ist von allen Dramatikern dieser Gattung mit der größten dramatischen Energie ausgerüstet; freilich sind auch die Fehler der Gattung in ihm am stärksten ausgeprägt. „Dumas“, sagt Huttenberg, „ist gegen die meisten sozialen Schäden der Reuezeit auf die Menfur gegangen, mit ernstgemeintem Pathos, mit Feinheit und Kraft, mit Eleganz auf fester materieller Grundlage. Am heftigsten leuchtet die Fackel seiner Muse über die gährende Kluft, welche sich gerade im Herzen der modernen Gesellschaft am furchtbaren anstaut: über die hohe und niedere Prostitution. Doch eifert er nicht nach Art der Trömmler gegen das Vaster und die stilles Jähnlich. Er erkennt der Prostitution ein gewisses Recht in der Gesellschaft an, das Recht der Krankheit in Form eines offenen Geschwürs der sozialen Freiheit. Auch läßt er das Vieden und Geliebterwerden im Stillleben des quartier latin als vergänglichste Jugendpoesie unangesehen bestehen. Was seinen ganzen Jern herausfordert, ist das Kanenge St. Germain der hause bicherie, sind jene abenteuernden, verführerischen und gewissenlosen Frauen, welche in geschlossener Phalanx gegen die gesellschaftliche Ordnung Sturm laufen, das Unglück und das Vaster in die reichlichsten Wendeln der Sittlichkeit tragen, das eheliche Glück vernichten, die Bande der Familie zerreissen und den sozialen Kosmos in ein Chaos zu verwandeln drohen.“ Sein bestes Tendenzstück in diesem Sinne ist die Komödie „Je demi monde“, welches in seiner Wirkung geradezu epochemachend für die Decadence-Literatur geworden ist. Fast jedes seiner zahlreichen Stücke wendet sich mit der Spitze geradezu gegen ein bestimmtes Uebel oder Verurtheil der Zeit, und jedes beweist die Unparteilichkeit seines Charakters, die Ruhe und Gleichmäßigkeit seiner Darstellung, die Kraft und Trefflichkeit seines Talents. Bei alledem besteht er nicht die Universalität der Begabung, die ein ganzes Zeitalter von seinem Vorden verlangt.

In dieser Beziehung ist ihm Emile Augier bedeutend überlegen. Dieser, 1820 zu Valence (Drôme) geboren, war für den Advokatenstand bestimmt, betrat im 24. Jahre mit Glanz die Laufbahn als Dramendichter und gilt als der erste seiner Genossen im Zweiten Kaiserreich. Man hat ihm sogar den Namen der Decadence genannt. Seine Dramen theilen die Fehler der ganzen Richtung; aber er versteht es, die Mängel mit Geschick hinter einer glänzenden Außenwelt zu verbergen, durch die Schönheit seiner Diktion, die Klangfülle seiner Verse, den heroischen Ton seines Humors, die einsame Stimmung, diesen Grundfehler des Realismus, zu vermannigfachen und selbst dem äussersten Realismus des Pariser Lebens ein phantastisches, poetisches Interesse zu verleihen. Man richtet an ihm die Universalität der Begabung, und in der That ist er nicht nur Schriftsteller und Dichter, sondern auch Philosoph. Als solcher erhebt er sich zuweilen mit Kraft und seiner Satire über die eigene Richtung. Doch ist seine Universalität mit Vorbehalt zu nehmen. Als Dramatiker läßt er die Originalität des Geistes vermissen; schnell arbeitend, verschmäht er doch Anderer Hilfe nicht und läßt sich sogar zum Witzfeilscherm herab. Als Anhänger des Realismus steht ihm feste Haltung bei Lösung eigentlich realistischer Aufgaben. Das kommt daher, daß Augier zu berufen scheint, seine Kräfte der seiner ursprünglichen Natur widerstrebenden Richtung gewidmet zu haben. Seine literarische Laufbahn, welche sich als abgeschlossenen betrachtet wird, erscheint in Folge dessen zwiespältig und läßt zwei Hauptperioden erkennen: eine sentimentaler-bürgerliche und eine realistisch-romantische. Im Jahre 1855 liegt der Wendepunkt. Seitdem ist seine in „Gabrielle“ gipfelnde, das eheliche, das Familienleben verherrlichende Rich-

tung zu suchen. Aber mit „Le Mariage de l'Olympe“ im Jahre 1855 ging er in das Lager der Realisten über. Sein letztes Drama: „Le fils du Giboyer“ zeigt indeß, daß er nicht mit vollem Herzen fort verweilt; es zeigt die Reaktion gegen den Realismus. Da dem Stück übrigens weder der Beifall des Publikums noch der Kritik in vollem Maße angefallen ist, so wird Augier durch äußere und innere Gründe gezwungen, sich von der ersten Stelle unter den Decadence-Dramatikern zurückzuziehen.

Von Augier ab scheidet sich das realistische Drama in zwei, zwar nicht streng getrennte, aber doch bemerkenswerth voneinander abhebbende Richtungen: die idealistisch-realistische und die realistisch-realistische Richtung. In jener bekämpft sich in entschiedener Abneigung gegen den krassen Realismus D. Henkel nebst einer kleinen Schaar Gleichgesinnter wie Legrand, Beauclerc, Ambide Roland.

D. Henkel, 1812 zu St. Lo (Manche) geboren, Mitglied der Akademie, wie Augier, und ist als Verfasser einer Reihe von Romanen und Novellen beliebt. Als er die dramatische Laufbahn betrat, stellte man ihm keine besonders glänzenden Ausichten; man vernahmte in ihm die dramatische Energie. In seinem ersten größeren Drama „La tentation“ (1860) schienen die Befehle nicht als gerechtfertigt. Aber in der Komödie „Montjoie“ (1863), seinem renommiertesten Stücke, wurden alle Befehle gestrichen, alle Erwartungen übertroffen. Es ist das Musterstück einer Gattung, welche den Realismus im Gegensatz zum Idealismus zeigt, d. h. deren Tendenz im Idealismus liegt, während die Hauptbede alle Konsequenzen des Realismus zieht.

In der realistisch-realistischen Richtung steht vor H. Barrière, geboren 1823 zu Paris. Wenn Huttenberg's Angaben zuverlässig sind, so wurde Barrière schon mit 11 Jahren, von 1834 ab bis 1843, mit geographischen Arbeiten im Krieg-Ministerium betraut. Daneben widmete er sich frühzeitig dramatischen Arbeiten, und er erwarb sich 1853 mit seinen „Miles de marbre“ einen durchschlagenden Erfolg. Von 1848 ab schrieb er über 30 zum Theil sehr beifällig angenommene Stücke, von denen sich einige, z. B. „Le son au convent“ auch in Deutschland eingebürgert haben. Seine Kraft liegt im Sturmlaufen gegen die verketen Institutionen, schlechten Gewohnheiten, falschen Charaktere der Decadence, welche er, wie Huttenberg es bezeichnet, massenweise mit einer Art Heldentum überlebt und grausam zu Boden tritt. Die Massenhaftigkeit seines Produzierens verhindert ihn jedoch, anders als flüchtig zu arbeiten. Er versteht es, einzelne Szenen, Episoden, Fragmente mit geschickter Hand hinzuwerfen, wie und da auch einen speziellen Ton gelangen zu präzisieren; aber wenn es sich darum handelt, diese Einzelheiten zur Masseneinführung einer Komposition zu sammeln, dann ersinkt seine Hand, seine Fingerspitze wird unsicher und liefert oft nur schwankende Gestalten. Interessant ist der Vergleich, den Huttenberg zwischen ihm und Dumas und Henkel zieht. Während Dumas wie ein genialer Mühlbegänger die Theorien der Zeit mit der größten Gewandtheit betrachtet und mit überlegener Verstandeschärfe analysiert, muß Barrière stunden, schlingen, dreinschlagen, teileigend, als ob der Streich, den irgend einer von den deux hommes seinem Nachbar im Stücke spielt, ihm selbst gegolten hätte. Er ist zu sehr mitten darin, läßt selbst Straßen- und Landstroläher, flucht durch geistige Mittel zu strafen. Dadurch erhalten seine vortellenden Figuren etwas zu Naives, zu Naturliches, welches sich mit dem höheren Standpunkte des ästhetischen Tribunals, den der Dramatiker einnehmen muß, nicht verträgt. D. Henkel's aristokratischer Künstlerstern gegenüber ist Barrière's Plebejer, der sein demokratisches Hausrecht ohne parlamentarische

Form und mit systematischer Gewissenhaftigkeit ausübt und sich dabei nicht selten in blasse Neomomsterei verliert. Steht daher Barriere im Punkte des künstlerischen Geschicks weit unter Dumas und Zola, so hat er seinerseits wiederum eine unverwundliche und tief wirksame *vis comica* voraus.

An ihn reißt sich, als Abschlusß der Studie, Victorien Sardou, einer der kühnsten, geistreichsten und geschicktesten Schriftsteller der neuesten französischen Literatur, welcher in seinem Alter von wenig über 40 Jahren die Ausübung hat, der gelehrtesten Dramatiker zu werden. 1831 in Paris geboren, widmete er sich anfangs der Medizin, später historischen Studien. Sein erster theatralischer Versuch fiel ungünstig aus. Erst seine Bekanntschaft mit Frédelein Delage trug ihn zu durchschlagenden Erfolgen. Seitdem, d. h. seit 1861, bringt er rasch hintereinander, wie ein allseitig schlagfertiger Heldherr, in jähem Ueberfall Stück auf Stück auf die Bühne, dem stannenden Publikum immer stärkere Erfolge abzugewinnen. Und bei dieser dampfmaschinenmäßigen Fabrikation, die eine sehr gute Sorte von dramatischer Waare liefert, hat er noch Zeit, den Pariser Spiritisten als geschäftiges Medium zu dienen.

Von besseren, auch in Deutschland eingeführten Lustspielen Sardous sind zu nennen: „Nos intimes“. „Les gamaches“. „Les vieux garçons“. „La famille Benoiton“. „Non bons villageois“ und das neueste „Séraphine“, dessen Triumphe schon wieder durch ein allerneuestes in Schatten gestellt sein werden. Alle diese Stücke sind, trotzdem sie mit unglaublicher Schnelligkeit zu Papier gebracht sind, doch mit großer Sauberkeit und mit einer wunderbaren Prägnanz aller realistischen Elemente ansgearbeitet. Inhaftartig hat Sardou immer gerade den Anforderungen entsprochen, die man nach seinen Vorgängern an ihn stellen konnte. Nur auf dem Gebiete des traffen Realismus hat er sich bisher bewegt; aber er ist darauf nach allen möglichen Richtungen hin und her gewandert; er ist niemals auf einem Punkte lange stehen geblieben, niemals einseitig, pedantisch, nur zuweilen steretyp gewesen. Er besitzt Eigenschaften, welche heissen lassen, daß er, wenn er vor dem ungesehenen Beifall des Publikums nur einmal wieder zur Besinnung kommen können, er durch Vertiefung seines Talents möglicherweise sich aus der realistischen Herdrift zu einer höheren Region der dramatischen Leistungen emporzuschwingen wird. Anweichehaft hat seine dramatische Laufbahn ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Aber auch ihm kann, das läßt sich jetzt schon übersehen, wie Angier und Zola, der höchste Ehrenpreis, ein Stück in der Akademie nicht entgegen, — wenn nicht inzwischen überwältigende Ereignisse den Gesmack mit Gewalt säubern und den letzten Dramatikern der Decadence die Thüren des Jankits verschließen, was gewiß kein Unglück wäre. G. S.

England.

Die Anfänge der Kultur.*)

Witten in wohlbehauter Ebene ragt oft einsam ein ungeheurer Felsblock. Rings um ihn dehnen sich die Schreite reich-

bestandener Saatsfelder und die Gehöfte friedlicher Menschen, unter mildem Himmelstrich liegt hingestreckte die Landschaft, ein Bild der Ruhe und des Friedens, ein sprechender Gegenatz zu dem trogigen Gefallen, dem wilden Einsiedler in ihrer Mitte. Wer hat ihn hierhergetragen, diesen Sohn der Wüsten in diese friedliche Gegend? Der Fels, antwortet das anwohnende Häuerlein.

Aber es giebt auch andere Gegenden! Wohin das Auge blickt, gewahrt es Schmerz und Leid, von Oestern umhüllt ist der Gesichtskreis, alles Leben scheint erstorben, nur das Krachen der Felsstücke, das Dröhnen mächtiger Wasserfälle durchdringt die stumme, unweithliche Dede. An den wilden Bergabhängen gleitet, von tausend Gefässen unterworfen, die Schneefläche zur Ebene, trägt abgerissene Felsstücke auf ihrem Rücken und setzt sie ab unten im ebenen Thalgrund. Hier in der schauerlichen Umgebung erinnert sich der Forscher der sonnigen Bezirke mit den eltsam unweithlichen Einsassen, hier dämmert ihm der Gedanke, vielleicht waren auch jene Gegenden einst vergletschert, räumpangert, vielleicht haben dort wie hier die gleichen Ursachen der Gletscherbildung die Felsstücke talabwärts getragen und abgelagert, das Häufel der einsamen Steine löst sich und die Felsblöcke beginnen zu erzählen von geschwundener Schauerlichkeit, den Schreden der Urzeit, der Wandlung ihrer Umgebung; wo die Geschichte schweigt, reden die Steine.

Dieselben Gegenstände, wie unser Erdboden in seinen Gegenden, bietet die Gattung Mensch in ihren Völkerguppen. Die einen leiten Erbkannthaus in Künsten und Wissenschaften, erstreben sich eines höheren Fortschritts, und die Saat der Gessung gedeiht unter ihnen in allmähigen, aber angestimmtem Wachsthum, sie zeigen wie ein Mensch vermag, zwingen zur Achtung vor seinem Geiste und erscheinen als die wahren, die einzig berechtigten Vertreter der Gattung Mensch.

Und wieder giebt es andere, die noch unberührt vom Lichte der Gessung ihr kümmerliches Dasein hinbringen, unbefanmt mit allen Erleichterungen und Ertrugenschaften fortgeschrittener Zeiten, in dumpfer Geistesnacht verbarren, ewig an die gleiche Niedrigkeit gefesselt, unermügend aus Rohheit und Wildheit zu milderen Anschauungen, zu den Gessungen des Fortschritts sich emporzuringen, so wenig über das Thier erhaben, daß man kaum schlüssig werden möchte, sie Menschen zu nennen.

Und sind nicht beide dieselben Menschen? Sind jene rohen Völker entartete, sind diese gestitteten fortgeschrittenen Kinder der Menschheit? Hat ursprünglich die ganze Menschheit auf der Stufe der Gessung gestanden und ist ein Theil derselben von dieser zur Stufe der Verwilderung nur herabgesunken, oder haben die gestitteten Völker der Menschheit aus der ursprünglich allen gemeinsamen Wildheit zur Höhe der Gessung erst mühsam sich emporarbeiten müssen? In der Beantwortung dieser Fragen gehen zwei Ansichten, zwei Lehren, zwei Schulen aneinander, die Fortschritts- und die Entartungs-Theorie. Jene weist auf die Thatfachen der Gessung als auf die Ergebnisse der in der Menschheit sich vollziehenden Entwicklung, diese auf die Zustände der Wilden als auf die Wirkungen des in ihr oft sich kundgebenden Rückschritts und der Entartung. Keine dieser Lehren erklärt allein die Wirklichkeit; der Ursprung, der Spiegel der Gessung gleichsam, nach dem ihr Abfall oder ihre Erhebung gemessen werden könnte, ist noch nicht aufgesucht. Weber hat man ein gestittetes Volk gefunden, das zur Verwilderung herabgesunken wäre, noch vermag man eine wilde Völkerschaft aufzuweisen, die in geschichtlicher Zeit zur Gessung sich emporgeschwungen hätte. Und doch ist der ungeheure Unterschied, der die Wilden von der fort-

*) Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Ethik. Von Edward B. Taylor. Berlin, 1871. 2 Bde. Unter Mitwirkung des Verfassers hat das Deutsche übertrugen von J. W. Spengel und Dr. Postle. Zwei Bände, Leipzig, 2. J. Winter, 1873.

geschrittenen Menschheit trennt, nicht so unüberbrückbar, wie es bei der flüchtigen Beobachtung den Anschein hat.

Gestaltung und Willkür, Ackerland und Giegegend, unversehbare Gegenstände! Der Händlingsbild in der Ebene versteht sie, er erzählt von der Zeit, da die Elstrasse sich ausbreitete, wo jetzt die nähere Ackerfrume sich findet. Willde und Gestirte stehen sich nicht so gegenständig und unvereinbar gegenüber, in unserer Gestaltung findet sich gar Manches, was schlechterdings unerklärlich, durch keine Willkür der Welt zu begründen wäre, und nur, wie jene räthselhaften Felsen im Thale, dadurch erklärt werden kann, daß man an die Gletscherzeit der Willkür sich erinnert, aus der dies bis in unsere ferneren Zeiten sich erhalten hat. Der große englische Forscher Edward Taylor ist es, der in solcher Andeutung zuerst den Zusammenhang zwischen Gestaltung und Willkür in seinem in der trefflichen deutschen Uebersetzung nunmehr: Die Anfänge der Kultur genannten Werke nachgewiesen hat. Vor seinem Geiste steht das Bild der menschlichen Welt, „wie sie in eigener Person über die Erde schreitet. Wir sehen sie am Wege zögern und ausholen und oft auf Seitenwege gerathen, die sie nach vieler Mühe wieder an eine Stelle bringen, an der sie längst verortet gewesen war; aber sei es nun direkt oder auf Umwegen, ihr Pfad geht immer vorwärts. . . .“ So steht nicht mit ihrer Natur im Einklang, ihre Füße sind nicht darauf eingerichtet, unsichere Schritte nach hinten zu thun, denn sie ist sowohl in ihrem nach vorn gerichteten Blick, sowie in ihrem vorwärts eilenden Schritte ein echtes Bild des Menschen (69).“ Wir müssen also die Vorstellung von den Willden als entarteten Kindern der Menschheit oder auch nur als ewig auf gleicher Stufe verharrenden Menschen aufgeben, auch sie kennen einen Fortschritt, eine Entwicklung, nur berichtet uns davon keine Geschichte und auch sie selber können und dies nicht beweisen, weil sie nicht so weit gekommen sind, die Macht des Vergessens durch Aufzeichnungen zu überwinden. Daß wir aber selber nicht durch jene von uns so vornehm bedachtelten Zustände der Willkür hinweg gegangen sind, das beweisen die zahllosen Ueberreste derselben in unserer Gestaltung, für die Taylor den Namen *survivals* geprägt hat, ein Wort, das in der glücklichen Uebersetzung „Ueberlebtes“ nicht „etwas Unbelebtes“ wie der Uebersetzer meint (72 Anm. 1), sondern mit dem Bürgerrecht der deutschen Sprache zur Welt gekommen ist.

Der Titel des Buches ist nicht genug bezeichnend und läßt etwas ganz Anderes erwarten, als man in der That darin findet. Nicht etwa als ob man sich enttäuscht fühlte und das Gebotene hinter den Anforderungen zurückbliebe, aber man findet Anderes, als der Titel vermuthen läßt. Nicht ein Bild von der Kultur der Armenischen und von vorgeführt, die Stufen der Entwicklung, durch die jede unserer Kulturen, Völkern und Gewohnheiten hindurch gegangen ist, erfahren wir nicht daraus, vielmehr wird an vielen Theilen unserer Kultur nachgewiesen, was ihr noch von dem Urzustande der Willkür her antiebt. Nicht Anfänge der Kultur, vielmehr: das Primitive an der Kultur hätte, plumper zwar aber wahrer, der Titel lauten müssen.

Die Sitten und Bräuche, die Vorkommnisse des öffentlichen Lebens sind vornehmlich der Hundert von Ueberbleibseln. Spiel und Wagnis, Armbrust und Schleiher, mit denen die Kinder spielen, sind das einfachste und klarste Beispiel eines Ueberbleibels, denn das, was jetzt das Spiel der Kinder ausmacht, war einst der Ältern erste Waffenübung und ist es bei den Willden noch bis auf diesen Tag. Wenn die Kinder der Schweiz ein Spiel haben, wo sie durch Bohren Feuer erzeugen, so erinnert dies offenbar ganz deutlich an die Feuerbohrer, deren die Willden noch

heute allen Ernstes sich bedienen. In den Spielen der Kinder haben sich, oft schon unentfesselt und unverständlich, Dinge erhalten, die einstmal von der höchsten Bedeutung gewesen waren. So giebt die Wissenschaft selbst das Unbedeutendste lieber in ihre heiligen Bezirke, wird fortan auf die Spiele der Ältern achten, Annahmen und Kinderprüfungen lauschen und Weisheit aus der Kinderstube lernen.

Auch an den Spielen der Erwachsenen läßt die gleiche Erfahrung sich machen, „daß die erste Praxis zuerst kommt und erst mit der Zeit zu einem beklagenden Ueberbleibsel zusammenschrumpft.“ Was einstmal mit heiligen Schauern die Menschen erfüllte, die Wahlagelüste, unterhält und erheitert heute als Hasardspiel. Würfel und Loose waren einst die Mittel, die Wahrheit zu erfragen und ihrem Falle lauschte man mit andächtiger Schon, weil man von unsichtbaren Händen sie geführt glaubte. Der Aberglaube ist nun zwar aus diesen Spielen zum Theil bereits entflohen, man belustigt sich wie sich am bündigen Anfall, aber der Ursprung ist noch deutlich daran zu merken, daß man selbst heute noch von einem eigentümlichen „Glück“ beim Hasardspiele hört, die Vorstellung von dem übernatürlichen Eingreifen also noch immer nicht ausgegeben hat. Die Spielarten bilden gleichsam die Brücke von der Wahragerei zum Hasardspiel, da sie heute noch zu beiden Zwecken verwendet werden.

Auch die Sprache ist der Lagerplatz solcher Ueberbleibsel. Denn wir uns oft bei dem Gebrauche der geläufigsten Redensarten festtappen und uns gehen müssen, etwas Unverständliches selbst zu haben, dann haben wir so recht das Gefühl, eines Ueberbleibels uns zu bedienen. Oft ist längst die Vorstellung ausgeblieben und aus vergeblichen Suchen alter Denksucht hervorgegangen, die einer Redensart zum Dasein verholfen hat. Andächtige wie: den Tausel betragen, mit dem linken Fuß zuerst aufstehen, an seiner Haut fahren, erhalten ihren wahren Sinn erst dann, wenn wir des Aberglaubens was erinnern, der sie hervorgebracht und ihnen Bedeutung gegeben hat.

Oben sind die Sprachwörter Ueberbleibsel, in denen der treffende Witz und die scharfe Willkür der Ältern durch die Geschlechter sich forterben. Sie sind nicht etwas, was man beliebig macht, sondern gehören zu dem Erbgut einer Sprache, das sie anwenden und üben, aber nicht willkürlich vermehren läßt. Auch das Räthsel der Kinder- und Banernstube geht oft mit seinen ganz bestimmten Einzelheiten auf eine frühe Stufe der Gestaltung zurück, auf der heute viele Willde stehen.

Von großer wissenschaftlicher Bedeutung wird die Ueberlebentheorie in der Erklärung räthselhafter Gebräuche, seltsamer Übungen, die oft bequemen Stoff zu gelehrten Willdeien und Spielereien abgeben mußten, oft als bloße Ausgeburt der Phantasie und unvernünftiger Willkür ausgegeben wurden. Es dürfte nicht gewagt erscheinen, ein für allemal zu behaupten, daß bedeutungslose Gebräuche Ueberbleibsel sein müssen, daß sie einen praktischen oder wenigstens einen zeremoniellen Zweck an den Orten und zur Zeit ihres ersten Entstehens hatten, um aber absurd geworden sind, weil sie in einem neuen Zustande der Gesellschaft hinübergetragen sind, wo sie ihren ursprünglichen Sinn verloren haben (94).“ Durch dieses Gesetz werden drei Gruppen von Gebräuchen erklärlich, die bis in die moderne Gestaltung hinein mit mehr oder weniger Stärke sich erhalten haben und aus vernünftigen Erwägungen schlechterdings keine Erklärung zulassen. Es sind dies, der Orakel beim Nischen, die Menschenopfer bei der Errichtung von Häusern und endlich das Geratheit von der Errichtung eines Ertrinkenden mit ängstlicher Schon sich zurückzuhalten.

Das Riesen wird heute noch bei den Wilden mit guten oder bösen Geistern in Verbindung gebracht, indem entweder das Riesen die Anwesenheit eines guten oder das Herausfahren eines bösen Geistes anzeigt. Dieser Brauch des Riehens beim Riesen, der zu allen Zeiten bei den verschiedensten Völkern aller Erdtheile sich findet, hat den Witz der Menschen oft genug vergeblich angestrengt und zu den sonderbarsten Erklärungen, ja Legenden Veranlassung gegeben. Erst die Wissenschaft hat diesen Brauch der Wahrheit gemäß zu begründen vermocht und wie sehr berechtigt die Annahme der Riesensymbole als eines Ueberlebens sich erweist, beweist uns die Thatfache, daß unter und selbst heute noch, gerade so wie bei den Uralen, das Riesen in einer schweren Krankheit als ein glückliches, Genesung verheißendes Zeichen, gern gehört wird.

Wenn der deutsche Aberglaube es für räthlich erklärt, vor dem Betreten eines neuen Hauses einen Hund oder eine Katze hineinlaufen zu lassen, wenn die Legende vom Teufel erzählt, man habe ihn um eine Seele beim Ban einer Brücke dadurch geprellt, daß man einen Hahn darüber laufen ließ, so wären uns diese Vorstellungen völlig räthselhaft, wenn wir nicht die Verbreitung des Glaubens unter den Wilden kannten, daß die Erziehung eines neuen Nachwuchses ein Menschenopfer fordere. Nur dadurch ist es zu erklären, daß man oft in den Fundamenten von Bauten „Erlagsmittel“ dieser Opfer eingemauert findet, wie Kümmer, leere Särge und vielerlei, fügen wir hinzu, der Brauch, Menschenbeine, Reliquien in den Kirchen unterzubringen.

Das Verurtheil, einen Ertrinkenden zu retten, verschönt selbst heute noch hinter dem Aberglauben, der Wäschermann habe sein Opfer heruntergezogen. Wie eingewurzelt dieser Aberglaube ist, mag Folgendes zeigen. Ich habe selbst von einer alten, durchaus glaubwürdigen Frau, unter den feierlichsten Schwüren Lehnern gehört, wie sie mit eigenen Augen den Wäschermann gesehen habe. Meine Ungläubigkeit erweckte ihre äußerste Entrüstung und so mußte ich es denn aber mich ergeben lassen, zu hören, wie der in einem Fischkahn ausgehende, am Oberleibe menschenähnliche, mit großgrüner Zude beledete Wäschermann den am Ufer Stehenden Bänder zuwerfe und besonders den hübschen Mädchen, die er dann hinabziehe in sein trostloses Reich. Die Bänder aber kaufe er in der Stadt, denn er besuche manchmal die Märkte und mische sich unter die Menschen, nur verwandelt sich die klingende Münze, für die er einkauft, nach seinem Weggehen in schillernde Fischschuppen. Will man also nicht nachgezogen werden in die Felsen, so muß man die Ertrinkenden ruhig ertrinken lassen. Auch dieser Aberglaube erscheint in voller Deutlichkeit erst in der Gestalt, in der er bei den meisten wilden Völkern verbreitet ist.

Wie die ersten Eigenschaften der Wilden unter und zu Kinderjahren herabgeunken sind, so sind die heiligen Vorstellungen aus dem Glauben der Urstufe unserer Götterung zu unerschundenen, oft wunderlichen und ergötlichen Thorheiten verabschiedet worden. „Wie die soziale Entwicklung der Welt fortschreitet, so schwinden die bedeutungslosen Götter und Handlungen zu bloßen Ueberlebens. . . Höflicher und grausamer Aberglaube erweist sich als Ueberrest eines ehemaligen barbarischen Zustandes, denn, indem der Mensch diesen belächelt, ist er wie Shakespeares Jucke, der noch so zahm, gehetzt und eingesperrt, nicht abläßt von den Tücken seines Stammes.“

Das große Reich der Geheimmittel und Zauberkünste ist der geeignetste Boden für die Nachweisung von Ueberlebens in unserer Kultur. Sehr feinsinnig weist Tausler nach, wie unsere Betrachtung der Zauberei in Zeiten, wo der Glaube an diese noch

stark war, in einer Betrachtung der Zauberei sich zeigte. Bei den meisten Völkern wurde den niederen oder untergeordneten Stämmen die Fähigkeit der Zauberei zugeschrieben, ein sprechender Beweis, daß man diese Kunst eher als Erbtheil der Niedrigeren als der Edleren ansah. Die Wurzel aller Geheimmittel ist von Alters her dieselbe, die abergläubische Ideenassoziation. Das Sterben eines Haushalters gilt im Hause eines Schwerkranken als unglückliches Vorzeichen. So wird also zwischen zwei gleichzeitigen Umständen eine innere Verknüpfung angenommen, die in Wahrheit durchaus nicht besteht.

Der äußerliche Zusammenhang zwischen zwei Gegenständen wurde oft für einen inneren genommen, und darauf gründet sich manches Mittelstücken der schwarzen Kunst. Durch die Kleider, Haare, Nägel einer Person glaubt man auf diese selbst wirken zu können, und nur so erklärt sich der verbreitete Aberglaube, man dürfe „Späne und Schnitzel“, fügen wir hinzu, zertröckelten Hantwurz, nicht unterliegen lassen, damit dem früheren Besitzer nicht ein Leid dadurch geschehe. Und wo der Zusammenhang selbst äußerlich nicht besteht, wird er künstlich hergestellt. Wie der australische Doktor eine Schnur an das schmerzende Glied bindet und an ihrem Ende sangend dieses selbst zu heilen verspricht, so legt man, dies hätte Tausler anführen können, selbst in unseren Länden einen Faden um eine Wange, thut ihn dann in die Erde und meint, die Wange werde abfallen, sobald der Faden zu faulen beginne. Die abergläubischen Vorstellungen, die mit den Begegnungen von Thieren sich verknüpfen, viele Grundzüge der Traumdeutung, sofern sie nicht auf Willkür beruhet, Deutungen des Vogelstills und der Eingeweide, selbst zum Theil die Wahrsager aus den Handlinien, sie alle beruhen auf abergläubischen Ideenassoziationen, „von denen die gebildete Welt längst mit Schmerzen erfahren hat, daß sie werthlos sind, die jedoch, das ist nicht zu viel behauptet, noch bis auf den heutigen Tag einen beträchtlichen Einfluß auf die Köpfe von vier Fünfteln der Menschheit ausüben (119).“ Alle diese magischen Künste und abergläubischen Vorstellungen sind „ebenso echte Ueberlebens einer ehemaligen Wildheit, wie es aus einem Tumulus gegrabene Feuer-Instrumente sind.“

Der Zauberkraft ist zwar überwunden, aber noch nicht todt. Man kennt zwar die Ursachen seiner besonderen Verbreitung und Tausler selbst sagt: daß die Schuld, Europa in dieser Weise auf den Standpunkt des afrikanischen Negers hinabgebracht zu haben, hauptsächlich auf der römischen Kirche . . . laftet, ist durch entscheidende Beweise scharf gestellt (120), aber das Wiedererwachen dieser überwundenen Anschauungen in unserer aufgeklärten Zeit, liegt durchaus nicht im Bereiche der Unmöglichkeit. Tausler hält dies sogar für sehr möglich und stellt auch eine Gruppe von Aufstrebenden auf, die jene Ueberlebens umfaßt, die absterbend zu neuer Kraft, neuem Leben sich emporgerafft haben. So bezeichnet er den Spiritismus unserer Tage als „ein direktes Anzeichen aus den Regionen der wilden Philosophie und des Volksglaubens der Bauern (142).“ Hier greift die neue Wissenschaft mit Erfolg selbst in die brennende Tagesfrage ein.

Die zweite große Gruppe geistiger Erscheinungen nach den Sitten und Gebräuchen, in denen Tausler den Zusammenhang mit der Wildheit nachweist, ist die Sprache. Mit einer wahrhaft überwältigenden Gelehrsamkeit, die in den Sprachen der wenigst bekannten Völker in gleicher Gründlichkeit wie in den modernen Kultur Sprachen Forschungen anstellt, befragt er die alten Sprachen, ob die Sprache ein Werk des Menschen und in ihren Worten und ihrem Klang eine Beziehung zu den besprochenen Gegenständen erkennen lasse oder nicht. Die Betrachtung der Sprache

gehört darum in der breiten, tiefelehrten Behandlung in Taylor's Werk, weil er sie als einen Gegenstand der Ethnographie betrachtet, als ein auf tiefster Kulturstufe angefangenes Mittel des Gedankenausdrucks, „als eine barbarische Maschine“, die in der wachsenden Civilisation vergrößert, verwandelt, verbessert ward. Sie ist im Ganzen gewissermaßen ein Ueberbleibsel, mit allen ihren Beheften, wie Empfindungsorganen, Geberden, Laut-Veränderungen und -modifikationen zur Bezeichnung der Erfahrungen, Kinderwörter u. s. w., ein Ueberbleibsel, „das in jahrhundertelanger Entwicklung und Auslese allmählig sich angepasst hat, um den Ansprüchen der modernen Civilisation mehr oder minder vollständig zu entsprechen (237).“

Auch die Zählkunst in ihren verschiedenen Gestaltungen bespricht er, um in ihrer höchsten Vollendung nach den Zusammenhängen mit der Urstufe nachzuweisen. Unser Dezimal-System, wider welches das Duodezimal-System berechnete Konkurrenz erhebt, ist ein Ueberbleibsel der alten Zählmethode. „Dieses Gerüst, das Universal-Schema des Rechnens nach Fünfen, Zehn und Zwanzigen zeigt, daß unserer ganzen arithmetischen Wissenschaft das Verfahren der Kinder und der Wilden, an Fingern und Zehen zu zählen, zu Grunde liegt.“

Die Ergebnisse, zu denen unser Forscher mit dieser seiner echt wissenschaftlichen Methode in Gebiete gelangt, die ihrem Wesen nach jeder gleichsam naturwissenschaftlichen Methode zu streiten scheinen, wie Mythologie und Religion, sind zu bedeutend, um nicht besonders und in eingehenderer Weise dargestellt zu werden.

Aber auch schon aus dieser Darstellung wird die Berechtigung der Worte erkannt werden, mit denen Taylor die Bedeutung seiner Wissenschaft preist: „Nicht nur als ein interessanter Forschungs-Gegenstand, sondern auch als wichtiger, praktischer Führer zum Verständniß der Gegenwart und zur Gestaltung der Zukunft verdient die Forschung nach dem Ursprung und der ersten Entwicklung der Civilisation eifrig gefördert zu werden.“

David Kaufmann.

Italien.

G. Massari, biographische Erinnerungen an den Grafen Cavour.

I.

Gleichzeitig mit der feierlichen Enthüllung des Marmordenkmals, welches Italien dem Grafen Cavour in seiner Vaterstadt Turin errichtet hat, ist aus der Feder des Deputirten Giuseppe Massari eine umfangreiche Schrift *) erschienen, die es unternimmt, das Lebensbild des Schöpfers der italienischen Einheit in monumentaler Weise zu veranschaulichen. Wenngleich in erster Linie offenbar für die Nation bestimmt, welche unter Cavour's Leitung ihren Rang unter den Kulturstaaten Europas und der Welt wieder erlangt hat, so wird dies Buch ohne Zweifel weit über Italiens Grenzen hinaus der lebhaftesten Theilnahme begegnen, und dies um so mehr, als sein Verfasser, einer jener zahlreichen Neapolitaner, die von dem Bourbonenregiment nach den Ereignissen von 1849 aus ihrer Heimat vertrieben wurden, länger als ein Jahrzehnt hindurch zu Turin in

der unmittelbaren Umgebung Cavour's gelebt und dem kleinen Kreise seiner politischen Vertrauten angehört hat.

Böhl nirgend, außer in Italien selbst, wird diese Biographie Cavour's mit lebhafterer Theilnahme begrüßt werden, als in Deutschland. Unserm Volke ist durch eine hohe Gunst des Schicksals das Glück zu Theil geworden, nach einem Vordrange, der sich mit demjenigen Italiens Jahrhunderte hindurch eng verknüpfte und oft schmerzlich getrennt hatte, fast gleichzeitig mit Italien das Ziel seiner staatlichen Wiedererhebung zu erreichen; die Deutschen wie die Italiäner sehen sich, nachdem sie kaum ihren Staat errichtet haben, gleichmäßig in der Lage, seine Selbstständigkeit gegen die feindlichen Uebergriffe des ultramontanenismus zu verteidigen. In dem Grafen Cavour hat die Politik, welche die italienische Nation sowohl zur Erringung ihrer staatlichen Einheit, als zur Auseinanderhebung mit dem römischen Stuhle eingeschlagen hat, ihren höchsten und vollkommensten Ausdruck erlangt. Sind auch die Wege dieser Politik von denen, welche wir nach beiden Richtungen hin verfolgt haben und noch verfolgen, nicht unendlich verschieden, so ist es doch naturgemäß, daß das Lebensbild ihres Urheber's bei uns das regste Interesse erwecken muß. Bedürfte es hierfür der Beweise, so könnten wir uns einfach darauf berufen, daß vor dem Erscheinen von Massari's Buche die von einem deutschen Geschichtsschreiber und Politiker gezeichnete Skizze von Cavour's staatsmännlicher Wirksamkeit in Italien selbst als die beste Biographie von Cavour gegolten hat.

Von einem hervorragenden italienischen Kritiker ist, als Heinrich von Treitschke's meisterhafter Auslass in der Uebersetzung des Marthe Guarricci-Gonzaga erschien, das Bedenken ausgesprochen worden, Cavour trete in der Darstellung des Deutschen allzu sehr in den Vordergrund, so daß fast ausschließlich als Werk eines Mannes erscheine, was er doch ohne die Mitwirkung so vieler Anderen nicht hätte ausrichten können. Auch wenn dieser Vorwurf Treitschke gegenüber begründeter wäre, als er es in Wirklichkeit ist, so wäre der Fehler, in den so Biographen überhaupt leicht verfallen, noch am ehesten verzeihlich bei Schilderung eines Staatsmannes, in welchem die nationale Politik in seinem Maße verrepräsentirt erschien, wie bei Cavour. Zwar doch bald nach seinem Tode sein Verwandter, der Genesi B. de la Mole in seinen werthvollen Erinnerungen an Cavour von ihm sagen: Er konnte, wie Rafael unter seine Gemäldes, so unter sein Werk Italien sein faciemus schreiben! Ist es eine Ueberschätzung, Cavour den Schöpfer des neuen italienischen Staates zu nennen, so ist dieselbe, wie wir sehen, nicht auf Deutschland beschränkt. Sie wird aber auch, und hierauf bitten wir die Kritiker in Florenz zu achten, von dem neuesten italienischen Biographen Cavour's auf das Unumwundenste getheilt. Mit weit mehr Recht als gegen Treitschke ist gegen Massari der Vorwurf zu erheben, daß seine Schilderung die Vorbereiter und die Genossen von Cavour's Politik nicht genügend berücksichtigt. Obgleich in ungleich weiterem Rahmen angelegt als Treitschke's gedrängter Auslass, löst Massari's Buch doch neben Cavour fast keinen Anderen zu Worte gelangen. Während Treitschke und die Vorkämpfer der italienischen Einheit, einen Balbo, Gioberti, Massimo d'Azeglio, ferner die tageliche Gestalt König Karl Alberts, dann Cavour's Gehilfen in der parlamentarischen und der diplomatischen Arbeit, wie Sarini, Cattazzi, La Marmora, Villamarina u. A., endlich aber die Leiter der Nationalpartei, Manin, de Farina und die weiter links stehenden: Garibaldi, Mazzini und seinen Anhang, in scharfen Strichen vorzuführen weiß, vermissen wir in Massari's umständlicher Darstellung fast jeden Versuch, die Umgebung seines Helden zu porträtiren. Er

*) Il conto di Cavour. Ricordi biografici per Gius. Massari, Torino 1873, eredi Botta. 461 S. 8. Gersten-Druck. Preis 10 Lire.

begnügt sich meistens, die Mitwirkenden einfach zu nennen; die Attribute, die er ihnen beilegte, sind gewöhnlich bloße Ebedeuktionen und haben so wenig Persönliches, daß sie sich hin und wieder auf ganz farblose offizielle Beiwörter beschränken. Das mißt es dem Verständnis des Lesers, wenn Italiänischem Kurialstil gemäß jeder Rede als *egregio*, jeder Deputirte als *onorevole* bezeichnet wird?

Schlimmer als in diesem Sprachgebrauch macht sich die eifrigste Haltung des Massarisches Werkes in der Einseitigkeit geltend, mit welcher dasselbe die Berührungen Cavour's mit der italiänischen Aktionspartei behandelt. Bekanntlich waren diese Berührungen sehr wechselvoll und sehr wichtig; sie stellen eine ungemein charakteristische Seite des Cavour's staatsmännlicher Thätigkeit dar und haben zu den unermeßlichen Erfolgen seiner Politik in entscheidendster Weise beigetragen. Soweit es der beschränkte Umfang von Treitschke's Skizze zuließ, ist sie bemüht gewesen, diese Beziehungen für das allgemeine Verständnis klar zu legen. Es gehört zu den Hauptverdiensten des trefflichen Werkes, auf welche neulich bei Besprechung des Schlussbandes seiner italiänischen Geschichte noch nachdrücklicher hätte hingewiesen werden sollen, daß er diese Schilderung unter Benützung des seitdem zugänglich gewordenen Materials in eingehendster und amschäufigster Weise ergänzt hat. Der Massaris Biographie in der Hoffnung in die Hand nimmt, noch Intimeres aus Cavour's geheimer Werthakte zu erfahren, mag sich auf die gründliche Enttarnung gesetzt machen. Weit davon entfernt, neue Räthe aus dem Zusammengehen Cavour's mit der Aktionspartei mitzutheilen, geht Massari über diesen ganzen Theil der Wirkenszeit seines Helden mit geistlicher Eile hinweg. Er erwähnt *la farina* nur flüchtig, der doch als Vermittler zwischen der Lombarde Regierung und den italiänischen Patrioten außerhalb Piemonts eine so wichtige Stelle bei Cavour auszufüllen gehabt hat; ich erinnere mich nicht, bei ihm den Namen Daniel Manin auch nur gelesen zu haben, dessen patriotisch-unselbstnütziger Mitwirkung Treitschke mit der wärmsten Anerkennung gedenkt. Die Expedition Garibaldis nach Sizilien und Neapel mit all den Verwicklungen, in welche das italiänische Kabinett durch sie geriet, und die Cavour's vollendete Staatskunst zu so hohen Triumpfen zu gestalten wußte — anerkanntermaßen eine der wichtigsten Phasen der Neugeburt Italiens —, wird bei Massari auf 14, schwere vierzehn ganzen Seiten abgehandelt, wobei natürlich das süßne und verschlagene diplomatische Spiel, mit welchem Cavour Garibaldis Schritte zu umgeben und zu lenken verstand, kaum berührt, geschweige denn ins Licht gestellt werden kann. Da der Biograph an anderen Stellen volles Verständnis für die Darstellung recht verwickelter diplomatischer Schachpartien beweist, so können wir die Unempfindlichkeit, die er gerade dem Meisterstücke seines Helden gegenüber an den Tag legt, nur auf eine Rücksichtlichkeit zurückführen, die er sich, wie es scheint, in bester Meinung nach dieser Richtung hin bei der ganzen Anlage seines Buches vorgezeichnet hat.

Dieser Haltung des Buches müssen wir es wohl auch zuschreiben, daß es dasselbe über das Privatleben Cavour's nur äußerst dürftige Mittheilungen macht. Wie Jedermann weiß, war der Graf fast vierzig Jahre alt geworden, bevor er in die praktische Politik eintrat. Neben Reisen ins Ausland, besonders nach Greshbritannien, für dessen soziale und politische Einrichtungen er lebendiges Interesse blieb, hatte er seine Jugend und Blüthe seiner Mannesjahre vorzugsweise der Landwirthschaft zugewandt, deren Betrieb er aus dem Grunde verstand. Man weiß, wie hohe Verdienste er als Greshgrundbesitzer auf seinem

eigenen Gütern sich um die Hebung des Volkswohlstandes erworben, wie er die farg gemessenen Aufgehenden seines Anthes am Lieben auf den Reisfeldern und in den Gärten seines Peri zugebracht, wie er dort wenige Tage vor der Erkrankung, die ihn zu Italiens Unheil so frühzeitig dahinstellte, in heiserer Sonne stehend seinen Viehstand gemüthet hat.

In Massaris Darstellung tritt uns der Parlamentsredner und der Diplomat Cavour so ausschließlich entgegen, daß für den Ortsbesitzer, für den Zungegellen, dessen lockere Sitten gelegentlich Anspielungen und angelante Erwiderungen im Turiner Parlamentsaal hervorriefen, für den feingebildeten jovialen Lebemann, dessen schmetterndes Pochen auf Freund und Feind so unwiderstehlich wirkte, nur sehr wenig Raum übrig geblieben ist. Wenn Giovanni Daprè die Schwierigkeiten, welche Cavour's breites vernünftiges Gesicht und seine belebte kurzbeinige Figur der plastischen Kunst darbieten, auf jenem Turiner Monumente nicht besser zu überwinden gewußt hat, als indem er den lebendigen und realistischen aller italiänischen Staatsmänner wie einen Abgeschiedenen in akademisch regelrechten Haltenwurf verumumte, so wollen wir zwischen diesem offensbaren Fehlgriff des Bildhauers, und dem Kolorit von Massaris Darstellung nicht geradezu eine Parallele ziehen. Allein an vielen Stellen seines Buches scheint sich ein christliches Gemüth ordentlich darnach, Cavour statt in senatorischer Loge oder dem Ministerstuhl, die er beide bekanntlich gar nicht liebte, so zu schauen, wie ihn die Zeitgenossen meistens gekauht haben und wie ihn auch das dem Buche beigegebene treffliche Portrait darstellt: in bequemer Haltung und Tracht, die Hand in der Hosentasche, mit den hellen Augen scharf durch die Brille blickend und, als Entgegnung auf pathetische Angriffe seiner getreuen Opposition, ein Scherzwort auf den Lippen! Ich erinnere mich zum Beispiel, gleich nach Cavour's Tode in einem der illustrierten Erstausgaben, in denen jede Zeitung des Landes dasjenige von persönlichen Erinnerungen brachte, was sie eben zur Hand hatte, eine ganz kurze Anekdote gelesen zu haben. In den Tagen unmittelbar nach dem Aufsteigen der Tausend Garibaldis, wo die Stellung der Regierung zu dem tollkühnen Unternehmen noch völlig unklar war und das ganze Land sich in höchster Spannung und Aufregung befand, ist der Erzähler spät Abends in einer abgelegenen Straße von Turin dem Grafen Cavour begegnet, wie er, die Hände auf dem Rücken, behaglich dahinschlendernd den — Garibaldi'sch gekleideten; natürlich zur höchsten Verwundung des Schreibers, der nun sofort zur Staatskunst des Pasca Quattrocchi (Pascha mit der Brille) — diesen Epitheten führte der Graf bei seinen Landknechten — neues Vertrauen fassen konnte. Die kleine Geschichte ist mir für meine Anschauung von Cavour's Persönlichkeit lieber, als manche sehr korrekt geschriebene, aber des individuellen Gepräges entbehrende Seite von Massaris Biographie.

Es wäre indessen im höchsten Maße ungerath, wollten wir über diesen Anschauungen, die zur Charakteristik des Buches voranzuführen waren, seine großen Vorzüge vergessen. Es ist wahr, der Verfasser bleibt in manchen Punkten hinter den Anforderungen zurück, die an ein biographisches Kunstwerk gestellt werden dürfen. Aber er entschädigt uns durch den treuen Fleiß, welchen er auf die Sammlung und Sichtung des Stoffes für seine „Ricordi“ verwendet hat. Mit aller Sorgfalt wird die politische Laufbahn des Grafen von ihren journalistischen Anfängen an gezeichnet. An der Hand eines Mannes, der fast täglich mit Cavour verkehren durfte, den der Minister selbst bei intimen Fragen in vertraulichem Geplauder wie in ernstlicher

Danktun vielsach zu Nothe zu ziehen pflegte, folgen wir der Entwicklung seiner parlamentarischen Thätigkeit, seinem Eintritt in den Rath der Savoyischen Krone, seiner Uebernahme der Geschäftsleitung. Schritt für Schritt führt uns die gewissenhafte und zuverlässige Darstellung des Verfassers in die Phasen von Cavour's kühner weitausschauender Politik ein: nach Innen wie nach Außen sehen wir ihn mit unverbesserlicher geschäftlicher Hand die Waffen schmiegen für die Stunde der nationalen Erhebung, für die Erfüllung jenes großen Gedankens, der ihm als Leitstern seines Handelns unverrückt vor der Seele gestanden hat. Auch wer mit der neueren italienischen Geschichte genau vertraut ist, wird die ebenso eingehende als lichtvolle Schilderung der großen Wendepunkte seiner Laufbahn, welche zugleich die Wendepunkte der italienischen Einheitsbewegung sind, mit Begehr und Vergnügen lesen: die Einführung der Konstitution in Piemont, die Kämpfe mit Oesterreich 1848 u. 1849, die Erklarung des Verfassungsbüchens in dem kleinen allein unabhängig gebliebenen Lande am Fuße der Alpen; dann der Beginn der „großen Affiken“: die Bethheiligung Piemonts am Krimkrieg, jenes Bündniß mit den Westmächten, das in ganz Italien bis in die Kerker der heurdonischen Staatsverbrecher hinein eine glühende Begeisterung hervorrief; sagte doch später der edle Garibaldi, als er von dieser Allianz gehört, habe er zum ersten Male das Gewicht der Kette, mit der ihm König Ferdinand als Vasallen-Sklave hatte anschnitten lassen, erleichtert gefühlt! Wir heben ferner als besonders gelungen die Darstellung des Pariser Kongresses und der ebenso kühnen als feinen Schachzüge hervor, vermittlest deren Cavour dazu gelangte, an jenem historischen grünen Tische Oesterreich vor den Vertretern der europäischen Großmächte im Namen von ganz Italien der Unterdrückung und Usurpation zu zeigen. Nicht minder trefflich gezeichnet ist die Vorbereitung der französischen Allianz, welche, schon eingeleitet durch die inhaltsschwere Frage Napoleons III. an Victor Emanuel: *Que peut-on faire pour l'Italie?* in der Zusammenkunft des Imperators mit Cavour zu Plombières reifte und demnach zum franko-italienischen Kriege mit Oesterreich und zum Frieden von Villafranca führte. In Lebendigkeit und Anschaulichkeit, sowie in Feinheit der Zeichnung kann wohl keine andere Partie des Buches sich mit der Schilderung des langen überaus wechselvollen diplomatischen Vorlebens, das mit dem Renjournement des Kaisers an den Baron Hübnert anhub, und die Monate bis zum Beginn der Feindseligkeiten zu den demorgelischen und aufregendsten von Cavour's Leben machte.

Was neben der Treue und Zuverlässigkeit des Berichtes einen besonders wohlthuenden Eindruck gewährt, das ist der Takt und die Freiheit von Parteilichkeit, welche dem Buche in hohem Maße eigen sind. Sie machen es zu einer überaus erfreulichen Erscheinung auf dem als Ergänzungen anderer Art eben nicht armen Gebiet der politischen Literatur Italiens. Der Verfasser hat es mit Sorgfalt vermieden, die Biographie des größten italienischen Staatsmannes zu Anklagen gegen seine Widersacher zu verwerten. Er zeigt sich in diesem Punkte, und dies ist nicht geringes, seines Vorgesandes würdig. Denn wahrlich nicht im Geiste des Grafen Cavour handeln diejenigen, welche ihre Kenntniß von den Staatsgeschäften ihres Vaterlandes dazu benutzen, um auf Kosten Anderer, auf Kosten der Interessen des Staates, sich und nur sich allein als die Gerechten und Vollkommenen hinstellen! Und mag auch der Verfasser, wie oben näher dargelegt wurde, in seiner Befugnisse etwas weiter gehen als nöthig, mag seinem Gesamturtheil in Folge dessen mancher charakteristische Zug, Vieles an Feinheit und Lebendigkeit

des Kolorits mangeln: er darf sich solchen an sich berechtigten Ausstellungen gegenüber mit dem Bewußtsein trösten, durch sein Buch dem Parteihass und der Verbitterung, welche unter den Wortführern der italienischen Politiker so tödtliche Kulturen hervorrufen, keine neue Nahrung zugeführt zu haben.

Wenn diese Kritik, welche der Biographie sich zum unverdächtigen Geheiß machte, es mit sich bringt, daß sein Werk für die intimere Kenntniß der italienischen Wiedergeburt keine allzureichende Kunde gewährt, so schließt sie doch keineswegs aus, daß der Verfasser aus seinem langjährigen Verkehr mit dem Grafen und aus seiner genauen Kenntniß der parlamentarischen und politischen Zustände Piemonts eine Menge interessanter Einzelheiten mittheilen vermag. Weist den hiesigen Gesprochen des großen Staatsmannes entlicht, tragen sie in demerksenswerther Weise dazu bei, sein Bild, das in den wesentlichsten Grundzügen wohl schon jetzt für immer feststeht, um seiner und individueller vor die Augen zu führen. Aufser Kenntniß von Cavour's Wirksamkeit nach den beiden Hauptzügen seines Lebens, der Befreiung Italiens von ausländischer Herrschaft und der Begründung einer freien Staatsverfassung, wird durch die Mittheilungen seines Vertrauten in der erwünschtesten Weise gemehrt. Wir versuchen, den nach diesen beiden Richtungen hin sich ergebenden Gewinn in der Fortsetzung unserer Anzeile zusammenzufassen.

Oesterreich-Ungarn.

Franz von Söcher: Die Magnaten und andere Ungarn.)

Der wegen seiner frischen Auffassung der Natur und des Völkerebens schon seit ungefähr einem Menschenalter (wenn wir nicht irren) wohlberufene Verfasser stellt uns in vorliegendem Werke eines der merkwürdigsten Länder unseres Völkerebens in fast allen Phasen vor, die es dem Beschauer bieten kann, und zwar gewissermaßen am Faden einer Wanderung, kein gehaltreichen Beobachtungen das Wichtigste aus den Geschichten der Kaiser Ungarns einfließend. Geographisches, Historisches und Politisches ziehen wechselnd an dem Leser vorüber, und der Reiz ist so angenehm, daß man den starken Band von 451 Seiten ohne Ermüdung durchliest. Bei dem unsystematischen Charakter des Werkes begegnet uns der Verfasser öfter, auf ein und denselben Gegenstand zurückzukommen und Gesamtbilder entstehen in solchen Fällen erst durch Zusammenfassung der zerstreuten Elemente. Da ergibt sich dann wohl auch, daß Herr v. Söcher vielleicht nach Maßgabe jenseitiger Gemüthsstimmung, an einem Orte strenger und am anderen milder urtheilt, ja selbst von Widersprüchen nicht frei bleibt. Die im Ganzen edle Sprache wird nur hin und wieder durch Redundanz von allen durchsichtigen Anstrich entkleidet; so despötsch, wenn S. 136 ein „weider Matsch“, S. 163 ein „schwerer Klumpen von Klagestoff“ sich darbietet, wenn man S. 119 liest: „Ich habe von dieser Himmelskinder (der Scham) der Inbilde und Blühnigen kann den Schiefer Hatten sehen“, oder S. 134: „Eindrudt machte auch die Liebhaberei machen, mit welcher die Komitabschancen wieder zartes Judentheiß zu versteinen angingen.“

*) Leipzig bei Fues (Neulander).

Die Schilderung der verschiedenen Nationalitäten und ihres Aufeinanderwirkens trägt häufig den Stempel meisterlicher Auffassung, so daß auch wer, wie Schreiber dieses, Ungarn nie betreten, nur mit einzelnen Vertretern des dortigen Magyaren-, Slawen-, Deutsch- und Judenthums Bekanntschaft gemacht, für die Richtigkeit aller wesentlichen Züge Bürgschaft leisten möchte. Gern würden wir ganze Seiten des v. Eötvösch'schen Werkes unseren Lesern abdrucken, wäre uns ein solches Verfahren nicht ein für alle Mal zuwider. Sehr anziehend geschrieben sind nicht minder als das meiste Uebrige diejenigen politischen Abschnitte, welche der Magyaren Verhältniß zu ihren Mitbewohnern anderen Stammes und dem Gesamtstaate erörtern und von der möglichen oder wahrscheinlichen Zukunft Ungarns handeln, mag man nun dem Verfasser unbedingt zustimmen oder nicht.

Während aber Herr v. Eötvös uns im Ganzen so viel Treffliches bietet, erkennen wir ihn nur mit Mühe wieder, wo er über Sprache und Literatur der Magyaren Bemerkungen einstreut. Sollte er denn Magyarisches einige Kenntniß besitzen, so kann er diese nur mechanisch und mit Unlust, vermutlich sogar ohne innern Beruf zu Sprachstudien überhaupt erworben haben, sonst würde er wohl (S. 142) seine gar naive Bemerkung, daß die Wörter dieses Idioms sich, wie bei den Indianern, aus lauter einflussigen Stämmen zusammenzusetzen seien, unterdrückt haben. Auf den in gewisser Hinsicht wesentlich verschiedenen Sprachbildungsprozeß amerikanischer Naturvölker, der finnisch-ungarischen Familie gegenüber, einzugehen, ist hier nicht am Orte. Hat aber Herr v. Eötvös keine Ahnung davon, daß alle gebildeten Sprachen unserer Erde denn was er mit so elegantem Bilde zusammenzudeckend nennt, in letzter Zukunft ihr Töseln verdanken? Und wem will er beweisen, daß die magyarisches Sprache überhaupt dem Ursprunge der Sprachen näher stehe als andere, was allerdings verschiedene Köpfe in Ungarn selber ihrer Zeit versucht haben?

Mag man aber den geistigen Gehalt des Magyarisches gegen den des Deutschen u. s. w. abwägen wie man will: Jeder, der die erstere Sprache in ihrer Literatur kennen gelernt, kann nicht im Zweifel daran bleiben, daß sie zur Behandlung wissenschaftlicher Materien der allerverschärftesten Art, auch die abstraktesten nicht ausgenommen, als ein sehr gefügiges Werkzeug sich erweist. Auch eignet sich keine Sprache des heutigen Europa so vollkommen zur Ausbildung antiker (griechischer und römischer) Verfassungen. Was soll man aber velleitend dazu sagen, wenn Herr v. Eötvös auf Seite 326 einen Ten anstimmt, der eines Deutschen geradezu unwürdig, weil er allzu stark an die absprechende Unwissenheit so vieler unserer Nachbarn im Westen erinnert? Hier steht nämlich nachdrücklich zu lesen: „Da weder Sinnen (?) noch Törken, noch irgend sonst ein Turanier“) die geringste Lust bewegen, das Magyarisches zu erlernen: so wird es außer Ungarn nirgends verstanden als höchstens von ein Paar Leuten in Wien und Buharest“ (!). Ausdrück, daß andere gebildete Völker magyarisches lesen, ist nicht vorhanden (?) was darin geschrieben wird, ist meist wie versunken und verloren, damit auch jeder Kritik glücklich entzogen.“) Selbst die Hoffnung ist abgeschnitten, in das magyarisches Wesen den gesammten Kulturinhalt

einzufüllen: das Gefäß bleibt stets zu klein und enge.“ So läuft die Zunge des Verfassers weiter. Er bemerkt: die heilige Sprache der Eöhne Kröde habe das Krütheden aus dem Deutschen, das Mittag- und Abendessen aus dem Slavischen entnommen. Sehr wahr — was ist aber schimpflicher, solche Wörter als Naturerzeugnisse dem Auslande abzugeben oder als Kulturmerkmale die guten uralten Ausdrücke Preis gebend, ja sich ihrer schämend, Dejeuner, Diner und Souper dafür zu wählen?!

Wie man auf der ganzen angezeigten Seite und noch etwas weiter hinaus eine Art Epimenides zu hören glaubt, der nach etwas sunsigigbürtigem Schlaf noch nicht einmal sich die Augen gerieben hat, so ganz besonders in der zugegebenen interessanten sol-dant Reue: „Neulich (sollte heißen „bevor ich in Mer-phens' Arme sank“) hat ein gelehrter Kauz in Pesth allen Ernstes (ja wohl!) die Entdeckung gemacht, daß schon Adam und Eva sich auf magyarisches unterhielten, weil diese Sprache für jedes Ding den richtigen Naturlaut besaß.“ Schade um den daran geknüpften Witz, dessen Etaschel der längst vermoderte Entdecker jener erstaunlichen Thatfache nicht mehr fühlen wird! Obzihin haben ihn seine eigenen Kaudaleute zur Gemüthe verläßt.“)

Damit aber der noch blingelnde Epimenides zeitig erfahre, daß die Magyaren mit ihrer Sprache und Literatur auch außer „Wien und Buharest“ Beachtung gefunden, ja in steigendem Grade finden, so erfahre er demnächst aus unserem „Magazin“, falls ihm dieses vor Augen kommen sollte, folgende Thatfache. Schon seit ein Par Jahrzehnten ist das finnische (die Suomi-Sprache) Gegenstand eifriger Studien in Pesth wie nicht minder das Magyarisches in Helsingfors, und zwar geschieht dies beiderseits zum Zwecke heilsamer Forschungen, mögen sie den linguistischen Stoff an sich oder die immer reichlicher zu Tage kommenden älteren Erzeugnisse des Volksgeistes betreffen.“) Ueber diese Fortschritte in gegenseitiger Würdigung beider verwandten Völker berichtet unser „Magazin“ schon seit einer Reihe von Jahren, und an der Berliner Akademie der Wissenschaften ist das finnisch-ungarische Sprachgebiet von einem anständigen und einem korrespondirenden Mitgliede vertreten.

Sei es aber, daß unser begabter Landsmann als gelegentlicher schwankender oder geradezu ungerechter Urtheile Kluge verdient, so kann desto mehr Anderes wieder mit ihm verfahren. Hierher rechnen wir besonders die ebenso harmlosen als wahrhaft prächtigen Schilderungen der Gekirgswelt, und empfehlen darum angelegentlich Kapitel 7: „Im karpathischen Waldgebirge“, Kapitel 14: „In der Zist“, Kapitel 22: „Karpathenjagd“, Kapitel 25: „Vergeltung der Tödt“. Wir erlauben uns schließlich den hierher gehörenden „großartigen und zugleich schönsten Anblick“ wiederzugeben, mit welchem die Reisestigen anmutig auslingen: „Bei Neumark stieg ich auf die Anhöhe hinter oder, wenn man von Krakan kommt, vor der Stadt. Dort überblickt man die ganze Kette der Central-Karpathen in all ihrer Pracht. Rechts sehen sich die Kuppen der Viptauer Alpen an, zur Linken geht in weite Fernen ein Zug hübsch geformter Berge. Der schönste Standpunkt ist dem Kirchturm gegenüber, da wo links ein anderes Thürmchen aus grünen Bäumen hervorblüht. Da hat man

*) Von Samojeden, Kalmücken, Tungenen wird man es allerdings kaum bezweifeln dürfen! Der Exzer.

**) Wie stimmt dies zu Seite 180, wo derselbe Verfasser sagt: „Wenn bei Allem dem (d. h. bei aller verstimmenden Mühsal und Zweifelsnebel) die junge Magyarenliteratur so Vieles und auch so viel Gutes, ja Vorzügliches leistete, so verdient das unsere fremdliche Bewunderung?“

*) Auf die sich daran schließende ernstfaste Bemerkung und Schlussfolgerung sei hier nur erinnert, wie lange in unserem lieben Deutschland barbarisches Latein mit barbarisch gewordenem Deutsch um die Herrschaft gerungen hat!

**) Das herrliche finnische Volks-Epos Kalevala hat erst neulich ein gelehrter Magyar in Verse seiner Muttersprache übertragen, was doch schon allein eine glänzende „Kauzleistung“ an die weiland vom Nationalbündel zurückgewiesenen Finnen ist.

im Vorgrunde das grüne Thal des Tanaia, darin die Stadt mit ihren grauen Holzhäusern und dem Zunkeln des bleigedeckten Thurmes, dahinter ein sanft gewelltes allmählig ansteigendes Land, dann grünes Gebirg, und über diesem — ein überwältigender Anblick — die ungeheure Bergkette hoch über all dem anderen Gebirg. In hehrer Schöne glänzte die Jadenmasse, nun fließen von reinster Himmelsblau. Trotz des Gewirrs von Rissen und Spalten und Balkonen ließen sich auf der langen Linie die bekannten Hüpter leicht herausfinden. Bis in die ferne Weite war jeder Ort und jedes Kesseltal deutlich abgezeichnet. Nun neigte sich die Sonne und ließ die nach Westen schauenden Gipfel und Felswände noch schärfer hervortreten, während das Uebrige langsam in Schattendunkel untertauchte. Dann erschienen plötzlich die Vorgründe bedeckt mit goldnem Sonnenschein — dann erglänzten die niedrigeren Berge in kräftigem Purpur — dann flog das letzte leise Roth über die höchsten Spitzen, und als ringsum Alles dunkel war, stand das bleiche Felsgebirge noch in finsterner Majestät mit der hohen Jadenlinie gegen den nächtlichen Himmel. Der Anblick war dem ganzen Abend so erhaben und feierlich und zugleich so wunderbar schön, daß die ganze Landschaft dadurch geweiht schien, und noch lange nachher mir war, als rauchte durch die Lüfte etwas wie Heitergong der Natur in weithin waltenden Afforden.“ Sch.

Kleine literarische Revue.

— Kritische Briefe über das landwirthschaftliche Unterrichtswesen in Preußen, von Dr. Julius Billbranz. *) „Da ein neues Unterrichtsgesetz in Aussicht steht, ist es am Ort, das Lehrer, der etwas in dieser Hinsicht auf dem Herzen hat, rede.“ Von diesem gewiß richtigen Grundsatze ausgehend, befreit sich der Verfasser, jetzt Lehrer am Gymnasium zu Bielefeld (zuvor erster Hauptlehrer an einer landwirthschaftlichen Lehranstalt), darzulegen, zu welchen Früchten es geführt habe, das landwirthschaftliche Ministerium mit der Verwaltung von Lehrstellen zu betrauen, anstatt solche dem Kultusministerium unterzuordnen. Das Material der Broschüre bildete ursprünglich eine Denkschrift, beim Abgange des Ministers v. Seelow ausgearbeitet, um sie dessen Nachfolger, dem Grafen Königsmarck, zu überreichen; dies unterblieb aus nachstehenden Gründen und die Veröffentlichung erfolgte in Briefen an die „Schlesische Presse.“ Der Zweck, der den deutlich auf orientirten Verfasser bei der Beantwörter einer so praktisch-wichtigen Frage geleitet, der Beamten und Abgeordneten, welche Veranlassung haben, sich in die Angelegenheiten des landwirthschaftlichen Unterrichtswesens zu begeben, einen Leitfaden zu bieten, ist sicher ein mehr als berechtigter zu einer Zeit, wo die Definitivvertheilung der bezüglichen Frage noch immer ein fremder Wunsch ist. Interessant ist das Kapitel: „Herr v. Seelow und die Ultramontanen“; sicher war der Gedanke, den konfessionellen Hader in dies Gebiet zu verlagern, wenig inbzig und schwer zu verstehen, aus welchen Gründen die Staatsregierung die Idee, katholische und protestantische Ackerbauhöfen ein Leben zu rufen, durch Staatszuschüsse realisierte, ein Verhältniß, das nur den Ultramontanen Nutzen gewähren konnte. Oberrang erhebt sich dort andersseits eine Probe offizieller Statistik, wonach sich im besagten

Ministerium der Begriff „Lehrer“ bestreulich erweitert hat; unter dieser Rubrik finden wir Schmiedemeister, Stellmacher, Gärtner unterschiedenes mit Geheimmännern, Professoren und Dozenten, während unter der „Zahaber“ „Domänenpächter“ und „Gutspächter“ aufgeführt werden. Danach kann man dem Mittheilenden das Recht nicht abstreiten, gegen ein solches Verfahren Protest einzulegen. Domänenpächter sind keine Schuldirektoren, ihre Güter keine Schulen und ihre Wirthschaftsbeamten und Gutshandwerker keine Lehrer. — h.

Sprechsaal.

Die letzten Monate, in denen Deutschland so vieler hervorragender Männer durch den Tod beraubt worden ist, haben auch Frankreich einen der bekanntesten und allgemein geschätztesten Gelehrten, den Physiologen Ch. Legros entzogen. Im Jahre 1834 geboren, war er unstreitig einer der bedeutendsten französischen Mediziner besonders durch seine praktischen Studien der gefährlichsten Krankheiten. Im Jahre 1865, als die Cholera in Paris wüthete, finden wir ihn muthvoll inmitten des Heerdes der anstehenden Seuche, in den Hospitälern. Auf Grund hier angestellter Experimentallösungen bewies er, daß die Cholera Thieren eingeimpft werden könnte; seine Forschungen, die er unter Mitarbeiterschaft des Dr. Goujon gemacht, erwarben ihm den Preis von der Akademie der Wissenschaften zu Paris; kurz vorher hatte ihm Kaiser Napoleon für seine seltene Aufopferung das Kreuz der Ehrenlegion verliehen. Von seinen physikalischen Arbeiten ist wohl die bedeutendste die über die Entstehung der Knorpel und Muskeln; seine Hauptthätigkeit widmete der Arzt jedoch mikroskopischen Untersuchungen, zu deren Vervollständigung er in den letzten Jahren ein Laboratorium errichten wollte. Der vollkommenste Typus eines gewissenhaften Forschers, suchte Legros nie ein Resultat seiner Studien zu veröffentlichen, das ihm nicht vollkommen sicher schien. Dies lebenswerthe Jünger würde ohne das energische Wirken seiner Freunde im entgegengekehrten Sinne und vielleicht eines guten Theils seiner hochwichtigen Erfahrungen beraubt haben. Zur vollen Entfaltung seiner Kenntnisse und Thätigkeit kam er wiederum im Jahre 1871. Hier im Kriege begann er an der Spitze der dreizehnten Ambulance eine Wirksamkeit ohne Grenzen und einen Muth, den Niemand seine Bewunderung verlagern konnte. Als dann Legros vor kaum einem Jahre den Professortitel erhielt, drangen seine Freunde in ihn, sich selbst einmal Ruhe zu gönnen und in einer reinen Lust sich von den gemachten Strapazen zu erholen. Die Bitten hatten keinen Erfolg; der strebsame Arzt erstorbe so lange die Analyse jenes noch unbekannten Keims unserer verderblichsten Krankheiten, bis er als ein Opfer ihrer Ausdünstungen fiel.

B. B.

Dieser Nummer liegen bei: 1) Ein Prospekt, betr. *Jenae Literatur-Zeitung* aus *Wanke's Verlag* (Hermann Duffel) in Jena. 2) Ein Prospekt, betr. *Griechische und Römische Classiker* aus dem Verlage von *Bernhard Taubnitz* in Leipzig. (58. 54.)

Für die Redaktionen verantwortlich: Dr. Gernig in Berlin.

Verlegt von *Sech. Bismarck's Verlagshandlung* (Bismarck und Geymann) in Berlin, Wilhelmstr. 46.

Druck von *Georg Arnst* in Berlin, Unter den Eichen 51.

*) Hannover, Helwing'sche Buchhandlung, 1873.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 7. März 1874.

[N^o. 10.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Kart von Nordens Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts. 137.
Frankreich. Briefe an eine Unbekannte, von Mérimée. 139.
Frank. Der Schwanenkrieg. II. 142.
Dänemark. Die Phantassen. 144.
Italien. G. Mazzini, biographische Erinnerungen an den Grafen Garibaldi. II. 145.
Orient. Welches orientalische und ägyptische Essay. II. 148.
Rime literarische Werke. Österreichische Musikschule. 150. — Im Inventon merveilles. 150. — Die Preisaufgabe der Gesellschaft für Anthropologie in Frankreich. 150.
Sprachsal. Thompson in Berlin. 151. — Die Werke des Herrn von Seher-Majed. 151. — Jules Michelet †. 151.

Deutschland und das Ausland.

Kart von Nordens Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts. *)

Zeit einem Menschenalter etwa datirt eine neue Epoche der Geschichtsbildung, begründet und auf ihre heutige Höhe geführt von Männern unseres Volkes, von deutschen Forschern hervorragender Bedeutung. Zwei Elemente mußten zusammentreffen, um einen derartigen, für den die Entwicklung verfolgte, fast ungenutzten Aufschwung zu ermöglichen: die Begründung der geschichtlichen Darstellung so zu sagen auf den Ueberresten der Geschichte selbst, der Ueberbückungen der öffentlichen und civilen Staatsgeschichte in Gestalt von Aktenstücken, Korrespondenzen und ähnlichem Material, das sich in unendlicher Fülle in Staats- und Haus-, öffentlichen und privaten Archiven aufgesammelt, so dass die Verarbeitung dieses, sowie jeglichen anderen vorhandenen und erhaltenen Materials mit einer Universalität des eigenen Standpunkts, der das Größte wie das Kleinste, das Entlegenste wie das Nächste umfaßt, das Geschicht eines fernsten kleinen Volksstammes wie die Entwicklung der eigenen Nation mit derselben Liebe und Sorgfalt, derselben Unparteilichkeit und gerechten Würdigung zu umfassen vermag. Wir glauben ohne Anmaßung zu sprechen, wenn wir, geführt auf langjährige Beobachtung und den Vergleich der vaterländischen mit fremder Forschung diese geistige Universalität, die zur vollkommensten Geschichtsdarstellung hinführt, in eminentem Maße gerade der letzten Geschichtsforschung vindiciren. Wohl haben unsere Nachbarn, Franzosen und Engländer, Werke von epodemaender Bedeutung auch auf historischem Gebiet hervorgebracht, doch was die Werke eines Thiers, eines Macaulay gerade in eigener Weise charakterisirt, was ihnen die lauteste Zustimmung ihrer Volksgenossen verschafft hat, das ist der Anflug nationalen Stolzes, von dem Männer wie die genannten bei der Abfassung ihrer Geschichtswerke inspirirt waren, dessen Resultate jedoch mit der lauternden Wahrheit nur selten völlig in Uebereinstimmung zu bringen sind. Wenn daher hervorragende Männer, denkende Geister unter diesen Nationen der Darstellung der Geschichte ihres eigenen Volkes durch einen Fremden, unsern großen Historiker Kautz den Vorschlag gaben vor jenen von so hochhehendem National-

patriotismus getragenen Werken ihrer eigenen Vandalen, so liegt hierin die klarste Anerkennung dessen ausgesprochen, was wir oben als besondern Vorzug deutscher Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung hinstellten. Andererseits erklärt sich vielleicht hieraus auch der Mangel einer allumfassenden Darstellung unserer eigenen Volkseentwicklung. Einmal steht die unübersehbare Objektivität des deutschen Forscher dem Entwicklungsprozess jeder anderen Nation unbesangenen gegenüber, als dem des eigenen Volkes, sodann aber gibt es unter allen Aufgaben ähnlicher Natur keine schwerere als die Darstellung einer Geschichte der Deutschen, die seit Jahrhunderten politisch und religiös zerstückt und zerrissen, nicht der Entwicklung eines, sondern so vieler Völker gleicht, als die Nation Stämme und Stämmchen zählt. Wenn wir so vielleicht noch lange ein derartiges nationales Werk werden entbehren müssen, so werden wir doch durch die Bestrebungen auf einzelnen Gebieten in einzelnen Epochen vaterländischer Geschichte schädlos gehalten, den Klappen gleichsam auf dem Wege zu jenem Ziel. Und weiter noch, weit über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus erstreckt sich im gegenwärtigen Moment der Blick deutscher Geschichtsforschung; kaum giebt es ein europäisches oder außereuropäisches Kulturland, dessen Vergangenheit, dessen Entwicklung bis auf den gegenwärtigen Augenblick nicht der Griffel eines deutschen Historikers zu streichen vermag hätte.

Nicht ohne Absicht führten wir den Leser auf dem etwas weiten Wege vorliegender Bemerkungen zur Betrachtung des in der Ueberschrift genannten Werkes: Kart von Nordens Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, von dem bisher die beiden ersten Bände, die Jahre 1700—1707 umfassen, vorliegen. Der hervorragenden Bedeutung des Werkes erschien es angemessen auf den Stand der heutigen deutschen Geschichtsforschung hinzuweisen, um an ihm die Kraft und das Verdienst anderer Autoren zu messen. Und wohl besteht derselbe vor den Anforderungen, die sich auf diesem Stande der Forschung ergeben! Gerade die beiden charakteristischen Merkmale der heutigen Darstellung, die gründlichste Durcharbeitung eines unerschöpflich schmelzenden archivalischen, literarischen, selbst künstlerischen Materials, in schönster Harmonie gepaart mit jener echt deutschen Universalität und Objektivität der Auffassung, die allein aus der Fülle des Materials die Wahrheit des Gewesenen in die Gegenwart hinüber zu versetzen vermag. Doch selbst mit unüberlichem und angründetem Blick, mit vertrauter Kunde alles einschlägigen Materials ist es noch nicht gethan. Ein historisches Werk wird erst zum Kunstwerk, wenn die Darstellung sich frei und hoch über den erdrückenden Hauf des geschriebenen und gedruckten Materials zu künstlerischer Vollendung und Durchgeistigung in der Idee des Verfassers zu erheben vermag. Und auch nach dieser Richtung hin können wir dem Verfasser wohlverdientes Lob spenden. Seine Darstellung zeigt von dem erfolgreichen Bemühen, den Ausdruck eben so präzis als klar und schön zu gestalten, von einzelnen individuellen Anfängen abgesehen, auf die wir zurückkommen.

An die Bewältigung eines ebenso schwierigen als lohnenden Stoffes hat der Verfasser Hand angelegt. Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts! Welche unendliche Perspektive breitet sich nicht unwillkürlich bei diesen Worten vor unseren Augen aus? Basierend auf der inneren und äußeren Neubildung des europä-

*) Julius Valdeus, Düsseldorf. Bd. I. 1870, Bd. II. 1874.

ischen Staatensystem nach dem Abschluß der großen religiösen Bewegungen um die Mitte des 17. Jahrhunderts, bietet der Kontinent mit dem Beginn des Jahrhunderts den Anblick zweier großer Fetslager, aus denen der Osten und Westen Europas sich zusammenfindet zum Kampf um die höchsten Güter staatlicher Existenz. Unausgesetzt fast ziehen sich Kämpfe und Bewerdungen durch das ganze Jahrhundert hin, bis die gewaltigste Katastrophe, die die Völker Europas seit Jahrhunderten erlebt, auf der Reize der Epoche den bestehenden Zustand des europäischen Staatensystems über den Haufen wirft.

Die Lösung einer solchen Aufgabe nach den Anforderungen, die heutzutage an ein derartiges Werk gestellt werden, in der fundamentalen Behandlungsart, die Noorden eignet, würde für die Kraft eines Einzelnen, und wendete er auch die ganze Energie eines langen und mühseligen Lebens daran, zu groß sein, wenn ihr nicht von vorherherin bestimmte Schranken gezogen würden. So hat sich denn auch Noorden auf die Darstellung der ersten Hälfte des Jahrhunderts, bis 1740, beschränkt und zwar greift er auch hier einen ganz bestimmten Punkt, die europäische Politik dieser Zeit in den weitesthin wahrnehmbaren Zügen ihrer bedeutungsvollsten Entwicklung heraus, mit Beiseitelassung alles dessen, was nicht direkt und nothwendig zu seinem vorgedachten Plane gehört. „Aus der Fülle des Stoffs, sagt er im Vorwort, mag es sich nun um die inneren Zustände der Staatsgesellschaften, um die Charakterbilder von Fürsten und Staatsmännern oder um die getragene Menge der politischen Bestrebungen und Verschiebungen handeln, dürfte ich das Einzelne nur so weit und so kräftig hervorheben, als dasselbe in ergebniswichtigen und in entscheidend schwereren Veränderungen des europäischen Völkerebens einen mehr oder minder bedeutungsvollen Moment ausmacht. Wie es sich bei den Staaten zweiten und dritten Ranges, den Fürstenthümern des deutschen Reiches und den italienischen Kleinstaaten von selbst versteht, wird ebenfalls den größeren Mächten keineswegs in jedem Abschnitte der Darstellung die gleichmäßig eingehende Berücksichtigung zuzuwenden sein: je nachdem einzelne Mächte und Staatsgruppen entweder in den großen Fragen der europäischen Politik die entscheidende Rolle üben oder in ihrer inneren gesellschaftlichen und politischen Gestaltung als die vorzüglichen Träger der fortschreitenden Kulturentwicklung hervortreten, kurz, je nachdem diese und jene Volksgemeinschaften mit dem Gewichte und dem Einflusse einer leitenden Persönlichkeit in der allgemeinen Zeitgeschichte einherzuehen, stellt die Anlage dieses Werkes wechselnd die eine oder andere Staatsbildung an die Spitze der Erzählung. Das breite Hervortreten Englands in der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges wird in der nächsten Abtheilung ein genaueres Eingehen auf die Zustände Frankreichs unter der Regentenschaft und auf die nationalstaatlichen wie europäischen Wirkungen des bourbonischen Regiments in Spanien abgeben. Einem mehrmaligen Wechsel des Beobachtungshandpunktes wird es endlich für die ereignisreiche Epoche bedürfen, in welcher die österreichische Erbfolgefrage in den Mittelpunkt aller staatsmännlichen Berücksichtigungen und Entwürfe, und so zu sagen in das Centrum der allgemein-europäischen Politik tritt.“

So weit der Verfasser bisher sein Werk gefördert, eine freilich nur kurze Spanne Zeit, doch von der einschneidenden Bedeutung für die Entwicklung der ganzen folgenden Epoche ist er diesem seinen Programm treu geblieben. Wahrhaft kann dies Verdienst nur dann gewürdigt werden, wenn man einen klaren Einblick in das dabei zu bewältigende Material erlangt. Abgesehen von der unendlichen Literatur der Volksgeschichten und Monographien,

der compilatorischen und biographischen Werke, der Staats- und Flugschriften, der volkswirtschaftlichen, religions-politischen, militärischen, diplomatischen Werke hat der Verfasser es sich nicht vertriehen lassen, das gesammte archivalische Material vom British-Museum und Record-Office zu London bis zum Wiener Staats- und Hausarchiv zu durchforschen und zu excerpieren, zu manchen laube Weisen dabei zu schlagen und wohl oft aus tagelanger Arbeit und Mühe kaum die geringste Förderung zu erlangen. Der Gefahr, in diesem Meer von Materialien sich zu verlieren, unterzugehen, hat er sich auf das Glückliche zu bedienen gewußt; seine überflüssige, nicht strikt zur Sache gehörige Erörterung hat sich in die Darstellung eingeschlichen und sehr Meisterhaft in der Bewältigung seines Materials offenbar sich zumeist darin, daß ein verhältnismäßig seltener, kurzer Beweis aus das betreffende Archiv den Leser nur flüchtig an den den Werke zu Grunde liegenden gewaltigen Arbeitsstoff erinnert. In so höhere Anerkennung aber gebührt der energischen Arbeit des Verfassers, als ein sehr bedeutender Theil des von ihm benutzten Archivs schon vorher eingesehen und zu anderen Arbeiten höherer Natur verwandt worden war. Daß der Verfasser hier noch einmal sein Werk an der Wurzel begann, belohnte sich indeß doppelt und dreifach durch die mannichfachen neuen Resultate, die er gefunden, die große Veredlung, die er unserer Sache von jenen Zeiten zugebracht, das neue Licht, indem Begebenheiten und Personen, von diesen Quellen aus beleuchtet, jetzt erscheinen.

Verschiedenes mußte zusammenkommen, um die Darstellung gerade dieser Zeit in dieser Art zu ermöglichen: eine energische, vor seiner Mühe zurückschreckende Arbeitskraft, eine feste Einsparung für das Wesentliche in der Zeitentwicklung, wie in dem einschlägigen, durchforschten Material, eine große, wie mühen sagen, staatsmännische Auffassung des Entwicklungs-Prozesses, den die Kulturvölker Europas in jenem Augenblick durchmachten, endlich eine Bemerkung des frühen Stoffs, der divergirenden Richtungen, die die geistige Entwicklung der verschiedenen Völker damals nahm, um die Gestaltungen der Epoche in einem fernwärtigen Fluß einer harmlosen sich abrundenden Form den Auge des Lesers vorzuführen. Die Behandlungsweise des Verfassers hat etwas Vernehmliches. Indem er stets direkt auf sein Ziel losstrebt, indem es ihm stets nur um die reine, die unversüllte Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu thun ist, wobei er nie das mindeste Bedenken trägt, den Schurken einen Schurken zu nennen und mag er sich auch in den höchsten staatlichen Stellungen bewegen, die Fehler eines großen Mannes in ihrer ganzen nackten Häßlichkeit, ohne jede Verhüllung, nachzuweisen, hält er sich doch von jeder feindseligen Verunglimpfung, jeder Verwerthung pikantes Erzählungen und Abenteuer, an denen die Periode überreich ist, fern und rein von jeder Feindschaft. Etels ist es ihm um die Sache, nie um die Persönlichkeit zu thun.

Wenn die oben von uns angeführten Worte des Verfassers die Schilderung der hervorragenden Momente der europäischen Politik als sein Ziel bezeichnet, so geht er eigentlich ein gutes Stück über das Versprochene hinaus, oder aber wir haben hier das Wort Politik in seiner weitesten Bedeutung zu verstehen: denn nicht nur handelt es sich hier um die militärisch-diplomatischen Vorgänge der Zeit, die ganze innere geistige Bewegung der im Spiel kommenden Völker, d. h. fast aller europäischen, wird hier in sozial, religions-, und administrativ-politischer Beziehung geschildert. Die Einleitung des ersten Bandes, die nach einem allgemeinen Ueberblick über die Völker Europas gegen Ende des

17. Jahrhunderts und die sie treibenden politischen Momente eine eingehende, auf besser Kunde beruhende Darstellung der Handelspolitik des 17. Jahrhunderts giebt, die Einleitungen zu einer Reihe der folgenden Kapitel, die sich mit den inneren, administrativen, sozialen, rechtlichen, militärischen Zuständen der verschiedenen Völker des europäischen Südens und Westens befassen; dann wieder die einleitenden Kapitel des zweiten Bandes, die, indem sie uns mit dem beginnenden nördlichen Kriege nach dem Notostoff Europas versehen, die Völker dieser Regionen unter die gleichen Gesichtspunkte bringen, gehören zu dem Besten, was wir über die innere Politik dieser Staaten aus jener Zeiten gelernt haben, wie denn die Gründlichkeit der Studien des Verfassers nach dieser Richtung hin am besten aus der durchaus klaren und harmonischen Darstellung gerade dieser schwierigsten Fragen sich am deutlichsten ergibt. Auch in der Gruppirung seines diversifizierenden Stoffes ist der Verfasser mit Glück verfahren. Zwar hat er seine ursprüngliche Absicht, den spanischen Erfolgskrieg absondernd vom nördlichen Kriege zu behandeln, aus nachtheiligeren inneren Gründen und mit vollem Recht aufgegeben, dennoch aber ist jede Verworrenheit in der Darstellung der vielfach verwickelten und sich durchkreuzenden Politik der Ost- und der Westmächte glücklich gemieden. Eines geht neben dem Andern her, ohne den Leser zu verwirren oder auch nur zu ermüden.

Doch die Art der Ausführung seiner Aufgabe dem Verfasser, der sich nicht begnügt, die reichen bisher gesammelten Resultate in seinem großen Werke zu verarbeiten, sondern die ganze von ihm gethane Arbeit noch einmal und in noch weit erschöpfender Weise vornimmt, doppelten Dankes werth macht, haben wir eben schon angedeutet. Dies ist um so mehr der Fall, als er dabei nach vielen Richtungen hin zu neuen Ergebnissen, vor Allem zu neuer neuen Auffassung und Würdigung der leitenden Persönlichkeiten gelangt. Wenn seine Unabhängigkeit hierin nun auch als solche oder Anerkennung werth ist, so führt ihn ein Zug seines Geistes, unseres Erachtens nach, gerade nach dieser Richtung hin bisweilen etwas zu weit von der geraden Heerstraße ab. Das stilles Pathos, das ihn bei der Darstellung des öffentlichen und privaten Lebens gerade der höchsten Klassen des damaligen Oesterreich, Frankreich, Holland, England durchgittert und zu ebenso energischer Verdamnung schlechter Charaktereigenschaften, wie zur höchsten Anerkennung großer politischer Tugenden ansetzt, macht sich bisweilen in gar zu energischer Weise geltend, so daß es bei der Beurtheilung öffentlicher Charaktere öfters fast in Hysterie umschlägt. Der Verfasser erwähnt einmal in einer Note mißbilligend der venezianischen Gesundheitsberichte dieser Zeit, die nicht Augenblicksumstellungen wiedergäben, sondern nachdrücklich mit feinsten Abwägung aller Licht- und Schattenseiten versehen und bis zu einem literarischen Kunstwerk ausgefeilt wurden. Wir hätten gewünscht, daß auch er, in einem höheren reinen Sinne, etwas von diesem bedächtigen Abwägen dieser ausgleichenden Gerechtigkeit der Darstellung der öffentlichen Charaktere hätte zu Theil werden lassen. Wie anders nimmt sich z. B. das Bild, das uns Ranke von der Königin Anna von England in seiner Englischen Geschichte entwirft, von dem aus, das wir bei Nozzen von ihr empfangen. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß das thatsächlich vom ihm Angeführte nicht vollkommen genau und correct wäre; nur scheint uns Ranke bei seiner Charakteristik mit Recht in der That stets die Prinzipien und spätere Königin herauszuheben, die unter ganz besonders schwierigen Verhältnissen nicht selten den einfachen und klaren Geboten der Moral gleich jeder Bürgerfrau folgen kann und soll.

Derartige Ausführungen geringsten Belanges können und

solten unserer Werthschätzung dieses bedeutenden Werkes nicht den mindesten Abbruch thun. Im Gegentheil, wir sind erfreut und stolz darauf, daß ein deutscher Gelehrter von so reinem Willen und Empfinden befeelt, mit so klarem Kopfe und ausdauernder Arbeitskraft begabt, sich an ein Unternehmen von dieser Großartigkeit gemacht; wir wünschen und hoffen, daß das Werk, dessen baldige Fortsetzung bis zum Ueberfließen Frieden der Verfasser uns zusagt, in ebenso schöner und erfreulicher Weise wie bisher seinen Fortgang nehme, zur Ehre und Zierde deutscher Gelehrtschreibung, und daß die Forscher anderer Völker diese Art der Auffassung und Darstellung der Geschichte des eigenen und fremder Völker sich zum Vorbilde nehmen.

Wenn aber Werke von solcher Anlage und solcher Ausführung bei uns entstehen und zum glücklichen Ausgange geführt werden können, sollte sich da nicht endlich die Lust regen, auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte der Neuzeit jeit dem Ende des dreißigjährigen Krieges ein diesem ebenbürtiges Werk zu schaffen und so das bisher Versäumte, jeit glücklicherweise Ermöglichte, endlich nachzuholen?

3.

Frankreich.

Briefe an eine Unbekannte.

Unter dem obigen Titel ist kürzlich in Paris*) eine Sammlung von Briefen erschienen, welche der am 23. September 1870 zu Cannes verstorbene Schriftsteller und Akademiker, Prosper Mérimée, während eines Zeitraumes von beinahe dreißig Jahren an eine Freundin geschrieben hat. Der letzte Brief ist noch vom 23. September 1870, seinem Sterbetage, datirt und etwa zwei Stunden vor seinem Tode geschrieben.

Die Veröffentlichung dieser Briefe, welche nicht versehen werden, die Aufmerksamkeit und Neugierde im hohen Grade zu erregen, gehört streng genommen in das Bereich jener Indiscretions, welche mit der Herausgabe hinterlassener Briefe, Tagebücher, Aufzeichnungen u. s. w. getrieben wird, ist indeß durchaus nicht so hart zu be- und verurtheilen, wie andere derartige Unternehmungen, durch welche Erstskandale in unerhöhrter Weise ausgebeutet werden. Es wäre in der That nicht recht gewissen, der Nachwelt eine Sammlung von Briefen vorzuenthalten, in denen sich der Charakter eines Schriftstellers wie Mérimée so ganz und unverhüllt zeigt, in denen man dieselben freilich und ästhetischen, skeptischen und leidenschaftlichen Menschen sieht, wie er war, geistreich, ohne die geringste Anstrengung es sein zu wollen, immer glänzend und doch immer einfach, und trotz aller seiner fühnen Doktrinen häufig so sympathisch, wie man es ihm kaum zugeutraut haben würde. Nein, die Veröffentlichung der Briefe ist keine Infektion im schlimmsten Sinne des Wortes, sondern eine solche, welche im Interesse der Literaturgeschichte abgeben und gerechtfertigt erscheint; ebenso gerechtfertigt ist es aber, daß diejenige, an die sie gerichtet sind, die strengste Anonymität für sich gewünscht hat und nur als die „Unbekannte“ erscheinen will. „Die Briefe an eine Unbekannte“ enthalten gleichzeitig einen Roman und ein biographisches Tagebuch. Der Roman, der sich durch das erste Drittel der Sammlung hindurchzieht, ist zuweilen

*) Lettres à une inconnue, par Prosper Mérimée, de l'Académie française, en 2 volumes, chez Michel Levy.]

sehr kühn und je mehr die Unbekannte darin mit dem Feuer gespielt hat, je mehr Geschicklichkeit sie in diesem Spiele bekundet und gerade weil es ihr durch eine Kunstfertigkeit, die *Mérimé* bald englisch und bald teulisch findet, gelingt, die Leidenschaft, die sie einflößt, in eine dauerhafte Freundschaft zu verwandeln, um desto mehr haben die Briefe ihre bedenklichen Seiten und ist es der Empfängerin nachzufühlen, daß es ihr darum zu thun war, sich in den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu hüllen. Wie lange die einmal rege gewachte Neugierde ihr dies gestatten wird, dürfte freilich eine andere Frage sein.

Aus den Briefen selbst geht über die Person der „Unbekannten“ ungefähr so viel hervor, daß sie eine Engländerin aus vornehmer Familie ist, deren Umgebung, wenigstens in der ersten Zeit des Briefwechsels, einen strengen, methodischen Durchschnitt gehabt hat, die aber trotzdem nach englischer Sitte jene auf einer hohen Selbstachtung begründete Unabhängigkeit der Sitten besaß, vermöge deren sie, die anmutige, graziose, geistreiche junge Dame, von Huldigungen aller Art umgeben, vollkommen frei inmitten einer glänzenden Gesellschaft lebte. Diese Freiheit gestaltete sich noch begünstigter, als ihr durch den Tod eines Vaters ein bedeutendes Vermögen zugesallen war. Sie war eine Freundin der Natur und Kunst, machte große Reisen, besuchte mit Verliebte Museen und Denkmäler der Kunst. *Mérimé*, der fast immer sehr weit von ihr entfernt war (wodurch sich die große Menge der verhandenen Briefe erklärt), spricht zuweilen von einem Zusammenreffen, das sie an irgend einem Endpunkte Europas verabreden wollen. Einmal macht er ihr den Vorschlag, er wolle ihr Führer durch Griechenland sein und fragt sie, ob sie zu diesem Zwecke nicht griechisch lernen wolle. Und dieses Anbieten hat gar nichts Befremdendes, da ihre Eust am Reisen ihr eine Vorliebe für das Studium der fremden Sprachen verliehen zu haben scheint. Aus den Briefen geht hervor, daß sie sehr gut französisch spricht und schreibt, deutsch aus dem Grunde versteht, und italienisch und spanisch treibt. Verhältnisse, die uns nicht klar werden, haben sie durch viele Länder geführt, den größten Theil ihres Lebens hat sie jedoch in Frankreich zugebracht.

Die ersten Briefe, welche *Mérimé* an sie schreibt, tragen keine Jahreszahl, sie sind aber spätestens aus dem Jahre 1841 und können auch wohl noch etwas früher geschrieben sein. Aus denselben geht hervor, daß sie damals in London lebte, einige Monate später finden wir sie aber in Paris, in den Salons des Raubourg St. Honoré, in der italienischen Oper u. s. w. In manchen Zeiten hält sie sich auch in den Provinzen Frankreichs auf, namentlich in Poitiers, wo sie sich auch in den Augusttagen 1870 befanden zu haben scheint, denn der bereits totkrankte, von den düstersten Ahnungen geplagte *Mérimé* schreibt ihr unter dem 29. August jenes Jahres aus Paris: „Adieu, liebe Freundin, bleiben Sie in P. . . . Sie sind dort sehr gut aufgehoben. Wir sind hier noch sehr ruhig; wir erwarten die Truppen mit viel Kaltblütigkeit, aber der Teufel wird nichts dabei verlieren. Nochmals Adieu . . .“

Es waren höchst wahrscheinlich Familienverbindungen, ein Bruder oder eine Schwester, Neffen oder Nichten, welche die zu einer so glänzenden Pariserin gewordene Engländerin in der Provinz festhielten. Es geht in der That aus den Briefen hervor, daß sie einen Bruder besaß, der in der französischen Armee als Offizier gedient, den italienischen Krieg mitgemacht hatte, verheiratet war und eine Familie besaß. Möglicherweise war es dieser Bruder, mit dem sie in Poitiers zusammentraf.

Beschäftigen wir uns nun nach den in den Briefen gestreuten Andeutungen mit der Person der Unbekannten. Sie muß

beim Beginn des Briefwechsels dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt gewesen und mit ihren schönen schwarzen Augen, von denen *Mérimé* französisch und englisch spricht, ihrem prächtigen Haar, ihren feinen aristokratischen Händen und ihrer Solpeldergestalt sehr hübsch gewesen sein. Was ihren Geist und ihr Gemüth anbetrifft, so läßt sich leicht errathen, daß sie *Mérimé* mit einer ganz andern Liebe liebte, und daß sie behauptete, ihre Liebe werde nie hübsch gelingen. Wer liebt besser? Diese Frage, die sie in deutscher Sprache an ihn gerichtet hatte, war ein unerforschliches Thema der Streitigkeiten und Erörterungen, die von dem geistreichen Schriftsteller leidenschaftlich und scharf, von der Dame ernst und mit Würde geführt zu sein schienen.

Die Zeit, zu welcher die beiden Freunde einander zuerst begegnet sind, dürfte sich nach den Briefen etwa um das Jahr 1836 annehmen lassen, denn *Mérimé* schreibt in einem Briefe aus dem Jahre 1842: „Wenn ich mich nicht irre, so haben wir uns in sechs Jahren sechs bis sieben Mal gesehen und zählen wir die Minuten zusammen, so sind wir drei bis vier Stunden zusammen gewesen, in deren einer Hälfte wir nicht mit einander sprachen. Insofern kennen wir uns doch genug, daß Sie einige Achtung für mich gewonnen haben . . . wir kennen uns sogar besser, als sich Leute kennen, die während der Zeit, innerhalb welcher wir durch Briefe ziemlich frei mit einander plaudern, sich immer in der Gesellschaft gesehen haben.“

Die erste Begegnung, welche so entscheidend für Beide werden sollte, muß etwas Mytheridis gehabt haben. In Bezug darauf schreibt er ihr im Dezember 1841: „Wir können uns nicht mit einer Liebe im gewöhnlichen Sinne des Wortes lieben (Nous ne pouvons nous aimer d'amour); unsere Bekanntschaft hat nicht in einer Weise angefangen, die uns dahin zu führen vermöchte. Sie ist dazu viel zu romantisch.“ Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Keilbegebenheit, wo *Mérimé*, ohne sich etwas Bedes dabei zu denken, eine ihm unbekannte Person erschreckt hat. Auf diese Erinnerung scheint er ferner anzuspielen, als er ihr in scherzhafter Weise von seinen Erkundungen im Orient während des Sommers 1841 erzählt: „Ich habe Malta, Athen, Ephesus und Konstantinopel besucht. In den fünf Monaten habe ich mich nicht fünf Minuten gelangweilt. Was würden Sie, der ich ein Mal so große Furcht einfloßte, angefangen haben, wenn Sie mich bei meinen Streifereien durch Athen mit Pistolen im Gürtel, einem großen Säbel, und glauben Sie es? einem Schnurrbart von einem Ohr zum andern gesehen hätten! Ohne Gießelst, ich würde dem letzten Räuber des Melodramas Furcht eingebläht haben.“ Aus alledem geht hervor, daß sie sich unter romantischen Umständen kennen gelernt haben, in Folge dieser Begegnung in Briefwechsel getreten, dann wieder zusammengetroffen sind und sich in sechs Jahren sechs bis sieben Mal gesehen haben. Die Korrespondenz ist also dann lebhafter, freier, vertrauter, nimmt eine lässige Familiarität an, welche die graziose Engländerin bald erwiderte und bald entzückte. Wir besitzen ihre Antworten nicht, was gewiß zu bedauern ist, dennoch läßt es uns nicht schwer, ihre Tränen und ihr Rädeln zu errathen. Zudem er sich bald creifert, bald entschuldiget, macht uns *Mérimé* mit den verschiedensten Entschuldigungen bekannt, die seine Sprache auf seine Freundin herabgebraut, daß je noch mehr, wir bemerken an der Veränderung seines Tones sehr gut den Einsatz, den eine so ernste, sinnige Freundschaft allmählich auf den spöttischen Skeptiker ausübt.

Der schwüßige, galante Ton, mit welchem die Korrespondenz, so weit und dieselbe verläßt, beginnt, scheint nicht nach dem Geschmack der jungen Dame gewesen zu sein. Mag er ihr auch

wiederholen: „Ich bin nicht verliebt in Sie, ich kann nicht verliebt in Sie sein, wir können uns nicht wie Liebende lieben.“ — Sie beunruhigt sich doch, wird aufgebracht und droht ihm, ihn nicht wiedersehen, nicht wieder an ihn schreiben zu wollen. *Mérimée* nimmt alle diese Reuegerungen von der scharfhaften Seite und wirft ihr mit seiner lebhaften Fieber ihr Henckel, ihren Egelstein, ihre Trümmel, ihre Kloster-Gewandtheiten, ihre kleine Feindschaft, ihren großen Stolz und ihre Kasketterie vor. Sie versprechende Weichheit, gebe aber nicht einmal Schwarzbrot! Die junge Dame muß sich davon verletzt gefühlt und demgemäß gemüthet haben, denn *Mérimée* findet ihre Briefe „feroces“, schreibt ihr aber doch: „Da Sie es denn aus dieser Tonart nehmen, so bleibt mir nichts übrig, als zu kapitalisiren. Geben Sie mir Schwarzbrot, das ist immer noch besser als gar nichts, und schreiben Sie mir wieder. Sie leben, das ist demüthig und unterwürfig hin.“

Von diesem Augenblicke an hören die Galanterien auf, die *Reichthümlichkeit* tritt aber darum nicht weniger zu Tage. Während des ganzen Jahres 1843 werden *Mérimée's* Briefe enfter, sie behandeln aber auch gleichzeitig ein tieferes Gefühl. Das ist kein leichtfertiges Gepolander, sondern die Sprache der Liebe. Sie setzen sich in dieser Zeit oft, sie besuchen zusammen die Museen des Louvre, die Wälder von Bellevue u. s. w. Ohne Mißverständnisse geht es freilich auch jetzt noch nicht ab. Die Unbekannte hat ihre Art zu lieben, *Mérimée* die seinige, und beide sind recht vertrieben. Sie ist ernst, fromm, feuch, sie demüthigt sich, ihn zu sich zu erheben, und zuweilen gewinnt es den Anschein, als ob ihr dies gelinge: „Unsere Promenaden“, schreibt er ihr ein Mal, „sind jetzt ein Theil meines Lebens, und ich kann kaum begreifen, wie ich sie vorher gelebt habe.“ Es ist dies ein Ausdruck, der ihm aus der tiefsten Seele zu kommen scheint, was ihn freilich nicht hindert, bald darauf sich zu beklagen, daß er sie jedesmal, wenn er sie wiedersehnt, „mit einem Eispaar umgeben findet.“

Diese Kälte ergüßt ihn, bringt ihn außer sich. Er fragt sie, ob er sie denn nicht anderswo sehen könne, als an einem öffentlichen Orte, als auf den Promenaden und in den Museen. Warum sie ihn nicht in ihrem Hause empfangen? Wozu diese Eiten in der freien Luft, die vom Zufall, vom Regen oder Sonnenschein abhängig sind? Wenn sie nur gestatten wolle, daß ihre Thür für ihn offen sei, so werde er schon Mittel finden, jene Besuche zu rechtfertigen und die bösen Jungen auf eine solche Fährte zu führen. „Könnte ich nicht zu Ihnen kommen, um Ihnen Unterricht im Spanischen zu geben? Könnte ich mich nicht den Fürstenden und Ihnen von Madame de P.... als ein Opfer von *Chaparrero's* Tyrannie empfehlen sein?“ Sie will davon nichts hören. Es bleibt bei den grünen Alleen von Bellevue und den Museen. Aber nun kommen Frost und Regen, Erkältungen und Unwohlsein und wie die Hindernisse alle heißen, und dadurch Vorwürfe ohne Ende. Eines Tages ist er so weit gebracht, daß er ihr mit großer Bitterkeit schreibt:

„Sie sagen mir ganz außerordentliche Dinge. Wenn Sie nur die Hälfte dessen, was Sie sagen, wirklich denken, so wäre es das Klügste, uns nie wiederzusehen. Die Jungjung, die Sie zu mir haben, ist nichts als eine Ket von *Je s'esprit*. Sie sind ganz Kerk. Sie sind eine dieser chilly women of the north. Sie leben nur mit dem Kopfe. Was ich Ihnen sagen könnte, würden Sie doch nicht verstehen.“ Sie dagegen glaubt es nur zu gut zu verstehen und fürchtet eben, einer solchen Liebe des Kerk anzugehen, und so dauert der Streit ebenso lebhaft wie schmerzhaft fort. „Wir haben noch neulich in gleicher Ungleichheit mit einander getrennt“, schreibt er. „Wir hatten beide Unrecht,

denn es ist nichts anzuklagen als die Gewalt der Dinge. Das Beste wäre gewesen, uns lange Zeit nicht wiederzusehen. Es ist augenblicklich, daß wir jetzt nicht beiläufig sein können, ohne uns furchtbar zu zanken. Wir wollen Beide das Unmögliche: Sie, daß ich eine Statue sei, ich, daß Sie keine sein sollen. Jeder neue Beweis dieser Unmöglichkeit, welche wir im Grunde niemals bezweifelt haben, ist grausam für den Einen, wie für den Andern. Was mich anbetrifft, so beklage ich alles Leid, was ich Ihnen zufüge. Ich lasse mich zu oft von einem thörichten Zorn fortreißen. Wie kann man sich darüber ereifern, daß das Eis kalt ist. — Ich hoffe jetzt, daß Sie mir vergehen werden. In mir ist kein Zorn mehr, nur eine große Traurigkeit. Sie würde nicht so groß sein, wenn wir uns nicht in dieser Weise von einander getrennt hätten. Adieu, da wir denn nur aus der Entfernung Freunde sein können. Wenn wir Beide alt sein werden, finden wir uns vielleicht mit Vergnügen wieder. In Erwartung dessen erinnern Sie sich meiner im Glück wie im Unglück. Ich habe Sie darum, ich weiß nicht vor wie viel Jahren, gebeten. Wir dachten damals nicht daran, uns zu streiten. Nochmals Adieu bis daß ich Ruch habe.“

Das sind Ausgebungen eines so tiefen, lebendigen Gefühls, wie man es bei einem Skeptiker wie *Mérimée* gar nicht vermutet hätte. Was er die Gewalt der Dinge nennt, wären Andere vielleicht als die ewigen Gesetze bezeichnen. Und dennoch gleicht es eine solche Gewalt der Dinge, d. h. ein Weltgesetz, das nicht offenbar, nicht niedergeschrieben ist und sich doch inmitten der raffiniertesten Civilisation dem raffiniertesten Weltkünde verkennt und dasselbe zu seiner Beobachtung zwingt, in dem Augenblicke, wo sein innerstes Herz getroffen ist.

Die Korrespondenz dauert inmitten aller Streitigkeiten ununterbrochen fort und drei Monate später kommt *Mérimée* in einer noch rührenderen und ausdrucksvolleren Weise auf das oben behandelte Thema zurück, denn er schreibt:

„Ja, wir sind große Thoren, wir hätten das schon viel früher fühlen sollen. Wir hätten bald wahrnehmen müssen, wie sehr unsere Gedanken und Empfindungen in Allem und über Alles einander entgegengesetzt sind. Die Zustandsverhältnisse, die wir Einer dem Andern gemacht haben, hatten kein anderes Ergebniss, als daß wir dadurch noch unglücklicher wurden. Das ist schmerzhaft für uns, Sie, so habe ich mir über diesen Punkt große Vorwürfe zu machen. Ich habe Sie nie leiden lassen, um eine Auslassung fortzusetzen, die ich gar nicht hätte fassen sollen. Verzeihen Sie mir, ich bitte Sie darum, denn ich habe darunter eben so sehr gelitten wie Sie. Ich möchte die besten Erinnerungen an mich bei Ihnen zurücklassen. Ich hoffe, daß Sie den Kummer, den ich Ihnen bereitet habe, der Gewalt der Dinge zuschreiben werden.... Meinerseits habe ich Ihnen nicht den geringsten Vorwurf zu machen. Sie haben zwei unverträgliche Dinge mit einander verbinden wollen und das ist Ihnen nicht gelungen. Nun ich Ihnen nicht Dank wissen, das Unmögliche für mich versucht zu haben?“

Die schmerzliche Krise fällt das ganze Jahr 1843 aus; sie endet damit, daß die Unbekannte die treue, ergebene Freundin des Schriftstellers wird und es bis zu seinem Tode bleibt. Die Heftigkeit der Leidenschaft ist für immer gebrochen und Lebenslangmüdigkeit Jahre lang dauert der Briefwechsel der beiden Freunde regelmäßig fort. Die letzten Worte, welche die erkrankende Hand des von der Krankheit und von dem Schmerz um sein Vaterland dahingerahten Schriftstellers in Cannes niederschrieb, waren an Diejenige gerichtet, die er einst so leidenschaftlich gebeten: Verzeihen Sie mir!

Wir haben schon im Eingange bemerkt, daß die Briefe gleichzeitig einen Roman und ein biographisches Tagebuch enthalten. Im ersten Drittel der Briefe läuft beides nebeneinander her, in den beiden andern Dritteln, namentlich nach dem Jahre 1843, taucht der Roman nur hier und da wieder auf, dagegen gewinnt das Tagebuch mehr und mehr an Reizten der verschiedensten Art. Wir haben es nun nicht mehr mit einem und unbekannten Mörmice zu thun, der sich in einer psychologischen und moralischen Krise befindet und darin aus dem tiefsten Herzen kommende Klagen ausstößt, sondern uns tritt der Mörmice entgegen, den wir kennen. Wir finden ihn wieder mit seinem Geiste, seiner Lebendigkeit, seiner Freimüthigkeit, seinem Selbstglauben, seiner Bewunderung alles Hergebrachten, seiner Künstlerphantasie und seiner Mißbegierde des Gelehrten. Da ist er wieder, wie er sich bald mit bitterem Spott, bald voller Gutmüthigkeit über seine Zeitgenossen lustig macht, ohne sich selbst dabei zu schämen; er spricht über alles Mögliche, giebt sein Urtheil über Ereignisse, Bücher, Personen, und zeichnet oft in fünf bis sechs Zeilen Portraits oder Landschaftsbilder von wunderbarer Schärfe und Klarheit. Man könnte auf die in diesen Briefen enthaltenen Ausprüche den im Deutschen schon etwas zum Gemeinplatz gewordenen, hier aber doch recht treffenden Satz anwenden: „Wer Vieles bringt, wird Allen etwas bringen.“ Niemand wird Alles, was Mörmice in diesem Briefwechsel sagt, unterzeichnen wollen. Was den Finen zum lauten Beifall hinreißt, wird den Andern aufbringen, und umgekehrt, man wird abwechselnd bald angehen, bald abgestoßen sein.

Ob Mörmice selbst, der viel darauf gab, immer als vollendeter Gentleman zu erscheinen, sehr erbaud daran sein würde, wüßte er, daß seine ihm von der Ungeduld entrißenen, oft recht unerscherten Aeußerungen sehr der Oeffentlichkeit übergeben sind, wollen wir dahingestellt sein lassen. Man ersieht auch aus diesen Briefen, in wie hohem Grade er nervös war, und wie sehr er seinen Nerven mißtraute. Zu einem Anfall über Paine schreibt er ein Mal ohne Umstände, der Senat bestche aus zweihundert Dummköpfen (*de deux cents imbéciles*); hätte man ihm gesagt, daß diese Unvernunft eines schönen Tages Schwarz auf Weiß gedruckt stehen würde, so hätte ihn das wahrscheinlich doch recht unglücklich gemacht.

Von derartigen Aeußerungen abgesehen, können wir uns aber dennoch Glück wünschen, daß diese Blätter das Licht der Welt erblickt haben, denn weit mehr als die Galle spricht sich darin Heiterkeit, Humor und ein feines Urtheil aus. Dahin gehören die Schilderungen einer Soirée bei einem Akademiker, der Thiers, Beranger und Viktor Hugo bewohnten, und bei der Mademoiselle Rachel den ersten Akt aus Cäsar spielte; ferner der Empfang der flammeischen Gesandten im Palais zu Fontainebleau; die Reiseberichte aus Straßburg, London, Prag und Madrid, seine Urtheile über viele zeitgenössische Schriftsteller. Ueber Cousin schreibt er aus Gannes ebenso treffend wie faßlich: „Ich genieße hier die Gesellschaft und Nachbarschaft Victor Cousins, der hier Genesung von einem Kehlkopfleidens sucht, wie eine Gitter schwimmt, wie ein Bärwölfe ist und sich dabei wundert, daß ihm der schöne Himmel, den er zum ersten Male sieht, seine Heilung bringt. Außerdem ist er recht amüsant, denn er besitzt die Eigenschaft, für alle Welt den Geistreichen zu spielen. Ich glaube, er plaudert mit seinem Bedienten, wenn er mit diesem allein ist, ganz ebenso wie mit der kokettesten orleanischen oder legitimistischen Herzogin. Die vernünftigen Eingebornen von Gannes haben für ein solches Wesen kein Verhältniß, und Sie hätten sehen sollen, welche Augen sie machten, als ich ihnen sagte, daß

dieser Mann, der über alles Mögliche spricht, den Plato überlegen habe und der Geliebte von Frau von Longueville sei. Sein einziger Fehler besteht darin, daß er im Sprechen nie eine Pause macht.“

Neben derartigen Zeichnungen finden sich dann wieder Stellen, in denen man den feinen Kenner, den gelehrten Schriftsteller wiederfindet. Er leitet die Studien seiner Freundin und giebt z. B. über die griechischen Historiker folgenden Rath: „Begnüge Sie mit der Anabasis oder dem Rückzug der zehn Tausend; nehmen Sie eine Karte und folgen Sie den zehn Tausend auf ihrer Reise; das ist der gigantische Trosthaub.“ Thal man hier nicht ein: „Art von Vorgeschnad der schönen, einzigartigen Artikel, die er über die Geschichte Griechenlands geschrieben hat?“

Die Briefe, in denen er sich über die Revolution von 1848 äußert, machen seinem Verstande wie seinem Patriotismus alle Ehre, in denen, welche aus der Zeit von 1870 herrühren, leben wir den Franzosen, der von den „Preußen“, der „preussischen“ Kriegsführung und den „preussischen“ Zuständen — das von Deutschland ist seine Rede — die vorgetragenen Meinungen hegt, die kein Schicksalsschlag ausrotten zu können scheint, zu aber über sein Vaterland ein richtiges Urtheil hat. Wir wollen unsern Bericht mit einem dieser Briefe schließen. Er ist aus Paris vom 29. August datirt und enthält folgende Stelle:

„Die Preußen führen den Krieg à coups d'hommes. Sie jetzt ist ihnen das gelungen, aber es scheint, als hätte die Schicksalerei um Weh ihnen doch viel zu denken gegeben. Man sagt, die Franzosen in Berlin hätten alle ihre Tänzer verloren. Wenn wir die Uebrigen an die Gränge zurückbringen oder bei uns begraben könnten, was noch besser wäre, so würden wir darum noch nicht am Ende unseres Elends sein. Man darf sich nicht verhehlen, daß dieses entsetzliche Blutbad doch nur der Prolog einer Tragödie ist, deren Entwidlung nur der Teufel kennt. Eine Nation wird nie angegriffen so aufgewiegelt wie dies mit der angrifften der Fall gewesen ist. Es ist ganz unmöglich, zu uns unfrem Siege wie aus unserer Niederlage nicht eine Revolution hervorzugehen. Alles Blut, was geflossen ist und noch fließt wird, ist nur für die Republik, d. h. für die organisierte Unterwerfung verloren.“

Mörmice starb am 23. September 1870 und erlebte somit noch das Eintreffen seiner Prophezeiung in Betreff der Republik; die Entwidlung der Tragödie Frankreichs hat er nicht so sehen, warten wir doch heute noch darauf! J. S.

Afrika.

Der Aschantikrieg.

II.

Der mittlere Theil der Küste von Guinea hat den Namen Goldküste von seinem Reichtum an goldhaltigem Sande, den die Berggewässer mit sich führen, erhalten. Die Art und Weis aber, dieses kostbare Metall vom Sande zu scheiden, ist dort zu Lande noch eine sehr ursprüngliche. Frauen besorgen die Goldwäsche, lassen dabei aber mindestens die Hälfte des Edelmetalls verloren gehen. Alle Versuche der Europäer, die Regier zu gewinnreicherer Bewirthschaftung ihres goldtragenden Landes zu überreden, wurden von ihnen mit Mißtrauen zurückgewiesen. Das Gold scheint auch in der That bei ihnen keine besonders hervor-

ragende Rolle zu spielen, eben weil es zu wohlfeil ist. Daher treiben die schwarzen Fürsten einen wahrhaft lächerlichen Euzus damit. Man versteht, daß an großen Festtagen die hohen Herrschaften mit einer solchen Menge von goldenen Schmuckstücken in Form von Hals- und Armbetten bezaubert sind, daß sie sich die Arme von Sklaven halten lassen, um nicht unter der Last zusammenzubrechen. Wenn man schon das Erdreich im Afrikalande einen so bedeutenden Reichtum aufweist, so kann man in einem andern Sinne von einem noch viel größeren Reichtum reden, der in der Thier- und Pflanzenwelt des Landes sich unserm kühnen Auge offenbart. Es würde zwecklos sein, diese in noch so glühenden Farben unseren Lesern vorzuführen: wir beschränken uns eben in der eigentlichen Tropengegend, die ganze Frucht und Großartigkeit tropischer Himmelsstriche, wie wir sie aus tausend anderen derartigen Schilderungen kennen, zeigt sich hier dem Blicke des Europäers. Da lauern Löwe, Tiger und Elefant in Wäldern von Bananen, Palmen, Pflanzeln, und in den 10 Fuß hohem Zuckerrohr und anderem unbeschreiblichen Nährstoffs überwachsenen Sümpfen; hier wächst die 150 Fuß hohe reiche Amazonia, auf ihr, auf der Sandel- und Ebenholzbäumen leben in angebundener, burschikoser Freiheit unsere wüthigen Krieger, der herrliche Gorilla und der in Europa immer druckfrank werdende Schimpanse, neben der hier ein biblisches Alter erreichendes Hienokro die einzigen friedlichen Wesen des Waldes; hier wachsen wild, von langstieligen, aber farbenprächtigen Blüten und Schmetterlingen umflattert, der Aprikosenbaum, die Ananas, der bewundernde indische Hanf, das Haschisch, Tabak und Mais und die Maniokwurzel, die, getrocknet und zerrieben, Mehl und Brod liefert.

Wie alle tropischen Gegenden, so kennt auch dieses so üppig von der Natur gesegnete Land nur zwei Jahreszeiten, die nasse und die trockene. Während der Monate Mai bis September, wo die Sonne ihre zu den dortigen Breitenkreisen senkrechte Stellung zum aufsteigt, regnet ununterbrochen vom Himmel herab, aber in ihm selbst sich die Natur, in ihm schweilen die im Sommer vertheilenden Wälder zu gefährlichen, Sand und Baumstämmen mit sich führenden, unpassierbaren Strömen an. Tritt aber die heiße Jahreszeit ein, dann färbt sich das Land der Bäume gelben, die Natur vergeht sich und diejenigen Erdenkinder, die an kältere Himmelsstriche gewöhnt, es wagen, ihr Trost zu bieten, denn das Thermometer steigt dann am Mittag auf 25–35 Grad im Schatten und die Sümpfe hauchen ihre peßigsten Dünste aus, Dünste, wie sie selbst nicht dem Thermometer bei London die Ebbe zu mischen vermag. In dieser Jahreszeit begannen die Engländer ihren Feldzug. Bereits am 9. Januar brachten die Zeitungen eine Drahtnachricht, welche diese Schilderung von der unwiderstehlichen Wirkung des Klimas, wie sie unsere Quelle mittheilt, in schreckentregender Weise bestätigte. Von den 300 Mann Marine-Infanterie, welche die ersten Kämpfe gegen die Afrikanten aufzuziehen, heißt es in der Nachricht, seien an dem gedachten Tage nur noch 2 Offiziere und 4 Mann frei von Krankheit und nichtkräftig geblieben.

Eine noch unbestimmte Zahl von Negerstämmen und mehrere Königreiche führen auf diesem Küstenabschnitt, das sich bis an die Krongebirge erstreckt, ihr Dasein. Bereits in den Vorbergen liegt das Afrikareich und Kamaasi, seine auf einem Hügel gelegene und von drei Seiten – nur von Norden nicht – mit Wasser und Sümpfen umgebene Hauptstadt, mit ihren 50,000 schwarzen Bewohnern. Der mächtigste König des Reiches ist der von Kima, der 20/00 Krieger ins Feld stellt, im Westen des Reiches herrschend, während im Osten, zwischen dem Wasser-

löschen des Bessum-Prah und des Voltaflusses die Kantis wohnen. Ferner seien hier noch genannt die den Afrikanten feindseligen Regierfürsten von Boffam, Tenkera und Wifin, an denen, sollte der Krieg sich noch länger festspinnen, England nicht verächtliche Bundesgenossen finden wird.

Die Unterthanen dieser verschiedenen schwarzen Monarchen trieben den Haupthandel mit den Europäern in Goldstaub, Palmöl, Elefanten und ziemlich schlecht zubereitetem Pelzwerg. Diese Waaren tauschten die Fremden gegen Wein, Tabak, Kattun und Feuerwaffen aller möglichen Konstruktionen ein, wiewohl seit der Erhebung des letzten Aufstandes der Handel sehr zurückgegangen ist. Im Jahre 1867 bezog England aus diesem Handel eine Einnahme von etwa 853,333 Thalern (3,200,000 Franken), im Jahre 1870 hatte dieselbe bereits die Höhe von einer Million Thaler überschritten, im Jahre 1872 rechnete man sogar auf etwa 1 1/2 Millionen, wobei die Erwerbung der holländischen Komptoir mit in Rechnung gezogen wurde, doch man hatte eben die Rechnung ohne die Afrikanten gemacht. Wird England nun wirklich durch den Ankauf der neuen Kolonien einen bedeutenden Nutzen für seinen Handel erhoffen können? Es ist kaum glaublich. Unter 20 Millionen Franken werden sich Englands Kriegskosten sicherlich nicht belaufen. Und wenn sie nach vielen Opfern einen annehmbareren Frieden erlangen, so erwerben sie einen Schatz, den jeder Frühling wieder in Frage stellen kann, und der im günstigsten Falle ihnen so viel kostet, als vier verlorene Jahre ihnen eingebracht.

Fretlich, wenn es gelänge, hier eine Kulturaufgabe zu lösen, so wäre dieser Preis dafür nicht zu hoch gewesen. Gleichwohl stehen die Afrikanten unter allen Regierstämmen an Wuth, Zügellosigkeit und Kunstfertigkeit noch auf der höchsten Stufe. Die Weber, die Seiderer, die Töpfer, die Gerber, die Goldschmiede und selbst die Bankanten sind ihnen nicht unbedeutende Dinge. In gewissem Sinne erlangen sie auch nicht das Gefühl des Schönen, wenigstens das körperliche Schönheit anbetrifft. Ein mit körperlichen Gebrechen behafteter Prinz ist vom Throne ausgeschlossen, und eine Königin darf mit Jedermann aus den unteren Schichten des Volkes in der freiesten Weise verkehren, wenn ihr Günstling körperlich wohl gebaut und schön ist. Ein merkwürdiger Idealismus läßt die Afrikanten an ein Vertheben nach dem Tode glauben und in dem materiellen Menschen ein von diesem völlig verschiedenes geistiges Element annehmen, das von ihnen Ka genannt, aus einem Körper in den andern wandern kann. Daneben huldigen sie dem unvernünftigsten Heischdienst, und wiederum glauben sie an böse Geister und erzählen von einem Kinde, das seit der Erschaffung der Welt lebe ohne zu essen und zu trinken.

Wie sie die Fortdauer nach dem Tode auffassen, zeigt das Beispiel des verstorbenen Königs Onahu-Duah, des Vaters des jetzt regierenden Kesi-Kalkali. Onahu-Duah war in seiner Hängematte gestorben. Aber nur wer auf dem Heide der Erde sein Leben läßt, geht ein in das im dunkeln Schooß der Erde liegende Letztendliche, wo jeder, als versterbender Regent, reich gescheidet, umgeben von seinen Erlingen und von Sklaven bedient, auf einem goldenen Throne wie im Leben weiter herrscht. Dort steht nun König Onahu-Duah's Königsstuhl noch immer leer. Nach langen Kopfzerbrechen, wie er seinen Vater des ewigen Lebens theilhaftig machen könne, verließ Kesi-Kalkali auf den flüchtigen Gedanken, die Gebeine des Vaters mit in die Schacht zu nehmen und sie noch einmal sterben zu lassen. Dabei gerietten sie aber in die Hände der Feinde und nun gilt Onahu-Duah's Seele als Kriegsgefangen und harret irgendwo – die Afrikanten glauben

in Cape-Coast und wollen durch diesen Krieg vielleicht auch ihre Befreiung erwirken — der Stunde der Erldung, durch die sie in das Todtenreich eingehen können.

Damit ein verstorbenen König aber im Jenseit auch Verdienste habe, muß nach seinem Hinsange eine genügende Zahl von Sklaven geschlachtet werden. So vermag der schöne Glaube eines seltsamen Fortlebens nach dem Tode die schrecklichsten Menschenhätigkeit zu erzeugen. Aber auch sonst ist das Schloßten schwarzen Heißes hier an der Tagesordnung. Bei allen großen Festen — und solche sind das alljährlich im September begangene Fest des Nam und das alle drei Wochen gefeierte Adasest — rauchen die Strohen Kumassib's vom Blute erschlagener Kriegsgefangenen und — Unterthanen, denn das Leben jedes Nshanti's steht in Kesi-Kassali's Hand. Die Feder sträubt sich, die jeder Spur von Menschlichkeit Sohn sprechenden, mit den angeschwollenen Folterqualen verbundenen Hinrichtungen zu beschreiben, von denen europäische Gesandte, denen zu Ehren man solche Schauspiele ausführte, unwillkürlich Zugen waren.

Einen aufseßenden Akt afrikanischer Rechtspflege erlebte im vorigen Jahrhundert der dänische Gesandte Roemer. König Opecra ertheilte, beschwört mit Zaub, worauf Goldstaub gestreut war, überladen mit einer Unmenge goldener Ketten und Edelsteine, die Füße in eine goldene Wanne haltend, unter einem Baume mit goldenen Blättern stehend, Audienz. Die Bediener umgaben ihn auf der Erde, den Kopf mit Staub bedeckt. Circa hundert Kläger und Beklagte nahmen im Hintergrunde dieselbe Lage ein. Kläger und Sachwalter sprachen, seine Majestät entschied, und entschied mit wahrhaft salomonischer Unparteilichkeit so, daß er beiden Parteien die Köpfe herunterhauen ließ.

Ueber den Ursprung der Nshanti's, die im Vergleich zu allen anderen Völkern eine ethnographische Ausnahmestellung einnehmen, hat man viel vermuthet und Gründe beigebracht, um ihre Abstammung von den alten Aethiopiern und Aegyptern glaubhaft zu machen. Gründe, die ich hier nicht wiederhole, weil sie meiner Ansicht nach gar nichts beweisen. Sicherer Licht könnte hier nur die vergleichende Sprachforschung verbreiten, aber vorläufig ist die deutsche Wissenschaft — denn dieser wird wohl auch die fernere Aenderung des von Vopz zuerst angebauten neuen Feldes zujaßen — noch lange nicht so weit.

Die Bevölkerung des Nshantiandes wird auf 3 Millionen angegeben, von denen der fünfte Theil ein waffenfähiger Mannschaft bestände. Die Soldaten der Nshanti's sind meist ganz nackt, bemalnet mit Büscheln, Würtelmeßer, Lanze und Bogen. Nur die Häuptlinge sind durch reichere Tracht kenntlich: eine Art Helm mit vergoldetem Hirschgeweih und Adlerfedern geziert, der unter dem Kinn durch Riemen festgehalten wird, ein Brustharnisch von Leder und rothe, die zur Hälfte der Schenkel reichende Stiefel bilden die Tracht der Offiziere, während die Fürsten — Kabocir genannt — beritten sind und als besonderes Abzeichen ihrer Stellung noch einen Sonnenschirm tragen. Gr.

Dänemark.

Die Phantasten.*)

Wirklichkeit und Phantasie stehen oftmals bei dem Einzelnen wie bei ganzen Völkern in einem feindlichen Gegenlage; die

Phantasie baut sich eine Welt, die mit jener da draußen absolut nicht übereinstimmt, und sobald der Phantast dieselbe verlassen muß, geräth er gleichsam in eine fremde Gegend und weiß nicht mehr, wohin er den Fuß setzen soll. Dies Doppelleben ist eigentlich der Ursprung aller Romantik im tadelschaffigen Sinne. Denn wenn man häufig mit der Beschreibung romantisch dasjenige belegt, was mit dem Romantischen, Romanischen gar nichts zu thun und so recht germanisch ist, ist jene krankhafte Weltanschauung, die so gemeinlich als Romantisch gilt, steht in einem selbst gemachten Volkentumstuchselm zu Hause, aus welchem sie verächtlich auf die niedere Erde herabblüht. Der Geist ist fähigst dann am kräftigsten, wenn er bei der Sache und, um ein wenig im Hegeljargon zu reden, bei sich ist; dem Phantasten hingegen kann die Sache selbst niemals genügen, er sucht nicht in ihr selbst eine Bedeutung, sondern legt eine andere willkürlich hinein, er macht es wie Die Schwärmer in Dickens alten Moritatenladen, als er Sally Sampsons kleine Dienerin zur Marquisin erennt, weil wahres Prototyp ist Don Quixote, der in einer häßlichen Bauernbinde die schöne Dulcinea verehrt und noch besetzt dabei bleibt, daß sie dennoch die Schönste aller Frauen, er aber der Unglücklichste aller Ritter sei. Was die Don Quixoterie, die phantastische Uebersetzung bei ganzen Völkern zuwege bringt, lehrt uns vor Allem gegenwärtig Frankreich; von Chamberd bis zu Rodaspail sind dort alle Plagiatoren des edlen Ritters von La Mancha.

Auch Dänemark hat viel unter dem Einfluß einer dem Verstande die Herrschaft streitig machenden Phantasie gelitten. Wir wollen alte Wunden nicht aufreißen und deshalb die Politik bei Seite lassen; aber auch in der Literatur zeigt sich dieselbe Erscheinung, sowohl in der Fortbauer der in Deutschland längst überwundenen spezifisch literarischen Romantik, als in religiösen Bewegungen, wie sie z. B. der bekannte Bischof Grundtvig repräsentirt. Es ist daher gewiß gerade für einen Dänen eine sehr dankenswerthe Aufgabe, den Phantasten vom Heiden eines Romans zu machen. Ein Acanthus, Herr C. S., welcher dies gethan, schielte auch mit seinem Werke bei seinen Landsleuten ziemlich Anklang gefunden zu haben, da dasselbe bereits in zweiter Auflage vorliegt. Dasselbe verdient in Deutschland bekannt zu werden, da es des Interessanten und Geistvollen Manges enthält, wenn es sich auch nicht verkennen läßt, daß Herr C. S. die Aufgabe, welche er sich gestellt zu haben scheint, im Ganzen schlecht hat. Er schildert den Entwicklungsengang dreier Freunde von ihren Knabenjahren an, er malt mit annuthigen, freilich oftmals sehr satirischen Zügen die phantastischen Welten aus, die ihnen ihre Einbildungskraft liefert, aber es fehlt ihm die gehörige Erschöpfungskraft, um seine Aporos und Einsfälle mit einer wirklichen und doch dabei zugleich gedankenreichen Handlung zu verschmelzen. So ist denn die novellistische Seite des Buches ziemlich mangelhaft; nur einmal hat er eine jener intimen Stillen geliefert, in deren Schilderung die nordischen Poeten Reicher sind, und die sie mit einer ganz eigenen verhaltenen Leidenschaftlichkeit, ja Sinnlichkeit auszustatten wissen; es ist die Erzählung, wie der Hauptheld bei einer jungen Tante in Pension kommt und sich in dieselbe verliebt.

Was nun den humoristischen Theil anbetrifft, verdient hier manches großen Beifall. So z. B. die Auseinanderlegung des einen Knaben, was er thun würde, wenn er König von Dänemark wäre, die sich wie eine ziemlich bittere Satire auf die in Dänemark noch immer nicht ganz erloschene Greshmächtsucht und die Vorliebe für Frankreich ausnimmt, wenigstens für einen Deutschen, der am liebsten überall nach Ansehen zu einer Per-

*) Phantastische Fortsetzung von C. S. Rindemann, Reichs Jorlag.

Wohnung zwischen den Brudervölkern sucht. Der Phantast hat viel oder, er meint: „Weist Du was? Das Dänemark in der Unachtsamkeit gehöret, ist doch zu wenig; wir müssen eigentlich Alles zurückhaben, was überhaupt einmal zu Dänemark gehört hat. Ich gebe zwar zu, daß zur Zeit wenig Aussicht ist, Eng- land zu bekommen; mit seiner insularen Lage und starken Seemacht ist es vor unseren Angriffen geschützt. Aber können wir auch Kanak des Großen Eroberungen nicht erwerben, wollen wir doch mindestens alle Wälder des Siegers und der Königin Margarethe. Außer Norwegen und Schweden werden wir also auch Vorpommern, Rügenland und das eigentliche Preußen haben, sammt Oldenburg, welches naturgemäß unter die ältere altsächsische Linie, also unter Dänemark gehört. Hiermit folgt, Hamburg, Bremen und Verden, nad am abzurufen, wohl auch ganz Hannover. Gleicher Weise müßen Esthland, Kurland und Livland, Ingermannland, Karelien und Weichsel wieder mit Dänemark vereinigt werden. Hinn- land, welches Schweden unrechtmäßig abgenommen ist, muß Rußland wieder herausdrücken, so daß wir alle Küsten der Ostsee unter uns haben.“ Höchst amüsant ist auch die Persiflage auf eine gewisse Sorte Nocehlist. Christian, Einer der drei Jugend- freunde, liest die entworfenen Revellen vor:

„Nicht und mit bitterem Lachen betrachtet Balfred sie eine Minute: dann kehrt er sich um und schließt hinter sich die Thür. Er eilt heim, nimmt etwas Geld und Wechsel zu sich und ist eine Stunde später an Bord eines Dampfschiffes, das ihn in ferne fremde Lande führt.“

„Weißt Du da jetzt, ohne eine ordentliche Erklärung zu geben?“ rief Thomas.

„Natürlich“, antwortete Christian.

„Das wäre sehr dumm!“

„Dumm!“ erwiderte Christian. „Ich sollte doch meinen, daß es alle Zeit so zugeht.“

„Nein, so ist es doch nicht. Es kommt manchmal etwas prißes Liebende, aber ich habe nie gehört, daß der Eine dann sofort davonläuft. Ist es etwas, was der Eine nicht recht begreifen kann, so geht er zum Andern und fragt ihn aus; sonst müßte er ja albern sein.“

„Ach, Du verstehst Dich nicht auf die Liebe, Thomas.“

„So viel wie Du gewiß und vielleicht etwas mehr. Aber wir können ja hören, was Konrad meint.“

„Mit der Unparteilichkeit, die einer Appellationsinstanz ge- bührt, antwortete ich: Ja, daß wirklich lebende Menschen dergleichen gethan hätten, habe ich freilich nie gehört. Aber mit Romanen nad Revellen ist das doch ganz etwas Anderes, da geht es meistens so zu wie Christian sagt.“

„Nun, da höst Du's, Thomas; und dies soll ja eine Nocele sein. Aber Du bist immer so klug, obgleich Du Dein Verbalg keine Novellen lassen hast. Verstandest Du mehr davon, wüßtest Du, daß es immer so geht wie ich sage: er reißt fort und sie leben sich wahrscheinlich nie wieder, obgleich sie sicherlich ein paar Mal nahe daran sind. Unter Anderm begiebt es sich meistens, daß der Eine auf seiner Wanderschaft z. B. in ein Wirtshaus kommt oder an einen ähnlichen Ort, gerade im selbigen Augen- blick, als des Andern prächtige Equipage davontrollt und in künftiger Fahrt die Landstraße hinunterfährt. Der, welcher kommt, sieht noch einen Blick von dem, welcher davongeht, oder hört seine Stimme und eilt dann sogleich mit größter Geschwindigkeit hin- terher, winkt mit Händen und weht mit dem Schnappfuch. Aber Alles ist vergebens. Der Andere verschwindet in einer Staub- wolke.“

Mit ebenso viel Humor ist Politik und Journalistik persif- lirt. Besonders die Letztere kommt sehr schnell weg, namentlich hat es der anonyme Verfasser auf die gestrichenen Heuilektionen abgesehen, die er in folgender Kritik sehr treffend karrikirt:

„Vogel als Denkleber, zugleich zum Gebrauch von Studenten, von H. G. Eilbert. Reichels Verlag.“

Die Jagd, Hullo! — Welcher herrliche Zeitvertreib für Män- ner! durch Wald und Busch, Sumpf und Biese geht es vor- wärts, hin über das kalte, schneebedeckte Land, durch die äther- reine, stärkende Luft! — Hullo! aus der Büsche fährt die Kugel mitten in des fliehenden Hirsches Rippen und wirft ihn zur Erde. Die Jäger drängen sich um den Gefallenen, spahen und betrachten den sonst so schnellen, jetzt so ruhigen Flüchtling. Des Hornes klangvoller Ruf bläst den Siegesgesang und erobert denen daheim auf der Burg, daß des Wildes König geküßt ist; und kehrt die Schaar heim, steht die Frau im Saale mit funkelndem Wein und mit goldenen Früchten.

— Die Jagd, Hullo! — welcher herrliche Zeitvertreib für Männer.

Der aufmerksame Leser sieht nach der Ueberschrift und fragt wahrscheinlich: Aber ist denn das eine Kritik über die Vogt? — Ja, wir wagen es zu behaupten und wir wollen unsere Behaup- tung verantworten. Wie die Kugel in des Hirsches Rippen, so dringt das Menschen Gedanken, das Herrliche von allem Er- schaffenen, in das Universum ein: der subjektive Gedanke in den objektiven Gedanken etc.“

Diese Proben werden genügen, den Ton unseres Buchleins zu veranschaulichen. Doch wie gesagt, der Verfasser hätte mehr geleistet, wenn er sein Motiv weniger verhandelmäßig und pedantisch, sich zurechtgelegt, sondern statt dessen eine wirkliche Dich- tung gebracht hätte. S. S.

Italien.

G. Massari, biographische Erinnerungen an den Grafen Cavour.

II.

„Italia ab externis liberanda“, dieser Wahlspruch des kriegerischen Papstes Julius II. hat Cavour in seiner ausserordentlichen Politik unablässig als Leitstern seines Handelns oder der Seele gestanden. Mit so glühender Leidenschaft er in dessen die Befreiung seines Vaterlandes von der Schmach ausländischer Anarchie ersuchte, so war er doch auf das Tiefste von der Uebergangung durch- drungen, daß dieses hohe Ziel nur dann erreicht werden würde, wenn die öffentliche Meinung der Kulturvölker und die Re- gierungen der leitenden Mächte für den Gedanken der Unab- hängigkeit Italiens gewonnen werden würden. Diese Sympathien des Auslandes hat er mit allen Kräften für Italien zu erwerben getrachtet; allein er hat sie, und hierin zeigt sich am leuchtendsten seine staatsmännische Größe, nicht durch schmachtliches Buhlen am Volk- oder Fürstengunst, nicht durch Verlegung der Würde des eigenen Landes zu erschleichen gesucht, sondern durch eine kühne, mannhaft, freitheliebende Staatslenkung zu erringen verstanden. Treuhaft im höchsten und edelsten Sinne des Wortes, beschritt er mit voller Entschlossenheit die Bahn der moralischen Eroberungen: Europa, argwöhnisch gegen Italien, als Heimath der Sitten und Verschwendungen, als Heerd der Revolutionen, sollte vor allen Dingen Vertrauen fassen zur Verbalität der italieni- schen Nation und zu ihrer Fähigkeit, sich selbst zu regieren. In

der Errichtung eines geordneten Verfassungslebens in Piemont erblühte er die beste Blüthe für die Vorbereitung des künftigen Kampfes um die nationale Unabhängigkeit.

Zu keiner andern Nation fühlte Cavour persönlich sich stärker hingezogen als zur brittischen. Schon in jungen Jahren hatte er England bereist und sich mit den Einrichtungen, sowie mit den sozialen und persönlichen Zuständen des Inselreichs genau bekannt gemacht. Die erste Arbeit, mit der er als Schriftsteller in die Öffentlichkeit trat, betraufte das Verhältniß Englands zu Irland. Mit demeritenswerthem Scharfsinn erkannte er die Lösung der irischen Frage nicht in der von den Radikalen geforderten Aufhebung der Unionakte, sondern in Durchführung praktischer Reformen zur wirtschaftlichen Regeneration der Irländer. Die Agitationen der Repeal-Partei und ihres beredten Führers Daniel O'Connell beurtheilte er mit charakteristischer Gelassenheit. „Die englische Regierung ist seit langer Zeit an die Freiheit und alle ihre Konsequenzen gewöhnt; sie wird sich weder durch eitle Drohungen zur Nachgiebigkeit nöthigen, noch durch die Besorgniß, der Schwäche geziehen zu werden, von Konsequenzen abhalten lassen; sie wird gemessen und nüchtern vorgehen, wenn auch vielleicht außerordentlich langsam, aber sie wird nie wieder zurückweichen.“ Eine Prophezeiung, welche fast dreißig Jahre später in den irischen Gesetzen des Ministeriums Gladstone eine überraschend genaue Erfüllung gefunden hat. Bei so tiefem und frühzeitigem Verhältniß für das Wesen des englischen Staates und seines Verfassungslebens war es nur natürlich, daß Cavour, als er in die praktische Politik eingetreten war, seinen Blick fest auf Albion gerichtet hielt. Mit außerordentlicher Vorsicht pflegte er die internationalen Beziehungen zu dem brittischen Volk. Sir James Hudson, den Lord Palmerston von Rio de Janeiro als englischen Gesandten nach Italien schickte, „um in Europa den weißen Sklavenhandel ebenso kräftig zu bekämpfen wie in Amerika den schwarzen“, wurde in kürzester Frist Cavour's wahrster Bewunderer und treuer Freund. Als der Graf im Jahre 1852 als dem Ministerium Agellio schied, um bald darauf selbst an die Spitze des Kabinetts zu treten, benutzte er die kurze Muße zu einer Reise nach England, um sich mit den leitenden Staatsmännern und mit den Führern der parlamentarischen Parteien intimer bekannt zu machen. Schon damals gelang es ihm, die öffentliche Meinung in England in hohem Maße für Piemont zu interessieren. Diese Sympathien wuchsen, je mehr das Verfassungsleben in dem kleinen sardinischen Königreiche erflorte. Als bemächtigt Sardinien sich am Krimkriege betheiligte, war die Begeisterung in England für „gallant little Piedmont“ ungemein groß. Cavour, der auch während des Krieges seinen König auf der Reise nach London und Paris begleitete, wurde in England mit der größten Herzlichkeit aufgenommen. Die Königin selbst sagte ihm so viel Theilnehmendes für sein Land, daß Cavour erwidern konnte: *Vous êtes, Madame, la meilleure amie du Piémont en Angleterre.* Englands entschlossener Fürsprecher hatte Sardinien dann aber auf die Zusage zum Pariser Kongreß zu verdammt! Freilich, bis zu ottomem Beistand gegen Oesterreich vermochte Cavour seine englischen Bewunderer nicht zu bewegen, so gern er eine solche Allianz, schon um nicht gegen Frankreich die ganze Last der Dankeschuld übernehmen zu müssen, eingezogen wäre. Die Frierensliebe der brittischen Staatslenker verargte es ihm sogar einigermaßen, daß er überhaupt an gewaltthätige Vertreibung der Oesterreicher aus Italien dachte. Als aber der Krieg unumwidlich geworden war, als Oesterreich die Vermittelungsverfuche Englands und Preussens durch jenes thörichte Ultimatum nach Turin vereitelt hatte, da rief der alte

Palmerston: Wenn Oesterreich aus Italien herausgejagt wird, so sollte ich mich zwar im Interesse des europäischen Gleichgewichts darüber betrüben; ich würde aber nicht umhin können, vor Freude meinen Hut in die Luft zu werfen!

Schwieriger, aufregender und folgenreicher waren die Beziehungen des Grafen zu Frankreich. Unentbehrlich, wie Oesterreichs Beistand für die italienische Sache war, wurde es Cavour durchaus nicht leicht, sich diese mächtige Hilfe zu sichern, um schwer waren die Opfer, die er zu diesem Zweck zu bringen hatte. Die öffentliche Meinung in Frankreich stand den nationalen Bestrebungen Sardinien's durchaus nicht mit ungetheiltem Wohlwollen gegenüber; der französische Regierung war der Parlamentarismus und die Pressfreiheit des kleinen Nachbarlandes ein beständiger Stein des Anstoßes. Es bedurfte der höchsten Klugheit und Geschicklichkeit, um den Empfindlichkeiten des mächtigen Nachbarn ohne Gefährdung der eigenen Würde Genüge zu leisten, und um im französischen Ministerthum, in den Salons, in der Presse von Paris Antuipungen, Verständniß, Freunde zu erwerben. Einer der ersten und stanchhaftesten dieser Freunde war der Mann, dessen Andenken von feiner Nation mit freundlichen Gefühlen bewahrt wird als von der italienischen. Louis Napoleon hatte schon als Präsident der Republik die persönliche Bekanntschaft Cavour's gemacht, der ihn bei der vorigen erwähnten Batsang-Reise 1852 aufsuchte und zu seiner Freude lebhaftes Interesse für Italien bei ihm fand. „Der Präsident“, schrieb ihm aus Paris im September 1852 an einen Turiner Freund, „und seine Minister reden mit mir eine ganz andere Sprache als Bismarck, der französische Gesandte, sie Agellio zu hören zieht. Der Präsident hört aufmerksam auf das was man ihm sagt und verträgt selbst, daß man ihm widerspricht. Das beste Mittel, ihm zu gefallen, ist, daß man frei heraus redet.“

Quo peut-on faire pour l'Italie? hatte Kaiser Napoleon III. seinen Bundesgenossen Bismarck auf jener Besuchsreise während des Krimkrieges gefragt. Als Cavour die öffentliche Meinung in Europa genaujam vorbereitet, die Kräfte des eigenen Landes hinlänglich erstarbt glaubte, ging er, den Kaiser an die Frage zu erinnern, nach Plombières. Der Bund zwischen beiden Männern wurde in einer Unterredung während einer mehrstündigen Spazierfahrt geschlossen; Napoleon selbst fuhr, Cavour's neben ihm. Niemand von den Ministern des Kaisers hatte von Cavour's Reise etwas gewußt. Kurz bevor der Graf Plombières verließ, erhielt der Kaiser ein Telegramm vom Grafen Walowski; er las es und sagte lachend zu Cavour: *Tiens, voici le comte Walowski, qui m'apprend que vous êtes ici.*

Der zwischen beiden Bündniß und seiner Erfüllung lagern noch lange und schwere Tage für Cavour. Selbst nachdem Napoleon durch den Neujahrsgruß von 1859 die diplomatische Allianz begonnen hatte, welche Abzügen, welche Karren; plüßlicher Stoden und ebenso plüßlicher Vortringen, um im nächsten Augenblick anstehenden wieder ganz zurückzuweichen! Heute führt Krieg, morgen sicherer Friede, heute Kongreßverschiebung, morgen allgemeine Entlassung. In den Transfalten jenes Zustuhls wurde Cavour vom Kaiser nochmals zu persönlicher Besprechung nach Paris citirt. Wiederum fand er bei Napoleon eine heilige Kaufnahme; doch mit viel milderer Wärme hießen die Minister und die Diplomaten den Friedensführer willkommen. Selbst Baron Rothschilb wollte kategorisch von dem sardinischen Premier wissen, ob er an Krieg oder an Frieden glauben sollte. Wemals ihm Cavour freundlich zur Antwort gab: *Il y a beaucoup de chances pour la paix, il y a beaucoup de chances pour la guerre.* Und als die Finanzgröße beileidigt die Kassen zudte, schlug ihm

Garout eine gemeinschaftliche Hausspe- kulation vor; „wir wollen zusammen kaufen, und ich werde dann meinen Abchied nehmen, und die Kente wird um drei Franken steigen.“ Sie hat zu beschneiden, Herr Graf“, erwiderte Rothschild, „Sie sind mindestens sechs Franken werth.“

Die härteste Prüfung war der Moment, wo der Kongreß und die von Oesterreich vorgeschlagene beiderseitige Entwaffnung die Billigung der französischen Regierung zu finden schienen. Graf Balmeil hatte am 18. April an den französischen Gesandten in Turin, Fürsten Latour d'Auvergne, telegraphirt, der Kaiser sei mit Oesterreichs Vorschlag einverstanden, sofern letzteres darzu wolle, daß Piemont und die übrigen italienischen Staaten an dem Kongresse Theil nähmen. Der Gesandte wurde angewiesen, Cavour hiervon augenblicklich zu benachrichtigen. Es war mitten in der Nacht; der Legationssekretär d'Aquin erhielt den Auftrag, das inhaltsschwere Telegramm, das die Besonnungen Cavour's völlig zu vernichten schien, sofort zu überbringen. Er erschien zwischen Eins und Zwei im Palais, der Graf wurde geweckt und ließ den Transforn sofort in sein Schlafzimmer kommen. Red im Bett sitzend, las er die Depesche. Seine Ausregung war furchtbar. Mit entstellten Zügen und in leidenschaftlichem Tone rief er: Jetzt bleibt mir nichts übrig, als mit einer Angel durch den Kopf zu jagen! Der Baron d'Aquin, Zeuge der Verzweiflung des italienischen Patrioten, zog sich bewegt zurück. Als in früher Morgenstunde der Gesandte selbst erschien, trat ihm Cavour gefaßt entgegen. Er erklärte, mit wie tiefem Schmerz er jene Mittheilung entgegengenommen habe; er könne seinem Souverain eine andere Politik als die bisher innegehaltene nicht anrathen und habe deshalb seine Entlassung eingebracht. Im Laufe des Tages kamen von Regille aus London, ferner von Napoleon III. und dem Prinzen Napoleon beruhigende Telegramme; aber leichter konnte Cavour doch erst wieder athmen, als einige Tage darauf von Berlin der erste Wink über das österreichische Ultimatum, und damit über die Gewissheit des Krieges einging.

Mit besondern Interesse werden deutsche Leser die Beziehungen Cavour's zu Deutschland verfolgen. Sie sind von dem Siegesparthe mit aufmerksamer Sorgfalt hervorzuheben und beweisen, mit wie klarem Blicke der Regenerations-Staats in die Zukunft unseres Vaterlandes schaute. Ihm stand außerbrüchlich fest, daß Preußen und Piemont, die beiden aufstrebenden Nationalitäten, in Oesterreich einen gemeinsamen Gegner zu bekämpfen hätten, daß Italien und Deutschland zur Erlangung ihrer politischen Einheit auf einander angewiesen seien. In der klaren Erkenntniß dieser Sachlage setzte er sich heftigen Widerstand über die Schwächen und Unsicherheiten der damaligen preussischen Politik hinweg. „Preußen“, sagte er dem preussischen Gesandten in Turin, Grafen Drastier de St. Simon, „ist einer derjenigen Staaten, der das direkteste und unmittelbarste Interesse daran hat, daß der status quo in Europa sich ändert. Es würde den verhängnisvollsten Irrthum begehen, wenn es sich auf Oesterreichs Seite in einem Kriege gegen uns stellte. Ich verlange vom Berliner Kabinette keinen Beistand, ich verlange nur, daß es uns gewähren läßt.“

Auf der Rückreise von Piemont (Juli 1858) ging Cavour über Straßburg nach Baden. Er hatte dort eine Audienz und eine längere Unterredung mit dem Prinzen von Preußen. Ueber den Inhalt derselben äußert er sich in einem unmittelbaren darauf nach Hause geschriebenen Briefe sehr befriedigt. „Es ist zweifelhaft, ob Montanessi bleibt oder ob er durch entscheidendere Männer ersetzt werden wird. Aber in einem wie in dem andern Falle

glaubt man allgemein, daß Preußen die moralische Niederlage von 1850 auszuweichen wird, durch die es fast um sein ganzes Ansehen in Deutschland gekommen ist.“ Auch der Prinz von Preußen sprach sich wohlwollend über den sardinischen Premier aus. „Er ist nicht so revolutionär wie man ihn machen will“, sagte er nach der Unterredung. Und wenige Tage darauf erzählte ein preussischer Minister in Berlin, Cavour habe den Prinzen den Preußen ganz erobert. Cavour war aber nicht der Mann, sich mit diesem persönlichen Erfolge zu begnügen. Als der Prinz im Herbst 1858 die Regentschaft übernahm, und das Ministerium der neuen Ära ins Amt trat, wurde von Turin in vertraulicher Mission der Marschall Pepetti, ein Verwandter Napoleons und des Fürsten Hohenzollern, an die neue Regierung in Preußen abgesandt, um die Stellung derselben für den Fall eines Krieges mit Oesterreich zu sondiren und um sie, wenn nicht zu aktiver Theilnahme, doch zu einem Versprechen wohlwollender Neutralität zu bewegen. Pepetti ging nach Düsseldorf; er fand die freundlichste Aufnahme. „Allein“, sagt unser Biograph, „der Fürst von Hohenzollern durfte sich noch auf kein Engagement einlassen; er lehnte den piemontesischen Antrag in der freundschaftlichsten Weise und mit herzlichsten Versicherungen platonischer Sympathie ab.“

Als Pepetti nach Turin zurückkehrte, um über das Mißlingen seiner Mission zu berichten, bemerkte Cavour gelassen: „Was heute nicht möglich war, wird in Zukunft möglich werden. Preußen ist unabweislich auf die Bahnen der nationalen Politik hingewiesen. Die Allianz zwischen Preußen und dem vergrößerten Piemont steht im Bunde der kommenden Geschichte gesichert.“

Als zwei Jahre später der auswärtige Minister Preußens sich gebrauchte, dem italienischen Kabinette in jener bekannten, vom Standpunkte der Regelmäßigkeit eingegebenen Depesche Vorwürfe über die Annexion der mittelitalienischen Provinzen und über das Einwirken der Piemontesen in den Kirchenstaat zu machen, hörte Cavour die Vorlesung der langen Note mit größter Ruhe und ohne irgend ein Zeichen von Empfindlichkeit an. Darauf sagte er zum preussischen Gesandten: „Ich kann natürlich kein heißes Verlangen nach einer Abschrift dieser Depesche haben. Es thut mir leid, daß das Berliner Kabinett die Haltung des Königs Viktor Emanuel und seiner Regierung mit so unverdienter Strenge beurtheilt; aber ich habe das Bemerkte, gethan zu haben, was ich im Interesse meines Souverains und meines Landes thun mußte. Ich könnte die Sätze des Herrn von Schleiermacher bekämpfen. Indes begnüge ich mich mit dem tröstlichen Gedanken, daß ich heute ein Beispiel gegeben habe, welchem Preußen wahrscheinlich binnen Kurzem nach folgen zu können.“

In einer der letzten Reden, die Cavour gehalten, der letzten, in der er sich vor dem Parlamente über die ausländische Politik Italiens ausgesprochen hat, wies er für die Lösung der venetianischen Frage auf die öffentliche Meinung in Deutschland hin. „Die liberalen Gedanken gewinnen von Tag zu Tage mehr Kraft in dem edlen Deutschland. Trotz der Anstrengungen ihrer Gegner sehen wir sie sich ausbreiten und obliegen, nicht bloß in dem hochgebildeten Berlin, sondern auch in vielen andern ansehnlichen Städten, sie finden beredete Fürsprecher in München und sogar in Wien. Daher habe ich den festen Glauben, daß wenn die Wahrheit, daß Oesterreich in Venedig niemals eine liberale Regierung führen kann, allgemein erkannt sein wird, auch in Deutschland die Jnnelung für Italiens gänzliche Befreiung sich mit unbewinglicher Stärke geltend machen wird!“

Orient.

Whitneys orientalische und linguistische Essays.

II.

In dem vorigen Artikel habe ich den bedeutendsten und interessantesten derjenigen Essays zu besprechen begonnen, die sich auf das Gebiet der orientalischen Alterthumskunde beziehen, nämlich Whitneys Studie über das Avesta. In treffender und annehmlicher Weise legt darin, wie wir sehen, Whitney das hohe Interesse und die weittragende Bedeutung der Zendphilologie dar; unter den verschiedenen Zweigen der Geschichtsforschung, die von ihr aus Aufhellung empfangen, ist, dahin geht sein Schluß, die Religionsgeschichte diejenige Disziplin, welche sich auf die Hilfe der philologischen Forscher über das Avesta am unmittelbarsten angewiesen sieht, um daraus ihre Kenntniss von einer der ältesten und reinsten Religionen der Welt zu schöpfen. Die Dogmatik des persischen Religionsstifters bildet daher in Whitneys Studie einen weiteren Hauptabschnitt; aber während es nur zu billigen ist, daß er auf diesen Punkt ein besonderes Gewicht legt, erweckt die Art und Weise seiner Behandlung denselben vielfach Bedenken.

Waar im Ganzen ist der Standpunkt, den Whitney der Lehre Zoroasters gegenüber einnimmt, sehr richtig gewählt, wenn er einerseits bemerkt, daß dieselbe mit Recht die zoroastriische heiße, da das Avesta selbst alle Dogmen, die es enthält, ausdrücklich auf Zoroaster zurückführt, daß sie also keine Volksereligion, sondern ein von einem einzelnen Denker konstruirtes System von Lehren sei, — andererseits aber hinzusetzt, daß sie dessenungeachtet nicht für eine völlige Neuschöpfung zu halten, sondern aus der Fortbildung gewisser Tendenzen und Anschauungen hervorgegangen sei, die schon lange in dem Volksgeiste gesammelt und eine Reformation des herrschenden Glaubens zum Bedürfnis gemacht hätten. Religionen werden überhaupt nicht „geschaffen“, nur die philosophischen Systeme sind es, die von Individuen in abstracto konstruirt werden, freilich dann aber auch auf einen engen, eloterischen Kreis von Schülern und Jüngern beschränkt bleiben.

Was speziell das Verhältnis des Zarathustra zu dem alten Glauben seines Vaterlandes betrifft, so sind wir im Stande, eine Reihe von Elementen nachzuweisen, die er unverändert aus demselben beibehalten hat; denn der Götterhimmel der ältesten, vorzoroastriischen Iranier läßt sich durch ein ebenso einfaches als sicheres Verfahren rekonstruiren, nämlich dadurch, daß man die religiösen Vorstellungen des Zendaavesta mit denen der so nahe verwandten Arier vergleicht. Alle übereinstimmenden Züge, die sich hierbei ergeben, müssen schon den Ideenkreis des arischen Urvolks angehört haben, aus dem später durch Auswanderung der beiden Schwefternationen oder einer von beiden aus den gemeinsamen Stammstufen die geschichtlich bekannten Völkereinheiten der Iranier einerseits, der Arier andererseits hervorgingen. Auf diesem Wege hat es sich u. A. herausgestellt, daß die Verehrung und Anrufung des Feuers, die in der zoroastriischen Religion einen so breiten Raum einnimmt, ein uralter Bestandtheil der Naturreligion der alten Arier ist; nicht bloß im Zendaavesta, sondern auch im Veda werden die weithätigen, segensbringenden Wirkungen des Feuers gepriesen; selbst die Systematik, welche verschiedene Arten des Feuers unterscheidet und sie zum Range von Göttheiten erhebt, stammt schon aus jener fernen Urzeit; die Priester heißen im Avesta atwvna, d. i. Feuerpriester, im Veda

bilden die atwvna eine wichtige Klasse des Priesterstandes, nach der eine der vier Hauptfamiliengruppen des Veda, der Atharvarena, genannt ist. Käme es hier darauf an, so ließen sich noch viele solcher alten Vorstellungen und Einrichtungen anführen, die sich gleichmäßig in den ältesten, von Zarathustra selbst herrührenden Stücken des Avesta und in den indischen Religionsbüchern finden; nur auf eine solche Uebereinstimmung sei noch hinzuweisen, die sich auch bei Whitney erwähnt findet: selbst die monotheistische und spiritualistische Richtung, welche einen so charakteristischen Grundzug der zoroastriischen Religion bildet, findet sich in Andeutungen wenigstens auch auf indischen Veden wieder, wenn die Vedahymnen den Gott Varuna (den Uranos der Griechen) mit besonders erhabenen und adelnden Attributen ausstellen und ihm die und da sogar ausdrücklich einen Vorrang vor allen übrigen Göttern zusprechen.

Was war nun aber der Kern der neuen Lehre, die Zarathustra seinem Volke verkündete? In welcher Richtung oder in welchen Einzelheiten ging er über die altererbten Vorstellungen hinaus? Nach dieser Seite hin läßt Whitney Darstellung unerschöpflich, ja er hat sogar mehrere Vorstellungen, die theils erweislich der zoroastriischen Theologie nicht angehören, theils sich doch jedenfalls nur in den späteren Theilen des Zendaavesta finden, mit Unrecht als Bestandtheile der originalen Lehre des Propheten angeführt. So nennt er Mitra, den alten Sonnen Gott der Arier, einen Begleiter des höchsten Gottes der zoroastriischen Lehre, des Ahuramagda und scheint geneigt, mit ihm auch die übrigen Naturgötter der alten Arier in den zoroastriischen Götterhimmel zu versetzen; aber ihre Namen werden in den Gathas, jenen schon öfter genannten ältesten Abschnitten des Avesta, mit keiner Silbe erwähnt. Da zudem das ganze, sehr materielle Wesen dieser Naturgötter dem geistigen Zuge der zoroastriischen Religionsanschauung direkt widerstreitet, so dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß der persische Reformator sie stillschweigend beseitigte, indem er seinen ganz abstrakt geistigen Ahuramagda (wahrscheinlich s. v. a. „der weise Geist“) an ihre Stelle treten ließ. Hier liegt also ein Fall vor, in dem Whitney der zoroastriischen Theologie mit einer ihr geradezu zuwiderlaufenden Richtung der Gottesverehrung zu verfahren gesucht hat; der Gott Haema und das Haemaopfer, die er gleichfalls für dieselbe in Anspruch nimmt, gehören wenigstens ebenfalls zu den altairischen Glaubens- und Kultuselementen, denn in den Gathas nicht gedacht wird. Ob man daraus mit Recht schließen dürfte, daß Zarathustra das Haemaopfer nicht geübt oder verboten habe, oder ob jenes Uebergehen mit Dunder u. M. für ein rein zufälliges anzusehen sei, läßt sich allerdings schwer ausmachen.

Diese und ähnliche Vermischungen der von dem Propheten selbst herrührenden Lehre mit der viel später entstandenen Theologie des iranischen Priesterstandes, welche in dem Bestreben, dieselben dem alten Volksglauben anzupassen eine Menge abüberlieferter, von ihrem Meister aber vermorfener Vorstellungen nachträglich wieder aufgenommen hatten, waren dem amerikanischen Gelehrten nicht bezeugt, hätte er sich in seiner Darstellung der zoroastriischen Religion strikt an die Gathas gehalten. Ind doch sind es diese alten Wiederfassungen allein, in denen wir die eigenen Ausdrücke und Begriffe Zarathustas, theilweise wie es scheint, unmittelbar die Reden oder kurzen Predigten, die die er vor versammeltem Volke gehalten hat, in authentischer Gestalt vor uns haben. Darauf weist der Umstand deutlich hin, daß die Gathas sich nicht nur selbst als Offenbarungen Zarathustas ankündigen, sondern auch in den übrigen Theilen des

Zendaveſta als ſolche vielfach citirt werden; daſſelbe Ergebniß liefert die Vergleichung ihrer Sprache mit der des ganzen übrigen Aweſta, zu der ſie unuerkennbar im Verhältniß eines alterthümlichen Dialekts zu einer jüngeren Sprachform ſtehen. Der Hauptinhalt der originalzoroaſtriſchen Lehre nun, wie ſie ſich aus dieſen, alſo älteren Theilen, des Aweſta herausſtellen läßt, wäre etwa folgender:

Der Gott, welcher künſtlerlich die Himmelslichter und die Zierathen, die lebenden Weſen mit ihren iriſchen und geiſtigen Gütern, kurz das ganze erſte und zweite Leben (Körperliches und Geiſtiges) ſchuf, heißt Ahuramazda; er läßt dem Guten wie dem Böſen die Wärme ſeines Feuers angedeihen, aber am Ende der Tage wird er jenen in ſein Paradies Garodemana (d. i. den Ort des Lobgeſangs) aufnehmen, dieſen in die Hölle ſtehen. Als Begleiter und Ausſchüſſe des höchſten Weſens erſcheinen die Tugend oder Wahrhaftigkeit, der gute Sinn, die Demuth, die Herrſchaft über der Beſitz und der Gehorſam; ſpäter ſind dieſe fünf Prinzipien der zoroaſtriſchen Lehre, die in den Gathas noch reine Allegorien ſind, perſonifizirt, und nachdem noch zwei weitere, Vollkommenheit und Unſterblichkeit, dazu gekommen waren, unter dem Namen der ſieben Amosha (Penta d. h. der „unſterblichen Geiſter“) dem Ahuramazda auf ſeinem gelben Throne als Hofſtaat beigegeben werden. Aber den Gathas ſelbſt der Name Amosha-pentas noch fremd, der daher auch auf Wilmanns Abriß der zoroaſtriſchen Dogmatik hätte fortzubleiben ſollen.

Bekannt iſt ſchon aus den Berichten der Griechen über Perſien, daß man dort dem höchſten Weſen einen Fürſten der Wiſſenſchaften gegenüberſtellte, Ahuriman, jedoch, wie ebenfalls ſchon den Griechen nicht entging, nicht mit gleichem Gewicht; Ahuramazda war zuerſt da und bleibt auch, nachdem Ahuriman untergegangen iſt. Vergleicht man in Bezug auf ihre Auffaſſung von dieſem böſen Prinzip die jüngeren und die älteren Theile des Aweſta, ſo ergibt ſich eine intereſſante Wahrnehmung, nämlich die, daß der viel beſungene zoroaſtriſche Dualismus erſt eine ſpättere Entwicklung iſt — die übrigen auch hier, ganz im Einklang mit den griechiſchen Nachrichten, keineswegs als eine Gleichordnung des guten und böſen Prinzips erſcheint; dagegen wird in den Gathas kaum der Name des Ahuriman (des *mainyus* der ſpäteren Bücher) erwähnt, wohl aber zeigen eine Reihe von Stellen einen entſchieden monotheiſtiſchen Zug der Auffaſſung, daß ſich dadurch der gränzlöſige Erforſcher der Gathaliteratur, Haug, veranlaßt ſah, die Gathareligion geradezu als Monotheismus zu bezeichnen. Ja man könnte gar nicht begreifen, wie die dualiſtiſche Richtung, die doch in den ſpäteren Etappen nicht zu verkennen iſt, aus der von Zarathuſtra verkündeten Lehre hervorgehen konnte, lägen nicht ſchon in den Gathas neben jenen erwehnten auch einige anders geartete Stellen vor (ſo namentlich das 30. und 44. Kapitel des Buches Yaſna), wo der gute und der böſe Geiſt einander gegenüberſtehen und als ſich entgegengerichtet in Gedanken, Worten und Werken geſchildert werden. Auch fehlt es, wenn Ahuriman in der Lehre Zarathuſtras noch eine unbedeutende Rolle ſpielt, dafür nicht an anderen Dämonen. Den guten Prinzipien der Wahrheit und des guten Sinnes ſtehen entſprechende Werklörperungen der Lüge und des böſen Sinnes gegenüber; als Feind der guten Schöpfung Ahuramazda wird der Dämon Anosha darva genannt, d. h. ſeiner Etymologie nach der „Jornes“ oder Luſtſenſel, der ſpäter unter dem Namen Anoshdus in die Bibel übergegangen iſt. — Auch auf der Seite der böſen Geiſter alſo dieſelbe Spiritualiſirung, — die und vorhin bei den ganz abſtrakten Potenzen der „guten Schöpfung“ entgegenſetzt; wie wenig paßten alſo jene Widra u. ſ. w., kurz alle Naturgeſt-

heiten der oriſchen Artzeit, in dieſen ganz geiſtigen Zug der Auffaſſung hinein. Und dieſel Gegenſatzes iſt ſich ſchon Zarathuſtra ſelbſt vollkommen bewußt worden: ſchon in den Gathas finden wir jene merkwürdige Reform und Umwälzung der religiöſen Anſchauung vollzogen, durch die Dawn, der Sammelname der indiſchen und ohne Zweifel auch alt-iriſchen Vichtgötter, zu einem Namen für „Dämon“ geworden iſt.

Mit dieſelben Syſtematik, die ſich in ihrer Auffaſſung der übeririſchen Dinge kundgibt, ſtellt in der Menſchenwelt die zoroaſtriſche Ideologie den Frommen oder Gläubigen durchweg dem Böſen oder Götzendienſter gegenüber. Mit letzterem ſoll man keine Freundschaft halten, vielmehr ihn mit der Schärfe des Schwertes angreifen und ums Leben bringen. Wer dieſes thut, der handelt nach dem Willen des Ahuramazda, der ſich nicht durch Opfer und Gebete, ſondern nur durch gute Werke und fremde Genugthuung zufriedeneſtellen läßt, und wird durch ihre Nachkommenschaft, Reichthum, Macht in dieſer, Unſterblichkeit und Vollkommenheit in jener Welt erlangen und in die ſeligen Gefilde des Paradieses eingehen, wo Ahuramazda mit der Tugend und dem guten Sinne (f. o.) wohnt. Die Seele des Böſen aber wird in die Wohnung der Lüge und des ſchlechten Sinnes kommen, um für immer dort zu weilen.

In dieſer kräftigen Betonung der Moral, dieſer Richtung auf das praktiſche Leben werden wir den Kern der zoroaſtriſchen Reform des alten Volksglaubens erblicken, von ihr aus die übrigen religiöſen Neuerungen des Propheten zu erklären haben. In Iran konnte man das Leben nicht ſo leicht nehmen wie in Indien, wo ein üppiges Klima den oriſchen Einwohnern mühe- los und in verſchwenderiſchem Uebermaß gewährt, wo ſie zu ihrem Unterhalt beſtreften; indem dieſe Wendung der äußeren Verhältniſſe auf die religiöſen Vorſtellungen zurückwirkte, trat eine Verinnerlichung und Vertiefung derſelben ein, die den heiteren, aber derb natürlichen und ſinnlichen Polytheismus der Artzeit, der ſich auf indiſchem Boden ungeſtört behauptete und weiter entfaltete, in eine ſpiritualiſtiſche Religionſform mit vorwiegend ethiſcher Tendenz verwandelte; dabei machte ſich noch eine weitere Einwirkung der klimatiſchen Verhältniſſe auf die religiöſen Anſchauungen darin geltend, daß die ſtroſſen Gegenſätze der Wandelnatur zu einer viel entſchiedeneren Gegenüberſtellung der Mächte des Lichts und der Finſterniß, oder moralisch geſagt, des Guten und Böſen, führte, als die Artzeit dieſelbe gekannt hatte. Eine gewaltige Perſönlichkeit, deren wirkliche Lebensumstände wir und freilich aus dem phantaſtiſchen Gewebe einer ſagenhaften Ueberlieferung nicht mehr wiederherſtellen können, gab dann dieſer Wendung des religiöſen Bewußtſeins in jenem einfachen Syſtem von Lehrläſſen Ausdruck, deſſen Hauptzüge ich im Obigen vorzuführen geſucht habe. Der einfache Adel, das ideal ſittliche Gepräge dieſer Glaubenslehre, ſagt Wilmanns, zu deſſen Ausführungen ich hier zurückkehre, läßt ſich unmöglich verkennen, und man ſollte meinen, daß ſie in den rechten Sünden zu noch etwas Höherem und Beſſerem hätte führen können; aber das Sinken und der Verfall, dem im Orient nichts, wie es ſcheint, entrinnen kann, hat auch die zoroaſtriſche Religion erreicht: ihre Bräute zwar erblieben ſie, aber der alte Geiſt iſt ſtändig daraus entſchwunden. Dieſe Bemerkung, die Wilmanns in Betreff der kleinen Parſen-Gemeinde in Iſtandien macht, bei der ſich das zoroaſtriſche Bekenntniß bis auf den heutigen Tag behauptet hat, trifft in gleichem Maße ſchon diejenige Entwidlungſtufe, auf der wir dieſelbe wenige Jahrhunderte nach dem Tode des Propheten angelangt ſehen; ſchon in den jüngeren Theilen des Zendaveſta finden wir in einem von der iranischen

Griecherkaste herrührenden Schwall von Reinigungs- und Sühne-Vorschriften und zugleich durch die aufs Neue hervortretenden Gestalten der alten polytheistischen Religionsform die einfachen, aber edlen Lehren Zarathustras übermüht und fast erstickt.

Ich habe nun lange genug ausschließlich bei dem orientalischen Theil des Abhändlers Verweil verweilt und werde in dem nächsten und einem folgenden Artikel auf die Phasen linguistischen Inhalts eingehen.

Dr. Julius Zolla.

Kleine literarische Revue.

Die österreichische Musterschule für Landgemeinden auf der Wiener Weltausstellung. Die Verbindung der Architekten August Kramholz und des Professors Dr. Gradmaß Schwaab, zum Zweck der Herausgabe einer mit Plänen und Abbildungen versehenen Schrift über „das Schulhaus und was dazu gehört“, rief das Projekt hervor, auf dem Ausstellungsplatze das schwerste Problem auf diesem Gebiete: die einflussreiche Landtschule, in Ausführung darzustellen. Ein Komitee, zusammengesetzt aus Männern der verschiedensten Stände unter dem Protektorat des Erzherzogs Rainer, trat zusammen, erwählte als „Komitee der Schulfreunde“ den L. K. Unterrichtsminister Hrn. Dr. R. v. Stremaier zum Obmann, und übertrug die Ausführung dem Architekten Kramholz, dem Ministerialrath im Ackerbauministerium Dr. Lorenz und dem Direktor Dr. Schwaab; man mußte rasch und energisch arbeiten, da das Projekt erst einige Wochen vor der Eröffnung der Ausstellung aufstach; trotzdem geschah die Eröffnung schon am 9. Juli. Die detaillierte Beschreibung dieser Musterschule, durch zwei Pläne anschaulich gemacht, ist im Auftrage des Komitees der Schulfreunde von Dr. Schwaab dem Druck übergeben worden und liegt nun schon in zweiter Auflage vor.*

In voller Berücksichtigung des Satzes: „Das Beste ist für Kinder eben gut genug!“ ist in dieser Schule der ganze moderne Erziehungsgehalt zum Ausdruck gebracht und nachgewiesen, daß er auch an einer Dorfschule von einem braven Lehrer durchgeführt werden kann. Auf die Frage aber, ob solche Schulen auch für den Sidel der Landgemeinden erschwänglich sind, ist die beste Antwort, daß schon jetzt zwei Schulen genau nach dem Muster dieser Schule gebaut sind, andere, wie die in Retzwein (Steiermark), Ulmerfeld und Hausmanning (Nieder-Österreich), Reitenhof, Petersdorf und Weikersdorf (nördliches Mähren) in nächster Zeit begonnen werden. Und doch waren es keineswegs wohlhabende Gemeinden, die zuerst den Wunsch hatten, diese Schule nachzubilden. Die Pläne des ganzen Objekts waren 14 Tage nach der Eröffnung bereits 400mal verkauft.

„Durch die Volksschule“, so schließt das sehr empfehlenswerthe Schriftchen, „den Unruhel aller Menschengläub, wird unser Volk stilllich und politisch neugeboren werden, und heute schon rufen alle Patrioten im Hinblick auf das, was die Volksschule leisten kann und leisten wird, mit männlicher Ueberzeugung aus: Österreich war noch nicht, es wird erst werden!“

— Les Inventions merveilleuses — antennes et modernes — betitelt sich ein neues Buch, das uns aus dem reichhaltigen Jugendschriftenverlag von Ollio Spa mer in Leipzig ge-

gangen ist. Es ist der erste Theil eines größeren Werkes und wie können dem Verfasser, Herrn Charles Brandon, das Zeugnis geben, daß er eine Arbeit geliefert, die sich in würdiger Weise dem mit so großen Beifall aufgenommenen „Culte der Erfindungen“ anreicht, das ebenfalls im Spamerischen Verlage erschienen ist. Der Inhalt des mit einem Titelkupfer und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen verzierten Buches, das nach Maßgabe des Titels selbstverständlich in französischer Sprache geschrieben ist, umfaßt folgende Gegenstände: La parole invisible; Du papier et du matériel de l'écriture employé autrefois; Invention du linotype; Poudres à canon et armes à feu; Horlogerie; Invention des aérostats; Invention du microscope et du télescope.

Das uns vorliegende Buch ist übrigens eine Abtheilung eines größeren Unternehmens, das die Verlagsabhandlung unter dem allgemeinen Titel: „Nouvelle Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse et la Famille“ veranstaltet, und durch welches sie den Zweck verfolgt, unserer Jugend in französischer Sprache gute geistige Bekräge zu bieten. Je wichtiger und von der einen Seite das Studium fremder Sprachen als Bildungsmittel und Erziehungsmittel erscheint und je größere Schwierigkeiten es von der andern Seite bietet, aus den in Frankreich erscheinenden Schriften für diesen Zweck eine passende Auswahl zu treffen, eine um so freudigere Anerkennung verdient dieses Unternehmen.

Die Preisangabe der Gesellschaft für Anthropologie in Frankreich. Die französische Gesellschaft für Anthropologie hat beschlossen, daß die ihr durch die ethnologische Gesellschaft namhafte Summe auch für eine Preisaufgabe aus ethnologischen Gebieten verwendet werden soll und sie dem Verfasser der besten Schrift über die Ethnologie eines Theiles von Frankreich, gleichviel welches bestimmt. Dieser Preis, bestehend in einer goldenen Medaille im Werthe von 500 Fr., soll in der Sitzung des Jahres 1876 freiwillig überreicht werden. Daneben werden den fünf besten Arbeiten nach der mit dem ersten Preise gekrönten silberne Medaille und ehrenvolle Erwähnungen zu Theil werden. Die Manuscripte müssen bis zum 31. December 1875 im Bureau der anthropologischen Gesellschaft zu Paris (Rue de l'Abbaye No. 3) eingeleistet werden.

Den Bewerbern um diesen Preis wird ein weites Feld eröffnet sein, denn so centralisirt Frankreich auch erscheinen mag, eine so bunte Musterkarte von Völkerschümmen hat es aufzuweisen, die sich in manchen Provinzen noch ziemlich rein erhalten haben. In andern untereinander vermischt sind, deren Spuren sich aber überall nachgeben läßt und die ein unerschöpfliches und höchst interessantes Material für ethnologische Studien liefern. Sie führen nur an: die Nachkommen der alten Sachsen in den Niederlanden; die Normannen in der Normandie; die Aquitanier im Südwesten, die Gassen, Flamingen, Walonen, Briten, Bosken, die Gassen in den Pyrenäen, die Abstammungen der Westgoten und der Mauren, die sich im Süden wie in den Thälern der Alpen, an den Ufern der Saône bis zu den Bogenen finden; die Figuren an den Küsten des Mitteländischen Meeres und in den Alpen; die Maronen in der Auvergne; die Abstammungen der Burgunder am Boden der Saône und im Jura; die Abstammungen der griechischen, römischen, iberischen, spanischen Kolonisten; die sogenannten deutschen und spanischen oder portugiesischen Juden, und endlich die Zigeuner.

*) Wien, 1873. Selbstverlag des Komitees.

Sprechsaal.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch der Aufsätze unseres Blattes über Thompsons „Kirche und Staat in Amerika“ (Magazin 1873, No. 47, 48, 49. Was wir dort über jenen interessanten Mann, den wir z. B. nur aus seinem Werk kannten, sagen konnten, daß seine Worte eine Keise mahnende, christlich-ernste Stimmung athmeten, daß sie ehrlich und klar ausprüchen, was unsere Zeit fordert, das können, ja müssen wir heut voll bestätigen, da wir Dr. Thompson als Redner gehöret. Er wiederholte auf Bitten seiner hiesigen Freunde am 19. d. M. hier die von ihm auf dem großen englischen Sympathiemeeeting in Greterhall in London gehaltene fulminante Rede „über den deutschen Kampf gegen Rom.“ Das echt amerikanische Wort am Schluß „I, for my part, I do know, where I stand.“ gesprochen mit aller Energie des überzeugungstreuen Mannes, charakterisirte die Stimmung, die im Namen Tausender jenseit des Ozeans ihr Vertreter in London, Thompson, als zukunftsand jedem bewußten Schritt auf schwerer Bahn, den Kaiser und Kanzler thun, geschlitten hatte. „Gleich Schwelch fordert der römische Cierus sein Brüd' Hiesel aus dem Herzen Deutschlands, das er um seiner Stadt willen haßt; — wo hier das Recht liege, kein Daniel sei nötig, es zu finden.“

Zu stürmlichem Jubel rief die Versammlung der Passus hin: „Just Bismarck hat ein neues, großes, herrliches Haus gebaut; jetzt steht er, daß die Flammen daran lecken; soll er dem Feuer jenseits, die es zerstört, was er und sein Volk geschaffen? Nein, seine erste und heilige Pflicht ist: Stampf es aus! und seine zweite Pflicht ist: Stampf es aus! Man muß den Redner solche Worte sprechen hören und sehen, um ihre volle Wirkung zu empfangen, ein Kanzlerredner nach unserer Anschauung ist er freilich nicht! So sehr, wie erwidert, auch hier der Eindrud des sprechenden Worts zur ganzen Beurtheilung des Geschehenen gehört, ist die Aussicht, diese, wie die übrigen zu Greterhall gehaltenen Reden demnächst im Trant (bei Hfer & Co.) erscheinen zu sehen, doch mit dem größten Dank zu begrüßen. Fr.

In alten Zeiten hat es eine gewisse Literatur gegeben, die den niedrigen Neigungen der Menschen diene und die, wenn sie wirklich einmal auf die Rachwelt kommt, ungefähr für die Geschichte einen gleichen Werth hat, wie die Koprothiten für die Geologie und Zoologie. Die wißliche Literatur kann sich indes unmöglich mit ihr einlassen, oder gar die Kritik sich mit ihr abgeben: sie gehört unter die Sitten- und Sanitätspolizei. Wir haben noch nie davon gehört, daß man etwa einem literaturkritischen Blatte Regensburger Exemplare jener „amüsanten Eisenbahnlektüre“, welche meist ein möglichst defektoisirtes Frauenzimmer als Bignette trägt, zur Besprechung überhandlät hätte. Nach die Koprothage-Romane mit ihrem Mischmaß von Grausamkeit und Unzucht, Lösspapier und groben Sprachschlern haben es vor in den Händen derjenigen zu bleiben, für die sie von ihren Schreibern bestimmt sind. Selbstverständlich ist übrigens weder eine derartige Bignette, noch das Lösspapier das Kennzeichen eines solchen Werkes, auch der Name und Stand des Autors thut nichts zur Sache. Man kann Goethes Schwäger sein und doch im Kinaldo Kinaldini für die romantischen Bedürfnisse von Palatin und Köhinnen sorgen. Um so mehr müssen wir uns wundern, daß man nun seit einiger Zeit jedes neue Werk des Herrn von Sacher-Masoch zuschickt, von der

Venus im Pelz bis zu den Messalinen Wiens. Wir geben an, daß Herr von Sacher ins Volk dringt; er ist bereits so populär, daß jüngst in der Vossischen Zeitung Jemand, der wahrnehmlich im Besitze junger Gefühle und eines alten Pelzes war, eine Dame suchte, die geneigt wäre, seine Venus im Pelze zu kopiren. Allein mit der Popularität allein ist es nicht gethan: glaubt man etwa, daß jene obhändigen Photographien, welche die Polizei von Zeit zu Zeit konfisziert, nicht auch großen Absatz finden? Auch darauf kommt nichts an, daß Herr von Sacher sich für den größten Mann des gegenwärtigen Jahrhunderts hält — seine Werke gehöben nun einmal ihrem Inhalte nach zu der oben bezeichneten Literatur, mit der wir uns hier nicht befassen können. Wir haben die uns seither übersandten Regensburger Exemplare deshalb an die Verlagsgeschäftshandlung zurückgeschickt und bitten, uns ferner mit ähnlichen Geistesprodukten zu verschonen. Red.

Jules Michelet †. Wieder hat man einen „Aust-entsehten, Hochgeschätzten“ begeben, zugleich aber auch einen Mann, auf den Schwäbische Worte paßten:

„Von der Parteien Haß und Gunk getrennt,
Schwankt kein Charakterbild in der Geschichte.“

Tenn unter all den Männern Frankreichs aus den vierziger Jahren ist selten einer von den politischen Richtungen so gepriesen, so verachtet worden, als Jules Michelet, der nun, ein 76jähriger, am 9. Februar zu Hyères die Augen geschlossen hat. Was den Lebensgang des berühmten Historikers betrifft, so wirkte er als Lehrer der Geschichte zunächst am Collège Reclin, wurde 1830 Guizots Supplément, 1838 Mitglied der Akademie und Professor der Geschichte am Collège de France und der Normalschule, sowie Chef der historischen Section im Reichsarchiv. Um seiner antikerischen und revolutionären Gesinnungen willen wurde er zum ersten Mal 1843 seines Amtes entsezt; von der Februar-Revolution rehabilitirt und zwei Jahre später erster Rektor der National-Archiv zu Paris, wurde er am 12. April 1852 als Professor am Collège de France entlassen und da er die Ablegung des Eides auf die Verfassung vom 14. Januar 1852 verweigerte, mußte er bald darauf auch seiner Stellung als Chef der historischen Section entgehen und selbst seinen Wohnsitz in der Bretagne auf. Michelet hatte seinen Namen neben dem politischen Interesse, das sein Wort in Schrift und Rede erweckte, hauptsächlich seinen geschichtlichen-philosophischen Studien zu verdanken, und es wird an dieser Stelle genügen, auf diese literarischen Ergänzungen hinzuweisen. Diese tragen alle den Charakter der philosophischen Erforschung der geschichtlichen Bewegungen und stellen sich in bewußten Gegensatz zu Guizots und Mignets pragmatischer Geschichtsschreibung; in der Philosophie giebt sich der Verfasser als Anhänger Blos und genauem Kenner der norddeutschen Systeme. Die Geschichte ist Michelet das „Werden der Freiheit“, wie er dies in seiner Introduction à l'histoire universelle anspricht. Auch in die Sturm- und Drangperiode seines Lebens fallen die Anfänge seiner berühmtesten, bedeutungsvollsten Werke Histoire Romaine und Histoire de France; epheemerer Natur, doch höchst interessant sind die Bücher: Les Juifs und La prière, de la femme et de la famille, beide im Anfange der vierziger Jahre erschienen. Zahlreiche Auflagen, gleich fast allen seinen geschichtlichen Arbeiten philosophischen Charakter, erlebten die Histoire de la Révolution française und Le peuple. — In Michelet, das erkennen selbst seine politischen Gegner, verlebte Frankreich einen seiner bedeutendsten Historiker — und die ganze gelehrte Welt einen geistreichen Forscher. — R.

Sieben erziehen: Prof. D. Christlieb (in Bonn). Vortrag bei der Versammlung der Evang. Allianz in Arn- u. Hork am 6. Oktober 1873: Die ersten Ketten der Bekämpfung des modernen Unglaubens. Zweiter Abdruck. 72 S. in gr. 8. 10 Sgr. = 1 Mkr. In allen Buchhandlungen zu haben. (55)
Wörterbuch. C. Berzelmann's Verlag.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Alberti, Eduard (Dr. phil. und Dozent a. d. Univ. Kiel), **Gretchen**. Erzählung aus der Heimath. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden 21 Sgr., gebunden mit Goldschnitt 27 Sgr. (56)

Williams, Mary C., **Pearls of Poetry** or Selections from British Poets. Third edition. Miniatur-Ausgabe. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Sgr. (56)

K. von Wechmar.
 Verlagsbuchhandlung in Kiel.

In der G. H. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist zu haben:

Die Anthropologie als die Wissenschaft vom menschlichen und geistigen Wesen des Menschen. Darstellung von Dr. **Marquard Wertz**, Professor an d. Universität zu Bonn. Zwei Bände. 38 Druckbogen. gr. 8. geb. Preis 5 Thlr. (57)

Mittheilungen aus dem Vorträge anthropologischen Vereins. Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Dr. **Hermann von Söding**. In mongolischen Texten. Erstes Heft. 8. geb. Preis 15 Kr. (57)

Henry Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von **Arnold Ruge**. Fünfte rechtmässige Ausgabe. 2 Bände. 904 Druckbogen. gr. 8. geb. Preis 4 Thlr. 15 Sgr. (57)

Für Vereine und Schulen zur Anschaffung empfohlen:

Vor Kurzem erschien die Vollständige von **Luis, Königin von Preußen.**

Ihre Lebensgeschichte

von **Friedrich Adami.**

Sechste Auflage. Mit gestochenen Titel.

15 Bgn. 16. in Leinwand. geb. 15 Sgr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erhabenen Zeit unter zum Theil noch erbärmlicheren Creaturen muß für jeden Patrioten eine treffliche Schule sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — in reichem Inhalt, wie ein ausgezeichnetes Document ist. Für keinen dieses Buch als Geschenk im höchsten Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient.“ (58)

(Begrüßung der deutschen Volk- und Jugend-schriften.)

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Wegmann) in Berlin.

Vor Kurzem erschien in neuester Verlage:

Der Islam

von

Emanuel Deutsch.

Bibliothekar am Britischen Museum in London.

Nach dem Englischen übertragen.

Unterferte Ausgabe.

Gr. 8. gebunden. 12 Sgr. (60)

Dieser Vlag stellt sich dem vor einigen Jahren in mehreren Auflagen erschienenen: **Der Islam** (Preis 12 Sgr.) an die Seite. Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Wegmann) in Berlin.

Vorlag von **Heber & Zimmer** in Frankfurt a. M.

David Elginbrod

VON **George Mac Donald.**

Autorisirte Uebersetzung

von **J. Sutter.**

Preis: 3 Thlr.

Ein hervorragender englischer Roman in deutscher Uebersetzung, die sich wie die Original-werk liest. Ein Buch voll Poesie und von stichtlicher Tendenz, das sich öfter und mit freudigem Genuß lesen läßt.

Kalewipoeg

oder die Abenteuer des Kalewid.

Eine finnische Sage

von

G. Ehr. Israel.

Preis: 12 Kr.

Eine im ersten Ton der Rede gehaltene, mehrdeutige Bearbeitung der finnischen Sage. „Das Buchlein verdient wegen seiner geschmackvollen Vortrageweise und des reichen poetischen Inhalts der Zahl die beste Empfehlung.“ *Blätter f. liter. Unterhaltung.*

Ueber Göthe's Tasso

von

A. F. C. Wilmar.

Preis: 12 Kr. (61)

„Eine Perle aus E. v. Schlegel's Vorträge, in denen die literarische Vollendung dieses Dramas nach allen Seiten nachgewiesen und das volle Verständnis aller Schönheiten und Geheimnisse der Charakteristik, der Composition, der Entwicklung der Gestaltung in den Handlungen erschlossen wird.“ *Blätter f. liter. Unterhaltung.*

Triennium philologicum

oder

Grundzüge der philolog. Wissenschaften.

für Jünger der Philologie

zur Wiederholung und Selbstprüfung

herausgegeben von

Wilhelm Freund.

Heft 1. Preis 10 Sgr., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, vollständige Prospekt mit Inhaltsangebe gratis.

Kritische Sichtung des Stoffes, systematische Eintheilung und Gruppierung desselben, durchgängige Angabe der betr. Literatur, endlich stete Hinweisung auf die in den einzelnen Gebieten noch nicht genügend aufgearbeiteten Partien sind die leitenden Grundsätze bei der Ausarbeitung dieses ausschliesslich für Jünger der Philologie zum Repertorium und Repetitorium bestimmten Werkes. (62)

— Jede Semester-Abtheilung kostet 14 Thlr. und kann auch in 4 Heften à 10 Sgr. bezogen werden, einzelne Hefte aber nicht. Verlag von **Wilhelm Violet** in Leipzig.

Zur Einführung in Schulen und zur Benutzung beim Privat-Unterricht empfohlen Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Wegmann) in Berlin:

Lehrbücher

der

französischen und englischen Sprache

von

Dr. Bernhard Schmitz.

Fransösisches Elementarbuch, nach Bemerkungen über Methode und Ausprache.

Erster Theil: **Rechtschreibung** der französischen Sprache. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. (Soeben erschienen.) Preis: 18 Sgr.

Zweiter Theil: **Grammatik** und Neuhochdeutsch für mittlere Klassen. Dritte Auflage. (Soeben erschienen.) Preis: 18 Sgr.

„Besondere Beachtung verdienen die beiden Bücher, die die Methode des Elementarunterrichts“ *Blätter f. liter. Unterhaltung.*

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Beschreibung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbstständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1873. 9 Bogen. 12 Sgr.

Englische Grammatik, nach einer kritischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Fünfte Auflage. (Unter der Presse.) 1 Thlr.

„Der Verleger, dessen Bücher Niemand, der für die Methode des Unterrichts in den neuen Sprachen in die Irre führt, als ignoranter bezeichnet werden möchte, verdient um so mehr Anerkennung, als er durch andere werthvolle Veröffentlichungen der Schulbewerksamter bereits rühmlich bekannt ist.“ *Blätter f. liter. Unterhaltung.*

Preis: 12 Sgr.

Englisches Lesebuch aus den besten englischen Dichtern und Prosaikern, von **Heber & Zimmer**, mit einer Uebersetzung der Gedichte der englischen Dichter, reichhaltigen Anmerkungen und einigen Zeichen zur Vereinfachung der Aussprache; nebst einer kleinen Auswahl von leichten Materialien zu Erläuterung und Erweiterung. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (75 Bogen.) 25 Sgr.

„Die mit Uebersicht und Gelehrsamkeit zusammengestellte Sammlung ist durch ihre reichhaltigen und kritischen vortheilhaft bezeugten Beispiele ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar.“ *Blätter f. liter. Unterhaltung.*

Preis: 12 Sgr.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und verständlicher Darstellung nach **Heber & Zimmer**, mit einer Uebersetzung der Aussprache der englischen Dichter, reichhaltigen Anmerkungen und einigen Zeichen zur Vereinfachung der Aussprache; nebst einer kleinen Auswahl von leichten Materialien zu Erläuterung und Erweiterung. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (75 Bogen.) 25 Sgr.

„Die mit Uebersicht und Gelehrsamkeit zusammengestellte Sammlung ist durch ihre reichhaltigen und kritischen vortheilhaft bezeugten Beispiele ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar.“ *Blätter f. liter. Unterhaltung.*

Preis: 12 Sgr.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und verständlicher Darstellung nach **Heber & Zimmer**, mit einer Uebersetzung der Aussprache der englischen Dichter, reichhaltigen Anmerkungen und einigen Zeichen zur Vereinfachung der Aussprache; nebst einer kleinen Auswahl von leichten Materialien zu Erläuterung und Erweiterung. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (75 Bogen.) 25 Sgr.

„Die mit Uebersicht und Gelehrsamkeit zusammengestellte Sammlung ist durch ihre reichhaltigen und kritischen vortheilhaft bezeugten Beispiele ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar.“ *Blätter f. liter. Unterhaltung.*

Preis: 12 Sgr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

H. v. Herberichs herausgegeben. Dr. Hermann Schmitz.

Verlag von **Heber & Zimmer** in Frankfurt a. M.

In der Verlage von **Julius Baders** in Düsseldorf ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Europäische Geschichte

im

achtzehnten Jahrhundert

von

Dr. Carl von Noorden,

Professor in Tübingen.

Erste Abtheilung. (59)

Der spanische Erbfolgekrieg.

I. Band: 3 Bdr. 10 Sgr., II. Band: 4 Bdr.

Verlag von **Heber & Zimmer** in Frankfurt a. M.

H. v. Herberichs herausgegeben. Dr. Hermann Schmitz.

Verlag von **Heber & Zimmer** in Frankfurt a. M.

H. v. Herberichs herausgegeben. Dr. Hermann Schmitz.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 14. März 1874.

[N^o 11.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** L'univers nous contemple. 153.
Die unmittelbaren Theile des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches, nach Carl Welf. 153.
Juden. G. Waller, biographische Erinnerungen an den Grafen Grever. III. 156.
Schweden. Rens Jacob Bergelin. 157.
Ost. Bhincos orientalische und literarische Essays. III. 159.
Australien. Quatreving-trente. Von Viktor Hugo. 161.
Afrika. Der Kaiserlichen. III. 162.
Central Asien. Die russische Expedition gegen Schima. I. 163.
Die literarische Bewegung. Pariserische Erinnerungen. 166. — Die Fische. 166. — Ein Tag in Wabraz. 166. — Amerikanische Nachrichten. 167. — Eine Deputierten-Rede. 167.
Gemeinsam. Deutcher Verein in Beng. 167. — Johann Christian Voggenrefer. 167. — Berthold Kuchbachs neuer Roman. 167.

Deutschland und das Ausland.

L'univers nous contemple.

Obgleich es der Zweck unseres Blattes ist, dem deutschen Publikum die Kenntniss der literarischen Erzeugnisse des Auslandes zu vermitteln, ist es doch noch mehr unsere patriotische Pflicht, *keine* nur dem wirklichen Wissen, der wirklichen Kunst, nicht aber dem altüberbrachten Wohlgefallen am Fremden zu dienen. Der ersten Sucht, mit der unsere Tagespresse und unser Theater nach dem Ausländischen halbt, kann man nicht genug entgegenreten. Wenn irgendwo, hat sich diese einmal wieder gegenüber dem neuesten Machwerke Viktor Hugos, 1793, gezeigt. Es gibt kaum einen Dichter, der mehr überschätzt ist, als er. Ein gewisses Talent für Farbe und Form, für arabeskenhafte Einwickel, die sich von Weitem beinahe wie Gedanken ausnehmen, ist ihm nicht abzusprechen, besonders in seinen ersten Gedichten, während bereits in den Romanen seiner frühesten Zeit, z. B. dem *han von Toland*, die Atmosphäre des Selbsthauses herrscht. Seine guten Eigenschaften hat der Dichter indessen längst verloren; was ihm von jenem angeblichen Gedankenreichtum zurückblieb, war einem deutschen Leser, der auch nur die kleinste Kenntniss der einheimischen Literatur besitzt, ein Lächeln ablocken. Zudem hat sich Viktor Hugo in den bildsinnigsten Janfarenaden gegen Deutschland hervorgegeben, er hat den französischen Diktator zu einer Höhe emporgeschraubt, die seine eignen Landeskulte veripotten würden, wenn sie in der Partei- und Dänenwirtschaft noch Zeit und Muth zu den alten gallischen Erbsitten hätten. Es ist gewiss truglich, daß aus einer glücklicheren Probe Frankreich nur noch Thiers und Viktor Hugo übrig geblieben sind und den Ruin ihres Vaterlandes mit erleben müssen, sie, so recht beide die Verführerung der Nationalfehler, welche ihn verschuldet; der Eine die der Raubsucht und politischen Eitelkeit, der Andere die des hohen Phrasenthums und der phantastischen Selbstvergötterung. Unter diesen Umständen haben wir gewiss keine besondere Gile, die neuesten literarischen Fabrikate des halb und halb übergeschwungenen Romantikers in Deutschland einzuführen; ein kleiner Hinweis im pathologischen Sinne genügt vollständig, zumal die letzten an poetischem Werthe ungefähr mit den Romanen *Der Sohn Retschles* (Schöckens) auf einer Stufe stehen. Ernsthaft

sich mit ihnen zu beschäftigen, ist hier noch weit weniger am Platze, als etwa bei den Romanen des Herrn von Zacher Masoch. Letztere sind doch wenigstens bei gesundem Verstande geschrieben, während die Viktor Hugos nach Absonderlich-Geistlichkeit duften. Erregen sie auch noch so großes Interesse bei der Mehrheit, die anständige Kritik soll derartigen epidemischen Geschmacks-Verirrungen entgegenreten; ist eine solche Verirrung aber gar jenseits der Gränzen, so gilt es Schranken, etwa wie gegen die Minderpest, aufzurichten. Unsere Tagespresse hat indessen mit der größten Eile auch nach Viktor Hugos letztem Werke, 1793, gegriffen, die größten Zeitungen brachten, wie um ihre Leser zu trösten, daß nicht auch eine deutsche Uebersetzung erscheinen sei — denn 1793 erschien, abgesehen vom Deutschen, gleichzeitig in allen Sprachen der Welt — einige Kapitel desselben; Blätter, welche einheimischen Produkten gegenüber stets von der kühnsten Vernehmheit sind, kommentirten und kritisirten die erhabene Dichtung; genug, Viktor Hugo konnte auch hier wieder sprechen: *L'univers nous contemple!*

Wir bringen an anderer Stelle eine kurze Inhaltsangabe des Romanes.

Die unmittelbaren Theile des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches, nach Carl Welf.

Das heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Verfassungsbestand im Jahre 1806 für immer zu Grunde ging, hat, nachdem das Reich längst die Bedeutung des vorherrschenden Gliedes der europäischen Völkergemeinschaft eingebüßt hatte, doch bis in die Tage seines äußersten Verfalls den Mittelpunkt, ja man könnte sagen, den Angelpunkt des abendländischen Staatensystems ausgemacht. Der Weltfälligkeit Friede, der die Bestimmung des konfessionellen Gleichgewichts, die Rettung des Protestantismus, aber auch die planmäßige Bruchlegung der kaiserlichen Gewalt bezeichnende, war und ist in mancher Beziehung selbst heute noch die Basis der völkerrechtlichen Ordnung von Europa, wie er andererseits die endgültige Ordnung der innern Reichsverhältnisse war. Deutschlands Vorge, das Herz von Europa zu sein, hat seinem politischen Leiden und Dabinsichenden noch große Würde und weittragende Wichtigkeit verschafft, ganz Europa hat seinen Verfall mitempunden, an seiner Wiegebegrub ist nicht minder ganz Europa theilhaft. So hat denn die Betrachtung der alten Reichsverhältnisse, die Erforschung des Wesens dieser Reichsgliederung noch jezt ein hohes zeitgemäßes Interesse, und war es ein Verdienst patriotischer Gesinnung, daß der Historiker Dr. Carl Welf unter dem Titel „die mitteleuropäischen Staaten nach ihren geschichtlichen Bestandtheilen des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches“ eine Karte des alten Deutschlands herausgab, aber ein doppeltes, daß er dieser Karte als selbstständiges Werk einen zusammenhängenden

*) Die unmittelbaren Theile des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches nach ihrer früheren und gegenwärtigen Verbindung von Dr. C. Welf. Berlin 1873, G. W. Lüderich'sche Verlagshandlung (Carl Haber). I. n. 502 S. gr. 8.

Kommentar hat nachfolgen lassen, der „die unmittelbaren Theile des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches nach ihrer früheren und gegenwärtigen Verbindung“ und zwar in dem Rahmen der alten Kreiseneinteilung darstellt. Der Verfasser hat hierbei einen lobenswerthen Fleiß entfaltet und wenn auch sein Buch keineswegs von Ungenauigkeiten frei ist und in der Masse des Stoffes etliche Irrthümer mit eingeflossen sind, wozu wir gern anerkennen, daß er die Bahn, welche 1830 der verstorbene Professor Carl Wilhelm von Rancizolle durch seine treffliche „Uebersicht der deutschen Reichslandschafts- und Territorialverhältnisse“ (Berlin, Ferdinand Dümmler, 1830) gebrochen, mit gutem Erfolg fortgeführt hat.

Das alte Reich, ein durch die oberste Reichsgewalt des ermöglichten deutschen Königs und Kaisers geeinigter föderativer Körper, behand, wie man weiß, aus einer großen Zahl von Herrschaftsgebieten und Oberrkeiten, welche meistens, aber lange nicht alle, in die vom Kaiser Maximilian I. 1500 und 1512 mit dem Reichstage vereinbarte Kreisinteibung eingestuft waren. Da die Freiheit der Stände das Lebensprinzip der Verfassung war und der feudale Anstrich, den dieselbe in der zweiten Hälfte des Mittelalters empfingen, den föderativen Kern der Gesamtheit zwar verhällte, aber nicht aufhob, so ist die Wiffung, welche freisinnige Schriftsteller und so auch wunderbarer Weise Herr Dr. Carl Wolff dem alten durch und durch auf freier Vereinigung selbstigeuer und selbstbewusster Individualitäten beruhenden Reichsordnung angediehen lassen, vollkommen unerklärt, zumal wenn man bedenkt, daß der Partikularismus gerade im schroffen Gegensatz zur reichshändischen Qualität der einzelnen Glieder empfortan. Die Stände des Reichs waren nicht status in statu, sondern status in imperio, Staaten waren sie überhaupt gar nicht und erst die aus der Nachahmung der französischen Zentralisation, in's Besondere der nachgefolgten Glorie Ludwig's XIV. entsprungene Sucht der größeren Territorien, abgeschlossene Staatskörper barstellen zu wollen, hat das Reich gesplittert, die Reichsgewalt zur Dummacht verdammt und zuletzt ein Schattenparlament ergeben, welches dem Kaiserum Napoleon's I. 1806 lang- und langlos erlag. Nicht die unzähligen kleinen Herrschaften, die kaum den Rang von Landgütern überboten und in ihrer Schwäche immer des Schutzes der Reichsobrigkeit bedurften, sondern gerade die Bildung der großen Territorien, denen das Kaiserthum seinen Reichth mehr einflößte, hat dasjenige bewirkt, was die Neuzeit die Zünde des Partikularismus nennt und dieser hatte seinen Hauptst nicht bei den Reichsgrafen und Reichsfürsten, sondern bei den Kurfürsten und Herzogen, welche gleichsam selber „Reiche“ zu beherrschen glaubten. Als der Reichsfürherr vom Stein, Preußens Regenerator, gegen die „Mediatisation“, d. h. Unterordnung seines Gebietes durch Kaiser-Auflagen predestirt, warfen die Rheinbundphilosophen von 1806 dem deutschgefehrten Manne „Partikularismus“ vor. Er aber hatte nach aller gefundenen Logik vollkommen Recht zu erklären, dieser Vorwurf sei ganz verfehlt, denn wenn alle Territorien Deutschlands nur die Größe des Stein'schen Gebietes gehabt hätten, so hätte es überhaupt niemals ein gesplittertes Deutschland gegeben. Denn ein Reich bleibt immer ein Reich, wenn es auch aus vielen Landgütern besteht, dagegen hört es auf „Reich“, d. h. eine politische Großmacht zu sein, wenn elische seiner Glieder sich so großmächtig entwickelt haben, daß der Macht des Ganzen aller Spielraum entzogen wird. Nicht die bunte Musterkarte von Herrschaften und Oberrkeiten, die schon aus der Stauffischen Zeit datirte, war also das Unglück, sondern jene Vereinachung, welche im 17., 18. und 19. Jahrhundert dem fürstlichen Absolutismus zu Ungunsten der Reichsobrigkeit gelang. Vorer-

die Stände nun wirklich Staaten geworden, so war es mit dem Reiche selbstverständlich vorbei.

Nirgends war die Zersplitterung des deutschen Gebietes vielfältiger als in den Gauen des Bisthums, vorzüglich am linken Oberrhein, und nirgends war man feierlicher und reichstreuer als in den westlichen Reichsländern, wo schon die romanische Sprache eines großen Theils der Einwohner nicht ihrer deutschen Offenheit braudm. Die Reichsklöster am Rhein und die händlichen Körperschaften im Basgau, im Biedrich und in Vottringen haben stets als Muster von Reichthum vorangeführt. Erst nach Jahrhunderten französischer Herrschaft sind die äußersten Vorposten des Reichs zum Franzosenum befehrt worden und zwar mit unglücklicher Mühe! Das Elz von Allem war ein Reichsland im emineuten Sinne, dranschon im 13. Jahrhundert war es vom Herzogthum Schwaben losgelöst worden, ohne ein eigenes Herzogthum zu bilden, und die Landgraffschaft des Unterelsaß hatte nie eine Territorialgenossentwielden können, es zerfiel in eine Unmasse reichsunmittelbare Gebiete von Grafen, Freiherrn, Rittersn und Städten, ja 40 Reichsdörfern, und die Landgraffschaft des Oberelsaß, welche wirtsch in den Händen der Sabsburger zur Vorkesserei emporwuchs, blieb, so weit sie von praktischer Wirksamkeit war, auf den Sundgau, das alte Mauracien, d. h. auch das Land zwischen dem Thurmlusse und den Süd-Rußläufern des Rheins, bechränkt.

Allerdings waren die Verhältnisse der westlichen Kreisteile äußerst verwickelt. Man braucht nicht an das herzogliche Sareben zu erinnern, welches zum oberrheinischen Kreis gehörte, dem Rechte nach bis 1806 immer als Reichsglied angesehen ward, aber thatsächlich zum Reichsverbanke sich gänzlich abgegliedert hatte. Der oberrheinische Kreis war es, der in der weitesten Ausdehnung an Frankreich grenzte, am meisten von der Eroberungsmacht des wälschen Raubmars zu leiden hatte und bis in die letzten Zeiten des Reichs große Strecken zwischen Deutschland und Frankreich streitigen Gebietes enthielt. Als die Revolution den 1789 hereinbrach, waren noch etwa 900 Quadratmeilen vom oberrheinischen Kreis-Territorium übrig, also die Menge der eingeseffenen Stände war ungeheurer und die freischaufreisenden Fürsten, der Fürstbischof von Bism und der Kurfürst von der Pfalz in seiner Eigenschaft als Fürst von Simmern, welche gleichzeitig das Direktorium unter sich theilten, besaßen zu wenig effektive Macht, um einem Anprall Frankreichs auf eigene Hand Widerstand leisten zu können. Um ein Beispiel von der damaligen territorialen Zersplitterung zu geben, nennen wir die sämtlichen Stände des oberrheinischen Kreises. Es waren über folgende: die bischöflichen Hochstifter Speier (mit der gefürsteten Propstei Weissenburg), Basel und Jüdis (bis frühster Abt, 1752 zum erzbischoflichen Bisthum erhoben), das Johanniter-Ordenskloster Hirsau, Heilsheim, die gefürstete Äbtel Prüm, die Propstei Odenheim, die Fürstenthümer Simmern, Gerolstein und Zweibrücken, Hesse-Kassel, Hesse-Casselstadt und Hersfeld, die Grafschaften Spemheim, Salin mit Arburg, Ahausen, Weilburg, Nassau-Wingen, Nassau-Wehlen, Nassau-Saarbrücken und Ottweiler, Waldeck, Hannan-Münzenberg, Hannan-Richtenfels (dieses letztere größtentheils im Elßah), Solms-Hohensehl, Solms-Braunfels, Solms-Niedelheim, Solms-Laubach, Rautenburg, Kurmainzisches, Rautenburg stolgerischen Anttheils, Jernburg-Wirzburg, Jernburg-Rüdingen, Jernburg-Waldenbach, Jernburg-Beerholz, die Wild- und Rheingrafen zu Grevelmeyer, zu Ermbach, zu Dhaun, die Grafschaften Reiningen - Hartenberg, Leiningen-Webernburg und Grünstadt, Schöps und Dorf Münsingen.

die Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein, Wittgenstein-Verlating, Falkenstein, die Herrschaft Reipoltskirchen, die Grafschaften Kriegen und Bartenberg, die Herrschaften Brechenheim, Dackebühl und Lübrück und endlich die freien Reichsstädte Worms, Speyer, Straßburg, Friedberg und Wehlar. Es hatten aber außer den Herzogthümern Saareren vor der Epoche der französischen Eroberungen noch zum oberrheinischen Kreise gehört: das gefürstete Bisthum Strassburg (von welchem nur der kleinere, rechtsrheinische Theil getrennt worden, ebenso die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, das Erzbisthum Besancon, die gefürstete Abtei Barbach, die Abteien Marmuskünster und Münster im Gregoriensthal, das Herzogthum Lothringen (früher zum burgundischen Kreise gerechnet), die Grafschaft Bistz, die Landgrafschaften Ober- und Niederelsaß mit der Grafschaft Hanau-Eichenberg, die Herrschaften Hiesenheim, Füllstein, Leiningen-Tagelsburg, Kappelstein, Hertsburg, Weichenweier und anderen, die Landvogtei Hagenau, unter welcher die zehn vereinigten Reichsstädte des Elsaßes begriffen waren, ferner die Reichsstädte Metz, Toul, Sedan, Strassburg und Besancon. Wir haben hier die Liste des Herrn Carl Wolff um einige Reichsglieder erweitert. Das nennt die „statut avoué.“

Auf die Aufzählung der baulen Territorialität des Elsaßes hat der Verfasser einen rühmlichen Fleiß verwendet, jedoch in der Aufzählung der Einzelheiten keine Vollständigkeit erreicht, was bei der Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Hülfsmittel auch kaum zu verwundern. Die Grafschaft Steinthal (le Ban de la Roche), dem Freiherren von Rathjambourgen vom Stein gehörig, hätte wohl genannt werden dürfen. Eine eigenthümliche Verbeugung hat Herr Carl Wolff einzuführen versucht, indem er das „Mundat“ Elsaß im Oberelsaß als „Obermundat“ bezeichnet. Es gab aber zwei Mundate im Elsaß, das obere Mundat, nämlich das Gebiet von Ruffach im Oberelsaß, welches Ländchen welcher Besitz des Bisthofs von Strassburg war, und das „untere Mundat“, das weltliche Bisthum des Stiffts Weichenburg mit Inbegriff der freien Reichsstadt gleichen Namens. Schöpfen leitet das Wort „Mundat“ von dem lateinischen immunitas oder emunitas ab und dem entspricht auch die ältere Schreibart „Mundat.“ Von der Gerichtsbarkeit der Grafschaften befreite geistliche Gebiete wurden im fränkischen Mittelalter Immunitäten genannt, allein merkwürdig bleibt immer, daß nur die Immunitäten von Ruffach und Weichenburg, keineswegs die bedeutendsten im Elsaß, diesen Namen bewahrt haben. Schreiber dieser Zeilen hat 1860 in einem zum Besen des germanischen Museums gehaltenen öffentlichen Vortrage über diese elsaßischen Mundate die Vermuthung ausgesprochen, sie könnten mit dem deutschfränkischen Begriffe des Mundbium, der Mundtschaft zusammenhängen, die ein anderer Ausdruck für die rechtliche Gewalt, die Advokatie war. Und so könnten freilich die elsaßischen Mundate „Mundbium“ gewesen sein. Wenn man aber erwägt, daß nur die weltlichen Besitzungen geistlicher Stifter den Namen Mundate führten und die Ableitung aus dem lateinischen gewichtige Autoritäten für sich hat, so dürfte die einfachste Erklärung sein, anzunehmen, daß „mundatum“ aus „mundanum“, scil. dominium (das weltliche Gebiet) hervorgeht.

Ein Hauptbestandtheil der alten Kreiseinteilung des Reiches hat, wie Herr Wolff sehr richtig bemerkt, in der mangelnden Rücksicht auf die geographische Zusammengehörigkeit der zu einem bestimmten Kreise vereinigten Reichsglieder bestanden. Nach Ständen und nicht nach der Lage der Territorien war die Einteilung gemacht. So gehörten die Reichsstädte Köln und Aachen ebenso wie das mitten in Westphalen belegene Dortmund

zum westphälischen Kreise, während sie ihrer Lage nach zum kartholischen Kreise hätten gehören müssen. Desgleichen waren alle österreichischen Besitzungen, wozu sie nicht als niederländische b. h. belgische Gebietstheile dem burgundischen Kreise angeschlossen waren, dem österreichischen Kreise zugeschlagen, namentlich das gesammte Vorderösterreich, bestehend aus dem österreichischen Breisgau, den vier Waldstädten am Rhein: Pappenburg, Rheinfelden, Siedingen und Waldobühl nebst dem „oberen Rheintal“, und Schwäbisch-Österreich, welches wiederum aus der Markgrafschaft Burgau, der Landgrafschaft Nellenburg, der Kaiserl. Landvogtei in Schwaben (Altort und Nellenburg), der Grafschaft Hohenberg, den fünf Donauhäubten Mundertshöfen, Waldsee, Saulgau, Nellingen und Mengen und 19 verschiedenen schwäbischen und oberrheinischen Stiftern, Landschaften und Städten bestand, an denen Österreich Hoheitsrechte ausüben durfte.

Nur die im 13. Jahrhundert vom Erzhaufe erworbenen Lande, z. B. die Grafschaft Ralsheim im oberrheinischen und die vorarlbergische Grafschaft Feheneckh weßt der den Grafen von Montfort abgekauften Herrschaft Tettnang mit Argen im schwäbischen Kreise, waren gleich einigen streitigen Gebietstheilen von der Abjerkung durch den österreichischen Kreis nicht berührt worden. Es mag hierbei erwähnt werden, daß Österreich über das Territorium des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen stets die Landeshoheit beansprucht hat, wogegen der Fürst von Hohenzollern-Hechingen unangefochten reichsunmittelbar war.

Die Verhältnisse der eben genannten Grafen von Montfort, denen einfl fast das ganze Vorarlberg gehört hatte, waren auch sehr verwickelter Natur. Was Herr Carl Wolff darüber berichtet, ist nicht ganz genau. Wichtig ist nur, daß die Grafen von Montfort von dem in der Grafschaft Feldkirch belegenen, früh zerstörten Schlosse Montfort ihren Namen führten. Aber die drei Linien des Hauses waren nicht, wie der Verfasser behauptet, die tettnangische als die älteste, die feldkirchische und die bregenzische, sondern Montfort, ausgestorben 1351 mit ihrem Gründer Hugo, M.-Bregenz und M.-Tettnang, erloschen 1574. Die Linie Montfort-Bregenz ist es, welche die beiden anderen überlebt hat. Seinen Stammsitz, die eigentliche Grafschaft Montfort oder Feldkirch, hatte das Geschlecht allerdings schon im 14. Jahrhundert an Österreich abgetreten, Bregenz dagegen wird noch im 18. Jahrhundert als Montfortischer Besitz angegeben, Tettnang und Argen sind erst nach dem am 23. März 1780 erfolgten Tode des letzten Reichsgrafen von Montfort Franz Xaver gegen Zahlung der 600,000 fl. auf den Gebietstheilen hofender Schulden von Österreich erworben worden. Daß der letzte Graf von Montfort anvertrachtet gewesen sei, ist desgleichen ein Irrthum des Herrn Verfassers. Nicht unverheiratet, sondern dreimal verheiratet war der letzte Montfort, aber er hat keine männlichen Erben hinterlassen. Seine dritte Gemahlin, Augusta, eine geborene Reichsgräfin von Schall zu Bell, hat 1781 den Vater des Schreibers dieser Zeilen über die Tausche gehalten und insofern kann er aus nächster Quelle bezeugen, daß der ledige Stand des letzten Montfort eine dem Herrn Verfasser von unzuverlässiger Seite gekommene Nachricht ist.

Da Herr Carl Wolff auch die Wappen der einzelnen Reichshäuser beschrieben hat, so möchte eine größere Genauigkeit auch in diesem Punkt zu empfehlen sein. Die „weldenen Rische“ z. B. im Wappen der Grafen von Rimpelgard waren Barbe, welche auch nicht allein, sondern neben den württembergischen Hirschkörnern geführt wurden. Dieselben Barbe führten die

Herzoge von Vohringen, Bar, auch die allen obererösterreichischen Grafen von Fürst (Berichte) und in Burgund das Haus Eschillon, nach dessen Aussterben die Marquis de Bonnaville überkommen haben.

Trautwein v. Belle.

Italien.

G. Massari, biographische Erinnerungen an den Grafen Cavour.

III.

Haben wir neulich einige Mittheilungen aus Massaris Buche zusammengestellt, welche Cavour als Leiter der auswärtigen Politik seines Landes in helles Licht zu setzen geeignet sind, so mögen zum Schluß noch ein paar Charakterzüge zur Kennzeichnung seiner inneren Staatsverwaltung hier Platz finden.

Cavour ist, wie wir uns erinnern, nicht nach Zurücklegung einer diplomatischen, militärischen oder Verwaltungslaufbahn in den Rath der Krone berufen worden. Der reiche, durch Reisen und Studien aller Art vorgebildete Grundbesitzer übernahm als eine patriotische Pflicht die Leitung des im Jahre 1846 von der Reformpartei gegründeten Zeitung *Il Risorgimento*; als Journalist hol er sich die Sporen in der Politik verdient. Dieses Ansehen hat er sich später oft verdient; wäre ich nicht Journalist gewesen, pflegte er zu sagen, so wäre ich nie Staatsmann geworden. Unter seiner Leitung wurde das *Risorgimento* trotz der vorwärtigen Verhältnisse in Turin ein Organ ersten Ranges. Cavour vertrat von Anfang an auch für die inneren Reformen eine Politik im großen Stil. Anfangs Januar 1848, als die Verordnungen der Revolution sich fühlbar machten, trat in Turin eine Versammlung von Notabeln der liberalen Richtung zusammen, um über die Lage und die Forderungen, welche an die Regierung zu stellen wären, zu ratificiren. Verschiedene Stimmen wurden laut; die Vorschläge gingen weit auseinander. Da nahm Cavour das Wort. „Was kann es helfen, wenn wir Reformen verlangen, die gar nicht oder zu wenig durchgreifen? Ich schlage vor, daß wir unseren großmüthigen Fürsten um die höchste Gabe, um eine öffentliche Diskussion Angesichts des ganzen Landes, um die Vertretung aller Meinungen, aller Interessen, aller Bedürfnisse der Nation bitten. Ich schlage vor, daß wir eine Verfassung verlangen!“ Die kühne Proposition konnte damals die Mehrheit nicht für sich gewinnen. Aber schon im nächsten Monat sah sich König Karl Albert durch die Macht der Ereignisse zur Vertheilung einer Konstitution genöthigt, die dann, in wenigen stürmischen Tagen eilig erfaßt, bereits Anfangs März in Kraft trat.

Diese Verfassung, die einzige in Italien, welche die Reaktion von 1849 überlebt hat, ist für Cavour die Basis seines parlamentarischen und administrativen Handelns geblieben. Er trat im Sommer 1848 in die zweite Kammer, und hat ihr bis zu seinem Tode angehört. Anfangs wegen seines Mangels an Rednergabe wenig beachtet, wußte er sich durch scharfe Logik, durch Entschlossenheit und Geduld und durch seine reichen Kenntnisse bald Ansehen zu verschaffen. Den Kabinetten wegen seines selten Eintretens für die Autorität des Staates und für die scharfsinnige Analyse verfaßt, erwarb er in noch härterer Weise den Zorn der Aristokraten durch seine einschneidende Theilnahme an der Debatte über die Abschaffung der kirchlichen Gerichtsbarkeit. Selbsten ist bis zu seinem Tode kaum eine wichtige

Frage im Turiner Parlamente verhandelt worden, an deren Diskussion er sich nicht wirkfam, meist sogar maßgebend beteiligt hätte. Er übernahm von seinem Eintritt in das Ministerium gewissermaßen selbstverständlich die Leitung des Unterhauses; weit über sein Ressort hinaus griff der unermüdete Ackerbau- und Handelsminister in jede Debatte ein, in der die Stellung der Regierung nach allgemeineren konstitutionellen Gesichtspunkten dargelegt war. Man gewöhnte sich bald daran, an Stelle des Konseilspräsidenten Massimo d'Azeglio, das jüngste Mitglied des Kabinetes, den stets redfertigen Grafen Cavour die Aufgaben des Gesamtministeriums vertreten zu sehen.

Massari zieht bei Schilderung von Cavour's Eintritt in die Regierung eine treffende Parallele zwischen ihm und dem treuen ritterlichen Manne, der ihn ins Ministerium berief, aus dem Cavour nach kurzer Zeit in der Leitung der Geschäfte abtrat. „Azeglio war Politiker aus Pflichtgefühl, Cavour war zum Staatsmanne geboren. Azeglio fürchtete sich nicht vor Schwierigkeiten und wich nicht vor ihnen zurück, aber er suchte sie nicht auf; Cavour wartete ihren Eintritt nicht ab, sondern sah sie voraus und ging ihnen entgegen. Azeglio ging in die Kammer, wenn er mußte. Cavour that es mit Vorliebe, aus natürlicher Neigung, weil er sich dort recht eigentlich zu Hause fühlte. Azeglio sah, wenn er da war, auf seinem Plage, plauderte mit seinem Nachbar, probirte eine Feder, versuchte eine Zeile mit der Feder, das Wort nur, wenn er durchaus nicht umhin konnte. Cavour saß in seiner Sitzung; er war immer bereit, sich zum Sprechen zu erheben, stets schlagfertig zur Vertheidigung wie zum Angriff. Die Kampfkampfbühne, die in politischen Versammlungen vorherrscht, denahm Azeglio nicht selten den Armen; Cavour fühlte seine Brust durch sie erweitert. Er wußte nicht, was Vengeweile sei, Azeglio fürchtete sie als das schlimmste Uebel, dem er doch immer auf die Dauer zu entrichten vermochte. Zwischen ihnen bestand, mit einem Worte gesagt, der tiefe Unterschied, der den Künstler vom Politiker trennt.“

Presse und Parlament, diese wichtigsten Organe des öffentlichen Lebens, von deren Unentbehrlichkeit allmählich auch die widerwilligsten Staatsmänner der alten Schule sich überzeugt haben, waren für Camillo Cavour, was dem Vogel seine Flügel sind; er belebte sich ihrer mit congenialem Verstandnis und freudiger Lust. Anderen ein Zoch, besten Falls ein Annehmliches, das man mit mehr oder weniger Würde zu tragen zu bequemt, waren sie in Cavour's Hand das geistigste Werkzeug seiner weitandenschauenden, weitspannenden Staatskunst. Was vor nicht bloß in dem Sinne, daß die Zeitung und was nicht die Tribune des Parlamentes ihm in seinen diplomatischen Heldenthaten die schärfsten Dienste leisteten, bald als Rückstöße, bald als Ausfallspitze zum Angriff; sondern er verstand es im hervorragenden Maße, das gedruckte und das für die Öffentlichkeit zu sprechende Wort zu einem geistigen Bindeglied zwischen der Nation und der Regierung zu machen, es für die höchsten Zwecke der politischen Pädagogik zu verwerten. Mit dem besten Gefühl seiner verantwortlichen Stellung wußte der Minister des kleinen Landes, dessen Erstgeburten nur von der Gnade der übermächtigen Nachbarn abhingen, die Aufmerksamkeit von ganz Italien auf die Debatte im Turiner Parlament zu lenken. Hier vor den Augen der Nation und vor dem Europa spannte er die Fäden seiner kühnen Politik; er verstand es, den Patrioten und den Freunden Italiens öffentlich das Besondere wert zu geben. Niemals vor ihm ist in so nachhaltiger Weise dargeboten worden, daß die konstitutionelle Staatsform nicht bloß

für die innere Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch für die Mägen nach außen hin unererschöpfliche Hülfsmittel gewährt.

Bedarf es hiernach noch der Versicherung, daß Cavour wahrhaft seiner ganzen Laufbahn einer der eifrigsten und begeistertsten Kämpfer des verfassungsmäßigen, des Rechtsstaates gewesen ist? Als ihm einst bei Durchführung des einen wichtigen Projekts in der Kammer Schwierigkeiten gemacht wurden, zu deren Überwindung er seine ganze Kraft aufzubieten mußte, bedauerte ein Freund die dadurch entstehende Verzögerung und meinte, die Sache wäre gewiß schon fertig, wenn Cavour Minister eines absolut regierten Staates wäre. Sofort fiel ihm der Graf lebhaft ins Wort: „Sie vergessen, daß ich in einem absoluten Staate Minister nicht hätte werden wollen oder können. Was ich bin, bin ich gerade als konstitutioneller Minister. Ich weiß wohl, daß manchmal recht viel Unnützes geredet wird, daß man manchmal schneller vorwärts kommen könnte. Aber was wollen Sie? Alle menschlichen Einrichtungen haben ihre Schwächen. Auch die parlamentarische Regierung hat die ihrigen, aber mit all ihren Unbequemlichkeiten ist sie besser, als jede andere Regierungsform. Glauben Sie mir: die schlesische Kammer ist immer noch besser als die beste Antikambridge!“

Raffari theilt noch ein anderes Gespräch mit, das von dem Grafen und der Konsequenz von Cavour's Konstitutionalismus Zeugniß ablegt. Im Herbst 1857 waren die Neuwahlen für die zweite Kammer wider Erwarten ungünstig ausgefallen. Die Heftigkeit hatte ihren ganzen Einfluß ausgeschoten; der liberalen Majorität waren in Folge dessen nicht wenige Sitze entzogen worden, eine noch größere Zahl war durch Stichwahlen in Frage gestellt. Hielen die letzteren überwiegend zum Nachtheile der Regierung aus, so verlor dieselbe die Mehrheit in der Deputiertenkammer, der Rücktritt des Ministeriums und damit das Ausgehen der nationalen Politik erschienen alsdann unvermeidlich. In dieser Krisis wurde die Lage der Dinge eines Abends beim Premier lebhaft besprochen. Cavour war lebhaft erregt. „Was“, sagte er, „die Politik sollte verlassen werden, die wir seit acht Jahren befolgt haben? Was sollte aus unserem armen Italien werden? Und was sollte der König begreifen, der für den Triumph dieser Politik so kräftig eingetreten ist? Nein, diese Politik muß siegen. Diese acht Jahre sollen und dürfen nicht verloren gehen. Staatsfremde werde ich niemals anrathen; wir werden auf konstitutionellem und gesetzlichem Wege zu siegen verstanden, und wir werden siegen; zweifeln Sie nicht daran. Erinnern Sie sich der rothen Krisis von 1849? Sie hat viel Ärger erregt und war auch ernst genug, aber wir haben sie glücklich überwunden; wohlan denn, wir werden auch die schwarze Krisis von 1857 überwinden.“

Der Mann, der in der äußeren Politik vor energischen Entschlüssen und kraftvollster Durchführung derselben nicht zurückbehielt, um Stallen zu einigen, sein Land ohne Zaudern in die große Kriege führte, der die Abtreibung zweier Provinzen wagte, um seinem Volke den damals unentbehrlichen Beistand der französischen Waffen zu verschaffen, hielt in seiner inneren Staatsverwaltung unverwundlich an dem Grundsatz fest, den er als Sterbender noch in seinen Fieberphantasien wiederholte: Mit dem Belagerungszustande kann Jeber regieren! Er hat, sagt sein Biograph mit Recht von ihm, der Welt gezeigt,

wie man eine Nation zur Größe führt, ohne zu Ausnahmemaßregeln zu greifen und ohne die Freiheit zu verletzen.

Wir schließen unsere Mittheilungen, indem wir Raffari noch eine Scene entlehnen, die uns Cavour auf dem Höhepunkte seiner Erfolge als Staatsmann und als Politiker zeigt. Bald nach dem Zusammentritte des ersten italienischen Gesamtparlamentes im Frühjahr 1861 war der Gesandtenwurf eingebracht worden, durch den das Reich seine neue Stellung sanctionirte, König Victor Emanuel den Titel als König von Italien annahm. Cavour hatte das Gesetz im Senate mit wenigen Worten unterstützt; es wurde nahezu einstimmig angenommen. Unter den Betanten befand sich auch Alessandro Manzoni, der ruhmgekrönte Dichtergreis, den der König kurz vorher in den Senat berufen hatte. Als die Sitzung geschlossen war, traf Cavour beim Herausgehen Manzoni, gab ihm den Arm, und Beide gingen so zusammen die Treppe des Palastes nach der Piazza Castello hinaus. Die dort versammelte Menge lief, als sie die beiden berühmten Männer in so freundlicher Verkehr erblickte, lebhaften Beifallrufe und lautes Händeklatschen erschallen. „Das gilt Ihnen“, sagte Cavour zu Manzoni. Der aber machte keinen Arm los, wandte sich gegen Cavour und fing an gleichfalls tüchtig in die Hände zu klatschen. Und als Angeklagte dessen die Beifallsbezeugungen sich noch weit härter und begeisterter erneuerten, sprach Manzoni: „Sehen Sie wohl, Herr Graf, wenn es gilt!“

P. D. Rißler.

Schweden.

Jöns Jacob Bergelinus.

„Wann kann der Mensch seine hohe Abkunft besser beweisen, als wenn er mit der Fadel des Westens und dem mächtigen Hebel des Gedankens sich einen Weg bahnt in die Werkstatt der Natur, um ihre verborgenen Räthsel zu lösen, und die dunklen Schwärze zu erhellen, — wenn er es vermag, sich diese Kräfte der äußeren Natur, welche die Menschen bis dahin als gefährliche, dunkle Mächte betrachtet haben, unbewußtlich wie das Schicksal, — zu unterwerfen und sich unterthänig zu machen. Mit Zug und Recht können wir diese glücklichen Todten als Fürsten hinstellen, in dem Pantheon der Menschheit. Als Einen der Ersten dieser Fürsten begrüßt die ganze gebildete Welt den Schweden: Jöns Jacob Bergelinus.“

Mit diesen Worten leitet Axel Krook, ein schwedischer Schriftsteller der Gegenwart, einen längeren Artikel über die äußeren Lebensverhältnisse und vorzüglichsten Werke des großen Chemikers an, woraus wir das Wesentlichste hier mittheilen wollen.

Jöns Jacob Bergelinus wurde den 20. August 1779, ein Jahr nach Linne's Tode, auf dem kantonigen Weßerlösa im Dorfe Wästerlund in Ostergötland geboren. Der schon Domburg stand als Schutzwacht an seiner Wiege, der Wetter- und Töfarn-See breiteten ihre Spiegel über die Gegend aus, auf welcher der erste Blick des Knaben fiel, der Linne's, „des Blumenkönigs“ Nachfolger, in dem Reiche der Naturwissenschaften werden sollte. Sein Vater, Samuel Bergelinus, war Lehrer am Gymnasium in Linköping, er starb jedoch schon, als der Knabe erst vier Jahre alt war. Seine Mutter, Elisabeth Dorothea Sjöstén, verheiratete sich später zum zweiten Male mit dem Pastor Stenar, der eine große Vorliebe für die Naturwissenschaften hatte, und

*) Im Italienischen ist der Satz noch schlagender: la peggiora delle Camere è preferibile alla migliore delle anticamere.

Jacob den ersten Unterricht darin ertheilte. Gleichwohl machte der Knabe wenig Fortschritte, und verzweifelte seinem Lehrer vielenummer durch seine Trägheit und Unlust zum Fernen, doch konnte er zuweilen seinen Vater in Erstaunen setzen durch seine Fragen, wenn dieser ihn auf die Wunder der Schöpfung aufmerksam machte. Im Jahre 1793 wurde V. auf das Gymnasium zu Einöping geschickt, und wollte er sich anfangs der theologischen Kausalen widmen. Während eines kurzen Aufenthaltes auf einem Landgute, als Hauslehrer, hatte er indessen Gelegenheit, sein Lieblingsstudium, die Naturwissenschaft, wieder aufzunehmen, und er beschloß nun, die medizinische Bahn zu wählen. Im Sommer 1796 verließ V. das Gymnasium und wurde in Upsala als Student eingeschrieben, wo nun eine Wendung in seinem Leben eintrat; er fing an Chemie zu studiren. Zu der Zeit wurden die Vorlesungen in der Chemie noch nicht mit erläuternden Experimenten begleitet, und die Unterweisung auf dem Laboratorium war noch sehr mangelhaft. Ehe V. dert Zutritt erhielt, mußte er ein deutsches Handbuch für Apotheker auswendig lernen, das zwei Bände stark, und nur ein Register von medizinischen Stoffen enthielt. Aber V. war unverschämter, lernte sein Buch auswendig, und fing an eifrig an, im Laboratorium zu arbeiten, obgleich er doch bald einsah, daß es besser sein würde, auf eigene Faust zu laboriren. Er hatte auch bald die Befriedigung, seinen Kameraden Proben von den selbst entdeckten Eigenschaften des Sauerstoffgases zu liefern, während seine Mitgenossen im Laboratorium ein ganzes Jahr vergebens an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet hatten. V. machte hierauf sein medicophilesophisches Examen, doch fielen seine Zeugnisse nur mittelmäßig aus. Im folgenden Jahre, 1799, wurde V. Assistenzarzt an dem Gesundbrunnen von Webevi, reiste von da nach Baskona, wo er Apotheker-Gehülfe wurde, und von einem Italiener die für einen Chemiker so nützliche Kunst, Glas zu blasen, erlernte.

Bei Webevi analysirte V. im Jahre 1800 das Wasser der Heilquelle, und machte diese Untersuchung zum Gegenstande seiner Disputation pro exercitio, welche in demselben Jahre stattfand. Im Frühling des folgenden Jahres machte V. sein pharmazeutisches Examen, diesmal mit „laudatur in optima forma,“ und wurde im Sommer darauf berufen, die Heilquelle in Felsa zu untersuchen. Im Herbst machte er sein Eigenplacenzamen und wurde im Jahre 1802 in Stockholm als Adjunkt der Medizin und Pharmazie angestellt, nachdem er auf dem Wege der Kunst, „die warmen Quellen des Südens nach dem Norden geleitet,“ und seine Arbeit über die Zubereitung künstlicher Mineralwässer herausgegeben hatte.

In seinem Verufe als Lehrer äußerte sich die praktische Thätigkeit des Berzelius nur in geringem Maße; nach dieser Richtung hin wirkte er als Brunnenarzt bei der Wernerischen Anstalt für künstliche Wasser in Stockholm; als Hofmedikus in Drottningholm (einem Pustschloß des Königs), und als Armenarzt in der Hauptstadt, zu welchem letzteren Amte er im Jahre 1805 berufen wurde; — groß aber sind seine Verdienste um die Mineralkunde. Im Jahre 1803 erhielt er den Auftrag, als ordentlicher Professor, öffentliche Vorlesungen in der Hauptstadt zu halten, und wählte die Chemie zu seinem Gegenstande. Viele Vorträge, die später dem Druck übergeben wurden, legten den Grund zu einer rationalen Physiologie. Im Jahre 1806 begann er die Herausgabe des vortheilhaften Journals für Kergte und Chirurgen. Im folgenden Jahre wurde er Professor der Pharmazie und Medizin in Stockholm, und nun gründete er mit sieben andern dortigen Kergten den noch bestehenden Verein der Kergte

und wurde einige Jahre später zum Keffier im Gesundheitskollegium ernannt.

Im Jahre 1800 hatte der italienische Naturforscher Alexander Volta die allbekannte galvanische Saule entdeckt. Die Forschungen über den Galvanismus erzielten hierdurch eine neue Richtung. Die Chemiker und Physiker aller Länder beeilten sich, aus Voltas Untersuchungen Nutzen zu ziehen, und auch Berzelius säumte nicht, davon Kenntniß zu nehmen. Er gab 1802 eine Abhandlung über den Galvanismus heraus, worin er sowohl von alten, als auch von neuen, selbst angestellten Versuchen in dieser Richtung Zeugniß ablegte. Am wichtigsten waren seine Untersuchungen über die chemischen Wirkungen der galvanischen Saule: sie wurden wahrhaft fruchtbringend für die Wissenschaft, als Grundpfeiler seiner, noch unüberlegten elektro-chemischen Theorie, welche lehrt, daß „chemische Verwandtschaften durch elektrische Thätigkeit hervorgerufen werden, und daß jeder chemische Vereinigungsproceß in einer Neutralisation entgegengesetzter Elektricitäten der zu vereinigenden Körper besteht.“

Es ist gleichwohl nicht genug, zu wissen, was die Erscheinungen herverruft, man muß auch wissen, wie und nach welchem Gesetze sie entstehen. Dieses Gesetz — das Gesetz der bestimmten Proportionen — entwickelte V. auf eine herrliche Weise. Aber damit begnügte er sich nicht, sondern er wollte auch die Ursache dieser gleichmäßigen Entwicklung erforschen, und so entnahm die sogenannte Atom-Theorie, die in hohem Grade zur Entwicklung der Chemie beigetragen hat, wodurch er klar bewies, daß die einfachen Stoffe sich nur in bestimmten, unveränderlichen Gewichtsproportionen mit einander verbinden. Durch diese Entdeckung können wir, sagt (Elias Fries, *) einen leitenden Faden selbst in der spärlichsten Materie erkennen. Dieselben Gesetze, die Berzelius für die anorganische Natur entdeckt hatte, fand er auch maßgebend in der organischen, und führte nach diesem Prinzip die dem Anscheine nach regellose Materie zu einer vergleichsweise geringen Anzahl von Grundvereinigungen.

Als Berzelius seine chemischen Arbeiten begann, besaß er noch gar keine Neigung zur Mineralogie. Aber der gelehrte Chemist und Mineraloge Osha lehrte ihn den Gebrauch des Mikroskops, womit er herrliche mineralogische Untersuchungen machte, die er im Jahre 1820 in seiner „Abhandlung über das Vötherr“ (Deutsch von Möller, 2. Aufl., Nürnberg 1837) veröffentlichte. Zug er sich auch anfangs viele Widersacher dadurch zu, so siegt doch die Wahrheit am Ende, und die Wissenschaftsakademie in London sandte ihm ihre Medaille für dieses System.

V. war außerdem ein Meister in der Erfindung chemischer Apparate und glücklicher Handgriffe zur Ausföhrung seiner Experimente. Durch ihn wurde das Verfahren, die verschiedenen chemischen Stoffe durch besondere Zeichen zu benennen, vervollkommen und fand seine im Jahre 1814 herausgegebene, ebenso einfache als geistreiche Zeichenprache allgemeinen Anhang; dieselbe wurde die allein herrschende in der Wissenschaft, und wird, wie ein Chemiker sich äußert, zu allen Zeiten das Alphabet bleiben, wemil der Forscher die Zusammenföhung der ungleichartigen Stoffe ausdrückt.

Im Jahre 1808 wurde V. zum Mitgliede und später zum Pröses und Sekretair der Akademie der Wissenschaften ernannt, und begann als solcher die Herausgabe seiner Jahresberichte über die Fortschritte in der Physik und Chemie, welche nicht weniger als 27 Bändchen ausmachten und regelmäßig in 18

*) Elias Fries, Professor der praktischen Oekonomie zu Upsala, geb. 1794.

Lebende überlebt sind von Omelin und Böhrer, Jahrg. 1.—20, Jahrgang 1—22 — 42.

Zum Schluß erwähnen wir noch Einiges aus den Berichten über die ängster Lebensverhältnisse des großen Gelehrten.

Bergelius war mit Wenigem zufrieden. Der größte Theil seines Lebens verfiel in ziemlichster Dürftigkeit; gleichwohl verstand er die schwere Kunst, reich zu sein in der Armuth, und Vieles mit wenigen Mitteln zu schaffen. Sein Laboratorium, im Erdgeschoß des Akademik-Gebäudes gelegen, war so anspruchslos, daß ausländische Besucher, die größere Ansprüche zu machen geneigt waren, ihr Erkennen darüber nicht unterdrücken konnten. D. gab ihnen zur Antwort: „Wer ohne Laboratorium nicht laboriren kann, der wird auch dann nicht laboriren, wenn er ein reiches erhält.“ Andere Besuche fragten ihn, wie viel Schreiber er beschäftigte, wie viel Präparatoren er gebrauchte, — aber er war selbst der einzige Schreiber, der einzige Präparator. Er ließ einen eifernen Fleiß. Außer der Verwaltung seiner vielen öffentlichen Aemter, der großen Anzahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten, führte er einen weitläufigen und ausländischen Briefwechsel, verfaßte er 300 wissenschaftliche Abhandlungen und ein in mehreren Auflagen erschienenen Lehrbuch der Chemie (deutsch von Böhrer, 4 Bde., Dresden 1825—31; 4. Aufl. 10 Bde. 1835—41; 5. Aufl. Bd. 1, 1843.)

D. hand. des Morgens um 6 Uhr auf, arbeitete 2—3 Stunden am Schreibtisch, darauf im Laboratorium bis 3—4 Uhr Nachmittags, ging dann zu Tisch, widmete einige Stunden dem Gange zu seinen Freunden, und begann darnach von Neuem zu arbeiten bis 10 Uhr Abends, zu welcher Zeit er sich gewöhnlich schlafen legte. Bei so regelmäßiger Lebensweise kann man Vieles schaffen. Ein solcher Arbeiter ist auch seines Lohnes werth.

Bergelius verheiratete sich im Jahre 1835 mit einer Tochter des Staatsrathes Poppius, und erhielt bei dieser Gelegenheit das Freiherren-Diplom vom Könige Karl Johann als ehrenvolle Auszeichnung. Er war Mittlitz von nicht weniger als 80 Akademien und gelehrten Vereinen. So erfuhr er nicht nur die Huldigung seines Vaterlandes, sondern die der ganzen Welt, und sein, am 7. August 1843 erfolgter Tod erregte allgemeine Trauer. Um das Gedächtniß des Verstorbenen zu ehren, erließ die Akademie der Wissenschaften einen Aufruf an das schwedische Volk zu einer Nationalsubskription, damit man einem der Größten von Schwedens Eddnen ein Denkmal setzen könne. Die Aufnahme erlangt nicht vergebens, denn kaum zehn Jahre nach Bergelius' Tode bildeten seine Büste in Bronze auf eine jubelnde Menschenmenge herab, und ehrfurchtgebietend erhebt sich seine von Bernström modellirte Statue in dem schönen Parke der Hauptstadt, der nach ihm Bergelius-Parke genannt wird. Wer einmal diese männlich-kraftige Statue gesehen hat, wird unwillkürlich an die Worte des Dichters erinnert:

Da lebst und wirst auch ewig leben;
Ob auch Gehalt und Form noch so verschieden,
Die Gottesflamme des Geistes verlischt nie brennend.

D.B.

Orient.

Whitneys orientalische und linguistische Essays.

III.

Indem ich mich heute von dem orientalischen Theile des Whitneyschen Werkes zu den Essays linguistischen Inhalts wende, soll den Uebergang die Besprechung eines auf das Gränzgebiet

zwischen diesen beiden Wissenskreisen bezüglichen Aufsatze vermitteln. Die Tendenz desselben drückt der Titel aus: indo-Europäer Philology and Ethnology; es sind die Wechselbeziehungen und das gegenseitige Werthverhältniß zwischen den philologischen und linguistischen Forschungen über die indogermanischen Sprachen, das Sanskrit vornehmlich, auf der einen, die Untersuchungen der Ethnologen auf der anderen Seite, die Whitney hier darzulegen und zu definiren bemüht ist. Den äußeren Anlaß, sich diese schwierige Aufgabe zu stellen — denn daß die richtige Abgründung zweier so umfassender Wissenschaften wie Linguistik und Ethnologie nicht eben zu den leichtesten Unternehmungen gehört, bedarf keiner weiteren Ermüdung — boten dem Verfasser zwei von dem Londoner Sprachforscher Key und von unserem bekannten in Paris angehefteten Landmann Oppert direkt gegen die Methode und die Ergebnisse der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, indirekt aber gegen die angelegliche Ueberschätzung der deutschen Leistungen auf diesem Gebiet gerichtete Schriften. Mit Wärme nimmt sich der amerikanische Linguist der deutschen Wissenschaft gegen diese ebenso ungerechten als ungeschickt geführten Angriffe an. Dem Londoner Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft hält er vor, daß er, obgleich auch seinem eigenen nahen Gesinnungsbild des Sanskrit unkundig, über das Verhältniß desselben zu den verwandten Sprachen und über die Bedeutung der Sanskritstudien im Allgemeinen abjurirt habe, freilich nicht ohne sich eine Reihe der bedenklichsten Wägen zu geben. Opperts Feindschaft gegen das Indogermanentum wurzelt wahrscheinlich in der persönlichen Abneigung dieses Gelehrten gegen seinen rivalen Renan; wüßte man weiß daher Whitney auf das merkwürdige Widerspiel hin, das in den Tendenzen der beiden vorgenannten Gelehrten hervortrete: Renan, ein geborener Indogermane, ergreift jede Gelegenheit, um den semitischen Volkstamm, dessen Geschichte und Sprache er auf dem Katheder und als Schriftsteller zum Mittelpunkt seiner Forschungen gemacht hat, auf Kosten des indogermanischen herabzusetzen; Oppert, der semitischen Abstammung, aber Professor des Sanskrits und der indogermanischen Grammatik ist, zeigt sich hier ungeschickt als abgesagter Feind der Indogermanen, sowie seiner eigenen Kollegen in diesem Zweige der Ethnologie. Doch ich will mich nicht länger bei Whitneys Widerlegung der Key'schen und Oppertschen Auslassungen aufhalten, die höchstens eine ganz ephemere Wirkung gehabt haben, sondern über Whitneys Behandlung einer wichtigen die Tragweite der Linguistik für die Ethnologie angehenden Frage berichten, zu deren eingehenden Erörterung ihn eine beiläufige Bemerkung Opperts veranlaßt hat.

Bekanntlich war die ungemein große Ähnlichkeit, welche zwischen fünf der wichtigsten Sprachfamilien Europas, der griechischen, italischen, celtischen, germanischen und slavischen, besteht und Veranlassung gab, diese Sprachen mit einander und mit den gleichfalls sehr nahe verwandten Sprachen der indischen und persischen Familie unter der Bezeichnung „indogermanischer Sprachstamm“ zusammenzufassen, in der Regel daraus erklärt, daß es irgend einmal in grauer Vorzeit ein Urvolk gegeben hat, von dessen noch unentwickeltem Idiom alle jene reich und fein ausgebildeten Sprachen abstammen. Wie aber, wenn diese Annahme irrig wäre und jene durchgreifende Uebereinstimmung unter den indogermanischen Sprachen auf ganz anderen geschichtlichen Voraussetzungen beruhen sollte? Da wir nämlich in historischer Zeit zweimal, beim Latén und beim Arabischen, den Fall eintreten sehen, daß die Sprache eines siegreichen Volkes sich weit über ihre ursprünglichen Gränzen hinaus verbreitet und in den Sprachen einer ganzen Reihe von Nachbarvölkern, ohne

dieselben ganz und gar zu verdrängen, doch die bedeutendsten Spuren ihrer tiefgreifenden Einwirkung auf dieselben anrücklich, so könnte ein Ähnliches auch in vorhistorischer Zeit den indogermanischen Sprachen widerfahren sein. Eine mächtige Nation könnte durch die Gewalt ihrer Waffen oder durch ihr zivilisatorisches Genie eines der indogermanischen Völker nach dem anderen veranlaßt haben, seine Sprache nach der ihrigen umzumodeln und eben jene Elemente in sie aufzunehmen, die sich noch heute in allen übereinstimmend vorfinden. Offenbar ist a priori gegen diese Hypothese nichts einzuwenden; wenn sie bei Oppert nur nebenher und in unauflässiger Verbindung mit anderen, rein aus der Luft gegriffenen Vermuthungen anstrift, so ist doch an und für sich der Versuch, die indogermanische Sprachverwandtschaft einmal auf diese Weise anstatt mittelst der herrschenden Annahme zu erklären, vollkommen berechtigt. Es ist daher dankenswerth, daß Whilten ausführlich auf die anscheinende oder scheinbare Analogie zwischen der Geschichte des Lateinischen und Krabischen und der einzigen Verbreitung der indogermanischen Sprachen eingegangen ist, und im Folgenden sollen wenigstens die beiden Hauptgesichtspunkte angedeutet werden, aus denen er den Beweis gewinnt, daß jene scheinbare Ähnlichkeit eben nichts mehr als Schein ist; der eine dieser Gesichtspunkte ist der Sprachgeschichte, der andere der Völkergeschichte entnommen.

Ich habe vorhin von der Ähnlichkeit gesprochen, welche unter den Sprachen indogermanischen Stammes bestesse, in Wirklichkeit haben alle seit Vöpp angestellten Untersuchungen und Vergleichen ihrer Grammatik und ihres Vortrages das Ergebnis geliefert, daß diese Sprachen lediglich Wörtern eines einzigen Grundtypus sind. Das Englische ist eine romanische, das Schriftperische eine arabische, die türkische und Hindustani-Schriftsprache sind persische und arabische Sprachen, insofern eine Anzahl fertiger Worte in den Vorträgen dieser Sprachen eingebracht sind, ohne ihren grammatischen Bau im Geringsten zu beeinflussen. Ganz anders ist es zu verstehen, wenn wir das Sanskrit, das Griechische, das Latein u. s. w. als „indogermanisch“ bezeichnen; alle diese Sprachen zählen mit denselben Zahlwörtern, sie gebrauchen bei der Anrede die nämlichen Pronomina, geben Eltern und Verwandten die gleichen Namen, definieren ihre Nomina mit ein und demselben System von Endungen, schlagen bei der Steigerung der Adjektiva, bei der Konjugation der Verba, bei der Bildung von abgeleiteten Wörtern, kurz in allen Theilen der Grammatik ganz das gleiche Verfahren ein. Daß nun Ueberlieferungen von dieser durchgreifenden Art, durch eine so lange Kette von Sprachen sich hindurchziehend, auf der Einwirkung eines zivilisatorischen Volkes auf dieselben beruhen sollten, ist, so reich man dieselbe mit überlegenen Geistgeboten, Kultur und kriegerischer Thätigkeit in Gedanken ausstatten mag, dennoch einfach unmöglich. Niemand ist in der Sprachgeschichte auch nur Ähnliches vorgekommen; man müßte denn etwa annehmen, jene Völker hätten vorher noch gar keine Sprache besessen und erst von ihren Besiegern und Gebrauchsfeinden zugleich als sprechen gelernt — eine Annahme, die doch bis jetzt Niemand vorgebracht hat und zu der sich auch fälschlich schwerlich Jemand verstehen wird. Ganz allgemein kann man den Satz aussprechen, daß Sprachen sich einander nur in Betreff ihres Vortrages beeinflussen, indem je nach dem Intensitätsgrad der stattgefundenen Einwirkung ein größerer oder geringerer Prozentsatz von Lehnwörtern aus der einen in die andere übergeht. Daß ein Volk seine Sprache völlig aufgibt und sie mit einer fremden vertauscht, kommt nur da vor, wo es ganz und gar in dem fremden Volke, dessen Sprache es annimmt, aufgeht.

Dieser Fall liegt allerdings in dem zweiten der oben citirten Beispiele thatsächlich vor: der Sprache der Römer, dem Latein, gelang es, zuerst über ganz Italien seine Herrschaft auszuüben, dann die weiten Gebiete in Süd- und Mitteleuropa, in denen heutzutage romanische Sprachen leben, eines nach dem anderen zu erobern. Wollte man aber hiermit die Ausbreitung der indogermanischen Sprachen in der alten Zeit auf gleiche Stufe setzen, so hindert hieran das zweite von Whilten beigebrachte Roman, nämlich die totale Verschiedenheit zwischen dem Zeitalter der römischen Eroberungen und dem Charakter jener fernem Welt. Selbst mit anderen mächtigen Kultur Sprachen verglichen, mit der Sprache der hochbegabten und kriegstüchtigen Perier z. B., oder sogar kolonisirenden und zivilisatorischen Völker wie die Griechen und Phönizier, hat die Sprache der Römer eine aus Wörtern gränzenbegränzte Sprachfamilie entsandt. Einzig in der Geschichte steht die starke Organisation ihres Militärwesens, ihrer bürgerlichen Verwaltung da, durch die sie auch die widerstrebendsten Elemente zu sich zogen, dazu kam, daß sie alle ihren Unterthanen, nur die Griechen ausgenommen, die Segnungen einer hoch entwickelten Kultur zu bringen hatten, die sich späterhin zugleich mit dem neuen Religion verband und durch die Schrift und Literatur wirksam unterstützt wurde; denn letztere beiden Kulturträger befördern, wie die Geschichte aller Sprachen zeigt, ungemein die Verbreitung und den endlichen Sieg eines auf einem fremden Sprachgebiet eingebrachten Dialekts über die dort einheimischen Sprachformen. Das Zusammenwirken all dieser Umstände während der Jahrhunderte lange dauernden Herrschaft der Römer über Italien, Spanien, Frankreich und die Donauländer erklärt es, daß das Latein dort noch heute in seinen Töchtern feststeht. Blicken wir dagegen auf die übrigen, entlegeneren Provinzen des Reiches, auf Britannien, das doch auch mit römischen Militärkolonien überfüllt und von römischen Straßen durchzogen war und größtentheils die römische Kultur und die christliche Religion angenommen hatte, oder gar auf die asiatischen und afrikanischen Länder, die freilich schon vor der Ankunft der Römer eine eigenartige, nationale Zivilisation besaßen hatten, so finden wir hier zwar auch noch die römische Kultur und das Christenthum vielfach verbreitet, aber das Latein hat in diesem vom Centrum der römischen Reiches entfernten Gebieten niemals festen Fuß zu fassen vermocht. Ähnlich ging es in den Provinzen, die wie z. B. Süddeutschland erst später zum römischen Reiches gelangten wurden; als die Assimilationskraft der Römer schon nachgelassen hatte und die einst von ihnen so fest angelegenen Fäden der Herrschaft über ihr weites Reich ihren schließlichen Bestand an erschöpfen begannen; seitdem, noch mehr seit dem Sturz des weströmischen Reiches hat zwar die Kultur und Religion Roms noch die und da weitere Fortschritte gemacht, aber eben daß sich damit eine entsprechende Propaganda seiner Sprache verbunden hätte, außer insofern lateinische Wörter in größerer oder geringerer Anzahl in die Sprachen der christianisirten Völker einbrachten. Hier hat man es also nur noch mit solchen Erscheinungen zu thun, wie sie uns eben aus der Geschichte des Arabischen entgegenreten, und doch konnte sich auch das Arabische nur dadurch so weit über seine natürlichen Grenzen hinaus über ganz Persien, Syrien, Palästina, Ägypten und das übrige Nordafrika, von wo aus es noch jetzt nach Süden zu im Vordringen begriffen ist, verbreiten, daß es von ganz außerordentlichen günstigen Umständen unterstützt und getragen war. Es war die Sprache eines fanatischen Kriegsvolkes, das nicht bloß für Sitten und Gebräuche, sondern mit seiner Religion auch eine Literatur überlieferte mit Gewalt verbreitete, deren Hauptwerk, der

Koran, in seine fremde Sprache übersezt werden durfte; eine arabisch-moslemische Nation, bei der nicht Arabisch gelehrt und gelehrt wurde, konnte es also gar nicht geben.

Man sieht, es sind lauter bekannte Thatsachen, auf die sich Helmsen berufen kann, um zu erweisen, daß es wirklich ganz ausnahmsweise Verhältnisse sind, aus denen sich die ungewöhnliche historische Entwicklung des Lateinischen und Arabischen erklärt. Sie verkörpert also, diese Ausnahmestücke auf die Urzeit zu übertragen, sie zu Rückschlüssen auf die einstige Ausbreitung der indogermanischen Sprachen zu verwenden! Schon in den historischen Zeiten mit ihrer verhältnismäßig hoch entwickelten Kultur bildet die Geschichte des Lateinisch ein Phänomen, das selbst aus dem romanischen Gemüthe der Römer allein nicht begreiflich wird, sondern zu dessen Erklärung wir die oben erwähnten übrigen Faktoren hinzunehmen mußten; um wie viel weniger konnte in einer frühen Urzeit ein Stamm, und wäre er der kriegerischste gewesen, ohne Schrift, Literatur und Kultur seiner Sprache einer, die des Lateinisch aus nur entfernter Verbreitung unter den von ihm besiegten und unterworfenen Völkern verschaffen! Kurz, die Verbreitungsart des Lateinischen und Arabischen zeigt sich in aller Weise als ungeeignet, generalisirt zu werden, und hierzu der Vorgeschichte des indogermanischen Sprachen- und Völkerstammes hat es nach wie vor bei jeder alten Annahme sein Verweilen, daß wir und dieselbe unter dem Bilde einer großen Völkerwanderung zu denken haben, welche die Nachkommen des eines indogermanischen Urstammes nach und nach in die Höhe führt, in denen sie in historischer Zeit aufstreten und, durch immer größere räumliche Distanzen von einander getrennt, zu einer Reihe selbständiger Völkerindividuen mit gesonderten Sprachen heranzuwachsen. Wenn irgend die Ueberzeugung einer linguistischen in eine ethnologische oder historische Thatsache geknüpft ist, so ist es diese.

Nach maache andere in das Grenzgebiet zwischen Ethnologie und Linguistik fallende Fragen hat Whittien in dem vorliegenden Offen in anregender Weise behandelt; mit Stolz darf die Sprachwissenschaft auf ihre Ergebnisse auf diesem Gebiet hinweisen, nach welche die Antropologen und Freunde der Schöpfungsvorgängen sich immer allgemeiner zu der Anerkennung eines Enkes gedrungen sehen, den Leibniz schon 1710 in der ersten Druckschrift der Berliner Akademie ausgeführt hat: daß jede Untersuchung über die Ursprünge der Völker von den Anfängen ihrer Sprachen ausgehen hat. Hierin liegt auch der unmittelbare Reiz, den die Frage nach dem Ursprung der menschlichen Sprache von Alters her auf alle denkenden Betrachter der Dinge ausgeübt hat. Auf die Gruppe von Ethnol., in denen der amerikanische Orientalist und Sprachforscher theils seine eigenen Ansichten über dieses Hauptproblem der Sprachphilosophie entwickelt, theils nach vernünftigen die der namhaftesten deutschen Linguisten über dasselbe kritisiert hat, gedanke ich in dem folgenden, schließenden Artikel einzugehen. Zeiln.

Frankreich.

Quatrevingt-treize. *)

Von Viktor Hugo.

Das Jahr 1793, welches Frankreich berühmter Schriftsteller ihrem neuesten Werke als Titel voraussetzt, ist so reich an welt-

geschichtlichen Begebenheiten, daß eine Gesamtzusammenfassung im abgegrenzten Rahmen des Romanes mit Recht als ein Ereigniß von Bedeutung begriffen werden mag. Und ist es nicht auch für den Dichter — namentlich für den französischen — eine verführerische Aufgabe, gerade dieses Jahr als ein Chaos darzustellen, aus welchem eine neue Aera hervorgegangen?

Der andere als gerade Viktor Hugo hätte sich dieser ebenso schwierigen als dankbaren Aufgabe mit einiger Aussicht auf Erfolg unterziehen mögen? Er fragte wir, und so dürfen wir im Hinblick auf seine früheren besseren Arbeiten mit Recht fragen. Und dennoch, nach der Lektüre, welche Enttäuschung! Das Jahr 1793 hat diesem Buche lediglich seinen Namen geliehen und als Hölle den Krieg in der Verböde hergehen müssen, im Uebrigen hat es mit dem Roman als solchem fast nichts gemein. Und der Roman selbst gleicht einer ungeheuren Wüste, die zu durchdringen wahrlich seine Freude ist.

Der Inhalt besteht kurz in Folgendem: Ein Pariser Bataillon durchstreift das Weidloch von Saundral, und findet hier fast die Zufurgen eines armen, den Gefahren des Krieges erschöpfenden Heil, Mithelle Blehard, mit ihren drei halbverhungerten Kindern, welche das Bataillon aufnimmt, um bei ihnen (nach alter Melodie) Vaterstelle zu vertreten. Damit schließt das in erfindenden Dialogen sich dahinschleppende erste Kapitel ab. Im zweiten spielt die Erzählung auf der See, in der Nähe der französischen Küste. Die englische Korvette Glamore soll landen und mit einer Anzahl französischer Emigranten auch den Marquis de Vantenac den australischen Bauern in der Verböde als Gefährlichen zuführen. Während das Schiff mit den Wogen kämpft, löst sich plötzlich eine schwere Schiffsanone von ihrer Bettung, rollt in das Zwischen-deck, tödtet fünf Kanoniere, dementirte mehrere andere Gefährliche und führt nun, jeder Bewegung des Fahrzeuges folgend, mit se preßer Gewalt gegen die Seitenwände, daß Gefahr vorhanden, das Schiff werde einen Tod bekommen und sinken. Da — während die ganze Mannschaft entsezt zuschaut — naht sich der Kanonier, nach dessen Nachlässigkeit das Unheil entstanden, springt in den Raum und beginnt nun einen Kampf mit der Kanone. Er lödt, er schwelcht; sie springt umher wie ein Ungeheuer, alles vor sich zermalmend; nichts vermag sie in ihrem tollen Laufe aufzuhalten. Endlich gelingt es dem Kanonier dennoch, sie zu „bändigen.“ Als Belohnung erhält er vom Marquis den Ludwigsdorben, als Strafe für seine Nachlässigkeit wird er daraus fustirt. Diese Szene übertrifft an Ungeheuerlichkeit in der That alles bisher Dagewesene. Aber auch die Schilderung der weiteren Ereignisse dürfte an Hebertreibung so leicht nicht ihres Gleichen finden. — Mittlerweile sind acht Schiffe der französischen Republik in Sicht gekommen, die auf Glamore Jagd machen. Entzinnen ist unmöglich, hinten erbebt sich eine gefährliche Klippenreihe, vorn dreht sich die Hebertreibung. Es bleibt nichts übrig, als das Heind zu erwarten und kämpfend unterzugehen. Einer aber soll, auch gerettet werden: der Marquis de Vantenac. Er entflieht in einem Boote, das ein Matrose der nahen Küste zurecht. Dieser Matrose giebt sich, außer Schußweite der kämpfenden Schiffe angelangt, dem Marquis als Bruder des erschossenen Artilleristen zu erkennen, und bereitet ihn mit dem Tode. Vantenac aber weiß ihn in einer längeren Rede für sich zu gewinnen und aus dem eben noch rauchenden Matrose ein gefügiges Werkzeug seiner Pläne zu machen. — Wie dies durch Ueberredung möglich, ist wirklich unerfindlich! — Die Landung wird glänzend bewerkstelligt und beide trennen sich; der Marquis wird, den Zustand zu organisiren; Holmala, so heißt der Matrose, ist der Ueberbringer von Befehlen an die Bevölkerung zahlreicher Dörfer und Ort-

*) Paris 1874, Michel Lévy frères (Verlag Weber & Co.)

schaften der Bretagne. Schon am Morgen darauf erscheint Vautenac wieder als Anführer einer Insurgentenschaar, welche ein Detachement des eben ermordeten Pariser Bataillons in einer Meierei überfällt und niedermetzelt. Bei diesem Rencontre wird auch Michèle Richard verwundet, ihre drei Kinder aber werden auf Befehl des Marquis von seinen Leuten mit hinweggeführt.

Der zweite Theil schildert die Ereignisse in Paris, unter anderem auch die drei Tribunen, Tautou, Marat und Robespierre, wie sie das Schicksal des Landes berathen. Dann springt die Erzählung plötzlich wieder über auf die Provinz. Hier stehen sich Republikaner und Monarchisten feindselig gegenüber. Erstere haben als Aufseher Gaurvain, letztere den Marquis de Vautenac, der ein naher Verwandter seines Gegners ist. Beide bekämpfen sich mit allen Mitteln, sie sind die Helden der Handlung, vom Verfasser übrigens auch eiträglich charakterisirt, und mit gleicher Verliebtheit behandelt. Gaurvain erhält von den Gemalthabern Cimeurdain, einen früheren Priester, der seine Erziehung geleitet, als Aufseher beigeordnet, der ihn beobachten und verhindern soll, die gefangenen Insurgenten zu begnadigen. Vautenac, von allen Seiten bedrängt, hat sich schließlich mit 18 seiner Getreuen und den drei Kindern der Michèle Richard in einen alten Thurm „La Tourgue“ geflüchtet. Hier wird er von Gaurvain belagert; doch im letzten Moment bittet sich Rettung durch die Flucht. Während der Belagerung spielt sich im Bibliothekszimmer eine ruhrende Scene — die schönste wohl im ganzen Roman — ab. Hier sind die drei Kinder verborgen und unterhalten sich in ihrer naiven Weise, während rings um sie Tod und Verderben wüthen. In dieser Scene liegt der poetische Schwerpunkt des Ganzen, sie allein ist im Stande, und mit dem Vorübergehenden wieder etwas auszusöhnen. — Der Thurm geräth in Brand. Da erscheint die Mutter der Kinder, die, von ihrer Wunde geheilt, das Land durchzirt, die Vetterinnen zu suchen. Sie hat gehört, daß die Kleinen im Thurm verborgen, sie sieht die Flammen emporsteigen und ein Schrei der Verzweiflung entringt sich ihrer Brust. Dies hört der Marquis de Vautenac, den seine Flucht hier verheißt. Er empfängt eine menschliche Hinderung und beschließt, selbst auf die Gefahr hin, gefangen genommen zu werden, die Kinder zu retten. Sein Wagniß gelingt, aber er fällt dabei den Republikanern in die Hände. Gaurvain, den diese heldenmüthige That für Vautenac eingenommen, rettet ihn, indem er ihn während der Nacht im Gefängnisse besucht und zur Flucht bewegt. Er selbst wird an Stelle des Marquis als Gefangener zurück. Am Morgen sieht die Vernehmung bemerkt, und Gaurvain vor ein Kriegsgericht gestellt, dem Cimeurdain präsidirt. Das Urtheil lautet auf „Tod durch die Guillotine“, weil Gaurvain einem Anführer der Insurgenten zur Flucht verhalf. Während Gaurvain hingerichtet wird, schießt sich Cimeurdain, welcher der Exekution beizuwohnt, eine Kugel in die Brust. Et.

Afrika.

Der Aschantikrieg.

III.

Beyer wir auf die gegenwärtigen kriegerischen Verwickelungen näher eingehen, scheinen uns die bisherigen Versuche, die südlich von den Kongbergen wohnenden Negerstämme der Vortheile einer höhern Kultur theilhaftig werden zu lassen, wohl noch einer kurzen Beleuchtung werth.

Man hat es den christlichen Missionaren zuweilen zum Vorwurf gemacht, daß sie meist damit anfangen, die von ihnen angesehnen, aber Gestalt noch baren Heidenstämme mit den Lehren ihrer Religion zu beglücken, und daß sie dadurch dessen, eine höhere Kultur bei ihnen zu wecken, während der richtigen Weg der angelehrte sei, nämlich vorerst diejenigen allgemeinen ethischen Grundlagen zu schaffen, auf denen das Christenthum allein richtig verstanden werden könne und fruchtbringend in Fleisch und Blut übergehen vermöge. Eine andere Frage aber, und eine nicht minder wichtige ist es, ob überhaupt die schwarze Rasse anderer europäischen Kultur fähig ist. Daß sie aber nicht im Stande wäre, es zu einem geordneten Familienleben und zu einer geordneten Staatenbildung zu bringen, ist nach den bisherigen Erfahrungen kaum anzunehmen, am allerwenigsten bei den Aschantistämmen, die, wie wir oben bemerkt, bereits auf einer höheren Stufe stehen, als die übrigen Glieder des schwarzen Menschengeschlechtes. (Sinen beachtenswerthen Erfolg erzielten der etwa zwei Jahren hier englische Missionare, die sich von dem eben erhebenen Vorwurfe bei den Stämmen der Goldküste ziemlich frei gehalten zu haben scheinen. Welchen das Glaubensthe, die seit 1834 dort Niederlassungen haben, hatten es zu Stande gebracht, daß im November 1871 sich etwa dreißig Häuptlinge der die Goldküste bewohnenden Stämme vereinigten, um eines Bundeshaats zu bilden, an dessen Spitze ein Präsident mit einem Rathe und einem gesetzgebenden Hanse bezahe sollte. Eine Verfassung von 47 Artikeln wurde durch die dreißig zu Westmin versammelten Negerfürsten unterzeichnet, zwei von ihnen, die des Schreibens kundig waren, setzten ihre Namen, mit vielen Schnörkeln versehen, darunter, während die anderen sich begnügten, statt dessen ein Kreuz zu machen. Die Urkunde enthielt Bestimmungen über die Einrichtung von Schulen und die Anlage von Wegen. In anderen Artikeln wurde die Gewaltsamkeit des Bundes geregelt. So sollte die Staatskeits drei Schlichter haben, deren Schlichter dem königlichen Präsidenten, seinem Stellvertreter und dem Finanzminister in je einem Exemplare anvertraut werden sollten. Leider wurde aber diese Verfassung schon an demselben Tage aus der Welt geschafft, an dem sie vereinbart worden war. Da man sich über den Präsidenten nicht einigen konnte, so griff man zu dem Aschantismittel, um die beiden Bewerber Quash-Odu und Asu-Otu zu fesseln, statt eines Präsidenten, deren zwei zu ernennen. Doch das vermochte den vielversprechenden neuen Bundeshaats viel weniger in Frage zu stellen, als die Unzuverlässigkeit und Rücksichtslosigkeit der englischen Behörden, die, anstatt der friedlichen, civilisatorischen Versuch zu begünstigen und sein Folgen abzumarten, ihn einfach unmöglich machten. Die drei schwarzen Gentlemen nämlich, denen die Ministergeschäfte anvertraut waren, begaben sich nach Cap Coast-Castle, um den dortigen Statthalter, Herrn Salomon, von den bedeutungslosen Vorgängen zu benachrichtigen. Dieser hatte als Erwiderung darauf nichts Gilleres zu thun, als die schwarzen Minister in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile hatte der „Bund“ auch schon seinen Vertreter in London ernannt. Dieser beillte sich nun, bei dem Kolonialminister gegen die ritterlichen Vorgänge des Herrn Salomon Verwahrung einzulegen. Wie sollte nun aber Herz Kimberley die civilisatorische Aufgabe Englands auf? Er er-

*) Ein mehr oder weniger lang im Collège Henri IV. erzogener junger Junker von Saint-Passam brachte er sogar zu einer Fertigkeit im Lateinischen, bewilligte aber freilich nachher, sich selbst überlassen zu werden.

harte, daß er keinen „Antibund“ kenne; und dabei hatte es sein Verenden.

Tiefenjam freilich, die von vornherein diesen Versuch einer Staatenbildung beschlechten, hatten es bequem, sich auf das Weigeln der im Jahre 1817 auf einem anderen Punkte der Küste von China gegründeten Republik Liberia zu berufen. Seit dem Jahre 1870 nämlich hatte dieser Freistaat einen schwarzen Ehrenmann, Herrn C. J. Kye zum Präsidenten. Nachdem dieser im Jahre 1871 von London zurückgekehrt war, wo es ihm gelungen war eine Staatsschleife aufzunehmen, theilte er das erhaltene Geld mit zweien oder dreien seiner Busenfreunde: der betragende Staat und die jenseitshoffenden Staatsgläubiger hatten das Nachsehen. Freilich warfen die enttäuschten Bürger ihren Ehrenpräsidenten sammt seinem Staatsrathe in das Gefängniß, aber weiter Staat noch Gläubiger wurden dadurch bestraft. Nun verlangt England noch gar 10,000 Thaler Schadenersatz für Forderungen und Benachtheiligungen, die seinen Unterthanen von Bürgern des schwarzen Freistaates überdies zugefügt seien. Die schwarzen Staatsmänner klappern mit den Zähnen vor der Aussicht, diese aufschwingliche Summe bezahlen zu sollen und haben der englischen Krone die Abtretung des Palmencap als Ersatz vorgeschlagen — einen Ersatz sehr zweifelhafter Natur, denn gerade dieses Kap wird fast ausschließlich von Seeräubern, und zwar der allerfurchtbarsten Art, bewohnt. Liberia ist freilich eine Republik, aber in der That eine Mutterrepublik: einige Wenige haben die Fäden des Staates in Händen, die freien „Bürger“ sind ihr willkürliches Werkzeug.

Was aber der jetzige Zustand des Freistaates auf der Westküste auch nichts weniger als erfreulich sein, durften die Herren Solman und Kimberley daraus ein Recht herleiten, die Bildung eines friedlichen und geistlich eingerichteten Antistandes gleich in keine zu ersticken? Die englischen Missionare aber haben sich dadurch nicht abschrecken lassen: überall sind sie bemüht, Häuser zu bauen, Familien zu gründen und Klassen einzurichten, aus denen die Mittel bestritten werden, in die Gefangenschaft geworfene Neger zurückzuführen. Mit diesen Kunstgriffen, um so zu sagen, richten sie zwar mehr aus, als ihre katholischen Kollegen, die derselben sich enthalten, aber was sie bis jetzt ausgerichtet haben, ist doch eigentlich nur wenig. Denn — gestehen wir es offen — der Neger jener Gegenden ist nicht rauh gegen die Kultur des Weißen! Er wittert in jedem Weißen noch immer den unbarmherzigen Sklavenhändler und hält alle seine civilisatorischen Pläne nur für Mittel, ihn zu überlisten und ihn dem Schicksal seiner Mitbrüder preiszugeben, deren Weibchen auf den Jaden- und Baumwollensfeldern jenseit des Ozeans bleichen. Das ist die Remora des von den weißen Trägern und Wächtern der Civilisation bis in die neueste Zeit geschübten Schades an dem schwarzen Heilthum! Möge auch in diese Gegenden einst ein William Penn kommen, der es versteht mit den Negern umzugehen und, frei von jedem Unterzagedanken, die richtigen Wege zu finden weiß, sie zu reinerer Menschlichkeit zu erheben!

Während die angegebenen Gründe es erklären, warum die europäische Kultur in den Königlänern so geringe Erfolge aufweist, wollen wir es nicht verschmähen, daß ihr Ausdehnung von Osten her eine Macht naht, die ihr eine mächtige Widerstandskraft sein konnte, wenn sie nicht ihre ausgesprochene Gegnerin wäre: der Islam. Er dringt langsam, aber sicher vor, die Gewaltthaten, mit der er vordringt, scheint seine Verbreitung eher zu fördern, als zu beeinträchtigen. Wo die mohamedanischen Missionare hinkommen, verdrängen sie den Heilthum, predigen sie den Hohn gegen das Christenthum, aber wo sie ihre Lehre eingebürgert

haben, wird auch der Neger ein Ackerbauer, fühlt der Mann sich selbstständig, legt mit Stolz den Säbel um und trägt als unabhängige Waffe die Wäpche, das Weib aber beginnt sich seiner Noththat zu schämen und fängt an, sich in glänzende Gewänder zu hüllen. Den islamitischen Kulturbestrebungen gegenüber stehen die europäischen fast immer den Kürzeren. Vielleicht ist für jene Gegenden die Kultur des Islam der richtig vermittelnde Weg zu höherer Civilisation, vielleicht auch die höchst erreichbare und einzig mögliche Stufe derselben, ähnlich wie man behauptet hat, daß dem Süden Europas nicht der nähere Protestantismus, sondern der ungleich staukere Katholizismus die naturgemäße Form des Christenthums sei. Der angeführte Umstand fördert jedenfalls zum Nachdenken und zu psychologischen Untersuchungen an — Ort und Stelle auf.

Gr.

Central-Asien.

Die russische Expedition gegen China.

I.

Ueber den berühmten russischen Feldzug des vorigen Jahres gegen den bis dahin durch die Lage seines Wohnsitzes für unüberwindlich gehaltenen Stamm der Chinesen liegen uns heute die hochinteressanten Berichte des damals dem russischen Hauptquartier attachirten preussischen Leutenants Hugo Stamm im Trud gesammelt vor.*) Um der kulturgeschichtlichen Wichtigkeit des nun geendeten Unternehmens willen halten wir eine exzerpierende Wiedergabe der überwiegend technisch-militärischen Berichte in ihren historischen Momenten für geboten, besonders da der Verfasser zum größten Theil den Zug der Kantaischen und später der mit ihr vereinigten Orenburgischen Kolonne schildert, während in weitere Kreise wohl eher die Marschirteballe der Tschuktschischen Kolonne gebrungen sind, weil letztere unter dem direkten Befehl Generals v. Kaufmann stand. Was übrigens die schriftstellerische Form der Berichte betrifft, so ist sie sehr lebendig und fesselnd, oft poetisch, daneben wird die Anschaulichkeit der Darstellung vorzüglich durch die beigelegten Pläne gefördert. Es sind deren fünf: eine Uebersichtskarte der russischen Operationen, ein Plan der Marschroute der kantaischen Kolonne von Kienert bis Kungrat und drei Situationspläne für das Gefecht bei Chobdcholl, von Waigat und den Angriff auf Chimo.

Die politischen Gründe, die Rußland bei dem schwierigen Unternehmen leiteten, waren bekanntlich überwiegend sozialer und merkantiler Natur. Die sichere und abgeschlossene Lage der Nase Chimo, am unteren Laufe des Amu-Darja, des alten Oxus, inmitten der unzugänglichsten Wüste, bei dem kriegerischen Sinne, Charakter und Lebensart der Kirgisen- und Turkmennenämme, machten das Chonot von jeher zu dem gefährlichsten Raubneste nicht allein für die friedlichen Karawanen, sondern auch für die Nomaden der Kirgisen im Norden bis nach Orenburg weit in das Gebiet des russischen Reiches hinein. Die russische Regierung hatte vielfach versucht, in Kriegen mit dem Chonot zu leben und in intime Verbindung zu treten. Immer aber blieb es bei schönen Versprechungen Seitens des Chans und die Räubereien dauerten fort. Es war also eine civilisatorische Aufgabe Ruß-

*) „Aus China“, Berichte von Hugo Stamm u. mit 5 colorierten Karten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1873.

lands anzusehen, diesem Raubwesen eines der grausamsten, rächsten und sanatsch-wirkenden Volksschäume ein Ende zu machen; dies war aber nach der Ansicht der Regierung nur dadurch zu erreichen, daß Rußland mit imposanter Heeresmacht in China selbst die Weisheit vorbrachte. Die Schwierigkeit einer Expedition war eine gewaltige, östlich, südlich und westlich ist das Chanat auf eine Entfernung von 6—700 Werst von den ungangbarsten Sandwüsten umgeben, im Norden durch den Aralsee abgesperrt, dessen Küsten durch starke Verbindung das Fahren größerer Fahrzeuge nicht erlauben. Auf den mühevollen Karawanenwegen, die zu der Oase Ghima führen, finden sich nur frische Brunnen; oft trocknet das schaumige Wasser ganz aus, erst ist es verfault. Mithilfe, unerträgliche Hitze am Tage wechselt mit grimmer, schneidender Kälte in der Nacht. Der Nordwind bringt den Sibirien raube, schneidende Lust, der Ost- und Südwind trockne, brennende Hitze, der Westwind gefährliche, furchtbar tobende Sandmassen und Stürme. Auf den vier gebräuchlichen Karawanenwegen sind mindestens 5—600 Werst durch trocknen Sand zurückzulegen. Manchmal befindet sich auf 60—80 Werst kein Brunnen. — Die Terrainverhältnisse von Ghima selbst sind für einen Feldzug ebenso ungünstig, wie die der angrenzenden Hochebenen. Die Oase besteht eigentlich nur aus den krummen Ufern des Amu, und da sie nur durch reichliche und anhaltende Bewässerung vor dem Verlanden zu schützen ist, so ist das ganze Land nehmäßig von Wassergräben durchzogen, die zum Theil ohne Brücken, das Einbringen in das Land mit dem Train einer Heeresmacht fast unmöglich machen. Die Bevölkerung des Landes war vor sechs Jahren noch auf circa eine halbe Million Seelen angegeben, doch hatten vielfache blutige Kriege, innere Kämpfe und die Grausamkeit der Beherrscher (die geringste Uebertretung des Kalais bestraft der Khan mit dem Tode) sie auf 300,000 verringert; die Streitkräfte haben sich auf ein Zehntel herabgeseht. Die Hauptschwierigkeit der Expedition beruhte in dem Transportmittel, dem Kameel; waren diese in genügender Anzahl vorhanden, hinreichend für Wasser und Futter gesorgt, blieben die Thiere gesund, so schien der glückliche Ausgang gesichert. Aus der Erfahrung eines großen Theils der Kameele unterwegs, aus etwaiger Vergiftung der Brunnen mußten verzweiflungsvolle Szenen folgen. Doch man hefte ruffischerseits selbst die größten Schwierigkeiten zu überwinden; Oberst Kamafin sprach dies in der Proklamazion an sein Detachement aus: „Soldaten die kriegerischen Truppen der Kauskasarmee, welche schneebedeckte Gebirge und Wüsten durchzogen haben, sich den was es auch sei, in diesen Steppen anhalten lassen? Nein! Ich bin überzeugt, daß wir spielend diese unerbittlichen Gegenden durchziehen werden. So bitter dem Gott um seine Hüfte, und unter seinem Beistand werden wir ruhmgekrönt in unsern geliebten Kaukasus heimkehren!“ — General von Kaufmann, der Höchstkommandirende, hatte die Expedition folgendermaßen organisiert: Die Hauptkolonne unter seinem direkten Befehl mit dem Etap und der diplomatischen Abteilung rückte von Taschkend aus über Tschifak gegen Ghima vor; sie führte allein 670 Kameele mit sich. Das Kasakische Detachement mit 2800 Kameelen ging von der Mündung des Syr-Darja ab. Daneben expedierten drei andere selbstständige Kolonnen. Die erste unter Oberst Markesew hatte den Auftrag, den Krasnawerel am kaspiischen Meer aus längs des alten Strabettes zu marschieren; es ist dies bekanntlich diejenige Truppe, die aus Wassermangel nur bis zur Hälfte des Weges hat vordringen können; übrigens war sie mit 3000 Kameelen ausgestattet. Von Norden her marschirte an der westlichen Seite des Aralsees entlang die Orenburger Kolonne (mit 5000 Kamee-

len), unter dem Kommando des General-Leutnants Bermanin; mit ihr war die Kinderkollonne (Oberst Kamafin) sich am Aralsee zu vereinigen beordert. Dieses Detachement, das mit der geringsten Anzahl von Kameelen, 1300, ausgestattet war, brach am spätesten von Mangisjak auf; so wurde unter Berücksichtigung ihm bis zur Vereinigung mit dem Hauptquartier des Generals attached. Erst nach der Vereinigung der verschiedenen Truppengruppen sollte die Operation gegen die Hauptstadt beginnen; dem Oberbefehlshaber blieb die Initiative und Offensive. Im Ganzen bestanden die gesammten russischen Streitkräfte aus 53 Regiments Infanterie, 25 Sotnien Kosaken, 5 Geschützen, 6 Wägen, 2 Mitralheusen, 5 Raketenabteilungen, 12,000 Kameelen, was zusammen ungefähr einer Anzahl von 14,000 Mann entsprechen möchte. Auf die Nachrichten von dieser bedeutenden Unterstützung fandte der Chan sämtliche russische Gesandten mit der dringenden Bitte an die Kasakische Kolonne, mit dem Kasakischen Prinzen Unterhandlungen anzuknüpfen zu dürfen; er wolle in Ruhe und Frieden mit Rußland leben. Doch man ließ sich auf Nichts mehr ein; alle detachirten Kolonnenführer hatten den Befehl erhalten, unter keiner Bedingung Unterhandlungen mit dem Chan zu führen.

Folgen wir nun Leutnant Stumm's Bericht von der Marsch der Kolonne unter Oberst Kamafin; der erste Theil datirt von der besetzten Etappe Bisch-Akti vom 23. April. Der furchtbare Kampf mit der Natur der Wüste hatte bald nach dem Verlassen der Kinderkollonne begonnen; brennende Hitze wechselte mit Sandsturm; dazu kam die Wassermangel und der gänzliche Mangel jeglichen Schutzes gegen die Winde und das Unwetter, da weder Baum noch Strauch, Berge noch Felsen vorhanden waren. Die Winde waren außerdem so heiß, daß sie dem Menschen nicht, wie bei uns, Kühlung und Linderung in der unerträglichen Hitze brohten, sondern vielmehr solche noch um mehrere Grad erhöhten. Jeder Zeit noch Kleidung schützte vor dem Sand, er drang hi in das Innerste der Stiefel und Wasserbehälter ein. Die Haut der Nerven ward dadurch auf das Heftigste gespannt und somit leicht stitzen Augen und Lungen. Trotzdem ertrugen die Soldaten alle Strapazen, und langten frühlich am guten Tage Abends im Lager von einem Marfche an, den die Reiden von Kameelen und Pferden zu Hunderten bezeichnen. Erstlich Erfrankte hatte man bis dahin noch nicht, nur einige Fälle von Nierenentzündung, kleine Reiben, welche meist mit Ekinin und Elyon in wenigen Stunden geheilt wurden. Auch war das Wasser der Brunnen noch verhältnismäßig (!) gut, es war nicht gerade schwarz und noch nicht sehr übel! An den stark salzigen Geschmack gewöhnten sich die Truppen ebenso schnell, wie an die kleinen, freundlichen Beweiser desselben, wohl tausendfährige Würmlein und schlangenartige kleine Reptilien, die oft recht dreilige Sprünge und Tänze in dem zum Trunk servierten Becker machten.“ Furchtbare Anstrengungen waren übrigens schon während dieser Zeit für die Russen auf der Strecke von Kaunab bis Senek zu bestehen; hier mußten sie gegen 90 Werst in zwei Tagen der größten Hitze (40 Gr. R.) und ohne Wasser marschieren. „Es war schrecklich anzusehen, wie man sich um die letzten Tropfen Wasser stritt, die in einigen Schälchen noch im Besitz der Offiziere waren. Wasser, schwarz wie Tinte und überliegend, wurde mit Eiern verschlungen. Ich wurde an jenem Nachmittage lebhaft an ein Sprüchlein der Turken erinnert, das, wenn ich nicht irre, von Bamberg erzählt wird: „Wer in der heißesten Wüste seinen Mitmenschen mit einem Tropfen Wasser erquicht, dem sollen alle seine bisher bezogenen Sünden vergeben sein.“ Eine Zeilenexpedition des Majors Kamredits brachte zu rechter Zeit

dem Zuge eine Deute von 380 Kameelen, 110 Pferden und 3000 Schafen und Ziegen; das hierbei mit den aufständischen Kirgisen kampfgehabte Gefecht brachte 2 Kirgisen und einen Schiwenen als Geislinge, wovon die beiden ersten seiner Zeit von Kinderli aus mit einigen Kameelen und Proviant desertirt waren und das vertigte Volk angewiegt hatten, den Russen keine Kameele zu liefern, und wovon letzterer eine Proklamazion des Chans telegrirt hatte, die die Kosaden auffoederte, den Russen keine Unterstützung angedeihen zu lassen, sondern ihm selbst beizustehen, die Anführung der allerschlimmsten Strafe und Rache. Durch das kleine Gefecht waren übrigens die feigen Kirgisen in Reue verlegt und die Kommunikation mit der Kolonne des Generals Berowksin gestrichen. — Nach einem dreitägigen Aufenthalt zu Bisch-Kiti setzte sich die Kolonne weiter in Bewegung. Ober-Leutnant Stobekow marschirte mit einer Kompanie und 100 Schafen als Avantgarde am 21. April nach dem Brunnen Kamsiti ab, ihm folgten die andern Schiwenen, und am 24. der Stab, begleitet und eskortirt vom Oberst der Kavallerie, Oberst von Krasnow, mit 2 Sotnien Kosaken resp. kaiserschen Reitern, bei ihm besaß sich Leutnant Stumm. Der Zug legte gegen 14 bis 40 Werst täglich durchschnittlich in 6 bis 8 Stunden zurück. Kamschirt ward meistens um 5 oder 6 Uhr, Mittags von 12 bis 3 Uhr war ein längerer Halt (zu dieser Zeit verhinderte die längste Hitze jedwede Bewegung, selbst die kleinste Lagerverröthung), dann wurde der Weitermarsch angetreten, der bis 10, 11 Uhr, oft bis 2 Uhr in der Nacht immer in beschleunigtem Schritt fortgesetzt ward. Die Pferde besaßen nur einmal am Tage Futter, getränkt wurde ebenfalls täglich einmal. In der schlimmsten Periode blieben sie 30 Stunden ohne Wasser. Zu ihrer Marktwette ging die ganze Kolonne bis zum Brunnen Bisch-Kiti vor, wo man am 29. April Nachmittags anlangte. Drei Tage vorher hatten die Truppen in der allerdringendsten Noth des Verdurstens geschweht oder mindestens doch in der den Sandwüste fristlos liegen zu bleiben. Der Brunnen in Kaskiwar war so tief, daß die Stricke nicht reichten (man hatte zwar Hounagstereinen und Trensfigel vergeblich zusammengeknüpft), um Wasser zu schöpfen. Der Stab war vom 27. Mittags bis 28. Abends ohne Wasser auf einem Wege von gegen 12 Werst. Dennoch wurde der Marsch angetreten. Mittags gegen 12 bei einer Temperatur von 40 Grad, war die Kavallerie so weit, daß sie kaum noch vorwärts zu bringen war. Mehrere Pferde sanken wie ohnmächtig nieder, die Leute hingen betäubt in den Sätteln. „Der Oberst kommandirte „Halt!“ und alles, selbst die Offiziere, sanken neben den Pferden in den glühenden Staub nieder. Kein Tropfen Wasser mehr in der Kolonne, rings so weit das Auge reichte, Sand, Sand und nichts als weißer, in der fernenden Mittagssonne schrecklich blendender Sand! Kein Strauch, kein Pfanzengrün — selbst nicht das kleinste Insekt, das hier im Stande gewesen, seine Existenz zu fristen. Wir begannen die Sinne zu schwinden — wir glaubten den so oft besprochenen, so oft schaudernd vorausgesehenen kritischen Moment gekommen — da sahen wir am fernem Horizont, in dem dicken, heißen Sandnebel kaum erkennbar, zwei wilde Gestalten im Carrée herantreten — Wasser, Wasser! schallte es aus aller Mund — auf! da Brunnen ist in der Nähe! In einem Moment war das verstaubte Böhrentruppchen auf den Beinen — und gerettet, jetztet, las man freudig auf den verzweifelten Gesichtern! Der Oberst Kamsiti hatte im Moment der äußersten Noth durch einen Zufall eine trockne Wassergrube, die manchmal auf einen Brunnen führen kann, entdeckt. Er hatte ohne aller Wissen zwei Kirgisen ausgesandt und wirklich wurde gegen 2 Werst nördlich

ein kleiner Brunnen Kural, den seither keiner von den begleitenden Kirgisen gekannt hatte, aufgefunden; so war also diesmal noch die Kolonne gerettet. Die Avantgarde Stobekow war ohne diese Zwischenstation Kural die ganze Strecke ohne Wasser marschirt. Auf diese Strapazen folgten dann zwei Rubeltage in Bisch-Kiti. Hier langte auch die erste, lebhaft erwartete Post durch einen Kirgisen von Kinderli mit Briefen und Zeitungen an. Leutnant Stumm empfing Zeitungen und Briefe von Berlin über die Hofstadt in St. Petersburg vom 25. März. Die Post von Berlin war somit nur 50 Tage unterwegs gewesen. — Es galt nun die Vereinigung mit der Drenburger Kolonne des Generals Berowksin zu übernehmen. Nach verschiedenen Querzügen erfolgte seitens des Oberkommandirenden die bestimmte Anweisung, sich bei der Citadelle Kungrad mit ihm zu verbinden; das ließ den Truppen noch eine kurze Ausrüstung zumuthen. Der Schluß der Wüstenfahrt bildete damit eigentlich die schlimmste Epizode des Marsches. Die Kinderlikolonne blieb fast drei Tage vollständig ohne trinkbares Wasser, da, wie es schien, die Turfmen den einzigen vorhandenen Brunnen durch Einfenken von schon verwesten Thierkadavern verpestet hatten. Am Morgen des 12. Mai erreichte man seit zwei Monaten wieder die ersten Wiesenfluren und grünen Weiden. Das erste fließende und wirklich süße Wasser, gebildet aus natürlichen Verzweigungen und künstlichen Rändern des Amudelta. Mittags gegen 1 Uhr trafen die Truppen an den Mauern Kungrad ein. Die Stadt war von ihren sämtlichen Bewohnern verlassen und das palastähnliche, besetzte Gouvernementsgebäude durch einen starken Kaskadenstoß schon seitens des Generals Berowksin dem Tag vorher besetzt worden. Der General selbst war am Morgen des 12. Mai erst nach Süden weiter gegen China aufgebrochen, um nördlich durch schnelle, unvorhergesehene Vorgehen das Zusammen der feindlichen Streitkräfte vor Chodskhail zu verhindern. Um ihn einzuholen brach der Stab des Obersten Kamsiti mit der Kavallerie um 2 Uhr von Kungrad wieder nach Süden auf und traf am selben Abend 9 Uhr nach ununterbrochenem Marsche mit dem General zusammen. Die Verstärkung war für das Drenburger Detachement sehr erwünscht, da die Feindseitigkeiten und der Zusammenstoß mit den Hauptstreitkräften der Schiwenen, die schon seit mehreren Tagen in allernächster Nähe retrogradirt worden waren, in der allerzürstesten Zeit eintreten mußte und man von General von Kaufmann und Obersten Markosow noch immer keine Nachricht hatte. Bald traf denn auch das Gros der Kinderlikolonne ein; der Marsch desselben, der während drei Tagen ohne einen Tropfen Wasser durch die glühende Sandwüste führte, ist vielleicht das Großartigste, was eine marschirende Infanteriekolonne jemals seit Bestehen der Erde geleistet hat. — Die Truppen Berowksin's hatten übrigens schon nähere Fühlung mit dem Feind gehabt; es waren u. A. durch eine Kriegsgilg der Kirgisen 13 Marinesoldaten des Kapitän Sinikow gefangen genommen; man sandt ihre schrecklich verunstalteten Leichen, aller Kleider und Waffen beraubt, mit abgeschnittenen Köpfen bei Kungrad. Die Köpfe, auf die von dem Chan eine bedrühende Summe Geldes gesetzt worden, hatten die Schiwenen mit sich geführt. Die Leichen wurden feierlich in einem großen Grabe in der Nähe des Gouvernementspalastes mit militärischen Ehren beigesetzt. — Erstlich den Gefangenen gingen die vereinigten Kolonnen des Generals Berowksin und Obersten Kamsiti auf ihrem Weitermarsch nun entgegen.

Ar.

Kleine literarische Revue.

Patriotische Erinnerungen von Heinrich Pröhle.*) Der wackerer Literaturschreiber und Volkschriftsteller Herr Dr. Heinrich Pröhle in Berlin hat unter dem Titel „Patriotische Erinnerungen“ eine Reihe von schlichten Erzählungen, Skizzen und kleineren Studien veröffentlicht, deren Kern und Einheitspunkt der patriotische Aufschwung seiner engeren Heimat, nämlich des Fürstenthums Halberstadt ist. Heinrich Pröhle ist mit Leib und Seele ein Halberstädter und ein begeisterter Verehrer von Land und Volk der Harzgegend, hier, wo die „Wurzeln seiner Kraft“ sich befinden, ist die Stätte seiner warmsten vaterländischen Empfindungen, an diese Stätte, an der er geboren, wo sein Vater als tüchtiger Verkünder des Evangeliums gewirkt und gewaltet, knüpft er mit inniger Vorliebe seine Studien an und von hier aus begreift er die Pöche der Befreiungskriege und den alten und neuen Gegensatz gegen das Franzosenthum. Die „westphälische Wirthschaft“ der Jahre 1807 bis 1813 ist ihm wie seinem Vater unerschöpflich, der Rückschlag gegen diese französische Unterjochung bildet ein Hauptmotiv seiner Darstellungen und spiegelt sich in den Entwürfen des alten und des jungen „Selbstgespräch“ (den einzigen und denen seines Vaters) treuherzig und energisch ab. Es haben diese Schilderungen ihren selbstverständlichen Werth für die Einsicht in die Stimmungen und Strebungen, welche 1870 dem Kriegsgedanken die Bahn gebrochen, sie machen keinen Anspruch auf ein höheres politisches Verhältniß der großen europäischen Verwickelungen, sehen überhaupt von jeder Kritik des Zeitgeistes und einem näheren Vergleich der Situationen ab, sind jedoch um so stärker in der Detailzeichnung der Thatfachen und der Charaktere und nicht minder in der Wiedergabe des lokalen Farbentons, welche dem Autor sehr vortheilhaft gelingt. Es hätte sogar nichts gefehlt, wenn er dem Schwindelgeiste des Kaiserthums und der unseligen Sucht, französische Denkungsart, französische Einrichtungen, Gewohnheiten, Lebensnormen und Abnormen auf deutschen Boden zu versetzen, kurz der gesammelten Nachahmungsgier, die so viel Unheil über Deutschland gebracht, noch schärfer zu Leibe gegangen wäre. Denn die deutsche Ordnung besteht nicht in der Nachahmung wälscher Vorbilder, sondern in der Gestaltung unseres Reichthums und unseres Volkthums aus dem ureigenen Geiste deutscher Nation, aus dem ewig frischen Brunnquell vaterländischer Geschichte und altdeutscher Ueberlieferung heraus, in der Einheit mit den höchsten Lebensgütern des Volks und diese geistige Einheit ist es erst, welche die äußere politische Festigkeit stützt, indem sie ihr Leben, Freiheit und Seele verleiht. Wir erblicken in den Bildern des Autors einige schöne Hinweise auf die Macht der geistigen Potenzen des Volkthums, die so gewaltig zu den kriegerischen Erfolgen der Väter wie des heutigen Geschlechts beigetragen, die Gestalten eines Carl Maria Krant, eines Fühnen, die des ehrwürdigen Kurwäters Zahn treten kräftig und ansprechend aus dem Rahmen dieser Skizzen heraus und mahnen uns an die schönen Frühlingstage der Auferstehung des Volkthums. Ueber die Thaten der Gegenwart, aus über den Wiedergewinn der westlichen Grenzmarken des Reichs, dürfen diese Frühlingstage von 1813 keinesweges vergessen werden, Herr

Heinrich Pröhle hat sich ihrer lebhaft erinnert und dem Duft ihres Blütenhauchs in seine Erzählungen aus den Epochen von Damals und Jetzt einströmen lassen. Das ist die beste Empfehlung, die man für sein Buch schreiben kann. v. B.

Die Geschichte der Päpste von Ranke. Die von Dauder und Humboldt in Leipzig unternommene Veröffentlichung der sämtlichen Werke Leopold von Ranke's ist jetzt mit dem 37. Bande bis zu dem ersten Theile der Papstgeschichte gekommen, einer der vorzüglichsten und musterhaftigsten Leistungen des berühmten Historikers. In dieser neuen — der sechsten — Auflage lautet der Titel nicht mehr, wie bisher: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert“, sondern „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten“. Den Grund dafür giebt Ranke selbst in einer Note zu der XI. Seite der Vorrede an, in welcher er einst die politische Wichtigkeit der päpstlichen Gewalt für die Gegenwart in Abrede gestellt hatte. Jetzt bemerkt er dazu: „Indem ich 40 Jahre nach dem Erscheinen einer sechsten Auflage veranlaßt, ist der Streit, der damals ruhte, wieder in vollen Flammen ausgebrochen. Es versteht sich von selbst, daß in dem Buche deshalb kein Wort geändert werden dürfte, aber ich kann mir doch auch nicht verhehlen, daß eine neue Epoche des Papstthums eingetreten ist. Ich habe den Ausgang derselben nur im Allgemeinen andeuten können, immer unter Wahrung des objectiven Standpunktes, den ich von Anfang an eingenommen gesucht hatte, und es selbst rathsam gefunden, dem gegenwärtigen Pontifikate in demselben Sinne meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Demgemäß habe ich den ursprünglichen Titel, durch welchen das Buch an eine andere Publikation angeknüpft und auf 16. und 17. Jahrhundert befristet wurde, nicht mehr wiederholen können, sondern einen umfassenderen gewählt.“ Wir denken, man darf mit Recht auf die Anschaffung und das Urtheil eines so umfänglichen, gerechten und scharfsinnigen Historikers in Betreff der neuesten hierarchischen Bestrebungen und Kämpfe äußerst gespannt sein. — Sonst ist nach Ranke's Art, in dieser neuen Auflage sehr wenig gegen die frühere geändert worden. In der That ist dies bei der durchaus gleichmäßigen Behandlungsmasse Ranke's weniger nöthig, als bei jeder anderen. Wir haben bei genauer Durchsicht nur einige Aufzählungen und Citate Arbeiten über die Geschichte des Königs von Trient (S. 214. 220) und einer Einschaltung aus des Vaters Hübners Werke über Sirtus V. (S. 289) gefunden. Es ist unnöthig, bei einem so allgemein bekannten und hochgeschätzten Werke auch nur ein Wort der Empfehlung hinzuzufügen.

M. Ph.

Ein Tag in Madras. Professor Paolo Mantegazza, der als Anthropolog und Hygieniker sich ausgezeichnete Verdienste um die Verbreitung der Gesundheitslehre in Italien erworben hat, liegt in der sechsten Ausgabe in vierter Auflage erscheinen „Un giorno a Madras, una pagina dell' igiene d'amore“ (bestimmte Schrift) mit klarer Beredsamkeit die Gründe dar, welche den Götzthum der Schwindsuchtigen als eine Pflicht der Moral und des allgemeinen Wohls erscheinen lassen. Die Form eines Romans in Briefen ermöglicht es dem Verfasser, für die Frage, welche er behandelt, den allgemeinen Antheil der Gebildeten zu erwecken und das barte Naturgesetz, für dessen Verletzung die er nachdrücklich eintritt, mit einem verbindenden Hauch zu

*) Patriotische Erinnerungen, Erzählungen und Abhandlungen aus den Zeiten der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich von Heinrich Pröhle. Berlin, Otto Gütler & Co. XI u. 287 Seiten 8.

*) Milano 1874, G. Brigola. Preis 2,50 Lire.

preiße des Leidens zu umgeben. Abgesehen von ihrer medizinischen Bedeutung erhebt sich seine Schrift hierdurch, sowie durch die auf eigener Anschauung beruhenden Schilderungen der Landschaft und des Lebens auf Madera, zu einem literarischen Ereigniß, welches neben den Meraner Novellen unseres Paul Heyse mit Ehren genannt zu werden verdient.

— **Kuriositäten vom nordamerikanischen Büchermarkt.** Vor uns liegt eine Liste neu oder in neuen Auflagen erschienener amerikanischer Werke, die wir ohne Kommentar die Revue passieren lassen.

W. J. Moulton in New-York kündigt Schenck Statistik der Welt mit vielen Karten und Beilagen an, ein Werk, dessen Herstellung die Herbeischaffung eines ungeheuren Materials erfordert habe, das man aber jetzt hoffe in halbjährigen Zwischenräumen immer weiter fortsetzen zu sehen. — Gleich daneben empfiehlt R. Williams & Comp. in Boston die Anleitung zu einem neuen interessanten Kartenspiel unter dem mystischen Titel „The Game of Madra Ombré.“ Ihm schließen sich „Die Erzählungen eines Geschwäters“ aus der amerikanischen Geschichte von R. S. Dodge an, die bei Lee und Shepard erschienen sind und den Zweck haben, Kindern die hervorragenden Ereignisse der amerikanischen Geschichte in fasslicher, unterhaltender Weise zu erzählen, welche durch zahlreiche Illustrationen erläutert werden; also eine amerikanische Kinderlektüre in Spawercher's Manier. Ebenfalls der Jugend gewidmet sind Dramatische Stories for Home and School von Ravinia Irene Phelps, die zur Aufführung in Familien und bei Schulschülern bestimmt sind. Einen weit ernsteren Charakter trägt das folgende Buch, denn sämtliche darin befindliche Erzählungen behandeln die Unmännlichkeit und deren traurige Resultate; es ist das eine „Büchse zur Bekämpfung“ dieses Lasters vom National-Literatur-Verein herausgegeben. Auch folgt ein Buch über die Jantenfrage, andernfalls von einem männlichen Verfasser, der aber seiner ganzen Anschauung nach zu den radikalsten Vertretern der Emancipation gehört, trotzdem der Titel „Das schwarze Geschlecht“ vielleicht das Gegentheil vermuten ließe. Taffet bietet Margaret Macarthur im Verlage von Henry Holt & Comp. dem Publikum den dritten Theil ihrer Geschichte von Schwertland, welche der Verleger als besonders geeignet für amerikanische Studenten empfiehlt; höchst merkwürdig erscheint uns aber endlich ein „Handbuch kirchlicher Ausrüstung, das D. M. Dewey verlegt hat und folgendermaßen ankündigt: „Ein kleines Taschen-Wörterbuch der in den evangelischen Kirchen gebräuchlichen Ausrüstung, betreffend des Gottesdienstes, der Gebräuche, Symbole, der Kirchengeschichte und Gewänder, der Architektur u. s. w. Es wird für jeden Leser von Interesse und beim Unterrichte in Bibelsachen und Sonntagsschulen von großem Nutzen sein.“

Um diese prosaischen Werke schlingen sich wie Ranken Gedichte und Gedichtsammlungen. Fügen wir hinzu, daß wir genau nach der Reihenfolge berichtet haben, so wird man uns sagen, daß diese Kuriositätenreihe vom amerikanischen Büchermarkt recht schlagend die oft noch so unvermittelten Gegenstände in neuen Welt darthut.

— 4.

— **Moniteur de la nouvelle Calédonie, eine Deportisten-Zeitung.** Das durch seine wunderbaren Illustrationen einzig dastehende Journal Le Tour du Monde (17 Jan. 1874) bringt die Notiz, daß auf Neu-Calédonien, der bekannten Deportisten-

Kolonie, in der Süder eine Zeitung: Moniteur de la nouvelle Calédonie, erscheint, die am 1. September 1870 bereits 183 Abonnenten, 1872 deren 234 und 1873 schon 310 zählte. Bei den hohen geistigen Talenten Einzelner der dortigen Deportierten (der berühmte Geograph Reclus z. B. befindet sich dort), wäre diese Zeitung vielleicht der Kuroweg, dieselben auch weiteren Kreisen nützlich zu machen.

P.

Sprechsaal.

Der deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag hat auch im vergangenen Jahre wiederum auf die erfreulichsten Resultate zu blicken. Er hat am 621 Mitglieder aufgenommen und 157 neue Schulbibliotheken mit mehr als 9000 Bänden gestiftet, so daß ihm nach nur fünfjährigem Bestehen bereits 600 solcher Bibliotheken von 400 Bänden ihr Dasein verdanken. Gemeinnützige Volkschriften wurden in großer Zahl verbreitet und dies Bestreben auch vom österreichischen Ministerium dankend anerkannt und unterstützt. Ein auf eine populäre Geschichte des deutschen Volkes ausgelegter Preis konnte leider nicht zur Vergebung gelangen, da keine der eingelaufenen Schriften den Anforderungen entsprach. Möchte der Verein in seinem heilsamen Wirken, deutsche Sitte und Humanität zu verbreiten und zu kräftigen, mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge fortfahren; auch er trägt sein Theil dazu bei, daß die Brücken zwischen Deutschland und Oesterreich nur auf der Landkarte bestehen, und beide Staaten sich immer inniger, wie es ihr Ursprung gebietet, aneinanderzuschließen.

Johann Christian Voggendorf hat nunmehr seit fünfzig Jahren seine Annalen der Physik, einbundert und fünfzig fortlaufende Bände, herausgegeben, denen sich noch sechs Ergänzungsbände anschließen. Diese unermüdete, gegenwärtige Thätigkeit, in der er durch eine seltene Vereinigung von strengster Wissenschaftlichkeit mit wahrer Humanität die Hochgenossen in ihrem gemeinsamen Streben wie zu einer großen, innig verbundenen Familie vereinte, wurde Anlaß, dem Jubilar bei dieser Gelegenheit ein Zeichen des Dankes zu überreichen, den sie in sanfter Weise dadurch ausdrücken, daß sie ihm für einen Band der Annalen die Pforten der Arbeit abthun und ihm denselben im Namen der Mitarbeiter als Ehrengabe darbringen. Mögen diesem Jubelbände noch manche andere, von dem Jubilar selbst redigirte Bände der Annalen folgen!

Berthold Auerbach's neuer Roman, Waldfried, verläßt dieser Tage die Presse und erscheint gleichzeitig in fünf Sprachen, nämlich deutsch in Stuttgart bei Gotta; englisch bei Sampson Low, Marston Low & Co., London; holländisch bei Van Kampen & Zoon, Amsterdam; russisch bei Knabow Swanow, Petersburg; italienisch bei den Erben Botta, Rom. Möchte auch dieses Werk Auerbach's, wie wir es dem berühmten Verfasser gegenüber gewiß erwarten dürfen, verdienten Beifall finden. Die wenigen Blätter, die wir bereits gelesen, berechtigen in hohem Maße dazu.

H.

Durch alle Buchhandlungen Probenummer.

(64.)

Der Naturforscher.

Wocheblatt zur Verbreitung der Fortschritte des Naturwissenschaftlichen. In Nummern oder Heften. P. viertel. 1 1/2 Thlr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Seben erschienen:

NEDERLANDSCHE BIBLIOTHEEK. I. DEEL.**GEDICHTEN**

VON

Emanuel Hiel.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Niederländische Bibliothek“, deren erster Band hiermit vorliegt, rühmt sich den übrigen von der Verlagsbuchhandlung herausgegebenen Sammlungen ausländischer Autoren in den Originalsprachen an. Sie beginnt mit einer Originalausgabe der „Gedichten“ von Emanuel Hiel, eines bei seinen Landsleuten hochgeschätzten Dichters, welche auch im Auslande bekannt zu werden verdienen. (65)

Im v. J. erschienen in unserem Verlage:

**Das Leben
Raphael's von Urbino.**Italienischer Text von Vasari,
Übersetzung und Commentar

von

Herman Grimm.Erster Theil: Bis zur Vollendung der
Disputa und Schula von Athen.

Mit Raphael's Bildnis nach dem Original von der Mäocchen Gallerie in Albertotypie, und zwei photograph. Schrifttafeln. (Facsimile von Sonetten Raphael's.) Kupferdruckpapier, Gr. 8. Preis: 4 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Seben erschienen:

Ein Polar Sommer.

Reise nach Lappland und Kamrin.

Von Hermann und Karl Nudel.

Mit vier Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 2 1/2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Verdienter Bericht, das Ergebnis einer im Jahre 1863 von den Verfassern unternommenen Reise nach Lappland und der Halbinsel Kamrin, bietet Geographen, Botanikern und Zoologen wie allen Freunden der Natur mannichches anziehendes Interesse, insofern die darin geschilderten Vorgänge zu den ansehnlichsten Europas gehören. Die beigegebenen sehr charakteristischen Abbildungen gewähren eine lebendige Anschauung von der eigentümlichen Scene, welche jeder nördlichen Länder, während die eigene in dem Werke entwerfene Karte über deren geographische Lage orientiert. (67)

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus der Knabenzeit.

Von

Karl Gutzkow.

Die unangeordnete Ausgabe.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12 1/2 Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie I. Band.)

Kleine Romane und Erzählungen.

I. Band.

Von

Karl Gutzkow.

Die unangeordnete Ausgabe.

Das Schlangenfeuer — Der Wärmel — Der Empirist — Eine Phantasie — Straphale.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12 1/2 Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie III. Band.)

Kleine Romane und Erzählungen.

II. Band.

Von

Karl Gutzkow.

Die unangeordnete Ausgabe.

Die Willenbrant — Die Selbsttänze — Die Nihilisten — Die Carantouren — Das Stützlein — König Franz in Fontainebleau — Die Diakonissen.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12 1/2 Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie III. Band.)

Kleine Romane und Erzählungen.

III. Band.

Von

Karl Gutzkow.

Die unangeordnete Ausgabe.

Die Kadaver der von Amsterdamm — Schauspieler vom Hamburger Berge — Die Königin der Nacht — Jean — Jacques — Arabella — Der Prinz aus Albiga — Vergangene Tage — Konzeptionskinder.

8. eleg. broch. 1 Thlr. 12 1/2 Sgr.

(Gesammelte Werke. I. Serie IV. Band.)

Per aspera ad astra!

Roman

von

Georg Kampfmuth.

I. Band. 8. broch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses höchst interessante Buch behandelt die Entwicklung eines Kämpfers für Freiheit der Willenskraft, der Bedenken des Volkes, Bekämpfung priesterlicher Aumachung. — Der Leser fühlt es bald heraus, daß der Verfasser nicht ohne Ansehen, deren Vetterungen er sehr und offen respektiert und bekämpft: den Kreisen der katholischen Weltlichkeit nicht fern steht, aber auch selbst anhängt.

Zur Einführung in Schulen und zur Benutzung beim Privat-Unterricht empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Lehrbücher

der

französischen und englischen Sprache

von

Dr. Bernhard Schmitz.

Fransösisches Elementarbuch, nebst Bemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Teil: Vorkurs der französischen Sprache. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. (Seben erschienen.) Preis: 18 Sgr.

Zweiter Teil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte Auflage. (Seben erschienen.) Preis: 18 Sgr.

Dritter Teil: Kürzer und leichtere ist die Vorzüge dieses Elementarbuches.

Verlagsgesellschaft.

Englisches Elementarbuch, mit der gängigen Bezeichnung der Aussprache des Vokabulars, mit welchem man auch leicht die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1873. 9 Bogen. 12 Sgr.

Englisches Grammatik, nebst einer Übersetzung des Textes in die deutsche Sprache. (Seben erschienen.) Preis: 18 Sgr.

Der Verfasser, dessen Bücher überall, ist für die Methode des Unterrichts in den neuen Sprachen ein Interesse hat, ignoriert nicht, daß durch andere wertvolle Bemerkungen zu dem Elementarbuch der 18. Auflage ist.

Seine in zweiter Auflage erschienene „Englische Grammatik“ ist unübertroffen eine der besten.

Verlagsgesellschaft.

Englisches Lesebuch aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Diese mit Gedicht und Prosaikern aus der besten englischen Dichtern und Prosaikern, von H. Schmitz, mit einer Übersetzung der Gedichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichnungen zur Veranschaulichung der Aussprache; nebst einer Auswahl von lehrreichen Materialien zu Grammatik und Vorkurs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1873. (9 Bogen.) 25 Sgr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 21. März 1874.

[N^o. 12.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Eintracht der germanischen Stämme. Südgermanen und Nordgermanen. 169. — Julius Koberger. 173.

England. Herbert Spencer und seine Gegner. 173.

Italien. Philosophie und Naturwissenschaft in Italien. 174.

Äthiopien. Der Äthiopier. 175.

Zentral-Asien. Die russische Expedition gegen Ghibu. II. 177.

Süd-Amerika. Süd-Amerikanische Gelltebewegungen. 178.

Kleine literarische Notizen. Pöhlische Studien. 181. — Gerstl.

Wissenschaft. Der Reichthum der Dänemark. 181. — Neuer Auf-

schluß über den Jethalismus. 182. — Orientalische Studien in

West-Amerika. 182.

Europa. Prince-Smiths politisches Testament. 182. — Willstahl-

prozess auf Island. 183. — Damen-Vorlesungen in Osnabrück. 183.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Eintracht der germanischen Stämme.

Südgermanen und Nordgermanen.

Der Panislausmus ist bisweilen als drohender Teufel an die Wand gemalt, manchmal als reines Phantasiegebilde verläßt werden. Dennoch muß jeder einseitige Politiker zugeben, daß die Entwicklung der slavischen Welt große Gefahren für das westliche Europa in sich birgt. Die (rein slavische) Völkermenge Nordlands allein kann auf den ihr zurtheilenden unermesslichen Territorien derartig anwachsen, daß sie ihre Expansionskraft unter allen Umständen äußert; schon einmal lag das Jarenreich wie ein Alp auf Europa und dies könnte sich leicht wiederholen. Der Kenner der Geschichte glaubt nicht an den herannahenden ewigen Frieden und die Kämpfe zu den vereinigten Staaten von Europa, welche wir in Spanien und Frankreich erlebt haben, werden keinen Glauben an das Evangelium der sozialistischen Schwärmer. Wie die Sozialisten selbst, sobald sie die Fähigkeit in sich fühlen und die Gelegenheit sich bietet, zum Angriff überzugehen, so wird jedes Volk auch die erworbenen Kräfte im Kampfe um das Dasein für seine Suprematie einsetzen. Das ist, so zu sagen, eine naturhistorische Pflicht. Nun kann man sich freilich mit der Hoffnung trösten, die Kräfte der slavischen Völkerstämme würden sich nicht nach Westen, sondern nach Osten einen Ausweg bahnen; die Zukunft derselben liege am stillen und nicht am atlantischen Ozean. Ausbreitende Ströme pflegen inebenen gemeinlich beide Ufer zu überschwemmen, falls nicht etwa die eine Seite durch sehr hohe Dämme geschützt ist. Anstatt sich also bei so rogen Nebenwärtigen zu beruhigen, sollte man lieber frühzeitig solche Dämme aufstürzen und alsdann ruhig die Stürme der Geschichte erwarten. Diese bleiben nicht aus, und mag ein Tausend Barboden den Römern freundlich gekannt sein. Einmal wird man gründlich mit der bisherigen Behandlung der orientalischen Frage brechen und anknüpfen auf die Stärkung der Türken, auf die

möglichste Stärkung und Vereinfachung der slavischen Stämme hinarbeiten müssen. Damit sind die Gefahren der orientalischen Frage so ziemlich beseitigt. Ob auch der Haß Polens gegen seine Unterdrückter dereinst noch eine Rolle spielen wird, muß dahingestellt bleiben. Zum Zweiten aber ist die Hauptsache, daß der slavische Drang an der deutschen Kraft ein unübersteigliches Hinderniß findet; die beste Grenze, welche beide Völkerstämme auseinander hält, ist jene, die bereits nach Tacitus die Sarmaten von unsren Vorfahren trennte: die gegenseitige Feindschaft. Diese wird unser Verhältnis zu Russland, auch wenn ein anderer und minder freundlicher Fürst an Stelle des hochherzigen Alexanders II. treten sollte, stets aller Kollisionen überheben.

Um aber für alle Zukunft so dazustehen, daß Deutschland nicht auf sich allein angewiesen sein. Dieser ungeheuren slavischen Welt gegenüber muß die ganze germanische Welt stark und geeint dastehen. Wie weit sind wir hiervon noch entfernt! Wenn ich hier in kurzen Worten meine Wünsche und Hoffnungen schildere, so möchte ich vor allen Dingen, daß dieselben auch zu den Ohren unserer germanischen Brüder im Norden drängen. Dänen und Schweden mögen jedoch in dem Gefühl, daß Deutschland auf sie angewiesen ist, nicht mehr erblinden, als wirklich gemeint wird. Die politische Gestaltung ist die Vorbedingung alles anderen Lebens und somit glaube ich, den Ausgangspunkt meiner Reflexionen auf diese Weise angeben zu müssen. Jedenfalls müssen sie sich gesagt sein lassen, daß ein Uebergreifen der slavischen Kräfte wahrscheinlich die zuerst ergreifen würde. Schweden hat dies bereits erfahren. Denken wir einmal, daß dem deutschen Reiche die Jahrhunderte der Schmach und Zerrissenheit erspart geblieben wären — meint man im Ernste, daß dann Russland sich Finnland erobert hätte? Oder denken wir aus, daß Oskar Adolf sein Ziel erreicht, deutscher Kaiser geworden und den Norden zu einem Appendix des deutschen Reiches gemacht hätte, glaubt man, daß auch dann Petersburg sich am Strande der Nema erhoben haben würde? Was Dänemark anbelangt, so hat es freilich direct durch Russland bisher nichts gekostet, aber es frage sich einmal selbst, in welcher Lage es bei einem Aufeinanderstoßen der feindlichen Gewalten gerathen würde. Die große Mehrzahl der Dänen haßt uns und, wie die politischen Verhältnisse heute liegen, ist dieser Haß verzeiglich und begründet; es wäre eben so unangemessen, wie unschicklich, wenn wir nach Art der Tageschreiber darin etwa „Bornirtheit“ sehen wollten. Aber eines ist der Haß blind, und die Blindheit des dänischen Hasses wird möglicher Weise in Allem, was sich gegen Deutschland wendet, dänischen Vortheil erblicken, ohne sich die eigene Mittelendschaft klar zu machen. Hier entgegenzukommen und diesem Hass seine Schärfe zu nehmen, ist meines Erachtens an uns Deutschen, als den Mächtigeren und vom Glück Begünstigten. Was den politischen Zankapfel, den Artikel 5 des Prager Friedens betrifft, so habe ich mich hier mit ihm nicht zu befassen, da ich in einer literarischen Zeitschrift schreibe. Gerade aber die Literatur mußte es sein, die wiederum ein Band der Liebe um die entzweiten germanischen Stämme schlingte und ihnen das Bewußtsein ihres gemeinschaftlichen Urgrundes, das bisher eigentlich nur in der Wissenschaft lebendig gewirkt hat, wiedergab. Ganz abgesehen

von allen politischen Eventualitäten würde dies der geistigen Weiterentwicklung der Menschheit den größten Nutzen bringen. Das „Magazin für Literatur des Auslandes“ hat stets eine Ehre darin gesucht, im Auslande der Allen das Stammverwandte zu suchen und zu zeigen: so hat hier sowohl die römische Sache, wie das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen stets eine warme Vertretung gefunden. Dänemark betrachtet Deutschland bisher noch als Ausland im schlimmsten Sinne des Wortes und beruht sich auf das *adversus hostem aeterna auctoritas*, während in Schweden wenigstens allmählich eine objectivere Stimmung die Oberhand gewinnt und man von der maßlosen Verliebe für das Franzosenthum zurückkommt. Möge denn Jeder nach Kräften dahin wirken, daß wenigstens auf dem Gebiete der Literatur wieder ein Bündniß und eine wechselwirkende Freundschaft aller germanischen Stämme herbeigeführt wird.

Und so wollen wir denn gern eingestehen, daß wir von vornherein dem Norden zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet sind, da wir ohne ihn niemals zu einem vollen Verständniß unserer eigenen Vergangenheit gekommen wären. Schon früh war Deutschland in den Strudel des geschichtlichen Lebens hineingekrisen, und in seinen weiten Grenzlanden flossen romanische und germanische Ideen unmerklich ineinander. Die größte Nevelugien der bekannten Geschichte, die Völkerwanderung, lebte das eigentliche Volk der modernen Zeit, wie wir die Deutschen denn doch wohl nennen dürfen, in immer innigere Begleitungen zur antiken Welt, bis man fast des eigenen Ursprungs vergaß und nur noch der Erde des Alterthums sein wollte. Aus dem deutschen König ward der römische Kaiser, alle heimischen Götterbilder verschwanden nicht nur aus den Tempeln, sondern auch aus den Gemüthern der Menschen, die Göttersage ward zum Kindermärchen. Selbst jene Thaten, welche die Vorfahren während der Völkerwanderung vollbracht und die eine zweite herrliche Sagenblüthe hätten zeitigen können, fanden nur noch im Herzen des niederen Volkes einen schwachen Nachhall, während alle diejenigen, welche an der Arbeit des bewußten Geisteslebens Theil nahmen, sie kaum zu kennen schienen, und ihre poetischen Bedürfnisse an der Ueberlieferung des Alterthums selbst oder an den in der erschwärzten Tochtersprache desselben, den provenzalischen resp. französischen, überlieferten festlichen Traditionen befriedigten. Man brüstete sich fremden Ursprungs und wollte gleich den Römern von den Trojanern abstammen oder wenigstens sollte Klüffeln einmal in der Heimath gelandet sein. Als dann endlich das heilige römische Reich zusammenbrach, als die Reformation wieder einmal bewies, daß deutsche Thatkraft nicht erloschen, brach mit der Renaissance erst recht antikes Wesen über Deutschland herein. Der Norden hatte indeß die Erbschaft des eigenen Alterthums treu bewahrt; freilich hatte man immer weiter damit flüchten müssen, bis endlich nur die einsame Insel im Meere, das wilde, düstere Island eine Zufluchtsstätte der vergessenen Götter und Helden war. Ohne den jähren konservativen Geist jener Männer, die noch heute fast dieselbe Sprache sprechen, wie ihre Vorfahren im dreizehnten Jahrhundert, würde Alles, was von unserer Vergangenheit übrig geblieben, ein unlösbares Räthsel sein. Aus den oftmals klumpen Gestalten unserer Märchen hätten wir niemals die strahlenden Götterungen, niemals in den oft so freckenhaften Figuren des Heldenbuchs die Könige und Helden der Völkerwanderung erkannt.

Das Verhältniß, welches hier zwischen Deutschland und dem Norden obwaltete, scheint mir trübsal zu sein. Den Deutschland aus drängt der Strom der Geschichte nordwärts und führt auch

dort neue Gestaltungen herbei: aber dasjenige, was untergehen soll, ist alsdann bereits so reichlich und treuen Sinnes durchgearbeitet, so lange bewahrt und geschützt worden, daß es in jeder Minute zum Leben erwachen und seine Stelle weiter spielen kann. Ganz dieselbe Erscheinung hat sich in unseren Tagen auf literarischem Gebiete wiederholt. Als die Romantik längt in Deutschland dahin, lebte sie im Norden noch weiter fest, während sie sich bei uns in unaufhörlichem Weiterrücken aufrieb, in den wildesten Ausartungen unterging, arbeitete sie dort mit einer gewissen Sauberkeit weiter. Heutzutage hat sich in Dänemark derselbe Kampf gegen die Romantik erhoben, welcher sie bei uns vernichtete. Gesichtlich kann man ihm nur den besten Erfolg wünschen, es ist auch begreiflich, daß patriotische Dänen über dies anklingende Zurückbleiben ergrimmen, daß sie das, was sie bekämpfen, vorzugsweise in seinen Mängeln aufzusehen. Wir hingegen können wiederum dies Festhalten leben; das für den launigsten Kritiker entsetzlich, für die spätere Zeit indeß vielleicht von großem Vortheil ist. Ich wenigstens meine, daß viel damit gethan ist, wenn die dänische Romantik das erreicht hat, was ihr eifrigster Widersacher, G. Brandes, an ihr der deutschen Romantik gegenüber rühmt: „Die dänische Literatur empfängt die von Leben sprudelnden Stoffe und Ideen, und es gelingt ihr oft, ihnen eine sicherere Form und einen klareren Ausdruck zu geben, als sie in ihrer Heimath erhielten.“ Auf dänischem Boden erblüht die Romantik mehr Klarheit und mehr Form. Sie ward minder nächtlich, sie wagte sich verflüchtigt ins Sonnenlicht hinaus, sie fühlte daß sie an einem nächtlichen und besonnenen Orte gekommen.“ Die Folgerungen nun, welche Brandes an diese Thatfachen knüpft, sind gewiß richtig, aber das Lob, welches er uns ertheilt, würden wir meines Erachtens nur halb verdienen, wenn wir das Neue nur in der Zukunft und nicht auch in der Vergangenheit suchten. Seine Durchbildung der Form ist zwar mit einer Einbuße an Ideenreichthum erkauft, aber umgekehrt regt auch sie wieder zu neuen Ideen an.

Freilich ist in Deutschland die Ansicht verbreitet, daß sei Alles abgethan. Mit crasser nordischer Poesie befaßigt man sich kaum noch, obgleich gerade diejenigen beiden Werke, welche fast unserer eigenen Literatur anzugehören scheinen, wenn man ihre Popularität betrachtet, gerade das Gegenstück beweisen: ich meine Togners *Erithof* und Andersen's Märchen. Unsere Zeit leidet an einer grossen Ueberfischung der Unterhaltungsliteratur. Einmal ist die Ueberfülle des politischen Lebens daran schuld, von dem man sich beim Märchenergüssen (d. h. im ostentatlichen Sinne dem Romanfchreiber) erholen will. Künstlicheres Leben herrscht augenblicklich in Deutschland nur auf dem Gebiete der Poesie: nur hier streift man sich noch um künstlerische Prinzipien und will noch etwas mehr, als den Leser resp. Hörer amüüsiren und Honorer oder Tantieme einnehmen. Und auch dieser Theil beweist, daß die Romantik durchaus nicht abgethan ist, denn jene musikalische Bewegung nahm ihren Ursprung durchaus in der Romantik. Wir sind überhaupt viel zu schnell fertig, der einzelne bildet sich ein, er müsse eine halbe Weltgeschichte erleben, was doch nicht der Fall sein kann. Freilich haben und die politischen Ereignisse der letzten Jahre verwirrt; aber wir sollten nie vergessen, daß die Wiederaufrichtung Deutschlands, welche ankündend mit so urplötzlicher Schnelle herbeigeführt, schon von Guten erkannt wurde, und daß man im Eitelglückseligsten Augenblick, die eben so gut in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts hätten niedergeschrieben werden können. Die ursprüngliche Romantik (denn mit ihren Ausläufern haben wir es nicht zu thun) war weiter nichts, als die ins Breite strebende, nach

Neuen vorzeitig ringende Gedankenbewegung, welche, soweit dies zu erreichen war, in Goethe und Schiller einen dauernden Ausdruck fand. Diese durchaus von Tieck, Novalis, Schlegel loszulösen, ist eben so tödlich, als wenn man nur von Schatepeare redet, seine großen Zeitgenossen aber, ohne die er unentbehrlich ist, ignoriert. Seine Dichter und Dichter selbst haben auch niemals von den beiden Lernbilden sich zu entfernen geglaubt: höchstens waren ihnen Schillers rhetorische Tendenzen manchmal unympathisch. Aber muß nicht diese Jungfrau, seine Maria Stuart im heutigen Sinne romantisch genannt werden? Nicht ebenso Faust? Sind die Experimente, welche Schiller mit dem Schicksal anstellte, nicht im höchsten Sinne romantisch? Ist nicht der zeitweilig Goethe beherrschende Klassizismus ein Pendant zu den fremdländischen Marinetten anderer Romantiker? Wir wenigstens ist es ziemlich eierlei, ob man die griechischen oder die spanischen Sitten kopirt, romanische oder antike Anschauungen hervorkehrt: beides ist ein Abweg. Doch ich will nur dies Eine sagen, um mich nicht zu weit von meinem Thema zu entfernen: die vielgeschmähte Romantik ist die letzte wahrhaft künstlerische Periode unserer Literatur, mit ihrem Ende tritt der Trommelschlag der politischen Unruhe ein. Heine, der in seiner größten Lebensblüthe, obgleich er der Romantik fast Alles verdankte, ihr mit den schärfsten Waffen ein Ende machte, erweist sie auf seinem Schmerzenslager in einer neueren und höheren Weise wieder auf und beendet gleichsam sterbend auf das Hin, was wir erstehen müssen.

Somit also kann die Fortbildung jener Prinzipien im Norden und durchaus nicht gleichgültig sein, wenn wir auch denen, welche den Kampf gegen ihre Einseitigkeit ausgenommen haben, alles Glück wünschen. Aber ich bin sogar der Ansicht, daß das Gebrauchen einer neuen weltlichen Kunst ein noch weit Intimeres Verhältnis zwischen den germanischen Stämmen herbeiführen müßte, als es jemals bestanden, und daß im gegenseitigen Austausch die Völkergeschichte einer schönen Zukunft liegt. Mit dem allerschlimmsten Unrecht betrachtet man oft das Mittelalter als eine Priece, in welcher das Germanentum die Welt beherrscht habe. Der Heidenthum war allerdings von den Deutschen ausgegangen, allein er wird bei gegebenen Verhältnissen wohl unter allen Himmelsgegenden sich einstellen. Die geistigen Kräfte der Germanen wirkten im Mittelalter noch durchaus latent. Ohne in die Fehler moderner Historiker zu verfallen, welche unsere großen Kaiser wegen ihrer mangelhaften Politik schmalzeln, muß man doch zugucken, daß nichts Unaufsehbares gedacht werden kann, als dieser uns barbarische überlegte Cäsarenträum. Ebenso wenig entzückt der bunte Heidenthum der katholischen Kirche, entzückten Papst und Klerus dem Wesen eines Volkes, das seine Götter ursprünglich als unsichtbare Wesen in heiligen Hainen verehrt und von einem hierarchischen Priesterthum niemals etwas gekostet, eines Volkes, das am Beginne überaus dem Krius zugehört und zur Orthodoxie der römischen Könige mit Gewalt gezwungen war. Kein deutscher Hauch seiner durchdringt die verhassten Bücher des Scholastik; die deutschen Mystiker, diese wundersamen und in ihrem schlichten Tiefstunde fast rührenden Männer galten sofort als Ketzer. Die Poesie war durchaus in den Händen der Romanen: niemals waren Siegfried oder Gudrun heftig, sondern Parsival und Tristan, Keneas und Alexander. Selbst die Einführung des römischen Rechtes kann man wohl dem Mittelalter noch in die Schuhe schieben. Die Reformation ist die erste wirkliche Kraftäußerung des germanischen Geistes, und kaum ist sie geschehen, so erscheint auch Schatepeare. Seitdem nun ringt der germanische Geist danach, sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu entfalten. Sein Sieg

brauchte deshalb nicht den Untergang der romanischen Welt zu bedeuten: im Gegentheil könnte er dieselbe regenerieren. Was diese ohne ihn erreichen, beweist Frankreich, das trotz seiner großen Revolution politisch nicht vom Fleck kommt und trotz der vergossenen Ströme Blutes auch nicht annähernd das beßte, was England längst beßte. Das wahre Kennzeichen unserer Völkergattung ist geistiger Radikalismus, aber praktischer Konservatismus. Wir wissen, daß der praktische Radikalismus überall der geistigen Freiheit ein Ende macht, daß selbst in trübster Zeit der Gedanke in Deutschland freier war als irgendwo anders.

Wenn wir nun aber auf das zurückblicken, was der germanische Geist bereits geleistet, so müssen wir fühlen, daß er, so stark und diese Umstände auch machen kann, durchaus noch nicht am Ende ist: und das Gefühl ist vielleicht noch besser als jener Stolz, wenn es auch mit Unzufriedenheit gemischt ist, denn es sagt uns, daß wir noch weiter können und sollen. Wenn wir die Literatur ins Auge fassen, ergibt sich das von selbst. Schon neulich nannte ich Schatepeare den Homer der neuen Zeit. Nun aber folgte auf Homer, auf die epische Periode zuerst die Epik. Nehmen wir nun hinzu, daß der Grundcharakter der modernen Kunst im Gegenßatz zur klassischen (oder auch epischen, wie denn selbst die griechischen Dramen immer etwas vom Badellei haben, mit welchem Fesseln das Epös vergleicht) antiken mußtisch, der inneren Kern alles Mußtischen aber, so paradox es anscheinend klingen mag, dramatisch ist — so daß auf diese Weise ein dramatischer Homer geradezu selbstverständlich wird — dann werden wir um die lyrische Periode unserer Kunst nicht in Verlegenheit sein, im Gegentheil es begreiflich finden, daß die Muße bis jetzt den Völkernantheil des allgemeinen Interesses davongetragen hat, daß der Goethe'sche Genius sich am Gewaltigsten in seiner Epik offenbart, mag er dieselbe nun auch in ein dramatisches Gewand kleiden. Ist doch kein Auspruch: jedes seiner Werke enthalte eine Konfession, das beste Kennzeichen einer lyrischen Gesinnung. So stehen uns noch die größten Aufgaben bevor. Ganz dasselbe gilt vom reinen Gedanken. Immer mehr emanzipirt sich die Wissenschaft vom bloßen Experimentieren mit Hebeln und Schrauben; Sir Charles Lyell und Darwin bezeichnen hier einen ungeheuren Wendepunkt, und neuerdings hat Norman Lockier über die Chemie eine Hypothese aufgestellt, welche auch auf diesem Gebiete dem Rubriziren und Spezifiziren ein Ende macht und indem sie gleichsam die starren Elemente flüssig macht, sie in den Zustand bringt, in welchem allein sie von der Philosophie behandelt werden können, welche selbst mit Schopenhauer eine ähnliche Wandlung durchgemacht und ins Innere der Natur das Leben getragen hat, welches Jahrhunderte lang, trotz mancher anscheinend anderlautenden Phrasen, auf den Menschen allein beschränkt war. Zugleich ist in Deutschland selbst ein religiöser Kampf von ungeheurer Tragweite entbrannt, ein Kampf gegen den letzten lebendigen Rest des altrömischen Universal-Cäsarismus. Hier brauchen wir uns die frühen Momente derselben gewiß nicht zu vergegenständlichen: aber das ist gewiß, einmal ist es eine naturgemäße, notwendige Konsequenz des Wiederaufstehens des Volkes der Reformation, zum Zweiten wird gerade er dazu beitragen, das religiöse Leben neu zu stärken. Mit diesem Auspruch will ich jedoch selbstverständlich keiner bestimmten religiösen Partei Hofnung machen.

So scheint uns eine großartige geistige Zukunft zu gehören und um sie zu verwirklichen, muß Eintracht und Liebe zwischen allen germanischen Stämmen herrschen von Island bis zum Bosphor. Freilich wird Deutschland das Land der Mitte, das Land der eigentlichen Produktion sein und bleiben, aber weshalb

wollte der Norden uns deshalb beneiden, der so treu Alles von uns übernahm, dessen Oden sogar zur Hälfte deutsches Eigenthum enthält (sic meine alle an Siegfried sich anschließenden Nothen). Wir Deutschen haben bereitwillig die Größe Shakespeares anerkannt, wir haben ihn sogar zu hoch gestellt, weil wir seine richtige Bedeutung noch nicht ganz begriffen. Und ist nicht unsere Muth auch die des Nordens? Hat er eine andere, als die Bachs und Beethovens? Entzückt nicht Wagners Hohenrath das Kopenhagener Publikum ebenso wie ein deutsches, d. h. indem es begreift, daß ihm hier etwas seinem innersten Lebensquell Entspringendes geboten wird? Vielleicht wird gerade Wagner noch Manches zur Wiedererkennung der Entzückten beitragen. Wohl weiß ich, was unsere Kritiker Alles gegen die Wiederbelebung der alten Götter und Reden, wie sie Dürer's sehen soll, einzuwenden haben. Vieles läßt sich dagegen sagen, aber wird die Nachwelt dem Schematismus der Kritiker beistimmen? Jedenfalls meine ich, daß gerade im Norden das Wiedererscheinen der einst unseren Ahnen theueren Gestalten den innigsten Antheil hervorgerufen wird: das bloße Wort mußte an solchem Werke scheitern, nur die Zauberklieder der Muth konnten die Töbten zittern. Fremde aber wird der Norden sich sagen können, daß nur die Treue, mit welcher er der Vaterüberlieferung gehütet, das Alles ermöglicht: was wüßten wir ohne ihn von Botanik und den Waffuren?

So möchte es denn doch einigermaßen beschämend für die Universalität des deutschen Geistes sein, daß ein deutscher Schriftsteller jähling vom dänischen Geistesleben berichten konnte, als handle es sich um neu entdeckte Länder. Es ist ein Mangel des Nordens, daß er trotz aller geistlichen Heiligkeit so abschließend niemals geworden ist. Und wenn vielleicht Jemand meinen sollte, wir hätten hier nur zu geben und nicht zu empfangen, so möchte ich ihn doch fragen, weshalb wir denn von England und besonders von Frankreich so unendlich viel empfangen und aufnehmen, was theils nichtswürdig, theils erbärmlich ist, weshalb wir, während z. B. Adam Smith noch heute fast unbekant in Deutschland ist, jeden launigen Roman aus weiblicher Feder sofort unseren geliebten Volksbibliotheken einverleiben? An und also wird es jedenfalls sein, dem Norden fortan wieder eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, die Einwirkung dessen, was bei uns geschieht, wird dann von selbst wachsen und so das geistige Band neu und fester als zuvor geschlossen werden; Nord und Süd wird einander helfen; der (trotz augenblicklicher sozialistischer Anwandlungen in Kopenhagen) konervative Norden wird uns stets mit dem großen Worte Goethens mahnen:

Läßt führen ihn das Allzuwürdige,
Du suchst bei ihm vergebens Rath,
In dem Vergangnen liegt das Tüchtige,
Verweilt sich in schöner That;

während wir ihm mit desselben Dichters kraßigem Verse antworten:

Nicht ruhen soll der Ordenloß,
Am wenigsten der Mann!

H. Herbig.

Julius Rodenberg.*)

Ist will uns ein Gefühl des Bedauerns beschleichen, wenn wir bedenken, wieviel Geist, wieviel Poesie, wieviel interessanter

Eingebilder im Strom der Tagesliteratur so zu sagen untergehen. Denn, wer hätte Muth, an dem Massenhaften die Spuren vom Wägen zu fassen, wer Raum, das Geschickte mit seinen Annagen aufzubewahren? Wir müssen daher dem umständlichen Schriftsteller Dank wissen, der diese Aufgabe der Lektüre und Sammlung selbst übernimmt und uns Gelegenheit giebt, das Wertvollste, was im flüchtigen Reisebogen der Tagesliteratur an uns vorüberzog, aufs Neue zu genießen und festzuhalten.

So enthalten die Skizzen und Reisebilder in „Deutschen Ländern“ nicht eigentlich Neues für uns. Es sind alte, liebe Bekannte, die wir schon bei ihrem ersten Erscheinen (vorzugsweise im Heulisten der Wiener „freien Presse“) mit besonderem Interesse begrüßten.

Julius Rodenberg gehört nichtzeitig zu den bedeutendsten Heulistenischen Deutschlands. Fast möchte man Anstand nehmen, ihn so zu nennen, denn was er unter dieser Rubrik bietet, fällt nur zum Theil unter die Kategorie des Heulisten. Nur, was die leichte, elegante Art des Vortrags, das Feststeuern seiner Darstellungsweise betrifft. Sein Styl strömt glatt und fließend an abwechslungsreichen Szenen vorüber; der Inhalt seiner Aufsätze aber hat nichts mit dem abirrenden Durcheinander des französischen Heulisten gemein. Niemals entbehrt er der künstlerischen Einheitlichkeit und sehr oft erfüllt er durch seine wesentlichen Heuligkeiten und seinen Berührungspunkt den höheren Begriff des Essays. Er ist ein Kanaräst, aber seine Kanaräst sind die besten unserer Zeit. Man könnte ihn mit Fr. Silbermann vergleichen. Julius Rodenberg haßt nicht nach Effect, aber er überrascht oft, rührt manchmal und unterhält stets. Sein Blick ist lauter Dickschädel'scher Humor, wie denn auch dieser zu dem launigen Charakter seiner dänischen Stimmungen paßt. Julius Rodenberg liebt das Helldunkel und seine Schilderungen sind unweilen Menschlein-Bilder. Doch versteht er auch die sonnige Gegenwart mit den hellen Tinten des Lebens vor nahren Bild zu jahren.

Den Band: „In Deutschen Ländern“ hat er in zwei Theile getheilt; in Skizzen und Ferienreisen. Die Skizzen haben vorzugsweise Berlin zum Schauplatz und zum Gegenstand. Bald führt er uns Gassen der neuen Kaiserstadt vor, den „Architekten“, den „Gründer“, läßt uns mit einer ergreifenden Schilderung „Rechnungen unter den Krüppeln“ feiern und macht uns zu Zeugen der Sonntagsschneidungen des Berliner Volks, bald sucht er den alten Häusern, welche der Stieber stehende Riese, Großstadt, von einem alten Gewande, an dem er seitdem gewachsen, noch unberührt gelassen hat, ihre Geheimnisse abzulaufen. Viel oft Geschicktes tritt dabei wieder vor uns, aber Rodenberg weiß ihm stets ein neues Interesse abzugewinnen.

Die Ferienreise führt ihn nach Ulmenau, wo er in Goethe-Erinnerungen schwelgt, ins Land der Kellen, ins Esth, das schöne, neue und alte Reichthum. Seine Stimmungsbilder von dorthier haben sich als nur zu treffend erwiesen. Die Leser des Magazins sind schon belesen auf sein „Portrait“ des elisabethischen Reichthums Erdmann aufmerksam gemacht worden.

Auch „ein Streifzug durch Bayern“ bietet des Stimmungsvollen gar Manches. Er durchwandert Bamberg, die übrige Bischofsstadt, das in sich selbst versunkene Regensburg, Nürnberg, die Königin unter den Reichshäuptern. Den Bambergern ist er freilich den Nachwelt schuldig geblieben, daß für sie Heinrich Heine bis auf die neueste Zeit eine unbekannte Größe war, und so lange er nicht erbracht ist, möchten wir gerne annehmen, daß auch am Strande der Regnitz die schönsten Volkslieder der Nation seine unbekannten Dinge sind.

Den Schluß des Bandes bildet eine Exkursion in die bbb

*) In Deutschen Ländern. Skizzen und Ferienreisen von Julius Rodenberg. Leipzig, Brockhaus, 1874.

miten Städte Eger, Karlsbad und Prag. Auch hier geht Herderberg den Spuren der Vergangenheit nach, indem er sich in der Verrede „gegen den Vorwurf urfupratorischer Absichten“ vermahnt. „Nur ein Heimatsgefühl für das, was Deutsch ist in vielen Städten, konnte mich bestimmen, sie gleichsam an die Kränze meines Buches zu stellen, um Zeugnis dessen, daß wir ein Element geistigen und sittlichen Zusammenhanges anerkennen, dessen Schicksale wir niemals gleichgültig zusehen werden und dessen Triumph und einen wohl begründeten Anlaß zu theilnehmender Freude geben wird.“

So entstanden fast alle Stützen aus den Deutschen Völkern aus den frischen Eindrücken eigenen Schanens, aus den unmittelbaren Interessen der Gegenwart und des künftigen Lebens; nicht alle aber werden mit der Gegenwart ihren Reiz verlieren. „Die Pächter und Tücher meines Bedienten“, die Forschungen über das Berliner Bänkelsängerspiel u. a. m. find Kulturstudien, deren Werth die vorübergehende Zeit mehr erhöhen, als mindern wird.

Könchen.

G. B.

England.

Herbert Spencer und seine Gegner.

Herbert Spencer, der Verfasser der „Ersten Prinzipien“ und der „Prinzipien der Psychologie“ beantwortet in einem durch zwei Nummern der Forthingthly Review gehenden längeren Aufsatz die Einwände, welche die Kritik gegen seine metaphysisch-physiologischen Lehren erhoben hat. Obgleich nur ziemlich abstrakte Fragen zur Erörterung kommen, so ist doch bei dem großen Gehalt der Ansichten, der sich gegenwärtig vollzieht, wohl auch in Rücksicht der Gebildeten, welche sich nicht speziell mit dem Gegenstande beschäftigen, damit gebietet näherer Kenntniß über die Streitpunkte zu erhalten, und deshalb geben wir eine möglichst kurze Uebersicht der interessanten Arbeit.

Der Behauptung Spencers gegenüber: die Gebiete der Wissenschaft und Religion unterschieden sich, wie Bekanntes von Unbekanntem und Unerforschbarem, meint Dr. Caird, ein Geistlicher, es läge ein Widerspruch darin, wenn die Vernunft ihre eigenen Grenzen bestimmen wolle; sei sie ein mangelhaftes Instrument, so könne man dem Resultat ihrer Untersuchung nicht vertrauen, und zudem läge in dem Erkennen einer Grenze zugleich die Kraft über sie fortzuschreiten. Spencer erwidert: die Vernunft kann ihre Kompetenz nie nachweisen, denn jeder Schritt, den sie in diesem Zweck thut, ist bereits ein *potius principii*; sie soll beweisen, daß sie berechtigt sei einen Ausdruck zu thun, und muß ihnen etwas ausdrücken um den Beweis auch nur anzutreten. Anders steht es mit dem Nachweis ihrer Inkompetenz. Den führt sie einmal, wenn sie sich in unlösliche Widersprüche verwickelt, und dann, wenn sie ohne Widerspruch zu dem Resultat gelangt, daß sie über eine Frage nicht Auskunft zu geben vermag. In dem Schluß: die Vernunft ist beschränkt, führt ein indistincter und ein dectidativer Beweis. Alle Versuche, gewisse Schranken zu übersteigen sind fehlgeschlagen, und die Analyse des Geistes erzieht, daß das Produkt des Denkens allemal ein Verhältniß zum Vorhanden bringt, daß der ganze Gedankentzug darin besteht, Verhältnisse zu identifizieren und zu klassifizieren, daß also ein Sein außerhalb eines Verhältnisses in gar keine Gedankenform gebracht werden kann. Will man also nicht der Vernunft überhaupt die Fähigkeit absprechen, aus Prämissen gültige Schlüsse

zu ziehen, so muß man ihr die Befugniß einräumen, sich in Betreff transcedenter Probleme für incompetent zu erklären.

Gegen Dr. Mansel, der mit Hamilton den Glauben an einen persönlichen Gott auf „die Thatfachen unseres moralischen und Gefühlsbewußtseins“ gründet, führt Spencer aus, daß auf diese Basis auch der kraffteste Aberglaube sich stütze. So lange daher nicht festgestellt sei, wie man sicher unterscheiden könne zwischen den Thatfachen des moralischen und Gefühlsbewußtseins, welche gebieterisch den Glauben an einen persönlichen Gott, und denen, welche eben so gebieterisch den Glauben an Gespensster hervorrufen, dürfe man solche Gefühle nicht als beweisend ansehen. Derselbe Gegner hat ihm auch den Vorwurf gemacht, er gründe die Religion nur auf die negative Folgerung, der Verstand könne das Unbedingte nicht fassen. Spencer weist das als blohes Mißverständnis zurück; für ihn ergebe sich die positive (Christen) Gottes oder des Absoluten aus der logischen und physiologischen Natur des menschlichen Denkens, sie sei das Sichere, was es überhaupt gebe, und man bedürfe dazu keiner übernatürlichen Offenbarung.

Das Kapitel: „Letzte wissenschaftliche Ideen“ aus dem ersten Theil der ersten Prinzipien erklärt sechs Ideen oder Ideen-Gruppen als ganz unbegreiflich, 1. Raum und Zeit; 2. Materie; 3. Ruhe und Bewegung; 4. Kraft; 5. Bewußtsein; 6. die Seele oder das Ich. Dr. Hodgson tritt als Verteidiger der Begreiflichkeit dieser Ideen auf, und sucht an der ersten Nummer die Spuren sich zu verdienen, mit der Bemerkung, dieselben Argumente, die er für Raum und Zeit brauche, ließen sich leicht für die übrigen Nummern wechsellagern. „Die metaphysische Ansicht von Raum und Zeit“, so beginnt er, „ist, daß sie als Elemente in allen Phänomenen vorkommen, gleichviel ob die Phänomene unmittelbare Anschauungen oder reproduzierte Vorstellungen sind.“ Spencer zeigt ihm, daß die Vorstellung einer Melodie nichts Räumliches an sich habe, und eben so wenig sei der Raum ein Element in der Vorstellung des Geruchs. Ton und Duft hätten kein Rechts und Links, kein Oben und Unten, die angegebene metaphysische Erklärung sei daher unrichtig. Ein längeres Eingehen auf diesen Punkt ist hier nicht statthaft; Kant, den die Kämpfer verschieden auslegen, wird mit hinein gezogen; das Ergebnis fällt insofern für Spencer günstig aus, als die zur Stütze die Natur der Vorstellungen von Raum und Zeit nicht endgültig begriffen ist. Auch Hodgson meint, Spencer baue seine Philosophie auf Negatives, auf die unbegreiflichen Ideen. Darauf erwidert die Gegenantwortung: unerforschbar ist nur die Macht, deren Kundgebungen und zum Bewußtsein kommen; Raum und Zeit gehören zum unerforschbaren Kerns dieser Kundgebungen; diese selbst aber sind in gewissem Grade erforschbar.

Spencer vertritt den Gedanken der Evolution; ihm beruht Alles auf Erfahrung, die in vorhistorischen Zeiten höchst unvollkommen begann, von früheren Generationen auf spätere sich vererbte, mit Nothwendigkeit allmählich wächst, und auf diese Art immer vollkommener wird. Darauf hin glaubt Professor Max Müller hin in einem Kantianer machen zu dürfen; der Unterschied liege nur in den Ausdrücken, der Sinn sei der Kantische. Spencer protestirt auf das Bestimmteste. Natürlich entstanden durch Fortschritt des Organismus mit den Verhältnissen der Außenwelt, im Lauf der Evolution von den niedrigsten zu den höchsten Typen, sei ganz etwas Anderes als übernatürlich verliehen, unabhängig von der Umgebung und den Vorfahren. Die Evolutions-Ansicht habe es nur mit der Erfahrung zu thun, sie weiche von Vöde und dessen Schule einzig ab durch die weitere Ausdehnung des Erfahrungsbegriffs. Mit den relativen

kleinen Wirkungen individueller Erfahrung müsse man die relativ großen vorübergehender Geschlechter verbinden, Kant aber gebe für Raum und Zeit die Erfahrung offen und vollständig preis; die Evolutions-Theorie stehe in Verwandtschaft mit Fichte, nicht mit Kant.

Von anderer Art sind die Angriffe des Herrn Sedgwick, der Spencer's Widersprüche in seinen Ergebnissen nachweisen will. Dieser glebt zu, bisweilen sich nicht genug ausgebreitet zu haben, die Kussführung zwischen Realismus und Idealismus hingegen, deren Möglichkeit Sedgwick läugnet, hält er energisch aufrecht, indem er die Kritik des Idealismus theilweise gellen läßt, aber als Ergebnis der Kritik nicht die Aufhebung, sondern die Vörlängerung des Realismus erblickt. Ein Beispiel wird die Sache am besten klar machen. Der gewöhnliche, grobe Realismus nimmt an, daß der Ton, dessen wir uns bedient werden, als Ton auch außerhalb des Bewußtseins existirt. Der Anti-Realismus beweist die Irthümlichkeit dieser Annahme, und dann geht er seinerseits fehl, indem er wohnt, der Ton existirt nur als Art des Bewußtseins, außerhalb desselben habe der Ton keine Existenz. Zur Wahrheit, so weit unser Erkenntnißvermögen ihrer fähig ist, d. h. zu einer relativen Wahrheit gelangt der geklärtere Realismus, welcher sagt: es giebt einen objektiven Vorgang, der das bewirkt, was unser Bewußtsein Ton nennt; dieser objektive Vorgang ist aber nicht dasselbe, was dem Subjekt als Ton erscheint, sondern wird annähernd begriffen als eine Reihenfolge von Luftschwingungen. Diese Auffassung kann vielleicht noch ferner geklärt werden zu einer Molecular-Bewegung, aber wie weit man auf diesem Wege gelange, immer bleibt als letztes Erforderniß jeder Erklärung ein objektiver Vorgang notwendig. Das Verhältniß zwischen unserer subjektiven Empfindung und ihrem objektiven Correlat bleibt ein für allemal unerforschlich; in den Prinzipien der Psychologie heißt es S. 272: „Wir können über Materie nur in geistigen Ausdrücken denken. Wir können über Geist nur in materiellen Ausdrücken denken. Haben wir unsere Forschungen über Materie bis zur äußersten Gränze getrieben, so werden wir an den Geist gewiesen, der die schließliche Antwort ertheilen soll, und haben wir diese erhalten, so weist sie uns auf die Materie zurück, welche die Antwort des Geistes interpretiren soll. Wir finden den Werth von x in Gliedern von y ; dann finden wir den Werth von y in Gliedern von x , und so können wir in alle Ewigkeit fortfahren, ohne je einer Lösung näher zu kommen.“ Sollte etwa gefragt werden, wozu der ganze Prozeß, der uns im Kreise herumführt, dienen solle, so lautet die Antwort: um die Art zu finden, welche die objektiven und subjektiven Vorgänge, die uns beide unbekannt sind, so zu symbolisiren, und mit den Symbolen so zu verfahren, daß wir richtig handeln, d. h. so, daß wir voraussetzen können, wann, wo und in welcher Größe eines unserer Symbole sich finden wird. Sollte man sagen, diese Manier, alle Erfahrung und alles Denken nur als Symbol, als Zeichen anzusehen, habe etwas sehr Schattenhaftes, so sagt man den Sinn unrichtig. Für unser Bewußtsein, für uns sind die Symbole durchaus real; ihr Symbolisches bezieht sich nur auf die unerforschliche, zu Grunde liegende Realität, auf das Ding an sich.

Herr Martineau, ein Geistlicher wie Dr. Caird, will wie dieser die Unbegreiflichkeit Gottes nicht völlig einräumen, fügt aber die Festung von einer anderen Seite. Er sagt: wenn das Bedingte und das Unbedingte Correlate sind, so müssen entweder Beide oder keines von Beiden unbegreiflich sein; das eine begreiflich, das andere unbegreiflich finden, involvirt einen Wider-

spruch. Spencer analysirt zu seiner Vertheidigung den Prozeß und das Produkt des Denkens und kommt zu dem Resultat: jeder Gedanke drückt Beziehung, Unterschied oder Ähnlichkeit aus; mehr als Verhältniß von Etwas zu Etwas kann ein Gedanke niemals enthalten. Je dunkler das eine Glied des Verhältnisses wird, um so nebelhafter wird das Verhältniß selbst, desto mehr büßt der Gedanke seine Klarheit ein. Das kommt schon bei simplen Größenverhältnissen zur Anschauung. Denkt man an das Verhältniß von Zoll und Fuß, so hat man etwas ziemlich Bestimmtes im Sinn. Deutet sich der Fuß zur Meile, zur Entfernung der Erde vom Mond, zu den zwanzig Millionen Meilen bis zur Sonne, so sieht man deutlich, daß einer großen Ziffer keine Idee mehr entspricht, daß sich eine Zahl ein bloßes Wort wird. Verschwindet das bei einfachen Verhältnissen von Größen, was wird eintreten, wenn das eine Glied des Verhältnisses nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ völlig unbestimmbar ist? Die Regel, daß Entgegengesetztes nur in seiner Relation aufgesagt werden kann, verlangt den Dienst, sobald der Gedanke versucht, über das Relative hinauszutreten. Bei Denken leistet seinem Geheß Folge, es betrachtet das Unbedingte als Gegenstand des Bedingten, allein ein Resultat ist unmöglich, weil das Unbedingte weder Beziehung, noch Unterschied, noch Ähnlichkeit zuläßt, also dem Denken seine Lebensarbeit unterbindet, ihm ein Ende macht. Herr Martineau hält sich für erkennbar bis zu einer gewissen Gränze und sucht diese Gränze zu ziehen; daß Spencer leichtes Spiel hat, ihm die Vergeblichkeit dieser Bemühung nachzuweisen, liegt auf der Hand. Hier dürfen wir schließen. Die Grundzüge der Spencer'schen Philosophie sind angedeutet, und die weitere Debatte mit zwei unangenehmen Gegnern bietet nichts wesentlich Neues. D. E. S.

Italien.

Philosophie und Naturwissenschaft in Italien.

Zu einer leikenden Stellung auf philosophischem Gebiet hat es das Italiänische Volk wohl niemals gebracht, obgleich es ihm an tiefen Denkern im Laufe der Jahrhunderte gerade nicht gefehlt. Epochenmachende Geister, wie Spinoza, Cartesius, Leibniz, Hegel u. a. sucht man vergebens unter dem blauen Himmel Italiens, wie überhaupt das Erstochen und Ergreifen der weltregierenden Prinzipien mehr ein Ertheil des fälteren Westens zu sein scheint.

Zu einzelnen Zweigen der philosophischen Disziplin hat jedoch Italien eine ganz tüchtige, wenn auch auswärts nicht allgemein bekannte Schule hervorgebracht. Dies gilt unter Andern von der Rechtsphilosophie, wo Lampredi, Spedalieri, Romagnoli und Andere Systeme aufstellten, die einer eingehenden Betrachtung würdig erscheinen. Unlängst veröffentlichte sogar der junge Professor Luigi Miraglia ein in mehrfacher Beziehung interessantes und durch seine überaus klare Darlegung der verschiedenen Systeme ausgezeichnetes Werk^{*)}, in dem er die merkwürdige Uebereinstimmung der ethno-juristischen Doktrin unseres Heut mit jener des Italiäners Vico besonders hervorhebt.

*) I principi fondamentali dei diversi sistemi di filosofia del diritto e la dottrina etno-giuridica di G. F. Hegel, per Luigi Miraglia. Napoli. Giannini. 1873.

Auch heutzutage noch erfreut sich die philosophische Wissenschaft einer ziemlich großen Beliebtheit in Italien, wie dies unter Anderem die fleißig besuchten philosophischen Vorlesungen beweisen, die sowohl den Professoren wie von Anderen in den meisten Städten Italiens gehalten werden. Was nun die von den modernen italienischen Philosophen eingeschlagene Richtung betrifft, so fördert dieselbe freilich mitunter Anschauungen zu Tag, die ebenso wenig durch ihre Keuschheit glänzen, wie geeignet erscheinen, die philosophischen Begriffe des Mittelalters in Vergeßlichkeit zu bringen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art ist das jüngst von Vincenzo Vlla herausgegebene Buch, in welchem er eine Parallele zwischen der Lehre des Thomas von Aquin und der modernen Philosophie zieht.*)

Zunächst die Einleitung gibt uns einen Begriff von der Festungsart des Verfassers und den Anschauungen, welche er in seinem Buche, von der ersten bis zur letzten der 400 Seiten, mit Klarheit und Gleichmuth entwickelt. „Eine Wissenschaft“, heißt es dort, „die sich die moderne nennt, ist weit mehr die Frucht der Empfindung, als jene des Geistes: sie hat der Wahrheit den Krieg erklärt, weil diese traditionell und ihre Aepfel mit dem heiligen Namen Wahrheit den Abganz ihres eignen Gedankens, sogar die Lüge. Deshalb ist unsere Zeit so reich an Büchern, aber so arm an Wahrheit, deshalb giebt es so viele philosophische Doktrinen, aber so wenig wahre Philosophie. Die Philosophen haben keine Philosophie mehr, und letztere ist ohne Philosophen geblieben.“

Es wäre überflüssig, in der Ausführung dieser, sowie der andern wichtigen Stellen des erwähnten Buches fortzufahren, ja überhaupt nur in eine tiefere Analyse des letzteren einzugehen, denn die wenigen citirten Worte genügen gewiß vollkommen, um Wesen und Zweck desselben zu charakterisiren. Für Hrn. Vlla giebt es keine andere Philosophie, als jene, die aus der antiken Tradition und deren einzig berufenen Auslegern, den Kirchenvätern, entspringt. Alles Uebrige, mag es nun von Spinoza, Kant, Hegel oder Hübner in die Welt gesetzt worden sein, ist nichts als eine Verirrung des menschlichen Geistes; die Lehren dieser Philosophen gelten ihm als die unabwehrlichsten Zeugnisse jenes Zustandes des menschlichen Denkvermögens, der bei Wesen des Gedankens gegenüber den Ausgeburten des Sinnenwesens, der geistigen Unmündigkeit, kennzeichnet.

Der Verfasser sagt, die Philosophie ermangele der Pflaue; es gebe keine Philosophie mehr. Hätte er nicht vielmehr sagen sollen, die Welt werde immer eine Philosophie, und diese immer ihre Philosophen haben, bis nicht die Zeit die letzten Spuren von den Werken des H. Thomas vertilgt haben wird? Dem bliebe er dann doch noch hinzufügen können, daß so lange Menschen leben, es auch eine Geschichte der Philosophie geben werde, aus der die nachfolgenden Generationen sich nach Vorurtheilen befreien oder belehren.

Zum Glück übrigens dürfen wir Hrn. Vlla's Worte nicht zu harte Münze nehmen. Er gleicht den Einsiedlern des Mittelalters, die sich in eine Grotte, in eine Höhle zurückzogen, durch deren schmale Oeffnung ihnen nichts Anderes zu sehen gestattet war, als das blaue Himmelsgewölbe, der Sitz des göttlichen Geistes. Gleich jenen Männern hat er sich von der Welt getrennt abgeschlossen, er kennt sie nicht, weil er sie nicht sehen will und weil die Einsamkeit seines Schlafstübchens nicht einmal den Wiederhall der Stimmen der Welt erreicht wird. Const

hätte er sich dem Einfluß des freieren Geistes wohl kaum völlig zu entziehen vermocht, der, wie allenfalls, auch in Italien das wissenschaftliche Denken zu beherrschen beginnt. Wenn auch verläugert nur schüchtern, treten die Errungenheiten der Naturwissenschaften in ihre Rechte, und verschlen, indem sie manches Gewisse aus dem Bereich des Ungewissen ausschneiden, selbst auf die spekulative Wissenschaft ihre Einwirkung nicht.

Besondere Beachtung verdient in dieser Beziehung eine kürzlich erschienene Schrift des Professors der Anthropologie an der Universität zu Rom, Felice Tocco.*)

Es ist noch nicht so lange her, daß die gesammten Naturwissenschaften einen Theil der spekulativen Philosophie anmachten. Als dann später die Zoologie, die Physiologie und andere verwandte Disziplinen eine solche Ausdehnung erlangten, daß eine Unterabtheilung innerhalb der Naturwissenschaften selber sich als geboten herausstellte, ging man an die Abtrennung einzelner Wissenszweige, von denen ein selbständiges Fortbestehen mit Zuversicht erwartet werden durfte. Damals war es, wo die durch Experimentalkulturen erworbenen Kenntnisse über den Menschen es gestatteten, letzteren, das heißt dessen Wesen, geistige und körperliche Eigenschaften, dessen verwandtschaftliche Verhältnisse und überhaupt seine ganze Stellung in der Natur, seine Vergangenheit und — vielleicht seine Zukunft — zum Gegenstand einer eignen Wissenschaft zu machen.

Allein einerseits die Jugend dieser neuen Disziplin, andererseits deren noch immer enge Verwandtschaft mit der Philosophie, wie nicht minder mit den sozialen, anatomischen und physiologischen Wissenschaften haben noch immer eine genaue Definition ihres Wesens, eine feste Bestimmung ihrer Grenzen nicht zugelassen. Seine Definitionen und die Feststellung ihres Umfanges bilden demnach den ersten und wichtigsten Punkt, den der Anthropologe bei seinen Studien bezeugnet. Derselbe hat nunmehr die Aufmerksamkeit des Professors Tocco auf sich gelenkt und in oberschnitlicher Schrift hat dieser es versucht, jene schwierige Frage zu lösen.

Wer das gewaltige Material, den riesigen Stoff nur halbwegs kennt, der hier im Wege der Klassifizierung, Abgränzung u. s. w. bewältigt werden mußte, wird es begreiflich finden, daß es des Ideen-austausches Mehrerer bedürfen wird, ehe man zu einer bestimmten Regelung dieser wichtigen wissenschaftlichen Frage gelangt. Allein schon dieselbe angeregt zu haben, ist ein bedeutendes Verdienst, und vollends haben wir Grund, dem italienischen Anthropologen für sein Streben Dank zu wissen, wenn der betreffende Versuch, wie im gegenwärtigen Fall, mit jener Gedankenarbeit und jener Präzision des Urtheils durchgeführt erscheint, welche einen gründlichen Kenner des Stoffes und einen ebenso scharfen wie tiefen Beobachter verrathen.

Rom.

F. S.

Afrika.

Der Aschantikrieg.

IV.

Die Aschantis sollen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Eroberer in ihr jetziges Gebiet gekommen sein. Anfangs waren die Fanti noch ein selbstständiges Volk zwischen ihnen und der

*) La mente dell' Aquinate e la filosofia moderna, per Vincenzo Vlla. Milano, 1873.

*) Del concetto e dei limiti dell' antropologia, per Felice Tocco. Roma, 1874.

Küste. Aber auch sie wurden unterjocht und wurden nun aus einem geachteten und gefürchteten Volke einer der trüglichen und schmutzigsten Negerslämme. Die holländischen Küsten-Niederlassungen hatten zu Anfang dieses Jahrhunderts mehrfache Angriffe der Miskantis zu bestehen, die Sicherheit von Cap-Coast mußte einst durch bedeutende Zugeständnisse erkaufte werden. Eine englische Unternehmung gegen die Friedensstörer im Jahre 1822 unter der Leitung des Statthalters Mac-Gartty endete mit seinem Tode und der Verwüsthung seiner Truppe. Glücklicher war einer seiner Nachfolger, Mac-Clean, dem es 1831 gelang, einen Vertrag zu schließen, nach welchem die Unabhängigkeit der Gantio anerkannt wurde, nachdem man letztere vermocht hatte, sich unter englischen Schutz zu stellen. Seitdem ist bis zum Jahre 1863 der Friehe zwischen Europäern und Eingeborenen auf der Goldküste nicht mehr gestört worden.

Da kam das Jahr 1873, dem die Abtretung der holländischen Besitzungen an die britische Krone vorangegangen war. Der niederländische Gouverneur, Herr Bergulen, hatte im April die Forderung an seinen englischen Nachfolger Pope Hennessy übergeben und sich nach Europa eingeschifft. Hennessy versprach ausdrücklich, an den bisherigen Verhältnissen nichts zu ändern, er wollte sogar Eingeborene zu Staatsgeschäften zulassen, nichtsdestoweniger brachen noch im Laufe des Jahres Unruhen und Empörungen allerorten aus. Anlaß und Ursprung dieser Feindseligkeiten ist, wie gesagt, dunkel, über den Funken, der den Zunder zum Glühen bis zur Erzeugung einer hellauflodernden Flamme brachte, laufen die verschiedensten Gerüchte und Berichte um. So hätte der Miskantismus bisher jährlich ein Neujahrs-geschenk von den Holländern erhalten, außerdem hätten ihm diese seine Kriegsgefangenen, um sie als Soldaten zu verwenden, abgekauft; Alles dies sei mit dem Eintritten der Engländer in die holländischen Besitzungen stillschweigend in Wegfall gekommen. Der Verlust persönlicher Einnahmen und der Umstand, daß sich die Engländer um seine Majestät, den König Kesi-Kalkali durch-aus nicht kümmern wollten, habe diesen in die ängstliche Wuth verseht. Nach einer andern Lesart habe die schwarze Majestät den Krieg begonnen, um für einen seiner Verwandten, einen berüchtigten Räuber, den man zur Zeit der Uebergabe mit zeitweiliger Einsperrung gestraft hatte, blutige Rache zu nehmen.

Das mag Alles sein: die inneren Gründe für den Ausbruch des Krieges sind jedenfalls tiefer und die Schuld auf einer anderen Seite zu suchen: es scheint die allgemeine Erbitterung zu sein, welche die Weissen, insbesondere die Engländer, gegen sich in jenen Ländern hervorgerufen haben. Nicht nur in ihrem Handel, nein selbst in ihrer persönlichen Freiheit wurden die Miskantis bisher beschränkt und beeinträchtigt. Der Egoismus der Engländer, der bei ihnen sich selber immer mit den menschlichen-freundlichsten Absichten paart, scheint die Fackel dieses Krieges entzündet zu haben. So schreibt ein englischer Marineoffizier selbst über die Ursachen des Krieges an die Times: Erstlich behandeln die englischen Kaufleute die Schwarzen im Allgemeinen als eine trübsinn- und frohnstüchtige Masse, sie sperren die zahlungs-unfähigen Gläubiger ein und zwingen sie für das Geld, welches sie schulden, zu arbeiten. So bemächtigte sich eines Tages der Vertreter eines britischen Hauses des Königs der Kameronen, des Charles Dido, und verurtheilte ihn aus eigener Machtvollkommenheit zu Zwangsarbeit. Wenn man die Regier. einen Fehler begangen, so können sie im Grunde genommen, ähnlich wie die Ostindier und die Malaien, diesen nicht viel Forderlesens machenden Urtheilungen sich nicht widersetzen, sind sie aber unschuldig, dann ist ihre Rache unermesslich und furchtbar, dann werden

sie, dann vergiften sie die Lebensmittel, plündern sie die Zelte und legen Feuer an die Habsiten. Die Kolonisten, die von ihnen geschädigt sind oder die einem Mordversuche entgangen, beklagen sich natürlich bei dem Befehlshaber des ersten besten Kriegsschiffes, dieser breitet sich dann, die Häupter der feindlichen Stämme zu verhaften, ihre Städte zu beschleichen und ihre Boote zu durchbohren. — Wenn die Aramen, d. h. die eingebornen Kalis, le die Länder, welche sie als Arbeiter gebungen sind, gebracht werden, so läßt man sie am Bord arbeiten, damit sie ihre Reiseselbst verdienen; und wenn man ihrer zu viele hat, um sie in Hand-leistungen zu beschäftigen, so verkaufen die Kapitäne englischer Handelsschiffe sie wohl manchmal als Sklaven. — Das waren denn von jeher die Keime beständiger Mißstimmung, die Wunden wachsenden Hasses gegen die Engländer und mit die Ursachen des gegenwärtigen Krieges.

Als Hennessy seine Stellung antrat, hatte Kalkali einige englische Missionäre unter irgend einem Vorwande in seiner Hauptstadt gefangen gesetzt. Er verlangte dafür nicht weniger als 6000 Pfund Lösegeld, ließ sich aber endlich die Summe bis auf 1000 Pfund herunterhandeln, doch ließ er sich, wie es sich bald herausstellte, nur deshalb auf Unterhandlungen ein, weil er zu dem Kriege, den er längst im Schilde führte und vorbereitete, Zeit gewinnen wollte.

Hennessy's Nachfolger, Oberst Harley, verschlimmerte die Lage noch dadurch, er fuhr durch sein Ausstreifen auch die Bewohner Elmina's in schlechte Ranne versetzte. Bald begannen Spuren einer gefährlichen Gährung sich überall zu zeigen.

Im März 1873 standen die Miskantis, 12,000 Mann stark, bereits vor Elmina, an mehreren Orten brach die Empörung offen aus. Auch die eingeborne Besatzung von Elmina verweigerte im Juni den Gehorsam, ein ganzes Stadtviertel schloß sich ihnen an. Auf das von dem mit Marineinfanterie von Cap-Coast herankommenden Obersten gestellte Ultimatum verfielen die meisten Schwarzen die Stadt, die treu Gebliebenen fanden Schutz und Unterkommen im Fort St. George, die Stadt wurde den Flammen überliefert. Immer weiter verbreitete sich der Aufstand, unterstützt von den Miskantis; alle Versuche der englischen Streitkräfte, die an Ort und Stelle waren, denselben Herr zu werden, schlugen fehl. Nicht weniger Erfolg hatten die englischen Flotten in ihrem Bestreben, durch die Küstenküste in das Innere einzudringen. An eine Landung war nicht zu denken, die Terrain-schwierigkeiten waren für die Europäer unüberwindlich, während sie für die Eingeborenen, die in den Lichtschiffen Säugnis und in dem unüberwindlichen Ködricht, gleich den Thieren im Lande, wie zu Hause sind, nicht vorhanden zu sein schienen.

Nach all solchen vertheilten Versuchen der Engländer, ihren Feinde Herr zu werden, schwoll den Miskantis der Kampf: sie schickten sich an, mit 30,000 Mann das stark besetzte Cap-Coast zu belagern. Da entschloß sich denn die englische Regierung ein eigenes Expeditionsheer von Europa aus mobil zu machen, welches am 12. September 1873 unter dem Befehle des Generals Garnet-Boswell nach Afrika in See fuhr. Ihm wurde als Zweiteichs-kommandirender bald mit neuen Verstärkungen der Oberst Kalkali nachgeschickt.

Die weiteren Ereignisse und ihr vorläufiger Abschluß sind dem Lesern aus der Tagespresse bekannt. H. Grosse.

Zentral-Asien.

Die russische Expedition gegen Chima.

II.

Gleich nach dem Abmarsch der Kolonne Werowkin von Kun-gaz ab weiter nach Süden wurde sie vom Feinde in großer Ueberzahl überfallen; ein Theil der Chinesen drang unter wilden Geschrei bis in das Innere des Lagers; es gelang jedoch unter Verlust einiger Pferde sie zu vertreiben. Tags darauf marschirte der General mit seinem Detachement allein weiter und ließ den Oberst Samasin mit der Ordre zurück, zuerst das Gros seiner Kolonne abzuwarten und ihm dann zu folgen, am gemeinschaftlich gegen die feste Stadt Chochschaili vorzugehen, die, wie es hieß, vom Feinde besetzt war und vertheidigt werden würde. Nachrichten vorausgeschickt Kirgisen und wiederholte nächtliche Überfälle der Turkmene ließen baldigen Entschlußkampf erwarten; ein schwererwundet gefangen genommener Turkmeane sagte aus, daß der Chan eine Armee von gegen 6000 Mann unter Führung seines Bruders zur Vertheidigung der Stadt Chochschaili ausgesandt habe; diese Truppen erwarteten die Russen vor der Stadt; der Chan sei entschlossen, sich bis zum letzten Mann zu vertheidigen. Wie wenig diese großsprecherischen Worte sich erfüllten, zeigte sich bald; nachdem die russischen Kolonnen sich vereinigt hatten, gelang es ihnen am 15. Mai trotz des zuerst scheinbar energischen Auftretens des Gegners innerhalb kurzer Zeit die Chinesen vollkommen zu werfen und in die Flucht zu treiben. So konnte man sich frei der Stadt nähern; vor den Thoren harrte des Siegers eine zahlreiche Deputation der Kirgisen der Stadt, die Unterwerfung versprach und um Gnade und Schonung bat. Sie lieferte sogleich an den General einen Kirgisen ab, den letzterer vor einem Monat an den General von Kaufmann gesandt hatte, und der vom Chan aufgefangen und lange Zeit unter argen Mißhandlungen in Chima eingekerkert gewesen war. Nach Durchzug durch die Stadt wurden zwei Rubel-tape bestimmt, dann sollte weiter auf Mangit vormarschirt werden; während dieser Zeit entpfaßen sich ein friedlicher Verkehr mit Stadt und Umgegend; der Handel kam zwischen den Einwohnern und Soldaten in vollen Gang. Zahlreiche Abgesandte der benachbarten Kirgisenstämme stellten sich ein, um Schutz gegen den Chan und um Proklamirung als russische Unterthanen bitend; zugleich wurden die persischen Sklaven für frei erklärt. Auch hier hatte man noch immer keine genauen Nachrichten vom General v. Kaufmann und Oberst Markejew; der Chan sollte Ersterem Truppen auf dem rechten Amu-Ufer entgegengesetzt haben. So ging die Russen der Zukunft frohen Muthes entgegen. „Die zwei Tage Ruhe in den prächtig kühlen und duftenden Gärten von Chochschaili, die klaglichen, erfrischenden Bäder in dem süßen, klaren Wasser des der Lehmannauern der Stadt beschludenden Entschailkanals, hatten die Truppen in besser Weise erfrischt und gehärtet; Heiterkeit und Großmuth war nicht allein in den Stabsquartieren und unter den wohllich eingeschlachten Zelten der Offiziere, sondern in dem ganzen Altrabe (Lager) verbreitet.“ Die Vereinigung der beiden Kolonnen wurde durch zwei offizielle Feste gefeiert; alles dies zusammen genommen bewirkte, daß die „Wüstenfahrer“ fröhlichen Muthes auf die Hauptstadt des Reiches zu marschirten, ohne sich durch das nächtliche Alarmsgeschrei der Sonnentanzwärrer weiter hören zu lassen, da dieselben vor einigen verheerenden Granaten bald wieder in das bühliche Zerrath von Mangit zurückrückten. Am 20. Mai gelangten sie zum Ufer

des Amu-Darja an einer Stelle, die die Eingebornen Tjelan-Tschagan nennen. Der Anblick des alten Druß, der hier seine dunkelrothen Hütten reichend nach Norden wölbt, erfüllte alle mit den frühesten Gefühlen des Stolzes und der Verachtung. „Welche Entbehrungen und Qualen hatten die kühnen Wüstenfahrer überstehen müssen, ehe sie nun endlich als Sieger bei ihre Kasse in den Wogen des mächtigen asiatischen Stromes tranken konnten, dessen süße Wässer weit aus dem Innern Asiens, von den fernsten märchenhaften und unbekannten Oestlichen des Himalaya auf langen Wegen bis hier in die öde Sandwüste geführt werden.“ Das am nächsten Tage erfolgte heftige Gefecht bei Mangit, welches den Feinden unverhältnißmäßig starke Verluste brachte, überzeugte diese von der unbegrenzten Ueberlegenheit der Russen und zugleich von der Energie des Krieges. Die Stadt, deren fanatische Einwohner auf die durchmarschirenden Truppen schossen und die den Hauptbehangtheil des Heeres gebildet hatten, wurde eingeschert. Hatten bisher die Operationen der Chinesen das Bild eines taktischen, einheitlichen Kriegesplanes gegeben, so nahm ihre Gegenwehr nun den Charakter des Guerillakrieges an, doch ohne Verhinderung der Vorthelle eines solchen. Sogar ein Abbrechen der Feinden fand erst im letzten Augenblick statt. Nachdem so die Russen unter einer Anzahl kleinerer Gefechte bis zu der kleinen Stadt Kischkapir nahe bei Chima gelangt waren, erhielt der General Werowkin die ersten sicheren Nachrichten von der Kaufmannschen Kolonne am 25. Mai, die von glücklichen Gefechten derselben und von der Hoffnung auf baldige Vereinigung mittheilte. Kurz vorher hatte auch der Chan, der mit dem größten Theil seiner Krieger nach der Hauptstadt geflohen war, um sich zum letzten Verzweiflungskampf zu rüsten (bis jetzt war er selbst nie im Feuer gewesen, sondern in seinem Harem zu Chima), einen Brief mit der Bitte um Waffenstillstand an den General Werowkin abgehandelt, „ein leises, naives Sendeschreiben des heuchelmüthigen, asiatischen Tyrannen.“ Er lud darin mit den schändlichsten Phrasen die russischen Heerführer auf die freundliche Besuche ein, doch seine Güte in der Hauptstadt sein zu wollen. Es würde ihm eine besondere Freude sein, die Truppen, die er so liebe, recht herzlich bewirtheten zu dürfen. Um die Festvorrichtungen nun recht glänzend treffen zu können, biete er am drei bis vier Tage Zeit. Selbstverschämlich glich General Werowkin auf diesen Vorschlag, der im Lager die ausgelassenste Heiterkeit erregte, nicht ein; er sah sich sogar bald veranlaßt, energisch in die Offensive zu treten. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, General v. Kaufmann sei gezwungen, seinen Rückmarsch nach dem Ufer des Amu-Darja aus Mangel an Lebensmitteln und Wägen anzutreten; zu dem begannen die feindlichen Angriffe und Reibereien mit den feindlichen Banden für Mannschaften und Pferde unträglich zu werden, und kam obenber die Nachricht aus der Stadt, daß der Chan sich zu einer großen Schlacht vor den Thoren vorbereitet. So entschloß sich Werowkin zum Sturm und Bombardement, ohne die Vereinigung mit dem Höchstkommandirenden abzuwarten. Bewundernsworth ist die Konsequenz dieses Feldherrn, der übrigens selbst bei dem Sturm lebensgefährlich verwundet wurde, mit welcher er bei dem mit größten Erfolg gekrönten Unternehmen trotz aller Zureken seiner Offiziere davon abstand, die Stadt zu nehmen, ohne General Kaufmanns Ankunft zu erwarten; der Plan der Truppen war in einem Augenblick ein solcher, daß die Mauern der Stadt mit einem Handstreich hätten genommen werden können.“ Zu Folge der furchtbaren Kanonade sandte der Chan einen Abgesandten, um Waffenstillstand bittend; er wurde ihm bewilligt, unter der Bedingung, daß auch von der Stadt aus das Feuer schweige;

kaum aber hatte der Befehlthe das Lager verlassen, so begann der Feind das Feuer wieder zu eröffnen. Der Oban ließ durch einen neuen Boten bitten, ihn nicht dafür verantwortlich machen zu wollen, das Feuer rühre von den Jemaden her, die sich nicht ergeben und den Befehlen der Regierung nicht gehorchen wollten, er und die Sortenbevölkerung wünschten dringend Frieden und Unterwerfung. Trog dieser Ausrufe begann eine neue fünfständige Kanonade, die erst gegen 10 Uhr schwieg, nachdem die Stadt an verschiedenen Stellen brannte. Eine Stunde später langte im Hauptquartier ein Brief des Generals von Kaufmann an, wonach die Taichfenter Kolonne circa 10 Werst auf der Straße von Osten gegen Chima sich genähert habe. Berowlin stellte sich mit dem General am nächsten Morgen an einer bestimmten Brücke vereinen; dorthin habe auch der Onkel des Oban, Emir-Omra, versprochen, sich behufs Uebergabe der Stadt zu begeben. Die Ereignisse folgten nun schnell: nach längerem Verhandlungen mit dem Oban und dem Sturm auf das Nordthor, glücklich durch Oberst Stedelew vollführt, brach man gegen 12 Uhr am 29. Mai nach der Stadt auf; am Hüthor Chimas waren die feindlichen Geschütze, wie befohlen, angeladren; der feierliche Einzug erfolgte sofort, und um 4 Uhr war die Occupation in aller Ordnung und ohne jeglichen Erfolg vollendet. Mit der Besitzergreifung des Palais und der Hauptbergherrschinigen des Oban, sowie seines Staatsschatzes durch General v. Kaufmann, war somit die Expedition als beendet anzusehen, da die kleinen Jüge und Kämpfe in der Umgebung des Obanats gegen die kriegerischen Nomaden der angrenzenden Wüste, namentlich gegen die Jemaden und Tefe nur sekundärer Art sein konnten und direkt mit dem Schwefelzug nichts zu thun hatten.

Was schließlich die Jüge der beiden andern Kolonnen betrifft, so giebt unser Gewährsmann von dem ruhmvollen Wüstenzug General Kaufmanns und der Taichfenter Kolonne keine weitere Beschreibung, da er hier nicht Augenzeuge war, tritt jedoch den vielfach irrtümlich verbreiteten Gerüchten über die sogenannte vernünftige Expedition des Oberst Marfelow von Krasnowodsk aus entgegen; er charakterisiert die Sochlage so, daß der Führer gegenüber den unermüdet und ausnahmsweise energisch auftretenden Hindernissen, welche die Natur der dortigen wasserlosen Wüsten ihm unüberwindlich entgegen stellte, zum Rückzuge durchaus gezwungen war. Der Entschluß dieses Mannes, umzukehren, der in früheren Jahren (1871 und 1872) der Erste war, dem es gelang, Hunderte, ja Tausende von Werst in die ausgedehnten Wüsten, die seither außer dem bekannten Samberg noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, einzudringen, um durch seine werthvollen Forschungen nicht allein seiner Regierung, sondern auch der Wissenschaft die ausgezeichnetsten Dienste zu leisten — dieser uneigennütige Entschluß erforderte — wir können nur zustimmen — vielleicht eine viel heldenmüthigere Energie, einen viel gewaltigeren Muth, als der, noch einige hundert Werst weiter zu marschieren und Tausende von Menschen ohne jede Hoffnung auf Erfolg dem sicheren Verderben in der wasserlosen Wüste auszuliefern. Trog seines frühzeitigen Rückmarsches war es dem Oberst gelungen, einen bedeutenden Antheil an den Erfolgen des Feldzuges durch seine Divergenz gegen die Tefschämme am Kiret, die Zerstörung ihrer Schifffahrtsweg und Festungen, die Zerspaltung und Vernichtung ihrer Streikräfte zu nehmen. Er hat hierdurch dem Oban die besten und kriegerisch tüchtigsten Bestandtheile seiner Armee zurückgehalten; ohne seine Jüge wäre das Heer desselben mindestens um 10,000 der besten und unerfährtesten Krieger stärker gewesen.

J. Friedmann.

Süd-Amerika.

Süd-Amerikanische Geistesbewegungen.

Ein Prachtwerk! — man pflegt sonst diese benachbarte Untertheilung dem Publikum zu überlassen, diesmal kündigt es die Verlagsbuchhandlung in Stuttgart auf dem Ertelien und einem Ausrufungszeichen dahinter auf dem Kartennumschlage an. — Keller-Geizgänger „Dom Amazonas und Madeira“ lenkt neuerdings den Blick wieder auf Brasilien und einige gleichzeitige Erfindungen auf das Behalten der brasilianischen Literatur, sich Geltung und Beachtung in Europa zu gewinnen. Franz Keller-Geizgänger ist Ingenieur und war mit seinem Vater in brasilianischen Diensten. Im Jahre 1867 erliefen Beide den Befehl, sich aus der Provinz Paraná, wo sie mit Ausarbeitung der Resultate einer früheren Exptorationsexpeditio beschäftigt gewesen, nach dem Amazonasstrome zu begeben, und dort bei Ausmessungen thätig zu sein, welche für die — gegenwärtig in to-bauerliches Etosien — geräthene Eisenbahn gemacht werden mußten, die den Madeira — einen Zufluss des Amazonas — mit dem Marner verbinden sollte. Die Reise von Rio de Janeiro bis Pará, von dort den Amazonas und Madeira aufwärts, ist Veranlassung und Gegenstand dieses Buches; daß es in der That ein Prachtwerk ist, sowohl in seiner topographischen als geographischen Ausgestaltung, wird jeder gern anerkennen, der das interessante und nach einigen Richtungen hin wirklich werthvolle Buch in die Hand nimmt, wenn die Verlagsbuchhandlung auch nicht noch besonders darauf aufmerksam gemacht hätte. Es schließt sich angeschlossen an die besten Werke in der so reichen Reise-Literatur über Süd-Amerika an, und beweist für das steigende Interesse, welches sich an ein Land knüpft, in welchem Alexander v. Humboldt in künftigen Jahrhunderten das Centrum für die Zivilisation der Welt erkannt haben will. Schon in dem bekannten *noveau journal des Voyages „Le Tour du Monde“* ist Brasilien ein immer wiederkehrendes Thema, und seit das Kaiserreich sich auch rüstlich mit jedem Jahre mehr konsolidirt — seine Staatspapiere an der Pendenten Erzhänge einen unerschütterlich festen Kurs haben, Export und Import in überraschender Weise steigen, wendet sich auch die Aufmerksamkeit Europas in erhöhtem Grade dem von der Natur in der That wunderbar begabten Lande zu. Allerdings liegt noch der trübe Schatten der noch nicht ganz befeigten Sklaverei, und mancherlei Klage über die dort so sehr gemüthet und so wenig anerkennenswerth geleitete und geregelte Verwaltung, am dem Lande. Für die bald vollständige Abschaffung der Sklaverei birgt aber das Wort des Kaisers Dom Pedro II. und für die Regelung der Einwanderung liegt die Kraft in der Hand der europäischen Staaten. Mit beiden Fragen hat das Werk des Herrn Keller-Geizgänger nichts zu schaffen; man möchte sagen: tant mieux! denn beide Thematika fangen an eben so abgetrieben zu werden, als sie an und für sich unerfreulich sind.

Als wir das Buch öffneten, glaubten wir eine Erklärung über die ungünstigen Nachrichten zu finden, welche im vorigen Jahr über die Unternehmung des Nordamerikanischen Obersten Grant in der Tagespresse verbreitet wurden, daß nämlich die Arbeiten an der Madeira-Mamer-Eisenbahn hätten ausgehen werden müssen, weil die ursprünglichen Vermessungen des Terrains unrichtig und jedenfalls unzureichend gewesen wären. Gewiß die Rio-Zeitungen, als nach ihnen oder neben ihnen die Pendenten Blätter, erklärten übereinstimmend dieses plötzlich eingetretenen

Stückhand für eine Folge der ungenügenden ersten Vermessungen. Natürlich wissen wir nicht und wissen es auch durch dieses Buch nicht, was von diesen Gerüchten wahr oder was davon aus nationalen Eifersüchteleien zu rechnen. Jedenfalls schadet dieser Umstand dem Buche nicht; wir mußten ihn aber registriren, damit wir von Andern nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden brauchen. Der Verfasser muß sehr an die Lichtigkeit der Bearbeiteten geglaubt haben, denn er spricht es am Schluß aus, daß nächstens die zersplitterte durch jene Idee, menschenleere Gegenden drausen werde. Der der Hand scheint sogar die Ausführung des ganzen Projekts in Frage gestellt zu sein, für welches besonders die Republik Petrópolis, allerdings als nächster und unmittelbarer Interessent, eben so bedeutende Opfer gebracht hat, und die brasilianische Regierung gerade in diesem Augenblick gedrängt wird, noch größere Geldsummen einzusetzen. Als das Projekt zu dieser Verhältnißmäßigkeit furzen und doch so außerordentlich wichtigen Eisenbahn werth bekannt wurde, fand es von allen Seiten die lebhafteste Zustimmung; nicht allein von denen, die mit den drückenden Schicksalen näher bekannt waren, sondern von Jedem, der auch nur einen flüchtigen Blick auf die Karte warf und sich sofort überlegen mußte, welche Länderstrecken und Flußgebiete dadurch in unmittelbare Verbindung gebracht werden. Der Amazonas mit dem La Plata, die westlichen brasilianischen Provinzen, namentlich der immense Mato grosso mit Bolivien! — Es war eine Welttraße, die sich wie mit einem Schlag vor den Augen aufstaut und in der That die außerordentlichsten Resultate verspricht. Wir können uns nicht denken, daß die Offenbartheitsgier der deutschen Ingenieure sich gerade in diesem Falle nicht bewährt haben sollte, und glauben eben an Schwindel bei den Geldvertheilungen der Unternehmer. Zunächst haben wir aber dankbar dafür zu sein, daß die Matreira-Ramero-Gisenbahn unsere Literatur mit einem tüchtigen Buche bereichert hat. Bessere Kenntnisse und unterhaltende Wissenschaften sind immer willkommen, so wie es auch dieses Buch einer großen Zahl von Lesern und Kunstfreunden sein, denn Zeichnung und Schnitt der Aufstraktionen sind vorzüglich. Einzelne Bilder erinnern an Peró. Alle rufen sich dem Besten an, was die Kolorographie überhaupt geleistet und bis jetzt zu leisten vermochte. Wir haben es hier mit einem geistreichen Zeichner zu thun, der selbst das sein Dekorative mit feinerer Verfeinerung geistig zu beleben weiß. Welch ein Land! ruft man unwillkürlich aus, und: welche Zukunft steht diesem Lande bevor! — lautet der ebenso unwillkürliche Refrain. Vergleichen wir, was seit der Thronbesteigung des Kaisers Dom Pedro II. im Verhältniß zu den übrigen südamerikanischen Staaten aus ihm geworden ist, so muß man anerkennen, daß es Riesenschritte gethan, und daß es ehrlich vorwärts will. Es ist ja allerdings nicht daran zu denken, daß die überzeugte republikanische La Plata-Staaten und die der Selbstsüß, ohne die außerordentlichsten Vorgehenheiten zu einer monarchischen Regierungsform zurückkehren werden, ebgleich sie sehen, daß der Anarchie Brasilien nun schon seit einem Menschenalter alle die Prüfungen erlitten geblieben sind, welche Uruguay, die Konföderation, Petrópolis, Paraguay, Chile und Peru nicht zur Ruhe und zum Gleichgewicht kommen lassen. Ebenso wenig Aussicht hat aber die republikanische Regierungsform, in Brasilien zur Geltung zu gelangen, so lange Regierung und Volk in den Köpfen bleiben, die der gegenwärtig regierende Kaiser ihnen anzuweisen. Ein durchweg günstigeres Urtheil über Brasilien hat sich seit Vereinigung des letzten Krieges gegen den Diktator von Paraguay herausgebildet; eine natürliche Folge der Thatsache, daß sich alle Voraussagungen und Ankündigungen, mit denen

die Presse fast aller Länder beim Ausbruch dieses Krieges so freigebig war, nicht erfüllt haben.

Brasilien sollte die Republik Banda oriental del Uruguay nur deswegen mit Krieg überzogen haben, um sie als seine frühere Provinz Cisplatina sich wieder einzuverleiben! In Wirklichkeit hat Brasilien aber das vom Bürgerkriege zwischen Aguirre und Flores zerstückelte Land beruhigt, dessen Unabhängigkeit und Staatsform gesichert, weder Land noch Geld von ihm verlangt, und sich in hohem Grade freundlich und schüßend gegen dasselbe benommen. Als Brasilien den so froh und vortrefflichwiegend hingeworfenen Handschuh des blutdürstigen Diktators Lopez von Paraguay aufnahm, sollte es beschäftigen, aus der Republik Paraguay eine Monarchie zu machen, und dort den Schwiegerohn des Kaisers, Herzog von Sachsen, als König einzusetzen. In Wirklichkeit hat Brasilien die republikanische Regierungsform auch nach dem mit so schweren Opfern errungenen Siege anerkannt, aufrecht erhalten und schützt das unglückliche Land jetzt sogar, auf die Gefahr eines neuen Krieges hin, gegen die habgierigen Anforderungen der Argentinischen Konföderation. Als Brasilien unerschüttert in dem langen Kampfe ausharrte, seine Flotte den ganzen Paraná belebte und sich den Weg auf dem Paraguay bis Mato grosso bahnte, hielt es, das geschehe nur, um die ganze Schifffahrt auf dem La Plata mit allen seinen Zuflüssen an sich zu reißen. In Wirklichkeit hat Brasilien nicht allein das ganze La Plata-Becken, sondern auch den Amazonas und San Francisco den Flüssen aller seefahrenden Mächte geöffnet. Seine Bevölkerung, seine Einkünfte vermehren sich, seine Staatspapieren haben fortwährend die besten Kurse, sein Handel breitet sich aus, seine Industrie ist auf sämtlichen europäischen Weltausstellungen glänzend vertreten gewesen. Das sind Thata, die für sich selbst sprechen und keines Kommentars bedürfen; aber auch die Aufmerksamkeit erlösen, welche Wissenschaft und Kritik gegenwärtig dem so mächtigen Aufstiehe des Kaiserreiches zuwenden, in welchem die Revolution im Gegenfatz zu allen seinen Nachbarstaaten nicht ehrenlich ist! — Auch das Zeugniß des Ingenieurs Keller-Venkinger ist dem Lande im Allgemeinen günstig. Irrethümlich weiß es bei aller Anerkennung der Intentionen des Kaisers und der dort rasch wechselnden Ministerien auf Vieles hin, was zu besser ist, und auf die Maßregeln, durch welche verbessert werden könnte. Doch sind diese überall eingestreuten Bemerkungen und Mahnungen nur Nebensache. Der eigentliche Werth und Reiz des Buches ist ein ethnographischer; nicht in so glänzender glänzender Darstellung, wie die *Promenade à travers l'Amérique du Sud* des Comte de Gabrilac,*) auch nicht so — wie soll man gleich sagen — so erudite wie Hayss und Emanuel Vais; aber ungemein anziehend geschrieben. Am Besten läßt sich das Buch mit Martz: *Deux Années au Brésil* vergleichen, dessen Aufzeichnungen ihm aber künstlerisch nachstehen.

Haben wir die Fortschritte erwähnt, welche die Industrie in Brasilien gemacht, so müssen wir auch zweier Bücher gedenken, welche sich vorzugsweise damit beschäftigen, diese Seite der Entwicklung Brasilien's zur Anschauung zu bringen, und zwar nicht in der Form von Katalogen mit mehr oder weniger Raisonnement, sondern auf die Urstoffe, auf das Klima, die Kommunikationen, die Ausbeutung und das noch Brachliegende der Beerenreichthümer zurückgreifend. Allerdings kein *guide du Voyageur* aber doch *guide* für jeden *Voyageur*, der Brasilien genau kennen lernen will, für jeden Geographen, jeden Statistiker, jeden Kaufmann, der nach richtigen und verständlichen Daten sucht, die bis

*) Paris, Michel Levy: 1863.

jezt — so übersichtlich und leicht zugänglich zusammengestellt, selten, wenn das Material dazu auch in den Kabinetten der verschiedenen Ministerien vorhanden sein mag.

Das Eine ist: *Isaquin Manoel de Macedo*, Geographische Beschreibung Brasiliens, übersetzt von Alvaro Aguiar und Wilhelm Theodor von Schiele.**) Das zweite, offiziellen Ursprungs und ohne Namen eines Verfassers, führt den Titel: Das Kaiserreich Brasilien auf der Wiener Welt-Ausstellung.**) Beide Werke gleichen sich, bringen sogar beide vieles Gleiche, ergäßen sich aber auch in erfreulichster Weise und stüßen vor allen Dingen eine solche Menge von Material, daß wenigstens in Deutschland nicht mehr über mangelhaften oder gar trügerischen Nachweis geklagt werden kann, wie das so oft und namentlich bei milderer Auswanderung dorthin, bisher gehört worden ist. Warum das offiziell herausgegeben und, wie es scheint, auch offiziell — also ohne jeden künstlerischen Reiz oder Anspruch übersehene Buch — gerade den Titel führt: „Brasilien auf der Wiener Welt-Ausstellung“, ist allerdings nicht wohl abzusehen. Es sollte richtiger heißen: bei Gelegenheit der Wiener Welt-Ausstellung, denn es beschäftigt sich durchaus nicht mit Dem, was Brasilien dort ausgestellt hat, sondern mit den Stiefen, aus denen das Ausgehende hervorgegangen, den Hund- und Fabrikationsorten, den Begehrverbindungen, dem Transport bis zur See, dem inländischen Bedürfnis und Verbrauch, dem Suchen nach Ablagerung des Ueberflusses und der Thätigkeit, welche die Regierung durch ihre dafür bestimmten Organe auf die Förderung dieser Dinge verwendet. Nach allen Berichten, von denen ja eine so reiche Zahl in den verschiedensten Formen, vom Journalen-Artikel bis zum illustrierten Zirkular erschienen sind, hat der brasilianische Theil der Welt-Ausstellung in Wien nicht hinter anderen Ländern zurückgeblieben, das heißt nicht so weit zurückgeblieben, wie es die Jugend des Landes, die Bildungseligkeit seiner Massen und seine zunächst auf das Materielle gerichteten Bedürfnisse erwarten ließen. Selbst Jakob Falke spricht sich in seiner „Kunst-Industrie auf der Wiener Welt-Ausstellung“*) anerkennend über den Reichthum der brasilianischen Abtheilung aus. Namentlich hebt er die außerordentliche Sammlung von Holzarten Brasiliens, welche das günstigste Material zu einer großartigen künstlerischen Holzindustrie gewähren, hervor. Allerdings steht die Verwendung noch nicht im Verhältnis zu diesem Reichthum des Materials, und auch Keller-Kaupinger führt in seinem Werk eine solche Menge von Holzarten für Oelholz und Bindemittel an, daß allein nach dieser Richtung hin Brasilien sich als eine unerhörte Quelle und zwar Bezugsquelle für die künstlerische Holzindustrie für den ganzen Welt darstellt. Außerdem werden Leder, getriebene Silberarbeiten und Federstühle als vorzüglich anerkannt und hervorgehoben; bei der Sorgfalt, mit welcher Jakob Falke geprüft und verglichen hat, immerhin ein beachtenswerthes Zeugnis. Die brasilianische Regierung pflegt mit besonderer Vorliebe Ausstellungen aller Art, und folgt darin bei dem Kaiser selbst gegebenen Initiative, welcher auch das Publikum, wenigstens das Rio-Publikum, mit lebhafter Theilnahme entgegenkommt. Die erste große National-Ausstellung wurde schon 1861, die zweite im Jahre 1866 und die dritte 1873 in Brasilien selbst abgehalten. Alle drei waren durch Ausstellungen in den Provinzen eingeleitet worden; der Kaiser eröffnete sie stets selbst mit angemessener Feierlichkeit, und wurden dann die von einer Jury in Rio ausgewählten Gegen-

stände auf die internationalen Ausstellungen in London, Paris und Wien geliefert. Gegenwärtig geht man dort damit um, ein permanentes Ausstellungsgelände zu Industriewerken zu bauen, aber auch eine landwirthschaftliche und zootechnische Abtheilung, damit in Verbindung zu bringen, und es ist ersichtlich, aus den Zeitungen zu ersehen, daß sich Privat-Gesellschaften bilden, welche die Absichten der Regierung durch persönliche Thätigkeit und Beiträge unterstützen wollen. Eine Blumen-Ausstellung, welche 1871 — die erste in ganz Süd-America — zu Rio stattfand, sei das Außerordentlichste ihrer Art gewesen sein; und begreiflich ist, wenn man auch nur nach den in Europa künstlich angelegten tropischen Blumen jenes Landes urtheilt.

Es regt und bewegt sich also dort nach allen Seiten hin. Man ist nicht allein empfänglich für europäisches Urtheil, sondern man glebt sich auch Mühe, es durch eigene Arbeit günstig zu gestalten. Jedenfalls zeigt sich keinerlei stagnirendes Element, ebenso wenig ein überbrautes, sondern ein südländisches Wesen, sonst nicht eigenes Maß in allen Dingen. Leider scheint das Publikum der brasilianischen Literatur nicht mit derselben Theilnahme entgegen zu kommen wie der Kaiser. Man liest dort allerdings, aber man faßt noch keine Bücher, und so oft dort Beachtenswerthes erscheint, erkennt man auch die Munkelung des Kaisers. So namentlich bei Kapfz und bei Biaiz, zwei Werke von hoher allgemein wissenschaftlicher Bedeutung, die sich den besten ihrer Art an die Seite stellen. Beide wollen aber freilich nicht viel gelesen, sondern studirt sein, und zwar nicht von bloßen Gelehrten, sondern Fachgelehrten. Ueber das Werk von Emanuel Biaiz: *Climata, Geologia, Fauna et Geographia botanica do Brasil*, mögen wir uns kein Urtheil an. Wo man selbst noch zu lernen hat, wäre es verfehlt, schon eine Kritik anzuspoken, aber sagen darf man wohl, daß man etwas aus einem Buche gelernt hat und ihm dafür dankbar ist. Diese Anerkennung verdient auch jenseitige Arbeit auch von dem Laien und Schüler. Auch bei diesem Buche ist die Regierung wieder der Einsprüche, der Förderer, denn, herausgegeben auf Befehl der kaiserlichen Regierung, soll doch wohl nichts anderes heißen, als auf Kosten derselben, und in der That kann der Leserkreis eines solchen Werkes nur ein beschränkter, der Kreis der Häuser in sehr geringer sein. Eine so wissenschaftliche Behandlung ist nicht zumann's Sache, und es gehört allein schon eine sehr durchgreifende allgemeine gelehrte Bildung dazu, um nur die termini technici vollständig zu verstehen, die von Biaiz mit großer Präzision angewendet werden sind. Die Obesologie scheint übrigens seine Vorliebe zu sein.

Schließlich möge der schon vor einigen Jahren erschienene Atlas do Imperio do Brazil von Candido Mendes de Almeida erwähnt werden, der zunächst für den geographischen Unterricht der Schüler des kaiserlichen Kollegiums Pedro II. bestimmt, auch für den allgemeinen Schulgebrauch veröffentlicht wurde. In 24 foliirten Imperiaelfolio-Steindrucktafeln mit 36 fünfpaltigen Zeilen Text giebt dieser Atlas jedenfalls das Beste und Vollständigste was vorhanden ist, womit allerdings nicht gesagt werden soll, daß es das Beste ist, was noch jetzt in Europa geltendem Maßstab geleistet werden könnte. Die größte Schwierigkeit für einen brasilianischen Kartographen liegt freilich darin, daß es bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches an allem-Material für eine gleichmäßige Aufnahme des Terrains fehlt, und sehr wahrscheinlich noch auf lange hin fehlen wird. Einzelne Entfernungen brasilianischer oder vielmehr in brasilianischen Diensten Rehneter Ingenieure, Topographen und Planzeichner, z. B. der *Exploracao do Rio de San Francisco* sind wahre Meisterwerke; aber um eine

*) Leipzig, Brockhaus, 1873.

**) Kimmere, Rio de Janeiro, 1873.

**) Wien, Schroll, 1873.

auch nur annähernde Vollkommenheit für das ganze Land zu erlangen, dazu ist so bald noch keine Aussicht. Herr Candido Mendes de Almeida hat gegeben, was er eben geben konnte, und gewiß ist schon der angewendete Fleiß höchst dankenswerth, wenigstens ist der nächste Zweck dieses geographischen Atlas für den Schulgebrauch ein lebendiger und auch ein praktischer, denn der junge Brasilianer sieht hier, was das Land noch zu thun hat, um durch Bevölkerung, Aebau, Colonisation, Straßenverbindungen eine einigermaßen gleichartige Karte des ganzen brasilianischen Gebietes herzustellen. Man braucht nur einen Blick auf die Karte der Provinz Mato Grosso (No. 23) zu werfen, um das zu verstehen. Eine Provinz, größer wie ganz Deutschland, mit nicht so vielen Einwohnern wie die Stadt Potsdam! Wie wäre da eine kartographische Behandlung möglich? Ja, noch mehr, wozu sollte sie nützen?

Nichtdestoweniger muß das Streben auch nach dieser Richtung hin anerkannt werden. Jedes Ding kann eben nur nach seinen Bedingungen beurtheilt werden, und nach dieser Anschauung bin ich eben auch sehr versucht, die neuesten Erscheinungen der brasilianischen Literatur zu besprechen. Mögen unsere guten Wünsche für die weitere Entwicklung derselben dazu beitragen, die Aufmerksamkeit mehr als es bisher geschehen auf Daseinsein hinzuwenden, was dort aus einem verhältnißmäßig noch jungen Staatseben hervorgeht!

L. Schn.

Kleine literarische Revue.

— **Physische Studien** ist der Titel einer neuen Zeitschrift, welche vom 1. Januar 1874 ab unter der Leitung des Staatsraths Alexander Afkassow, und unter Mitwirkung deutscher und ausländischer Gelehrten gleichzeitig in Leipzig bei Oswald Muebe und in New-York bei Ernst Steiger herausgegeben wird. Die ersten Studien sollen vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet sein, wozu bis jetzt ein eigenes Organ nach Aussage des dem Probehefte beigegebenen Prospectes nicht existirte. Diese Phänomene werden hauptsächlich 1) als solche, welche im wachen Zustande des Subjekts stattfinden — Halluzinationen, Sinnestäuschungen, zweites Gefühl, Begehr —; 2) Phänomene, welche im nichtwachen Zustande stattfinden — der normale Schlaf mit seinen Träumen und andere Eigentümlichkeiten und der abnormale Schlaf mit Somnambulismus, Hysterien und verschiedenen andern Erscheinungen des sogenannten hysterischen Magnetismus oder Mesmerismus —; 3) die Phänomene vernünftigen Charakters, die sowohl im wachen, wie im nichtwachen Zustande des Subjekts stattfinden, deren subjectiver Charakter jedoch derartig verwischt erscheint, daß ihre effectuelle Objectivität außerhalb des Subjekts ihre unterscheidende Eigentümlichkeit bildet — die sogenannten spiritistischen Phänomene.

Der Herausgeber erklärt sich als einen Anhänger derjenigen Richtung, welche die Phänomene des Spiritismus in einem gegenständlichen wissenschaftlichen Studien machen und deren Wirklichkeit auf streng experimentellem Wege erweisen will. Von diesem Gesichtspunkte aus sollen die Gegenstände einer besonderen Aufmerksamkeit des Journals bilden, das übrigens, indem es sich auf den festen Boden des wissenschaftlichen Studiums stellt und eine reiche Sammlung von Thatsachen für die Erforschung der Wahrheit bieten will, doch ein freies Organ für alle

Ueberzeugungen für und wider die aufgestellten Hypothesen und Theorien über die Phänomene, mit denen es sich beschäftigt; zu werden verspricht. Es sind zu diesem Zwecke drei Rubriken eingerichtet: Historisches und Experimentelles; Theoretisches und Polemisches; Tagesneuigkeiten. Als Mitarbeiter werden genannt: Professor W. Crookes in London; Professor Dr. Fr. Hoffmann in Würzburg; Dr. Max Verto in Bern; Professor Butlerow in Petersburg. Das erste Heft enthält: Bericht des Comités der diatetischen Gesellschaft in London und seines Subcomités über den Spiritismus; der Spiritismus im Lichte der modernen Wissenschaft betrachtet von William Crookes; Bestätigung der Realität medizinischer Erscheinungen von A. Butlerow; Mesmerismus, Hysterien und Spiritismus von Alfred Russel Wallace; ein Referat vom Professor Franz Hoffmann über das Werk von G. Teichmüller „Ueber die Unsterblichkeit der Seele“; endlich mehrere kleinere Mittheilungen. Ohne uns Lügeln ein vollständiges Urtheil erlauben zu wollen, scheint uns die Zeitschrift doch hauptsächlich eine Vertreterin des Spiritismus werden zu sollen.

— **Cornis Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark.** *)

Wenn die Geschichte im Gemache des Trauerspiels oder auch des Romans erscheint, wird ihr fast immer die Unwahrheit beigegeben, ein Vergeben, welches den schönen Namen „poetische Freiheit“ trägt. Nicht Schiller, nicht Goethe und kaum Shakespeare haben sich davon rein erhalten können, wie viel weniger ihre Epigonen. Das historische Trauerspiel ohne Umdeutung auf die Bühne zu bringen, sollte aber immer mehr als eine schwere aber doch erreichbare Aufgabe der modernen Dramatiker betrachtet werden. Sie müßten sich für denselben halten, Volksohnschauspiele zu schaffen, in denen sie gewissermaßen als Lehrmeister der Geschichte zu wirken hätten; statt dessen geben sie uns selber, um ihre subjectiven Anschauungen darzulegen, matte Erfindungen, aber sehr sehr selten trügliche Wahrheiten.

Das vorliegende Trauerspiel muß indessen als ein achtungswerther Versuch bezeichnet werden, die eben erwähnte Aufgabe zu lösen. Es enthält die Lebensgeschichte des berühmten Geislin Ulfeldt, welche die Erbin des Geistes und Charakters des genialen dänischen Königs Christian IV. war. Als seine natürliche Tochter glaubte sie sich zur Thronfolge berufen und feuerte den Ehrgeiz ihres Gemahls Cornis Ulfeldt zur Erfüllung ihrer Ansprüche an. Der schwache König Friedrich III. von Dänemark wird seinerseits von seiner Gemahlin gegen den mächtigen Reichshofmeister zum Kampfe angepörrt. Zwischen den beiden Ehepaaren und einigen Parteilührern spielt sich die Tragödie ab; die streng innegehaltenen historischen Schranken werden nicht durch die sonst obligaten Liebespaare übertreten und alle romantische Zuthat ist vermieden worden, dennoch fehlt es nicht an sogenannten schönen Stellen, in denen das Herz zur Geltung kommt. Die Gräfin Leonore Ulfeldt hat ihrem Gatten eine große Leidenschaft gewidmet; wo dieselbe zur Sprache kommt, weiß ihr der Autor Energie des Ausdruckes zu geben. Ueberhaupt ist die dramatische Kraft in einzelnen Szenen so bedeutend, daß es heftiglich nicht lange verschwiegen bleiben wird, wer sich unter den Namen Martin Greif verbirgt. Es wäre zu bedauern, wenn er nicht zu noch mehreren Schöpfungen sich ermuntern ließe. Der erste Versuch, — wenigstens halten wir dies Stück für einen solchen, — verleiht ihm entschieden Erfolg.

Dr. v. D.

*) Trauerspiel in 5 Akten mit einem Vorspiel von Martin Greif. München, J. M. Finkler.

— **Neuer Aufschluß über den Jesuitismus.** *) Eine gründliche Kenntniß der Geschichte des Jesuitismus und des Papstthums ist die Bedingung, ohne welche man die heutige Katastrophe in der katholischen Kirche nicht verstehen kann. Der Verfasser, längst rühmlichst bewährt durch andere Schriften, einer der edelsten Vertreter in der Bewegung der Katholiken, gegen die Infallibilität des Papstes, giebt uns eine Darstellung des Jesuitenordens, wie sie so lichtvoll, gerecht, human noch nie durchgeführt worden ist. Man zieht aus der Lectüre dieses Buches den reichsten Gewinn, ja man gelangt durch dasselbe zu ganz anderen Einsichten über den Jesuitismus, als alle bisherigen. Die berühmte Konsequenz des Katholicismus ist hier das Gesicht: Wer dem Teufel eine Hand giebt, muß ihm auch die andere geben. Mit seinem Augenstandniß an die Jesuiten ist man bis dahin freigeblieben gewesen, als mit dem der Klugheit. Das fällt von jetzt ab fort. Eine gewisse Klugheit niedern Grades wird man ihnen zugehen müssen, da es aber stets eine solche ist, welche nicht das Ende der Wege voraussetzt, so läuft dieser Verstandniß des Weltverhältnisses die äußerste Beschränktheit nicht etwa parallel, sondern wird von dem Mangel an Einsicht, an Intelligenz überflügelt, ins Verderben gerissen. Wie kann der Klug sein im größten Eitel, der so etwas über sich hereinbrechen läßt?

Es giebt vielleicht kein anderes Phänomen in der Geschichte der Menschheit, in dem so entgegengelegte Eigenschaften vermischt sind, wie im Jesuitismus. Geist und harter Egoismus, selten aber Geist, der schäferisch ist, und sich auf Ideen versteht, vermeinte Heiligkeit und offenkundiger Betrug, Selbstaufopferung und Genußsucht, Nächstenliebe und bössliche Grausamkeit, Gewissenhaftigkeit und entsetzliche Gewissenlosigkeit. — Weiter gewinnen wir aus vorliegendem Werke die Ueberzeugung, daß der Jesuitismus namentlich in seiner Theorie ein höchst gerader Geisteszustand ist, die sich vielfach auch in der Praxis nachweisen läßt, obwohl es unter den Jesuiten auch Männer von heiligem Verstande, von umfassendem Wissen, von wahrhaft göttlicher Gesinnung gegeben hat. Im ersten Punkt ist unser Buch auch ein wichtiger Beitrag zur Psychiatrie. Der einzige Mann im Jesuitenorden von Genie war Ignazius von Loyola, seine Anhänger sind mehr oder weniger bloße Talente, Automaten, die dem Meister nachtraten, ihn mechanisch nachahmen; sie sind seine Diener, seine Sklaven, die bei lebendigem Leibe abgestorben, willenlos geworden sind, und dennoch in Folge der ihnen zu Theil gewordenen Ausbildung jede Rolle spielen können, die ihnen von obenher zugeheilt wird.

Der Jesuitismus ist ein unzerstörbares Nest von Proteusnaturen. Jeder Jesuit kann alle Geisteskräfte und Willenskräfte spielen. Er ist, wenn es drauf ankommt: Kanzleirechner, Seelsorger, Inquisitor, Missionär, lesender Professor, Diplomat, Minister, Feldherr, fürstlicher Herr und Pöpsel, Philosoph und Theolog zugleich, Jurist, Kameralist, Naturforscher, Astronom, der oft die wichtigsten Entdeckungen macht, Arzt; er ist Kaufmann, Agent, Konjul; er vermag Allen Alles zu sein; er ist in all dem Schauspieler, der, eben weil er auf alle Charaktere dreist ist, keinen individuellen Charakter mehr hat. In Ignazius von Loyola ist das bereits verpuppt und doch schon entpuppt. In Ignazius ist das alles wie aus Bronze gegossen, aus Granit gemeißelt. Er ist ein genialer Vorläufer Napoleons des Ersten, er ist wie dieser Soldat im weitesten Sinne, aber

auch Staatsmann mit dem fernstreichendsten Scharfblick, Weiser in der strategischen Ueberlegenheit, in der Kunst der Massenbeherrschung, wie in der Kunst, im Auge zu organisiren. Auch dieses Bild in Lebensgröße, vielmehr diese kolossale Gestalt eines Mannes von fabelhafter Originalität springt uns aus unserm Buche lebendig entgegen.

Wäre das Reich der Jesuiten auf die strengste Sittlichkeit gegründet, so hätte jeder Mensch von Verstande, von Anlagen, von Intelligenz, von dem heroischen Drange nach Tapferkeit gewiß die stärkste Anwandlung zu erfahren, unter die Jesuiten zu gehen. So jedoch, wie sich dieser Orden nach unserm Buche thatsächlich erweist, ist er ein Kultus des Satans. Daß die Jesuiten als Rasse eine so himmelstreichende Vertheilung von Geist andenten konnten, eine Schule ausbeden, in der die frechste Denunziation ununterbrochen geboten ist, so daß in ihr Niemand, auch selbst der General weder Tag noch Nacht sicher ist, aufgehoben, dem Tode überliefert zu werden, das eben ist ein kolossaler Beweis von dem geringen, ungläublich beschränkten Verstande der Jesuiten, so daß ihre berühmte Klugheit sich als eine methodisch und sepißistisch verdeckte Schwachköpfigkeit erweist. Will ein begabter Dichter einen neuen, ganz anders gearteten Mephistopheles erschaffen, als jenen bisherigen, so studire er das vorliegende Buch. Wer uns eines Anderen belehrt, soll uns willkommen sein. Wir haben unter der Voraussetzung, daß die historischen Fakta der Subversen Darstellung richtig sind, unser Urtheil gefällt. Könnte uns Jemand beweisen, daß jene unrichtig ist, so würden wir unser Urtheil zurücknehmen.

Alexander Jung.

— **Orientalische Studien in Nordamerika.** Aus dem Gebiete theologischer Forschung dürften Mittheilungen der New-Yorker Zeitschrift „The Publishers Weekly“ *) über neue kritische Kommentare des 2. Buches Moses (Exodus) interessant sein. Es ist dies zunächst eine größere Arbeit von J. E. Coet, Canon of Exeter, die als Eingeladener aus „Speakers Commentary of Pentateuch“ verlegt **) und neben dem Commentar einen „Essay“, „On the Bearings of Egyptian History on the Pentateuch“, eine neue Karte des Theils der Sinaihalbinsel, welchen die Juden durchzogen haben, und Zeichnungen über die vermutliche Form des Tabernakels enthält. Außer diesem Werk haben Melancton W. Jacobus und Alfred Revin ausführliche Noten zum Exodus veröffentlicht.

A. J.

Sprechsaal.

Der hiesiglebende Prince-Smith, einer der trefflichsten Rational-Defensoren, hat nach kurz vor seinem Tode eine Broschüre über den Staat und den Volkshaushalt***) der Defensivität übergeben. Er nannte sie mit Recht eine Skizze, aber dieser Umriß steht in so festen Zügen da, der Geist, welcher in ihm weht, ist ein so klarer, humaner und vernunftbegeisterter, die Sprache, trotz einiger Anglizismen, so einfach und deutlich, und vor allen der Gegenstand ein so wichtiger, daß nur Bedeutlosigkeit oder Mangel

*) New-York, Scribner, Armstrong u. Comp.

**) Erliches Buch erschien bei Robert Carter u. Bros., letztere bei Claxton, Remen und Haffelinger in New-York.

**) Der Staat und der Volkshaushalt. Eine Skizze von J. E. Prince-Smith. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1874.

*) „Der Jesuiten-Orden nach Verfassung und Doktrin, Wirklichkeit und Geschichte,“ von Johannes Huber. Berlin, 1873, C. G. Hertz'sche Verlagsbuchhandlung, Carl Pabel. 564 S.

an Einsicht die große Bedeutung der kurzen Schrift in Abrede setzen kann. Einleuchtender als hier tritt der Grundfehler der sozial-demokratischen Voraussetzungen, nämlich das Mißkennen des Wertes Gleichberechtigung, wohl nirgend an den Tag, und wie trostlose Zustände hereinbrechen müßten, wenn es den Verführern der Irreführung gelänge, praktisch das auszuführen, was in ihren Köpfen so reizend sich malt, wird Niemand zweifelhaft bleiben, der unbefangenen die wenigen Seiten durchliest. Bei derartigen Ausprüchen pflegen die Vorkämpfer der neuen Doktrin die sarkastischen Wädeln zu zeigen. Dort keine Angst, meinen sie; laßt uns nur machen. Es wird den Geldtöpen nichts schaden, wenn sie arbeiten müssen, wie wir Anderen. Indignationen vor Mangelberapfeten sind ja kein Lebensbedürfnis, und schließlich werden die Herren uns Dank dafür wissen, daß wir ihre Gesundheit verbessert haben. Und kann es nicht schlechter gehen als jetzt, also fast *experimentum*. Emith antwortet: „Unausbleiblich muß unser Kulturzustand wesentliche Veränderungen erleiden, denn es verwickelt eine zwar hohe, aber zu partielle Kultur. Die Zahl Derer, welche die Bedingungen des Mitgenusses reichlicher Befriedigungen haben erfüllen können, ist klein. So lange unsere hochentwickelte Kultur auf so enger Basis sich erhebt, ist sie immer der Gefahr des Umstürzens ausgesetzt. Der Weg zu gründlichen Reformen wird sich auf einer höheren Stufe der Volksbildung finden lassen, indem wir auf der vorhandenen befähigten Grundlage eifrig suchen, wo und wie sich Besseres verwirklichen läßt, ohne an dem schon Errungenen überwindende Opfer zu erweisen. Und auf diesem Wege hört das Vortheilen nie auf, wenn es sich auch nicht allseitig gleich rasch bewegt. Bieten wir nur unseren kräftigsten Widerstand auf gegen Solche, welche aus Ungebuld völlig rücksichtslos geworden, in ihrem Unannehme die Stützpunkte des Tempels umreißen möchten, und nicht blos zurückgehen würden, sich selbst unter den Trümmern begraben zu lassen, so die im Überbau tagenden Philister unterjochen bei dem allgemeinen Ruin! Der Behauptung, daß das Volk am besten die Bedingungen seines Wohls und die Wege zu dessen Erreichung kennt, widersprechen wir auf das Entschiedenste. Wie wäre es denn möglich, daß es zu solcher Einsicht gelangen könnte? Bedenken wir, daß „das Volk“, nämlich die nach keine wirtschaftliche Erbrigung, geistige und sittliche Verdienste oder sonst kulturelle Errungenschaft sich kennzeichnende ununterschiedene Masse, selbstredend aus den unwissendsten Klassen der Bevölkerung besteht, welche, wie eine nähere Beobachtung und sofort zeigt, nicht bloß die relativ Unwissendsten, sondern auch positiv unwissender sind, als man ohne genaueres Zusehen an glauben pflegt. Je unwissender aber, um so mehr ist der Mensch Phantasie, wie das ursprüngliche Vorderrücken des Überglaubens zeigt. . . . Das Volk hört oft mit einem gewissen Gleichmuth reden von einer Umwälzung aller . . . erprobten Stufen, weil es sich sagen läßt, es habe dabei nichts zu verlieren; es habe unter dem bestehenden System nur das dürftigste tägliche Brod, welches ihm doch, was auch komme, verbleiben müsse; denn leben müsse es doch! — eine Nothwendigkeit, welche keineswegs feststeht; denn wenn die ineinandergreifenden wirtschaftlichen Einrichtungen zerstört werden sollten, welche erforderlich gemacht sind, um für vielleicht vier- bis sechstaufend Menschen auf der Quadratmeile selbst das nothdürftigste tägliche Brod herbeizuschaffen, so schwände für die jegliche Bevölkerungsmenge selbst die Möglichkeit des Lebens; die Menschenzahl müßte augenblicklich entsprechend sich vermindern durch die Wirkung des aus der Züdrung resultierenden Elends.“ Leicht nehmen darf man die drohende Gefahr nicht, und Mittel, sie zu vermeiden, liegen wie

es scheint, nur in wesentlich verbesserter Erziehung, welche auf mehr Humanität in der Jugend der oberen, und auf größere Kenntniss in der der unteren zu richten wäre. Natürlich kann dieses Mittel nur langsam wirken, und es man inzwischen das allgemeine Wahlrecht etwa dahin beschränken soll, daß nur verstandesreife, also ältere Männer, vielleicht vom dreißigsten Jahre ab oder noch später, es ausüben könnten, oder dahin erweitern, daß das Wählen jedem Berechtigten zur Pflicht gemacht würde, muß von dem Gebrauch abhängen, welchen die Umsturzpartei von ihrer sogenannten Organisation macht. Unthätig zusehen, wie man seine Fundamente unterwühlt, kann der Staat nicht. Seine Gedanken über den Weg, welchen die Kultur eingeschlagen hat, und den Nachweis, daß dieser Weg kein willkürlicher, sondern ein notwendiger gewesen ist, giebt der Autor ohne Gefäßigkeit, ohne Phrasen, ohne Bemäntelung. „Wir stoßen“, heißt es, „bei dem Betracht des Verlaufs der Kulturentwicklung auf Vieles, das uns als sehr verkehrt vorkommt, weil wir uns die Gründe dafür nicht klar gemacht haben. Aber wir dürfen annehmen, daß es seine guten Gründe für das scheinbar Verkehrte giebt; daß die scheinbar so schreckenden Mißstände nur so lange bestehen als es an den Mitteln, geistigen oder dinglichen, fehlt, die Sachen besser einzurichten; und daß die Menschen, mögen ihre Zustände noch so verkehrt und schlecht erscheinen, sich jederzeit so gut einrichten, als sie zur Zeit es eben können, indem sie im Ganzen die besten Zustände herstellen, die sich mit den vorhandenen Kulturmitteln herstellen lassen. Bessere Zustände lassen sich freilich leicht genug ausdenken; aber um solche herzustellen zu können, müßte man geistig, sittlich und materiell weiter vorgeschritten sein.“ D. E. S.

Das rasche Wachsthum der altkatholischen Bewegung, die Konsolidirung der kirchenamtlichen Verhältnisse der neuen Konfession, die sich doch mit Recht „alt“ nennen kann, muß Jedem, der da sehen will, zeigen, daß der alte Wahlspruch „Allesdarf macht hartig“, und „Allesdarf gepannt zerreiht der Bogen“ in Ehren bleibt. Auf daß der heiße Kampf nun aber auch in eifrig Gegenden getragen werde, hat vor Kurzem der Bibliothekar der Universität Cambridge, Herr Magnussen, ein Gelehrter von Ruf, dem zweiten Hitzbrief des Bischofs Reinken ins Isländische übertragen; es wird dieses interessante Schriftwerk demnächst in einer Zeitung Islands erscheinen, gewiß auch eine auf literarischem Gebiete denkwürdige Vorgehenheit. Jt.

Wie mächtig die Strömung der Ideen für höhern Frauenunterricht jetzt in England geworden, zeigt die Thatsache, daß auch der alte Hochsitz der Konservativität, die Exeter-Universität Oxford — von der freilich die jüngere aus ihr hervorgegangene Generation behauptet, daß sie jetzt die liberalste Universität Alt-Englands sei — der gewaltig auf sie eindringenden Strömung nicht länger Widerstand leisten kann. Der Vicekanzler von Oxford, Dr. Eiddell, hat Räume zu Damenvorlesungen bewilligt, und Ende Januar hat Herr Johnson von A. M. Zents College einen Kursus von Vorlesungen über englische Geschichte eröffnet, vor etwa siebenzig Zuhörerinnen. Es zirkulirt außerdem eine Petition, um die Universität aufzufordern, die Erlaubnis zu gewähren, daß Damen zu jedem Universitätskollagen, zu dem sie sich melden, zugelassen werden sollen. M. B.

Durch alle Buchhandlungen Probeummere.

(70)

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften. In Nummern oder Heften, Pr. viertelj. 1 Thlr.

In Ferd. Dümmler's Verlagshandlung (Harrwitz u. Gohmann) ist kürzlich erschienen: **Der Israel** von **Emanuel Deutsch**, Bibliothek des am Heilichen Museum u. f. w. Aus dem Englischen übertragen. Autorisirte Ausgabe. gr. 8. geb. 12 Sgr. Ein Einzelstück zu der folgenden in unserem Verlage vor vier Jahren erschienenen: **Der Caland** von **Emanuel Deutsch**, Bibliothek des am Heilichen Museum, ähnlich u. f. w. Aus der neuesten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen. Autorisirte Ausgabe. gr. 8. geb. 12 Sgr. (71)

Der im März d. J. vorhergehende Verfall hatte die Absicht den zuerst genannten Essay selbst ins Deutsche zu übertragen und dabei mit Zusätzen zu versehen, wie er es früher mit demjenigen über den Caland gethan. Eine längere Studien-Reise in den Orient und später anhaltende Krankheit haben die Ausführung verhindert. Die Verlagshandlung hat es unter diesen Umständen für ihre Pflicht gehalten, dem deutschen Publikum die letzte Arbeit des Verfassers, die vor einigen Jahren in dem Quarterly Review erschien, nicht länger verweilen zu lassen, und hat die Abhandlung von sachkundiger Hand übertragen lassen.

Erst Beginn dieses Jahres erscheint in meinem Verlage:

Jenaer Literatur-Zeitung

Im Auftrage der Universität Jena herausgegeben von Anton Aletti.

Möndlich 1 Nummer von 14-2 Seiten. Preis pro Quartal 2 Thlr.

Diese neue Zeitschrift hat sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes und das Hervortreten ihrer Mitarbeiter in der wüthenden Anerkennung verkauft. Redaction und Verlagshandlung werden es sich anstrengen kein lassen, das ihnen im reichsten Maße entgegengebrachte Vertrauen fortwährend zu rechtfertigen und auf fleißige Verwillkommenheit des Blattes nach jeder Richtung hin bedacht zu sein.

Probeummere sind durch jede Buchhandlung oder auch direct von der unterzeichneten Verlagshandlung zu beziehen. (72)

Bestellungen auf das 1. und 2. Quartal nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen. **Jena, im März 1871.** **Rauke's Verlag (Hermann Dufft).**

Im Verlage von **H. Krüger** in **Leipzig** sind folgende erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Colmar und Ludwig XIV. (1648-1715).

Ein Beitrag zur elsässischen Städtegeschichte im siebzehnten Jahrhundert. Aus ungedruckten Chroniken gesammelt und herausgegeben

von **Julius Rathgeber**, Pfarrer in den Vogesen.

8. Weh. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 fr. rhein.

Colmar und die Schreckenszeit. Ein Tagebuch und Aktenstücke aus dem**Revolutionenjahre 1789-1796.**

Aus ungedruckten Quellen gesammelt und herausgegeben

von **Julius Rathgeber**, Pfarrer in den Vogesen.

8. Weh. Preis 21 Sgr. oder 1 fl. 12 fr. rhein.

Der unvollstehende Brand der Stadtbibliothek hat das Material zu einer inneren Geschichte des Elsas auf das fürchterliche gerichtet und es mühte mit einer, unter der Aufsicht des das neue Reichthum entsprechenden Kenntniss derselben trauig bestellt ist, wäre nicht in einzelnen Privatammlungen noch Manuskript erhalten worden. Einer solchen entstammen denn auch die beiden vorstehenden Schriften. Sie führen uns in zwei Verlorenen die Geschichte Colmars, des alten Reichthums, ein, und zwar mit der ganzen Reichthums- und Lebensfülle, die nur der Mittelalter, Mittelalter und Mittelalter solchen Schilderungen zu verleihen vermag. Sie kommen daher auch das Teilnahme des Publikums nicht nur für das Elsas, sondern auch für die Kulturgeschichte überhaupt entgegen und verdienen in hohem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit und eine weite Verbreitung. (73)

Im v. J. erschien in unserem Verlage:

Das Leben Raphael's von Urbino.

Italiänischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar von **German Grimm.** (74)

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphael's Bildnis nach dem Original in der Münchner Gallerie in Albertotypie, und zwei photograph. Schrifttafeln. (Facsimile von Senotens Raphael's.) Kupferdruckpapier. Gr. 8. Preis: 4 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin.

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adams.** (75) Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildnis der Königin nach einer Mühle von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe.

In Heftchen mit Gehschnitt 2 Thlr. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin.

Dieser Nummer liegt bei: Ein Prospekt, betr. **Empfehlenswerthe Bücher**, erschienen in der **G. F. Winter'schen** Verlagshandlung in Leipzig. (76)

Zur Einführung in Schulen und zu Benutzung beim Privat-Unterricht empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagshandlung (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin:

Lehrbücher

der **französischen und englischen Sprache** von **Dr. Bernhard Schmid.**

Französisches Elementarbuch, nebst Bemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorkurs der französischen Sprache. Sechste, vollständig überarbeitete Auflage. (Seeben erscheinen.) Preis: 12 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte Auflage. (Seeben erscheinen.) Preis: 15 Sgr.

Beide Theile, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuches.

Englisches Elementarbuch, mit zugehöriger Beschreibung der Aussprache. Im Lehrbuch mit welchem man auch selbstständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Sechste, vollständig überarbeitete Auflage. 1873. 9 Bogen. 12 Sgr.

Englische Grammatik, nach einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überaus. Fünfte Auflage. (Nur der zweite) 1 Thlr.

Die Verfasser, **Heinrich Büchtemann**, ist für die Methode des Unterrichts in den neueren Sprachen ein Interesse hat, ignoriert nicht, in durch andere wertvolle Bemerkungen der Schulbuchliteratur bereits reichlich bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene, **Englische Grammatik** ist unstreitig eine der gelungensten. **Pöbmann, Reform.**

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von **Heinrich Büchtemann**, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeilen zur Vereinfachung der Aussprache; nebst einer bequemen Auswahl von leichten Materialien zu Übersetzungen und Reden. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bogen.) 25 Sgr.

Dieses mit **Geist** und **Wissenschaft** ausgestattete Sammlung des durch seine Beiträge und Artikel vertheilt bekannten Verfassers ist durch die erläuterten Anmerkungen auch für den Selbstunterricht sehr bequemer. **Pöbmann, Reform.**

Die englische Aussprache in möglichster und zuverlässigster Darstellung nach **Heinrich Büchtemann**, **Walter Knowles** und **Emery**. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, die bestimmt für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. geb. 15 Sgr.

Von **besonderen Werthe**. Es gibt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Interesse gründlich befragende, nichts zuverlässigere Darstellung. **Pöbmann, Reform.**

Fr. Weidke's Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von **Dr. Bernhard Schmid**. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12 Sgr. (77)

Alles, was uns auf dem Geheite der neueren Sprachen von **Dr. Schmid** dargelegt wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Unzweifelhaften, des Ueberflüssigen an sich. **Wagmann, Schulrat.**

Von **Dr. Schmid** werden auch direct auf gefordertes Verlangen Exemplare dieser Bücher gratis zur geneigten Prüfung in Dinsten.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Nr. 12. Redaction: **Dr. Schmid**. Verlag: **Ferd. Dümmler's Verlagshandlung** (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin. Preis: 4 Thlr. von **Emil Krause** in Berlin. **Grätz, Dr. J.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 28. März 1874.

[N^o. 13.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Colmar und Ludwig XIV. Die Metamorphose einer deutschen Reichshadt. 183. — Geschichte der holländischen Kunst. 187.
Schweden. Das Amsterdamer Theater. 189.
Skandinavien. Der Dichter Oron Lundgren. 191.
Frankreich. Marie Antoinette und ihr Briefwechsel. 195.
Nord-Amerika. Franziskus aus dem Gebirge. 197.
Eine literarische Krone. Schopenhauer. 198. — Der Heirat. 199.
Die Kunst der Correspondenz. 199. — Die Verhältnisse der Kunst in unserer Zeit. 199.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeigter Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Colmar und Ludwig XIV.*)

Die Metamorphose einer deutschen Reichshadt.

Der Reichshadtliche Friede hatte die Reichshadt der Elsass und einer geistlichen und weltlichen in eine noch brüderlicher und verworrener Lage versetzt. Während der zweiten Hälfte des hundertjährigen Krieges war das Elsass der Tummelplatz der Schweden und Franzosen gewesen, die unter dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar hatte auch nach dessen Tode das Land behauptet, aber die Verhältnisse, welche der endlich anno 1650 folgende Abmarsch dieser Kriegsvölker gewährte, wurde nicht das Signal zu einer Klärung und Besserung der Verhältnisse, am wenigsten in den zehn Reichshadt der Landvogtei Hagenau. Denn wohl war die Reichshadtbarkeit dieser Reichshadt in dem Münsterschen Friedensinstrument anerkannt worden, jedoch die Inhaberschaft der Landvogtei war denselben Stipulationen zufolge von dem Habsburgischen Kaiserthum auf die Krone Frankreich übergegangen, gleichwie die volle Souveränität über die bisher österreichische Landgrafschaft Oberelsaß. Und was konnte jetzt die Reichshadtbarkeit der „allseitigen Delapoll“ bedeuten, wenn den Städten der Weg zum deutschen Reichstage verschlossen war? Ein französischer Beamter, der Graf von Harcourt war Ober-Landvogt der Präfektur Hagenau geworden (— beiläufig bemerkt, dem Namen nach die älteste „Präfektur“, die es im Umfange des französischen Reiches gegeben hat!) — und das Frankreich dieser Jahre einen viel reicheren Inhalt beilegen wollte als vordem die Häuser Oesterreich und Kurpfalz gethan, das war aus den ersten Handlungen der gallischen Machthaber offenbar. Doch widerstrebten die Reichshadt mannhaft, sie appel-

lirten fort und fort nach Syer, an das Reichskammergericht, nicht an die königlich französische Kammer von Breisach, die 1649 eingesetzt worden, nicht an den Conseil souverain d'Alsace zu Colmar, der im Jahre 1657 die Kammer von Breisach in der Eigenschaft als oberster Gerichtshof des Elsass abgelöst hatte. Eigenthümlich genug fanden demnach die Dinge in den Reichshadt des Landes, am eigenthümlichsten sumat in Colmar, welche Freiheit dem Schwerpunkt der französischen Staatshalterchaft, nämlich den Elsbäumer Behörden am nächsten war. Hier waltete Herr Colbert, ein Bruder des späteren Finanzministers, als erster französischer Intendant: er hat, wie die Urkunden der Zeit vermelden, viel Mühe und viel Krieger gehabt.

Die Geschichte dieser merkwürdigen Uebergangsperiode ist bisher ziemlich vernachlässigt worden. Einige Dunkelheiten derselben hat die Histoire du Conseil souverain d'Alsace, welche 1860 die Franzosen Pilet und de Reymond, Appellationsgerichtsräthe zu Colmar, aus den Akten des einstigen elssächsischen Parla- mentes herausgaben, aufgehellt, jedoch eben nur im Zusammenhang mit der Jurisdiktion und gleichwie die rechtshistorischen Studien ihres Kollegen und Vorgängers des Appellationsgerichtsrathes Béron-Rivière, von den nichtjuristischen Schriftstellern wenig beachtet; besonders war das Quellenmaterial im Staub der Archive und Bibliotheken liegen geblieben und dieses wiederum schien durch gewaltthätige Umstände bedeutend verkleinert zu sein. Aber mag der Straßburger Brand von 1688, mag die Einsiedlung der Straßburger Bibliotheken bei der Belagerung von 1870 sehr viel werthvolle Handschriften, Staatsurkunden und Chroniken veratet haben, es ist immer noch ein hübscher Schatz von ungedruckten Quellenwerten zurückgeblieben, den zu heben dem Fleiße der Historiker vorbehalten ist.

Der streblame evangelische Pfarrer Julius Rathgeber zu Ernstshausen bei Zabern, Verfasser der von und warm empfohlenen Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg, hat von dem gelehrten Rechtshistoriker, Advokaten Ignaz Hausmann (dem einstigen Vertheidiger des prechtantigen St. Thomasklosters) durch Mittheilung einer Anzahl kostbarer Manuskripte bestund unterstützt, eine ganze Reihe von Faksimilstrahlen auf das dunkle Feld jener Uebergangsperiode unter Ludwig XIV. werfen können, in dem er zwölf handschriftliche Stücke, welche die Zeit von 1648 bis 1715 betreffen, zum ersten Male im Druck veröffentlicht hat. Wir begreifen diese Publikation mit wahrhafter Freude, wenn wir auch gewöhnlich hätten, daß sie noch vollständiger ausgefallen wäre. Den lebendigen Zweck der Geschichtsforschung gemäß beruht der hauptsächlichste Werth neugebundener Chroniken in deren Vollständigkeit, Bruchstücke aus denselben, wie Herr Rathgeber sie ausgegeben hat, sind gewiss allen Sachkundern willkommen, aber sie sind selbstverständlich außer Stande, alte Lücken der historischen Entwicklung anzuzeigen, das Fehlende zu ergänzen, das Dunkle und Unklare durch gleichmäßige Beleuchtung in das rechte Licht zu stellen. In der Geschichte kommt es immer zunächst an den Fäden der Gesamtentwicklung an, weshalb wir lieber geistig hätten, wenn Herr Rathgeber, statt das „Hauptstücklein des elssächsischen Edmachersmeisters Mathias Taubert“ und Auszüge aus Ulrich Döckers, gewesenen Evang. Hallsenators Hausbuche zu geben, ein Paar von

*) Colmar und Ludwig XIV. (1648—1715). Ein Beitrag zur elssächsischen Städtgeschichte im hundertjährigen Jahrhundert. Aus ungedruckten Chroniken gesammelt und herausgegeben von Julius Rathgeber, Pfarrer in den Bergen. Stuttgart, H. Kröner, 1873. X und 211 Seiten gr. 8.

den Chroniken, aus denen er Bruchstücke mittheilt, in ganzer Ausführlichkeit hätte abdrucken lassen. Die Urtheile angelegelter Leute aus längst vergangener Zeit sind zwar immer kulturhistorisch merkwürdig, desto weniger aber staatsgeschichtlich von Bedeutung, weil die Betreffenden, hätten sie auch allwies den Muthwill eines Tankreder oder eines Döhlke, doch den Gang der Ereignisse nicht zu übersehen vermögen! Eine selbstständige pragmatische Geschichtsberzählung des Herrn Rathgeber auf der Grundlage des ihm zugänglichen Materials hätte aus lebhafterer angenehmer, als dieser Mosaik von Urkunden, wo wir auf Schritt und Tritt an kritische Voricht gemahnt werden, und gerade der orientierte Etschforscher am unerwünschten fühlte, auf wie unsicherem Boden er hier wandelt. Die „Mira Colmarianensium Metamorphosis“, wie Magister Nicoloas Klein, weiland evangelischer Kirchen-Diakonus und Gymnasial-Professor zu Colmar (lebte 1638 bis 1693) unter diesem Titel, dann auch in seiner „Chronica Colmarianensis“ und in den von ihm und seinem Vater abgefaßten „Miscellanea Colmarianensia“ die Verwandlung der deutschen Reichsbürger von Colmar in locale Unterthanen Frankreichs geschildert hat, würde und unendlich vollkommen verständlich sein, wenn die „Kleine Chronik der Stadt Colmar“, aus welcher Herr Zak. Rathgeber die Jahre 1648 bis 1715 herausgegriffen hat, aus wenigstens für das ganze 17. und 18. Jahrhundert vor Augen läge. Diese Chronik, nächst der von Gérard und Eiblin 1854 publizierten Dominikanerchronik von Colmar, die wichtigste ihrer Art, reicht vom Ursprung der Stadt im 9. Jahrhundert bis zum Jahre 1788 und muß auch in Betreff der Reformationsgeschichte des Oberelsasses höchst interessante Daten enthalten. Auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts kommt es aber zur Erklärung der Katastrophen des folgenden Zeitalters sehr wesentlich an.

Wer ein richtiges Verständnis der Epoche erlangen will, in welcher das Etsch dem deutschen Reiche verloren ging, muß auf die kirchenpolitischen Kämpfe der Reformationszeit zurückgehen. In dieser hat Colmar sein Schicksal vorbereitet, denn die schwere konfessionelle Spaltung der Einwohnerschaft, das Produkt einer halb hegreichen, zur guten Hälfte aber auch gescheiterten Bewegung, brachte in der Politik des reichsstädtischen Magistrats ein Schwanzen hervor, das von den bedenklichen Folgen war. Ein oberflächlicher Leser der Bruchstücke, welche Herr Pfarrer Rathgeber lediglich aus protestantischen Quellen mitgetheilt hat, könnte an den Gedanken kommen, Colmar sei gleich Straßburg im 16. und 17. Jahrhundert eine rein evangelische Reichsstadt gewesen, es habe dem oberelsässischen Protestantismus ebenso zum Mittelpunkt gedient, wie Straßburg den niederelsässischen Glaubensverwandten. Dem war aber nicht so. Der Katholizismus hat in Colmar ein sehr langes Leben geführt, nur die Gemeinde der Barfüßer- oder Spitalkirche trat ganz zum Lutherthum über, in den Sprengeln der St. Martinuskirche (d. h. der Hauptkirche von Colmar) und der St. Peter-Propsteikirche behielt der alte Glaube zahlreiche Anhänger, ja es war 1568 eine starke Konfession des damals noch ganz katholischen Magistrats, daß die Protestanten den Kleingebrauch der Barfüßerkirche erlangten. Sie ist noch heutzutage die Pfarrkirche der Evangelischen Colmars. Indessen erstreckte die Lutheraner durch die Energie ihres Auftretens, was ihnen an Zahl abging. Waren sie 1570 sogar wieder um den Besitz ihres Tempels gekommen, so gab die Politik des „Dristmeisters“ Michael Busch ihnen 1575 nicht nur und jetzt für immer die Spitalkirche zurück, sondern auch das Recht des städtischen Regiments in die Hände und diese Macht wurde von ihnen dermaßen ausgenutzt, daß die Katholiken, ob-

wohl nahezu die Mehrheit der Einwohner, aus allen öffentlichen Ämtern verjagt und mit vielen Bedrückungen heimgekehrt wurden. Den kaiserlichen Kommissaren, welche Maximilian II. und Rudolf II. zur Abhilfe der katholischen Beschwerden nach Colmar sandten, wurde die unehrterbete Antwort zu Theil, man habe ihnen nicht Rechenschaft abzulegen, kurz, auch die protestantischen Gewehrbräuner, welche diese Thatfachen berichten, müssen einräumen, daß das Betragen des evangelischen Magistrats weder lokal noch gerecht war. Und nicht minder inoffert war die Haltung während des dreißigjährigen Krieges. Als der schwedische Feldmarschall Gustav Horn 1632 an der Spitze einer beutegierigen Armee sengend und brennend in das Etsch eingefallen, rekrutierten die Bürger der kaiserlichen Reichsstadt gegen den teilsittlichen Kommandanten Bernier, Verrath öffnete den Schweden die Thore und Bernier kam vor der blinden Wuth der Einwohner kaum mit dem Leben davon! Dann 1634, nachdem die Schweden die Nördlingen geschlagen sind, wird von Colmar französische Garnison eingenommen und am 1. August 1635 schließt die Stadt einen förmlichen Vertrag mit Ludwig XIII. ab, durch den sie sich unter den Schutz der Krone Frankreich stellt. Wenn nach solchen Antecedenzen die diplomatischen Vertreter Colmars auf dem Denabrunder Friedenskonferenz die Reichsdiene der Hauptstadt des Oberelsasses zu verteidigen wagten, so haben sie allerdings ein hohes Etsch Arbeit gehabt. Doch der unparteiliche Berichterstatter wird anerkennen müssen: die Rücksichtslosigkeit, mit der Colmar von Ludwig XIV. bedrückt wurde, war nach derartigen Proben des Wankelmuths nicht so ganz unverbient.

Jetzt wird man einige Thatfachen besser verstehen, welche aus den von Herrn Rathgeber beigebrachten Quellen besonders hervorkommen. Die Erinnerung an die reichshändische Eulstid der Stadt war seit 1648 wieder lebendig geworden, es wurde nach Einschätzung des Grafen Harcourt in die Landvogtei des Kaisers (Juli 1653) aufs Neue geschworen, aber während man zwischen dem katholischen König von Frankreich und dem katholischen Reichsoberhaupt zu wählen hatte, wurde das Etsch der Bedrückung der Katholiken geruhig fortgesetzt, im Jahre 1655 kam auch noch die St. Petrus-Propsteikirche genommen und 1659 verordnet, daß kein Katholik mehr Staatsrat werden dürfe, die alten wurden „nach einweisen geduldet“. Natürlich war diese Verfahren mit den Bestimmungen des westphälischen Friedens in großem Widerspruch und nur allzu natürlich wiederum, daß die von französischer Seite ebenfalls mit Uebergriffen beunruhigt wurde, nämlich durch die Visitation, die der Oberlandvogt Herzog von Magazin 1664 in den zehn Reichshänden abhielt und dabei, in Colmar anfangend, gleich die ererbtesten Zeitungen zur Sprache brachte. 1665 verlagten darauf Colmar und die übrigen eiser Reichshände den König beim Reichstage zu Regensburg; Mainz, Kur-Köln, Schweden und Hessen-Kassel wurden auf Frankreichs Vorschlag zu Schiedsrichtern ernannt, weil Colmars Muth wuchs darüber, so, daß es eine silberne Münze in der Größe eines Reichthalers schlagen ließ, mit dem Brustbilde Kaiser Leopolds, dem Stadtmappen aus dem Necrolog und der Aufschrift: Moneta Urbana Civitatis Imperialis Colmarensis 1666. Indessen wurde die Untersuchung der Beschwerden der zehn Reichshände erst am 11. September 1667 begonnen und bis zum 24. Februar 1673 daran gearbeitet; das Resultat war gleich Null, und die Städte nahmen dann ihren Rekurs zum Kaiser, der sie „den Westphälischen Frieden“ d. h. auf der Rechtsbasis dieser völkerrrechtlichen Vereinbarung schüßen sollte, ebenfalls ohne Erfolg. Dennoch behielten die Einwohner Colmars ihren guten

humor. Daran zeugt die Predigt des Diakonus Nikolaus Klein vom 4. Juni 1667, in welcher gemüthlich geschildert wird, wie man anno 1575, „da das helle Licht des heil. Evangeliums wieder gepredigt und der päpstliche Saertrieb ausgelegt worden“, die Katholiken mit Waffengewalt an Prozessionsgängen verhindert und Einquartierung gekerkelichter Bürger die Schuhmacher- und Schmiedekunst würde gemacht habe. Es war das die böse Dämon. Vorläufig zwar schien der gute Humor von Innen. Denn bald darauf kam die Stadt in Differenzen mit dem Herzoge von Württemberg, welchem die benachbarte Herrschaft Herbrugg gehörte. Wegen eines streitigen „Banakeines“ brach der heftigste „Vogelkrieg“ aus, von welcher Seite ein Paar Hundert Mann aufgebieten wurden, eiliche Schiffe stiegen und nachdem alle von den Bürgern auf Posten mitgenommenen „Kegeln“ d. h. Belasäffer ausgetrauert waren, im November 1669 wieder Friede gemacht ward.

Doch nun rühte die ernsthafte Katastrophe von 1673 heran. Katzig XIV., im Kriege mit Holland begriffen und einen Reichthum vorbereitend, wählte gewaltige Truppenmassen gegen den Rhein, ließ die Rheinbrücke bei Straßburg abbrennen und bezog sich selbst in das Oberelsaß, von den Schaaren des Herzogs von Lothringen und des Kriegsministers Louvois begleitet. Der letzte näherte sich Anfang August mit 700 Pferden des Obersten Marquis von Goulanges der guten Stadt Colmar, welche eben mit der Erneuerung ihres Magistrats und den Vorbereitungen zum Schwerttag beschäftigt war. Es wurde indess den lotharischen Bürgern bedeutet, es sei unnöthig, daß sie nochmals dem Kaiser schmeicheln, es könnte bei dem alten Gibe bewenden bleiben, auch möchten die Colmarer, so lange der Kdais in der Stadt sei, statutenmäßig selber nach von seinen eigenen Garben bewacht zu sein wünschen, den künftigen Truppen die Wachtposten anvertrauen! Und am 18. August kam der „Blitzstrahl“. Jene 700 Reiter trafen unverfehrt mit gespanntem Hahn in die Elze, besetzten den Wagkeller (das ehemalige Rathhaus, später Sitzsitz des Conseil souverain), nahmen die Schlüssel zu allen Thoren, Thoren, Thürmen, Wachttürmen und Zenghäusern, stellten in allen Gassen Haupt- und Schildwachen auf und ließen ihren Bürger zum Hanse heraus. Am folgenden Tage kam die ganze künftige Garde, nach der Heine Chronik 12,000 Mann stark, kommt Artillerie und Bagage. Jetzt wurde das Zeughaus von Colmar ansgenäumt; 96 große und kleine Stüde auf Rasteten, 30 Räder, 600 Doppelthaten, 4000 Rüsteten, 500 ganze Harnische, viele 1000 Gontner Pulver, über 1000 Pfisen, eine unzählige Menge von Kugeln und Granaten, viele Wagen mit Bandelleten, Ketten, Spießen und Karabinern wanderten nach Breisach und die Franzosen erklärten launend, daß keine der von ihnen in Holland eingenommenen Städte so gut ausgerüstet gewesen sei.

Am 20. August 1673 ging es an die Zerstörung der Festungswerke. 6000 Mann, theils Bürger, theils Soldaten, Zenghäuser Bauern und Bergknappen von Markirch begannen am Deimelner Thor die Niederreißung der Mälle, Thürme und Mauern. Als sie schon in bester Arbeit waren, langte der Kdais des Königs mit 230 Kutschen, 400 Manselein und 500 Karren an. In der Nähe der Stadt stieg Ludwig zu Pferde, besah die Arbeiten aus der Ferne, ließ Magistrat und Evangelische Bürger, die an besagtem Thor seiner warteten, unbeachtet, sogar auch die künftige Geistlichkeit, die aus der der Königin und Madame d'Orléans begrüßt ward, und galopierte dann nach Andolsheim weiter, wo er zu Mittag aß und einem Bauernmädchen, das ihm Obst und Tranben gereicht, fünf, nach Andern fünfzehn Pfisteln schenkte. Denn der hohe Herr war sehr ausgenäumt und

lagte zu einer Dame seines Gefolges: les Messieurs de Colmar ne sont plus si glorieux comme ils étoient.

In der That, die Zeit des hohen Selbstbewusstseins war für Colmar vorbei. Ungehore Requisitionen (12,000 Pfund Brot, 12,000 Pfund Fleisch und 6000 Maß Wein) waren schon am Morgen vor der Ankunft des Königs der Stadt auferlegt worden und ferare Requisitionen, namentlich an Getreide zur Verproviantirung von Breisach wurden in der Folgezeit eine über die andere angefordert. Die Soldateska, der nichts gut genug war, benahm sich mit grobem Uebermuth, ihre Zügellosigkeit hätte am 30. August 1673 beinahe eine Feuerbrunst angezettelt, indem 80 Tonnen Pulver auf der Hauptwache dem Künstler gegenüber lagerten und ein auf dem Boden des Gebäudes von den Soldaten angezündetes Feuer schon das Gebäude ergriffen hatte und die Tonnenreihen zu brennen anfingen. Ein über den Platz gehender Schweitzhauptmann sah die Gefahren heraufschlagen und rettete den Münkerplatz und vielleicht auch die ganze Stadt vom Untergange. Die Festungswerke wurden von den zornwüthigen Sundknechten bis auf die Fundamente zerstört.....

Colmar sank nach dieser Katastrophe zu einer französischen Landstadt herab. Am 5. Februar 1680 mußten auch auf Befehl des Unterlandvogts Generals von Monclair die kaiserlichen Reichs-Wappen aus den Insiegeln, Statthaltern, Rath- und Bürgerhäusern der zehn Freistädte entfernt werden, im November desselben Jahres wurde der erste Nationalfranzose (Franz Senaffond) Stättmeister von Colmar, aber auch vier katholische Rathsglieder mußten jetzt ausgenommen werden, die bisherige Bevölkerung der Katholiken schlug allmählich in das Gegenteil um. 1687 ward Jean George Duvalles, ein getaufter Jude und Sohn eines Adelskaten, erster künftiger Prätor von Colmar und 1698 sog der Conseil souverain d'Alsace in die Mauern ein, nahm den Wagkeller (das alte Rathhaus) in Besitz, der Magistrat mußte mit dem großen Saal der Schneiderei zusammen sich befehlen. Das war die Signatur der neuen Ära. Die Periode der freien Selbstverwaltung war eben für das Elsaß dahin!

Trautwein v. Belie.

Geschichte der bildenden Künste.

Die Geschichte der Kunst, besonders der Architektur steht in engem Zusammenhang mit der gesamten Kulturgeschichte, und muß nothwendig von derselben abhängen. Die Erkenntniß dieses allgemein anerkannten Satzes erleichtert oft Kunstforschern, auch die politische Geschichte zu sehr in das Reich der Kunstgeschichte zu ziehen. Hier geben aber Fortschritt und Verfall, die nationalen Beziehungen der einzelnen Völker, die Entwicklung einzelner Ideen oft sehr von einander verschiedene Wege. Ein um so höheres Verdienst gebührt daher Schnaase, der in seiner neuen Auflage der Geschichte der bildenden Künste in der Spätzeit des Mittelalters (Düsseldorf 1874, Julius Breders) genau die Bahn innehielt, welche durch Kunstwerke und literarische Produkte dieser Zeit ihm vorgeschrieben war. Gerade das vierzehnte Jahrhundert erscheint dem Historiker in ganz andern Licht, als dem Kunstforscher. Jener findet Unerfreuliches, Verfall und Zuchtlosigkeit, einen Mangel an wahrhaft großen Männern, wie an erbebenden Ereignissen. Dem Kunstfreund hingegen zeigt sich auf dem Gebiete der Architektur eine rüstige und erfreuliche Thätigkeit, in der Plastik sogar ein frisches seelenvolles Leben, der erste Keim der modernen Kunst.

Insekten allerdings kann man die Wirkung der politischen Ereignisse gelten lassen, als gerade die trüben und schwersten Enttäuschungen, welche dieselben der Menschheit bereiteten, die Gemüther zur tieferen Einsicht in sich nöthigten. Durch seine unwillkürliche Stellung verlor das Papstthum, welches zuerst abhängig von einem fremden König, und dann in sich selbst gespalten, Interdikt und Bann oft durch lange Jahrzehnte über ganze Länder verhängte, wie z. B. über Deutschland unter König Ludwig, immer mehr an der Achtung und Gewalt, welche das Kaiserthum schon früher eingeübt hatte. Das Ritterthum, zunächst im vollen Glanze stehend, litt durch das Ueberhandnehmen der konventionellen Formen, besonders aber durch die demokratische Tendenz, welche in Deutschland das Aufblühen des Städtewesens so sehr begünstigte, in Frankreich blutige Bauernaufstände veranlaßte und in England die freieren Regungen auf kirchlichem Gebiete erzeugte.

Schon machte sich auch die Freude an dem klassischen Alterthum geltend. Aristoteles und die alten Dichter wurden als Autorität aufgestellt, in Deutschland allerdings in pedantischer Weiseherrschaft. Der Magistrat zu Berlin säugt eine Polizeiverordnung über den Fleischhandel der Juden damit an, daß er Aristoteles „im ersten Buche der Städteregierung“ zum Beweise der großen Wahrheit zitiert, daß der Mensch unter allen Thieren das vernünftigste sei. Früh genug traten die Widersprüche des Hellenismus und Razarenismus auf, der Verfall der Kirche, Seuchen und Zwietracht, Hungerdruß und Erbittern bewirkten eine wachsende Jämigkeit des religiösen Gefühls. Ein Gegenwitz dieser Stimmung sind die Mythen dieser Epoche, eine für das Zeitalter so charakteristische Erscheinung, daß Schopenhauer ihnen eine ausführlichere Betrachtung widmet. Während ihr Aufstreben sich an Straburg und Basel knüpfte, kamen von den romanischen Ländern der der Roman und die Allegorie, in ihrem Gefolge das Schauspiel und das Festturnier. Liebeshauch begann schon trotz oder vielleicht wegen der vielen Kriege, und Krantheitsnoth jene Jäseln und Lebensfreude sich zu äußern, welche für die folgenden Jahrhunderte so charakteristisch ist. Die Kleider wechselten mit der Mode, Maskenfeste und Festzeiten datiren aus dieser Zeit. Aber nicht nur Sucht nach Abenteuern oder Gewinn, sondern auch der Trieb der Forschung lockte weit über die Grenzen des Abendlandes hinaus in ferne Länder. — Die Architektur befand sich am Anfang dieser Epoche in der glücklichsten Lage. Sie sah sich im Besitz eines technisch und ästhetisch ausgebildeten Baustils, dessen inneres Wesen zu erkennen man sich nun bemühte. Man fand das Wesen dieses Stils im Vertikalprinzip und man bemühte sich, dasselbe auszubilden, besonders in Bezug auf die Pfeilerbildung, die Triften, das Fenstermaaswerk und die Thürme. Allerdings war dies ein vollkommenes Epigonenhum, bei welchem, wie Schopenhauer vortrefflich bemerkt, Theorie und Praxis vollständig auf einander gehen mußten. Ihm haben wir aber auch die Vollendung vieler in den vorigen Jahrhunderten angefangener Bauwerke zu verdanken. Unter den neuen Schöpfungen nimmt in Frankreich St. Owen zu Reuen den ersten Rang ein, in den Niederlanden die Kathedrale von Antwerpen, und eine ganze Reihe von Rathhäusern, welche ein Zeugniß davon geben, daß die Zeit für das praktisch geniesende Volk gekommen war. Die regste Thätigkeit zeigte England, welches durch ausblühenden Seehandel, stetige Kriege, vor allem aber durch nationale Einigung einen ungemeinen Aufschwung nahm.

Die im politischen und bürgerlichen Leben allgemein gewordene englische Sprache erhielt durch Chaucers Gedicht ihre

poetische Verklärung. So sind auch die englischen Kathedralen, die in dieser Zeit in Eiche, Eiser, Eichen mehr poetisch reich, als imposant, eine Erscheinung, welche noch lebhafter in den reichverzierten Hallen zu Tage tritt. Die Thätigkeit war eine so rege, daß, wie für den Krieg, so auch für die Bauen Arbeiter gepreßt wurden. Für Deutschland, welches doch durch Zwietracht und Krieg aller Art so hart getroffen war, wurde die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geradezu die Blüthezeit der Gothik. Besonders machte man sich an die Aufgabe, die vorhandenen Kirchen durch Thürme zu vollenden, aber die Töne von Köln, Ulm und viele andere Kathedralen geben Zeugniß, daß die Kräfte nicht überall so ausreichten, wie für Freiburg, Wien und Strassburg. Am lebhaftesten wurde gebaut in Rom, in Franken, Schwaben und Böhmen. Mit der Entwidlung des Städtewesens ging auch die Errichtung vieler Rathhäuser und bürgerlicher Bauten zusammen, von denen Nürnberg ein glänzendes Beispiel bietet. Der Ziegelbau blühte besonders in den nördlichen Theilen Deutschlands, von Schwaben bis an die Küste. In diese Zeit fällt die Pauthätigkeit des deutschen Ordens, welche die Tannenberger Schlacht lange überdauerte. Ländliche und städtische Kirchen entstanden, und die herrlichen Schiffe, welche trotz aller Unbill, welche die Kriege des fünfzehnten Jahrhunderts, polnische Starostenwirtschaft oder preussische Defonomie durch Verwendung zu Magazinen oder Straf-anstalten ihnen zugefügt haben, noch jetzt mächtig von hohen Unterbauten über die Fläche hinaushängen. Die Verhauene dieser Burgen, das Hochmeisterliche Schloß zu Marienburg, ist durch eine sorgfältige Restauration am dem fünfte jahrhundertlangem Mißhandlung gesehens wieder erstanden.

Zeit günstiger, als für die Architektur mußte die Stimmung der Zeit, welche aus dem Stadium des Gemeingefühls in das der persönlichen Empfindung übergegangen war, für die bestehende Kunst, besonders die Malerei sein. Zu einer Emancipation der Plastik und Malerei von der Architektur kam es noch keineswegs. Das in der Architektur erkennbare überflüssige Aufstreben und weiche Biegen, die Verticale für geschwefelte Linien, die Hängung und der Parallelismus der Details finden sich auch in der Malerei und Plastik wieder. Das ausgebildete Zeitalter gab eine gewisse geometrische Regelmäßigkeit und gewisse Gleichförmigkeit, welche aber auch den schwächeren Meistern einen Anhalt gewährte, der sie vor Verirrungen bewahrte. Die zunehmende Kenntniss der Natur begünstigte die künstlerische Ausbildung des Gefühlsausdrucks. Die Skulptur hatte rasch zu der Ausbildung der kirchlichen und weltlichen Anlagen zu thun. Die Goldschmiedekunst gewann ein neues Feld durch die Einführung der Monstranzen; die Goldschmiederei, besonders die bemalte kam jetzt erst recht in Aufnahme. Die Malerei, welche bisher fast nur zu Hausbildern und Wappen verwendet wurde, blühte sich mehr und mehr aus, und erlangte nach der Mitte der Epoche schon eine hohe künstlerische Bedeutung. Die Wandmalerei trat gegen die Tafelmalerei zurück, dagegen stieg die Miniaturmalerei noch bedeutend, da die Nachfrage, besonders nach historischen und poetischen Werken immer bedeutender wurde. Hier bestand Theilung der Arbeit. Die Schreiner schrieben rasch den fortlaufenden Text, die Buchhalter trugen die in größern Lettern auszuführenden Initial- und Kapitelüberschriften hinzu, die Illuminatoren endlich führten die reizen Initialen, Randverzierungen und Bilder hinzu. Unter den Nebenzweigen malerischer Technik, welche durch den steigenden Luxus und durch die technischen Fortschritte gefördert wurden, ist vorzugsweise die Glasmalerei zu nennen, welche in dieser

Epöche ihre höchste Vollendung erreichte und so beliebt war, daß die Mehrzahl der auf uns gekommenen gemalten Genres ihr angehören. Durch den günstigen Betrieb war die Kunst an die Spitze gestellt und zwar an die größten und wohlhabendsten. In England und Frankreich waren schon damals die beiden Hauptstädte von überwiegender Bedeutung; in Deutschland, wo ein solcher einheitlicher Mittelpunkt fehlte, verließen die geistigen Reichthümer der einzelnen Städte auch den in ihren Mauern aufbewahrten Kunstwerken einen verschiedenen Charakter.

Durch materiellen Reichtum und geistiges Leben war vor allem Köln begünstigt und so übertraf bei dem allgemeinen Aufschwung der deutschen Kunst die Kölner Schule alle andern an Fruchtbarkeit sowohl, als an Bedenlung und Schönheit der Schöpfungen. Zu einem ähnlichen Mittelpunkt des Kunstlebens wurde Nürnberg, aber auch die westfälische, prager und viele andere Schulen geben Zeugnis von dem Fleiß und der Kunstfertigkeit der Meister.

Dies ist der ungefähre Inhalt des vortrefflichen Werkes von Schwanke, welches uns mitten in die künstlerischen Bestrebungen des vierzehnten Jahrhunderts hineinsetzt und uns so eine Zeit erschließt, die wir leicht nur als eine absterbende Epöche dem folgenden Jahrhundert zu Liebe benachteiligen. Schwanke schreibt ohne Parteilichkeit oder Geringschätzung, aber mit jener wohlwollenden Wärme, die uns die verfehlten Bestrebungen, wie die erfüllten Aufgaben gleichmäßig beleuchtet und ausfüllt. Die klare, logische Darstellung des Zusammenhanges zwischen den einzelnen Kunstwerken und der ganzen Zeitströmung und der dem Leser so angenehme Wechsel zwischen Aufzählung der Schöpfungen und der Gesamtergebnisse machen das Buch an jeder Stelle anziehend und belehrend. Die Schreibweise ist meisterhaft, auch die vereinigen sich klare Reflexion und jugendfrische Begeisterung auf das Schönste. Als ein Beispiel seiner feinen Beobachtungsgabe möchte ich zum Schluß zitieren, was er über das mit dem Roman zugleich auftretende Volkslied sagt: „Das englische Volkslied hat mehr leidenschaftliche Energie, das weiche Gefühl des südländischen Stammes ist mit der trostigen Härte des normannischen verschmelzen, das lange Ringen zweier Nationen hat ein tugendhaftes Pathos erzeugt. Das deutsche Volkslied ist einschränkt, es zeigt gewöhnlich Bald und Plur oder Haus und Stadt in tiefem Frieden, erzählt häufiger Ereignisse passiven Ordens, als kräftiger That, läßt mehr den Wunderschritt des Handwerks, als den Hufschlag des ritterlichen Rosses, selbst in den schwermüthigen Schlachtbeschreibungen mehr den Massenlauf des Fußvolks, als die heissen Schwerterkämpfe einzelner Helden durchdröhen. Aber dafür sind die Gefühle tiefer, treuer, die Bilder lebendiger, heller. Die englische Ballade ist dramatischer, eignet sich mehr für Regitation, das deutsche Lied will gesungen sein.“

Paul Vohfeldt.

Holland.

Das Amsterdamer Theater.)

Die Barbarei, welcher unser modernes, besonders unser deutsches Theater, gegenwärtig sowohl innerlich wie äußerlich verfallen ist, machen es fast zur Pflicht, die bessere Vergangenheit wieder

aus Tageslicht zu ziehen und so wenigstens die Verirrung vor Augen zu bringen, in die wir gerathen sind. Versuche zur Reform werden in Deutschland theils mit misseligem Eßeln abgefertigt, theils als sonderbare Parodie verspottet. „Denn so ist der Deutsche, sobald von Kunst oder gar vom Theater die Rede ist, auf welchen Felsen er seinen so berühmt gewordenen gelegenen Ernst gar nicht bewahrt. Ruft sein Ohrgefühl auf, so lächelt er vorlegen: denn hier läme es am Ende doch wohl nicht auf Ehre an; appellirt an seinen richtigen Verstand, weist ihm am Einmaleins nach, daß in unserm Theater es sich um die schönste Vergewandlung, nicht etwa um der künstlerischen, sondern der ins Spiel gesetzten finanziellen Kräfte handele, so lächelt er gar tödlich und meint, daß gehe ja Niemand etwas an (M. Wagner, Schriften VI. p. 369). Allerdings muß jenes Streben aus dem Hergebrachten heraus zuerst als eine Parodie erscheinen: warum immer gerade der Eine das unerträglich, was so viele Tausende ganz gern ertragen?“

Die Niederländer gelten im Allgemeinen als eine mehr zur Prosa, als zur Poesie neigende Rationalisten. Seitdem in Deutschland das geistige Leben wieder erwacht, hat Holland das Mutterland eigentlich nur nachempfunden, ebenso wie es auch in den blühenden Zeiten des Mittelalters geistig mit ihm eins war. Die große selbständige niederländische Geschichte fällt, wie ich bereits einmal in diesen Blättern nachgewiesen habe, die Periode aus, wo es keine wahrhafte deutsche Geschichte gab, sie ist der einzige Trost für diese traurigen Jahre. Denn weshalb wir Deutschen Wilhelm von Oranien nicht auch Einen der Unseren nennen sollten, ist nicht einzusehen. Kennt ihn doch Maritz von St. Albans in seinem berühmten Liede selbst „von deutschem Blut.“ Die politische Muthlosigkeit hatte aber naturgemäß auch eine Muthlosigkeit des Geistes im Gefolge. Es ist unnütz, auf den Glanz der niederländischen Malerei hinzuweisen, nur soll nur bemerkt werden, daß diese Malerei keineswegs etwa in der Luft schwabte, welches Kunststreich unsere modernen Maler ihrer Kunst zutrauen, sondern von einer gleichzeitigen Poesie gehalten und getragen wurde. Denn die Poesie ist die Zentralsonne aller Künste; sie muß vor Allem aber den bildenden Schwesterkünsten jene wandenden Funken übermitteln, ohne welche ihre Gebilde stets technische Experimente, transportable Möbel oder geistreiche Einfälle bleiben werden. Wie die Niederländer gleich Grotesk in der hohen wie in der niederen Sphäre leisteten, so konnte man auch damals auf ihrer Bühne sowohl ernste Tragödien wie lustige Possen schauen, die es an Verbeiß mit den ausgelassensten Gemälden dreißig ausnehmen können. Unter den Dichtern des letzten Genres nimmt Gherbrand Andriaens Breder die erste Stelle ein, welcher also sein poetisches Glaubensbekenntnis formulierte: „Ich habe wie ein Maler das Maler-Sprüchwort befolgt, welches meint, die besten Maler seien diejenigen, welche dem Leben am nächsten kommen! Ich habe, so viel ich vermocht, Späße und Scherz mit den süßesten Banenworten ausgebrüht. Rast und treu stelle ich euch die Mißdräue dieser verdorbenen Welt vor euer Auge und die Gebrechlichkeit unserer Zeit — der Klüßliche weis, daß ich nicht aus Spaß, noch um Jemanden zu erjähnen oder zu erbittern, sondern um alle Menschen zu erlächeln und zu bessern geschrieben, und gedichtet habe. Auch habe ich auf Niemanden besonders gemeint, sondern den Knüttel blind zwischen das Gittern geworfen.“

Wie überall, bestanden auch in Amsterdam sogenannte, der dramatischen Kunst gewidmete Kammern der Dilettanten, unter denen besonders die alte Kammer mit dem Sinngrube in Liede blühend

*) Het amsterdamsche Tooneel van 1617 — 1772 door C. N. Wybrand. Utrecht, J. L. Blüjers.

eine hervorragende Stellung einnahm. Während des 16. Jahrhunderts aber versahen diese Kammern immer mehr und mit ihnen ihre Darstellung: dies bemog im Jahre 1617 den Arzt und Dichter Samuel Gosker, mit gleichgesinnten Genossen und Kunstfreunden zur Bildung einer neuen Kammer, die den Namen Akademie und zum Sinnpruch das Wort Eifer führen sollte, zusammenzutreten. Sie kauften ein Grundstück und legten am 1. August 1617 den Grundstein des dort aus freiwilligen Beiträgen zu errichtenden Theaters. Hier nun hielt die Akademie ihre Vorstellungen. Wenn wir die spätere Zeit des eindringenden italienisch-französischen Geschmacks bereits als den Verfall des Amsterdamer Theaters bezeichnen dürfen, haben wir es hier dagegen noch mit einem Stadium der Entwicklung zu thun. Die Bühne war höchst einfach, nicht sehr tief, der Hintergrund durch eine Gardine geschlossen, die nach Umständen eine Dekoration sein konnte. Vorn an jeder Seite war ein Vorhang, auf welchem eine Bildsäule stand: rechts vom Zuschauer ein Weib in triumphirender Haltung, einen Kranz und Haupt, ein langes bloßes Schwert in der rechten und ein Buch in der linken Hand, auf dem zu lesen war:

Redenen rijkelijc
Jveert men blijkelijc.

An der anderen Seite stand ein alter Mann mit einem hölzernen Bein, auf einer Krücke lehnend, der mit Mißgunst die Vorgänge auf der Bühne zu betrachten schien. Vielleicht war diese zweite Figur eine Anspielung auf die alte Kammer, denn bald entstand zwischen beiden Instanzen Reid und Streit. Aber von Neuem besetzte das Kunstinteresse alle Hindernisse, Akademie und alte Kammer vereinigten sich und nahmen als Zeichen dessen den Sinnpruch an: „Durch Eifer in Liebe blühen.“ Ein neues Gebäude wurde errichtet, dem man den Namen Schauburg (nach jetzt heißen die holländischen Theater so) gab und das am 3. Januar 1638 zuerst geöffnet wurde, und zwar mit Vondels *Widrecht* von Amphel. Es ist nun höchst lehnend, die Einrichtung dieses Theaters näher zu betrachten und wollen wir sie möglichst mit den eigenen Worten anderer Autors beschreiben:

Der Eingang zur Schauburg lag auf der Kaisergracht zwischen Beeren- und Kunststraße. Das massige Portal von gebauenen Steinen war im dorischen Stil aufgeführt und enthielt am Architrav in goldenen Lettern Vondels Vers:

Die Welt ist eine Schaubühne, jeder spielt seine Rolle und bekommt sein Theil.

Von hier aus kam man auf einen großen vierseitigen offenen Platz, an dessen hölzernen Wänden ebenfalls verschiedene Verse angebracht waren. Ueberstiegt man ihn, so gelangte man zum eigentlichen Gebäude, vor dem sich eine Gallerie befand, in der man die Paraische und Waffenrüstungen, welche zum Spielen gebraucht wurden, aufbewahrte. In der Mitte derselben war eine Thür, links von der ein Brett angebracht war, mit folgender Warnung für den Zuschauer (ebenfalls gereimt):

Niemand der Schauburg läßt, weder mit Tabakrauch, der Bierkanne, dem Schnupfen oder einer andern Unverschämtheit. Wer anders thut, wird herausgeworfen.

Geen kind der Schouburg lastigh sij.

Tabackspijp, bierkan, snolperij,

Nocht geemerley baldadigheyd.

Wie anders doet, wardt uitgeleyd.

Alsdann kam man in ein großes Portal, wo wahrscheinlich Entree bezahlt wurde. Rechts ihm befand sich der Direktionsaal und hinter diesem ein Verislag, worin Requisiten aufbewahrt wurden und ein paar Treppen, und oben darüber ein Raum für

die Schauspieler. Rechts vom Portale gelangt man endlich in den Theatersaal, über dessen Innenseite das Wappenthier der Schauburg, eine Bühne mit der Unterschrift „Sie sind und sein abgebildet war. Der Saal selbst breitete sich als ein halbes Oval aus, breiter als tief, also das Gegenstück der heutigen Theater. Das Halbrund selber war ein offener breiter Stehplatz für das geringe Volk, rundum aber liefen zwei Reihen Logen (Häuschen), für die Leute der Beglerung und die Vornehmen bestimmt. Die Logen, hinter denen ein Korridor lief, konnten Anfangs verschlossen werden, was aber später aus verschiedenen Gründen überhört wurde. Die Logen, 21 an der Zahl, 10 unten, 11 oben, waren durch Bretterwände, welche von außen von stielichen Säulen maskirt wurden, getrennt, an deren (überhalb des zweiten Ranges) hinaufgehendem Architrav nebeneinander die Verse standen:

Das Schauspiel kam an Licht als lehrreicher Zeitvertreib, es steht keinem andern Spiel oder königlichen Festen nach; es ahmt die Welt nach, es schenkt Seele und Leib; es prüft sie zur Euf und schlägt uns süße Wunden; es stellt in kleinem Raum des Menschen Eitelkeit dar, über welche Demosrit lacht, deraklit weint.

Ueber den Logen war noch ein amphitheatralisch ansehnlicher Raum mit Sitzplätzen. Oben aber, Ende des Saales, da die Bühne gerade gegenüber, war ein großes bogenförmiges Fenster, welches viel Licht erportete, da man schon Nachmittags um 4 mit der Vorstellung begann. Die Decke des Saals war in der Breite dieses Fensters gebrochen und lief in einem feinen Kaskaden entfernenden Gewölbe bis über die Bühne hin. So dunkel Wetter und im Winter wurde der Saal durch eine große von der Decke niederhängende Krone und an den Zwischen Säulen der Logen angebrachte Leuchter erhellt. Natürlich konnte man noch Laternen. Die Bühne, in der ganzen Breite des Saales, war ein wenig über den Boden erhaben. Die Dekoration war unbeweglich, trotzdem konnte die Bühne durch eine sinnreiche Einrichtung die verschiedensten Verhältnisse vorstellen. Im Proscenium war von zwei (sich an den Saal in fortlaufenden Linien anschließenden) Seitenkoulissen eingeschlossen, die eine hohe Mauer mit einem vergitterten Fenster vorstellten. Erst hinter diesem Proscenium befand sich an einer eisernen Stange in Höhe mit der Decke eine nach den beiden Seiten hin anziehbare Gardine in den Stadtfarben, roth, weiß, schwarz. Hatte man aus ein Gefängniß nötig, so schloß man die Gardinen; bei einem Pustspiel, das im Zimmer spielte, ward außerdem das Gitter vor den Fenstern fortgenommen und die Szene mit einigen Möbeln angekettet. Im Hintergrunde der Bühne nun stand ein Thron und über ihm die Inschrift: *Nemo moralia tangant*. Rechts ihm, rechts vom Zuschauer, in einer Nische, eine Statue des Merkur, links des Apollo, als Anspielung auf Amherdams Handel und Kunstsin. In der Mitte dieser Statuen standen Säulen ein wenig vordere und bildeten einen offenen Raum, der nach hinten den Blick auf eine Koulisse gewährte, und zwar auf der einen Seite die eines königlichen Palastes, auf der andern die einer Landschaft. Wer von Außerhalb auftrat, kam von Seiten der Landschaft; wer von der Stadt, an der des Palastes, und hier über dem Eingang las man: *No esde malis*. Ueber diesen Säulen ruhte eine Gallerie, und oben Architrave standen die Verse Vondels:

Zwei Gefühle hat Jupiter, bald schenkt er süß, bald sauer, oder mächtig Wohlsein und Freude durch Trud und Unglück.

Hatte Jemand aus einem Fenster, von einem Thore oder Walle zu sprechen, so trat er auf diese Gallerie. Ganz im Hintergrunde über dem Throne hing ein Gemälde, des Paris Urtheil

darstellend, mit der Aufschrift: Jupiter omnibus idem, an dessen einer Seite ein Bild der Melpomene, an der andern einß der Italia angebracht war.

Sollte ein Park oder ein Gehölz vorgekehrt werden, so wurden hiezuwilen wirkliche Bäume aus Theater gebracht. Auch einige Maschinen besaß man bereits. So z. B. enthielt die Bühne zwei Verlenkungen, ferner einen gerlich gemalten Himmel, aus dem man Personen niederlassen und wieder in ihn aufnehmen konnte. Auch an Musik fehlte es nicht, Diejenigen aber, welche über Richard Wagners unsichtbares Orchester setzten, werden sich wundern, daß schon jene ehrfamen Amsterdamer es nicht ertragen konnten, zwischen sich und der Bühne ein Orchester arbeiten zu sehen: die Musikanten sahen nämlich links unsichtbar für den Zuschauer hinter der ersten Seitenkassette.

Die Schauspieler waren zwar angestellt, bekamen aber nur für jedesmaliges Auftreten bezahlt. Also Epieikonar ohne dazwischen laufende feste Gage: eine sehr weise Einrichtung. Zuweilen wurden sie auch auf Kosten des Theaters trafrirt, meistens mit Bier oder auf Bier mit Brod und Käse. Schauspielerinnen, die früher unbekannt gewesen, gab es jetzt ebenfalls, ebenso Schattigen und ein Souffleur, der den Namen „Buchhalter“ führte, stand zwischen den Seitenkassetten.

Was das Repertoire anbelangt, so gab man zuerst meistens ein Trauerspiel, und war noch Zeit übrig, hinterließ ein Lustspiel, seit 1645 wohl auch zuweilen ein Ballet oder eine Farlekinade. Außerdem bestand die sonderbare Sitte, die Zwischenakte des größten Stückes mit lebenden Bildern auszufüllen, manchmal, um das Stück selber klarer zu machen, manchmal aber auch eine weiteren Zusammenhang damit.

Nenn man auch bereits auf dieser Bühne der Klassikismus eines Vondel alles Nationale zu verdrängen suchte, so dürfen wir doch diese Periode als die Blüthezeit des niederländischen Geistes betrachten. Einmal leistete der gesunde Volkssinn, zum andern auch der noch nicht erlöschene romantische Sinn, der dann und wann durch spanische Stücke eine Anregung erhielt, der gelebten Gedankerei Vorkurs. Und wie die Niederlande damals geistlich anregend auf Deutschland wirkten, wie der große künftige als Prinz bei Friedrich Heinrich von Oranien in die Jahre ging, so erweckten holländische Anregungen auch das im dreißigjährigen Kriege fast ganz untergegangene Geistesleben Deutschlands. Von dieser Bühne klanglich sicherlich der Vater des deutschen Theaters, Andreas Gryphius, die lebendigsten Anregungen seiner epochemachenden Thätigkeit. Inzwischen hatten sich zwei neue künstlerische Mächte entwickelt — es böte oder gute, wenn wir dahingestreckte sein läßt: das klassische Drama der Franzosen und die italienische Oper. Man thäte Vondel Unrecht, wenn man ihn mit den Klassikern der Franzosen auf eine Stufe stellen wollte: er ist freilich viel ungelener und ungraziöser, aber dafür auch weit kräftiger und kühner: man denke nur an seinen Versuch, den Hall Luzifers auf die Bühne zu bringen. Auch entbeherte keines seiner Dramen eines Chores, machte dieser nun aus den antiken Mustern nachgebildet sein, jedenfalls gab der massenhafte Hintergrund seinen Bildern eine ganz andere Tiefe, als sie die galanten Hof-Tragödien Corneilles und Racines besaßen. Am 23. Juni 1664 ward auf der hier beschriebenen Bühne zum letzten Male gespielt, alsdann das Theater abgetragen und nach Manier der Italiener und Franzosen ein neues gebaut, welches bereits am 26. Mai 1665 eröffnet wurde und bis 1772 bestand, wo es durch einen Brand zerstört wurde. H. Herrig.

Schweden.

Der Dichter Egren Lundgren.*)

Von dem in Schweden rühmlichst bekannten Schriftsteller Egren Lundgren ist kürzlich der dritte Teil seines neuesten Werkes unter dem unten angeführten Titel erschienen, dessen Hauptinhalt wir nach den Mittheilungen einer schwedischen Zeitschrift**) in einem kurzen Artikel zusammenfassen wollen.

Herr E. ist nicht Schriftsteller von Profession und hat man vielleicht diesem Umstände die seltene Frische und Unmittelbarkeit seines Stiles zu danken. Es wird allerdings niemals etwas Lesenswerthes geschrieben, ohne eine tiefe und vielseitige Gedankenarbeit, doch je weniger dieselbe ins Auge fällt, desto besser sowohl für den Verfasser als für den Leser. Nichts kann obengenannten Schriftsteller fremder sein, als die Bemühung, etwas stilistisch Schönes zu schaffen, oder was der Engländer nennt *fine writing*; er hat nur der Ähnlichkeit halber bei seinen Studien die Feder, anstatt des Pinsels oder des Zeichenstiftes angewandt.

In dem zweiten Hefte der „Aufzeichnungen eines Malers“ schildert Herr E. die Eindrücke seiner Künstlerreise nach dem britischen Indien, und ist es vergleichsweise eine leichte Sache, aus diesem Sagenlande wunderbare und entzückende Bilder mit heim zu führen.

Hier dagegen führt er uns über eine oft betretene Spur, die kaum noch im Stande ist, dem Forscher etwas Neues noch Unentdecktes anzubieten. Und dennoch hat man nicht zu befürchten, in diesen „Aufzeichnungen“, ermüdenden Wiederholungen oft gelehrter Schriften zu begegnen.

Vor seiner Reise nach dem klassischen Italien, machte der Verfasser einen kleinen Ausflug nach Aegypten; derselbe lag eigentlich außerhalb seines Reiseplanes, doch war die Fahrt auf dem mittelländischen Meere, in ausgelasteter Reisegesellschaft, verbunden mit dem Genuße vollkommener Unabhängigkeit, so verlockend, daß Sizilien bis auf Weiteres zur Seite gelassen, und die Fahrt bis zum rothen Meere fortgesetzt wurde. Die wenigen, häufig entworfenen Bilder aus dem Lande der Pharaonen, erscheinen wie ein lustiges Vorspiel zu dem Folgenden, sowie die Bücher Mosé die Einleitung zu der weiteren, geistigen Entwicklung des Menschengeistes enthalten. Ein Aufenthalt im Oriente, wo ohne Zweifel Vieles anders geworden ist, doch aber manche Sachen und besonders die, welche uns in den biblischen Schriften am meisten ansprechen, unverändert geblieben sind, führt uns so recht zum Verständnisse der Gedanken und Vorstellungen unserer ältesten Vorfahren. Darum sagt auch Herr E., wenn er von der großen Anziehungskraft der Antiquitäten Aegyptens spricht, mit Recht, „es ist ein unbeschreiblich reicher Genuß, hier in dieser Umgebung, gleichsam in patriarchalischer Ruhe, die Bibel zu durchforschen. Wenn man hier die mosaikalen Bücher liest, so ist es gleichsam, als schwebten lächle Visionen an uns vorüber, wie sie Raphael und Michel Angelo erschienen, und von ihnen so schön wiedergegeben sind. Man fühlt hier, wie eine fromme und kindlich unschuldige Weltanschauung unserm Gemüthe eine weit größere Befriedigung schenken kann, als die, welche wir aus dem unzusammenhängenden Gewirre

*) En Målnares Anteckningar III. Lofliga stunder i främmande land. Utdrag ur dagböcker och bref af Egren Lundgren.

**) Samtiden.

unser beschränkter Wissenschaften schöpfen können. Die Sonne versinkt am Abend in ihr Weltmeer, wie zu alten Zeiten; derselbe Halbmond, der sich in Josephs Traum verneigte, strahlt auch heute noch; und wie damals, so glitzern die Sterne über den chaldäischen Hirtin; aber die Seele neigt sich anbetend in den Stand vor dem, vor welchem tausend Jahre sind wie ein Tag, und ein Tag wie tausend Jahre

Hier war es, wo die Engel zu Abraham kamen, als er in der Thür seines Zeltes saß, in der Tagesdämmerung, in Mamres Hain, und kann man noch heute Kindlein thun in den Gärten und die Unschuld kindlich glänziger Gemüther, so blendend rein, daß alles Andre dagegen Finsterniß, Unklarheit und Elend zu sein scheint.“

Der Verfasser hat als Motto über sein kurzes Vorwort den klassischen Ausruf gesetzt: *il dolce far niente*. Nichts zu thun, sowohl mit Geschmack, als auch mit Nutzen, ist keine so leichte Kunst. Damit meinen wir natürlich nicht die Trägheit, die mit mehr oder weniger ästhetischen Prestenktionen der ersten Arbeit des Werthages den Rücken zuwendet, um sich mit Wohlthun in dem ungewohnten Lichte des Südens zu sonnen. Es giebt noch eine edlere Trägheit, als diese, welche darin besteht, daß man für eine kurze Zeit die alltäglichen Geschäfte verläßt, und von der dieser Arbeit erschöpften Muskeln Ruhe gönnt, während andre zu desto größerer Thätigkeit angespannt werden. Die Absicht bei der Herausgabe dieser Aufzeichnungen ist nach des Verfassers eigener Meinung die, daß sie gelesen werden sollen, wie sie geschrieben sind, Stückweise in den Erholungsstunden, die der Arbeitsame sich gestattet. Welchen andern Zweck hat die schöne Kunst überhaupt, als uns mit dem bekannt zu machen, was durch seine Schönheit den menschlichen Sinn erfreut.

Wenn nun der Orient an die Zeit erinnert, wo die Engel bei den Patriarchen zu Gast waren, wo die Luft, wie Herr L. sagt, noch von goldenen Bistverflüchten erfringt, so ist Italien für uns das vorzugsweise klassische Land, wo die Sonne in der Gestalt des Phöbus Apollo am Himmel steht und der Mond sich in Diana verwandelt, die den Entzungen küßt, wo Philemon mit seiner Baucis unter blühenden Weinranken sitzt, und Daphne und Echo im Nörthenthal sich am neckischen Spiele ergötzen, rosenwäutig und rosenbefrängt. Hier tritt uns bei jedem Schritte das römische Reichthum entgegen, lebendig und natürlich, obgleich im Gewande christlicher Namen.

Griechenland bietet uns zum Theil dieselben Genüsse, aber es liegt uns zu fern, sein Gemeinwesen ist noch zu wenig geordnet und die Entbehrungen der gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens gar zu groß. Weniger fern, weniger abenteuerlich ist Italien, es steht, oder richtiger gesagt, hand unsren gewöhnlichen Verhältnissen näher, denn auch für dies Land sind andre Zeiten eingetreten, und die neue, politische Entwicklung neben dem modernen Luxus hat manche moderne Sitten und Gebräuche dort eingeführt, die für das stille Betrachten der Kunst nicht eben vortheilhaft sind.

Doch für die Phantasie giebt es keine Zeit, und des Dichters Uhr, sagt unser Verfasser, ist ohne Zeiger. Wenn auch Menschen und Zeiten sich verändert haben, so sind doch die Kunstwerke dieselben geblieben, und allein die unendlichen Schätze, die in den Sammlungen des Vatikans aufbewahrt liegen, sind eine Grube, woraus der, welcher Schönheit und Wahrheit liebt, Verschönerung und Belehrung für viele Jahre schöpfen kann. Wir nannten Schönheit und Wahrheit zugleich und halten uns dazu berechtigt. Jede wahre und wirkliche Schönheit ist ethisch und offenkundig; rein und unschuldvoll, ohne Umwege, niemals hinter-

listig und beuchertisch, es erscheint uns, sagt unser Verfasser, als ob der Hauptwerth der höchsten und schönsten antiken Skulpturen gerade in diesen edlen Eigenschaften bestünde. So innig ist die Schönheit mit einer innemwohnenden Wahrhaftigkeit und Unschuld vereinigt, daß da, wo die Phantasie des Künstlers von ihrem Einflusse geleitet wird, sein Werk von einem ewigen Schönheitsglanze umstrahlt erscheint, auch wenn die eigentliche schöpferische Kraft des Künstlers mangelhaft oder ungebildet war. Wie unvergleichlich erscheinen uns daher die antiken Kunstwerke, in denen sowohl Auffassung als Ausführung an Vortrefflichkeit mit einander wetteifern!“

Rom, wie überhaupt das ganze Italien, hat für den Künstler und den Kunstkenner ein zweifaches Interesse; man könnte es das pittoreske und das herrliche nennen. Das nothe Leben im Süden führt dem Zuschauer zahllose Genre-Stücke vor die Augen, deren Betrachtung ihn nicht ermüdet, so die hässlichen Bauerfrauen aus der Campagna, die Mönche in ihrer eigenthümlichen Erscheinung, charakteristische Bettler und Herumstreicher, um nicht der großartigen Aufzüge zu gedenken, der päpstlichen Processionen, des Karnevals, der Illuminationen der Peterskirche am Osterfest, und anderer ähnlicher Feste. Aber im Hintergrunde dieses bunten Gemäldes reden die grauen Wäner und verfallenen Ruinen die Heldenprache der Vorseit, in so eindringlicher Weise, daß ein unerbittlicher Sinn sich ihrem Eintritte nie ganz entziehen kann. „Wenn ich so unter den Denkmälern der Vorseit umherwandere, fühle ich nur zu wohl, wie unendlich meine Schilderung ist von dem heiligen Einfluß, den solche Betrachtungen auf meinen Kunstsin ausüben.“ Und wenn auch viele der Belehrungen, die man zwischen den alten Steintümmern Roms erhalten kann, seinen tiefen Reizen für die Verhältnisse der Jetztzeit haben können, so sind sie gleichwohl ein Kapital, welches Nutzen trägt.“ Dem Künstler ist es klar, worin das Kapital besteht, es ist vermehrte Kunstkraft für die Führung seines Pinsels, gesteigerte Vertrautheit mit der Art und Weise, schöne Körperformen in Marmor nachzubilden; aber vor Allem diese Spannkraft und Kühnheit, als graden Gegenstoß von dem, was der Deutsche so bezeichnend das „Rauschengeist“ nennt. Auch für den Dilettanten ist dies Kapital nicht werthlos. Ein zeitweiliger, vertraulicher Umgang mit den alten Denkmälern und Kunstwerken ist wie eine geistige Brunnentur; sie stärkt den äußeren Körper, fördert die Gesundheit der Seele, nimmt dem Privatleben seine Reizungen, den überfüllten Gärten des Lebens ihren verführerischen Glanz, und weckt den Sinn für das Einfache, das Reine. Der Südländer hat vor dem Bewohner des Nordens den großen Vorzug, daß er schon beim ersten Erwachen seines Beobachtungsvermögens von großen und schönen Kunstwerken umgeben ist, darum daß auch der Mann oder das Weib aus dem Volke in seinem Bewußtsein, wie in seiner Rede eine natürliche Hebe, die die eingeborene Vernehmtheit oft beschämt. Wo hingegen der Südländer diesen angeborenen Adel verlieren darf, und denselben auf erkünstelter Weise wieder zu erlangen strebt, da wird er geschraubt, schwülstig und widerlich, auf eine Weise, woron wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Unser Verfasser hat uns eine ergreifende Schilderung von solch einem vogabentirenden Künstler gegeben, der auf einem merkwürdigen Vorstöße zu seinem Theater, — einem Geschalle mit einem großartigen Vorhange davor, — lebend, eine Guitarre mit gesprungenen Saiten in der einen Hand schwebt, während er mit der andern heftig gestikulirt und dabei unruhige Blicke über sein geringes, unbedeutendes Publikum schweifen läßt, woran er zufällig seine Berechnungen geknüpft hat. „Es

war ein wirklicher *desdichado* der Kunst und Natur, der seine angeborne Herrlichkeit verkleinert und seinen natürlichen Adel verwirrt hatte; wem ist noch nicht ein solcher Anblick in Theil geworden?" Der Künstler zeichnete das Bild im Vorübergehen in sein Skizzenbuch, und brach in die Worte aus: „O, Apollo, welche Schö- ne hast du!"

Man braucht mit einem Römer aus dem Volke nicht lange zu verkehren, um zu finden, daß seine ganze Bildung und Denkart auf klassischem Boden steht, und wie die antiken Götterbilder, die man aus der Erde ausgegraben hat, mit Leichtigkeit zu christlichen Heiligen umgetauscht sind, so wird man bei gründlicher Forschung noch heute finden, daß der ungebildete Römer in seiner Verehrung, die alten Götter-Heroen, wie: Jupiter, Herkules, auf gleiche Stufe mit den christlichen Heiligen stellt. Die Kirche mit ihrem Prunk und ihrer Organisation umschließt in seinen Augen das alte Rom, wie ein neuer Mantel die Schultern eines Greises, und er trägt den Aufwand des päpstlichen Hofes, weil derselbe die Fremden nach Rom zieht, und an den Fremden wird Geld verdient, ein Umstand, wofür der Italiener durchaus nicht gleichgültig ist. Aber im Herzen ist er noch immer ein römischer Demokrat, und es immer schwer werden wird, sich in das konstitutionelle Königthum zu finden, insofern dasselbe nicht beschließt, ihm vor Zeiten „*panem et circenses*" zu bieten.

Man hat oft die Anmerkung gemacht, daß Rom kein Erinnerungsgemälde aus dem Mittelalter aufzuweisen habe; das germanische Element ging dort spurlos vorüber. Für den nebligen Mithrasismus des Mittelalters war der italienische Himmel zu klar und zu hoch, und als am Schluß des Zeitalters, die neue Bewegung der Gemüther, Renaissance genannt, nach allen Richtungen hin neues Leben hervorrief, da kehrte man zu dem klassischen Alterthum zurück, um in dessen früherer Quelle die Lebenskraft zu verjüngen, die Trägheit abzuschnüffeln von dem langen, mühen Zeitraum, der zwischen dem 15. Jahrhundert und dem Alterthum gelegen. Solche Künstler, wie Michel Angelo und Raphael, konnten eben so wenig in einem andern Lande geboren werden, wie edle Tramben aus schwerem Boden oder Mooserde stehen können. Das Papstthum verstand sehr wohl, was es zu thun hatte, und obgleich die römische Kurie in späteren Zeiten nie so große Gleichgültigkeit für Alterthumsforschung gezeigt hat, daß die Kosten der Ausgrabungen aus dem Farnum von einer archäologischen Gesellschaft in England bestritten werden mußten, bis sie kurz vor dem Einrücken des Königs Viktor Emanuel in Rom ganz unterlag wurden, so war dies doch ganz anders zu der Zeit, da die Peterskirche gebaut werden sollte, und weit entfernt, die gothischen Domkirchen als Muster zu nehmen, befolgte der damalige Inhaber des päpstlichen Stuhles Leo X., mit bereitwilligem Eingehen auf die Forderungen der Zeit, die neue Basilika möglichst ganz nach klassischem Muster zu bauen, denn er wußte sehr wohl, daß nur eine solche Bauart auf die Hoffnungen der alten Römer Eindruck machen würde. Vielleicht wurde er dabei noch von einem andern Gedanken geleitet. „Man kann sich nicht wundern, sagt Herr L., daß die päpstliche Herrschaft verurtheilt wurde, die Banformen zu wählen, die durch äußere Pracht an das kaiserliche Rom und dessen Welt Herrschaft erinnern. Die Künstler, denen die Aufführung der Peterskirche anvertraut war, hatten daher von Anfang an ein gegebenes Problem vor Augen, wovon sie niemals abweichen durften. Wir sehen daher an diesem Gebäude ein durchgehendes Streben, dieses Ziel im Auge zu behalten, und selbst Michel Angelo mit seiner großen christlichen Frömmigkeit hatte doch anbewußt mit den Worten,

er wolle das Pantheon in die Luft erheben, eine Wahrheit ausgesprochen, auch in so fern, als die Kuppel desselben sich über Heiligenbildern wölbt, welche die Götter und Halbgötter in dem antiken Tempel ersetzen sollten."

Wir möchten diese Zitation gern forsetzen, denn die zwei oder drei Seiten, die unser Verfasser der Peterskirche widmet, gehören zu den interessantesten des ganzen Buches, und verbreiten mehr Licht über den weltberühmten Bau, als manches umfassende Werk, das von Kunsthistorikern und andern Gelehrten geschrieben ist. Wir beschränken uns hier, in aller Kürze die Hauptfachen wiederzugeben. Die Peterskirche ist kein Pantheon, sondern vorzugsweise ein Tempel, dem Apostel geweiht, dessen Namen sie trägt: Petrus ist der Halbgott, dem hier geopfert werden soll, nämlich der Petrus, dem ein für alle Mal für sich und seine Nachfolger die Schlüssel des Himmelreichs übergeben sind, und dessen kolossaler Thron von vergoldeter Bronze ganz vorn auf dem Chore, von mächtigen Statuen der vier Kirchenväter getragen, die Ueberreste von dem ursprünglichen Bischofsstuhl des Apostels enthalten soll. Die heidnischen und katholischen Brände sind im Laufe der Zeiten vollständig mit einander verschmolzen, und könnte man ohne große Schwierigkeit Beweise dafür anführen, daß die Gebete, die man an die göttlichen Würdenträger der Vorseit stellt, sowohl der Form als dem Inhalte nach dieselben sind, welche noch heute in den christlichen Kirchen benutzt werden. In einer Hinsicht steht jedoch die Peterskirche weit hinter ihrer heidnischen Vorgängerin zurück, nämlich in der Reinheit des Geschmacks. Man hat mit dem geschmacklosten Prunk, den Bernini nur ausdenken konnte, mit einem bunten Gewirre von Goldwolken, Strahlen, Engeln, Cherubinen, Hügeln und Trompetern die Kathedrale Petri umgeben, und darin die Hauptgegenstände der Verehrung und das Symbol der Kirche dargestellt. Dies ist so weit in der Ordnung, als das geistliche Oberhaupt, welches allein das Recht hat, diesen Prunkfestsch einzuheinen, sich Ansehbarkeit in dem Worte zuschreibt, das er von dort herab über die Welt ausgehen läßt. Aber hier in der Peterskirche ist so viel anderer Tand und schillerndes Gerath, der kaum von der großartigen Kraft und Kunst, welche die Ausführung des Ganzen beherrscht, verdeckt wird, und macht das ganze Gebäude mehr den Eindruck eines unvergleichlich prachtvoll ausgestatteten Theatersalons, als den einer christlichen Kirche. Höchstwahrscheinlich lag den Priestern des Zeitalters der Renaissance der Gedanke nahe, sich der Religion zur Zerstreuung und Beschäftigung der rohen Massen zu bedienen, und gab man darum vielleicht der Peterskirche diesen Charakter prägnanter Weltlichkeit, wodurch indeffen das Gefühl still erhebender Andacht, welches manche andre Kirche und einförmig, vollständig abgestumpft und zerstört wird.

Wenn die Sommerhitze den Aufenthalt in Rom unerträglich macht, so pflegen Künstler und andre Fremdlinge sich in die apenninischen Bergegebenen zu begeben, um dort nicht nur eine reinere und gesündere Luft zu athmen, sondern um auch Denkmäler zu betrachten aus einer Zeit, älter als die der römischen Renaissance, als die kleinen italienischen Republiken des Mittelalters noch auf dem Höhepunkte ihrer Macht standen. Eine solche Stadt ist Perugia, wo die Künstlerstadt Raphaels ihre erste Ausbildung bei Pietro Perugino erhielt.

Wenn die italienische Hauptstadt so lebendig, prachtvoll und modern geworden ist, so sollen diese grauen und vergleichsweise einsamen Dörfer mit ihren engen, traurigen, ritterlosen Straßen, ihren massiven Gebäuden und ihren verstaubten Malereien, deren einfacher frommer Ernst mehr und mehr den modernen

Kunst Sinn anbricht, dem Künstler und Kunstliebhaber eine willkommene Zufluchtsstätte bieten. Dort atmet man noch dieselbe Luft, ist in derselben Umgebung, wie zu Dantes Zeit. Dort trifft man noch Arbeiten an aus den jungen gelunden Tagen der Kunst, wo nichts Sinnloses verfertigt wurde, sondern jedes Bild, jede Dekoration voll erhebender patriotischer Gedanken war. In Perugia streckte die italienische Renaissance ihre Buzzen gleichsam dreihundert Jahre tiefer hinein in den klassischen Boden, als in Rom, und ebenso verhält es sich mit Assisi und Siena. Es ist ein Vergnügen, Herrn V. auf seinen Wanderungen durch die alten Kirchen zu folgen, wo der religiöse Sinn diese alten Malereien auf Goldgrund schuf, welche uns noch heute durch die kindliche Einfachheit ihrer Ausföhrung entzünden, die doch zugleich die kühnste und großartigste Phantasie verräth.

Einsame wird von Herrn Kundgrens der Abraham der italienischen Kunst genannt, und die großen Kreutz-Gemälde dieses Künstlers in der Kirche zu Assisi erklärt unser Verfasser für die wertvollsten und großartigsten Werke menschlicher Kunst; „Sie reden eine Sprache, wie die Propheten in der Bibel sie führten, mit einer fast vernichtenden Kraft und Hebel.“ Derselbe Ort weist auch eine Menge von Giotto's Meisterwerken auf, und kann man, wie Herr V. sagt, ganz berauscht von Bewunderung und Genuß dazwischen umher wandern; es ist gleichsam, als ob man ein größtes Buch mit den lieblichsten Sagen liesse, oder als ob man einen Eber von Vogelsängen hört, die den Sinn zu höheren Lichtern klären erheben, weit fort über die kleinen, verwilderten und wichtigen Sorgen des alltäglichen Lebens.“

Am interessantesten ist der Theil in Herrn Kundgrens Buche, der von seinem Besuche in Florenz handelt, der Gedächtnisstätte eines Dante, Lorenzo des Prächtigen, Leonardo, Michel-Angelo, Guallel, Petrarca, Boccaccio, Amerigo Vesputci.

„Wie beneidenswert ist doch das Volk, das solche Männer sein nennen kann!“ —

Es war ein Glück für Florenz mit seinen Traditionen, daß es nicht lange die brüderliche Ehre zu tragen brauchte, Italiens religiöse Hauptstadt zu sein. Seit ist es ruhiger dort, und der Fremde hat Gelegenheit und Ruhe, die tabellösen und wohlaußen bewahrten Kunstwerke, Gebäude u. in Augenblicken zu nehmen. Doch nicht ohne Anstrengung gelangt man zur Anschauung aller dieser Herrlichkeiten. Mit rührender Einfachheit dankt unser Verfasser der Vererbung für die eigenthümliche Gabe, aus verwischten Konturen mit verblühenden Farben doch sich eine Vorstellung von der Grundbilde des Bildes machen zu können, wie vielleicht der Phantasie des Künstlers vorgezeichnet habe. Der Künstler freut sich, daß er endlich, obgleich mit vieler Mühe, zum wirklichen Verständniß der italienischen Kunst gelangt sei, so daß er sie als einen erworbenen Schatz betrachten könne. „Ketie nach Florenz“, sagt er, „doch reiste nicht wieder fort, bis bu fühlst, daß die nordischen Schuppen bir vom Auge fallen.“ Der Verfasser theilt ohne es zu wissen, seinen Lesern die Gabe mit, weßir er einer milden Vererbung so dankbar ist; er übt unser Auge, und befähigt dasselbe, allmählich Schönheiten wahrzunehmen, wo wir dieselben nie zuvor entd.

Wir sagten oben, daß Herr V. mit der Feder statt mit dem Pinsel male, und liegt darin die Erklärung des unbeschreiblichen Reizes, der über seinen literarischen Arbeiten liegt. Er spricht Alles so einfach, so natürlich aus, grade weil er das, worüber er schreibt, so klar vor sich sieht. „Die Aufzeichnungen eines Malers“ sind in jeder Hinsicht frei von Affektation und Geziertheit, und braucht der Verfasser sich nicht zu belügen, daß er nicht gelernt habe, die Worte in Details und Divisionen einzutheilen.

Legt man noch dazu, daß in diesen Blättern eine edle menschliche Persönlichkeit mit lebenswürdiger Offenheit dem Leser entgegentritt, so hat man, wie wir glauben, einen ziemlich richtigen Begriff von dieser ansprechenden Auteurschaft. D. R.

Orient.

Heinrich Schliemanns Ausgrabungen in Troas.*)

Eine der abenteuerlichsten Verloben, eines jener Zeitalter, deren Arbeit dem Menschengeist plötzlich so unerwartete Schätze erschlossen, daß mit ihm eine neue Ordnung der Dinge zur Welt kam, ein erweiterter Horizont alten fastenmäßig verklärten Institutionen einen neuen freieren, freieren Lebensgeist einhauchte, hat die Geschichtsföhrung als das Zeitalter der Entdeckungen am besten zu bezeichnen geglaubt. Auch wir leben in einer solchen Zeit der großen Entdeckungen. Aber diese sind freilich hindlicherer Art, als die der ritterlichen Renessances, die wir meist nur so verklärt erscheinen, weil sie sich aus der Mitte der von ihnen ungetrennten Reines (zu deutsch „Kumpenleite“) noch am schärfsten im Nebel der Erinnerung abblenden. In der Korruption jener Tage, problematische Naturen, die in der Ebnat wenig zu verlieren, in der weiten Welt nur geantete konnten, trieb ja keineswegs die Neugier in entlegene Zonen, oder gar der vergiftliche Ehrgeiz, geographische Räthsel zu lösen, lediglich war es der banale Geldguth, nur sacra fames, der die Welt so lange regiert wie der Hunger und die Liebe. Aber, auch wir Zeitgenossen der „Realpolitik“, des Mauergerewes und der Hinterlader wollen und nicht pharisäisch mit unserm Bediennis freieren. Aber der energische Kampf ums Dasein, den da moderne Amerikaner so treffend in seinem Wahlprach so abend charakterisirt, hat auch die einsamsten Kreise, die wissenschaftlichen, zu rüdriger Thätigkeit Magerissen. Täglich entstehen neue Schätze dem fast erschöpft geglaubten Boden. In einer Zeit, in der man die Bibliotheken des Sardanapal entziffert, in der der Schatzkann des Herkules sich die Geheimnisse Ruins erschließen, wäre es ba zu kühn, nach dem Schätze des Priamos auf den klassischen Boden Trojas zu graben?

Wer die Selbstbiographie Dr. Heinrich Schliemanns, die er seiner Schrift „Ithaka, Peloponnes und Troja“**) voranbricht, gelesen hat, wird das Buch nicht aus der Hand gelegt haben, ohne die lobhafte Hochachtung vor der Energie und der Entsagungskraft eines Mannes zu empfinden, der aus der Lage eines Proletariats sich zu einer bedeutenden Bildung durch rührenden Fleiß emporgearbeitet, und nach mühevoller Erwerbung eines beträchtlichen Vermögens, dies an die Erfüllung seiner jugendlichen Ideale gesetzt hat, statt sich unter die Leute zu begeben, für welche das sozialdemokratische Jargon den Namen „Machbüßer“ erfunden hat. Nur der Kleinmeister vom philosophischen Handwerk kann den gegenwärtig vorliegenden Erfolg gegenüber leugnen, daß der „Auteur“ für die Frage nach der Lage Trojas und damit für die Erforschung der ästhen Geschichte des griechischen Volkes durch seine praktische Methode mehr

*) Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja von Dr. Heinrich Schliemann. Leipzig. In Commission bei F. A. Brockhaus. 1874. 8.

**) Leipzig, 1869.

geleitet hat, als eine Unzahl mit Citaten prunkender Differenzierungen.

Wir wollen an seinem Berichte nicht zu Splittterirten werden. Er ist aus fortlaufenden Korrespondenzen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung entstanden, was nicht dazu dient, das Buch überflüssig zu machen. Desto mehr ist dies das ihm begleitende Prachtwerk von Plänen und Photographien. Freilich dem Pariser in der klassischen Philologie, der fremde Einflüsse auf den heiligen Geist nur ungern zuläßt, wird eine eulenspiegel „glauveris Athene“ immer eine Blasphemie scheinen. Ueber die ethnologische Klassifikation der Bewohner des alten Trojas ist die Entscheidung noch immer nicht spruchreif. H. Schliemann hält sie für Indogermanen und speziell Hellenen. Er stützt sich dabei auf das auf seinen Vasen zahllos wiederkehrende Kreuzzeichen „swastika“, das er für spezifisch indogermanisch hält. Aber bereits im Egeischen (IX. v. 4 und 5) wird es als Lebenszeichen in der ursprünglichen Form des hebräischen Taw auf die Stürze geschrieben, wie das ihm feuerrote indische Symbol, es findet sich auf Münzen der Stadt Goga, wie auf einer überlieferten der Stadt Ailao (Jebel de Zamgrenia JMW. 1863 Taf. 1 u. 3 u. S. 397), ja auf den Treppenläufern Priester (Kotholz), Kiltusischer Bürger (S. 184). Es ist so ein netzlicher, überall unvermutheter Kobold, wie der Schlüssel, das als Hieroglyphe auch gefundene Symbol, das auf unzähligen Inschriften im Nilthale aus in derselben Gestalt wie auf einer Grabstele des nördlichen Klein-Aiens (Perrot, Voyages en Bithynie, atlas pl. 9) und auf einer aus Pustulan stammenden Schale des Berliner ethnologischen Museums begegnet. Außerdem erben sich solche Symbole wie eine Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht. Allerdings hat Paul de Laporte nachgewiesen, das die aus diesen Gegenden stammenden, von den Allen überlieferten Sprachreste sämmtlich aus dem indogermanischen Sprachstamme respective den arischen Sprachen entspringen. Aber Niemand kann der Umrang aserischer Einsätze in diesen Gegenden entgehen, der einmal Perrot's Atlas auch nur durchblättert hat. Die (Seite 1) der Schliemann abgebildete Basinschrift erinnert sehr an die ursprünglichsten Charaktere der Keilschrift, falls sie überhaupt mehr Werth hat als eine Verzerrung. Der Professor Burnouf in Athen hat sie aus dem Chinesischen erklärt, ohne Chinesisch zu wissen, wie er selbst naiv zugesteht. Die Uebersetzung ist auch danach: *puiss- la terre hier germer dix labours dix dix dix pieces d'écailles* — ein fremder Wunsch, und besonders geeignet für einen Eintrag!

Ob nun das alte Ilion auf dem von Schliemann ausgebeuteten Hügel Hisarlik oder auf dem jetzt Bunarbashi genannten Berge gelegen hat, ist mehr Glaubensartikel als Objekt des Wissens. Die Wahrscheinlichkeit spricht für Schliemann's Annahme, so lange nicht der Bunarbashi Ruinen und Gerüste von noch älterem Gepräge ausgegraben werden. Die vorhandenen geben schon Stoff genug zu Hypothesen. Auch müssen wir dem Gewissen eines Leben überlassen, sich mit H. Schliemann über die Frage, ob die gefundenen reichen Gerüste wirklich zur Ausstattung der würdigen Hekuba gehört haben (die Menge der gefundenen weiblichen Schmuckgegenstände läßt allerdings auf ihre zahlreichere Familie schließen), selbst abzugeben. Dem Schliemann's Ilion, das er immerhin auf 10,000 Einwohner veranschlagt, zu klein ist, und wer seiner Phantasie auf dem weiteren Areal von Bunarbashi eine größere Stadt aufbauen will, dem geben wir zu bedenken, daß der Vater Homer zu spät geboren wurde (falls er überhaupt lebte), um noch von den Phrygern zu Lich gezogen und den Strennen angehängen zu werden.

Frankreich.

Marie Antoinette und ihr Briefwechsel.

Man wird sich erinnern, daß vor einigen Jahren gefälschte Briefe der unglücklichen Marie Antoinette herausgegeben wurden; Heuliet de Genes hat sich dadurch berichtigt gemacht. Das „Magazin“ brachte seiner Zeit eingehende Erörterungen, welche viel zur Klärung der Mystifikation beigetragen haben. Dasselbe ist deshalb vor Allen berufen, Bericht von den neuesten Forschungen über den Briefwechsel der Königin zu erstatten.

Ein umfangreiches Werk, die geheimen Briefe der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gesandten in Paris, des Grafen Mercy d'Argenteau, sowie den Briefwechsel zwischen Mutter und Tochter enthaltend, ist so eben bei Firmin Didot in Paris erschienen. Die Gählingschen der Ausgabe des Briefwechsels Marie Antoinettes, welche Heuliet de Genes beging, werden vollständig durch diese historischen Aktenstücke dargelegt. Die Herausgeber derselben, Ritter Alfred v. Arneth, Direktor der kaiserlichen Haus- und Staatsarchiv in Wien, und Professor M. A. Geyroff in Paris haben eine Einleitung zu ihrem verdienstvollen Werke geliefert, welche in der Revue de deux mondes vollständig abgedruckt worden ist. Wir verweisen unsere Leser darauf, welche nicht in der Lage sind, das Originalwerk selbst einzusehen. Es wird ein ziemlich vollständiger Ueberblick des Inhalts darin erhaltlich, dem Geschichtsforscher aber durch genauere Kenntnisaufnahme dieser wertvollen Dokumente ein großer Genuß bereitet. Endlich ist ein sicherer Leitfaden aufgefunden, der durch die Labyrinth verschiedener Fälschungen über Marie Antoinette zur Wahrheit führen kann. Die Entbusstetheit und die Pampelstiche hatten bisher die Bilder aus ihrer Lebensgeschichte verzerrt und vergehrt. Die gute Madame Campan hielt zwischen beiden eine Mittelstraße, aber ihre Feder glich durchaus nicht dem Griffel der Elie. Es war viel weibliche Vandalerei in ihren Berichten.

Die Herausgeber des neuen Werkes über Marie Antoinette haben einen Theil des Briefwechsels derselben bereits früher dem Druck übergeben, es finden sich deshalb schon bekannte Dokumente in dem genannten Werke, jedoch sind sie genauer nach der Zeitfolge geordnet und durch Noten verständlicher gemacht worden. Das Neue, wodurch die Herausgeber ihr Publikum, wie mit einem Geschenk überraschen, besteht in dem merkwürdigen geheimen Briefwechsel der Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Gesandten. Sie hatte denselben mit der Ueberwachung ihrer kaum fünfzehnjährigen Tochter betraut und erhielt von ihm durch den Kurier, der die offizielle Korrespondenz überbrachte, stets einen geheimen Bericht über das Thun und Lassen der jungen Dauphine. Auf demselben Wege wurden die Antwortschriften der Kaiserin befördert; es mochte einen rührenden Eindruck, wenn man ihre große, deutliche, altfranzösische Handschrift in dem beigefügten Facsimile betrachtet. Es war ihr augenscheinlich Drogenstache, die Erziehung des geliebten Kindes durch Vermittelung eines so treuen und sungen Dieners wie dieser Graf Mercy d'Argenteau gewesen sein muß, schriftlich fortzusetzen. Die Buchstaben sind mit Eifer und Eile niedergeschrieben, zuweilen ist ein zu harter Ausdruck wieder gelöscht und oft wird noch eine Nachschrift als Erläuterung hinzugefügt. Wie rüchthaus der Gesandte das Mentoramt zu üben beauftragt war, geht daraus hervor, daß die angedachte Königin oft von ihrer Mutter den Robbier erhält, er sei mit ihrem Benehmen „zufrieden gewesen.“

Ebenso klagt ihm die Kaiserin in naivster Weise, daß die Briefe ihrer Tochter gewöhnlich „sehr nichtsagend“ abgefaßt würden, und bittet ihn durch seine Knusfrölichkeit sie schuldlos zu halten. Er verschweigt denn auch keine einzige der kleinen Mißthaten seines hohen Jünglings, die meistens in wilden Gelritten im Park von Versailles bestanden oder auch in einer ungeduldgigen Antwort auf die Quälerien der Prinzessinnen-Tanten, die, viere an der Zahl, der jungen königlichen Frau sehr abhold waren. In Pferde stieg Marie Antoinette ebenfalls viel zu oft nach der Meinung ihrer Mutter, die namentlich auch einige Mal darüber schilt, daß sie an homine geritten sei! Dagegen wird sie ermahnt, mehr Sorgfalt auf ihren Anzug zu wenden, namentlich ein recht gutes Hirschbala-Schnürleib zu tragen, „damit sie nicht auseinandergehe“, wie man im Traßchen sage. Auch daß sie besser tanze als sie in Wien gethan, wird ihr anempfohlen. Ernstliche Bücher zu lesen und die Harse zu üben, scheint der jungen Dauphine auch nicht immer leicht geworden zu sein, Mercy hebt es jedesmal lobend hervor, wenn sie es gethan habe.

Ueber Politik und die Behandlung des Königs Ludwig XV. verbreiten sich die Briefe der Kaiserin in eingehender Weise. Ganz besonders aber ermahnt sie ihre Tochter sich gut mit ihrem Gemahl zu stellen, ihm alles zu Liebe zu thun und ihn mit der größten Ehrfurcht zu behandeln. Marie Antoinette hatte ihn einmal in einem Briefe „*ce pauvre homme*“ genannt, wüthete sie von ihrer Mutter tüchtig ausgehollten wurde.

Sogar die standalösen Verhältnisse des Königs Ludwig XV. wollte Maria Theresia geschont wissen, sie ermahnte ihre jugendliche, herzengroße Tochter, so viel wie möglich höflich zu sein gegen die „*Gavroite*“, die schändliche Daburra, die bei Hofe mit Ehren überhäuft wurde. Die alternen Töchter des Königs mußten der jungen Person unterthänig sein, die Minister und Generale bezogen sich vor ihr. Der König wollte es sogar als eine Gunst für die Gemahlin seines Enkels als kaiserlichem Hause angedehnt wissen, daß er sie an der Spielart theilnehmen ließ, bei der die freche Gräfin ihm zur Seite saß.

Daß die deutsche Prinzessin über diese Situation zuweilen ungeduldig wurde, ist sehr natürlich; seine deutsche Bürgerstern hätte sich Ähnliches gefallen lassen.

Jedoch halfen die Ermahnungen der Mutter und ihres Gesandten den Unmuth der Dauphine zu überwinden und sie beschrieb oft selbst, wie hofbeilich freundlich sie gegen den königlichen Sünder sich benommen habe. Sie nannte ihn eher papa, wenn sie ihm etwas abschmeicheln wollte und erzog dann oft mehr als sie von ihm verlangt hatte. Daß er sich seines Verraths vollkommen bewußt war, ging aus dem Umstande hervor, daß er bei jedem ernstlichen Krantheitsanfall die „*Gavroite*“ förmlich verbannte, aber sie kam stets wieder, wenn er sich erholte.

Seine letzte furchtbare Krankheit, die Blattern in ihrer schrecklichsten Gestalt, kam wie ein Ostergesicht über ihn. Die Briefe Marie Antoinettes schildern das Entsetzen, welches darüber herrschte, in ergreifender Weise. Anfangs wollten der künftige König Ludwig XVI. und seine junge Gemahlin ihren Pflichten so weit treiben, im Krankenzimmer zu bleiben, aber die Ärzte widerlegten sich einem so unnähen Opfer. Auch waren die vier Töchter des sterbenden Königs allerdings von bewundernswerther Treue besetzt; sie hielten neben ihm als seine Pflegerinnen aus und saßen immer dicht an seinem pfesthauchenden Lager unter den schweren Bettvorhängen, die seinen Entzug erlaubten. Die Anstehung blieb auch nicht aus, alle Biere bekamen diese Krankheit. Das Entsetzen am Hofe wurde dadurch natürlicherweise noch gesteigert. Man bereitete das Begräbniß des

Königs so viel als möglich, in schauerlicher Weise wurde die Leiche in Galopp von vier Pferden bei Hadesfeldern fortgeschafft. Das junge Königspar sprach mit Frauen in den Verhölen nach Wien von diesem Begräbniß und ahnte nicht, daß kaum zwanzig Jahre später ein viel furchtbarer in Paris stattfinden würde! Daß der unglückliche König vom Thron zur Guillotine wandern mußte, an welchem der Gott der Bibel die Sünden seiner Väter zu rächen schien.

Die ersten Jahre nach dem Tode des königlichen Sünders waren jedoch voll Sonnenschein für Marie Antoinette; sie war vom Volke angeteilt, weil sie reichlich Almosen spendete und einem Thronerben das Leben schenkte. Ihr Gemahl liebte und verehrte sie grenzenlos, nachdem er die erste Zeit ihrer Ehe sich beinahe kühl gegen sie verhalten hatte. Die Minister, an ein weibliches Regiment gewöhnt, thaten der jungen Königin sehr ebenso unbedacht den Willen, wie einst den Diktatorinnen von Ludwig XV.

Der Briefwechsel zwischen ihrer Mutter und dem österreichischen Gesandten dauerte unverändert fort bis zum Tode der großen Kaiserin. Die ärztliche Fürsorge für die königliche Tochter wurde womöglich noch mehr, seit die Stellung derselben sich so wesentlich verändert hatte. Die Schwächen des Charakters der jungen Königin wurden von dem scharfen Mutterauge stets richtig erkannt und bekämpft. Daß sie so rasch dem Uarven der Gählingsschaft sich ergab, machte der Kaiserin viel Kummer. Die Herrschaft der Polignacs, die so verderblich werden sollte, ludte sie schon im Beginn zu hintertreiben, aber vergebens. Die Fürstin Polignac hatte das Herz von Marie Antoinette durch eine große Aufrichtigkeit, Herzogsgüte und Lebhaftigkeit gewonnen. Daß sie auch Ehrgeiz und Eigennutz besaß, wollte Marie Antoinette nie glauben, obwohl sie mit vollen Händen diesen untugenden Opfer bringen mußte. Die Familie Polignac riß alle Ehrenstellen an sich und vergendete die Staatsrenten, ehe da Marie Antoinette zur Einsicht kam. Ihre andern Gesittungen, die Prinzessin Camballe und die Fürstin Genemine wirkten ebenfalls nachtheilig auf sie. Es war bekannt, daß man sie in den Salons dieser Damen zu hohem Spiel verleitete und leichtsinnige Grundzüge lehrte. Sie verkehrte ohne Schen mit Tanten von zweifelhaftem Ruf und duldete die Händlungen leichtsinniger Männer wie Vaugon's, Bezenval's und des Grafen Artois. Als Kaiser Joseph II. seine Schwester besuchte, hat er sich öfter tabeln über ihr Benehmen geäußert und sogar behauptet, sie läse mit Volle schlüpfrige Romane. Letzteres beruhte auf einem Irrthum, indem es wahr, daß die Damen ihrer Umgebung die Pektüre der Gebrülls bei ihr einzuführen trachteten, ohne freilich damit zu reussiren.

Der Ton, welcher bei Hofe herrschte, war dennoch sehr genugs. So wurden vier sehr hellere Kavaliere als Krankenwärter in die Gemächer der Königin eingeführt, als sie an den Mätern bettlägerig war. Ihre Kammerdamen und ihre stitzstrenge Schwägerin, die Gräfin von Provence, waren allerdings ebenfalls gegenwärtig, aber es wurden doch sehr Ehere über die „*Herrnspflege*“ gemacht und bereits die Damen genannt, welche dem Könige gleiche Zerkürungen bieten sollten, im Fall auch er krank würde. Ja, es gab Intriganten, welche es verführte, Ludwig XVI. in die Fußstapfen seines Großvaters zu setzen während der Krankheit der Königin, die aus Sorgfalt für seine Gesundheit, um einer Anstehung vorzugeben, seine Besuche abgelehnt hatte. Die Tugend des Königs war jedoch über alle Versuchungen erhaben; sein großes Vertrauen in die Treue und Keuschheit seiner Gemahlin fand das schönste Zeugniß für dieselbe.

Er gestattete ihr alle Vergnügungen, sogar Maskeraden u. s. w., ohne selbst daran Theil zu nehmen. Sie kam denn auch bald davon zurück und widmete sich immer ausschließlich dem Familienleben. Die Geburt dreier Kinder gab Veranlassung genug, um mit den wachsenden Pflichten ernstern Sinnes zu werden.

Die tadelnden Bemerkungen der Kaiserin Maria Theresia gegen ihre Tochter erstreckten sich auch noch bis in die Zeit, wo sie dieselben nicht mehr verdiente, und es ist bewundernswürdig, daß sie so sanft dabei blieb. Eine Königin von Frankreich hätte doch wohl das Recht beanspruchen können, sich ihre Schmuckstücke ausleihen zu dürfen, ohne von ihrer Mutter gestolten zu werden. Wegen Ankaufs eines kostbaren Armabandes werden ein halbes Duzend Briefe mit Vorwürfen einerseits und Bertheiligungen andererseits angefüllt.

Freilich war diese Armabandgeschichte ein erster Keim zu der hinteren Halsbandgeschichte! Weil Marie Antoinette Zweifel nicht, hielt die böse Welt sie eines Betrages fähig. Der Held dieser Tragödie, Cardinal Rohan, spielte schon lange vor dem Beginn derselben eine Rolle in dem Leben der jungen Königin. Er war auch in Wien und erregte den Abscheu ihrer graßkinnigen Mutter; diese hatte überhaupt noch die Vorbeugen all des Übels, welches ihrer Tochter drohte, kennen gelernt und legte ihre bösen Ahnungen in den Briefen aus den letzten Tagen ihres Lebens mit bewundernswürdigem Scharfsinn nieder. So war sie auch, empört über Beaumarchais, der nach Wien kam, angeblich um Untersuchungen wegen einer Schmähschrift über Marie Antoinette dort anzustellen. Er machte sich bei Hofe wichtig damit, und die Kaiserin mußte sogar einwilligen, ihm ein Ehrenpferd zu machen, während sie die feste Überzeugung hegte, daß er selbst der Verfasser wäre und sich einerseits von den Dankschreiben, andererseits von der Familie Marie Antoinettes auf diese Weise Geld erwerben wollte. Beaumarchais Freunde haben übrigens behauptet, er hätte bares Geld zurückgewiesen, insofern hat er es gern in ein kostbares Juwelengestirn verwandelt, leben und angenommen, wie aus authentischen Dokumenten hervorgeht.

In dem großen Trancerspiel auf Frankreichs Thron geben die Briefe, welche Arneth und Geoffroy drucken ließen, die vollständige Exposition, der Geschichtsforscher wird darin viel neues Material finden und der gebildeten Lesewelt kann die Sammlung als eine ebenso unterhaltende wie lehrreiche Lektüre empfohlen werden.

Fr. von Hohenhausen.

Nord-Amerika.

Kongfellow's neues Gedicht.

Unsere großen Dichter sind entweder kleinlaut oder alt geworden oder gar schon gestorben. Die neueren zeichnen sich mehr durch Zahl und Menge, als durch Größe und Seltenheit aus. Dies gilt wohl für alle Völker, wo gesungen wird. Von den 121 neuen Bänden Gedichten, welche während des vorigen Jahres in England erschienen, sollen sich die meisten mehr durch Verbreitung als durch Verdichtung, überhaupt dadurch auszeichnen, daß auch der beste Literaturlenner nicht so leicht ein Vortragsabend von ihnen aus dem Gedächtniß nennen kann. Ich weiß nicht, wie viel amerikanische Schriftsteller während des

vorigen Jahres in gebundener Rede gebunden dem Publikum vorgeführt wurden, aber ich habe eine dankte Vorstellung, daß deren Menge auch nicht gering war. Einige wurden, wie in England mit oder ohne Mitleid „besprochen“ und zwar meist in dem Sinne, wie einige alte Weiber noch heutzutage verschiedene Krankheiten besprechen, d. h. durch Sympathie vertreiben. Unter der großen Menge in England fehlte meines Wissens der alt und grau gewordene Tennyson ganz und gar und der amerikanische, der dort Kongfellow heißt, beging durch sein Auftreten einen zweihundert Jahre langen Fehler. Er nennt diesen „The Hanging of the Crane“, welches insofern schon ein schlechter Titel ist, als nicht einmal die Engländer ohne Weiteres wissen, was er damit meine. Erst aus dem Gedicht selbst erfahren sie und wir, daß er darunter die Befestigung des Kaminhakens und darunter wieder die Gründung eines neuen Haushaltes versteht. Ebenfalls eine sehr unblödsinnige Bemerkung. Tennyson hat dasselbe Thema unter dem Titel *Circumstances* viel treffender und kürzer, nämlich in neun Zeilen behandelt. Kongfellow giebt sich freilich die größte Mühe, eine lange Zukunft und zahlreiche Nachkommenschaft bis zu Kindern und Kindeskindern an diesen Kaminhaken zu hängen. An und für sich ist sein prophetischer Blick von diesem Kaminhaken aus und dem gemüthlichen offenen Feuer darunter durchaus nicht unblödsinnig, aber er hätte nur mehr und anschaulicher sehen sollen. Was steht er? Wie ein Kind nach dem anderen kommt, wie sie nach einander groß und selbständig werden, sich in alle Welt zerstreuen, heiraten, ihre Eltern zu Großeltern machen und zu deren goldener Hochzeit wie eine kleine Armee aus allen Himmelsrichtungen und allen möglichen Lebenslagen zusammenkommen. Diese Idee, diese Prophezie ist an und für sich der Dichtung wenigstens nicht ungünstig, aber wir können in diesen zweihundert Versen kaum etwas bemerken, als die Flüßigkeit und Gewandtheit seiner Reithmen und Reime. Doch nein. Das erste sich einstellende Kind wird wirklich noch blödsinnig begrüßt. Er schildert es rührend und mit Humor zugleich als den Tyrannen des jungen Haushaltes und aller Mitglieder. Wer hätte es nicht erlebt, daß ein neugeborenes Kind, zumal das erste, einer ganzen Familie und Wirtschaft wie durch unwillkürliche Zauberei ein ganz anderes Gepräge giebt und nicht nur den Pantoffelhelfer, sondern auch die absteigende Herrscherin, welche ihn schwingt, plötzlich vom Throne stößt! Das Kind ist absoluter Potentat und Tyrann „vermöge des göttlichen Rechts seiner Hülfslosigkeit“.

„He ruleth by the right divine
Of helplessness.“

Wäre das Gedicht von 200 Zeilen mit einer Null weniger bloß als Aufschmückung dieser beiden Verse erschienen, würde selbst Kongfellow in seinem Dichterruhm etwas länger geworden sein. Jetzt hat er wohl nichts davon, als jedenfalls ein gutes Honorar vom Verleger. O, wenn doch große Dichter sich alle das Wort gäben, immer so lange durch Schweigen und Abwesenheit zu glänzen, bis ihnen mit ziemlicher Sicherheit eine Vergrößerung und Veredlung ihres Ruhmes gelungen wäre. Verwirklichung des Unmöglichen, nämlich immerwährend schweigende Abwesenheit der Hunderte von Herren und Damen, welche mehr oder weniger gute Verse machen, in der gedruckten Literatur und auf dem Büchermarkt, würde der jetzt in verdienstlichem Nichts gerathenen Pöbel wesentlich zu Gute kommen. Der Ruf eines unserer besten Dichter:

„Singe, wenn Gesang gegeben
In dem deutschen Dichtersaal“

nicht mehr und galt überhaupt nie für die zudringliche Menge von Gästen, welche sich selbst neben Nachtigal und Sprenger noch für Auserwählte hielten, denen fast allein Gelas gegeben sei.

H. B.

Kleine literarische Revue.

— **Shakespeareana.** Die in England neu zu gründende Shakspeare-Society scheint schon vor ihrem Eintritt ins Leben einen wohlthätigen Einfluß auszuüben und von neuem den regen Eifer der Britten für ihren großen Landsmann zu erregen. Herr Richard Simpson macht in der *Academy* (31. Januar) eine ganze Reihe interessanter, bisher noch zum Theil ungebrachter Werke namhaft, auf welche er die Aufmerksamkeit der neuen Shakspeare-Society lenken möchte. Es sind dies Arbeiten, welche dazu dienen würden, das Zeitalter Shakspeares zu illustriren, und es immer anschaulicher zu machen, daß auch er, gleich den Größten aller Zeiten, in dem Boden seiner Zeit wurzelt, so daß „die Shakspearebühne als Theil eines großen Ganzen und nicht als isolirtes Phänomen erscheint.“

Es dürfte wohl auch die deutsche Presse und vorzüglich die deutsche Shakspeare-Gesellschaft interessieren, wenn wir hier einen Auszug der erwähnten Liste mittheilen.

1. Die Werke von Robert Greene, wobei vorzüglich die bisher nicht genügend beachteten *Berworte*, *Einleitungen*, sowie alle sie begleitenden Vorgebilde berücksichtigt werden müßten.

2. Die Werke von Thomas Nash.

3. Bedregte Werke, besonders auch seine juristischen Gedichte.

4. Chetiv's Werke.

5. Die zweifelhaften Dramen Shakspeares selbst, sowohl die, welche entschieden nicht von ihm sind, ihm aber schon früh zugeschrieben worden, wie diejenigen, die ihm theilweise oder ganz zugeschrieben werden, sowie endlich die paar anonymen Dramen, von denen es sich beweisen läßt, daß sie im Besitz der Schauspieler des Lord Chamberlain waren, jener Truppe, deren leitender Genius er gewesen.

Das wären, außer Titus Andronicus und Pericles, die häufig, doch mit Unrecht, zu den zweifelhaften gerechnet werden:

The Arraignment of Paris. (Peele.)

Arden of Feversham. (Anrather Gründe wegen Shakspeare zugeschrieben von Edward Jacob, of Feversham und nachher von vielen andern.)

George-a-Greens. (Von Dove Greene zugeschrieben.)

Loerin. (Geschrieben von Charles Tilney, welcher nebst den übrigen Babington-Verschwörern 1586 hingerichtet ward, und herausgegeben von „B. S.“ 1594.)

King Edward III. (Anrather Gründe wegen 1769 von Carey Shakspeare zugeschrieben. Der zweite Akt zeigt Spuren seiner Hand. Enthält eine Scene von einem seiner Sennet.)

Mucedonius. (Ein natürliches altes Stück, mit Zusätzen in weit besserem Stil, für des Königs Schauspieler nach 1605 und vor 1610 verfaßt. In der Zeit Karls II. Shakspeare zugeschrieben.)

Sir John Oldcastle. (Für Heracles und die Schauspieler des Lord Admiral von Munby, Drantzen, Blisen und Hathway verfaßt. Sein Zweck war, wie aus dem Prolog hervorgeht, den von Shakspeare in der Figur des Falstaff geschilderten Aufwuchs wiederherzustellen. Das Titelblatt der ersten Auflage trägt den Namen Shakspeare.)

Thomas, Lord Cromwell. (Ein biographisches Stück von eigenthümlicher Konstruktion, welches Shakspeares Truppe gehörte.)

The Merry Devil of Edmonston.

The London Prodigal.

The Puritan.

A Yorkshire Tragedy.

Faire Em. (Zur Zeit Karls II. Shakspeare, von Phillips Miltons Kessen, Greene zugeschrieben. Doch war das Stück mit großer Heftigkeit 1591 von Greene kritisiert worden.)

The Two Noble Kinsmen. (Aelter, mit Hälfte Shakspeare.)

The Birth of Merlin. (Shakspeare und Wm. Rowley zugeschrieben.)

The Siege of Antwerp. (Nach Gascoigne, von Marston, unter Anleitung Shakspeare geschrieben, wie Chetivie zeigt.)

Life and Death of Thomas Stusley. (Ein Stück, das Shakspeares Truppe gehörte.)

A Warning to Faire Women. (Ein Stück von derselben Hand, das derselben Truppe gehörte und manche Anklänge an Shakspeare enthält.)

The Prodigal Son. von dem es eine Uebersetzung in das Deutsche gibt, und das dem Dichter Post-haste (identifiziert mit dem Verfasser von *Titus* und *Gressida*) in dem Drama *Histrionadix* zugeschrieben wird.

Hofter and Ahasverus, das 1534 von der Truppe des Lord Chamberlain für Henslowe gespielt wurde, und Deutsch verbunden ist.

6. Dann käme eine Liste von Dramen mit Anspielungen, wie *The Martinist* und *anti-Martinist*, Stücke von 1589–91, nach die Shakspeare eine Zeit lang von der Londoner Bühne vertrieben ward.

Die Stück, welche sich auf den Streit zwischen Inder und Iohanan 1600 beziehen.

Interessant würde auch eine Publikation von Robert Chester *Love's Martyr* sein, woraus Shakspeares Zeilen an „*Phoenix* und *Turbo*“ sind, und das zu *Cymbeline* in einer gewissen Beziehung steht.

H. B.

— **Der Heiratsantrag des Miles Standish.*** So bekannt und beliebt Kongsfellers Dichtungen in Deutschland in der Sprache, wie in Uebersetzungen sind, liegt unseres Wissens doch zum ersten Male eine metrische Uebersetzung der *Freude, The Courtship of Miles Standish* vor und wir begrüßen dieselbe mit Genugthuung. Der Dichter schildert die Geschichte zweier in sich gegensätzlicher Jungmänner in innig ergebenden Seelen, welche nach glücklich bestandnem Kampfe gegen die Wagnisse des Geschicks in der Vereinigung mit einander den wohl verdienten Lohn empfangen. Der Schauplatz der Erzählung ist Plymouth in Amerika, die erste Niederlassung der „Pilgerväter“, jener Puritaner, welche England um ihres Glaubens willen auf der „*Mayflower*“ verließen und am 19. Dezember 1620 auf dem Boden des schiefen Staates Massachusetts, nicht weit vom heutigen Boston landeten. Der Kampf dieser puritanischen Fremdlinge mit den feindseligen Indianern, die Anstrengungen und Entbehrungen, unter denen sie sich eine neue Heimath schufen, bildet den Hintergrund zu Kongsfellers reizendem Gedicht, das in einer sich dem Original ganzblöde unangenehmen Form übertragen ist.

*) Von H. B. Kongsfeller. Metrisch übertragen mit Einleitung von Dr. Bellheim. Bremen 1873, Verlag von J. B. Neumann.

— „Columbus,“ der vielbesungene, poetische Weltentdecker ist der Gegenstand eines nun in zweiter Auflage erscheinenden Volantetranses von Joseph Pollhammer; man kann dem Verfasser eine gewisse Formgewandtheit nicht absprechen. Doch bleibt doch nur ein Surrogat für das dichterische Genie, wie es das Eigenenthümliche grade dieses seltenen Menschenbildnisses zur poetischen Darstellung erfordert. Christoval Colon (Christoval Columbus wie ihn der Dichter nennt, ist doch etwas seltsam, halb romanisch, halb lateinisch) ist eine Figur, die zu schillernd vielleicht für Feder eines Freilichters oder Hammerling berufen wäre; trotz des gewiß vorhandenen Talents, das die Verse erkennen lassen, liegt uns das Werkchen kalt; vielleicht ist die nöthig gewordene zweite Auflage der Beweis, daß andern das Büchlein besser gefällt, oder, wie wir eher annehmen möchten, nur ein success étranger.

J. B.

Sprechsaal.

Von dem Vorkämpfer der geistigen Wiedergeburt des belarischen Volkes, dem bedeutenden Philologen A. Korais hat in den Jahrbücher der Société pour l'encouragement des études grecques à Paris de Preille eine Anzahl Briefe herausgegeben, die in dem Zeitraum von 1790—96 an Charbon de la Rochette und Villotien gerichtet durch ihren historischen Hintergrund, die Zeit des revolutionären Terrorismus in Paris, ein doppeltes Interesse erhalten. Unter dem Namen Corays, doctor medicus Mospitalensis hatte der Hülfe Gelehrte, dessen einsige Leidenschaft sich an das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes knüpfte, bis in die letzten Schreckentage hinein in Paris ausgehalten. Seine Tage war nicht bedeutendwerth. Zu einer ungemünzten hypochondrischen Gemüthsanlage kam eine ebenso reichbare physische Konstitution. Vollends litt sein hohes Selbstgefühl in dem kleinlichen Kämpfe um seine Ernährung; er war gezwungen durch Unterricht im Griechischen sich zu erhalten. Zuletzt, wie er das zügelnde Treiben der Jakobinerzeit nicht länger ertragen konnte, wendte er ein Gesuch an den Konvent, ihm die Erlaubniß, Paris zu verlassen, die damals selten erteilt wurde, nicht zu verweigern. Er, der kleine, schwächliche Stubengelehrte begab sich selbst mit einem Aufwande seiner ganzen Energie in die Versammlung der Schreienemänner, von der er und ein ausdauerndes Bild zu geben wußte. „Ich kam in den Konvent um die achte Abendstunde. Ich trug dort das wüsthafte Bergelied und wagte wegen des unglaublichen Lärmes kaum Athem zu holen. Dort gab ich schon alle Hoffnung auf, zu Wort zu kommen, als ich plötzlich bemerke, daß auf dem Präsidentensstuhl ein Mann von gesüßtem Aussehen saß.“ Das Wort „Griechen“ wirkte auf diesen zauberartig. Er lud den Korais ein, sich zu setzen und auf eine Pausse in der Debatte zu warten. Nach Mitternacht überkam endlich die Versammlung eine ruhigere Stimmung. Korais' Pittichkeit wurde verlesen und genehmigt. Man drängte sich um ihn, „um zu sehen, ob der Grieche eben so gehalten ist, wie andere Sterbliche.“ Alle hatten den Blick auf mich gewandt, als gehörte ich zu den wilden Thieren, die man auf Jahrmärkten zeigt. Zwei solche Thiere würden genügen, mich in den Hades zu befördern.“

So lernen wir hier den Herausgeber des *Meios* und *Strabo* von seiner persönlichen Seite kennen. Seine Briefe erschöpfen sich in Klagen über seine Lage, im fremden Lande unter Leuten,

denen das Schicksal seines Vaterlandes, ihm Alles, durchaus gleichgültig war, in den drückendsten sekundären Verhältnissen, die ihm nicht einmal den Ankauf der nöthigsten Bücher erlaubten. In seinem Lebensüberdruß, der ihn hier seinen Tod prophezeien läßt, der erst nach 40 Jahren erfolgte, geht er so weit, sich selbst eine Grabstätte zu wünschen. — Wir hoffen, daß die durch den beschränkten Raum der pariser Zeitschrift bedingte langsame Publikation dieser Korrespondenzen des Interessanten noch viel zu Tage fördern wird.

P.

Die Fortbildungsschule in unsrer Zeit, ist der Titel und das Thema des 19. Heftes im Jahrgang II. der von Hr. von Holtenhoff und W. Onden herausgegebenen Flugschriften „Deutsche Zeit- und Streitfragen.“ Der Verfasser Prof. Jürgen Bona Regier hat darin in gekürzter Weise das Material zusammengestellt, welches die Erfahrung und die theoretische Erörterung in den verschiedenen Ländern zur Beurtheilung des Gegenstandes geliefert haben. Bekanntlich ist die Einrichtung von Fortbildungsschulen in Deutschland neuerdings von der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung dringend angeregt worden. Unter den Fragen, welche sich dabei aufwerfen, ist die schwerwiegendste die, ob man die Gründung und den Besuch der Fortbildungsschulen mehr wie bisher (in Preußen z. B. im Wege der Orphanate) durch gesetzliche Anordnung fördern oder der Freiwilligkeit überlassen solle. Die Erfahrung hat gelehrt, daß leider bisher das Bestreben, die Fortbildungsschulen auf die Fernbegierde der Jugend zu stellen, selbst in England nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben. Daher sucht man das Heil im gesetzlichen Zwange: alle Jünglinge von 14 bis 17 Jahren sollen zum Besuche der Schulen verpflichtet sein, die Gemeinde und der Staat die Kosten tragen. Immer der Staat, der Staat! Auch der Verfasser unsrer Flugschrift neigt sich zu dieser Forderung. Zwei Bedenken scheinen dabei theils gar keine, theils nicht genügende Berücksichtigung gefunden zu haben. Das Eine ist ein principielles: Man erziet kein Volk, wenn man die Individuen nur durch Zwang in die Höhe treibt. Wir haben den obligatorischen Schulunterricht, dann die allgemeine Wehrpflicht; die letztere begleitet uns bis an die Gränze des Mannesalters; stellen wir zwischen Beides noch den Zwang zum Besuche der Fortbildungsschule, so kommt der Deutsche aus der Zwangsjacke erst dann heraus, wenn er die Jahre der freien Entwicklung hinter sich hat. Das verträgt sich nicht mit den Grundsätzen der Volkserziehung. Und wirklich alle Mittel zur Freiwilligkeit erschöpft? Wir glauben nicht, und weisen nur darauf hin, daß das Vereins- und Genossenschaftswesen, wie es bei und erst im Anfang seiner Entwicklung steht, noch lange nicht seine ganze Kraft erprobt hat. In der Volkserziehung pflegen die Früchte langsam zu reifen, man muß Geduld und Ausdauer haben. Das zweite Bedenken ist praktischer Natur: zur Durchführung des Zwanges in der Fortbildungsschule fehlen dem Staate die Lehrkräfte, sie fehlen schon in bedenklichem Maße zur Erreichung des Ziels der Elementarschule. Diese Thatsache ist für jetzt und für lange Zeit gewiß entscheidend in der Frage. Ein Mittelweg liegt vielleicht darin, daß man die Fortbildungsschule mit der Schule der allgemeinen Wehrpflicht verbindet. Unser Soldat hat, im Frieden, manche freie Stunde, man veranlasse ihn, sie zu seiner Fortbildung zu verwenden und die Wehrkraft, welche man ihm damit erweist, wird manche Härte der allgemeinen Wehrpflicht auszugleichen im Stande sein. Gg.

*) Tübingen, Carl Brockhaus.

*) Berlin, G. E. Haderup (Carl Habel), 1873.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouquet's Andine.

Kleinste Ausgabe.

1874.

Mit 60 Holzschnitten. In Reithend mit Goldschnitt: 1 Thlr.

Minutier-Ausgabe.

1871.

Mit Titelfarben geogr. von Ludwig Richter. In Reithend mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stersotyp-Ausgabe. Mit Titelbild in Holzschnitt; in Umschlag gebd. 5 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, aus reinen und süssen Märchen, reiner Kauderwasch roman-tischer Poesie, schildert die Natur der Alpen, wie sie in der Gegenwart ruht, überaus an-muthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (79)

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Theorie des Bevölkerungs-Wechsels.

Abhandlungen zur angewandten Mathematik.

Von G. F. Knapp.

gr. 8. Fein Vollpapp. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (79)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. (18. Aufl. 1874.) Mit 8 Bildern in Holzschnitt nach Paul Meyerheim.

Velin-Ausgabe.

Holzleiste Ausgabe.

(80)

Mit farbigem Titelbild in engl. Einb. 1 Thlr.

In farbigem Umschlag landes gebd. 15 Sgr.

Diese neue Ausgabe zeichnet sich durch farbige Bilder nach Zeichnungen von Paul Meyerheim aus, ein Schmuck, durch den diese schöne aller Märchenbücher der Kindheit noch willkommener wird.

„Unkretzigt unter allen Märchenbüchern das schönste.“
Bernhard's Wegweiser durch die deutschen Jugendliteraturen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

(81)

Voigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile. 8. Weh. 2 Thlr.

In einem Bande in Leinwand gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk zeichnet sich nach dem übereinstimmenden Urtheile der angesehensten kritischen Organe durch gewisshafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch eine lebendige Darstellung und objektive Darstellung des Tatsächlichen aus. Weitere Vorzüge desselben sind die Hervorhebung des nie unterbrochenen Zusammenhanges zwischen der märkischen und brandenburgischen Geschichte und die besondere Berücksichtigung der Culturgeschichte, namentlich die über-sichtliche Darstellung der inneren Verhältnisse, der Verfassung der einzelnen Landestheile, der Verwaltung und der Lebensweise ihrer Bewohner, der Veränderung in der Verfassung u. s. w. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das alte und das neue Japan

oder die Kippens-Führer. In Schilderungen der bekanntesten Altertümer und neueren Meilen. Ursprünglich bearbeitet von Friedrich Siegel und Hermann Wagner. Neu herausgegeben von Oskar Hinke. Dritte die auf die Gegenwart erzielte Ausgabe. Mit 160 Text-Abbildungen, 10 Landkarten, sowie einer Karte von Japan. Geheftet 7 M. — 2 1/2 Thlr. — 4 1/2 Thlr. — Eleg. gebunden 8 M. — 2 1/2 Thlr. — 4 1/2 Thlr. 48 Kr. rdb.

Die Franklin-Expeditionen

und ihr Ausgang. Entdeckung der nord-westlichen Durchfahrt durch das Eismeer sowie Aufklärung der Uebereinstimmung von Sir John Franklin's Expedition durch Kapitän Sir Egebold R. Gilchrist. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Bis auf die neueste Zeit vollständig. Mit 119 Text-Abbildungen, 4 Landkarten, mehreren Kartenentwürfen, sowie einer Karte der nordamerikanischen Polarländer. Geheftet 4 M. — 1 1/2 Thlr. — 2 1/2 Thlr. rdb. — Eleg. gebunden 5 M. — 1 1/2 Thlr. — 3 1/2 Thlr. rdb.

Kane, der Nordpolfahrer.

Ästhetische Holzschnitte und Entwürfen der zweiten Franklin'schen Expedition zur Aufklärung des Sir John Franklin in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unter Dr. Wilbur Kent Kane. Beschrieben von ihm selbst. Dritte durchgesehene Auflage. Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen, 6 Landkarten und einer Karte. Geheftet 4 M. — 1 1/2 Thlr. — 2 1/2 Thlr. rdb. — Eleg. gebunden 5 M. — 1 1/2 Thlr. — 3 1/2 Thlr. rdb. (82)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Vor Kurzem erschienen:

(83)

Deutsch (Emanuel), Der Islam.

Nach dem Englischen übertragen. Autorisierte Uebersetzung. gr. 8. geh. 12 Sgr. Ein Seitenstück zu der folgenden Schrift des Verfassers.

Deutsch (Emanuel), Der Jalmud.

Nach der neuesten englischen Auflage ins Deutsche übertragen. Autorisierte Ausgabe. Zweite Auflage. gr. 8. geh. 12 Sgr.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Sodern erschienen:

Die Gestrirne

und

die Weltgeschichte.

Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit.

Von

Dr. Felix Eberth,

Professor in Breslau.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Preis 12 Sgr. (84)

Für Vereine und Schulen zur Anschaffung empfohlen:

Vor Kurzem erschien die Volksausgabe von

Luisa, Königin von Preußen.

Ihre Lebensgeschichte

von

Friedrich Adami.

Sechste Auflage. Mit gestochenen Bild.

15 Bzn. 16. in Leinw. geh. 15 Sgr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erdähnlichen Zeit unter dem Teil noch erdähnlicher Kreaturen mag für den Patrioten eine treffliche Lektüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Jagen, an ergreifenden Momenten ist. Wir können dieses Buch als Vellebuch im höchsten Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es in weitest Verbreitung verdient.“ (85)

(Wegweiser der deutschen Volk- und Jugendliteratur.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen:

Carl Twisten:

Die religiösen, politischen und sozialen Ideen

der

asiatischen Culturvölker und der Aegypter

in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Herausgegeben (86)

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 Thaler.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

H. Reubertien verantwortlich. Dr. Hermann in Berlin. Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. Preis 12 Sgr. 6 Pf. Find am Oberen Kanal in Berlin. Grunz. Nr. 11

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 4. April 1874.

[N^o. 14.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Reichsträger Kaiser Karls V. I. 201. — Das Betrug der Strafe. 204.
Belgien. Der Handels-Handel im Mittelalter. 205. — Neoplaton. 207.
England. Eberhard Götters mittheilungsb. biographische Versuche. 208.
Frankr. Wilhelm's ersteitliche und linguistische Studien. IV. 212.
Kleine literarische Revue. „Wiedemann“, ein Buchstaben in acht Ecken. 214. — Führer in Nr. 214. — Die Hefen von Rhenan. 214.
Frankr. Eine biblische Geographie. 215.
Frankr. Jahresbericht der Gesellschaft „Barnabaz“. 215. —
Ede, von R. le Gueve. 215.

Deutschland und das Ausland.

Die Reichsträger Kaiser Karls V.

I.

Selten wohl ist ein weltgeschichtlicher Charakter ein so ungründliches Geheimniß gewesen, wie Kaiser Karl V.: ein Geheimniß für Mit- und Nachwelt. Und den innersten Kern dieses Geheimnisses bildet seine Frömmigkeit. Der Mann, der in seiner Burg den Park gefangen nehmen und während dessen in allen Kirchen für Befreiung des heiligen Vaters aus dem Kerker beten ließ; der mit großer Orientierung die Herausforderung zum Duell von König Franz I. annahm, während er bei den Kammerern und beim Hofe alle Schritte that, um das Duell zu hintertreiben; der den Protestanten sich oft so günstig zeigt, daß ihn viele für einen heimlichen Protestanten hielten, in demselben Augenblick, wo er mit dem Papste den Knoten der Verschwörung zur Ausrottung des Protestantismus fester zieht; der Mann, der es sich zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, in jedem Moment seines Lebens der Welt ein Doppelspiel zu zeigen: der ist selbst von den feinsten diplomatischen Beobachtern seiner Zeit, den venetianischen Senatoren, nur so weit durchschaut worden, daß sie zuletzt vor ihm offensbaren Widerspruch stehen bleiben. Und wie die Wirklichkeit, so macht ihn auch die Nachwelt, ja die an Entdeckungen über seine Korrespondenz so reiche Zeitgenossen, ihn bald zu einem feurigen Katholiken und ritterlichen Tugend-Heroen, bald zu einem abweichenden Philosophen oder zu einem Trübsinnigen, bald zu einem grünen Witzling oder zu einem hinübervertrauten Komödianten. Und dennoch hat es einen immer neuen Reiz, den stillen Charakter und insbesondere die religiöse Frömmigkeit eines Fürsten zu ergründen, bei dessen Leben jeden Fortschritt wohl das Gefühl befeuchtet, daß, wenn er seine Zeit verstanden hätte, er der größte Mann seines Jahrhunderts geworden wäre. Hat doch seitdem einem Fürsten gleich bei seinem Regierungsantritt das Glück hohlbeltiger gelächelt, als dem fünften Karl. Kaum zwanzigjährig wurde er bekrönt, neun Kronen auf seinem Haupte zu vereinen: Kastilien, Aragonien, Katalonien, Valencia, Neapel, Sizilien, die Niederlande, Desterreich und Deutschland. Dem fügten die

spanischen Weltumsegler „drei Europaen“ hinzu, einen neuen Welttheil „voller Goldgruben und Perlenlagern.“ Und dennoch war dieser überreiche, den Siegen strotzende, seinen Freunden über die Maßen anhängliche Kaiser bei keinem der vielen Völker, die er beherrschte, gern gesehen, seine Geburtsstadt Gent etwa mit der flandrischen Umgebung ausgenommen, wo sich die Ritterlegende des frommen Palatins demüthigte. Woran lag das nun?

Man hat nach Karls Charakter seine Familien-Korrespondenz mit dem Bruder von Desterreich und der Schwester von Ungarn befragt. Vergebens. Man hat die Verhandlungen mit seinen spanischen Kammerern durchstöbert. Vergebens. Man hat seiner Minister, Gesandten und Geheim-Sekretäre Korrespondenz veröffentlicht. Vergebens. Man hat seine Klosterzelle in allen Winkeln und Ecken beleuchtet. Vergebens.

Sollten nicht seine Reichsträger ihn besser kennen? Sollten nicht die Gewissens-Direktoren von den Geheimnissen ihres mächtigen Gebieters unterrichtet sein? Um die Reichsträger Kaiser Karls V. hat sich die Geschichte bisher so wenig bekümmert, daß sie oft zu notiren vergaß, ob ein Reichsträger ging und kam, und sich kaum die Zahl der Konfessoren heute noch mit Gewißheit festsetzen läßt.

Und dennoch wäre es so uninteressant noch heute nicht, zu erfahren, was bei dem Manne die Leiter des Gewissens vermochten, in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Vielleicht daß die widersprechende Richtung seiner Thaten nichts war als die getreue Zerkleinerung der Richtung, welche die sich untereinander oft widersprechenden Reichsträger seinem Gewissen gaben. Und wie wenn der Mann, der zuerst seit dem Ende des römischen Unterreichs den Titel „Majestät“ statt des üblichen „Hoheit“ wieder einführte, und dessen Räte mit dem Gedanken einer Weltmonarchie ihn vertraut zu machen suchten, wenn der Mann für sein Gewissen bisweilen zu eben und derselben Zeit zwei entgegengesetzte Direktoren aufstellte und benutzte?

Vielleicht giebt es unter allen Ämtern kein wichtigeres Amt als das eines Reichsträgers. Die Geheimengeschichte mancher Höfe könnte noch heute darüber merkwürdige Dinge melden. Wenn nun aber noch zu dem fast grenzenlosen Amt eine energische Person hinzukommt, welche das Amt anfüllt, trägt und hebt, was sollte dann noch einem Reichsträger unmöglich sein?

Freilich nicht alles, was das Konfessoramt seinem Träger auferlegte, war schon an und für sich groß und inhaltsreicher. Am Hofe, wo so vieles nur Form ist, kommt auch auf den Reichsträger eines Kaisers ein gutes Stück Formalitäten und Zeremonien. Aber konnte nicht auch die kleinsten Dinge ein geschickter Reichsträger als willkommene Ursache zu oft weiten, fast unabsehbaren Wirkungen benützen? Ja, oben an hochgestellten Männern nicht bisweilen kleine Verdrüsslichkeiten und eines Augenblicks sinnlicher Genuß einen größeren Einfluß aus als ein durchdachter Vortrag von weltgeschichtlicher Höhe?

Der Konfessor Kaiser Karls V. war, wie uns Marino Cavallo,

¹⁾ Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato... da Eugen Alberti. Firenze. 1839—44. 7 vol. in 8. cf. p. 1. Die Schilderungen Gaspar Contarini gegen die Marino Cavallo.

²⁾ cf. die bekannten Werke von Wignot, Gachard, Pichot, Lang, Bachofen, Striug, Döringer, Braubach u. a. m.

³⁾ Ross, St. Hilaire, Histoire d'Espagne, Par. T. VI. p. 399.

⁴⁾ Petr. Martyr de Angleria. Decades 1516 Praefat.

⁵⁾ Pichot, Charles V. Par. 1854, p. 483.

⁶⁾ R. St. Hilaire. VI. 316.

⁷⁾ Wägnar in Sollenbergs deutscher Zeitschrift, 1861, 8., Berlin.

der venetianische Gesandte berichtet, gehalten, immer in der Kirche unter dem Baldachin des Kaisers zu sein, ihn zu benachrichtigen, wann er niederzuknien, aufstehen, das Opfer darbringen sollte; im Falle ihm die Gebete des Tages auszugehen u. dgl. Er beehrte die Kapelle mit den 40 auserlesenen Sängern aus der niederländischen Schule, der besten jener Zeit. Soweit und da alle politischen Angelegenheiten damals ihre kirchliche Seite hatten, durfte der Beichtvater sich einmischen. Er hatte Zutritt zu jeder Rathsoberversammlung, in der Gewissensfragen behandelt wurden. Darum intervenirt er in den Fragen des Krieges und der Gerechtigkeit, hauptsächlich aber, wo es sich handelt um Uebertragung von Aemtern und Pensionen. Gewöhnlich wird er zuletzt Bischof und bisweilen Kardinal, und mit Recht, sagt Savalli: denn es ist eine große Last, diskurren und entscheiden zu müssen in den Angelegenheiten der Ketzer, der neuen Christen in Spanien, der Mauren, des Wuchers, der Kriege gegen Christen und der Kriege gegen Ungläubige, der Benefizien, der Kassen, ja fast alles dessen, was den Kaiser zum Kaiser macht: denn in allen Dingen, sagt Savalli, giebt es Gewissensfragen.)

Das waren glänzende Gestalten unter der Regierung der Isabella, jener Torquemada und Talavera, jener Kardinal Mendoza, und nun gar Ximenez, jener Mann, der sich besser zu beherrschen wußte, als sonst wer unter den Sterblichen, der aber auch seine Landbiente mit eisernem Szepter beherrschte, wie nie ein Fürst:?) lauter General-Inquisitoren von Spanien, die, weil sie das höchste geistliche Amt bekleideten, auch den Titel?) führten: Konfessoren der Königin. Unter den „katholischen Königen“ war der Konfessoren-Titel gewissermaßen die Belohnung für die Dienste, welche die im spanischen Volk und besonders beim Adel bitter verhassten Inquisitoren dem Königthum geleistet hatten durch Sequestrierung adeliger Güter und Vereinigung von ganz Spanien unter einer und derselben Religion. Es verstand sich deshalb von selbst, daß unter Ferdinand und Isabella die Konfessoren von Rayon Spanier waren, von Orden aber immer Dominikaner.

So lange der fünfte Karl nicht selbständig war, hütete er sich wohl, an die Sitte seiner Altvordern zu rühren. Wollte es doch ehrenvoller, von hohen und höchsten Prälaten adjuviren, als von Niederen. Sobald er aber selbst regierte und seine Untergebenen nur brauchen wollte, war es bequemer, zu Konfessoren-Austragen solche zu verwenden, die nicht schon durch hohe Prälaten aller Augen auf sich zogen, sondern still und sicher, als allergeringste Räthe und Diener wirken konnten.

Den Gesandten Ximenez überkam Karl von seiner Großmutter zum Vater des Gewissens. Neben dem Allgewaltigen war Karl nichts. Er hatte sich zu fügen, wie alle Welt. Nach des Kardinals des Königs Tode (8. Nov. 1517) scheint das Konfessoren-Amt auf des Ximenez Mit-Regenten, den gelehrten, gutwilligen, freisinnigen und allen Uebergriffen abholden Kardinal von Utrecht übergegangen zu sein. Auch diesen betrachtete Karl — er war kein Erzieher gewesen — als ein Vermächtniß des elliatischen Hauses. Aber unter ihm wuchsen dem jungen Kaiser die Flügel. Als er ihm nicht mehr beichten wollte, machte er ihn zum Papst.

Sobald der Utrechter als Hadrian VI. auf den Stuhl Petri berufen war, schloß der nunmehr aller Bevormundung entwachsene

Fürst die Konfessoren-Sitte der katholischen Könige ab. Der erste, den er frei sich zum Beichtvater wählte, war kein Gesandter, kein Prälat, kein Spanier, sondern ein ihm nicht ergebener, beschämter, aber kühner und energischer Franzose, der Franziskaner-Minorit Jean Clapion (1520). Die kühnste, aber willensstarke Naturen, stieß auch Clapion oft nach entgegengelegten Richtungen gewaltig vor. Wenn wir ihn als den Friedrich den Weisen, dem Karl die Kaiserkrone verbandte, und für die gläubige Reformation, bald für den glaubens- und hoffnungslosen Papst Leo X. und seinen kunstreichen Humanismus begreifen sehen, bis ihn der päpstliche Rantail für die Gewalt gewann: so mochte gerade dies doppelte öffentliche Engagement seines neuen Beichtvaters dem allen Parteien gem freundlichen Fürsten als eine besondere Empfehlung gegolten haben. Auch der Kaiser neigte sich entschieden auf die Seite des Papstes, den er sehr freit. Unter diesen Ausgeburten wurde der Reichstag zu Worms eröffnet.) Ueberall, wo der Kaiser erschien, lauerte neben ihm unter demselben Baldachin die wilde Rahe, immer zum Sprünge bereit, sanft schmeichelnd für den Frieden, aber sehr entschlossen ihre Beute, um des Kaisers willen, die sie nur für sich gesäumt, in kleine Stücke zu zerreißen. Kurz zuvor hatte sich Clapion, eine freundliche Unterredung mit Dr. Martin Luther voran, mitten in das Gefessene der Reformation, auf Brang von Sickingens Ebernburg eingeschlichen. In dreien Tagen ging Luther freies Geleit zu Ende. Und welche dem Armen. Ein Wort zu heiligen Zwecken war ihm nicht verweigert, der spanischen Könige etwas so Ungehörtes nicht. Dr. Martin aber ging nicht in die Falle, sondern zog „in Gottes Namen nach Worms.“) Und wieder lauerte die grimme Rahe unter dem kaiserlichen Baldachin. Luther entging dem größten Schaden der Ewigen. Aber die Seinen haben die seit erneuerte Gefahr erkannt. Clapions Doppelspiel war jandbar als die offene Feindschaft und Gewalt. Vor den Protestanten war er Luthers Freund, der mit einer Ausnahme?) Luthers Schriften gern gelesen, der den Papst mit Luther verbinden wollte, der dem Kaiser gesagt, ihn und alle Fürsten werde Gott züchtigen, wenn er Christi Braut, die Kirche, nicht von den ihr anhängenden Beschwerden und Angeln befreite.) Im Rath des Kaisers war er für Befreiung durch Gewalt. Der arglistige, tückische, verschlagene Wüth erscheint der sächsischen Partei jetzt so gefährlich, daß sie überall im Reiche zum Bunde gegen den kaiserlichen Beichtvater wirbt. „Die deutsche Nation“ giebt dem Kaiser den Rath, jenen „grauen Wüth“ fortzuschicken.) Der Tod half dem Wüth erfüllen: Ende August 1521 starb Clapion zu Valladolid.)

Aber seit August 1521 bis 1523 Clapions Stelle einnahm, läßt sich nicht bestimmen. Wenn jenes Weiser beim Nic. Antonio?) Recht behält, so hat Franziskus de Quindones, ein Edelmann aus Leon, wie Clapion Franziskaner, dem brüderlichen Kaiser das Ohr geliehen. Quindones war ein Mantelträger. Als Clemens VII. den Stuhl Petri bestieg, ging Quindones zum Kaiser zum Papst (1523). Als aber den heiligen Vater sein Stern verließ (Völkerung von Rom 1527), trat Quindones in die Dienste des Siegers. Seine Stelle am Ohr des Kaisers er-

1) H. St. Hilaire VII. 24.

2) Baum: Capito und Supr. p. 125.

3) „Von der babylonischen Gefangenenschaft.“

4) Marheineke: Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1881, Br. I., 237–239.

5) Ranke: Deutsche Reformation. I. 446.

6) Gauchard: Correspondence de Charles V., p. 143, No. I.

7) Bibl. Hispan. art. Franc. de Quindones.

1) Fichot: Charles V., p. 70 sq.

2) H. St. Hilaire VI., p. 147 sq.

3) Florent. Geschichte der Inquisition. p. 225: Jeder Dominikaner führte wohl auch den Ehrenitel „Beichtvater des Königs.“

lagte er aber nie wieder. Er starb 1540. Möglich, daß der außerordentlich denkende Kaiser zuerst versuchte, namentlich ganz ohne Beichtvater fertig zu werden. Allein die Frauen denken darüber anders. Im August 1523 kam die Reina Doña Leonor viuda de Portugal an, y entonces, sagt eine alte Chronik (1514–1536) fue hecho confesor Louisa.¹⁾ Damit stimmt denn auch sehr wohl Leonas eigene Aussage, da er am 18. Juli 1530 aus Rom an Karl V. schreibt, er habe namentlich „fieben Jahre an des Kaisers Obre gehalten.“²⁾ Navarrete³⁾ nennt den Leonas einen hombre franco, aunque no de grande talento. Dennoch war er ein bedeutender Mann, weil er durch Redlichkeit, Freimuth und Unangenehmigkeit sich zu den höchsten Stellen und zu einem seltenen Einfluß auf den Kaiser zu erheben verstanden hat. Von ihm wissen wir mehr als von seinen Kollegen, Dank der Verdienstleistung seiner römischen Briefe durch G. Heine⁴⁾ und Navarrete.⁵⁾ Auch in den Annalen Aragoniens wird seiner öfter gedacht.

Don Juan Leonas de Leonas stammte aus einer altblühenden Familie Kastiliens. Einer seiner Verwandten ist jener Gemeinbater Don Garcia de Leonas, der von Don Hugo de Moncada, dem Bischof von Sicilien, zum König Karl (1516) nach Spanien geschickt wird, um Moncada bei seinem Fürsten zu rechtfertigen gegen die bei der Königin Johanna wider ihn vorgebrachten Beschwerden.⁶⁾ Ein anderer Verwandter des Beichtvaters ist jener Herr Garcia Tesre de Leonas, Canallero de la Orden de San Juan, welcher, mit einer kleinen Flotte (armada de seis navios y un Patache) als kaiserlicher General zum Schutz der Westküste gegen die Portugiesen entsandt wird.⁷⁾ Der dritte Leonas, ein Dominikaner, wird von dem auf seine persönliche Freiheit so eifersüchtigen Kaiser zum Beichtvater gewählt, obwohl er schon mindestens fünf Jahre Verstandender des Dominikaner-Ordens gewesen war.

Leonas ließ sich hören: und doch, wo der Kaiser ging und stand, mußte er seine Spuren. Er konnte ihn nicht vermeiden. So er suchte ihn an seine Person fesseln, wenn ihm sein Einfluß nicht gefährlich werden sollte. Schon frühe zum apostolischen Kommissar in dem heiligen Kreuzzuge gegen die Mauren von Granada ernannt, trat dort seine Umkehr, sein Oser und seine Eigenheit für die Kirche in ein so helles Licht, daß schon im Oktober 1517, so oft die Ober-Inquisition eines besonnenen Rathes bedarf, man die Ordennamen ihm vorlegt und von ihm zugehört läßt.⁸⁾ Und das Jahr darauf wird er Cajetans Nachfolger im Generalat seines Ordens. Wir kennen das Datum, das er zu Rom 1521 in der Konferenz aller Ordens-Generale abgab. Es lautet dahin, zur Unterdrückung der Ketzerei nach solchen Sendlingen zu senden. Wußte er doch aus seinen Ehrenämtern Erfahrungen, was unter den Ungläubigen Sendlinge mit unbeschränkter Vollmacht im Interesse der Kirche auszuwählen im Stande waren. Papst Hadrian VI. verstand solchen Rath zu nützen. Auch wird Leonas im Jahre 1522 unter den personas graves, del sequito del Pontifice zu Saragozza aufgeführt,⁹⁾ wo der

beilige Vater als frommer Pilger im Kloster St. Englesia erschien, um die Gebeine des heiligen Lambert zu küssen. Durch den päpstlichen Erzbischof scheint Karl aus dem seltenen Mann aufmerksam gemacht worden zu sein.

Als Leonas 1523 zu Valladolid sein Ordenskapitel versammelt, findet sich der Kaiser bei ihm ein.¹⁰⁾ Gleich im August d. J. ernannt er den viel Empfohlenen zu seinem Beichtvater. Es war dies ein Erstbesuch. Indem Karl dem Dominikaner-General seine Sünden beicht, lenkt er, ein gehorsamer Sohn der Kirche, wieder in die alte Ordnung der reyes católicos zurück. Der Wille war gut.

Doch nach zwei Jahren schon wird Karl gewahr, daß es seine Unbequemlichkeiten habe, einen Dominikaner-General als Beichtvater zu führen. Er veranlaßt den nun ganz für ihn Gewonnenen zur Niederlegung der Ordensleitung. Das reiche Bisthum von Oñate (1525), zwei Jahre darauf das von Sigüenza, dazu die Präbendialität im Rathe von Indien entschädigen ihn reichlich für seine Entlassung.¹¹⁾ Sein Einfluß ist nun im Steigen. Auf Leonas's Wink kommt mitten aus dem weltlichen und geistlichen Erberungsglück, das ihm in Mexico lächelt, der berühmte Hernando Cortez nach Europa. Durch die Botschaft seines Erseindes Panfilo de Narvaez am spanischen Hofe verläumdete, erscheint der große conquistador als Angeklagter auf dem Reichstags zu Moncen (1528). Es war Hernandos Glück, daß der Beichtvater Leonas Mitglied des kaiserlichen Staatsrathes war, sonst würde er nicht mit Ehren als Capitan general entlassen werden sein.¹²⁾ Bald nachher, als auch in Aragon gegen die Mauren die Verfolgung beginnt, wird Leonas wieder der Comisario general da la Cruzada.

Jetzt weiß man nicht, wie man genug ihm ehren soll. Auf Wunsch des Kaisers¹³⁾ wird er am 19. März 1530 zum Kardinal von S. Eufemia, dann zum Erzbischof von Sevilla, zuletzt (1538) zum General-Inquisitor von Spanien erhoben. Bei einer so schnell wachsenden Macht konnte Leonas schon 1531 seine hohen Verwandten höheren Orts empfehlen und in Schutz nehmen. So schreibt er von Rom 9. Juni 1531 al señor Comendador mayor de Leon zur Empfehlung seines Verwandten Leonas, regente de Nápoles.¹⁴⁾

Natürlich war dieser bis nach Keapel und West-Indien reichende Einfluß des kaiserlichen Beichtvaters auch den Ständen des Königreichs Aragonien nicht entgangen. Als am 26. Juni 1529 die Deputirten der Krone Aragon den Kaiser bitten, einige Fueros y Privilegios zu beobachten, die sie von seinen Vorfahren erworben hätten, wenden sie mit dem Gesuch um Hürsprache sich gleichzeitig an den Bischof von Oñate, Confesor de S. M. C. Ihre Bitten sind diesmal vergeblich.¹⁵⁾ Nichts desto minder, als am 14. August die Stände von neuem dem Kaiser angehen, escribieron sobre lo mismo a D. Fr. Garcia de Leonas.¹⁶⁾

Auch Karl wußte, was ihm Leonas war. Dennoch durfte er nicht immer sein Beichtvater bleiben. Es nahte der Reichstag von Augsburg (25. Juni 1530). Dem Kaiser entging seine entscheidende Bedeutung nicht. Leonas's feindliche Gesinnung

¹⁾ Navarrete. T. IX. p. 550.

²⁾ ed. Heine p. 21. Cartas cet. G. folgd.

³⁾ Correspondencia. G. folgd.

⁴⁾ Cartas al emperador Carlos V. escritas en los años de 1530–32 por su confesor. Berlin 1848.

⁵⁾ Correspondencia del Cardenal de Oñate con Carlos V., T. XIV. p. 1 sq.

⁶⁾ Dormer. Anal. p. 25 sq. cf. Navarrete. T. XXIV. p. 166 sq.

⁷⁾ Sayas. Anales p. 682.

⁸⁾ Llorente II. 143.

⁹⁾ Laya. Anales de Aragon. p. 501.

¹⁰⁾ Touron: Hist. des Dominicains. IV. 93 sq.

¹¹⁾ Dormer. Anales p. 270.

¹²⁾ Dormer. Anales p. 387.

¹³⁾ Gasparo Contarini 7. März 1530 (Relazioni degli ambasciatori Veneti. VII. 258): also nicht schon 1529, wie bei Navarrete (T. IX. p. 557) die alte Chronik will.

¹⁴⁾ Navarrete. T. XIV. p. 181, 257.

¹⁵⁾ Dormer. Anal. p. 462.

¹⁶⁾ Dormer. Anal. p. 475.

gegen Luther war bekannt. Wäre dieser Beichtvater mit in Augsburg erschienen, das Friedenswerk würde gleich im Keime erstickt worden sein.) Da entschloß sich der Kaiser, öffentlich einen neuen Beichtvater zu wählen, der auf die Protestanten zu Augsburg einen bessern Eindruck machen könnte. Für den alten aber hat er eine wichtige geheime Mission. Bekanntlich war Coarso eben erst zum Kardinal ernannt worden (19. März 1530). Beim Papst wie beim Kaiser galt er als persona gratissima. So sendet ihn denn Karl nach Rom, no con título de embajador, pero como personaje que trataba oficialmente con el Papa.) Ein Bevollmächtigter des Kaisers beim Papste während des Reichstags von Augsburg: gewiß eine ebenso ehrenvolle wie schwierige Stellung. Coarso reiste Ende April oder Anfang Mai 1530 an den Ort seiner Bestimmung ab.) Ph.

Das Prinzip der Strafe.

Jede Theorie macht den Anspruch, ihre Praxis am Besten zu rechtfertigen, und wo eine uraltte Praxis mehrere Theorien zuläßt, da kann man mit Sicherheit annehmen, daß die Theoretiker, durch unversehrte Meinungen bewegt, von verschiedenen Standorten auf ihr gemeinsames Ziel hinstreben. Sie erreichen es sämtlich und bilden sich dann ein, ihr Weg sei der einzig richtige; das ist er auch, aber nur für sie und für diejenigen, welche von gleichen Grundanschauungen ausgehen; für Andere, denen Kindesethik-Einreden, Lehre oder eigene Natur einen anderen Ausgangspunkt aufzudrängen, ist er es nicht; es giebt viele Wege nach Rom. Gestraft hat man von jeher überall, wo Menschen sich staatlich vereint fanden; erst spät suchte man das alte, selbstverständliche Fortkommen zu begründen, man dachte nach, man gerieth in Streit, und wir erstreuen also jetzt einer erklecklichen Anzahl von Strafrechts-Theorien, die in wichtigen Fragen weit auseinander gehen.

Herr Arnold Rih, der Vice-Präsident des Oberappellationsgerichts in Oldenburg tritt für das System der Wiederaufhebung (Reificibilität) der unethischen Handlungen in die Schranken.) Er bewegt sich oft in absticklich schwerfälligem Stil; eine gefällige Ausdrucksweise erscheint ihm als Akkommodation, zu der er sich nur ziemlich selten veranlaßt fühlt, er weicht und bekennt offen, daß er mit der überwiegenden Mehrzahl der heutigen gebildeten Welt im Widerspruch steht. Er kann nicht anders, und was schadet es denn? Schon Bauder hat Recht behalten in seinem Widerspruch, nur mit sich selbst mußte er immer in Einklang bleiben, und das thut Herr R. nicht, wenn er auf einer Seite erklärt, es würde das: „homini nihil homine utilis“ doch im Grunde nichts mehr bedeuten als das: „homi nihil bovo utilis“, wo die vereinigten Hörner der Herde das Raubthier abwehren,“ — und

auf der nachfolgenden: „Nicht wie der Baum aus der Erde wächst und sein organisches Leben weiter führt, entsteht das Recht im Volke, sondern es entsteht und fördert sich aus dem Kopfe denkender und wollender Menschen.“ So wenig der Mensch ein Baum ist, ist er ein Rind, und genügt Herrn R. der Mensch für den Ursprung des Rechts, warum nicht auch für den Ursprung der Ethik?

Man bestrafe Leute, weil sie gethan haben, was sie nicht thun sollten, oder weil sie nicht gethan haben, was sie thun sollten. Wie kommt das Sollen in eine Welt, die sonst ohne Weiteres ist, wie sie ist? Nur im Menschen gerüht das Sein in diesen seltsamen Zwiespalt; da ist es zuweilen, wie es nicht sein soll. Woher das Sollen? Wir stellen in gedrängtem Auszuge den Gedankengang unseres Autors dem Leser vor Augen. Das der Vernunft läßt sich das Sollen nicht erklären; das Denken vermag aus dem Sein kein Sollen abzuleiten, also ist das imperatorische Sollen „nur aus einem höheren, auf und einklinkenden, in unserem Gewissen sich kundgebenden Willen“ begrifflich. Als Naturkinder begehren wir aus natürlichen Trieben, den so angelegten Willen nimmt aber auch das Sollen in Anspruch. Mit Nothwendigkeit bestimmen ihn weder die Naturtriebe noch das göttliche Gebot; er hat die Freiheit, sich selbst zu bestimmen, das liegt in seiner Willenskraft. Der Wille ist nicht bloß receptiv, er wird nicht durch das Uebergewicht der einen oder die andere dieser beiden Kausalitäten necessitirt, denn sie kämpfen im Willen nicht gegen einander und können deshalb auch nicht zum Siege über einander im Willen gelangen; sie wirken nur auf den Willen ein, und er ändert in sich selbst die Bestimmung dem einen oder dem anderen Impulse zu folgen, er hat das Vermögen der Wahl und darin eben besteht seine Freiheit.

Entscheidet sich der Wille vor der That gegen das Sollen und nimmt er diese Entscheidung vor der That wieder zurück, so hat er seinen Fehler ausgehen, und das Mißus beim Willen hat in dem Fluß bei der Umkehr seine Ausgleichung erhalten. Ist der Eingriff in das Gebot des Sollens aber wirklich erfolgt, so kann er nur durch die Zurücklegung des Weges in entgegengesetzter Richtung wieder rückgängig gemacht werden; der Fuß der Sünde muß die Unlust bei der Strafe entsprechen. Geschicht das, was zu Gunsten des Eigenbessens auf Kosten des Sollens geschehen ist, in umgekehrter Richtung zu Gunsten des Sollens auf Kosten des Eigenbessens, so ist alles wieder in Ordnung. Wie sich vor der That durch die bloße Rückgängigmachung des Willens die Ausgleichung vollziehen konnte, so ist nun die eine Willensablenkung durch die ihr entgegengesetzte Willenshandlung wieder ausgebeugt. Den Einwand, daß die Heilung des Bruchs mit dem göttlichen Willen wesentlich bedingt sei durch die Willensumkehr im Verbrecher, und diese bekanntlich durch die Strafe sehr häufig nicht hervorgebracht werde, glaubt Herr R. mit der Bemerkung erledigt: der Volksglieder des göttlichen Gebotes (der Staat) thue seine Pflicht; verlässe der Verbrecher die Feindschaft, so könne der Staat nichts dafür, abernächst aber solle er nach Kräften darauf hinwirken, daß im Verbrecher die Willensumkehr sich vollbringe.

Der Inhalt des Sollens findet seinen Ausdruck in dem Satz: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und thue an ihm, wie du willst, daß dir geschehe. Niemand darf mich verhindern, daß zu thun, was ich soll, und Niemand darf mich zwingen, das zu thun, was ich soll, nach diesen zwei Sätzen definiert er das Recht ganz allgemein als die Freiheit des sittlichen Eigenbessens.) Wer den genannten zwei Forderungen entgegen handelt, der verliert das Recht; handelt er in anderer Weise dem Sollen entgegen

1) „Hätte ich mich, schreibt Coarso im November 1530, im vergangenen Monat zu Augsburg befunden, ich würde nicht abgelaufen haben, Guch zu bitten x. x. (ed. Heine p. 74 sq.)

2) Navarrete, T. XIV. p. 6.

3) Navarrete, T. IX., p. 557. Partió para Roma el cardenal de Loaysa, y quedo (ließ zurück) por confessor de Su Majestad Quintana.

4) Das Prinzip der Strafe in seinem Ursprunge aus der Ethik. Eine philosophisch-juristische Abhandlung von Arnold Rih, Oberappellationsgerichts-Vize-Präsidenten in Oldenburg. Oldenburg, 1874. Druck und Verlag der Schulischen Buchhandlung. (G. Berndt und H. Schwarz.)

so verleiht er die Sittlichkeit, aber das Recht verleiht er nicht. Aus dieser Bestimmung des Rechts ergibt sich für den Staat. In den beiden angeführten Fällen der Beeinträchtigung der Freiheit soll Jedermann diese Freiheit nach Kräften zu behaupten suchen. „Dieses Wesen emanirt aus dem göttlichen, oder, wenn man das hier lieber liebt, dem allgemeinen Willen!“ . . . und „in dem allseitig gesollten gegenseitigen Verstande zum Schutz des sittlichen Handelns begründet sich der Staat als eine sittliche Nothwendigkeit.“

Das Strafrecht des Staates folgt aus der ihm gestellten Aufgabe: die Zuwiderhandlungen gegen das Sollen wieder aufzuheben, wobei es Sache der einzelnen Staaten bleibt, zu bestimmen, was sie als Verletzung des Rechts ansehen und wie sie die Größe der Strafen abmessen wollen. Die Todesstrafe ist mit der Rechtslehre nicht zu vereinigen, denn sie schneidet dem Verbrecher die Möglichkeit der Rückkehr zum göttlichen Willen ab.

Bei der Berücksichtigung des imperativen Sollens durch göttliche Einwirkung fragt sich, weshalb diese Einwirkung nach Maß und Inhalt so außerordentlich verschieden ausfällt? Bei dem Einen äußert der göttliche Wille sich so kraftvoll, daß er ohne sonderliche Anstrengung ein braver Mensch bleibt, bei dem Anderen so schwach, daß er einer geringen Anfechtung schon unterliegt. Man kann sich drehen, wie man will, immer kommt man hier auf den Kampf zwischen guten und bösen Einflüssen hinaus. Da leuchtet denn ein, daß der stärkste Einfluß den Sieg erringt, und Herr K. traut nach seiner Theorie den Verbrecher dafür, daß der göttliche Wille nicht in reichem Maße auf ihn einwirkte. Weshalb ferner ist der Inhalt des göttlichen Gebotes, das im Gewissen sich kund gibt, so verschieden, daß der Eine sich einen Gewissens-Bormuth macht aus dem, worauf der Andere stolz ist? Nach Herrn K. kommt es zu einer Handlung in folgender Weise. Im Menschen existirt ein sich selbst bestimmender Wille. Auf diesen Willen wirken zwei Sorten von Motiven ein, die Naturtrieb und das göttliche Gebot; der Wille aber entscheidet sich frei, wie er will, er handelt nach seiner Wahl entweder dem Triebe oder dem göttlichen Willen gemäß. Da muß man doch fragen: entscheidet sich der freie menschliche Wille nach Gründen oder ohne Grund? Ein Drittes ist hier nicht denkbar. Entschidet er sich nach Gründen, so ist er nicht frei, sondern durch Gründe gebunden; entscheidet er sich ohne Grund, so thut er es grundlos, bewußtlos, in unzurechnungsfähigem Zustande. Und zweitens: wenn ein freier Wille die Wahl hat zwischen göttlichem Gebot und natürlichem Trieb, wie kann er so überdies sein, jemals dem Naturtrieb zu folgen?

Als diesen Unbegreiflichkeiten entgeht man, wenn man den Menschen in seiner Doppel-Stellung als Einzel- und zugleich als Gesellschaftswesen betrachtet. Als Einzelwesen will er seine natürlichen Ginstre befrriedigen, als Gesellschaftswesen fühlt er sich als Glied eines Ganzen und nimmt Theil am Allgemeinen. In einer bestimmten Gesellschaft wird er geboren, von ihr erhält er die ersten, nachhaltigen Eindrücke, durch sie wird er erzogen, er lernt Lösung vor ihr fühlen, er lernt die Achtung für sie von den Älteren fordern. Handlungen, welche eine Gesellschaft ihrer Meinung nach schädigen, nennt sie böse, die entgegengesetzten gut; sie ermuntert zu diesen und unterdrückt jene mit aller Kraft. Hier anknüpft die Quelle des Sollens; der Einzelne soll so handeln, wie es das Beste seiner Gesellschaft erfordert, mit anderen Worten: Jeder soll thun, wie er wünscht, daß ihm geschehe. Die Gesellschaften sehen ihr Bestes, ihre Wohlfahrt, je nach der Kulturstufe, die sie erreicht haben, in sehr verschiedenen Dingen. Die eine findet es wohlthätig, für ihre Zwecke Neugeborene oder Greise zu töten, Kriegsgefangene zu martern und zu schlachten, die

andere findet das Gegenteil. Nach den bei ihr herrschenden Grundsätzen und Sitten erzieht jede Gesellschaft ihre Mitglieder; das ihr eigenthümliche Sollen wird dem Kinde eingeimpft und bildet den Inhalt seines Gewissens. Frei ist der Mensch weder in seinem Denken, noch in seinem Fühlen und Willen; alle diese Aeußerungen der menschlichen Natur sind abhängig von unabhingigen Bedingungen. Da die natürlichen Ginstre im Einzelnen oft stärker auftreten als die Gesellschaft gut findet, so setzt sie, um dem Sollen zu Hülfe zu kommen, Strafen aus gewisser Ausdrücke der Naturtriebe. Hiernach ist Recht derjenige Theil der Sittlichkeit, dessen Verletzung eine Gesellschaft ahndet, und die Strafe ist eine Unterhügung des Willens, der zu schwach ist, um ohne sie seine Pflichten gegen die Allgemeinheit zu erfüllen. Prinzipiell schlecht also auch diese Anschauung die Todesstrafe aus, daß aber ein Indivium gezeigt, daß es eine befähigte Gefahr für das Leben der Uebrigen sei, so steht die Frage offen, ob man es für humaner hält, durch einen schnellen und leichten Tod solch einen Menschen zu bestrafen, oder ihn lebenslang in Ketten an eine Mauer zu schmieden. D. S. Seemann.

Belgien.

Der flandrische Handel im Mittelalter.

Die neuere Geschichtswissenschaft begnügt sich nicht mehr mit der Schilderung von Schlachten und Belagerungen, von diplomatischen Verhandlungen und Regentenbiographien, kurz von Haupt- und Staatsaktionen, sondern mehr und mehr wird es ihr Bestreben, zu der breiten Grundlage des Volkslebens selbst hinaufzusteigen, die ökonomischen, moralischen und Bildungsverhältnisse der Nationen und deren innere Entwicklung zu erschöpfen. Freilich büßt damit die Geschichte sowohl an dramatischem Interesse wie an pikantem Reize ein, aber sie gewinnt um so mehr an innerem Gehalte und wahrhaft wissenschaftlicher Bedeutung.

Aus diesem Gesichtspunkte ist ein Werk zu betrachten, das bestimmt und geeignet ist, auf eine der wichtigsten Partien des mittelalterlichen internationalen Handelsverkehrs ein möglichst helles Licht zu werfen: *Histoire des relations diplomatiques entre le comté de Flandre et l'Angleterre*, par Emile Varenbergh (Brüssel, Waquaert, 1874). Denn viele diplomatischen Begegnungen geben meist auf den so überaus lebhaften Handel zwischen England und Flandern hinaus, und auch nur insoweit zieht der Verfasser des vorliegenden Wertes tiefer in Betracht.

Die Grafschaft Flandern war im Mittelalter, trotz ihrer niederdeutschen Bevölkerung, ein Vasallenstaat Frankreichs. Indessen die Gemeinsamkeit der Rasse und vor Allem der Umstand, daß die Flandrer die zu ihrer großartigen Wolkenindustrie nöthigen Rohstoffe nur in England in hinreichendem Maße fanden, zogen sie zu diesem letzteren Lande hinüber. Diese Begegnungen wurden durch Familienbände zwischen den Herrschern beider Länder noch enger geknüpft und schließlich für das kleinere, für Flandern, eine nungungnähliche Bedingung des Gedeihens. Bei der besondern Kaufmannschaft, welche das Magazin stets den deutschen Bevölkerungen Niederlands geschenkt hat, wird es uns gestatten sein, auf ein Buch einzugehen, das mit vielen Stiche und aus den besten Quellen heraus verfaßt ist; nämlic von dem 13. Jahrhundert an beruht es fast ausschließlich auf Urkunden, von denen eine Anzahl noch gar nicht oder doch minder bekannt

und dabei wichtiger in dem, jedem Abschnitte folgenden Vorhang von *Pices justificatives* wiedergegeben werden. Freilich ist die Leistung des umfangreichen Werkes nicht für Jedermann; aber der Historiker und der Nationalökonom, sowie alle Freunde der betreffenden Wissenschaften werden eine reiche Belehrung aus demselben erhalten.

Der schwächste Theil des Buches ist der Anfang, in welchem die Auswanderungen von und nach dem jetzigen Belgien nicht immer dem heutigen Stande der Wissenschaft gemäß geschildert sind; zumal vernissen wir eine jede Erwähnung der hier wirklich maßgebenden deutschen neueren Bearbeitungen der Geschichte der Völkerwanderung. Schon zur Zeit des angelsächsischen Königs Offa, eines Zeitgenossen Karls d. Gr., sehen wir die Flandrer England so ausschließlich mit Tuch versorgen, daß, bei einer Streitigkeit zwischen Karl und Offa der erstere den Export aus Flandern nach dessen Reich unterlagte, die Angelsachsen sich mit Tierseiden zur Befriedigung genügen lassen mußten. Im zehnten Jahrhundert begann die flandrische Woll- nicht mehr für die dortigen Tuchfabriken zu genügen und man fing an, von England den nöthigen Rohstoff herüberzubolen. So fanden beide Länder schon längst in innigem Wechselverkehr, als im J. 1101 der englische König Heinrich I. und Graf Robert II. von Flandern den ersten Bündnißvertrag zwischen ihnen abschlossen. Zahlreiche Flandrer wanderten nun aus ihrer schon damals stark bevölkerten Heimath nach England aus, wo sie indeß nicht in der Industrie, sondern vorzugsweise als Grenzsoldaten gegen die Wälscher verwendet wurden; besonders die häufig sich wiederholenden Ueberschwemmungen verursachten jedes Mal eine Uebersiedlung. Wie lebhaft aber und nützlichend für beide Staaten der Handelsverkehr gegen Ende des 12. Jahrhunderts war, wird durch den Umstand bewiesen, daß wiederholt festgesetzt wurde, selbst in Kriegszeiten solle der Handel frei sein. Er bestand hauptsächlich in Wolle und Tüchern, daneben in Wein, Zellen u. s. w. Immer wohlhabender, reichlicher und mächtiger erhoben sich die Handelsstädte, die „*Kommunen*“, von Flandern: vor allen Gent, dann Brügge, Aern, Douai, St. Omer und Yper. Mit dem Beginne des 13. Jahrhunderts machten die „*guten Städte*“ sich fast völlig unabhängig von ihren Grafen; von dieser Zeit an (1210) sehen wir sie auf eigene Faust mit dem englischen Monarchen Handels- und Bündnißverträge schließen. Aber darum standen doch nicht minder der Graf und sein Adel fast in allen Kämpfen zwischen England und Frankreich auf Seiten jener, trotz der Vasallität, die sie den letzteren geschworen hatten. In den „*guten alten Zeiten*“ des Mittelalters legte man sich ja über dergleichen Strupel mit glücklicher Sorglosigkeit hinweg. Und zeigten die Flandrer sich wirklich einmal feindselig gegen die Engländer, so brauchten diese nur die Wollenausfuhr aus ihrem Lande zu verbieten, um ihre Nachbarn zu zähmen, denen, wie ein mittelalterlicher Schriftsteller sich now ausdrückt, „*weder die Wollkäse als die Engländer aus Herz gewaschen waren.*“

Zum Vortheil für diese Freundschaft gedächte Heinrich III. von England am 3. Dezember 1237 zum ersten Male ein allgemeines Privileg für alle Kaufleute Flanderns, frei in seinem Reiche verkehren zu dürfen zu Wasser und zu Lande; bisher war dies nur immer einzelnen Personen oder doch einzelnen flandrischen Städten zugesprochen worden. Natürlich wurden den flandrischen Großhändlern immerhin beträchtliche Zölle zu Gunsten der englischen Krone auferlegt. In der That, wie nothwendig die Flandrer den Engländern waren, zeigte sich, als Simon v. Leicester nach seinem Siege über das Königthum 1264 den Handel mit Flandern störte: da die Engländer die Kunst, Wollentstoffe zu

färben, noch nicht verstanden, so mußten sie dieselben weiß und ohne Appretur tragen.

An diesem Beispiele kann man zugleich erkennen, daß trotz der Vortheile, welche den Flandrern in wachsendem Maße für ihren Handel in England bewilligt wurden, derselbe dennoch vielen Hindernissen und Gefahren unterworfen war. Abgesehen von der steten Bedrohung vor einem Kriege, der wie ein Vamosschwert über ihrem Eigenthum hing, waren sie einer unerbittlichen Zahl von Abgaben und Gebühren unterworfen; jedes Statthalter, jede Brücke forderte besonderen Zoll. Die Prozesse, die sie zu führen hatten, wurden endlos ausgedehnt; oft sahen sie sich in das Gefängniß geworfen für Vergehungen oder Schulden ihrer Landleute, und endlich waren sie fortwährend Konfiskationen ausgesetzt, welche die königliche Kasse unter ganz wichtigen Umständen ausfüllten, ohne daß es ihnen möglich gewesen war, durch Vorsicht diesem Schaden zu entgehen.

Im 14. Jahrhundert stellten die englischen Könige die Forderung, daß die Schotten, mit denen sie in beständiger Feindschaft lebten, von den flandrischen Häfen ausgeschlossen würden. Indessen so viel auch den Flandrern an dem englischen Verkehr gelegen war, wiesen sie doch dieses Ansuchen zurück: ihre Häfen seien stets als neutral betrachtet und den Angehörigen keiner Nation verschlossen worden; nun wollten sie nicht durch dieselben Präjuden schändlichen Reklamationen und Handelsbeschränkungen Thür und Thor öffnen. Und diese Flamingen waren auch kräftig genug, ihre Handelsfreiheit mit Nachdruck zu verteidigen. Als auf ihre Weigerung die Könige Edward I. und II. Feindseligkeiten aller Art gegen die Flandrer verübten, rüsteten diese ein Kriegsschiff aus, welche zahlreiche Kriegs- und Handelsabgaben der Engländer wegnahm und die englischen Küsten plünderte (1327).

Indeß auf die Länge konnten Flandrer und Engländer einander nicht erdauern; nach wenigen Jahren war der Verkehr zwischen beiden Ländern wieder in vollem Gange. Jetzt wurde Brügge zum alleinigen Stapelplatz der englischen Waaren erklärt, ein Umstand, der zum Ausfließen dieser großen Kommune sehr viel beitrug. Im Jahre 1354 wurden aus England Rohstoffe im Werthe von 294,184 Pfund Sterling ausgeführt, meistentheils Wolle; die wieweil betrug der Werth des Exportes in dieser letzten Waarenartung allein 450,000 Pfund Sterling.

Allein um diese Zeit brachte Edward III. von England der flandrischen Industrie den ersten gefährlichen Schlag bei. Er demüthigte die Naraken, die unter dem Grafen Ludwig v. Aerns Flandern zerrütteten, um die geschickten und fleißigen Flamingen in großer Zahl durch die verlockenden Versprechungen in sein Land zu ziehen, nicht mehr, wie in rohen Zeiten, als Krieger, sondern als Industrielle, als Weber, Färber und Wälscher. Die Mehrzahl dieser Fremden ließ sich in Kermisch nieder, wo sie von den Könige sorgfältig geschützt und begünstigt wurden. Er konnte Edward III. den Gebrauch fremder Stoffe in seinem Lande, sowie zeitweise sogar den Export von Woll- und Wollkäse- und gedachte den Kaufleuten seiner vollen Freiheit des Verkehrs

Trotzdem finden wir bei dem Ausbruche des großen englisch-französischen Entzessionskrieges im Jahre 1337 die flandrische Stille unter dem großen Brauer von Gent Jakob von Artevelde auf Seiten ihrer Handelsfreunde, der Engländer, gegen ihren eigenen Grafen und gegen Frankreich. Zum Vortheil des Edward III. alle oben erwähnten Handelsbeschränkungen wieder auf, machte die flandrischen und brabantischen Städte zu alleinigen Stapelplätzen auf dem Kontinent für die englischen Wolle und gedachte den Kaufleuten seiner vollen Freiheit des Verkehrs

in seinem Königreiche. Vergebens bot ihnen Philipp VI. von Frankreich an, ihnen auf sechs Jahre Getreide zu vier Soud das Maas zu liefern, anstatt daß es sonst damals 12 Soud kostete, ihnen die französischen Wollen zu einem von ihnen selbst festzusetzenden Preise abzugeben, ihnen das ausschließliche Recht des Zwangsheils in Frankreich zu verleihen und einige Städte abzutreten. Die Flandrer hielten den englischen Verkehr für sicher, als alle die Vortheile und blieben auf Seite Englands.

Endlich zwang ihr Graf Ludwig v. Male sie dennoch, mit England zu brechen; er ließ die englischen Kaufleute in Flandern auskuppeln oder vertreiben. Edwards III. Antwort war das Dekret vom 2. August 1358, durch welches er Brügge und den flandrischen Städten überhaupt den Stapel der englischen Wollen nahm und ihn auf die englischen Hafenstädte übertrug. Damit war der entscheidende Schlag gegen den flandrischen Handel und die flandrische Industrie gefallen. Eine große Anzahl flämischer Arbeiter, theils des Vertheils halber, theils um den Verdrüssungen des Grafen zu entgehen, ließen sich in den englischen Städten nieder und eröffneten diesen damit eine Quelle des Reichthums, die seitdem in ihrem ersten Vaterlande verlegte.

Die Flandrer erkannten die Noththeile sehr wohl, und in Brügge erhob sich ein gewaltiger Aufstand gegen den Urheber dieser Unglücksfälle, den Grafen, der sich gegenwärtig sah, seine Maßregeln gegen die englischen Kaufleute, so weit möglich, wider zurückzunehmen. Allein es war zu spät; Eduard III. verhaftete freilich um auch den Flandreru von Neuem den Aufenthalt in seinem Lande, aber den Wollenstapel gab er ihnen nicht zurück. Die flandrische Industrie sank von da an mit großer Schnelligkeit.

Politische Ereignisse beförderten den Verfall der vor Kurzem noch so blühenden flandrischen Kommunen. Bei Roosebeke erlitten ihre Bürgermilitien von dem französischen Adelsheere unter König Karl VI. eine furchtbare Niederlage (29. Nov. 1382), von welcher sie sich nie mehr erholten haben. Die englische Allianz wurde nun für immer aufgehoben. Kaum zwei Jahre später wurde durch Erbfall Flandern mit den Ländern der mächtigen Herzoge von Burgund vereinigt. Seitdem verlor die diplomatischen Beziehungen Flanderns mit England ihr hauptsächlichstes Interesse. Nicht die flandrische Politik ist mehr bestimmend, sondern die der burgundischen Herzoge mit ihrem einem Königreiche umhüllenden Gebiete. Der Bruch mit der englischen Handelsallianz vernichtete den flandrischen Welthandel und zugleich die Noth der einst so großartigen Textilindustrie. Den Städten wurden im Gegentheil, um sie in Nothstand zu halten, Verschärfungen aller Art auferlegt. So gingen ihr Ansehen und ihr Reichthum zugleich zu Grunde. Nicht ohne tiefe Sympathie sieht man diese freien, reichen, stolzen Gemeinwesen unter der eisernen Hand des Burgunders zusammenbrechen. Der königliche Glanz des burgundischen Hofes verdeckt nicht das schnelle Sinken der unter sein Scepter gezwungenen Nationen. Wiederholte Anstöße der Bürger gegen diesen Druck wurden jedesmal mit blutiger Strenge bestraft.

Die Engländer benutzten eifrig den Verfall der flandrischen Städte, um deren Gewerbetreibend und Welthandel auf ihre Insel zu verpflanzen. Herr Varenbergh macht in der Einleitung (S. 11) ihnen gewissermaßen einen Vorwurf daraus: sichtlich sehr naiv. Er beschränkt die Engländer egoistischer Hintergedanken, als ob ein solcher nationaler Egoismus nicht durchaus berechtigt gewesen wäre. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verlaufen die Engländer Lüne und andere Wolleengewebe auf dem germanischen Kontinente und sogar in Flandern selbst viel billiger,

als die Flamingen; so daß Herzog Philipp der Gute von Burgund im Jahre 1464 die englischen Stoffe in allen seinen Staaten zu verbieten sich genöthigt sah.

It schon das letzte Buch des Varenberghschen Werkes, die Epoche der burgundischen Herzoge umfassend, eigentlich nur ein Epilog zu der diplomatisch-kommerziellen Geschichte Flanderns, so nimmt diese völlig ein Ende mit dem Zeitpunkte (1516), als die burgundischen Länder ihrerseits zum größten Theile in die ungeheure Monarchie Karls V. ausgingen. Hier schließt der Verf. mit Recht seine Arbeit, das Ergänzende erst niederdeutschen Hefen, unverdrossener Sammlerwürde. Aus zahlreichen Büchern und dem Staube vieler Archive mußte er seine Daten zusammentragen. Aber mit diesen trockenen Daten hat er uns gegeist, wie mitten in jener Zeit der Romantik das thätige und ernste Volk der Flamingen sein Ziel in reger Thätigkeit und in einer nüchternen, aber fruchtbaren Handelspolitik suchte und fand; und wie es zugleich den hierdurch gewonnenen Wohlstand zur Erlangung und muthigen Behauptung des höchsten menschlichen Gutes, der Freiheit, verwandte.

Auf der andern Seite läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Herr Varenbergh nicht Alles hält, was der Titel seines Buches verspricht. Gerade in der glänzendsten Zeit der flandrischen Kommunen, von 1300 bis 1380, treten neben die kommerziellen auch Fragen der hohen Politik, hier sind noch wichtige Probleme zu lösen, die sich an die Gestalten Jakobus und Philippus von Artevelde knüpfen, auf die wir an dieser Stelle freilich nicht näher eingehen können. Nach dem Plane, den der Verfasser sich vorgezeichnet, hätte er sich an ihrer Kustellung bemühen müssen: indeß dieses ist er uns schuldig geblieben. M. P.

Adolph Ductet.

Der am 16. Februar 1874 zu Brüssel verstorbene befründigte Sekretär der königlichen Akademie von Belgien, Lambert Adolph Jacques Ductet, hat für den wissenschaftlichen Ruhm seiner Heimat so unvergleichlich viel geleistet, daß ihm in den Spalten eines der internationalen Literatur und Wissenschaft ex professo sprengenden Organes ein kurzer Nachruf mit um so höherem Recht gebührt. Belgien ist durch seine Lage zwischen der deutschen, französischen und angelsächsischen Kultur und tragt seiner Geschmisterkraft mit Holland von der Vorsehung zur Vermittelung der verschiedenen Gestaltungsformen von West- und Mitteleuropa eigens vorherbestimmt, es ist das Vermittelungsland ersten Ranges, denn auch in seinem eigenen Schooche hat es zwischen dem wallonisch-romanischen und dem flämisch-germanischen Wesen zu vermitteln, und die belgische Literatur wie ganz besonders die belgische Wissenschaft spiegeln diese Aufgabe ihres Heimatbodens treu wieder: als die belgische Akademie am 28. und 29. Mai 1873 das Fest ihres hundertjährigen Bestehens feierte, ist der Charakter ihres nationalen Verstandes und Handdrückung an all' den zahllosen Arbeiten der unermüdblichen, strebsamen und für das Landwohl wirklichen gelehrten Körperschaft mit leuchtender Klarheit zu Tage getreten und im schönsten Lichte gewiß die glanzvolle und auf mannigfachen Gebieten erfolgreiche Thätigkeit des trefflichen Adolph Ductet.

Der berühmteste Forscher Belgiens war 1796 zu Gent, der Hauptstadt Flanderns, geboren. Auf flämischen Grunde also hatte seine Wege gestanden, indeß zeigt wohl sein Name an, daß seine väterliche Familie von wallonischer Abstammung war.

Schon früh zeichnete er sich durch Wissensdrang aus, absolvierte die Studien der Schuljahre reichend schnell und noch schneller die Fakultätsstudien, so daß er bereits mit 18 Jahren zum Professor der Mathematik am Kollegium seiner Vaterstadt ernannt werden konnte! Nach fünf Jahren ward er an das königliche Athenäum zu Brüssel berufen und erregte in der belgischen Metropole die Aufmerksamkeit der hervorragenden Hochgelehrten, wie die der damals aber Belgien herrschenden niederländischen Regierung. Der Akademiker durch seine Arbeiten im Felde der Astronomie. Am 1. Februar 1820 trat der kaum 24 jährige junge Mann als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften ein und aufgenommen von dem anerkennenden Zuspruch der Korporation der Gelehrtenrepublik sagte er sofort die Nothwendigkeit der Errichtung eines astronomischen Observatoriums ins Auge, das dem wissenschaftlichen Zentrum Belgiens bis dahin gefehlt hatte. Ihm kam hierbei die Gunst des holländischen Unterrichtsministers Jansz, eines Mannes vom hohem Verständnis für die Zwecke der Wissenschaft und selber eines Ehrenmitglieds der Akademie, mit bereitwilliger Zuversicht entgegen, 1823 wurde Ductet, um sich in der astronomischen Praxis d. h. in der Handhabung der Instrumente und in der Ausfüllung der Berechnungen zu vervollkommen, mit einem Reisestipendium der Regierung nach Paris geschickt, was ihn in den Stand setzte, schon im nächsten Jahre (1824), auf praktische Erfahrungen gestützt, sein Projekt in einem Bericht an die Regierung, den er der Akademie in Form einer „Mittheilung“ vorlas, auf das förderlichste und Würmste zu befürworten. Auch beauftragte sich der damalige Präsident der gelehrten Körperschaft, der Prinz von Coxe, den Antrag bei Hofe und beim Ministerium zu empfehlen, in dessen Folge am 8. Juni 1826 die königliche Kabinetordre heraus, welche die Errichtung des Observatoriums bewilligte, und am 9. Januar 1828 endlich ward Ductet zum Direktor dieser dem Landeswohl gewidmeten Anstalt ernannt, der er ihren europäischen Ruf verschafft und gesichert hat. — Am 2. Juni 1832, nachdem er sich in den Arbeiten der Akademie rastlos hervorgethan, ward Ductet zum Direktor der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse derselben (classe des sciences) ernannt und am 22. November 1834 fast einhellig (nämlich mit allen Stimmen gegen die seinige) zum beschließigen Sekretär der belgischen Akademie erwählt. 39 Jahre lang, bis an sein Lebensende, hat er diesen hohen Ehrenposten bekleidet.

Dasjenige Feld jedoch, dem Ductet in erster Linie seinen europäischen Ruf verdankt, war nicht sowohl die Astronomie, als die Statistik! Es ist dies, wie das *Livre commémorial* der belgischen Akademie von 1872 mit ehrenvoller Offenheit erwähnt, eine ursprünglich deutsche Wissenschaft, denn der Göttinger Professor und Publizist Achenwall ist es gewesen, der zuerst und zwar im Jahre 1748 den Plan einer kritisch schätzenden Statistik herausgab. Aber Ductet hat diesen an einer Geburtsstätte lange Zeit ruhenden Wissenszweig mehr als irgend Jemand vor ihm und neben ihm gefördert, er hat diesen Streben den mächtigsten Impuls verliehen, indem er den Spiegel der Selbst-erkenntnis des sozialen Zustandes seinem und den übrigen Völkern vor Augen hielt. Namentlich die Bevölkerungsstatistik hat er durch das ansäffendste und daher werthvollste Material bereichert, das entsehlige „Budget der Verbrechen“ hat er mit der Sonde des sozialpolitischen Seelenarztes erforscht und alle Bausteine seiner Erkenntnis auf die Höhen und Tiefpunkte der menschlichen Schicksale vereinigt, und um diese in einem geographischen Rundbild zu versammeln, hat Ductet die neue Wissenschaft der Sozialpolitik begründet, welche aller Staats-

forschung erst den festen und sicheren Boden giebt und ihr die ergiebigsten Perspektiven eröffnet. Seine beiden Werke „Sur l'homme et le développement de ses facultés“) und „Du système social et des lois qui le régissent“**), jedes nach Größtentheils stark, verburgen ihm für alle Zeiten den Rang eines auf seinem eignen Gebiete bahnbrechenden Forschers, Ductet ist der Erfinder des vielbesprochenen „moyen homme“, des Durchschnittsmenschen, der die Basis aller sozialpolitischen und hygienischen Operationen bildet, er hat mittelbar der Krone Wissenschaft und besonders dem Haß der öffentlichen und gerichtlichen Medizin, dem gesammten Staats-Sanitätswesen unermessliche Dienste geleistet, und ein Kenner des erhabenen Sternenhimmels, wie des feinsten menschlichen Geistes, die Resultate seiner eifrigen Forschung zu einem lebensvollen Bunde, das die äussersten Gegenstände des Weltalls verknüpft, zu einem Makrokosmos im Mikrokosmos sich entwickeln lassen. Ehre seinem Andenken! Trautwein von Belle.

England.

Oberst Chesney's militärisch-biographische Versuch.

Auf dem Gebiete „Moderner militärischer Biographie,“ wie der Titel besagt***), bewegt sich eine Anzahl von Versuchen, die Oberst Charles Cornwallis Chesney zum größten Theil bereits in der Edinburgh Review veröffentlicht hatte und gegenwärtig in stattlichem Bunde (414 pp.) vereinigt. Von diesen Aufsätzen behandelt der erste Degegenach Erinnerungen an die Große Armee (Souvenirs Militaires de 1804 à 1814, Par M. le Duc de Fougère, Général de Division). Der Herzog nahm auch an dem Russischen Feldzuge von 1812 Theil und erhielt 3 Tage nach der für seine Verdienste so ansehnlichen Schlacht bei Borodino das Kommando über das 4. Linien-Regiment. Der Autor schildert den Untergang der Großen Armee in Rußland. „Ein heller Punkt nur erleuchtet das dunkle Gemälde, wie M. de F. dies dargelegt hat. Der edlen Selbstverläugnung und unerschöpflichen Energie Resch hat man nie zuvor so volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Von den dreitausend Mann des 4. L. R. sind nur noch zweihundert beim Uebergang über die Weichsel übrig gewesen, aus der Zahl der Vermissten sind nur hundert aus der Gefangenhaft zurückgeführt. Genau neun Beinhell sind dem Abenteuer-Geschehen Napoleons gepfer worden.“ Von den 109 Offizieren des Regiments sind schätzlos umgekommen und nur vierzehn unverwundet geblieben. F. erwarb sich die höchste Gunst des Marschall Resch, und wurde nach Beendigung der Campaigne von 1812 zum Brigadegeneral ernannt.

Der 2. Aufsatz handelt über „einen deutschen Soldaten der Ersten Empire,“ den General von Brandt. 4) Wohl ist es anerkennenswerth, daß ein englischer Militär über diesen durch hervorragende wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten preußischen

*) Paris 1835, 2. Aufl., Brüssel 1869.

**) Paris 1848.

***) Essays in Modern Military Biography By Charles Cornwallis Chesney, Colonel in the Army, Lieutenant-Colonel in the Royal Engineers. — Reprinted chiefly from the „Edinburgh Review“ — London. Longmans, Green and Co., 1874.

4) Aus dem Leben des Generals Dr. Heinrich von Brandt. Berlin 1868—69.

General seinen Vordrängen Mittheilung macht. Wir übergehen indes diesen Abschnitt des vorliegenden Werkes, um diejenigen hervorzuheben, welche Männer und Verhältnisse behandeln, die uns Deutschen weniger bekannt und geläufig sind. Dies ist bereits bei dem nächsten Stück „Cornwallis und der Militärdienst in Indien (p. 104 — 135) in hohem Grade der Fall. Es wird hier das Werk des Sir John Kane zu Grunde gelegt „*Lives of Indian Officers, illustrative of the History of the Civil and Military Services of India.*“ Lord Cornwallis nimmt eine bedeutende Stellung in der Geschichte der englischen Herrschaft in Indien ein. „Von der Zeit des Lord Cornwallis,“ so urtheilt der Oberst „bis auf den heutigen Tag darf man es wahrheitsgemäß nennen, daß Indische Beamte im Ganzen, in Bezug auf Energie und Keinheit einen vortheilhaften Vergleich mit den öffentlichen Persönlichkeiten tragend eines Reiches der Welt ertragen können. Noch mehr; wie das persönliche Verhalten des Administrators hier das Geschick von Millionen beeinflussen kann, so hat die moralische Seite der herrschenden Klasse ein günstiges Bild gefunden, das ihr in der engen Kriemphäre der Europäischen Politik verlagert war. Der Militärdienst in Indien hat in seinen Reiben Männer von so heiligem Lebenswandel und so herrlicher Thapkraft gesehen, als mittelalterliche Schriftsteller es träumten, wenn sie es nicht gesehen haben.“ Diese Männer aber lernen zu lernen, empfiehlt unser Oberst ganz besonders das Werk von Sir J. Kane.

So unglücklich die militärischen Unternehmungen des Lord Cornwallis in Amerika gegen G. Washington (s. 1783) gewesen waren, so erfolgreich wurden seine Bestrebungen in Indien. Sowohl vor als Pitt hatten den Lord als den geeigneten Mann erkannt, die Stelle eines General-Gouverneurs jenes ungeheuren Landes zu besetzen. Am 14. September 1786 landete er in Kalkutta. Mit diesen Original-Berichten und Briefstellen ist die nun folgende Darstellung seiner Amtsführung verwebt. Seine Maßregeln waren kraftvolle: unermüdlicher Kampf gegen Zinearen, Gaunerel und Betrug. Nicht geringer war Cornwallis in die militärische Nachbarkriegführung. In Bezug auf diese letzten Leistungen ist dem Lord, so urtheilt unser Oberst, weder von Sir J. Kane noch irgend einem anderen Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren. Um die Schwierigkeit der militärischen Lage des Vords zu erkennen, müsse man erwägen, daß die Europäischen Truppen, über die der Gouverneur zu verfügen hatte, der übelsten Art waren. Im Jahre 1788 indess erhielt der Lord die nöthige Vollmacht, die englisch-indische Armee zu reorganisieren. „Von diesem Tage an sahen die Offiziere der drei Infanterie-Armeeen, die schon im Solde der Ostindischen Handels-Gesellschaft standen, sich den Weg zu den höchsten Ehren dieses Berufes geöffnet.“ Seit diesen Reformen aber hatte Lord Cornwallis Ursache, sehr zu eilen. Denn kaum waren dieselben vollendet, als die Unruhen in der Präsidentenstadt Madras begannen, welche die Engländer unangeführt, bis zu dem viele Jahre später erfolgten Tode des Tipoo Sultan in Anspruch nahmen. „Der Bericht von Cornwallis Expeditionen in Mysore ist wohl zweifelhaft zu werden, wäre es auch nur um des einen Grundworts willen, zu sehen, wie vorbereitet der Weg für den schließlichen Triumph unserer Waffen unter Harris und Wellesley gewesen ist.“ Die Reformen des Vords bewegten sich aber auch auf moralischem und sozialem Gebiet. Hier wäre bloße Strenge und Einsamkeit des Lebens kein geeignetes Mittel gewesen. „Bänke und Bälle waren die vernünftigeren Methoden, die Cornwallis anwandte, dessen muntere Gastlichkeit ihn in seiner eigenthümlichen sozialen Stellung zum Haupt der kulturellen

Gesellschaft machte und ihn befähigte, den Ton derselben in umfangreicher Art zu beeinflussen.“ Gerade in Bezug auf diese Punkte wird die Reichhaltigkeit von Sir Kanes Werk besonders gerühmt. —

Der nächste Aufsatz des Buches behandelt „Einen Karollina-Kopalt in der Revolutionen.“ Es ist dies ein authentisches Memoir, das der Verfasser zur Belehrung seiner Kinder aufgesetzt hat. Da es aber den Revolutionen-Krieg in den Südstaaten Amerikas von einem dem englischen Leser in seiner Weise bekannten Gesichtspunkte aus behandelt, so spricht der Oberst demselben die Berechtigung der Publikation zu.

Der Erzähler gehört einer Familie an, die bereits 1773 aus Irland nach Süd-Karollina eingewandert war. Der Bericht seiner persönlichen Ergebnisse an den Kämpfen reicht vom Jahre 1775 bis 1781: derselbe ist anspruchlos und macht den Eindruck der Wahrheit.

„Sir William Gordon of Gordons Battery“ nennt sich der nun folgende Abschnitt. Oberst Gordon verdankt seinen Ruhm der von ihm im Krimkrieg befehligten Batterie. Die Geschichte derselben bildet nichts Unerwartetes als die Geschichte der Belagerung von Sebastopol.

Es folgt: Chinese Gordon and the Taiping Rebellion. Hier liegt das Werk zu Grunde: „*The Ever-Victorious Army. A History of the Chinese Campaign under Lieut.-Col. C. G. Gordon, C. B., R. K., and of the Suppression of the Taiping Rebellion.*“ By Andrew Wilson.

Gleich der vorigen Abhandlung zeigt die vorliegende das hoch-Interesse des Ingenieurs. Die Taiping-Rebellion war zehn Jahre alt und hatte bedeutende Erfolge aufzuweisen als sie mit der neuen Macht von Außen her in Kollision gerieth, mit der bewaffneten Zivilisation Europas, die durch die beschäftigten Anstellungen an der Seefläche des Reiches repräsentiert wurde. „Der schnelle Anmarsch der Bewegung und die hauptsächlichsten Erfolge derselben fielen in die Periode zwischen 1850, als Hung Su-tsun, der sich den himmlischen König nannte, seine Mission proklamirte, und 1858, als er an der Spitze großer Armeen sein Hauptquartier zu Hankow, der zweiten Stadt Chinas, aufschlug. Aber, wie Mr. Wilsons Werk es fast zu milde ausdrückt, die Rebellen waren wesentlich Zerstörer und besaßen keine Fähigkeit der Wiederbildung.“ Gerade die Ausdehnung ihrer Eroberungen beschränkte ihre Angriffsmittel, indem sie die produktiven Kräfte der unglücklichen Provinzen verringerte, die unter ihr Schwert fielen. Zuvörderst indessen waren sie nicht überall so grausam, bündelnd ihre Substanz-Mittel zu zerstören: aber umfangreiche Kontributionen an Provisionen, besonders an Reis, wurden als Bedingung der Erstickung von neun ländlichen Bezirken gefordert; und als die Lieferung derselben unthunlich wurde, war von der Annäherung kaiserlicher Streikräfte herrührte oder von irgend einer andern thatsächlichen Schwierigkeit, die notwendige Quantität herbeizuschaffen, so waren Plünderung, Verwüstung und Mord die wilden Mittel, die man anwandte, die widerspässigen Dörfer zur Unterwerfung zu bringen. So wurden die Grausamkeiten der Rebellion, als dieselbe durch den Erfolg der kaiserlichen beschränkt und lokalisiert war, in höherem Grade entsetzlich, bis die Provinzen, welche dieselbe unterhalten hatten, zu der ihren Wildniß und Trümmersklarte wurden, die Kiangnan war, wie es von Mr. Wilson im letzten Stadium der Rebellion beschrieben werden ist.

Was nun das Eingreifen der Engländer unter Oberst Gordon in die chinesischen Wirren betrifft, so nimmt Oberst Gordon mehrfach Veranlassung, gegen Mr. Wilsons Darstellung dieser

Angelegenheit Protest einzulegen. Wilsons Behauptungen nämlich laufen darauf hinaus, daß die Chinesen zur Unterdrückung des Aufstandes der englischen Hilfe nicht bedurft hätten. Dem hält Ebesen entgegen, daß aus Wilsons eigener Darstellung die Widerlegung seiner Behauptung sich ergäbe. Mit dieser Bemerkung verläßt Ebesen die Kritik des Wilsonschen Werkes, um in der Erzählung der Ereignisse fortzufahren. Dieselben gruppieren sich nun immer mehr um die Person des Obersten Gordon, den wir aus dem Krimkriege und dem vorigen Aufsatze kennen gelernt haben. Hervorragend unter den chinesischen Unternehmungen Gordons ist nun diejenige gegen Entschow: diese große Stadt war der Zentralpunkt der Halbinsel, welche das Kriegstheater werden sollte. Seine persönliche Entschlossenheit hatte Gordon besonders bei einer Meuterei unter der Artillerie, die mit Verlegung des Hauptquartiers unzufrieden war, zu jenen Gelegenheiten: unter vorgehaltenem Revolver bedrohte er den Vordersten der Meuterer mit augenblicklichem Tode. So stellte er den Gehorsam wieder her. Die weiteren Erfolge Gordons, durch welche es ihm (in den Jahren 1863 und 64) gelang die Taipings niederzumerzen, erfahren eingehende, den kundigen und eifrigen Militär verrathende Darstellung. — Die letzten vier Essays dieses Buches beziehen sich auf den großen Krieg in Amerika. Dieselben haben die ausgesprochene Absicht, das in Europa übliche Vorurtheil gegen irreguläre Truppen zu beseitigen. Entstanden sei dies Vorurtheil in Folge der Schärfe und des mangelnden Zusammenhanges der Amerikanischen Freiwilligen im Anfange des Krieges. Insbesondere aber habe die Amerikanische Armee in der Kunst der Verzeigung so viel geübt wie nur irgend eine Europäische. Wenn auch Disziplin und Organisation der improvisirten Truppen in den Vereinigten Staaten der Europäischen Schulung nachgestanden habe, so sei doch das Kämpfen der ersteren ein hartnäckigeres (*more stubborn*) gewesen, denn keine Europäischen Truppen hätten einen solchen Porg von Widerstand zu überwinden gehabt, wie Nord- und Südstaaten einander entgegengekehrt haben. „Auch war das oft unentschiedene Resultat der großen in Amerika ausgefochtenen Kämpfe nicht irgend welcher Beweis, daß sie Krieger aus den gewöhnlichen Regeln militärischer Wissenschaft gebildet hätten. Diese Aktionen waren so unabhängig, erstens, wegen Mangels an Reiterei, und dann, weil der geschlagene Theil das Feld nicht räumen wollte. Der Amerikanische Soldat, der in dieser Art es verschmäht, sich der Panik zu überlassen, wenn er den Tag verlieren hat, indem er sich in guter Ordnung zurückzieht, und dem flehrenden Feinde eine gute Front darbietet, entsetzt, so möchten wir glauben, eine angeborne Eigenschaft. Um zu verfolgen, muß Einer vorhanden sein, der flieht, und es steht die Amerikaner um so höher, daß die gewöhnlichen Bedingungen Europäischen Kriegsführung in dieser Beziehung von den großen, jenseits des Atlantischen Ozeans gefochtenen Kämpfen, gewöhnlich abgeschlossen waren. Hieraus erklärt sich zum Theil die häufige Wiederholung des Kampfes, beinahe auf demselben Grund und Boden, woron der letzte Feldzug Grants und Lees das hauptsächlichste Beispiel ist. Auch haben diejenigen, welche die Thaten, die Farragut und Porter ausgeführt haben, auf improvisirten Mitteln fundiren, nicht irgend welchen Grund, Amerikanische Seelen für werthloser als die unsrigen zu halten oder von der Energie gering zu denken, welche die Flotten, die sie führten, belebte.“ —

Der erste in dieser Gruppe von Aufsätzen behandelt „Das militärische Leben des Generals Grant.“ Die Erzählung, in welche, wie oben, Original-Aktenstücke aufgenommen sind, zeigt

wiederum den Militär, da die Darlegung der kriegerischen Operationen Grants und des Zusammenhanges zwischen denselben über der anschaulichen oder gefälligen Hervorhebung des Einzelnen überwiegt. Das Bestreben, die oft sich wiederholenden Zeugnisse der Kampfgenossen vorsichtig, im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit gegen einander abzuwägen, tritt in dieser Stütze über Grants militärische Leistungen unverkennbar entgegen. Eine auf mannigfacher Kenntniß der neuesten Kriegsgeschichte beruhende Fröderung über Grants Taktik ist hervorzuheben. Allen taktischen Regeln der Theorie und Praxis entgegen war es Grants Methode, die Truppen in langer Linie, ohne Reserven hinter sich, zum Angriff zu formiren. So schloß bis jetzt die Feldherren erst in dem Momente zu verfahren, wo der Gegner bereits völlig geworfen und erschöpft war; so verfuhr Wellington bei Waterloo, nachdem die Preußen bereits den rechten französischen Flügel in Auflösung gebracht hatten; so verfuhr auch Kluge bei Ravara, nachdem die Italiener bereits erschöpft waren. „Es ist besser,“ so urtheilt Oberst Ebesen (p. 282), „für diejenigen, die gungig von Grant zu denken wünschen, über diese Sache hinwegzugehen.“ Grant sei vielleicht ein unbewußter Nachahmer von Napoleon in dessen späterer Periode gewesen; in letzterer nämlich habe Napoleon eine Taktik befolgt, die der des großen öderallischen Generals nicht unähnlich gewesen sei.

„Die Admirale Farragut und Porter und die Seemacht der Union“ betitelt sich der zweite dieser Amerika behandelnden Aufsätze. — Die breiten Umrisse der Aufgabe, welche sich der Union bei Ausbruch des Krieges erstellte, bezeichnet Ebesen mit den Worten des Prinzen von Joinville: „Den Gefahren die Spitze zu bieten, die aus einer so furchtbaren Insurrektion sich ergeben, muß man der Entschlüsse sehtaltn.“ Die Küsten der abhänghen Staaten müssen thätlich blockirt werden; über den Lauf des Mississippi und das ganze Wasser-System des Westens muß man Herr sein; endlich muß die Rebellen-Regierung von Richmond, ihrer erwiderten Hauptstadt, vertrieben werden.“

Da aber die Uebergabe auch nur der wesentlichsten Operationen der Amerikanischen Flotten im großen Kriege ein zu vollständiges Eingehen in das Detail erfordern würde, so glauben wir uns hier auf das Schlagenergebnis in Oberst Ebesens Darstellung der Sache beschränken zu müssen.

„Wände werden sagen,“ heißt es p. 345, wie es manche schon gesagt haben, „daß die Hauptfrage, die (in dem Amerikanischen Kriege) gestellt werden ist, die Möglichkeit ist, während eines gegenwärtigen Krieges Alles das aus Privat-Häufquellen zu schaffen, dessen ein großer Kampf zur See bedarf, ohne jene wohlangeordnete Vorbereitung und große Ausgabe, der wir in diesem Lande jährlich in Friedenszeiten Millionen opfern.“

Das Beispiel der Großen Republik und die Verdienste erfolgreicher Staatsmänner, welche dieselbe wohlbehalten zu einer triumvirierenden Wiedervereinigung führten, beweisen, wenn man sie gewissenhaft studirt, gerade das Gegentheil. Es lehrte ihnen Jahre von Anstrengungen und Ungewißheit und einen Ocean von Ausgaben, bevor das Uebergewicht zur See, wozuf der Norden volles Recht hat, gänzlich sicher gestellt war. Sein Minister hat niemals lauter davon abgerathen, sich zu sehr auf Privat-Schiffe zu verlassen als Mr. Welles, dessen angelegentlich und wiederholter Empfehlung man es verdankt, daß der Konig bald nach dem Kriege sich mit der Frage beschäftigte, die Lage eines großen Depôts für die frühzeitig beschafften Amerikanischer Panzerschiffe (iron-clads) zu bestimmen. Wie in England müssen, im Falle wir in einen Kampf um die Ober-

künftigen Jahre, wie in denjenigen der Vergangenheit, werden wenige Namen gefunden werden, die in unbeflecktem Glanze dem gleichkommen können des herrlichen Vertheidigers seines Vaterlandes Virginien, Robert Edward Lee.“ Th. V.

Orient.

Whitneys orientalische und linguistische Essays.

IV.

Doch die Frage nach dem Ursprung der Sprache in das Reich der Sprachphilosophie gehöre, ist nur scheinbar ein selbstverständlicher Satz, und Whitney thut daher wohl daran, denselben in seinem „dem gegenwärtigen Stand“ dieser Frage gewidmeten Essay voranzustellen; denn gar nicht selten tritt bei voreilig sich am Ziele angelangt wählenden Linguisten unserer Tage die Meinung hervor, als sei es der modernen, wesentlich historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft gelungen, den Ursprung der Sprache überhaupt zu enträtheln, indem sie den Ursprung der wichtigsten Sprachen des Menschengeschlechts aufgedeckt habe. Um übrigens die Tiefe und Schwierigkeit jenes Problems zur Anschauung zu bringen, hätte Whitney nur in Kürze auf seine Geschichte hinzuweisen brauchen. Nachdem es in Zusammenhang mit dem noch umfassenden Problem von der menschlichen Willensfreiheit schon in den Schulen der ältesten griechischen Philosophenschulen angetaucht war und dort jenen Streit hervorgeworfen hatte, der sich wie ein rother Faden durch die gesamte Geschichte der Sprachphilosophie und Grammatik im klassischen Altertum hindurchzieht: ob nämlich die Wörter von Natur aus oder durch Menschenschöpfung (*natura* oder *positione*) analogia oder anomalis existirten und nachdem man in unausgesetztem Ringen über diese bald so bald so gewendete Frage, in deren Erörterung selbst Cäsar, der römische Imperator, mit seinem feiner verfeinerten Werken die *analogia* einzuführen nicht verschmähte, allmählich den ganzen Wort- und Formenreichtum der lateinischen und griechischen Sprache der Wissenschaft erobert und die Deklinationen- und Konjugationsendungen in Schemata und Kanonen übersichtlich klassifizierte hatte, trat zwar in dem wissenschaftlich toten Mittelalter wie an allen Gebieten, so auch auf diesem eine reissende Störung ein. Aber schon in der Zeit der Renaissance, in der auch die Grammatik ihre Auferstehung feierte, sehen wir den Streit über den Ursprung der Sprache wieder erwachen, ein Jahrhundert später verkörpert sich in Voce und seinem großen Gegner Leibniz, dem überhaupt um das Studium der Sprache und der Sprachen am meisten verdienten Philosophen, noch einmal der alte Gegensatz, die Sprache aus Willkür und Ueberelankt des Menschen oder aus natürlichem Instinkt hervorgehen zu lassen; es kommt dann von theologischer Seite die dritte Ansicht von dem „mündlichen“ Ursprung der Sprache hinzu und die Berliner Akademie macht das im vorigen Jahrhundert viel bewegte Problem zum Gegenstand einer Preisfrage, die Herder in seiner gefürchten Preisschrift zur geistreichen Widerlegung jener frommelnenden Ansicht über den Ursprung der Sprache Veranlassung gibt, zu der er sich freilich nachmals in seiner mythischen, durch Hamann beeinflussten Periode selbst bekehrt hat. Mit dem ungeheueren Aufschwung, den der empirische Betrieb der Sprachwissenschaft durch die Begründung der vergleichenden Sprachkunde und der

historischen Grammatik genommen hat, sehen wir dann allerdings das Interesse an jener philosophischen Frage zunächst zurücktreten; aber wie immer induktive und deduktive Richtungen in Wissenschaften stehen, so scheint neuerdings gerade für die namhaftesten Vertreter der empirischen Linguistik die Frage nach dem Ursprung der Sprache wieder allgemein auf der Tagesordnung zu stehen, wofür eben Whitney selbst ein Beispiel bildet.

Um nun sogleich Whitneys Verhältniß zu seinen zahlreichen Vorgängern zu bezeichnen, so dürfte seine Auffassung an die Reihe derjenigen Ansichten anzuschließen sein, welche die Sprache aus einer Ueberelankt der Menschen hervorgehen lassen. Auch ist diese Vertragstheorie gewiß die einzig vollständige, da sich die Notwendigkeit, Kraft deren auch der entgegengesetzten Annahme die Wörter dem Inneren der ersten Menschen entstammt sein sollen, denken nicht begreifen läßt; und man darf sich dabei an das Wort „Vertrag“ nicht stoßen, denn gewiß wird heutzutage kein Anhänger dieser Theorie im Ernste an ein Verabreden, ein gemeinsames Ueberlegen der Menschen über die Namen, welche die Dinge führen sollten, denken, wie dies Bar Mäler u. a. Verfechter dieser Theorie angesetzt haben. — Auch Whitney ist natürlich von einer so platten Auffassung und Formulierung derselben weit entfernt, ja mit kluger Zurückhaltung unterläßt er es sogar, als ausdrücklich zu ihr bekennen, wie er denn gleich im Eingang erklärt, daß er nicht daran denke, eine eigene Ansicht über den Ursprung der Sprache aufzustellen und mit Bestimmung von dem Vorgehen der neugegründeten *Société de Linguistique* berichten, welche in ihre Statuten als ein Grundgesetz die Behauptung aufnahm, daß dieses Problem weiter in den mündlichen Verhandlungen, noch in den Veröffentlichungen der Gesellschaft verhandelt werde. Aber Whitney behandelt in besondrer eingehender Weise die Frage, ob der Antrieb zum Sprechen im Inneren des Menschen gelegen sei, oder erst von außen her, durch äußere Einwirkung in ihm wachgerufen werde, und die Art und Weise seiner Argumentation hierüber läßt zugleich seine Ansicht über den ersten Ursprung der Sprache deutlich genug erkennen. War es das Bedürfnis, seinen Gedanken oder Empfindungen Luft zu machen, oder war es der Trieb, sie Anderen mitzuteilen, was dem Menschen seine ersten Laute entlockte? Mit anderen Worten, waren dieselben lediglich Ausdrücke, Aeusserungen schlechthin, oder zum Anderen bestimmte Aeusserungen? Offenbar wird von der Entscheidung, welche man in dieser Alternative trifft, gleich die Stellung, die man zu den beiden Hauptthesen über den Ursprung der Sprache nimmt, wesentlich abhängen. Hält man die Wörter einfach für Ausdrücke des Gefühls, das Sprechen für eine organische Berührung, so etwa wie Epithor es mit dem Niesen verhält, so wird man an das Bestehen einer notwendigen Wechselbeziehung zwischen Begriff und Laut glauben müssen, da es sich ja dann gar nicht anders erklären ließe, warum gerade nur eine gegebene Lautverbindung einem gegebenen Begriffe entspricht, gerade nur dies Wort und kein anderes zur Bezeichnung desselben gewählt wird. Von der entgegengesetzten Annahme aus ist es dagegen ganz überflüssig, sich die Wörter auf solche mythische Weise an die Begriffe geknüpft zu denken; vielmehr wird man die Wahl bestimmter Laute für bestimmte Wörter einfach daraus herleiten, daß dieselben dem Zweck jedes Wortes, nämlich dem, dem Hörer verständlich zu sein, am besten entsprechen.

Die ersten Sprachbildner würde man sich hiernach einfach in derjenigen Lage zu denken haben, in die sich noch heutzutage nicht selten Individuen erschöpfender Junge versetzen lassen.

wenn sie sich einander irgend eine Mittheilung zu machen haben: sie nehmen Gebärden aller Art, Bewegungen der Hände und Füße oder des ganzen Körpers zu Hülfen und strengen ihre Sprachorgane zu symbolischen, schallnachahmenden und Mißlauten so lange an, bis es ihnen gelingt, sich verständlich zu machen. Diese Verständigung ist also ein Experimentiren, wobei man jedes denkbare Mittel, um seine Meinung auszudrücken, erschöpft und das, welches sich am besten bewährt hat, dann auch künftig im Wiederholungsfalle anwendet; da nun in der ersten Zeit der Sprachschöpfung dergleichen Fälle sich wirklich sehr oft wiederholt haben müssen, so konnte auf diese Weise rasch ein bedeutender Vorrath an Symbolen sich bilden, der zudem einer völlig unbegrenzten Vermehrung fähig war. Wohl besteht zwischen dem fingirten Takte und der Lage der ersten Sprachgebärden ein erheblicher Unterschied; wenn zwei Individuen mit schon entwickelten Verstandes- und Sprachkräften, die wenigstens einer Sprache, ihrer Muttersprache, vollkommen mächtig sind, zusammenkommen, wird natürlich die Verständigung sehr viel schneller erfolgen als zwischen zwei bis dahin ganz sprachlosen Menschenwesen, die mit der Sprache auch jene Übung und Gewandtheit im Denken, welche erst der Besitz der Sprache zu verleihen im Stande ist, sich erst stufenweise anzueignen haben, so daß hier vielleicht im Verlauf mehrerer Generationen noch nicht dieselben Resultate erreicht werden, zu deren Erzielung erst Tage oder Wochen ausreichen. Gleichwohl sind die ersten Schritte zur Anbahnung eines Verständnisses und einer Verständigung in beiden Fällen wesentlich die nämlichen, d. h. wenn man in der Mittheilung das Anfangs- und Endziel aller Rede erreicht, so liegt hierin implicite zugleich die Anerkennung der „onomatopoeischen“ oder schallnachahmenden Theorie vom Ursprung der Sprache; wie andererseits auch diese Theorie jene Annahme um notwendigen Voraussetzung hat, und beide Auffassungen in enge Beziehung zu einander zu setzen sind, mit einander stehen und fallen.

Doch nun diese neuerdings mit Unrecht viel gescholtene onomatopoeische Theorie (von Max Müller die *Wau-wau-theorie* genannt), diejenige ist, der Whittney selbst huldigst, wird aus dem Angeführten erhellen. Näher hat er sich darüber schon früher in seinen „Vorlesungen über Sprachwissenschaft“ ausgesprochen, und aus seinen dertigen im Zusammenhang mit seinen hier vorliegenden Aeußerungen geht hervor, daß man seine Auffassung viel in enge definiren würde, wenn man ihm Schuld gäbe, die Entstehung der Wörter einseitig auf die Nachahmung der Naturhölle zurückzuführen; vielmehr erklärt er sich ausdrücklich für eine so weite Fassung der onomatopoeischen Theorie, daß darunter auch die sogenannte interjectionale Theorie (von Max Müller als *Ab-ab-theorie* bezeichnet, weil sie die Wörter auf artikulierte Ausrufe zurückführt) begriffen werde. In der That ist nicht abzusehen, worin sich beide Annahmen principiell widersprechen sollten, wohl aber sind sie beide zusammengenommen anreichend, um die Entstehung aller thörichtlich vorliegenden Wortgebilde in allen bekannten Sprachen zu erklären. Ja, sie scheinen uns einfache Konsequenzen der Vertragstheorie zu sein, die ihrerseits gerade am heutigen Stande der Sprachwissenschaft unendlich an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Was früher bloße Vermuthung war und bleiben mußte, ist jetzt der rückwärts gewendeten Analogie der vergleichenden Sprachwissenschaft zu erwiesen stützen: die schwachen undäbnlichsten Sprachen gehen im letzten Grunde auf eine bald größere, bald geringere Anzahl einfacher Wurzeln zurück, welche einfache Vorstellungen ausdrücken. Auch die höchst einfache Lautform, welche die Wurzeln im Vergleich mit

den langtönigen Wörtern aller späteren Sprachstufen auszeichnet, begünstigt offenbar die Annahme einer ganz selbstlosen Entstehung der Sprache durch eine Stufenfolge von Festsetzungen bestimmter Lautzeichen nicht wenig.

Nachdem die Sprachvergleichung gezeigt hat, daß ein Schwall durch alle indogermanischen Sprachen zerstreuter Verben, Substantiven, Adjektiven und Adverbien, welche irgend wie mit dem Begriff der Bewegung zusammenhängen, aus einer einfachen Verbalwurzel *pod* „geben“ und eine Menge jetzt ganz verschiednen lautender Feklinations- und Konjugationsendungen und Ableitungsnäsure aus einer in die Ferne weisenden Pronominalwurzel *a* „jener“ allmählich durch fortgesetzte Differenzirung hervorgegangen sind, verliert auch die Hervorbildung der ältesten Sprachelemente aus rohen schallnachahmenden und Ausruf-Lauten den Charakter der Unwahrscheinlichkeit und des Mythenris, der ihr früher angehaftet hatte. Auch bei der Bildung und Entwicklung der Schrift, einer Kunst, die an Bedeutung für die gesamte Kulturentwicklung nur von der Sprache überboten wird, besteht ein ähnlicher Abstand zwischen den untersten Entwicklungsstufen derselben, wie sie z. B. in den Quipus oder der Knotenschrift der Peruaner und den Wampums oder symbolischen Fadenketten der nordamerikanischen Indianer vorliegen, und unserer Lautschrift; dennoch verdienen auch diese dürftigen Symbole schon den Namen der Schrift, gerade wie jene Kulte den Namen der Sprache, weil sie ihrer Bestimmung nach mit unseren Schriftzeichen durchaus identisch sind, denn auch sie dienen dem Zwecke der Gedankenmittheilung. Außer dieser höchst durchgreifenden Analogie, die zwischen Sprache und Schrift besteht, dürfte Whittney in seinen Vorlesungen auch noch die Parallele zwischen der allmählichen Ausbildung der menschlichen Sprache und der gleichfalls höchst allmählichen Verbesserung der Kleidung und der Wohnungen der Menschen ausgeführt; hier weist er auf die Geschichte der Erfindungen im Allgemeinen hin, die so wenig mit Dampfmaschinen und Telegraphen angefangen habe, als die Sprachgeschichte mit so vollkommenen Typen des Sprachbaues wie Griechisch oder Sanskrit-Entstehung, organisches Wachsthum ist hier überall das Jawort, und wie kann man sich diesem Prinzip heutzutage noch auf dem viel engeren Gebiete der Sprachforschung verschließen, nachdem der fühne englische Zoologe dasselbe Prinzip der stufenweisen Differenzirung durch das ganze weite Reich der organischen Schöpfung durchgeführt hat?

So weit Whittney, dessen Auffassung man das Lob strenger Folgerichtigkeit, weiter an und für sich, noch im Zusammenhang mit dem jetzigen Stande der Sprachwissenschaft und der Wissenschaften überhaupt versagen kann. Auch das Lob der Ehrlichkeit und Bescheidenheit nicht; denn er ist sich wohl bewußt, welch tiefe Kluft zwischen den durch die Sprachvergleichung ermittelten Wurzeln und den wirklichen Ursprüngen der Menschensprache noch besteht, eine Kluft, die sich wohl niemals anders als durch mehr oder minder plausible Vermuthungen wird ausfüllen lassen. Vergleiche, Analogien, selbst aus entlegenen Gebieten werden dabei die größten Dienste leisten; ob das, was Whittney in dieser Richtung beigebracht, Beifall verdient, darüber läßt sich streiten und die Parallele zwischen der Bildung der Sprachwurzeln und der Erfindung des Telegraphen wenigstens soant, dünkt mich, nur einem Amerikaner beifallen. Aber das ist Geschmacksache und darf uns an der Anerkennung nicht hindern, daß Whittney in der wichtigsten Frage der Sprachphilosophie und einem der tiefsten Probleme der Philosophie überhaupt den dermalen zeitgemähesten Standpunkt eingenommen und einen klareren und

befouneren Blick bewiesen hat, als alle deutschen Sprachforscher, die sich neuerdings damit beschäftigt haben.

Denn die deutsche Sprachphilosophie bietet augenblicklich das Bild eines Chaos oder, milder und gerechter ausgedrückt, eines Uebergangsstadiums dar, in welchem das bisher ganz durch die Detailforschung der vergleichenden und historischen Grammatik, durch Paul-, Form- und Wurzeluntersuchungen in Anspruch genommene Interesse der Sprachforscher sich nach und nach wieder den allgemeineren Fragen der Sprachwissenschaft zuzuwenden beginnt. Noch scheitern sie aber an der von Willen mit so viel Umsicht und Erfolg gelösten Aufgabe, ihr reiches sprachliches Wissen zur Gewinnung einer annehmbareren, folgerichtigeren Grundansicht vom Wesen und Ursprung der Sprache überhaupt zu verwerthen, noch finden sich im haarenwerthen Sprachentwischen und hervorragenden etymologischen Schatzkammern nicht selten die sonderbarsten Anschauungen über die Hauptfragen der Sprachphilosophie verbunden, ja es geräth den Anschein, als wollten sich manche Linguisten für die Trockenheit ihrer gewöhnlichen Beschäftigung, für das ermüdende Wühlen in Wurzeln und Formen, durch um so kühnere und abenteuerlichere Hypothesen über die Entstehung der Sprachelemente, ihre Beziehung zum menschlichen Geiste u. s. w. entschädigen. Es ist ein besonderes Verdienst Willens, all diese Irrthümer und Verirrungen mit schonungsloser Kritik aufgedeckt zu haben, und wie solcher gelehrten Linguisten, aber schlechten Sprachphilosophen sind es, denen er in den zwei zunächst folgenden Capiteln: „Bleed und die Theorie vom Ursprung der Sprache“ und „Schleicher und die Theorie vom natürlichen Ursprung der Sprache“ zu Leibe geht.

Zolln.

Kleine literarische Revue.

— „Wismund“, ein *Mysterium* in acht Akten.*) Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Albert Hermann Post eine poetische Trümmerei ziemlich bizarren Sorte, fabrizirt nach dem bekannten Rezept: $\frac{1}{2}$ Goethes Faust II. Theil, $\frac{1}{4}$ Wielshmerz und $\frac{1}{4}$ seltsame Wortbildung und Bilder. In acht Szenen lehrt Wismund, ein Pfingstkeulen, (?) geboren aus einer Blume, die ganze Hohlheit der Welt und ihres Glanzes, die ewigen Schicksalsmächte und ihr Wolken, die erhabene Bedeutung alldäischer Götterfragen und Gottbildern keinen, geführt und geleitet von einem unbekannten Freunde, Wollgang; (wohl zu Goethes Ehren so genannt), dieser bleibt ihm treu, allein es ist, erfahren wir schließlich — der Tod! „der einzige Freund im Menschenleben.“ Wir enthalten und jeder Beurtheilung der höchst musikalischen (et. den Titel) philosophischen Ideen des Verfassers, wie sie besonders in den samosen Szenen: „unter der Wellasche“ und „im Eternabild der Aequore“ ausgeprochen werden, aber dreierlei sei erwähnt: erstens hat auf Schreiber dieses Gott Wobans gewaltige Jorarede (S. 13) gegen das „neue Geschick von Göttern aus dem Gemüthsalte“, gegen die „feisten Christenpfaffen, die ihm für ihre Götter Opfer gestohlen“, schließend mit der vertrauensvollen Erklärung, „das deutsche Volk verlaße seine Götter nicht“, einen nur erhellenden Eindruck gemacht. Hat Dr. Post wirklich die Reorganisirung des Arianismus im 19. Jahrhundert als ultima ratio predigen oder nur ein poetisches Scherzlein beibringen wollen im Geisteskaufe gegen Rom? Belehren soll einen warmen Händedruck der guten Absicht: in magis voluisse sal est — die

Stelle aber war sehr unpassend. Und das Zweite: für den Leser des Mysteriums ist es ein Unglück, wenn er seinen „Faust“ im Kopf hat, denn auf Schritt und Tritt treffen wir Goethe'sche Worte; hier sei nur eine kleine Blumenlese gegeben, ohne Bedeutung dessen, was in ganzen Szenen Ähnliches hindurchfliegt! Erwaschen „wittert“ Wismund das Räthen des verwandelten Seides, und gleich dem Erdgeist im Faust erscheint denn Alfabur, „begegnet von Wismunds übermenschlichem Fühlen“, dessen „Ich sich ihm entgegenbringt“, obwohl er ihn nicht begreift! Dessen versichert ihn auch der Gott mit demselben Wort: „Dir Welt begreift Du, ich bleibe Dir ein räthselhafter Stern.“ Woban, der „viel ausgeblafene Harren sah, die da glauben, die ganze Welt müsse nach ihrem Denken tanzen“, meint, „er wisse sich solche Künze (?) halten“, er warnt Wismund, in „Sphären einzutreten, die ihm unerreichtbar“ u. dgl. mehr. Das Mysterium schließt mit dem Ruf einer unsichtbaren Stimme: „Es ist vollbracht!“ Ich könnte damit auch schließen, nur noch zur Freude Aller, die je zu Hanzhuchschheim bei der Beileitung am Redarströme, bei der berühmten Studentenmutter „Heiz“, der besten Bienenbienenleiterin weit und breit, sich in goldner Studentenzeit „eild bekniet“ haben, die Willheilung, daß in eben bemeldetem Mysterium die Heiz — eine Fünfzigerin — als „Bienenkönigin“ (wirklich so heißt das Epitheton) auftritt, und durch Bezeugung Wismunds den (Studenten?) Gott ersichtlich macht. O gute Heiz, was wilst Du in so „arg wütheter“ Gesellschaft bei Alfabur, Woban und Wollgang, dem Teuf?

G. Friedmann.

— *Führer in Rom.* Im feinen Augenblick, wo Väterer eine neue, völlig umgearbeitete Auflage des Bandes „Mittel-Italien“ seiner beliebten Reisehandbücher erscheinen läßt, hat auch P. Peter Paul Kupper das Bedürfnis empfunden, den Pilgern nach Rom einen Wegweiser durch die Heiligthümer der ewigen Stadt auf die Reise mitzugeben. Ein Blick auf Verlagsziffern und Druckort beleuchtet und indeß sofort, daß wir hier bios auf einen Führer durch die christlichen Allerthümer und Sehenswürdigkeiten Rom zu rechnen haben, und in der That enthält Kupper's dieselbig Buch eine ausführliche Beschreibung all der vielen, in den Kirchen und Kapellen vorhandenen Reliquien und Heiligthümer, sowie eine umständliche Erzählung der Legenden, welche sich an diese knüpfen. Der Schwerpunkt des Interesses, welches den Besucher der ewigen Stadt so unwiderstehlich an diese fesselt, liegt aber nicht in den christlichen, sondern in den heidnischen Allerthümern und Kunstwerken. Für Fährten hoher, Kupper's Buch werde auf kein sehr großes Publikum zählen können; denn jene „Pilger“, für die er seinen „Führer“ geschrieben zu haben scheint, herbei mit jedem Tag mehr aus. Das Beste an dem Werk ist ein sehr genauer Plan der Hügelftadt, der auch künstlerisch recht sehr ausgeführt ist.

f.

— *Die Wosen von Meran.***) Goldschmittware und Tamerarbeit! Das klingt hart, ist aber zu unserem Bedauern das einzige Urtheil, das man über das Büchlein fällen kann. Wir hätten der Verfasserin die schwerfälligen Verse und gezwungenen Reime um der nicht unedlen Diktion willen verziehen, stößt daß die Gedanken, durch unendliche Relativsätze unklar gemacht sich immer durch 6–10 Verse hindurchziehen, aber der Inhalt!

*) Pilgerführer oder Wegweiser nach Rom und durch die Heiligthümer der ewigen Stadt; von P. Peter Paul Kupper. Wien: Fr. Koldesheim, und Rom, Epitchoer, 1874, 8.

**) In fünf Gedängen von Marie Schmidt. Meran 1873. In Selbstverlag.

*) Olenburg, Schulze'sche Buchhandlung (Bernst & Schwarz).

Alle Wiener Naturbildungen und deutschen Freiheitstümpfe können doch nicht mit diesen Schwabenensfiguren verfühnen: dem würdigen Obersten, der weichen und rothen Nase, dem kühnen Ritter (Germanen), dem leidenschaftlichen Grafen (Schwaben) und gutmüthigen Troler Mieslen. Dazu die „Schwindmühlensphäre“, die auf der Handlung lagert; ein blutpeisender Held und die ätherische „weiße Rose“ sind denn doch zu sehr für Damen berechnet — und sicher auch da keine gesunde Lektüre. Zt.

— Eine böhmische Enzyklopädie. Innerhalb des Zeitraums von 1860 bis 1872 ist in Prag eine Enzyklopädie in böhmischer Sprache erschienen und gegenwärtig wird die Herausgabe des Supplementes zu dem Werke vorbereitet. Es handelt sich bei diesem Unternehmen keineswegs um eine Kompilation, sondern um die Herstellung einer Arbeit, welche hinsichtlich des Umfangs mit der Strenge ihrer Artikel, wie der wissenschaftlichen Bezeichnung der verschiedenen Mitarbeiter den besten Werken ähnlichen Inhalts in Deutschland, England und Frankreich an die Seite gestellt werden darf.

Die Enzyklopädie wird zehn Bände in 8° umfassen, jede Seite in zwei Spalten getheilt. Der erste Band hat 1028 Seiten, der zweite 1010; der dritte 1170; der vierte 1470. Mit Beendigung des zehnten und letzten Bandes wird die das ganze Werk auf 12–15,000 Seiten belaufen. Die erste Idee zu diesem Unternehmen ward schon Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts gefaßt und ging von drei um die slavische Literatur verdienten Männern, dem Historiographen Palacký, dem Verlagsbesitzer Joseph Jungmann und dem Botaniker Johann Presl aus. In Anerkennung der unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich damals der Ausführung eines solchen Planes entgegenstellten, gaben sie dieselben auf, aus ihrer Verbindung entstand jedoch die Matice Česka, eine noch jetzt bestehende und über große Mittel verfügende Gesellschaft für Herausgabe von Werken der Literatur in böhmischer Sprache. In den Jahren 1845 und 1850 trat die Matice dem Gedanken der Herausgabe einer Enzyklopädie abermals nahe, um ihn wiederum aufzugeben, bis sich endlich im Jahre 1859 Herr Kober, ein thätiger Buchhändler, dazu entschloß und das bereits für diesen Zweck von der Matice gesammelte Material an sich brachte. An die Spitze des Unternehmens stellte er Ladislav Rieger, Palackýs Schwiegersohn, der sich tapfer an die Arbeit machte und wohl hundert Spezialisten um sich vereinigte. Die Arbeit begann mit fünfzehnhundert Abonnenten, die sich im Laufe der Zeit noch bedeutend vermehrt haben.

Der Naczezy slovnik, so heißt die Enzyklopädie, ist in Betreff des allgemein wissenschaftlichen und Thatsächlichen ebenso reichhaltig wie alle andern ähnlichen Sammlungen bei andern Völkern, es ist ihm aber seine zu vergleichen, wo es sich um Geographie, Geschichte, Ethnographie und Literatur der slavischen Völker handelt. Der Artikel „Slaven“ umfaßt 82 Seiten und behandelt die alte Geschichte der slavischen Rasse, die Verfassung der alten Slaven, die Archäologie, sowie die besondere Geschichte jedes slavischen Volkes, die politischen und moralischen Beziehungen, die unter den verschiedenen Stämmen bestanden, endlich die Mythologie, die Poesie, kurz der Panthentheismus in allen seinen Abstufungen und Ausgebungen. Ganz ebenso sorgfältig und ausführlich sind Böhmen (unter dem Titel „Böhmen, Volk und Land“ ins Deutsche übersetzt), Rußland, Polen und die Südslaven behandelt. Um den des Böhmischen unkundigen Slaven die Artikel, welche für sie von besonderem Interesse sind, zugänglich zu machen, sind die verschiedenen Artikel in die betreffenden Sprachen, in das Kroatische, Slowenische, Polnische übersezt

worden. Von einem Komite russischer Gelehrten in St. Petersburg wird gegenwärtig die Herausgabe einer ähnlichen Enzyklopädie vorbereitet, welche der böhmischen in manchen Stücken als Ergänzung dienen, sie aber schwerlich übertreffen wird.

Sprechsaal.

Dem Jahresberichte der „philologischen Gesellschaft Parnassos“ zu Athen“) entnehmen wir (S. 69 f.) einen Bericht über die Vereine (sōlōgoi) des modernen Hellas. Ihrer sind 21. Der älteste derselben ist die „Gesellschaft der Bildungsfreunde“, die bereits 1836 begründet wurde. Gleichen dieser Vereine bezeichnen allein größere Verbreitung der Bildung, fünf, wie der 1866 begründete „Parnassos“ selbst, beschränken sich auf Vorträge. Doch hat seit 1872 der Parnassos eine Schule für Armenkinder begründet, in der Abends von 6–8 Uhr Physik, Geographie, vaterländische Geschichte, die Bestimmungen des Strafrechtbuchs, praktische Chemie und Sonntags Vormittags die Grundsätze der Ethik vorgetragen werden. (S. 103). Bereits Ende 1873 zählte die Schule 80 Schüler. Der gegenwärtige Vorsitzende des Vereins, Michael P. Parnassos, ist am Unterricht theilnehmend. P.

Das tragische Schicksal der vielbesungenen Dido ist der Veranlassung einer neuen Tragödie von Agnes le Grange“), auf welche aufmerksam zu machen die Tüchtigkeit der Arbeit beanspruchen darf. Die Verfasserin tritt in der vorangehenden capitulo benevolentiae, alias Vorwort, etwas selbstbewußt für den Werth und die rethmische Schönheit des von ihr gewählten Trimeters ein, indem sie die „Uebersetzung“ auspricht, daß selbst das feinste Ohr in ihren Versen keine „rauhe Prosa“ vernehmen werde, vielmehr bezeichne ihr Trimeter, d. h. der richtig gebaute, „auf die klangvollste Weise den Sinn der Rede.“ Nun, diese sichere Uebersetzung vom Werth des Selbstgeschaffenen in Ehren, ist es zum größten Theil der Verfasserin allerdings gelungen, uns beim Lesen mit dem Versmaß zu verfühnen, obgleich wir für die dramatische Darstellung Partei ergreifen möchten für den von ihr angegriffenen Regenten des Willbrand'schen Oedipus, der die Donnerstöne Trimeter oft für raube Prosa erklärte. Aber zu einer Darstellung scheint — ehrlich gesagt — die „Dido“ auch wenig gemacht; von heiserer Wirksamkeit hat und in dem Ganzen höchstens der Schluß des dritten Aktes (Miserios und Annas Hochzeitsfeier) und der Schlußakt erscheinen wollen. — Aber die „Dido“ als Lesedrama aufgeführt, zwei Fragen, Verehrte! Warum (in usum delphicum) unter der Aufführung der Personen das antiquarische: „Zeit: zwischen 900 und 800 vor Christus!“ klingts dochmal weniger, wie eine schöne Sage? Und warum nennt (900–800 v. Chr.) Pygmalion den Iliad „Iuno“ und Anna: „Zeine?“ — Was übrigens das „verführerische“ Ausflügen der Handlung betrifft, auf das die Verfasserin im Vorwort hinweist, so fragt doch in dieser Hinsicht — außer Aristoteles — manch Sokrates: „Bleibt Pygmalion, der den Schwager erschlug und die Schwester vertrieb, ungestraft, herrscht von Thras?“

*) Αγοράσιον τῶν κατὰ τὸ ἔτος ἐκείναι συνεστῶτων ἀκαδημαϊκῶν τῇ 14 Οκτωβρίου 1873 ὑπὸ Ἐκτελεστοῦ Π. Παπαῦ ἀποφασισθ. Ἀθήναι 1873. 8°.

**) Berlin. Demides Verlag (Zink und Meisel), 1874.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Auswahl

aus den

(87)

Kleineren Schriften von Jacob Grimm.

Reinrothpapier. 8. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Wir geben und der Hoffnung bin, daß Alle, die aus eigener Lectüre den bildenden Einfluß dieses Buches empfangen, darnach beitragen werden, dieselben auch Anderen zugänglich zu machen, und namentlich unserer Jugend.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Hofmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sachsen erschien:

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK. Vierter Band.

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Authorisirte Ausgabe.

8. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise erörtert der Verfasser dieses Bandes Probleme der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, für welche es uns an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse, je man kann sagen, sie bilden den Anfang zu einer neuen Wissenschaft. (88)

Sachsen erschienen im Verlage von George Westermann in Braunschweig:

Glafer, Adolf, Doctor Helmond und seine Frau. Dem Hellsichtigen des J. J. Grotte nachgebildet. 2 Bde. 8. Fein Vellispapier. geb. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Ortleif, Carl, Novellen. 1. Band. Inhalt: Erste Liebe. — Liebeswechsel. 8. Fein Vellispapier. geb. Preis 2 Thlr. (89)

In dem unterzeichneten Verlage erscheinen seit Anfang vorigen Jahres:

Blätter für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

Organ des Vereins gegen Verarmung in Berlin.

Preis des Jahrgangs von 10 Nummern 20 Sgr.

Diese Zeitschrift ist dazu bestimmt, einen Mittelpunkt für die im Titel genannten, sowie für alle verwandten Betreibungen zu bilden. Die „Blätter für Armenpflege u.“ werden Artikel über alle in ihr Gebiet einschlagenden sozialen Verhältnisse und Fragen bringen, dabei neben der öffentlichen auch die Privat-Armenpflege nach allen ihren Richtungen hin verfolgen und den Austausch von Erfahrungen und Beobachtungen vermitteln. Sie werden daher gewiß überall als Rathgeber willkommen sein, wo humane Betreibungen gepflegt werden.

Die bisher erschienenen acht Nummern enthalten u. a. folgende Artikel: Unsere Bleie. — Die Armenschwestern-Schule des Vereins. — Ein beständiges Reichthum für das Armenwesen. — Die Gießerfelder Armenpflege. — Ueber Vererbung der Frauen an den Arbeiten der Local-Gemeinde. — Vergleichende Statistik der Local-Verhältnisse des Vereins gegen Verarmung. — Geschichte, Verfassung und Wirksamkeit des Vereins gegen Verarmung in Berlin. — Das Amaliehaus in Berlin. — Vortrags. — Aus der Wohlthätigkeits-Praxis. — Aus dem Vorstande. — Aus anderen Vereinen. (90)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Hofmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Hofmann) in Berlin ist erschienen:

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag gehalten von Professor Dr. M. Lazarus.

Zweiter unveränderter Abdruck. 1873. Vellispapier. gr. 8. geb. 7½ Sgr. (91)

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

German Grimm: Zehn Ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.

Vellispapier. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Kunst des Wils. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältniß zur bildenden Kunst. — Jacob Kneller's Leben. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstwerke. (92)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Hofmann) in Berlin.

In unserem Verlage erschien im v. J.:

Die Physiologie und Psychologie des

Lachens und des Komischen.

Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für
Naturforscher, Philosophen und
gebildete Laien.

Van

(93)

Dr. Ewald Hecker.

Zweiter Arzt an der Anstalt für Nerven- und
Gemüthskrankheiten in Göttingen

6 Bogen. Gr. 8. Preis: 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Hofmann) in Berlin.

In unserem Verlage wurde kürzlich
gegeben:

(94)

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus und
Prof. Dr. H. Steinthal. Achter Band.

Erstes Heft. gr. 8. Preis 24 Sgr.

Dieses Heft enthält außer einer Reihe von
Beiträgen wichtiger Werke folgende zwei
größere Aufsätze:

Der Ursprung der Indogermanen. Von Harn
van Weisagen. — Ueber den Stammbaum
der Indogermanischen Sprachen. Von
Dr. J. Jolly.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sachsen erschien:

GEORGE GROTE.

Sein Leben und Wirken
aus Familienpapieren, Tagebüchern
und Originalbriefen
zusammengestellt von
Harriet Grote.

Authorisirte deutsche Uebersetzung von

Leopold Seligmann.

Mit Portrait in Stahlstich und Facsimile.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Lebensbeschreibung des berühmten
Verfassers der „Geschichte Griechenlands“, George
Grote, herausgegeben von seiner Witwe, ist
in England mit wärmster Theilnahme
aufgenommen worden. Durch vorliegende Uebersetzung
dem deutschen Publikum zugänglich,
darf das ansehende Werk auch hier eine
ausdehnende Leserkreise ziehen sein. (95)

In unserem Verlage sind erschienen und
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kants Teleologie und ihre erkennt- nistheoretische Bedeutung.

Eine Untersuchung von August Stadit.

1874. gr. 8. geb. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Kants Theorie der Erfahrung

von Dr. phil. Hermann Cohen. 1871. gr. 8.
geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die systematischen Begriffe in Kants vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältniß zum kritischen Ide- alismus. Von Dr. phil. Hermann Cohen.

1873. gr. 8. geb. Preis 12 Sgr. (96)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Hofmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Betrachtungen nehmen alle Buchhandlungen und Ver-
anstaltungen des In- und Auslandes an in Berlin mit
der Zeitung-Vertheilung.

Wirden werden die Stadt-Zeile mit 1/2 Sgr. bezahlt.
H. H. Heubach's Verlagsbuchhandlung
Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Hofmann) in Berlin. Buchhandlung
Zust von Ernst Arnst in Berlin. Buchhandlung

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 11. April 1874.

[N^o. 15.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Zur sozialen Reform. Unterrichts-
wesen und Frauen-Erziehung. 217.
Katalanische Literatur. *Meglia Sigora*. Von Dr. Hermann
Waller. 219.
England. Von der englischen Bühne. 221. — Der Schultiege in
England. 223.
Frankreich. Wälder und Streuerrichtige. 224.
Belgien. Zur Rüstfrage. 225.
Holland. *Curtius Kuhlmann*. 225.
Sibiria. Ergebnisse nach Inner-Asien. 226.
Neue literarische Revue. Französisches pädagogisches Lehrbuch von
Dumortier. 227. — Karl Hillebrand. 227. — Der Philosoph von
Kumpelbach. 228. — Geschichte des Preussischen Volksschulwesens. 228.

Deutschland und das Ausland.

Zur sozialen Reform.

Unterrichtswesen und Frauen-Erziehung.

Die deutsche Literatur wendet sich, sobald nur die Folgen der für uns so bedeutsamen Ereignisse der letzten Jahre in einem geraden Fluß fortzuführen sich ansetzen, wiederum einem sehr bevorzugten Gegenstande ihres Schaffens, dem Unterrichte und der Erziehung zu, ja schreibt gerade aus jenen Ereignissen die Notwendigkeit des Weiterarbeitens, der Reformen, der Verbesserung auf dem Unterrichtsgebiete. Es liegen in dieser Beziehung zwei immerhin bedeutende Schriften vor. Die eine derselben: „Die Abwege in der neueren deutschen Geistesentwicklung und die notwendige Reform des Unterrichtswesens“ von Professor Dr. F. Ahrens in Leipzig*) hat die geistige Entwicklung des männlichen Geschlechts, die andere: „Das Weib und seine Erziehung“ von Moriz Hoffmann**) diejenige des weiblichen Geschlechts im Auge.

Mit dem Ziele, welches Professor Ahrens verfolgt, nämlich gegenüber dem sich ausbreitenden Realismus den Idealismus in der Ausbildung namentlich der höheren Gesellschaftsklassen wieder zur Geltung zu bringen, kann man sich nur einverstanden erklären. Doch besorgen wir, daß der Herr Professor seinen Weg dahin nicht ganz ohne Widerspruch wird weiterführen können.

Als die Abwege in der deutschen Geistesentwicklung bezeichnet Herr Ahrens zunächst das moderne Gründerthum, nicht sowohl das Assoziationswesen im Allgemeinen, sondern das neuerdings sich breit machende System unethischer Ausbeutung, das von der Eile nach schnellstem arbeitslosem Genuß geleitet wird und sich mit freier üppiger Genußsucht verbunden darstellt; ferner die mit der sogenannten Arbeiterfrage zusammenhängenden Erscheinungen, den Materialismus, Pantheismus und Darwinismus, die nach ihm führenden Bestrebungen der „Elerotatie“ und die Bewegung zu Gunsten konfessionsloser Schulen.

Es ist uns nicht ganz klar geworden, weshalb alle diese Strömungen Abwege gerade der deutschen Geistesentwicklung sein sollen. Nur insofern der Verfasser den Materialismus als Abwegig theils gegen einen starren Dogmatismus, theils gegen die Uebertriebung, den Dünkel und Hochmuth des pantheistischen Idealismus der letzten Hegelschen Schule erklärt und eine be-

kannte Richtung der Arbeiterbewegung geradezu als die durch Kaffalle vermittelte Folge allgeheißer Philosophie bezeichnet, könnte man jenen Vorwurf begründlich finden. Im Uebrigen wird man wohl allgemein einverstanden sein, die realistische Richtung, die Herr Ahrens hauptsächlich verurtheilt, als eine große, durchgreifende Strömung unserer ganzen Zeit aufzufassen. Der Verfasser liebt es, den Materialismus, den Pantheismus und den Darwinismus zusammenzustellen und ineinander zu verwickeln, als ob deren Begriffe nicht weit auseinander führten. Der Darwinismus, wie er nicht sonderlich treffend die von Darwin angeregten Forschungen nennt, ist ihm, obgleich er selbst erklärt, daß derselbe zur Regirung Gottes nicht führt, vor Allem ein Dorn im Auge. Hört, die wir zu denjenigen gehören, welche unbefangen abwarten diese Forschungen als einen Versuch betrachten, durch Naturbeobachtung hinter gewisse bisher verborgen gebliebene Schöpfungsgeheimnisse zu kommen, können nicht wohl begreifen, wie man das Gleichgewicht wissenschaftlicher Erdtörung so weit verlieren kann, um, wie Herr Ahrens thut, Darwins Theorie eine böse zu nennen, bloß weil sie möglicherweise zu der Erkenntniß führen könnte, daß der Mensch seinen Stammbaum zu den Thieren hinaufzuleiten hätte. Als Forschung hat die Theorie Anspruch auf Duldung. Den Erfolg kann man füglich abwarten. Selbst den vorausgesetzten Erfolg angenommen, stinkt der Mensch nicht einen Zoll von der Höhe herab, auf welcher er thatächlich steht: „Du bist am Ende — was du bist“, und nur die menschliche Eitelkeit, die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt, erleidet einen empfindlichen Stoß. Böhm zweifelt aber erscheint die entsetzliche Einsprache, welche unser Verfasser gegen die Theorie einlegt, „wenn sie für den Menschen gelten, in diesem nur die Fortbildung eines Thieres sehen will.“ Ueber solche Einsprachen, welche auch ein gewisser Galiläi erfahren mußte, als er die Bewegung der Erde behauptete, geht die Wissenschaft ruhig hinweg.

Der Hauptgrund, den Materialismus, Pantheismus und Darwinismus aus der Welt zu wünschen, liegt für den Verfasser in dem Umfande, daß sie, die sich gerade auf den Unchristen zu entwickeln und ausbreiten, von hier aus die einknickenden Bestandtheile der Gesellschaft vergiften, in ihnen eine Abirrung im wissenschaftlichen Denken, eine Abirrung zum Niederen, herbeizuführen und dadurch bewirken, daß es gerade die höheren Kreise sind, welche einen großen Theil der niederen Klassen um den Glauben an Gott, an die Seele und die Unsterblichkeit bringen.“ Als Gegenmittel empfiehlt er die Wiederbelebung und Kräftigung der philosophischen Studien, namentlich der Psychologie und der Ethik, auf den Hochschulen, und um zu erweisen, daß hierdurch wirklich eine Besserung erzielt werden könne, erörtert er in einem besonderen Abhännte, daß die Philosophie in der That zu verschiedenen Zeiten eine geistige und sittliche Umgestaltung herbeigeführt hat. Dieser vortrefflich geschriebene Abhännte beruht zwar nicht auf einem neuen Gedanken, aber er giebt eine sehr interessante Geschichte der Philosophie nach der angewendeten Seite hin. Nach einer Kritik der einzelnen philosophischen Systeme bleibt der Verfasser bei den Arbeiten von Krause stehen, von dessen Lehre er meint, daß sie am meisten den tiefsten Bedürfnissen des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens entspricht, indem sie, auf der Kant'schen Arbeit fußbauend, die drei Probleme,

*) Prag, F. Tempel 1873.

**) Leipzig, G. Voelke's Schulbuchhandlung 1873.

welche Kant der Philosophie stellte, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, zu gründlicher Lösung und vollkommenem Einklang bringt. Die Krausche Lehre also ist es, welche der Verfasser als Gegengewicht gegen die materialistische Zeitströmung kultiviert zu sehen wünscht, und auf welche er, zumal Angesichts der zu ihren Gunsten jetzt auch in Deutschland sich zeigenden Bewegung, seine Hoffnung setzt.

Uebrigens aber kommt es dem Verfasser nicht wesentlich auf die Einführung eines bestimmten philosophischen Systems an, was bei der Veränderlichkeit der Systeme auch gänzlich verfehlt sein würde, sondern darauf, daß in die studirenden Kreise die Gewohnheit einer strengen, auf eigene Einsicht sich stützenden analytischen Forschungsmethode eingeführt werde. Die Vorschläge, welche er demnach formuliert, können von einer gewissen Einseitigkeit nicht freigesprochen werden, weil sie unter Ablehnung von dem Prinzip der freien Forschung mit angesprochener Abhängigkeit auf den ausschließlichen Idealismus hinüberleiten wollen. Sie bestehen kurz zusammengefaßt im Folgenden: Für die Studirenden an allen Universitäten ist die Theilnahme an erweiterten philosophischen Vorlesungen und zwar über Psychologie, Logik und Ethik — in dieser Reihenfolge — obligatorisch. Aesthetik und Geschichte der Philosophie folgen nach; für die Theologen und Philologen ist außerdem die Metaphysik Bedürfnis, doch muß sie Alles auf den höchsten Wesensgrund, auf Gott, zurückführen; die Studirenden werden einer philosophischen Prüfung unterworfen und dies ist bei denjenigen der Naturwissenschaften und der Medizin um so mehr geboten, als gerade bei ihnen die Gefahr liegt, „durch einseitigen Betrieb der naturwissenschaftlichen Fächer zu einer völligen Verdunkelung des Bewußtseins des geistigen Lebens und selbst zu einer Anfeindung und Verpöthung der besten Ueberzeugungen zu gelangen.“

Aus gleichem Grunde wird auch auf den polytechnischen und technischen Anstalten ein philosophischer Unterricht eingeführt. Auf den Gymnasien ist nur ein einleitender philosophischer Kursus erforderlich. Dagegen wird in den Real- und Bürgerschulen in den oberen Klassen die Psychologie in den Grundbegriffen, besonders die Lehre von der sinnlichen Erkenntnis in Verwerthung der Helmholtz'schen Theorie des Sebens (durch welche bei den vornehmsten Vorgängen und Erscheinungen der Sehtätigkeit eine ursprüngliche, dabei mitwirkende und entscheidende Thätigkeit des Geistes als Grundbedingung aller sinnlichen Auffassung und Beurtheilung nachgewiesen, der Materialismus also in seiner sensualistischen Fessel überwunden wird), ferner die Entwicklung der Gründe gegen den Materialismus zc. dargelegt. Auch in den Volksschulen schon ist das geistige Bewußtsein zu kräftigen, und in gleichem Sinne ist der ärztliche Kindergarten in das öffentliche Unterrichtssystem einzunordnen.

Als Kern und Mittelpunkt, als Abkömmling der Reform aber stellt der Verfasser die Gründung von philosophischen Seminarien an den Universitäten hin. Sie sollen selbstständig und den Studirenden aller Fakultäten geöffnet sein. Ihre Aufgabe würde darin bestehen, einerseits den Mitgliedern in den philosophischen Wissenschaften allgemein eine gründlichere Durchbildung zu gewähren, andererseits die Studirenden für ihren bestimmten Beruf tiefer in die obersten Prinzipien ihrer Fachwissenschaft, in die philosophischen Grundprinzipien der Erziehung, der Sprache, der Religion, des Rechts und des Staates einzuführen. Auch die für das philosophische Fach ausserordentlichen Gymnasial-, Real- und Seminarlehrer sollen in den Seminarien ihre Ausbildung undhebung erhalten.

Während so Professor Krenn die Gesellschaft in ihrem männ-

lichen Theile durch die Philosophie reformiren will, sucht Merig Hessmann in seiner Schrift im Interesse der gesamten Gesellschaft auf die sorgfältigere Erziehung des weiblichen Geschlechts hinzuwirken. Die Schrift ist aus den Erfahrungen eines praktischen Pädagogen geflossen und enthält wahrhaft goldene Grundriss. Der Verfasser berührt die jetzt glücklicherweise fast mehr den Stimmen, welche die Frauenfrage nicht durch weit hergeholt Theorien, sondern durch die einfachste Praxis gelöst wissen wollen, durch die Praxis nämlich, daß man die weibliche Jugend von vernünftigen Zielen und Berufen des Weibes, dem der Mutter, ziehen solle. Mit Recht stellt er diesen Beruf so hoch, wie nur alle Kulturbestrebungen der Männer sich schwingen können, und mit Recht ruft er den weiblichen Anstalten der Fraueneinrichtung zu, nie vernachlässigen sie für die menschliche Kultur das zu erreichen, was erreicht werden könnte, wenn jenes Ziel sehr ins Auge gefaßt würde. Aber die gegenwärtige Gesellschaft ist auf dem gerade entgegengesetzten Wege. Ob das erschreckend kühle Bild, welches der Verfasser von den gegenwärtigen Erziehungszuständen in Europa und zumal in den außereuropäischen Ländern entwirft, nicht an Ueberreibungen leidet, werden wir dahingestellt sein lassen; unser Gefühl sträubt sich dagegen, an die volle Wahrheit zu glauben. Einen großen Theil der Schuld büdet der Verfasser den Geistlichen auf, da sie es sind, welche den in der Religion liegenden Erziehungsschatz unfruchtbar machen. In der Rücksicht zu einer wahrhaft religiösen Erziehung des Weibes steht derselbe denn auch die erste Bedingung zum Vorne: „ganz und edel muß das Herz des Weibes durch die Religion werden.“ Es ist also vernünftig das Gemüth, das hart und sorgsam anzubilden ist. Dazu dient neben der Religion in der Volksschule die Aneignung der Sprachformen in der Muttersprache, ferner die Benutzung poetischen Stoffes und der Geschichte in biographischer Form; die Haushaltungskunde, Schreiben, Zeichnen, Turnen und Gesang dürfen nicht übersehen werden; weibliche Handarbeiten sind ausgeschlossen. In der höheren Mädchenschule, welche die Zeit vom 12. bis 16. Lebensjahre ausfüllt, erfahren diese Disziplinen die notwendige Erweiterung und Vertiefung. Fremde Sprachen — niemals vor dem 12. Jahre — Nationalliteratur, sowie, mit Rücksicht auf die Ausbildung von Lehrerinnen, Pädagogik, Psychologie und Pädagogik treten hinzu. Ueberall ist die ästhetische Bildungskraft zu berücksichtigen. So wird der doppelte Zweck verfolgt: die allgemein menschliche Bildung des Mädchens mit dem 16. Jahre zum verläßlichen Abschluß zu bringen, und für den speziellen Beruf und die von der Natur bedingte Bestimmung des Weibes vorzuarbeiten. Eine weitere Fortbildung bietet das Haus selbst und die Seele desselben, die Mutter. „Die Mutter thut nie auf, die Erzieherin ihrer Tochter zu sein, und wenn die Schule bereits das Jähre gethan und die Tochter dem schönsten Frauenziele entgegenritt, dann sei die Mutter im Stande, ihr eine stillende Beschützerin zu sein.“ Giebt es keinen heiligeren Zweck des Frauenlebens als den mütterlichen Beruf, so erzieht sich viele der jetzt so rühmlichst aufzuwerfenden Fragen von selbst: vernünftig ist die prinzipielle Ausbildung junger Mädchen zur Gelehrsamkeit oder Gewerbetätigkeit. Keine Gymnasien, Real- und Handelsschulen, Universitäten zc. für Mädchen; sie sind nachtheilig und schädlich. An der Fähigkeit des weiblichen Geschlechts für die wissenschaftliche Ausbildung ist nicht zu zweifeln; aber diese vertritt sich mit dem weiblichen Organismus nicht. Nur zur Ausbülde empfehlen sich einfache und Kunstgewerbeschulen für Mädchen (also doch verglichen Anstalten), damit dem ehne Stütz stehenden Mädchen oder Weibe eine Erwerbsarbeit zur Hand sei. Das

hauptbedürfnis aber bleibt, daß das Weib eine bessere Mutter werde, als bisher, nur dann wird die Erblichkeit unserer Gesellschaft, welche zum großen Theil durch das Abschmen des wahren und innigen Muttergefühls verschuldet wird, ein Ende haben!

Neulateinische Literatur.

Aloyfia Sigara.

Von Dr. Hermann Müller.

Nur Wenigen wird der Name der gelehrten, seit einem halben Jahrhundert beinahe kaum einmal genannten Aloyfia Sigara bekannt sein und auch unter den Wenigen, welche ihn kennen, wird sich nur ein Vereinzelter finden, dem er anders als von einer höchst unvorteilhaften Seite bekannt wäre. Mit dem bloßen Gedanken an ihren Namen wird sich bei den Meisten die durchsichtige Vorstellung von einem unnerualischen, unzüchtigen Maeniammer verbinden. Um so mehr wird Derjenige, welcher durch ein eingehenderes Studium der Literaturgeschichte die Uebergangung gewann, daß nur frecher Betrug und schamloser Mißbrauch ihres Namens denselben in der unwürdigsten Weise verunglimpft hat, es bedauern, daß selbst Gelehrte von umfassen der Belesenheit, statt durch genaue Untersuchungen die Ermittlung des wahren Sachverhalts sich anlegen sein zu lassen, in gutem Glauben der Tradition gefolgt sind und es für ihre Pflicht halten müssen, etwas dazu zu thun, daß ihr Name von dem Schandfleck, der auf ihm ruht, befreit werde.

Aloyfia Sigara, geboren in Toledo etwa 1534—1536, war die Tochter des Diego Sigara, eines Franzosen von Geburt, der wegen seiner Gelehrsamkeit durch König Johann III. von Portugal an den Hof berufen, dort Theodotus, den Herzog von Braganza und andere junge Edelleute unterrichtete; er soll der Erste gewesen sein, welcher die Liebe zu den Wissenschaften an diesem Hofe zu erwecken, den Geschmack an gelehrter Bildung zu pflanzen und zu erhalten wußte. Durch den sorgfältigen Unterricht ihres Vaters selbst genügend für das Lehramt vorbereitet und befähigt, leitete Aloyfia in Gemeinschaft mit Anna de Bago die Erziehung und Unterweisung der Infantin Maria, Tochter Königs Emanuel von Portugal und dessen dritter Frau Eleonore von Oesterreich, der spätern Gemahlin Philipp II. Ihre Sprachkenntnis war außerordentlich umfangreich; außer ihrer Muttersprache verstand sie vollkommen fünf andere Sprachen, die lateinische, griechische, hebräische, syrische und arabische, und schrieb als junges Mädchen an Papst Paul III. in diesen fünf Sprachen einen Brief, dessen Korrektheit in Bezug auf jedes einzelne Wort dieser, angefaßt des jugendlichen Jarten Alters der Briefschreiberin, nicht genug bewundern konnte; er gab ihr durch ein eigenhändiges Antwortschreiben seine Hochachtung zu erkennen.^{*)} Der Ruf ihrer Gelehrsamkeit war so groß und allgemein, daß Zeitgenossen kein Bedenken trugen, sie die Minerva ihres Jahrhunderts zu nennen, sie stand nach dem Urtheile berufener Richter an Wissen kaum einem Gelehrten ihrer Zeit nach. Von ihren vielen Schülern bei Johannes Vassius, Alvarus Gometius, Didacus Guavera, Franz und Rodrigo Copins, Eufrasio Stralus, Johannes Merulo mag hier nur ein einziger,

das des Andreas Ressenblius eine Stelle finden, welcher in einem Gedicht an die vorhergenannte Infantin Maria folgendermaßen von ihr spricht:

Altera Sigara est, virgo admirabilis, unam*)
Quam pater natus potens ille produxit, ut esset,
Foemina quae maribus vitam opprobriis supinam
Posset et ignavos magno afficere rubore.
Nam cum septuaginta vixit trieteridis annos
Compuisset, indefessa dies noctesque Latinas
Valvere non cessat chartas, non cessat Achaeas,
Mosesque et Solymos rimatur sedula vates.
Quin per Achamenios scopulos Arabumque saebros
Currit in assensu, linguarum quinq; perita.**)

Nicht minder haben ihr die Zeitgenossen wegen ihrer Keuschheit und ihres in jeder Beziehung ehrenwerthen Charakters alle Achtung aneignen lassen. Im Jahre 1556 verheiratete sie sich mit Francisco de Cuevas aus Burgos, mit welchem sie nur eine kurze Ehe führte und am 13. October 1560 im Kindbette starb. Ihre Grabchrift lautet: D. O. M. Aloyfia Sigarae, foeminae incomparabilis, cuius pudicitia cum eruditionis linguarum, quae in ea ad miraculum usque fuit, ex aequo certabat, Franciscus Cuevas moerentissimus. Vale beata animula, conijugi, dum vivet, perpetuae lacrimae. Auch sonst wird sie oft als: foemina castissima, oder satis docta, moribus simul integra et incorrupta charakterisirt. Sie hat an Schriften verfaßt:

- 1) 30 Lateinische Briefe, welche sich im Besitze des Nikolaus Antonius befanden, und welche derselbe als Anhang seiner Bibliotheca Hispana nova***) zu veröffentlichten versprochen, dies Versprechen aber unerfüllt gelassen hat,
- 2) einen Dialogus de differentia vitae rusticae et urbanae, der Infantin Maria geweiht,
- 3) Mehrere Gedichte, darunter ein größeres, unter dem Titel „Sintira“, so benannt nach einem Berggebirge in Estremadura, wo man nach einer Volkssage Tritonen hatte auf ihrem Horn blasen sehen.

Von diesen Schriften ist keine einzige gedruckt; wo sie etwa handschriftlich zur Zeit vorhanden sein mögen, ist mir, trotz alles Nachforschens danach, unbekannt geblieben.

Ihre eigentliche Celebrität aber, welche man allerdings eine traurige wird nennen können, verbannt Aloyfia Sigara einer von ihr gar nicht verrührenden, vielmehr unter Mißbrauch ihres Namens verächtlichten, überaus eckigen Schrift weit neueren Datums,†) welche die Aufschrift führt: Satira sodicae & De aereis Amoris et Veneris, welche viele Ausgaben erlebt hat††) und auch

*) Dies ist allerdings eine Unrichtigkeit; denn Aloyfia hatte noch eine Schwester Namens Angria, welche gleichfalls durch gründliche Kenntniß der beiden alten klassischen Sprachen, besonders aber durch ihre musikalische Bildung sich den Ruf einer durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Dame erworben hat.

**) Vgl. Nicol. Antonius Biblioth. Scriptor. Hispan. Pars II. p. 340.

***) Vgl. Tom. II. pp. 58 u. 346.

†) Auch Nikolaus Antonius hat in der Biblioth. Hispan. Tom. II. p. 57 sqq. und in dem Anhang derselben, dem Gynaeceum Hispanae Minervae p. 46, die Satira sodica nicht mit unter Aloyfias Schriften aufgeführt.

††) Kennen die Querlan hatte, um einen ordentlichen Text zu gewinnen, für seine Ausgabe (Lugduni, 1769, Vol. I. — II. 12°) allein ein früher erschienene Editionen verglichen. Als Janpaulus gilt noch heute die von R. Gerbe und P. Rouet besorgte, welche mit mehreren Stellen des Textes erweitert ist und den Titel führt „Elegantiae Latinae sermantis. Amstelod. & Paris 1757. Vol. I. — II. 12°.“ Sehr in's Irreth, oder höchst elegant angeordnet ist die Ausgabe von Gryn, Leiden 1787. Vol. I. — II. 32°.

*) Vgl. Lnd. Nonius Hispania c. 59 und Henr. Karmannus De virginitate p. 35.

einige Male von verschiedenen Personen in das Französische überseht worden ist.)*

Das Buch enthält eine bis ins kleinste Detail sich verbreitende, gar nicht enden wollende Erzählung der Liebesabenteuer zweier Italienerinnen, der Octavia und Tullia, welche Gesellschaftsfinderinnen waren und schiedert unter wahrer Eingebung an das behandelte Thema, in einem überaus schweifigen und bombastischen Stile, der von einer Menge Galimatias überfüllt ist, die Extravaganzen dieser beiden Damen mit ihren Geliebten. Es ist in sieben Dialoge abgetheilt, von denen jeder eine besondere Ueberschrift hat, nämlich: *Vollatio, Tribadicon, Fabrica, Duellum, Libidines, Veneros, Pescennius*.

Mit Rücksicht auf den unästhetischen, oböden Inhalt, ist schon in früherer Zeit das Buch als ein *„soetus luce indignus“* der Verfasser als *„partus infelicis parentis, artifex ignobilis“* u. s. w. bezeichnet worden. Ueber den Werth der Latinität sind verschiedene Meinungen angekommen. Einige haben sie für schlecht und abgeschmackt, andere den Stil für sehr blühend, fließend und angenehm, und die vornehmenden Verse für so schön erklärt, daß man sich versucht fühle, in ihnen Produkte aus dem Jahrhundert des Augustus zu sehen. Vester Ansicht war z. B. Oenob Alard.

Die mit Unmuth und Ueberlegung Urtheilenden haben, nach Allem was uns über *Alcega Sigaea* sonst überliefert und bekannt geworden ist, von jeder mit Recht begründete Bedenken getragen, deren Antorschaft als feststehend und richtig oder verbürgt anzunehmen, und es bedauert, daß ihr ein solches erdheimliches und schändliches Nachwort untergeschoben ist. Ebenso wenig hat bei Freunden der Wahrheit jemals Johannes Meursius, unter dessen Namen ebenfalls das Buch als *„Regentia latini sermonis“* durch einen Betrüger und Verleumdung zum Druck besorgt ist, die Vermuthung der wirklichen Urheberschaft für sich gehabt. Weit mehr Gründe hat die Meinung gefunden, daß es von Isaac Vossius verfaßt sei. Veranlassung dazu hatte ein Versprechen desselben gegeben, bei nächster Gelegenheit eine Schrift *De promissis videretur* herauszugeben. Der letztgenannte Gelehrte hätte diesen Rath, welchen seiner Zeit eine Autorität wie Georg Meier besonders zu begründen und aufrecht zu erhalten suchte, wahrscheinlich auch ferner behalten, wenn nicht dagegen Christian Thomastius aufgetreten wäre und in den „*Lustigen und Ernsthaften Monatsgesprächen*“, Th. II., S. 586 ff.* unter Berufung auf die mündliche Mittheilung und Versicherung eines seiner Freunde der gelehrten Welt die Anzeige gemacht hätte, daß nach der Aussage jenes der wahre Verfasser ein Rechtsgelehrter im Haag, Johannes Westrene — er bezeichnet ihn aber nur mit dem Anfangsbuchstaben W. — sei, welcher eine überaus reichhaltige Bibliothek von Büchern schlüpfrigen und oböden Inhalts besaßen, und diese Ausgabe aus den inhaltsverdorbenen Schriften der Franzosen, Italiener und Spanier compilirt habe. Auch führt Thomastius außerhand Gründe an, welche jenen holländischen Uebersetzer dazu bewegen haben könnten, die Namen der *Alcega Sigaea* und des Johannes Meursius in dieser Weise zu mißbrauchen; allein diese Gründe wurden nicht für stichhaltig

und überzeugend erklärt, vielmehr gab die Bezeichnung des angeblich neu entbedten Verfassers mit dem bloßen Buchstaben W. nur Veranlassung dazu, wieder Kabele in den Bereich der Aufklärung zu bringen. Darauf brachten die „*Monatlichen Unterredungen*“, Jahrgang 1693, S. 166 ff. eine Beschätzung jener Behauptung, indem B. E. Tenzel dieselbe mittheilte, ein höchst glaubwürdiger Grund habe ihm die Versicherung gegeben, daß er in England ein Exemplar des Buches gesehen und selbst in der Hand gehabt, welches von *Hadrian Beverland* Hand die Reitz enthalten habe: „*D. Johann Westrene Eroticon de promissis modernis sub persona larvata Aloysias Signese et Johannis Meursii composuit.*“ Seitdem zweifelte Niemand mehr an der Antorschaft Westrenes. Später gewann eine Zeitlang die Meinung vielen Eingang, daß man in Vossien den wahren Verfasser zu sehen habe. Allen diesen Ansichten trat der Leipziger Hofrath Hr. D. Mendon mit der neuen Behauptung entgegen, daß *Nikolaus Choriier*, Advokat am Parliamentshofe in Orenoble, welcher sich durch die Lebensbeschreibung des *Donatus Salvagnus* Bestat, des *Guido Papa*, den *Libro de antiquitatibus urbis Viennensis*, endlich durch sein verdienstvolles Werk, die *Historia Delphinatus*,*) unter den französischen Historikern einen ehrenvollen Platz errungen und für alle Zeiten gesichert hat, allein der wirkliche Autor sei. Diese Behauptung wird folgendermaßen begründet: Mendon empfing zu Ende der vierzig Jahre des vorigen Jahrhunderts den Befehl eines katholischen Schweden, Namens Bagge, welcher viele Jahre aus Reisen in der alten und neuen Welt umgewandert, besonders längere Zeit in Frankreich sich aufgehalten und auf diesen Reisen eine außergewöhnlich vielseitige Bildung sich erworben hatte. Im Verlauf der Unterhaltung kam die Rede auch auf die *Latina Aloysiana*, die der Fremde einen *„liberis quam oculis hominum dignior“* nannte, und ihren Verfasser: Mendon, bei welchem bisher gleichgültig die Annahme von Westrenes Antorschaft feststand, suchte diese dem Fremden gegenüber anstreben zu erhalten, welcher zu dieser Behauptung lächelte und dieselbe für ein Märchen erklärte. Offenungsgerecht behauptete Mendon noch weiter darauf, daß aber Bagge um Belehrung, falls er sie geben könne. Dieser letztere suchte darauf auszuweichen, wie er bei aller Hochachtung vor der Gelehrsamkeit eines Thomastius und Tenzel doch diesen nicht bestimmen könne, weil man in jedem einzelnen Falle wohl zu beachten habe, nicht von wem eine Behauptung ausgehe, sondern auf welchen Gewährsmann sie sich stütze; Westrene sei zu vorzeitig verurtheilt, und hauptsächlich die vielen oböden Bücher in seiner Bibliothek hätten ihm unverdienterweise diesen bösen Leumund zugezogen. Auch der Grund, von welchem Thomastius seine Mittheilung empfangen habe, sei einem Bienen unbestimmten, vagen Gerüchte gely. Ferner müsse vorab untersucht werden, wenn *Beverland* seine Reitz verdachte, da dieser doch ebenso wohl habe getäußt werden können. Er selbst aber könne mit aller Bestimmtheit behaupten, daß Choriier der wirkliche Verfasser sei, der es dem Verleger seiner *Historia Delphinatus*, für den an diesem Buche kritischen Verfall, als Ersatz überlassen habe. Bald darauf habe Choriier das Buch in das Französische überseht und, um einen Dialog vermehrt (vorher waren es nur sechs), in Versen erscheinen lassen. Diese Uebersetzung steche von den größten und feinsten Denkern ab, da Choriier sein höchst unierliches Manuscript habe aus der Hand geben müssen, und der großen Entfernung wegen den Druck und die Korrektur nicht habe leisten können. Weiter

*) Unter dem Titel „*Academie des Dames ou Entretiens galants d'Aloysia*“, Grenoble, 1680, Vol. I.—II., 12^{te}, ist neu aufgelegt, & V. Cid. 1730, 1776, 12^{te}. Auch andere Uebersetzungen mit der Aufschrift: *Meursius français ou Entretiens galants*, 1749, Cythere 1782, Vol. I.—II., und von dieser letzten Uebersetzung eine neue Auflage unter dem Titel „*Nouvelle traduction du Meursius, connu sous le nom d'Aloysia, ou l'Academie des Dames, revue, corrigée et augmentée de plus de moitié*“, Ferner gibt es eine französische Uebersetzung durch Camille Desmoulins.

*) N. Choriier schrieb auch einen *Libro Carnium* (Gastanopoli 1680, 12^{te}), und ward im höchsten Greisenalter 1692.

schlechte Bogger, daß er während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Grenoble zum Herra Choriers Handexemplar, worin von diesem eigenhändig die vielen Druckfehler correctirt waren, eingesehen und benutzt habe. Choriers Schriftzüge seien ihm aber daher genau bekannt, daß er oft auf der Renkammer in Grenoble, deren Quanzfuß und Vertreter Chorier gewesen war, Alten eingesehen und darin dessen Handschrift gefunden habe. Nicht minder hätten auch andere Personen, z. B. der Rath am Parlamentshofe von Grenoble, De la Roche, von diesem Exemplar Kenntniz gehabt, und Choriers Handschrift recognoscirt. Außerdem müsse er selbst auch behaupten, daß der lateinische Text so sehr den Gallisismen überfüllt sei, daß kein gegründeter Zweifel bestehen könne, der Verfasser müsse ein geborner Franzose sein. Als einen bis zur Evidenz schlagenden Beweis für Choriers Auktorität führte er ferner an, daß dieser in seiner eigenen Gedächtnissammlung zwei Stücke, De laudibus Aloysiae und das Genethiacon Tabernis, welche im Eingange der ersten in Grenoble erschienenen Ausgabe der satira sodatica stünden, aufgenommen habe, wozu er, ohne erwarten zu müssen, erkannt zu werden, nicht gethan haben würde. Dazu habe er oft aus dem Munde des vertrauten Frennats und Etudiengenossen Choriers, des Guido Alard, jenen als Verfasser bezeichnen hören. Nicht allein in der ganzen Darstellung, sondern in ganz Frankreich habe sich auch diese Meinung Eingang verschafft. Man wisse dort ferner, daß bei Choriers und des Verlegers Unbemitteltheit ein advocat général am Parlamentshofe in Grenoble, Namens Du May, die Druckkosten bestritten habe. Nach diesen Mittheilungen änderte auch Manden seine bisherige Ansicht und stimmte den Ausführungen Baggers bei.

Es kann aber noch ferner hinzugefügt werden, daß Chorier auch dadurch kein Geheimniß daraus machte, wenigstens die französische Bearbeitung selbst übernommen zu haben, weil er offen in den bittersten Klagen seinem Unmuth über die vielen Korrekturen und Versehen in dem Drucke des Textes Luft machte; er wolle also geradezu als der Bearbeiter erkannt sein und es wird damit die von Einigen ohne jeglichen Beweis ausgesprochene Behauptung, daß der wirkliche Verfasser ein Italiener, Chorier nur der Herausgeber sei, ebenfalls hinfällig. Die Eitendverderblichkeit und das namoralische Leben Choriers entsprechen übrigens ganz den in der hier in Rede stehenden Schrift ausgesprochenen Grundsätzen und den darin enthaltenen obigen Erzählungen.

Ob Hr. G. Herbig von allen im Vorstehenden zur Sprache gebrachten Einwendungen gegen Aloysia Sigaeas Auktorität der satira sodatica gar keine Kenntniz gehabt hat? In seiner Ausgabe von Antonino Sanerottis Hermaprophodius (Coburg 1824, 8) hat er sowohl in dem Kommentar unter dem Texte, als in den auf den Text folgenden Apophoreta alle Gleichartigkeit und Aehnlichkeit ausgebeutet um aus dem Priapee der Alten, aus Martial u. s. w. alle möglichen Verschönerungen der naturgemäßen und unnatürlichen Geschlechtstheile zu erörtern. Auf die satira sodatica der Aloysia Sigaea ist dabei ganz besonders Rücksicht genommen und es sind alle Beläge und zur Erläuterung 58 Stellen aus diesen divinis Aloysiae, wie er das Buch nennt, herangezogen und abgedruckt, ohne daß auch nur mit einem Worte der begründeten Bedenken gegen die Annahme, daß Aloysia Sigaea diese ihrer Unwürdigkeit schuldig sei, gedacht wäre.

England.

Von der englischen Bühne.

Ein neues Stück, „Der weiße Pilger“ (The White Pilgrim) betitelt, ist vor Kurzem über die Bretter des Londoner Court Theatre gegangen, von dem die englischen Kritiker des Lobes voll sind. Es scheint bei der ersten Aufführung seinen durchschlagenden Erfolg errungen zu haben, weil der Stoff der Zeit nach zu entziehen und dem Geschmack des Publikums zu wenig angepaßt; die Kritik aber läßt der dramatischen und poetischen Geschicklichkeit der Autoren volle Gerechtigkeit widerfahren. Es wird ein „romantisches Schauspiel“ genannt, ist aber in der That eine wirkliche Tragödie; das Romantische beschränkt sich auf die Einführung des Uebemnatürlichen, das nicht einmal in nothwendigen Zusammenhänge mit der Handlung steht und daher entbehrlich scheint.

Der Ort der Handlung ist Norwegen, die Zeit kurz vor Einführung des Christenthums daselbst. Die Erpseylon führt uns vor das Schloß Graf Harold's, eines norwegischen Grafen, der sich mit den Seinen nach zum Heidenthume bekennt. Aus der Bankethalle schallt der Lärm eines Beiges, und müde Trinksieder mischen sich mit den frammen Klängen, die aus der gegenüber liegenden Kapelle ertönen, welche der Graf den Christen für ihren Gottesdienst eingeräumt hat. Welch hier treten uns die historischen Grandelemente, auf denen das Stück erbaut ist, scharf entgegen: die mühe Würdetheit des Heidenthums und das nur erst auf Duldung Anspruch machende Christenthum. Zugleich erkennen wir hier schon die geheime Sinnelung des Grafen Harold zu dem letzteren.

Bei dem Schlosse wartet Gerda, ein norwegisches Mädchen, auf ihre junge Herrin Thordisja, die dem Gottesdienste in der Kapelle beizuhelfen. Zu ihr tritt Kolf, der Mithbruder des Grafen und ihr Geliebter, und während er ihr Gesellschaft leistet beim Warten, erzählt er die Sage von dem „weißen Pilgrim“ und Graf Dnals Schwur. Einmal wüthete blutige Fehde zwischen Norwegern und Normannen. Graf Dnal, einer der Wüthenden und Verwegensten aus Harold's Stamme, sah gehend und schmähend mit seinen Genossen in der Halle. Da schwur er, tranken von Wein und Buth, einen furchtbaren Eid, daß kein normännischer Ritter bei ihm je gastliche Aufnahme finden, sondern jeder Normanne, der seine Schwelle betreten und seine Gastlichkeit ansprechen würde, in Monatsfrist von seiner, des Wirthes Hand fallen sollte. Als noch der Wiederhall seiner Worte von der Decke schallte, da brach plötzlich durch die Fenster der Halle ein helles Licht herein und man sah die Gestalt eines Pilgers, ein weißes Kleid, tief traurig, mit lautlosen majestätischen Schritten vorüber schweben und die einen Schatten verschwinden.

Graf Harold's Erscheinen unterbricht hier das Gespräch der beiden Lebenden, und zugleich kommt Thordisja aus der Kapelle und trifft mit jenem zusammen. Thordisja ist eine vornehme norwegische Jungfrau und ebenso edelm Gesichts, wie Graf Harold. Dilem erscheint sie fast wie eine Heilige und ihre Worte machen einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er fast entschlossen ist, die Traditionen seiner Väter fortzuwerfen und ihr Altkleid und Christ zu werden. Aber ein Gelübde hindert die Jungfrau, das Wort der Bekehrung zu vollenden; sie muß eine Pilgerfahrt antreten nach einer im Geruche besonderer Heiligkeit stehenden Kapelle, schenkt aber vorher dem Grafen ein Amulet, das sie von ihrem Aeden nimmt, und auf dem die Worte geschrieben sind: „Durch Leben zum Tode, durch Tod zum Leben.“

Kaum hat Thordisa den Grafen verlassen, da stürmt die Schaar seiner Zehngenosien aus der Bankethalle vor das Schloß; allen voran Sigurd, der Reformist und Vertraute des Grafen. Sigurd ist ein verwackelter Mensch, verkrüppelt am Geiste wie am Körper, der alle Welt haßt und das Böse liebt, weil es böse ist. Der einzige Lichtpunkt in seinem Charakter ist die Liebe zu seinem Höglinge, mit der er aber demselben den Untergang bereitet. Die Zehngenosien stürmen auf Harold ein und versproten ihn wegen seiner Weichmützigkeit und seines Abfalls von dem Glauben seiner Väter: die christliche Hege habe es ihm angethan. Harold, von Sinnen gebracht durch ihren Hohn, rütht sich, noch jede That vollführen zu können, die je einer seiner Knechte vollbracht. Da ruft Sigurd: „So schwöre Graf Dast Schwur!“ Harold kniet, Sigurd rüth ihm, es nicht zu thun, aber die Herausforderungen seiner Kumpane sind stärker als seine Besonnenheit.

Er läßt sich sein mit Juwelen besetztes Schwert bringen und, indem er überlegt, daß ja seit so vielen Jahren kein Normanne mehr nach Norwegen gekommen sei, leistet er den furchtbaren, den heiligen Gesetzen des Gastrechts höhnisch sprechenden Eid. Bei den letzten Worten desselben, in denen er Tod und Hölle als Zeugen ruft, kommt ein heller Schein auf und hinter der Struppe erscheint der weiße Pilgrim. Zu gleicher Zeit erschallt lautes Pochen am Thor. Ross eilt zu sehen, was es gäbe, und findet einen fremden Ritter mit einer Dame, der um Einlass bittet. Eine furchtbare Ahnung blüht in Harold auf und er macht keine Bewegung, die Gäste zu empfangen. „Daß ist ein freistiger Willkommen für einen wegemüden Reisenden“, ruft der Anführer, Sir Hugo, und Harold dagegen in scharferm Tone: „Woher kommt Ihr?“ Der Fremde antwortet: „Aus der Normandie.“

Harold erschrickt, denn er fühlt, daß er das unbefonnene Gelübde mit dem Leben büßen muß. Tag um Tag läßt er vorbeigehen, ohne den Schwur zu erfüllen, und der Monat ist nahezu verstrichen. Um sich zu gestreuen, knüpft er einen Liebeshandel mit Isabella, der Gemahlin des fremden Ritters an, die ihn nicht zurückweist. Sigurd, sein böser Dämon, sucht ihn zur Ausführung des Gelübdes zu reizen, indem er ihm vorstellt, daß er danach Isabella angehört besitzen würde. Noch schwankt Harold, als Thordisa zurückkehrt, um ihn in Isabellens Armen zu finden. Ihr Herz ist gebrochen und in ihrer Verzweiflung wünscht sie sich den Tod. Der weiße Pilgrim erscheint, von dem wir hier zuerst erfahren, daß er den Tod darstellen soll; sie aber bittet noch um eine kurze Frist, um Harold zu retten. Sigurd, der sie bewußtlos am Boden findet, ahnt, daß sie Harold von der Erfüllung seines Gelübdes abzuhalten strebt, und versetzt sie an anderes Mittel. Er bringt Sir Hugo bei, daß der Graf einen Liebeshandel mit seiner Gemahlin habe: er habe es selbst gehört, wie er Treue im Leben und im Tode geschworen. Sir Hugo sucht seinen Bluth auf und fragt ihn, ob er diese Worte gesprochen, und da Harold bejaht, dringt er mit gegengemem Schwerte auf ihn ein. Thordisa aber, welche dazu kommt, wirft sich zwischen beide und erklärt, daß jene Worte ja ihr gesprochen worden.

Die Nacht ist vergangen und es ist wieder Nacht geworden, aber Hugo lebt noch. Noch eine Stunde, und Harold muß sein Gelübde erfüllen oder sterben. Sigurd wendet sich in seiner Angst an Thordisa, sie möge ihm helfen, Harold aufzuheben:

„Sein Leben ist in Deiner Hand; bedenke,
Ein Wort von Dir wird sählen seinen Arm,
Ein Blick von Dir besauern seinen Muth.“

Aber Thordisa weist ihn mit Entrüstung zurück: der Tod sei besser als Verrath. Dasselbe sagt sie Harold, und dieser:

„So weigt Du Wüst? Weigt, daß ich gebunden,
Zu dieser Stunde Geist ihn noch zu tödten,
Erschüt büß ich mit dem Leben?“

Sie bittet ihn, lieber zu sterben:

„Laß Hugo gehn,
Und Gottes innererliche Gnade,
Deß Muthig aufbricht die granke Schuld,
Erspar' Euch späte Reu!“

Endlich siegen ihre Bitten und nach langem Kampfe mit sich selbst erwidert er:

„Was Du verlangst von mir,
Ist Hugos Leben, und ich geb' es Dir.
Es leumt nun, was will! Doch ich' ich fälle,
Erfahre er die Wahrheit, und sein Schwert
Laß büßen mich für den getrohen Eid.“

Er ruft nach Hugo, als Sigurd hereinstürzt, um zu melden, daß der Normanne entronnen; aber es ist nicht so. Hugo bringt selbst ein mit gegengemem Schwert, er hat das Komplotz erfahren und will Rache nehmen. Er wirft Harold vor:

„D, daß lo parier Jüngling
Edon ein lo alter Schurke! Dmst Ihr, Herr,
Ih soll verlossen dießs Land und nicht
Der selchm Ugebeuer es jawer besten' a?
Verberdigi Euch!“

Harold ist bereit zu sterben; er zieht sein Schwert und spricht zu dem Ritter:

„Erht hier mein Schwert, Sir Hugo!
So klar und rein war meine Etre einst,
Es ungehört mirs Glück, bis ichs gedroch
Wie dieser hier. Stocht ja! 's ist Euer Recht.“

Er wirft die Spitze des Schwerts zur Seite und bedeckt sein Gesicht mit den Händen. Aber Hugo jagert aufwärts, auf Harold's Stirn malt sich blutige Reue, Hugo ahnt etwas von dem Zusammenhange:

„Auf Eurem Muthig, Harold,
Da le' ich eine Schrift, die Eure That
Klar Egen stralt. Ihr sehtet, junger Held,
Nur in Gedanken, und indem Ihr seht
Euch habe verurtheilt, steht Ihr rein vor mir.
So leumt' in meine Arme, Bruter! Ich
Vergehe Dir.“

Harold kniet vor ihm, Hugo geht mit seiner Gemahlin ab. Aber das Uebermaß seelischer Aufregung übermächtig den Helden, er vermag sich nicht mehr aufzutreiben und, als der weiße Pilger erscheint, stirbt er in Thordisa's Armen. Thordisa steht den Geist an, auch sie sterben zu lassen und fällt leblos neben dem Geliebten nieder.

Wir hielten den englischen Kritiker gern bei, wenn sie behaupten, daß sich das vorliegende Stück weit über den Durchschnitt der modernen, vom Publikum am meisten goutirten Stücke erhebe; ihm, wie jene, eine Zukunft von zwei Jahrhunderten und das Studium der Nachwelt versprechen können wir nicht. Das heutige englische Theater ist soweit von den Bahnen des herrlichen, des Shakespearischen Trauerspiels abgewichen, daß der kleinste Versuch einer Nachahrer schon dem Geilgen gleich geachtet wird. Das Stück folgt Shakespearischen Vorbildern, aber es klebt, dramatisch wie poetisch, weit hinter ihnen zurück. Zwar der Stoff ist neu, ob aber glücklich gewählt? Der Versuch der Wiedererweckung germanischer Alterthümer auf der Bühne ist selbst bei uns nur hier und da von Erfolg gewesen, wo noch ein starker Bruchstheil des Publikums mit mehr als äußerlichem Interesse ins Theater geht. Auch finden wir in dem vorliegenden Stück

eigentlich kein germanisches Alterthum; nur der mythische Hintergrund ist, nach Art Shakespeares, daher entnommen.

Dramatisch bewegte Szenen, packende Situationen finden sich gewiß genug. Wir heben nur die Szene zwischen Sigurd und Thordisa, und dann zwischen dieser und Harold hervor, wo Harold den schweren Kampf der Selbstüberwindung kämpft; ferner die Schlüsselszene und Versöhnung zwischen Hugo und Harold. Aber im Einzelnen bleibt vielviel die Hefere dramatische Motivierung zu vernachlässigen. So ist es ein wenig motivierter Zufall, daß Thordisa gerade in dem Moment den halb bekehrten Harold verlassen muß, wo die lärmende Schaar seiner Heldenbrüder aus der Halle zieht. Ferner will es uns wenig gefallen — und das bemerkt eben die englische Kritik — daß ein so edler Charakter, wie doch Harold sein soll, durch eine in halber Trunkenheit verschuldete Ueberrückung zu Grunde gehen muß. Aber Harold erscheint uns gar nicht als der edle Charakter, der er doch um der Tragödie willen sein muß, wenn er sich, fast unmittelbar nach Thordisas Enttöschung, der er ewige Treue geschworen, mit Jafelien in eine Liebschaft einlassen kann. Das wirkt einen bösen Fleck auf seinen Charakter.

Sigurd ist vielleicht die gelungenste Figur im Stück. Sein Menschenhaß, seine Freude am Bösen ist psychologisch wohl begründet in seiner körperlichen Verkrüppelung. Seine Liebe zu Harold muß wie alles, was von einem solchen, gewissermaßen gezähmten Menschen kommt, diesem selbst zum Verderben gereichen; hierin liegt echte Tragik. Thordisa ist das Muster eines edlen, sich selbst verweigenden, aufopferungsvollen Weibes; es ist eine Figur, ähnlich wie Shakespeares Imogen. Dagegen muß die Einführung des Geistes als vollständig verfehlt erscheinen. Er greift stündlich fördernd oder entscheidend in die Handlung ein, obwohl er sich sogar einige Mal ins Gepräch mischt; selbst nicht zuletzt, man müßte denn annehmen wollen, daß Harold und Thordisa ohne ihn den Tod nicht zu finden gewußt hätten. So erscheint er als pure allegorische Figur, als der Tod, der sich heilt, was ihm verfallen; als solcher aber gehöret er wohl in das Märchen, aber niemals in die Tragödie!

Alles in Allem erscheint das Stück, trotz mancher Fehler, durch die Tiefe sittlicher Auffassungen und Gewalt der Leidenschaften nichts desto weniger als eine heilsame Reakzion gegenüber den schwächlichen Produkten der modernen englischen Bühne, und als der erste, einigermaßen gelungene Versuch der Rückkehr zur alten, ächten Tragödie. Schmolke.

Der Schulkrieg in England.

Die Engländer führen seit 1870 einen merkwürdigen, in Einkerkeit immer steigenden Bürger- und Bildungskrieg. Damals war der sogenannte „revidirte Kodex“ über das Schulwesen erlassen. Dessen Inhalt ist wesentlich folgender: Wir, die Regierung, versprechen den Häuptern öffentlicher Elementarschulen unter gewissen Bedingungen Staatsbeihilfe in Geld; damit dies aber nicht verschwendet werde, soll dieses Geld in Bezug auf jedes Schulkind nur dann gezahlt werden, wenn es beim öffentlichen Examen beweist, daß es einen der von uns festgesetzten sechs Grade von Schulbildung besitze. Je nach dem Grade werden auf jedes Kind der betreffenden Schulanstalt so und so viel Schillinge gezahlt.“

Daraus entstand natürlich ein lebhafter Kampf um dieses Unterstützungsgeld, sowie um möglichst viel Kinder, um diese auf eine der sechs Grade von vorgeschriebener Schulbildung zu

treiben. So weit war die Sache noch ziemlich gut, wenigstens um die furchtbare Masse von schül- und schüllos aufwachsenden Kindern etwas zu vermindern; aber nun kam ein Konfessions- und Kirchentrieg dazu. Nach dem erwähnten Kodex wurde die Schule insofern frei von der Kirche, als die einzelnen Gemeinden das Recht bekommen hatten, ihre Schulobrigkeit selbst zu wählen. Die Wahlkämpfe zwischen der konfessionlichen und anderen religiösen Sekten gegen die Liberalen, Weltlichen, Konfessionslosen waren zu Ende des vorigen Jahres zum Theil viel heftiger und erbitterter, als die früheren für das neue Parlament. Die Kirchlichkeit und besonders der hochkirchliche Ultramontanismus strengte alle seine Geld- und Geisteskräfte an, um möglichst viel junge Seelen vor weltlichen konfessionslosen Schulen, besonders denen der sogenannten „Erziehungs-Liga“ zu retten. Letzterer Verein meinte es recht gut, that aber viel Schaden. Das Hauptparthos desselben war und ist nämlich mehr Heiligkeit gegen die Kirche als Begeisterung und That für gute Schulen. Statt dafür zu sorgen, daß jedes arme, bisher vernachlässigte Kind wenigstens irgend eine Schule nur überhaupt besuche, gestellte er sich zu den radikalen Konfessionslosen, welche Aufhebung der wichtigsten Bestimmungen des revidirten Kodex verlangten, um es zur Zwangspflicht zu machen, daß in jeder Gemeinde mindestens eine konfessionslose Schule gegründet werde. In diesen konfessionslosen Schulen soll dann Religionsunterricht nur nach den Schulstunden und zwar durch Geistliche verschiedener Sekten erlaubt sein. Etwas Unflüchtigeres kann man kaum verlangen, da die verschiedenen Kirchenlichter ihren Religionsunterricht meist dazu mißbrauchen würden, um das Leuchten der anderen Sekten und deren Parbenbänder möglichst zu verdrängen und zu vernichten.

Außerdem haben die Schulpotentaten selbst wesentlich dazu beigetragen, diese klingende Ermutigung zur Verbesserung des Schulwesens abzuwaschen. Mit Geistlichen aller Art im Bunde strengten die bestehenden Schulpotentaten alle ihre Kräfte an, um die Wahl von Vätern für Schulratsämter möglichst zu vereiteln.

Endlich ist der revidirte Kodex, durch welchen das Schulwesen gehoben werden sollte, nach selbst sehr schlechter. Das von der Regierung für diesen Zweck bewilligte Geld sollte besser Bezahlung der Lehrer dienen und diese selbst anzuernern, möglichst viel gut unterrichtete Kinder zu liefern. Aber dabei stellten sich besonders zwei Uebelstände heraus. Das Regierungsgeld ist allen Schulen zugänglich, ob sie von konfessionslosen Schulräthen oder Kirchenleuten verwaltet werden. Letztere nun haben überall, wo der Versuch zahlreich und das Schulgeld ziemlich hoch war, mit ihren größeren Geldmitteln die Herrschaft des Sektenwesens gegen die liberale Richtung aufrecht zu erhalten gesucht. Dazu kommt, daß die höchsten von der Regierung bewilligten Unterstützungen ohne entsprechende Leistung gesichert werden können. Die Summen, welche auf Häufigkeit des Besuchs und die allernothwendigsten Kenntnisse der Kinder gesetzt sind, können leicht bis auf achtzehn Schillinge oder sechs Thaler auf jedes Kind gekürzt werden, also viel Lohn für schlechte oder wenigstens geringe Leistung. Eine Erklärung dieses Uebelstandes im Einzelnen würde uns hier zu weit führen, kurz, daß diese sogenannte freisinnige Regulative der Regierung ihren Zweck gerade in den wichtigsten Punkten verfehlen und keinen besseren Schulunterricht ermutigen. Die Schotten haben es besser gemacht. Sie bezahlen bloß einen bis zwei Thaler auf übliche verlangte Vorzüge der Kinder und nur dann mehr je nach den Graden der Kenntnisse und Ausbildung der Kinder, namentlich in einzelnen Unterrichtsgegenständen, wie Geographie und Geschichte. Höchste Prämien

werden also nur für höchste Leistungen gewährt. In seinem wahren Wesen ist aber die englische Schule dadurch nicht zu heben. Die Hauptkraft liegt fortan in dem freien Wettstreit der neuen, von dem Volke gewählten Schulräthe, für welche Frauen nicht nur das Wahlrecht haben, sondern auch wählbar sind, (in Brighton hat sich eine solche Schulrätin bereits sehr vortheilhaft ausgezeichnet) mit der Hofsirke und den übrigen Konfessionen, in dem Siege des wirklichen Unterrichts und der Bildung gegen kirchliche Herrschaftsucht aller Art, so daß der Religionsunterricht außerhalb der Schule, welche für dieses irdische Leben ausbilden soll, ungezwungen der Familie und den Geistlichen, welche von ihr dazu gewählt worden, überlassen bleibe. Gute Verwaltung, gute, eifrige, sätige und gut bezahlte Lehrer, wirkliche Inspektion und Prüfung durch die geeignetsten Schulräthe, sittliche Kräfte und Einsprüche, das sind die wahren Hebel für gesunde Erziehung und Ausbildung der Kinder. Wirklich gebildete Männer und Frauen streben dieses Ziel zu erreichen und halten folgende Bedingungen für unerlässlich: erstens Schulzwang für jedes Kind von einem bestimmten Alter an, zweitens Unterricht und Erziehung desselben, bis es wirklich in den Elementen des Wissens und einer sittlichen Selbstbestimmung Sicherheit gewonnen, drittens theils Verwirklichung, theils Hebung des Ideals der Schulbildung, wie es von der Regierung in Form von sechs Graden aufgestellt worden ist, und endlich viertens unbarmerzig, wenn auch allmähliche Ausbreitung aller konfessionellen und sektirischen Einflüsse auf die Schule, ganz besonders auf die Anerkennung und Vertheilung der von der Regierung ausgesetzten Prämien. Dabei hängt viel davon ab, in welcher Reife und Stärke für Verwirklichung dieser Bedingungen gefordert wird. Für die dritte ist zum Beispiel nicht eher etwas zu hoffen, als bis in den beiden ersten gute Fortschritte gemacht sind; und macht man die vierte zur ersten, wie dies leider während der neuesten Wahlkämpfe vielfach gescheh, so wird der Sektens- und Glaubenskrieg nur noch bitterer, und entfremdet oder verschärft gerade die tüchtigsten Männer aus den verschiedenen Sektens, ohne deren Mitwirkung das eigentliche Ziel, allgemeine Schulbildung und gute Erziehung des Volkes schwerlich oder nur mit den größten Hindernissen erreicht werden kann.

Schließlich müssen wir aber ehrlich gestehen, daß dieser ausgebrochene Kampf um die höchsten Ziele jeder Gemeinschaft ein gutes Zeugniß für England ablegt und guten Erfolg verspricht. Die Hofsirke war und ist zum Theil noch ein Papißthum für England, und der mehr als hundertjährige Mißbrauch von verschiedenen Konfessionen und Sektens trug und trägt nur dazu bei, die Verdemmung der Menschen von Kindesbeinen an zu nähren. Die konfessionslose Schule unter Leitung der besten Männer und Frauen, wie sie aus der Wahl jeder Gemeinde hervorgeht, ist wohl allein im Stande, die erwünschten Bedingungen möglichst zu erfüllen und unser großes Bruderverbündnis von einem der größten Schandflecke, nämlich der Verwahrlosung der größeren Hälfte aller Kinder der Armen, zu reinigen, sowie von der hochschändlichen oder sektirischen Zwangsjacke in fast allen bisherigen Schulen zu befreien.

H. B.

Frankreich.

Wähler und Sturzpflüchtler.

Das allgemeine Stimmrecht zu beherrschen, ist eine politische Kunst, deren Ausübung einen tüchtigen, sicheren Geist erfordert. Schwächliche Staatsmänner gehen daran zu Grunde. Man kann

behaupten, daß die Bedingungen, unter welchen ein Staatsmann das allgemeine Stimmrecht wirksam werden läßt, den Kraftmessen seiner Fähigkeiten abgehen. In Frankreich stehen die Gesetzgeber der Mehrheit noch gegenwärtig verhasst nach dem Eintritte des Schreckens über Kommunens-Tendenzen, daß, wenn es nur den ihren Neigungen abhänge, das allgemeine Stimmrecht bald aus den Institutionen des Landes auscheiden würde. Indessen ist die Zeit zu eiser so tief einschneidenden Operation noch nicht gekommen. Noch muß man dem allgemeinen Stimmrecht das Leben gönnen; aber das Wahlgesetz, welches nächstens aus den Beratungen der Freizig an das Tageslicht gelangen wird, scheint empfindliche Spuren jenes Schreckens an sich zu tragen.

Der Muth hat die Mehrheit der Freizigler darauf Ansehen gezaumt, daß gegenwärtig der Wahlkörper viel zu gemischt ist und einer gründlichen Meinungsumwerfen werden muß.

Es ist wahr, sagt hierüber die *Revue politique et littéraire*, die Kommission gab sich Anfangs den Aufschrei, als wolle sie Niemand ausschließen; ja als ob sie die Zahl, nicht der Wähler, sondern der Stimmen zu vermehren gedächte. Man wußte von einer neuen Vertheilung der Volks-Souveränität zu sprechen; die politische Fähigkeit sollte nicht abgeprüft, sondern nur begünstigt werden. Das Gesetz vom 31. Mai 1850 hatte sein Oued; man wird es, wohlverstanden verbessern, nach dieser Richtung hin zu verwerten wissen. Eine gründliche Prüfung der geistlichen Beweise des Wohnsitzes z. B. würde sehr nützliche Einschränkungen in der Ausübung des Wahlrechts herbeiführen können. Jetzt wird man die „Nomaden“ ausschließen, d. h. solche Individuen, welche, nachdem sie den Ort ihrer militärischen Stellung abgegeben haben, von Gott und den Menschen verlassen, noch keine drei Jahre eigenem festen Wohnsitz haben lassen können. Glühlicher Anfang! Wären es sich die 73,749 Elend-Verbrecher gelöst sein lassen, welche für Frankreich optirt haben. Die Verleser des Gesetzes von 1850 hatten durch dasselbe unschuldige Kaufleute die Ausdehnung von beinahe 3 Millionen Wählern errödet. Das ist schon etwas! Aber man kann mehr thun! Das Gesetz von 1850 liegt nicht zu, daß Jemand, welcher innerhalb desselben Kantons seinen Wohnsitz gewechselt hatte, seines Wahlrechts in dem neuen Wohnsitz beraubt werde. Es wäre leicht, auch die Wähler in die Zahl der Verdächtigen, oder um es mit der Rücksicht der Kommissionen auszudrücken, der „Nomaden“ einzurücken. Dinge man in dieser und ähnlicher Weise vor, und die Kommissionen wird sich solche Ideen nicht entgegen lassen, so wüßte man, indem man sie und da den großen Blick des allgemeinen Wahlrechts bemerkt, bald das erste Modell eines schärfsten Wahlses fix und fertig haben. Aber auch der Begriff eines schärfsten Wählers wird reinlich amfrieren. Ist z. B. ein Nomade oder ein Wana, welcher sein Besitzthum von einem Kanton oder Departement zum anderen verlagert, so glücklich, am neuen Wohnsitz drei Jahre zugebracht zu haben, so ist er, nach dem Wunsch der Kommissionen, noch lange nicht aus der Reihe der Verdächtigen ausgeschieden. Es ist wahr, man will ihm das Wahlrecht nicht bestreiten, wohl aber thörichtlich die Ausübung. Er muß Beweise seines Wohnsitzes geben. Was für Beweise! Mein Gott, gewisse Beweise, irgend welche. Man läßt denn drei zu, nicht mehr. Bist du seit 3 Jahren in die Rolle der Personallare, oder in die Liste der Naturalisirten zum Wegeten eingeschrieben? Kannst du einen Kauf-, Pacht- oder Miethvertrag von einem 3 Jahre alten Datum aufzeigen? Was ist gut, so bist du Wähler, wenn nicht, nicht. Auf solche Weise wird eine unüberschreibbare Menge von Wählern, welche das Gesetz vom Jahre 1850 zuließ, einfach gestrichen: die Edhne in der Familie

Die Diensthute, Arbeiter, Komraguons etc. Die Dienstboten allein bilden jetzt ein Kontingent von beinahe einer halben Millen Wählern, und die Zahl der abgestellten und nicht eingeschriebenen Juren betrug im Jahre 1866 in den neun größten Städten Frankreich zusammen fast 400,000. Nun kann man freilich, wie die Kommisionen gehemüthig zugeht, beweisen, daß man für die Heilmittel der Naturaldienste leistet. Aber was wird aus jenen Juren von Gemeinden, welche reich genug sind, alle Nothgeden mit ihrem Gemeindefonds zu bestreiten? Kurz, man wird sein Ziel nicht erreichen, und wenn im Ganzen auch nur 1/4 Millionen Wähler gestrichen werden, so kommt es der Mehrheit der Kommisionen doch weniger auf die Zahl, als auf die Qualität der von der Arme Verbannten an.

Wenn es nach dem Willen der Mehrheit der Dreißig ginge, so würden natürlich nur Republikaner ausgeschlossen werden. Unglücklicherweise läßt sich das nicht füglich in das Gesetz überführen. Man muß sich in Vermuthungen ergeben, und da ist es dann merkwürdig, welche Vorstellung die Mehrheit sich von der letzten Lage der Republikaner macht! Sie vermutet, daß Kerken, welche heute als Republikaner 1/10 der Wählerschaft bilden, nirgends drei Jahre lang hintereinander zu wohnen und weder die Personallage zu bezahlen, noch Naturaldienste zu leisten vermögen, ja auch unfähig sind, einen einfachen Vertrag von 3 Jahren aufzuweisen! Es war eine schöne Zeit, die vom Jahre 1850! — Aber im Ernst, das Verfahren der Kommisionen trägt den Keim einer furchtbaren Gefahr in sich. Wer sind die, welche ausgeschlossen werden sollen? meißes Lohnarbeiter. Was jetzt waren sie eine Kategorie in der wirtschaftlichen Ordnung. Will man aus ihnen eine besondere Klasse in der politischen Ordnung machen, will man sie zu Varias herabdrücken, so wird man nur zu bald, aber auch zu spät wahrnehmen, wie furchtbar sich die verleihe Freiheit durch die Verwerthungssäfte des rechtlos gemachten Proletariats zu rächen weiß!

Belgien.

Zur Münzfrage.

Auch in Belgien ist gegenwärtig die Frage ob Gold- oder Silberwährung auf der Tagesordnung. Wie ist diese Alternative, die Münzfrage entstanden? Gekennzeichnet ist die Entwicklung des Geldverhältnisses die, daß nach der naturgemäßen Freiheit des Gelds die Gesetze einen prästirten Werth des Goldes oder des Silbers, oder auch, wie es in Belgien geschehen, beider festgesetzt haben; in noch späterer Zeit wird dann ein Verhältniß zwischen der Gold- und Silberwährung normirt, demzufolge selbe Metallethen angewendet werden könnten. Dies hieße Verhältniß nun nach naturgemäß der Grund zu allen folgenden Schwierigkeiten, da naturgemäß die Schuldner, wenn irgend möglich, in dem Metall bezahlen, das am wenigsten gesucht und so mehr entwerthet war. Eine gewisse Gleichartigkeit existirte nun so lange, als die Münz nicht mehr Silber zu Tage förderten, als der Orient gebraucht; dies änderte sich in dem letzten Jahrzehnt: von 1850 bis 1870 war die Ausbeute von 225 bis auf 375 Millionen Franken gestiegen, während die Metallausfuhr nach dem Osten, die von 1850—1866 nur hundert Millionen Franken unter der Zollausbeute gestiegen war, sich auf mehr denn eishundert Millionen weniger, als die Münzen lieferten, in der zweiten Periode bezifferte, so daß die Höhe des disponiblen Metalls in

Franko für Europa und Amerika auf mehr als eine Milliarde während jenes Jahrzehnts stieg (1222 Millionen). Und dieser Zuwachs vertheilt sich sogar nur auf die letzten 6 Jahre! Die unmittelbare Folge dieses Zustands war das Sinken des Preises für Silber auf dem Weltmarkt zu London und bald auch auf den Verbrauchspätzen des Kontinents. Die Kriegereignisse von 1870—1871 haben durch die bedeutenden Bedürfnisse an Münze einen Augenblick die Entwerthung aufgehalten, aber von 1872 an hat sie sich dann mit unübersehener Schnelligkeit vergrößert. Die Staaten von Deutschland, Holland, Skandinavien trafen darauf Anhalt, diese Katastrophe aufzuhalten. In diesen Ländern war fast ausschließlich Silber in Umlauf, in Deutschland betrug der Ueberfluß des geprägten zu dem eingelegenen Silber 597,717,755 Thaler oder 2238 Millionen Frank. Das Gesetz vom letzten Jahre hat ja bekanntlich diese Silbermünzen entwerthet und bestimmt, sie nach und nach durch Goldmünzen zu ersetzen, während das Silber nur als Scheidemünze bleibt. Man hat ausgerechnet, daß zu diesem Zweck 400 Millionen Mark deutscher Reichsmünze genügen werden, d. h. 10 Mark pro Kopf. Somit entstände ein Ueberfluß des Silbers in Deutschland von 1725 Millionen Frank. Diese Summe, verbunden mit der ziemlich gleichen aus dem Silberverhältniß der Ausbeute der Münen in den letzten 6 Jahren zur Ausfuhr, ergäbe drei und eine halbe Milliarde, ein Gewicht von 17 1/2 Millionen Kilogramm oder die Last von 1750 Wagen zu 10 Tonne Gehalt. Zu dieser ungeheuren Summe wäre noch die aus dem Ueberfluß Skandinaviens und Hollands zu rechnen, die, gleichfalls das Silber außer Kurz zu setzen beabsichtigen, und die tägliche Mehrproduktion der Bergwerke. In Folge dieser Thatfachen steht alles Silber, geprägt oder in Barren, nach den Ländern, die die Silberneben der Goldwährung beibehielten, und das Gold wandelte wiederum nach denjenigen Ländern, wo diese Währung allein besteht; es verschwand völlig aus dem Verkehr; es stieg in Kurze. Aus der Auktorisierung des Silbers in jenen Staaten allein aber folgert ein belgischer Schriftsteller Herr Le Hardy de Beaulieu mit Recht die Entwerthung dieses Metalls nicht, sondern überwiegend aus der Mehrausbeute der Münen Kaliforniens, Mexikos und Perus. Für ihn hat überhaupt ein Land eine bestimmte Menge Geldes gar nicht nöthig; je reicher und industrieller ein Land sei, desto weniger Münze bedürfe es. Bezüglich dieser Frage theilen sich ja aber die Nationalökonomien in verschiedene „Sekten“, und wir wollen sie hier unerörtert lassen. Es genügt und die obige Hinweisung auf diese interessante Abhandlung der Münzfrage. Was übrigens die Einführung der Geldwährung in Belgien betrifft, so steht Le Hardy die Haupt-schwierigkeit ihr gegenüber in der Organisation der National- und Emissionbank, die vollständig auf die Silberwährung eingerichtet sind. (Nach der Revue des Belges.)

Rußland.

Quirinus Kuhlmann.*

Es ist die Geschichte eines höchst merkwürdigen Schwärmers und Genialitäts, die uns die vorliegende kulturhistorische Studie

*) Quirinus Kuhlmann (verbannt in Moskau den 4. October 1693). Eine kulturhistorische Studie von Prof. R. Lichnerow in Moskau. Aus dem Russischen überlegt von G. B. Fechner. Alga, R. Kommetz Buchhandlung.

erzählt, eines Menschen, den man heute, wo er sich auch bliden ließe, ohne Weiteres ins Irrenhaus sperren würde, und den im siebzehnten Jahrhundert mit Nothwendigkeit sein Gehirnd, der Flammenentzündung erliden mußte. Indem wir Alle, welche sich mit der Geschichte der religiösen Sekten im Allgemeinen und noch besonders mit derjenigen der Sekten in Rußland beschäftigen, auf diese Monographie aufmerksam machen, geben wir in großen Zügen die Biographie des wunderlichen Heiligen.

Ruhlmann war 1651 in Breslau als Sohn eines Kaufmanns geboren, verlor schon als Knabe von vier Jahren seinen Vater und ward von seiner Mutter erzogen, die ihn dem Breslauer Gymnasium übergab, wo er durch Fleiß und Mißbegierde die Aufmerksamkeit auf sich zog. Schon als Knabe liebte er es, sich mit Fragen des Glaubens zu beschäftigen und sie auf seine eigene Art zu lösen, so daß einst der Rektor des Gymnasiums zu ihm sagte: „Aus Dir wird einmal entweder ein großer Theologe oder ein großer Ketzer werden.“

Der von der Mutter geerbte religiöse Sinn entwickelte sich so stark, daß der Knabe schon in seinem dreizehnten Jahre seinen ersten „Zug zu Gott“ empfand. Nach fünf Jahren wiederholte sich derselbe und nun begte er die Ueberzeugung, er sei zum Dienste des Herrn erkoren und habe die Weihe von Oben erhalten. Eine Krankheit, die ihn im Jahre 1669 befiel, und in welcher er fortwährend Erscheinungen hatte, ließ ihn völlig die Wirklichkeit aus den Augen und sich in bodenlose Hirngehirnphantasien verlieren, so daß, obgleich er die Universitäten zu Jena und Leipzig besuchte, von einem Zustand nicht die Rede sein konnte. Er forderte Theologen zu Streitgesprächen auf, in denen er ihnen Fragen vorlegte, die kein Mensch zu beantworten im Stande war und zu beantworteten Lust haben konnte, wie z. B.: „Warum stand das Gewässer auf Erden 150 Tage und nicht länger?“ Er machte Verse, deren Inhalt die ihn beherrschende Richtung kennzeichnete, und trug sich mit weitgehenden Plänen zur herausragenden gelehrten Werke, durch welche, wie er meinte, die ganze gelehrte Welt beschämt werden sollte. Trotzdem konnte er weder in Jena noch in Leipzig das Diplom eines Doktors der Rechte, wonach er strebte, erwerben und ging deshalb nach Holland, das damals eine Sammelstätte aller mystischen Schwärmer war. 1673 kam er zuerst nach Amsterdam, wo er sich aber nur wenige Tage aufhielt und dann nach Leyden ging.

Hatte er sich früher viel mit Kerker beschäftigt, so gewann in Holland namentlich die Lehre Jakob Böhm's und deren in verschiedener Richtung dort ihr Wesen treibende Anhänger Einfluß auf ihn, so daß er nicht nur jeden Gedanken an Erlangung eines Doctorgrades, sondern überhaupt alle Universitätswissenschaft aufgab und der Botschaft dankte, die es ihm ermöglicht habe, sich der Vereinigung mit dem Herrn zu entschlößen und die letztere zu versuchen. Es giebt fast keine Sekte von Schwärmern, mit welcher Ruhlmann sich nicht bekannt machte, mit ihnen sympathisirend oder sie bekämpfend, und man kann sich nicht vorstellen, welche Ausgeburt eines tollen Hirns sich in seinen Ideen, Gedichten, Prophezeiungen vorfinden.

In Leyden kam Ruhlmann auch endlich zur Erkenntniß seines wahren Berufes auf Erden, nämlich das neue Reich der Jesuiten zu verwirklichen; die erste Frucht, die ihm die Verfolgung dieser Aufgabe brachte, war jedoch, daß er schimpflich ausgewiesen ward. Wir sehen ihn hierauf der Reise nach in Amsterdam, Hamburg, Lübeck, alsdann machte er sich in Begleitung einer älteren Wittve, die seine Mutter hätte sein können, mit der er aber doch eine Art von Ehe einging, auf eine Reise nach Konstantinopel, wo er den Sultan für seine Lehre zu gewinnen hoffte.

Im möglichsten Zustande von dort nach Amsterdam zurückgekehrt, trennte er sich im April 1673 von der Wittve, so hoch die vorgenannte Wittve, und hielt sich jetzt mehrere Jahre hintereinander abwechselnd in Holland und England auf, verheiratete sich auch zum zweiten und nach dem Tode dieser Frau zum dritten Male. Auch an ihm beschäftigte sich der Erschranungsgeist, daß es keine Zeitzeit giebt, die nicht noch Tollere findet, welche dann schwören und sich davor setzen lassen. Dies war der Fall bei Ruhlmann's Frauen und mit seinen Anhängern, die er in Holland und England fand.

Ganz zufällig durch die Bekanntschaft mit einem russischen Maler in London, bei dem er sein Portrait anfertigen ließ, kam ihm der Gedanke, nach Rußland die Verkündigung der Jesuitischen Lehre zu tragen. Im April 1680 kam er von der schmelzigen Wege der in Pskow an, gab sich aber für einen bekannten Kaufmann Namens Eudewius Eudewici aus und bot, bei der Reise nach Moskau zu Verwandten zu gestatten. Am 27. April war er schon in Moskau, wo er in der neuen deutschen Kirche (Eleoboda) nicht Wenige fand, die seinen phantastischen Lehren Glauben schenkten, unter ihnen namentlich den Kaufmann Kerbermann, einen sibirischen Anhänger Böhm's. Sowohl der Name der lutherischen Gemeinde, wie der Patriarch von Moskau wurden wegen des von Ruhlmann und seinen Gefolgsen vermittelter Anhangs ernstlich besorgt, namentlich predigte Minder, der lutherische Pfarrer, dagegen, was ihm Seitens des Schwärmers die ähnlliche Schimpfreden zuzog. Endlich ward Ruhlmann auf Befehl des Zaren — Peter regierte damals noch gemeinschaftlich mit seiner Gekönigsmutter Zwan und Sophie — zur Verantwortung gezogen. Er, wie Kerbermann blieben hartnäckig bei ihren verwerflichen Offenbarungen und selbst die wiederholte Anwendung der Folter konnte sie nicht zum Widerruf bewegen. Am 4. October 1689 wurden dann beide, nachdem ihnen der Prozeß gemacht war, sammt ihren Büchern und Schriften öffentlich verbrannt und in der deutschen Eleoboda Moskau war ferner von den Anhängern Böhm's nichts mehr zu sehen oder zu hören. J. 4.

Afrika.

Expedition nach Inner-Afrika.

Ueber die von der französischen geographischen Gesellschaft ausgesandte Expedition der Herren Compiègne und Marche, die zur Erforschung der noch unbekannten Länder Zentral-Afrika's zur Mündung des Ngomé-Zufusses an nach der französischen Kolonie Gabon gesandt sind, veröffentlicht dieselbe die ersten vorläufigen Berichte.

Die bis jetzt mitgetheilten Notizen enthalten zwar keine Angaben über neue geographische Entdeckungen, da die Reisenden mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, da die ihnen von diesen Gegenden bewohnenden Völkern bereit sind, nur mit äußerster Vorsicht den Fuß des Ngomé zu verfolgen können; doch finden wir über die dortigen Völker und ihre Sitten sehr interessante Angaben.

Von der Mündung des Ngomé an aufwärts wohnen in geringer Entfernung von einander die Völkern der Bakwile, Noto, Kpingi, Ntanda und Njogo, die unter sich stets in Feindschaft stehen und den Eintritt der Fremden in ihr Land auf jede Weise zu verhindern suchen. Nur die europäische Schiffsflotte und die

Allen der Brantwein verurtheilt die Regier. sich so lange zu gehalten, bis sie aus einem Hinterhalt ihre vermeintlichen Feinde überfallen können. Durch Mittel der Gewalt muß man diese Hilden bekämpfen, um ein reiches, blühendes Land den Händen der ebenso grauenamen wie hinterlistigen Eingebornen zu entreißen, deren Herrschaft es nur zu einem unrettbaren Ruin führen muß.

Der erste Stamm, mit dem die Reisenden in Berührung kamen, ist der der Pahemins, beherrscht von einem König M'Gombi (Zeunen-König), der sich den Fürstern, da sie Franzosen waren, sehr willig zeigte. Es ist ein geschickter, aber hinterlistiger Mensch, der sich durch Veralkung seiner Vorgänger die Herrschaft errungen und an Rohheit seinen Unterthanen mit gutem Beispiel vorangeht.

Er besitzt er eine Anzahl legitimer Frauen, die er wie die niedrigsten Sklaven zu Hausarbeiten gebraucht, sie aber auch preigt, sich der Lusternheit der reichen Küstendwohner zu ergeben, um durch diese Günstbezeugungen recht viel Geld zu verdienen. Außer diesen galanten Expeditionen müssen die Frauen den täglichen Bedarf an Lebensmitteln in einem Umkreis von hundert Meilen zusammenholen. Es sei noch erwähnt, daß diese Frauen lockendes Haar tragen. In derselben Rohheit leben die abhängernden Stämme, deren Fürster der vielen Kriege wegen schamlosartig gebaut sind. Das letzte Dorf am Egomé heißt Zantika. Von dort bis zum Stamme der Okota, die sich werkwürdigweise dadurch auszeichnen, daß die Männer einen großen Wert auf die Treue und Tugend ihrer Frauen legen, ist eine Strecke von drei Tagen, auf der man weder Fürster noch lebende Wesen antrifft. So waren die Reisenden bis zu den Okotas gelangt. Dieselben erzählen übereinstimmend, daß der Egomé aus sehr großen Seen entspringt; doch sind die Angaben über die Entfernung bis zu diesen inneren Wasserbecken Afrikas sehr streitend, indem die Einen den Weg auf vier Tage, die Andern auf einen Monat zu Wasser schätzen. Ziemlich gewiß ist, daß zwischen den Okotas und den Seen ein sehr wilder Stamm wohnt, bei dem den Reisenden ein tragisches Ende prophezeit wird. Diese halten jedoch solche Erzählungen für übertrieben und waren beim Abgang dieser Nachrichten im Begriff, ihre Reise ins Innere des Landes anzutreten.

Es nicht mehr die einzigen bleiben; die Theilung der Arbeit macht weitere Fortschritte, und wir begreifen daher mit anfrichtiger Freude und großem Dank das umfänglich und planvoll verfaßte Handbuch der französischen Sprache, welches Dr. J. Baumgarten*) den Polytechnikern, sowie den oberen Klassen von Real-, Handels- und Sacktschulen bietet, und das ebenso auf ihren Gebrauch berechnet ist. Hier haben ausschließlich die exacten Wissenschaften und militärische Bilder und Studien den Inhalt geliefert, und man muß sagen, daß das Ganze an Abwechslung, Reichhaltigkeit und Interesse hinter keinem in ähnlicher Weise herausgegebenen Werke zurückbleibt. Der modernen Physik und Chemie, der Technologie, Meteorologie u. s. w. sind die meisten Artikel entnommen, und ihre Reihenfolge wird zweckmäßig durch anziehende Lebensabrisse, Schilderungen des wissenschaftlichen Charakters und der Leistungen von A. v. Humboldt, Samuel Morse, Charles Cauchy, Geoffroy St. Hilaire, Swammerdam, Jacques Babinct, Moissart, Eugène Delannay, und gute Aufsätze über den fossilen Menschen, die Pfahlbauten, die Geschichte und das Prinzip der Röhrenmaschinen, die Vortriebsräder, das atlantische Kabel unterbrechen, während Berichte über Vorfälle, Szenen und Schlachten aus dem letzten Kriege den Schluß bilden. Baumgarten sagt in der Vorrede: „Mein Buch bezweckt nicht bloß unsern Polytechnikern und Sachmännern, sondern auch der zahlreichen Klasse von Gelehrten, die in ihrer gesellschaftlichen Stellung dazu Anregung finden, die technische Sprache und Literatur der Franzosen zugänglich zu machen.“ Sehr brauchbar sind deshalb die Anmerkungen, Uebersetzungen technischer Ausdrücke ins Deutsche und Englische, und ein paar Korrekturen fädelicher Irrthümer und Entstellungen in den Kampfberichten. Freilich verlangt das Buch mehr als gewöhnliche Kenntnisse vom Lehrer, allein das etwa Fehlende wird ihm von seinen Kollegen, den Sachmännern der Anstalt, gewiß leicht und gern geboten werden. Auf die „berrnlichen Vorblätter des Spiritualismus“ darf man nicht Rücksicht nehmen; es mag eben auch Käuze geben, die geistige Behandlung des materiellen Gebietes mit Materialismus verwechseln; sie werden sicherlich außer Stande sein, der wünschenswerthen Benutzung des trefflichen Buches Hindernisse zu bereiten. L. S. S.

Kleine literarische Revue.

— Französisches polytechnisches Lehrbuch von Baumgarten.

Von jeher haben wir Deutschen und angelegentlich um die Kenntniß fremder Sprachen betümmert, als die Ausländer sich um die Erlernung des Deutschen Mühe geben, und wir sind dabei wahrlich nicht schlecht gefahren. Daß wir Franzosen und Engländer in erster Linie berücksichtigt, versteht sich von selbst, wir helfen natürlich von den Ländern, aus welchen für unser Wissen am meisten zu holen war; die Zahl der Christomathien und Kathologien in diesen Mundarten beweist, wie eifrig wir Neuen Studien auf unseren Lehranstalten obliegen. Freilich und schied stellten die Verleger solcher Bücher Musterstücke aus den Mätkern der betreffenden Völker zusammen und beschränkten so das vorhandene Bedürfnis, aber die Entwicklung der Kultur nimmt einen Verlauf, der neue Forderungen erhebt; die Sammlungen aus der schönen Literatur allein genügen nicht länger, sie behalten ihren Werth und sollen ihn immer behalten, nur dürfen

— Kori Hillebrands Buch „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, das wir in der Nr. 20 vom 17. Mai 1873 besprochen hatten, hat nicht verfehlt, die von uns niedergezeichnete Beurtheilung auch beim größeren Publikum zu finden. Eine zweite und vermehrte Auflage liegt bereits vor und gerade die neuen Partien des Buches haben unsere ganz besondere Zustimmung. Hillebrand unterscheidet sehr zwischen dem politischen Charakter Frankreichs und dem Privatcharakter der Franzosen. „Einstweilen“, sagt er, „hat Frankreich, was es wünscht, eine starke Regierung, ausgerüstet mit beinahe allen Machtbefugnissen, welche sich Napoleon II. rüst am 2. Dezember eroberte und — die dreifarbige Fahne, welche in den Augen der Nation die moderne Gesellschaftsordnung repräsentiert. Der Fahnenträger mag und wird höchst wahrscheinlich wechseln: aber die Sache des Caesarismus, die Tyrannei hat trium-

*) Anthologie polytechnique et militaire tirée des meilleurs auteurs français de notre époque et accompagnée de notes explicatives par J. Baumgarten docteur en phil. Cassel, 1874. Théodore Kay, Libraire-Éditeur.

Handbuch der französischen Sprache und Literatur für Polytechniker.

phiet. — Europa sah und steht noch immer ängstlich zu, daran ist kein Zweifel, aber nur, weil es ein Tollhaus zu sein glaubt, dessen Bewohner jeden Augenblick den Flügel erst, der sie leitete, oder den braven Gefangenwärter, der sie seitdem überwacht, umbringen können, und welche, einmal freigelassen, nicht länger von ihrer Familie, der großen, klugen, ehrenhaften, aber schwachen und muthlosen französischen Nation, im Zaume gehalten, nicht gehindert werden könnten, Streiche des Wahnsinns zu begehen. Nun ist auch diese Sorge fürs Erste durch Anlegung der Zwangsjacke gehoben."

Es ist dem Verf. übrigens mit dem Komplement, daß er den Franzosen als Privatleuten macht, völliger Ernst, denn an einer anderen Stelle sagt er, daß er ebensoviel Beweinenswerthes im französischen Privatleben findet, als er in dem politischen Leben der Nation wenig Symptome der wiederkehrenden Gesundheit zu sehen vermag.

E.

— Unter dem Namen: „Der Philosoph von Kumpelsbach“ führt in einem von vorliegenden Bändchen Robert Hamerling den „Naturdichter“ Ludwig Mauer in Weitra in die Schriftstellerwelt ein. Nachdem Hamerling von diesem seltsamen Henerkaps vor Jahren in der *Irreher Zeitung* eine „wunderliche Prosa-farctologie“ veröffentlicht, die den Titel „der Glanzenreiter“ führte, und der Welt dabei von seinem Schilling erzählt hatte, nennt er die neuen Produkte v. Mauer's „Blätter aus der Mappe des Philosophen von Kumpelsbach.“ Es ist eine wilde, ungezügelter Phantasie, die oft mit zu großem Verischwall, oft aber auch mit mächtig an Herz und Nieren greifenden Urfüllungen der Sprache, dabei immer unter prägnant hervortretender eigenartiger, hyperpeffimistischer Weltanschauung, den Leser die einfassenden Geschichten und dann wieder die wildesten Aposiopesen, Gleichnisse, Erläuterungen bringt. Bald Apherisomen, bald Erzählung, immer spannend, aber immer ein Kopfschütteln erregend, mit dem Stempel des Ertillungsirrtums und wieder oft mit dem Eindruck des reinen Kunstwerks läßt diese Philosophie aus dem Waldwinkel ober dem Bannhartberge in Niederösterreich ein interessantes Neujahrsgeheim für 1874 vom Dichter und Herausgeber. Wiedergehen daraus läßt sich nichts, man muß selbst lesen. — Interessant, wie gesagt, also sind diese Apherisomen, wo sie aber zu sozialdemokratischen Schlußtrüben gegen das „Kapital“ und — selbst „kleinstädtischer“ Weise — gegen die Juden (ein Dichter-hep! hep!) werden, kann der Leser ruhig und unbeschadet seiner und v. Mauer's ein Paar Zeilen überschlagen.

— Geschichte des Preussischen Volksschulwesens, von Fr. Eb. Keller. **) Der Verfasser ist bei dem Entwurfe seiner Arbeit von den richtigen Gesichtspunkten ausgegangen. Eine Geschichte der preussischen Volksschule muß sich über die Landesgrenzen hinaus auch mit der deutschen Schule beschäftigen; sie muß, wenn ihr Schwerpunkt auch in der Elementarschule liegt, die Entwicklung auch der gelehrten Schule wenigstens streifen; sie muß das Unterrichtswesen im steten Zusammenhange mit dem Gange der nationalen Kultur im Allgemeinen, d. h. im Lichte des jeder Epoche

eigenenthümlichen Lebens und Strebens auf dem staatlichen, kirchlichen und kommunalen Gebiete darstellen. In diesem Sinne sind die ersten Abschnitte der keller'schen Geschichte vortheilhaft gearbeitet. Wir sehen die Schule in den Hallen der Klöster entstehen, allmählich aus deren Pflanze in diejenige der Weltgeistlichkeit übergehen und sich in Folge der Humanitätsbewegung thunlichst von der Kirche loslösen. Die Reformation reinigt die Schule unter Luther's energischem Wirken von weltlichen und geistlichen Mißbräuchen, beugt sie aber von neuem unter die Vermuthschaft der Kirche. Im Weiteren wird die Schule erst durch König Friedrich Wilhelm I. wieder durchgreifend gefördert. Ihm verdankt man, wie so viele Grundlagen des Staates, so auch die eigentliche Gründung der preussischen Schule. Er sprach zuerst den Gedanken von der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts aus (1715), er dekretirte die allgemeine Schulpflicht (1722), zu seinem Ruhme sprechen mehr als 2000 neu errichtete Schulen. Unaufhörlich und nachdrücklich behielt dieser auch immer von Vielen unterschätzte König den remoustrirenden Vorherrscher, „mit zusammengesetzten Kräften doch endlich der Unwissenschaft abzuhelfen.“ In ähnlich energischer Weise ist erst ein Jahrhundert später wieder an die Hebung der Schule gegangen worden. Noch im Jahre 1840 fand Referent in einem kleinen sächsischen Dorfe einen Jugendlehrer, dessen Hauptberuf das Geschicht als des Dries Schmelzer und Schuster war. Er düstete wohl der letzte seines Schls, es gewesen sein. Denn die Bildung der Berufsschüler und ferner die Beförderung der Unterrichts-Nothe stand die Verdienste des 19. Jahrhunderts. Das Letztere Verdienst wäre in Kellers Werk spezieller hervorzuheben gewesen. Ueberhaupt ist Kellers Darstellung mehr den äußeren Schicksale als den inneren Wandlungen der Schule zugewendet. Daran müssen wir die Bemerkung knüpfen, daß der Verfasser, je weiter er in die Neuzeit und Gegenwart vordringt, der politischen Geschichte einen desto freieren Raum gewährt.

Es geht dies zuletzt so weit, daß der ganze 17. Abschnitt den Kämpfen des Jahres 1848 gewidmet ist und andere Abschnitte zum großen Theil mit den uns Allen wohl bekannten Ereignissen der neuen Zeit gefüllt sind. Damit ist leider die Nützlichkeit der Darstellung in den ersten Theilen verlassen, während wenige Worte genügt hätten, um an den Einfluß der Ereignisse auf die Schule zu erinnern. Dagegen ist ja die Schule auch und noch zu einer Stellung gelangt, in welcher sie solchen Einflüsse nicht mehr unmittelbar unterliegt. Hätte der Verfasser, statt der politischen Geschichte so dominirende Rechte einzunehmen, die Entwicklung der Pädagogik und der Methodik, die Schulliteratur und die Biographie bahnbrechender oder einflussreicher Schulmänner eingehender berücksichtigt, so würde er den Werth einer nach mehreren Seiten hin recht verdienstvollen Arbeit bedeutend erhöht haben!

G. H.

Dieser Nummer liegen bei: 1) Ein Prospect von Robert Oppenheim in Berlin, betitelt: *Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.* 2) Ein Prospect von Farrer Steiner in Stuttgart, betitelt: *Ungarische Lyriker.* (7)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin.

Verlag von Ferd. Schöner's Verlagshandlung (Harrig und Schöner) in Berlin, Schöner's Straße 64.

Druck von Georg Koss in Berlin, Brandenburgische Straße 11.

*) Hamburg, S. P. Richter, 1874.

**) Geschichte des Preussischen Volksschulwesens. Von Fr. E. Keller, Seminarlehrer a. D., Herausgeber der „Deutschen Schulzeitung“ und der „Deutschen Schulzeitung-Sammlung“. Berlin, R. Dreyer, 1873.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 18. April 1874.

[N^o. 16.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Auch eine Beantwortung der religiösen Frage. 229. — Die Reichstäter Kaiser Karls V. II. 230. Schweden. Schwedische Dichtergesellschaft. Böttger, Stranberg und ihr Nachfolger. 233. Frankreich. M. Reaumont über Gervais. 235. Italien. Heinrich Rod. Italische Gedichte. 235. Amerika. Eine völkerverbindende Neuzeit. 237. Türkei. Religionsfreiheit in der Türkei. 239. Orient. Wärmende orientalische und ägyptische Gänge. V. (Schluß). 241. Literarische Neuzeit. Verhandlungen der fünften Jahreskongress der Amerikanischen philologischen Gesellschaft. 243. Sprachsaal. Vorlesungen der Akademie für neuere Sprachen. 245.

Deutschland und das Ausland.

Auch eine Beantwortung der religiösen Frage.

In dem uns vorliegenden Buche „Die religiöse Frage, präzisirt und beantwortet von Freese-Frießfeld“, ist dem entsehbaren Rationalismus in religiöser Auffassung ein so energischer Antisatz, einer, von ihnen der Jahrtausend alten Entwicklung des Menschengeschlechts entgegenstehenden Prämissen aufzu- und schrittweis sich fortbewegenden Logik so selbst- und zukünftigen Erfolges bewußte Erklärung gegeben, daß es an dieser Stelle genügen wird, ein Resumé der (nicht Verbesserungs- sondern) Umwandlungs-Vorschläge des Verfassers zu geben, und Jedem zu überlassen, die Schlussfolgerungen selbst zu ziehen! Mit einem gewissen Rationalismus, der mit Allem tabula rasa macht, was bisher heilig galt, kommt selbst Derjenige nicht mehr mit, der mit Bewußtsein sich die Ergebnisse aus den gewaltigen Gegenständen zwischen Staat und Kirche, Religion und Konfession, Pietismus und Nationalismus vergegenwärtigt. Doch genug der Einleitung! Folgen wir dem Verfasser des seltsamen Buches auf seinem Gedankenwege durch die Beantwortung folgender vier Fragen: „Was ist die Kirche — und was der Glaube unserer Väter werth? Was sagt der Ruf nach Konfessionslosigkeit? Was ist Religion und Religionsunterricht? Wie ist der Religionsunterricht zu erteilen?“

Zunächst die Feststellung dessen, was religiöse Frage sei! Es ist das Mißverhältnis zwischen menschlichen Sagenen, Geheimen und Gebrauchen einerseits und dem inneren Postulat eines gesunden Vernunftprinzips andererseits, welches letztere selber der menschlichen Natur angeboren ist und alle menschlichen Institutionen beherrscht und kontrollirt. Aus diesem Mißstande erwuchs im Judenthum eine religiöse Frage und ihre Beantwortung ergab das Christenthum; dies gebar seinerseits unter Einfluß über gewählter Ausgestaltungen eine neue Reformation, d. h. den Protestantismus. Doch auch diese Reformation war nur eine Beschränkung; aus dieser Halbheit entspross langsam der Zustand der Gegenwart mit seiner religiösen Frage. Stammt nun der religiöse Mißstand der Gegenwart aus der sinkenden Achtung vor der Religion?... Freese sagt: „Nein! denn die Achtung vor der innersten Menschennatur kann nicht sinken! sondern aus der sinkenden Achtung vor der Kirche.“ Kirche in diesem Sinne ist aber als nichts anderes aufzufassen, denn als ein ererbter Gesamtname für die solidari- organisierte

„Geistlichkeit“, d. h. für den gesamten Personal-Apparat derselben. „Denn ganz natürlich mißt man denjenigen Klasse von Menschen, die sich von jeher anmaßt haben, das religiöse Gefühl der Menschen zu bearbeiten, auch die Schuld der mit dieser Bearbeitung angerichteten Uebels bei.“ Den Vorwürfen tritt nun die Geistlichkeit entgegen mit dem Wort: „Achtung vor der Religion!“ zu gut deutsch: „Achtung vor und unserm ererbten Vorrecht, euch Aufklärung zu gönnen!“ Was ihr auch gegen uns oder die Kirche sagt — des Menschen letztes Heiligtum ist der Glaube; er macht sie! — Hier ist die Katholik, an der Freese, ein geschickter Gegner, wenn er auch nur mit alten Schlagwörtern kämpft, zu verununden versteht; hier steht seine Polemik mit den Worten ein: „Was ist der Glaube unserer Väter werth?“ und kommt unter energischen herben Worten gegen das Dogma von der Erbsünde, der Errettung durch Christus und der Erbsünde des Menschengeschlechts, unter eusklicherer Indikation des Zweifels, als des Menschen theuersten Kleinod, dazu, den Priestern als Vertheidigung ihres Thuns nichts als die Möglichkeit der Annahme zu lassen, daß sie nicht gewußt, was sie thaten! Gleichwohl müßte man an der traurigen Frucht den traurigen Baum erkennen; ein Glaube, der für Väter nur mit Hälfte der Geistlichkeit zu gebrauchten ist, sei überhaupt nur für diese letzteren praktisch, nur Mittel für ihren Zweck. Wenn wir aber einen Glauben vorgeben, den wir gar nicht haben, und ihn gar mit Dehtation zur Schau tragen — dann ist unsere höchste Tugend die Lüge und unsere edelste Tugend die Heuchelei, und das ist der Werth des Glaubens unserer Väter!

Nachdem Kirche und Glaube so mit einem gewaltigen Schwertschlag abgehau, und auf ihre Unfähigkeit, den Menschen zu befriedigen, der allgemeine Ruf nach Konfessionslosigkeit der Schulen zurückgeführt ist, erfahren wir, daß auch Freese Konfession verbannt will aus dem Unterricht, aber nicht Religion, d. h. seine Religion! Hier liegt des Pudels Kern! Hier entsteht oder vielmehr vollendet sich das seltsame Gefühl, daß der Leser bei der Lektüre des ganzen Werkes beschleicht; hier erfahren wir ehrlich, was der Verfasser eigentlicher für Religion fordert, — nur daß es so weit ab liegt von Allem, was wir sonst so genannt!

Doch wir wollen nicht kritisiren; in den Sähen, wie sie nun Schlag auf Schlag folgen, richtet sich das Religionsystem selbst. Wir haben bisher, daß eine Religion, die auf Nichts als den Glauben fußt, ein lustiges Hebelphantom bleibt, daß aber der Religionsunterricht überhaupt namentlich sei, am unentbehrlichen in der Schule, der Pfingststätte künftiger Kultur. Hier muß nun der wahre Religionsunterricht nach Freese's pädagogischem System aus Erfahrung durch Verstandeschlüsse sich fortpflanzend zur Vernunftkenntnis führen und aus der korrekten Umschließung der Vernunft und des Verstandes die harmonische Weltanschauung und Ueberzeugung konsolidiren! „Diese harmonische Weltanschauung läßt sich nur aus einer vorangehenden Weltanschauung gewinnen; die Lehre der Letzteren, ihr ganzer und einziger Inhalt ist aber die Philosophie, der Inhalt jener deshalb die Restphil. Das ist Freese's Religion und Re-

Religionsunterricht, in dem die Kinder, vor allem aber erst die Lehrer, unterrichtet werden müssen! Wenn aber in Erinnerung der mannigfachen Philosophielehren eine Verallgemeinerung derselben unmöglich, unmöglich demnach auch erscheinen sollte, den Kern ihres Inhalts der Jugend in der Form eines Religionsunterrichts mündredt und verständlich oder mindestens für künftig jugendlich zu machen, dem sagt der neue Religionslehrer: was einmal absolut nothwendig ist, muß auch absolut möglich sein oder möglich gemacht werden!

Hinsichtlich des Inhalts ist der „Religionsunterricht“ (anstatt der Bibel müßte dann wohl Rousseau's *Contrat social* gebraucht und anstatt Christi Bild, das der Götzen der Vernunft gesetzt werden!) nach Treese in folgende drei Lehrabtheilungen oder Lehrgänge einzutheilen:

A) Achtung vor dem Naturgesetz überhaupt, insbesondere vor dem der Schöpfung unentzogen zu Grunde liegenden Willkür; B) Verständnis der Sitten aus der Erkenntnis des auch für die Menschheit geltenden natürlichen Entwicklungsgegesetzes, als dessen bewußter Befolgung; C) Halt in der individuellen Situation, d. h. im Leben wie im Tode, als Trest und Aufrichtung und als Verzicht auf Unmögliches (Verzicht auf ein Jenseit oder eine leibliche oder auch geistig individuelle Auferstehung, sowie auf jede andere als eigene Auslösung, eigene Vergeltung und eigene Erlösung). Dies A. B. C. könnte man, so meint der Ersinder, bezeichnen, als: Lehre von Gott — Lehre von der Welt — und Lehre vom Menschen in seiner individuellen Situation, letztere eingetheilt nach den Gesichtspunkten von der Stellung des Individuums zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Genuß und Wahl, Wohl und Weh. Am übrigens keinen Zweifel aufkommen zu lassen über sein „Religionsbystem“, bemerkt Treese noch, er habe mit Bedacht die Hypothese eines Jenseits mit alldem Anhang und die allgeringste Berücksichtigung der „Erlösung“ durch einen Anderen als den zu Erlösenden selbst verwerfen.

Wir könnten unter Heister schließlich *Sapienti sat!* Nur noch aus der Schlußbemerkung sei die Vereinnahmung des Verfassers aufgeführt, seinen Religionsunterricht selbst zu erteilen, „da aber solche Umstände etwas fern liegen, so werde er es vorziehen, lieber den einfachen und sicheren Unterbau zugeben, auf welchem der aufmerksame und denkende Leser sich in den Stand setzen könne, einen wahren Religionsunterricht selbst zu erteilen.“ Gerade auf diese letzten Worte hin seien an Stelle jeder Kritik nur ein Moment hervorgehoben: Diese radikalen Ideen haben schon vor Treese'sche Zeiten zur Zeit der französischen Revolution energischen Ausdruck gefunden, auch sie sind Konfessionen gewesen und haben intolerant mit Blut und Eisen die Menschen zwingen wollen, an sie zu glauben; der Strom der Geschichte hat sie hinweggeführt, und Neues bietet und heut Niemand, der Religion mit Philosophie identifiziert.

Ein Herr Humm, dessen Buch wir hier gleich mit erwähnen wollen, bietet uns nach dieser Richtung hin auch nichts Neues. „In den Wäffen und wieder zu den Wäffen“ tönt es aus allen diesen übereifrigen gegen Rom geschriebenen Bänden und Büchern und eine Klimax der Forderungen an unsern Staat und an unsere Zeit wird aufgestellt, die in den radikalsten Produkten neuerer Literatur von einer Art sind, welche unwillkürlich auch den „Zerstörerlichsten“ herfschütteln läßt. Solch Alarmruf ist auch das Buch von H. Humm „Religion, Moral, Naturwissenschaft.“ Ein Alarmruf für das Wissen, gegen das Glauben.“ Auf sein Banner schreibt der Verfasser: „Was die Wahrheit dünkt, das veranlaßt mich.“

der „Deutschen Schulz. Neuenberg Verlag.

lage frei, und die Wahrheit sei dann Gott beschien“, Festings goldene Worte, oft nicht gleich Luther's „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!“ Dies Panier hochhaltend, gelangt er dann nach — nicht ganz neuen — Betrachtungen, die aber durch eingehende, oft nur zu wahre Beleuchtung der Schulverhältnisse interessiren, zu der radikalen Forderung: „Man nehme der Kirche alle und jede Gewalt! Dann aber, und das ist der weittragendste Schritt, reformire man die Bibel und setze an deren Stelle die Naturwissenschaft. Das Erste ohne das Letzte nützt nichts! Bleibt nur ein Dogma zurück, so ist dem Feinde das Haupt nicht zerhackt!“ Christus ist unsern Schriftsteller ein „erbahener, großartiger, riesengroßer, unerreichter Held für alle Zeiten, ein echter „Materialist“, ein Vorläufer Charles Darwin's.“ Dieser aber ist Humm's Messias: „Hellstrahlend steigt Darwin, ein in Licht und Wahrheit prangender einstiger Erlöser der Menschheit vom Kirchen- und Pfaffenhum mit seiner Entwicklung- und Zukunftslehre an das Tageslicht des hoffnungreichen Jahrhunderts empor! Und wahrlich, wer an ihn glaubt, der wird nicht sterben, sondern leben.“ So Herr Humm! Wie man auch diesen Materialismus beurtheilen mag, die Spuren seiner ersten energischen Schritte sind zu registriren; in denselben Tagen, wo man in Frankreich Wahrheit und am Rhein „das Letzte Jesus“ zum Letztlich macht, sind Bücher, wie diese, dräuende Zeichen der Zeit.

Dr. H.

Die Reichsthaler Kaiser Karls V.

II.)

Lebendes Briefe aus Rom liegen uns vor. Er schreibt an den Kaiser wie ein Reichsthaler an sein Reichthum, frei, unumwunden, schonungslos und doch nie verlegend. Gleich am Himmelserbtag läßt er sich also aus: „Ewiger Herr, nichts ist in der Gegenwart so wichtig in diesem Leben, als daß Ew. Maj. glorieus aus den deutschen Angelegenheiten hervorgehe. In Italien werdet Ihr für den besten Fürst der Erde gelten, wenn Gott uns die Gnade erweist, daß durch Eure Hand die Ketzereien geheilt werden, die in dieser Nation sich erheben haben.“ Dabei läßt er sich, gerade als ob er noch offizieller Reichsthaler wäre, auf die Belegung der Pfanden in alter Weise ein. In demselben Briefe berührt er die Satzung des Erbistums Tarragona. Er empfiehlt den Bischof von Barcelona. „Sollte es sich aber zutragen“, läßt er fort, „daß ein Person von Ansehen in Deutschland — (Luther, Melancthon) — auf diese Weise bewegen werden könnte, sich zum heiligen Glauben zu bekehren, so dürft Ihr nicht zweifeln, es ihm zu geben, selbst wenn er — (eine große Konfession für einen Spanier!) — ein Fremder sein und entfernt davon leben sollte.“ — „Die Ketzerei müsse man ja durch Wäffen oder sonst wie, z. B. durch Bestechung dämpfen. Dann wird Ew. Maj. ohne Zweifel für den glücklichsten Kaiser gehalten werden... Und tausend Leben, wenn ich sie hätte, würde ich für das, was ich sage, zum Pfande setzen.“ Am 21. Juni (1530) meldet er, daß Frankreich und England in Reich eintreten, weil sie Ew. Maj. so Eines Herzens mit dem Papste seien.“ Zwei Tage nach Eröffnung des Reichstags zu Augsburg theilt er mit, daß der Papst „Eure Kaiserliche Person mehr und mehr lieb gewinnt.“ Er rüht „die Fürsten zu

¹⁾ Vergl. Nr. 14.

²⁾ ed. Heine p. 5.

³⁾ ed. Heine p. 6.

⁴⁾ ed. Heine p. 9.

Bernunft zu bringen.“¹⁾ Ihm ist eben nur an des Kaisers Günst gelegen. Hin und wieder versteht er auch dem heiligen Vater einen Hieb. Am 6. Juli murrte er über ihn wegen der Eile, mit der er daran ging, einen Thron (1) zum Kardinal zu machen. Und daneben steht gleich die Bemerkung: „In dem heutigen Consistorio sagten fast alle Kardinäle, daß Em. Maj. der Euzel sei, der zur Heiligung der Christenheit vom Himmel gesandt sei.“²⁾ Gegen die Keger eusebius Coarva, bald Schmeicheleien zu brauchen, bald kräftige Drohungen, bald auch Geschenke und zeitliche Güter: auf diese Art habt ihr Gott eom Kreuze zu nehmen, um es Ihm zu vergelten.“³⁾ „Und wenn es nöthig wäre, ein Königreich zu verkaufen, um mit dem Gelde diese Krankheit zu heilen, so bitte ich Em. Maj., daß es doch verkauft werden möchte.“ — Am 18. Juli rath er, gegen die Protestanten Gewalt zu brauchen. „Die Gewalt allein heilt den Auffsand Spaniens gegen seinen König — (im Kriege der Communes von Kastilien) — und sie wird es auch sein, die Deutschlands Untrene gegen Gott kuriren wird.“⁴⁾ Dabei hält Coarva die Nothwendigkeit der Kirchen-Reformation aufrecht. So schreibt er am 30. August (1530) an den kaiserlichen Sekretär D. Francisco de los Cobos: „Gott gebe, daß die Zeit kommt, wo wir den geistlichen Stand noch weiter reformirt sehen.“ Nur von einer Reformation durch Schläme will er nichts wissen.“⁵⁾ Am 16. September (1530) urtheilt er vor dem Kaiser: „Ist das Konzil das Heilmittel, so urtheile Em. Maj. dahin, daß es da gehalten werde, wo ich nicht nur heisse, daß die Irrthümer, die entstanden sind, geheilt werden — in Rom? —, sondern daß daraus für unser Leben im weltlichen, wie im geistlichen Stande eine große Verbesserung entstehe.“⁶⁾ Nebenher geht dann immer noch der alte Rath der Gewalt gegen „diese verfluchten Menschen“ (1. Oktober 1530).⁷⁾ So er dringt jetzt in den Kaiser, daß dieser sich doch „mit kaiserlichem Geiste ermanne und fest darinnen sei, Wege und Mittel zu finden, um diese niederrichtlichen Verächter der Gebote Gottes und der Maj. zu züchtigen“ (8. Oktober).⁸⁾ Gegen „diese wilden Bestien“⁹⁾ solle er mit den Türken einen Vertrag (11), Frieden mit dem Bismarck (1) und ein herzliches Einverständnis mit dem König von Frankreich (1) anbahnen.“¹⁰⁾ Am 8. Oktober ist Coarva wieder sehr böse auf den Papst. „Wenn durch Weigerung des Papstes das Konzil nicht zu Stande kommt, so mag sich der Kaiser nicht beunruhigen. „Gott wird Euch wenigstens nicht Rechenhaftig abfragen, wenn der wahre Hirt das Heil seiner Schaafte gering schätzt.“ — „Die Macht des Papstes ist äußerst groß, aber nicht geringer ist die Schuld, daß er sie ganz hat thatschäblich zeigen wollen.“ Coarva geht hier so weit, an die „früheren Ausweisungen“ des siebenten Clement zu erinnern.“¹¹⁾

Der Reichstag zu Augsburg ist nicht nach Wunsch des Kaisers verlaufen, und doch fühlt Karl, daß Er nicht die Macht hat, die Keger mit Gewalt zu unterwerfen, wie Coarva angethan hatte. So er scheint sich vielmehr auf die Seite Quintanas, seines neuen Beichtvaters, gewendet zu haben. Doch stimmt Coarva traurig, und er erinnert den Kaiser: „Em. Maj. pflügen mit Pläne und Wünsche mitzuthun, und nachdem dann die Gründe von allen Seiten erwogen waren,

wurde ein Entschluß gefaßt; und selten haben wir, daß Irrthümer aus diesen Konferenzen entstanden.“¹²⁾ — Als nun aber die protestantischen Fürsten, ohne sich weiter um den Kaiser zu kümmern, noch vor dem Reichstagsabschiede Augsburg verließen, und die evangelischen Theologen bei ihrem Bekenntnis verharrten, da läßt Coarva vorläufig den kirchlichen Gesichtspunkt ganz fahren, um so mehr, da der Papst mit dem Kaiser darin nicht zusammengehen will. Am 18. November 1530 schreibt Coarva an Karl: „Da Ihr zur Züchtigung der Keger keine Macht habt, so begnüge sich Em. Maj. damit, daß sie Euch dienen und treu sein, wenn sie auch gegen Gott schlimmer als Teufel sind! Denn Euer Gewissen kann dabei ruhig bleiben. Arbeitet nur dahin, daß Euer Staat nicht zu Grunde gehe.“¹³⁾ So, in seiner spanischen Leidenschaftlichkeit geht er noch einen Schritt weiter. „Lasse Em. Maj.“, so schreibt er, „die Phantasie, Seelen zu befehren; beschäftigt Euch von jetzt ab damit, Körper zum Gehorsam gegen Euch zu bekehren!“ „Dies ist mein Rath, und ihn will ich mit meinem Namen unterzeichnen.“ — Man sieht, auch Coarva ist bei all seiner Frömmlichkeit vor allen Dingen ein Anhänger der kaiserlichen Religion.

So schiltet der Kaisertrater sich selbst. Douron¹⁴⁾ rühmt an Coarva die *moderation, prudence, désintéressement, douceur, franchise, sincérité*. Die Selbsthagen des Bischofs von Döma bestränken dies Lob auf sein gebüßtes Maß. „Eanftmuth!“ soll wohl die Milde gegen sein kaiserliches Reichthum sein: denn gegen die Keger schmaukt Coarva Gewalt und Mord. Mäßigung zeigt sich auch nur darin, daß er nachsieht, wenn er rben muß; aber so lange irgend eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges vorliegt, kennt er keine Schonung. Dabei ist seine Klugheit nicht ohne noblesse. So rath er, den gesungenen Franz I. ohne jede Bindung frei zu geben. Auf das ritterliche Herz und die Entschlüsse des französischen Monarchen, wie auf das Gemüth der Spanier hätte ein solches Verfahren einen bessern Eindruck hinterlassen, als das gegenwärtige, das Karl desolgte. Daher Coarvas hohes Selbstbewußtsein: „Der Kaiser sei selten schlecht gefahren, wenn er seine Rathschläge befolgte.“ Hatte doch Karl Beweise in der Hand, daß es Coarva mit ihm gut meinte. Der Kardinal von Döma ist nie Papst geworden, wie man wohl eine Zeit lang erwartete. Ob er selber sich nach der Kathedra Petri geseht hat, steht dahin. Am 18. Februar 1546 erhielt er vom Papste die Bekräftigung als Großinquisitor von Spanien und tritt damit als Beichtvater in die Reihe der Talavera, Terquemada und Jimenez ein. Aber schon zwei Monate später verschied er, Rechenmühseligkeitsdrück, am 22. April desselben Jahres.“¹⁵⁾ Es war das Todesjahr Euthers. Jimenez, der erste Beichtvater des fünften Karl, war im Reformationsjahre (1517) gestorben.

IV. Doch mitten in das Leben des Bischofs von Döma hinein fällt die Auntdauer eines andern kaiserlichen Beichtvaters. Seit Ende April des Jahres 1530 nennt die Chronik denjenigen, der am Orte Karls V. steht, Quintana.¹⁶⁾ Seine Berufung zum Beichtvater ist seitens des Kaisers eine Konjesson an die ehrenfeste, tapfere deutsche Nation. Schon auf dem Reichstage zu Worms hatte diese an dem Beichtvater Elapion so entscheidenden Anstoß genommen, daß sie insgesammt gegen ihn ihr Mittel schlägt. An Coarva würde sie gewiß sich noch viel mehr

¹⁾ ed. Heine p. 12. ²⁾ ed. Heine p. 16. ³⁾ ed. Heine p. 17.

⁴⁾ ed. Heine p. 20. ⁵⁾ ed. Heine p. 37. ⁶⁾ ed. Heine p. 39.

⁷⁾ ed. Heine p. 41, cf. 8. Oct. p. 48. ⁸⁾ ed. Heine p. 49.

⁹⁾ ed. Heine p. 51. ¹⁰⁾ ed. Heine p. 42. ¹¹⁾ ed. Heine p. 50, 51.

¹²⁾ ed. Heine p. 51. ¹³⁾ ed. Heine p. 65.

¹⁴⁾ Hist. des Dominicains. IV. p. 95 sq. ¹⁵⁾ Llorente II. 143.

¹⁶⁾ Laysa partis para Roma, y quedo por confesor de Su Majestad Quintana (Navarrete, IX. 557).

Deutschland unternommen hatte.) Erwet bezeichnet ihn im Briefe kurzweg als den Beichtvater des Kaisers. Allein von Antiochen wurde Juan Quintana als erst seit 1529 nach der Krönung von Bologna. Coaspa aber führte ebenfalls den Titel weiter und intriguirte weiter gegen den, der es gewagt hatte, ihn zu erheben. Für solche Intriguen gewann er einen mächtigen Bundesgenossen an dem neuen Minister. Ueber Quintana's Vertheilung war eines (Eisenhauers Sohn?) geschritten. Nikolaus Granada, Coaspa's Freund, haßte den Quintana wie Quintana, Quintana's Feind, den Coaspa geliebt hatte. Diesem vereinigt hat gelang es, den Quintana, auch da, wo er am meisten bedrohte, in geheimnißvoller Dunkelheit zurückzuhalten. Es ist sehr merkwürdig, daß nicht nur im Briefwechsel des Bischofs von Viena, sondern auch in allen offiziellen Listen des Augsburger Reichstages der Name Quintana völlig ignoriert wird.¹⁾ Die Listen sind zu genau und sorgfältig durchgeführt, daß Briefwechsel beruht zu häufig die Entlassung des Coaspa, als daß jenseitige sonderbare Schweigen als ein bloß zufälliges angesehen werden könnte. Aber auch der ihm geheime Amtstitel scheint dem Fürstbischöf Quintana verweigert worden zu sein. „Da mir, schreibt Coaspa dem Kaiser, der Name des kaiserlichen Beichtvaters bleibt, so ist es billig, daß ich, so lang ich lebe, Euch zu rufen lade.“²⁾ — Der Grund läßt sich hören, und doch klingt es sehr, als ob, kurz vor diesem Schreiben, der Kaiser dem allmächtigen Kardinal einen Verweis gegeben habe, er solle sich nicht ferner um Dinge kümmern, die nur seinen Beichtvater angingen. In der Antwort scheint Coaspa sich auf einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers zu stützen, fast dessen ihm der Titel Confessor S. M. C. verleiht. Jedenfalls ist es ein vereinzeltes Factum, welches hier vorliegt. Denn durch nichts erhellt, daß es Brauch gewesen wäre, den früheren kaiserlichen Beichtvater bis an ihren Tod den Beichtvater-Titel zu belassen. Säre aus von Quintana, etwa aus Regensburg oder Nürnberg, eine gleiche Anzahl Kaiser-Briefe aufbewahrt, wie von Coaspa, so wüßten wir mehr Licht über die damaligen Hoffströmungen erhalten; würden aber gewiß auch gewahr werden, wie Quintana, der Patriot und kirchlich Liberale, sein kaiserliches Beichtkind zu schützen, zu erziehen und zu retten, andere Wege eingeschlagen hat, als der strenge, eiserne Kardinal-Bischof von Viena.

Schweden.

Schwedische Dichtergruppe.

Böttiger, Stranderberg und ihre Nachfolger.

Wenn wir heut unsere Blicke zu dem eigentlichsten alten Schweden, so sehen wir dort über der Prosa des Lebens die

Sängerfabae schweben. Wir wollen hier nicht eindringen in die dichten Reize der Sängerschaaren, sondern nur auf die Heerführer ihrer Aufmerksamkeit richten, die dieser singlustigen Schaar vorangehen.

Wie verschieden auch die einzelnen Urtheile ausfallen mögen, so müssen sie doch alle daria übereinstimmen, daß Carl Wilhelm Böttiger^{*)} der größte Dichter der Gegenwart ist. Bald ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem die ersten Klänge seiner Muse ertönten, und die damalige Erwartung, einst in ihm einen großen Dichter zu sehen, ist nun verwirklicht. Allerdings ertönt seine Keier nur selten, aber wenn es geschieht, so hallen seine Pieder im ganzen Lande wieder, und die schwedische Dichtkunst feiert in ihnen immer neue Triumphe. Böttiger hat nicht nur für seine ästhetisch gebildeten Zuhörer Meisterstücke gedichtet, die sowohl der Form, wie auch dem Inhalte nach vollendet sind, und damit einen unschätzbaren Einfluß ausgeübt auf das Dichtergeschieht, das um ihn her angewachsen, — sondern er hat auch, wie Wenige seines Gleichen, für das Volk gedichtet. Mit welcher Begeisterung wurden vor einigen Jahrzehnten seine Pieder vom Volke begrüßt! Dasselbe hatte schon lange vorher der Musik gelauscht, die ihm entgegenlief aus dem Winde, der in den Gipfeln der Bäume sein Zpiel treibt, von den Vögeln, deren Lied von den Zweigen der Bäume erklingt, von den Blumen, die zu ihren Füßen in Loden flüstern, die allein das Kind der Natur zu verstehen und zu denken vermag. Ann ersehen diese Musik in Worte gekleidet, und noch in späteren Jahren wird der Volksgesang die Erinnerung festhalten an „einen Mittag in Wärend.“ Dieser gelehrte Professor der Aesthetik hat sich nicht nur große Verdienste um die Wissenschaft erworben, und ist in dem geweihten Tempel der Dichtkunst mit Vorbeeren gekrönt, sondern er hat auch für ein ganzes Volk gesungen.

Es liegt jedoch in der Natur der Dichtkunst, daß jeder wechselfelnde Tonfall derselben auf eine besondere Art das Herz dessen berührt, der ihn vernimmt, und daß daher ein gewisses Talent, ein gewisser Grad von Weltkenntnis, eine gewisse Höhe des Schönnheitsfinnes, oder eine gewisse Tiefe des Gefühls erforderlich ist, um von dieser oder jener Eigentümlichkeit des betreffenden Dichters sympathisch berührt zu werden. Möge jeder Dichter sich befriedigt fühlen durch das Lob und die Anerkennung derer, die vorgeweiht seinem Gesange ein aufmerksames Ohr leihen; und nicht gering ist die Anzahl der Zuhörer, die sich sammeln um Carl Wilhelm August Stranderberg (Talis Qualis),^{**)} der mit Freidithrich im Dergen und Schwerterklang im Gesange, seine Pieder an die waffenfähige Jugend im Lande richtet. Er nahm er mit Keier und Schwert Theil an den Hülzingerspielen der schwedischen Jünglinge, ähnlich den alten Warden, die die Darfe auf panger-

^{*)} Carl Wilhelm Böttiger ist geboren in Wexleröd in Westmanland den 15. Mai 1807. Wurde Student in Upsala 1825, Dr. phil. 1833, Dozent an der Universität Upsala 1834, Adjunkt 1835, Professor der Aesthetik und modernen Literatur 1836, und ist jetzt Professor emeritus. Einer von den 18 Mitgliedern der schwedischen Akademie wurde er nach dem Tode seines Schwiegervaters Gajus Tegné 1847. Er ist Mitglied mehrerer in- und ausländischer gelehrter Vereine, Kommandeur des Nordstern-Ordens und Ritter des norwegischen St. Olavs-Ordens und des dänischen Dannebrog-Ordens.

^{**)} Carl Wilhelm August Stranderberg ist geboren in Stigstama in Södermanland den 16. Januar 1818, wurde Student in Lund, hat sich seit 1840 in Stockholm als Schriftsteller niedergelassen und ist jetzt Redakteur der Post- und Reichsanzeiger. Ehrenaktor bei der Jubiläumfeier der Universität in Lund. Er ist Einer von den 18 in der schwedischen Akademie, sowie Kommandeur des Nordstern-Ordens.

¹⁾ Artigny. Mémoires II p. 100. Bekehr vom 5. April 1555.

²⁾ Sisland. Commentar. VII. 182. — Schiller, Abfall der Niederlande (Werke VII. Stuttgart. 1844.) p. 91.

³⁾ Coelestinus, Histor. Comitor. 1530. fol. 122 b. — Georg Spaldin „Augsburger Tagebuch“ (Ruthers Werke ed. Walch. Tom. XVI. p. 582 al. — Coelestinus nennt unter den Audien Caesareo Majest. zu Augsburg I. I. den Episcopus ab Osmo. Er hat also den Quintana für den Coaspa gehalten. Der seltsame Spruch folgt auch nach Werke für: Ref. Gesch. IV. I. XIV. cap. 4. p. 146.

⁴⁾ Wenigstens die des Hauptregiments der Königin von Ungarn.

⁵⁾ 16 Octob. 1550. ed. Heine. p. 56.

befleideten Schülern trugen. Er dichtet seitdem in weichen Tönen, aber seine Lieder besitzen noch dieselbe Anziehungskraft wie früher. Es ist nun eine geraume Zeit verfloßen, seitdem er eine neue Sammlung seiner Gedichte herausgegeben, aber auch seine zerstreuten Lieder sind allgemein beliebt und machen die Hoffnung rege, daß auch sie einst zusammengebracht werden zu einem neuen Bande lauter Poesie, womit er das schwedische Herz an seinen geliebten Namen festsetzt.

Auch das ist ein Verdienst, daß die Musensöhne mit unvergänglicher Ehre schmückt, wenn sie nämlich solche Meisterwerke der Dichtkunst, die ursprünglich andern Völkern angehören, durch meisterhafte Uebersetzung, der Literatur ihres eigenen Volkes einverleiben.

Sowie Strandberg die schwedische Nation zum Verständnis und Genuß der genialen Dichtungen Lord Byron's geführt hat, so hat ein anderer Dichter derselben Zutritt verschafft zu den blühenden Lustgärten der Poesie, die auf Italiens klassischem Boden zu finden sind. Carl Anders Kullberg*) hatte schon durch seine Gedichte „die Schöpfung des Weibes“ und „Sonette an Julia“ die Verehrer des Parnassus erobert, als er durch eine Gedichtsammlung, worin klangreiche Kunstfertigkeit mit tiefem mächtigem Gefühle gepaart erschien, sich allgemeine Anerkennung erwarb. Kullberg's Künstlerkraft zeigte sich jedoch erst in ihrer Vollendung in einer Episode aus dem „befreiten Jerusalem“ von Torquato Tasso, worin die Aniel der Armida geschildert wird. Wohl bejah die schwedische Literatur schon vorher eine Uebersetzung dieses Meisterwerkes, doch war dieselbe ganz in Vergessenheit gerathen; und erst seitdem Kullberg vorzügliches Werk der Oeffentlichkeit übergeben war, wurde sein Volk wahrhaft hingerissen von dem Zauber der Dichtkunst Tasso's. Aber eine noch mühsamere Aufgabe stellte er sich in der Deutung der Läne, die „die Nachtigall von Ferrara“ sangen. Die Uebersetzung eines Werkes, wie Kriostof's prachtvolles Ritterepos „der rasende Roland“, von der Hand des Dichters meisterhaft ausgeführt, ist ein dauerndes Ehrendenkmal für ihn geworden, das von zukünftigen Geschlechtern, stets mit frischen Krängen der Dankbarkeit und Bewunderung geschmückt werden wird.

Einstmals sang Kullberg von einem andern Dichter:

„In stille Raß'
Verwandelt du
Die Stürme, die im Herzen wohnen.
Und bindest weiter dann an Rinden Liederfranz.
Nicht nicht geboren für des Ritters kalte Zenn,
Der Säulen würde beider Läne Mühsal noch reicher lohnen.“

Es war Johan Rubem**), der damals noch „hand an seinem Liederfranz“, dessen Blumen aber noch nicht verweltet sind, obgleich die Hand zu erschaffen scheint, die sie hineinzuwenden.

Rubem's Lieder erschallen mächtig und hinreichend wie das Brausen eines Wasserfalles, der bel seinem Sturze einen Schaum glänzender Perlen um sich her wirft. Seine Muse trägt, wie ehemals Jeanne d'Arc, das Schwert in der einen, und die Fahne der Freiheit in der andern Hand, und das schwedische Volk, das von Alters her diese Sinnbilder liebt, weiß auch Johan Rubem unter seine Lieblingsdichter zu zählen.

*) Carl Anders Kullberg ist geboren im Griftorp in Westergötland den 26. October 1815. Student in Upsala 1835. Wohnt jetzt in Westergötland. Ist Einer von den 18 in der schwedischen Akademie und Ritter des Nordstern-Ordens.

**) Johan Rubem ist geboren in Upsala den 8. December 1815. Wurde dasebst Student 1835. Wohnt jetzt in Wästerg.

Der menschliche Sinn verlangt nach Abwechslung. Daher kommt es, daß dasselbe Auge, das seiden im Schooße der Natur dem milden Zauber des Katarakts gefolgt, in der nächsten Stunde Gefallen findet an der versteinerten Kunst, die

„... Keine Fontänen frei spielen läßt,
In Eist und Sonnenlang beim Bräuterkast.“

Mit diesen Worten hat Carl Enollett*) eine kleine Zeichnung seiner Lieder entworfen. Als der jüngste in der schwedischen Dichterschaaft ist es ihm doch schon gelungen, seinen Namen als Dichter zur Geltung zu bringen; und darf man an den Entwicklung, in der seine Dichtung fortgeschritten, auf die Zukunft schließen, so dürfen wir in ihm einen Dichter ersten Ranges betrachten. Enollett ist vorzugsweise Kenner der Künste. Daher hat er seinem Liede nur kleine Gedichte gewidmet, aber obgleich dieselben beim ersten, flüchtigen Blicke, wie eine Danksagung für blumengeschmückte Biese zu riefeln scheinen, so erweitert sie sich doch bei näherer Unternehmung als ein Springbrunnen, der in seinem Sommerregen die Hand der bildenden Kunst verrieth.

Die meisten seiner Gedichte tragen dieses seine Gepräge. Sie überraschen nicht durch die feurige Gluth einer reichen Phantasie, wohl aber durch ihre innere Vollendung und ihren Gedankenreichtum, während die Sprache sich gleichsam ihrem eigenen Gange zu freuen scheint.

Die Dichtkunst wurde ehemals die heitere Wissenschaft genannt, und ist es auch heute noch wahr, daß, sowie die Frühlingssonne die Blumen unter der schmelzenden Schneedecke hervorruft, so auch die Dichtkunst Blumen der Freude aus dem Stamme der Erde weckt. Wie ist doch die Erde so schön, wenn rings um uns her die Klänge der Freude und des Glückes ertönen, und wech herrliches Loos ist, mit einigen frischen Liedern die säuselnden Pfeifen aus dem Leben überdönen zu können! Es wandert zu draußen auf den ländlichen Fluren des schwedischen Landes ein Sänger umher, der große Bedeutung hat für die Freude des Volkes. Wo immer der Dorfmusikant sich zeigt, hat er Freude und Lust im Gefolge. Groß und Klein, Alt und Jung kommt zu ihm um ihn her, und für Jeden hat er einen Ton, der zum Herzen dringt, und dasselbe fröhlich stimmt. In der Hoffnung nicht mißverstanden zu werden, wollen wir Elias Schibsted!), einen solchen Dorfmusikanten im Großen nennen, der singet und spielend im ganzen Lande umherzieht. Man kann es einen Triumphzug nennen, wo die Huldigung wahrlich nicht ausbleibt.

Selbst wandert er sorglos dahin und kennt über seine Belohnung; in seinem Liede besteht er den treuesten Freund in der Welt, und andre Freunde kommen ihm überall entgegen. Einmal, wenn die Läne des alten, wohlbekannten Spielmannes erklingen sind, und das Volk vergessens seiner Küstler hört, so wird auch die Heiterkeit verstummen; und was er da draußen auf den Dörfern gewirkt hat, das wird deutlich aus der bestrittenen

*) Graf Carl Johan Gustaf Enollett ist geboren in Stockholm den 8. September 1841. Wurde Student in Upsala 1860. War das Rangjahr am 1864. Wurde im letztgenannten Jahr General-Ordinarius im Finanz-Departement. War in den Jahren 1865 bis 1866 Mitglied bei der schwedisch-norwegischen Gesandtschaft in Paris. Wurde zum zweiten Secretair ernannt an dem Kabinett für Kunst in Stockholm 1866.

**) Elias Schibsted ist geboren in Hernshus in Angermund den 8. December 1818. Wurde Student in Upsala und widmete sich dem Steuerfache. Wurde zum Inspektör beauftragt in Stockholm 1842. Rahm seinen Abschied 1869 und wohnt jetzt in Stockholm.

hinge hervorklingen: „Wer wird und nun zum frühlichen Tange aufstiegt?“

Die Sage erzählt von einer Insel,
Wo Alles, was die Erde Schöner sich erdenkt,
Frei herrschen darf, von keiner Zeit bestraft.

Auch die Poesie hat ihre Insel der Glückseligkeit, zu der wohl im Allgemeinen dem Erdensohne der Zutritt verweigert ist; doch an der Hand des Dichters können wir uns erheben über diese paradiesischen Auen, so daß wir, wenn auch aus der Entfernung, doch die wunderbaren Klänge vernahmen können, die von dort zu uns emporsteigen. Dort herrscht ewiger Frühling:

„Das Licht — veraltet, doch der Dichtung Sterne
Kehrt ungefurcht, es auch die Jahre flieh'n;
Der Zeiten Ruh, — zum Stillstand sie es zwingt,
Dem Menschlichen sie den Frühling bringt.
Ein harter Wille lebt, der niemals welcket,
Gefühle, deren Klang die Zeit nicht fliehet,
In Sang und Heiligkeit wird man die Deutung finden.
Ob in der Eternität die kühnen Kräfte schweben
Der Geist behält die Kraft, der Wesen schenken sie,
Der Glaube ist's, die Lieb', die Poesie!“

D. B.

Frankreich.

M. Végoué über Scribe.

Eine gerechte und maßvolle Beurtheilung hat Scribe neuerdings durch M. Végoué, Mitglied der Akademie, in einer der literarischen Sonntagsgesellschaften (*Matinées littéraires du Dimanche*) im Théâtre de la Porte Saint-Martin gefunden. Den Kern des Vortrags, den der Verfasser zunächst auszugeweiht in der *Revue politique et littéraire* veröffentlicht, bildet die Charakteristik der sozialen und moralischen Stellung Scribe's in seiner Zeit und unter seinen Kunstgenossen. Der komische Dichter erwacht aus der in seiner Zeit und der Kreis seiner Lebensanschauungen aus dieser, und aus dem gesellschaftlichen Kreise, dem er angehört. Scribe gehörte nach Geburt und Lebensanschauungen dem wohlhabenden Bürgerstande an, er ist der Dichter der rue Saint-Denis, der arbeitssamen, bescheidenen, ehrenhaften Kaufmannsstände, dessen Pünktlichkeit, wie die des Dichters, in die Zeit des Bürgerkönigthums fällt. Scribe ist der Dichter des gesunden Verstandes und des verständigen Gefühls, der Verherrlicher der bürgerlichen Tugenden. Dabei sein prinzipieller Gegensatz gegen die moralischen und poetischen Ungeheuerlichkeiten der romantischen Schule, die ihn zuletzt in der Gunst des Publikums überlappete. Auch er behandelt die stillosen Probleme des Familien- und Gesellschaftslebens, aber in ganz anderer Weise als die *Tamou* und *Victor Hugo*. Es ist nicht so neu als treffend, was der französische Kritiker zur Bezeichnung dieses Gegensatzes sagt: Nach einer Verheißung der *Marriage d'inclination* von Scribe sei ein junges Mädchen ihrer Mutter in die Arme gefallen mit dem Bewußtsein, daß sie im Begriff stehe, sich von ihrem Liebhaber trennen zu lassen. Nach einem ähnlichen Stuch von einem *Tamou* würde das junge Mädchen ihrem Liebhaber in die Arme stürzen sein mit der Aufforderung, sie zu entführen. Dies zur Charakteristik des moralischen Gegensatzes der beiden Richtungen. Was seinen politischen Ueberzeugungen stand Scribe ebenso ent-

schieden aus Seiten des gebildeten Mittelstandes: er war constitutionell liberal. Nie fühlte er sich recht heimlich in den aristokratischen Kreisen, in denen er leicht Zutritt fand; sein Faubourg Saint-Germain, sagt Végoué in seiner prägnanten Weise, war die *Chausée d'Antin* oder höchstens der Faubourg Saint-Honoré. Er war dem Königthum ergeben und oppositionell gegen die Minister, laizistisch gegen die Kammer. Nichts war ihm mehr zuwider als politische Mantelträgeri und Gefinnungslosigkeit; denn ihm war seine politische Meinung angeboren und anerzogen, ein Stück seines Charakters, nicht seiner Zollette. — Ein ergötzliches Geschichtchen erzählt Végoué aus den ersten Jahren des zweiten Kaiserreichs: Scribe trifft in einer Gesellschaft einen Jugendfreund, der seine unbedeutende politische Rolle gespielt hat. „Wie geht's dir?“ fragt dieser. „Hast du etwas Neues auf Lager?“ „O ja“, antwortet Scribe, „ich habe ein vortreffliches Sujet: einen Pair *Comte-Philippe*, der unter Napoleon III. Senator wird. Ist das nicht sehr komisch?“ Der Freund antwortet kühl und entfernt sich. Scribe wird kugig, in der Abendzeitung oder liest er die Ernennung jenes Herrn, der ein Pair von Frankreich, zum Senator. Wenn die *Knechte* edel ist, gewiß ein Beweis für Scribe's Talent, daß zeitgemäß Komische richtig zu treffen.

Die Hauptverwürfe der Kritik richten sich bei Scribe gegen seine Charakterzeichnung und gegen seinen Stil. Die Mängel des letztern entpringen meist aus der fahrlässigen Art, wie Scribe arbeitete. Doch war er auch zu sehr Kind seiner Zeit, d. h. der zwanziger Jahre des Jahrhundert, deren Sprache er mit allen ihren Fußfälligkeiten ohne Kritik in seinen Dramen reproduzierte. In seinen Libretti endlich war er oft ein allzu gefälliger Diener des Voltaire, Kader und Reuterbeer.

In einer psychologisch-verfeinerten Charakteristik hat er es, mit Ausnahme einiger wenigen Gehalten in seinen politischen Komödien, nie bringen können, sein Talent für das Dramatische oder besser Theatralische war prädominierend. Es hinderte ihn, die Menschen als Menschen zu studiren; er betrachtete sie stets als Theaterfiguren. Daher hat er wohl viel treffliche, theatralisch wirksame Rollen geschrieben, aber keine Charaktere geschaffen. Man braucht nicht Shakespearesche Beispiele zur Vergleichung herbeizubolen, um hernachzufühlen, daß Scribe's Personen wohl den jetzmaligen Situationen entsprechend reden und handeln, aber niemals einen tieferen Einblick in ihren Charakter gestatten, so daß man sich ihr Auftreten auch unter anderen Umständen vorstellen könnte. Das ist es hauptsächlich, was Scribe zum Dichter von Gottot Gnaden schloß: seine Personen sind keine Menschen, sondern Puppen, für die bestimmte Situation dressirt, und seine Bretter sind nicht die, welche die Welt bedeuten, wenn wir auch aus Höflichkeit gegen die Namen des Dichters die Fortführung des Vergleichs unterdrücken. Schmolte.

Italien.

Heinrich Ros, *Italiänisches Seebuch*.)

Heinrich Ros, dem wir bereits eine Reihe frischer Natur- schilderungen, namentlich aus den bairischen und österreichischen Gebirgen, zu danken haben, bietet dem deutschen Publikum in dem so eben erschienenen „Italiänischen Seebuch“ eine neue

*) Stuttgart: 1874, bei Paul Neff. VIII u. 482 S. in Octav.

Brucht seines Wanderknechts. Seine Studien beschränken sich indessen keineswegs auf jene herrlichen Wasserpiegel, die vom Lago maggiore bis zum Gardasee hin den lichtstrahlenden Schmuck der italiänischen Alpenabhänge bilden und deren vielgepriesene Ufer das Reiseziel so vieler Tausende sind; sondern von den Engenen des adriatischen bis zu den tiefstürzenden ligurischen Meeres, von den Maremmen Toskanas und den lateinischen Gestaden, von den rothen Eisenstein Elbas und den feuerdurchlötheten Klippen Capris: überall aus ganz Deutschland wählt er den Stoff für seine Naturansichten und Lebensbilder. Wem mag man dem Verfasser glauben, daß dieser Stoff nicht auf einer Fahrt gesammelt worden ist. Vom Eidamont bis zum Christmonat, so versichert er uns, giebt es keine Zeit, zu welcher er nicht diesen oder jenen Theil der Alpen zu Fuße überschritten und nach Italien hinausgestiegen wäre. So ist er im Stande, was wenige der zahlreichen Italiensfahrer vermögen, seine Landschafts- und Lebensbilder in der Beleuchtung der verschiedenen Jahreszeiten vorzuführen, und die Seen und die Meeresküsten, sowie das Thun und Treiben ihrer Umwohner in sommerlichem Glanze, wie in winterlicher Trübung zu zeigen. In der vorliegenden Ausgabe, die er seinem Geißel diesmal stellt, steht dem Zeichner somit ein ungewöhnlich reiches Maß von Selbstschauung zu Gebote.

Nichtsofort weniger wird, wer Heinrich Roß's frühere Darstellungen aus Wälschtyrol kennt, sein neuestes Wanderbuch nicht ohne einige Beforgnis in die Hand nehmen. Denn jene Schilderungen verweilen mit Vorliebe bei den minder erfreulichen Seiten des italiänischen Lebens; sie wurden nicht müde, in kraffen Farben die Armut, die Unbildung, die physische und moralische Verkommenheit der Wälschen in Südtirol zu veranschaulichen; sie erhoben gegen den italiänischen Volkscharakter so viel Ausstellungen und Anklagen, daß man zu seinem rechten Bezagen zu kommen und dem Verfasser trotz aller seiner Ortskenntnis und Ausführllichkeit nicht recht zu trauen vermochte. Gleich Empfindungen ruft nun leider auch sein „Italiänisches Leben“ in recht starkem Maße nach. Mit einer Einsicht, die durch die überschwänglichen Schönfärbereien vieler Reiseberichte über Italien hervorgerufen sein mag, die sich aber von der Wirklichkeit nicht minder weit entfernt, hebt Roß vorzugsweise und aufs Nachdrücklichste die Schattenseiten des Südens hervor. Die Hitze, der Stomb, die blendende Sonne des Sommers, die Unwirtlichkeit der Hüner im Winter, die Elendigkeit und Dede des Lebens in den Kleinstädten, die Dürftigkeit der Hüter und Hirten, die Zubringlichkeit der Bettler, die Klagen über Unreinlichkeit und schlechte Kost: das Alles macht sich in diesem Buche mit einem Mangel an Humor und mit einer Verdrißlichkeit breit, wie wohl seit dem Tode des ehrsam Sebaldus Rothemann in keinem anderen deutschen Wanderbuche über Italien. In ebenfalls bewußtem Gegensatz zu der sonstigen Reiseliteratur verheißt der Verf. schon in der Vorrede, es werde in seinem Buche „von Geschichte und Kunst kaum die Rede“ sein, und er ist eigensinnig genug, diesen wunderlichen Voratz selbst da zu halten, wo ihm das nicht ganz leicht gewesen sein kann, z. B. in Florenz. Dafür bekommen wir denn haaren Auges folgenden Seesenergeß über die Knechtstube zu lesen:

„Und wie schaut's dransin, in den engen finstern Straßen des „himmlischen Firenze“ aus? Von dem Augenblicke an, wo ich die aus Mistfrauen gegen Ausgriffe des hochgebildeten Toskanervolks schleichschleichmal verengten Kassenhalter der Eisenbahn gesehen habe, bis zur Kunde über die halbtödtgebehten Mäthen, die knochendürren Hunde, den langweiligen und un-

schönen Lungarno hat mich die Nicolaische Proune nicht verlassen. In solcher Raune saßen Einem die bekannten Plagen Italiens jenseits lästig. Die Anzahl der Strophuliden, Krüppel und Zwerge, die in Florenz herumlaufen allein war es, welche den Kerger mitunter in Mitleid abschwächte. Die eifigen, steifen Häuser der Stadt ohne Licht und Luft, ohne Heizung, ohne eine einzige behagliche Stube, die Kellerluft, die aus kühnem Thorängen modernit herausdringt und selbst im kalten Winter weiter als noch kälter Zug empfunden wird, müssen fleisch Gärung hervorbringen. Ich lachte über den deutschen Philisten, der von der „blühenden Stadt“ schwärmt und sie sich in ein Strauß von Orangeblüthen eingebüßt vorstellt.“

Und so weiter. Unser Rothenther redirevius weiß dann schließlich in der That Michelangelos nichts Besseres anzufangen, als sie mit dem Rücken anzusehen und Schwigebilder in den unterirdischen Gewässern der Montefumano-Grotte bei Orsino zu nehmen. Wägen sie ihm wohlbedenken sein.

Nach mehr als diese Ausdrücke persönlichen Mißbezagens sind ihm aber die herben und übertriebenen Urtheile zu verargen, in denen er sich bei jeder Gelegenheit über das neue italiänische Staatswesen und seine Leiter ergeht. Bekannt ist es ja, wie auch die Italiäner machen diese Erfahrung, daß die Kleinstaaterei billiger ist, als die harten Anforderungen, welche ein moderner Großstaat an die Oserfäßlichkeit seiner Angehörigen stellt. Nicht minder notorisch ist es, daß gerade in Folge der langen Gewöhnung an die Klein- und Zwergherrschaft der früheren Jahrhunderte es den unteren Klassen, insbesondere der Landbevölkerung in manchen Provinzen des neuen Königreichs recht schwer fällt, den Ansprüchen zu genügen, die gegenwärtig in Steuern, Militär- und anderen Kosten an sie herantrifft. Es ist durchaus begreiflich, daß diese Kosten Klagen hervorrufen, und wir wollen nicht bezweifeln, daß mancher Reichthümer der Lombardie oder Weinbauer von Toscana sich nach der Goldgrube Aegyptens, wollte sagen, der Oesterreich und der Herzog zu wendete. Zudem wäre es doch sehr irrig, derartige gelegentliche Klagen der Unzufriedenheit für bare Münze zu nehmen, oder ihnen gar die Bedeutung einer allgemeinen Mißstimmung über die neuen Verhältnisse beizulegen. Am allergeringsten ist es sicherlich, wenn man, wie dies von jenen bauerlichen Malcontenten allerdings ohne Zweifel geschehen wird, alle Schuld an dem Pröden und Unbequemem der gegenwärtigen Zustände ausschließlich den leitenden Politikern Italiens in die Schuhe schiebt. Unser Verfasser that dies in der angeführten Weise; er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, um der italiänischen Regierung etwas am Zeuge zu fassen und Gegenwart und Zukunft des Landes in den trübsten Farben zu malen. Wie einsichtig er hierbei verfährt, erhebt zur Genüge aus dem Umstände, daß er beispielsweise bittere Anklagen über die Vernachlässigung des Schulwesens und der Fürsorge für die sittliche Erziehung des Volks gegen das heutige governo richtet, während Jeder, der Italien vor der Einigung gesehen hat, nichts Frevlicher und dankbarer empfindet, als die großen Fortschritte und Verbesserungen, welche auf diesem Gebiete, Dank der Aufregungen der italiänischen Staats- und Gemeindegewalt, seit 1861 gemacht worden sind. Freilich bleibt noch viel, sehr viel zu thun übrig; aber mit welchen Schwierigkeiten die Organisationen des italiänischen Volksschulwesens zu kämpfen haben, das könnte Herr Roß, wenn seine eigenen Beobachtungen ihn hierbei im Stiche lassen sollten, unter andern von einem deutschen Naturforscher erfahren, auf den er sich gelegentlich selbst beruft. Wir meinen die seiner Zeit auch im „Magazin“ angezeigten Briefe,

welche der Brünner Geologe Prof. Gerhard vom Rath über seinen Ausflug nach Galabrien herausgegeben hat. Sie bezeugen, mit welchem Nachdruck in diesen arg vernachlässigten und vernünftigen Südpflanzen von der Regierung gegen die schweren Schäden des früheren Systems angeknüpft wird. Auf diese Schrift möchten wir aber nicht blos den Verfasser des „Italienschen Seebuches“, sondern auch die Leser desselben aufmerksam machen. Sie finden, wenn Sie nicht aus eigener Kenntnis Italiens die Einseitigkeiten und den Beschränkungen der Köstchen Auffassung zu berichtigen vermögen, in dem übrigens auch sonst sehr lehrreichen Buchlein des Professors vom Rath das Material dazu.

Amerika.

Eine völkerverbindende Revue.

Durch die Großartigkeit ihrer praktischen Gesichtspunkte zeigen die Unternehmungen des Amerikaners auf den verschiedensten Gebieten diejenigen des Europäers zu überflügeln. Und wie der ungeheure Länder-Reich der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika durch ein Neben- und Zueinanderleben der ursprünglichen getrennten Rassenqualitäten vor allen Völkern der Erde sich auszeichnet, so mußte auch in jenen transatlantischen Zonen eine Amalgamierung der mannichfachen nationalen Typen sich vollziehen: eine Amalgamierung, die in dem stets von Neuem sich verjüngenden Prozeß ihres Kreislaufes, die größte Virtuosität in Aufnahme und Ausbildung des Fremdartigen zu entwickeln angeht. Wenn es sich freilich nur um das Ideale des internationalen Ideen-Austausches handelt, so ist der Deutsche — dessen größter Dichter den Gedanken einer Weltliteratur lassen konnte — geneigt, seine Rassen, ihrer Eigenthümlichkeit und literarischen Vergangenheit nach, für den parteilosesten und liebendstingigsten Ideen-Vermittler der Völker anzusehen. In ihrer Stärke des Denkens lag ja längst auch seine Schwäche. Es ist aber darauf aufmerksam, die praktische Gestaltung des Lebens in Leben, Wissenschaft und Kunst vom internationalen Gesichtspunkte aus zu beobachten, prüfend und rathgebend mitzugreifen, da beides der Deutsche sich gerne; willig erkennt er an, daß hier unter allen „Stimmen der Völker“ keine unüberlebensfähig und charakteristischer ist als die seines angelsächsischen Stammes, die seit und jenseit des Ozeans.

Und so begrüßen wir mit Freude ein Unternehmen, das der ersten Probeleistung nach, recht wohl das werden kann, was es sein will, eine internationale Revue.

„The International Review. Six Times a Year. January 1874. New York. A. S. Barnes & Co.“ nennt sich diese Zeitschrift. Daß den Inhalt des ersten Heftes (14 pp.) betrifft, so muß dasselbe, als ein Ganzes betrachtet, von vortheilhafter Abrundung genannt werden. Aus dem heimischen Boden Amerikas die stärksten Wurzeln seiner Kraft schlagend, und mit Recht von dort ausgehend, beginnt es mit einem Aufsatze, der die Mängel oder den Hauptmangel im amerikanischen Staats- und Gesellschaften — die Vertheilung und Korruption — mit einer Schärfe und Offenherzigkeit darlegt, die jede Eingekerkeltheit für Amerika ausschließt. Diese, die Schäden des „Heimat-unge-

schminkt und unparteiisch entrollende Darstellung ist, wie uns scheint, mit echt internationalen Takte an die Spitze der internationalen Zeitschrift gestellt worden. Denn, was würde einer solchen weniger gezeihen, als mit einer anderen Nationen vertheilenden Selbstverherrlichung oder einseitigen Hervorhebung der eigenen Revue zu beginnen!

Auch der zweite Artikel behandelt amerikanische Eigenthümlichkeiten.

Der dritte Aufsatz behandelt das völkerverknüpfendste aller Elemente, das Wasser, den Ozean, in dessen friedliche Tiefen er hinabsteigt. Es ist eine Tiefsee-Forschung.

Die allgemeine Erziehung bildet das nächste Thema, dem man dann eine Darstellung derjenigen Vorgänge unseres deutschen Vaterlandes hat folgen lassen, welche — wie keine anderen — die praktisch-ideellen Interessen aller Völker in Anspruch nehmen. Es ist die Preussische Kirchensache, besprochen von Professor von Holtzendorf in München. Wie aber aller Verkehr der Völker unter einander dem Ideal eines dauernden Friedens zustrebt, so schließt das Heft sehr angemessen mit einem Aufsatz über ein internationales Schiedsgericht. Das eingehende Referat über einige literarische Novitäten bildet die willkommenste — wir möchten sagen, unumgängliche — Zugabe der selbständigen Leistungen. Nachdem wir somit der Wahl der einzelnen Gegenstände und ihrer Abrundung zu einem Ganzen durchaus bestimmen konnten, wird es angemessen sein, einzelne Beiträge näher ins Auge zu fassen. Wir heben den ersten derselben besonders hervor.

Der erste der Aufsätze enthält, wie bemerkt, eine sehr ungeschminkte Darstellung amerikanischer Korruption bei den gewaltigen industriellen Unternehmungen des Landes. Dieser Aufsatz ist stilistisch nahezu glänzend geschrieben. Die Beschreibung des Projektes einer Eisenbahn vom oberen See durch das Gebiet des Stillen Ozeans bis zum Stillen Ozean (Puget Sound) bildet den Ausgangspunkt der Erörterung. Da jenes Unternehmen nämlich, das die kürzeste Verbindung zwischen New-York und Asien (Japan, China) vermitteln und an dem westlichen Endpunkt der Linie eine Stadt zu begründen hofft, die demalst bedeutender als San Francisco werden soll, knüpfte der amerikanische Spekulationsgeist der letzten Jahre vornehmlich, aber auch in unsolidester Art an. Die f. g. Eisenbahnkönige sind die oft gewissenlosen Führer derartiger Schöpfung. Das Imperpetrator der letzten bestimmte selbst den einfachen Arbeiter, seine Ersparnisse für dieselben zu wagen. Auch aus Europa flohen zu solchen Zwecken große Summen in die Taschen amerikanischer Spekulant. Aus Mangel an Vertrauen zu diesen Spekulant aber mußte das Werk scheitern.

„Unser Spekulations-Geist“, fährt der ungenannte Verfasser p. 5 fort, „begann in der Mitte unseres Bürgerkrieges und unter Ausbruch der Ertragsabgabe mit dem Ende desselben. Während Patrioten im Kampfe standen, waren Verräther mit Plündern beschäftigt. Betrug folgte untrer Fahne beinahe bis in das Feuer der Schlacht. Schurken übten Raub an Helden. Nicht nur die Lebensmittel und Kleidung und Waffen unserer Soldaten waren Mittel, Reichthümer auszuheulen, sondern es gab ohne Zweifel Menschen, die mit den Lügen und Gräbern Handel trieben — und auf diese Weise vom Tode selbst Vertheil zogen. Was durch selbe Gewinn gewonnen war, wurde in praktischer Thorheit verschleudert. So ist nicht im Kriege der Ruhm des Sieges durch Lüge und Räuberei besetzt worden.“

Im Folgenden wird besonders New-York als der Hauptort der Korruption bezeichnet. Hier habe eine systematische Betrüb-

*) Trübner & Co., London. V. T. Boyveau, Paris. A. Asher & Co., Berlin. Fratelli Bocca, Roma.

gerei um sich gegriffen, die dem Staatskhaß mehr als hundert Millionen gekostet.

„Auch war die Entwicklung in unsrer nationalen Legislatur im letzten Winter nicht besonders geeignet, öffentlichen Vertrauen zu befördern. Wir wollen einen Excerpt über die düstere Geschichte ausbreiten und manchen Orakeln eine Thronrede weihen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, ein Urtheil zu fällen über irgend ein Mitglied des Kongresses, lebendes oder todt, das je einen Dollar an den Exek. Mobilier Bank gewann.“ Weiter auf die Uebelstände eingehend, findet der Verfasser die Eisenbahnkönige nicht durchaus zu tadeln. Es eilte in Amerika eine nationale Krankheit, die nicht durch Monopole geheilt werden könnte. Ein Tugend und Flül seien nur die Angelegenheiten einer Krankheit, die in der moralischen Natur der Amerikaner wurzele. „Mit unbegrenztem Vertrauen aus den allgemeinen Charakter unsres Volkes und die glänzende Zukunft unsrer Republik wissen wir doch, daß unser Genies als Nation stumpf geworden ist (has become dumber). Unglück zu prophezeien, ist dem jungen Amerika entsetzlich. Unser Emblem ist nicht ein Kabe, sondern der Adler.“

Eingehender weist der Verf. nunmehr auf die Korruption in New-York hin. *Our ways of business are corrupt.* Besonders greif ist die Verführung, in welcher der Banquier sich befindet: oft liegt der Lebensunterhalt von Wittwen und Waisen in seinen Schatzkammern. „Wenn nichts Anderes, so sollen Wittonen von Gesangs- und Zellen und abgezogenen Zinsen seine Finger zurückhalten.“

„Nach alledem steht der moderne Monopolist auf der Höhe des Berges der Verführung. Alle anderen übertrifft der Eisenbahnkönig... Wenn der Monarch ein Pfländerer ist, folgen die Unterthanen den Wegen des Hofes und dem Beispiel der Krone.“

Weiter scheint uns besonders bemerkenswerth: „Unsre Christenheit steht auf dem Spiele. Das amerikanische Veden bietet ein anomales Schauspiel dar. Wir sind sozial rein, und kimmergerlich depravirt. Männer, die in ihrer Umgebung rechtschaffen sind und bewunderungswürdig in ihrem Heimwesen, werden gewohnheitsmäßig und wesentlich und systematisch in ihren Geschäften unrecht thun. Ja, selbst Kirchen werden, um die Menge herbeizulocken und Kirchensühne zu vermeiden und Einkünfte zu erhöhen, darauf ausgehen, nicht nur Senzenzen zu erregen auf Kanzel und Chor, sondern die Erde erzittern und den Himmel weinen machen über Künste, die entwürdigend und demoralisirend sind und alle Mannhaftigkeit und Religion beschimpfen.“

Es wird sodann die nur allzuweit verbreitete Vestschlichkeit unter allen Klassen der Bevölkerung als besonderes Merkmal der dortigen Korruption näher beleuchtet. „Wir haben bloßweilen festgestellt, daß es schwer sein würde, einen Stein oder einen Balken, oder einen Haken oder eine Schraube oder einen Nagel im Hause anzubringen, der nicht irgendwo auf seiner Laufbahn den Makel der Vestschlichkeit erlitten hätte.“

Die Hoffnung auf Besserung aller jener so grell und drastisch geschilderten Uebelstände giebt der Verfasser natürlich nicht auf. „Wenn das gegenwärtige Uebel unsres anomalen Krebites endlich fällt, so wird ihm ein besseres folgen, das auf Ehrenhaftigkeit und Weisheit sich gründet. Unsre Republik ist im Begriff, durch eine Schule des Lebens sich für jene Willen für die Menschheit vorzubereiten, die ihr vom Himmel bestimmt ist.“

„Der kräftigen und gesunden Entwicklung derselben beizugehen und dieselbe enger mit der ganzen Welt zu verbinden, ist die Absicht der International Review.“

Im Genaueeren wird nun noch ausgeführt, daß die Int. Rev. „jedes Land durch sich selbst photographirt“ und so ein getreues Bild der Welt bringen wolle.

Man muß gestehen, daß der soeben im Auszug mitgetheilte Aufsatz allerdings den Eindruck photographischer Treue hervorruft.

Was die übrigen Beiträge betrifft, so können wir nur hervorheben, daß auch sie einen geliebten Sinn und umfassende Sachkenntnis, daß sie einen wissenschaftlichen Geist errathen. Der deutsche Leser des vorliegenden Heftes aber wird durch ein paar Kleinigkeiten, die hervorzuheben vielleicht Manchem rechtzeitig erscheinen kann, zu dem Wunsch veranlaßt, daß Verfasser und Redaktion der Zeitschrift den günstigsten Eindruck ihrer Leistungen nicht durch mangelnde Kenntnis oder Sorgfalt in Bezug auf deutsche Sprache beeinträchtigen möchten. Was nämlich in dem Aufsatz von Max Palmer, D. D. New York über allgemeine Erziehung die deutsche und schweizerische Pädagogik gegenüber verlässigst wird (die Väterlichkeit werden deutsch angeführt), so scheint es bei der aus dem Deutschen überfetzten Abhandlung des Herrn von Holtendorff über die Preussischen Kirchengesetze beinahe ein Witz sein zu wollen, daß man (sicherlich) (nämlich dreimal) statt Schulaufsichtsgesetze geschrieben hat: Schulaufsichtsgesetze. Ferner dürfte der gelehrte Verf. seiner Artikel übertrifft sein p. 88 zu lesen King William Frederick IV: denn unsere Könige heißen nun einmal Friedrich Wilhelm, nicht umgekehrt. Wir schließen unser Referat mit der Mittheilung, daß das besprochene erste Heft mit einigen Novitäten-Requisiten — nach unsrer Meinung der notwendigen Zugabe aller derartigen Zeitschriften — den Beschluß macht.

Das Verzeichniß der amerikanischen und der europäischen Mitarbeiter der International Review ruft theils große Betrübnung, theils, was die Deutschen betrifft, lebhaften Wunsch nach weiterer Ergänzung des geschilderten Articles in uns auf.

Unter den Engländern finden wir mit Freude Namen, wie: A. P. Stanley, J. A. Roebuck, G. A. Freeman, Ph. G. Hamerton u. A.; Max Müller, Dyce, dürfen wir ja hier kaum zu den Unserigen zählen.

Die Franzosen sind: C. Laboulaye, Pressensac, E. Berke, G. Guizot, H. Kappeler (Genève), G. Raville (ib.), die Italiener: R. Bonghi, Roma, P. March (ib.), Durt (ib.), A. de Gubernatis (Florenz). Ferner sind genannt: J. Zay in Wien, und folgende Deutsche: Ignatius Döllinger in München, der Theologe Derr in Berlin, Prof. v. Holtendorff in München.

Diese Freiheit — so respektabel sie ist — scheint uns die für ein solches Unternehmen erforderliche Vielseitigkeit nicht genügend zu repräsentiren. Wollte man den Genannten nur Einen beizufügen, so wird man keinen Mann großem und geeigneteren Ranges, Amerika und Deutschland hinabgehend literarisch zu verknüpfen, finden können, als den des Verfassers der „Deutschen Einwanderung in Amerika“. Sollte es der International Review nicht gelingen, Friedrich Kapp, wenn auch nur zu kleineren Beiträgen zu gewinnen?

Der letzte in der Reihe der Mitarbeiter ist Herr J. P. Thompson, Berlin, ein Name, den der deutsche Protestant nicht ohne Empfindung lebhafter Sympathie lesen kann.

Möchte die International Review in einer ihrem Probestück würdigen Weise fortfahren! I. H. S.

Türkei.

Religionsfreiheit in der Türkei.

Religionsfreiheit in einem mohammedanischen Staate ist im Grunde ein Widerspruch gegen die Prinzipien des Islamb. Letzterer sieht sich nicht bloß, wie eine jede Religion es von sich rühmt, als die allein wahre Religion an; er findet vielmehr sein Wesen darin, die allein herrschende zu sein. Dem Prinzipie nach sind alle „Ungläubigen“ dem mohammedanischen Schwerte verfallen, sobald es sie erreichen kann. Eine gewisse Duldung gestattet der Islam nur solchen Religionen, welche sich auf geschriebene Urkunden gründen, d. h. er schenkt den Bekennern derselben, wenn sie sich unterwerfen, das Leben; keineswegs erhalten sie damit in einem mohammedanischen Staate gleiche Rechte wie die „Gläubigen“; was man ihnen etwa gestatten will, hängt allein von dem guten Willen der Regierung ab, oder von besonderen Umständen, welche sie bewegen möchten, diese oder jene Zugeständnisse zu machen. Das türkische Unterthanen, welche sich zu nicht mohammedanischen Religionen bekennen, in der Türkei an Duldung genossen, war bis zum Jahre 1856 durch kein Gesetz festgesetzt noch gesichert; Alles war in dieser Beziehung von den momentanen Entschliessungen der Pforte abhängig und davon, wie weit sich dieselbe gezwungen fühlte oder Willens war, den Einwirkungen der fremden Mächte nachzugeben.

In ein anderes Stadium traten die Verhältnisse mit dem Jahre 1856. Vor dem Abschlusse des Pariser Friedens war die Pforte, besonders durch den Einfluß Englands, dazu veranlaßt worden, in einem Firman, dem sogenannten Hatti-Humayun (erbabene Handschrift), ausdrücklich die Religionsfreiheit in ihren Staaten zu proklamiren und rechtlich festzustellen.

Freilich enthält derselbe eine Klausel, durch welche die Pforte sich gegen jede Einmischung fremder Mächte hat sichern wollen. Der Zweck ist leicht zu errathen; man hat mit jener Erklärung in die Reihe der civilisirten Staaten eintreten, sich aber für die Ausübung des Firman den Mächten gegenüber in keiner Weise binden wollen. Es sollte genug sein, aus dem Munde der Pforte zu hören: „Bei uns herrscht Religionsfreiheit“; aber nachsehen, ob es in der Folge und Praxis sich wirklich so verhält, oder gar darauf zu dringen, daß jene Erklärung durch die Praxis nicht hinfällig würde, sollte Niemanden erlaubt sein! Welche Bedeutung man übrigens Seitens der Mächte jener Klausel beigemessen, erhellt sehr deutlich aus den Ereignissen des Jahres 1860 in Syrien; der eintausendsten Beweis, daß Europäische Mächte sich sehr wohl berechtigt hielten, religiösen Verdrüssungen im türkischen Reiche gegenüber nicht bloß ihre Stimme, sondern ihre Macht geltend zu machen, war die Oskupation Syriens durch die französischen Truppen, und weiter, die Regelung der politischen Verhältnisse des Libanon durch das Statut du Liban.

Es ist nun freilich richtig, daß die Nachrichten über die Zustände in der Türkei nicht immer aus nüchternen Beobachtung und objektiver Beurtheilung fließen; es hat für Manche etwas Befriedigendes, bei seinen Schilderungen ins Schwarze ausfallen, um den Ruhm des Rathes zu gewinnen, daß er es in solchen Zuständen aushält. Europäer leben in der Türkei vollkommen unangefochten, welchem Glauben sie auch angehören mögen. Auf sie hat auch jener Hatti-Humayun gar keinen Bezug, weil sie in ihren Freiheiten nicht von der türkischen, sondern von ihren Heimaths-Regierungen geschützt werden. Ja, die christlichen religiösen Anstalten, Kirchen, Schulen, Hospitaller genießen sogar

gewisser Vorrechte, z. B. diejenigen der Freiheit vom Einfuhrzoll. Wir haben für unser religiöses Leben, so weit es mit den eigentlichen türkischen Unterthanen nicht in Berührung kommt, eine Freiheit der Bewegung, wie wir sie und nicht besser wünschen können. Man gestattet uns Kirchen zu bauen, Glocken zu läuten, ja, das einzige Besitztum unserer preussischen Gemeinde hier in Beirut, der Friedhof, ist Geschenk der türkischen Regierung.

Anderes sind jedoch die Gefühle, welche die Regierung, — soweit sie wenigstens hier durch ihre Beamten vertreten ist, — Bestrebungen gegenüber hegt, welche auf Religion und Sitte der eigentlichen Landesbevölkerung einwirken wollen. Wir meinen noch gar nicht Proselytenmachen und Bekehrungsbefuche im eigentlichen Sinne und an einzelnen Personen. Schon die Veröffentlichung christlicher Schriften wird mit mißtraulichem Auge angesehen, in manchen Fällen sogar inhibirt; wie z. B. ein von dem hiesigen Traktatverein herausgegebener Traktat über „Wahrhaftigkeit“ konfisziert wurde, und sogar — merkwürdigerweise — dem dirigirenden Arzt des Johanniter-Hospitals die Erlaubniß zur Herausgabe einer medizinischen (?) Zeitschrift verweigert worden ist.

Nun, das Alles kann man noch auf Rechnung gelegentlicher Verstimmung und irgendwie erregten persönlichen Uebelwillens einzelner Beamten setzen; überhaupt haben vergleichende Arbeiten, von Fremden in einem fremden Lande betrieben, von vornherein auf Schwierigkeiten zu rechnen; und bieten sie auch manches Unangenehme, Entnuthigende für die Ausübung des Berufes, so behindern sie doch wenigstens die freie Bewegung des persönlichen Lebens des Einzelnen nicht.

Weit bedauerlicher ist die Lage der eigentlichen türkischen Unterthanen, wenn sie ihre Religion ändern, d. h. wenn Mohammedaner zum Christenthum übertreten. Da ist es noch weit davon entfernt, daß die verheißene „*neo novelle*“ begonnen hätte; es hat vielmehr den Anschein, als würde von türkischen Beamten dem mohammedanischen Fanatismus nicht allein Vorbehalt geübt, sondern als griffe derselbe immer mehr in den Beamten-treuen seine Plaz. Manche Thatfachen, welche das bekräftigen, kann ich aus eigener Erfahrung anführen. So kam z. B. vor drei Jahren etwa eine Mohammedanerin, welche zwar noch nicht getauft war, aber dem Christenthum sich zuneigte, aus Jerusalem hierher, um vor ihrer Familie Schutz zu suchen, ihr eigener Bruder hatte ihr mit dem Tode gedroht, und sie hatte die Drohung so sehr in ihrem vollen Ernst verstanden, daß sie sich auch hier, in einer englischen Anstalt, nicht fühlte, sondern ihrer geringen, im Dienst einer deutschen Familie in Jerusalem gemachten Ersparnisse daranaab, um nur ihr heimliches Entweichen nach England zu ermöglichen. Man könnte sagen, daß hier ein Fall des Volkfanatismus vorliege, dessen geheime Ausbrüche selbst die aufmerksamste Regierung nicht immer hindern könne. Was sein; aber ein anderer Fall beweist, wie wenigstens die Beamten der Pforte ihre Amtsgewalt anwenden, um konvertirte Mohammedaner zu bedrücken. Vor zwei Jahren wurde ein Lehrer von hier auf Befehl des Gouverneurs von Syrien nach Damaskus gebracht, dort in Kerkerhaft gehalten, und nur den Bemühungen der hiesigen Konsula gelang es, denselben wieder zu befreien. Die Nachrichten seiner ehemaligen Glaubensgenossen machten es jedoch notwendig, ihn um seiner persönlichen Sicherheit willen von hier zu entfernen und nach Alexandrien zu bringen. Das steht doch wenig nach einer Erfüllung der Verpflichtungen des Hatti-Humayun aus!

In letzter Zeit sind nun hier Dinge vorgefallen, welche diesem gar zu offenbar ins Gesicht schlagen, und haben die gewöhnlichen Maßregeln der Interventionen von einzelnen Konsulaten und Ge-

Landtschaften — in diesem Falle derjenigen Englands und Amerikas — so wenig zur Abkühlung der Bebrückung durch einzelne türkische Beamte geführt, daß es an der Zeit scheint, die Einwirkung der Regierungen insgesammt anzurufen, welche den Pariser Vertrag unterzeichnet haben, um die Merte zu bewegen, nicht sowohl eine Remedur des einzelnen Falles eintreten zu lassen, als überhaupt bei ihren Beamten darauf zu dringen, daß sie in dem Geiste der verheißenen „*ère nouvelle*“ ihre Kempter verwalten. Es hatte sich denn auch vor einiger Zeit hier in Beirut eine Versammlung aus Geistlichen und Missionaren deutscher, englischer und amerikanischer Nationalität gebildet, um eine Vertretung an die europäischen Mächte und die Regierung der Amerikanischen Vereinigten Staaten zu beraten und abzusprechen. Der Sachverhalt ist kurz folgender:

Die Ansari sind eine altheidnische Sekte, von deren Religion man nicht viel mehr weiß, als daß ihr Kultus mit dem alten Kulte-Dienst zusammenhängt. Schriftliche Religionsurkunden besitzen sie nicht, gehören also unter diejenige Kategorie von Religionen, welche eigentlich der Würdigung mit dem Schwert verfallen sind. Unter dem Anschein einer Annäherung an den Jsolam hat man sie geduldet; doch hat der Hatti-Humayun ja selbst jede Verfolgung irgend einer Religion oder Sekte aufgehoben. In diesem Falle handelt es sich um Christen, welche aus den Ansari hervorgegangen sind. In der Türkei ist gewöhnlich ein jeder Unterthan militärpflichtig; es ist aber ein lang besetzter Mißbrauch, Christen durch eine gewisse Steuer von dem Militärdienst sich loszukaufen zu lassen. Der Mißbrauch bei den Konstriptionen ist Auslöschung durch schwarze und weiße Koofe; wer ein schwarzes Loos zieht, ist zum Dienst verbunden. — Familienväter, oder Solche, die eine Familie ernähren, sind gewöhnlich vom Dienst befreit; die Militärlieferanten wissen sich zuweilen durch List diese Gewohnheit zu Nuzen zu machen. So berichtet ein englischer Missionar aus Damaskus folgenden Fall der Art: Der Sohn eines Trufen in Damaskus soll ins Militär eingekerkert werden; um dies zu verhindern, verfährt der Vater seine Frau, die Mutter des jungen Mannes, letzterer ist damit gezwungen für Mutter und Geschwister zu sorgen, ist aber auch dadurch dem Dienst entgangen.

Zum vergangenen Sommer nun richtete der Kaimakam (Gouverneur) von Katafia ein Schreiben an den dortigen amerikanischen Vice-Konsul, in welchem er denselben aufforderte, nicht allein eine lang bestehende Schule schließen, sondern auch den Lehrer und seine Familie aus dem Dorfe entfernen zu lassen.

Ende August erhielt der erwähnte Beamte auch die Verwallung des Bezirks von Djeblil. Er begann seine dortige Amtsführung damit, daß er die drei Lehrer, Jusuf Diebid, Selim Khalifa und Daud Selimanen ergreifen und gefangen setzen ließ, welche seit vielen Jahren als Christen bekannt waren und, als Glieder der protestantischen Gemeinde, Steuern in den türkischen Schatz gehabt hatten.

Der Grund ihrer Verhaftung war offenbar kein anderer als die Thatfache, daß sie Christen waren; wie aus den Umständen hervorgeht, daß der Kaimakam zu gleicher Zeit alle männlichen Ansari-Protestanten des Distrikts aufsuchen ließ und daß ein im Verdacht stehender Mensch, welcher festgenommen war, wieder frei gelassen wurde, als er genügende Beweise dafür beibrachte, daß er noch Befenner der Ansari-Religion sei.

Die Verhaftung geschah am Sonntage, den 7. September, als sie zum Gottesdienst versammelt waren; am 9. wurden sie mit Handschellen geschlossen und mit äußerster Unsanftmütigkeit nach Djeblil getrieben; von dort wurden sie am 13. nach Tripoli in

derselben grausamen Art geschickt, und von dort nach Damaskus gebracht, welches sie am 22. September erreichten.

In Damaskus angelangt, wurden sie eingekerkert, gemißhandelt und wurde ihnen ihre Religion vorgeworfen; endlich, als sie ihrem Bekenntnisse treu blieben, wurden sie unter dem Schein einer gewissen Herabmütigkeit zur türkischen Armee gepreßt.

Als sich der britische Vice-Konsul in Damaskus bei dem Höchstkommandierenden der türkischen Truppen für einen der Drei, Selim Khalifa, vermandte, welcher geschlagen, eingekerkert und dem Hunger ausgesetzt worden war, um ihn zu bewegen, die mohammedanischen Religionsgebräuche mitzumachen, erklärte der erwähnte türkische Offizier, trotzdem er vorher vollkommen über alle diese Thatfachen informiert worden war, daß sich keine Christen in der Armee befänden, und daß Alle, welche in derselben seien, als Mohammedaner sich geriren müßten.

Trotz wiederholter Versicherungen werden diese Leute noch in Damaskus als mohammedanische Konfessierte zurückgehalten, und ist ihnen die Theilnahme an christlichem Gottesdienste untersagt.

Es ist klar, daß eine Abhilfe sich nicht auf die bloße Befreiung der Individuen beschränken darf, sondern von dem im Wachsthum begriffenen Geiste der Intoleranz im türkischen Reich Akt nehmen muß, welcher, wenn auch nicht geradezu von den Beamten der Regierung genährt, so doch gewiß durch solche Handlungsweise nicht gedämpft wird, wie sie hier detaillirt worden. Harmlose Männer, Häupter von Familien, welche durchaus von ihnen abhängen, beschädiigt, in dem desheiligen und ehrenwerthen Bernie von Lehrern, werden plötzlich auf Befehl der Regierung ergriffen, wie Stroiche gefesselt und vor Reitern eingegeben, welche die Stricke halten, mit denen ihre Arme fest auf dem Rücken zusammengebunden sind, bis sie erschöpft unter der Qual zusammenstürzen; so werden diese Männer durch das ganze Land geschleppt, vor den Augen einer unwissenden Bevölkerung, welche von seinem Verbrechen weiß, das man ihnen zur Last gelegt hätte, außer daß sie sich zu der Religion Christi bekennen: sie kommen nach Damaskus, dem Herde jenes wilden Fanatismus, welcher in den Megeilen des Jahres 1860 seinen Höhepunkt erreichte; werden eingekerkert, gemißhandelt; ihre Religion wird verspottet und die Ausübung des Gottesdienstes ihnen verweigert: sie werden auf ungeschickliche Weise zum Heer gepreßt, wie man nur verurtheilte Verbrecher zum Dienst zwingt! Daß alles dies und viel mehr der Art vor den Augen der ganzen mohammedanischen Bevölkerung von Syrien und Damaskus geschehen kann, ist nicht bloß eine traurige Demüthigung für Alle, die den Christenmenschen tragen, sondern gerade darauf berechnet, eine Wiederholung der grauenhaften Scenen von 1860 hervorzurufen. Um solchen entsetzlichen Kalamitäten vorzubeugen, hat sich die erwähnte Versammlung in einer Bittschrift an die Mächte gewandt. Dieselbe ist durch die Konsulate an die Regierungen abgegangen. Wird sie Früchte tragen? Ihre hauptsächlichste Hoffnung gründete die Versammlung auf die Regierung des Deutschen Reiches; für einen Deutschen war es erbebend, die Zeugnisse des Vertrauens zu hören, welche Angehörige anderer Nationen nicht bloß in die Macht, sondern in das warme Interesse Deutschlands und seiner Regierung für unterdrückte Christen setzen.

Beirut.

G. Medem.

Orient.

Whitneys orientalische und linguistische Essays.

V. (Schluß.)

Bleek und Schleicher haben Beide sichtlich glänzende Verdienste an dem Gebiete der empirischen Linguistik, Welche sind in ihren sprachphilosophischen Ansichten begriffliche Anhänger des Darwinismus in der Form, wie derselbe durch den berühmten Zoologen Huxley in Genua vertreten wird. Nun können mit der Lehre Darwins offenbar ganz verschiedene Anschauungen über den Ursprung der Sprache bestehen, wie am besten daraus erhellt, daß auch Whitney sich für das Grundprinzip des englischen Zoologen entschieden erklärt und für seinen Theil bemerkt, er möchte ebenso wenig die Ähnlichkeiten und Analogien, die zwischen verschiedenen Spezies hervortreten, als Spiele der Natur betrachten als die in ihnen vorwandelnden festen Ueberreste, die man ebendamals so anzufassen pflegte. Und hierin bleibt sich Whitney ganz konsequent, da er ja, wie wir sahen, gerade wie Darwin das Prinzip der Entwicklung des Allens betont. Ganz anders Bleek, dem von den mancherlei Sätzen Darwins und Huxleys, weil letzterer seinem Schriftstücken die Ehre angethan hat, es mit einer Vorrede zu versehen, nur der eine von der Affenabstammung des Menschen in den Sinn gefahren zu sein scheint. So gelangt er zu folgender seltsamen Hypothese: Die ältesten Halbmenschen brachten, bloß um ihre Gefühle auszudrücken, undeutliche Laute hervor. Dieselben Laute lösten ihnen von den Lippen ihrer Mitbrüder entgegen. Da sie nun wie die Affen sich in Nachahmungen gefielen, so konnten sie nicht umhin, dieselben Laute immer nachzuahmen. Aber dabei stießen ihnen ihre eigenen Empfindungen wieder bei, die sie beim Hervorbringen jener Laute gehabt hatten. Dadurch kamen ihnen die Geschiebenheit ihrer Gefühle oder Gedanken von deren Äußerung nach und nach zum Bewußtsein, es erwachte eine gewisse Neugier über die Art der Laute, und dadurch wurde der Mensch zum Menschen. — Ein wunderbar verwickelter Gedankengang, ein merkwürdiger komplizierter Prozeß, der uns hier vorgeführt wird, lediglich zu dem Zweck, um das Prinzip der Nachahmung in die erste Entstehung der Sprache hineinzubringen! Denn wozu bedurfte es der Nachahmung des gehörten Lautes, damit der Mensch den Sinn desselben verstehen konnte? Selbst im Thierleben, von dem doch Bleek überall ausgeht, ist nichts vergleichens zu bemerken. Wenn ein Gewebe lockert, so fliegen alle Vögel, die den Schuß hören, auf und davon, ohne sich vorher anzuzuschauen oder anzuhören. Und wenn nicht schon die ältesten Menschen mit einer gewissen Gabe des Verstandes und Selbsttheilens begabt, kurz, wenn sie nicht geistige Geschöpfe waren, so hätte auch weder das Anhören, noch die Nachahmung der Äußerungen ihrer Mitmenschen ihnen zur Sprache helfen können. Kurz, der Götter der Nachahmung kann aus Bleeks Hypothese ohne Schaden wegbleiben. Von der ganzen, wunderbar aufgespukten Theorie bliebe dann nur der Satz übrig, daß es die sozialen Bedürfnisse des Menschen sind, die ihn zum Sprechen antreiben — gäbe sich Bleek nicht fernerhin zugleich als Anhänger der Lehre von der Identität des Sprechens mit dem Denken zu erkennen. Doch auf diesen Grundirrtum, wie ihn Whitney richtig nennt, einzugehen, verheißt ich mir bis auf die Besprechung der Mar Müller'schen Ansichten, hier nur bemerken, daß auch nach Bleek der Mensch nichts erkennen kann, es sei denn mit und durch die Sprache; er scheint daher auch vor den paradoxesten Konsequenzen

nicht zurück, die Mar Müller aus diesem Satze gezogen hat, wie z. B. die, daß ein Kind (in Sanskrit "nicht sprechend") noch kein menschliches Wesen sei und die Taubstummen erst dann in den Besitz ihrer Vernunft kämen, wenn sie gelernt haben, ihre Finger so gewandt zu verrenken, daß sie mit diesen Verrenkungen gesprochene Wörter nachzuahmen im Stande sind.

Von Bleek, dem namhaften Entdecker und Erforscher des südöstlichen Sprachstammes, wendet sich Whitney zu Schleicher, um, während er den sonstigen Leistungen dieses noch verdienteren, durch die aus Wunderbare gränzende Vielseitigkeit seiner fast über alle Sprachgebiete verbreiteten Forschungen so berühmten Linguisten alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, seine Sprachphilosophie einer einschneidenden Kritik zu unterziehen. Ich habe Schleichers Ansichten über Sprache in ihrem Verhältnis zur Darwinischen Theorie andrömö (Beilage zur Allgem. Zeitung vom 20. Januar 1874), zugleich auf Whitney hinweisend, ausführlich besprochen und bemerkt hier nur, daß seine Grundanschauung gewissermaßen das Bilderspiel der Bleek'schen bildet. Letzterer überträgt die Darwinische Ansicht von der Affenabstammung des Menschen auf das Verfahren desselben bei der Bildung seiner ersten Sprachelemente, um dieselben aus Nachahmung oder Nachahmung zu erklären; Schleicher glaubt umgekehrt in der glücklichen Lage zu sein, von seiner Sprachwissenschaft aus die Richtigkeit der Darwinischen Theorie von der Entstehung der Naturorganismen erweisen zu können. Das von ihren Gegnern hundertmal wiederholte Hauptargument gegen die Darwinische Theorie besteht bekanntlich darin, daß man ihr verweist, bisher keine Mittelformen zwischen den verschiedenen Arten der natürlichen Schöpfung nachgewiesen zu haben, die sie durch Ueberleitung des Vorfahren im Kampfe ums Dasein aus einander hervorgehen läßt. Nichtet aber doch nur eine Wunde, so ruft Schleicher diesen Skeptikern zu, bei der Sprachgeschichte; hier liegt die Abänderung der Art, die bei den „nütigen“ Naturorganismen allerdings bisher eine Hypothese bleibt, thatsächlich vor. Die scheinbar unähnlichsten Sprachen, Deutsch und Sanskrit z. B., sind von ein und der nämlichen Grundsprache ausgegangen, der sogenannten indogermanischen Ursprache, aus der sich nach und nach durch eine Stufenfolge von Spaltungen und — gerade wie in der Darwinischen Theorie — durch Ueberleben der vorzüglichsten Sprachen im Kampfe mit den weniger vollkommenen, die dem Untergang anheimfielen, alle die mannigfaltigen und hoch entwickelten Sprachen differenziert haben, die heutzutage den größten Theil von Europa und weite Gebiete in Asien beherrschen. Wenn also irgendwo Analogiebeweise Geltung haben, so muß, was bei dem einen Naturorganismus vielfach eingetreten ist, auch bei den übrigen möglich sein, und die Sprachwissenschaft liefert den schlagendsten Beleg für die Richtigkeit der Descendenztheorie.

Die höchst befremdliche Vorannahme, welche Schleicher auf diese Gedankengänge geführt hat, ist die, daß er die Sprache ohne Weiteres als einen „Naturorganismus“ in Anspruch nimmt. Whitney nimmt gerechten Anstoß daran, daß er in seiner geistlichen Schrift („Die Darwinische Theorie und die Sprachwissenschaft“ 1863, nach dem Tode des Verfassers schon in zwei weiteren Auflagen erschienen) nicht einmal den Versuch gemacht hat, diese Auffassung zu begründen. Vermuthlich hat er den Begriff des Organismus einfach aus der Schellingschen Philosophie übernommen, da er mit seinen sonstigen Anschauungen vom Leben der Sprache, namentlich derjenigen, daß sich dieselbe unabhängig vom Willen des Menschen und nach unabänderlichen Gesetzen entwickle, aufs Beste harmonisire. In diesen beiden Ansichten,

namentlich der ersteren, liegt offenbar der Kern der Schleier-
schen Lehre vom Ursprung der Sprache; gegen sie hat daher
Whitney seinen Hauptangriff gerichtet und hat viele, fast möchte
ich sagen, zu viele Mühe gegeben, um nachzuweisen, daß es kein
Satz in der Sprache giebt, das nicht von einem menschlichen
Willensakte herrührt. Die Schleiersche Ansicht von der natur-
gesetzmäßigen Entwicklung der Sprache beruht auf einer Verwechse-
lung des Einbruchs, den eine beliebige Sprache als fertiges
Ganze auf uns macht, mit den Ursachen und Triebkräften, die
in ihr thätig sind; denn in Wirklichkeit beruht alle Sprach-
schöpfung auf den sich durchkreuzenden Wirkungen des Indi-
viduums und der Gesellschaft, und die Einzelne steht nur darum
seiner Muttersprache so scheinbar machtlos gegenüber, weil er,
um die geringste Erweiterung in dieselbe einzuführen, der Sanction
aller seiner Landsleute dazu bedarf.

Von Schleiers Physical Theory of Language wendet sich
Whitney in dem folgenden Essay zu Steinthal und der Phyo-
logical Theory of Language. Die Steinthal selbst (in seinem
neuesten Werke: „Abriss der Sprachwissenschaft“ Berlin 1871) mit
einem ganzen System von Sprachphilosophischen Lehrlingen auf-
getreten ist, so ist auch Whitneys Kritik desselben ungemein volu-
minös ausgefallen; auf ein Referat über dieselbe muß ich daher
schon deshalb verzichten, und kann dies um so eher thun, weil
Steinthal, der Schüler und Nachfolger W's von Humboldt,
nicht, wie Schleier und Bleek, unter die leicht verständlichen
Vertreter der Sprachvergleichenden Wissenschaft gehört und daher
auch den Betrieb dieser Wissenschaft im Guten wie im
Schlimmen wenig beeinträchtigt. Im Ganzen läßt sich Whitneys
Urtheil über seine Richtung in den Ruf: Weniger Psychologie
und mehr gesunder Menschenverstand! zusammenfassen. Vom
Standpunkte des Linguisten wird sich vielleicht gegen die Rich-
tigkeit dieses Vorwurfs wenig einwenden lassen; jedoch dürfte ein
kompetentes Urtheil über das tief in die verwickeltesten Fragen
der Psychologie eingehende Steinthal'sche Buch nur von einer
ganz anderen Seite her, nämlich einem Vertreter der Psychologie,
nicht der Linguistik, möglich sein.

Mit Steinthals Ansichten über den Ursprung der Sprache
berührt sich mehrfach die Auffassung dieses Problems, welche
Max Müller in seinen bekannten Vorlesungen über Sprach-
wissenschaft vertritt. Auch in der vorwiegend philosophischen
Tendenz ihrer Darstellungen dieser Wissenschaft kommen beide
Verfasser überein, aber in Betreff ihrer Schreibweise lassen sich
größere Gegensätze kaum denken. Nur durch seinen glänzenden
Styl, durch seine seltene Popularisierungs-könnte es, während
die in eine philosophische Kunstsprache gekleideten, schwierigen
Ausführungen Steinthals auf sehr enge Kreise beschränkt blieben,
Max Müller gelingen, seinem vielfach überhöhten Bude und
durch es seine eigenthümlichen Ansichten über Sprache, eine ganz
außerordentlich weite Verbreitung zu verschaffen. Eben deshalb
wird es den Lesern dieser Blätter von Interesse sein, Whitneys
Urtheil darüber zu vernehmen.

Zwar seine Kritik der Müllerschen Theorie über den Ur-
sprung der Sprache ist jetzt gegenstandslos geworden, seitdem ihr
Urheber dieselbe, nachdem sie von mehr als ein er Seite einen
über Verdienst gehenden herben Tadel erfahren und unter dem
Spottnamen „Kling-Klang-theorie“ sogar der Eadlust erzieligen
Stoff geboten hatte, in der Vorrede zu einer der neuesten Aus-
gaben seines Werkes (1871) zurückgezogen. Allein in engem Zu-
sammenhang mit dieser Theorie wemach vermag eines wunder-
baren, nachmalig erschreckenden Triebes die äußeren Einbrüche,
die auf das Gemüth der ersten Menschen eintrugen, ihn mit

unwiderstehlicher Gewalt (wie dem Schwengel einer Mühle, legen
die Spötter) zum Tönen gebracht und zum Ausfließen jener
Wurzeln angetrieben haben sollten, aus denen die jetzt lebenden
Sprachen noch und nach hervorgegangen sind — steht die eben
von mir hervorgehobene Behauptung Müllers, daß Sprache aus
Vernunft identisch seien; auf sie will ich daher, auf Whitneys
beide Essays über das Müllersche Werk gestützt, nur noch mit
ein paar Worten eingehen.

Denn ist überhaupt die Meinung, daß die Vorstellung, der
Begriff erst dann ins Leben trete, wenn ein Lautzeichen dafür
vorhanden ist, einer eingehenden Widerlegung werth? Heißt
dies nicht behaupten, daß ein Kind nicht eher geboren werden
könne, als bis Windeln und eine Wiege für es bei der Hand
sind? Es ist Whitney, der auf diese nicht zu bestreitende Ana-
logie hinweist; aber auch durch die Konsequenzen, die Max Müller
selbst aus seinem Vorderfatze zieht, muß derselbe in den Augen
aller Unbefangenen von vorne herein als gerichtet erscheinen. Er
beruht er sich darauf, daß z. B. dem englischen Wort character,
mit dem Agent auf der ersten Silbe, Niemand seine Existenz
absprechen werde; aber man ändere nur seinen Agent oder ver-
tausche einen der Vokale oder Konsonanten, aus denen es besteht,
so hört es sofort auf zu existiren, „well bedeutungslos artikulirte
Laute sogar noch verwirlicher (!) sind als unartikulirte,“ und
während daher im Deutschen Charakter, im Französischen caractère
einen Sinn giebt, also existirt, sind diese Wörter im Englischen
sinnlos und ermannt den der Existenz. Also unser Wort Character
hat, wenn es ein Engländer in den Mund nimmt, keinen Sinn
und folglich auch keine Existenz, ist weientlos! Es ist demnach
ein wahres Glück, bemerkt Whitney, daß ein Wort durch fehler-
hafte Aussprache nicht sein Leben verliert, denn wie hätten wir
dann unser englisches Wort character (und wir Deutschen unser
Charakter) bekommen sollen, indem sowohl die Aussprache als die
Bedeutung des griechischen Stammwortes χαρακτήρ verändert ist!

Aber die bedenklichste unter den Folgerungen, die Max
Müller selbst aus seiner Lehre zieht, ist die, daß die Kinder,
bevor sie sprechen können, noch keine Vernunft besitzen. Das
mag eine sehr erhabene Ansicht von dem Wesen der Sprache sein,
jedenfalls ist es eine sehr niedrige Auffassung der Vernunft.
Man sollte denken, das das Verständnis und die Liebe, die Freude
oder der Schmerz, die uns, lange ehe es zu sprechen anfängt, aus
den Augen eines Kindes entgegenleuchten, auch Zeichen der Ver-
nunft seien. Freilich versteht sich Max Müller sogar zu der er-
höhten Behauptung, daß die unglücklichen Wesen, deren Gehör-
organe in früher Kindheit ein Fieber gestört hat, die Taub-
stummen, niemals Beweise von dem Besitz menschlicher Vernunft
an den Tag gelegt, bis sie die ober jene der vernünftigen Han-
lungen der redegabigen Individuen, mit denen sie verkehren,
sich bemerken und sie nachahmen. — Diese wunderlichen Behau-
ptungen sind in der zweiten Vorlesung der zweiten Serie der
Müllerschen Vorlesungen enthalten, die er zu einer Zeit ver-
öffentlichte, als durch den ersten Band dieses Werkes wie durch
die früher erschienenen Aufsätze sein Ruhm schon fest begründet,
seine Autorität auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, in Eng-
land wenigstens, als die höchste allgemein anerkannt war, und
es dort wenige Gelehrte und halbgebildete gab, zu denen nicht
wenigstens eine dunkle Kunde von dem großen Gelehrten ge-
drungen war, der angeblich der erste Entdecker eines „arischen“
Urvolkes sein sollte, von dessen Ursprache alle europäischen Kultur-
sprachen abstammten. Hier wäre also das „noblesse oblige“ einmal
ganz am Plage gewesen, und Max Müller muß sich von Whitneys
den schweren Vorwurf gefallen lassen, seine Aufgabe zu leicht

genommen zu haben in der Innersicht, daß was er auch dem Lesepublikum darbieten würde, bereits An- und Aufnahme und begehrt, unstrafbare Zustimmung finden würde.

An einer anderen Stelle bemerkt der amerikanische Kritiker über Max Müller: wenn er der Sache der Linguistik durch Verbreitung eines gewissen Interesses daran und gewisser Kenntnisse in Betreff ihrer Hauptlehren in den allerweitesten Kreisen einen höchst anerkenntnismwürdigen Dienst geleistet habe, so könne man gleichwohl, besonders im Hinblick auf seine neueren Werke, in Zweifel kommen, ob er nicht durch die Verbreitung schwerer Irrthümer und Hinderung besserer Einsicht noch mehr schadet als genützt habe. Auch diesen Tadel hat Whitman eingehend begründet, und seine frisch geschriebene Kritik des gesamten Müllerschen Werkes bietet des Interessanten Vieles, auf das ich mich jedoch begnügen muß, im Allgemeinen hinzunehmen. Denn nicht auf Alles kann ich mich in diesen Blättern einzeln und nehme hier von Whitmans Essay über den Ursprung der Sprache und von seinem ganzen Werke Abschied, nicht ohne einen Wunsch beizufügen. Auf anderen Wissenszweigen ist man in Deutschland von dem Philosophiren aus der hoch heraus, von den apriorischen Konstruktionen, wie sie vor drei oder vier Jahrzehnten allgemein üblich waren, gänzlich abgekommen; möchte auch die Linguistik, deren glänzende Thesen in der Detailforschung Niemand versteht, in der Sprachphilosophie bald auf bessere Bahnen kommen. Die, welche sie bis jetzt eingeschlagen hat, verdienen das absperrende Urtheil des trefflichen amerikanischen Sprachforschers in vollem Maße; und wenn manche seiner eben mitgetheilten Aussprüche allzu herb erscheinen möchten, so hat er sich das Recht zu strengem Urtheil über seine hochgezogenen dadurch erworben, daß er selbst in der Sprachphilosophie den in allen philosophischen Fragen allein korrekten Standpunkt mit letzterer Konsequenz und Beharrlichkeit festhält: nämlich den, genau das augenblickliche Verhältniß der Einzelwissenschaft dazu zu revidiren, darüber hinaus höchstens mit Vermuthungen vorzugehen.

Hamburg.

Dr. Julius Tella.

Kleine literarische Revue.

„Verhandlungen der fünften Jahresversammlung der Amerikanischen philologischen Gesellschaft“, abgehalten in Easton, Pennsylvanien, Aug 1873 liegen uns in einem, zwei Bogen starken Heften vor. Dasselbe bringt nach einigen geschäftlichen Mittheilungen eine längere Reihe kurzer Referate über die mannichfachen Vorträge und Abhandlungen jener Amerikanischen Philologen. Zuerst begegnen wir Professor R. R. Badger, of Yale College New Haven, Conn., „Einige Fakta im Leben des Thucydides“. Es folgt Prof. R. B. Allen, of the Univ. of Wisconsin, Madison, Wis., „Zwei Stellen in der Germania des Tacitus.“ Hier finden auch die neuesten Deutschen Bearbeitungen der Sage einbegriffene Berücksichtigung. „Ein Vocabular der Sprache der Indianer von „San Blas and of Caledonia Bay, Isthmus of Darien“, von E. P. Vull folgt hierauf. Wir nennen ferner: Prof. Ch. H. Brigham, of Ann Arbor, Mich., „Ueber den großen Harris Papyrus.“ — Dr. A. Doual, of Newark, N. J., „Ein konstantes System grammatischer Ausdrücke nach den Lehren der komparativen Philologie.“ — Dr. J. H. Trumbull „Aphasia und deren

Beiträge zur Sprachwissenschaft.“ — Prof. Frederic Stengel, of the School of Mines of Columbia College, New York, „Die Sprachen und Dialekte Italiens.“ — Prof. B. Goodwin, of Harvard College, Cambridge, Mass., „Die Classification der Conditional-Sätze in der Griechischen Syntax.“ — Prof. J. D. Allen, of East Tennessee Univ., Knoxville, Tenn., „Die epischen Formen der Verba auf *du*.“ — Prof. S. M. Schute, of the Columbian Univ. Washington „Das ausgebreitete Studium der Englischen Sprache und Literatur in unseren regelmäßigen Collegien-Cursen.“ (Der Verfasser behauptet, daß die ältere Englische Literatur den amerikanischen Studenten so wenig bekannt ist, „Von Beowulf und Caedmon, von Chaucer und seinen Zeitgenossen, von den Elisabethanischen Dichtern, von Milton und J. Taylor, von Swift und Burke wissen unsere undergraduates beinahe nichts; während sie von Englischer Philologie kaum mehr wissen als vom Hebräischen.“) — Prof. Marsh, of Lafayette College, Easton, Tenn., „Das Studium der vergleichenden Grammatik.“ — J. Stengel, „Geschichte der Aussprache des Lateinischen.“ — Prof. Waldman, Philadelphia „Die Aussprache des Latein.“ — Prof. J. P. Brewer, of the Univ. of North Carolina, Chapel Hill, N. C., „Die Erlangung einer doppelten Syntax.“ — Prof. J. A. Marsh „Neuere Untersuchungen über Grimms Gesetz.“ — J. Anderson, of Waterbury, Conn., „Die Huren- und Einzelne über die Huren.“ — „Protesten-Traditionen.“ — Das Verzeichniß der Mitglieder der amerikanischen Philologengesellschaft weist auch einige Damen auf.

Th. B.

Spezial.

Das von der Akademie für moderne Philologie auf das Sommer-Semester ausgedehnte Verzeichniß der Vorlesungen enthält unter Andern:

Griechische Grammatik mit Übungen, Dr. Wegemann.

Provenzalische Grammatik mit Erklärung provenzalischer, lateinischer und ewiger Geschichte, Prof. Dr. Rahm.

Das Roianoblied, Dr. Scholle.

Mittelfranzösische Sprachproben, Dr. Edding.

Den Organismus von Rabelais, Prof. Dr. Herrig.

Descartes, Discours de la Méthode, Darstellung der Prosa bis zu Ludwig XIV., Dr. Gronze.

Les chants populaires de la France, Mr. Mareil.

La Tragédie et la Comédie au XVIIIème siècle, Mr. Mareil.

Die französische Aussprache, erpliziert an praktischen Übungen, Dr. A. Bened.

Die Syntax der neufranzösischen Sprache, Dr. Goldbed.

Ueber französische Synonymen, Prof. Dr. van Dalen.

Exercices de style français, Prof. Pariffelle.

Übungen in freien Vorträgen in französischer Sprache, Dr. Burtin.

Aussprache mit Interpretation des Heiland, Dr. Zernial.

Angelsächsische Übungen mit Zugrundelegung der Greinischen Ausgabe des Beowulf, Dr. Zernial.

Einführung in das Studium Shakespeares, Dr. Watte.

Shakespeares Coriolanus, Prof. Dr. Peco.

Die Geschichte der englischen Literatur I. Theil, Dr. Zmannuel Schmidt.

Dantes Inferno und Literaturgeschichte Italiens, Dr. Buchholtz.

Grammatik der spanischen Sprache, Dr. P. Goerffer.

Ausgewählte Komödien von Ludwig Holberg, Dr. Chr. Rand.

*) Proceedings of the Fifth Annual Session of the American Philological Association, held at Easton, Penn. July 1873. Hartford: Case, 1873.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrgg.]

Berlin, den 25. April 1874.

[N^o. 17.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Geschichte des Preussischen Beamtenthums von Dr. Jaacobsen. 245. — Der Besinnismus und sein verlorener Pfad. 246. — Beiträge zur alt-hellenischen Kulturgeschichte. 247.

Finn- und Schweden. Aus Finnland und Schweden. 248.

Belgien. Die Biologie als Unterrichtsgegenstand. 249.

Frankreich. Das Institut für die lebenden orientalischen Sprachen in Paris. (Nach einem Vortrage des Prof. M. Vranat de Preles vom Institut.) 250.

England. Rednerer Klavierspiel. I. Mraisenraub in Polynesien. 251. — Der Hochmeister des Spiritismus. I. 252.

Kleine literarische Notizen. Kaiser Barbarossa. 254. — Der Dreimärker „Zukunft“ oder Leben im Norden. 254. — Clara Petlin. 254. — Etymographische Zeitschriften. 254. — Der Verheerungsbegriff des Konjunkt. 254.

Preussische Handel. Handelsverbindungen zwischen Tonkin und China. 255. — Samaritanische Handschriften in Petersburg. 255. — Renan über die religiöse Krise in Europa. 255. — Vom Ableben des Protektionismus. 256. — Phönizische Epigraphik. 256.

Deutschland und das Ausland.

Geschichte des Preussischen Beamtenthums von Dr. Jaacobsen *)

Es war kein geringer Gedanke des auch in unsern Blättern glänzend und ehrenvoll schaffenden jungen Historikers, daß es an der Zeit sei, neben Droysens „Geschichte der Preussischen Politik“ ein Werk aufzustellen, welches in ähnlicher Weise Preussens innere Verwaltung geschichtlich zur Anschauung brächte! Ist doch der Erfolg der äußeren Politik wesentlich bedingt von dem Erfolge des inneren Regiments, so wenigstens im Brandenburgisch-preussischen Staate, und weiß es doch alle Welt, daß der Machtzuwachs unseres Staates, wie der Verf. sagt, nicht in letzter Reihe auf der Gedeihenheit unserer inneren Landesverwaltung beruht. Aber ein Werk von so riesenhaftem Umfange, von so ununterbrochener Bedeutung läßt sich nicht mit Einem Schlage aufbauen. Es ist die Fällung eines ganzen, dem Zwecke völlig gewidmeten Lebens. Beginnen muß der Bau mit der Konstruktions des äußeren Gerüsts, d. h. mit der Geschichte des Beamtenthums, in und mit welchem sich die Landesverwaltung vollzieht.

Dr. J. hatte, als er rüftig an diese Konstruktions ging, ein noch ganz unbebautes Feld vor sich — ein Vorzug, wenn man die Freude am freien, selbständigen Schaffen, ein Recht, wenn man die Mühe des Vorarbeitens, das Risiko des ersten Aufbaues in Betracht zieht. In Betreff der Vorarbeiten giebt der Verf. an, besonders Riedels Codex Diplomaticus Brandenburgensis, ferner v. Raumer's Novus Dipl. Be. und Kühn's Geschichte der märkischen Geschichtsverfassung vor sich gehabt zu haben. Im Wesentlichen aber hatte er auf die Originalquellen zurückzugreifen, welche sich freilich in großer Reichhaltigkeit in dem Berliner Geh. Staatsarchiv vorfinden.

Den aus der Fülle von beinahe 5 Jahrhunderten sich zusam-

legenden Stoff hofft der Verf. in vier Bänden bewältigen zu können. Der erste Theil umfaßt die ersten beiden hier in Betracht kommenden Jahrhunderte und schließt vor der 1604 erfolgten Begründung des Geheimen Staatsraths. Der zweite Theil wird sich bis zum Jahre 1723, dem Zeitpunkt der Bildung eines Generaldirektoriums, erstrecken. Die für diese Geschichte ungemein bedeutsame Zeit Friedrich Wilhelms I. nebst derjenigen seiner Nachfolger bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts soll den Inhalt des dritten, und die Zeit der Umgestaltungen nach der französischen Revolution bis zur Gegenwart den Inhalt des vierten Bandes bilden.

Für die Darstellung des Beamtenthums, insofern damit der Begriff einer sehr gegliederten Maschinerie verbunden ist, bot der Stoff für den zunächst erscheinenden ersten Theil wohl die meisten Schwierigkeiten. Noch waren die Verordnungen einer Verwaltungsmaschine dieser Art damals im Lande kaum bemerkbar, denn die Hofbeamten brachten erst den Willen, die ihnen zufließenden Hoheitsrechte in eine Art Souveränität umzuwandeln, mit sich in die Mark, und hatten die nöthigen Organe fast von Grund auf zu schaffen. Wie jene Umwandlung, so konnten auch diese Bildungen nur ähnelnd langsam vor sich gehen. Sie sehen bei den Hofbeamten an. Die persönliche Umgebung des Fürsten wird zunächst zu Regierungsgeschäften verwandt; ferner wird eine Anzahl vertrauenswürdiger Personen an den Hof gezogen; als Räthe des Markgräflichen Hofhalts gewärtigen sie die Aufträge, die ihnen, wie den hohen Hofbeamten, ohne Reciprocation eines bestimmten Reverses, je nach der Wichtigkeit für die einzelnen Geschäfte überwiesen werden. Allmählich gewinnen die Hofbeamten festere, abgegrenzte Beziehungen zu den Territorialbeamten, über welche sie die Kontrolle ausüben. Ihrerseits schalten anfangs die Territorialbeamten in ihren Bezirken wie kleine Souveräne, indem sie die Kriegsführung wie die Friedensverwaltung, die Polizei und die Finanzen wie die Rechtsprechung in sich vereinigen. Die Befugnisse laufen auch dann noch oft ineinander, als sich mit der Zeit das System der Theilung der Gewalt, ein System der Arbeittheilung, einführt. Die Konstruktions des Amtes nach seinen Grängen ist unsicher; die Grängen erscheinen oft verschwommen, in den einzelnen Territorien durchaus verschieden; nicht selten kommen wunderbare Remter-Vereinbarungen vor, so in einzelnen Fällen die Verbindungen des Richters und des Vortreters, d. h. etwa des Exekutor-Amtes. Doch nach und nach klärt sich der nebelhafte Zustand; man sieht die einzelnen Funktionen festere Stellung in ihrem Range einnehmen, es bilden sich bestimmte Organe der Zuständigkeitsverfassung, die Finanzwirtschaft, die Hof-Defension etc. Die Reformation macht für Kirche und Schule neue Organe erforderlich. Die Landesverteidigung wird nach gewissen Regeln ins Auge gefaßt. Aber einer rascheren Entwicklung nach dieser Richtung hin stellt sich fort und fort ein Element entgegen, das mit der Widerstandskraft eines Helsen aus dem Mittelalter in die neue Zeit hereinragt, der ständische Anspruch auf Theilnahme an der Regierung. Nur mit der größten Fähigkeit und nur mit wechselndem Erfolge läßt sich diese auf Eröberung beruhende Mitregentschaft zurückdrängen. Bis in Joachim I. einschneidend werden die Stände in der That immer enger eingeschränkt, und

*) Geschichte des Preussischen Beamtenthums vom Anfange des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, von S. Jaacobsen, Dr. phil. 11. Heft. — Das Beamtenthum in der Mark Brandenburg, 1415—1604. Berlin, Puttmann u. Nöldeke. 1874.

befonders Joachim I. entwickelt ihnen gegenüber, wie in der feiteren Organisation der Regierung überhaupt, eine dem großen Kurfürsten veranlassende Energie. Von Joachim II. ab gewinnen die Stände ihrerseits wieder mehr Terrain. In jenem Bestreben, die Macht der Stände zu untergraben, ist den Fürsten das landesherrliche Beamtenthum eine wesentliche Stütze. Schon fühlt das Beamtenthum, daß es im Vergleich zur Haltung der Stände, welchen nur die Erhaltung der Bevorzugungen einzelner Klassen am Herzen liegt, ein allgemeineres Interesse, das der Gesamtheit, wahrzunehmen hat. Es fängt eine Abnahme vom Begriff des Staates zu dümmern an. In dieser unaufhörlichen Bewegung geschieht es zuweilen, daß diese oder jene aus der Vergangenheit überkommene Beamten-Kategorie allmählich verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen, ausstirbt, ohne urkundlich begraben zu werden. Andere Kategorien treten ein, ohne eigentlich prinzipielle Organisation, während andererseits manche Organisation nur die Bezeichnung wechselt, sich aber im Wesen bis in unsere Zeit erhält. Bemerkenswerth ist noch, daß Joachim I. zuerst, im Bruch mit den Ueberlieferungen, wonach die Landesherren ihre Räte nur aus dem Prälaten- und Ritterstande nehmen, auch dem bürgerlichen Stande Raum unter den Räten gewährte, auch in dieser namentlich in Betreff der Justizverwaltung höchst zeitgemäßen Reform sich als ein vorurtheilsloser, durchgreifender Fürst sich bewährend. Die zunehmende Auflösung in den Marken und die verwickeltere Gestaltung der Verhältnisse in den bald mächtig wachsenden Gebieten der Hohenzollern trieben aber auch seine schwächeren Nachfolger auf der Bahn des Fortschritts weiter, die dann eine kurze Spanne Zeit nach dieser ersten Periode, zu den Schöpfungen und Thaten des großen Kurfürsten führt.

Wir werden auf das wichtige Werk bei dem Erscheinen seiner späteren Theile zurückkommen. G. H.

Der Pessimismus und sein verlornen Prosej.*)

Es ist schon an sich ein großes Verdienst, den zum Mobe-
ausdruck gewordenen Pessimismus einer monographischen Betrachtung zu unterwerfen, wobei noch der Zweck beim Verfasser der Schrift obwaltet, Herrn C. v. Hartmann zu vertheidigen. Die Sache ist so wichtig, auch was das Ausland betrifft, welches ihnen viel davon gehört haben muß, wie sehr sich Deutschland bemüht, über den Pessimismus ins Klare zu kommen, daß wir uns unterfangen, an dem Gegenstande hier noch Einiges geltend zu machen, was andererseits noch nicht in dieser Weise in Erwägung gezogen worden ist.

Dem Autor gebührt die Anerkennung, daß er sich über den Pessimismus sehr gründlich verbreitet, die er Herrn v. Hartmann gegen die verschiedenen Angriffe, die er erfahren hat, mit großer Gewandtheit vertheidigt, daß er mit reichem Wissen tiefe Gedanken verbindet. Dennoch hat er in letzter Instanz so wenig überzeugt, daß durch seine Argumente der Pessimismus keineswegs definitiv schlaggestellt, am wenigsten in seinem eigentlichen Wesen erschüttert worden ist. Die Dauer und Ausdehnung des Pessimismus, der Zeit und dem Raume nach, ist von seinem Vertreter nicht entfernt wissenschaftlich erwiesen, obwohl er nicht übel

gewillt ist, ihm — man denke! — einen absoluten Charakter zu ertheilen, und es ist nicht zu leugnen, daß die speziell angeführten Einwürfe der Gegner von Belang sind, und vielfach haften bleiben.

Wir müssen uns hier, da uns nur wenige Spalten gestatten sind, damit begnügen, für und wider unsere Ansichten über die Sache mehr anzudeuten, als auszuführen. Man wird über den Pessimismus nicht eher zu einem letzten Ergebnis gelangen, bis man seinen Ursprung erkennt, daß er nicht an sich ist, sondern und zwar auch nur einstweilen, lediglich für den Menschen und das anderweitige, animalische Leben, also nur für einen gewissen Bezirk unseres Planeten. Es ist eine kranke Reflexion, wenn man den Pessimismus auf das Universum ausdehnt. Die heutigen Pessimisten werden sich stets nur auf zwei Posten zurückziehen, die noch dazu beide in der Luft schweben. Entweder ist er nach ihnen Wirkung der ewig gebährenden und ihre Kinder wieder verschlingenden Weltsubstanz, oder er ist das Ergebniss eines ursprünglich und sein Verbleiben dämmen Weltwillens, der, ewig blödsinnig und noch dazu ohne zu wissen, was er thut, d. h. bemuthlos, ebenfalls jagt, und das Gegentheile wieder aufstößt. Was den ersten Posten betrifft, so ist die berüchtete Substanz weiter nichts, als ein verrosteter Rothnagel im Kerke gewisser Philosophen, an dem sie ihre Geräthschaften und Abhandlungsaufsätze aufhängen. Die Substanz bedürfte selbst wieder eines Nagels, um zu existiren, der sich aber in die bloße Luft nicht einschlagen läßt. Daher haben auch Schopenhauer wie Hartmann zu vielen Geist und Scharfbild, als daß sie sich den Pantheismus weh machen ließen. Pantheismus ist, am Tage denkender Untzelligkeit gesehen, ein blanker, aber trister, weiter Regenmantel, von dem Alles abfließt, oder er ist jenes entsetzliche Phänomen eines stehenden, melnwegens auch fallenden Welt-Plagregens, mitten auf dem Meere des schmerzhaften Nichts: Himmel und Erde sind Eins, es regnet, regnet, und steigt als Weltkunk auf, um wieder zu regnen. Ich wollte den sehen, der im Stande wäre, aus diesem pantheistischen Wellenbruch ohne Sonne, aus diesem ewigen Graue, in das Alles verfließt, eine klare Gestalt, eine feste Natur oder gar ein Kunstwerk herauszuschälen.

Was nun die eigentliche Darstellung des Pessimismus beim Verfasser betrifft, so schließt er sich denen an, die ihn nicht aus der Substanz, sondern aus einem dämmen Weltwillen ableiten. Er überlebt ganz das Wesen der Vernunft, das aus dieser entspringende Gesez, welches in Natur und Geschichte walzt, im Weltall sich unwandelt gleich bleibt. Einem dämmen Willen fehlt es eben an Vernunft, wie er durch und durch gefeigelt ist. Wir fänden es völlig unbegreiflich, wie Herr von Hartmann, in seinem Hauptwerk, der Teleologie eine so glänzende Eryptik geben konnte, wenn es nicht daraus zu erklären wäre, daß er dem Zufall, dem Sinken, sogar dem Hellenen so viel zugesetzt, ohne zu bemerken, daß diese drei nur vorübergehende, traumhafte Zustände sind; sie träumen vom Gesez, vom Bewußtsein, vom Licht, nur ahnen sie nichts davon. Aus der Dummheit folgt immer nur Dummheit, diese aber ist stets defekt. Sie hat kein Vermögen, es fehlt ihr am Wesen, an Vernunft. Gölte es einen dämmen Weltwillen, so wäre eine vernünftige Welt rein unmöglich. Im Universum, und zwar mit Einschluß der Erde, ist die Vernunft permanent, im Größten wie im Kleinsten. Auch die Klingheit, nämlich die sittliche, obwohl sie nur ein Abseiter und Nebenweg der Vernunft ist, offenbart sich im Weltgange bewundernswürdig, und schlägt in einzelnen Thierarten bereits das hellste Auge auf. Kurz, das Universum ist ein thatthätlicher, glänzender Optimismus, der Pessimismus

*) Der Pessimismus und seine Gegner von Dr. Lambert. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymanns).

diese sein sollende Urdummheit, ist ein bloßes Hirngespinnst, hat im Weltall weder Raum noch Zeit, ist in Bezug auf das Ewige absolut sinnlos. Es wäre durchaus unerklärlich, wie Herr von Hartmann und sein Vertheidiger, die so unendlich reich an Geist, Gedanken, Klugheit sind, einem dummen Willen das Wort sprechen könnten, wenn sie nicht über das Wesen des Seins sich in einem radikalen Irrthum befinden, und daher auch den unaussprechbaren Reiz des Daseins in seiner ewigen Bedeutung verkennten. Es ist leicht gesagt, Richtigsein wäre besser als Dasein, wer aber so spricht, hat in denselben Augenblicke den Werth der höchsten Güter in Abrede gestellt, für Nichts erklärt.

Alles kommt freilich darauf an, was man aus dem Sein zu machen versteht, welchen Gehalt man ihm zu geben weiß, oder daß man vielmehr einen solchen Standpunkt einzunehmen vermag, um einzufehen, daß alles Sein seinem Ursprunge nach vollkommen ist, daß alles bloße Werden nur verkemmene Sein ist, jenes daher Bewußtsein, dieses dagegen „Unbewußtes“. Auch das freierliche und zwar das menschliche Leben wird den Reiz des Daseins schon natürlicherweise empfinden, mag es sich noch so ordinäre Zwecke setzen, die sich über den zweideutigen Erdämonismus nicht erheben. Selbst hier schon ist, so lange das Bewußtsein dauert, aller Pessimismus so gut wie vergessen. Je erhabener jedoch die Zwecke sind, welche das Individuum hat, je mehr es sich um Intelligenz, um Ideen handelt, je stärker man von dem Verlangen erfüllt ist, das unendliche Reich des Gedankens zu durchwandern, ihn zu verwirklichen, desto mehr ist aller Pessimismus in Nichts zerfallen, der Optimismus der ewige Triumph der Gristenz. Dies ist die „Unmöglichkeit des wirklichen Seins, welche mit jener des Gedankens vollständig kongruent ist.

Wenn jener alte Herr sein waches Behagen so unausgeseht im Auge hatte, daß er das süße Glück des Schlafes für Nichts machte und den Befehl gab, daß man ihn von jetzt ab täglich um einige Stunden früher aufwachen solle, damit er nur noch nicht Zerknirschung könne, so ist das freilich noch ein ganz niedriger Lebensreiz; wenn dagegen ein ergrauter Musiker früher das Schlaf sich bräche, um des Entzückens durch eine Beethoven'sche Symphonie noch tiefer inne zu werden, ein Philosoph, um noch mehr zu denken, ein Religioser, um mehr Zeit für die Erhebung zu Gott zu gewinnen, so wäre durch die Letztern der höchste Reiz der Gristenz thatächlich erwiesen. — Abschneide im Buche des Verfassers, wie: „der Werth des Lebens“, „die Arbeit“, „die Liebe“, „die Glückseligkeit“ u. s. w. sind von großem Interesse, aber voll bedeutender Irrthümer. Die kann man aus Lust und Unlust, aus Glück und Unglück so viel Wesens machen, da sie nicht gar kein Wesen haben? Sie sind nicht der Rede werth. Nichts versteht mehr als Glück, nichts versteht mehr als Schmerz. Schen dem Heroen ist der Schmerz nur eine etwas stark pikante Wut. Die Seligkeit vollends hat schon himelischen Lust und Unlust überwunden, allen Pessimismus dem Staube überwiegen, wohin er gehört. Liebe und Freundschaft sind eines Ursprungs, stürzen aber nicht, in der Ehe und in der Religion, verwechselt werden. Liebe in diesen ist nicht Geschlechtstrieb, sondern idealer Natur, welche mit ihrer Sehnsucht dorthin zieht, wo alle Trennung der Antebien, Leib und Seele aufgehoben, und doch in verklärter Weise erhalten sind. Merkwürdig! der Verfasser ist ein wahrhaft platonisch, hart, starr von einem sittlichen Hochsinne erfüllt, aber er behauptet ein Sonnenstern ohne Sonne, ein Weltkugel ohne Welt, ein Leben, welches dem Wobder und sogar dem Nichts verfallt. Er sieht in seiner Philosophie auf einem verlorenen Pfade. Das Menschennögliche leistet er auf diesem Standpunkt, aber das schwarze Trauer, ja Hinrichtungsgewürst

bleibt auch unausgeseht stehen, der Henker, d. h. der dumme Weltwille, die Guillotine in der Tragödie des Lebens, sie arbeiten auch fort unter dem Trommelwirbel des Weltlärms.“ Höchstes Weisheit und Lebensklugheit wäre nach unserm Autor, daß man jenem Scharfrichter keine Opfer mehr lieferte, also eine Verzichtung der Ehe gegen den Henker. Und das allein wäre nach dieser pessimistischen Anschauung ethischer Weltwille. Derselbe Wüthrich von Wille dagegen vor dem Hinrichtungsblocke der Erde, wirft den Prozeß in die Erscheinung, das Mutterglück schleppt sich durch Aeonen fort, und dann, wenn er einmal enden sollte, ist das Ungeheuer wieder einsam, könnte in seiner Dummheit sich höchstens selbst zerfleischen. Die Frage nach dem Wesen der Gristenz bleibt offen, wie die Wunde offen bleibt einem solchen Buche gegenüber. Deutsche, wohin ist es mit unserer Weltweisheit gekommen? Nein, der geknüvelte Verfasser hat seinen Prozeß verloren! Verbreitet ihr solche Ansichten, so geht alles Erhabene, aller Humor drauf, wie es schon jetzt so viele unserer Produktionen und elenden Kritiken beweisen.

Alexander Jung.

Beiträge zur alt-hellenischen Kulturgeschichte.

Unter ganzes Leben steht so unter dem Einfluß hellenischer Ueberlieferungen, daß wir uns immer wieder angezogen fühlen, in den Geist der hellenischen Kultur einzubringen und abzugeben von den Beziehungen auf die Gegenwart, jenes merkwürdige Boll an sich kennen zu lernen, welches eine solche Mischung von Naivität und Reflexion, von kühler Berechnung und aufgeregter Phantasie in sich vereinigt. Bezeichnend ist ihre rührende Liebe zur Heimat und wieder ihre unbegreifliche Lust zu weiter Meerfahrt und zur Kolonisation fremder Gestirne. Im Zusammenhang damit können wir entweder den Gang der geistigen Entwicklung im Mutterlande verfolgen, oder den Erschlingungen nachgehen, welche das Zusammenwirken hellenischen Geistes mit fremden Rationalitäten hervorrief. Daß jenes Moment für den Stamm der Dorier vorzugsweise charakteristisch ist, dieses für die Jonier, bestätigen gerade zwei eben erschienene Beiträge, welche sich an einzelne Punkte der hellenischen Kulturgeschichte gehalten haben.

Gerade solche speziellen Studien sind für den augenblicklichen Stand der Archäologie besonders wichtig, da es sich darum handelt, sämtliche auf uns überkommenen Zeugnisse der Alten mit einander zu vergleichen. Lebhafte sprechen die erhaltenen Kunstwerke zu uns, unverfälschter die literarischen Reste, zwischen beiden vermitteln die Münzen und andere mit Inschriften versehene Gegenstände der Technik.

Der Beitrag von Dr. Ignaz Rupperts (der Apoxyomenos des Knappes, Heft 191 der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge zc. 2c.) knüpft an eine der berühmtesten Figuren des Epikuros in aufschaulicher Weise den Einfluß der Gymnastik auf das hellenische Volk. Die in der Blüthezeit Griechenlands gepflegte Agonistik, welche der Verfasser scharf von der späteren Athletik, der bloß körperlichen Ausbildung, trennt, hält der musischen, geistigen Erziehung das Gleichgewicht. Diese Seite der Ausbildung erschien so vollberechtigt, daß wir der ihr beigemessenen Wichtigkeit eine Reihe der schönsten Kunstschöpfungen verdanken. Unbekleidet, wie sah der Jüngling auf dem Ring-

*) Vergl. den Roman „Darwin“ von Alexander Jung. Jena, G. Costenoble Th. III, Brief 119.

platz übte, wurde er von dem im Anschauen gymnastisch gebildeter und kunstschöner Menschen aufgewachsenen Künstler eingeheilt; denn daß das Nackte nicht ohne Weiteres anstößig, sondern vielmehr die Meisterhaftigkeit in der Behandlung des nackten menschlichen Körpers der Gipfel der Kunst ist, ist eine nach manchem Zweifel als erst wiedererrungene Wahrheit.

Die Darstellung des normalen männlichen Körpers wählte besonders der Sikyonier Polyklos, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, zum Vorwurf. Er soll über 1500 Figuren gefertigt haben, meistens (wie auch das Original der hier beschriebenen Statue) in Erz, wie denn die gymnastischen Dorer dem Ergruß treu blieben, welcher den nackten Leib der Ringer und Kämpfer in seinen schmalen leichten und leicht bewegten Formen besser trifft, als der Marmor. Gerade von Polyklos haben die alten Schriftsteller hervor, daß er, im Gegensatz zu seinem Vorgänger Polikletos, die Körper besonders schmal und schlank bildete, um, wie Verfasser nach dem Vorgange von Overbeck, Braun und Kefauß eine etwas dunkle Stelle des Plinius erklärt, dem Schein der Wirklichkeit näher zu kommen, als der Wirklichkeit selbst. Die Eigenthümlichkeiten des Apoxyomenos im Besondern bespricht Küppers klar und anschaulich. Ob der Strigilis eine so besondere Bedeutung beizulegen ist, wie Küppers ausführt, beweisse ich, besonders, da er sich im Verlauf der Untersuchung genöthigt sieht, seine hohe Meinung von dem nährenden Einfluß der Satzung einigermaßen einzuschränken. Vielleicht soll bloß durch das menschliche Attribut angedeutet werden, daß der Beschauer nicht einen göttlichen Repräsentanten der Agnostik, etwa den Apollon oder Hermes vor Augen habe, wie ja die Attribute in den Händen der Statuen ein Hauptkennzeichen der dargestellten Persönlichkeit waren. Ohne diese, kein richtiges Resultat ergebende Erörterung, würde der Vortrag abgebrochen werden.

Näher und Küppers mitten in das Geistesleben des Peloponnes, so lehrte Ernst Curtius in seinem Vortrage (Ephebos, ein Vortrag, gehalten in der Singakademie zu Berlin. Herz, 1874) an einem kleinen Rückpunkt, der Wändung des Kanitres, die gegenseitige Wirkung jenseitigen und orientalischen Geistes, den wechselnden Wechselschlag der Geschichte in anregender, poetischer Weise kennen.

Als erste Anknüpfung grüneten die Phönizier hier, wie überall wo sie landeten, ein Heiligtum ihrer Mondgöttin. Helmische Anschauungen vereinten sie geschickt mit orientalischer Symbolik, um eine weitem anerkannte Hierarchie zu bilden. Die Einwanderung der jenseitigen Griechen um 1040, der erste Rückschlag der Geschichte von Westen nach Osten, verursachte manche Kämpfe, bis sich die Priester mit den Aufstimmungen verständigten und die einheimische Gottheit auch bei den Eingewanderten unter dem Namen Artemis Verehrung fand. Nun beginnt die erste Fluth des Ephebos, welche sich in der Dichtung an die Erfindung der Elegie knüpft, in den bildenden Künsten an die Neugründung der Artemistempel. An seiner Baugeschichte spiegelt sich der orientalische Trieb zum Kolossal und daneben der poetische Sinn, die rastlose Erfindungsart und Thatkraft der Hellenen ab. Die schnell aufblühende Handelsstadt geriet in eine bald größere, bald geringere Abhängigkeit vom Tempel und konnte sich des ungrischen Einflusses nicht erwehren. Die neutrale Weltstadt, in welcher persische, ägyptische und griechische Trachten neben einander geprägt wurden, hatte wenig Neigung, sich an den Kämpfen des Mutterlandes, mit den Persern zu theilnehmen; der Kodride Herakleitos zog sich von seinem öffentlichen Amte unwillig in die Einsamkeit des Denkes zurück. Ein volles Jahrhundert nach den Perserkriegen dauerte das Hin- und Herfluten der Geschichte, bis von Makedonien her eine

neue Wendung eintrat, als deren fürchtbares Vorzeichen der berühmte Brand des Tempels galt. Aber ein prachtvoller Neubau erstand auf den Fundamenten unter weitestehender Theilnehmung aller Landleute, und Ephebos wurde eine der neuen Prachtstädte des Reiches, wo sich Männer, wie Xenias und Ptolemaios entwickelten. Unter Roms Herrschaft wurde Ephebos als Markt und Ansehen; da trat der Zeitpunkt ein, wo Paulus gerade die Plätze aufsuchte, wo bei der reichsten Hülle des Wohlstandes und der Bildung, die Lüste, welche dieser Wohlstand übrig ließ, am ehesten zum Bewußtsein kommen mußten. Und „der Tempel der großen Göttin wurde für nichts geachtet und mit ihrer Majestät ging es zu Ende“ wie der Goldschmidt Demetrios mit Recht klagte. Trotz aller Anstrengungen der römischen Kaiser gingen Tempel und Stadt dem unaufhaltsamen Untergange entgegen. Aus den Trümmern des Tempels bauten die Türken im 13. Jahrhundert eine Moschee, aber auch diese ist längst Ruine, eine menschenleere und weglose Wüsten.

Curtius gehörte zu den Lehrern, welche auf den Leser weit intensiver wirken, als auf den Hörer. Ebenso, wie die Worte, dienen die beiden anschaulichen Bildtafeln dazu mit den Hilfsmitteln erster Forschung und geistreicher Kombination um ein farbenreiches Bild längst vergangener Zeiten zu entrollen.

P. E.

Ostsee-Provinzen.

Aus Finnland und Esthland.

Der zehnte Band der von uns öfter angeführten Zeitschrift Suomen (1872) enthält seinem Hauptinhalt nach Beobachtungen über Dialekte der finnischen Sprache, wie sie schon seit einer Reihe von Jahren mit musterhafter Emsigkeit und Ausdauer angestellt werden. Dann zeigt Herr Krohn (Suonio), daß die meisten jetzt minder oder fast gar nicht gebräuchlichen Wörter des großen Kalevala des Kalevala in der nahe verwandten, aber finnlicher Seite lange vernachlässigten Estro-Sprache (dem Esthnischen) die rechte Deutung finden und manche andere Spracherscheinung nur noch dem westlichen Zweige des Suomi eigenthümlich ist. Die alten esthnischen Gesänge — so schließt der Verfasser — können hiernach nicht ausschließliche Schöpfung der Karelier sein, sondern gemeinsamen leibhaftigen Erbtheil des ganzen Suomivolkes aus einer Zeit der noch im Werden befindlichen Stamm- und Dialektverschiedenheiten. — In einem kürzeren Artikel beweist Herr Donner, daß der finnische Name des Persiens, *elm*, etwas, nicht als *eläma* entstanden, sondern *elm* ist mit dem finnischen *holm*, Verle. *)

Der eben erwähnte Gelehrte veröffentlicht in deutscher Sprache sein „Vergleichendes Wörterbuch der Finnisch-Ugrischen Sprachen“, dessen erste Lieferung bereits erschienen ist. Unabhängig davon giebt Herr Budenz zu Pesth und in magyarischer Sprache ein ähnliches Werk heraus unter dem Titel *Magyar-Ugró összehasonlító szótár*, d. h. Magyarisch-ugrisches vergleichendes Wörterbuch. Letzterer hält sich in seinen Vergleichen streng an das Gebiet der mit dem Magyarischen näher verwandten Zieme (unter dem Stammenamen der Ugrischen, nicht Ungarischen), während Donner gelegentlich auch in entfernter verwandte Sprachkreise

*) Im Esthnischen — *sepa* wir hinzu — bedeutet holen oder ein nach hause) Koralie.

hamboldt, öfter mit Beziehung auf Schottis „finnischtatarisches Sprachgeschlecht“ und dessen „Altajische Studien.“

Das nun hinnan in sozialer, pädagogischer und literarischer Hinsicht vielverdienende „Monatsblatt“ (Kaukasusblatt) berichtet in seiner jüngsten Nummer über eine geistvolle und schwunghafte Rede, welche Herr Cognius, Finnlands „größter Redner“ (suurin puhuja), vor hundertjährigen Gedächtnistagen des Dichters Branzén gehalten. Dieses Klogo ist zu einem Buche angewachsen und wird, da der Verfasser nur schwedisch schreibt, auch in Schweden's höherer Literatur einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Das von der „Samo-karelischen literarischen Gesellschaft“ herausgegebene Album, betitelt „Auroora“ (Kollur), enthält unter andern lehrreichen oder kurzweiligen Dingen zwei Gedächtnen für je einen Umschwungsmann unserer Tage. Ein über Opernmannt schreibender Herr versucht nämlich historisch nachzuweisen, daß Richard Wagner's Erfindung ebenso erwünscht als berechtigt gewesen, während ein Anderer Darwin's Behauptung unserer Eigenart von Affen eifrigst vertheidigt. Sein Artikel „Entstehung des Menschen“ empfiehlt sich durch Gemeinverständlichkeit und Lebendigkeit der Darstellung. Jedenfalls bleibt diesem Herrn das Verdienst, seinen Lesenden die erste gründliche Aufklärung über den Darwinismus gegeben zu haben. — Von des berühmten Edunrot's großem finnischt-schwedischen Wörterbuche ist im Laufe vorigen Jahres die sechste Lieferung erschienen. Diese letztliche Arbeit wird ob ihres Reichthums an Wörtern und Redensarten jedem künftigen Forscher aus dem betreffenden Gebiete unentbehrlich sein. Ein anderes beachtenswerthes Werk dieser Klasse ist Gedenksjelm's „Deutsch-finnisches Wörterbuch“ (Sakalais-Suomalainen sanakirja), welches den eigentlichen Planen zu der reichen Schriftstellerei Deutschlands gerade Bahn eröffnet.

Die Ausgabe auserwählter Schriften D. O. Porthans hat mit dem 1873 zu Tage geförberten fünften Bande ihren Abschluß erreicht. Alle in diesem Band enthaltenen Abhandlungen und Artikel sind schon gedruckt gewesen und in schwedischer Sprache abgedruckt. Wir heben hervor: König Alfred's geographische Beschreibung des europäischen Nordens, der angelsächsische Text mit gegenüberstehender schwedischer Uebersetzung — Ueber des finnischen Volkes Lage und Zustände, als ob sicherer Besitz der Krone Schweden war — Kurze Geschichte der Universität Åbo. — Analyse eines heiligen religiösen Schauspiels aus dem 17. Jahrhundert u. f. w.

Von gedruckten Erzeugnissen in estnisch-er Sprache ist uns vieles Mal nichts zugekommen als eine neue Sammlung Predigten (Jutahu rannat) von Pastor Wägenar, mit der Devise: üks asi on tarvis, d. h. „ein Ding ist nötig.“ Der Verfasser giebt sich als streng altkirchlicher Theologe, der jedoch zum Verkehren Andersdenkender nicht Verurs führt.

Wüchte Estlands Nachtigall, die edle und geistvolle Dichterin des „Nachwunders“, der „Hundert Schökel Grünsel“, und manches herzerquickenden Liebes, in ihrem neuen Wirkungskreise nicht für immer verstummen! ☾.

Belgien.

Die Biologie als Unterrichtsgegenstand.

Herr Dr. Ginge, Professor an der Universität in Brüssel, den Vornam des Magazin in direkter und indirekter Weise, d. h. als Mitarbeiter, wie aus den Referaten über seine Schriften bekannt,

hat bei Gelegenheit der diesjährigen öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Brüssel einen Vortrag über die Einführung der Biologie als Unterrichtsgegenstand in den Schulen gehalten. Obgleich der Redner im Verlaufe seines Vortrages freundlich anerkannte, daß man in Deutschland in dieser Beziehung weiter sei als in Belgien, so enthält derselbe doch immer noch so viel des Ueberzeugenswerthen für uns, daß wir ihn mit Uebergang der einleitenden Sätze im Nachstehenden wieder-

geben: „Unsere Poeten, unsere Literaten begeben oft recht schwere Irthümer, wenn es sich um die Beschreibung von Naturerscheinungen handelt. Die Gesetze, nach welchen die lebenden Wesen sich entwickeln, die Bedingungen, unter denen sie existiren, sind im Allgemeinen den Bewohnern der Paläste ebenso unbekannt, wie denen der Hütten. Die Begriffe, welche man sich im Publikum im Allgemeinen über die Lebensbedingungen macht, rühren aus dem Mittelalter oder selbst aus dem Alterthume her, wo der geringe Umfang unseres Wissens demselben Individuum gestattete, alle Zweige menschlicher Kenntnisse und den religiösen Glauben mit inbegriffen zu umfassen. Seitdem hat die Wissenschaft eine ungeheure Ausdehnung erhalten und die Biologie, die ganz moderne Wissenschaft der Schöpfung, ist den gelehrtesten Gelehrten unbekannt geblieben. Es ist darum nicht zu verwundern, daß Regierungen und Behörden in Brüssel, wo es sich darum handelt, Maßregeln zu ergreifen, um Veränderungen für die Bedingungen des Lebens herbeizuführen, Gesetze für die öffentliche Gesundheit zu geben, noch vollständig im Finstern tapen.

„Es ist aber nicht allein aus Gründen der Nützlichkeit, daß ich die Einführung der Biologie als Unterrichtsgegenstand wünsche, mich leiten dabei noch ernsthafte Erwägungen. Wir leben in einer Epoche, die vermöge der Mägen in den philosophischen und religiösen Ideen einmüthigen Reklamation hat mit derjenigen, welche der Auflösung des römischen Reiches voranging. Die alten religiösen Formen schwinden, nicht nur in Europa, sondern überall, wohin die Wissenschaft getragenen ist. Alle Anstrengungen vermögen nicht, ihnen den ehemals beiseiten Einfluß wiederzugeben und einen vertheilten Materialismus zu bekämpfen, der, würde er allgemein, die Grundlagen der Gesellschaft, der Familie und alles Rechtsgesetz vernichten müßte.

Wie wir im Gehirn ein Organ für die Arbeit des Geistes besitzen, so existirt wahrscheinlich auch ein Organ für die Entwicklung der religiösen Ideen. Ich rede nun nicht an, es zu sagen, daß ich das Studium der lebendigen Natur für das Mittel halte, welches den Gemüthern das Gefühl der individuellen Verantwortlichkeit und der Pflicht, das ihnen abhanden zu kommen scheint, wiedergeben könnte. Indem der Mensch die unumstößlichen Gesetze des organischen Lebens findet, hat er zugleich sich selbst Gesetze aufzuerlegen und wenn er diese Prinzipien seines Geistes nicht erlangt hat, so muß er sich entschließen, die Gesetze Anderer anzunehmen. Der hier ausgesprochene Gedanke ist nicht neu, ein sehr verdienstvoller englischer Gelehrter hat ihn vor mir gehabt; er hat den lebenden Körper mit einem wohlorganisierten Staat verglichen und daran nachgewiesen, daß die Verfassung der Familie, der Gemeinde, des Staates nichts Zufälliges, Willkürliches ist, sondern daß auch hier unumstößliche Gesetze obwalten. In der That besteht außer ganzer Körper aus Elementen, die durch Zellen und Fibern gebildet sind, also ein kleiner Organismus, der sich den Individuen vergleichen läßt. Diese Zellen, diese Fibern arbeiten, sie entwickeln sich, leben und sterben in einer begrenzten Zeit gleich dem Individuum. Zu einer Gruppe vereinigt, liefern sie der Kommande, die sich das Organ nennt,

die zu dessen Funktionen nöthigen Materialien; ein gemeinsames Band, die Nerven, vereinigt die verschiedenen Organe zu einer Provinz, welche wiederum den Nervenzentrum, der Centralregierung, abhängt. Man könnte diesen Vergleich noch weiter führen und daran erinnern, daß stets, wenn diese Harmonie unterbrochen wird, die Zerstörung des Organs eintritt und ebenso, daß wenn ein Organ sich zu viel von den Substanzen der andern aneignet und das Gleichgewicht zerstört, alle Funktionen gefährdet und der Tod dadurch herbeigeführt werden kann. Von der andern Seite kann die zu bedeutende Thätigkeit der Nervenzentren, wie man sie in unserer überreizten Zeit häufig sieht, den Wahnsinn herbeiführen. Es bedarf keines großen Scharsinns, um hierin die Ähnlichkeiten mit der Anarchie nach unten und dem Despotismus nach oben zu finden.

Im Mittelalter wurden Hunderte von Unglücklichen zum Flammebrett verurtheilt, weil ihre Richter keine Kenntnisse von den Funktionen des Gehirns und den durch die Störungen dieses Organes bewirkten Hallucinationen hatten. Gowler sagt, die Naturwissenschaften hätten das Vorrath, gesunde Ideen in den weniger gebildeten Volksschichten zu verbreiten, die Menschen der Herrschaft der Vorurtheile und der Leidenschaften zu entreißen, die Vernunft zum Gesetzgeber und Führer der öffentlichen Meinung zu machen und somit in hohem Maße zum Fortschritt der Civilisation beizutragen. Was Gowler im Allgemeinen von der Naturgeschichte sagt, läßt sich mit noch mehr Grund auf das Studium der Biologie anwenden.

„Es wäre eines Landes wie Belgien würdig, sich in dieser Beziehung Schweden zum Muster zu nehmen, wo Knaben von zehn und elf Jahren Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie erlangen, die hier den Jünglingen fehlen. Auch Deutschland ist in diesen Zweigen des Wissens bedeutend weiter. Auf der Wiener Anstalt bewunderte man den Reichthum der vom Unterrichtsministerium des Königreichs Sachsen eingesandten Zeichnungen für den anatomischen Unterricht in den unteren und mittleren Schulen.

„Bei uns dagegen hat es Schwierigkeiten gemacht, um die Einführung des Geographie-Unterrichtes in die Primarschulen durchzusetzen, weil man fürchtete, die Schullehrer könnten sich dadurch verweisen lassen, auch Naturgeschichte zu lehren. Man bezog sogar die Befürchtung, die Verbreitung biologischer Kenntnisse unter die Masse könne dem religiösen Glauben nachtheilig werden. Das religiöse Gefühl ist aber, wie ich schon gesagt habe, mögen auch die äußeren Formen nach Zeit und Umständen wechseln, ebenso unzerstörbar wie die menschliche Masse.

Hat die Physiologie nachgewiesen, daß kein Gedanke sich ohne die Vermittlung eines Organs, des Gehirns, zu bilden vermag, hat einer unserer Kollegen sogar versucht, die Schnelligkeit dieser Bildung zu messen, so wird diese Wissenschaft nimmermehr mit Erfolg die Freiheit des Ich und seine Permanenz bestreiten können.

„Die Biologie allein wird im Stande sein, einen kräftigen Kampf gegen den Aberglauben zu führen. Als Lehrgegenstand in unsere Schulen eingeführt, wird sie das Unschädliche jener perniciösen Wahnsinns-Epidemien verhindern, welche im Mittelalter Hexerei u. s. w. hießen, und die unsere Zeit thierischen Magnetismus, Spiritismus, Tischrücken u. s. w. nennt, Krankheiten, welche alle Gesellschaftsclassen ergriffen haben.

„Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß die Wissenschaften der Mathematik, Physik und Chemie nicht ausreichend gegen den Aberglauben zu schützen vermögen. Einer unserer berühmtesten Physiker, dem die Menschheit eine sehr schöne Ent-

deckung verdankt, hat mich eines Tages ganz ernsthaft, ihm doch einen mit einer außerordentlichen Kraft des thierischen Magnetismus begabten Wusker, dessen Ruf ins Ausland getrunken war, vorzustellen.

„Die Biologie wird die in den Büchern, welche das Volk achten gelernt hat, enthaltenen Wahrheiten der Moral niemals angreifen; enthalten diese Bücher jedoch wissenschaftliche Irrthümer, so muß der Glaube der Wissenschaft Platz machen. Vor einiger Zeit hat ein englischer Bischof, gestützt auf die in physikalischen Dingen sehr wissenschaftliche Autorität des berühmten Buffon, behauptet, die außergewöhnlich lange Lebensdauer der Patriarchen lasse sich wissenschaftlich rechtfertigen. Unser Kollege, Sir Richard Owen, konnte nicht, den Beweis zu führen, daß die Lebensdauer des Menschen kaum ein Jahrhundert überschreiten könne und als Belohnung dafür dienten ihm die Vergleiche, welche zwischen dem Alter und dem Wachsthum der Säugethiere bestehen. Die religiöse Tradition, so ehrenwürdig sie auch sein mag, sollte sich doch vor der Wissenschaft beugen. Verbreiten wir deshalb diese Wissenschaft, ohne Furcht, daß durch dieselbe die stillesse Ordnung eher das religiöse Gefühl gefährdet werde.

„Ein Land kann sich nicht seines materiellen Wohlstandes rühmen, ohne auch den geistigen Fortschritt auf alle Gebiete auszudehnen. Ich schließe, indem ich die Worte anführe, mit denen der große Dichter, der zugleich ein großer Naturalist war, auf der Welt ging: „Mehr Licht!“

Frankreich.

Das Institut für die lebenden orientalischen Sprachen in Paris.

(Nach einem Vortrage des Prof. M. Brunet de Presles vom Institut.)

Ein beherzigenswerthes Beispiel, wie die notwendige Wiedergeburt des Vaterlandes auf Grund ernsthafter Arbeit, ohne chauvinistische Eigensucht, mit reiner Hingabe an den einen Zweck gesetzt werden müsse, bietet der Vortrag des Professors Brunet in Paris, dem wir den nachfolgenden Abriß der Geschichte des oben genannten Instituts entnehmen.

Das Institut, in den ersten Jahren der Revolution von 1789 gegründet, verfolgte von Anfang an den praktischen Zweck, dem kommerziellen und politischen Verkehr nützlich zu werden. Daß es denselben bis daher so wenig erfüllte, lag, nach des Vortragenden begründeter Ansicht, nicht an dem Institut, sondern an denen, die es hätten benutzen sollen. Wir müssen die Unmöglichkeit anerkennen, mit der Brunet die Fehler seiner Vorgänger enthält, welche dieses Mißlingen verschuldet haben. Wir wissen es freilich schon längst: es gab und giebt genug, wohl eingerichtete und wohl verwaltete Institute in Paris für geographische, literarische, sprachliche Studien u. s. w., aber das Publikum und selbst die, welche es ihres Berufes wegen sollten, vernachlässigten oder vernachlässigten in ungebührlichem Verhältniß die gebotenen Vortheile. Der französische Kaufmann verschmäht es, die Sprache, die geographischen und sozialen Verhältnisse der Länder zu studiren, nach denen er Handel trieb und in denen er Faktoreien gegründet hatte. So wurde er aus seinen internationalen Verbindungen durch Engländer, Holländer, Amerikaner, — Herr Brunet genirte sich wohl, auch die Deutschen anzuführen, — allmählig mehr oder weniger verdrängt, und selbst im französischen Marfelle, das einst den Verkehr nach der Levante mono-

poliert hatte, setzte sich ein griechische Kaufkolonie an die Stelle der eingeborenen Negorianen. — Eine andere Klasse, die aus einem Institut für das Studium neuerer Sprachen hätte Vortheil ziehen können und müssen, blieben die jungen Diplomaten, viele aber, unzufrieden, umhergeirrt, in welche Länder ihr Beruf sie führt, verschmähen es nicht, fremde Sprachen zu lernen und die Verhältnisse fremder Länder zu studiren, indem sie dieses Studium auf die Zeit ihres eventuellen Aufenthaltes hieselbst verschoben, dort aber genirt sie entweder ihre gesellschaftliche Stellung, sich mit elementaren Studien betraut abzugeben, oder ihre Trägheit verhindert sie daran, da sie in der Gesellschaft mißfiel mit der französischen Sprache durchkommen.

So liegt es allerdings nicht an dem genannten, überhaupt nicht an den bestehenden Instituten dieser Art, daß die letzten Generationen so unzureichend unwissend in Betreff der politischen, militärischen und sozialen Verhältnisse fremder Länder geblieben sind. Wenigstens eröffnet uns Professor Brunet einen ethischen Einblick in die cause, uncorrectible, obwohl jahrelang nicht anerkannte Thätigkeit einer Reihe von Gelehrten, unter denen zu unserer Genugthuung deutsche Namen mehrfach vorkommen.

Zu Anfang zählte das Institut für die lebenden orientalischen Sprachen nur drei Lehrer mit etwa 5 Lehrstühlen. Einer lehrte das Arabische: Schrift- und Volkssprache; ein anderer das Türkische und Tartarische; ein dritter persisch und malayisch; der letztere, Professor Langlès, ein renommirter Orientalist, der großen Antheil an der Gründung des Instituts hatte. Seine Kenntniß des Englischen, die ihm für seine orientalischen Studien von großem Nutzen war, befähigte ihn, einschlägige englische Werke in Frankreich einzubürgern und die Kenntniß der orientalischen Sprachen in weitere Kreise zu verbreiten.

Der eigentliche Gründer des Instituts aber war Silvestre de Sacy, der demselben bis zum Jahre 1838 vorstand, und den heimische und fremde Orientalisten bereitwillig als ihren Lehrer anerkannten. Dies war die Blüthezeit des Instituts; damals studirten von nah und fern Studierende nach Paris, um die damals noch wenig bekannten Ziele des Orients kennen zu lernen. Damals zählte das Institut 6 ordentliche Professoren, drei französische und eingeborne Lektoren und Repetitionen zur Seite standen. Mehrfach wurden Schüler des Instituts ins Ausland berufen, wo ähnliche Anstalten begründet wurden, wie in Rußland im Kasan, in Oesterreich und Italien, während England in seinen indischen Besitzungen eine große, praktische Schule für die Kenntniß des Orients und der orientalischen Sprachen hat.

Nach de Sacy's Rücktritt kamen unglückliche Zeiten für das orientalische Institut, in denen es kaum auf Duldung Anspruch machen konnte. Zwar M. de Sacy's Sohn, der um diese Zeit das Professorstuhl des öffentlichen Unterrichts hatte, schien die besten Hoffnungen für dasselbe zu haben, indem er für das Studium der orientalischen Sprache bestimmte Ziele festzulegen suchte, die, durch Abolvierung gewisser Examina und Verleihung eines akademischen Grades freit, auf öffentliche Aemter Aussicht und Anrecht gaben. Aber die finanziellen Verhältnisse verhinderten die Ausführung seiner Pläne, wie so oft auch anderwärts war der Kollege von den Finanzen nicht in der Lage, dem Kollegen von Kultur beizuspringen.

Das Institut hatte noch immer kein auch nur einigermaßen reichendes Lokal erwerben können. Zuerst fand es Platz in der Gallerie der Nationalbibliothek, mußte aber nachher in ein kleines Gartenhäuschen umziehen, wohin die Professoren, da

zur Aufstellung einer Bibliothek kein Raum, die nöthigen Bücher unter dem Arm mitbrachten. Etwas später wurden ihm ein paar Säle im Hauptgebäude eingeräumt, die etwas bequemer, aber weder für die Schüler noch für Bücher und Sammlungen ausreichend waren. Der Lehrer der chinesischen Sprache, der zugleich Administrator des Collège de France war, bot Räumlichkeiten in dieser Anstalt an, die aber nach einem Wechsel der Administration alsbald wieder verloren gingen.

In den letzten Jahren des zweiten Kaiserreichs schienen sich endlich günstigere Aussichten zu eröffnen. Die Minister des Unterrichts, des Aemwärtigen, der Marine, des Handels gelangten endlich dazu, die Wichtigkeit des Instituts für ihre respektiven Ressorts zu entdecken und drangen gemeinschaftlich auf Gewährung der nöthigen Mittel. Längst waren die Räume in der Nationalbibliothek unzureichend geworden für die mächtig angewachsenen Bücher- und Manuskriptensammlungen, auf die der derzeitige Direktor, M. Scherer, allen Eifer verwandte. Von allen Seiten floßen, Dank der durch die Geselligkeit desselben angeknüpften Verbindungen, Beiträge und Korrespondenzen in die Bibliothek des Instituts. In fast allen Theilen des Orients hatte es Korrespondenten und theilnehmende Freunde, die für dasselbe unermüßlich sammelten.

Nun wurde dem Institut auch endlich ein seiner würdiger Lokal eingeräumt: ein weitläufiges Gebäude in der Rue de l'Élie Nr. 2, das früher der Marine-Verwaltung gehört hatte. Hier gab es eine genügende Anzahl von Auditorien, Säle für Repetitionen, Gallerien für die Bibliothek und die Sammlungen. So besteht das Institut noch jetzt und bietet leichte und günstige Gelegenheit für ein nützlich und praktisches Studium allen denen, die, wie der Vortragende sagte, überzeugt sind, daß Frankreich sich nur erheben kann durch ernste Arbeit, durch fortgesetzte Anstrengung in allen Zweigen des Wissens. Schluß.

England.

Moderner Sklavenhandel.

I.

Wohnenrand in Völkern.

1860 wurde Dr. Berthold Seemann vom Colonial Office abgesandt, um den Boden der Südtasmanien auf die Rentabilität der Baumwollencultur hin zu untersuchen, die man dort einführen beabsichtigte. Sein Bericht lautete so günstig, daß man nicht allein dort, sondern auch in Queensland und auf den Neu-Hebriden zum Theil sehr erfolgreich Baumwolle zu pflanzen begann. In Folge dessen trat ein so hartes Bedürfnis nach Arbeitskräften ein, daß man anfangs, auch Eingeborne zu verwenden, ja einfach Schiffe ansahnte, um solche von den benachbarten Inseln, besonders von den Neu-Hebriden und Salomonsinseln, meist durch offenen Menschenraub zu importiren. Den Anfang machte darin Kapit. A. Levens, der Besitzer einer reichen Plantage bei Brisbane in Queensland. Bald entwickelte sich ein Menschenhandel, der in allen seinen grausamen Details an jene Zeiten erinnert, wo spanische und portugiesische Abenteurer ein Gewerbe daraus machten, von Madeira oder den Canarischen Inseln aus die afrikanische Ostküste zu plündern und ihre Gefangenen auf die Sklavemärkte von Lissabon oder Sevilla zu schleppen. Auf eine Beschränkung der Neu-Hebriden-Mission 1868 wurde endlich von der Queensland-Legislature eine Anzahl von Bestim-

mungen über diesen Handel unter dem Titel „Polynesian Labourers Act“ gegeben, die natürlich, selbst wenn sie befolgt wurden, nichts als ein Deckmantel für ein schmachvolles, aber einträgliches Gewerbe sein konnten. Auch das Mutterland raffte sich auf und gab 1872 den sogenannten Kidnapping Act „an act for the prevention and punishment of Criminal Outrages upon Natives of the Island in the Pacific Ocean“. Beide in der strengen juristischen Sprache Kingtlands abgefaßten Gesetze enthalten eine Anzahl Normulare als Beilagen für Gesuche um die Erlaubnis, polynesischen Arbeiter einzuführen, für die Hinterlegung einer Kaution von 500 £ zur Garantie gegen etwa zu verübenden Menschenraub (kidnapping), sogar für Kontrakte zwischen Eingebornen und Unternehmern. Bietel von Letzteren und ihrer bindenden Kraft zu halten sei, wird wohl Jedem klar sein, der bedenkt, daß der eine von den beiden Kontrahenten bis zu dem Zeitpunkt des Kontraktabschlusses, und man darf wohl sagen, bis zur Ankunft auf dem Schauplatze seiner künftigen Thätigkeit, von Arbeit überhaupt sehr mangelhafte Vorstellungen hatte. Denn außer beim Fischen, Jagen und bei Uebungen kriegerischer Natur pflegt der Bewohner dieser entzündeten, von der Natur reich ausgestatteten Eilande seine Muskeln möglichst zu schonen. Und das Sammeln der Planktonen ist ihm schon so ein epochemachendes Ereignis, daß er nach dessen Viderworte die Zahl seiner Jahre demißt.

Der §. 9 des Kidnapping Act spricht über Jeden, der sich dieses Menschenraubes schuldig macht, das Verdikt der Solow aus, und ermächtigt demgemäß jeden Gerichtshof der australischen Kolonien, über ihn „die höchsten Strafen außer der Todesstrafe oder eine geringere Strafe, die für Solow durch das Gesetz der Kolonie bestimmt ist, in der der Delinquent verurteilt wird.“ Alle Helfershelfer soll dieselbe Strafe treffen. Wie das, was so schön auf dem Papier steht, in Wahrheit ausgeführt wird, können wir am Besten an der Hand eines Beispiels kontrollieren, das von einem englischen Marineoffizier, A. H. Markham, dem Bruder des verdienstvollen Redaktors der Ocean Highways und authentische Berichte über eine vom 12. Oktober 1871 bis 8. Februar 1872 auf dem „Rosario“ unternommene Kreuzfahrt auf Elanensinseln im Gebiete der Neu-Hebriden und St. Cruz-Gruppe liefert.) Hier erfahren wir zwar fast auf jeder Seite, daß ein neues Schiff mit Eingebornen an Bord eingeht und ohne genügende Papiere befunden sei, und doch wird keins derselben vor den Gerichtshof in Sidney gebracht, sondern einfach verworfen und nur im schlimmsten Falle dem Kapitän ein schriftliches Zeugnis über seinen illegalen Verfabrens abgethilt. Dabei führen alle diese Fahrzeuge die englische Flagge. Dagegen nimmt Markham viel weniger Bedenken, die Dörfer der Eingebornen, welche Grasse gegen Europäer begangen haben, mit Feuer zu verwüsten. Ueber die Gründe läßt er seine Kräfte keineswegs im Unklaren. Die Schiffe, welche sich diesem anrüchigen Gewerbe widmen, gehören nämlich größtentheils den einflußreichsten Häusern in Sidney, Melbourne, Brisbane und Auckland, die hier wie anderwärts dem salmuthischen Grundbesitzes halben, daß alles Geld leichter sei. Er erzählt, wie sein früherer Chef den Sklavenschoner Challenge aufgebracht habe. Der Gerichtshof in Sidney habe ihn freigesprochen und der pflichterfüllende Kapitän Montgomerie habe dazu noch von den Eigentümern eine Rechnung über 900 £ für Havarie und unrechtmäßige Beschlagnahme erhalten. Dabei war bewiesen, daß der Kapitän des Challenge sechs Bewohner der Neu-Hebriden auf

sein Schiff gelockt und eingesperrt habe. Er ward daher als Sündenbock drei Jahre ins Gefängnis geschickt. Mit solchen Präzedenzfällen vor sich, verging Markham der Muth, sich zum Märtyrer für das Wohl der Insulaner zu machen.

In den seltenen Fällen, trotzdem daß bereits einige ihrer Hauptkinder anfangen, daraus ein Geschäft zu machen, werden die Eingebornen unter dem Scheine eines Arbeitskontraktes auf ihrer Heimat auf einige Jahre gelockt, um sie nie wieder zu sehen. Gewöhnlich wird ein Tauschhandel mit ihnen eröffnet. Sie werden aufs Schiff gelockt und dann eingekerkert. Ein Dr. Murray hatte die Gewohnheit, von Bord aus schwere Eisenketten in die schwanken Boote der Eingebornen zu werfen, so daß sie sanken oder kenterten. Dann zog man die Unglücklichen aus dem Wasser, betäubte sie durch Schläge auf den Kopf und sperrte sie ein. Auf diese Weise brachte er gegen 80 Dörfer zusammen. Sie versuchten Nachs auszubringen. Man schob blindlings hinein und holte am andern Morgen 50 Tode und 16 Verwundete heraus, die lebend über Bord geworfen wurden. Der Rest war eingeschüchtert. Noch persönlicher verfuhr einige Indusirier, die als Missionare verkleidet die Insulaner besuchten, ihnen erzählten, ihr Völkchen, der Bischof von Melanesien, Paterson sei auf dem Schiffe, aber krank, und forderte sie auf, ihn zu besuchen. Die Folge solcher bitteren Enttäuschungen war dann, daß dieser verdienstvolle Missionar von den rachedurstigen Einwohnern von Rakapu heimtlich erschlagen wurde. Ob Markham durch Einschränkung ihrer Dörfer ihnen dafür einen besseren Begriff von der Religion beigebracht hat, die da lehrt, Böses mit Gutem zu vergelten, ob sie dadurch „Respekt vor einem Kriegsschiffe“ bekommen haben, überlassen wir Her Majestys's Serrano zu überlegen. Doch wollten wir die Feltüre seines elegant ausgestatteten Werkes auch denen empfehlen, die eine in der letzten Zeit im Reichthum gestiegene Ausbeute theilen, daß in Deutschland der Kuilhandel eingeführt zu werden drohe, um über die Natur dieser Form des Arbeitskontraktes authentischere Aufschauungen zu gewinnen. R. P.

Der Hochmeister des Spiritismus.*)

L.

Gerade in den als materialistisch verschrieenen Ländern, England und Amerika, wird nun seit Jahren immer tüchtiger und toller „Spiritualist“.) Der verhöhrte Geist macht sich nun mit allen seinen Wundern auch dem Jenseits der materialistischen Wissenschaften am so übermächtiger geltend und immer weiter und breitere Eroberungen unter allen Völkern. In allen Sprachen Europas, nicht minder in der russischen, erscheinen spirituellistische Zeitschriften und Bücher, deren gläubige Leserschaft sogar auch unter den Männern der Wissenschaft erstaunlich zunimmt.

Um das ganze Gebiet in seinen wesentlichen Erscheinungen in einem einzigen Briefe zu beleuchten, erinnern wir zunächst an den früheren Hauptapostel des Spiritismus Home und die Berichte über die Prüfungsaktionen in Petersburg und London. Diese erschienen zunächst in russischer und englischer Sprache und wurden hernach zu einem besondern Werke von M. Crooks, dem Mitgliede der königlichen Gesellschaften der Wissenschaften in London unter dem Titel: „Der Spiritismus und die

*) The Cruise of the „Rosario“ amongst the New-Hebrides and Santa Cruz Islands etc. By Albert Hastings Markham. London Sampson 1873. 8.

*) Wir übernehmen keine Verantwortung für diesen interessanten Artikel, sondern halten mit Dr. Sluge. D. Red.

Bischofschaft" bearbeitet. Es ist von dem deutschen Hauptagenten des Spiritismus H. C. Wittig überfetzt worden. Der zweite berühmtere und wissenschaftlichere Johannes und Heiland des amerikanischen Spiritismus ist A. J. Davis, dessen große Hauptwerke: „Der Zauberstab“, „Die Prinzipien der Natur“, „Der Reformatör“ und „Der Arzt“, ebenfalls von Wittig ins Deutsche überfetzt worden find. Jedes dieser Werke ist theuer, emfindend gelebt und umfangreich. Für die Interessenten in Rußland können wir zum Glück ein wohlfeiles, mehr elementar dachendes Buch von Allison Kardec empfehlen. Im Deutschen führt es den Titel: „Der Spiritismus in seiner einfachsten Bedeutung. Kurze Erklärung der Geisteslehre und der Geisteserscheinungen.“ Unter demselben Titel ist es russisch erschienen und bei dem großen Spiritismus-Verleger Franz Wagner in Leipzig für fünf Silbergroschen zu haben. Das gründlichste Werk über diesen Gegenstand von A. J. Davis: „Der Arzt. Harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen, sowie über Gesundheit, Krankheit und Heilung“, ist nun schon in funfzehn Auflagen in England und Amerika erschienen und für weitere Vervielfältigung stereotypirt worden. Wittig hat sich für Deutschland und Alexander Hsiaoow für Rußland um dieses Werk verdient gemacht. Letzterer, kaiserlich russischer Kollegienrath zu St. Petersburg und Herausgeber der „amerikanisch-englischen Bibliothek des Spiritismus für Teufelsland“ wird das Buch wahrscheinlich auch ins Russische überfetzt haben. Die Deutschen können es deutsch aus der Haupt-Quelle des buchhändlerischen Spiritismus von Franz Wagner in Leipzig beziehen. Aber es lohnt viel Geld, denn es ist sehr bißelig und gut getruckt. Uebrigens glaube ich die Ungläubigsten zu überzeugen zu können, daß man den Preis durch ordentliche Lectüre allensfalls heranschnüht. Das nebensache und schwindlerische des alten Spiritismus mit Tischrücken und Geistesstationen, mit Magnetismus und Somnambulismus, ist hier geschildert und der ganze Wunderbau der Davisphilosophie über Gesundheit, Krankheit und Heilung, ruht trotz schwindlerischer Höfen und geisthafter Kammern auf streng wissenschaftlicher Grundlage. Man kann diese sogar materialistisch nennen. Nach ihm ist der Geist selbst in seiner absolutesten Reinheit die eigentliche Materie oder Substanz aller Dinge.

Ich kann hier seinen Wunderbau nicht beschreiben und will nur die praktische Abtheilung desselben, worin er als Arzt auftritt, etwas veranschaulichen. Davis ist ein moralischer Selbstmagnetiseur, d. h. er kann sich durch die Kraft seines Willens in einen beliebigen Zustand versetzen, in welchem er nicht nur tausend neue Thüren, sondern auch durch dicke Hindernisse bis in die weitesten Fernen und in die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Organismus hineinsehen, und zugleich die ersten Heilmittel gegen dessen Krankheiten entdecken kann. Der kranke Mensch wird vor ihn gebracht oder er wird gehen, ihn auf hundert Meilen Entfernung zu besuchen; und da dessen System auch in dieser hundertmelligen Entfernung seinen Augen durchsichtig ist, so untersucht er dasselbe, entdeckt die Ursache der Krankheit und verschreibt ein Mittel. So heißt es unter Anderem in der Vorrede, worin ich unter manchen kühnen Behauptungen leider die vermisse, daß diese Mittel auch immer helfen. Auf hundert Meilen eine Krankheit erkennen und Mittel dagegen verschreiben, das ist Kinderel. Holcoway in London, Hoff und Jakobi in Berlin, erkennen alle Krankheiten auf Tausende von Meilen schon vorher und verschreiben ihr Bier und Limonade auch immer schon vorher als untrügliches Heilmittel. Doch ohne Spott: vor den Heilmitteln unseres Wunderdoktors Davis habe ich die größte

Achtung. Sie bestehen in lauter „Medien“ und diese sind: Kleidung, Nahrung, Wasser, Luft, Licht, Elektricität und Magnetismus. Wegen die ersten vier sehr vernünftiger Art etwas haben, aber Nr. 7, nämlich der Magnetismus als das Höchste der einzig wahren Arzneimittel der Natur, giebt doch gerade in seiner höchsten Potenz etwas Ausrasung zum Schütteln des Kopfes. Beispielsweise schreibt er als einzig wahres Heilmittel gegen die Cholera Selbstmagnetisation vor. Worin besteht diese? Dem festen Vorfaß und Willen, nicht an der Cholera sterben zu wollen. Allen Ernsten bin ich mit manchem erfahrenen Arzte der Ueberzeugung, daß einerseits der Glaube und andererseits der feste und sich immer mehr befestigende Vorfaß die moralische Kraft, sich einem Uebel nicht unterwerfen zu wollen, dieses Uebel überwinden, befeitigen und so wirklich gesund machen kann. Aber er verschreibt diese Selbstmagnetisation durch den Willen auch als einzig sicheres Heilmittel gegen feste, unheilbare chronische Krankheiten und rüht z. B. dem am Krebs Leidenden, daß er sich fest vornehme, ihn los zu werden und immer zu sich selbst sage: „Krebs: löse dich auf, entferne dich!“ Da würde der Krebs sich sicherlich über kurz und lang zertheilen und durch die Kraft des magnetisirten Willens aus dem Organismus ermittelt werden. Das klingt gewiß lächerlich genug; aber sicher ist, daß der Glaube Berge versetzen und der feste moralische Wille zu einer größeren Kraft gestärkt werden kann, als alle Pferdekräfte des Dampfes befehen.

So wollen wir uns nicht über die wunderbaren Lehren und Behauptungen unseres Wunderdoktors ärgern, sondern Akt davon nehmen, daß er dem menschlichen Geiste, der man modernerweiße gern ganz und gar verleugnet, wieder eine, über alle bisherigen Lehren reichende substantielle Wunderkraft verleiht. Er hofft sogar, daß wir durch diesen unseren Geist in seiner höchsten Entwicklung und befehenden Selbstmagnetisation über ein Kleine, in unmittelbare Verbindung mit den Bewohnern der fernsten Sterne treten können. Nach ihm ist der Geist auch nach dem Tode noch körperlich, nur in der höchsten Verfeinerung der Materie; auch bleibt er ungerstörbar individuell persönlich und kann von Raum und Zeit unabhängig, nach Belieben und, wenn ordentlich jittirt, den Sterblichen auf dieser Erde wieder erscheinen oder sich wenigstens bemerkbar und verständlich machen. Bis jetzt machten's diese Geister zwar meist etwas ungeschickt oder wollten überhaupt gar nicht klopfen oder pulsen; aber daran sollen nur wir mit unseren ungeschickten Beschwörungsförmeln, unreinen Händen und ungläubigen oder strahlenden Köpfen schuld sein. Die ganze Sache liegt ja überhaupt noch in den Kinderschuhen oder in den Händen von geldgierigen Schwindlern, welchen die Geister entweder gar nicht pariren oder nur unvollkommen und unwillig Rede stehen. Eine Aktiengesellschaft mit gehörigen Geld- und Geldesmitteln wird künftig vielleicht eine großartige vollkommene Fabrik für Geisterbeschwörung, eine Telegraphie, ein magnetisches Kabel zunächst nach Mars und Venus, später immer weiter und bis in die fernsten Nebelstede anlegen. Das Licht braucht Tausende von Jahren, um von einem solchen Nebelstede bis zu uns zu dringen; aber mit dem magnetischen Geistestelegraphen hört alle Entfernung und Zeit auf. Die Geister steigen durch den bloßen Willen in unmittelbarer Verbindung mit allen Arten und Ausdehnungen der Materie, denn sie find ja die höchste Vollendung und Verfeinerung dieser Materie selbst und können zu jeder Zeit bloß durch die Kraft des Willens schlechterdings überall sein.

H. P.

Kleine literarische Revue.

— Kaiser Barbarossa. Mit dem und vorliegenden dritten Bande ist das Werk des Privatdozenten der Berliner Universität Dr. Hans Prutz „Kaiser Friedrich I.“^{*)} vollendet, ein Werk, das als eine ganz hervorragende Leistung zu bezeichnen ist. Wir stehen mit dem Beginn der 3. Abtheilung im Jahre 1177 und haben in den beiden letzten 13 Jahren von Barbarossas Kampf- und wechselvollem Leben die Entwicklungsgeschichte der lombardischen Zwistigkeiten, des großen mittelalterlichen Streites zwischen „den beiden Schwertern“, Papst und Kaiser, und in den deutschen Verhältnissen der Empörung Heinrich des Löwen zu durchlaufen. Ohne eine Belästigung mit antiquarischen gelehrten Belägen und Explikationen erzählt der Verfasser in einer klaren und schönen Sprache Friedrichs Thun und Leben; die ganze Beurtheilung und Darstellung beherrscht — und das möchten auch wir allen denen entgegenhalten, die in der Liebhaberei für den Helden der Kesselfluger nur eine romantische Spielerei sehen wollen und darüber spotteten — der von Prutz klar ausgesprochene Gedanke, das deutsche Volk solle und dürfe sich die Freude an dem Ruhm der Vorzeit nicht verkümmern lassen durch die Geltendmachung der Sache fremder, aus den politischen Tendenzen späterer Jahrhunderte genommener Gesichtspunkte. Nicht mit dem Maßstabe, den eine völlig neue, auf ganz anderen Grundlagen beruhende Entdeckung an die Hand gäbe, müsse man die geschichtlichen Größen unserer Jahrhunderte messen, und nicht durch die Betonung allein des politischen Nützlichkeitsprinzips denselben ihren eigentlichen Schmelz nehmen und sie der Fähigkeit berauben, auf spätere Geschlechter noch erhebend und erquickend, bewegend und beglückend einzuwirken. — Dem dritten Band hat Prutz einige Beläge: „Ueber das Verfahren und die Schuld Heinrichs des Löwen, über die Kämpfe in Thüringen und Westphalen 1180, die Chronologie der sächsischen Unruhen 1182 und der Konstanzer Frieden“, sowie „Urkundliche Materialien“ hinzugefügt. Unter letzteren seien zwei hieher gedruckte hervorgehoben: 1180, ein Brief Heinrichs des Löwen an König Ludwig VII. von Frankreich, nach 1186, 21. Februar, Piacenza: Kaiserliche Kaffagien der von der Äbtissin Dots des Klosters S. Maria Theodota vollzogenen Veräußerungen von Klostergut.

— Der Dreimaster „Jukunsi“ oder Leben im Norden theilt sich eine uns vorliegende Erzählung des tüchtigen norwegischen Schriftstellers Jonas Vee, das von A. Walter in ein recht lehrbares Deutsch übertragen worden ist.^{**)} Dem deutschen Leser eröffnet sich hier eine ihm völlig fremde interessante Welt, sowohl die Szenetrie, wie die ganze Lebensweise und die dadurch zum großen Theil bedingte Entfaltung der und geschilderten Charaktere hat etwas höchst Eigenartiges, Ueberraschendes. Es ist für uns auch ein „Nitt ins fremde, romantische Land“, aber wir fühlen, daß wir uns dazu einem fundigen und sicheren Führer anvertraut haben, der uns mit genauer Sachkenntnis über die finnischen Eisfelder, wie in die Hütten der Bewohner des äußersten Norbens leitet, der Bescheid weiß in den Skiddin und in den Häusern der reichen Handelsherren, wie unter den Jiskern und den nomadisch-ziehenden Hirten, bei denen das alte Heidenthum noch

in den verschiedensten Gebräuchen sich hartnäckig gegen den erliegenden Christenlauben vertheidigt. Die eigentliche Fabel der Erzählung ist etwas lose geknüpft, hält uns aber doch in einer gewissen Spannung.

— Clara Dettin, erzählendes Gedicht von Luise Büchner^{*)}, (Zeit 1440—1484) ist ein anmuthiges, beschälen auftretendes und liebendwürdig wirkendes kleines Epos. Ein feines, poetisches Gefühl, warme Liebe zur Natur und ein weibliches Nachempfinden einer liebe Leid und Lust werden dem Dichtlein rasch Freunde erwerben. Clara Dettin, die Sängerin von Augsburg, erst Geliebte, dann rechtmäßige Gattin Kurfürst Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, jenes energischen, edlen deutschen Fürsten in einer der traurigsten Zeiten des großen Vaterlandes, ist die Heldin der Gesänge; ihr Liebesglück an ihres Gatten Seite, ihre schwere Leidenszeit nach Friedrichs Tode, einsam auf Vinkenfels im Odenwald verbracht, getrennt von ihrem Sohn, und schließlich ihre Wiedervereinigung mit ihm und seiner Gemahlin Elisabeth von Meissen, dem Ahnenspaar der sächsischen Löwensteinischen Familie, — diese Zeiten rauschen in frischen Bildern, vergist mit schlichten Liedern, an und vorüber. Wir sehen im Geiste Mittelbergs Wunderthron in hehrer Bistlichkeit vor uns erheben, des Odenwalds geheimnißvolle, innige Sagen ertönen vor unserm Ohr und damalschen droht früher, frohlicher Schwertklang und Hochzeitstreiben. Die anmuthige Dichtung sei unserer Frauenwelt warm empfohlen.

— Stenographische Zeitschriften. Für den großen Kreis der Aendelschen Stenographen in Deutschland hat sich ein neues Organ in den Reichelanden gefunden. Bisher erschienen nach diesem Entsch an der „Autitironia“, dem Verbandorgan, einem Blatt, das schon seit 10 Jahren die Anhänger dieser Kunst von dem Wissenswerthen aus dem einschlägigen Gebiete benachrichtigt (Berlin, Fr. Schulzes Verlag) als belletrische Zeitschriften: „Die Leipziger Unterhaltungsblätter“ (E. S. Friedlein) und die „Stenographische Bibliothek“ (in zwanglosen Heften: E. Gerold in Berlin). Nunmehr eröffnet die „Stenographische Dichterhalle“, herausgegeben vom Aendelschen Stenographenverein zu Strahburg im Elsaß, den lebenden (incl. toten) Poeten Deutschlands ihre Spalten, vielleicht trotz des speziellem Charakters des Unternehmens kritischer, hinsichtlich der Güte, als „die deutsche Dichterhalle“ von Herrn Felix Blumenthal, die (man vergleiche die Ueberschrift) nur Gedichte von bedeutenden Dichtern Deutschlands bringt, dafür aber auch ihre liebenden Arme sehr, sehr weit öffnet. H.

— Ernst Faber's Lehrbegriff des Konfuzius. Dieses auf Hongkong gedruckte, wahrhaft gehaltreiche Schriftchen ist eine Vorlesung, die der rheinische Missionar Faber im Jahre 1872 seinen geistlichen Mitbrüdern gehalten. Er nennt seine Arbeit den ersten Versuch einer übersichtlichen Darstellung des Gesamtkontakts dreier Werke von beschränktem Umfang, die man als Grundchriften des Systems der chinesischen Schriftgelehrten betrachten kann. Zahlreiche Textstellen, zum Theil ziemlich wörtlich überetzt, befähigen jeden Leser, die Nichtigkeit

*) Leipzig, Verlag von A. W. Kaimann, 1874.

**) Bremen, Verlag von J. Kuhnmanns Buchhandlung.

*) Leipzig, Theodor Thomas, 1873.

der Ansichten Herrn Habers zu prüfen, und wir können zum Ruhme des Verfassers sagen, daß er nicht von religiösen Vorurtheilen beinträchtigt wird, wie leider bei so vielen seiner Kollegen der Fall. Konfusius (der Manchen zum Confucius geworden) ist ein von Mysticismus und Materialismus gleich weit entfernter nüchternes Humanist, der vor Allem den Menschen ins Auge faßt, wie er weitand angeblich gewesen und wieder zu werden den Beruf hat. Seine immer praktischen, auf das Nützliche von Noth thut, gerichtlich Gedanken begründet er niemals, wenigstens nie umständlich, noch bringt er sie in systematischen Zusammenhang, dieses Geschäft seinen Schülern überlassend, was denn auch je nach dem geistigen Standpunkte, den sie einnahmen, mehr und mehr als zur Ehre gechehen. Der Verf. entwickelt die Bedeutung vieler in gewissem Sinne technischen Ausdrücke der Konfusianer. Alsdann zählt er 24 Mängel und Fehler des Systems auf, von denen der letzte so gesagt ist: „Die lange chinesische Geschichte lehrt, daß der Konfusianismus“) nicht fähig ist, eine Weitergeburts zu höherem Leben und Streben zu bewirken; dieser ist deshalb auch im praktischen Leben jetzt gänzlich veraltet mit schamanistischen und buddhistischen Anschauungen und Gebräuchen.“ Wir setzen hinzu, daß eine Lehre, wie Sigura zeigt, vor lauter Tendenz zum Praktischen unpraktisch werden kann, wenn die Bedeutung für das Gemüth ihr gebriert. Das Buchlein schließt mit zehn aufgestellten Sätzen oder Thesen, die Vergleichen der in demselben erklärten Lehre mit der christlichen betreffend. Sch.

Sprechsaal.

Am 21. December v. J. fanden zwei französische Escadillere auf einer Expedition nach Tonkin bei einem Kampfe mit rebellischen Chinesen und Praten ihren Tod. Einer derselben, Namens Francis Gaenler, war einer der thätigsten Mitwirkenden der französischen Expeditionen zur Erforschung des Mé-Kong-Flusses gewesen und hatte darüber im Jahre 1873 einen Bericht erstattet, der jetzt gewissermaßen als Necrolog von den Blättern mitgeteilt wird und dem wir Folgendes entnehmen:

Die transkontinentale Eisenbahn, welche den Atlantischen mit dem Stillen Ocean, New-York mit San Francisco verbindet, sei kaum eröffnet worden und schon entgleite der Zwischenhandel in Obang-Hai den Händen der Engländer und gehe in die der Amerikaner über. Die Eröffnung von Schienenwegen und Wasserstraßen, welche die englisch-indischen Besitzungen mit dem südlichen China verbinden, sei deshalb für England eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, sofern es noch seine Stellung als europäischer Markt für chinesische Erzeugnisse als Seide, Thee und Drogen behaupten wolle. Der Ausfuhrung derartiger Anlagen stecken sich nun aber zunächst zwei Hindernisse entgegen. Zunächst der Aufstand der Mudamaneer in China, ferner aber der Umstand, daß die Entdeckung einer natürlichen schiffbaren Straße durch den Fluß Song-Koi von Franzosen bemerkt sei und die Quelle dieses Flusses sich in der französischen Provinz Ann-Nan befinde, seine Mündung aber in der Provinz Tonkin dem unter französischem Schutze stehenden Kaiserreich Annam belegen sei. Frankreich habe also nichts weiter zu thun

als sich das nutzbar zu machen, was ihm die Vorsehung verliehen habe und zwar gerade zu einem Zeitpunkt, wo die Entwicklung seiner Handelsverbindungen eine der hauptsächlichsten Bedingungen der Wiederherstellung seiner ökonomischen und politischen Verhältnisse sei. Eine von einem französischen Kaufmann bewirkte Reise auf den Song-Koi habe dessen Angeltigkeit für die in Aussicht genommenen Zwecke vollständig befähigt. Derselbe sei aus dem Ann-Nan in den blauen Fluß gegangen und habe in einer Barke den Fluß Tonkin hinunter bis in die Gegend von Kedo, der Hauptstadt des Landes, fahren können. Nach einer kurzen und leichten Fahrt sei er nach Ein-Kuang, einer wichtigen, bereits von der französischen Expedition des Mé-Kong besuchten Stadt zurückgekehrt. Ein der Regierung von Canton angehörender Chinese habe sich schon seit Jahren eines auf dem Song-Koi eingerichteten Zollpostens bemächtigt, was ihm eine Jahreseinnahme von 16000 Taels, d. h. ein und eine halbe Millionen Francs verschaffe. Diese Summe liefere den Beweis für einen tatsächlich bestehenden Umlauf, den man aber auf viele Millionen erhöhen könne.

In Folge dieses Berichtes war vom Kolonial-Gouvernement von Cochinchina und von der geographischen Gesellschaft in Paris eine große wissenschaftliche Expedition des Song-Koi beschlossen worden, ward Anfang des Jahres 1873 ausgeführt und lieferte ganz vorzügliche Resultate. Die geographische Gesellschaft nahm durch einen eigenthümlichen Zufall den Bericht darüber am demselben Abend entgegen, als sie die Nachricht von dem traurigen Ereignis erhielt, das Frankreich in der Person von Francis Gaenler eines Geographen beraubte, der schon Bedeutendes geleistet hatte und noch sehr Nützliches zu leisten versprach.

Dr. A. Hartmann hat auf Veranlassung des russischen Unterrichts-Ministeriums einen ausführlichen (jetzt im Druck befindlichen) Katalog über die Sammlung samaritanischer Handschriften angefertigt, welche für die kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg im Jahre 1870 von dem russischen Reisenden und Alterthumsforscher Abraham Hirtzowitsch angekauft wurde. Diese Sammlung, so heißt Dr. Hartmann mit, besteht fast ausschließlich aus Fragmenten. Der Grund hiervon war der Umstand, daß Herr Hirtzowitsch während seines Aufenthalts in Rablud (dem alten Sichem) und in Aegypten, die samaritanischen Synagogen (Wachthaus und Keller der Synagogen, wo die abgenutzten Bücher untergebracht werden) durchsuchte. So gelang es ihm, mehrere Fragmente von samaritanischen Pentateuch-Keilen, ungefähr 6000 Pergament- und Papierblätter von verschiedenen Pentateuch-codices, mehrere Bruchstücke von Bibel-Kommentaren, liturgischen Büchern, Kalendern und astronomischen Werken, grammatischen und lehrbuchartigen Schriften, und eine Menge von Heiratskontrakten aufzufinden. Dr. Hartmann bemerkt besonders, daß für Theologen die Pentateuch-Fragmente durch die große Menge der in ihnen enthaltenen Euseben im Texte der fünf Bücher Moses, welche weder Kennicott, noch De-Rossi und anderen Bibelfrisitern bekannt waren, von großem Interesse sein dürften. Hr.

In der Revue des deux mondes veröffentlicht Ernst Renan unter dem Titel: „Die religiöse Krisis in Europa“ eine Studie, welche den heutigen Kampf zwischen Staat und Kirche behandelt, und besonders die Vorgänge in Deutschland erörtert. Wir

*) Statt dieser einigermaßen barbarischen Worte würden wir zur Vermeidung „Die Lehre des Welten von Du“ empfohlen haben.

können dem Rationalismus, dem es natürlich an geistlichen Einzelheiten nicht fehlt, kein Gewicht beilegen, denn was richtig daran ist, wiederholt nur Bekanntes, und neben dem Richtigen steht viel unrichtig Aufgefaßtes und Verreß. Renan meint, daß der Gegensatz zwischen dem neuen deutschen Reich und dem Katholizismus in der Natur seiner Sache liege, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei, und daß unser Staat falsche Mittel anwende. Nicht Strenge, sondern Güte und Gleichgültigkeit würden dem in seiner Annahme auf den Gipfel gelangten Ultramontanismus geistlich sein, er müsse in sich selber zerfallen; durch scharfe, gegen ihn gerichtete Maßregeln erhalte er neue Kraft. Nach Renans Ansicht wollen wir die katholische Doktrin unterdrücken. Die Maßregeln des vorigen Jahres bezogen den Bischof in der Wahl seiner Priester, bringen ihm Regeln auf, welche die Kirche nicht kannte, geben dem Staat (und noch dazu einem kaiserlichen) das Recht sich in die innere Lehre der Kirche zu mischen, verkennen vollständig das Prinzip der Transmission der sakramentalen Ordensmittel, der Papst des Katholizismus. Wir dagegen finden, die Maßregeln, an deren Vorschriften der Katholizismus in anderen Staaten keinen Anstoß nimmt, könne er auch bei uns ohne Schaden zu leiden befolgen. Renan sagt, der katholische Priester ist kein Beamter, den man entläßt und durch einen anderen ersetzt. Die Gläubigen werden die neuen Geistlichen, deren Mangel ein Sakrilegium ist, nicht anerkennen; von ihnen Absolution zu empfangen würde eine neue Sünde sein. Aber an Erhebung der bestrafte Priester durch neue, einseitig vom Staat ernannte, wird ja bei uns gar nicht gedacht. Renan fordert gänzliche Freiheit der Lehre ohne irgend welche Einmischung des Staates, Schutz der Nichtgläubigen gegen die Priester Gewalt, und Teilung des Kirchenvermögens zwischen Alt- und Neukatholiken nach der Personenzahl. Wie oft getheilt werden soll, verschweigt er. Soll etwa das Eigentum der Kirche in Geld verwandelt, und jedem, der sich für einen Nichtkatholiken erklärt, sein Antheil baar ausgezahlt werden? Das wäre in der That ein Mittel die kleine Minorität des Volks anmassen zu lassen, denn es ist wahr, die Masse des Volks bleibt der altkatholischen Bewegung fern, und wird ihr, wenn nicht die höhere Geistlichkeit zutrifft, auch fern bleiben. Renan macht sich selbst einen gewichtigen Einwand; er schreibt: „Aber, wird man mir sagen, seht ihr denn die Gefahren nicht, welche gewisse religiöse Verbindungen der Vernunft, der Wissenschaft, dem Vaterlande, der Freiheit bringen? Deshalb wollt ihr nicht, daß die Staaten einen Krebs, der sie verzehrt, ausrotten, daß sie gegen einen Feind sich verteidigen, der sich jedes Mittel des Angriffs erlaubt?“ Seine Antwort lautet: „Weil die Freiheit ein Zweck und kein Mittel ist, weil, die Freiheit irgend einem anderen politischen Ziel als der Freiheit selbst opfern, in den *circulus vitiosus* verfallen heißt, den ein Dichter so schön mit den Worten ausdrückt: *propter vitam vivendi perdere causas*. Sogar die absolute Freiheit darf nicht obligatorisch gemacht werden, denn, was der Eine Evidenz nennt, nennt der Andere nicht so. Für solche Dinge gibt es weder Richter noch Kriterium.“ Auch wir wollen die Freiheit — das individuelle Belieben, — nur der Freiheit — dem Wohl der Gesamtheit, — zum Opfer bringen, allein eben deshalb kann der Staat die passive Rolle nicht spielen, die Renan ihm zuschreiben will. Der Staat kann nicht jede Lehre, also z. B. die der Trugs, dulden; er muß ein Aufsichtsrecht über die Erziehung seiner künftigen Bürger, über das Treiben hinter den geschlossenen Klosterthüren, er muß das Recht haben allen seinen Geistlichen, gleichviel welcher Konfession, dieselben Bedingungen aufzuerlegen, die sie erfüllen müssen, bevor er sie ausrufen und

insigiren läßt, und eine Verletzung dieser Bedingungen muß er bestrafen. Man darf, um den Mißbrauch der Staatsgewalt zu verhüten, nicht ihren Gebrauch aufheben. D. S. S.

Von den auf dem lebenden deutschen Protestantentage zu Leipzig am 13. August vorigen Jahres gehaltenen Vorträgen und Predigten liegen uns eine Anzahl gedruckt vor, so die Predigt des Pastors König aus Jülich zum zweiten Gottesdienste und „die Kirche der Zukunft“, Predigt von M. Baumgarten, Pastor und Professor der Theologie in Ostrow. Von allgemeinerem Interesse ist der Vortrag des Dekans Dr. G. D. Schellenberg „Ueber die Einführung der Civilehe“, in welchem der liberal denkende Geistliche folgende Sätze vertheilt, und zwar auf Grund historischer Thatfachen und Erklärungen aus den verschiedensten Ecken Deutschlands: die bürgerliche Eheverpflichtung ist in der Rechtssphäre der Ehe begründet. Sie ist keine Anerkennung, sondern im Gegenteil ein Urtitel, der die von gesammelter römischer und germanischer Welt und auch von der Kirche im Mittelalter, wie von den Reformatoren anerkannter Rechtfertigung. Nur als obligatorisch zweckentsprechend, ist sie eine unabweisliche Forderung in Folge der Verschiedenheit der Konfessionen, der Annahmen der Hierarchie, des Kampfes zwischen Staat und Kirche. — Sie ist keine Schädigung der Kirche. Als ein bürgerlicher Rechtsakt berührt sie das Gebiet der Kirche nicht. Die kirchliche Trauung (Eingekennung) dagegen, als der auf die religiöse und sittliche Seite der Ehe sich beziehende Akt, gewinnt als frei erfüllte Gewissenspflicht an Heiligkeit und Würde und erhebt als erbetener Akt die Würde und das Ansehen der Kirche. — Die hohe Wichtigkeit der religiösen und sittlichen Seite der Ehe erheischt von der Kirche bei Einführung der Civilehe die volle Geltendmachung der hierin obliegenden Pflicht und zwar soll sie für rechten, christlichen Verstand der Ehe wirken und bei ihrem Uebertritt ersichtlich darauf hinwirken, daß sie die Ehe nicht anders schließen, als mit dem Segen der Kirche, der aber willig gewährt werden soll, und nicht zu willkürlichen Eingriffen in die persönliche Freiheit der Ehegatten mißbraucht werden darf.

Von Herrn Dr. Kämpf, Professor an der Prager Universität, dem bewährten Forscher auf orientalischem Sprachgebiet, erscheint im Verlage der Dominicus eine Schrift, betitelt: „Phönizische Epigraphik“. Gründlichkeit und Uebereinstimmung der Forschung, verbunden mit licht- und geschmackvoller Darstellung, sind bekannte und anerkannte Eigenschaften dieses produktiven Autors. Es schließt sich das genannte Werk eng an die von demselben Verfasser 1870 herausgegebene Schrift „Die Inschrift auf dem Tentmal Mejsas“, von welchem seiner Zeit im „M. f. d. L. u. A.“ die Rede war, nur daß es noch umfassender und an denkwürdigen Aufschlüssen reichhaltiger ist.

Berichtigung. Seite 178, Sp. 1 ist statt „Emir Omra“: „der Emir al-Dumrah“ zu lesen. Es ist ein arabischer Titel, welcher „Emir der Emire“ (Häupt der Häupten) bedeutet, und niemals als Name gebraucht wird. Der Name des Herrn Daxels des Huns wird also verwechselt.

Für die Redaktionen verantwortlich: Dr. Gernig in Berlin.
Verlegt von Carl Hammer's Verlagsgesellschaft (Garnitz und Gernig) in Berlin
Wilhelms-Strasse 44.
Druck von Ernst Kiese in Berlin, Französische Straße 11.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 14 Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 2. Mai 1874.

[N^o 18.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Das Lachen und das Komische. 257. — Das Attentat auf und seine Auswirkung. 258. — Die Belästigung Kaiser Karls V. ttt. (Schluß) 259. England. Annalen eines englischen Dichters. 262. — Der Schicksal des Spiritismus. II. 264. Frankreich. Neue Ausgaben altfranzösischer Werke. Der Genesal von Joinville. 265. — Emantins Briefwechsel. 266. Italien. Unterricht und Volkserziehung in Italien. 267. Rußland. Die Sammlung der Kallia. 268. Eine literarische Revue. Die Anfänge der Lebensweisheit von Dr. H. v. den Harten. 270. — Edward v. Hartmann über Komik und Lullia. 271. Gesehloß. Die Telegraphie in Rußland. 271. — Itallänisches Theater in Berlin. 271.

Deutschland und das Ausland.

Das Lachen und das Komische.*)

Die glänzende Entwicklung, welche in unserer Zeit den Naturwissenschaften und insbesondere auch der Physiologie, der Wissenschaft von den Erscheinungen und Vorgängen des Lebens, zu Theil geworden ist, und diesen Disziplinen eine nahezu dominante Stellung bereitet hat, führt durch zahlreiche und stetigste Forschungen mehr und mehr über die eigenen Grenzen in die verschiedensten Erkenntnisgebiete hinaus. Wie aus dem heutigen Standpunkt die Welt ist die genaue Kenntnis der Sinnesfunktionen, die Sprachwissenschaft diejenige der Sprachorgane voraussetzt, so ist für das Studium der Physiologie die Physiologie eine unentbehrliche Grundlage geworden, auf welcher eine große Reihe neuer und bedeutender Gesichtspunkte gewonnen ist. Einen wertvollen Beleg für den beträchtlichen Einfluss physiologischer Forschung auf physiologische Untersuchung bietet die vorliegende Schrift des Dr. Heder über „die Physiologie des Lachens und die Psychologie des Komischen.“ Ein kurzes Resümee der von dem Autor als ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien bezeichneten Monographie dürfte auch für einen größeren Leserkreis von Interesse sein.

Nachdem in einer gedrängten Einteilung die sogenannten Reflexbewegungen als unwillkürliche, durch Reizung von Empfindungsorganen erregte, und durch eine wunderbare Zweckmäßigkeit sich auszeichnende Bewegungen bezeichnet sind, werden diejenigen besonders hervorgehoben, welche nicht bloß durch Einwirkung auf bestimmte Empfindungsorgane, sondern auch durch gewisse physische Zustände ausgelöst werden. Dahin gehören Lachen, Weinen, Schreien, und es stellt sich die Aufgabe, das Gemeinsame zu finden, woran seelische Zustände und Erregungen peripherischer Nerven die gleichen Wirkungen hervorbringen. In dem ersten physiologischen Theil wird nun der Nachweis geführt, daß die körperliche Ursache des Lachens, der Rhythmus, eine Reizung des sympathischen Nerven zur Folge hat, welche sich nach experimenteller Beobachtung durch Erweiterung der Pupillen kenntlich macht, und eine dem intermittierenden Reiz entsprechend schwankende Verengung gewisser

Gefäßgebiete, besonders der Hirngefäße bewirkt. Schon wir als Charakteristikum des Rhythmus eine fortwährende Unterbrechung und Schwankung des Hautreizes, so erkennen wir im Lachen eine rhythmisch intermittierende Athembewegung. Das Lachen ist somit eine zweckmäßige Reflexbewegung, welche die Aufgabe erfüllt, die durch den Rhythmus verursachte Druckveränderung im Gehirn zu kompensieren. — In dem folgenden umfangreicheren Abschnitt wendet sich die Untersuchung der Psychologie des Komischen zu. Aus einem historischen Ueberblick der Definitionen, welche die berühmtesten Philosophen über das Komische aufgestellt haben, ergibt sich, daß überall als Elemente derselben zwei Faktoren hervortreten, von denen der eine Umlauf verursacht, während wir dem zweiten die Entstehung eines angenehmen Gefühls zuschreiben müssen. Je nach der Zahl der Vorstellungen, welche dabei ins Spiel kommen, und nach der Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Gefühle fließen, ihrer Harmonie oder Disharmonie mit den logischen, praktischen oder idealen Normen werden die Erscheinungsformen des Komischen unterschieden und mit ihren Unterarten, dem niedrig Komischen, Reizen, Burlesken, dem Witz u. s. w. näher entwickelt und durch Beispiele erläutert. Die Erfahrung lehrt, daß die beiden entgegengesetzten Gefühle, um in den komischen Kontrast einzugehen, ein annähernd gleiches Verhältnis der Stärke haben und gleichzeitig entstehen müssen. In der sogenannten „Pointe“ findet gleichsam das Aufeinanderstoßen der Gegensätze von Sinn und Unsinn, Harmonie und Disharmonie statt. Es knüpft sich hieran eine Parallele mit der in der Physiologie unter dem Namen des Reflexreizes der Nerven bekannten Erscheinung, auf welcher der von Helmholtz für seine eigenartige Theorie „der unbewussten Schätze“ verwertete Eindruck des Glanzes beruht. Das Wesen des Lächerlichen ist also als ein beständiger Wechsel der Gefühle, als ein schnelles Hin- und Herbewandeln zwischen Lust und Unlust erklärt. Das Komische ist eine intermittierende, rhythmisch unterbrochene, freudige Gefühlsregung. Eine solche wird aber eine intermittierende Sympathieerregung erwarten lassen, welcher in der That die bei den genannten psychischen Zuständen zur Beobachtung kommenden körperlichen Vorgänge entsprechen. Hiermit ist die Psychologie des Komischen mit der Physiologie in Einklang gebracht. — Es sei an dieser Stelle gestattet, einige Worte aus Darwin's Werk: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen“ zu zitieren, um zu zeigen, wie die Anschauung des genialen englischen Forschers in hervorbringenden Punkten mit dem zusammentrifft, was der deutsche Arzt durch sorgfältige Beweisführung begründet und in wissenschaftliche Formeln gebracht hat. So heißt es bei Darwin: „Man sagt zuweilen, daß die Einbildung durch eine lächerliche Idee gestiftet werde und das sogenannte Lachen des Geistes ist dem Lachen des Körpers merkwürdig analog. — Eine Idee oder ein Ereignis darf, wenn es lächerlich sein soll, nicht von großer Bedeutung sein. Es scheint auch in Bezug auf den Geist irgend etwas Unerwartetes, eine neue Idee, welche in einem gewöhnlichstehenden Gedanken hineindringt, ein hartes Element des Komischen darzubieten.“ — Es erübrigt schließlich, an dem Heder'schen Buche den Vorzug einer außerordentlich klaren Darstellung hervorzuheben, um alle diejenigen, welche sich für den behandelten Stoff interessieren, zur Lektüre des Werkes anzuregen. Kauffmann.

*) Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen, von Dr. Oswald Heder in Götting.

Das Aktienwesen und seine Ausbildung.

Ueber diesen Gegenstand ist in der letzten Zeit so viel geschrieben worden, daß selbst eine flüchtige Uebersicht über die bezüglichen Werke mehr Raum beanspruchen würde, als es der Rahmen dieses Blattes gestattet; — es liegt und jedoch heut aus der Reihe dieser Arbeiten eine Abhandlung vor, die trotz ihres zunächst auf die deutschen Verhältnisse gerichteten Inhalts nach der kosmopolitischen Seite der Frage hin durch sorgfältige historische Untersuchungen wichtig ist. Hugo Krehner, Stadtgerichtsrath in Berlin, nennt seine Arbeit: „Die Aktiengesellschaften und die Kommanditgesellschaften auf Aktien unter dem Reichsgesetz vom 11. Juni 1870“ *); er bemerkt in der Vorrede, daß durch mehrfache Unterbrechung in der Arbeit und langsamen Druck verzögert, die Veröffentlichung der Abhandlung später, als in seiner Absicht lag, erfolgt sei. Während sei die Zeit, während welcher die Annahme des neuen Gesetzes behufs Bildung von Aktiengesellschaften eine rasche Handhabung desselben verlangte, und selbst in Kreisen, welche sonst wenig Legislation haben, sich über den Inhalt der Gesetze zu vergewissern, zu einer Kenntniß vom Gesetzeswert Anlaß gab. „War die Frage damals: was kann vermittelt, vielleicht auch, was unter der Deckung des Gesetzes erreicht werden? so wird jetzt die Forderung auf den tatsächlichen Zustand gerichtet, Schäden werden aufgedeckt und auf das Gesetz zurückgeführt, nicht um dessen Bedeutung und Auslegung zu fördern, sondern um das Bedürfnis nach Abänderung darzuthun, wozu dann Vorschläge unterbreitet sind, häufig ohne ausreichende Begründung der Befürworter der Zeitverhältnisse und der Lage des Geldmarktes.“ Eine solche legislatorische Arbeit wollte der Verfasser nicht unternehmen, er wählte das gegebene Gesetz nicht zum Gegenstand des Angriffs, sondern zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung; dabei konnten selbstverständlich Schwächen desselben nicht verborgen bleiben. Er ist aber nicht gewillt, in dem raschen Auf nach neuer gesetzgeberischer Thätigkeit einzustimmen und spricht vor einer Gesetzesänderung ohne Gehör damit verbundene Befürchtung, vor einer Experimentirung zurück. So darf hier wohl zur Unterstützung dieser Ansicht die beherzigenswerthen Worte des Verfassers anführen: „Erforderte die Lage der Gläubiger der Aktiengesellschaften eine Sicherung und Verbesserung, so dürfte mit einem raschen Schritte nicht zurückgehalten werden; für die Gläubiger ist jedoch kein Grund zur Befürchtung. Die Stellung der Aktionäre und derjenigen, welche es in etwa neu zu begründenden Gesellschaften werden sollen, empfiehlt sich zur Aufhebel, ohne daß deshalb die Gesetzgebung hier zur Eile angetrieben wäre, denn die Auflösung, welche in den letzten Monaten durch Wort und Thatfachen geschäft ist, giebt die Gewißheit, daß die während der Gründungsperiode 1871—72 in die Erscheinung getretenen Uebel an Gefahren, durch Schein und Hochfahigkeit des Publikums auf längere Zeit vermieden bleiben. Ein Rathgesetz, befürchte ich, möchte in seinem wohlwollenden Betreuen, das Publikum zu schüzen, zu einer Ausammlung und Erfindung von Normativbestimmungen, Strafgesetzen und Polizeiverordnungen führen, welche, auf die Erfahrung aus der Vergangenheit gestützt, die damals gebrauchten Mittel allerdings ersetzen würden, ohne aber irgend welche Gewähr dafür zu bieten, daß nicht der durch Gewinnlust und Gewinnjagd geschärft Blick neue, ungeheuerliche Wege entdecken möchte. Die jetzt wohl gereifte Absichtlichkeit würde durch das Vertrauen auf das neue Gesetz wiederum eingeschläfert werden, eine nachbringende

Lehre wäre nicht gezogen worden. Durch die Ereignisse würde bald die stets wüthige Gesetzgebung erneut in Bewegung gesetzt und in ein unerschöpfliches Detail von Veranlassungen und Möglichkeiten getrieben werden, wobei oft hemmend anabhängig zu viel gethan, und doch schädlich zu wenig geleistet würde. Das Gesetz vom 11. Juni 1870, indem es Freiheit von der Staatsaufsicht gewährte, verfiel zugleich in Gefahr vor der Gabe und suchte durch kleine Mittel und Helsen einen Mißbrauch der Freiheit zu verhindern. Das Ergebnis war eine formelle Gesetzeserfüllung, eine Scheinhelligkeit vor dem Gesetz, welche mit Geschehen das Recht zu verlegen lehrte. Auf diesem Wege darf nicht weiter gegangen werden.

In seiner Gesamtheit bedarf das Gesellschaftsrecht einer gewissen Durcharbeitung der bestehenden Gesetzgebung, namentlich auch zur Ausarbeitung ungetrübter, wirksamer Verbindlichkeiten; ein neues Gesetz wird gegeben werden müssen; aber nicht in Uebereilung und bevor die jetzige Aufregung gegen das Getreibe von Aktiengesellschaften einer ruhigen Auffassung und Beurtheilung wieder Raum gemacht hat. Es wird kein Vorwurf gegen die Gesetzgebung sein, wenn sie zurückhaltend zögert; die Aktionäre werden inzwischen auf ihre eigene Kraft angewiesen organisiren; hier ein Gesetz als überflüssig nachweisen, dort die Vorarbeiten für dasselbe liefern.“

Charakteristiken diese Worte die allgemeine — und ja von Vielen getheilte — Stellung des Verfassers den gesetzlichen Bestimmungen über das Aktienwesen gegenüber, so finden dieselben eine bedeutende Unterstützung in den historischen Untersuchungen, deren Resultat er auf Grund eines unerschöpflichen reichhaltigen und sorgfältig gesammelten Materials uns vorlegt; sie verschaffen uns besonders für England und Frankreich einen interessanten Einblick in die Entwicklung des Aktienwesens jener Länder. Besonders wichtig ist die Frage nach der gesetzlichen Regelung des Aktienwesens in anderen Ländern für die große Hauptfrage, des Erfordernisses der staatlichen Genehmigung zur Errichtung von Aktiengesellschaften. In England liegen die bezüglichen Verhältnisse so: die alte joint stock company, d. h. eine aus einer Mehrzahl von Mitgliefern bestehende Erwerbsgesellschaft, die aus ihren Mitteln ein gemeinschaftliches, in übertragbare Aktien zerlegbares Grundkapital aufbringt, und deren Geschäftsführung durch erwählte Mitglieder, Direktoren, erfolgt, konnte nach dem common law nur als eine aus zahlreichen Mitgliefern bestehende (offene) Gesellschaft (partnership) angesehen werden, also mit Vollmacht ihrer Mitglieder; die persona stand in iudicio fehlte. Eine Einzahlung auf Aktien konnte nicht erzwungen werden; namentlich aber konnte das einzelne Mitglied weder der Gesellschaft, noch den übrigen Gesellschaften gegenüber zum Ersatz, beispielsweise zur Ausgleichung der gemachten Auswendungen gelangen; selbst eine Auflösung der Gesellschaft konnte zu diesem Zweck nicht durchgeführt werden. Wegen diese Gesellschaften schritt die sog. Bubble Act, 6. Geo. 1. c. 18 zu heftig und deshalb nicht erfolgreich ein. Die Rechte einer Korporation, die damit gewählte Möglichkeiten, selbständig vor Gericht aufzutreten, namentlich von Mitgliefern und Dritten verlangt zu werden, und der ausschließlichen Haftbarkeit des Korporationsvermögens konnten von Aktien der nur durch einen königlichen Freibrief (charter) oder durch besondere Parlamentsakte erlangt werden. Vor allem galt es also für die Aktiengesellschaften die Fähigkeit zu sue und to be sued zu erwirken, bevor an eine beschränkte Haftung der Mitglieder gedacht werden konnte. Auf diesem Wege ist der erste Schritt begeben worden durch die Aufhebung der Bubble Act, indem es für Haftbarkeit erklärt wurde, neben Ertheilung von korporativen Rechten

*) Berlin. Carl Hermanns Verlag, 1873.

an die Gesellschaft, die Haftbarkeit der Mitglieder festzuhalten. Dann folgte 1834 4. und 5. Will. 4. c. 94 ein Gesetz, durch welches mittelst künftiger letters patent ohne Ertheilung korporativer Rechte, namentlich die Vertretungen der Gesellschaft vor Gericht durch ihren Direktor ermächtigt wurden. An seine Stelle trat die Letters Patent Act. 7 Will. 4 und 1. Vict. c. 73, welche zur Zeit noch Gültigkeit hat. Nach §. 4 ist es als statthaft anerkannt, für die Schulden und Verpflichtungen der Gesellschaften lediglich das Gesellschaftsvermögen und die Gesellschaften nur auf Höhe der Aktienbeträge haftbar zu machen. Der hiermit gegebene Weg zur Bildung einer Aktiengesellschaft zu gelangen, dürfte bereits zugleich anßer Gebrauch gekommen sein. Gleichzeitig war man bestrebt, den durch besondere Parlamentsakte gegründeten Korporationen eine Gleichmässigkeit zu geben, und gewannen namentlich durch die Companies Clauses Act. 8 Vict. c. 16 die sich auf diesem Wege konstituierenden Aktiengesellschaften eine feste Begründung. Kröner bemerkt hier, daß für die auf Grund Letters-Patent oder Parlamentsakte gegründeten Aktiengesellschaften der Brief zu der Firma „limited“ nicht Zwangsverordnungsart ist, ebenso wenig für Gesellschaften, welche nicht Gewinnzwecke für ihre Mitglieder verfolgen, sondern den etwaigen Gewinn lediglich zum öffentlichen Gesellschaftszweck verwenden. — Es war nun noch ein Schritt zu thun, durch den es möglich wurde, Aktiengesellschaften unabhängig von der Gnade der Krone und vom Specialgesetz, lediglich unter Beobachtung gewisser gesetzlicher Formen zu begründen. Derselbe wurde vorbereitet durch die Banking Act 1826, Joint Stock Companies Act und die Winding up Act 1844, 48, 49. Nach diesen Gesetzen verlor es sich noch bei der Vollhaftung der Mitglieder, doch waren die Gläubiger verpflichtet, bevor sie von ihnen Zahlung verlangen durften, ihre Rechte gegen die Gesellschaft zu verlegen. Die limited liability Act 1855 ließ, mit Ausnahme von Versicherungsgesellschaften, für die nach der Joint Stock Company Act 1844 registrierten Gesellschaften eine beschränkte Haftung zu. Es wurde jedoch für zulässig anerkannt, daß vertragsmäßig in der Fülle die Verantworteten der Haftung des Aktionärs über den bezeichneten Aktienbetrag hinaus entlasten. Einen Abschluß gewannen die Gesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit der Aktionäre zuerst in der Joint Stock Companies Act 1856 durch die Partnership Amendment Act 1865 wurden für partnerships in einzelnen Ausnahmefällen eine beschränkte Haftbarkeit einzelner Theilhaber, bei Vollhaftung eines oder mehrerer von den Gesellschaftern gesetzlich für statthaft erklärt.

Die Joint Stock Companies zerfallen hiernach in folgende Arten: companies, gebildet durch einen Vertrag (formed by agreement); ihre Rechtsverhältnisse ergeben sich im Allgemeinen nach dem gemeinen Recht für partnerships; — companies auf Grund von letters patent, — auf Grund der Banking Act 1826, — mit Korporationsrechten durch besondere Parlamentsakte, — durch königlichen Freibrief, — und nach den Gesellschaften 1862 und 1867. — Soweit die englischen Verhältnisse.

Für Frankreich sei bemerkt: Betreffend die Aktiengesellschaften, wurde der Art. 37 des code de commerce, welcher die staatliche Genehmigung für dieselben erforderte, durch Art. 1 des Gesetzes vom 23. Juni 1863 dahin eingeschränkt, daß solche Gesellschaften, falls ihr Kapital den Betrag von 20 Millionen Franken nicht übersteigt, sich frei bilden dürften. Die Kommanditgesellschaften auf Aktien waren in Frankreich niemals der Staatsgenehmigung unterworfen.

Tiefen Verhältnissen in Frankreich und England gegenüber sei die bekannte Entwicklung der Aktiengesellschaften in Deutschland hier nur kurz ins Gedächtnis zurückgerufen. Das Handels-

gesetzbuch hielt in §. 208 an dem Erforderniß der Genehmigung des Staats fest und von dem in §. 249 den Landesgesetzen vorbehaltenen Recht, zu bestimmen, daß es der Staatsgenehmigung zur Errichtung von Aktiengesellschaften im Allgemeinen oder im Einzelnen nicht bedürfe, war nur beschränkter Gebrauch gemacht. Die Daten für die Schaffung des Reichsgesetzes sind dann folgende: Am 5. Mai 1870 interpellirte Graf Renard im Reichstag des Norddeutschen Bundes, betreffend ein Gesetz über die Bildung von Aktiengesellschaften, und wurde das reichsbehördlich erfolgte Versprechen, noch in derselben Session einen derartigen Gesetzentwurf einzubringen, mit Beifall begrüßt. Das Gesetz gelangte nebst Motiven schon am 10. desselben Monats an das Haus und wurde nach erster und zweiter Beratung am 20. und der dritten am 24., am folgenden Tage in der beschlossenen Fassung mit großer Majorität genehmigt. Das unterm 11. Juni 1870 ausgefertigte Gesetz trat für den norddeutschen Bund am 9. Juli 1870, als Reichsgesetz für Baden, Südbaden und Württemberg mit dem 1. Januar, für Bayern mit dem 13. Mai 1871 in Kraft.

Es würde hier zu weit führen, den Vergleich zwischen den so geschaffenen deutschen Gesellschaftsbestimmungen mit denen der anderen europäischen Länder zu folgen, die der Verfasser in den folgenden Abschnitten der interessanten Abhandlung anstellt; einen Excerpt des ersten, sowie eine Anschauung der Grundansichten des Buches haben wir in Obigen zu geben versucht. — Es sei hier nur noch das praktische Verfahren hervorzuheben, daß dem Gange desselben der Abdruck des bezüglichen Titels des Handelsgesetzbuchs vorausgeschickt ist.

Das besonders für das Studium der fremdländischen bezüglichen Gesellschaftsbestimmungen wichtige Buch schließt sich würdig den früheren Arbeiten des Verfassers („Allgemeines Deutsches Handelsgesetzbuch“ mit erläuternden Anmerkungen und Sachregister, und „Die Erhaltung der Handelsgesellschaft gegen die Auflösungsgünde des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs“) auf gleichem Gebiete an. R. Friedmann.

Die Reichstäter Kaiser Karls V.

III. (Schluß.)

Da der Kurfürst von Mainz besonders deswegen stattgefunden, damit der Reichstag von Augsburg nicht resultatlos verlief, wie der von Worms, so gewährt es ein besonderes Interesse, zu hören, wie zu Augsburg die Protestanten über Luitpold nachdachten. Der kurfürstlich sächsische Geheimsekreter Georg Spalatin, ein Augen- und Ohrenzeuge, berichtet in der „Erzählung“, was sich auf dem Reichstag zu Augsburg a. 1530 zugetragen: „Kaiserliche Majestät haben einen Fürsprecher-Röth zu einem Reichstäter, einen Spanier, der unser (sic) Sache fast gewogen, hold und geneigt sein soll, und wohl auch predigen; kann auch König Ferdinandus Prediger, auch Fürstbischof von Metz, den großen Schwager, der auch zu Speyer gewest ist, nicht um sich leiden.“ „Es geben andre Händel neben des Franckischen Sachen immer her.“ — „Kam. Maj. Reichstäter hat zu Magister Philippo Melancthon gesagt: ich nimt Wunder, daß in deutschen Landen etliche Gelehrte diese Rede ansetzen, daß man durch den Glauben rechtfertig und fromm werde: denn ich hab' lang' dafür gehalten, auch mit viel Gelehrten davon geredt.“ — „Kam. Maj. Reichstäter hat so christlich gegen Eden, So. Jaber, Wimpina, Geles und andern des Evangelien Wäcker-

schern vernehmen lassen, daß sie ihn aus ihren Synagogen geworfen haben, und in ihrem Rath nicht mehr ziehen und gebrauchen.“) — Dennoch verlor er seinen heilsamen Einfluß nicht. Seine Stimme klang deutlich aus dem Rath der Oranden hervor, wenn das Augsburgische Tagebuch weiter meldet: „San. Maj. hat seine spanische Herrn laien betrachtlagen, wie sich Sei. Maj. gegen der Entersischen Lehre erzeigen soll. Daraus haben sie kais. Maj. in französischer Sprach die Antwort gegeben: „Wo seine kais. Maj. solche Stüde darin finde, die den Artikeln des Glaubens zuwider sind, so soll sei. Maj. all ihr Vermögen dran wenden, dieselbige Setze auszurotten.“) Wo aber die streitigen Artikel allein die Abstellung ethischer Ceremonien und äußerliche Dinge betreffen, so soll sich sei. Maj. nicht heftig darwider setzen. Solches aber zu erfahren, soll Sei. Maj. die Sachen ethischen wenigen frommen Leuten, die keinem Theil verwardt sind(2), untergeben.“ „Ja ja“, bemerkt dann Spalatin, „ein feiner, kluger, weiser Rath, dergleichen wir gewißlich in allen deutschen Ländern schwerlich gefunden hätten.“ Das geschah am 9. Juni 1530. Bekanntlich wurde schon am 25. Juni d. J. von dem sächsischen Kämmerer dem Kaiser die sogenannte Augsburgerische Konfession übergeben, deren 21 erste Artikel die Einheit des Glaubens und der Lehre, die letzten 7 die Abstellung äußerer Mißbräuche behandeln. Daß auf diesem Grunde für alle Zeiten eine rechtliche Theilung der Evangelischen in Stände kam, gegen den Willen von Eck, Faber, Wimpfina, Cochlæus, das ist ganz besonders dem kaiserlichen Beichtvater zu danken.

Der Reichstag zu Augsburg gewann ja freilich zunächst nur ein Resultat durch den im Anfang des Jahres 1532 in Regensburg eröffneten, dann bald nach Nürnberg verlegten Reichstag, der bekanntlich am 23. Juli 1532 mit einem ersten Religionsfrieden abschließt. Da ein solcher Frieden nicht nach dem Sinne von Eck, Faber, Cochlæus war, so liegt die Vermuthung nahe, Quintanas ebenso milde wie glückliche Hand sei da im Spiel. Nichts desto weniger hält sich alsobald wieder Quintanas Leben in undurchdringliches Dunkel ein. Wie wir aus der Zeit vor dem Augsburger Reichstag das Weisse nur durch die gerichtlichen Auslagen seines verklagten Dieners, Michael Servet, wissen, so erfahren wir nun erst wieder bei Gelegenheit einer auf dem Reichstag zu Regensburg unter der Pöhl ausliegenden Schrift seines Dieners, daß Quintana 1532 in Regensburg anwesend war. Als nämlich Joh. Cochlæus das Buch Servets „von den Irrthümern in der scholastischen Lehre von der Dreieinigkeit“ dem D. Jo. Quintana überbracht hatte, den Cochlæus jetzt einen ausgezeichneten Theologen nennt,3) habe dieser, das entsetzliche Buch zu unterdrücken, sofort seinen Verfaß verbotnen, höchst ergrünt, daß der Verfasser ein Spanier sei, den er leider! von Angst nicht kenne und wegen der höchst getöhlten und unerhörten Scherereien, die es treibe.“4) In diesem Bericht des grimmigen Kerkerfressers und Erfkommunicators Joh. Cochlæus ist auffallend, nicht so sehr, daß Juan Quintana als Mitglied der Inter-Kommunion und Vetter der Gottesgelehrtheit, sondern daß er hier

als Freund und Gefinnungsgenosse eben des Cochlæus handelt, den er in Augsburg vor kaum zwei Jahren öffentlich einen „Buben“ gescholten hatte.“ Im Laufe jener zwei Jahre muß demnach Quintana von seiner Protestanten-Freundschaft zurückgekommen sein und daher dieselbe retrograde Bewegung eingegeben haben, in der wir seit dem Reichstage zu Augsburg die Mehrzahl der konservativen Katholiken erblicken: eine Wirksamkeit, welcher der Abschluß des Nürnberger Friedens mit den Protestanten in sofern nicht widerspricht, als er den Kaiserlichen nur für ein damals unvermeidlicher Nothbehelf galt.

Nachdem Quintana in Deutschland sein Werk gethan, scheint er mit seinem kaiserlichen Beichtvater Ende 1532 nach Italien und von da nach Spanien zurückgekehrt zu sein.5) Jedenfalls starb Quintana wieder 1530, wie der Abt d'Artigny annimmt,6) noch nach 1532, nie noch Tscheldt glaubt.7) Denn bei der kirchlichen Cortes-Eröffnung am 20. December 1533 erscheint der Beichtvater Kassen D. Juan de Quintana als erster unter den Capellanes de S. M. C. an der Spitze des Dom-Kapitels von Monte Aragon8) und erhält als solcher die seit 1528 noch ausstehenden Rechte der Beistellung.9) Monte Aragon liegt in der Provinz Toledo, im Bezirk von Talavera,10) sechzig Meilen von Madrid. Heute zu Tage ist es ein Dorf von 117 Häusern mit 432 Seelen. Von einem Kloster ist dort keine Spur. Abad kann also hier seinen Abt bedeuten. Die reiche Stiftskirche, Privatcapitulum des Königs, war dem Erzengel Michael geweiht.11) Da dem Beichtvater die Beistellung aller Pfründen anstand, so wird die Oberpfarre von Monte Aragon an Einkünften wohl manchem Bisthum nicht nachgegeben haben.

Aber nicht blos auf die deutschen, auch auf die spanischen Angelegenheiten war Quintanas Einfluß von Bedeutung. In der Kammerstiftung vom Jahre 1534 gehört er zu jenen *diputados del Reyno*, welche die Kammer zwischen sich und den König zu stellen liebte, und die bei dem Fürsten alle Interessen des Landes zu vertreten hatten.12) Von diesen vier *Diputados* wird er zum Sprecher gewählt. So ist es Quintanas Mund, durch den Spanien mit seinem König spricht. Und der *Diputado* Preboste Mossen Juan de Quintana, varon insigno, Confessor de César, ist vor allen andern zu diesem höchsten Vertrauensposten gewählt, damit die Beistellung so geschwe, wie sie dem Kaiser am genehmsten ist (*para que esta representacion se hiziese con mas satisfacion suya*). Die Anstufung, die ihm die Kammer dabei gab, ist noch vorhanden.13) Ihr Eingang erinnern den aus Reverendo Señor, daß es dem Abgeordneten des Reiches Aragonien, sowie den Procuratoren der vier Stände zur andrücklichsten Pflicht gemacht sei (*por sus propios oficios toca y aallo*), darauf zu halten, daß die Fueros, Privilegios, y Libertades del Reyno de Aragon beobachtet werden, wie das noch in den letzten Cortes zu Menen von neuem anerkannt und befestigt werden ist (*rubrica*): *Do officio Dipputatorum* (2) *Regal*.14) Dann werden sämtliche gegen die *Reeros* vorgekommenen Bertheile angeführt. Die Hauptbeschwerde aber geht gegen Nicer Miguel Gomez de Here-

1) l. l. p. 56.

2) Auch in Frankreich bestand diese Sitte. Edict de Henri II. 27. Juni 1551, evit. 22: Et toutesfois il est permis à tous libraires d'apporter livres à la suite de nous et de notre cour, et ouvrir leurs boutiques en lieux ou nous serons séjours tant. (Rec. des anc. lois franç. T. XIII. p. 197.)

3) Theologum eximium ac Caesareae Maestatis A confessoribus, virum Hispanum.

4) Pestilentissimum illum librum.

5) Jo. Cochlæus: De actis et scriptis M. Lutheri fol. 252 b.

6) Ruchers Werke l. l. p. 71. 7) Sleidanus: Commentar p. 229.

8) Mémoires II. 59.

9) a. 1861 in Herzog's Realencyclopädie. Art. Servet Tom. XIV. p. 267.

10) Dormer. Anal. p. 551.

11) Dormer. Anal. p. 560 sq. Abad do in der Real Casa de Monte Aragon. Wo die Stiftensinsabser seit 1528 gestanden waren, sollen das ausstehende Gehalt die Bistümer bekommen.

12) cf. Madon, Miñano, Coleccion de las ciudades p. 19.

13) Madon, Art. Monte Aragon. 7) Dormer. Anal. p. 573.

14) Dormer. Anal. p. 573.

ria, und wird dahin zusammengefaßt, Quintana möchte doch den Kaiser bitten, daß die juristischen Würdenträger (los Lugartenientes von Aragon) von Fragen keine andere Beantwortung nach Kommissarien annehmen sollen, damit sie die einem Gerichtsbeamten zuzuschreibende Unabhängigkeit sich wahren könnten. Man sieht, Quintana genießt des Kaisers wie des Landes volles Vertrauen. Und eben schied er sich an, gegen die Gesandten-Vertreter der kaiserlichen Botschaft loszulassen, da stirbt er am 2. November 1534 in Segovia an der Seite seines Kaisers.¹⁾ Am 4. September hatte er noch unter den Deputirten gesessen. Der Grund seines Todes wird nirgends angegeben. Er war ein Feind der Inquisition.²⁾

VII. Durch den plötzlichen Tod des Kaplans de monte Aragon von seinem vierjährigen Bann befreit, wird der unerwähnte Minister, Kardinal Coarso, der seit 1532 die Leitung des Dominikaner-Ordens übernommen hatte, von neuem an des Kaisers Ohr gestellt. Und ist er aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder von seiner wichtigen Stellung vertrieben worden. Am 16. Februar 1546 erhielt er die päpstliche Befähigung in dem ihm von Karl V. übertragenen General-Inquisitionariat. Eben hatte er dem Kaiser vorgeschlagen, die Inquisition zu verschärfen und auf das Jüdische zu führen, was sie bei ihrer Entstehung gewesen, als er am 21. April 1546 verstarb.³⁾

VIII. Aus dem Sterbeort seines Vorgängers, Dr. Juan de Quintana, aus Segovia in Alt-Kastilien, wählte Karl sich den kaiserlichen Beichtvater, Dominikus Soto, einen lange Zeit hochgeschätzten Mann,⁴⁾ aus niederem Geschlecht, dessen Leben den Universitäten angehört. Als Schüler des Santo Tomas de Villanueva absolvierte er auf der Universität Alcalá de Henares seine ersten Studien, brachte dann einige Semester zu Paris zu und kehrte darauf wieder nach Alcalá zurück. Dort wurde er Dozent (catedrático) und erster Stiftslehrer (colegial mayor) an San Jerónimo, trat, dreißigjährig, in den Dominikaner-Orden⁵⁾ zu San Pablo de Burgos, lehrte dort Philosophie und Theologie, bis er an der Universität Salamanca die Nachmittags-Professur (la cátedra de vespertina) erhielt. Nun folgt eine kurze diplomatische Episode. Als nämlich Ende des Jahres 1546 das lang ersehnte allgemeine Konzil zu Trient endlich eröffnet wurde, hatte Kaiser Karl den Dominikus dorthin per se theologo.⁶⁾ Da man aber bald darauf die Sitzungen wieder unterbrochen wurden, nach zwischen des Kaisers Beichtvater (Coarso) gestorben war (21. April 1546), berief Karl den Dominikus a Soto an seine Seite nach Deutschland als Nachfolger des Coarso⁷⁾ und Bischof von Segovia.⁸⁾ Indeß dem gelehrten Professor waren seine Bücher lieber, als die Staatsintrigen, und die Studenten ein

angenehmerer Ausgang als die Höflinge. Das entging dem Kaiser nicht. Und alsobald (Juego) entließ er den Dominikus vom Beichtamt und gab ihm die erste theologische Professur an der Universität Salamanca und das Priorat San Esteban. War er mittlerweile doch schon am Kaiserhofe verstorben worden? Wir wissen es nicht. Aber einen schlimmen, hinterlistigen Sinn zeigt sein Benehmen im Prozeß des Kanonikus Regidío.⁹⁾ Wegen Einbruches von der Inquisition verurteilt, starb er zur rechten Zeit am 5. November 1560.¹⁰⁾ Theologisch und juristisch ein eifriger Gegner der Protestanten,¹¹⁾ hat er durch seine Schriften auf beiden Seiten sich eine gewisse Achtung erworben. Seine zehn Bücher de justicia et iure (Ven. 1568 fol.) sind für das Naturrecht noch heute von Werth.

IX. Nachfolger Dominikus im Amt eines kaiserlichen Beichtvaters (seit 1547) wurde sein Namens- und Ordens-Gesetz D. Pedro de Soto an edelm Gesicht in Cordoba. Ein ehrenreicher Charakter als Dominikus, wurde er von dem Bischof von Augsburg, Kardinal Otto von Truchseß, seinem hohen Gönner, zum Professor der Theologie an der Universität Tübingen erwählt. Er nahm an und legte die Stelle am Hofe des Kaisers nieder. Nach Karls Tode berief ihn (Claus) Philipp II. nach England, damit er der katholischen Königin Maria in ihren Restaurationsplänen zur Hand wäre und besonders auf der Universität Oxford die katholische Religion bestelle. Als er, mit dem Tode der katholischen Königin, aus England fliehen mußte, zog er sich als Prior in das Kloster Talavera zurück. Zum Dominikaner-Provinzial beauftragt, wurde er, weil er in protestantischen Landen gelebt, von der Inquisition des Vertriebens verdächtigt und angeklagt.¹²⁾ Während noch sein Prozeß schwebte, schickte ihn Papst Pius IV., weniger ängstlich als die spanischen Inquisitionen, zur Schlüsselung auf das Konzil von Trient. Dort zu Trient starb er am 20. April 1563.¹³⁾ Seine Schriften sind meist dogmatisch-katechetischer Art.

X. Es ist bekannt, wie Karl V. vom Kloster zu St. Just aus nach seiner Abdankung den Hof Philipp II. und so die Welt regierte. Besonders wichtig erscheint dabei des Petrus Soto Nachfolger am Hofe des Kaisers. Es war der Hieronymus-Mönch und Prior de Santa Eulalia de Zaragoza, Dr. Juan de Regla. Karl ehrte ihn so, daß er ihm befahl, vor ihm sitzen zu bleiben. Als Juan sich weigerte, die Ehre anzunehmen, nöthigte er ihn mit den Worten: seid ihr denn nicht mein geistlicher Vater?¹⁴⁾ Regla wurde auch des Kaisers Testament-Bestrecker. Ein entschiedener Gegner des Protestantismus, sah er sich dennoch von der Inquisition von Zaragoza verdächtigt und mußte achtzehn „lutherische“ Sätze abkündigen.¹⁵⁾ Seine Verfolgung steigerte aber nur seinen Fanatismus. Er mißbrauchte seinen großen Einfluß über Karl V., um ihm Haß gegen viele hervorragende Männer seiner Zeit beizubringen; neidisch, lächerlich, rücksichtslos und ein großer Meister in der Denunziation.¹⁶⁾ Zufällig auch ein Töbfeind der Jesuiten, war es ihm nicht gelungen, ein Bisthum zu erlangen,¹⁷⁾ und auf dem Konzil von Trient spielte er eine untergeordnete Rolle.¹⁸⁾ Dennoch beugten sich auch seine Widersacher vor seinen großen Gaben, und galt er noch als Beichtvater Philipp II. durch seine Denunziationen als gemeingefährlich.¹⁹⁾ Er starb am 16. August 1574.²⁰⁾

¹⁾ Dormer p. 573. ²⁾ L. I. p. 578.

³⁾ Auch der Beichtvater der Königin Isabella Talavera war ein Feind der Inquisition und wurde deshalb von letzterer verfolgt. Llorente I. 403 sq.

⁴⁾ 1545 am 13. December bei der ersten Sitzung des Tridentiner Konzils wird wieder ein D. Juan Quintana erwähnt. Er ist aber nicht Bischof wie Sotets Herr, sondern Doctor secular (D. Pedro Soto de Miranda: Noticia de los Españoles que asistieron al concilio de Trento).

⁵⁾ Navarrete I. L. Llorente II. p. 143 sq. giebt den 22. April an. Touron: Dominicans IV. 210 sq. Er ist 1494 geboren.

⁶⁾ Jetzt erst änderte er seinen Taufnamen Francisco in Dominikus um.

⁷⁾ Auf der 5. und 6. Session that er sich sehr hervor.

⁸⁾ cf. Nicol. Antonio: Bibliotheca hisp. Art.: Domin. Soto.

⁹⁾ Er nahm aber das Bisthum nicht an.

¹⁰⁾ Llorente, II. 172 sq. III. 109. ¹¹⁾ Navarrete, T. IX. 68.

¹²⁾ Touron, IV. 210 sq. ¹³⁾ Llorente, III. 108.

¹⁴⁾ Navarrete, IX. 69, cf. Touron, IV. 216 sq.

¹⁵⁾ Piebat: Charles V. p. 347. ¹⁶⁾ Llorente, II. p. 196.

¹⁷⁾ Llorente III. 103 sq. ¹⁸⁾ Llorente III. 262. ¹⁹⁾ Llorente II. 195.

²⁰⁾ Llorente III. 104. ²¹⁾ Navarrete IX. 58.

Das sind die Beichtväter Kaiser Karls V., von denen und berichtet wird. Der Kaiser mag noch öfter gewechselt haben, ohne daß es seine Zeitgenossen, ohne daß es die Geschichte gemerkt hat. Wenn man von dem intimsten Verkehr auf die Bekanntschaft dessen, der ihn frei sich wählt, zurückzuschließen muß, so fällt aus dem Charakter und der Lebensweise seiner Beichtväter ein günstiges Licht auf den Kaiser. Es ist keine frivole, unstilliche, heuchlerische Natur darunter. Bald mehr, bald minder freisinnig, führten sie alle ein strenges Leben und jederden das Gleiche von ihrem fürstlichen Beichtkind. Bald mehr, bald minder energisch, drängten sie alle den Kaiser, an der katholischen Kirche festzuhalten, verlangten aber alle von ihm, den Papst dahin zu unterstützen resp. zu leiten, daß die durch die Umstände gebotene Reinigung der verderbten Sitten des Klerus auch wirklich durchgeführt werde. Bald mehr, bald minder weltlich, zogen die einen die Franziskaner als Bundesgenossen gegen die Ultramontanen heran zur Stärkung und Klärung der reformatorischen Strömung, die andern verlangten die Ausrückung der Lutheraner aus vorher dem Papste zu gebende Bürgschaft dafür, daß die Reformation der Kirche nicht zu weit gehe; alle aber stellten, im Fall des Konflikt, das Interesse des Klerus, der Kirche und des Papstes unbedingt unter das Interesse ihres kaiserlichen Herrn. Die Geschichte kennt, trotz der neuesten Publikationen, die kaiserlichen Beichtväter und ihr Verhältnis zu Karl V. noch immer zu wenig, um daraus ein endgültiges Urtheil über Karls Charakter zu geben und das Geheimniß, das um ihn schwebt, zu enthüllen.

Aber das negative Resultat liegt klar vor Augen, daß keiner der bekannten Beichtväter Anlaß giebt, dem Urtheil des sittlich berückichtigten venezianischen Gesandten Badonaro, der Karl nie gesehen, beizupflichten.¹⁾ Und wenn Karl in der Geschichte, besonders seit seinem Einzug in Bologna, als guter Katholik bekannt ist, der täglich mehrere Messen hört, regelmäßig an den hohen Festen kommuniziert, jeden Morgen der heiligen Meditation länger als eine Stunde widmet, sehr Gebete komponirt, die Bibel und insbesondere die Psalmen mit großer Bewegung studirt, und allen Ceremonien mit der pünktlichsten Sorgfalt sich unterwirft:²⁾ so gab es wohl nicht einen Beichtvater, der sich dessen nicht gefreut hätte und „den kräftigen Glauben“ gerühmt, „den ich immer“, schreibt Coarha, „in Eurem Herzen gefaßt habe.“³⁾ Warum aber Karl, der diese Frömmigkeit gerade so gut im Protestantismus hätte betheiligen können, dennoch niemals den Rath der Venezianer, Bologneser und anderer befolgt hat, die Seele des Protestantismus zu werden, das hat wohl, so weit wir aus der beichtväterlichen Korrespondenz urtheilen können, in einem bestimmten politischen Mangel des Protestantismus seinen Grund. Karl, der König von neun Königreichen, die alle sich ihm widerwillig unterwarfen, bedurfte, um sie unter seinem Regiment fest zu halten, einer unabhängigen von den Fürsten, den Städten und den Bauern fest organisirten einseitigen Macht, auf die er sich stützen konnte. Diese Macht fand er in dem päpstlichen Katholizismus vor. Die katholische Welt war zu tief in Furchelnde versunken und sittlich zu sehr zerstreut, um vom Kaiser gefürchtet zu werden, aber als fertiger Organismus noch immer vortrefflich zu dranchen. So lange das Papstthum etwas neben oder über dem Kaiser sein wollte, mußte er, so riefen alle seine Beichtväter, es politisch demüthigen, um

ihm zu zeigen, daß er es nicht fürchte. Sobald aber das Papstthum dem Kaiser seine Kronen bringt und seinen Glanz braucht, um des Kaisers Glanz zu erhöhen, mußte er es begünstigen und, durch Beförderung seiner sittlichen Reformation im Innern, seine Kräfte stärken und erhöhen.

Wollte ihm die Beichtväter, so sein eigener Vortheil viele Doppelaufgabe stellte, so schlen sein Benehmen bis zum Reichthum zu Kugeln zweideutig und unauferfindlich. Je mehr er sich aber überzeigte, daß der Protestantismus, mochte ihm auch die Zukunft der Weltgestaltung gehöben, ihm zum Angebot keine einseitige Verfassung und keine selbstständige Weltmacht entgegenbrachte, die im Nothfall auch gegen alle Welt mit dem Kaiser zusammengekommen hätte: was Wunder, daß er um so mehr auch der seit Kugeln allgemeinen retrograden Strömung folgte und an seinem Theil, noch von St. Just aus, mächtig dazu beizug, daß das neutrale, dem Protestantismus sehr geneigte zweite Drittel von Europa in die alten jeitlich aufgelauchten Herden des Katholizismus zurückkehrte. Karl hatte nicht den Muth, sein Jahrhundert zu leiten, indem er der protestantischen, allein innerlich wahren und reinen Kirche die äußere Selbstständigkeit gab, weiche ihrer inneren Hohen und Würde gebührt, und darum nicht sich durch sein Leben jene träumerische Melancholie,⁴⁾ die zuletzt fern von der Welt in der künftigen Klosterzelle von St. Just sich vergräbt. Heurt Lotlin.

England.

Immortellen eines englischen Dichters.*)

Da haben wir denn doch wirklich einmal einen echten Dichter, der Treft zu bringen vermag, ja, dem es gegeben ist, durch den Zauber seiner Idne, durch die Macht des Gedankens das Verlorene wiederzubringen. Die Abhängigkeit des Menschen vom Menschen offenbar sich besonders beim Verluft eines geliebten Wesens durch den Tod. So Viele halten es dann bei sich nicht aus, sie klüchten sich zu Andern, sie weilen von diesen Verablung. Sie ist freilich auch darnach, sie beifst meistens in einem Gemeinplatz, der nicht lange verhält. Es heißt dann gewöhnlich: Sie müssen sich zerstreuen. — Aber, wer noch irgend tiefem Gemüthes ist, findet, daß die selbige Zerstreuung erst recht das Leid groß macht, indem sie die leer gewordene Stelle dem Seelenauge überall zu erscheinen giebt. Und doch ist es so menschlich, natürlich, wenn der Tod uns beraubt hat, die Theilnahme der Lebenden zu beanfuchen. Der gefühlteste Operateur wird, wenn er selbst stark verlegt ist, zu einem andern Arzte seine Zukunft nehmen, schon des Wundhebers wegen. So auch wir, wenn das Hinscheiden eines Freundes, einer Freundin und eine Wunde geschlagen hat.

Dennoch giebt es mächtige Seelen, heroische Geister, die, ungeachtet sie den Schmerz um einen Freund, der von ihnen ging, tiefer, dauernder, herzerreißender fühlen, als der, welcher nur einiger Jahre bedarf, um sich an ein solches Erfahren zu gewöhnen, die aber gleichwohl ausgeführt werden mit dem, was ihnen begegnete. Ein solcher Geist, ein Dichter der seltensten Art, der auch das bestigste Weh durch die Macht und Schönheit

¹⁾ S. M. e stata rei piacere tenerci di non temperata volonta in ogni parte dove s' e trovata con donne di grande ed anche di piccola condizione cf. Pichot L. p. 83.

²⁾ Mignet, Charles V. Ed. II. 23 sq. ³⁾ Briefe o. l. Heino p. 31.

⁴⁾ cf. Pichot L. p. 83.

⁵⁾ „In memoriam. „Zum Gedächtniß“ von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen überf. von Agnes von Volken.“ Berlin, 1874, Verleger Vorntreger, St. Gager, 1848.

des Gedankens bewältigt, ist Alfred Tennyson. Der Tod hatte ihm einen Befürhten genommen, der eben in der vollsten Blüthe des Lebens stand, mit dem er sich im Innersten geistig-verbunden fühlte. Welchen Umgang hatten sie gepflogen, welche Gespräche waren zwischen ihnen an- und abgegangen! Von den höchsten Idealen der Religion, Wissenschaft, Kunst, vom gerechtesten Haß der geheimsten Sympathien, für die dennoch der Dialog Andersart' fand, bis zur vollsten Wirklichkeit, den Angelegenheiten des Staates, den Verhandlungen der vaterländischen Politik, bis zum Privaten, bis zu den geräuschlosen Vorgängen im eigenen Hauswesen, alles war in den Bereich ihres wonnensamen Auswaches gezogen worden. Jede der Jahreszeiten hatte unbeschreibliche Reize für sie, denn nicht bloß am traulichen Herde-temperaturer physischkeit, auch unter helden Abwechslungen der Gesundheit, unter der Schönheit des Waldes, unter dem süßen Plüßern jener Prachtbäume, wie sie nur Albion hat, am Ufer des plüßernden Baches hatten sie Seele in Seele gebauet, hatten sie das Du dem Du gefüllt, und nun, und nun war das Eine der Belden für die ganze, jetzt nur noch sich unabsehbar langsam deh nende Zeitlichkeit dahin, das andere Du war entschlossen als einfaches Ich zurückgeblieben.

Was wird aus unserm Dichter werden? Vertraut auch er, um sich von seinem Wundstieber heilen zu lassen, einem weltlichen oder geistlichen Arzte sich an? Mag und kann auch er bei sich nicht länger verweilen! Zerstreut auch er sich? Fliehet er ins Weite? Verzweifelt er gar? Nein doch, jetzt sammelt er sich erst recht in die Tiefgründ seiner Seele, ja, er eilt aus sich hinaus, gelangt zu Höhen der Anschauung, wie bis dahin, selbst der gewaltige Dichter in ihm sie noch nie erstiegen, und wen trifft er dort oben? seinen unvergesslichen Todten, seinen Freund, aber verklärt, aber in einer wirklichen Wirklichkeit als jede frühere der greifbaren Erde gewesen.

Wie er ein und dasselbe erschütternde Thema: Verlust durch den Tod, variiert, wie er es in unerhöplichen Weisen auf den Schwingen des süßesten, musikalischen Wohlklangs durchführt mit einer Innigkeit des Gemüths, mit einem Fluge der Phantasie, einer Fülle an Gedanken, man lese und laune über das, was eine solche Phantasie zu erreichen vermag. — Mit einer Apefrophe an die Gottheit beginnen diese herrlichen Gesänge, dann folgen die einzelnen Gedichte von kleiner Umfang, aber von unendlicher Tiefe der Ideen und Höhe der Begeisterung. Sie sind, was die innere Struktur, was die äußere Abwandlung betrifft, der Form auch dem Sonette verwandt, ohne doch eigentliche Sonette zu sein. Sie sind durchweg von einer Schönheit ohne Gleichen, sie schmeigen sich jedem Leser, der ein fühlendes Herz, der Sinn für Poesie, Anempfindung der Vorzüge im menschlichen Gemüth hat, un widerstehlich an; man könnte sie liebenden Geistern vergleichen, die selbst da, wo der Schmerz in einem Trauern den so groß ist, daß er keinen Trost will, sich dennoch nicht abwenden lassen; er mag weilen oder nicht, sie sind so berechtigt, sie erzählen so nie Vernommenes, beweisen es in reizenden Melodien mit so schlagenden Gründen, daß es für Freundschaft und Liebe keinen Verlust giebt, daß entigen Verlust nur grüßlicherer Verstand, Kurzsichtigkeit des Seelenanges, angebracht haben, jene literarische Meinung, die dasche Seelen dem Redegerist nachschwächen.

Der vortreffliche Dichter, den wir hiermit dem wahrhaft gebildeten Publikum nicht bloß zu einmaligem Lesen, sondern zur Lektüre für ein ganzes Menschenleben empfehlen, ist frei von jeder weichen Sentimentalität. Wie giebt er sich krähen, unflären Verstellungen hin, er ist im feurigsten Dichten der be-

sonnenste Decker. Es ist wahr, momentan beschleicht ihn der Zweifel, er fragt sich mitunter, wenn der Schmerz aus den Verlorenen in ihm wüthet: wie wäre es, wenn es sich dennoch anders verhielte? — Wie energisch, überzeugend wirft er aber sogleich derartige Annahmen nieder! Selbst wenn der wildeste Kleinmuth ihn packt, an seinem Glauben rütteln möchte, in seiner Liebe steht er ewig fest, sie entkamm ihm das Glauben sogar zum Wiffen, und er weiß sich geborgen in der Gewissheit des Wiedersehens.

Auch im Beschreiben, im Schildern, in der Vorführung einzelner Dertlichkeiten ist er ein Meister. Selbst im Weh hat er auch Glanz, Bild und Mitgefühl für Anderer Freude. Er versetzt sich mitten im Schmerz über den Tod in das fort dauernde Wohlglück des Wiener Festjahres bis auf die Pracht eines Feuerwerks in der Au. Und doch — sein Freund, er hat ja in Wien! Man lese, mit welcher Lebendigkeit unser Dichter bis aufs kleinste Detail die Daseinswelt des Wiener zu malen vermag. — Doch, was steht ihm selbst bevor? Er harret des Freundes, er weilt am Ufer und schaut ins Weite nach dem Schiffe, welches nur noch den Sargtopf, die leiblichen Ueberreste des Unvergesslichen ihm zuführt. Fast bricht er zusammen, als er es entdeckt, aber er wirft sich nicht ins Meer wie jener Alte der griechischen Mythologie, als dieser das schwarze Segel statt des weissen erblickte, und doch, unser Dichter wirft sich ins Meer, aber in ein Meer von Gedanken, erheben den Gedanken, die er dem heiligen Todten als Opfer, ihm selbst und uns Allen zum Troste darbringt. Wer mit ihm dieses Meer beschiffet, wird an der Insel des Wiedersehens und der Seligen landen.

Wir können uns nicht entschließen, eine einzelne Blume, ein einzelnes Gedicht dem schon und sinnig geordneten Kranz zu entnehmen. Wir würden fürchten, einen Raub zu begehen, oder doch wenigstens den hinreichenden Eindruck des Ganzen, in dem Eins mit dem Andern lebendig verwaachsen ist, zu stören, den thauigen Schmelz der Farben, den erquickenden Duft zu verschleichen, den diese Blumen seelen uns entgegenhauchen, als gäbe es auch Uebergefänge von Farben und Düften.

Die Uebersetzerin, der wir für diese Gabe den aufrichtigsten Dank sagen im Namen unserer Nation, muß in der Literaturre der Engländer und Deutschen ans Gründlichste bewandert sein, sie muß aufs Tiefste erfährt haben die innerste Selbstverwandtschaft zwischen Aebien und Germanien, ja noch mehr, sie muß selbst Dichterin sein, so sprachschöpferisch, anmuthig und gewandt hat sie das Original in einem zweiten Original weitergegeben, es es die feinste, zwische Polste, den philosophischen Tiefgrund oder den rhythmisch-musikalischen Wohlklang betraf. Jedem Gebildeten hat sie es leicht gemacht, im spezielsten Verständniß des Dichters nicht zurückzubleiben.

So laden wir denn alle edlen, alle empfänglichen Seelen ein, zu den Grab-Monumenten unseres Büchleins zu wallfahrten. Sie werden mit ganz andern Gedanken über Tod und Grab zurückkehren, als sie angekommen sind. Wer hat nicht geliebte Todte zu betrauern? Wer ist sicher, daß er nicht neue Verluste erfährt? Täglich begegnen wir in Städten und Dörfern solchen Pilgern mit Kränzen, die aber schnell wieder durch andere ersetzt werden müssen. Hier finden sie unverwelkliche, hier gemauert nichts an Verwesung, alles an Leben und Fortdauer, und selbst der leichtfertige Unglaube könnte durch unsere Verständiger wahrer Unsterblichkeit auf der Stelle bekehrt werden. Betrachtet nur diese Blumenbete eines unvergänglichen Daseins! Die Trauerweide und die Cyresse plüßern uns unendliche Geschichten. Rosmarin und Sommergrün sprechen hier von einem lebenden Heute,

Bergheimnisch und Himmelschlüsselblume; jenes erzählt von seiner Treue, diese erschließt den Himmel über der Erde; selbst die Zeitlose verweilt hier nicht am Blinde, sondern verkärt sich zu einem ewigen Weiden. Hinter dem Grabhügel und Kreuze besingt die Nachtigall den irdischen, aber auch den ewigen Frühling. — Wir wünschen dem Verleger, der das Büchlein so geschmackvoll ausgestattet hat, Auflage auf Auflage.

Alexander Jung.

Der Hochmeister des Spiritismus.

II.

Die Davis'sche Philosophie besteht kurz darin, daß alle Arten von Materie aus ihren gröbsten Zuständen sich immer zu verfeinern suchen und endlich Mensch werden. Um endlich durch den Tod aus diesen irdischen Schranken durch Reuegeburd ins rein Geistige hineingeboren zu werden, geht die größte Verfeinerung der Materie, die sich im Magnetismus offenbart, über sich selbst hinaus.

Wir wollen dies durch eine Geistesgeburt, wie sie Davis eigenmächtig heil sah, anschaulich machen. Als Arzt zu einer Kranken gerufen, sah er, daß sie an ihrer Krankheit sterben würde. Er zog zu ihr und wurde ihr Kossänger, um den Prozeß des allmählichen Abscheidens des Geistes vom Körper vom Anfange bis zum Ende als Heilseher zu beobachten. Als dieser Prozeß begann, sah er nun, wie das Gehirn, die Elemente der Elektricität, des Magnetismus, der Bewegung, des Lebens und der Empfindung aus den verschiedenen Abtheilungen des Körpers ausging und der Kopf desto glänzender, das Gehirn desto lichter und glühender erschien, je mehr die Untertheile des Körpers dunkel und kalt wurden. „Nun sah ich in der milden, geistigen Atmosphäre, die ihr Haupt freisind umfloß, die unbestimmten Umrisse eines andern Kopfes. Diese überfluthenden Prozesse sah nur der geistigen Wahrnehmung sichtbar; denn materielle Augen können nur materielle Dinge sehen, und nur geistige Augen geistige Dinge schauen. Das ist ein Naturgesetz. — Dieses neue Haupt entfaltete sich immer deutlicher und wurde so unbeschreiblich dicht und stark glänzend, daß ich weder mehr durch dasselbe hindurch sehen, noch es so fest anschauen konnte, als ich wünschte. Während dieses geistigen Haupt oberhalb des materiellen Kopfes ausgeschieden und organisiert ward, sah ich, daß die es umgebende aumale oder duffartige Atmosphäre, welche von dem materiellen Haupte ausgefloßen war, sich in großer Bewegung befand; aber sowie dieses neue Haupt deutlicher und vollkommener ward, verschwand allmählig diese glänzende Atmosphäre. Dieses überzeugte mich, daß die anomalen Elemente, welche im Anfange der Metamorphose von dem Systeme ins Gehirn gezogen und aus diesem in der Form einer Atmosphäre entfernt wurden, unaufhaltsam vereint waren in Uebereinstimmung mit dem geistlichen Prinzip der Verwandtschaft im Universum, welches jedes Theilchen der Materie durchzieht und bestimmt und das geistige Haupt entwickelte, welches ich sah. Mit unaussprechlicher Ehrfurcht betrachtete ich die heiligen, harmonischen Prozesse vor mir. Wie das geistige Haupt ununterbrochen organisiert worden war, sah ich nun die harmonische Entwicklung des Adens, der Schultern, der Brust und der ganzen geistigen Organisation in ihrer natürlichen fortschreitenden Ordnung sich harmonisch entfalten. Es erhobte hieraus bis zu nunmehriger Klarheit, daß die unabhägigen Theilchen der nun nicht mehr theilbaren Materie, welche des Menschen

geistiges oder spirituelles Prinzip bildet, von Grund aus mit gewissen Bahnerwandtschaften einer unzerstörlichen Freundschaft begabt sind. Die eingebornen Tendenzen, welche die Elemente und Wesenheiten ihrer Seele bei ihrer Verbindung mit Organismen offenbarten, waren die wirksamen Ursachen, welche ihre persönlich geistige Organisation entfalteten und vollendeten. Während dieser geistigen Bildung zeigte der materielle Körper viele Symptome von Unbehaglichkeit und Schmerz, aber das war nur Züschung. Der Geist erhob sich in einem rechten Winkel über den Haupt und Hirn des verlassenen Körpers. Aber unmittelbar vor der endlichen Auflösung der Verbindung, welche so viele Jahr zwischen dem geistigen und materiellen Körper bestanden hatten, sah ich zwischen den Füßen des erhabenen geistigen Körpers und dem Haupte des hingestreckten physischen Leibes einen kräftig sich bewegenden lichten Strom von Lebenselektricität. Dies belehrte mich, daß der Tod nur wirklich eine Geburt des Geistes aus einem tieferen in einen höheren Zustand sei; daß eine niedere Leidlichkeit und Existenz weise angeschlossen werden für einen höheren Körper und entsprechende Begabungen und Befähigungen für Glückseligkeit. Ich sah, daß die Uebereinstimmung zwischen der Geburt eines Kindes in diese Welt und der Geburt des Geistes aus dem materiellen Leide in eine höhere Welt absolut und vollständig ist, selbst bis zur Hadeskammer. Diese wurde durch den Gaden von Lebenselektricität vertreten, der einige Minuten lang noch die beiden Organismen verband. Hernach ging ein kleiner Theil dieser Lebenselektricität unmittelbar nach der Trennung dieses Hadeskammerfadens in den irdischen Organismus zurück. Dies verheißt die unmittelbare Fortsetzung des irdischen Körpers.

Es ist nicht gut, einen Körper vor Beginn weltlicher Zurechtung zur Erde zu befehlen, weil der Geist dann noch durch den Hadesfaden wie durch einen elektrischen Draht mit dem Körper verbunden sein und in denselben zurückkehren kann.

Sobald der weltliche Geist, dessen Abschiedsstaude ich so bewachte, von dem jähren physischen Körper ganz befreit war, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Regungen des ersten, mit ihm, wie er anfang, die innersten oder geistigen Theile der umgebenden irdischen Atmosphäre zu athmen. Anfangs mit Schreierkeit, aber bald immer leichter und mit Vergnügen; ich sah, daß er in oererbte und verschönerter Form Herz, Lungen, Leber, Nieren u. s. w. wie ein physischer Körper besaß. Dieses ist eine wunderbare und tröstliche Wahrheit. Sie gleich ihrem frühen Selbst so sehr, daß, hätten ihre Grenzen sie plötzlich gelassen, wir ich sie sah, ausgerufen hätten: „Gut, wie gut siehst Du aus! Du bist Du Dich vortheilhaft verändert!“

Nun erzählt er, wie sie dem Weinen und Jammern befreiteter Seelen unterm mit philosophischer Ruhe zugehört und so immer mehr vervollkommen habe. Es sei auch nur Ursache vorhanden, sich beim Tode über die Geburt des Geistes aus dieser Welt in die innere Sphäre des Lebens zu freuen. Weit zukünftiger sei es, bei der Mehrzahl der Heirathen, welche in dieser Welt geschlossen werden, zu weinen. „Aber schämt euch nicht lichten Heirathen beim Tode, um des Geistes Geburt in ein höheres Leben zu ehren.

Die Zeit, welche erforderlich war, die ganze Verwandtschaft, welche ich sah, zu vollenden, betrug fast 2½ Stunden; doch ist dies kein Maßstab für jeden Geist.“ Ohne meine Stellung zu verändern, fuhr ich fort, die Bewegungen ihres neugeborenen Geistes zu beobachten. Sobald sie sich an den neuen Elementen gewöhnt hätte, stieg sie von ihrer erhabenen Stellung über den Leichname herab und ging geraden Weges aus der Thür ins

Heimath. Es war Sommer und alle Thüren standen offen. Ich sah sie durch das angrenzende Zimmer aus dessen Thür gehen und von dem Hause aus in die Atmosphäre schreiten. Ich war vor Vergnügen und Staunen außer mir, als ich zum ersten Male die allgemeine Wahrheit verwirklicht fand, daß die geistige Organisation die Atmosphäre betreten kann, welche wir in der irdischen Form athmen. — So viel verfeinerter ist des Menschen geistige Konstitution. Sie ging auf der Luft so leicht wie wir auf der Erde, wenn wir eine Anhöhe besteigen. Unmittelbar nach ihrem Ausgange aus dem Hause gesellten sich zwei freundliche Geister aus dem Geisterlande zu ihr und wädhren sie sich irdisch erkannt und mit einander vereint halten, hingen sie amuthig schief durch die ätherische Umgebung unseres Erdballs auf und gingen so natürlich und geschwisterlich miteinander, daß ich die Thatfache kaum für wirklich halten konnte. Ich verfolgte sie mit dem Blicke, bis sie mir die Entfernung entzogen, worauf ich in meinen äußeren und gewöhnlichen Zustand zurückfiel. O, welch ein Gegenstand! Statt des Kavaliers jenes Lebens und jugendlich entsalteten Geistes sahen ich und die um mich her nur den Ichlosen, kalten, verschmürzten Organismus der Raupen, welchen der frühliche Schmetterling so eben verlassen hatte. Der Tod ist nur die örtliche oder endliche Entwidlung einer Aufeinanderfolge von spezifischen Veränderungen im körperlichen Organismus des Menschen. Wie der Tod des Saamenkorns nöthig ist, zur Geburt oder Entwidlung der Pflanze, so ist der Tod des physischen Körpers des Menschen ein unabwehrbarer Verlust und Angeler seiner geistigen Geburt oder Wiederauferstehung. Wir sind unsterblich, weil die Natur dazu da ist, den menschlichen Körper zu entwideln und dieser die Bestimmung hat, den menschlichen Geist zu entwideln, endlich weil jeder Geist verschwindet von jedem andern oder jeder anderen Substanz entwidelt und organisiert ist, um seine Individualität durch ewige Erbhren zu behaupten."

Das ist der größte Heilscher des Spiritualismus mit seiner edelsten Leistung, so daß wir nun ungefähr wissen, wie weit sie es bisher gebracht haben. Es ist zu wohlfeil, einfach darüber zu lachen und zu spotten. Ein unendliches Jenenseits unseres bisherigen höchsten Wissens ist ja nach allen Seiten anerkannt. Und wer weiß denn, was jenseits dieser bisherigen Grenzen noch Alles entdeckt werden mag? Als Gegenwirkung wider den so lange herrschenden Materialismus findet dieser immer weiter und breiter blühende Uffstau des Spiritualismus seine Erklärung. H. Betz.

Frankreich.

Neue Ausgaben außrajösischer Werke.

Der Seneschal von Joinville.

Die Trostlosigkeit der französischen Zustände scheint in den Kreisen der Gelehrten den Wunsch und das Bedürfnis rege gemacht zu haben, sich mit ihren Arbeiten in eine ferne Vergangenheit zu fächten und längstverklungene Blüthetage französischer Literatur und französischer Geschichte wieder lebendig und zugänglich zu machen. Die Buchhandlung Firmin Didot in Paris kündigt ein Unternehmen an, welches die Herausgabe von Werken der französischen Literatur und Geschichte, entweder ganz oder theilweise, aus dem Mittelalter bis zur Renaissance-Zeit begreift.

Es werden erscheinen: Bille-Gardein, Commines, Guillaume de Tyr u. s. w. und es liegt uns bereits vor die Geschichte des heiligen Ludwig von seinem Seneschal Jean Sir de Joinville vor, die Herr Natalis de Wailly im Originaltext und mit einer Uebersetzung versehen neuerdings veröffentlicht hat.

Die in Rede stehende Arbeit ist nicht die erste, welche der gelehrte und fleißige Herausgeber über den Seneschal geliefert hat, wohl aber dürfen wir sie als die letzte betrachten, insofern, als jede neue Ausgabe gegen die frühere bedeutende Verbesserungen erfahren hat, diese aber in einer Vollkommenheit vorliegt, daß man in der That nicht mühte, wo hier noch eine bessere Hand angelegt werden sollte.

Es war durchaus nicht leicht, dem Text die so sehr wünschenswerthen Verbesserungen angedeihen zu lassen und die Lösung dieser Aufgabe ist dem gegenwärtigen Herausgeber nur durch die Anwendung eines höchst originellen Verfahrens möglich geworden. Bekanntlich ist das Original-Manuskript, in welchem der Seneschal die Geschichte seines Herrn niedergelegt hat, nicht mehr vorhanden und die älteste der vorhandenen Abschriften datirt aus dem Jahre 1350, entstand also ein halbes Jahrhundert nach Joinvilles Zeit. Bisher hatte man sich für das Studium und die Herausgabe Joinvilles stets dieses Manuskriptes bedient und spätere Abschriften, namentlich diejenige, welche im 16. Jahrhundert auf Befehl von Anna von Bourbon, Herzogin von Guise, angefertigt ward, wenig in Betracht gezogen. Man ging von dem Gedanken aus, ein Manuskript, das einer der Zeit Joinvilles noch so nahe Epoche angehört, müsse nicht nur den Gedanken, sondern auch den Stil und die Ausdrucksweise des Verfassers am treuesten wiedergeben und man habe sich deshalb lediglich darauf zu stützen und die andere als wenig werthvoll der Seite zu lassen. Herr de Wailly hat durch sein Verfahren in dieser Annahme liegenden Irrthum dargezogen.

Fünfhundert Jahre nach der Epoche des Sir de Joinville hatte sich die Sprache doch schon wesentlich verändert und verbessert, und sein Werk mußte, um besser verstanden und gewürdigt zu werden, zahlreiche Umgestaltungen erfahren, die jede für sich keine besondere Bedeutung hatten, im Ganzen aber doch große Entstellungen verursachten. Während aber die Kopisten des vierzehnten Jahrhunderts die Sprache des Originals noch verstanden und dieselbe, ohne den Sinn zu verändern, nur in Ausdrücken und Wendungen ihrer Zeit anzupassen bemüht waren, stiegen die des sechzehnten Jahrhunderts auf jeder Seite auf Stellen, die ihnen dunkel erschienen, so daß sie dieselben nur schlecht oder durch Umschreibungen zu interpretiren vermochten. Aber gerade der aus dieser mangelhaften Abschrift entstandene Widerspruch ist in der Hand des gelehrten und gelehrten neuen Herausgebers von unschätzbarem Nutzen geworden. Indem er die Abschriften des vierzehnten und die des sechzehnten Jahrhunderts mit einander verglich, ist es ihm gelungen, die Ausdrücke und den Stil des Verfassers wiederzufinden und das Manuskript in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen.

Einige Beispiele mögen erläutern, wie er dabei zu Werke gegangen ist und was er erzielt hat:

Zum Eingange des Manuskriptes aus dem vierzehnten Jahrhundert liest man die Worte: „à son bon Seigneur Looyz, Jehan, sire de Joinville, son seneschal de Champagne". Es kann man allerdings nichts Klareres und Einfacheres als diese Ausdrücke

*) Jean sire de Joinville, texte original accompagné d'une traduction par Natalis de Wailly, membre de l'Institut. Paris 1873. Firmin Didot

weise geben, welche fast ganz mit der gegenwärtigen französischen Sprache übereinstimmt, es ist jedoch sehr fraglich, daß Joinville so geschrieben habe. In der damaligen ganz vom Latein durchdrungenen Sprache ward das besthängelnde Kürwort, wenn es als Subjekt auftrat, nicht durch mon, ton, son angedrückt, sondern durch mes, tes, ses (meus, teus, suus) im Urtext wird es also wohl „ses senechaux“ geheißen haben. Diese Vermuthung wird zur Gewißheit durch eine Betrachtung der Kopie aus dem sechzehnten Jahrhundert, in welcher die Stelle lautet: „Jehan, sire de Joinville, des senechaux de Champagne“, was an und für sich gar keinen Sinn giebt, aber den Beweis liefert, daß der unvollkommene Kopist den Urtext vor Augen gehabt hat. Im Manuscript des vierzehnten Jahrhunderts heißt es ferner: „Devant lo roy servait le comte d'Artois, son frere“; wir dürfen mit Gewißheit annehmen, daß auch hier die eigentliche Lesart gewesen sei „ses freres“, was wiederum die alte Form für den Singularis gewesen ist. Der spätere Kopist hat es natürlich für einen Plural genommen und geschrieben: „Devant lo roy servait le comte d'Artois et ses freres“.

Auf diese Briefe dienen die späteren Kopisten dazu, viele Irrthümer der früheren berichtigt zu haben; der Herausgeber ist aber dabei nicht stehen geblieben, sondern hat sich noch nach andern Hilfsmitteln umgesehen und dieselben in den aus uns gekommenen Handschriften und Urkunden des Eire de Joinville und den darin gebrauchten Ausdrücken, wie in der Orthographie dieser Dokumente gefunden. „In Ermangelung des Originalmanuskriptes“, sagt der Herausgeber, „ist diese und glücklicherweise recht reichlich erhaltene Sammlung ein Ersatz, dessen Autorität auch die strengste Kritik nicht anzuzweifeln vermag. Hier hat sich Joinvilles Sprache rein bewahrt von allen Veränderungen, welche die Kopisten einer späteren Zeit und eines andern Landes hineintrugen konnten.“ Es blieb nun nur noch übrig, die Sprache des Geschichtsschreibers Ludwigs des Heiligen mit der des Verfassers jener Briefe und Urkunden in Uebereinstimmung zu bringen. Das hat Herr de Walzky gethan, und Dank ihm steht die Literatur heute einen viel treueren und genaueren Joinville als man ihn fünfzig Jahre nach dem Tode des Verfassers am Hofe Karls V. las. Durch die Bemühungen der Wissenschaft ist der wahre Text dieser bewundernswürdigen Arbeit fast in der Gestalt wiedergewonnen, wie sie der alte Seneschal von seinen Kopisten ins Reine schreiben ließ, nur sie dem Enkel des heiligen Königs, dessen Gefährte und Freund er gewesen war, zu überlassen.

Nicht zufrieden, in der beschriebenen Weise den Anforderungen der Gelehrten genügt zu haben, hat endlich der Herausgeber dem Bedürfnis des größeren Publikums Rechnung getragen und dem die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts so treu wiedergebenden Texte eine Uebersetzung im modernen Französisch hinzugefügt, in welcher er so viel wie möglich die Ausdrucksweise des Originals wiedergegeben hat. Die Uebersetzung giebt demzufolge nicht nur das Reizende und die Ueberraschung wieder, sondern man findet darin die Seele und das Leben Joinvilles, seine Einfachheit und seine Aufrichtigkeit, mit einem Worte, die Uebersetzung ist in ihrer Art ein eben solches Meisterwerk wie die Purifikation des Originals.

Zur besseren Erklärung des Geschichtswertes hat der Herausgeber endlich seinem Buche noch eine etwa hundert Druckseiten umfassende Abhandlung angehängt, in welcher er alle darin vorkommenden etwaigen Dunkelheiten erklärt. Er beipräft die königliche Gewalt zur damaligen Zeit, die Angriffe- und Vertheidigungsmassen, das Münzwesen, die feudalen Verhältnisse

u. s. w. Bemerkenswerth ist dabei auch ein Kapitel über Joinvilles Sprache, das als ein Wörterbuch des mittelalterlichen Jenseitlich dienen könnte und in welchem Herr de Walzky wiederum den Beweis führt, daß jenes kein barbarischer Jargon ohne Prinzip und ohne Gesetz gewesen sei, sondern eine Sprache, welche ihre festen Regeln besaß und wohl gegliedert, reich und biegsam war, in einer Weise, daß sie der modernen Sprache in mehr als einer Beziehung zum Muster dienen könnte. — n.

Lamartine's Briefwechsel.

Von Lamartine's Briefwechsel ist jüngst in Paris der dritte Band*) in rascher Folge nach den beiden ersten ausgegeben worden. Das Werk scheint in Frankreich eine sehr hohe Aufnahme zu finden, da sein Inhalt gar manche raube Enttäuschungen zu bereiten nur allzu sehr geeignet ist.

Man ist auch in Deutschland durch die Herausgabe von Briefen aus dem Nachlasse so manchen großen und allgemein verehrten Mannes zweifelt geworden, ob solche Veröffentlichungen nicht eher eine Lieblosigkeit und Verhöhnung gegen die großen Tethen als ein Dienst und Liebeswerk genannt werden müssen, die dem Andenken der Gelehrten damit beizuhelfen werden. Es ist nicht wahr, daß jede Aeußerung eines bedeutenden Menschen eine wichtige Ausdeutung seines Geistes sei, die für die Nachwelt aufbewahrt werden müsse. Nur die Früchte der Bäume werden eingesammelt und laben die Menschen, die Blätter aber bedecken den Boden, verfaulen sich mit dem Stämme, ein Spiel der Winde, eine Abgabe an die Erde. Gehört denn ein bedeutender Mensch sich selber gar nicht an, ist denn jede Aeußerung seines Lebens der Öffentlichkeit geweiht oder für die bestimmt? Sind nicht hunderte von Briefen, die heute in aller Welt Händen sich befinden, die Schmachthat und den billigen Spott herausfordern und nähren, von ihren Uebernachrichtern in der That und Ueberzeugung geschrieben, daß sie nur von demjenigen werden gelesen, für den sie bestimmt waren? Man darf diese Erwägungen nicht zu weit treiben und so weit annehmen, daß am Ende jede Veröffentlichung von Briefschaften nach dem Tode der Urheber dadurch als unberechtigt oder gar vollends sittlich verdammenswerth hingestellt wird, aber so viel steht fest, daß zu demjenigen Veröffentlichungen ehrenwerthe und arbeitsfähige Herausgeber vermuthen sind. So weiß der Bildungsgang eines großen Geistes durch seine brieflichen Aeußerungen kargelegt, Einsicht in sein Seelenleben und dadurch erfließen wird, daß die Welt gewissermaßen ein Recht daran, sie zu erforschen, alles Keuferliche und Unnütze muß schlechthin ausgeschlossen werden, denn entweder bringt es die Berehrung, die ein Volk für seine großen Geister empfindet, in falsche Bahnen, oder aber, was noch viel gefährlicher und verderblicher ist, zerstört es die Ideale, zu denen bis dahin das Volk ehrsüchtig emporgehaut hat, indem es sie verkleinert und herabzieht.

So wird auch Lamartine's Schöpfung im französischen Volk durch seine Briefe nicht gewinnen. Die Einsichtigen werden sich freilich den Genuß an den reinen und erhabenen Eingebungen des Dichters nicht rauben lassen, aber gemüthlich und getrübt wird dieser Genuß, wenn das wirkliche Bild des Dichters in seiner jämmerlichen Leidllichkeit störend dazwischentreitt, die schmerzliche und verflüchtende Menge greift aber vollends nach dem Hammer, ihren Götzen zu zerhauen.

K.

*) Correspondance de Lamartine, publiée par Mme. Valentine de Lamartine. Tome III. Paris, Hachette et Co.

Italien.

Unterricht und Volkserziehung in Italien.

In der vorjährigen Sitzung des Italienischen Wissenschaftlichen Kongresses, des Rektors jener jährlich wiederkehrenden Lehrerconferenzen, welche in Italien nicht minder als bei uns in den Zeiten der politischen Zersplitterung viel zur Belebung des nationalen Einheitsgedankens beigetragen haben, befaßte sich die philosophische Klasse neben wissenschaftlichen Problemen verschiedener Art vorzugsweise mit Fragen der Volkserziehung und des höheren Unterrichts. Sie beschloß, nachdem sie in corpore den Vorklesion in einer Anzahl von Elementarfragen beigegeben hatte, ein Dankrotum für die Gemeinbedachten von Rom wegen der Fortschritte, welche das Schulwesen der Metropole neuerdings gemacht hat. Sie billigte nach längerer Diskussion eine These, wonach die philosophische Propädeutik in den Lyceen, den italienischen Gymnasien, sich auch auf Lehren in der Logik und in der Psychologie erstrecken soll. Sie stimmte endlich einer Proposition über Vortheile der *Terza* Mamiani bei, welche ausspricht, daß es nach den bestehenden Verhältnissen der gegenwärtigen Zeitlage von der höchsten praktischen Bedeutung ist, den Sinn für Moral zu erhalten, zu lüthen und zu verstärken.

Der Bericht, welchem diese Mittheilung entlehnt wird, enthält über die Mittel, mit denen der Wissenschaftliche Kongreß diesen ausschreibbaren Satz in die Wirklichkeit zu übertragen gedachte, leider nur geringe Andeutungen. Wir vernahmen nur, daß von dem ehrwürdigen Mamiani, einer jener wahrhaft edlen Jheren der italienischen Nobilität, die man stets an der Spitze gesinnigster und vaterländischer Bestrebungen antreffe, der Vorschlag gemacht wurde, die Gesellschaft für philosophisch-literarische Studien in einen ausgedehnteren und für praktische Zwecke wirklicheren Verein umzuwandeln, der sich abzumitteln mit dem Studium der praktischen Beziehungen zwischen Moral und Religion zu beschäftigen und seine Ergebnisse für den Volkunterricht zu verwerthen haben würde. Wie dieser weitanschauenden und ziemlich unheimlich formulirten Aufgabe aber zu treten sei, ja ob der Vorschlag zur Bildung des von Mamiani beabsichtigten Vereins zur Annahme gelangt ist, darüber läßt uns der Bericht im Dunkeln.

Es ist das um so mehr zu bedauern, als die Nothwendigkeit, das Moralitätsgefühl des Volkes zu erhöhen, in Italien schon seit langer Zeit lebhaft empfunden wird. Längst haben genaue Kenner des italienischen Volksgesistes auf die Klafst hingewiesen, welche bei diesem Volke stärker als bei anderen zwischen der Sitlichkeit und dem Kircheneinsein besteht. Katholisch aus Gewohnheit, aus Bequemlichkeit, aus Familienverhältnissen, macht ein großer Theil der Gebildeten die von der Kirche vorgeschriebenen Cerimonien mit, ohne sich um den Inhalt ihrer Lehren weiter zu kümmern. Von den Ungelbildeten aber glauben Viele geradezu, daß die Religiosität ausschließlich in Beobachtung des kirchlichen Brauchs, in Fasten, Messen, Heiligenverehrung u. dgl. m. besteht, und sie würden ganz erstaunt sein, wenn man von ihnen verlangen wollte, sich auch sonst im Leben nach den Geboten des Christenthums zu richten. Der Brigue in den Abzügen oder im calabräischen Walzgebirge, der ausschließlich von Straßenraub und Brandstiftung lebt, hält sich für einen fremden Mann, weil er Freitags kein Fleisch isst, sein Schwärzen vor dem Bilde der Madonna brennen läßt und vor jedem Pflerkerde den Hut nicht.

Wenn ich diesen wichtigen Punkt berühre, so soll damit keineswegs in das wegwerfende Urtheil einzufallen werden, das man wohl mitunter über die Sitlichkeit der Italiäner überhaupt aussprechen hört. Solche Generalurtheile über ein ganzes, großes, fremdes Volk — wer vermag sie denn auch nur irgendwie zu begründen? Abenländische Völker, sagt der treffliche Geschichtschreiber der italienischen Renaissance, können einander mißhandeln, aber glücklicher Weise nicht richten. Soweit meine persönlichen Erfahrungen reichen, bestätigen sie überdies, im Gegentheile zu jenen Vorwürfen, die im Ganzen gänzlich Erlebnisse, zu denen ein anderer mit den italienischen Verhältnissen gründlich vertrauter deutscher Historiker bei der Betrachtung der sittlichen Zustände der Nation gelangt.^{*)} Aulenkbar aber bläst jene Veräußerlichung der Religion, ihr Mangel an Einflus auf das innere, sittliche Leben des Volkes eine Gefahr auch für die Moralität desselben in sich, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. In einem Lande, in welchem die Hierarchie noch immer einen überaus ansehnlichen Theil der Volkserziehung in der Hand behalten hat, unter einem Volke, dessen niedere Klassen im Staate und seinen Organen Jahrhunderte hindurch nur Objekte des Hasses und Verleumdung der Verdrängung zu erblicken gewohnt waren, ist es allerdings ein praktisches Problem ersten Ranges, wie Graf Mamiani sagt: *di conservare, correggere ed invigilare negli animi il senso morale.*

Die italienische Literatur ist sich der Wichtigkeit dieser nationalen Aufgabe im Ganzen und Großen wohlbewußt, sie fählt die Verpfichtung, an ihrer Lösung kräftig mitzuwirken. Die Zahl der pädagogischen und moralphilosophischen Schriften ist nicht gering, diejenige der eigentlichen Unterrichts- und Schulwerke ist begien. Es hat sich in Florenz ein eigener Verein zur Beschaffung guter Schulbücher gebildet, der vorzugsweise dem Primar-, im Weiteren aber auch dem Sekundar-Unterricht in seinen verschiedenen Formen — Normalchulen, Lyceen, Gymnasien, technische Schulen — geeignete Unterrichtsmittel zu verschaffen beabsichtigt. Diese Società Editrice Italiana di opere didattiche o di educazione, an deren Spitze der Senator Professor Atto Bannucci steht, und in deren Vorstande sich neben anderen Notabilitäten der italienischen Pädagogik, wie die Professoren Mitroli, del Beccare, Graf Vimercati, Zanetti, Mitglieder der Gemeindefortschrittsvereine von Florenz befinden, ist verständiger Weise nicht eine bloße Wohlthätigkeitsanstalt, sondern ein buchhändlerisches Unternehmen in Form einer Aktiengesellschaft, in deren Statut sich aber eine nicht unbedenkliche Klausel findet. Sie verheißt nämlich den Aktionären außer anderen Vorteilen auch „den Vorzug bei Veröffentlichung der etwa von ihnen verfaßten Bücher.“

Auch in der periodischen Presse ist die Pädagogik und das Unterrichtswesen ungemein zahlreich und rühmlich vertreten. Der von der thätigen Buchhandlung Gaetano Brigola in Mailand herausgegebene systematische Katalog der hauptsächlichsten italienischen Zeitschriften findet unter der Rubrik *Pedagogia* ed *Educazione* nicht weniger als 47 größtentheils wöchentlich erscheinende Periodicals auf, von denen das Bruchstück des Volksunterrichts in allen Gebieten der hebräischen Halbinsel kräftig in Angriff genommen wird. Wir finden unter ihnen allein sechs Educatori, darunter einen *del popolo*, einen *italiano* und einen sicherlich sehr nützlichen *siciliano*, welcher monatlich dreimal in Catania erscheint; ferner einen *nuovo educatore* aus Mantua, einen *istituto* aus Turin und einen *nuovo istitutore* aus Salerno, eine *istruzione* aus zwei

*) Vergl. S. Reuchlin, Geschichte Italiens IV. 563 ff.

educazioni, von denen die eine in Siena als Organ des Laubstummenerunterrichts erscheint. Andere Blätter illustriren diese abstrakten Beziehungen durch die Namen berühmter italienischer und ausländischer Pädagogen: da ist ein Vitorino da Feltri, der alle zwei Monate in Mantua herankommt, eine Scuola Pico, die seit 1870 wöchentlich einmal in Mirandola das Licht der Welt erblickt, und eine Mailänder Monatschrift unter dem vielversprechenden Titel Enrico Pestalozzi o l'educazione nuova.

Ueberaus eifrig angebaut wird auch das Gebiet der Jugendchriften. Wie unter den periodischen Erscheinungen sich nicht wenige ausschließlich diesem Felde zuwenden, als amico del fanciullo, amico dello scolare, als giardino dell'adolescenza: so bringt jedes bibliographische Verzeichniß der italienischen Novitäten eine Masse von Schriften zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend, die sich meistens durch Preise von einer bis zu ander unerbörten Wohlfeilheit auszeichnen. Unter ihnen ist jener Zweig der Literatur, den man in Italien nach dem bekannten englischen Volksbuche von Smiles selbstista zu nennen sich gewöhnt hat, ziemlich ergiebig vertreten. Als eine der neuesten Publikationen dieser Art möge hier nur die Schrift von G. Decastro, la morale dell'operaio, desunta dalla vita e dai pensieri di Beniamino Franklin erwähnt werden, die sich als Lese- und Prämienbuch für Volksschulen bezeichnet, bei Padova in Turin erschienen ist und 90 Centesimi, also kaum sieben Silbergroschen kostet. Uebrigens ist man bemüht, sich auch in dieser Hinsicht die Ergebnisse der ausländischen Literaturen möglichst anzueignen. Derselbe Verlagsband zeigt eine Uebersetzung von Heinrich Hoffmanns Goldmacherdorf von G. Monasteri in zweiter Auflage an (Preis 75 Cent.); ja unser alter Lehrner Gustav Rietz erlebte in dem bei Legros in Mailand erscheinenden tesoro della gioventù eine Wiederauferstehung im italienischen Gewande.

Diesem üblichen nach allen Richtungen sich regenden Streben zur Hebung der Volksmoral und des Volkselementes steht nun die katholische Kirche in Italien als eine geschlossene Macht abgefordert, jedoch keineswegs unthätig gegenüber. Sie weiß sehr wohl, daß es sich bei dem Kampfe um die Schule um die Grundlagen ihrer Herrschaft handelt, und sie läßt deshalb kein Mittel unversucht, um ihren noch immer großen Einfluß auf das Unterrichtswesen zu erhalten, sowie um die durch die Geseßgebung des Staates verloren gegangenen Vorrechte vermittelst der freien Konkurrenz wiederzugewinnen. Auch heute noch stehen der Hierarchie in Italien ausgedehnte Mittel zu Gebote. Sie besitzt an liegenden und fahrender Habe, an Vermächtnissen und Stiftungen aller Art, sowie in der Dotation, die der Staat ihren Würdenträgern gewährt, noch immer ein höchst beträchtliches Vermögen; sie gebietet über eine Armee von Weltgeistlichen und — trotz der Aufhebung der Klöster — über zahlreiche Ordensbrüder und Schwestern; sie unterhält in den Prälaten, Äbboten, Ordensgeneralen, Bischöfen und Kardinälen, die sich in großer Zahl am Siege der Kurie zu betheiligen, einen gewandten und geschäftsfähigen Generalsstab für die Leitung ihrer geistlichen Geseßgebung. Obgleich auf diese wichtigen Hülfsmittel, gestützt durch die im Garantiegesetz gewährleistete Unverletzlichkeit seiner Person, führt der „Oberhangene im Vatikan“ ganz offenen Krieg gegen die Maßregeln, welche von der italienischen Staatsregierung zur Förderung des Volkselementes ergriffen werden. Eine weberorganisirte Presse, die theils direkt von der Kurie geleitet, theils von ihr inspirirt wird, tritt mit den bekannten Argumenten für die absolute Freiheit der Kirche auf dem Gebiete des Unterrichts ein. Obgleich weiß sie sich an alle Klassen der Bevölkerung zu wenden: während sie hier mit den Ueberresten der

altprämonstratensischen konservativen Partei gemeinsame Sache macht, dort die Ränke der erlittenen Donasisten und ihres Anhangs anstößt, sucht sie sich unter der Maske des Demagogie bei den niederen Klassen Eingang zu verschaffen, die Unzufriedenheit des kleinen Landmanns, des Pächters, des Seldens- und Weinbauers in Toosana und der Lombardie zu schüren. Dem Einen werden der Steuerdruck, die Papiersaluta und der Konfiskationismus des neuen Königreichs, dem Andern die Sterblichkeit unter dem Selbsterwürgen und die Traubenkrankheit als Strafen des Himmels für die kirchenräuberischen Gewaltthaten der Negleria, für die Uebergriffe des Staates in das geistliche Gebiet ja Gemüthe geführt. Tausend Mittel werden ausgetobt, um den Einzelnen, die Gemeinden zum Widerstande gegen die staatliche Schulerordnung aufzustacheln; mit dem ganzen Kräfteapparat geistlicher Ueberredung, Ueberlistung und Einschüchterung wird von den Besuchen der staatlich organisirten Unterrichtsanstalten zurückgehalten und für die geistlichen Seminaristen gewonnen.

Und die Regierung? Trotz mancher Schwankungen, trotz der Unsicherheiten, welche die im Kultusministerium getauete permanent gewordene Ministerriele notwendig mit sich bringt, hält das Governo den Feindschaften der Kurie gegenüber in Wesentlichen noch innerlich fest an dem Satze fest, in welchem der Begründer der italienischen Einheit seine gewaltige Aufassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche niedergelegt hat, und der jetzt das Monument Camillo Cavour's in Turin schmückt: Chiesa libera in libero stato. Aber überdies nicht in Geiste Cavour's ist es, statt der organischen Geseßgebung, nach welcher dieser Satz, wenn er mehr sein soll als eine flüchtige Skizze, in die Wirklichkeit übergeführt werden muß, sich mit tauchauskunftsmitteln der administrativen Praxis zu begnügen, die Schäden der Systemlosigkeit durch offizielle Schönfärberei zu verdecken und sich den Erfolgen der sterilen Kalkulation gegenüber mit einem philosophischen *laissez faire* zu trösten. Nur dann wird der Kirche die ihr von Cavour zugewiesene Stellung im Staate ohne Gefährdung und Unterdrückung des letzteren belassen werden können, wenn Italien für die Leitung des Unterrichtswesens einen Staatsmann zu finden vermag, der die mit länger aufschreibbare Grenzregulirung zwischen Kirche und Staat auf diesem Gebiete ohne Scheu vor den wie immer großen Schwierigkeiten energisch und nachsichtig in die Hand nimmt und durchführt.

P. D. Fischer.

Rußland.

Die Sammlung der Russika.

Schon bei Gelegenheit der Besprechung verschiedener Schriften, welche zur Feier des 200jährigen Geburtsfestes Peters des Großen erschienen, wurde (in Nr. 40, 42. Jahrgang) erwähnt, daß sich in der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg ein Saal befindet, in welchem alle Schriften gesammelt und aufgestellt sind, die in fremden Sprachen über Rußland erschienen oder zugänglich geworden, und zwar in einer Vollständigkeit, die nirgend anders auch nur annähernd erreicht und verstanden ist. Einen kleinen Theil dieser merkwürdigen Sammlung, die gelehrten und Regierungsgeschichte Peters des Großen umfassend, gab Musiloff 1872 unter dem Titel: „Piero lo grand czar e l'Impero d'oriente“ als Festgeschenk für die Jubelfeier heraus, und zwar in der Form eines Catalogue raisonné. Derselbe échantillon ist 1874

der Katalog der ganzen Sammlung gefolgt; eine der verdienstlichsten bibliographischen Arbeiten, welche die Bücher-Wissenschaft zu registriren hat, und zugleich eines der interessantesten Kompendien überhaupt. Hin und wieder hat man in Berichten über den Besuch der Petersburger öffentlichen Bibliothek von Fremden über diesen Katalog etwas gelesen, aber nicht mehr als über die Mittheilung der Eigenthümer, die mittelalterliche Büchererei oder die Schatz-Kammern. In einem Studium der Bibliothek kommt es bei vergleichenden Fremdenbesuchen selten; an der Hand eines solchen Leses aber, wie es der jetzt erschienene Katalog der Russica in ihrem zwei ponderösen Bänden, mit zusammen 1616 Seiten ist, wie es zu einem hohen wissenschaftlichen Genuß. Referent hat bei einer früheren Anwesenheit in Petersburg, mit dem Baron (jetzt Baron) von Korff, diesen Saal mit besonderem Interesse durchsucht und auch bei späteren Anwesenheiten nie verläßt, sich eingehend an dieser originellen Idee und ihrer nahezu vollkommenen Ausführung zu erfreuen. Ihm ist daher dieser Katalog nicht allein eine besonders willkommene Gabe, sondern auch eine Mahnung, die Existenz dieser merkwürdigen Sammlung in weiteren Kreisen bekannt zu machen, als sie es jetzt ist.

Baron v. Korff theilte mir damals mit, daß er schon vor seiner Ernennung zu dem Posten eines Direktors der kaiserlichen Bibliothek, sich mit dem Gedanken getragen, eine solche Sammlung aller im Ausland erschienenen Schriften über Rußland müsse ein höchst werthvolles Material nach den verschiedensten Richtungen zusammenbringen können, denn theils wurde im Auslande, namentlich im 18. Jahrhundert, mehr über Rußland geschrieben und gedruckt als in Rußland selbst, theils waren die Kritiker in ihren Mittheilungen und Urtheilen dort freier und unabhängiger, als unter der, bis zum Regierungsantritt Kaiser Alexander II. nichts weniger als freisinnigen russischen Censur. Kaum war 1849 Baron v. Korff ernannt, als auch sofort fand an die Ausführung dieser Idee gelegt wurde. Zunächst wurde das Betreffende aus allen Abtheilungen der Bibliothek sammelgestellt und in sich nach Fächern und Disziplinen geordnet. Schon dieser Erfolg war lohnend, zeigte aber auch erst, nach wem Alles fehle, und welche jahrelange Mühe es kosten werde, um etwas so Vollständiges zu erreichen, wie der Reorganisations des Instituts es wünschte, und frischen Muthes das Gelingen versprach. Um das verlässliche Fundament für die nun beginnende Thätigkeit zu legen, wurden alle vorhandenen und zuzugänglichen Kataloge großer Büchersammlungen, Bücherkataloge und antiquarischen Vorräthe in Europa durchgesehen und das Fehlende in einem Descriptoren-Katalog unter dem Titel: „Matériaux zum Versuch eines Catalogs sämtlicher über Rußland in fremden Sprachen erschienenen Werke“ notirt. Diese Arbeit wurde schon 1851 fertig und diente nun zur Grundlage für die wohl überlegte und streng geordnete Thätigkeit. Die eigentliche Schwierigkeit für die Sammlung der Russica lag nun zunächst darin, daß sie nichts Selbstständiges und Unabhängiges sein sollte, sondern immer nur als ein Theil des großen Ganzen gedacht und behandelt werden mußte, — daß es fast unmöglich war, irgend eine Gränze oder Beschränkung für die Russica festzusetzen, da die Zeit selbst immer Neues gebär und noch andere Unterabtheilungen nöthig machte. Es hat sich denn auch in der Praxis herausgestellt, daß manches Buch und zwar in allen seinen zu erreichenden Ansagen, doch irgend einer andern Abtheilung der Allgemeinen Bibliothek einverleibt werden mußte, wie denn überhaupt die Praxis bedeutende Veränderungen in den ursprünglichen, sehr begreiflich nur theoretischen Aufstellungen veranlaßt hat. Das Material fluthete übrigens gleich nach den ersten Ankäufen in

so großer Menge heran, daß sich eine prinzipielle Schematisirung kaum schafften ließ und stets neue Unterabtheilungen sich gestalteten, wie Aehnliches ja jeder Bücherfreund bei Aufstellung der eigenen Bibliothek erfahren haben wird. „Un vero est um aut, qui no chagoo jamas!“ Wenig jedem Bibliophilen aus dem Herzen gesprochen! Gleich wenig ändert sich aber auch der Anspruch an das leichte, fast mechanische Auffinden eines Buches. Nicht die augenblickliche Freude am Sammeln, sondern der stete Hinblick auf den künftigen Nutzen mußte bei der Bestimmung der Russica maßgebend sein und ist es gewesen, denn der von Anfang an sorgfältig geführte Katalog war gleich im ersten Plan zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmt, wie er jetzt in ganzer Vollständigkeit vorliegt. Als einen ersten Versuch dazu kann man die im Jahre 1860 herausgegebenen „Fenilles d'épreuve du catalogue des Russica“ bezeichnen, welche schon damals einen Überblick über das bis dahin Geleistete gewäherten, aber freilich durch das jetzt Vollenste weit in den Schatten gestellt werden. Doch dienten sie dem Buchhandel und Antiquariat, man darf wohl sagen in ganz Europa, zu einem Anhaltspunkt, das noch Fehlende hinzuzufügen, und so strömte denn in Folge ihrer Veröffentlichung abermals eine, ohne den jetzigen vollständigen Katalog, fast unglaubliche Menge von Werken zusammen, welche die Sammlung neben ihrer Nützlichkeit auch zu einem Kuriosum, jedenfalls aber zu einem Unikum machen, denn es gehören eben kaiserliche Mittel und so mannigfaltige Bewilligungen dazu, um eine solche Vollständigkeit einer, doch immer nur Spezialität, zu erreichen. Vergessen wir aber über diese Mittel, welche allerdings in erster Linie genannt werden müssen, nicht den Eifer und die Geschicklichkeit der Männer, welche unter Anleitung v. Korffs mit der Herbeischaffung, dem Ankauf, der Korrespondenz für diese Russica beauftragt waren, denn ohne diesen nun schon über 25 Jahre fortgesetzten Eifer und ohne diese Begeisterung Beschäftigter für die Aufgabe, hätten solche Resultate doch nicht erreicht werden können!

Man geht in solchen Dingen in Rußland mit einer besondern Geschicklichkeit vor, welche freilich auch wieder in den überaus reichlich bewilligten Mitteln ihre Förderung findet. Ist dies unbedingt anzuerkennen — und wir werden einen schlagenden Beweis dafür vorbringen — so muß man auch sagen, daß neue Schöpfungen dieser Art — Museen, Sammlungen, Kabinette — sich in Rußland alle Erfahrungen dienstbar machen können, die in den Kulturstaaten West-Europas nach diesen Richtungen hin gemacht worden sind. So finden dergleichen Schöpfungen in Rußland gleich eine ganz andere Basis, auf welcher sehr viel leichter fortgebaut werden kann, als es sonst möglich sein würde. Als Kaiser Nikolaus I. auf die Idee kam, eine Geschichte der russischen Armee schreiben zu lassen, fing man damit an, Schriftsteller und Beamte in alle Hauptstädte Europas zu schicken und offiziell die Erlaubniß zur Benutzung der Archive zu erwirken, in denen die Beauftragten sich die diplomatische Korrespondenz der Gesandten, welche aus Rußland an ihre resp. Höfe berichtet hatten, die sekretären Rapporte von Ministern bei Beginn eines Krieges u. s. w. vorlegen ließen, und hier ein ungleich reicheres Material fanden, als in Rußland selbst. So gestaltete sich eine vortreffliche Arbeit, wie sie noch jetzt keine andere Armee besitzt. Ein ähnliches bibliographisches Reich spannte Baron v. Korff über Europa aus, seine Agenten und Kommissaire wurden auf bezahlt und wendeten einen überraschenden Fleiß an, dessen Resultate nun vorliegen.

Eine absolute Vollständigkeit ist auch von dieser Sammlung nicht zu verlangen und für die Zeit vor 1850 auch nicht zu er-

warten; von da an mag allerdings Vollständigkeit erreicht worden sein, wenn auch naturgemäß so manche Ercheinere überhaupst schon mit dem ersten Tage des Auftauchens verschwindet, wie *Carmina*, Huldigungen und dergleichen. Wie aber schon die alten Steinmetzen in ihren Baukäten lehrten, es dürfe ein Menschenwerth, auch das in sich vollkommenste, nicht vollkommen sein, denn auch in Gottes Schöpfung sei nichts vollkommen, gäbe es nicht zwei Dinge von vollkommen gleicher Gestalt, und müsse als Symbol dieser vom Allmächtigen gewollten Unvollkommenheit und Verschiedenheit, selbst das Meisterstück menschlicher Kunst, die gothische Kathedrale, nicht vollkommen sein: irgend etwas müsse fehlen; nicht zwei Säulen-Capitelle dürften vollständig gleich geformt werden, um diese Idee zur Anschauung zu bringen und einen Wunsch, eine Sehnsucht dem Menschen übrig zu lassen. Von diesem Gedanken mußten auch der Schöpfer dieser Russen und seine Gehülfen durchdrungen sein, schon als sie ihr Werk begannen, und gewiß findet Mancher Ecken. Auch der Referent findet einige seiner — allerdings nur ephemeren — Arbeiten nicht verzeihlich. Das sind aber Kleinigkeiten, welche das Verdienstliche dieser merkwürdigen Sammlung in keiner Weise abschwächen.

Allerdings ist es leider kein „Catalogue raisonné“, wie ihn Müntz in seinem „*Piero le grand*“ von einem Theile dieser Russica gegeben, sondern es ist eben nur ein einfacher alphabetischer Katalog nach dem Namen der Verfasser, deren Initialen oder nach dem ersten Worte des Titels geordnet, also eigentlich mehr für den praktischen Gebrauch der Bibliothekare und Custoden, als für den Studirenden berechnet. Daß für den Haupttheil des Kataloges eine Ordnung nach Materien und Disziplinen zu dem allgemeinen Gebrauche wünschenswerth gewesen sein würde, beweist eben jene partielle Arbeit Müntz's, die in der That nichts zu wünschens übrig läßt. Auch das lebhafteste Interesse erlirbt schon bei Durchsicht der ersten Seiten an der so durchaus heterogenen Reihenfolge z. B., was Alles unter dem Namen Bergmann zusammengestellt ist, was ein Ambrosius, ein Benjamin, ein Christoff, ein Daniel, Gustav u. s. w., Bergmann für Geschichten, Reisen, an Geschichten, Dissertationen u. s. w. geschrieben, und gewiß besser unter Geschichte, Reisen, Zweck des Gedichts, Object der Dissertation zusammengestellt worden wäre. Das Verwerth giebt allerdings mancherlei Aufschlüsse über die Schwierigkeiten, welche bei diesem Kataloge zu besetzen waren. Da Alles in Russland selbst Ersehene ausgeschlossen bleiben sollte, so fragte es sich z. B.: gehört die ganze Literatur der deutschen Offizierprologien, Hinlands, Polens, seit diese Länder dem russischen Imperium unterworfen sind, in die Russica oder in die *langues étrangères*? Wie ist es mit Litauen, Lapland, Armenien, von welchen Ländern Theile aus anderen Staaten gehören? Sind die slavischen Völkerstämme Poljenns, Kroatens u. s. w. auszuschließen? Sind Uebersetzungen russischer Werke in fremde Sprachen unter die Russica aufzunehmen? Wie ist es mit Zeitungen, Kalendern, Gedichten in fremden Sprachen, welche in Russland selbst erschienen? Soll die ganze Kriegsgeschichte der Jahre 1813—15, also eines außerhalb Russlands geführten Krieges mitgezählt werden? Ebenso mit den im Orient geführten Kriegen; Staatstraktate, Friedensschlüsse, Schulprogramme boten für ihre Eintragung Schwierigkeiten genug, deren Beilegung, sowie die Lösung der angedeuteten Fragen eben in diesem Kataloge vorliegt. Selbst Heilich Schweidens mußte nach Grundlügen geordnet werden. Der Name Puschkin ist z. B., da der Titel und die Vorrede des Katalogs französisch sind, unter Pouchkine zu suchen und die deutschen Autoren Maier, Mayer, Meier, sind in den Collectionnamen Meyer zusammengestellt, was

denn freilich einige dreißig Meyer ergiebt, die irgend etwas über Russland geschrieben haben.

Da dem Kataloge außer einem Nachtrage von 314 Nummern, auch eine Table méthodique beigelegt ist, in welcher die Bücher nach den Materien und Disziplinen kurz zusammengefaßt und nachgewiesen sind, so liegt darin die Anerkennung des von uns ausgesprochenen Wunsches, das mächtige Hülfswort in seinen Haupttheile ebenfalls nach diesem System gestaltet zu sehen, was hätte eine Table alphabétique der Autoren, als Anhang, bessere Dienste gethan, als diese Table méthodique. Wir beiderlei und aber mit einem Wunsche und wollen nicht kritisiren, da wir die Gründe der Verfasser für das besagte Arrangement nicht kennen.

So wie er ist, genügt dieser Katalog aber ein angenehmes belehrendes Bild der ganzen Entwicklung gegenwärtiger und früherer Bedeutung Russlands, welches mehr sagt und erklärt, als irgend ein, selbst das ausführlichste und gewissenhafteste Werk über diese merkwürdige und in der neuesten Zeit in rapider Weise immer merkwürdiger werdende Land! Nirgend übersehen man in solch Vollständigkeit das Hohen, Streben und Ringen, das mannichfache Mißgelingen und Bergreifen, aber auch das Gelingen und Erreichen einer ganzen Razen, eines Heilthetigen Reiches, als in diesem Katalog der Russica, und immer kommt man wieder auf den Dank zurück, den man dem Schöpfer dieser Sammlung, dem Gründer des Saales der Russica, dem Grafen Rodik des Kers für schuldig ist. Daß dieser Dank auch dem Kaiser Alexander II. gezüht und bezeugt wurde, beweist der kaiserliche Befehl, durch welchen schon im Jahre 1861 demjenigen Saale der großen öffentlichen Bibliothek in Petersburg, in welchen der Haupttheil der Russica aufgestellt ist, auf ewige Zeit der Name „Saal des Varen von Kers“ gegeben werden soll. So haben wir ihn erst kürzlich wieder gesehen und würden zum Schluß an einen Artikel des beliebten „*Meber Land und Meer*“ (Nr. 48, 1873) erinnern, in welchem eine Biographie des verdienten Mannes mit einem vortheilhaften Bildnisse desselben erschienen ist. Könt haben wichtigere Staatsämter und höhere Würden ihn von seiner Thätigkeit für die kaiserliche Bibliothek entbunden, aber eben dem stehenden Monument jenes Saales, der seinen Namen führt, sind diese zwei Bände von nun an ein wunderbares Monument für eine glückliche Idee, ihre mühevollen Ausföhrung, langjährige geistige Thätigkeit und ehtliche Arbeit seiner Gehülfen.

L. Sch.

Kleine literarische Revue.

— Die Anfänge der Lebensweisheit, von Dr. F. J. von Harten. *) Dem in Cannes, Frankreich, lebenden Verfasser, von welchem bereits einige philosophische Schriften bestehen, kam der Voratz, dies neue Buch zu schreiben, durch die Lectüre des „Fürsten“ von Machiavelli. Wie der Italiäner Lebensregeln für den Staatsmann gegeben, so wollte Harten Verhaltensmaßregeln für den Privatmann im täglichen Leben aufstellen. Wir haben von dem Buche keinen besonders günstigen Eindruck empfangen. Schon daß der Verf. dasselbe auf die Grundlage des „Fürsten“ gestellt hat, erregt Bedenken. Die moralische Beurtheilung des „Fürsten“ ist längst zurückgezogen, und mit Recht. Die Erstgung des Staates erfordert es, Machiavellischen Grundsätzen nachzuleben, und alle moderne Gesetzgebung ist nicht

*) Leipzig, Theodor Thomas. 1874.

Grundzüge voll. Aber es ist ein Irrthum des Verf., zu meinen, für den gegenseitigen Verkehr der Individuen müsse man diejenigen Maximen empfehlen. Sie gelten thatsächlich schon viel zu sehr. Dieser Grundirrtum des Verf. bringt seine ganze Lehre ins Schwanken. Denn der das Ganze durchziehende Gedanke, als Lebensweisheit gelte in dem Glücke, Anderen überlegen zu sein, mit allen Mitteln Macht über Andere zu gewinnen, kann nur dem reinen ethischen Gesetze, welches das eigene Glück in dem Glücke der Mitmenschen zu suchen lehrt, nicht bestehen, mit welchen Einschränkungen, z. B. auf das geistige Gebiet, der Gedanke von dem Verf. auch umgeben wird. Von allen sonstigen Konsequenzen einer solchen Glückseligkeit abgesehen, wird nach ihr das Verhältnis von Menschen, welche auf sich angewiesen sind, auf den bloßen Schein gestellt, während das Streben des Menschenfreundes dahin gehen sollte, die Macht der Wahrheit immer fester zu begründen, immer weiter auszubreiten. Zugabe, daß mancher Ausspruch darauf schließen läßt, der Verf. wolle seine Rathschläge nur im guten und edlen Sinne angewendet wissen. Doch läßt die Schrift gar zu sehr die Erinnerung an das zu, was wir für immer aus Deutschland verbannt zu haben glauben. Wenn sie vom Verf. mit Empörung der deutschen Jugend gewidmet ist, so rufen wir dagegen: deutsche Jugend, hüte deine Ideale!

G. H.

— **Eduard v. Hartmann über Romeo und Julia.** Wir find der Verlagshandlung von J. F. Hartmann in Leipzig zu Dank für den Abdruck des Essays über Romeo und Julia verpflichtet, welchen Hartmann zuerst in *Doktor Blumenthals' Deutscher Fächerbalken* veröffentlichte. Der Aufsatz führt — für uns überzeugend — mit klaren, verständlichen Worten den Beweis, daß eine vielverbreitete Auffassung, in dem Schafepereichen Trauerspiel eine dramatische Verkörperung unseres heutigen Ideals der Liebe zu sehen, bei einer eingehenden Betrachtung des Stücks zu verwerfen ist. Wir müßten den Auseinandersetzungen und den Schlüssen Hartmanns vollkommen beistimmen, welche sich dahin resumiren: die Kriaken zu Shakespeare für unser Züchten unromantischer Darstellung der Liebe liegen theils in dem bedenklichen Ten, der den Verkehr der Geschlechter in England seiner Zeit beherrschte, theils in der Beschränktheit der Quelle, welche ihren nationalen italienischen Charakter in keinem Punkte verliert. Wir sind einerseits in unserer Auffassung der Liebe über die Zeit Shakespeares hinausgeschritten und haben unsere Gefühlswelt verfeinert und vertieft; andererseits sind wir nicht Romanen, sondern Germanen, nicht Italiener, sondern Deutsche, und haben als solche ein wesentlich anderes Ideal der Liebe, ein anderes Ideal des Mannes und ein anderes des Weibes. Romeo und Julia entsprechen ziemlich wohl den romantischen Idealen, aber sie kontrastiren auf das Schreckliche mit den deutschen. Die erste Seite dieser Thatfache wird für unser kosmopolitisches Interesse genügen, um das Stück aus seiner dramatischen Mängel und trotz der Fremdartigkeit seines Inhalts mit um so ungetrübterem Genuße hies zu lesen und mit anzusehen, je deutlicher wir uns ein für allemal den Widerspruch der dargestellten Empfindungen mit den unsrigen zum Bewußtsein gebracht haben, und je weniger wir deshalb an dieser einmal klar begriffenen Fremdartigkeit noch Anstoß zu nehmen geneigt sind. Wenn sich aber Shakespeare mit der Darstellung einer niedrigeren Entwicklungsstufe der See der Liebe begnügt, wie dieselbe sich in einem ihm fremden Nationalcharakter entfaltet hatte, so kann der Grund dafür nur in einem bestimmten Mangel seiner Veranlagung gesucht werden, in

einem mangelnden Verhältniß für das Verhalten einer Weiblichkeit und Jungfräulichkeit bei dem Reinen, Wahren und Blühenden der Geschlechtstheile. Er hat uns die schönsten Bilder zartfühlender Weiblichkeit in den verschiedensten Lebensbeziehungen zu zeichnen gewußt; nur die Art, wie das edle Weib dazu gelangt, sich dem Manne hinzugeben, hat er nicht nach unserem Geschmack zur Erscheinung zu bringen vermocht. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, den gerade in diesem Punkte so weit vorgeschrittenen Leistungen unserer Dichter gegenüber diese schwächere Seite des Briten energisch zu betonen, um welcher alten Verirrungen begreiflich werden, wie die abscheuliche Verheirathung Richard III., die uns wie ein dem ganzen weiblichen Geschlecht ins Angesicht geschleudertes bitterer Hohn vorleuchtet.

Sprechsaal.

Rußland besaß am 1. Januar 1871 Staats-, Eisenbahn-, Privat- und Anglo-Indische Telegraphenlinien in einer Länge von 50,705½ Werst mit einer Drahtlänge von 109,322½, und mit 696 Stationen; am 1. Januar 1872 hatte sich die Linienlänge um 9143 Werst, Drahtlänge um 19,213½ und Stationen um 350 vergrößert; besonders war die Sibirische Telegraphenlinie bis zum Ubergange des östlichen Sibiriens vorgeschoben. Das Telegraphenpersonal, das am 1. Januar 1871: 4135 Personen (darunter 344 Frauen) zählte, bestand am 1. Januar 1872 aus 4652 Personen (darunter 337 Frauen), war demnach um 517 Personen (43 Frauen) gewachsen. Der telegraphische Verkehr hatte sich am meisten gesteigert zwischen Rußland und Deutschland (um 4050 Depeschen), dann mit Oesterreich-Ungarn (um 3732 Dep.), mit Großbritannien (um 2797 Dep.) und mit Italien (um 2178 Dep.); am meisten erwirbt dagegen zwischen Rußland und Frankreich (um 5661 Dep.) und der Türkei (um 304 Dep.). Verfolgt man die Handelsbewegung Rußlands mit den hier angrenzenden Staaten, so zeigt sich eine große Uebereinstimmung des telegraphischen Verkehrs und des steigenden oder fallenden Handelsverkehrs zwischen Rußland und diesen Staaten. Auf den Verkehr mit Frankreich ist wohl der deutsch-französische Krieg, der auch den Handel zwischen Rußland und dem genannten Lande so vermindert hat, nicht ohne Einfluß geblieben; auch kommt hier die Abhängigkeit Genuß und Verzehrens von Frankreich in Betracht.

Den zahlreichen Freunden, welche die schöne Sprache Italiens in den gebildeten Kreisen der deutschen Hauptstadt beifolgt, wird durch das Auftreten des Eignen Ernst Kossel und seiner Schauspielergesellschaft auf der Bühne des Vittoria-Theaters die Gelegenheit zu seltenem Genuß dargeboten. Hier haben die werthen Gäste aus dem Süden sich dem Berliner Publikum vorzugsweise in den uns heimischen Gestalten des großen Briten vorgestellt: Othello, Amleto haben auch in dieser fremden Tracht lebhafteste Theilnahme zu erregen vermocht und den hohen Ruf befestigt, welcher dem Darsteller der Titelrollen über die Alpen vorangegangen war. Wir haben die Freude, in Ernesto Kossel den ersten dramatischen Künstler der heutigen italienischen Bühne und einen der bedeutendsten Schauspieler der Gegenwart in Berlin zu begrüßen, und wir richten die Bitte an ihn, uns wo möglich auch einige der trefflichen Sitten- und Charaktergemälde vorzuführen, die den Glanzpunkt der italienischen Komödie bilden.

*) Im Detail weitergegeben: „Kaffische Revue“ II, 1.

Verlag von Carl Meyer in Hannover.

Sobald vollständig erschienen:

Johann Georg Hamanns Schriften und Briefe in vier Bänden. In kräftigerer Verknüpfung im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von Moritz Petri (Verfasser der geistlichen und culturgeschichtlichen Lebensbilder). Preis für den Band von 30—36 Bogen 1 Thlr. 15 Sgr. Preis für das vollständige Werk in 4 Bänden 6 Thlr.

Es ist allgemein bekannt, daß Johann Georg Hamann zu den bedeutendsten Männern gehört, welche im vorigen Jahrhundert in Deutschland und überhaupt gelebt haben. Eine angemessene Idee und Fülle von Gedanken, ein lebendiger Odem vollständiger Wahrheit und eine nie alternde Fülle durchdringt alle seine Schriften. Sie sind Zeugnisse vom Leben und darum unvergängliche. (106)

In **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft) in Jena erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte der Philosophie der Renaissance

von
Dr. Fritz Schultze.

Erster Band.

Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen.

Preis 2 Thlr.

Die ausgezeichneten Werke Zellers, Prantls, Erdmann's, Knoo Fischer's behandeln die Geschichte der Philosophie der Griechen, des Mittelalters, der neuen und neuesten Zeit. Aber jene interessante Periode des Überganges aus dem Mittelalter in die neuere Zeit ist bisher einer eingehenden Behandlung von Seiten der Geschichtsschreiber der Philosophie noch nicht unterworfen worden. Diese Lücke in der philosophischgeschichtlichen Literatur versucht das vorliegende Werk auszufüllen. Der erste Band behandelt den Mann, der für die Erweckung der Renaissancephilosophie von größter Bedeutung geworden ist, G. G. Plethon. Die folgenden Bände werden die florentinische Akademie, die Aristoteliker in Padua u. s. w. behandeln. (107)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

H. Steinthal: Abriss der Sprachwissenschaft.

Erster Theil:

Die Sprache im Allgemeinen.

1871. gr. 8. geb. 2 Thlr. 20 Sgr. (108)

Der Gegenstand des vorliegenden ersten Bandes ist die Sprache als allgemeine Function des geistigen Lebens der Menschheit. Er erscheint in demselben ein früheres Werk des Verfassers: Grammatik, Logik und Psychologie wesentlich umgearbeitet. Der Verfasser berücksichtigt hier ebenso sehr die Interessen der Sprachforscher, als der Psychologen. Denn steht es nater den Ersteren fest, dass die sprachlichen Thatsachen ihre rationelle Erklärung hauptsächlich durch die Psychologie zu finden haben, so soll den Letzteren die Ueberzeugung gewährt werden, dass der größere Mangel der bisherigen Psychologie von der unvollkommenen Erfassung des Wesens der Sprache herrühre. Auf schon früher von ihm betretenen Wege vorschreitend, glaubt der Verfasser einerseits das Wesen und den Ursprung der Sprache schärfer bestimmt zu haben, als bisher gezeichnet ist, und andererseits die psychologische Mechanik sicherer gegründet, auch die psychologische Analyse zu grösserer Feinheit und Bestimmtheit, als bisher möglich war, gefördert zu haben.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CARL TWESTEN:

Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände. 1872. gr. 8. geb. 4 Thlr. (109)

Ein Buch, das darauf ausgeht, die Resultate der Entwicklung einer grossen Kultur-epoche nach ihrer vornehmsten Seite hin zusammenzufassen und mit kritisch-philosophischer Betrachtung aus der Summe der Thatsachen die entscheidenden Momente der Culturentwicklung hervorzuhoben, verdiente schon an und für sich unsere volle Beachtung, auch wenn es nicht einen Namen wie den Carl Twestens an der Stirne trüge.

Das Werk zerfällt in drei Bücher, deren erstes die Einleitung in sich schliesst; das zweite behandelt die sogenannten Kastenstaaten Indien und Aegypten, das dritte die Völker Vorderasiens: Babylonier, Assyrier, Iramier, Phönizier und Israeliten. Nach dem ursprünglichen Plane sollten auch die klassischen Nationen in den Rahmen des Ganzen gezogen werden: ein Mangel nun, der auf den ersten Blick bedauerlich erscheint; jedoch haben wir auf der andern Seite so eine ganz bestimmte Auffassung historischer Zustände, die fern ab von allen Ereignissen der griechischen und römischen Historie liegen, die in ihrer Beziehung auf die Zustände der Gegenwart leicht das Urtheil oder doch die Stimmung des lebhaften Tagespolitikers hätten beeinflussen können. National-Zeitung.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Kathischläge an alle Eltern

für das

**körperliche und geistige Gedeihen
ihrer Kinder.**

Im Auftrage

des Vereins für das Wohl der aus der
Schule entlassenen Jugend.

Herausgegeben von

Dr. F. Brüllom.

34 Bgn. 16. geb. 3 Sgr.

In Partien zur Vertheilung dieses mir zu
erhöchster Ermächtigung Preis.

An alle Freunde des Volkes, sowie an
Vereine zur Verbreitung der Volks-
bildung, ergoht die Bitte um Prüfung und
event. Verbreitung dieser Schrift unter den
arbeitenden Klassen. (110)

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Sobald erschienen ist **Mauke's Verlag** (Her-
mann Dufft) in Jena:

Vier Psychologische Vorträge

von

Dr. C. Forlage,

Professor in Jena.

Inhalt: I. Ueber das innere Leben. II. Ueber
die Vertheilung des Geistes in der Welt.
III. Ueber das Verhältnis von Geist und Welt.
IV. Ueber den psychologischen Begriff des
Wunders. (111)

Preis: 1 Thlr. (111)

In unserem Verlage erschien im v. J.:

Die

Die Physiologie und Psychologie

des

Lachens und des Komischen.

Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie
für

Naturforscher, Philosophen und
gebildete Laien. (112)

Von

Dr. Ewald Hecker.

Zweitem Abt. an der Anstalt für Nerven- und
Gemüthskrankheiten in Göttingen.

6 Bogen. Gr. 8. Preis: 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen:

Luisa, Königin von Preußen.

Von

Friedrich Adami. (113)

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildnis der Königin
nach einer Bildn. des Grafen v. Scharn.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

In Kellerei mit Goldschnitt 2 Thlr.
Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Ver-
kaufsstellen des In- und Auslandes an, in Berlin auch
die Leasing's-Buchhandlung.

Anzeigen werden die halbe Seite mit 1/2 Sgr. berechnet.
Es werden angenommen: Dr. Hermann v. Arnim
Verlagsgesellschaft in Berlin, H. v. Arnim
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin, H. v. Arnim
und v. Arnim in Berlin, H. v. Arnim u. s. w.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 9. Mai 1874.

[N^o. 19.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Waldfried. 273. — Ein Kampf gegen den Darwinismus. 274.
Italien. Die Thiere in der integumentären Mythologie. von A. de Quervain. 276.
England. Moderner Sklavenhandel. II. Afrikanischer Sklavenhandel. 277.
Frankreich. Französische Beurteilung Schopenhauers. 279.
Ungarn. Marlam Lengyel. Eine deutsch-magyarische Schriftstellerin. 280.
Amerika. Die Entdeckung der nordamerikanischen Staatenverfassung. I. 281.
Kleine literarische Notizen. Emile de Babelove. 284. — „Wien im Jahre 1873.“ 284. — Meier Wendelsheim als Dramm. 284.
Sprachsaal. Unitarische Revue. 284. — Frauen - Fremdlingen in Amerika. 284. — Walt Whitman als Dramatiker. 284.

Deutschland und das Ausland.

Waldfried.

Als sich unter dem Einfluß der Bewegung der deutschen Geister, die zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere große Literaturperiode zur Wahrheit machen wollte, die Regimentsperiode ausbildete, die man nach preussischen Vorgängen die Stein-Hardenbergische nannte, da verkündete die deutsche Nation durch die That eigentlich den letzten Willen ihrer literarischen Helden. Von dem Gedanken an allgemeine Bildung und zwingende Unter-
richt für Jedermann ist das Wirken von Lessing und Schiller un-
trennbar; Schiller's hoher und antiker Idealismus machte die
Zeige haben, daß die republikanischen Tugenden des Alterthums
in den neuen Staaten zur Wahrheit würden, daß Jedermann als
Staatsbürger, als Staatsbeamter auf seinem Posten und als
Staatsvertheidiger mit der Waffe in der Hand berufen ward.
Goethe's Vielseitigkeit, sein nach allen Richtungen hin ausgedehnter
Wissensdurst, seine Liebe für das Kleinste, seine Richtung für
Naturwissenschaft und Reisen, haben den Keim einer praktischen
Philosophie legen helfen, die in ihrem Resultat das bietet, was
man im modernen höchsten und idealsten Sinne Volkswirtschaft
nennt; und man könnte als „Deutsch“ im eminenten Begriff die
Konsequenz bezeichnen, mit welcher die Thaten der Nation den
Gedanken ihrer Geisteshelden folgten.

Nicht, daß nun die Anzün-derung des ganzen Programms leicht
und schnell vor sich gegangen wäre! Nicht, daß es an Elementen
gefehlt hätte, die aus Jucht vor dem Reuen sich dem Willen des
Felles andauernd und überzeugt entgegengekehrt hätten! Nicht,
daß das alte Regiment sofort zurückgetreten wäre vor dem neuen,
welches die Tugenden von Sparta und Athen, das die Größe
Roms und die geistige Freudigkeit der Ephebe der Humanität
und der Reformation vereinigen wollte! — Geschlechter haben
kämpfen, leiden und sterben müssen, ehe die große Umwandlung
geschah, von dem Tage an, wo der Student in ängstlicher Re-
hagien das Gedächtnis lang: „Das Liebe, heilige römische Reich,
wie hältst nur noch zusammen?“ bis zu dem Tage, wo Barbarossa
an dem Kyffhäuser erstand und das Sehen der Nation zu der
That ward, die jetzt mit dem Inbegriff des Deutschen Reiches
zusammengesetzt wird. — Den Kindern, die groß wurden, als die
napoleonische Brandfackel das ruhige Licht der deutschen Arbeits-

lampe überstahlte und scheinbar erlöschen machte; den Jünglingen,
die sich für die Wiedergeburt des deutschen Bodens an der
Kuhbach, bei Leipzig und bei Belle-Alliance niederzuden ließen;
den Studenten, die, weil sie ein aus dem Kriege erstehendes
Vaterland hofften, in Kerker verschmachteten; den Staatsmännern,
die durch Schreiben von Gutachten Leben in die Adern des Vol-
kes gießen wollten; den Propheten, welche durch Stiftung von
Vereinen den Wurzeln des Baumes Stärkung gaben, welche seine
Krone einzusaugen nicht begierig war; den Arbeitern, welche auf
der Barrikade fielen und den Parlamentarier, welche ein
Vierteljahrhundert lang ihre Zungen erperten, um aus dem
Scheitlungsfunctionalismus in den wirklichen hinüberzuführen,
allen diesen und noch tausend und tausend andern ist das Glück
nicht zu Theil geworden, das Ziel ihrer Wünsche verwirklicht zu
sehen, — wie die Schatten in der Dämmerung müssen bei diesen Er-
innerungen in unserm Geiste:

„erlebe das verdammt
Tief aus dem Erbe-Schatten der abgelebten Zeiten;
Pflanze, Jünglinge kommen und langsamwuchsende Ernte,
Männer im Streit gefallen —“

Wer aber unter dem blutigen rothen Gestirn Napoleons ge-
boren ist, wer als Student für das schwarz-goldene Band im
Gefängnis gewesen ist, wer in den Oppositionen der zahllosen
partikulären und allgemeinen Parlamentarischen Verhandlungen sich mühe
gesprochen hatte, der fand, wenn er das neue Jahr 1871 noch
erlebte, wie einst Moses, auf dem Berge, von welchem man das
gelobte Land überschauen kann.

Es ist ein unendliches, ein ergreifendes Glück, wenn man
das Leben als ein Amt ansieht, — und das muß der Mann
unseres Jahrhunderts —, aus der Quälerlei lebensläng-
licher Opposition befreit zu sein, von dem frischen Quell
zu trinken, der da heißt Mitschaffen und Mitwirken am Vater-
lande; ein Glück für den Greis, dem es, wenn auch nur auf Tage
und Wochen vergönnt war, das zu erleben.

Dies und nichts anderes ist der Verwurf von Berthold
Auerbach's neuem Roman Waldfried. — Was wir erleben, ge-
hört uns. Weran unsere Erstenlust hängt, das ist unser Heilig-
thum. Auch ein, zwei Jahrzehnte aus der Zeit, bevor unser Geist
erwachte, sind unser eigen, wenn wir einen braven Vater, wenn
wir eine erfahrene Mutter gehabt, wenn wir den ersten
Vorgängen im elterlichen Hause mit Aufmerksamkeit gefolgt sind.
Berthold Auerbach hat sein eigenes Leben, sein innerstes Sein
in diese Dichtung gelegt.

Gesinn! und nach ihm Goethe sagen, daß, wer vierzig Jahre
geworden ist und etwas Ordentliches geleistet und erlebt hat,
seine Erfahrungen zusammenfassen und niederschreiben müsse. Ein
Mann aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, der sich für sein
Volk erwacht hat, konnte zu solchem Zwecke mit vierzig Jahren
die Feder gar nicht ergreifen oder er mußte sie in Galle tauchen.
Wohl Auerbach, daß er mit sechzig Jahren noch die Früchte des
Vierzigers hatte! Heil der Nation, daß sie die Ziele der
Zwanziger und Dreißiger in den Siebzigern erreicht hat.

*) Waldfried, eine vaterländische Familiengeschichte von Ber-
thold Auerbach. Stuttgart, bei J. G. Cotta, 1874.

Für uns und diese Zeitschrift ist hiermit Alles gesagt. Das Geld und seine Wirkung in der heimischen Literatur abzuwiegen, ist nicht unsere Aufgabe; wir ziehen sie in den Bereich unserer Thätigkeit nur da, wo sie einen kosmopolitischen Charakter annimmt. Und die Einzelheiten der Komposition vorzuhalten, unsere Freude über wohlgeklungene Charaktere anzuspüren, des Geistes Schärfe auch im Auffinden kleiner Fehler zu üben, die auch im reinsten Golde sich finden, und an der Knappheit des Stils zu erfreuen, uns zu fragen, ob Alles, was in dem Buche als wahr berichtet ist, auch als wahrscheinlich und deshalb als berechtigt gelten kann, alle diese kleinen Freuden der Kritik versagen wir uns abthätlich. Damit fällt auch die Frage fort, ob die Tagebuchform den Roman fördert? Ob wirklich die jedwalmalige Stimmung der Schwaben mit allen ihren Rüancen von solcher weittragenden Wichtigkeit für die Schicksale des deutschen Reiches ist? Ob das Buch ein nationalliberaler Katechismus ist? und was sonst noch in diesen Tagen von wohlmeinenden Kritikern erörtert worden ist; denn einem überweltenden Leid wir diesem Buche gegenüber nicht begegnen. Freilich ist ja auch für die Bewohner jenes Dorfes die Stimmung der gesamten Nachbarschaft von erheblicher Wichtigkeit! Freilich fällt das, was die nationalliberale Partei gestiftet und erhalten hat, berechtigt oder nicht, mit dem zusammen, was das Buch will; beide freuen sich, daß der Einzelne aus der Kälte am Staate mitwirkt, beide wollen, daß die große Zeit ein großes, ein arbeitendes Geschlecht finde!

Was aber den Charakter dieses Buches betrifft, den wir den kosmopolitischen nannten, und der es auch diesen Blättern zu einer Pflicht macht, sich darüber anzuspüren, so fällt er genau mit einer besonderen Schönheit in der Veranlagung Waldfrieds zusammen. Denn während in der Form knapper Erzählung und Hinterdenkung alles Frühere zur Sprache kommt, jede Empfindung, die dem lebenden Staatsbürger das Herz gedrückt oder gehoben hat, ist demnach die Erzählung selbst in den Rahmen eines Jahres in echt epischer Weise eingeschlossen, und gerade desjenigen Jahres, das für die ganze Welt von Bedeutung war; des Jahres, in welchem sich Deutschland ebenso, wie die lebenswürdige Frau Annette, aus der Stimmung, welche Heine hieß, in die Stimmung gerungen und gerettet hat, die wir Hlalden nennen können.

Ein Buch der Art ist in unserer Literatur noch nicht geschrieben worden, und es wird auch das, was in diesem Buche steht, nicht noch einmal geschrieben werden.

Es ist noch nicht geschrieben worden, weil, wie wir anfangs hervorgehoben haben, es deutsche Art ist, für die Zukunft zu schreiben; die nächste Vergangenheit aber, wenn das Staatsgebiet in das Bereich der Dichtung gezogen werden sollte, bis jetzt den Dichtern noch nicht allzu viel Bedenkendes geboten hat.

Es wird nicht wieder geschrieben werden; denn was hierüber zu sagen war, ist endlich ausgesprochen. Waldfried ist aus jener Dystrophie heraus und mit ihm sein Volk; keine seiner Stimmungen ist verloren gegangen, und mit ihm kein Gefühl seines Volkes. Vergleichen zu wiederholen, wäre überflüssig, wäre keine Menschsehung, höchstens eine Parodie. Im Umgang mit Richard und Ludwig, im Verkehr mit Bertha und Annette, bedient von Nathans und Wilhelm, haben wir gute Stunden erlebt; haben aber auch alles durchgesprochen, was uns über das Werden unseres Vaterlandes das Herz bewegte. Wir denken gern an das Dorf im Schwarzwalde zurück, wo Waldfried gestirbt und Gustave Brunnens angelegt hat, und wir werden die lieben Leute, die dort wohnen, wohl noch gern und oft besuchen;

was uns von dorthier über die Gründung des Reiches mitzutheilen war, ist endlich ausgesprochen.

Aber wir haben noch eine besondere Freude: Nicht allzu weit von Waldfrieds Wohnort, nicht immer an demselben Punkte, bald auch etwas entfernter, in Gernsheim etwa oder in Canhan, im Bildbade aber auch wohl im Aulgan wandert allseits ein Mann mit einem grauen Bart von Kleiner, aber gedrungener und kaisiger Gestalt, der lange mit Waldfried befreundet gewesen sein muß, der mit seinen Kindern, dem Ingenieur, dem Dozenten, dem Professor noch heute gute Freundschaft hält. Waldfried hat Alles, was er mittheilen mußte, niedergeschrieben, und sein Leben als fertiges Buch hinterlassen; der Freund aber wird uns noch Vieles und Neues zu sagen haben. E. E.

Ein Kämpfe gegen den Darwinismus.

Wir glauben an keine Wunder; mag eine Thatsache noch so unbegreiflich vor unseren Augen sich abspielen, mag eine Begebenheit noch so gegen alle Berechnung und Erwartung eintreten, als Wunder lassen wir sie unter keinen Umständen gelten; was wir nicht erklären können, wird Anderen erklärlich sein, was heute Niemand begreift, wird die Zukunft begreifen, ein Wunder, ein Etwas außerhalb der Naturgesetze, im Widerspruch mit ihnen stehendes, existirt nicht. Soweit wäre Alles in Ordnung; Schömann und Bengen mit ihrem Helioskopis gereichen bei uns nicht mehr, nur dürfen wir und deswegen nicht einbilden, weniger leichtgläubig zu sein, als andere Menschentinder; was als Ergebniss der Wissenschaft auftritt, was die Gelehrten als Resultat ihrer Forschungen verkünden, das nehmen die Laien anstandslos hin, ohne die Befähigung abzuwarten. Selber die Probe zu machen, dazu fehlen ihnen die Mittel, der Zustand der Gläubigkeit ist bequemer als der des Zweifels, und das offene Eingeständnis des Nichtwissens scheint für die Mehrzahl der Menschen mit einem unerträglichem Gefühl der Demüthigung sich zu verbinden. So lange unter den Fachmännern noch Streit herrscht, so lange eine neu erfundene Theorie noch nicht allgemein anerkannt wird, fesseln wir die Gründe und Gegengründe achmerklich versorgen und uns wohl hüten, aus dieser Reizung vornehmlich Partei zu nehmen. Betrachtungen solcher Art wollen sich Jedem aufdrängen, der Professor Wiganths Schrift*) gegen den Darwinismus vernimmt, ein ausführliches Werk, dessen erster Band hauptsächlich die naturhistorischen Thatsachen behandelt, während der zweite, unter der Presse befindliche, genauer auf das Wesen der naturwissenschaftlichen Erklärung und Hypothese eingehen, und „durch eine reine methodologische Prüfung“ die Frage entscheiden will, ob der Darwinismus wirklich den Anforderungen an eine naturwissenschaftliche Synthese entspricht. Zeitgemäß ist die fleißige Arbeit jedenfalls; der Glaube an den Darwinismus ist Modelage geworden. „Bei der großen Menge, welche durch Autoritäten und subjektive Neigungen beherrscht wird, sowie auch bei solchen naturwissenschaftlichen Vertretern, die allseits mit der neuen Lehre verfahren sind“, zählt Wiganth auf seinen Erfolg, dagegen hofft er für Selbste nicht vergebens geschrieben zu haben, „welche ernstlich nach der Wahrheit suchend sich durch die

*) Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cartes. Beiträge zur Kritik der Naturforschung und zur Frage von Dr. Albert Wiganth, Professor der Physik an der Universität Marburg. Erster Band. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1874.

von der Darwin'schen Theorie versprochenen Leistungen angezogen finden, ohne gerade zu einem Abschluß darüber gekommen zu sein.“

In der Darwin'schen Literatur werden drei sehr verschiedene Begriffe: Lebensdauer, Gattungsbewerbung und Zuchtwahl oft in gleicher Bedeutung gebraucht. Ueber die Lebensdauer, d. h. die generallängste Lebenszeit des organischen Reiches, in welcher auch der Grund für die Uebereinkimmung verwandter Formen gesucht wird, herrscht kein Streit. Sie bildet das Problem, dessen Lösung die verschiedensten Theorien anstreben. Eine darunter ist die Transmutationstheorie (Bamard, Geoffroy St. Hilaire), die zugleich die Differenzen im organischen Reich erklären will, und eine besondere Form derselben ist die von Darwin aufgestellte Selektionstheorie. Darwin nimmt an, daß die kleinen Abänderungen, welche zwischen den Nachkommen einer Geburt unter einander, sowie im Vergleich zu der elterlichen Form sich finden, sich in derselben Richtung wiederholen und unter gleichzeitig zunehmender Festigkeit der Vererbung sich immer weiter fortbilden. Das treibende Prinzip ist die Neigung abzuändern, das stabilisierende die Vererbung, und der stichende und regulierende Faktor die natürliche Zuchtwahl, der Wettkampf der in der Ueberzahl gehörenden gleichartigen Individuen um die beschränkten Lebensbedingungen. Bei hinreichend langer Dauer des Prozesses lasse sich denken, daß die kleinen individuellen Abänderungen allmählich in Charakteren einer Art, Gattung, Familie, Klasse u. s. w. gesammelt werden können, und so dürfte man annehmen, daß die jetzt lebenden Arten einer Gattung, die Gattungen einer Familie u. s. w. aus einer Art durch Variation und natürliche Zuchtwahl hervorgegangen sind. Man werde dadurch zur Annahme von acht bis zehn oder selbst nur einer einzigen Stammform für das ganze organische Reich in der einfachsten Form einer Primordialzelle geführt. Nur gegen die Selektions- und im weiteren Sinne gegen die Transmutationstheorie wendet sich der Verfasser; die Thatfachen der Deszendenz erkennt er vollständig an, die Darwin'sche Erklärung dieser Thatfachen hält er für leere Spekulation.

Arten sind Formenkreise, die nicht durch Uebergänge vermittelt werden. Die eigentliche Naturforschung gesteht unbedingt ein, daß wir durch direkte Erfahrung weder über die getrennte noch über die gemeinschaftliche Abstammung verschiedener Formen etwas wissen. Die Frage ist nur, wie kann die unvollständige Erfahrung ergänzt werden? Der Darwinismus ergänzt den Mangel an thatsächlicher Grundlage durch die bloß gedachte Möglichkeit, daß die Species, obgleich sie innerhalb des beschränkten Erfahrungsgebietes unveränderlich dastehen, vor aller Erfahrung veränderlich gewesen seien. Die wirkliche Naturforschung erlaubt aber keinen Schluß, der den vorliegenden Thatfachen widerspricht. Es ist ganz richtig, daß unsere Kultur bei den Tieren und Nutzpflanzen, sowie bei den Hausthieren kaum merkliche Divergenzen ergibt, Divergenzen, wie sie in der freien Natur innerhalb der Artgängen nie vorkommen, aber selbst die Kultur vermag nicht Uebergänge von einer Art in die andere herbeizuführen. Auch die extremsten Formen der Taube, des Hundes, des Kürbisses erkennt Jeder mit Sicherheit als Taube, Hund oder Kürbis; es ist noch nicht gelungen, eine Species in eine andere auszuform verwandte zu züchten. Die Variabilität ist, wie Darwin selber betont, ein vollkommen dunkler Gegenstand, sie darf also nicht als wichtigster Erklärungsgrund der Verschiedenheit organischer Formen benutzt werden. Außer der Neigung, den Charakter immer weiter zu verändern, nimmt Darwin eine zweite an, den Charakter unverändert zu vererben, ein Vererbung, der prägnant von ihm mit den Worten ausgedrückt

wird: „So stark die Kraft der Vererbung ist, so läßt sie doch das unaussprechliche Erscheinen neuer Charaktere zu.“ Bigand erklärt diesen Widerspruch dadurch, daß Darwin beide Prinzipie als abstrakte Begriffe konstruiert, anstatt sie aufzufassen, wie sie in der Natur gegeben sind, und sagt: „In Wahrheit verhält sich die Sache in folgender Weise. Das allgemeine Gesetz: Gleiches bringt Gleiches hervor, müßte sich bei der Fortpflanzung der Organismen als Vererbung streng genommen darin äußern, daß die Nachkommen eines Individuums unter sich und mit den Eltern vollkommen übereinstimmen. In der That gilt dies auch, so weit die Erfahrung reicht, in voller Strenge für den wesentlichen Charakter der Species.... Es ist kein Fall bekannt, wo selbst durch Veränderung der Lebensbedingungen und durch künstliche Zuchtwahl eine Pflanze oder Thierform so weit abgeändert worden wäre, daß dadurch die scharfe Grenze zwischen ihr und einer anderen Species verwischt würde. Die vollkommenste Erblichkeit dieses untercheidenden und allen Individuen gleicher Abstammung gemeinschaftlichen Charakters nennen wir eben den Ortsbegriff. Dagegen erfährt jenes Gesetz eine Beschränkung, insofern gewisse untergeordnete Eigenschaften.... aus inneren Ursachen unter den Nachkommen einer Geburt, jedoch nur innerhalb bestimmter Grenzen variiren können. Die Neigung der abgebornen Individuen, ihre neue Eigenschaften zu vererben, erleidet nun wiederum eine Beschränkung durch das gleichzeitige Streben des Organismus... zu der ursprünglichen Form zurückzuführen. Diese Neigung zum „Rückschlag“ oder der „Atavismus“.... im Gegensatz zu jener... sekundären, die individuellen Abänderungen übertragenden Vererbung... konkurriert mit einander.“ Die alte Naturforschung legt das Uebergewicht der primären, der Vererbung der spezifischen Arteneigenschaften bei, Darwin kehrt das Verhältnis um; was in Wahrheit erblich ist, der spezifische Charakter, das betrachtet er als unbegrenzt variabel, — und was in Wahrheit vorübergehend ist, die Variationen, betrachtet er als erblich. „Will es, die Fortbildung der Formen zu erklären, so stellt sich das Prinzip der unbegrenzten Variabilität, — gilt es die Fixierung der neuen Formen zu erklären, so stellt sich das Prinzip der gesteigerten Vererbung als bequemes Mittel zur Verfügung. Wir haben aber bewiesen, daß sowohl das eine wie das andere in dieser Auffassung und in dieser Verknüpfung Fiktionen sind, von denen die Wirklichkeit nichts weiß.“ Die Häufung und das Fortschreiten der Abänderungen, wie Darwin sie verlangt, sind nach Bigand „etwa so, als wenn Jemand behaupten wollte, eine Heuschrecke könne sich durch unzählige wiederholte Sprünge allmählich bis in die Wolken erheben! Eine solche Summierung der Sprünge ist aber deßhalb nicht möglich, weil jeder aktive Sprung auswärts mit einem ebenso tiefen passiven, durch die Schwere bewirkten Rückfall (Atavismus) verbunden ist.“ Die Mängel Darwins liegt darin, daß er den Moment der Fixierung unrichtig bestimmt, nämlich nicht, wie es in Wirklichkeit ist, nach der jedesmaligen Rückkehr, sondern, wie es der Zweck der Theorie verlangt, in dem Kullminationstadium der Abänderung. Vermag die künstliche Zuchtwahl, die unter den denkbar günstigsten Umständen züchtet, nicht den Charakter einer Art abzuändern, so kann es die natürliche, mit der bloßen Hilfe des Kampfes ums Dasein, noch viel weniger, denn dieses Mittel, in dessen pathetischer Schilderung die Darwinisten sich vielfach gefallen, ist doch höchstens im Stande, die vollkommenste Anpassung an die gegebenen Lebensbedingungen zu bewirken, eine weitere Fortentwicklung kann der Kampf ums Dasein niemals veranlassen. Wo Darwin mit seiner Theorie in Schwierigkeiten geräth, sucht

er sich allemal damit zu helfen, daß er versichert, man wisse über den fraglichen Punkt noch nicht genug. Wagnand entgegnet, es bedürfe dieser Entschuldigung gar nicht, denn nicht die Unwissenheit mache man ihm zum Vorwurf, sondern daß er seine Theorie auf einem Gebiete versuche, über welches man eben nichts weiß. Neuerdings gesteht Darwin schon ein, er habe der natürlichen Zuchtwahl zu viel zugeschrieben, er beschränke seine Theorie auf die adaptiven Charaktere, die morphologischen Merkmale, wie die Aenderung der Blätter, die Abtheilungen der Blüthe und des Organismus, die Stellung der Eichen u. s. w. seien durch die Natur des Organismus und der äußeren Bedingungen, nicht aber durch die natürliche Zuchtwahl konstant geworden. Allein auch mit dieser Beschränkung bleibt er im Unrecht, seine Beweise mislingen überall, und er thäte besser, seine Hypothese ganz und gar für vernichtet zu erklären, denn auch die geschichtliche Zuchtwahl, die Darwin als Ergänzung oder Ersatz der natürlichen zu Hilfe ruft, bringt ihn, wie die nähere Prüfung zeigt, nur in neue Schwierigkeiten und bewährt sich nirgends. Um Motive für die natürliche Zuchtwahl zu erlangen, greift Darwin zu „Übergang des Charakters“ und zur „Vollkommenheit der Organisation“, kommt jedoch, wie der Verfasser darlegt, durch seine eigenen Einwände zu einer vollständigen Negation seiner anfänglichen Behauptung, und seine Hilfsverklärungen endlich, das Gesetz der Korrelation, die Wirkung von Gebrauch und Nichtgebrauch einzelner Organe, und die direkte Wirkung der äußeren Einflüsse erklären nicht, was sie erklären sollen.

Im zweiten Abschnitt prüft Wagnand die Konsequenzen der Darwinischen Lehre im Verhältnis zur Wirklichkeit, und beantwortet die Frage: genügen Darwins Prinzipien, um daraus die wirklichen Thatfachen als notwendige Folgen abzuleiten? verneinend; werden durch die Lehre von der Zuchtwahl größere Gebiete von Thatfachen unter einander in Einklang gebracht? gleichfalls verneinend; und, giebt es Thatfachen, welche mit der Theorie in Widerspruch stehen? bejahend. Er behandelt eingehend das natürliche System, die Geschichte des organischen Reiches, namentlich Darwins paläontologischen und embryologischen Beweis, die geographische Verbreitung der Organismen, die Zweckmäßigkeit in der organischen Natur, die morphologischen Thatfachen, Instinkt, Sprache und geistiges Leben. Ausführliche Anmerkungen und Erläuterungen bilden den Schluß, und das Resultat jeder Untersuchung ist die gänzliche Unbrauchbarkeit der Darwinischen Hypothese, welche nur das Verdienst hat, die Systematiker auf die Spezialfrage wieder aufmerksam gemacht und ihren kritischen Blick geschärft zu haben. Als fleißiger Sammler interessanter Thatfachen wird Darwin nachdrücklich anerkannt, im Uebrigen ist er Naturphilosoph, d. h. ein Mann, der nicht aus den Thatfachen Gesetze ableitet, sondern aus ungerechtfertigten Annahmen die Wirklichkeit konstruirt will.

Wagnand selbst geht von einem Gott aus, der planmäßig die Welt erschaffen hat. Gegen diese anthropomorphistische Ansicht Einwendungen zu erheben und die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu zeigen, welche sie nach sich zieht, ist hier nicht der Ort. Wenn man auch seinen Standpunkt nicht theilt, jedenfalls zeigt er Darwin gegenüber, wie schwer es ist, von der reinen Empirie aus zu einer einheitlichen, philosophischen Naturbetrachtung zu kommen, wie es Darwin und seine Nachfolger anstreben. In Wahrheit wird die Weltanschauung Darwins durch derartige Gegenstände nicht selbstverständlich ebenso wenig für alle Zeit widerlegt, als ihre Beweise jemals über alle Anfechtung erhaben sein werden.

D. E. S.

Italien.

Die Thiere in der indogermanischen Mythologie, von A. de Subernatis.

Seiten hat wohl ein wissenschaftliches Werk eine solche Entstehungsgeschichte, wie das vorliegende aufzuweisen. Der Verfasser, geboren zu Turin 1840, verbannt Deutschland seine wissenschaftliche Bildung. „Wenn Italien meine Mutter gewesen ist,“ sagt er von sich selbst, „so betrachte ich Deutschland als meine beste Amme“. Wie konnte er freiwillig in Italien für eine jugendliche Wissenschaft das Nützigen erwerben, zu deren spärlichen Vertretern in seiner Heimat er gegenwärtig gehört, die noch immer den kein großes Publikum findet. Dieser Umstand mag ihn dazu auch bewegen haben, das italienische Manuscript seiner Arbeit nach London zu senden, wo es bei Trübner in englischer Uebersetzung erschien. Nach dieser ist die gegenwärtige deutsche Ausgabe hergestellt. Doch hat diese einen selbständigen Charakter durch die zahlreichen Zusätze, welche zum Theil der 1873 erschienenen Rezensionen entnommen, bekanntlich eines der größten Forscher auf diesen weiten Gebieten, zum Theil handschriftlichen Nachrichten des Verfassers entlehnt sind.

Gering ist die Zahl derjenigen, denen Maße und Energie genug zu Gebote stand, sich den Zugang zu dem ehrwürdigen Beda, dem ächtesten Pentak der indogermanischen Sprachen, zu erschließen. Gibt es doch bis jetzt keine Spezialgrammatik für das schwierige Idiom, in dem diese Hymnen geschrieben sind. Wen aber, ohne Zeit zu langwierigen Versuchen, durch allgemeine Interessen als die des Sprachforschers, die Kenntniss dieser Dokumente ursprünglich naiver Weltanschauung von Bedeutung werden könnte, dem fehlt selbst das Surrogat des Lexikonstudiums, eine vollständige geschichtliche Uebersetzung. Auch bliebe eine solche dem nicht sachmäßig Eingeweihten ohne längeren Kommentar so unverständlich wie das Original. Darum schon ist Subernatis Werk äußerst dankenswerth, da es einen großen Theil der mythologischen Materialien des Beda einem großen Leserkreis zugänglich macht, und das in einer Art, wie es vor ihm nur Wuir in seinen Original-Sanskrit-Text verstanden hat. Der gelehrte Verfasser hat sich in diesem Werke das Ziel gesetzt, die mythologischen Wanderungen der Thiere des Beda auf den Gebieten der späteren indischen Legende, der iranischen und turanischen Sage, der slavischen und germanischen, sowie der keltischen und romanischen Völker- und Fabelkreise bis auf ihre modernsten Züge nachzuweisen. Eine Klippe hat er dabei nicht vermeiden können. Aus der bunten Umgebung von mythologischen Gestalten, mit denen jedes Element eines Glaubenskreises zu verwechseln ist, herauszugreifen, wird es unverständlich. Nur aus der Gesamtheit der religiösen Anschauungen eines Volkes, im Zusammenhang mit seiner Geschichte und seiner Heimat lassen sich einzelne Gebilde derselben erklären. Werden sie isolirt, dann hilft aller Scharfsinn einer wissenschaftlichen Methode diese eben dem modernen Bewußtsein räthselhaften Wesen nur verwirren. So hat sich Subernatis vor sehr griffen, trotz der umfassendsten Kenntnisse und eines feinen Verständnisses für das mythenbildende Bewußtsein; nicht immer bewahren können. So braucht man keine mythologischen Voraussetzungen, um die mittelalterliche Eule, das Hundstagen als Strafe vornehmer Verbrecher zu verwenden, zu erläutern. Es ist schon schimpflich genug, ein Wesen, das man sonst eben „wie einen Haad behandelt“, in Projektion zu tragen. Schon im Römischen Welt

darf der von einem fremden Hande geblissene nur das halbe Gehalt beziehen. Bestand er darauf, das Ganze zu erhalten, so wurde es ihm unter der schimpflichen Bedingung ausgeteilt, daß über seiner Hausthür der betreffende Hund angemalt wurde und dort so lange blieb, bis er von selbst herabsiel. Das galt eben für ein Zeichen einer niederen Bestimmung, von einem Hunde geblissen, noch etwas daran verdienen zu wollen. So wäre endlich eine Spur von mythologischen Vorstellungen in der Sitte der christlichen mittelalterlichen Justiz, neben Verdrehten Hunde aufzuhängen? Man braucht nicht an den Gerberus zu denken, um das tertium comparationis zu finden! Gubernatis hätte hier übrigens aus der Reisebeschreibung von Tavernier eine Stelle beibringen können, in welcher dieser bei einer Reise durch Deutschland von einem Juden erzählt, der zur Strafe für einen begangenen Mord zwischen zwei Hunden angeknüpft wurde. Hier scheint kein Zweifel übrig, was der tolerante Gerichtshof damit habe ausdrücken wollen. — Bei der Erwähnung des italienischen Sprichworts: pigliar più colombi a una fava „viele Tauben mit einer Bohne fangen“, fällt doch jedem deutschen Leser sofort unser analoger Ausdruck: „viele Fliegen mit einer Klappe schlagen“ ein. Wir brauchen da nicht mit Gubernatis (S. 573) an eine obstrane, nicht einmal mythologische Nebenbedeutung zu denken. Hier ist Taube sicher nicht der Vogel der Keckheit.

Gerne liegt es in der Natur der Begränzung, welche der Verfasser seiner Untersuchung vorgezogen hat, daß Manche von ihm als historisch verwandt aus einer Quelle geleitet wird, was dadurch, daß es analog von Völkern produziert wurde, die den Indogermanen gewiß fern stehen, eine gesonderte Stellung kompromittirt. Wenn in der Zeit des San Carlo Borromeo die mailändischen Mütter ihre Kleinen durch eine ebene Schlange heilen ließen, die der Erzbischof Arnolfo 1001 aus Konstantinopel mitgebracht hatte (S. 659), so hängt dies mit einer viel weiter als nur auf indogermanischem Gebiete verbreiteten Aukunzung zusammen, die Schlangen eine heilende Kraft beilegt. So erzählen ägyptische Moseen dem bekannten Touristen Savard Taylor von einer Schlange, die Jahrhunderte im Obel Schach Hareb gelehrt habe und Krankheiten heilte. Eine andere Krankheiten vertreibende Schlange erwähnt Roderic, ein dänischer Reisender des vorigen Jahrhunderts, in Kogegon, von der die Moseen glaubten, daß in sie die Seele des Schach Hareb gebannt sei; augenscheinlich eine andere Version der Taylor mitgetheilten Sage. Man braucht nur die „Anthropologie“ von Baiz zu Rathe zu ziehen, um eine Menge ähnlicher Data für die afrikanischen Stämme zu erhalten (Bd. 2), von der Schlange Mofis zu schweigen. Wir sind übrigens weit entfernt, mit Verleugnung der Verdienste des Verfassers hieraus dem Werke einen prinzipiellen Vorwurf zu machen. Wie Jakob Grimm in Hinblick auf Bachmann einmal sagte, gibt es zwei Arten von Philologen. Die Einen treiben die Worte um der Worte, die Andern die Worte um der Sachen willen. Gubernatis gehörte zu den Letzteren. Diesen ist bis jetzt weniger vorgeurtheilt als den Ersteren. Die Wissenschaft, der Gubernatis dient, zählt dazu erst ihr Alter nach Degennten. Obgleich ihm Männer wie Ruhn, Niebrecht, Rothsch und Benzel als Führer dienten, waren Zertrümmern vorauszusetzen. Auf sie aufmerksam zu machen, wie Referent hier in genere gethan hat, ist Pflicht der Kritik. Um so aufrichtiger ist auch anzuerkennen, daß dieses Werk von dem staunenswerthen Wissen des Verfassers und nicht minder räumlichen Fleiß Zeugnis ablegt, daß es in den zahlreich eingeschickten italienischen Märchen einen neueren Beitrag

zur italienischen Volksliteratur enthält, daß die Verwerthung der großen russischen Märchenliteratur hier meist mit großem Glück versucht ist, daß es endlich ein reiches Material für fernere Spezialstudien vereint.

England.

Moderner Sklavenhandel.

II.

Schiffbauische Sklavenhandel.

Der in neuester Zeit so vielfach besprochene Sklavenhandel der Ostküste Afrikas ist nur zum Theil ein Ueberbleibsel des großen Sklavenerportes, der die neue Welt mit farbigen bevölkerte. Bereits 1497, als Vasco de Gama das Kap umlegte, fand er an der Küste von Mozambique und nordwärts den jetzigen identische Verhältnisse, indische Abkömmlinge (genannte Bananen, der Handelslaste angehörig) und Kraber, sowie weiter ins Land hinein eine halbblütige Bevölkerung, die aus der Mischung dieser Elemente mit den Stämmen des Innern stammte. Auch hierhin begleitete der Menschenhändler wie ein düsterer Schatten die Siegeszüge des Islam. Die dunkelfarbige Bevölkerung des Südens der arabischen Halbinsel mag diesen Importen schwarzhäutiger Rassen ihre merkwürdige Verschiedenheit von den semitischen Stämmen verdanken, wenn sie auch schon sprachlich von diesen verschieden sind. Immerhin aber war der Markt und daher der Export für diese Waare beschränkt, bis christliche Nationen den Sklavenhandel zum Welt-handel erhoben.

Als dann später England das offizielle Verbot des Sklavenerportes mit großen Kosten durchgesetzt hatte, waren es besonders spanische und amerikanische Händler, die unter der Maske des Balkanges hier Menschenfleisch statt des weniger einträglichen „blubber“ einnahmen. Mit Hilfe kleiner „Shows“ genannten Fahrzeuge konnten sie in einer Nacht ihre Ladung an Bord bringen. Größere Sicherheit vor freudigen Kriegsschiffen entschädigte sie für die längere Reise. Gegenwärtig ist der Handel wieder in seine alten Bahnen eingelenkt, er geht die Küste entlang zu den arabischen Hafenhäfen des rothen Meeres, an die Ostküste Arabiens und in den persischen Golf. Aber nur einen geringen Prozentsatz lassen die Leiden der unselbstthätigen Reise etwa die Stadt des Propheten oder die alten Challenessenden am Euphrat und Tigris schauen. Auf beschwerlichen Wegen von ihrer Heimat im Innern des „schwarzen Kontinents“ zur Küste erliegt schon, so rechnet man, ein Drittel den Wüthenden des Transports und der Rohheit ihrer Herren. Nach Anklang des Kosul Dr. Kirk in Zanibar ist der Weg vom Innern zur Küste reich an Menschengebeinen, Ueberresten von verlassenen oder getödteten Sklaven. Dazu sind die Kräfte, welche dem Lande entzogen werden, auf lange Zeit hin unersetzlich. Man kann nur den Export, der über Zanibar geht, kontrolliren. Hier erhält der Sklave von jedem Importirten Sklaven 4 Dollar Taxe. 1867—68 betrug nun das Gesamtincome des Sklavenhandels für den Sultan 56,000 £. oder 270,000 Dollars. Das entspricht 67,500 Sklaven. 1870 betrug es 19,000 £, entsprach also 4750 Köpfen. Im Ganzen kann man die Anzahl der jährlich ihrer afrikanischen Heimat entflohenen Schwarzen auf 180,000 anschlagen. Dazu kommt, daß die arabischen Händler ein natür-

liches Interesse, im Innern stets Kriegszustände zu erhalten haben, um so ihren Handel zu fördern. An der Stätte blühender Plantagen findet der europäische Reisende bei seiner Rückkehr oft nur Ruinen.

Ein Kenner des afrikanischen Menschenhandels, Kapitän Sullivan, hat kürzlich ein mit vielen offiziellen Dokumenten angefülltes Werk über denselben erscheinen lassen.^{*)} Bereits 1849 kreuzte er unter Admiral Byrd an der Küste, 1866 bis 67 kommandierte er dort den „Pantaleon“, 1867–1869 die „Daphne“. Er unterscheidet drei Arten des afrikanischen Sklavenhandels: „den ungeschicklichen Sklavenhandel, den geschicklichen und den Sklavenhandel legaler Händler“: Letzterer (Legal Traders' slave-trade) wird auf Schiffen getrieben, die geschickt nur Landprodukte wie Eisenblech, Häute, Reis und Getreide führen, aber nebenher als „Haussklaven“ Neger schmuggeln, ohne für solche eine Lizenz erwerben zu haben. Arabische Kaufleute beziehen in diesen Gegenden häufig die Fahrt dadurch, daß sie dem Kapitän einen Sklaven mitbringen. Der sogenannte geschickliche Handel erstreckt sich über das ganze ehemalige Territorium des Sultan von Masfat von Kilwa (Quiloa) bis Lamu. Der Sultan von Zanzibar hat von den Engländern die Erlaubnis erhalten, Schiffe zu diesem Handel zu konfiskieren; doch soll die Einfuhr die zu agrarischen Zwecken nöthige Anzahl nicht übersteigen. Dann würde sie etwa 1700 betragen. Doch verschmäht seine Majestät sich näher um den Verbleib der Importirten zu kümmern, und beschränkt sich darauf, von Jedem eine Tare einzufordern. Ist diese Tare bezahlt, so ist das betreffende Sklavenschiff innerhalb seines Gebietes unauffassbar.

In zusammengekaufter Lage verpackt, wird dann die schwarze Waare über dieses hinaus an die perthische Küste geschmuggelt. Um Raum zu sparen, nimmt man nur so viel Proviant und Wasser mit, als gerade nöthig, die Unglücklichen am Leben zu erhalten. Verlassen sie endlich ihren Kerker lebendig, so bedarf es langer Zeit, sie wieder herzustellen. Tage vergehen, ehe sie die Arme und Beine wieder gerade strecken können. Kann der Sklavenhändler dem verfolgten Kriegsschiffe nicht entgehen, so zieht er es meistens vor, sein Schiff an die Klippen rennen zu lassen. Viele werden dabei ein Opfer der Brandung, die anderen aber eilen so schnell wie möglich in das Dicksicht, denn die spekulativen Araber haben ihren Opfern versprochen, der weiße Mann jage die Sklavenschiffe nur, um ihre schwarzen Anfassen zu verschleppen. Von allen Greueln dieser schwimmenden Gefängnisse erhält man erst eine Idee durch die Abbildungen, welche Sullivan nach Photographien seinem Werke beigegeben hat; sie zeigen uns Menschengestalten, an denen Hunger und Elend dem Anatom zu Verstellung von Muskelapparaten vorgearbeitet haben. Auf einer seiner Kreuzfahrten brachte Sullivan allein 322 Neger aus allen Stämmen der afrikanischen Ethnographie vom Somali der Küste bis zum Galla des bisher unerforschten Hochlandes südlich von Abyssinien zusammen. Ihre Geschichte war stereotyp dieselbe. Entweder heimlich oder mit Gewalt waren sie ihrer Heimat entzogen.

Nur härter als dem Bekenner des Islams können wir dem Europäer die Beteiligung an diesem Handel verargen. In Zanzibar hatten einige industrielle Engländer kein Bedenken getragen, sich die Sklavenarbeit in vollem Maße zu Ruhe zu machen. Das unwürdige Amt setzte dem aber bald ein Ziel. Außer die

portugiesische Regierung. Ihr gehört nominell aber durchaus nicht so sehr die Küste von Kap Delgado bis Mozambique und Niassimane bis Inhambane. Der Thatbestand ist, daß die Portugiesen von den Bantuanen und Arabern noch in Ibo, Mozambique, Niassimane und Inhambane gebuhlet werden, weil sie eben ihnen zur Vertreibung des Menschenhandels stets freie Hand lassen.

Hier wie in Goa, in Bombay u. s. w. sind sie ein warmes Beispiel für den kulturfeindlichen Europäer. Sie sind weit entfernt von den kühnen Zeitgenossen Heinrich des Seefahrers am Albuquerque's, von denen einst Camoes überaus glücklich meinte, sie zu beherrschen sei so viel wie König der Welt zu sein (vor de mundo Rei, so de tal gente, *Lusadas* I, 10).

Aber weit unter jedem europäischen Niveau steht die geistige Verkommenheit der Sprößlinge, welche aus Mischungen zu den Eingeborenen hervorgegangen, ihre Kolonien bevölkern. In ihren zwischen Mangrovelümpfen isolirten Pflanzungen sind sie bei Mozambique zu den grausamsten Sklavenhaltern geworden. Als Sullivan vor der Stadt lag, schwammen jede Nacht einige räuberische Neger an Bord, die zum Theil noch die Spuren des erhaltenen Jähzuges zur Schau trugen. Wer der Absicht war, diese als „freie Neger, die ohne Paß entlaufen wären“, rekrutirt. Doch nahm S. sie mit, ohne sich weiter an die Forderungen des Gouverneurs zu kehren. Unter dem Vorwande, freie Neger „*maros enganos*“ an Bord zu führen, treiben die afrikanischen Portugiesen unter arabischer Flagge den schwärztesten Menschenexport. Die Vertreter der Regierung geben dazu ihre Juriakate, und reklamiren im Nothfalle von englischen Schiffen Jabiniden von einer ihnen selbst wie Andern unbekannten Sprache als ihre freien Unterthanen.

Die aus den englischen Kreuzern angestellten Offiziere hat selten in einer rasigen Lage. Wohlwollende Gerüchtheile zu Ibo und Bombay erleichtern ihnen keineswegs ihr behärdigtem einem mit Recht als tödtlich verschrieenen Klima ausgesetzt zu sein. In Bombay hatte man in früherer Zeit die Gewohnheit, daß man einem Kapitän sein Kommando entzog, sobald er ein Schiff aufgebracht hatte, damit er die Ausgaben der Offiziere nicht beeinträufte. Viele hüteten sich daher vor Nichts mehr als der Jagd auf Sklavenschiffe.

Sullivan schlägt vor, durch Einführung einer gereinigten Baumwollencultur in Südafrika gereiztere Zustände einzuführen (S. 106), allein weder der Bantuanen noch der Araber ist industrieller Natur. Kaeser könnte man allerdings bald genug finden, welche die Holy Bible im Grunde hier den früheren staatlischen analogen Plantagen mit Menschenzucht nach dem Grundfassen des Darwinismus einführen würden. — Aber haben daran gedacht, dem Sultan von Zanzibar 40,000 Taler jährlich, die er dem Imam von Masfat als Tribut zu zahlen hat, zu garantiren, wenn er sich verpflichte den Menschenhandel zu unterdrücken. Dies würde ihm erstens durchaus nicht planlos zu machen sein, zweitens würde er im besten Falle zwar das Geld nehmen, aber den Sklavenhandel nicht lassen. Der Versuch, ihn thatsächlich abzuschaffen, würde ihn nur seine Stellung und sein Leben sogar kosten können, andererseits aber auch den Europäer durch die darauf notwendige Reaktion den Zugang zu diesen Theilen Afrikas gänzlich schließen. Endlich bliebe dann noch immer an Aufhebung der portugiesischen Handelsstationen zu denken. — Das Praktische ist jedenfalls die Befestigung einzelner Punkte als Operationsbasis an der Küste durch die Engländer, wie Sullivan dies vorschlägt. Nach den neuesten Nachrichten, die ein Brief Brenners an Petermann bringt, hat man bereits die Befestigung von Kilwa, Durajero und Kikwazi be-

^{*)} *How Chasing in Zanzibar waters and on the Eastern coast of Africa narrative of five years experience in the suppression of the slave trade.* London. Sampson Low. 1873. 8.

weise effectuirt (Ausland S. 100). Hier wäre auch zugleich dem Bedürfniffe nach einer Etapen für die eingebrachten Sklaven entgegen und die Aussicht auf die Bildung einer ähnlichen Institution, wie Sierra Leone an der Westküste repräsentirt.

R. P.

Frankreich.

Französische Beurtheilung Schopenhauers.

So sehr die Franzosen auf Deutschland ergrimmt sind, mit um so größerem Eifer beschäftigt man sich in Frankreich mit deutscher Wissenschaft und es vergeht fast keine Woche, in welcher die Literaturblätter nicht von Uebersetzungen deutscher Werke oder von Arbeiten darüber durch französische Gelehrte zu berichten hätten. Auch heute liegt uns wieder eine Abhandlung dieser Gattung vor. Sie ist von einem Herrn Ribot verfaßt und beschäftigt sich mit der Philosophie Arthur Schopenhauers.^{*)} Um einen Begriff zu geben, in welcher Weise der deutsche Weltverächter von dem Franzosen aufgefaßt ist, geben wir die folgenden Auszüge:^{**)}

„Schopenhauer lebte als Misanthrop, er war beständig unzufrieden mit den Menschen und Dingen und ging darin etwas zu weit. Er scheint das nöthigende, potternde Wesen von seinem Vater geerbt, es aber noch in weit höherem Maße als dieser besitzen zu haben. Nach einer Theorie der Vererbung, welche Schopenhauer in seinem großen Werke (Band II., Kap. 43) sehr ausführlich behandelt und aus welcher er eine Anzahl praktischer Konsequenzen herzuleiten gesucht hat, erbt das Kind den Willen als die erste, wesentlichste Eigenschaft vom Vater, die geistige Begabung als die zweite, untergeordnete, von der Mutter. In seiner eigenen Person glaubte er die Bestätigung dieser Behauptung zu sehen und den Willen vom Vater, den Geist von der Mutter zu haben. Es kann aber nichts hypochondrischer sein als diese Theorie. Sie rührt von einem Metaphysiker her, d. h. sie ist einfach, abseht und wenig im Einklang mit den Thatfachen. Schopenhauer deducirt sie durch seine philosophische Doktrin, also ebenfalls durch eine Hypothese und die Thatfachen, auf welche er sich stützt, sind so wenig zahlreich, daß sie nicht schätssüßig sein können. Es scheint vielmehr als ob man aus dieser Lehre lediglich die gegentheilige Forderung ziehen und sagen könne, der Wille müsse von der Mutter, die geistige Begabung vom Vater kommen. Schopenhauer versteht, wie wir sehen werden, unter Willen die Leidenschaft, Gelungen, das Herz, kurz das moralische Leben, und da dieses bei der Frau in demselben Grade herrscht, wie das Hirn und der Verstand beim Manne, so ließe sich lediglich Wille schreien, jeder verwerde das, was er im höchsten Maße besitzt, also die Frau das Herz, der Mann den Geist. Es handelt sich indes hier um die Erfahrung und nicht um die Logik und es ist allerdings richtig, daß wenn Schopenhauer's Theorie im Allgemeinen angreifbar, sie doch in seinem besonderen Falle zutreffend ist.

Der Charakter seiner Mutter scheint auch auf sein Urtheil über die Frauen von Einfluß gewesen zu sein. Sie war geistreich

und besaßen, entbehrte aber jedes Ordnungssinnes und disponirte so ungeschickt über ihr Vermögen, daß sie es zum Theil verlor und hängig ganz gefährdete. Schopenhauer, der sehr viel auf seine Unabhängigkeit gab und demzufolge einen Werth auf Reichthum legte, konnte ihr das nie verzeihen. Rechnet man dazu die sehr prosaischen Eigenschaften Goethe's in Weimar, deren einer jener Sohn das Leben verdankte, den Wieland den Sohn der Magd nennt, die Frauen von leichtem Sitten, die er in Dresden und in Italien kennen lernte, denn er scheint sie, wenigstens in der Praxis, nicht immer verabscheut zu haben, ferner jene bizarre Theorie, welche den Zweck hat, durch absolute Enthaltensamkeit das Ende der Welt herbeizuführen, so begreift man, daß Schopenhauer der leidenschaftlichste Widersacher ist, den die Frau jemals gehabt hat.

Außer den Frauen besaß dieser an Haß so reiche Mann noch zwei Hauptgegenstände dafür: Die Juden und ganz besonders die Professoren der Philosophie. Er ist Idealist und Pessimist und die Juden sind für ihn die Inkarnation des Materialismus und des Optimismus. Ihre Anschauung, daß die Welt gut sei, ist für ihn eine Quelle unaufrichtiger Spötherien.

Noch viel energischer ist sein Haß gegen die Professoren der Philosophie. Er hatte sich im Lehramt versucht und weshalb verzichtet er darauf. „Wäre ich arm geboren“, sagt er zu Frauenhülft, „und gewannen, von der Philosophie zu leben und meine Lehren mit den offiziellen Verschriften in Umlauf zu bringen, so würde ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf schießen.“ Hieran scheint hervorzuergoßen, daß er aus Liebe zur Unabhängigkeit jedes Lehramt verabscheute, in Wahrheit dürfte er aber Hegel und den Seinen, daß sie ihn in der Vergeßlichkeit und Vereinsamung ließen. Wenn man bedenkt, daß Fichte, Schelling und die sich um sie gruppierenden Jünger fast alle gelebt haben und durch den Glanz ihrer Gelehrsamkeit, und auch ein wenig durch ihre Intriguen, eine Macht im Staate geworden waren, so versteht man den Jörn eines verkannten Dissidenten, wie Schopenhauer einer war. Er verglich sich mit dem Mann mit dem eisernen Rost, und bekennt er die Namen der „drei Epiphen“ unter seine Feder, so reicht die deutsche Sprache nicht aus für alle Insurien, die er gegen sie schleudert.

Es ließe übertreiben, wollte man unter die Zahl der Gegenstände seines Hasses auch Deutschland und die Deutschen rechnen, so viel aber steht fest, er liebte sie nicht. Den Patriotismus nannte er „die dümmste Passion und die Passion der Thunnen“; außerdem steifte er sich darauf, nicht von deutscher, sondern von holländischer Nase zu sein^{*)}, worauf auch sein Name deutete. Er warf seinen Pantheuten vor, in den Bosken zu suchen, was vor ihren Häfen liege. Ein Fremder, der ihn in seiner Bibliothek anfuhrte, erzählt, er habe doleß wenig Deutsche, viel Engländer, einige Italiener, zumelst aber Franzosen gefunden, und Schopenhauer habe ihm gestanden, daß nach Kant, Helvetius und Cabanis eine Diamantausgabe des Chamfort die meiste Freude in seinem Leben gemacht habe.

Trotzdem nach Schopenhauer's Behauptung die Enthaltensamkeit der einzige Weg zum Heile sein solle, führte er ein sehr gewöhnliches Leben. Einige wenige Freunde, eine Magd und sein Hund Alma machten seine Gesellschaft aus. Dieser Hund spielte eine große Rolle, sein Herr bedachte ihn in seinem Testament, sah in seiner Nase das Sinnbild der Treue und gestreifte lebhaft gegen den Mißbrauch der Wissenschaft, von der gerade die Hunde viel zu leiden haben.

^{*)} La philosophie de Schopenhauer par Th. Ribot, agrégé de la philosophie, docteur ès-lettres. 1 vol. in-18 de la Bibliothèque de la philosophie contemporaine.

^{**)} Fast ein Seitenstück zu der französischen Beurtheilung Kantsch's, die jüngst die Kunde durch unsere Zeitungen machte!

^{*)} Ist das eine andere Nase als die deutsche?

Romane u. mit der Herrschsucht und den Vorurtheilen der Magyaren steht, wie sie in obiger Vorrede selbst andeutet, in den anarchistischen Kreisen ihres Landes, besonders Anstoß erregt hat. Zugleich gilt der Prophet in Folge dessen auch im eigenen Lande nicht das, was er gelten sollte, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß derselbe Mariam Tenger, der höchsten Werthschätzung im ganzen deutschen Reiche theilhaftig werden würde, sobald seine Werke in den weitesten Kreisen Eingang gefunden. Und doch hat Mariam Tenger schon viel geschrieben, und indem wir das hervorheben, haben wir zugleich bittere Klage über unsere Kritik zu führen, die sie so lange vernachlässigen gekonnt. Erzählungen wie „Der letzte Capu“, die, wie die frische, liebliche und spannende Handlung anbetrifft, unbedingt zu den besten literarisch-wissenschaftlichen Ergüssen der Gegenwart zu rechnen sind, hätten die warmste Fürsprache verdient. In gleicher Weise das jauch im Heuleton der „Kord. Kög. Hg.“ erschienene, der Prinzessin Luise von Preußen, Tochter des Prinzen Friedrich Karl gewidmete „Fest auf Arpadbar“, „Eisner Jiriatar“, „Die kleine Sacerin“ u. s. w., Werke, welche alle zugleich Zeugnis für die Reife der Dichterin, und ohne Nennung von Namen mit den Gesähten der berühmtesten ungarischen Dichter bekannt zu machen, ablegen. Es gilt hierbei nur an den Baron Mészáros, den wirklichen Baron Besselöw, in der letztgedachten Erzählung zu erinnern. Ausgezeichnet ist auch die Skizzierung der weiblichen Natur in den Trauengeschichten, ausgezeichnet, wie schon gedacht, die Hartenstund und Wahrheitsliebe in den landschaftlichen Gemälden der Dichterin, die übrigens nicht nur rein ungarische Verhältnisse, sondern wie in der älteren Erzählung „Witche und König, aus dem Jugendleben Friedrich des Großen“, auch andere Stoffe selbst zu bearbeiten verstanden.

Zusammen aber bleibt Mariam Tenger hauptsächlich als ungarische Dichterin eine höchst beachtenswerthe Erscheinung. Wenn für sie kein Zweiggespräch mit einer berühmten staatsmännlichen Größe, keine Seneca'sche - Aufschreibung Messias machen kann, so mag es denn doppelt von der deutschen Kritik als eine Pflicht empfunden werden, sie vor jenem ungarischen Dichter zu Wort kommen zu lassen, auf daß ihre deutsche Kultur und Sitte gegenwärtige Vorliebe der magyarischen Schönheitsarbeit ungarischer Dichter den Rang ablaufe. A. Badewig.

Amerika.

Die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenvereinigungen.

I.

Aufgabe nachstehender Zeilen ist es, ein gedrängtes Referat über ein und vorliegendes Buch von ganz hervorragender Bedeutung für das Studium moderner Verfassungsgeschichte im Allgemeinen und besonders der der Vereinigten Staaten zu geben, über den ersten Theil des Werkes: „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika“ von Dr. H. v. Holtz, Professor am der Universität Straßburg: „Staatsgenese und Sklaverei, erste Abtheilung“. Ueber die Entstehungsgeschichte dieser brillanten Studienarbeit sei folgendes aus dem Vorwort mitgeteilt: Der Verfasser beabsichtigte, als er die Verarbeiten

zu dem Werke über die Vereinigten Staaten begann, anfänglich nur, ihr gegenwärtiges politisches und sozialpolitisches Leben zu schildern; bei der Vertiefung der nöthigen Studien erkannte er jedoch, daß der ursprüngliche Plan bedeutend erweitert werden müßte, „um mit einiger Zuversicht erwarten zu dürfen, daß die maßgebende Kritik das Werk mit dem Namen eines wissenschaftlichen ehren und daß auch demjenigen Leser, der die Vereinigten Staaten nicht aus eigener Anschauung kennt, ein im Wesentlichen richtiges Verständnis für ihr eigenbüthliches Leben mit seinen mannichfachen Lichtseiten und tiefen Schatten eröffnet werden würde.“ In der immer fester begründeten Ueberzeugung, daß eine eingehende Kenntniss der Geschichte der inneren Politik eine absolute Vorbedingung für ein wirkliches Verständnis der aktuellen Zustände in den Vereinigten Staaten und ebenso eine gewisse Kenntniss des Verfassungsrechts unbedingt dazu erforderlich sei, legt der Autor, der sich anfänglich bloß etwa zwei Jahre für die ganze Arbeit gesetzt hatte, jetzt nach fünf Jahren die erste Arbeit vor, welche die innere Geschichte der Vereinigten Staaten behandelt, soweit sie für die Entfaltung und das Verständnis des Verfassungsrechts und der Demokratie von Belang ist. Der zweite Theil des ganzen Werkes soll dann das Verfassungsrecht enthalten und der dritte die aktuellen politischen und sozialpolitischen Zustände besprechen. Am Schlusse der Vorrede vermahnt sich der Verfasser, nachdem er auf die subjektive Beurtheilung seines Gegenstandes namentlich auf der anderen Seite des Ozeans hingewiesen, wo Parteibefantheit, halbverdaute politische Dogmen und Dunkel die Elemente sind, welche bei den für die Mehrzahl der Leser maßgebenden Kritiken die entscheidenden zu sein pflegen, und ihrer Hebel gegenüber die geschichtliche Thatsache genügend mit Beweismitteln belegt, in Aussicht gestellt hat, so daß der Leser aus dem gegebenen Material selbst ein Urtheil bilden kann, ausdrücklich, da er auch stets zugleich sein eigenes Urtheil anzuwenden auspricht, gegen das Eine, daß man bereits aus dem ersten Theil oder gar aus der ersten vorliegenden Abtheilung desselben sein End- und Gesamturtheil über das politische Leben der Vereinigten Staaten herauszulesen suche, da er hier nur ganz bestimmte Seiten derselben und auch diese nur von gewissen Gesichtspunkten aus schildere.

Diesen Ausdruck des Autors ehren, sei und hier denn nur die Bemerkung gestattet, daß, was das Sachliche anbetrifft, die überzeugende Gewalt der von dem Verfasser dargelegten Thatsachen und der aus ihnen mit scharferdeutiger Schärfe und unerbittlicher Logik gezogenen Schlüsse eine so große ist, daß sich ihr auch der von entgegengesetzten Ansichten ursprünglich noch so sehr beherrschte Leser zu entziehen nicht im Stande ist; wir wenigstens sprechen ein christliches „concedo“ — und andererseits nach der formellen Seite in Sprache, Diktion, klarer Auseinandersetzung der Gedanken, Beibringen alles dessen, was zum Verständnis für den gebildeten Laien nöthig, aber auch nur gerade dessen das begonnene Werk ein Meisterwerk ersten Ranges ist. — Die erste Abtheilung des ersten Theiles, — denn diese liegt und heute erst vor — umfaßt die innere Verfassungsgeschichte von der Entstehung der Union bis zum Kompromiß von 1833.

Das künftige und engherzige Verfahren des englischen Parlamentes den amerikanischen Kolonien gegenüber führte die Kritik der Trennung vom Mutterlande viel früher herbei, als die natürlichen Verhältnisse und die aus ihnen erwachsende Verschiedenheit der Interessen den Bruch zu einer unumvermeidlichen Nothwendigkeit machten, aber es währte lange, bis der Unwille über die systematischen Rechtsverletzungen des Parlamentes über das Gefühl der Anhänglichkeit triumphirte. Das aber erkannten

¹⁾ Düsseldorf, Verlagsbuchhandlung von Julius Fudde. 1873. New-York, E. Steiger, 22 u. 24 Frankfurt Street. 436 SS.

die Kolonien gleich, daß sie vereint handeln müßten, um England gegenüber mit dem gehörigen Nachdruck aufzutreten, ein schwieriges Problem für diese dreizehn zu sehr verschiedenen Zeiten und unter sehr verschiedenen Umständen gegründeten Staaten, deren ganzer Entwicklungsgang, politische Institutionen, religiösen Anschauungen und sozialen Verhältnisse zum Theil so stark von einander abwichen, daß sich fast mehr wesentliche Unterschiede als Vergleichungsbrücke und Ähnlichkeiten aufzählen ließen. Die Erkenntniß, daß trotzdem eine Solidarität der Interessen obwalte, beruhte vorwiegend auf der geographischen Lage der Kolonien; sie betrachteten sich von Anfang an den Streit mit dem Mutterland als eine gemeinsame Sache. Massachussetts empfahl 1774 die Beschickung eines allgemeinen Kongresses und am 4. September desselben Jahres traten „die von dem guten Willen dieser Kolonien ernannten Delegaten“ in Philadelphia zusammen, mit ihm war eine revolutionäre Körperschaft geschaffen, die thatsächlich souveränes Gewalt ausübte, und ebenso stellte sich das Volk durch Anerkennung seiner Autorität auf revolutionären Boden und zwar nicht als die Angehörigen der verschiedenen Kolonien, sondern als moralische Person. Bis zur Annahme der Konföderationsartikel durch sämtliche Staaten (1. März 1781) blieb der Kongreß die Nationalregierung *de facto* und *de jure*, trat als solche mit auswärtigen Mächten in Verbindung, und ging Verpflichtungen mit blinder Kraft für das gesamte Volk ein. Die einzelnen Kolonien blieben aber Kolonien; ihre Verbindung in „Staaten“ ist nicht die Folge einer selbständigen Handlung ihrerseits, sondern wird durch die Repräsentanten der „Vereinigten Staaten“ im Namen des gesamten Volkes vollzogen; „daß eine Volk der vereinigten Kolonien löste seine politische Verbindung mit dem englischen Volk und erklärte, hinfort das eine vollkommen selbständige Volk bilden zu wollen. Diese Eingangs zu Einem Volk war die naturgemäße Frucht der gegebenen Verhältnisse und stand als vollendete Thatfache da, ohne Jemand an die rechtlichen Konsequenzen gedacht hatte, die einst aus dieser Thatfache gezogen werden konnten. Aber vom ersten Augenblick an zeigte es sich deutlich, daß die Klasse des Volkes, wie die Führer nahezu einstimmig sich aufs Ausharren gegen die praktische Durchführung dieser rechtlichen Konsequenzen sträuben würden; das begreift die entsetzliche Reihe von Kompromissen, durch welche die Amerikaner versucht haben, Schwierigkeiten, die bezwungen werden mußten, ohne Anstrengung bei Seite zu schieben, indem sie Beschlüsse auslagerten und protektirten, aus denen sich je nach Belieben Sa oder Nein herauslesen ließ, — aber der blutgeschriebene Kampf wurde um so hartnäckiger und erbitterter. Charakteristisch ist, daß bei der Frage der Abstimmung nach der Zahl der Individuen oder nach Staaten der nationale Stempel fast sofort zurückgedrängt wurde, trotzdem die Logik unfehlbar für ihn sprach, und Partikularismus und Sonderinteresse die schwach besetzte Oberhand behielten. Die Logik der Theorie und die der Thatfachen begannen den Kampf gegen einander, die Vernunft forderte mit John Adams, daß die Konföderation in allen zukünftigen Fragen ein einziges Individuum bilden solle, aber die Unmöglichkeit, diese Forderung mit den thatsächlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen, welche beim Kongreßbeschlusse fortbestehen konnten, führte zu den unbewußten Versuchen, den unüberwindlichen Widerpruch durch Worte zu lösen: „Wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein!“ Ein einziger Mann, Alexander Hamilton, war sich von Anfang an vollkommen klar darüber, daß man mit der gleichen Aussicht auf Erfolg über die Quadratur des Kreises hätte nachgrübeln können. Auch

Washington zeichnete deutlich die Unhaltbarkeit einer Theorie, die aus Dreizehn Eins machen und dabei doch die Dreizehn Eins bleiben lassen wollte, und das barocke Schauspiel, daß die Realisirung derselben bot. Er schreibt 1785: „Die Union und die einzelnen Staaten sind souverän, wie es gerade ihren Zweck am besten paßt, mit einem Wort: wir sind heute eine und morgen dreizehn Nationen!“ Es lag aber eben damals in der Natur der Sache, daß man häufig in den wichtigsten Fragen dem Jure des Augenblickes folgte und anfänglich „Vernunft und Reflexion“ weniger zur Geltung kamen: „man mag das bedauern, aber es wäre ebenso thöricht, den Gründern der Republik einen Vorwurf daraus zu machen, als es absurd ist, das hätten zu leugnen.“ Kurz hinter einander wurde, ohne daß man sich des Widerspruchs bewußt wurde, beschloßen, einen Ausschuss zur Aufklärung der Erklärung einzusetzen, „daß die „vereinigten Kolonien freie und unabhängige Staaten seien, und ein Ausschuss gewählt, der den Plan einer Konföderation auszuarbeiten sollte. Der Konföderationsartikel wurde am 15. November 1777 von dem Kongreß angenommen, und es wurde beschloßen, ihn den Legislaturen der Staaten zur Annahme zu empfehlen. Daß diesen jedes Recht zur Genehmigung fehlte, wurde vollständig übersehen, die Rechtsgiltigkeit dieses Aktes Seitens der Legislaturen, welche einseitig keine *de facto* Regierung ausübten und andererseits keine konstitutionelle Befugniß hatten über einen Verfassungsentwurf für die Union abzustimmen, beruhte auf einer unglücklichen Illusion, welche man aber mit der Zeit nicht nur für ein unbestreitbares Recht, sondern auch für eine stets anerkannte offene Thatfache hielt. Man erkannte in der Konföderation an, „daß jeder Staat seine Souveränität behält“, die er doch nie gehabt! „Die Unabhängigkeit jedes einzelnen Staates war nie rechtlich erklärt worden. Sie hatte nie thatsächlich existirt.“ Allen den überwiegenden Sonderinteressen gegenüber hatte die Bundesregierung nur den Krieg mit England (a die Waagschale zu werfen; es bedurfte nicht erst der Reflexion des Bürgers, ihn von der Bedeutung der Nationalregierung zu überzeugen, er war von einem tiefen Gefühl ihrer Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit durchdrungen, der Kongreß dagegen war ihm eine Schöpfung der Revolution, die um des Krieges willen mit England einging und existiren mußte; darum sei ihm jeder gute Bürger so weit Gehorsam schuldig, als ihm von seiner legitimen Obrigkeit, der Staatsregierung, gebühre würde. Der Kongreß muß also „aufstehende“ Macht bleiben, dessen Mitglieder Anstrichungen vor ihren Sonderverträgen und dessen Beschlüsse nur so weit durchgeführt wurden, als die Souveräne sie gut hießen — da der Grund, welcher die Vereinigten Staaten bewegen konnte, ihr „festes Freundschaftsverhältnis“ in der That „ewig“ bestehen zu lassen, das dauernde und wachsende Interesse nämlich, welches die Bevölkerung sämtlicher Staaten daran hatte, vollständig verkannt wurde. Man meinte von dem Kongreß, wie von jeder Gewalt außer der eigenen Staatsregierung steter Unannehmlichkeiten, Plagereien, Umpiragen gewärtig sein zu müssen. Das kamen andere Momente, das Mißtrauen gegen den Kongreß zu nähren, ihn „Alles erklären, aber Nichts thun“ zu lassen, vor Allem die Verweigerung von Privilegium und Gewalt, die Folge des revolutionären Denkens jener Zeit. Die Amerikaner hatten ursprünglich sicher nicht zur Vertheidigung „natürlicher Rechte“ das Schwert gezogen, sondern „als englische Unterthanen in jedem Sinne des Wortes, um der Mächtig abzuweichen, welche sie „von einer geselligen, aber ungerechten Regierung erlitten“; aber allmählich begann man gleichfalls trotz aller Rückertel und alles Realismus des amerikanischen Charakters, idealisti-

schen philosophirenden Träumereien nachzuhängen, dem Glauben zu huldigen, jede Regierung strebe danach, ihre Macht auf Kosten der Einheit zu vergrößern. „Eine naive Bewunderung der eignen Vortrefflichkeit, welche man für die naturgemäße Folge der demokratischen Institutionen oder der „Ursprünglichkeit“ des Volkes hielt, nahm jetzt ihren Anfang, wenn sie gleich erst nach und nach durch Demagogen zu der charakteristischen Selbstgerechtigkeit großgezogen ist, die jetzt einen der charakteristischsten Züge des politischen Denkens der Massen des amerikanischen Volkes bildet! In dieser Zeit vergaßen die amerikanischen Gesetzgeber, daß das Interesse die wesentlichste Garantie für die Beobachtung der Gesetze abgeben müsse. Sie überschätzten sich selbst und das Volk, und zwar sowohl, was die Urtheilskraft, als was die sittliche Reinheit und Größe betraf. Dabei waren immer noch erst wenige Fälle vollkommen klar über die letzte Ursache des Uebels; zu diesem gehörte Washington; er antwortete, als man ihm bat, durch seinen Einfluß dem Verderben Einheit zu thun: „Einfluß ist nicht Regierung!“ — So lange der Krieg noch nicht beendet war, hielt er die Union unumgänglich nothwendig zusammen; sobald aber dieser äußere Trud aufhörte, rang das losse Gefüge an mit reichlicher Schnelligkeit auseinanderzubringen.

Hatten sich die Staaten früher begnügt, die Forderungen des Kongresses einfach unbedacht zu lassen, so begannen sie jetzt eben, seine Diktatur zu verstopfen und sich ihrer Pflichtversummisse zu rühmen. Die entsetzlichen Wirkungen jedes langwierigen Krieges ragen an in erschreckender Weise hervorzutreten, waren Motive deinstufigen Männer, die das Vertrauen des Volkes genossen. Dem Kongreß schickte es an den nöthigen Geldmitteln, auch nur seinen dringendsten Verpflichtungen, vor Allem gegen die Truppen nachzukommen; die ausländische Schuld begann fällig zu werden, und der Kongreß konnte nicht die Listen zahlen, geschweige denn an die Tilgung des Kapitals denken; in den einzelnen Staaten schickte nicht nur die Möglichkeit, sondern auch der gute Wille, zu zahlen. Vertrauen und Rechtsbewußtsein waren erschüttert; jeder Staat machte von dem ausschließlichen Recht, seinen Handel zu regeln, in engherziger und kurzschätzigster Weise Gebrauch; ephemerische und partikularistische Tendenzen bildeten sich immer stärker heraus und äußerten bald ihre Rückwirkung auf das Verhältniß der Union zu den europäischen Mächten. Diese waren bei der gänzlichen Mächtlosigkeit des Kongresses und bei der Unzuverlässigkeit der Regierungen, wenig geneigt, sich durch Verträge zu binden. Die Klagen über die traurige Regierungslosigkeit wurden immer lauter und allgemeiner; die Mäcker der großen politischen Maschine kamen „zu einem hässlichen Stillstand.“ Washington schreibt Oberst Lee: „To be more exposed in the eyes of the world and more contemptible than we already are, is hardly possible.“ Bei der Nachricht von den in Massachusetts ausgebrochenen Wirren fühlten die alten Führer der Revolution, daß der Augenblick gekommen sei, das Sein oder Nichtsein der Nation entschieden werden müsse. Das Gespenst des Bürgerkrieges tauchte vor Aller Augen drohend auf. Dem allgemeinen Gefühl, daß man an einer verwerflichen Krise angekommen sei, entsprang die Idee des Konvents von Philadelphia; er war „the last dying essay“, das Fortbeleben der Union möglich zu machen; das erkannte Washington und darum nahm er endlich das Mandat an; wenn dieser Konvent resultatlos auseinander ging, zusammengelegt aus den besten Männern der Union, was Einsicht, Erfahrung und reinen Patriotismus betrifft, so schien nichts übrig zu bleiben, als dem hereinbrechenden Uebel mit dummer Resignation zuzusehen. Man sah ein, daß die einzige Alternative zwischen gegenseitiger Rach-

giebigkeit und allgemeinem Ruine läge; und trotzdem dauerten die heftigsten Debatten vier Monate, bis die Majorität der Delegaten sich in einem Plan einigen konnte, von dem sie sich zu Hamilton sagten, daß es nicht möglich sei, zwischen der Aussicht „Uebel aus ihm hervorgehen zu sehen“ und Anarchie und Konvention zu schwanken. Als einst alle Aussicht auf eine Verschlimmung geschwunden zu sein schien, erhob sich der große Brantlin dem alle religiösen Demonstrationen in der Seele zuwider waren, und der auch in den dunkelsten Kriegsjahren den Kopf hochgetragen hatte, und stellte den Antrag, daß hinfür die Sitzungen mit Gebet eröffnet würden, denn nur noch vom Himmel sei Hilfe zu erwarten, Menschenwohl sei erschöpft. Während die letzten Angeordneten ihre Unterschrift unter das Dokument setzten, bemerkte er, daß er sich häufig im Laufe der Debatten gefragt, ob die Sonne, welche auf der Leihne des Präsidentenbuhes dargestellt war, im Aufgang oder im Niedergang begriffen sei: „Jetzt aber endlich habe ich das Glück zu wissen, daß es eine aufgehende und nicht eine aufsteigende Sonne ist.“ Im Augenblick streifte diese feste Zuversicht fast an Verneinenheit. Der Konvent hatte allerdings erklärt, daß die Zustimmung von neun Staaten genügen sollte, die Konstitution für diese neun in Kraft treten zu lassen, aber es war äußerst fraglich, ob sich auch nur diese Anzahl würde gewinnen lassen. Die Masse der Partikularisten schoarte sich zu der erbittertesten Opposition zusammen, sobald der Entwurf veröffentlicht worden war. „Aus der projektierten Verfassung ward Tag für Tag dasselbe Gespenst herausgequält, ein vages, absolut unbefindbares Etwas, dem von Jedem anders verstandene Name „consolidirte Regierung“ beigelegt wurde, dem unzählbar Alles zum Opfer fallen müsse, was bisher dem Amerikaner theuer gewesen.“ Die Föderalisten suchten in den Kongressen über Annahme der Verfassung, mit der Vernunft und (den negativen Ergebnissen) der Erfahrung, die Partikularisten aber wollten sich nicht den Urtheilssprüchen der Vernunft unterwerfen, sie wollten nicht aus der Erfahrung lernen! Allein die Frage war den Grenzen des Volkes entrückt: daß Muß gab die Entscheidung, so wurde allendlich die Konstitution doch angenommen, Dank vor Allem auch den gewaltigen Aufregungen des bedeutendsten Vorkämpfers der föderalistischen Partei Alexander Hamilton; er hatte den härtesten Kampf zu bestehen, in New-York. Der Entscheidungsskampf gelang trotz alledem und alledem! „Die Masse der Amerikaner gelöst sich in ihrer Eitelkeit und Selbstüberschätzung darin, das furchtbare Ringen von 1787 und 1788 zu vergessen, oder es nur als Hölle für die „göttliche Inspiration“ zu gebrauchen, welche die „Väter“ zu Philadelphia erleuchtet und geleitet. In Europa hat man vielfach auf Treu und Glauben diese Auffassung als richtig angenommen und „das einzig in der Geschichte dastehende Ereigniß“ gerühmt, daß 13 zu einem lockeren staatenbündlichen Gefüge verbundenen Staaten nicht in dem Schwerte den einzigen Hammer gesehen, sondern friedlich mit einander getagt und sich wirklich auf eine Wiedergeburt des Staatenbundes in einen Bundesstaat von meistkräftiger Konstitution geeinigt haben. In Amerika hat dieses ein unerschöpfliches Thema für Festsprechen am 4. Juli und in Europa nur zu oft einen Verwurf für doctrinär-politische Moralvorlesungen abgegeben, aber mit der Geschichte hat es nichts zu thun. Die geschichtliche Thatsache ist, daß „die Konstitution einem widerstrebenden Volke durch die germalnende Nothwendigkeit abgerungen worden ist.“ („that the constitution it self had been extorted from the grudging necessity of a reluctant people“. J. Q. Adams, Disc. on the const.)

Kleine literarische Revue.

— **Emile de Lavette** giebt in einem nun in Buchform vorliegenden Werkchen „le parti clerical en Belgique“ einen erschreckenden Beleg für die gewaltige Macht eines staatsgefährlichen Ultramontanismus in seinem Vaterlande. Die Aufsätze erschienen zuerst in der „Fortnightly Review“, wurden dann, ins Französische überlegt, in 14,000 Exemplaren unentgeltlich vertheilt; jetzt liegt die zweite Ausgabe vor. Der führende Kämpfer gegen die ultramontane Partei, der als Folge ihres Triumphs in Belgien scharf den Bürgerkrieg im Innern und die Feindschaft Europas von Außen her bezeichnet und alle Vaterlandsfreunde, die ihrem Laide nicht euk, wie früher Italien, den Namen „Land der Torten“ geben lassen wollen, zu energischem Widerstand auffodert, bringt für seine Behauptungen in kurzer geschichtlicher Darstellung und sorgfältiger Angabe über die Stärke des Klerus — „Zahlen beweisen!“ — so unwiderlegliche Beweise, daß mit Rücksicht auf seine Arbeit, der wir die weiteste Verbreitung wünschen, seinen Landsleuten nur zuzurufen: „Wer Dieren hat, der höre!“ Das Werk ist im Verlag von E. Miquard (S. Metzbach Nachf.), Brüssel und Leipzig, erschienen. Auf eine andere nicht minder interessante Streitschrift Lavettes kommen wir in nächster Nummer zurück.

— „**Wien im Jahre 1873**“ heist ein belgisches Werk von Karl Balz, das anknüpfend und hervorgerufen durch die Ausstellung sich seinem Hauptinhalt nach mit einer Beschreibung der Route Brüssel-Wien beschäftigt. Der künstlerisch feinbearbeitete Verfasser schildert seinen Landkenten unter Anderm die Museen Kassel und Dresden, die alterthümlichen Schönheiten Prag — und vor Allem das Salzburger. Gerade um dieser letzten beiden Objekte seiner interessanten Schilderung wird die Lektüre des Buches manchem Wienfahrer, der zugleich den Kurgasse besucht oder den Hradtschin angelaunt, eine willkommene Erinnerung gewesen. Das Salzburger Land hat — und mit Recht — dem Verfasser ein so glückliches Gedenken erweckt, daß er Abstand nimmt von jeder Beschreibung „des daserischen Altes“ München, des ehrwürdigen Augsburg, des pittoresken Nürnberg, Köln und des alten, durch Comis-Voyageurs und blonde Mädchen misstraktirten Vater Rhein.“ Z-u.

— **Moses Mendelssohn**, Schauspiel in einem Akt von Alfred Lindell; — ein recht bedeutendes Nachwerk nach der Münchener Schablone, ohne Salz und Schmalz. Sarah Guggenheilm, die Tochter eines Hamburger Kaufmanns, Freundin von Fessing und Mendelssohn, ist von dem Philosophen zur Gattin auserkoren, hat ihm aber in dieser Form einen Korb gegeben, weil — er buckelig ist! Der Verfasser des Stückchens hatte sich nun offenbar zur Aufgabe gestellt, die nicht ganz neuen Sätze zu illustriren, daß innere Schönheit die äußere verdecke, daß die Macht der Rede eine gewaltige sei und daß der Mann nicht schön zu sein brauche, um das Weibes Herz zu gewinnen; kurz — Sarah soll den Buckel vergessen und Mendelssohn heiraten. Das letztere geschieht nun allerdings, und blieb aber unbegründlich, wie ein Mädchen sich durch diese Serie von schönen Gemeinplätzen und „philosophischen“ Phrasen gewinnen lassen kann, noch viel weniger scheint und ein Grund dazu vorzuliegen, daß der alte Guggenheilm behändig die Gewalt der Mendelssohnschen

Auseinanderetzungen bewundert und ihnen mit dem Herrechten „Ja, ja, so ist es!“ beipflichtet. Die Sprache ist trivial in höchstem Grade; die Figur der vorlauten Wienerin darf doch wohl nicht den Anspruch überraschender Reizigkeit machen. Die berühmte prophetische Gabe des jüdischen Gelehrten, der Allen aber die damalige Stellung der Juden wird reichlich ausgenutzt. — Diefem Schauspiel gegenüber steht das bekannte, ähnlichen Stoff behandelnde „Onkel Moses“ denn doch auf viel höherer Stufe. Z.

Sprechsaal.

Aus Besten in Massachussets erhalten wir die ersten Nummern von The Unitarian Review and Religious Magazine, in welche Monatschrift sich das alte, seit dreißig Jahren bestehende Religious Magazine seit dem März d. J. verwandelt hat. Die Revue soll vorzugsweise dem Gedankengehalt und der Thätigkeit der Unitarier zum Organ dienen, und das vorliegende Heft läßt an Mannigfaltigkeit der Aufsätze und Reichthum an Mittheilungen nichts zu wünschen übrig. Unter den letzteren fiel uns die Notiz über D. J. Strauß auf, welche bei der Anzeige seines Todes gegeben wird. Es scheint, daß man in Amerika nur sein „Leben Jesu“, welches vor vierzig Jahren erschien, kennt, denn es wird gesagt: „Wahrscheinlich sind die wirklichen Leser seiner Werke nicht so zahlreich als man glaubt, da dieselben keine sehr leichte oder anziehende Lektüre bieten.“ Der Schluss des sehr kurzen Artikels lautet: „In seinen Ansichten über Gott nahm er mehr und mehr eine partielle Stellung ein — und gab schließlich jeden Glauben an persönliche Unsterblichkeit auf. In der Politik war er bis zur Eritterung konservativ und betrachtete die Einrichtungen und Ideen Amerikas mit Haß und Besorgniß.“ D. S. S.

Die amerikanische Universität Melbourne hat den Frauen das Recht zu promoviren ertheilt. Der Senat hat in einer Versammlung entschieden, daß die Regulative des Frauenstudiums, die Vorlesungen zu besuchen und die Examina zu machen, und es ward beschlossen, den Frauen, welche die Reife eines Bachelors of Arts (Baccalaureus) und eines Master of Arts (Magister) erlangt, das Jengniß und den Grad eines solchen zu vertheilen, sowie auch sie zur Bewerbung um die Preise der Universität zu lassen. — Bei dem letzten Matricularenamen waren zwei junge Damen die einzigen, welche zur Befragung

Auch die Universität Vermont läßt Frauen zu.

Der in Amerika so viel genante Dichter Walt Whitman, über den die Urtheile seiner Landsleute so sehr weit auseinander gehen in Bewunderung wie im Haß, läßt sich in Harpers Magazine eine dramatische Dichtung erscheinen: „Das Geheiß des Columbus“, die zeigen wird, ob seine Begabung es wagen darf, sich zu der Bewältigung eines so großartigen Stoffes zu erheben. M. B.

Verichtigung. In dem Aufsatz: „Der Pessimismus“, Nr. 17, Seite 246, Spalte 2, Zeile 21 von oben, lese man statt: „aufsicht“, „aufsicht“.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von H. H. Brodhuis in Leipzig über „Der neue Platon“ bei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Herzich und Schumann) in Berlin, Wilhelmstraße 64.
Druck von Georg Reuter in Berlin, Brühlstraße 51.

*) Brüssel, Miquard.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 16. Mai 1874.

[N° 20.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Faust und die deutsche Puppenkomödie. 285. — Ueber Entwurf angestrichen der Dichtungsbildung. 287. — Ueber die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenverfassung. II. 289.

Frankreich. Wie man in Frankreich kritisiert. 291.

Italien. Neueste Volk. 294.

Österreich. Zeitliche Märchen. 296.

Russland. Luthen von H. Pogodet. 297.

Eine literarische Revue. Das Unterrichtsleben in Oesterreich 1848 bis 1873. 298. — Die Schiller und die Weltgeschichte. 298. — Uebersichtsgraphie in Amerika. 299.

Sprechsaal. Noch einmal Facetiae. 299.

Deutschland und das Ausland.

Faust und die deutsche Puppenkomödie.

Am liebsten möchte ich nach obiger Ueberschrift gleich mit einem ansehnlichen Paradoxon beginnen und sagen: Die Puppenkomödie ist das einzig nationale Drama, welches die Deutschen besitzen. Und trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß diese Paradoxie beinahe den Nagel auf den Kopf trafe; die Puppenkomödie ist allerdings nur die dramatische Volksdichtung und nicht wird eine Dichtung schon dadurch, daß sie Kunstdichtung ist, an und für sich unethisch. Die Puppenkomödie aber ist es allein, die jene gesunden Tragikalien aus den Zeiten vor dem dreißigjährigen Kriege fortgesetzt hat, als das deutsche Bürgerthum sich eine bis heute noch nicht wieder erreichten Blüthe erfreute, und in den Städten ein Kunstthum herrschte, von dem wir heute keine Ahnung mehr haben. Wir blicken zwar auf jene Handwerker nach und meinen, der „Beithandel“, die „Mobilisierung des Kapitals“ und die Börse seien Wundern weiche Fortschritte, aber ein Blick auf die herrlichen Bauten jener Zeit, ein Vergleich mit der Jarrobenz unserer Architektur kann uns belehren, wo die wahre Höhe des Lebens zu suchen.

Da die Puppenkomödie hat die größte und populärste aller dramatischen Dichtungen, hat Goethe mit seinem Faust von Neuem angeknüpft, und diese Thatfache wohl am meisten dazu beigetragen, ihr das allgemeine Interesse wieder zuzuwenden. Seitdem hat man vielfach versucht, sich jener Schätze, die von ihren Inhabern, den herumreisenden Puppenspielern, sorgsam und eifersüchtig gehütet wurden, zu bemächtigen. Glücklich sind erstliche Anforderungen in dieser Beziehung nur mit Faust gemacht. Auch die neueste Unternehmung auf diesem Gebiete hat sich vor allem Andern den Faust herausgegriffen und bietet uns „das Volks-Spiel von Dr. Johann Faust mit geschichtlicher Einleitung.“*) Aber der Herausgeber, Herr Karl Engel, will es nicht bei diesem bescheiden lassen, sondern erzählt uns, es seien ihm durch unmaßliches Sammeln, theils mit mehr oder weniger Mühe, direct aus den Händen von Puppenspielern verschiedene Handschriften altüberlieferter Volksaufspiele zu eigen geworden, und er werde „die Reihe jener herrlichen, von urwüthendem Humore durchwebten Puppenkomödien der Öffentlichkeit überliefern.“ Es ist sicherlich die höchste Zeit, diese Schätze zu retten, da es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß die Tage der Puppenkomödie gezählt sind.

Die Gewerbefreiheit der dramatischen Kunst läßt Schauspieltruppen in solcher Fülle entstehen, daß man überall Menschenkomödie haben und der Puppen entrathen kann, obgleich es freilich keinem Zweifel unterliegt, daß die Puppen bei Weitem vorzuziehen wären. Denn jene Annahme des Komödiantenvolkes ist in Wahrheit nur eine Annahme des Proletariats und der Prostitutionen. Während aber jene Puppenspieler und Puppen treu am Alten fest hielten und den Faust wie den Handwurf treu bewahrten, als die „Gehilfen“ mit Klugegelehrten saßen und dem Lebensteinschiffen Anstalt lauschten, machen sich jene lebendigen Menschen naturgemäß zu Verbreitern des Neuen, was ja meistens auch das Schlechteste zu sein pflegt — denn das Gute muß, ehe es verbreitet wird, meistens leider alt werden. Und wenn man auf den abgelegenen Dörfern französische Zotenlieder pfeifen hören kann, dankt man es hauptsächlich ihnen. Damit aber soll nicht über die der Stab gebrochen werden: vielmehr bin auch ich der Ansicht, daß diese zwar leichtsinnigen, aber doch gutmüthigen Zigeuner bei einer etwaigen geistigen Ermahnung unserer Nagel nicht die trüglichen Verbreiter auch des guten Samens sein würden.

Was nun das Büchlein des Herrn Engel anbelangt, so macht uns die historische Einleitung einmal mit der historischen Persönlichkeit Fausts bekannt und schildert uns weiter die Schicksale, welche die dramatische Legende Faust im Laufe der Jahrhunderte gehabt hat. Das Bild, welches man nach den Schilderungen der Zeitgenossen sich von Faust machen muß, ist das eines morbid-erleiden geistlichen Bubenkindes. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf das geniale Bild hinzuweisen, welches Kalm von Kraim in seinen herrlichen und deshalb vielleicht vom deutschen Publikum bei Seite geworfenen Kronenwächtern vom Dr. Johann Faust entworfen hat. Wer die Ausführungen Engels liest, muß zugestehen, daß Kraim mit seiner wunderbaren historischen Anschaulichkeit — in der er überall da, wo ihn nicht der romantische Geistensekel reizt, alle Dichter inbegriffen übertrifft — beinahe die Wirklichkeit gefaßt hat, ohne sie doch irgendwie zu kennen.

Die erste unanhaltende dramatische Bearbeitung der Faustsage ist bekanntlich die Christophers Marxowes, welcher nach dem ältesten deutschen 1587 bei Johann Spies zu Frankfurt am Main erschienenen Volksbuche arbeitete. Aber schon 1588 sollen der Buchdrucker Hof und zwei Studenten in Tübingen wegen Herausgabe einer Komödie von Dr. Faust bestraft worden sein. Ein Exemplar derselben war bis jetzt nirgends aufzufinden; Engel vermutet, daß wir in ihr den Urtext vor uns haben würden. Ueber Ausführungen läßt sich bis zum dreißigjährigen Kriege nichts konstatiren, obgleich das Hauptmotiv der Faustsage ohne Zweifel die Bühne ebenso wie leider das Leben beherrschte. Schon 1585 wird eine Verordnung mitgetheilt, daß alle Spielgeber „sich an den Pfarrherrn wenden sollten, der dann die Komödie, ob sie zulässig oder nicht, zu übersehen; für alle diejenigen aber sollte der Ueberlaß der Teufel und Narren, sonderlich aber gar die abscheulichen, hässlichen und erschrecklichen Carven, auch schandbare Poffen pünktlich abgeschafft und sowohl dem Vicari als sonst manmüthig mit dergleichen bei Strafe nicht finden zu lassen, ernstlich eingebunden und befohlen werden.“ Gleich nach dem

*) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung. 1874.

dreißigjährigen Kriege aber wird eine Hauskomödie in Bremen aufgeführt unter dem Titel: „Das Leben und der Tod des großen Erzgräbers Dr. Johannes Faust, mit Vortrefflichkeit und Pöbelhörigkeitslosigkeit von Anfang bis Ende.“ Von da an können wir die Reihe der Hauskomödien bis auf die jüngste Zeit verfolgen. Unter den letzten Puppenspielen sind besonders Schütz, Rath und Weibelbrecht zu nennen. Der Letztergenannte ist ein rührendes Beispiel des ersten Sinnes dieser Zeit. Je älter er wurde, desto bedenkllicher fand er es, den Faust aufzuführen. Er untertrug die ihm als gottelbsterlich erscheinenden Stellen, ließ sie in der Vorstellung fern und schrieb zuletzt gar Verhüllung seiner Seele unter das Manuscript: Alles was unterstrichen ist, bewegt mich, daß ich Fausts nie wieder aufführen werde. Auch heute noch ist Faust das Hauptkassenstück eines jeden Marionettentheaters, freilich in sehr veränderter Gestalt. Von einem geistlichen Puppenspiel hat unser Blatt früher einmal (1866, Nr. 19) berichtet; ein russisches had Herr Engel 1856 in Petersburg aufgeführt. Was nun den Text Engels anbelangt, so meint er, daß er dem Urtexte am Nächsten stehe; ein Vergleich z. B. mit der Simrock'schen Ausgabe ist freilich genügend, um ihn als älter herauszustellen. Die vorkommenden Verse sind natürlich Alexandriner. Der Gang der Handlung ist so ziemlich derselbe wie bei Simrock, nur daß dieser einen gar zu Goethe'schen Monolog Faustens Anfangs in den Mund legt und das Verpöbel in der Hölle fehlt. Handmuth spielt die gleiche Rolle und jene wunderbaren Momente, daß er mit den Teufeln, die Faust zu bezwingen, sein tolles Spiel treibt das bekannte „Perlide, Perlaste“, — eine Scene, in welcher sich jene fast unaufschieblich von Höhenangst (in wirklichster Bedeutung) bekommene Zeit gleichsam Luft machte und selbst auflöset. — und schließlich, als Faust Nachts seinen Ausgang erwartet, die Stunden anruft, fehlt in Weiden nicht.

Vergleichen wir das Puppenspiel mit dem Volkbüchse, so ist nicht zu leugnen, daß jenes sich viele tiefinnige Momente hat entgehen lassen, die aber vielleicht auch auf jener primitiven Bühne nicht zu gebrauchen gewesen wären. So der Moment, als Faust beirathen will und der Teufel ihn anspricht, die Ehe sei ein Sakrament, thue seinen Werken Abbruch und Faust dürfe deshalb nicht beirathen, wofür ihn der Teufel dann entschädigt, daß er ihm alle Nacht angelich eine andere schöne Frau zuführt — in Wahrheit aber ist nur ein Teufel, der deren Oestalt angenommen hat. So Faustens Fahrt auf dem Drachenzug zum Himmel oder seine Erleuchtung des Kaufmanns, von dem er in weiter Ferne Indien und das verlorene Paradies erblickt. Hingegen hat das Puppenspiel durch Einführung des semichin'schen Clementes offenbar gewonnen und der dadurch herbeigeführte Schlußeffekt ist von einer so schauerlichen Größe, wie kaum Shakespeare etwas ähnliches aufzuweisen haben möchte.

Prüfen wir nun diesen beiden Werken gegenüber Goethens Faust, so wird zwar unsere Bewunderung des großen Dichters dadurch seinen Abbruch leiden, aber wir werden gesehen müssen, daß seine Größe eben nur auf Iristhem und didaktischem, nicht auf dramatischem Gebiete liegt. Im Sinne der Sage ist eigentlich seine Dichtung nur bis zur Bekanntheit mit Margarethen gehalten, von da an ist es ziemlich überflüssig, daß der Liebhaber Faust heißt, er könnte ebenso mit Samont oder Weisingen, oder Goethe selbst heißen. Außerdem trägt die ganze Gestaltung des Motivs durchaus den Stempel ihres Ursprungs, des sentimentalen Zeitalters, in welchem der Dichter groß ward, welches, abgesehen von einem Manne wie Maximilian Klinger, nirgend den Rath hatte, mit seinen Problemen Ernst zu machen, sondern

dieselben schöngeistig zu verkleinern und zu verunsichern, wozu dann noch in der wirklichen Ausführung des zweiten Theiles der Uebelstand kommt, daß hier nicht mehr der Gemies, sondern der Witz regiert, welcher alle möglichen verständlichen und unverständlichen Anspielungen „hineingeheimnigt.“ Das Faust schließlich „selig“ werden soll, per fas et nefas, was vielen gemüthlichen Lesern eine unbefugte Rethorikwürdigkeit scheint, wird auch von den Orthodoxen als Kezeler verfahren und Weisingen Kapitel z. B. ist gar erstickt darüber, daß der göttliche Mägel so ohne Reue und Buße in den Himmel fährt. In Wahrheit aber scheint mir ein Rest kirchlicher Befangenheit darin zu stecken; man kann es nicht andeuten, daß der arme Mägel nun Zeitewigkeit in der Hölle braten soll. Dante machte weniger Umstände mit den braveren Leuten: der Dichter muß unerbittlich sein, wie das Schicksal, und kann nicht auf die jarten Nerven höherer Dichter Rücksicht nehmen. Auf die wunderbare Bedeutung des zweiten Theiles der Goethe'schen Faust-Tragödie im historischen Sinne habe ich vor einiger Zeit hier bereits aufmerksam gemacht. Die großen Motive des Volkbüchse hat sich Goethe sammt und sonders entgehen lassen; seine Helena ist eine literarische Anspielung, wenigstens im Zusammenhang, mag sie auch an und für sich nicht so vollkommen sein.

Wir scheinen mit gleichlicher Gewissenheit aus einem solchen Zugleich hervorgehen, daß Goethens herrliche Dichtung trotzdem das Faustmotiv keineswegs erschöpft hat, sondern daß auch die moderne Poesie hier noch eine große Aufgabe vor sich sieht. Eigentlich versteht sich dies ganz von selber. Die deutsche Zeit unseres politischen Lebens war bekanntlich die, als die Remartiker zweiter Generation nur noch etwas von des Reiches „alter Herrlichkeit“ wußten und die Jümmlichkeit der Gegenwart für etwas höchst Vortreffliches ausgaben. Auch wir schwärmen bei von den in den Berg entrückten Dichtern und brauchen uns bei der Dürftigkeit der Gegenwart. Das wird indeß anders werden; wo so Großes geschehen, wird auch die Dichtung endlich einmal wieder etwas erleben. Sene gemüthvolle Insult des sogenannten „Kloßbüchse“ ist uns freilich verloren gegangen, dafür aber werden wir das wahre, ernste dramatische Feuer gewinnen: selbst der Textschreiber zu einem Ausstattungsstück des Bitteraththeaters ist heute unbefangener genug, seinen Faust ruhig in die Hölle zu strecken, mag er sich auch kaum bewegt sein, was darin liegt.

In einer andern Beziehung aber hat Goethe bewiesen, was sich aus dem Puppenspiel machen lasse. Faust ist nämlich die einzige echt deutsche „Komödie“, nämlich im Hans Sachs'schen Sinne, und wenn man erst einmal vor lauter Verwunderung das kommen wird, von ihm zu lernen, kann er eine heilsame Wirkung auf unsere Bühnenerneuerung ausüben. Auf die Verpöbel des Verfalls hat Wagner bereits in seiner trefflichen Prosodie, „Schauspieler und Sänger“ aufmerksam gemacht. Daß gerade er unser Schauspielern schwer wird, zeigt uns meistens ihre tiefe Sonnenheit. Wenn diese herrliche Melodie mit ihrer ungeschulten Natürlichkeit nicht hoch über allen Tandem steht, berechtigt, daß er für deutsche Sprache kein Ohr hat. Ich will damit nicht von vornherein dem fünfjährigen Tambour den Krieg erklären, wenn ich auch gesehen muß, daß ich bis heute durchaus nicht im Reinen bin, ob wir Deutschen nicht besser thäten, zu diesem gereimten Versen zurückzukehren. Nur, was die historische Tragödie anbelangt, kann ich mich zu einer solchen Ansicht nicht entschließen. Hingegen ist dieser Reimvers sicherlich das einzige Mittel, um unser erbsüchtiges Publikum zu retten und irgend etwas Edleres der Poesie gegenüber zu stellen. Es ist wirklich

anzunehmen, daß während die Franzosen sich sogar im Grad Alexandriner gelassen, die, bekanntlich „hochgebildeten“, Deutschen vor jedem Verse davon laufen und auf ihren Bühnen nichts dulden, als die allerplatteste Natürlichkeit — weshalb freilich die letzte jetzt derartig ist, daß ihr selbst ein Kogebue voller Efel den Rücken drehen würde. Zu einem Euphsiele im Stile eines Seride oder Gordio (zu dessen „Mabagab“ übrigens Keiner unserer Autoren den Muth hätte), bringen wir es doch freilich nie; eigenthümlich und originell (denn die Volkspoesie dient nur dem augenblicklichen Bedürfnis, wie der ordinäre Roman), können wir meines Erachtens nur in der phantastischen Komödie sein. Und ihr mußt du Goethes Faust als Vorbild dienen, wie er aus dem Puppenspiele entsprungen, muß man fortfahren, die Schätze desselben, die Schätze unserer alten Sagen dem modernen Theater zurück zu gewannen — ob ein solches Bemühen auch unsern wohlweisen Kritikern in ihre Geschichtslitteraturen nicht raffen will.

Goethes Faust ist allerdings ohne Rücksicht auf die wirkliche Bühne geschrieben, wenigstens in sofern, als er die Bühne höchstens als Mittel, nicht als Integrirendes oder vielmehr hauptsächlichsten Theil des Kunstwerkes betrachtet. Trotzdem läßt sich nicht ingenu, daß er im höchsten Grade bühnenwirksam ist: das gilt, wie namentlich der Leipziger Erfolg bewiesen hat, selbst vom zweiten Theile. Das gilt sogar von den gewöhnlichen Darstellungen des ersten Theiles, die noch dazu meist von Johann Schönn, „eingelichtet“ sind. Etwas Trübseliges, Beleidigendes z. B. als eine Darstellung dieses größten Meisterwerkes der deutschen Poesie auf der Berliner Bühne läßt sich gar nicht denken: es wenigstens ergreift entsetzt die Furcht, nachdem ich Hausen sammt seinem Sammler am Oherstage, wo es nach dessen eigener Versicherung noch nichts Bunteres gab, in einem sommerlich üppigen Kolde hatte spazieren gehen sehen. Denken wir uns aber Faust einem den idealen Anforderungen gemäß dargestellt. Was hätten wir vor uns? Ein Ausstattungsgeld.

Außerdem als Ausstattungsgeld läßt sich überhaupt eine phantastische Komödie nicht denken, und daß Faust, wenn wir nichts wollen, mehr diesen Namen verdient, als den einer Tragödie, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Es wäre ganz gut, wenn irgend ein Theater einmal den Versuch machte, wenigstens das erste Theil würdig aufzuführen. Vielleicht bekümmen wir dann mehr Nachahmungen. Es ist ja keine Frage, daß die wirkliche Poesie auf dem Theater auch deshalb so wenig Beifall findet, weil die meisten Antendungen es nicht für die Mühe werth halten, die gehörigen Kosten auf sie zu verwenden. Sogar eine hergelesene Oper, und wären es die unter dem Namen „Hamlet“ in die Welt geschickten Nichtswürdigkeiten eines Thomas, werden mit Pomp und Pracht in Scene gesetzt, aber das erste Drama nimmt sich aus wie eine Irdbelude. Das soll dann gar wohnlich Hochachtung vor der Poesie sein, klassische Einfachheit, laide Scheu vor Keuherlichkeiten und wie die lägerischen Plebeier alle saaten. Man kann nicht abgeschmackter räkonniren: denn etwas Keuherlichkeiten und Theatropomp entbehrt nicht, so ist es die Mühe; das Gemüth, an welches sie sich richtet, überhebt leicht das Keuherliche, während der Verstand, durch den das Drama zum Herzen dringt, offene Augen hat und sie in allen Winzeln umherzuweisen läßt. Wie kann man verlangen, daß Jemand, der aus einer großen Oper kommt, mit besonderem Behagen die fadenförmige Ausstattung eines klassischen Dramas betrachte?

Mehr noch aber als selbst das erste Drama, dürfte wie gesagt, die phantastische Komödie geeignet sein, den poetischen Sinn von Allem ja wecken: freilich müßten Schriftsteller und Theater-

direktor einmal den Muth fassen, es mit ihr zu versuchen. Wenn die Oper gleichsam der eine Pol des dramatischen Kunstwerkes, so ist sie der andere. Wenn in Jener alle Künste zur möglichsten Einheit verbunden sind, taumeln sie hier gleichsam barchantisch durcheinander, denn selbstverständlich würde selbst eine der Dichtung kongruente Aufführung des Goetheschen Faust weder der Musik noch des Tanzes entbehren können. Dem Zuschauer der Poesie muß endlich einmal wieder ein Ende gemacht werden. Was hat der Dichter erreicht, indem er sich von der Defekation abwandte, während der Musiker (man denke an Wagners Nebenbungen) für seinem Kunstwerke einverleibte? Während er im Schauspielhause am Fleißten jedem seiner Zuhörer ein gedrucktes Exemplar in die Hand drückte, damit ihm keine „Schdabeit“ entgehe (während die wahren Schönheiten eines Dramas eben nur durch die Anschaulichkeit motivirt sein sollen), regiert dafür der Musikant und Defekator im modernen Aufführungssitze ganz allein. Er mietet sich irgend einen „Schriftsteller“, weider zu seinen Kulissen und Aufsätzen einen verbindenden Text zu schreiben hat. Daß derselbe alsdann nicht mehr theilhaft, also z. B. der unglückliche Verfasser eines Opernregies, der unter spezieller Aufsicht des Komponisten geschrieben ist, — man denke an die beklagenswerthe Wilhelmine von Oranien oder an Serides Leistungen für Meyerbeer, ist begreiflich. Selbst die sonst stets so geschmackvollen Franzosen lassen sich den Kulissen und Aufsätzen zu Gefallen einen Kasten gefallen, den sie bei anderen Gelegenheiten sicherlich nicht dulden würden.

Für ein solches phantastisches Bühnenspiel nun sind wir überreich mit Stoff besegnet. Es wird zwar dem Dichter stets unbenommen bleiben, ganz sich auf seine eigene Erfindung zu verlassen, allein das Drama ist noch selten dabei gut fortgekommen. Wie die Oper, wird auch die phantastische Komödie am Besten ihrer Stoffe der Sage entnehmen. Die Stoffgebiete beider grenzen sich ganz von selber ab. Fast jedes mythische Motiv existirt mehr als einmal. Einmal als eigentlicher Mythos oder als Heidenfabel: hier hat die Oper einzufallen. Weiter aber in einer mehr märchen- ja romanhaften, mit humoristischen Elementen versehenen Form, sei es in der Hand der Volkssänger oder der eigentlichen Volksmärchen. Hier hat das Puppenspiel (wie beim Faust) der dramatischen Gestaltung vielfach bereits vorgearbeitet, der Dichter findet den Grundriß und hat nun seinen Palast darüber aufzuführen. Ich sehe deshalb Herrn Engels weiteren Veröffentlichungen mit großem Interesse entgegen. Nicht Alles freilich, was er bringen wird, schlägt dahin ein, denn das Puppenspiel ist eben das Embryo des Dramas im Allgemeinen, d. h. nach allen seinen Beziehungen. Trotzdem möchte das Genre der theatralischen Kunst, auf welches ich hier hingewiesen, am Meisten von ihm profitieren. Hans Herrig.

Ueber Entwicklungslufen der Mythenbildung. *)

Aber die oft seltsamen Gestaltungen der Volksgedichte in selbstvergessenem Sinnen mit träumerischem Blick betrachtet, der kann für Augenblicke die menschlich bleibend finden und lebendige Vorgänge allerweltlicher Art in ihnen zu erblicken glauben. Aber der erste Lustzug verschiebt das Bild, zerstreut den Wolkenspieler und die Täuschung hat ein Ende. Es geht dem unbefangenen

*) Dr. H. Ruhn. Was den Mythenbildungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1873. B. Dümmers Verlags-Buchhandlung, 1874.

Betrachtet nicht anders, wenn er die alten, trauten Sagen im Lichte unserer neuen Sagenforschung ansieht. Vor ihrem fröhlichen Anhauch zerrinnt in Nebel das ganze Sagengeheimth, dem wir Leben und Lebhaftigkeit zuschreiben gewohnt waren. Es liegt so viel innere Wahrscheinlichkeit, so viel Greifbarkeit gleichsam in den alten Sagen, daß wir nur schwer und mit Widerstreben nas entschließen können, von der Wissenschaft sie und rauben, zu bloßen Schatten verflüchtigen zu lassen. Was ist die ganze bunte Märchenwelt, was der Griechen stolze Hölterherren mit seiner wohlüberlieferten Familiengeschichte, seinen menschlichen Eigenthümlichkeiten? Eine bloße Reihe von Ausdrücken und Bildern, in denen die Vorfürze ihre Anschauungen über die Vorgänge des Naturlebens niedergelegt, leere Bezeichnungen für Sonnen-Auf- und -Untergang, für die Abwechslung der Jahreszeiten, die Auflösung von Tag und Nacht, den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, Bilder, die spätere Geschlechter für greifbare Wirklichkeit nahmen, dichterische Ausdrücke, die später nicht mehr in ihrem wahren Sinne verstanden und mehr äußerlich und thatsächlich gefaßt wurden. Nicht mehr heist Erichon zum Hades hinab, um seine Eurudie zu befreien, die Sonne ist, die in die Nacht hinuntertaucht, um strahlend wieder aus ihr emporzunehmen. Der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß ist es beinahe, auf den eine unermessliche Zahl von Sagen aller Völker aus auf ihren eigentlichen Kern und Inhalt zurückgeführt werden.

Der berühmte Sprach- und Sagenforscher A. Ruhn hat in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften zur Nachweisung dieses Kampfes im indogermanischen Sagenstamm einen neuen Beitrag geliefert. Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Räben des heiligen Pala, von denen die vedische Dichtung erzählt, die Räbte in seine Höhle gesperrt, ihm aber wieder geraubt werden, und den Rindern des Aroho, die Hermes ihm fortzirkelt und von denen er zwei sogar schlachtet? In beiden Sagen wird die Morgenröthe, die aus dem nächtlichen Dunkel geboren wird, geschildert. Die Räbe sind die Vögel, an denen das neuerstehende Licht zuerst sich ankündigt, indem es sie goltig umflammt. Mit rothbraunen Rindern fährt daher in den indischen Liedern das Morgenroth, der Räbe häute aber sind das Dunkel, mit der die Nacht, die Lichtänderin, den Himmel überzieht. Auch die Sagen von dem Jäger und seinem Jagdweib, sei es nun ein Hirsch oder ein Eber, erzählen nur die Geschichte der Sonne, die das Jahr hindurch verfolgt wird, bis sie zur Zeit der Winter Sonnenwende unterliegt, oder auch tagtäglich gejagt, und am Abend vom feindlichen Geschehe ereicht wird. Während derselbe Gegenstand einmal unter dem Bilde des Streites um die Herrschaft geschildert wird, erscheint er ein anderes Mal unter dem Bilde des Kampfes um einen Beiß, um die Räbe des Lichts. Ruhn erblickt hierin verschiedene Ausprägungen derselben Vorstellung, die dem jeweiligen Zustande des sagenbildenden Volkes ihre Gestalt verdanken. Den nemalstirenden Indogermanen erscheint der Kampf um das Licht als ein Kampf um das höchste Heilthum, die während der Räbe, während dem Wille der Brahmanen in ihrer lastenbewegenden Stellung nur der Streit um die Herrschaft das Verhältnis zwischen Licht und Finsterniß richtig auszudrücken scheint. An diesem Beispiel glaubt Ruhn seine Auffassung begründen zu können, daß der den Muthen an Grunde liegende Gedanke auf verschiedenen Entwicklungsstufen der Völker eine verschiedene Gestaltung erfährt, daß also jeder Zeit ihr eigenenthümlicher mythologischer Charakter anklebt. Es geht freilich von der Mythembildung der einen Zeit manches auf die Ausprägung der Mythie in der ihr folgenden Zeit über, wodurch jede Sage wie eine geologische

Schicht erscheint, an der jede Zeit- und Entwicklungstufe der Kultur ihren besonderen und bestimmten Theil abgelagert hat. Hiermit hat Ruhn eine Ansicht Max Müllers bekräftigt, die dieser eigentlich selber bereits angegeben hat, daß nämlich die Entstehung der Naturmuthen, d. h. die Uebersetzung der Anschauungen über die Naturvorgänge in die mythologische Sprache der Zeit vor der Trennung der indogermanischen Völkergemeinschaft, somit also eine Fortbildung oder gar selbstständige Ausbildung von Muthen bei den einzelnen indogermanischen Völkern in ihren verschiedenen Wohnsitzen nicht angenommen werden könne.

In einem Anhang: Ueber einige mythologische Ausdrücke, hat Ruhn ein sehr lehrreiches Beispiel dafür geliefert, wie die neuere Sagenforschung eine lebensvolle und glänzende geschichtliche Nothe auf ihren urfrühhlichen Sinn, in ihre Sprache gewissermaßen zurückverfolgen kann. Es ist der Muthos vom goldenen Fische, der nicht etwa nach allen seinen Einzelheiten, wohl aber in seinen Grundzügen gedeutet wird. Auf einer Eide im Palae des Mars ist das goldene Fische aufgehängt und schliefen Traden zur Font übergeben. Von dort soll Jolan es heim und erhält von Aetes mehrere Aufkaben, nach deren Erfüllung er erst das Fische erlangen kann. So soll er die Fische, fischschauenden Stiere, das Geschenk des Herkules annehmen, ja dann die Draehenschne annehmen und mit den aus der Saat emporstehenden, gewapneten Männern einen Kampf bestehen. Wie diese soll er endlich einen Stein schlendern aus so ihre Vernichtung herbeiführen. Dies sind die Jüge der Sage, die Ruhn zu Darlegung des ihr zu Grunde liegenden Gedankens verweilt. Die Verbergung des Sonnenlichtes im nächtlichen Dunkel ist sein Hervortreten aus demselben in dem Schauspiel des Morgenroths ist die Grundanschauung, die in dieser Sage das mythologische überlebt erscheint. Man muß gesehen, es Klingt für den Augenblick etwas kühn und abenteuerlich, eine solche Behauptung allen Entsch aufstellen zu wollen und gewiß wird sie bei Manchem einer jähren Ungläubigkeit begegnen, aber Ruhn behauptet nicht blos, sondern geht mit gewissenhafter Bedächtigkeit Schritt vor Schritt vor und deutet Nichts, ohne selbst den sorgfältigsten Beweis für die Zulässigkeit und Wahrscheinlichkeit seiner Deutung anzutreten. Mit großem Scharfsinn und noch größerer Gelehrsamkeit wird jeder Zug, und sei er noch so klein, auf seine urfrühhliche Bedeutung zurückgeführt, und aus dem gesammelten indogermanischen Sagenzute in seinem Vernehmen nachgewiesen. Zum fernsten Osten wird helles Licht, das Licht, gebracht, und dort dem Nachthimmel, der durch jähren Ausdrücke bezeichnet ist, die Erde und den schlaflosen Traden, in Verwahrung gegeben. Aus dieser Verbergung in der Finsterniß soll das Licht befreit werden. Wenn der Morgen erwachen soll, dann müssen erst die Vögel golden sich umflammen, die Rindern, des Jenergetes Herkules erhasche, feurige Stiere geschickt werden. In einzelnen Strahlen schließt das junge Licht aus dem dunklen Schlund der Nacht empor. Diese Lichtflut und Feuerflut werden im Mythos als Zähne geschildert, an denen die gewapneten Männer herverwachsen. Dieses Strahlenfischen hat ein Ende, wenn die Sonne emporsteigt in ihren aufgehenden Lichtflut, sie ist der Stein, den Jolan unter die gewapneten Männer schlendert. Wenn sie vernichtet ist, dann ist Licht auf der Erde, das goldene Fische ist aus dem Fische geholt, befreit. Daß die Sonne der Stein ist, den Jolan schlendert, wird von Ruhn mit dem ganzen Aufgebote gelehrten Nachgrugs überzeugend nachgewiesen.

„Wer zum ersten Male die Abhandlungen der modernen Mythologenschule liest und bisweilen sogar solche Leute, welche

seit Jahren mit derselben vertraut gewesen sind, sind geneigt, mit halb ungläubiger Anerkennung der Schönheit und Einfachheit ihrer Auslegungen zu fragen, ob diese wirklich wahr sein können. Dieser Satz Edward Tylors, der wie selten einer zur Erreichung der Naturwissenschaften beigetragen hat, stützt auf Kuhns Abkühlung seine volle Anwendung. In ihr ist Einfachheit und Schönheit der Auslegung, aber so überraschender Art, daß ihr der Fall mit Ungläubigkeit bezeugen muß. Nur die Willkür stand diese Methode der Methodenandeutung zu abenteuerlichen Ergebnissen bringen; wo die Forderung eine so bedächtige, fast erst zu nennende ist wie bei Kuhn, ist für die Erkenntnis der Sagenwelt nur Aufklärung und Aufhebung von ihr zu erwarten.

D. K.

Amerika.

Die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenvereinigung.

II.

Für die weitere Verfassungsgegeschichte Nordamerikas ist die bald nach den ersten Anfängen beginnende Kanonisierung der Verfassung von größter Bedeutung gewesen, eine Idee, in der bis tief in den Bürgerkrieg hinein das ganze Volk befangen war und für die man mit Erfolg auch auf dem europäischen Kontinent Propaganda gemacht hat. Hatten früher die Antifederalisten die Verfassung denutzigt, so legten sie nun bald den Gegnern zur Last, daß sie zur Erreichung ihrer verderblichen Absichten der Verfassung Gewalt antäten; die Konstitution wurde zum Hebelstein in dem mit fanatischer Energie geführten Kampf gegen ihre Urheber ersteren. Die Verfassung wird von allen Seiten immer mehr kanonisiert, obwohl die Parteien in ihrer Auffassung von den Prinzipien derselben diametral auseinandergehen. „Zeit dem Schlag des Jahrhunderts, d. h. von dieser Zeit ab, da dieser prinzipielle Gegensatz zuerst in einer bestimmten Formel scharf tritt werden ist, beginnt die Verfassung recht eigentlich die politische Bibel des Volkes zu werden.“ Sie war ihm die Eingebung der angeblich phänomenalen Erscheinung der Sturm- und Drangperiode der jungen Republik und als ihre tiefste Basis mußten — es ist dies ein wichtiger Moment in der solchen Beurteilung — absolute politische Prinzipien angesehen werden. Die Tendenz zur Bildung politischer Dogmen entwickelte sich in gleichem Schritt mit der Demokratie; an der Spitze aller dieser Dogmen — von den „natürlichen Rechten“ und der mit diesen in Verbindung stehenden Lehre von dem Gesellschaftsvertrage z. Th. abgesehen — stand die Mitherrschschaft der Verfassung; ihm kultigte Alles, ihnen mußten auch die Führer, also zu Zeiten auch die Föderalisten huldigen, denn je weiter die Demokratisierung anfänglich in der Theorie und später in der Praxis getrieben wurde, desto mehr verfestete sich in dem Bewußtsein der Massen die Lehre von der Gleichheit Aller, von den Chancen von der gleichen Kompetenz Aller, über politische Fragen jeder Art zu entscheiden. — Uebrigens wäre mit einer wirklichen Mitherrschschaft der Vereinigten Staaten sehr schlecht gedient gewesen; die Konstitutionen mußte höchst elastische Natur sein, um den tatsächlichen Verhältnissen zu genügen; ein starrer Band wäre unschickbar zerissen; dafür ließen die ganze Geschichte von 1789–1861 den Beweis.

Es ist dies ebenso unumwiderlich aus den Ausführungen des Prof. v. Holtz klar, als daß trotz der entgegengelegten Behauptung von Anfang an die Auffassung der Union ein stehender

Faktor in der politischen Spekulation war, der als Radikalmittel betrachtet wurde; durch die außerordentliche Dehnbarkeit der Verfassung verzögerte sich der Bruch wohl Jahrzehnte lang, ob auch der Streit „ununterdrückbar“ blieb, so daß in der heißeren, reicher und geistig und sittlich entwickelteren Hälfte der Union sich eine solche Solidarität der Interessen herausbildete und das Volk zu einer so lebendigen Erkenntnis der Solidität der Interessen gelangen konnte, daß es die Kraft hatte, die eine große Streitfrage über die Natur des Bundes, auf die aus dem Wertant der Verfassung nie eine unabweisbare Antwort gefunden war und nie gefunden werden konnte, durch das Schwert endgültig im Sinne der fortschreitenden Kultur und dem Besten des gesamten Landes gemäß zu entscheiden, — aber: „die Frage der Nullifikation und Sezession ist nicht erst von Calhoun und seinen Schülern geschaffen worden; sie ist so alt, als die Konstitution selbst, und sie ist stets eine lebendige, wenngleich nicht immer eine brennende gewesen; ihre Wurzeln lagen in den gegebenen tatsächlichen Verhältnissen, und die Konstitution war der lebendige Ausdruck dieser gegebenen tatsächlichen Verhältnisse.“ — Washingtons Hoffnung, eine Vereinigung der Parteien nach der Schöpfung der Konstitution sich vollziehen zu sehen, blieb ein idealistischer Traum. Föderalisten und Antifederalisten, die Hamilton, die Jefferson, konnten wohl in einzelnen Fällen einen Vergleich schließen, aber eine dauernde Einigung war unmöglich: Die Antifederalisten ließen die Administrativen Washingtons nicht einen Augenblick darüber in Zweifel, daß sie an der Maxime festhielten, welche Mitherrschschaft gegen die Regierung für den Gehalt des Fundamentes der Freiheit erklärt. Von der Gefährdung der Freiheit des Einzelnen ward wenig mehr geredet, aber überall sah man die Rechte der Staaten bedroht; jede Frage wurde mit direkter Bezugnahme auf die Staatsouveränität behandelt. Hamiltons erstes Werk auf der neuen Bahn, der sog. funding Act und die Assumption Bill zur Hebung des Kredits und staatlichen Ansehens des Bundes nach Außen fand den Widerstand der Partikularisten, selbst Madison, der damit den ersten Schritt zum Bruch mit seiner Vergangenheit that. Das Gesetz war nur durch einen bedeutenden Gegenstand Hamiltons durchzubringen; er vermutete seine Freunde für die Gründung der neuen Hauptstadt am Potomac statt am Endquechanah zu stimmen. Hierbei ist zu betonen, daß schon dies Kompromiß ein Handel zwischen Norden und Süden war; es wurde in den Debatten der „geographische“ und „sektionaler“ Charakter der Parteien wiederholt behauptet, es diente sich somit die unheilvolle politische Scheidung durch eine geographische Linie nicht nur bis zum Missouri-Kompromiß zurück. Zwei Jahre nach Einbringung des Gesetzes erklärte Jefferson direkt, daß Hamiltons System aus freilebenden Prinzipien entpriehe und die Verfassung umstürze, und das Repräsentantenhaus von Virginia bezeugte als Folge von Hamiltons Vorgehen „eine der amerikanischen Freiheit verhängnisvolle Veränderung in der gegenwärtigen Form der Bundesregierung“; es sei „zuwider der Verfassung.“ Drauf Hamiltons prophetisches Wort: „Das ist das erste Symptom eines Geistes, der getödtet werden muß, aber die Konstitution tödtet nicht.“ Der Geist wurde nicht getödtet und die Symptome mehrten sich rasch und wurden bald von erschreckender Deutlichkeit! So wurde bei der ersten Anregung der Sklavenfrage im Kongreß 1790 in Folge der Addressen der Quäker und der pennsylvanischen Gesellschaft „für Beförderung der Abschaffung der Sklaverei“, als es sich lediglich darum handelte, die Petitionen an einen Ausschuss zur Berücksichtigung zu überweisen, von den südstaatlichen Abgeordneten das Noli me tangere

dem Norden in so emphatischem und hochschwebendem Tone entgegengeklundert, wie je später von Calhoun oder Toombs. „Hier ist in neuer der ganze sechzigjährige Streit; alles, was später vorgebracht worden ist, sind nur Variationen auf die Thematik dieser Debatte, die logische Fortbildung der jetzt aufgestellten Grundsätze und ihre praktische Anwendung auf konkrete Fragen gewesen; man nahm thatsächlich die Staatensouveränität zum Hauptpunkt, obwohl man sie noch nicht klar als die eine Prämissen erkannte, aus der sich mit unangewiesener Logik jede beliebige Forderung als berechtigt erweisen ließ; hatte auch dies erste Auseinanderlegen der Geister in der Sklavenfrage seine unmittelbaren praktischen Folgen, so sind doch Ankündigungen, wie die Jacksons, daß der Süden vor Nichts zurücktreten werde, wenn man erstlich an diese Frage rühre, von hoher Bedeutung. „Er blieb nicht bei Aufruhr und Bürgerkrieg stehen, sondern zeigte unter dünnem Schleier das Bild des Richters Vaud den Exzessern für die Freiheit, die etwa Lust verspüren könnten, sich in die Höhle des Löwen zu wagen.“ — Den Anlaß zur ersten thatsächlichen Aufsehnung gegen die Autorität der Bundesregierung bildete die von Hamilton eingebrachte Akt vom 3. März 1791, durch den eine Steuer auf die in den Vereinigten Staaten veräußerten geistigen Getränke gelegt wurde; er rief zunächst den Kongressionsausschuß von Washington County hervor, welcher Alle, die sich als Beamte zur Volkstretung des Gesetzes würden aufstellen lassen, für „Feinde der Interessen des Landes“ erklärte und manche Gewaltthaten beförderte. Hamiltons Antwort, die „Akt zur Einschränkung der Miliz zur Volkstretung der Bundesgesetze u. s. w.“ vom 2. Mai 1792 zeigte, wie von beiden Seiten erkannt wurde, daß es sich hier, wie wenig man über die Staatenrechte und „Souveränität“ sprach, um den thatsächlichen Besitz einer Pöpschen handelte, die von der größten Wichtigkeit für den ganzen folgenden thatsächlichen Kampf zwischen der Bundes suprematie und der Unabhängigkeit der Einzelstaaten war. Als Hamilton energisch den Beweis lieferte, daß die neue Verfassung wirklich eine Regierung geschaffen habe, indem die auf seinen Rath von Washington aufgestellten 13,000 Mann Milizen die insurgierten Distrikte zum Gehorsam zurückbrachten, zeigte die Gasse, die gegen ihn und die Administration ausgespielt wurde, wie schwer der Schlag von den heimlichen Schürern des Haders empfunden wurde. — Der Konflikt an sich war von geringer Bedeutung trotz Jeffersons und Randolphs Leitung gewesen, die wirkliche Gefahr lag in der Stellung des übrigen Volkes zur Frage, und hier hatten die Antiföderalisten Hamilton, in dessen Politik die Schöpfung nationaler Interessen ein leitender Grundgedanke war, energisch entgegen gearbeitet. Bei mehr als der Hälfte des Volkes war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der absoluten Gesetzherrschaft nicht in dem gebietenden Grade vorhanden und bei einem großen Theile schloß sie fast vollständig, soweit die Bundesgesetze in Frage standen. So fand Hamiltons Vorschlag, eine Nationalbank zu errichten, denselben prinzipiellen Widerstand. — In die mit krankhafter Leidenschaftlichkeit geführten Kämpfe wurde durch die französische Revolution von Außen her ein Moment hineingetragen, welches angedeutet durch Männer, wie Breneau, Jefferson und Madison die Föderalisten zur „monarchischen Faktion“ stempelte, wie wenig Berechtigung die realen Verhältnisse Nordamerikas, die durch und durch republikanisch waren, zu einem solchen gedankenlosen Geschehen enthielten. Wohl war Hamilton ein Monarchist in der Theorie und hielt die britische Regierung für die beste der Welt, aber Jefferson hat ihm später selbst das Zeugniß ausgestellt, er habe zu gleicher Zeit

erklärt, in den Vereinigten Staaten sei die spiritus so fundamental republikanisch, that it would be visionary so think of introducing monarchy here, and that therefore it was the duty of its administrators to conduct it upon the principles their constituents had elected. Die Ankunft des französischen Gesandten Genet am 9. April 1793 war das Signal zum Ausbruch der Ekkhörung unter den „Republikanern“, so nannten sich jetzt die Antiföderalisten. Washington hatte befürchtet, daß die Sympathien für Frankreich sich in gefährlicher Weise ähneln könnten und dem durch seine berühmte „Neutralitätsproklamation“ vom 22. d. M. vorzubeugen gesucht, besonders um Verwirfungen mit England zu vermeiden, aber die Republikaner, Jefferson und Madison an der Spitze, berauht von Genets Phrasen, boten Alles auf für die Interessen des großen Frankreich, das „Alles anbot und Nichts verlangte“. Das ihnen schließlich doch die Augen aufgingen, war Leipzig der Verleumdung Genets zu verdanken; was Chaunces Genet einige Jahre später, anspitzte, galt schon jetzt: Die Franzosen selbst rubten nicht eher, als bis sie die „Liebeskrankheit“ der Amerikaner geheilt hatten. Die Republikaner wagten es nicht, der Administration entgegenzutreten, als sie Genets Abberufung endlich verlangte; da er sich schließlich nicht schonte, daß ganz Land in seiner Administration zu beleidigen, zeigte es sich übergewogen doch schon, daß trotz der augenblicklichen Reaktion ihre Partei in dem neuen Kongreß, der am 2. Dezember 1793 zusammentrat, im Repräsentantenhaus die Majorität hatte und andererseits die Föderalisten nach dem Austritt Jeffersons durch die Berufung Randolphs in Washingtons Kabinett keineswegs die Stützung erhielten. Bald gelang es denn auch der Demagogie wieder, das Volk vor Allem durch Nahrung eines dunkelhaften Hochmuths gegenüber englischen Handelsverträgen, die von der Administration befürwortet wurden, aufzufahren und für französische Ideen zu gewinnen. Bei dem folgenden Sturm war der Süden der eigentliche Heerd der Bewegung, wenn sie auch in den großen Städten des Nordens zuerst zum Ausbruch kam. In dem Kampfe um die Annahme des englischen Vertrages, den härtesten seit dem um die Konstitution, blieben endlich die Föderalisten Sieger, Dank der Wucht von Hamiltons überlegenem Geist, an dem alle Angriffe der Republikaner machtlos abprallten, aber die mittelbar involvierten Fragen fuhren noch gerannt Zeit fort, das Land in Erregung zu halten und übten einen erheblichen Einfluß auf die inneren politischen Kämpfe der nächsten Jahre. Der Rücktritt Washingtons von der Präsidentschaft, Adams Wahl und die Jeffersons neben ihm als Vizepräsidenten, nahmen die letzten Hügel von den Parteileidenschaften und bei der geringen Majorität, mit der die Föderalisten bei der Wahl gestimmt hatten, konnte es kaum zweifelhaft erscheinen, daß ihnen die Herrschaft entzogen werden würde, wenn sich ihre inneren Differenzen verschärften, wie dies bei dem Gegenwärtigen zwischen dem extremen Hamilton, welcher Adams weit übertrug, und der Majorität der Partei in Aussicht stand; Dem gegenüber hatte eine relative Mäßigung und das allmähliche Hinüberleiten von der bloßen Negation zur positiven Politik die republikanische Partei geträgt; drängte sie auch jetzt noch die Fragen der äußeren Politik in den Vordergrund, so daß man sie für den eigentlichen Brennpunkt ihres Programmes halten konnte, so blieb den tiefer blickenden Beobachtern doch nicht verborgen, daß jene Fragen Veranlassung geben mußten, die inneren Differenzen, die Theilung des Landes in zwei Sektionen in solcher Weise hervortreten zu lassen, daß man unter dünner Hülle deutlich den Abgrund erkennen konnte, der unter der Union gähnte. Die diplomatischen Beziehungen zu Frankreich hatten aufgehört, ein

Krieg war von allen Parteien in Aussicht genommen; diesen Verhältnissen entzogen die sog. Fremden- und Ausruhr-Gesetze, welche ein Regel zum Erge der liberalistischen Partei und die Veranlassung zur Hirzung der Nullifikationslehre wurden. Es tauchten Trennungsgedanken im Süden auf und die Republikaner stellten jetzt den Augenblick für gekommen, ihre Prinzipien scharf zu formulieren, als Prinzipien offiziell anzuerkennen und zu proklamieren. Gesah dies bei dieser Gelegenheit, so war für alle Folgezeit über Prestige offiziell zu Protokoll gegeben und — so lange er nicht — freiwillig oder gezwungen — ebenso offiziell widerrufen oder mindestens zurückgezogen wurde, so lange durfte er als Theil der Akten angesehen werden, und man konnte in jedem Stadium des Prozesses wieder auf ihn zurückfallen.“ Darin liegt die ungeheure Bedeutung der sog. Virginia und Kentucky Resolutionen, deren Verfasser resp. Kureger Madison und Jefferson waren. Die hier niedergelegten Prinzipien waren: die Beischlüsse der Bundesregierung werden als aus dem Vertrage hervorgehend angesehen, dessen Partei die Staaten sind; wenn immer sie sich Gewalten anmaßt, sind ihre Handlungen nicht bindend und ohne Kraft. Wie in allen anderen Fällen eines Vertrages zwischen Gewalten, die keinen gemeinschaftlichen Richter haben, hat jede Partei ein gleiches Recht, für sich selbst zu richten, sowohl was die Vertragsverletzungen, als was die Weise und das Maß der Abhülfe anlangt. Das rechtmäßige Abhülsmittel ist aber eine Verletzung der eigentlich in Gemäßheit der Konstitution vollzogenen unantastbaren Akte durch die souveränen Gewalten — die Staaten. — Mit der Aufstellung dieser Prinzipien war der Stein auf abschüssiger Bahn ins Rollen gesetzt und er rollte fort. Entstanden auch die augenblicklichen praktischen Maßnahmen dem Prinzip nicht: „Der Kneß auf der Degenrippe schüßt, so lange er ste bedeckt, aber er kann jeden Augenblick entfernt werden und dann ist die Waffe so gefährlich, als wenn sie nie durch den Kneß unschädlich gemacht werden wäre.“ Mit diesen Erklärungen war man wieder auf den Standpunkt angelangt des „Heute Eins und morgen Dreizehn!“ Befand eine Minorität der Staaten auf der Ausübung des beanspruchten Nullifikationsrechtes und behauptete die Majorität mit der gleichen Entschiedenheit die Verfassungsmäßigkeit desselben, so konnte die Streifung von der Minorität nur als eine Frage der Zweckmäßigkeit betrachtet werden. Wie weit man an Gewalt dachte, ob wirklich eine „schreckliche Krisis herannahe“, wie Washington meinte, ist nicht scharf festzustellen; das ist sicher: „Man dachte an das Meigen und trug schon jetzt mit geschäftigen Händen das Pulver bereit, wenn man auch noch nicht die Funte anzündete.“ Prof. v. Holt schließt diesen Theil seines Werkes nach den glänzenden und überzeugendsten Ausführungen mit den Worten: „Die Konstitution selbst ist einem widerwärtigen Velle durch die jermannische Nothwendigkeit abgerungen worden.“ Dieses schon früher angeführte Wort von John Quincy Adams wird jetzt besser verstanden werden, „denn der kommende Tag zeigt die Begebenheiten im Ergeß von neuen Seiten.“

Frankreich.

Wie man in Frankreich kritisiert.

Eben wiederholt ist in diesem Blatte auf die ganz unschuldige Animosität hingewiesen worden, mit welcher heut zu Tage in Frankreich die literarischen und wissenschaftlichen Vorgänge

Deutschlands beurtheilt und selbst in wissenschaftlichen Blättern besprochen werden. Ich bin in der leidigen Lage, die Zahl der Beispiele hierfür um ein sehr eklatantes vermehren zu müssen, bei welchem es sich noch dazu um eine Fälschung der unerhörtesten Art handelt.

Herr Léon Dumont erweist meinem kürzlich in d. Bl. besprochenen Buche „Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen“ die Ehre, dasselbe in der *Revue scientifique* (Nr. 23 vom 6. Dezember 1873) einer fast zehn Spalten füllenden Kritik zu unterwerfen, in welcher er das Kunststück zu Wege bringt, die von mir behaupteten und bewiesenen Thatsachen in des Wortes vollster Bedeutung erst umzukehren und diese geradezu in ihr Gegentheil verkehrten Sätze, die er für die meinigens angiebt, mit den von mir selbst geschwiechten Waffen anzugreifen und zu widerlegen.

Das Mißverständniß, wenn man von einem solchen noch reden kann, ist ein so unbegreifliches, daß nur der Zustand einer durch gekaufte Eitelkeit hervorgerufenen momentanen Benommenheit einige Entschuldigung dafür abgeben kann. Ich habe nämlich das Verbrechen begangen, ein von Herrn Léon Dumont im Jahre 1862 herausgegebenes Werkchen „Des causes du rire“ nicht zu citiren, wozu ich übrigens um so weniger Veranlassung gehabt habe, als ich, wie pag. 21 meines Buches angedeutet bemerkt, nur beispielweise einige fremde Definitionen, die mir als die bedeutendsten erschienen sind, mitgetheilt habe.

Herr Léon Dumont benützt nun aber diese Gelegenheit, um sofort einen Ausfall gegen die deutschen Gelehrten und Philosophen im Allgemeinen zu machen und ich bin somit die unschuldige Veranlassung geworden, daß die Schaafe seines Zornes auf viele noch unschuldigere Häupter ausgeossen wird. Herr L. Dumont läßt sich also vernehmen:

„Le disant, que nous relevons, ici est devenu d'ailleurs fort commun chez les savants et les philosophes contemporains de l'Allemagne, et la politique pangermaniste menace de se traduire par une sorte d'exclusivisme scientifique et littéraire. Co n'était pourtant pas ainsi que l'en procédait dans ce pays à l'époque, où sa littérature et sa philosophie jetaient précisément le plus vif éclat. Mais aujourd'hui on dimuit presque qu'il répugne à un auteur allemand de citer un auteur français. Par un tel déclin, la pensée allemande ne peut que se nuire à elle-même; car elle se prive, sans compensation, de cette source d'excitation qui se trouve dans les idées étrangères, d'autant plus suggestives qu'elles sont plus éloignées des idées nationales. Les résultats ne cet isolement volontaire se laissent déjà apercevoir: l'Allemagne a laissé reconquérir par l'Angleterre la prépondérance philosophique; depuis le déclin de l'école hégélienne, sa métaphysique tourne sans cesse dans le même cercle et semble frappée de stérilité; les deux seules écoles qui montrent de la vitalité, celle de Schopenhauer et celle du naturalisme, sont précisément celles qui ne portent pas l'indifférence générale pour tout ce qui se fait au dehors.“

In wörtlicher Uebersetzung: „Der Fehler, den wir hier rügen, ist übrigens unter den deutschen Gelehrten und Philosophen unserer Tage sehr allgemein geworden und die pangermanistische Politik droht sich einer Art von wissenschaftlichem und literarischem Exklusivismus hinzugeben. Und doch war dies nicht die Art, in welcher man in diesem Lande in einer Zeit vorlag, wo seine Literatur und Philosophie gerade das größte Aufsehen

*) Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Bölen von Dr. Ernst Haeckel, zweitem Arzt an der Anstalt für Nerven- und Gemüthskrante in Götting. Berlin, Ferd. Dümmler, 1873.

macht. Aber heut zu Tage könnte man fast sagen, daß es einem deutschen Schriftsteller widerstrebt, einen französischen Autor zu citiren. Durch eine solche Ueberschätzung kann sich das deutsche Denken nur selbst schaden, denn es deraubt sich damit ohne Entgelt, dieser Quelle den Anregung, welche sich in den fremden Ideen findet, die um so verlockender, je weiter sie von nationalen Ideen entfernt sind. Die Resultate dieser freiwilligen Isolirung lassen sich schon bemerken: Deutschland hat sich von England das Uebergewicht in der Philosophie wieder abgewinnen lassen; seit dem Sinken der Hegelschen Schule dreht sich seine Metaphysik ununterbrochen in demselben Kreise und scheint mit Unfruchtbarkeit besetzt zu sein; die beiden einzigen Schulen, welche Lebenskraft zeigen, die von Schopenhauer und die des Naturalismus, sind gerade diejenigen, welche nicht den allgemeinen Indifferentismus für das was außerhalb vorgeht, theilen."

Ich glaube, es ist unnöthig, auf diese ungerechten Anschuldigungen des gereizten Kritikers auch nur ein Wort zu erwidern. Die hochtönenden Phrasen, mit denen er über unsere Philosophie adurtheilt, beweisen zu deutlich, daß er über den Entwicklungsstand der deutschen Wissenschaft und Philosophie und den heutigen Stand derselben nur sehr unvollkommen unterrichtet ist. Er würde sonst wissen, daß in unseren Tagen nicht bloß die Schopenhauerische Richtung, sondern auch die Herbartische neues erfolgreiches Leben gewonnen, und daß auch Kant eine ungeahnt glänzende Auferstehung in den Arbeiten so namhafter Physologen wie Helmholtz, Fechner, Aubert u. A. gefeiert hat.

Aber Herr Von Dumont hat eben keine Ahnung davon, daß, während die andern Nationen jetzt erst angefangen haben, sich die Schätze jener alten philosophischen Schulen zu eigen zu machen und in den nur noch historisch berechtigten Gegenständen derselben sich abzumühen, die deutsche Wissenschaft im Ganzen bereits über jenen Schulen-Standpunkt hinausgegangen ist und auf einer Umrundung, für welche alle jene Schulen und die Vorbereitungsarbeiten geliefert haben, kräftig und erfolgreich, fern von dem alten Schulgeizn weiterarbeitet. — Freilich gab es eine Zeit, in welcher deutsche Schriftsteller häufiger in der Lage waren, französische Autoren anführen zu müssen; — daß diese Zeit aber — nicht erst seit Kurzem, sondern so lange schon, als die Phrase auch die Wissenschaft der Franzosen zu beherrschen begonnen hat —, im Schwinden ist, dürfte Niemandem ein Geheimniß sein. Außerdem aber nimmt sich jener bei Gelegenheit meines Werkschens mit den Haaren herbeigelegene Vorwurf gegen die ganze deutsche Wissenschaft höchst lächerlich an in dem Munde eines Mannes, welcher deutsche Schriften so überaus gründlich zu lesen versteht, daß er das schwärzeste Gegenstück von dem, was wirklich darin enthalten ist, herauslieft.

Um nun zu zeigen, in welcher Weise Herr E. Dumont mich für sein kritisches Olympeum am Altare des Vaterlandes richtet, mag es mir gestattet sein, ein ganz kurzes Referat über den ersten Theil meines Buches voranzuschicken.

Ich bin von der Thatfache ausgegangen, daß allen sogenannten Reflexbewegungen, so namentlich den Reflexkrämpfen des Niefens und Hustens ein scheinbar vernünftiger Zweck zu Grunde liegt, indem beide letzteren durch einen Empfindungsreiz auf der Schleimhaut der Nase und des Kehlkopfs angeregt, den reizenden Körper durch den während des Niefens und Hustens heftig ausgeatheten Luftstrom zu entfernen bemüht sind. Diese Reflexkrämpfe treten ebenso unwillkürlich auf, wie das Niesen in Folge des Niefens, wie das Weinen (zuerst Schreien, dann Schluchzen) in Folge des Schmerzes, wie das Würgen in Folge körperlicher Erschlaffung und Abspannung.

Es liegt demnach die Frage nahe, ob diese letztgenannten Reflexkrämpfe der Athmungsanstalten nicht auch wie jene beiden ersten eine gewisse Nützlichkeit von dem Organismus abhalten sollen, und es gewinnt diese Frage ein noch größeres Interesse durch die Erwägung, daß Niesen, Weinen und Würgen nicht allein in Folge körperlicher Reize entstehen, sondern auch durch Einwirkung gewisser psychischer Reize (durch das Lächerliche, Belächende und Langweilige) erzeugt werden. Gelingt es, die Beziehung zwischen jenen Reflexbewegungen und den sie veranlassenden körperlichen Reizen nachzuweisen — was auf dem Wege des exacten Experimentes möglich scheinen muß, so hätten wir damit auch die Schlüssel, das bindende Glied zwischen dem psychischen Reize und der physischen Reflexbewegung zu finden. Wir könnten mit physiologischem Verständnis in psychologische Vorgänge eindringen.

Von diesem Gedankengange geleitet, habe ich nun zuerst in meinem Buche das Niesen behandelt, insofern dasselbe einerseits in Folge des Niefens und andererseits in Folge der Einwirkung des Komischen entsteht.

Der Niesel stellt einen leisen, schnell unterbrochenen Reiz der Haalmerven dar, welcher, wie ich schüß auf bekannte Experimente mit Hülfe eines neu von mir angegebenen, nachgewiesen habe, eine schwankende Verengung (namentlich der kleinen) arteriellen Blutgefäße verursacht. Durch diese plötzlich wechselnden Verengungen, die sich namentlich in den sehr zahlreichen kleinen Blutgefäßen des Gehirns geltend machen müssen, wird der Druck, den das Gehirn von Seiten des Niefens erfährt, fortwährend in plötzlichen Schwankungen herabgesetzt. Hieraus drohen dem Organismus erhebliche Gefahren, welchen derselbe durch jene unterbrochenen stoßweisen Ausathmungsbewegungen, welche wir eben Niesen nennen, entgegen zu wirken sucht, denn es steht fest, daß forcirte Ausathmungen das Blut nach dem Kopfe treiben und daher den Druck desselben auf das Gehirn steigern.

Dies ist mein einfaches Raisonnement, welches in meiner Arbeit mit ziemlicher Ausführlichkeit, um jene Verhältnisse auf für Laien verständlich zu machen, dargestellt ist. — Herr Von Dumont folgt mir anscheinend beistimmend bis zu der durch den Niesel verursachten Verengung der Gefäße, dann reprobitirt er ziemlich klar die in meiner Arbeit noch einmal dargelegten bei der Aus- und Einathmung stattfindenden Circulationsverhältnisse und geht dann plötzlich mit einem durch seine Unmotivirtheit wahrhaft überraschenden „done“ in folgende Worte über, denen ich zum Zweck des Vergleiches die entsprechenden Stellen aus meinem Buche folgen lasse. E. Dumont sagt:

(„Le rire consistait donc, suivant notre auteur, dans une action réflexe qui remédiait, par une succession de fortes aspirations, à la gêne de la circulation dans le cerveau.“) Wörtlich übersetzt:

„Das Lachen würde also nach unserem Autor in einer Reflexbewegung bestehen, die durch eine Reihe heftiger Einathmungen der Behinderung des Kreislaufs im Gehirn steuern soll.“

Diese Ansicht könnte Herr E. Dumont nur aus pag. 14 und 15 meines Buches geschöpft haben, wo ich sage: „Erinnern wir uns nun, daß wir als Wirkung des Niefens eine reflexartige Sympathisabreuzung mit folgender plötzlicher Verminderung des auf das Gehirn wirkenden Blutdruckes annehmen mußten, so werden wir nicht anstehen, in den forcirten Ausathmungsbewegungen, die ja, wie wir eben sehen, den Gehirndruck steigern, ein souveränes Mittel zu erkennen, um den in Folge des Niefens drohenden Gefahren entgegen zu wirken. Und in der That sehen wir, daß die Natur mit selbstwirkendem Mechanismus sich wirklich dieses Mittels bedient; denn was ist das Niesen anders, als

eine rhythmisch unterbrochene ängstlich forcierte, durch die damit verbundenen Tonbildung erleichterte Ausathmung."

Weiter sagt Herr Dr. Dumont: "Les aspirations correspondantes, dans le chatolement, à chaque excitation nouvelle de la peau, tandis que les mouvements d'expiration correspondraient à chaque interruption des chatolements. Le docteur Herker croit que les interruptions fréquentes sont dans le chatolement une condition essentielle du rire." D. h.:

"Die Einathmungen während jeder neuen Reizung der Haut im Rigel entsprechen, während die Ausathmungsbebewegungen jeder Unterbrechung der Berührung entsprechen. Der Doctor Herker glaubt, daß die häufigen Unterbrechungen im Rigel eine wesentliche Bedingung des Lachens sind."

Diese Stelle hat Herr Dumont mit bewundernswürdigem Scharfsinn aus folgenden pag. 15 stehenden Worten meiner Schrift herausgelesen: "Sehen wir als wesentliches Charakteristikum des Rigns die fortwährende Unterbrechung und Schwankung des Hantreizes an, so erkennen wir ganz dem entsprechenden im Lachen eine rhythmisch intermittierende Ausathmungsbebewegung, und wenn es sich nicht jettstehen läßt, daß jedem einzelnen Hantreiz ein einzelner Expirationsstoß entspricht, so ist die allgemeine Neberrhythmik doch auffällig genug, namentlich wenn wir dieselbe mit den beim Schmerz stattfindenden Verhältnissen zusammenstellen." — Konnte hier wirklich ein Mißverständnis möglich sein?

Weiter sagt Herr Dumont:

"D'après cette description du phénomène, l'aspiration serait, dans le rire, le fait le plus important, et les expirations n'auraient qu'un rôle très-secondaire. Le rire serait une succession de soupirs. Or, c'est précisément le contraire de ce qui arrive. Le procédé dont parle notre auteur se réalise quand nous souffrons, quand nous sommes en proie à un ramolissement."

D. h.: "Nach dieser Beschreibung des Phänomens würde die Einathmung die wichtigste That beim Lachen sein und die Ausathmungen würden nur eine sehr sekundäre Rolle spielen. Aber, das ist gerade das Gegenteil von dem, was wirklich stattfindet! Der Vorgang, den unser Autor schildert, findet statt, wenn wir leiden, wenn wir von plötzlichem Schmerz erfaßt werden."

In der That, das ist gerade das Gegenteil von dem, was ich behauptet habe. Ja ich spreche sogar gleich danach auch von dem entgegengesetzten Vorgange, dem Schlingen, das eben in heftigsten Einathmungen besteht, wie folgt:

"Der körperliche Schmerz entsteht durch eine stärkere und in ihren Wirkungen anhaltendere Reizung sensibler Nerven und rief nach Nothhagels und Plügers Beobachtungen einen anhaltenden Gefäßkrampf, eine starke ununterbrochene Verengung der Gefäße hervor, die aber (wie auch Rannmanns weitere Versuche beweisen) nach kürzerer oder längerer Zeit in eine Gefäßblähmung und dem entsprechende mehr oder minder bedeutende Erweiterung der Gefäße übergeht. Dem ersten Stadium der ununterbrochenen Gefäßverengung entspricht nun das Schlingen als eine ununterbrochene Expirationsbewegung mit demselben Zwecke wie das Lachen. Dem zweiten Stadium der Gefäßblähmung, welches also gerade die entgegengesetzten Veränderungen des Gehirns drückt, d. h. eine Steigerung derselben zur Folge haben muß, entspricht das zweite Stadium des Weinens, das sogenannte Schlingen, welches als forcierte Inspirationsbewegung nach dem eben Gesagten, den Druck im Gehirn herabsetzt."

In den eben citirten Sätzen hätte Herr Léon Dumont auch auf seine Frage: "warum wir denn — wenn meine Theorie richtig wäre — nicht auch lachen müßten, wenn dann unsere Haut stärker

zeigt, wenn man uns schlägt?", die Antwort gefunden. Ob er diese Stelle zufällig nicht gelesen hat? Der ganze erste Theil meines Buches faßt aber nur 15 Seiten und gerade die Schlusssätze, um die es sich hier lediglich handelt, stehen auf der einen pagina 15. War es wirklich möglich, dieselben zu übersehen oder mißzuverstehen?

Ja noch mehr! Ich selbst rihte mich auf Seite 17 und 18 gegen eine Theorie von Harlej, in welcher in der That die Inspirationen eine gewisse Hauptrolle spielt. Ich gebe dabei eine anschauliche Schilderung des Lachens, welche eine schon auf Seite 15 entworfenen noch vervollständigt. Ich mache auf das blaugrüne Gesicht des Lachenden, das starke Hervorquellen der Halsvenen aufmerksam und bemerke noch ein Mal ausdrücklich (wörtlich): "Daß wir beim Lachen gerade keine erleichterte Inspiration, sondern eher eine erswerkte beobachten, und daß wir dasselbe vielmehr als eine gesteigerte forcierte Ausathmungsbebewegung ansehen müssen, die beim starken Lachen sogar bis zum äußersten Punkt geht, bis man nicht weiter anathmen kann." — "Die Inspiration (so fahre ich fort) ist wegen des bedeutenden Ueberwiegens der Expiration (gerade im Gegensatz zu Harlej's Behauptung) eine sehr häufige, überflüssige, und gerade dieses Moment prägt dem Gesicht des Lachenden den ihm eigenthümlichen winstlichen Ausdruck auf. Bei der Haß, mit welcher wegen sofort wieder drohender Expiration die Einathmung geschehen muß, werden sämtliche inspiratorische Hilfsmuskel, auch die des Gesichts in Thätigkeit gesetzt, ähnlich wie bei Erstickungszuständen („Vor Lachen ersticken")."

Ich würde mich zu dem Glauben hinneigen, daß vielleicht von dieser Stelle das Mißverständnis herühre, indem der lebenswürdige Kritiker erstens aus meinem Buche lediglich die von mir citirte Harlej'sche Behauptung gelesen, zweitens dieselbe mißverstanden und drittens schließlich für die wenigste gehalten hat, — wenn sich nicht die hier gegebene Schilderung des Lachens, bei der ich doch in nicht mißzuverstehender Weise von forcierten Ausathmungen spreche, indem ich dieselben sogar in ihren Folgen male, fast wörtlich in der Kritik des Herrn Léon Dumont — bis auf das "vor Lachen ersticken", („on peut aller jusqu'à une sorte d'éboulement ou de suffocation." — „Ici la l'expression de mourir de rire"), wiederholt fände! Erklärt mir Graf Derindur diesen Zweifelspal der Ratur!

Dem zweiten Haupttheile meines Buches, der die Psychologie des Komischen behandelt, geht es eben so schlimm, wenn nicht noch schlimmer; da habe ich mich unterstanden, den Witz (ein Wort, das Herr Dumont mit le spirituel übersezt) als eine Art des Komischen anzusehen — und erfahre dafür eine ernste Rüge und lange Bezeichnung.

Allerdings hat wohl noch am Anfang dieses Jahrhunderts das Wort „Witz" eine weitere Bedeutung gehabt — doch wird heut an Tage schwerlich ein deutscher Kritiker etwas dagegen einwenden, wenn wir den Witz zum Komischen rechnen. Was um meine Theorie des Komischen anbelangt, so nennt Herr L. Dumont dieselbe einfach chimerique, fort étrange etc., übergeht aber wohlwollend und gefälligst alle Beweise, die ich für dieselbe angeführt habe, obgleich die Kritik derselben 5 Spalten faßt und Raum genug in einer eventuellen Widerlegung dazwischen wäre. — Herr Dumont findet es passender, seine eigene Theorie, über die ich hier kein Wort verlieren will, ausführlich darzulegen. — Es mag sein, daß ich darin zuviel verlange, aber mir scheint es nun doch einmal notwendig, daß man ein Buch, welches man kritisiren und noch dazu schlecht kritisiren will, vor allen Dingen lesen und wo möglich auch verstehen muß.

Ich würde der Ehre des Herrn Leon Dumont offenbar zu nahe treten, wenn ich behaupten wollte, er habe mein Buch nicht verstanden, und darum will ich mich lieber zu der Annahme hinneigen, daß er es gar nicht gelesen hat. Oswald Hecker.

Italien.

Kurze Lyrik.

Allseitig fruchtbar an Sängern und an Liedern steht sich Italien in neuerer Zeit durch einen unerschöpflichen Reichtum an Erzeugnissen der lyrischen Dichtkunst geradezu überflutet. Nicht alle diese Gewässer strömen aus „nie entdeckten Quellen“ hervor, auch sind nicht allzuvieler darunter, die der Wanderer erhascht, mit wohlthuendem Grausen vernimmt. Aber wenn auch die Mehrzahl dieser Lieder ihre Entstehung der Leichtigkeit zu verdanken hat, mit der die melodische, reim- und klangreiche *doce lingua* der Si sich wie von selbst zu Vers und Strophe fügt; wenn ihr Inhalt bei vieler Mannhaft und Feinheit nicht selten die Ursprünglichkeit und Frische des Gefühls, die Tiefe und Kraft des Gedankens vermissen läßt: so werden doch nur Pedanten Kegerneis nehmen an der Hülle dieser Lyrik, und selbst sie werden bei dem Leben, das so mancher von allen Zweigen schaffte, hier und da ihren Kegern vergehen. Ueberlassen wir es ihnen, Betrachtungen darüber anzustellen, ob und inwieweit dieser Dichterfrühling als eine Folge der nationalen Wiedergeburt Italiens anzusehen ist, oder ob seine Triebkraft vorzugsweise in der unermesslichen ästhetischen Begabung des italienischen Volkes wurzelt; versuchen wir lieber, uns mit einigen der bedeutendsten dieser neuen Poeten bekannt zu machen.

Wenn wir dabei mit den in Florenz 1873 erschienenen versi von Giuseppe Puccianti beginnen, so geschieht dies hauptsächlich deshalb, weil dieser Dichter, der als Professor der Literaturgeschichte und als Herausgeber zweier mit Recht geschätzten Musterbände der modernen italienischen Poesie und Prosa sich viele Verdienste um die Kenntniss der neueren literarischen Entwicklung in Italien erworben hat, in der Vorrede zu seinem Liederbuche nachdrücklich für die Berechtigung der modernen Lyrik eintritt. Man behauptet oft, sagt er, daß Gedichte jetzt wenig Leser finden, weil Geist und Sinn der Zeitgenossen sich positiveren Dingen zuwendet und von Poesie nichts mehr wissen will. Für die Gültigkeit des Lichters wäre es ein nicht übler Trost, wenn er den geringen Beifall, den seine Verse vielleicht finden, auf eine allgemeine Erscheinung zurückführen könnte. Allein jene Meinung ist, wenn nicht vollständig falsch, mindestens sehr übertrieben. Denn wenn der Dichter auch viele Leute sieht, die, in niedriger Genussucht und in bloß materiellen Interessen versunken, über die Gefühle zu spotten wagen, vermöge deren das menschliche Herz sich aus dem irdischen Stande erhebt und sich über die Kränkungen der Zeit und des Geschicks hinwegsetzt: so steht er doch auch nicht wenige Seelen, die das Gute, das Schöne, das Wahre lieben und für die ein Dichterwerk ein Bedürfnis ist, weil es ihnen ein Abbild der Poesie gewährt, die sie in sich selbst lebendig fühlen. Diesen wichtigsten Seelen, an denen es nicht so sehr mangelt oder mangeln wird, wie man uns glauben machen will, widmet der Verfasser sein bescheidenes Buch...

Woll milden Gefühls und idealer Gestaltung, wie diese Worte der Vorrede zeigen sich auch die Dichtungen selbst: kein grandioser

Gedankenflug, keine stürmischen Kämpfe, aber eine Beobachtung und genaue Kenntniss des Herzens, eine lebenswürdige, die auch da etwas zur Melancholie neigende Auffassung der Menschen und der Dinge, ein freundliches Verhältniß für die geistigen und die sozialen Interessen der Gegenwart, deren scharfe Kontrolle sich allerdings nicht in ihrer vollen Schärfe in der friedlichen Seele dieses Dichters wieder spiegeln. Weniger glücklich als in seinen lyrischen Gedichten, die sich förmlich durch abgerundete Form auszeichnen, beweist sich Puccianti als Erzähler in dem kleinen Roman in Versen, „il minatore“, die den Schluß des Bändchens bildet. Die Darstellung hält sich nicht auf der Höhe, auf die der Dichter seine Leser führen möchte, und selbst die *ottimo rimo* sind nicht mit der Freiheit und Eleganz behandelt, mit der die Landleute des Meisters Ludovico Ariosto sich noch jetzt in diesem Metrum zu bewegen wissen.

Nur durch einen ansehnlichen Kussag in der den Lesern des „Magazins“ nicht unbekannten Mailändischen Zeitschrift „il Convengo“ ist eine kleine Sammlung von Gedichten zu uns gelangt, welche einer der ersten jetzt lebenden Lyriker Italiens, Giacomo Zanella, als geistige Hinterlassenschaft seines einundzwanzigjährigen Sohnes und Freundes G. Saggiani vererbt hat. Es sind nur wenige Blätter, aber sie lassen zweifellos erkennen, daß mit diesem Jüngling eine dichterische Begabung ins Grab gesunken ist, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt haben würde. Frühe Reife und frühes Sterblichum wiesen Saggiani wie von selbst auf seinen Schicksalsgefährten Leopardi hin; allein bei allem Einklang, den die düstere Poesie dieses unglücklichen Sängers auf den jungen Paduaner unverkennbar ausübte, hat er doch keineswegs in dem Maße wie viele seiner Altersgenossen unter ihrem Banne. Es schlug in ihm eine Aber trübsinnige Hoffnung, selbstständigen Muthes, die ihn von anderen Sängern des Reconquisto scharf unterscheidet, und vermöge deren er vielleicht nur einer freundlicheren Sonne bedurft hätte, um sich der Herrschaft Leopardis gänzlich zu entziehen und „einen eigenen Gesang“, wie Gölke einem andern größeren Grabschändeten nachruft, anzustimmen. Jedenfalls zeichnen sich die Gedichte, welche die vorhin erwähnte treffliche Kritik von A. Fogazzaro in „Convengo“ mittheilt, durch merkwürdige Kraft und fast an die Antike erinnernde treffende Kürze aus. So das schöne Epigramm für das Stammbuch einer Blinden:

Della natura all' amoroso incanto
Marta ed al viso magico dell' arte,
Gode la tua pupilla ancor la parte
Migliore: il piano.

Ein wahres Juxel, das sich freilich nicht auf den ersten Blick erschließt, aber immer mehr an Reiz gewinnt, je länger man es betrachtet, ist folgendes Lied auf die erste Liebe:

Lascio il lavoro: di rose
Quasi ho colmo il panier;
Già hean silenzioso
L'erme stanza il piacere,
Strana, da ignota fonte,
Malinconia me inonda,
Lo sguardo sì profonda,
Scorre la man sul fronte.
Con subitaneo, immenso
Trasporto alla vista
Colta in aprile io penso
Che mi bastava sola.

*) P. Saggiani. Versi raccolti e pubblicati da G. Zanella. Padova, Prosperini, 1872.

Invan l'alma in affanno
Amoroso la chiede:
Crudo non la concede
Più d'una volta l'anno.

Wie viel steht in und zwischen diesen sechsundzwanzig Zeilen!

Unter anderen Vorurtheilen, denen man über Italien und die Italiener mitunter begegnet, ist auch das ziemlich verbreitet, daß die Kenntniß fremder Sprachen dort nur ganz ausnahmsweise angetroffen werde. Unser junger Dichter befaßigte sich neben den klassischen Sprachen, die er außerordentlich liebte, mit Englisch, Französisch und Deutsch; das Deutsche, unser schweres, für Italiener so sehr schweres Deutsch beherrschte er so vollkommen, daß er sich in der Erfindung eigener deutscher Gedichte versucht hat. Niemanden studierte er fleißiger als Goethe, der ihm von allen Dichtern des Auslandes dem italienischen Geistes am meisten verwandt erschien.

Weniger an Selbstständigkeit des Gedankens und an Durchbildung der Form ist der ebenfalls noch sehr jugendliche Nicola Milasi aus Consona am Bufenzo. Er debütierte zu seinen „hermabellen Nächten“*) mit einem düstern Lebensüberdruß, der seinen zwanzig Jahren gar nicht gut zu Gesichte steht und an dessen Keimhaftigkeit und Dauerhaftigkeit glücklicherweise gewarnt werden darf. Denn neben lebhaften Beteuerungen der Hoffungslosigkeit und der Verzweiflung finden sich in seinen Versen Anzeichen einer frischen Erfassung des Lebens, einer glücklichen Verhaftung der Natur, eines warmen Mitgeföhls für wahrhafte Existenz, die zu der Hoffnung berechtigt, daß Signer Milasi in jeinem eingebliebenen nicht ganz auf- und untergehen werde.

Häufiger aber nicht reinen Trüben hind die Lieder entwerfen, welche das erheblich umfangreichere Buch des Kalabrieren Domenico Milelli**) enthält. Auch er erscheint an vielen Stellen fremden Ginstüssen und Beispielen tributpflichtig, vornehmlich, wie wir zu seiner Ehre hoffen, in den politischen Gedichten, in denen er sich zu heftigen Bernandbrüchen gegen das Bestehende, ja sogar zu einem Hymnus auf die Pariser Kommune erhebt, dessen er sich zweifelsohne bereits selber schämen wird. In welchem Maße diesen Dichtungen die Selbstständigkeit und der eigene innere Impuls mangelt, entnehmen wir aus der Unbefangenheit, mit der die bekanntesten Strophen von Manzoni, Leopardi u. a. ganz einfach nachgebildet sind. Obendrein lernen wir in der großen, fast zu großen Zahl seiner nicht politischen Lieder als einen glücklichen und strebsamen Kunstschaffers- und Stimmungsmaler kennen, der das leuchtende Meer und die einsig so blühenden, noch immer schönen Gesteine seiner Heimat mit glänzenden Farben zu schildern weiß. Wie wahr ist jener Sonnenaufgang am Meere:

Trema il maro e splende e marmoreo,
Splende il mar lontano;
Fuor dall' onda azzurra e tremola
Ecco il sole, il sol lucente.

Im Ganzen eine kräftige, zügellos dahinstürmende Dichternatur, die, ohne sich viel um Vollenkung des Gedankens und der Form zu kümmern, fest und hastig ins volle Leben hineinreißt, und die da, wo es sich um Selbstverleitet und Selbstverleitet handelt, müheles das Richtige trifft; eine Natur, die durch die Leidenschaft des Schaffens, durch die Vereinzelmäßigkeit, mit der diese gebildete Sprache für den Dichter dichtet und denkt,

leicht zu Raschigkeiten verlockt wird und Gefahr läuft, ihre Gaben in freiletem Taumel zu vergeuden.

Im entschiedensten Gegensatz hierzu tritt uns in dem Lombarden Alessandro Arnaboldi*) ein idealer Dichter entgegen. Schon die Vorrede seiner Dichtungen liefert den Beweis, mit welchem Ernst der Verfasser sich seiner hohen Aufgaben bewußt ist; er überschaut die literarische Entwicklung der gegenwärtigen Dichtkunst, der er die Wissen beilegt, ein Abbild des Gedankenslebens unserer Tage zu werden und die Annäherung der Nationen, die sich im erhöhten Austausch des materiellen Verkehrs vollzieht, auch auf idealem Gebiete zu befördern. Für die Berechtigung der Reflexionspoesie tritt Arnaboldi nachdrücklich und unumwunden in die Schranken: die ihrer selbst sich nicht bewußte Dichtung entspricht nicht dem Charakter unserer Zeit, in der die Volkspoesie mit dem Wunder, an das die Menge nicht mehr glaubt, und unter der Masse von Gedrucktem, die ihre tägliche Nahrung bildet, dahinschwimmt.

Wie man hiernach erwarten darf, wendet dieser Dichter dem Fragen und den Kämpfen, in denen sich das Leben unserer Tage abspiegelt, die eifrigste Theilnahme zu. Er befreit sich, die Ideen, die den Angelpunkt unserer nationalen, politischen, sozialen, wissenschaftlichen und literarischen Bewegung bilden, in ihrer Tiefe zu erfassen und zu poetischer Gestalt zu verklären. So führt er uns in dem Gedichte „Pieta, Broazo, Fono“ und in dem „Trasero delle Alpi“, die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit in einigen ihrer bedeutendsten Phasen vor Augen; er betrachtet in dem Hymnus auf die Erde und in dem Gesange, den er den von Schulze-Dehlig ins Leben gerufenen Kreditgenossenschaften widmet, die Lage der arbeitenden Klassen und die Bestrebungen zur Verbesserung ihres Loses; er feiert in der Ode zur sechsten Gedenkfeier von Dantes Geburtstag und dem Lied auf Goethe die beiden Dichtersürken, in denen die Irenwelt ihres Zeitalters den reinsten und reichsten Ausdruck fand; er stellt sich endlich in der poetischen Verkörperung des Jahres 1866, sowie in den Gedichten an Frankreich und an Deutschland mitten in die politischen und nationalen Kämpfe der Gegenwart. Wahrlich nicht geringe Aufgaben, die sich der Dichter erwählt; und mit hohem Sinne, mit einem für alles Erle und Greife begeisterten Herzen, mit vollem Vertrauen auf den endlichen Sieg des Guten tritt er an sie heran. Mehrfach sind seine Themen mit denen Schillerischer Gesänge gleichartig oder doch nahe verwandt; so erinnert die Hymne „Allo messi“ in dem Grundgedanken wie in der Durchführung an das eleusinische Fest, die „Cassandra“ zeigt sich in noch härterer Weise von dem deutschen Vorbilde angeregt und auch sonst fehlt es nicht an zahlreichen Berührungspunkten mit Schiller, der namentlich durch den Ideenreichtum seiner philosophischen Dichtungen von läuterndem Einfluß auf den lombardischen Dichter gewesen zu sein scheint. Die mächtige Schwungkraft des Genies, mit der Schiller's Gesang die Höhen und Tiefen der Menschheit umspannt und mit der er die abstraktesten Probleme zu durchdringen und klaren Gedankenreihen gestaltet, der majestätische Strom seiner Betrachtung, der Reichthum seiner Phantasie, endlich die vollendete Beherrschung der Form, jeder unerregliche kraftvolle Wohlklang des Rhythmus, der nicht am wenigsten dazu beiträgt, diese erhabenen gedankenvollen Grösse allen Klassen des Volkes zugänglich und theuer zu machen: das sind, wenn wir uns nicht täuschen, die Vorbilder gewesen, an denen Arnaboldi sich vorzugsweise ge-

*) Notta stellate. Saggi di nuovi versi per Nicola Milasi. — Consona 1873.

**) In giovinanza, Versi di Domenico Milelli. Italia (Catanzaro) 1873.

*) Versi di Alessandro Arnaboldi. Milano, 1872, Paolo Carrara.

stärkt und denen er nachgestrebt hat. Wir sagen nicht, daß er sie stets erreicht. Nicht selten will es uns scheinen, als ob das geistige Band, das die Dreen aneinanderketten soll, sich bei ihm nicht kräftig genug erweist, um seiner Dichtung den inneren Zusammenhang zu wahren; wir bezogen Versen, in denen eine Häufung von Namen, von geschichtlichen und kulturhistorischen Anklängen die Stelle eines rein entwickelten Gedankens vertritt, und in denen die Phantasie des Lesers durch allzu unvermittelte Sprünge ermüdet wird. Wir empfinden mitunter den Wunsch nach energischer Durcharbeitung der Dree, häufig den nach kraftvollerer Zusammenfassung und größerer Kürze. Der schöne und schwungvolle Hymnus an Goethe, dessen Schluß den Versen des Magazins vielleicht aus einer früheren Mittheilung noch in guter Erinnerung ist, würde unsern Geschmack noch mehr ansprechen, wenn der Dichter in der Versuchung, um nicht zu sagen Aufzählung von Goethes poetischen Gestalten etwas minder vollständig zu Werke gegangen wäre.

Aber für diese und manche andere Unvollkommenheiten der Arnaboldischen Poesie entschädigt uns an vielen Stellen der reine Ausdruck einer idealen und doch echt modernen Weltanschauung. Ich liebe dich, ruft der Dichter der Natur zu, aber stolz auf das Recht des Gedankens werde ich nicht versuchen in dir auszugehen!

Non nacqui nella patria
Degli elefanti bianchi
Su cui la bruna vergine
Molle riposa i fianchi,
Non mi tuffai nei sacri
Gangotici lavaci
Perebò alla pioggia e al torridi
Soli io accesi star,
Nudo, arruffato, immobile,
A brama a sproposito:
Son figlio della Grecia
Come l'antico Omero,
Sento del Lazio borgo
In cuor l'arcano impero
Culto di patria arcano
Io porto al cielo germano,
E cerco il bello ed ansio
Frugo la verità,
Ed a me sant'è l'opera,
L'opra che non vieti.

In der Ode an Frankreich steht der Poet mit Theilnahme auf den unerhörten Schicksalsthaten des Mannes hin, dessen bester Ruhm, die Befreiung Italiens vom Fremdsche, jetzt in der schwarzen Nacht, die sein Andenken umfängt, als einziger Stern leuchtet; er blickt voll Trauer auf die tiefe Demüthigung, die das französische Volk nach seiner Befreiung durch die deutschen Waffen sich selbst im Taumel des Kermune-Auffstandes bereitet; er fragt sich nach dem Grunde dieser Schmach und er findet sie darin, daß in Frankreich auf dem Tische der Armut die geistige Nahrung zu karglich dargereicht wurde. Aber über Sieger und Besiegte hinweg wendet er sich an die Zukunft:

Ma tu, avvenir, rispondimi!
Ma dimmi se la pura
Voce che in faccia agli uomini
E in faccia alla natura,
Si fissa ancor, dell'anima
Le miti ore governa,
Non mai sino a fraterna
Concordia assurgerà!

Auf den bergigen Ufern seines heimischen Sees umherstreifend, steht der Dichter, wie die vom Herdregen angeschwellenen

Bäche Gelströmer und Gefirne mit sich hinabführen. Er wird eingeend, daß die Ecken alle, auf denen menschlicher Fleiß schafft und erntet, nichts sind, als Kirchhöfe von Bergen, und Trauer will ihn beschließen über den langsame Untergang jeder Größe. Aber ihn richtet die tröstliche Gewißheit auf, daß wenn die Gebirge durch Sonne, Regen, Eid und Schnee gesäubert werden:

Dietro l'amparo d'una loggia arcana
Con voce opposta la famiglia umana
Trionfante s'innalza.

Dieser See, der zwischen Corno und Pecco belegene Lago di Pusiano, dessen Reize schon Parini zu verkehrlichen nicht mehr wurde, findet in Arnaboldi einen neuen nicht minder begeisterten Sänger, der uns diese klaren Fluten und ihre lieblichen Umgebungen in der schönsten Stille des heißen Mittags, in der erfrischenden Abendkühle der seit Dante so oft und so schön besungenen Ape-Marin-Stunde, im lichten Grün des Frühlings und im dunklen Gewande des Herbstes auf das Anschaulichste und Beredsamste vorführt.

Zweifel so verlockend auch das Verweilen bei den Ufern dieses sympathischen und des Deutschen so wohlgekommenen Länders ist, so ist es doch an der Zeit, diese Ueberschau zu schließen. Da sie nicht auf Vollständigkeit Anspruch erhebt, so dürfen andere Erscheinungen der neuesten italienischen Poesie, wie die von kompetenten Beurtheilern hochgeschätzten Rime-ombrose des jungen Sizilianers Mario Rapinardi, die patriotischen Lieder der kühn verstorbenen Gattin des neapolitanischen Rechtsgelehrten Mancini und die von der als Poetia gefeierten Grimaldi-Ins-Insane, für heute übergangen werden. Wenn es diesen Zeilen gelangt ist, die Theilnahme deutscher Leser für die aufstrebende Talente der italienischen Dichtung anzuregen und das Interesse an den Geselstebenen der befreundeten Nation zu erhöhen, so ist ihr Zweck erreicht. P. D. Fischer.

Orient.

Indische Märchen.)

Dem berühmten Beispiel der Brüder Grimm folgend, hat sich der Engländer Freer an eine Frau aus dem Volk gewandt, um die Märchen in der Form zu erhalten, in der das Volk selbst sie erzählt. Er war in der alten Heimat der Märchen, und eine alte Hindu-Frau erzählte ihm die Geschichten, mit denen ihre eigene Großmutter die wilden Entzifferer zur Ruhe zu bringen wußte, wenn nichts anderes helfen mochte. Die alte Frau hatte die so gebürtigen und später den eigenen Kindern und Großkindern wiedererzählten dunklen Phantasiegebilde im treuen Gedächtniß bewahrt, und wir erhalten in ihnen einen neuen Beweis dafür, wie recht der Herausgeber des Pantheons hat, wenn er in der Vorrede sagt: „Die Umwandlung die sie, (die Märchen) insbesondere sowie sie sich im Volksmund verbreiteten, erfahren, ist — abgesehen von der Rationalisirung — nachweislich fast nur kaleidoskopartige Vermischung von Germanen, Jägen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren. Obendrein verdanken sie auch ihre in der That nur schönere Hülle.“ Der Volksmund bewahrt sie, gestaltet sie aber im Laufe der Zeit wieder um, die Umgestaltung wird dann wieder in die Literatur

*) Märchen aus der indischen Vergangenheit von R. Freer. Aus dem Englischen von M. Poskow. Jena, Gernan Geselschaft.

anigenomma: „Aus der Literatur gehen sie in das Volk über, aus diesem, verwandelt, wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w., und erreichen, insbesondere durch diese wechselseitige Thätigkeit nationalen und individuellen Geistes, jenen Ueberbau nationaler Wahrheit und individueller Einbeit, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Werth verleiht.“*)

Hier in der Heimath dieser bunten, vielgestaltigen, und doch stets aus einer bestimmten Art vom Zugredensie in veränderter Richtung sich wieder neu zusammenfassenden Gesichte — denen die Kinder aufmerksam lauschen und aus denen der Forscher weitreichende Folgerungen zieht, die in bisher beinahe unübersehbarlich erscheinendes Dunkel einer weit vor dem Beginn unserer Geschichte liegenden Zeit manch belehrenden Lichtstrahl fallen lassen — ist es besonders interessant, die hier ausgesprochenen Beobachtungen sich so vollständig bewähren zu sehen. Raum ein der hier erzählten Märchen können wir aufschlagen, ohne sofort Anklänge an Kildesamnes, noch in der Kinderzeit und sich Gewordenes zu sehen. Da ist Kildertraub, die sieben Raben, Tischen des Lichts, Kumpel aus dem Bod, der treue Johannes, der verwunschene Prinz, die böse Stiefmutter, kurz die verschiedenen bunten Spitzreihen, die das Kaleidoscop, das Füllhorn des Märchens belegen; doch mit jeder Bewegung ändern sie die Lage, und zeigen dem blickenden Hineinblickenden Auge ein anders gestaltetes Bild.

Die Gestalt, in der die meisten der hier gesammelten Märchen erscheinen, zeigt die bunte, leicht bewegliche, viel umfassende Phantasie des Orients; viele Häufungen, viele verschiedenartige Elemente sind mit einander in Verbindung gesetzt. Doch die wenigen, die auch im Volksmund noch am treuesten die Gestalt bewahrt haben, in der sie in der alten Literatur erscheinen, zeichnen sich durch eine besonders ansprechende Darstellung aus. So möchten wir hier vorzüglich auf Nr. 11, Singh Rajah (Löwenkönig) und die kleinen listigen Schakale aufmerksam machen. Es ist das bei uns als „Löwe und Hase“ bekannte Märchen, die Illustration des Satzes, daß Vist den Sieg über Stärke darentragen kann. Doch ist hier der Schakal, wie in der Fassung des südlichen Panchatantra, an die Stelle des Hasen getreten, dem Charakter der Schlaueit gemäß, den er in der indischen Sage als häufiger Betrüger des ihm verwandten Fuchses einnimmt.“**) Auch die Darstellung von Nr. 14, „Der Brahmane, der Tiger und die sechs Richter“, ist so charakteristisch und so ansprechend, daß es Ueberwindung kostet, sich hier die Uebersetzung zu verlagern. Der Tiger atmet in der vorliegenden Form die Rolle ein, die im Panchatantra das Krotzsch spielt, und während der gutmüthige, bedrohte Brahmane sich erst nur an drei Schiedsrichter wendet — Waagebaum, eine alte Kuh und Fuchs — sind hier deren sechs: Bananenbaum, Kameel, alter Ochse, Adler, Alligator — die alle, einkend der Unkenntlichkeit und Grausamkeit des Menschengeistes, den Brahmanen verurtheilen, bis endlich der wahre der Schakal, erklärt: „Sehe ich nicht die genaue Stellung, in der ihr Fuchs vor dem Kaufge des Streites befindet, gesehen habe, kann ich nicht entscheiden, wer Recht oder Unrecht hat; zeigt mir den Ort;“ worauf der Tiger sich dann wieder in den Käfig einsperren läßt.

So mancher Zug in anderen, weniger treu bewahrten Uebersetzungen weist auch hier entschieden auf ihren Ursprung aus der Literatur hin. So ist der in der vorliegenden Sammlung so häufig erwähnte Gott Gungutti kein anderer als Gana-

pati, der Gott der Weisheit, dessen Verehrung schon an und für sich einen gewissen Grad von Bildung erfordert.

Wie jede Märchenammlung bietet natürlich auch diese eine Anzahl von Zügen, die auf alte Bräuche und Sitten, auf halb vergessene, nur in der Sage noch erhaltene religiöse Anschauungen hinweisen. So ist sicher die wohlwollende, weise Rolle der Beschüher, welche so häufig den Gebrauchttheil wird, eine Erinnerung an die uralte Schlangenverehrung, die Anbetung der Naga.

Die Uebersetzung liegt sich angenehm und fließend; man merkt die in derartigen Arbeiten schon geübte Hand der Verfasserin. Aber gerade weil die Arbeit durchaus nichts von den unangenehmen Geheuern einer Uebersetzung an sich hat, möchten wir uns erlauben, die Verfasserin — zu Gunsten einer zweiten Auflage, der man wohl entgegen sehen darf — auf einige kleine Mängelheiten in der Sprache aufmerksam zu machen; z. B. S. 88: „daß Derjenige, der die Tochter des Kaisers, der diesen Garten beaufsichtigt, beirathet — hundert und ein Kinder bekommen wird“, und S. 149: „so daß sie nun ihrer ein tausend und ein waren.“

Die vielen Druckfehler, die unangenehm, ja weilen sogar störend berühren, dürfen natürlich nicht der Verfasserin zur Last gelegt werden. — Die äußere Ausstattung der interessanten Sammlung ist eine angemessene. Druck und Papier sind gut, und die Illustrationen in Farbdruck nebst den zahlreichen Holzschnitten werden nicht verfehlen, das Buch der jungen Welt noch besonders anziehend zu machen.

M. D.

S i e n.

Turkestan von A. Pehholdt.*)

Eine Hingschrift von 88 Seiten, der Vorgänger eines wegen äußerer Hemmnisse noch nicht so bald zu erwartenden größeren Werkes. Der Verfasser hat 1871 die russisch gemordenen Kaiser Innersiens im Auftrage des Oberstatthalter v. Kaufmann nach verschiedenen Richtungen bereist. Er handelt zuerst von der Beschaffenheit dieses ansehnlichen Gebietes, dessen Fauna und Flora, dann von der arischen sowohl als turanischen Bevölkerung und ihrer bezüglichen Lebensweise. Zuletzt beipricht er die mögliche oder wahrscheinliche Zukunft dieser Gegenden, und endlich erhalten wir den Wortlaut des zwischen Kasland und China geschlossenen Friedensvertrages, wodurch der Chan zum unterthänigen Diener des Zaren wird.

Das mehrermähnte Gebiet erstreckt sich über zehn Grade der Breite und zweiduzigzwanzig der Länge. Es zerfällt außer den beiden älteren Provinzen Syr-Darja (nach dem gleichnamigen Flusse, dem Jaxartes der Alten, benannt, mit der Hauptstadt Tashkend) und Semiretschen (Siebenflaßland) mit der Hauptstadt Bjejn-oje (z. i. der Trema), in die nengebildete Provinz Samarkand mit gleichnamiger Hauptstadt, und das vom Chinesischen Reich abgetheilte Ili mit der Hauptstadt Kuldscha. Grenzen sind: im Norden Sibirien, im Osten das einflussreiche noch unter chinesisch-mandschauer Oberhoheit stehende übrige Turkestan (die gewöhnlich flauerer Weise sogenannte Kleine Bhandari, da sie weder Klein, noch von Bhandari bewohnt ist) und im Westen an das dem Chan verbliebene Stück von Chiwa. Die mächtige

*) Besse, Panchatantra I., S. 25.

**) Panchatantra I., 102.

*) Bieppig, B. Schilde.

Kette des Himmelsgebirges (Thian-Schan) mit ihren 18,—20,000 Fuß hohen Gipfeln bildet in weiter Ausdehnung die Südgrenze.

Die meisten, in den Kreis der Erz-, Natur- und Völkerkunde gehörenden Mittheilungen bieten Demjenigen, der manchen, asiatischen Binnenländer behandelnden gezeigten Artikel des *Ermanischen Archivs* (1841—1866) kennt, wenig oder kaum etwas Neues. In solchen Artikeln zählen wir besonders: „Der Balchsch-See und der Fluß Jil“, von Kudschow (Bd. 16); „Reise nach dem Hyt-Kul“ (warmen See, auch Tas-Kul, d. i. Salzsee genannt), von Semenov (ebd.); „Bemerkungen über den Hyt-Kul und den Fluß Kofchar“, von Benjakow (Bd. 20); „Reise nach Kuldscha“ (ebd.); „Forschungen über den „Syr-Darja und den Knu-Darja (Drus)“, von Putafew (Bd. 24). Auch die ächten oder schwarzen Kirgisen, wie die unächten, die sich selbst Kasak nennen und von ihren nächsten wie fernsten asiatischen Nachbarn ebenso genannt werden (denn das Kasak der Russen mit eingeschobenem i ist eingeregelter Fehler), findet man in der erwähnten vortrefflichen Zeitschrift öfter besprochen, und Nadloff, der Altal-Reisende, hat die Ersteren aus eigener Anschauung (jedoch anderswo) beschrieben.

Mit diesen Verweisungen soll übrigens die Selbstständigkeit des Verf. nicht angegriffen und ebenso wenig das Nützliche und Unterhaltende seiner kleinen Schrift bestritten werden.

Wir erlauben und einige nachträgliche Bemerkungen. Der Verf. rechnet die ihm bekannt gewordenen, nicht mit Mongolen vermischten Türkenstämme zur sogenannten „kaukasischen Rasse“, ohne ihnen die turanische Abkunft abzusprechen. Aber unter Turanien versteht man ja eben Völker, die nicht zu jener Rasse gehören, und tragen auch die meisten heutzutage bekannten Türkenstämme weniger den Gesichtstypus anderer Turanier: so sind sie doch von Seiten ihrer Sprache ächte Geistesverwandte derselben geblieben, und nicht kausakischer, als es Mongolen selber, oder Tungusen sind.

Zu S. 49. Tamäschä ist eines der vielen im Türkische eingezeichneten arabischen Wörter, das zunächst ein Wesenwörtchen bedeutet und bei Persern und Türken gleiches Bürgerrecht erhalten hat, wie Spazier-Gang und Promenade bei uns. Es wurde aber bald für Ergeßlichkeit im weiteren Sinne, besonders Stegereife - Pöffen gebraucht, und dies bildete den Weg zur Bedeutung Schauspiel in jedem Sinne, die ihm bei den Osmanen geblieben. S. 4.

Kleine literarische Revue.

— Das Unterrichtswesen in Oesterreich 1848 — 1873. *)

Mancher Leser dürfte sich nach der Beschreibung der Schrift „Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich“ von demselben Verfasser erinnern, welche im vorigen Jahre in Nr. 39 des „M. i. S. d. A.“ enthalten war, die erwähnte Rede muß als eine Fortsetzung dieser Schrift bezeichnet, und kann auch als eine Nachschlagung betrachtet werden auf jene größere Abhandlung, welche von Professor Kelle unter dem Titel „Die Jesuiten-Universitäten in Oesterreich“ in Aussicht gestellt wurde. Schon aus dieser Bemerkung erhellt, daß die von Professor Kelle am 2. Dezember in der hiesigen Aula gehaltene Rede, welche vor einigen Tagen

in prächtiger Ausstattung in der J. G. Salveschen Hof- und Universitätsbuchhandlung (Ottomar Beyer) erschienen, eine bloße Laie Bedeutung habe. Die ebenso geistreiche als gründliche Weise, mit welcher Professor Kelle seinen Stoff in dieser Rede, die man eine Abhandlung nennen kann, behandelte, fesselte nicht nur den Hörer, sondern wird auch den Leser fesseln, wenn er in diesen Blättern in so kurzgefaßter Weise von dem großen Umschwunge im Unterrichtswesen in Oesterreich liest, der in dem Zeitraum von 25 Jahren vor sich gegangen, von jener Zeit, wo 1848 bei der damals ausgesprochenen Lehr- und Lernfreiheit sich die Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit des damaligen Gewurfs für dieselbe gezeigt, bis auf die Jetztzeit, wo die Gymnasien und Universitäten nahe jenem hohen Standpunkte sind, den sie erreichen müssen und erreichen werden, um sie als Ruher der Vollständigkeit betrachten zu können, wozu vorzüglich die gänzliche Beseitigung der bishöflichen und Kießer-Verknüpfungen gehören, von welchen letzteren leider noch zwölf in Oesterreich bestehen. Dahin gehört auch die Reform der theologischen Fakultäten, die nicht lange mehr auf sich warten lassen kann, wenn auch deren Leiter gewissermaßen darin eine Befriedigung finden, daß sie von den übrigen drei weltlichen Fakultäten in jeder Beziehung überflügelt wurde.

Professor Kelle berührt in der vorliegenden Schrift den tief eingreifenden Einfluß der Lehr- und Lernfreiheit auf die bishöfliche Fakultät, und wie durch sie auch die Umgestaltung der Gymnasien herbeigeführt wurde; deren Durchführung war aber durch eine Zeit gelähmt, und zwar während des Bestandes des Konvents bis zum Jahre 1869, wo die oberste Leitung der Schulen der Kirche entzogen und dem Staate wieder gegeben wurde. Diese Periode behandelt der Verfasser mit besonderer Vorliebe, in ihr fand der Einfluß des Jesuitismus auf die Unterricht-Anstalten abnorm in voller Blüthe, die Früchte jedoch waren der Art, daß schon 1868 jene Verknüpfungen, in welchen die geistlichen Lehrer dem Staate nicht nachkommen wollten, vom Staate übernehmen mußten, trotz der päpstlichen Kollationen vom 22. Juni 1868. Der Entwicklung der Universitäten schenkt Professor Kelle in seiner Schrift resp. in seiner Rede weniger Aufmerksamkeit, wahrscheinlich um der in Aussicht stehenden oben erwähnten Abhandlung nicht vorzugreifen, darum wird von ihm das neue Universitätsgesetz und die neue Rigoristenordnung auch nur kurz berührt, es würde dies auch den Inhalt einer Rede weit überschritten haben. Wenn auch der Beifall, welcher seiner Rede gefolgt, dem begeisterten Rufe für das Wohl des Kaiserthums golt, so darf man überzeugt sein, daß Professor Kelle diese Rede auch unter andern Verhältnissen nicht ohne Beifall gehalten haben würde.

Prag, im März 1874.

Dr. — a. t.

— Die Sehtne und die Weltgeschichte. *) Die geistreiche Schrift, die hier nach 28 Jahren in veränderter Gestalt zum zweiten Male dem Publikum dargeboten wird, hat höchst seltsame Schicksale erlebt. — Das erste Heft derselben ließ der Buchhändler Valliere in London ohne des Verfassers Wissen, das zweite Heft gegen dessen ausgesprochenen Willen ins Englische überlegen; und bereits 1854 war das erste Tausend der sechsten Auflage dort vergriffen. Da der genannte Buchhändler weder den Namen des

*) Rede zur Feier des fünfundsingzigsten Jahrestages der Thronbesteigung Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. Gehalten in der Aula der Universität Prag von Johann Kelle.

*) Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, von Dr. Felix Ehren, Professor in Breslau. Poeslau, J. H. Kerns Verlag (Mar Müller), 48 S.

Autors, noch den Umstand, daß das Heft aus dem Deutschen überfetzt worden, auf dem Titelblatt erwähnt hatte, so glaubte Herr v. Seigist-Rhey in Paris der deutschen Lesewelt eine Neuigkeit darbieten, indem er die Schrift aus dem Englischen ins Deutsche zurücküberfetzte. Auch diese Rücküberfetzung ist jetzt vergiffen und das Werkchen liegt heute in neuer Form vor. Es in excerpten hieses Unrecht an ihm thun und wäre schwer, denn die Auseinandersetzungen sind so kurzer, scharfschneidender, scharflogischer Natur, die Darstellung so knapp, prägnant und daneben so schön und populär, daß nur eines Studium der Abhandlung berechtigten Ansprüchen genügen kann. Jeder denkende Leser aber wird bei dieser genialen Untersuchung, bei dieser vollendeten Beweisführung, daß ein Standpunkt denkbar ist, von dem aus die Welt nicht mehr der zeitlichen und räumlichen Ausdehnung bedarf, um zu existieren und bestritten zu werden, einen wahrhaftigen, geistigen Genuß empfinden. Das Buch ist höchst empfehlenswerth. Jz.

— **Photolithographie in Amerika.** Den vielfach angestellten Versuchen zur Vervielfältigung photographischer Bilder durch den Druck hat sich jetzt in Amerika ein neuer zugesellt, der nach den nun vorliegenden Proben zu urtheilen, das Problem zu lösen aber doch seiner Lösung sehr nahe zu bringen bestimmt zu sein scheint. Ein Mr. Newcomb in New-York hat das ursprüngliche in Dänemark zuerst in Anwendung gebrachte Verfahren der Photolithographie dergestalt vervollständigt, daß durch dasselbe Portrait-, Landschaftsbilder und Zeichnungen mechanischer Gegenstände ebenso vorzüglich wiedergegeben werden, wie Reitan- und Buchstabenruck. Letzterer wird sogar so fein hergestellt, daß er nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases gelesen werden kann, sich dann aber dem Auge völlig klar und scharf darstellt.

Sollte sich die Erfindung bewähren, so ist für die Illustration sowohl hinsichtlich der Treue und Sicherheit der Darstellung, wie auch in Anbetracht des Preises ein bedeutender Schritt vorwärts gethan.

Sprechsaal.

In einer kleinen Broschüre: „*Une leçon de droit public à l'université de Louvain*“, analysirt Emile de Laveleye, Professor in Lüttich, eine Vorlesung des Herrn Charles Périn, Professor in Löwen. Périn repräsentirt die theokratische Schule der katholischen Partei. Dieser Lehrer der Politik, des Staatsrechts und der Rational-Ökonomie erklärt, daß er den Doktrinen Roms treu bleiben werde und beruft sich auf die Unfehlbarkeit des unfehlbaren Papstes. Diesesmal handelt es sich um den Nachweis, daß eine wahrhaft katholische Gesellschaft den Irrthum nicht dulden dürfe, und daß hat der Herr Professor mit hinreichender Berechnung unter dem einflussreichen Beifall seines Auditoriums bewiesen! Laveleye knüpft an einzelne Stellen Bemerkungen, und gleicht zugleich Ausprüche aus den Schriften der Heiligen Enclair und Tarquin (des jüngst zum Kardinal ernannten und bald darauf gestorbenen hervorragenden Mitgliedes dieses Ordens), die alle darauf hinasgehen, der Katholizismus sei verpflichtet, sobald er die Macht habe, jede ihm wider-

sprechende Ansicht mit Gewalt zu unterdrücken. Wir theilen einige Proben in wörtlicher Uebersetzung mit. Périn meint: „Das Eosiem voller Freiheit, dem Irrthum eben so zugehändelt wie der Wahrheit, führt, wenn man es als Prinzip anstellt zu dem Satz, daß eine absolute Wahrheit nicht existirt. Man läme damit zum sozialen Skeptizismus, zu den Lehren Hegels, daß jedes Volk, jede Zeit ihre besonderen Wahrheiten hätten, daß die Wahrheit sich ins Unendliche entzweit, daß morgen falsch sein kann, was heute wahr ist, und *vice versa*. ... Diese Theorie ist monströs.“ Wenn Montalembert fragt: Wie dürft ihr die Freiheit fordern, wenn ihr sie Andern nicht gönnt? antwortet Périn: „Wir fordern sie vermöge des unverschränkbar Rechtes, welches die Wahrheit hat, sich geltend zu machen.“ Pater Enclair sagt: „Das religiöse Verbrechen ist schwerer als das bloß bürgerliche; wäre es also nicht lächerlich, zu behaupten, die größere Schwere des Verbrechens sei ein Motiv, demselben die Milderkeit der Strafbestimmung zuzuschreiben?“ Ist die Staatsgewalt verpflichtet, wenn die Kirche sie zu Hilfe ruft, die Rechte der Kirche zu schützen, wie kann man die Macht der Kirche beseitigen, den Irrthum zu zähmen, da ihr die geistige Unterlüt, welche dem Verstande gebietet, und die materielle Kraft zu Gebot steht?“ Laveleye bemerkt: „Das Kaisennement scheint anwiderleglich. Die Kirche wird verfolgt, wenn man sie hindert, Andere zu verfolgen. Worin besteht denn die Freiheit einer Kirche? Offenbar ihren Glauben zu betheiligen, ihren Dogmen gemäß zu handeln. Nun besteht aber das Dogma, die Aeyer und Ungläubigen zu unterdrücken. Hindert man also die Katholiken, diese Unterdrückung durch die passenden Mittel, Feuer, Wasser oder Eisen zu bewerkstelligen, so unterdrückt man sie offenbar.“ „Es kann für das Volk keine Freiheit geben“, erklärt Périn. „Das Volk muß stets nach seiner Schwere bestraft werden. Der Irrthum ist stets ein Böses, ein unberechenbar Böses, besonders der religiöse Irrthum, denn die Religion, die Quelle der Moral, die Keule des Rechts, ist die Basis der sozialen Ordnung. Folglich muß die Kezerei unter allen ihren Formen erdrückt und bestraft werden. Handelt es sich darum, zu wissen was Irrthum, und welches der Grad seiner Verderblichkeit ist, so können wir und nicht täuschen, denn Gott selbst lehrt uns das, durch das Organ seines unfehlbaren Stellvertreters.“ L'Univers und La Bien public, die Sprachführer Tarquinis sagen ganz folgerichtig: „Ihr Protestanten und Ungläubige, ihr seid und die Freiheit schuldig, denn ihr gesteht, daß ihr nicht sicher seid, die Wahrheit zu besitzen; wir Katholiken dagegen haben das Recht und die Pflicht, euch zu unterdrücken, denn auf die päpstliche Unfehlbarkeit gestützt, wissen wir sicher, daß ihr im Irrthum seid. Folglich ist euer Prinzip also die Toleranz, das unsrige die Intoleranz.“ Herr de Laveleye begründet den Altkatholizismus in der Schweiz und in Deutschland als höchst erfreuliche Kundgebungen; für Belgien sieht er kaum eine Rettung vor dem vollständigen Sieg des Ultramontanismus, und schließt mit den Worten Louis Veuillet, der es bekanntlich offen bezeugt hat, daß Huz nicht früher und Luthar überhaupt nicht verbrannt wurde: „einen liberalen Katholizismus giebt es nicht, kann es nicht geben. Die liberalen Katholiken, die wirkliche Katholiken sind, sind nicht liberal, und die, welche wirklich liberal sind, sind keine Katholiken.“ L. E. E.

Berichtigung. In dem Aufsatz: „Ein Rämpfe gegen den Darwinismus“ No. 19, Seite 275, Spalte 2, Zeile 19 von oben, muß es statt Ortsbegriff „Arbeitsbegriff“, und S. 276, Sp. 1, 3, 8 von oben statt *adeptus* „*adaptes*“ heißen.

*) Siehe vorige Nummer.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 23. Mai 1874.

[N^o. 21.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Zur Geschichte des Kampfes zwischen Staat und Kirche in Deutschland. 301. — Aus der Reformationszeit. 303.
Frankreich. Nachrichten zu Renans Katholik. 305.
Amerika. Jahresbericht des Smithsonian Instituts. 306
England. Der Epigrammen-Mäccht Johann Owen. Von Dr. Hermann Müller. 307. — Walter Somerville. 310.
Italien. Neues Wort sprachwissenschaftlichen Inhalts. 311.
Orient. Aegyptische im Kauf. 312.
Kleine literarische Notizen. Der Prophet Jonas in Belgien. 313. — Strunk in Italien. 313. — Friedrich II. und von Swieten. 314.
Sprachsaal. Schwaib Kaufhaus der Kultur. 314. — Die Religion im Gestalt Darwins. 314. — Der Brief Brief sein Ziel. 315.
— Orientalische Manuscripte aus dem Palast von China. 315.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte des Kampfes zwischen Staat und Kirche in Deutschland.

Nach befinden wir uns inmitten eines Kampfes zwischen Staatsgewalt und Kirche, über dessen Ausgang wohl subjektive Urtheile gestreut sind, dessen wirklicher Abschluß indeß bisher im dunkeln Schoß der Zukunft verborgen liegt. Für den Augenblick mag die beruhigende Gewißheit genügen, daß der Staat — wir verstehen hier das deutsche Reich als solches unter diesem Namen — klar erkannt hat, was er will, was er den immer höher gestiegenen Forderungen der Kirche gegenüber verlangen und erreichen muß, um eine geistliche Fortentwicklung auch auf diesem Gebiet, vielleicht dem wichtigsten und bedeutsamsten von allen, zu ermöglichen. Anders lautet die Frage nach dem Wie, den Mitteln und Wegen, auf denen er sichere Aussicht haben kann, glücklich zu dem klar erkannten Ziele zu gelangen.

Die Hauptschwierigkeit für den Staat — den deutschen wie jeden andern — beruht in diesem Augenblick darin, daß eine geistliche Lösung der Frage nur durch ein Kompromiß der beiden dabei beteiligten Gewalten, der staatlichen wie der kirchlichen erreichbar scheint, daß auch jetzt wie früher ein *modus vivendi* nur durch einen zwischen beiden Gewalten geschlossenen Staatsvertrag wiederhergestellt werden kann, während doch die eine der beiden kriegführenden Mächte — die Kirche — von ihrem harten Standpunkt des *Non possumus* aus die von dem Staat angebotenen Bedingungen ebenso entschieden als unannehmbar von der Hand weist, wie die andere — der Staat — die Prämissen der Kirche nach dem Urtheile aller Sachverständigen und Unparteiischen zurückzuweisen genöthigt ist.

Niel ist über das Recht des einen und des andern Theils von Verfassern und Unterfassern, Parteilichen und Unparteilichen geschrieben und gestritten worden; die Gemüther haben sich dabei erhitzt und selbst besonnene Männer sind der Gefahr nicht entgangen, sich von ruhiger Betrachtung der Sache zu leidenschaftlichen Persönlichkeiten fortziehen zu lassen. So hat der Streit einen immer heftigeren, immer leidenschaftlicheren Charakter angenommen, der der Sache selbst nur schaden kann. Treulich ist es die Frage, ob eine derartige Erregung bei Behandlung dieser schwierigen aller Probleme überhaupt zu vermeiden war! Darüber ist man allerorten einig, daß eine Lösung des Zwists nur

auf Grundlage des historischen Gegebenen erreichbar ist. Wenn aber selbst historische Dokumente nicht nach ihrer inneren Logik, sondern nach subjektiver Billfür bedeutend und verzerrt werden, so wird selbst mit den Mitteln einer gesunden historischen Kritik die glückliche Lösung der Frage zweifelhaft.

So viel dürfte bei jedem Unbefangenen feststehen, daß das Verdienst auf die Lösung an der Hand unbefangener kritischer Untersuchung der aus den früheren Zeiten überkommenen Verhandlungen, Verträge, Interpretationen, Bullen und Breven aufmerksam gemacht zu haben, den Verdiensten und Vorkämpfern des Staates gebührt. Wenn auf einzelne Punkte von geringerer Bedeutung bisher ein genügendes Licht noch nicht geworfen ist, so liegt dies allein an dem hartnäckigen Widerstand der Kirche, die in ihrem Bestreben befindlichen Altentümde in unverfälschter und unverfälschter Form der Öffentlichkeit zu übergeben. Wenn dies allein schon als ein erschwerendes Moment gegen die Kirche ins Gewicht fällt, so freilich es um so mehr für die Gerechtigkeit und Friedensliebe ihrer Gegner, der Staaten, und zunächst hier der deutschen Staaten, daß diese das gesammte auf diese Frage bezügliche Material der kritischen Durchforschung und Würdigung durch kompetente Beurtheiler ohne den mindesten Rückhalt überlassen haben.

Seit dem ersten Augenblick, wo das Papstthum den Primat über die gesammte Hierarchie der katholischen Christenheit erstrebte und zum Theil errang bis auf unsere Zeit herab, hat es nie an Kämpfen und Kollisionen zwischen der Kirche und der Staatsgewalt gefehlt, doch nie hatte diese chronisch gewordene Krankheit einen so akuten Charakter angenommen, als in jenem Augenblick, wo eine kleine Schar verführter Politiker den Papst zur Bekreitung seiner absoluten Gewalt, den Erzbischof aller Staaten zur Selbstabdankung nöthigte. Wie fern liegen und nicht jene Zeiten, wo es in Frankreich und in Oesterreich gewissermaßen eine Nationalkirche mit festgeschlossener, innerer Unabhängigkeit dem Papstthum gegenüber gab, jener Zeiten Napoleons I. zu gedenken, der den Papst zu seinem willenlosen Werkzeug machte und ihn verfügen ließ, was der Imperator dekretirte hatte. Immer spielte in diesen Kämpfen die Stellung des Erzbischofs dem Papstthum gegenüber eine hervorragende Rolle. Nur wenn die Macht der zum Konklave versammelten Bischöfe der päpstlichen Gewalt die Waage hielt, war den Fürsten die Garantie gegeben, daß der ohnehin höchst maßgebende Einfluß der Kirche auf ihre Unterthanen nicht zu einem schrankenlosen, unkontrollirbaren sich erweitere. Seit der Erklärung des Unschuldbarkeits-Dogmas ist den Staaten diese Garantie — freilich durch einen Willkürakt — genommen worden; es handelt sich für sie in erster Reihe darum, das widerrechtlich Entziffene zurückzuverwerfen und dies kann nur auf einem Wege geschehen — dadurch, daß die Staaten den unwiderleglichen Beweis führen, daß das Dogma von 1870 in seinen Konsequenzen staatliche Rechte gefährdet oder richtiger negire, die durch die mit der Kirche früher geschlossenen Verträge rechtlich erworben und von letzterer bis 1870 auch offen anerkannt waren.

Das Verdienst, auf diesen Punkt nicht nur hingewiesen, sondern ihn in seinem Verlauf und in seinen Folgen auf unwiderlegliche Weise erläutert zu haben, gebührt dem auf dem

Verhalt der Kirchenpolitik seit einem Jahrzehnt rastlos thätigen Professor Friedberg in Leipzig in seinem neuesten Werke, das den staatsrechtlich garantierten Einfluß der deutschen Regierungen auf die Bischofswahlen in Deutschland zum Inhalte hat.^{*)}

Schon seit sieben Jahren hat dieser Frage beschäftigt, hat Friedberg bereits früher einen kurzen Abriss der Stellung Deutschlands zu dieser Frage im Mittelalter, darauf 1863 eine Sammlung von Aktenstücken publiziert, die die Stellung Preußens dazu beleuchten. Unterdeß hat sich die lebhafteste literarische Thede gerade über diesen Gegenstand erhoben. Auf der einen Seite Ketteler, Hirschel, Köhner, auf der anderen Mejer, Friedberg, Schulte, Siederer, Dr. v. Edel, hat man hin und her gestritten, jede einzelne Position auf das lebhafteste angegriffen und verteidigt.

Indeß war eine Lösung der Frage erst dann ermöglicht, wenn das gesammte Aktenmaterial, das sich in den Archiven der deutschen Regierungen und ihrer Ministerien zerstreut und vereinzelte verhandelt, in einer Hand vereinigt, gesichtet und kritisch beleuchtet war, und dies ist das zweite Verdienst, das sich Friedberg erworben, um durch die Publikation des oben angegebenen Buches Deutschlands Regierungen und Bewohnern den wahren Stand der Frage zu erkennen zu geben.

Theoretisch betrachtet mag man es vielleicht bedauern, daß der Tranz des Augenblicks den Verfasser nöthigte, mit diesem letzten Theil seines auf eine Darstellung unserer Frage seit dem Mittelalter berechneten Werkes, der erst mit den Anfängen des neunzehnten Jahrhunderts, der Zeit Napoleons I. einsetzt, zuerst ans Licht zu treten. Vom praktischen Standpunkte aus sind wir indeß im höchsten Maße davon befriedigt, daß der scharfsinnige und wohlkündige Autor uns die zum Theil ganz unbekannten werthvollen Aktenstücke, sammt seiner schönen und klaren darauf begründeten Darstellung nicht länger hat vorenthalten wollen, um so mehr, als die Gewaltthätigkeit Napoleons auch der Kirche gegenüber tabula rasa zu machen versuchte, und wenn dies auch nicht völlig gelang, doch mit Recht von ihr her eine neue Epoche in diesem großen, nie unterbrochenen Kampfe datirt. „Die Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche“, sagt er selbst darüber im Vorwort, „hat sich so breit in den Vordergrund der politischen und wissenschaftlichen Interessen gehoben, daß ich das wichtige Material, in dessen Besitz ich bin, und welches zur Lösung der heutigen Aufgaben beizutragen vermag, dem gelehrten und politischen Publikum nicht länger vorenthalten zu dürfen glaube. Noch dazu, da zwischen dem Rechte der Bischofswahlen des neunzehnten Jahrhunderts und dem vorangehenden keine organische Verbindung besteht, und das Verständnis des ersteren nicht notwendig dasjenige des letzteren voraussetzt.“

Friedberg gliedert sein Werk in drei Bücher, deren erste beide den historischen Theil, die Geschichte der Verhandlungen über die Besetzung der bischöflichen Stühle zwischen den deutschen Staaten und der Kurie im Allgemeinen und im Einzelnen, das dritte den dogmatischen Theil, das staatliche Anrecht an der Besetzung der bischöflichen Stühle enthält, auch dieses Buch wieder in einer Reihe von Kapiteln über die betreffenden Verhältnisse der einzelnen Staaten und dann in einem Rückblick auf die Ergebnisse und eine Kritik des bestehenden Rechts gegliedert.

Aus der Darstellung ergibt sich zur Evidenz, daß die römische Kurie — wie bisher häufig war behauptet, doch noch nie rein offenkundig befangen war — im Anfange dieses Jahr-

hunderts den deutschen wie anderen katholischen Staaten gegenüber sich viel gemäßigter zeigte, als in irgend einem Augenblicke seitdem; daß vielmehr seit jener Zeit und mehr noch seit dem Abschluß der diese Frage regelnden Staatsverträge mit den deutschen Staaten in dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, als möglichen Hebel in Bewegung gesetzt wurden, die in den betreffenden Verträgen den Staaten gemachten Zugeständnisse auf Herbeiführung einer ihnen genehmen Wahl in den erlöschenden Bischofsstühlen — mehr und mehr abzuschwächen und aufzuheben, bis dann endlich die Proklamationen des Dogmas vom 1829 der geeignete Moment waren, mittelst der Kurie, die sich zu willkürlichen Instrumenten hergaben, eine dem staatlichen Interesse gänzlich entgegenge setzte Richtung einzuschlagen.

In dem letzten Kapitel seines Werkes: Ergebnisse und Kritik des geltenden Rechts, erhebt sich unser Verfasser endlich über die rein kritische Behandlung seiner Frage zu positiven Vorschlägen wie dem offen zu Tage tretenden Nadel von Seiten des Staates zu bezeugen sei. Er weist nach, wie die mit der Kurie abgeschlossenen Verträge in sofern unzureichend seien, als dabei die Persönlichkeit der zu erwählenden wohl berührt, aber nicht genügend zur Würdigung gebracht werde — vorausgesetzt selbst, daß diese Verträge wie früher offen und ehrlich als Norm für die Besetzung der Bisthümer auch seitens der Kurie geltend gemacht würden. — Zwar sei vorgelesen, daß der neu zu erwählende Bischof ein Mann von Einsicht und Barmherzigkeit, von Pöbelgefühl für die Beobachtung der Staatsgesetze und dem Vorkommen genehm sei; dies genüge indeß dann nicht, wenn die hohen Geistlichkeit, an der sich die Bischöfe rekrutierten, selbst zu einer Wahl von vaterlandlosen, einem auswärtigen absoluten Herrn mächtig unterworfenen und sich unterwerfenden Persönlichkeiten sei.

Wit Recht betont er es daher als eine unabwiesbare, in offener Reihe zu stellende Forderung, daß die Erhebung des gesammten katholischen Klerus von Grund aus reformirt werde, daß die Forderungen, die an jeden andern Staatsbeamten mit Recht gestellt würden, in um so höherem Maße an diejenigen Staatsbeamten gestellt würden, an deren rechtlicher, würdiger und wirksamer Führung das Wohl und Wehe eines großen Theils der Staatsunterthanen und somit des Staates selbst in viel bedeutsamerer Weise noch geknüpft sei; daß daher der Staat nicht nur das Recht und die Pflicht habe, die Normen für die stitliche und wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichkeit zu entwerfen, sondern diese Ausbildung selbst auch aus Vergeltung zu überwachen, und daß die Kurie, so lange diese Ausbildung nicht mit sich bringe, was gegen die kanonischen Satzungen verstoße, auch nicht den mindelsten Anspruch erheben dürfe, sich in diese rein internen Angelegenheiten des Staates einzumischen.

Schon oben berührten wir, daß die Darstellung ebenso scharf und klar, als die Beweisführung zwingend sei. Nur hätte unser Evidenz die bisweilen im Texte selbst etwas zu breit hervortretende Polemik gegen Gegner, die diese Ehre kaum verdienen, nicht zum Schaden des Ganzen, mehr in die roten weisen werden dürfen. Daß der Autor selbst aufs Entschiedenste Partei ergreifen hat, spricht er selbst des Lesers unvorhergesehen, und daher mag es vielleicht auch rühren, daß der Ton, den er an einzelnen Stellen anschlägt, von persönlicher Bitterkeit nicht ganz frei ist, daß dies Werk, das sich seinem Inhalt und seiner Bedeutung nach weit über den Standpunkt einer Partei- oder Tendenzschrift erhebt, eben an einigen Orten diesen Beigehalt nicht ganz verlieren darf — ein Einwurf, der, wir wiederholen es, durchaus nicht bezweckt, die hohe Bedeutung des von uns toll gewürdigten Buches im Geringsten abzuschwächen. 3.

*) E. Friedberg: Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Mit Aktenstücken. Das 19. Jahrhundert. Leipzig, Dunder & Humblot, 1874.

Aus der Reformationsjubil.

Kein Zeitalter ist häufiger behandelt worden, als die Epoche der Reformation. Von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, von protestantischem, katholischem, historischem und sozialem ist es betrachtet, untersucht, dargestellt und beurtheilt worden. Und doch fehlen umfassendere Werke über diese Zeit fast vollständig, in Deutschland sowohl, wie in Frankreich. Nehmen wir Rankens verglühende Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter aus, so haben weder wir, noch unsere Nachbarn jenseits der Vogesen Werke, die wir z. B. den Arbeiten von Frobenius über die englische Reformationsgeschichte zur Seite stellen dürften. Freilich ist gerade die erschöpfende Bearbeitung einer Epoche, in welcher religiöse, soziale und politische Beweggründe sich auf das Mannichfachste verwickeln, erfordert und sorgfältig verfolgt sein wollen, sehr schwierig.

Durch umfassende und langjährige Studien hat sich für diese Aufgabe Bilib. Maurenbrecher (jetzt Professor in Königsberg) bereichert. Indessen — man kann nicht sagen, daß seine bisherigen Leistungen den von ihm gehegten Erwartungen entsprechen. In seinem Buche über „Karl V. und die deutschen Protestanten“ (Düsseldorf 1865), welches die Jahre 1545 bis 1555 behandelt, gab er freilich eine reiche Ausbeute aus dem spanischen Reichsarchiv von Simancas; indeß mit seiner Auffassungsweise und mit den neuen Ergebnissen, die er ergibt zu haben glaubte, konnte man sich nur an wenigen Punkten einverstanden erklären. Lange Zeit hat er dann geschwiegen, nur in Zeitschriften einzelne Bruchstücke seiner Studien dem Publikum geboten; und diese sind es, die in etwas erweiterter und abgerundeter Gestalt in den „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation“ (München 1874) jetzt vereinigt worden sind.

Neues, d. h. ungedrucktes Material, ist, wie der Verfasser sich angibt, für diese seine Aufgabe nicht benutzt worden. Es mißt auch der Historiker in denselben einen durchschlagenden neuen Gesichtspunkt, eine bleibende Erweiterung oder Umgestaltung unserer bisherigen Kenntnis nicht finden. Insofern dessen sie dem Bedürfnisse nach neuer umfassender Durcharbeitung größerer Abschnitte der Reformationsgeschichte durchaus nicht ab. Dagegen bieten sie in ansehnlicher Form, in effektvoller Gruppierung dem größeren Publikum über diesen oder jenen Punkt, diese oder jene Persönlichkeit in der Geschichte des 16. Jahrhunderts die Ergebnisse der neueren Forschungen, freilich in etwas willkürlicher Anordnung und Beleuchtung.

Der erste Aufsatz schildert die Kirchenreformation in Spanien, das heißt nicht, wie man vermuten könnte, die Versuche, den Protestantismus in Spanien zur Geltung zu bringen, sondern die Regeneration der katholischen Kirche selbst auf dem Boden der päpstlichen Halbwelt. In Spanien hatte, wie in Deutschland und überall, die Kirche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Religion verloren; auch hier ging eine Reform vor sich durch den Wiedereintritt des religiösen Elementes. Uebrigens war es nicht der Eifer einzelner religiös erregter Männer, welcher Inhalt, Richtung und Erfolg der religiösen Bewegung in Spanien bestimmte, sondern die spanische Reform ist vielmehr das eigenste Werk der Staatsgewalt, der Krone. Doch, setzen wir hinzu, sie wurde ihr Ziel nicht erreicht haben ohne die allgemeine innere Regeneration, die sich gerade durch den Ausbruch des Protestantismus auch in der katholischen Kirche vollzog. Wenn die deutsche Reformation völlig mit dem mittelalterlichen Kirchenthum brach,

so bestand die spanische Reform vielmehr in der Wiederbelebung desselben mit seiner Hölle, seiner streng hierarchischen Gliederung, seinem Mönchswesen und seiner Hochhaltung des Papstthums. Garrafa, als Paul IV. der erste wieder wahrhaft kirchliche Papst, hat in Spanien die entscheidenden Anregungen erhalten. Lenola hat das echte Kind dieser spanischen Reform. Bekanntlich haben dann die Jesuiten die mittelalterlichen Ideen über die Allmacht des Papstthums alle wieder aufgestellt und vertheidigt.

Dieser Aufsatz zeichnet sich in manchen Partien durch Originalität, zwar nicht in der Forschung, jedoch in der Zusammenstellung aus. Unerklärlich aber ist und, offen stehend, die Veröffentlichung des folgenden: „Spanien unter den katholischen Königen“, der auch nicht ein Wort Eigenthümliches enthält — außer einer völlig ungerechtfertigten Zurücksetzung Isabelens zu Gunsten ihres Gemahls Ferdinand's, der die ausfallende Reizung des Verfassers für politisch schlaue Berechnende, wenn auch moralisch durchaus nichtsonnige Charaktere theilt.

Der dritte Aufsatz behandelt Johanna die Wahnsinnige, die unglückliche Tochter Isabelens, Gemahlin Philipp des Schönen von Blandern und Mutter Karl des Künftigen. Auf Grund der neuesten Quellenforschungen wird das Lebensbild dieser bellagenerwerthen Fürstin entworfen und mit Recht die Behauptung Bergerot's zurückgewiesen, daß Johanna gar nicht wahnsinnig gewesen, sondern nur von ihren Verwandten, theils aus Herrschsucht, theils wegen religiöser Aufklärung ihrerseits, für wahnsinnig erklärt und unter herben Martern gefangen gehalten sei. Zumal ihre Paubheit in religiösen Uebungen ist durch ihre allgemeine krauthafte Zerknirschtheit zu erklären; und daß sie in einzelnen Augenblicken sich vernünftig zeigte, wird Niemanden, der mit Wahnsinnserscheinungen vertraut ist, Wunder nehmen.

In der vierten Abhandlung „Kaiser Karl V.“ erscheint dieser Monarch in der ungünstigen Auffassung, die — wie schon aus dem früheren Buche Maurenbrecher's bekannt ist — der Verfasser von demselben begt. Zunächst wird Karl V. dargestellt als ein blinder Fanatiker, was er doch am wenigsten gewesen ist. Wenn er im Gange für die katholische Kirche gegen die Reformationspartei nahm, so geschah dies nur, weil Karls ganzes politisches System auf mittelalterlichen Anschauungen fuhte und die Reformation der entscheidende Bruch mit den mittelalterlichen Anschauungen war. Herr Maurenbrecher stützt seine Ansicht hauptsächlich auf die Berichte Alexanders, des päpstlichen Nuntius bei dem Bormer Reichstag, ohne zu erwägen, daß Karl natürlich ein Interesse hatte, diesem Diplomaten als eifriger Freund Roms, das er in seine Allianz gegen Frankreich ziehen wollte, zu erscheinen, und daß Alexander später selbst an der aufrichtigen Kirchlichkeit des Kaisers recht sehr irre wurde und sich über dessen behändiges Jögern beklagte. Der Einwirkung des kaiserlichen Beichtvaters, Glapien, eines spanischen Mönches, wird das größte Gewicht beigelegt, aber der Verfasser fährt selbst an, wie Glapien auf alle mögliche Weise durch Mittelpersonen einen Antheil mit Luther herbeizuführen sich bestrah — einen Ausgleich, bei dem doch jedenfalls von dem streng kirchlichen Standpunkte Vieles zu offen war. Sonst enthält diese biographische Uebersicht wenig Neues. Mit Recht wird die landläufige Anekdote von der vorgängigen Selbstbestattung Karls V. als unwahrscheinlich nachgewiesen.

Der fünfte Aufsatz führt uns den Kurfürsten Moriz von Sachsen vor. Moriz ist einer der Lieblingshelden des Herrn Maurenbrecher. Nichts Geringeres steht er in ihm, als dem berufenen politischen Reformator Deutschlands, der nur durch seinen vor-

zeitigen Tod daran verhindert worden sei, der gesammten deutschen Geschichte ihre Bahn anzuweisen, Deutschland auf den Weg zur Einheit und zur Größe zu führen. Sittliche Bedenken werden vernachlässigt abgethan als „einer theologisch gefärbten Geschichtsbetrachtung“ entstammend. Aber obgleich nicht Theologe, weder von Reizung noch von Beruf, vermag ich den viel bewunderten und viel verheißenden Heros nicht zu erkennen in dem Manne, der schon als Jüngling sich mit seinem trefflichen Vater überwarf; der, frühzeitig zur Regierung gelangt, die Versplitterungen, welche die außerordentlichen Verträge seines Vaters und sein eigener Glaube ihm auferlegten, unter unwahren Vorwänden von sich wies; der, in nachster Seelsucht, lange Jahre durch heimlich neben einander geführte Unterhandlungen sowohl den Kaiser als auch die Protestanten — darunter seinen Vetter und seinen Schwiegersohn — betrog; der die Reorganisirung des deutschen Vaterlandes mit der Verschönerung von Metz, Toul und Verdun an Frankreich begann. Vergebens sucht der Verfasser den Vorwurf, Merib habe die Niederlage der Protestanten im Schmalkeldener Kriege veranlaßt, durch den Hinweis auf die materiell geringe Macht des Herzogthums Sachsen zu widerlegen. Die Diversifikation, die Merib zu Gunsten des Kaisers gegen das sächsische Kurfürstenthum unternahm, war doch der Grund für die Auflösung des großen protestantischen Heeres in Süddeutschland und für die daraus erfolgende Besiegung jedes einzelnen Mitglied des protestantischen Bundes. Auf das Eigennützigste und Hartherzigste deutete Merib das von ihm verschüttete Mißgeschick seines Veters Johann Friedrich aus; ohne Widerstreben unterwarf er sich und seine Unterthanen dem Interim des Kaisers, das von dem Protestantismus fast nichts mehr übrig ließ. Was ihn dann dem Kaiser in nachdem Maße entfremdete, war nicht religiöse Rücksicht, sondern nur Aerger, daß die evangelischen Vetter nicht hinreichend zu seinen Gunsten benutzt worden, sowie Furcht, Karl möchte in Deutschland zu mächtig werden. Und nun spinnt er die Feindschaft gegen den Kaiser wieder in trügerischer Weise an und weiter. Vergebens will Maurenbrocher uns glauben machen, der nagelalte Gehanke sei damals so schwach gewesen, daß die Abtretung der drei Bistümer an Frankreich kaum als Vorwurf betrachtet worden sei. Vielmehr wissen wir das Gegenteil sowohl von protestantischen Fürsten, wie Markgraf Hans von Kärnten — als auch von dem deutschen Volke, das damals Merib jureit:

„Ist dir ein große Schand,
das du thust überleben
das baldig römlich reich;
was thuestu dich bemühen?
thust vor dem Kaiser fliehen
zu der fern in Frankreich.“

Noch seltsamer ist das fernere Argument Maurenbrochers: „Und die Heiligkeit unseres Urtheils mildert sich vielleicht durch den Hinblick auf eine ganz ähnliche Abtretung, welche in unserer Gegenwart Italiens größter Staatsmann demselben Frankreich für eine ähnliche Aufgabe zu gewähren sich hat überwinden müssen.“ Als ob Cavour Rizzi und Savonen nicht zum Opfer gebracht hätte für die Einheit und Größe Italiens, Merib aber Metz, Toul und Verdun für die Zersplitterung und Ohnmacht des Reiches, für die Pläne seiner eigenen Selbstsucht! Wir fürchten, Herr Maurenbrocher wird mit seiner Bewunderung Merib von Sachsen jetzt ebenso wenig durchdringen, wie bei dem Erscheinen seines zusammenhängenden Buches. So sehr sind wir doch noch nicht „Reipolitiker“ geworden, um höhere Ideen und Moral gänzlich aus der Geschichte zu verweisen!

Am verdienstlichsten ist die sechste Abhandlung: „Zur Lutherliteratur.“ Sie gewährt eine interessante kritische Uebersicht über die hervorragenden Erscheinungen dieser außerordentlich umfangreichen Literatur. Freilich ist das Ergebniss ein ziemlich entmutigendes. Bis jetzt sind es hauptsächlich Theologen, die dieses Reich angebaut haben, allerdings Theologen der verschiedenen Richtung, katholische, protestantische, orthodoxe und liberale, aber immer doch Theologen, die von theologischem Parteilichthum aus schreiben und denselben in die Darstellung von Luther's Leben hineintragen haben. Gewiß hat diese theologische Geschichtsliteratur innerhalb ihrer Sphäre Einiges von Wert geleistet; aber selbst bei dem besten Willen gehen ihr die methodischen Erkenntnisse und die historische Betrachtungsweise an. Manke ist bis jetzt der einzige, der von wahrhaft historischen Standpunkte das Leben Luthers behandelt hat; aber dem Zweck seines Werkes gemäß nur oberflächlich und den allgemeinen Lebensverhältnissen eingeordnet. Maurenbrocher warnt mit rechten Worten vor dem blinden Vertrauen, das bisher den, erst von den Schülern Luthers aufgezeichneten sog. „Tischreden“ beifolgende geschenkt worden ist, die besten Theile des biographischen Werth von „Leitung und Wahrheit“ haben möchten. Wenn man die Entwicklungsgeschichte Luthers mit Ernst und erprießlich darlegen will, so muß man sie an die Schilderung des Zustandes der Theologie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts anknüpfen und ihn mit den Vorgängern in Verbindung bringen. Erst so wird sich das richtig Versteht bei dem Monumente des großen Mannes erheben. Nicht in der Luft schwabte er über seinen Zeitgenossen, da würde er wenig haben wirken können; — sondern gerade, weil er auf demselben Boden wandelte, wie sie, vermochte er sie mit sich fortzuführen.

Gegenstand des siebenten Aufsatzes ist der Wormser Reichstag 1521. Auch hier kann ein Wort eigener Unterlebung, die eine immerhin geschichte und ziemlich umfassende Zusammenstellung der Ergebnisse neuerer Forschungen. Zunächst wird die ungeheure Erregung geschildert, welche Luthers eifrigsten Auftreten während des Jahres 1520 in allen Schichten des deutschen Volkes hervorgerufen hatte. Wenn Luthers führe Bedeutung seit der zweiten Hälfte des Jahres 1519, seit der Reizigen Disputationen, unerklärlich genannt wird (S. 253): so erscheint es mir vielmehr sehr erklärlich aus der Einwirkung der Ereignisse auf Luthers mutigen und heftigen Charakter, sowie aus den Studien in den Schriften Augustins und Petrus Kallus, zu welchen er gerade durch jenen Wortkampf geführt wurde. Er erscheint nun plötzlich Kaiser Karl V., der früher als Jüngling geschildert worden, als „Anhängers und Vorkämpfers der, was wir so sagen dürfen, katholischen Reformation“ (S. 244). Ganz sein Beichtvater Glaprien unterhandelte durch den Kurfürsten Friedrich von Sachsen und dessen Kämmerer Brück wiederholt mit Luther über eine Vereinigung, die auf den Ausbruch eines der ersten Gelehrten zusammenzufolgenden Schiedsgerichtes gegründet werden sollte. Erst, als Luther dies zurückwies, als das Papst Leo X. in die kaiserliche Allianz eintrat, brachten die kaiserlichen Staatsmänner durch genannte und diskrete Unterhandlungen es bei den einzelnen Ständen dahin, daß sich auf dem Reichstage eine Luther abgeneigte Mehrheit bildete. So wurde Luther trotz seiner mutigen Vertheidigung — die Worte: „Ich stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen“ hat er nicht gesprochen — in die Mäßt erklärt; der Bruch zwischen dem evangelischen Reich und der Reformation war vollzogen. Der angekündigte Ausbruch unterließ. Das Volk war ohne Zäugeln; Gutten hatte nicht die Macht, seinem donnernden Volke gegen

die Abmähle eine Ausführung zu verleihen; und Säkungen ließ sich durch die Aussicht auf reiche Beute verleiten, eine Stellung in dem gegen Frankreich bestimmten kaiserlichen Heere anzunehmen. So wurden die Beschlüsse des Wormser Reichstages in der religiösen Frage maßgebend für die ganze fernere Entwicklung der deutschen Geschichte.

Endlich, achtens, wird uns in der Abhandlung über „die allgemeine Kirche und die Landeskirchen“ eine Vorgehensweise der Reformation seit Gregor VII. gegeben. Nachdem Herr Maurerbrocher alle übrigen prinzipiellen Unterschiede zwischen dem Katholizismus und Protestantismus verworfen hat, findet er ihn endlich (S. 281) in dem Gemeindeprinzip als Basis der Kirche, dem Priesterthume aller gläubigen Christen gegenüber, dem Priesterthum der mittelalterlichen Kirche. Aber unmittelbar danach erfahren wir, daß dieses Kirchenprinzip sich nur negativ, in der Auflösung der allgemeinen Kirche, geltend machen konnte, daß es aber positiv sich nicht zu verwirklichen vermochte, indem sich vielmehr aus der allgemeinen Kirche die Landeskirchen bildeten. Und nun sucht der Verfasser selbst nachzuweisen, wie die gesammte mittelalterliche Entwicklung zu diesem Endresultate führte, wie schon seit dem dreizehnten Jahrhunderte die Landeskirchen der Universalkirche entgegentritt. Daraus ergibt sich, wie wenig in dieser Richtung der Reformation das Entscheidende, Revolutionäre gegenüber der mittelalterlichen Kirche gefunden werden kann! Ebenso unrichtig ist es, wenn (S. 347) die Idee von dem Priesterthume aller Christen und das Prinzip der christlichen Gemeinde als des eigentlichen Kernes der Kirche und ihrer Verfassung Luther als eigenthümlich zugeschrieben werden. Schon Blicke hatte die Kirche in der Gemeinschaft der Gläubigen geschaut, und sie nicht minder in der Gemeinde der zur Gnade (d. h. zum Glauben) Prädestinirten gefunden. In Deutschland hatten Joh. Rudolph v. Wesel (gest. 1481) und Johann Wessel (gest. 1489) dieselbe Lehre in weiten Kreisen verbreitet. Luther brachte lediglich zur Ausführung, zur allgemeineren Anerkennung, was diese Männer seit hundertundfünfzig Jahren veründet hatten.

Nun wird eine, für akademische Vorlesungen gewiß recht gute, aber sonst doch nichts wesentlich Neues bietende Darstellung gegeben, wie gerade aus der Schroffheit der päpstlichen Herrschaftstheorien die Opposition sich entwickelte und zur Unterwerfung der Kirche unter den Staat führte. Wer diese Reihe von Ereignissen und Verhältnissen nicht aus den zahlreichen Specialwerken oder selbst den besseren Universalgeschichten kennen gelernt hat, vermag sich darüber gewiß aus Maurerbrochers Buch eine zugleich unterhaltende Belehrung zu verschaffen. Besonders sind die Ansichten des Marcellus von Padua recht gut dargestellt.

Im Ganzen kann ich mir mein Urtheil wiederholen, daß es kein großer Verlust für die Wissenschaft gewesen wäre, wenn diese „Studien und Skizzen“ Maurerbrochers in den Zeitschriften eingeschlossen geblieben wären, in welchen sie ursprünglich erschienen waren.

M. P.

Frankreich.

Nachträgliches zu Renans Antiquität.

Renans Unternehmen, die Anfänge des Christenthums zu schildern, behandelt zu seinem zuerst erschienenen Theile, *L'Antéchrist ou le Christianisme*, die Zeit Renan's, eine der bedeutsamsten für die Entwicklung der neuen Religion. In der Vorrede des deux

mondes giebt Albert Riville eine eingehende und so interessante Analyse des Buches*), daß wir einen Ueberblick seiner trefflichen Arbeit unseren Lesern gern mittheilen. Die erste Christenverfolgung und die Zerstörung Jerusalems brachten es allmählich den Theilnehmenden zum Bewußtsein, daß zwischen Juden und Christen ein wesentlicher Unterschied bestesse. Ohne Ereignisse, welche den Christen auf das Klarste bewiesen, daß sie etwas durchaus Anderes seien als eine jüdische Sekte, wären sie eine wenig bekannte, untätige Gesellschaft fremder, der Welt abgewandelter Träumer geblieben, von der man vielleicht heute nicht eben viel wüßte. Eiferseits liegt es auf der Hand, daß Jesu Lehren nur einer folgerichtigen Anwendung bedurften, um an Stelle der nationalen eine universale Religion zu setzen; andererseits steht es fest, daß Jesus selbst diese Anwendung nicht machte. Erst Paulus erklärte die Form, den Buchstaben, für hinfällig, und gerieth dadurch in heftigen Streit mit Petrus und Jakobus, welche streng an den alten Ceremonien hielten, und den heidnischen Männern den Uebertritt so sehr erschwerten, daß ihre Konvertiten fast nur aus Franken bestanden. Paulus verlangte keine schmerzhafteste Operation, hatte mehr Jutaus, und die Erbitterung der Juden-Christen ging so weit, daß die Offenbarung Johannis die Pauliner geradezu als Satansöhne bezeichnet. Dreißig Jahre waren seit Jesu Tod verfloßen, die Apostel alterten, mehrere waren bereits gestorben, und trotz anerkennenswerther Fortschritte beider Parteien in Syrien, Kleinasien, Griechenland und Rom, schloß etwas Glanzendes, Aufstachelndes, die Aufmerksamkeit Aller Erregendes, um das Christenthum in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Da lag im Jahre 64 die Kunde vom Brande Roms durch die Welt, und daß Tausende von Christen dafür gekreuzigt, zerissen, lebendig verbrannt worden, weil sie das Feuer angelegt haben sollten. So hörte, durch Nero's Vermittelung, die große Masse des Heidenthums zum ersten Male von Christen. Und als zwei Jahre später die Juden, durch messianische Hoffnungen fanatisirt, sich empörten, und nach wüthendem, von Renan meisterhaft geschildertem Kampfe endlich im Jahre 70 die furchtbare Zerstörung Jerusalems erfolgte, da nahmen die Christen, deren Messias bereits gekommen war, nicht den mindesten Theil am Kriege; sie hatten die heilige Stadt verlassen, und nur die Juden waren diesmal die Leidenden. Fortan mußten die Christen, gleichviel ob sie Heiden- oder Judenchristen waren, sich von den Juden vollkommen getrennt fühlen. Diese Thematika und die Apokalypse, welche im Jahre 69 geschrieben ist, behandelt Renan ausführlich. Riville meint, der Künstler in Renan übe bisweilen ungünstigen Einfluß auf den Historiker; man merke, wie ungern der Letztere Texte und Legenden, die doch nicht zu halten seien, aufgeben, wie er die alten, ererbten Traditionen fast ängstlich zu wahren suche; im großen Ganzen thäten jedoch kleine Irrthümer und Schwächen dem hervorragenden Werthe des Buches geringen Eintrag. Von Nero sagt Renan: „Man denke sich einen Menschen mit etwa so viel Verstand, wie die Heiden Victor Hugo's, eine Mischung von Aberwitz, Kleinigkeitstrümmerei und Schauspielerthum, allmächtig, und beauftragt die Welt zu regieren. Domitian's schwarze Beschheit, die Liebe zum Bösen aus dem Bösen willen, bejaß er nicht; eben so wenig war er toll wie Galligula, er war ein gewissenhafter Romantiker ein Opernkaiser, ein Musikar, der vor seinen Zuhörern zitterte und sie zittern machte; was hant ein Bürger sein würde, dem die Fesseln Victor Hugo's den Kopf verdrückt hätte, und der sich ver-

*) A propos du dernier livre de Mr. E. Renan, membre de l'Institut. Paris, Michel Levy, 1873.

pflichtet glaubte, in seinem Benehmen den Haß von Island und die Burggrafen zu spielen.“ Dazu eine unbändige Eitelkeit und die Sucht, noch die Dagewesenen in Szene zu setzen. Auch darf man bei seiner Beurtheilung die damals herrschende Enstlichkeit und Brutalität, und den abschüßlichen Realismus nicht vergessen, dem die dramatische Kunst anheimgefallen war. Ein sich verbrennender Herzfuß, ein von Bären zerrissener Dyrhens, wurden von zum Tode verurtheilten Verbrechern dargestellt, und die Handlung ging vor verammeltem Publikum wirklich vor sich. Da war es denn nur eine kleine Erhöhung des Vergnügens, wenn Brandstifter, die sonst zur Strafe bei Tage verbrannt wurden, bei einem Nachseß, in Berg und Pech eingehüllt, als Helden dienten. Allerdings waren die Christen keine Brandstifter, aber sie galten dafür, und der Schein sprach gegen sie. Die Wiederekunft Christi wurde von ihnen täglich erwartet; dann sollte die Welt in Flammen untergehen, sie aber sollten gerettet werden. Im Brande Roms sahen sie wohl das gehoffte Ereigniß, manch unkluges Wort mag von ihren Lippen gekessen sein, beim Bösen hatten sie Schwierigkeit, das ihr moralischer Negerismus, ihr Ekel vor allgemein beliebten Schauspielern, ihre Verachtung der Dinge dieser Welt und der Götter des Volks, ihre Abneigung, ihre auferstehenden Gebräuche, das alles erregte Verdacht, und Nero, der zwar Reuegeßungen gethan hatte, aus denen man schloß, die Sache sei ihm erwünscht, der aber am Ausbruch des Feuers wahrscheinlich unschuldig war, benutzte nur die Gelegenheit, um die durch den Umfang des Brandes doch etwas erschütterte Volksgunst wieder zu gewinnen, was ihm beim Pöbel, der so nie so nichts verloren hatte, vermaßen gelang, daß diese Volksklasse, nach seinem im Jahre 68 erfolgten Tode, noch bang auf sein Wiedereerscheinen hoffte.

Der Katholik der Offenbarung ist Nero. Protestantische Theologen haben es vor dreißig Jahren bereits erwiesen, und Renan schließt sich ihnen an. Die Worte „Eghar Nero“ ergeben nach dem Zahlenwerth der christlichen Buchstaben die Quersumme 666, die räthelhafte Zahl, und die mehrfach wiederholte Anspielung, das Thier mit dieser geheimnißvollen Ziffer werde zurückkommen, wird durch den oben erwähnten Volksglauben völlig erklärt. Als Mariusum geben wir die von Unitariern gemachte Entdeckung, daß die Dreieinigkeits, mit griechischen Lettern $\pi\omega\varsigma$ bezeichnet, ihrem Zahlenwerthe nach $300+100+10+1+200+5+50$ also ebenfalls 666 ausmachet. Wer in der Offenbarung „der falsche Prophet“ ist, der die Menschen durch seine Reden und Wunder verführt, der „zwei Hörner“ trägt u. s. w., das weiß man nicht. Renan sowohl als Réville halten ihn für eine lokale, bald vergessene, damalige Berühmtheit, doch gesteht der Letztere, daß die, welche behaupten, Paulus sei der Gemeine, Gründe für sich anzuführen haben, die viel Schein besitzen. Die Frage nach dem Verfasser des räthselhaften Buches beantwortet Renan mit seiner gewöhnlichen Klugheit nicht kategorisch, ist aber geneigt, den Apostel Johannes dafür gelten zu lassen. Gleichwohl giebt er zu, daß Vieles im Buche selbst dagegen spreche. Nur seiner Aufnahme in das Verzeichniß der heiligen Schriften verdankt dieses Werk eines jamaikanischen Juden, der zugleich eifriger Christ war, die Beachtung, die es gefunden hat. Sonst wäre diese Offenbarung, die nichts offenbart, sondern im Gegentheil alles verschleiert, diese Sammlung von Prophezeiungen, die sich alle als falsch erwiesen haben, wohl längst der Vergessenheit anheim gefallen.

D. S. S.

Amerika.

Jahresbericht des Smithson'schen Instituts.

Der Jahresbericht des Smithson'schen Instituts für das Jahr 1871 liegt und in flathlichem Bunde vor.“ Dies Jahrbuch, das nach Bestimmung vom 26. April 1871 im Saal des Senats zu Washington auf dem Tische liegt, bietet einen für nähere Kenntniß Amerikas höchst instruktiven und reichhaltigen Inhalt dar. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist ex officio Mitglied des Instituts; Joseph Henry ist der gegenwärtige Präsident desselben. Der Kassenbestand dieser nach dem Willen Smithsons 1847 gegründeten Anstalt betrug im Januar 1872 Doll. 706'815, 02. Die meisten auswärtigen Korrespondenten hat das Institut in Deutschland, nämlich 573, in Frankreich 190, in Italien 149, in Rußland 154, in Groß-Britannien und Irland 525; im Ganzen sind es 1937 Korrespondenten. Die Bibliothek ward im Jahre 1871 ansehnlich durch Ueberlieferung vieler Publikationen gelehrter Körperschaften vermehrt; der Zuwachs dieser Art betrug 4597 Bände und Broschüren. Außer den Krieglichen Schenkungen nennen wir die militärischen und statischen Journale Rußlands. Der deutsche Kaiser verleiht „Preussens Schätze und Residenzen“ vol. XI., fol. und „Scriptores rerum Prussicarum“ vol. IV. — J. V. V. V. in Braunschweig: 42 Bände und 12 Broschüren. — Inaugural-Dissertationen überlieferte die Universität Leipzig 104, Göttingen 70, Bonn 44, Königsberg 14, Würzburg 80; ferner treten hier das Britische Museum und die Royal Society, London, besonders hervor.

Mit p. 109 beginnt der literarische Theil des Jahrbuchs. „Erinnerung an Sir John F. W. Herschel“ ist der erste Aufsatz betitelt, es folgt ein solcher über den französischen Mathematiker Joseph Fourier. Chemie ist der Inhalt der nächsten Abtheilung: „Ueber Thomas Graham's wissenschaftliche Leistung“ (von S. Odling). Es folgt: „Ueber die Beziehung der physischen Wissenschaften zur Wissenschaft im Allgemeinen“, von H. Schenck (damals in Heidelberg), für das Smithson'sche Institut überlegt von Professor Kreeb. Von dem Letzteren ist auch der folgende Artikel aus dem Deutschen überfetzt: „Ueber den gegenwärtigen Stand unsrer Kenntniß der tropischen Pflanzen“, (Verfasser, gehalten in der Wiener Gesellschaft für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntniß, von H. W. Reichardt). — J. A. Stedek folgt sodann mit „Neueren Untersuchungen über die schwachen Variationen des Planetenkreises“. Eine mathematisch-physikalische Arbeit von G. E. de Forest (Watertown, Connecticut) reicht sich an. Während indeß auch die übrigen Beiträge aus den ersten Wissenschaften sich vorwiegend an fremde Leistungen anlehnen sind überfetzt sind, z. B. aus dem Französischen, so haben wir all speziell amerikanisch einige den Schluß des Bandes bilden: „Kustische und dem Gebiete der Ethnographie zu vergleichen. „Indianische Grabhügel (Mounds) in der Nähe von Fort Madison, Dakota's Territorium“, von A. J. Confort, Militärarzt. Hier werden eingehende Mittheilungen über den Leichenbestand in diesen Gräbern gegeben, Stellung und Lage der einzelnen Knochen, Zustand der Schädel und Knochen u. s. w. „Die Zähne der Grabhügel-Erbauer unterscheiden sich nicht im Geringsten von denen der modernen amerikanischen Indianer, die noch an ihrem Nomadenleben festhalten.“ Die gewöhnliche Form dieser

*) Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures and condition of the institution for the year 1871. Washington 1873, 473 pp.

Hügel ist die des Kegels. Der Diameter der Basis betrug beispielsweise fünfundsünfzig Fuß, derjenige der oberen Ebene fünfundsiebzig, die perpendiculare Höhe betrug auf der einen Seite vier, auf der andern fünf Fuß. Die Differenz rührte hier von dem Grund und Boden her, der sich sanft nach einem See hin abneigt. — Unter mehreren ethnographischen Notizen und Mittheilungen über indianische Stämme Amerikas ragt wesentlich der Aufsatz des Kapitäns G. E. Gresham über die Pima-Indianer von Arizona hervor. Die Traditionen derselben sind nur ganz vager Natur; sie meinen, daß das erste aller geschehenen Wesen die Spinnseide sei, die ein großes Gewebe gesponnen habe, aus welchem im Verlauf der Zeit die Welt sich gebildet habe. Die Ueberlieferung einer großen Fluth besteht bei ihnen: ein Adler, der sich bis in die Wolken erhoben hatte, bemerkte den bevorstehenden Sturm und warnte den ersten Propheten des Stammes und blieb ihn Vorhersagen treffen. Zur selben Zeit warnte ein Wolf einen andern Propheten des Stammes. Während aber der erste Prophet auf den Adler nicht achtete, so folgte der letztere, dem der Wolf als ein scharfsinniges Thier bekannt war, der Warnung derselben; er baute sich ein Boot und legte Vorräthe in dasselbe, als Arten damals bekannter Thiere darin aufzunehmen. „Die Papagos beanspruchten von den Versprechungen abzukommen, die Pimas von dem Einem, der es auszusagen, sich von dem Adler leiten zu lassen. Dieser Vogel erschien am zweiten Mal und wiederholte seine Warnung, aber die Pimas verachteten seine Anweisung. Endlich kam der Adler zum dritten Mal, machte heftigen Lärm mit seinen Flügeln an der Thür der Hütte des ersten Propheten, und mit schrillem Schrei kündigte er ihm und seinem Volke an, daß die Fluth vor der Thür stünde, und kann flog er schreiend davon. Plötzlich erhoben sich die Winde und Regen strömte nieder u. s. w. Alle Pimas gingen zu Grunde außer Einem, S'-d'-o, einem braven Indianer, der durch eine spezielle Gabe der Götter des großen Geistes gerettet war. Jener dem Wolf gewarnte Prophet gelangte dann, bei Einstürzen der Fluth, zum Berg Santa Rosa in Arizona. — Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, zu erörtern, ob und in wie weit wir es auch hier mit den Unstimmigkeiten christlicher Missionare zu thun haben. — Von den Sitten der Pimas heben wir noch folgendes hervor. Nach dem Tode eines Mannes wird dessen Beisargum bestattet, so daß seine Wittve und die Kinder der Krone verfallen. Kindersterblichkeit, vor und nach der Geburt, ist daher sehr häufig. Dies gilt nicht als Verbrechen und wird von alten Weibern ausgeführt. Eine Wittve kann ein Jahr nach ihres Mannes Tode wieder heirathen, wenn sie oder Kinder hat, nimmt sie keinen. Wittwen bebauen gewöhnlich ein kleines Stück Land und beschneiden Männer pflügen dasselbe für sie. — Zur Bescheldung gehört das einfache Kastum, daß man einander verläßt. Beispiele von Treue und starker Zuneigung kommen vor, doch gilt es nicht als Verbrechen, wenn ein Weib mehreren Männern eheliche Liebe widmet. „Nur die schlechtesten Weiber des Stammes werden mit den Weibern zusammen; doch ist es unehrlich, daß sie Juch solcher Weiber sich den Jahr zu Jahr vermehrt. Obgleich dies aber eine große Menge Krankheit in dem Stamme hervorgerufen hat, eine Krankheit, die sich rasch verbreitet, so scheint es doch noch Niemand aus dem Stamme für nöthig gehalten zu haben, seine Stimme dagegen zu erheben. Sittsamkeit ist sowohl Männern als Frauen unbekannt. Ihre Unterhaltung, auch in Gegenwart der Kinder, ist äußerst vulgär und manche Namen von Männern und Frauen sind anstößig.“ Das Weib ist die Sklavin des Mannes. Die bittren Feinde der Pimas hat die Sprache. Man sagt, daß die Ersteren die Sprache ihrer

Pfeile in lautendes Gieseln stecken; wer von solchem Pfeile getroffen ist, muß sterben.

Der reichhaltige Inhalt des Bandes weist gegen Schluß desselben auch eine Abhandlung über die Sprache der Dakota oder Sioux-Indianer auf.

Es wird Niemand aus dies Jahrbuch der Smithsonian Institution aus der Hand legen, ohne den Wunsch zu empfinden, daß dasselbe auf der betretenen Bahn rüstig weiter streben möge. Th. B.

England.

Der Epigrammendichter Johann Owen.

Von Dr. Hermann Müller.

Ueber Owen, der einst der Lieblingsdichter derjenigen Engländer war, welche auf gelehrte Bildung Anspruch machten, aber auch außerhalb seines Geburtslandes viele Bewunderer und Nachahmer gefunden, in letzterer Zeit jedoch von seiner ehemaligen Beliebtheit viel eingebüßt hat, findet man in den Handbüchern der Literaturgeschichte nur äußerst dürftige Notizen, und es hat sich seit 80 Jahren Niemand die Mühe gegeben, eine kritische Textausgabe seiner Dichtungen, welche bei der großen Unfertheit der älteren Ausgaben dringend nöthig wäre, zu veranstalten. Aber auch diese älteren Ausgaben sind, wenigstens bei uns, sehr wenig verbreitet, meist nur in größeren Bibliotheken anzutreffen und demzufolge der Dichter und der Werth seiner Schriften Wenigen bekannt. Und doch muß man, um über die Anschauungen des Lebens, der Menschen und über den Charakter jenes Mannes ein richtiges Urtheil zu gewinnen, die poetischen Produkte derselben eingehend prüfen und sich daraus ein Bild zusammensetzen. In der nachfolgenden Darstellung will ich eine kurze Lebensskizze des Dichters geben und dafür zum Theil aus seinen eigenen Dichtungen die Belege heranziehen, wobei ich mich, hinsichtlich dieser Belegstellen, welche leicht um das dreifache hätten vermehrt werden können, selbstredend auf eine angemessene Auswahl und das möglichst kleinste Maß beschränken zu müssen versuche habe.

Johann Owen (lat. *Johannes Owenus*), geboren in ländlicher Einsamkeit zu Armon in der Grafschaft Caernarvonshire im Jahre 1560, legte auf der Schule von Winchester¹⁾ unter Anleitung des Dektors Wilson²⁾ einen sicheren Grund in den Wissenschaften und erlangte eine genügende Vorbereitung für die höheren Studien, welche er 1584 als Mitglied des Collegium novum in Oxford begann. Er blieb daselbst sechs Jahre. Man hat es lediglich als einen Ausdruck der Dankbarkeit gegen die letztgenannte Bildungsanstalt anzusehen, wenn er sich selbst in freundiger Anerkennung an die in derselben empfangene wissenschaftliche Unterweisung und den wohlthätigen Einfluß, welche die dortige ziemlich strenge Disziplin auf seinen Charakter gehabt hatte, *Oxonienis* genannt hat, eine Bezeichnung, welche von der ersten Ausgabe seiner Gedichte auf alle nachfolgenden übergegangen ist und bei Manchen, welche die Gewohnheit haben, auch feststehende und verbürgte

¹⁾ Er nennt derselben in Epigr. II 27.

Prima scholas Europae inter Windoniam, enjus Pars ego, quae mea laus maxima, parva fui.

²⁾ Owen hat diesen Lehrer, welcher nachmals Bischof von Winchester war, durch ein Gedicht verewigt; vgl. Epigr. II 25.

Tu mihi praeceptor quondam Wilsonus fuisti, Debeo praecipua scribo quod ista tui.

Zufallenen unabhngigerweise in Zweifel zu ziehen, sowie für Andere, welche aus Bequemlichkeit und Scheu vor der Mühe, durch genaue Nachforschung das Richtige in Erfahrung zu bringen, tiefer dem ersten Aufschein trauen, Veranlassung zu der durchaus irrigen Behauptung gegeben hat, Oxford sei sein Geburtsort. Schon als Knabe gab er eine bewundernswurthe Probe von der Schlagfertigkeit des treffenden Witzes, welcher später alle seine Dichtungen durchdrang. Er hatte nämlich einst in der Schule durch den Lehrer eine Prügelstrafe bekommen und ging mit verweintem Gesicht und trauriger Miene über die Strafe. Da begegnete ihm die Königin Elisabeth, welcher er auf die Frage nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit, sofort mit dem Verse aus Virgils Aeneide II., 3, den er durch Veränderung eines einzigen Buchstabens auf sich selbst anwendete, zur Antwort gab:

Infantum regina jubes renovare dolorem.

Ob er sich aus wirklicher Reizung und innerem Betrug oder durch andere Motive veranlaßt, vielleicht durch die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn und Erlangung einer hohen Stelle im Staate, welche ihm bei seinen eminenten natürlichen Anlagen und dem außerordentlichen Reichthume eines Talents, dessen einflger Erde er zu werden hoffte, welcher sich aber, als Owen aus seinen Sympathien mit der anglikanischen Kirche seinen heft, vielmehr in belbenden Sptterereien der Abneigung gegen die katholische Kirche und deren Schoskinder, die Kster, Mönchsorden und Pfaffen Lust machte, bei seinem eigenen fanatischen Eifer für die rmlich-katholische Kensefsten, bewogen fand, ihn durch eine testamentarische Disposition gänglich von der Erbschaft auszuschließen, dem Studium der Jurisprudenz widmete, wissen wir nicht. In dieser Wissenschaft hatte er es uerlings so weit gebracht, um 1591, also ziemlich spät, *Baccalaureus juris civilis* zu werden, wurde aber gerade von dieser Zeit ab durch die immer mehr in ihm hervortretende und zur Geltung gelangende Reizung zur Vere den juristischen Studien wllig entfremdet, und bestimmt, von der Weiterverfolgung dieser ursprünglich in Aussicht genommenen Karriere gänglich abzusehen. Selbst aller Substanzmittel entbriht, der Unterstützung seines nunmehr verstorbenen Vaters beraubt und um die gehoffte reiche Erbschaft verjrt, ward er in bittere Noth und drückende Verlegenheit in die Nothwendigkeit verjt, sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, welche ihm ein nothdrfliches Auskommen ermöglichte. Diese bot sich ihm in der Stelle eines Schntmeisters in Trinity. Wie es scheint, hat ihm dies Amt sehr wenig zugesagt, und er verkaufte es nach einem nur kurzen Aufenthalt mit einer Stelle in Warwick, woselbst er die Leitung der von Heinrich VIII. gestifteten Schule übernahm. Es mag vielleicht in Owens etwas unstilltem Wesen gelegen haben, an ein und demselben Orte nicht lange verbleiben zu können, ebenso ist es möglich, daß andere Gründe ihn dazu veranlaßt haben mögen, auch diese Stadt bald wieder zu verlassen. Sicherer druber ist und nicht erhalten, wohl aber steht fest, daß er auch hier nur sehr kurze Zeit anhielt, seine bisherige Stellung aufgab und so von Neuem der Noth preisgegeben ward. Später fand sich doch aber manche mittelbare Seele, welche den Bedrängten in seiner mittellosen Lage unterstützte. Owen, welcher überhaupt sein ganzes Leben hindurch an der bei Dichtern fast epibemisch gewordenen Krankheit der Armut gelitten hat, die er selbst an vielen Stellen offen eingestht, nicht ohne hier und da die Hoffnung auf eine durch irgend einen Gnstigumhand vermittelte Verbesserung seiner Lage auszusprechen,¹⁾ welche aber ein bloßer frommer Wunsch

geblieben ist,²⁾ konnte nur durch Worte seinem Danke für die ihm zu Theil gewordene Unterstützung öffentlich warmen Ausdruck geben und er hat in seinen Epigrammen der Wohlthäter mit tief empfundenener Erkenntlichkeit gedacht. Unter denen, welche ihm bis zu seinem Tode Beistände und Unterstützung angedeihen ließen, nimmt den ersten Platz sein Landsmann und Verwandter, der Bischof von Lincoln und Erbschatzhalter John Williams ein, welcher als Schönstein seiner Wohlthaten nach Owens (im Jahre 1622 erfolgten Tode,³⁾ die Sorge für ein mndiges Begräbnis aus eigenen Mitteln übernahm. Owen liegt in der Kathedral-Kirche zu St. Paul in London begraben, unter einem Gedenkstein, bestehend aus einer Säule mit seinem Wapen, das Haupt mit Vorber umkränzt. Auf diesem Grabmal steht die Aufschrift:

Parva tibi status est, quia parva statura, suppellex

Parva, volat parvus magna per ora liber.

Sed non parvus homo, non parva est gloria, quippe

Ingenuo laudis quiddam est majus in orbe tuo.

Parva domus texit, templum sed grande: poetae

Tunc vero vitam, cum moriuntur, agunt.

Mit vollem Recht nimmt Owen in der Reihe der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts durch seine Epigrammen eine der vorzüglichsten Stellen ein. Das beste Zeugniß dafür, mit wie großem Geschick und Glück er sein Talent zu verwerten und seine Kunst zu handhaben verstanden hat, liegt darin, daß er von unendlich vielen gleichzeitigen und spätern gefhrten Dichtern nachgeahmt wurde, ohne erreicht zu werden. Seine einzigen Vorfren beziehen sich zum Theil auf bestimmte Zeitgenossen, welche entweder namentlich bezeichnet, oder doch dergestalt gekennzeichnet sind, daß es besonders den Mitlebenden nicht schwer gewesen sein wird, den Betroffenen zu erkennen; zum Theil ergehen sie sich in Bspottung der Thorheiten und Vsser der Menschen, deren Anklgen über das Leben und seine Glückseligkeit. Aber er verspricht die Menschen auch öfter wegen körperlicher Gebrechen und einzelner Ungeheuer, welches diese nicht verschuldet haben. Die eben knnst gedachten Sptterereien gegen die katholische Religion, kurzschftlich Epigr. ad Henric. I., 8:

An Petrus fuerit Romae, sub iudicio lis est,

Simoneo Romae nemo fuisse negat.

trugen die Schuld, daß er als Drftiger erster Klasse angesehen und seine Schriften auf den Index librorum prohibitorum gestellt wurden. Owens Dichtungen sind nicht nur von seinen Zeitgenossen, sondern von der ganzen übrigen gelehrten Welt, abgesehen etwa von rmlich-katholischen Jesuitenz, mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden, und die von seinem Vorbilde benommene Bezeichnung als *Martialis Britannicus* oder *Anglicus* ist nicht etwa neuesten Datums, sondern entstammt bereits aus der Zeit, zu welcher er selbst noch lebte. Es ergeht sich dies auf Gottfried Hegensins Epigrammation auf Owen. Wie wenig Dichter, war Owen sich selbst recht wohl bewußt, wie weit sein dichterische Begabung reichte, und er hat sich demzufolge auf die Epigramme und diejenigen diesen ähnlichen Dichtungen beschränkt, in welchen er sich mit der Aussicht auf Erfolg versuchen zu konn-

¹⁾ Ein gleiches Schicksal theilte der Bruder unseres Owen, Thomas, welcher ebenfalls in diesen Hoffnungen getäuscht war. Bgl. Epigr. III., 32.

²⁾ Dies ist Owens wirtliches Todesjahr und verjrt durch die in jeder Beziehung unzuverlässige Schrift von Ant. a Wood, *Historia et antiquitates universitatis Oxoniensis* p. 143. Die Reichen starben 1623 an, Einige 1628, was ganz falsch ist.

³⁾ Bgl. Epigr. III., 181.

nen glaubte. Außer dem bereits angeführten Präbikate *Martialis Britannicus* hat man ihn sonst *Saeculi decus*, *Musarum alumnus* genannt, ihm eine *eruditio incomparabilis* und *divinae ingenii celestis doctus* zugesprochen. Unter andern erhielt *Sech. d. Merfius* von seinen Dichtungen: „Nihil aureis versiculis venustus, nervosus, acutus et doctus aspiam reperitur, nihil vastum, inane, turgidum, nihil dissolutum, exanguis, spinosus atque abhorrens a toto genere et modo loquendi, sed cuncta apta, pressa, pudica, perspicua et scite conspersa salibus, joci, lepore et naturali sua pulchritudine exurgens existant, sic ut nihil his addi, nihil demere queat.“ Dieß Urtheil ist in einem an Owen, den er seinen Freund und Gönner nennt, gerichteten Briefe, d. d. Hamburg, Juni 1627, ausgesprochen. Außerdem wird ihm in diesem Briefe eine pietas singularis nachgesagt. In diesem Urtheile können allerdings nur Diejenigen unterliegt einkommen, welche sich wenig um die Metrik kümmern, die Reinheit der lateinischen Sprache aus allgrößter Rücksicht auf den sachlichen Inhalt nicht hoch anschlagen, wie gerade diese Rücksichten auch bei Owen selbst vorgeherrscht zu haben scheinen. Ein ästhetisch dasjenige nach launigen Einsichten kann man ihm allerdings nicht nachsagen, vielmehr ist die Leichtgläubigkeit und Ungewogenheit des Scherzes in seinen Dichtungen unverkennbar und eine ganz besondere Gewandtheit im Ausdruck muß ihm ebenfalls billigerweise zugesprochen werden. Er verdient in dieser Beziehung mit Recht Buchanan an die Seite gesetzt zu werden. Aber sein offenkundiger Haß gegen alle höheren sittlichen Regungen und Gefühle, seine Spöttelei gegen Religion, Religionsdiener und religiöse Eitten, wie die Heilighaltung des Sonntags, überschreiten offenbar die Grenzen der Schlichtheit. Gleichwohl wird man darüber im Zweifel sein müssen, ob dieser Spott auf Ueberzeugung beruht oder aus Erbitterung über fehlgeschlagene Hoffnungen auf eine voraussichtlich glänzende Karriere hervorgerufen ist, wie sie sich bei Venten in den Verhältnissen Owens oft genug einstellte; jedenfalls wird man wohl behaupten dürfen, daß er in dieser Beziehung sein Vorbild, den *Martial*, nachahmend eingeholt hat. Daß seine Dichtungen harte Beurtheilungen und manchen Tadel erfahren würden, sah Owen selbst voraus.¹⁾ Aber er war um das Urtheil seiner Leser unbesümmert.²⁾

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas
Omnia, stultitiam; si nihil, invidiam.

Dehennungsachtet scheint er über die Veröffentlichung und den Druck der Epigramme längere Zeit in Zweifel gewesen zu sein und er wendete sich mit der Bitte um ein Urtheil und Rathschläge an mehrere literarische Freunde. Diese haben seine Dichtungen recht eigentlich mit Lob überschüttet; der Eine sagte, sie verdienen von Klerikern und Laien, Männern und Frauen gelesen zu werden, der Andere fand in ihnen *Veneris Veneres, Japores Charitum, joci Musaeo et sales Apollinis*, ein Dritter eine Fülle von *sophia, ars ingenui et genii* und nannte sie *luminata dia*, noch ein Anderer bezeichnete sie als *maximo docta et polita, habentia multos sine dote sales*, von Allen wurde dringend zur Herausgabe gerathen. Nachdem der Druck wirklich erfolgt, war noch vor Ablauf eines Jahres die erste Auflage vergriffen, die zweite hätte sich eben so kurzer Zeit. Ein untrüglicheres Zeichen für die einflußreiche Aufnahme dieser Gedichte konnte es wohl nicht geben. Auch nachdem die Epigramme bereits gedruckt vorlagen, haben ihm seine Freunde über deren Werth noch manches aufmunternde und schmeichelhafte Wort gesagt, z. B. *Ad Arbella Stuart* 2:

¹⁾ Vgl. *Ad Arbella Stuart* 3 und 15.

²⁾ Vgl. besonders *Epigr.* 1., 2.

At tu — ne dubites — vivunt epigrammata, vivunt,
Dum sacer in pretio sermo Latinus erit,
Lani tu cum terra stabit coeque manebit,
Nec, nisi cum mundus concedat ipse, cadet.

Ein anderer Freund, welcher aus dem Namen *Johannes Audouenus* das Anagramm machte: *Ad annos Noi vives*, fügte das Dichtchen hinzu:

Nominis hoc anagramma tui de te puto salum,
Verum de libris auguror esse tuus.

Das Schreiben der Epigramme, bei denen er sich möglichst möglichster Kürze befleißigte,³⁾ die er sehr geliebt und als einen besonderen Vergnügen betrachtet zu haben scheint, fiel ihm nach eigener Bekämpfung sehr leicht und machte ihm wenig Kopfzerbrechen.⁴⁾ Ueber die Tendenz der Epigramme liegt ein Selbstbekenntniß vor in *Epigr.* II., 181. Urtheile über sich selbst und den Werth seiner Poesien hat Owen ausgesprochen in *Epigr.* II., 102; II., 217; III., 488; *Ad Arbella Stuart*, II., 249. Von seinen Lesern verlangte er vor Allem, daß sie, wie er dies selbst thue, jegliche Selbstgefälligkeit ablegen müßten,⁵⁾ und prophezeite seinen Gedichten, daß sie ebenso wenig Allen gefallen würden, wie ihm Alle gefielen.⁶⁾ Daß seine Gedichte auf den *Index librorum prohibitorum* kamen, kummerte ihn sehr wenig, vielmehr glaubte er, daß dieser Umstand zu ihm so größerer Verbreitung derselben beitragen und man hinter denselben mehr suchen würde, als in der That zu finden sei.⁷⁾ Ueberhaupt schrieb er nicht in der Absicht, sich auf diese Weise einen großen Namen zu machen und celebrirt zu werden, sondern zu seinem eigenen Vergnügen und um einen inneren Drang zu befriedigen; daher sagt er *Epigr.* II., 1: „er trachtete nicht darnach, viele Leser zu finden, im Nothfalle genügte ihm einer und fand sich gar keiner, so sei es auch gut.“ Als einen Ausdruck großer Anspruchsfähigkeit und Verschidenheit in der Beurtheilung seiner poetischen Leistungen darf man die Aeußerung an seinen Freund *J. Hoskine*, einen Rechtsgelehrten und selbst Dichter, ansehen (*Epigr.* I., 3):

Hic liber est mundus, homines sunt Hoskine versus,
Invadens paucos hic ut in orbe bonos.⁸⁾

Uebrigens war Owen der Ansicht, daß durch die zuerst herausgegebenen drei Bücher Epigramme in dieser Beziehung von ihm genug gesehen sei, und spricht als Ueberzeugung oft die Besorgnis aus, daß, wenn er noch mehr dieser Art schreibe, lästige Wiederholungen unvermeidlich sein würden.⁹⁾ Daß er es dabei dennoch nicht bewenden ließ, ist jedenfalls seiner eigenen Lust an diesen Dichtungen zuzuschreiben.

Abgesehen von dem eigentlichen poetischen Werth der Epigramme sind von ganz besonderem Interesse Owens Urtheile über verschiedene alte klassisch, römische und griechische Autoren, Dichter, Philosophen und Historiker. Er nennt z. B. den *Kristoteles doctissimus saporum* (*Epigr.* II., 155), den *Perfius* *tenebrosus*, *lectores nimium negligens* (*Epigr.* II., 158), den *Tacitus* *verax prolixitate, natura sagax, obscurus brevitate, gravitate brevis* (*Epigr.* II., 159), den *Plinius brevis quia multum, longus quia multa scripsit* (*Epigr.* II., 162), und urtheilt u. A. von *Plato*: in ejus labris residerunt et in libris resident apes (*Epigr.* II., 156), von *Virgil*: lectoris agros ingeniumque colunt ejus carmina — was mit besonderer Rücksicht auf die *Georgica* gesagt ist — (*Epigr.* II., 157), von *Cicero*: Verum est quod praedixit versus Catullus¹⁰⁾ do

¹⁾ Vgl. *Epigr.* I., 168 und *Ad Arbella Stuart* 40 und 274.

²⁾ Vgl. *Epigr.* II., 172.

³⁾ Vgl. *Ad Henricum* II., 100. ⁴⁾ Vgl. *Ad Henricum* III., 104.

⁵⁾ Vgl. *Ad Rogerum Audouenus* III., 69. ⁶⁾ Vgl. auch *Epigr.* I., 173.

⁷⁾ Vgl. *Ad Arbella Stuart* 11. ⁸⁾ Vgl. *Lib. Carm.* 50.

Cicero's (Epigr. II., 163), von dem Philosophen Seneca: *Poenae tuae dici possunt epigrammata gnomae, Praeter quam numeris quod tua dicta carent* (Ad Arbell. Stuart 140), von seinem Vorbilde Martial: *Dicere de rebus, personis parvero nosti, sunt sine felle tui, non sine melle salus* (Epigr. II., 160). Ueber Petrarca läßt Owen sich so aus: *dubium utrum Laura an lauro dignior*. Gleiches verdient die Würdigung der Verdienste einiger neuern Gelehrten und Zeitgenossen Beachtung, z. B. des Thomas Morna: *Integritas morum Morna commendat et ardor, Ingeniū et docto daleis in ore decor*“; des Polydorus Virgilius: *Virgili duo sunt, alter Maro, tu Polydore Alter, tu mendax, illa poeta fuit*“). Der Jukstus Euphros scheint Owen besonders Respekt gehabt zu haben und erkannte dessen Ueberlegenheit selbst ausdrücklich an; deswegen und da die drei ersten Bücher der Epigramme Owens zuerst in demselben Jahre erschienen, in welchem Euphros starb, sagt er: *Lipsia vox, mea dies*“). Gelegentlich der Berufung Joseph Jukstus Scalfigers aus Frankreich an die Universität Regens äußerte Owen:

Absentem nunc Gallia To desiderat unum,
Dum Tua Te tenuit Gallia, nullus eras.“)

Die Verdienste des Thomas Farnabius um die Erklärung des Tragödiendichters Seneca werden folgendermaßen hervorgehoben:

Qui tantum modo lectus erat, lectissimus auctor,
Nunc intellectus, non modo lectus erit.
Suspensum Senecae te littera nulla tenebit,
Farnabii dum Te spiritus iustus agit.“)

Dagegen ist Erasmus von Rotterdam mehrfach perkrit und namentlich mit dessen Vornamen Desiderius und der Schrift *Enchiridion Spelt* getrieben.“) Annahmende Dilettanten und Halbgelehrte werden bei jeder Gelegenheit mit Hohn abgefertigt und schon zur Genüge durch die Ueberschriften „grammaticaster, philosophaster, theologaster, carminifer“ u. f. w. gebrandmarkt. Besonders häufig kamen in den Epigrammen Invektiven gegen Mediziner und Juristen vor; die Kunst der Ersten wird für völlig nutzlos erklärt, die Letztern der Gerechtigkeit, sich ungerechterweise das Vermögen ihrer Klienten anzueignen, bezichtigt.“) Jemlich bekannt ist sein Ausspruch:

Das Galenus opes, das Justinianus honores,
Dum ne sit patiens iste, nec ille clienta.“)

Auch findet sich hier und da ein Urtheil über ganze Nationen, beispielsweise über die Deutschen, deren Treue und Neigung zur Trausucht mehrmals hervorgehoben wird.

Verheiratet war Owen nicht; er scheitert aus Neigung und Ueberzeugung das Ehelichthet vorgezogen zu haben und ein Feind des weiblichen Geschlechts gewesen zu sein, vor dessen Umgang er öfter warnt.“) Vom Ehelichthet urtheilt er Ad Arbellam 35:

Si coelum meritis adscribitur et beneficia
Coelebs tu coelum quo mereris habes.

Von seiner Abneigung gegen Ehe und Liebe zeugen die Ausdrücke: *gaudia moesta, dulcis dolor*, die Zusammenstellung von *amor und amarus*, *Eros und Eris*; die Frau nannte er *cara caro*. Ironisch sagte er (Epigr. II., 11), das beste Mittel für den, welcher seine

Liebe gar nicht zügeln könne, sei zu heiraten, dann werde er sie am schnellsten und sichersten los. An einer andern Stelle sagt er spöttisch, Bias müsse auch nicht verheiratet gewesen sein, sonst hätte er schwerlich sagen können: „*Omnia mea mecum porto*.“)

Ueber die *Monosticha ethica et politica* sagt er im Eingange selbst:

*Disticha nostra legunt pauci caeteraque puellas,
Continet obscenos fabula nulla iocosa.*

Seine Dichtungen erschienen zuerst im Jahre 1606 und umfaßten damals nur drei Bücher, später sind deren noch zehn hinzugekommen und als Anhang die *Monosticha ethica et politica veterum sapientum*. Die Zahl der in den verschiedenen Ländern gedruckten Ausgaben ist nicht gering, aber es fehlt — wie oben bereits bemerkt — an einer correcten und kritischen Ausgabe noch immer. Von Uebersetzungen giebt es drei englische, zwei französische, eine spanische, drei deutsche.

Mary Somerville.

Martha Somerville, die Tochter der verstorbenen gelehrten Mary Somerville, hat eine Biographie ihrer Mutter verfaßt.“) Wir haben bei Lebzeiten und nach dem Tode der berühmten Schriftstellerin ihrer ehrend gedacht.“) und wolle auch jetzt nicht unterlassen, einige Züge ihrer Charakteristika neben Lesern mitzutheilen. Wenn der Kampf um die Rechte der Frauen bei uns auch weit gemäßigter geführt wird als in England, so dürften doch wohl deutsche Frauen sich gern an Beispiel nehmen an einer der hervorragenden Vertreterinnen ihres Geschlechtes in England. Ohne gerade das zu sein, was gewöhnlich als ereignisreiche Laufbahn bezeichnet wird, erregt dennoch das Leben der Mrs. Somerville ein Interesse, welches dasjenige weit übertrifft, das die Lebensgänge so mancher Männer und Frauen hervorgerufen, die ausgedehnten Egenen erlebt oder auffallendere Temperamente und Charakterzüge gezeigt haben. Es ist eine unaussprechliche Erklärung dessen, was durch beharrliche Pflege guter Naturgaben, durch Verfolgung eines hochgestellten Zieles der Vollkommenheit geleistet werden kann, um einer Frau einen hervorragenden Platz in der Sphäre, welche meist Männern reservirt ist, zu erringen, ohne doch irgend eine jener Eigenschaften des Gemüthes, des Charakters, oder des Auftretens einzubüßen, welche man stets als die wahre Aemlichkeit, den wahren Reiz der Weiblichkeit betrachtet hat. Weit davon entfernt, sich in eine bewußten und absichtlichen Wettstreit mit Männern auf dem Felde geistiger Arbeit, das in der Regel ihrem Geschlechte nicht offen steht, zu begeben, oder sich der Erringung einer Bedeutung, die keiner der Frauen unserer Zeit zu Theil geworden, zu rühmen, fand Mrs. S. ihre Befriedigung darin, dem Gang und des Neigungen, welche sie zum Studium der Wissenschaft trieben, freien Lauf zu lassen. Sie wäre die Allerleichte gewesen, hätte sie sich selbst das Wenige gesehen hätte, das die entweichende Nacht der Frauen wieder beanspruchen, die von den Männern usurirt Herrschaft im Reiche des Wissens zurückerobern sollte. Sie ließ

*) Bgl. Ad Henric. I., 54. *) Bgl. Ad Arbellam 49.

*) Bgl. Ad Henric. I., 47. *) Bgl. Appendix Epigr. 7.

*) Bgl. Appendix Epigr. 10. *) Bgl. Ad Henric. II., 92; III., 34.

*) Bgl. p. B. Epigr. III., 45, 56, 123, 129; Ad Arbellam 27, 60; Ad Henricum I., 50.

*) Bgl. Ad Henricum II., 47. *) Bgl. Epigr. II., 206.

*) Personal Recollections from early life to old age of Mary Somerville; with Selections from her Correspondence. By her Daughter, Martha Somerville. John Murray. London 1873.

**) Str. 9. 1873.

Denen ihrer Mitbewerber, welche gegen die konventionellen Sitten anknüpfen, von denen sie sich bedrängt wählten und dennoch nicht den zehnten Theil der ihr eigenen geistigen Kraft zu dem Kampfe um die geistige Oberherrlichkeit mitbringen, seinen Vorzug. Es war nicht bloße Schüchternheit der Besinnung, sondern insinuative Seelenarttheit, die sie empfunden ließ, daß die Natur eine Linie gezogen hat zwischen den Sphären der Bekanntheit, den Pflichten von Weib und Mann. Daher der durchaus weibliche Ton, der sich in all ihren Reigungen kund gab, und ihre strengeren Studien milbete. Keine Spur von dem, was man gewöhnlich mit dem Ausdruck Blaustrumpf verknüpft, ist in ihrem Auftreten oder in ihren literarischen Leistungen zu entdecken. Weder prüde, noch pedantisch, konnte sie frei mit der Welt in Berührung treten und sich der Gesellschaft in ihren verschiedenartigsten Erscheinungen erfreuen, ohne einen Schatten der Rohheit oder der Heiterkeit anzunehmen. Sie war vielmehr, umringt von den ersten Männern der Zeit, nicht zur Stille verurtheilt durch Complimente und Polyrprüche, wie sie denn keine andere Gran unserer Tage vernommen, die sie in der Stille ihres Heimes und in der Erfüllung der Haushalts- und Familienpflichten war. Von den höchsten Problemen der Mathematik und Physik ging sie mit ebenso gewissenhafter Sorgfalt zur Fürsorge für häusliche Bedürfnisse, zur Gesundheit von Mann und Kind, oder selbst zu den leichten Erheiterungen und Vergnügungen des Tages über. Weisig frisch, mit einem Temperament begabt, das mit den Jahren noch an Güte zunahm, lernte sie herzlich theilnehmen an den Genüssen der Jugend, und hatte wahre Freude an den Vergnügungen der Kinder. Ihr Gehör und Gedächtniß waren durch ihre neunzig Jahre nur leicht geschwächt. Sie konnte bis zu ihrem Tode eine erfindende Abwechslung nach ihren ersten Arbeiten im Malen, Modelliren, oder im Arbeiten irischer Spitzen — einem Kunstzweige, in dem sie besonders bewandert war — finden. Ihr Interesse am Fortschritt der Wissenschaft hielt sie wach durch Verhoffung der neuen und besten Werke über jeden Gegenstand, sowie durch ihre Correspondenz mit den hervorragenden Gelehrten Englands und ihrer Kontinente. So war sie fähig, ihre angenehme Heimat Jahre lang zu einer Art Mittelpunkt des Interesses für alle Diejenigen zu machen, welche sich an der Ausbreitung physischer Kenntnisse betheiligten, während sie sowohl durch eigene neue Schriften, wie durch verbesserte Ausgaben älterer Werke zum Fortschritt wie zur Ausbreitung des Wissens beitrug.

(Saturday Review.)

U n g a r n .

Neuestes Werk sprachwissenschaftlichen Inhalts.

Die magyarische Akademie der Wissenschaften hat Professor Emil Tóth von Ponor's Preischrift „Grundzüge des rechten magyarischen Stils“ (a helyes Magyaraság elvei) auf ihre Kosten drucken lassen. Es war als Aufgabe gestellt, bei Bildung neuer Schreibern zu beobachtende Grundsätze darzulegen und an zahlreichen Beispielen zu zeigen, von wie schädlichem Einfluß die Veranschlagung solcher Prinzipien gewesen ist.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand in folgenden Abtheilungen: Wesen der Sprache — Schicksale der unsrigen — unsere Fremdwörter — Sprachgefühl und Volksetymologie — Sprachreinigung — Kenwörter —

Sachlehre — Uebersetzen — Grundsätze des rechten schriftlichen Ausdrucks.

Die Geschichte und Sprachforschung beweisen, daß den Magyarern und ihrer Sprache sehr viel fremdes Element sich eingemischt hat. Dennoch war die angebliche Jungfräulichkeit Letzterer bis in die neuere Zeit fast Glaubensartikel, so daß selbst ein Bórkóthy behauptete, seine Muttersprache widerstehe Fremdwörtern wie Wasser dem Feuer. Aber kein Volk unserer Erde kann sich so hermetisch absperrten, daß nicht auswärtsiges Sprachgut von Zeit zu Zeit bei ihm Eingang, selbst Bürgerrecht findet, ja, je größeren Antheil es an den stofflichen und geistigen Kämpfen der Menschheit nimmt, desto mehr neue und fremde Begriffe hinein sich in seinen Gedanken an, desto mehr Fremdlinge mischen sich in seinen Wortvorrath. Die Sprache ist ältestes und größtes Denkmal der Geschichte eines Volkes; jeder Zeitraum trägt ihr mehr oder minder verständliche Zeugnisse von dessen Schicksalen auf, ja was das Alterthum der Nation betrifft, so liefert die Sprache allein dem historischen Forscher die glaubwürdigsten Data.

Ebe der Verfasser ausführlich darthut, daß in dem Wortvorrath seiner Muttersprache ungemein viel fremdes Element eingebürgert ist, schickt er die wichtige Bemerkung voraus, daß Fremdwörter, wie zahlreiche sie auch Zutritt erhalten mögen, niemals das eigenthümliche Gepräge des betreffenden Volkes ändern. Die türkische Schriftsprache z. B. stammt von arabischem und persischem Selbst, und ist doch wesentlich tatarisch geblieben, d. h. keinesweges Schwester oder Base des Arabischen oder Persischen geworden. Also nicht das Verloren entscheidet über Afsunft und Verwandtschaft, sondern die grammatische Gestalt, das Verhältniß der Redetheile und der Ausdruck ihrer Beziehungen — kurz, die eigenthümliche Satzbildung.

Der sprachliche Stoff des Magyarischen ist noch nicht durchgängig so untersucht wie zu philologischen Zwecken erforderlich; daher kann eine nationale Wörter-Statistik bis jetzt nur à grands traits entworfen werden. Das Griechische hat wenig, das Latein und Deutsche viel, das Slavische sehr viel beigeleitet. Der Verfasser giebt eine Liste von nationalsten Fremdwörtern die Ballagi in den 13 ersten Hefen seines großen Wörterbuchs als solche bezeichnet.

Das bei Einbürgerung nichtverwandten Sprachgutes waltende Gesetz ist die sogenannte Analogie. Dieser gemäß muß der zum Landestind gewählte Ausländer in Ungarn (wie anderswo) heimischen Zuschnitt erhalten, muß das ausländische Wort magyarisiren, d. h. irgend einem magyarischen Worttypus ähnlich werden, und je besser es dem Bau seiner neuen Wortfolgen sich anbequemt, je weniger es also das Sprachgefühl der Ungarn beleidigt, desto leichter vergessen sie, daß es anderswo zu Hause. Die Lebenskraft des Sprachgefühls dieser Nation ist dem agglutinirenden Charakter ihrer Sprache beizumessen, welcher die wortbildenden und Belegung ausdrückenden Anknüpfungen im Ganzen leicht herausertennen läßt. Doch hat auch hier manche Veränderung stattgefunden, der Behauptung zum Troste, als wäre die Sprache seit Kirpal sich gleich geblieben, und es ist einer Abmilderung der erwähnten Eigenheit Schuld zu geben, daß man in sehr vielen Fällen die Funktion der Bestandtheile eines Wortes nicht mehr erkennt.

Sprachgefühl ist übrigens eine zweischneidige Waffe, indem Jeder auf das seinige sich berufen kann und so niemals ein liegendes Ergebniß gewonnen wird. Man halte daher nichts für wissenschaftlich begründet, ehe man das Leben der Sprache erschöpfend beobachtet, die einzelnen Thatfachen mit Umsicht und Zusammengetragen.

Von dem Forscher über die Muttersprache unterscheidet sich Derjenige, der sie literarisch handhabt, der Schriftsteller. Diesem ist es nicht notwendiger Erforderniß, daß er auch von dem Gesehlgang der Sprache Rechenschaft abgibt; wohl aber darf man von ihm gefanden Sinn verlangen, der nichts für gut halte, wogegen die lebende Sprache sich wehrt. Jeder Ausdruck sei so beschaffen, daß der Sprachgehalt ihm billige, und Neuerungen seien nur insoweit gestattet, als sie alte Sprachgesetze in neuer Gestalt zeigen.

Die Sprachreinigung (der Purismus) verdient nur insoweit Ermuthigung, als sie nicht zu tiefen Abfällen nach und nach, worauf es hauptsächlich ankommt, die Fremdwörter durch gute und vollkommen gleichbedeutende Wörter der Muttersprache ersetzt. Etwas Anderes ist der Neologismus, welcher nicht sowohl Fremdwörter verdrängen, als durch Erfindung neuer Wörter eine Sprache bereichern will. „Die Annahme des Christenthums“, sagt der Verfasser, „die Reformation, der Selbstschwung in Folge erwachten Nationalitätsgefühls, und daneben die germanisirenden Bestrebungen unserer deutschen Nachbarn bilden jene mächtigen Factoren, welche augenfällig neugebildet auf unsere Sprache einwirkten. So oft die neuen Begriffe schaarweise in den eigenthümlichen Geist unseres Volkes eindringen, erhält dessen Denken eine andere Richtung, und so wurde natürlicherweise auch die Sprache erneuert und bereichert.“

Von diesem Standpunkt die Sache betrachtend, theilt der Verfasser die Geschichte des Magyarischen in drei Zeiträume: von der Einwanderung in Ungarn bis zur Reformation; von dieser bis zur Reuegarung der Literatur, und von da bis 1848. Der dritte Zeitraum unterscheidet sich wesentlich von den früheren; ehemals war die Sprachneuerung mehr eine natürliche und unbewusste, in neuerer Zeit ist sie mehr eine künstliche und bewusste geworden.

Nach einem reichhaltigen Verzeichnisse der Neologismen läßt Herr T. u. P. sich also über dieselben vernehmen: „Was im Leben herrscht und der Brauch heisst hat, das kann jeder Schriftsteller, auch wenn es künstlich entstanden, wenn er nichts Besseres zu geben vermag, dreist aufnehmen. Unseren Vortheil hat die Geschichte des Volkes angeht; mag er noch so viel fremde oder rechtswidrig entstandene Wörter enthalten, so wäre es lächerlich ihnen das Bürgerrecht zu verwehren, wenn das Volk sie versteht und annimmt.“

Das wahre Gesehbniß der Sprache ist ihre Sachlehre, denn die Sprachbildung ist dasjenige was ihr am Unveränderlichsten angeht, und jedes Volk giebt lieber den ganzen Vorrath unreiner Wörter preis, als daß es den ihm eigenthümlichen (nationalen) Gesehbniß aufgabe. Eine fremde grammatische Negion und Wortfolge einführen, wäre Verdrängung des Lebensnervs der Sprache und das Grab ihrer Selbstthätigkeit. Diefem traurigen Schicksal wird auch durch ungeschickte wörtliche Uebersetzungen vorgebeugt, weil sie fremdbartigen, dem Genius der heimischen Sprache widerstrebenden Redensarten Thor und Thür öffnen.“

Die Noth der Lösung seiner Aufgabe konnte nach des Verfassers gewiß sehr richtiger Ansicht, weder ein Philoophen a priori sein, noch das Beispiel fremder Sprachen, noch endlich der Sprachgebrauch der Schriftsteller, sondern einzig und allein die Volkssprache als treuester Ausdruck des Volksgesistes. Denn Toldy in seiner magyarischen Literaturgeschichte sagt, Börsenwart's Stil sei moderner als der jedes anderen Neuerers, so versteht er damit nur, daß dieser ausgezeichnete Mann in seinen

Neuerungen lediglich den in der Volkssprache aufbewahrten Gesehbniß anbequemte.

Seider haben wir den ganzen Reichthum an bedeutenden Beispielen, die dem Fleiße, wie dem kritischen Geiste des Verfassers große Ehre machen, aber nur für Kenner der magyarischen Sprache von Werth sind, unterdrücken müssen. Herr Voss schließt mit den trefflichen Worten: „Die Schriftsprache, der Volkssprache liebes Kind, kann nur wahrhaft gedeihen und sich erneuern, wenn sie, gleich dem Kisten Antäus, aus dem Bein der Mutter ihre Kraft schöpft.“

Und so besonnenen Forschungen gegenüber magst wie Landemann G. v. Eöthy in seinem, manche Unbefonnenheit enthaltenden Werke: „Die Magyarer und andere Ungarn“ über ihn selbst erfindene „Sprachbäder in Pesth“ sich lustig!

Ed.

Orient.

Ägyptisch im Kaukasus.*)

Eine der merkwürdigsten Entdeckungen der neueren Philologie bestätigt die Angabe Herodots in Bezug auf die Existenz einer ägyptischen Kolonie im Kaukasus. Bekanntlich soll nach dem jónischen Historiographen Sesostris Siegeszug über Kleinasien bis nach dem Kaukasus gegangen, und dort, als die Sold der Erreber zurückzuzogen, einen Bodenatz afrikanischer Bevölkerung hinterlassen haben. Dies sind die angeblich ägyptischen Keltier, die Herodot selbst besucht, und, nachdem er sie in Bezug auf ihren Ursprung geprüft, für ächte Abkömmlinge des Nillandes anerkannt hat. Nicht allein, sagt er, sind sie von allen Umwohnern allein dunkler Hautfarbe mit krausem Haar, sondern sie haben die ganz eigenthümliche ägyptische Weiber, die ausschließlich ägyptische Beschneidung, und eine übererhebende Sprache und Lebensart. Sie kennen ihren Ursprung auch genau, und halten mit noch größerer Sicherheit Ägypten für ihr Vaterland, als Ägypten es als seine Kolonie in Anspruch nimmt. Ueberdies sei Keltich das nördlichste Land, wo Sesostris sein Siegeskranz aufgestellt. Man hat die Richtigkeit dieser Angaben trotz der bewährten Genauigkeit Herodots oft bezweifeln sehen, und, da sich keinerlei sonstige Bestätigung fand, in der That einigen Grund zu bezweifeln gehabt. Völlig richtig findet aber die moderne Forschung den Bericht im vollen Einklang mit dem noch heute erkennbaren Sachverhalt. Mr. Hyde Clarke, der bekannte englische Sprachforscher, dessen rühmliche Arbeiten nicht allein unsere vergleichende Grammatik in seinem Vaterland zuerst ein- und weitergeführt haben, sondern der so viel Werthvolles für die jónische englische Philologie sowohl, als das philologisch-ethnologische Grenzgebiet geleistet, überrascht uns mit einer Abhandlung zur Vergleichenden Grammatik des Aethiops und Ägyptischen. Die Aethiops, ein in der Nähe des Tigris-Flusses lebendes Völkchen, sind eines der vielen nationalen Sprengstücke des Kaukasus, die man schon lange kennt, ohne sie deshalb besser verstehen gelernt zu haben.

Glücklicherweise ist der von Schlegel mit gewohnter Genauigkeit gesammelte geringe Sprachschatz dieses karmatischen Tribus**) Mr. Clarke in die Hände gefallen, der, durch ägyptische

*) Dichter gehört die Auswahl von Germanismen u. dergl., welche unter der Ueberschrift „Kleiner Antididaktikon“ einen Anfang bildet.

*) Hyde Clarke, Comparative Grammar of Egyptian, Coptic and Ude. London 1874.

**) Abhandlungen der Peterburger Akademie. Bd. 7, Band 4.

tische Anklänge aufmerksam gemacht, Poesie und Wörterbuch untersucht, und die deutlichsten Spuren ägyptischer Verwandtschaft gefunden hat. Man vergleiche z. B. das Folgende:

	Uda	Ägyptisch
Änge	pul	bal
Haar	pop	bo
Öhr	mukh	monke
Geficht	bo	cho
Mann	ishu	sa
Weib	shini	shumak
Sand	sha	aho
Koth	mozi	masi
Sehn	sheri	gar
Schaf	eyol	esun
Wenig	kuru	khem
Weise	sha	saba
Warm	gam	kim

und eine ganze Reihe anderer, die primitivsten Begriffe ausdrückenden, und deshalb für ursprüngliche Verwandtschaft entscheidenden Worte. Neben ihnen stehen allerdings sehr zahlreiche fremde Elemente, die im langen Laufe der Jahrhunderte aus den benachbarten tatarischen, armenischen und anderen Dialecten in das Uda gekostet sind. Der größere Theil der nachweisbaren Uda sprechen schon ganz tatarisch, so daß die alte Sprache heutigen Tages auf weniger als tausend Familien beschränkt ist.

Ebenso merkwürdig ist die Uebereinstimmung vielfacher grammatischer Eigentümlichkeiten, obgleich die Uda-Grammatik, Takt der tätigen Einwirkung des sehr lebenskräftigen Udbaidjan-Dialects der turko-tatarischen Sprache, im Großen und Ganzen nicht mehr ägyptisch genannt werden kann. Von den sechs Endformen der persönlichen Pronomina sind 3 noch heute identisch; die Plural-Endungen und Artikel korrespondieren; und selbst für die Numeralia weiß der gelehrte Verfasser, trotz ansehnlicher großer Verschiedenheit, Analogien mit Hilfe häufigen Lautwandels geltend zu machen. Ebenso stimmt ein Theil der Häufigkeiten, Aggregationen, und von den einzelnen Verbalformen, Futurum, Plaqueamperfectum, intensives Imperfectum, Optativ.

Trotz dieser offensbaren Verwandtschaft läßt Hr. Clarke übrigens die herobetische Erzählung von einer Sesostris-Kolonie als bloß verabschiedet, und nimmt nur die Existenz einer der ägyptischen nächstehenden Rasse im Kaukasus als sicher an. Was ihn zu dieser vorsichtigen Stellung veranlaßt, ist die von ihm behauptete Ähnlichkeit anderer Kaukasus-Dialecte mit anderen afrikanischen, amerikanischen und asiatischen. Er findet achäische Anklänge im Agaw, Kufsch in Darfur, Kafi Kumul in Kru und Kala u. f. w. Besonders das, was im Kaukasus Achaisch und in Beth- und Ostafrika Agaw heißt, findet er in den Indlaner-dialecten von Brasilien und Guayana unzweifelhaft vertreten, und nimmt deshalb lieber vorsichtiger Zusammenhänge, als historische Kolonisationen an. Wir können ihm in diese weitläufigen Unternehmungen nicht folgen, glauben ihm aber das große Verdienst, kaukasisch-ägyptische Zusammenhänge nachgewiesen zu haben, unzweifelhaft zuschreiben zu müssen. A.

Kleine literarische Revue.

— Der Prophet Jonas in Belgien. Der Vondabbinder von Belgien, der als gewandter Schriftsteller bereits bekannte C. A. Struac, hat aus Anlaß eines über den

Propheten Jonas in der belgischen Akademie der Wissenschaften ausgebrochenen Streites, der aber auch weit hinaus über den engen Kreis der gelehrten Körperschaft gedragen und zum Stadtgespräch geworden war, eine Abhandlung*) veröffentlicht, die mit wahrhaft französischer Heftigkeit, wie man ohne Furcht, eine hohle Redensart zu gebrauchen, immer noch sagen kann, den Gegenstand dieses Streites behandelt und von allen Seiten zu beleuchten sucht. Das kleine Buch Jonas hat unter den kleinen sowohl, wie den großen Propheten allein von jeher am meisten den Scharfsinn der Vertheidiger und den Spott der Angreifer hervorgerufen. Die schärfste Kritik wie die liebevollste Theologie haben sich zur Erklärung seines räthselhaften Inhalts gleich unfähig erwiesen und unter den abenteuerlichen Erklärungen, die es gefunden hat, ist jener Versuch, die Erzählung vom Walfisch auf ein Wirthshausstübli zurückzuführen, ein Versuch, der übrigens in dem bekannten Edele „Im schwarzen Walfisch zu Hiskalon“ bereits vortrefflich für ewige Zeiten geheilt ist, nicht der abenteuerlichsten gewesen. Die Sprache, in der es abgefaßt ist, verrieth unzweifelhaft seine Jugend, doch ist dieses Kennzeichen das einzige, das die Kritik bisher daran zu entdecken vermochte. Die Ansicht, daß man es in der Erzählung mit rein geschichtlichen Thatfachen zu thun habe, ist heutzutage so ziemlich von allen Bibelkritikern übereinstimmend ausgegeben und nur in der Art, wie man den Zweck der als Lehrgedicht auftretenden Erzählung auslegen sollte, gehen die Meinungen auseinander. Struac hat hierüber keine neue Vermuthung aufgestellt, sondern schließt sich der von vielen deutschen Forschern vertretenen Ansicht an, daß das Buch den unter den Juden der nachexilischen Zeit aufkeimenden Pantheismus, als sei ihr Gott eben nur ihr eigener Beschützer, von dessen Liebe alle fremden Völker ausgeschlossen seien, entgegenzuarbeiten bestimmt gewesen sei. Bemerkenswerth ist es, wie Struac das Wagniß dieser harmlosen Vermuthung in dem frommen Belgien erst vorsichtig und behutsam vorbereiten muß. In Wahrheit bleibt das Buch nach wie vor ein Räthsel, da seine ganze, eben allein von jeher unbegreifliche, und dem israelitischen Gedankenskreis fremde Einkleidung auch durch diese Erklärung nicht erklärt wird. Wohl, sagt Struac, daß der Mantel, der die Wahrheit birgt, alt geworden sei, aber eben um den Mantel handelte es sich hier allein. Die moderne Wissenschaft hat es ausgegeben, nach der Moral in den Geschichten, nach Allegorien in den Sagen allein zu fragen, sie betrachtet am sorgfältigsten gerade das scheinbare Außenwerk, um aus dem Zusalchnitt der Gewandung auf Zeit, Charakter und Zweck des beheimateten Inhalts zu schließen. Diese edle wissenschaftliche Erkenntniß ist bisher für das Buch Jonas noch nicht gefunden. K.

— Struac in Italien. Nicht blos in Deutschland, sondern in allen Ländern, die an der philosophischen Bewegung unserer Zeit theilnehmen, hat das jüngst verstorbenen Endwigsburger Gelehrten letztes Werk „Der alte und der neue Glauben“ zahlreiche Entgegnungen, Erörterungen und Kritiken hervorgerufen. Diese hatten die doppelte Wirkung, einerseits zu zeigen, daß Struac's Materialismus von der Mehrzahl der Philosophen als falsch beurtheilt wird, andererseits die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Mittel zu lenken, mittelst derer seine fälschlichen Vermuthungen widerlegt wurden. Sobald ein großes Interesse geknüpft erscheint, ist es begreiflich, daß jeder es nach seiner Art aufs Beste vertheidigt, und indem die Diskussion da-

*) In der Revue de Belgique n. 15. Februar 1874.

durch sich immer mehr erweitert, beschränkt sie sich nicht mehr auf die Zurückweisung der Angriffe, sondern beschäftigt sich sogar mit dem Wesen und System der Verteidigung. Dies ist in der Regel kein schlechtes Zeichen, denn, ohne das Endziel aus dem Auge zu verlieren, wozu aber bestritt, ihre eigenen Verteidigungsmittel zu wahren und zu sichern, erhebt die Kritik sich dann zu einer höheren Stufe selbstständiger Reflexion, und wird mehr und mehr wissenschaftlich. Ähnliches scheint dormalen in Italien hinsichtlich des oben genannten Buches von Strauß vor sich zu gehen. Professor Vera in Neapel, einer der hervorragenden Vertreter der Hegelschen Richtung an jener Hochschule, hat vor einiger Zeit eine Gegenschrift gegen den deutschen Gelehrten erscheinen lassen. Diese sowohl, wie das widerlegte Werk selber, wurde nun unlängst von der trefflichen italienischen Zeitschrift „Nuova Antologia“ zum Gegenstand einer eingehenden Besprechung gemacht, und in dieser auf einzelne Berührungspunkte zwischen dem Straußschen Atheismus und der Hegelschen Philosophie hingewiesen. Doch nicht sobald waren die betreffenden Aufzeichnungen ausgeprochen, als ein Schüler Veras, Herr Raphael Mariano die Verteidigung seines Lehrmeisters, sowie der ganzen Schule ergriff und in einem römischen Tagblatt eine längere Reihe von Artikeln veröffentlichte, die und namentlich in Buchform gesammelt vorliegen.“) Der Verfasser dokumentirt sich darin als ein harter Hegelianer, für den alle übrigen Systeme bloß vergeltliche Anstrengungen eines zu spekulativem Denken unfähigen Gehirnes sind. Dabei meint er den Materialismus mit der Aufrechterhaltung der Uneinheit des Geistes und der Materie aus dem Reide schlagen zu können; und scheint insofern jenes Prinzip weit eher zum Beweis des Gegentheils geeignet. Jedemfalls hat der Hegelianismus keinen sehr glücklichen Vorkämpfer an Herrn Mariano gefunden. An dessen Stellung gegenüber Strauß ändern diese Verhältnisse freilich nicht das Geringste. Gleich den meisten italienischen Philosophen bricht auch er den Stab über den deutschen Denker.

S.

— Friedrich II. und von Swieten, Berichte über die zwischen Oesterreich und Preußen geführten Verhandlungen, die erste Theilung Polens betreffend, herausgegeben von Adolph Beer**); die Veröffentlichung dieser Akten ist für den Verfasser die Erfüllung eines von ihm in seinem Werke über die erste Theilung Polens gegebenen Versprechens. Sie machen uns mit der Abwicklung einer politischen Staatsaktion bekannt, welche für die Gestaltung der nordosteuropäischen Verhältnisse epochemachend war, und liefern uns einen Einblick in die Art und Weise, wie der große König mit den Vertretern der fremden Mächte verkehrte. Von Swieten war als Vertreter Oesterreichs in Berlin der Raadsiger des Generals Augent; er war ein Liebling des österreichischen Staatskanzlers Fürsten Kaunitz, „der sich große Mühe gegeben hatte, in wüthenden Gesprächen und schriftlichen Auseinandersetzungen den talentvollen Mann in die Grundzüge des politischen Systems, welches er seit 1756 als normgebend ansah, einzurichten.“ Dem 36jährigen Manne vertraute man den schwierigsten Posten an, weil er eine sichere Persönlichkeit für Kaunitz war, zu den gebildetsten Männern seiner Zeit gehörte und besonders in der französischen Literatur wohl bewandert war: als Diplomat ist er unbedeutend an Originalität, ein getreuer Schüler seines Meisters, dessen Scharfblick er die Erforschung des

Mitgeheimen überläßt. Er besaß ein gutes Gedächtniß, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß er den Ton und den Inhalt der Gespräche mit Friedrich II. getreu wiedergibt. Seine Berichte aus den Jahren 1771—1775 sind in dem uns vorliegenden Werke wenigstens nach dem Original abgedruckt; in der Schreibweise ist keine Minderung vorgenommen. Eine interessante Einleitung zu den Aktenstücken bewacht, dem Leser die Situation in dem Momente, als die Gespräche stattfanden, vorzuführen; einige Punkte, die in Deers Werk, „die erste Theilung Polens“ nur angedeutet werden konnten, sind hier ausführlicher behandelt.

Sprechsaal.

Auf die „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart, von Friedrich von Heilmold“ (Kugsborg, Lempart u. Komp.), die im Laufe dieses Jahres komplett erscheinen soll, und deren erste Lieferung wir vor uns haben, sind wir in hohem Grade gespannt. Die Hauptausgabe des Kulturhistorikers liegt, wie der Verfasser sagt, im Erklären, nicht im Beurtheilen der Erscheinungen. Wird nicht in der Erklärung einer Kulturerscheinung ihre Beurtheilung immer enthalten sein? Mit einzelnen Sätzen geht Herr v. Heilmold offenbar zu weit. „Die Geschichte der religiösen Vorstellungen ist nichts anderes, als die Geschichte des menschlichen Irrthums überhaupt“, faßt den Begriff des Irrthums sehr einseitig, aber der Abschnitt „Religion und Ideal“, welcher den erwähnten Ausdruck enthält, ist so gedankenreich, und, wie die Paragraphen „Fortschritt und Entwicklung“, „Die Arbeit in Naturgesetz“, „Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit“, so anregend, daß wir der Herstellung des Werkes, das von ungemein fleißiger Arbeit zeugt, mit großem Interesse entgegensehen. D. & Z.

Die „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ bringen im 31. Heft ihres zweiten Jahrganges „Die Religion im Zeitalter Darwins“ von Heinrich Lang, Pfarrer in Zürich. Auch so man ihm nicht zustimmt, muß man die Uebersetzung achten, die so sich auszusprechen versteht, und die geistige Kraft, die zum Vorschein kommt. Im Kern seiner Ausführungen geben wir ihm Recht. Der Wissenschaft, so argumentirt er, gilt das Uebernatürliche, das, was die Welt im Innersten zusammenhält, entweder für erkennbar oder für nicht erkennbar. Im ersteren Fall hat sie mit der Religion ein gemeinsames Ziel, und diese, welche sich nicht an den Verstand, sondern an das Gemüth wendet, kann mit ihrer bildlichen, symbolischen Sprache nur dasselbe meinen, was jene mit für den Verstand berechneten Worten auslegt. Im letzteren Fall, also der wissenschaftlichen Richtung gegenüber, weiche ihre Erörterungen auf die Welt der Erscheinungen beschränkt, und was über diese hinaus liegt, für nicht erkennbar hält, will ja die Religion nur das ausfüllen, was die Wissenschaft leer läßt, das Gemüth: sie sucht in Bildern und Zeichen, also immer symbolisch, wiederzugeben, „was das Gemüth vom Unerklärlichen erfahren hat, mit dem Vorbehalt immerhin, den die Wissenschaft machen muß, daß diese Ausfüllungen auf den Anspruch streng wissenschaftlichen Wertes ein für alle Male verzichten.“ Leider werden nur wenige Theologen damit zufrieden sein! An einer anderen Stelle heißt es: „Offenbar sind diese unserer Zeitgelehrten nur dann

*) Strauss e Vera. Saggio critico di Raffaele Mariano. Roma, Civelli, 1874, 8.

**) Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot, 1874.

der Religion abgeneigt, weil sie die religiöse Sprache nicht mehr verstehen, weil sie beim Hören des religiösen Ausdrucks immer die falsche Analogie mitführen, welche die Theologie der Kirchen demselben gegeben hat.“ Wir fügen hinzu: weil die Herren in einer Sprache reden, die Vielen ganz unverständlich geworden, in Worten, deren Verbindung dem Hörer keinen Sinn mehr hat. Die alten Symbole sind größtentheils vertheilt und neue haben sie noch keine Zeitung verschaffen können. D. E. E.

„Der Felsen Petri — kein Felsen!“ ist eine interessante theologische Untersuchung des Hoch. Kirchenraths und Professors der Theologie an der Universität Gießen, Dr. J. P. Hefke, aufgenommen in Fr. v. Holzhendorffs und W. Duden's deutsche Zeit- und Streiffragen“) in der der gelehrte Verfasser den Beweis dafür, und sehr wirksam antritt, daß der berühmte Ausspruch von Petrus, dem Felsengrund der Gemeinde nicht aus Jesu Munde gekommen, somit auch alle Konsequenzen hinfällig werden, welche man römischerseits und noch dazu mit Unrecht aus ihm gezogen hat. Er ist ihm ein Produkt der kirchlichen Dogmatik, welche der Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristenthum hervorrief, sobald Paulus seine Wirksamkeit von Antiochien aus beginnen hatte, der wahrscheinlich nicht eher in Umlauf gekommen, als bis die beiden Apostel, welche als die Repräsentanten der beiden Parteien gelten, abtraten und die Aufklärung der jüdischen Theokratie in die nächste Nähe gerückt war. Durch diese Aufklärung drohte ihr Grundlagede der jüdisch-christlichen Petri, erschüttert zu werden; sie giebt aber deshalb ihre Ansprüche noch nicht auf, sondern sucht sich auf einer andern Seite zu erheben, was ihr auf der einen Seite verlieren gehen will. Auch wie vor beansprucht sie, allein berechtigt zu sein, und strebt ihr Heidenkirche zu abwechseln; darum stellt sie Petrus, auf dessen Namen sie sich stützt, als denjenigen hin, welchen Jesus selbst sich zu seinem Vertreter in der Gemeinde für die Zeit seiner Abwesenheit von der Erde gewählt habe. Alle Schlüsse, welche die römisch-katholische Kirche zu Gunsten ihrer Existenz, ihrer Ansprüche und Hoffnungen aus jene Ernennung des Apostels Petrus zieht, ruhen auf einem Fundamente, welches kein Fundament ist, und eitel und mißrathen ist die Präherlei mit den Worten: „Die Pfosten der Erde sollen sie nicht übermächtigen.“ Treffend ist die Charakteristik, die der Verfasser von seiner Untersuchung giebt: „Ihre Absicht ist zunächst eine wissenschaftliche, es soll ein Beitrag zu den schon vielfach vertieften Versuchen geliefert werden, Dasjenige, was Jesus in seinem Worte der Welt hinterlassen hat, immer reiner abzugrängen, das achte Metall der Ueberlieferung von Eschäden zu sondern; die Hoffnung aber wäre nicht als naive, durch diesen Versuch die Mauern der römischen Kirche zu erschüttern, denn es ist ja richtig, daß ein Bau, an welchem Jahrhunderte gearbeitet haben, nicht von dem Hauch der Kritik umgeblasen wird. Was die Geschichte, d. h. die göttliche Weltregierung gebaut hat, das kann auch nur die Geschichte zerstören und sie zerstört es, sobald es seinen Dienst gethan hat und überflüssig werden will; dann zieht sie sich wenigstens davon zurück und läßt es dem Verwitterungs- und Zerbröckelungsprozeß verfallen. Diesem Verwitterungsprozeß unterliegt auch die römisch-katholische Kirche seit beilauflich sechshundert Jahren, nachdem etwa zwölf Jahrhunderte an ihrer Aufrihtung gearbeitet haben; ihre Schicksale seit mehreren hundert Jahren weisen ihre Zukunft, daß sie zur Ruine werden soll, welche von ihren Insassen verlassen

wird, zumal die Auswanderung seit geraumer Zeit begonnen hat. Dieser Prozeß würde unaufhaltbar sich vollziehen, auch wenn die Kritik, die in den Studirbüchern der Gelehrten sich niedergelassen hat, zum Schweigen sich enthielte oder dazu verdammt würde. Gleichwohl ist ihre Stimme nicht ohne allen Einfluß und nicht ohne alle Wirkung. Als die Baumeisterin der römisch-katholischen Kirche an ihrem Werke war, da hat sich nicht immer willig und ohne Widerspruch Stein zu Stein gefügt, sondern es haben sich Geister regert, welche den angelegten Stein wieder hinabgeworfen versuchten. Um diesen Versuch zu begegnen, sind Verankerungen und Klammern angelegt, d. h. es sind Einbildungen zu Häufe genommen worden, welche neuen Vorkreisungen, neu getroffenen Einrichtungen, neu eingeführten Institutionen die Weiche des Widerstands verliehen und dadurch mehr Halt geben sollten. Diese Klammern zu lockern und zu lösen ist Sache der Kritik, nur so greift diese ein in die immer aufstauende und neubauende Arbeit der Zeit!“ Die Berechtigung und geschichtliche Wahrheit dieser Worte leidet Jedem ein Blick in die Geschichte der katholischen Dogmen und Ueberlieferungen. Der Lange jedes Gegners in diesem Sinne beraubt aber die seine Wendung Dr. Hefkes am Schluß die Spitze: „Will es Jemand bedünken, daß wir in diesen Aeußerungen ein zu hohes Selbstbewußtsein verrathen, so kommen wir ihm mit dem Befehl entgegen, daß wir noch nicht wissen, sondern erst das Urtheil erwarten, ob wir für unser Theil zu den bescheidenen Arbeiten der Kritik gehören.“ Wir möchten unseren Autor nicht nur zu den „Berserkern“, sondern auch zu den „ausgewählten“ zählen.

Bei der Einnahme des Palastes des Chans von China sind — wir entnehmen diese Mittheilung einem „Bericht über seine Reise durch das Chanat China während der Expedition im Jahre 1873“, von A. P. Kuhn“) — gegen 300 Bände orientalischer Manuscripte vorgefunden worden, Uebersetzungen aus dem Persischen in die türkisch-chinesische Mundart. Die Uebersetzungen sind größtentheils zur Zeit der Chane aus der jetzigen, der Kangrad-Dynastie angefertigt, und gewinnen an Werth noch besonders dadurch, daß auch die persischen Originalhandschriften, nach denen sie angefertigt sind, sich in der Sammlung vorfinden. Als solche nennt Kuhn das große historische Werk von Michoud „Die Gärten der Lauterkeit“ in persischer und chinesischer Sprache, die Thaten Mohammeds „Sijar Sherif“ in beiden Sprachen, und unter den historischen Schriften ein Werk von speziellem Interesse: „Geschichte der chinesischen Chane von Jinnas Mirab“. Die Handschrift wurde mit der Zeit des Begründers der gegenwärtigen Dynastie Sijar-Chan begonnen und giebt außerdem noch Nachrichten über die chinesische Geschichte für das ganze vergangene Jahrhundert; es finden sich die wichtigsten Begebenheiten verzeichnet, die im Chanat bis zum Eindringen der Russen geschehen sind. Das Buch Jinnas Mirabs wurde und wird von seinen Nachkommen fortgesetzt, denn nach chinesischer Sitte wird nach dem Tode des Vaters die Beschäftigung dem ältesten Sohne, als dem mit der Angelegenheit am besten vertrauten, übergeben. Außer den obengenannten Werken enthält die Sammlung der Handschriften noch einige Originalerzählungen und Romane in chinesischer Mundart.

— b.

*) Vortrag, gehalten in der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft am 5. December 1873, abgedruckt in der „Russischen Revue“, 11. Jahrgang, 1. Heft.

In unserem Verlage erscheint in eben:

Herman Grimm: Fünfzehn Essays.

Zweite vermehrte Auflage der Reuen Essays etc. Ein Band in gr. 8. (28 1/2 Bogen.)
Velinpapier. Elegant gebunden. 2 Tle. 15 Sgr.

In diesen neuen Band Essays sind aus den früheren beiden nur 8 Essays übergegangen, die andere Hälfte des Bandes besteht aus neu hinzugekommenen Essays. Es sind in diesem Bande namentlich sehr auf Literatur- und politische Geschichte bezügliche Aufsätze vereinigt. (124)

Inhalt: Voltaire. — Friedrich der Große und Macaulay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wohlfahrtsvereine. — Goethe und Eusebia. — Goethe und Emma Scheller. — Heinrich von Kleists Grabstätte. — Lord Byron und Leigh Hunt. — Alexander von Humboldt. — Schliermacher. — Herr von Bernburgs Tagebücher. — Cervantes. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson.

Herrd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouqué's Mündne.

Illustrirte Ausgabe.

1874.

Mit 60 Holzschnitten. In Felleband mit
Goldschnitt: 1 Tle.

Sterotyp-Ausgabe. Mit Titelbild in Holzschnitt; in Umschlag gebunden. 5 Sgr.

Die herrliche Erzählung, „das verrückte und trübsame Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie“, schildert die Natur der Alpyra, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (125)

Miniaturn-Ausgabe.

1871.

Mit Titelkupfer per. von Ludwig Richter.
In Felleband mit Goldschnitt: 30 Sgr.

Verlag von G. v. Munde.
Berlin, Carlstrasse 11.

Der moderne Socialismus.

Karl Marx, Die Internationale,
Lassalle und die deutschen Socialisten
von Dr. Eugen Jäger.

Preis 2 1/2 Thlr. (129)

Anerkannt ist die Unentbehrlichkeit des obigen von der Kritik als hervorragend bezeichneten Werkes, zur Orientirung im Feldzuge des Socialismus.

In unserm Verlage ist erschienen:

Carl Twisten: Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter

In ihrer historischen Entwicklung dargestellt.
Herausgegeben von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände, gr. 8. geb. 4 Thaler.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint:
Kathschläge an alle Eltern für die
körperliche und geistige Erziehung ihrer Kinder.
Im Auftrag des Vereins für das Wohl in
und der Schul-entlassenen Jünger. Heraus-
gegeben von Dr. F. Bräuker. 34 Bogen.
16. geb. 8 Sgr. (131)

Luise, Königin von Preußen. Im
Lebensgeheimnis von Friedrich Wilhelm. Nach
Kallig. Mit dem Portrait der Königin aus
dem herrlichen Lebensbild. 1874. (15 Bogen)
16. geb. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 15 Sgr.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

In unserem Verlage erschien in v. J.:

Die
**Die Physiologie und Psychologie
des
Lachens und des Komischen.**
Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie
für
Naturforscher, Philosophen und
gebildete Laien.
Von
Dr. Ewald Hecker.

Zweites Amt an der Anstalt für Nerven- und
Gemüthsbranke in Göttingen.
6 Bogen, Gr. 8. Preis: 20 Sgr.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslands.
Besprechungen nehmen alle Buchhandlungen und sich
erschließen von in- und ausländischen, in Berlin und
in der Provinz.
Beisetzungen wie Briefe sind freizeitlich durch die Zeit
oder durch Buchhändler-Berichtungen an die der
Lachung und zu richten.
Krieges werden die Briefe, seit 1874, 2 1/2 Sgr. bezahlt.
F. v. Hecker ist verantwortlich: Dr. Ewald Hecker in Berlin
Bücherei von Arch. Dümmler, Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gohmann) in Berlin, Silberstraße 1.
Dr. von Giese in Berlin, Berlin, Silberstraße 1.

MEYERS KONVERSATIONS LEXIKON

Subskriptions-Einladung auf die
Dritte Auflage

mit
360 Bildertafeln und Karten.

Heftausgabe:

240 wöchentliche Lieferungen à 5 Sgr.

Bandausgabe:

30 broch. Heftbände à 1 Thlr. 10 Sgr.

15 Leinwandbände . . . 3 - 10 -

15 Halbfraumbände . . . 3 - 5 -

Bibliographisches Institut
in Heidelberghausen.

Erschienen ist der I. Band (A—Asiat. Türkei)
und in allen Buchhandlungen vorrätig. Der II. Band
(Asien—Berlische) wird Ende Juni komplett.

In unserm Verlage erschienen:

Der Islam

von
Emanuel Deutsch.
Aus dem Englischen übertragen.
Autorisierte Ausgabe.
Gr. 8. gebunden. 12 Sgr.

Der Islam

von
Emanuel Deutsch.
Aus dem Englischen übertragen.
Autorisierte Ausgabe.
Gr. 8. gebunden. 12 Sgr.
Ein Seitenstück zu der vorigen Schrift.

Volkslied und Herkommen
von
Max Böhm, Hauptmann.

Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen
Verein in Berlin.
1870. gr. 8. geb. 7 1/2 Sgr.

**Ein psychologischer Blick
in unsere Zeit.**

von
Prof. Dr. A. Lazarus.
Zweiter Abdruck.

1872. Velinpapier, gr. 8. 7 1/2 Sgr.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. (18. Aufl. 1873.) Mit 8 Bildern in Farbendruck nach Paul Arpertz.
Berlin, Ausgabe.

Mit farbigem Titelbild in engl. Bind. 1 Tle. In farbigem Umschlag sauber geb. 15 Sgr.

Diese neue Ausgabe zeichnet sich durch farbige Bilder nach Zeichnungen von Paul Arpertz,
heim aus, die Schöne, durch den diese schöne und kindliche Bücher der Kinderwelt
nach willkommener wird.

„Unvergleichlich unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Leinwand's Wegweiser durch die deutschen Jugendschriften.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 14 Thlr.

43. Jahrg.

Berlin, den 30. Mai 1874.

[N^o. 22.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Ein vorweger Metaphysiker. 317.
England. Uebersetzungen englischer Dichtungen in das Griechische und Lateinische. 318.
Dänemark. Dänische Humoralien. Von Hugo Haede. I. 320.
Belgien. Le chant lyrique von Paul Jans. 323.
Frankreich. Die Papiere der Kommune. I. 323.
Amerika. Die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenvereinigungen. III. 326.
Grossbritannien. Hildebrand's Schilderungen der Franzosen. 328. —
Kunst und Kutschismus. 328.

Deutschland und das Ausland.

Ein vorweger Metaphysiker.

Wir wollen es nur gleich heraus sagen, das Bekannte hat uns auch Herr Moritz Benetianer*) nicht gelehrt, obgleich er selbst an der Wichtigkeit seiner Hypothese nicht zweifelt. Er schließt sich an die Hartmannsche Philosophie des Unbewußten, welcher er den noch fehlenden 3. Punkt aufstellt, indem er statt Unbewußtes als „deutlichsten Ausdruck“ „Algeist“ oder „Panpsychismus“ erfindet. „Der Algeist Panpsychie, Gott, ist der Geist, der Alles war, ist und sein wird.“ „Die Panpsychie ist unendlich mehr als das, was wir Welt nennen u. s.“ — mit dergleichen hohen Redensarten glaubt unser neuerer Metaphysiker alle seine Verwirrungen abgeben zu haben. Wir unerschrocken halten jedes metaphysische Prinzip für transzendent, wir sind der Ansicht, daß alle Verwirrungen, Ausdehnungen und Denken als im Grunde Eines darzustellen zu wollen, müßigen müssen, weil der Mensch, ein winziger Teil des Alles, außer Stande ist, das Ganze aufzufassen; wir verfolgen jedoch mit großem Interesse jeden neuen Versuch. Wir sind uns des Trübs, die Einheit, die Harmonie zu finden, gar wohl bewußt, wir glauben nur, daß die menschliche Kraft dazu nicht ausreicht, und bitten Herrn Benetianer, der es übel nimmt, wenn Jemand von der beschränkten Stellung spricht, welche das menschliche Erkenntnisvermögen dem inneren Wesen der Natur gegenüber einnimmt, um Entschuldigung, daß wir sein Buch bezeichnen. Er sagt: „Das sind unglückliche Reminiscenzen an Kant, dessen „kritischer“ Standpunkt gesehentlich für überwunden gilt, bei mir nicht der Rede werth ist.“ Stolz will ich den Spanier, sagt König Philippi, warum soll der Benetianer nicht ebenfalls stolz sein? Im Materialismus kommt es aus der Vielheit der Atome nicht zum Geist und zur Einheit; sehen wir zu, wie der Spiritualismus oder Panpsychismus aus seiner geistigen Einheit zur realen Vielheit gelangt. Die Idee und die ihr entsprechende Realität sind zweierlei; Herr V. nennt die Welt „reale Idee“ und Alles ist fertig, ohne Feyerlei, nicht einmal durch Geschwulstigkeit, sehr einfach durch Worte. Wie die Idee, das nicht Angeordnete zur Ausdehnung wird, das was uns der Panpsychist zeigen, und das that er nicht, weil er es nicht kann. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf, wir verlangen das Unmögliche nicht von ihm, aber wir lassen uns nicht

gefallen, daß der Herr Metaphysiker thut, als habe er geleistet, was er doch nicht geleistet, sondern nur mit vielfachen Phrasen verdeckelt hat. „Man muß sich entweder für Monismus, oder für Pluralismus, oder endlich für die Unentschiedenheit entscheiden. Diese dritte Ansicht wäre Skeptizismus, der behaupten müßte, daß ihn die Einheit und Harmonie in den Dingen zum Monismus, ihre Getrenntheit, Zweifelspaltung, Vielheit zum Pluralismus geneigt mache, daß er aber keinen Ausweg finde, um dem Einen vor dem Andern den Vorzug zu geben.“ Nicht um „den Vorzug geben“ handelt es sich, — wer gäbe nicht der Harmonie den Vorzug vor der Zweifelspaltung? — sondern um den „Ausweg“, und der besteht doch nicht etwa darin, daß Einer sagt: alle vorhandenen Kräfte sind eine Kraft, Denken und Ausdehnung sind Eins, oder: „Statt reales Ding hat man also zu sagen objektive Idee, indem man die Unmöglichkeit zwischen Materie und menschlichem Geist behauptet und nur Artunterschiede zwischen ihnen zuläßt, die in dem Begriff des Geistes überhaupt oder des Algeistes aufgehoben werden.“ Treulich führt unser Panpsychist fort: „Dies muß näher begründet werden, indem gezeigt wird, wie so sich aus der Mutterlange der subjektivistischen Strömung, woran seit drei Jahrhunderten so viel Kraft verschwendet worden ist, der Begriff der objektiven Idee kristallisiert hat.“ — allein er begründet nichts, als was man lange schon weiß, daß Alles, was wir rufen nennen, auch in unserer Vorstellung, also ideal, existiert. Was hilft das? Die Vorstellung eines Nachsichtes ist kein Nachsicht; sie enthält alles, was das Nachsicht enthält, nur ist sie feins, sie läßt das Zimmer im Dunkeln, und wäre sie zehn- und hundertfach im Zimmer vorhanden. Das soll bloß ein Art-Unterschied sein, der dem Menschengeist anhaftet? Die Panpsychie stellt so kräftig vor, daß ihre Vorstellungen das Vorgestellte gleich real produzieren? Herr Benetianer kennt ja seinen Epinoza; diese Serie von Vorstellungen hätte mit der bisher bekannten gerade so viel gemein, wie canis, signum coeleste mit canis, animal latrans. Das Rezept: sage halt „reales Ding“, „objektive Idee“ ist zwar leicht hergeleitet, aber es hilft nichts.

Unser Autor ist ein heftiger Teleologe. Man kann ihm dieses unzulässige Vergnügen um so mehr gönnen, als er für das Unzumuthliche in der Welt ein sehr offenes Auge bewahrt. Und wie vereinigt er das Uebel mit der Teleologie? Wieder sehr einfach, indem er erklärt: Teleologie und Vollkommenheit sind durchaus nicht ein und dasselbe. Die Panpsychie, deren Wille zugleich Ausführung des Gewollten ist, will unendlich Vieles, das einander widerspricht, daher der Kampf, die Reiz, das Unzumuthliche. Er nennt das, nach dem Vorgange Bahnsens oder nach der Analogie von Verbal- und Realinjurie Realinjurie, und so bringt die Realinjurie der Panpsychie unter Anderem Krieg, Erdbeben und Pestenz zu Stande. Sie denkt es, ihr Denken ist Sein, Ich und Mensch hat den Schaden davon und Niemand ist um ein Haar flüger geworden. Herr V. schreibt: „Der ateleologische Materialismus macht den Eindruck des absoluten Unsinns und Widersinns. Von Ewigkeit zu Ewigkeit arbeiten, wie es die materialistische Natur thun soll, ohne damit so zu sagen auch nur das allgeringste Sandkörnchen vom Fleck zu

*) Der Algeist. Grundzüge des Panpsychismus im Anschluß an die Philosophie des Unbewußten dargestellt von Moritz Benetianer. Berlin. Karl Duncker Verlag. (G. Heymann.) 1874.

rühren, das ist ganz verflucht dumm. Ein Kretin ist ein Gott gegen solche Natur. Vom Standpunkte des mit dem Begriff des Logischen und Möglichen sich verbindenden Gefühls der Zustimmung und des Widerwillens muß also die Natur durchaus auch erreichbare Ziele haben, und sollte sie sie durch noch so viel Unlust erkaufen müssen. Daher wird derjenige, in welchem das Gefühl des Logischen lebendig ist, noch die wahnsinnigste Dialektik und den ärgsten Pessimismus vorziehen, um den absolut blind und ziellos den Kreisel schlagenden Materialismus dem Willen und Stumpfhirn zu überlassen.“ Gut; das wäre also der ateleologische Materialismus. Bernernehmen wir nun die Schilderung des teleologischen Panpsychismus: „Betrachten wir alle Thätigkeiten im Weltganzen als eine Thätigkeit, so kann die Panpsychie damit nichts Neues erlangen, da sie Alles hat. Wer so arbeitet, macht den Eindruck des Unsinns. Denkt man sich den unendlichen Geist in endlicher Nähe, so kann er den Eindruck des Stumpfhirns, Tannens machen — da liegt er starr und träge von Ewigkeit zu Ewigkeit. Sieht man so, daß der Allgeist mit der Summe aller Vernunft, die die feinste ist, weder in Nähe, noch in Thätigkeit Vernunft bieten kann, so kann dem Betrachter unheimlich zu Muth werden.“ Gewiß; schön ist das gleichfalls nicht, man muß also versuchen, zwischen Edda und Charabdis hindurchzufahren, und sich vor einem metaphysischen Sturmann hüten, der mit den bekannten Zusätzen von Nil und Pan Menschliches auf Anghermenschliches anwendet und selber vor dem erstaunt, was er damit erzieht.

Uebrigens fehlt es, besonders in den letzten Kapiteln, Naturphilologie und Völkerpsychologie, weder an ganz geschickten Bemerkungen noch an ganz überflüssigen und ungehörigen Erörtern, und damit könnten wir schließen, wenn wir nicht einer däßlichen Eigenthümlichkeit des Herrn Venetianer noch ein paar Worte zu schenken hätten. Er ist nachbort grob. Wer sich wie er über die „unrichtigen Auffassungen, die außerordentlich selten, zum Theil sogar allem literarischen Anstand Hohn sprechenden Angriffe“, bekennt, die Herr Hartmann und seine Philosophie erfahren haben, von dem sollte man erwarten, daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergelte. Aber nicht nur die Gegner Hartmanns überschüttet er mit Zweifeln, auch Strauß, Darwin, das Heiß-Neumond und viele Andere müssen herbeistehen, wenn ihm albern, abgeschmackt, thöricht und kehnliches in die Feder fließt. Das ihm nur Kant gethan haben mag, daß er so ingrämlich gegen ihn verfährt! Er erwähnt ihn oft, aber fast nie ohne klunzungen: der Erscheinstatus. Er will es nicht wahr haben, daß Kant so ausfüllend gewirkt, wie man allgemein annimmt, und geht in seinem Mergel so weit, daß er ihm „das heilloseste Wismaths“ vorwirft. Mit solchen Steine hätte ein Mann, der so sehr im Glasbaue wehnt, wie Herr Moritz Venetianer, am allerwenigsten Anlaß umherzugeworfen. Wir gratuliren Herrn von Hartmann aufs Neue zu seinen edlen Denken. D. S. Seemann.

England.

Uebersetzungen englischer Dichtungen in das Griechische und Lateinische.

Das Uebersetzen der Meisterwerke der alten und neueren Literatur der verschiedensten Kulturvölker in die Sprache eines

*) Dasselbe, was er vielen ähnlichen Geistern gethan hat, daß er kritisch und nicht wieder zu bananen ist! D. R.

Landes erscheint uns als eines der wichtigsten und erfolgreichsten Mittel zur Hebung der allgemeinen Bildung, wie zur Befruchtung der Literatur eines Landes. Mag man uns Deutschen, die wir in dieser Beziehung von allen Völkern Europas wohl das Meiste geleistet haben, auch den Vorwurf machen, daß wir von einer Art von Uebersetzungsmanie befallen sind, und was man es zu beklagen haben, daß sich bei uns gewisse Uebersetzungsfabriken etablirten, welche die Sensationsliteratur der Franzosen und Engländer und neuerdings auch der Russen und Ungarn ohne jede Auswahl und meist in recht jämmerlichem Deutsch unserm Volke als Lesestoff darbieten, so wird nach unserer Ansicht dieser ganz unlegbare Schaden doch weit von dem Nutzen überwogen, welchen die Uebersetzung wahrhaft guter und geistiger Schriften für die Gesamtbildung hat. Nicht jedem Gebildeten ist es vergönnt, die Werke eines Homer und Sophokles, eines Horaz und Virgil, eines Dante, Calderon, Lope de Vega, ja selbst eines Schafepaar und eines Cervantes und Racine, sämmtlich in der Ursprache lesen zu können, aber Jeder will und soll sie kennen lernen und schuldet denen Dankbarkeit, durch welche sie in „unser geleitetes Deutsch“ übertragen worden sind. Die Uebersetzung der Meisterwerke des einen Volkes in die Sprache des andern heißen ebenso weben an dem alle Nationen umfliegenden Bande der Gemeinamkeit, wie diejenigen, welche die Verbindung durch Sagen- und Märchenstränge und durch die Macht des elektrischen Zunkens zu vermitteln bemüht waren und sind. Ein fortdauernder reger Austausch dessen, was die Literatur der verschiedenen Sprachen hervorbringt, ist gewiß für die Beziehungen der Völker unter einander, wie für die Erweiterung ihres geistigen Horizontes ebenso erwünscht, wie ein immer jugendlicheres Erschließen der Schätze des klassischen Alterthums für diejenigen, die nicht aus dem Urquell schöpfen können.

Gehören wir somit zu den wärmsten Anhängern des Uebersetzens aus einer lebenden Sprache in die andere, sowie aus dem alten Sprachen in eine lebende, so können wir uns nicht so unbedingt mit den Versuchen befassen, Erzeugnisse der lebenden Sprachen in die todtten zu übertragen. Wir lassen derartige Aufgaben als Uebungen beim Studium einer Sprache als sehr kommen berechtigt gelten und wollen auch gern zugeben, daß eine derartige Arbeit einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth beim und Interesse, ja Aufsehen in den betreffenden Kreisen erregt, glauben aber nicht, daß der Literatur und Bildung eines Volkes ein wahrhafter Vortheil daraus erwachsen kann. Höchstens derartige Uebersetzungen zudem nur Dilettanten-Arbeiten, Spielereien unbefähigter Leute; selbst als Werk ernster Studien bleiben sie aber doch stets nur als Curiosum auf eine kleinere Anzahl von Lesern beschränkt und der darauf verwendete Fleiß steht in seinem Verhältniß zu dem davon zu erhebenden Erfolge.

Wenn wir uns trotz dieser Ansicht heute eingehender mit einem neuerdings erschienenen derartige Uebersetzungen enthaltenden Werke*) beschäftigen, so haben wir dazu verschiedene Gründe. Erstens ist es ein Engländer, welcher Dichtungen selbst Landeskunde in die Sprache Pindars und Ovids übertragen hat, und es ist eine recht bemerkenswerte Erscheinung, daß man gerade bei den Engländern sich gegenwärtig viel mit derartigen Dingen beschäftigt und ihnen einen bedeutenden Werth und eine

*) Translations into Greek and Latin Verse, by R. C. Jebb, M. A. Fellow and Tutor of Trinity College, Cambridge, and Public Orator in the University; Classical Examiner in the University of London. London: Deighton, Bell and Co. London: Bell and Daldy 1873.

große Wichtigkeit für die Literatur bezeugt. Ferner haben wir es hier mit keiner Spielerei, sondern mit einer ersten, von großem Fleiß, wie von Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zeugenden Arbeit zu thun, und diese Umstände dürften es nicht nur als gerechtfertigt erscheinen lassen, sondern und gewissermassen die Verpflichtung auflegen, im Magazin für die Literatur des Auslandes von dieser Erscheinung Notiz zu nehmen.

Der Verfasser beginnt mit einer Uebersetzung des „Akt Begier“ von Browning. Dieselbe bietet so viel Schwierigkeiten, daß ein vollständiges Gelingen eigentlich unmöglich erscheint. Immerhin ist ein Mißlingen nur da zu verzeichnen, wo man schon den Rath anerkennen muß, überhaupt den Versuch gewagt zu haben, und wo deshalb ein Unterliegen keine Uebern bringen kann. In diesem Sinne sei denn auch die Kritik aufgefaßt, welche wir daran üben wollen.

Wenn Mr. Jebb Browning's Strophen:

In sight? not half! for it seemed, it was certain, to smother man's birth
Nature in turn conceived, obeying an impulse as J;

griechisch folgendermaßen wiedergelegt:

ὁὐδὲ μὲν οὐδ' ἄμωσ' ἐκείνου

τίνα γὰρ ἢ γὰρ φύσις ἀντιπλάσσει βιότατος ἰσ' ἀμὲν αὐτόματος.

So ist diese Uebersetzung allerdings geistreich, hätten wir indes nicht das englische Original zur Hand, so sollte es uns doch ziemlich schwer werden, den Gegensatz des βιότατος φύσιος zu dem βιότατος ἰσ' zu finden. Dagegen kommen auch Stellen vor, wo Browning's Englisch durch die griechische Uebersetzung eine Erklärung erhält. So z. B. lautet die Stelle

When Eternity affirms the conception of an hour,

bei Mr. Jebb

αἶψα

κραίνει ἐφημερίων ὁπτανόας πλαστός αἰών.

mal entstehen eine größere Klarheit giebt.

Von großem Interesse ist eine Stelle, wo Browning's Englisch kaum verständlich ist und die unserer Gerächts nach von dem Uebersetzer auch nicht völlig zutreffend wiedergegeben wird. Der Akt Begier beklagt, daß das extemporierte Musikstück, das er gespielt hat, nun auf immer verschwunden ist und wird durch diese Klage zu der allgemeinen Betrachtung geführt, daß in Weltlichkeit doch alles Schöne und Gute dauernd und ungerührbar sei:

Well, it is gone at last, the palace music I reared;
Gone! and the good tears start, the praises that come too slow;
For one is assured at first, one scarce can say, that he feared,
That he even gave it a thought, the gone thing was to go,
Never to be again! But many more of the kind
As good, any better perchance: is this your comfort to me?
To me who must be saved because I sing with my mind
To the same, same soul, same love, same God: ay, what was, shall be.

Die Zeiten haben allerdings nur einen recht leisen logischen Zusammenhang; wir lassen sie aber folgendermaßen: „Meine Phantasie ist vorüber. Die Thränen meiner Zuhörer gefallen mir, aber ihre Vesprierte sind mir nicht genügend, da der Eine keiner Philosophie bedarf, um sich wegen des Aufhörens des Stückes zu trösten und ein Anderer nicht zu belassen vermag, daß er das Aufhören fürchtete, er erwartete dasselbe vielmehr, als das notwendige Schicksal, welches eine Improvisation treffen muß. Und doch ist dieses Aufhören ein unabwehrliches! Er wird mir entgegenhalten, ich könne ja von Neuem improvisiren, ich antworte indes, dies sei durchaus nicht dasselbe Ding.“ Die große Schwierigkeit verursacht hier das Belmont „slow“, das nur des Reimes halber da zu sein scheint und den Zusammenhang

mit der folgenden Strophe, wo das Wort „slow“ doch nur als Einleitung zur Erklärung der in der zweiten Strophe ausgedrückten Unbefriedigung gebraucht sein kann. Der Uebersetzer nimmt dagegen das Wort „one“ in dem Sinne, als sei es beide Male von dem Musiker in Bezug auf sich selbst angewendet:

slow, slow he, παύσας ὅσον
ἄκρουν τ' ἔβωγ' ἐν ἀμυδρῷ γλαυρῷ δαύματι πικρὸν δὲ παρ' ἑρμηνεύς
ἔργον γὰρ θεοπαλῶς, ἔργον ἑαίνω, ὅτε δαίμων ὅτε θυγάτηρ
τοῦδ' ἢ βέβαιον ἴδω προσηλῶς μαρτυρῶν.

„Meine Phantasie ist vorüber, sie hat Thränen und Vesprierte hervorgerufen, obgleich die letzteren zu spät kommen; denn ich begann guten Muthes, fürchtete weder das Schicksal, welches die Komposition notwendiger Weise haben mußte, noch war ich darüber betrübt.“ Diese Auffassung erscheint uns irrtümlich.

Es wären noch gar viele Stellen, die wir aus dem Gedichte anführen und in denen wir, indem wir sie kritischen, die große Geschicklichkeit des Uebersetzers hervorheben könnten; wir begnügen uns jedoch mit den Mitzugkeiten und wenden uns den Dichtungen zu, in welchen Mr. Jebb sein bisheriges Vorbild Pindar und dessen Jamben verlassen hat an eine Nachahmung der Klassiker aller Klassiker, nämlich Euripides und Horaz wagt. Hier befindet er sich auf seiner Höhe. Der volle Schatz der Sprache steht ihm zu Gebote und er bedient sich desselben mit der Freigebigkeit eines Fürsten, die für uns zuweilen allerdings etwas zu Ueberschwängliches hat. Wir führen von der griechischen Uebersetzung hier nur eine Stelle aus dem Gedichte von Byron „Darkness“ an:

ἄνθρωποι εἶδον ὅτι καὶ τοῦτο προσην
πλὴς ἔλπιον γὰρ ἔχοντες, ἐλάνθαντο δὲ
αὐτόντες ἑαυτοὺς ἄσπερα πρωτόργου χάρι
ἀρμόζον ἀντανακλῆται φασγάνους δ' ἔως
κατέβησαν οἱ ἐναιεῖς ἑμαυτῶν.

und wenden uns nun dem lateinischen Theile des Buches zu:

Obgleich uns Mr. Jebb's Gelehrsamkeit in Griechischen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, noch brillanter erscheint als im Lateinischen, glauben wir doch, daß seine lateinischen Uebersetzungen noch weit mehr dem römischen Geiste entsprechen, als seine griechischen im Geiste der Griechen gehalten sind. Er gleicht Horaz und Propertius weit mehr als irgend einem griechischen Autor, und diese Erscheinung ist erklärlich genug. Unser heutiges Leben steht weit mehr unter dem Einflusse der und von Rom als von Griechenland überkommenen Sitten und Anschauungen, und selbst der Gelehrteste bleibt ein Kind seiner Zeit und kann sich ihren Strömungen nicht ganz entziehen.

Als Probe seien zunächst einige Strophen aus Arnold's „Mycerinus“ angeführt. Dieselben lauten im Original:

Where in one dream the feverish time of Youth
Might fade in slumber, and the feet of Joy
Might wandering all day long and never tire.

Die Uebersetzung giebt sie wieder:

possit ibi sopita forventior aetas
fallere dum teritur: laetus velle error ibidem
ire dies totos neque delassare unda.

Auch die Elegien weiß der Uebersetzer in vortrefflicher Weise aus dem Modernen ins Klassische zu übertragen, da uns aber noch mehr seine Kritik anspriech und ganz besonders die graziale Weise, in welcher er Kenyon in das Vernehmliche des Horaz zu übersetzen weiß, so wollen wir dazu übergehen, zuerst den englischen Dichter und alsdann seinen gelehrten Interpreten sprechen lassen:

Yet fell as in a pensive dream
When all his active powers are still
A distant dæmon in the hill,
A secret sweetness in the stream; —

idem remissis est ubi viribus
collem quieto deos imagine
requirit Arpinum, requirit
dulcis adhuc saliceta rivu.

Wir brechen hier unsere Mittheilungen ab, obgleich die Versuchung nahe läge, noch in weiteren Proben zu zeigen, wie der Uebersetzer andere englische Schriftsteller, wie z. B. Wordsworth, wiedergegeben hat. Wir glauben indeß unsern Lesern durch diese Auszüge schon ein Bild des Werkes und der in demselben enthaltenen Schönheiten geliefert zu haben, und können bei aller Achtung vor dem Fleiße, dem Talent und der Gelehrsamkeit des Verfassers doch nicht ohne das wiederholte Bedauern von dem Buche scheiden, daß dies Alles doch an eine wenig fruchtbare Arbeit verschwendet worden ist.

— u.

Dänemark.

Dänische Humoristen.

Von Hugo Garbde.

L.

Auf dem Friedhofe von Christiania ruht seit dem Jahre 1868 der dänische Dichter Borgeard; sein Grab liegt einsam und verschollen, denn seine deutschen Freunde, Halm, Reinhardtstein u. A. sind ihm im Tode gefolgt und seine Kondolente haben ihn vergessen. Es ist das ein unverbildetes Geschick dieses Sängers und darum will ich ihm zuerst einige Worte widmen, mögen sie eine freundliche Erinnerung an ihn wachrufen!

Karl Peter Borgeard wurde im Dezember 1801 in Kopenhagen geboren; der Tag seiner Geburt ist wahrscheinlich der 21. des eben genannten Monats. Der Krieg mit England und die damit verbundenen unglücklichen Geldkalamitäten machten sich auch dem jungen Borgeard fühlbar; sie hielten ihn in seiner Schulbildung zurück, so daß er erst in den Jahren seiner Mündigkeit das bis dahin Versäumte nachholen konnte. Die erste Probe seiner dichterischen Leistungen fällt in sein dreißigstes Jahr; sie trug ihm nicht die ersehnten Lorbeeren ein, da das kleine Lustspiel: „Am Morgen nach dem Baile“ auf dem königlichen Theater glänzend durchfiel. Niederlagen durch diese erste Erfahrung, schweig der junge Kuter in den nächsten drei Jahren; und erst im Jahre 1834 wagte es der Dichter, eine neue Arbeit, dies Mal eine Uebersetzung einer fremden dramatischen Dichtung, zu veröffentlichen; es war dies Delarivignés „König XI.“ Der Darsteller der Titelrolle war der berühmte Schauspieler Winsløw, durch dessen großartige Leistung das Publikum zu der größten Begeisterung hingeraffen ward. Leider starb dieser geniale Schauspieler kurz nach dieser eminenten Leistung, die ihn erschöpfte und seine ganzen Kräfte verzehrt hatte. Der Tod Winsløws war ein schwerer Verlust für die Kunst und den wachenden Dramatiker, unseren Dichter Borgeard, auf den ein leichter Antheil von dem Antreffe fiel, welcher man für den Todten hegte. Man erbat von ihm darnach (1835) den Text zu einer Kantate, die zum Geburtstage des Königs nach einer Komposition Sibons zur Aufführung kam. Der Verkehr mit den Schauspielern führte

ihn zu der Freundschaft mit dem Sohne des Theaterkassiers, einer jungen und lebhaften, aber auch leichtsinnigen Natur; ein Kassendiebstahl brachte den Letzteren in Untersuchung und längere Haft, in welcher Borgeard seinem unglücklichen Freunde nach Kräften Trost und Linderung angedeihen ließ. Groß war Borgeards Freude, als dann im Laufe des Sommers sein war leichtsinniger, aber von Herzen unverdorbener Freund der Haft entlassen ward, Borgeard führte den Freigelassenen nach einer kleinen Stätte bei Frederiksborg, in deren reizender Umgebung beide Freunde von den überstandenen Seelenqualen sich erholten und in der großartigen Waldnatur sich ergingen. Hier in „Sperveffjæl“, (Versteck der Sperlinge), am großen waldumhüllten Jure-See, sind Regenniederschläge ein nicht seltenes Ereigniß. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß Borgeard in seinem „Sperlingdæne“ häufig Gelegenheit gehabt hat, Studien zu machen, die er zu seinem köstlichen humoristischen Gedichte „Levefleur“ verwertet hat. Würde Borgeard nur dieses eine Gedicht mit seinem naturwüchsigen frischen Leben geschaffen haben, so verdiente der Dichter schon um dieser Dichtung willen einen vollen Kranz. Wir geben hier zur wirksamen Einführung unsern dänischen Humoristen zunächst dieses Gedicht Borgeards in einer treuen Uebersetzung.

Eine Waldpartie.

Stimme aus dem Wäldchen.

„Du weißt doch, Carl, daß unsern Saba die Junst examinirt, Und daß er gestern zum Kommi für Kleinram avancirt? Ja, unser Vex! Das war geschickt! Der Putsch hat Wig im Hute! Wir thun ihm fünfzig Sonntag an daß für etwas zu Gute.“

Wißt Du vor dem simplen Bürgervolk, wie wir, Dich nicht vermehren, Kannst Du so zu den Hügen mit, zum Thierpark Sonntag gehn. Ich liebe zwar das Jädeln nicht, das Schwärmen für Natur nicht. Wie Mutter du benennst, allein sie läßt von ihrer Zier nicht.“

Der Onkel sprach's zu mir; er war ein Fabrikant von Erdbeeren, Ein hehrlich altes Jädeln, dabei ein Mann von Trümpfen, Dem Jäten brachten Rosen, und was mehr in jedem Gade, Ein Mann von Ehr' und Pfiffigkeit, wie meist die Jäten alle.

Zur Stunde war ich auf dem Platz, — man kann es sich wohl denken, Ein Pomeranzen hielt am Baum, mit vier dreißigigen Bäckern. So, lief das Treppen auf und ab, mit Körben, Pöden, Pöcken, Mit Bäckern, Mädeln, Köken und mit Dedden und mit Dedden!

Und auch den Proviant verpackt, jetzt kamen sie mit Birnen, Am Herd des Hauses lag man nun die Schaar der Säfte schwärmen. Die Kinder auf ein Fährschiff word man hier an Född gehant. Wie im Theater man das Volk des „Paradieses“ kchant.

Vorn sah ein wunderbüchisches Kind, für die ich heimlich schwärmte. Da war ein schöner Platz für mich! Nun ich ihr sagte, lärmte Der Onkel: „Hünten ist der Platz für beide Kandidaten! Da könnt Ihr zwei bequeme und nett in Beisebel Euch bezaufen!“

Der Fährschiff, dann ein Bub und ich, wir drei zusammen! Wir waren ja nicht mehr als Drei! Da schien es doch „Wabams“, Es sollte Vord wohl tragen noch die Schwachheit mit den Köken. Und Tanten seiter Mops ein Rest auf meinem Schooß sich setzen.

Wie alle Berge! Endlich kam der Wagen an die Reife, Mit Wörtern auf dem Baugen ging in sicheren Geleise. Es fuhr wir zum Her hinaus, und jast bis zur Meer, Da stierte die Tante: „Gott, nun seht uns Jeder nach und Her!“

Da sahen wir, ein Schaul'sel jast für Leben, der raffierte, Bis von der Stadt der Rote kam. Rein, wie mich dies graste! Ein Kavaller, wie ich, sah hier im Weg als der Geißel, Bedacht mit einem alten Mops, der unaufhörlich kläffte.

Nun kam der Abre und wieder ging die Wandeppost von Statten.
 Mein Kage hing befeuert: still an frischen grünen Matten,
 Bei Seelen's stillstem Willen. Ich lebe aus Tag und Nacht,
 Das Schicksal schien mein Vaterland mir auf dem Erdenrücken.
 Das lag die Nacht noch überstaltend. Die Kasse aus Stodde;
 Bei schönem Frühling ward, was unsern Namen lode.
 Das Bist und Wieß ward angeschiffen; — „Wieß“ gilt hier von dem
 Grunde.
 Das nun erschien, was Bist und Wieß erreichte doch im Grunde, —
 Das Offiz, mein ich. Wie beschreibt ein Stiff das wohl blieben?
 Bistlich nun der ganze Kreis in reinstem Seelenfrieden,
 Bei Bist und Bismarckbeuten und beim mächtig fetten Schinken;
 Bistlich Danks trübseligen Bild sah ichmühsamlich man blinzen.
 Drei halbe Stunden nahm was so das eble Gabelschinken;
 Bei Mutter's Pochant ließ sich nur mit größtem Gedulde sprechen.
 Bei jzt zum Bistbrut! Ach, wie war ich froh; nun kam die Zeit mit
 dem Bismarckgenuß. Ich nahm den Danks still beiseit mir.

„Nun, Danks, sieh, die Wege rath! Nicht wahr, ach, wie die Augen
 hin an dem schönen Plaz an Thal und Hügel Wollust frugen,
 Wie das sich sagt!“ — „Gewiß, gewiß! Doch weißt Du, es ist schade,
 Wie sehr der Bismarck doch nicht so gut, wie drunter am Gefährde.“
 Bei Danks Schinkenstücken glitt mir, wie Gist, am Rücken nieder,
 Bei etwas kleinant wandt ich mich nun an den Andern weiter.
 Mein Verstand war: „Wohlan, so laßt nach Du'st und spazieren!“
 „Nun,“ sagte Mutter, „unser Kind kann nicht so weit marschieren.“
 „Nun, laßt uns lieber ganz gemach hin auf die Hügel wandern,
 Zum Schluß. — Und während wir ins Gras uns lagern dort, wir
 Andern,
 Nimmt Vater seine Tabakspfeif und stopft sich die Inbeken.
 Ein wenig Ruh that wirklich gut, wenn man sich satt gegessen.“

Es ging hinauf. Ach! etwas sanft bin ich den Weg gegangen.
 Bei Schinken war ich und mit Schenkel und Hüften nicht befangen.
 Wohlgeil wie ein Krämerhändler, dem Fuße bis zum Rande;
 Bei Vater auch empfing sein Theil: er schliefte mit dem Hunde.
 Der Vater war ein schwerer Dins, der Hüften Herr zu werden;
 Er schliefte Thran, er brumme laut und stöhnte vor Beschwerden.
 Ein Schritt noch, — ach! auf einmal that die Mutter einen gräßlichen
 Schritt: dem Vetter plapten — mit Verlaß! — die Unersichtlichen.
 Ein ungeduldiger Kommt, den! der in seiner Größheit
 Bei Zeit sich zeigt zum ersten Mal — mit dem Geplapten! — Dasheit
 Bei Schicksal! Die Familie ist in schweren Kümmernissen.
 Was mag zum Krage wandern, um zu helfen diesen Kisten.

Der Schatz ward geteilt! Man ließ, den Wagen herumfinken;
 Bei war er schon in Sicht, — nun jaßt die Sonne wollte sinken, —
 Bei noch nach zu Kirrens Danks, die Zeit stand auf der Wippe, —
 Bei schrie die Lante plöglich an: „O Tappe! Meine Tappe!“
 „Mein süßes Tappeln! Mein Hund! Mein Wapp! Er ist ver-
 schwunden!

Nein, nein, ich sohe nicht von hier, ob Ihr den Hund gefunden.“
 Sage mußte Jeder schon jetzt umher im Waldgestrüppe,
 Bei Tappe! Tappe! Ichle das rings; das Echo flage: „Tappe!“
 Bei mir auf Suche nach dem Hund in Walden! Und zerstreuten,
 Bist ich ein Ungehirn auf, den Sommer ansahbeuten,
 Bei Reizen geh aus Wollen jach, und Flamme fiel auf Flamme,
 Vergeltung barg man vor dem Wisp sich unterm Fendstamme.
 Bei Tappen, Sammern, Bischen soll es nach end in der Weite.
 „Ach, mein Papiergehant!“ tief die hier. „Mein neuer Schawl!“ die Zweite.
 Mein Kist! „la wianent ein Danks! Banzel oder brumme
 Bei Kante aller Frühe Zahl, die sich ins Dirs aufsumme.

Drei Wochenstunden haben die. Bistlich war der Tag entschunden.
 Nun bin verjagt zum Wagen, ach! der Hund war nicht gefunden.
 Ein elen Herz, das uns gefehn, es mußte schwerlich troffen:
 Bei und ein jeder haben sieß von Mittelstücken troffen.

Die Lante stand, wie Liebe, als Töchter sie und Söhne
 Verlor. Der alte Herr Papa eich aber ins Gefährde:
 „Nun dult ich, Kronenstab! nicht mehr die Jammer und Gebahren!
 Bist auf den Wagen Jedes eich, ich will zur Stadt heimfahren!“

Da half kein Vater! Wie mühten flugs zum Wagen uns verjahren,
 Und renkt, was fand der Vater nur bei diesem Bedauern?
 — Die süße Tappe! Hatte doch der Kaiser vor zwei Stunden
 Ihn auf den Eis gelegt und dann im Schlaf die Zeit verwunden.

Verstimm und höchst uninteressant, — so sahen wir im Wagen.
 Das rath ich seht dem Wapp entging, war mir ein Wohlbehagen,
 Die Tante! — Tappe! — doppelt lieb nach bitter Trennung! Schmerzen,
 Sie sang ihm selbst, so nach er war, sehr angedrückt, am Herzen.

Das war der Schluß der Waldpartie. Und ach, so geht im Leben!
 Hat man von Phantasie erfüllt, der Wonne sich ergeben,
 Kommt das Verhängnis, wie ein Wapp, und stößt Die den Pakt um,
 Der Frieden und die Zeit ist hin! — Wie ist doch die Moral drum!

Der frische Humor, den dies Gedicht atmet, findet sich leider
 nicht in allen andern seiner Dichtungen in demselben Maße wie-
 der; ein bitterer Ton klingt oft durch die Verse, der den schönen
 Humor derselben schädigt. Es wird der Grund dieses Missethens
 an dem körperlichen Befinden des Dichters liegen, der namentlich
 in den Jahren 1836 und 1837 von Krankheit viel zu leiden hatte.
 Eine Sommerkure in Sophienheim gab ihm völlige Gesun-
 deheit wieder; nun erwachte aber in ihm die Keckheit in unbe-
 zwingbarem Maße. Er ging 1840 über Wien und Rom nach
 Neapel und kehrte durch die Schweiz, Schwaben und Franken in
 die Heimat zurück. Schon 1842 unternahm er einen zweiten
 Ausflug nach Wien, nachdem er im Winter vorher seine neueste
 dramatische Arbeit: „Guten! I. Kussfeld“, (die Schöne von
 Kussfeld) auf dem k. k. Theater in Kopenhagen mit schönem
 Erfolge zur Aufführung gebracht hatte. Während am 19. Sep-
 tember 1842 dasselbe Theater zum ersten Male das romantische
 Drama „Udine“ des Dichters dem Publikum vorführte, arbeitete
 der Autor in Wien an einer deutschen Uebersetzung dieses Stückes,
 dessen Vollenbung aber durch Zwischenarbeiten, z. B. „Kienzi“,
 und eine Uebersetzung von Fr. Halm's „Sohn der Wildnis“ ins
 Dänische verzögert ward. Udine, eine dramatische Bearbeitung
 der gleichnamigen Dichtung de la Mette-Jouquand, ward in
 Kopenhagen mit lebhaftem Beifall begrüßt.

In Wien brachte Borgaard das Singspiel Heiberg's „die
 Ungetrennten“ mit großem Erfolge in deutscher Uebersetzung
 auf die Bühne, und lieferte er u. A. in dieser Zeit vielfach
 preisliche Beiträge in das eine und das andere Taschenbuch.
 Während unser Dichter in Wiens literarischen Kreisen so Freunde
 für das Leben sich gewonnen und frohe Stunden durchlebte, ward
 auch in seiner Vaterstadt sein Name mit Ruh und Anerkennung
 geehrt. Der glänzenden Aufführung von Halm's „Sohn der
 Wildnis“ in Borgaards Uebersetzung folgte am 7. Juni 1844
 das Schauspiel „Staatsmann und Bürger“, eine in jeder Hin-
 sicht glückliche und ausgezeichnete dramatische Bearbeitung von
 Scribes „Vertraud et Raten“.

Nach der Heimkehr in die dänische Residenz wagte sich der
 nun schon vielgenannte Dichter an die Herausgabe einer
 ästhetischen Wochenchrift „Freja“, die, von ihm trefflich redigirt
 und luxuriös ausgestattet, trotzdem mit dem Ende des Jahres
 1845 wieder eingehen mußte. In dieser Zeitschrift haben wir
 eine große Menge humoristischer Beiträge von unserem Autor,
 der dieselben unter dem Namen „Pud“ publicirte. So z. B.
 „Wien und Wiener, Schilderungen in Briefen von Balthazar
 Pud.“ — Unter Anderem erschien in diesen Blättern von ihm
 1845 unter dem obigen Pseudonym eine Dichtung, welche das

Jenny Lind-Zieber humoristisch illustriert, daß damals bei dem ersten Auftreten der gezeigten Sängerin in Kopenhagen ausbrach und auch für ganz Deutschland aufsehend wirkte. Aus diesem Grunde dürfte das Gedicht, — mit Weglassung einzelner Strophen von lokaler Natur, — auch für und um so mehr Interesse haben, als es objectiv gehalten und für die Dichtungsweise unseres Autors ebenso bezeichnend ist, wie das oben abgedruckte. Aus beiden Gedichten ersieht man sofort das große Talent des Dichters, kleine Züge aus dem Werksatzeleben mit dem Auge des Humoristen zu beobachten und mit der Feder des Humoristen zu einem größeren Bilde zusammenzusetzen.

Auf das Jenny Lind-Zieber beziehen sich:

Die Abenteuer des Verwalters Grumstrup.

Ob sie wohl Kopenhagen nun ganz in ein Tollhaus setzten?
Ist Niemand seiner Sinne Herr, vom Ersten bis zum Letzten?
So frag ich, als ich in der Stadt jüngst mein Quartier genommen;
So frag ich abermals, nun ich din wieder heimgekommen.

O Jenny Lind! O Jenny Lind! so hört ich, daß man kiennte,
O Jenny Lind! O Jenny Lind, ach Wöthin soll ich schwärzen!
Ein jeder Schwamm, der an der Thür des Hauses hielt Betrachtung,
Und jeder Droschkeneufuhrmann rief: Ach Jenny Lind! Da's Achtung!

Die Biengarbeitsstraße war gelpert vom Holf, das uns deengte,
Sie scharten sich um ein Geschloß, das langsam nachwärts drängte.
Und Jenny Lind soll leben! Lang das hell aus all den Fenstern.
Bang kühlet ich zu Eas: Was mag dies Alles nur bedeuten?

So kam ich zu dem Galkhof hin. Zur Stärkung meiner Glieder
Erbat ich mir ein Schnapschen. „Komm, o Zennr, frumme wieder.“
So zwitscherte die Stenmannelich; ich hat nach sehr galant fort,
„Mein Herrgatzengel, Jenny Lind!“ war ihre ganz Antwort.

Wer Zweifel ist denn dieses Weib, nach der Ihr ruft deshändig?
Auf meine Frage lachte nur die Dime hell undbändig.
„Ihr kommt wohl lustig erst aus dem Rand?“ war Alles, was sie fragte.
Verhängt verdröht ich mich ins Bett, weil mir mein Kopf verlagte.

Am Morgen teuf ich juht den Sohn zum Gutsheeren auf der Gassen,
Den sie das Kammerherrenschach hier noch stunden lassen.
„Orr Zennr!“ hat ich, „sagt mir doch, was giebt dich auf der Erde?
Wer ist denn diese Jenny Lind? Das ist doch nicht Belgerde?“

Das ist doch nicht das Häulein, das will Deutschen moros lehren,
Und Frauen zu der Holentracht der Männer will belehren?
Was hat sie? Pollist geschwapt? Den Zwiß in's Land getragen?
Ich weiß nach all dem lauten Böden nicht Andres mir zu sagen.“

„Mein lieber Grumstrup,“ sagt er drauf und hielt die Augen immer
Gen Himmel, Jenny Lind ist nicht, — sie ist — sie redet immer,
Sie singt auch nicht. — „Was thut sie denn?“ — „Sie ist die
Offenbarung!“

Das ist nicht lebens Gang und Spiel!“ — „Erklärt mir das Er-
sahrung!“ —

„Gefähen, guter Mann? Sie ist ein Wesen — zum Bewäsen.
Man wird ein besser Mensch, wenn man nur einmal kan sie lauschen.“ —
„Was aber ist sie, dieses Weib? sagt mir und säumt nicht lange!“ —
„Sie ist die northische Nachkall, — huz: Stöthm vom Gefolge.“ —
„Na, soll der Zweifel!“ — rief ich aus. — „Ja, Ihr müßt sie uns
betro.“ —

„Rein, Dank, wir Dörster lassen uns durch Verlet nicht anführen,
Rein, auf dem Lande selbst die Zeit, wo Nachkall zu geben;
Wich nart sie nicht, — ich will zum Markt, um Windeich zu beschien.“

Wir lag im Sinn, wie doch man wohl um Züfches Gropwich maiste.
„Was ist denn heut der Preis?“ so fragte ich Einen auf dem Markte.“ —
„Ein Kammerleiter kostet zehn, und sechs Mark das Parquette.“ —
O weh, nach Döhen fragt ich ihn; er schwagte vom Billette.

Ein Bandmann hat dich bei der Stadt 'nen Gel; man ich ihn ich,
Soag ich ihn mitridemoll, wie's mit der Krankheit nun wohl siehe?
Die der Kartoffeln melat ich, die dem Bandmann macht viel Sorgen.
„O, es geht schon besser,“ sagt er drauf, „sie singt ja wieder morgen.“
Am Mittag sah ich einen Mann, verfolgt von einem Schwarm,
Der hielt ich an dem Kofschoss fest, und der ihn fest am Arm.
Was will man ihm? Ihn prägen? Nein, man will ihn nur halten.
Ich frag nach einem: Was trut der Mann? — „Billette einsteifen.“

Zur Waime Lese ging ich drauf, mein Mittagsmahl zu nehmen;
Doch die war frant und konnte sich zur Wahlzeit nicht bequemen.
Die alte Kärren hatte juht die Nacht am Markt gehanden,
Sich ein Billet zu sichern und lag nun in Gluck und Panden.

Ich war fuchswild auf Jenny Lind; an Zorn ging nichts darüen. —
Und nun empfing ich einen Brief von meiner Gattin: „Sieher,
Zeig dich als Mann von Bildung.“ — und: „Du müßt die Jenny hien,
Wenn Du nicht der Familie Ruf und Ehre willst zerören.“

Rein Ohgipens hat, unter mir gesagt, die ihren Willen
Kuch den Panosfel, — ichlügt sie mich zwar nicht, doch ihren Willen
Wuß ich besolgen und die Schuld des Dankes noch ich tragen,
Ich Duem, und hören Jenny Lind trotz Zorn und Nachhagen.

Am Samstag Morgen juht ich dann am Raumarkt meinen Feden.
Das war ein Beistandlauf! Ich stand weitaus am Denkmalsgrüen.
Und nach die Kasse that sich auf, sah mans am schwarzen Benden:
Schon Alles, Alles anerkant bis auf Galleriebillette.

Gie Leute, welcheleht wie ich, o pfa! die Gallerie hat?
Wüßt ich in das Gebänge gehn, mich triff Apaplerie ja.
Mit demsch vom Regen ging ich nun zurück auf meinen Sohlen.
Besah dem Zorn, am andern Tag mir ein Billet zu holen.

Nahts muß ich die ganze Nacht mich auf dem Baer drehen,
Bald hört im Traum ich Jenny Lind, und bald mein Stuch höhn.
Nun endlich nadte Eae; er jag vergnügt zu wie herüber,
Ich drauf man das Billet, doch giebt er über nun und über:

„Seht, ein „Bullett“ beum ich nicht, doch einen Thaler den,
Als juht ich war der Thüre nah; dort sprach ein Herr daneben
Wich an: Küm mit den Plog, sprach er, da hast du einen Thaler.
Ich guck ich an, er jag feih Weid und war ein floter Jahn.“

Da, nehmt den Thaler. Lange doch ist mir in Kopenhagen
Nicht ein Geltsch für Guch so gut, wie diesel, einzelschlagen.
Der Krel muß eichig dumm doch sein; des Zumpenploges wegen
Giebt der mir diesen Thaler hier und steht in Schmutz und Regen.“

Zeit ward ich aber splittertoll. Zum Königsneumark juht ich,
Nun will ich mein Billet. Und seht es, was es wolle,“ juht ich
Hinf Thaler für den Vergessig hat ein Subjekt genommen;
Ich war nach Kopenhagen Art in Zenngrasich gekommen.

Am Abend war ich auf dem Plog, nicht an dem Thürrastaken.
„Ah, sie ist frant! Sie spielt dem nicht, — so hört ich plüßlich aus.
Im Zwielschd konnte das Plakat man nur mit Wüße sehen.
Wahrhaftig! Jeter konnte beim mit langer Nase gehen.“

Nur mich zu toppen glaub ich fast, ist Jenny Lind geboren
Der Thaler sankte gab ich din und die sind mir verdoren.
Wich soll die Pakt nun zwei Ukr Nachts beim in die Helmat tragen.
Ich sandte schon den Eas voraus abhehren mit dem Wagen.

Ja, Pluch dem Wüßgeschid! Da muß mich juht ein Roßkamm wüden;
Er führt in eine Eckente mich und züchigt mich zum Trinken.
Ich armer Bandmann, Trinken soll, — die Stunden g-hen über.
Und nun ich frage nach der Pest, da ist sie lücht vorüber.

So blieb ich in der Stadt. Man sagt, „Sie“ sei vergnügtigt Duz.
Und daß „Sie“ Mittwoch Abend noch, ach! wunderherrlich singe.
Stramm zeig ich mein Billet. Da triegt der Kontrolant das Reden:
„Was? Sie? Betrüger? Hultz Billet! Wirst ihn kienab die Sten!“

Man weist mich vom der Treppe! Kam so etwas je in Tage,
Daß Einer für 'ne Sänz rin litt so viel Roth und Plage!
Rast weinend trat ich ins Hotel, mein Geld dem Wierche Nagend;
Der gab mit ein Kengzettel zum „Meltzham“, mitleidtragend.

Du bist mein letzter Wunsch! Und laß, o Schicksal, dies geschehen,
Und laß mich mittelbar einmal die Jenny hören singen!
Mit Eilen harre ich in den Reihen der Besessenen vor der Kasse,
Und Hüfte giebt mir Polizei und Publikum in Masse.

Kann ich endlich auf dem Platz! O welch ein Wohlbehagen!
Mir ist, ich weiß nicht wie! So froh! So berauscht und heiser schwinden.
Ich höre Jenny Lind nicht mehr; denn bald ich nach so gerne,
Dich ich dies Weib, das alle Welt keraucht, nun kennen lerne.

Da plötzlich ruft man: Heuer! Ich erhebe mich vom Sitze
Und wende mich; da geht auf mich, auf mein Gesicht die Spritze;
Vertraut auf mich der H-Hehrsch, was bin ich aber, trüber.
Als ob ich mit dem Zeug getraut in einen Wassergrüber.

Sagt, hat Ihr Sein von Gefühl? Ist dies nun nicht zum Kneipen?
Mein Geld wohl ich für ein Konzert und muß im Wasser zappeln.
Da dränge mich zur Thür hinaus, verlacht und laut verhöhnet,
Was nützt wie 'ne erlöste Hand bin ich dann heimgezoget.

Kann plagt das Nieder mich dabei, mein Schwelch ichreit mir Jeter,
Und trübt mich „Bauerknecht“ und schilt mich „dummer Peter“.
Der Wästel soll mich belien, werd ich je zur Stuhl satzieren,
Wenn eine Sängerin alda will wieder quatschieren.

Mit tiefem Schmerze sah Vergaard immer mehr und mehr
den Streit anwachsen, der Dänemark und Deutschland in zwei
feindliche Lager für lange Jahre theilen sollte. Unter diesen
Jahrethümlichkeiten trat Vergaard noch und noch mehr zurück von
den öffentlichen Schanplätzen, indem er 1870 nach Christiania über-
siedelte, wo er die Leitung des dänischen Theaters übernahm;
vergessen von den Zeitgenossen und Freunden seiner Vaterstadt,
starb er im Jahre 1868 in dieser seiner neuen Heimat.

Belgien.

Le chant lyrique, von Paul Jans.*)

Paul Jans ist einer der talentvollsten Dichter der jung-
dänischen Schule, der sich auch bei uns durch sein, neuerdings
in deutscher Uebersetzung erschienenen „L'année anglosane“ (edf.
1872 deutsch v. O. Tannehl, Breslau 1874) in vortrefflichster
Weise bekannt gemacht hat. Wie dieses letztere Gedicht, so bewei-
st auch das oben genannte neue, daß der Dichter mit seinen
Empfindungen durchaus auf der Seite Deutschlands steht, obwohl
er französisch schreibt. Wir können aus der Festsüre des vorlie-
genden hinzufügen, daß er sich als einen begeisterten Freund
freiständlicher, fortschrittlicher Entwicklung der Völker darstellt.
Der „lyrische Sang“, dies ist das Thema seiner Dichtung, — der
Begriff ist nicht so eng zu fassen, denn der Dichter zieht auch
Eman und die keltischen Bardenslieder in den Kreis seiner Be-
trachtung, — der „lyrische Sang“, meint er, habe jeden freihö-
lichen Anschauung, alle großen Thaten der Völker theils anfeuernd,
theils verherrlichend begleitet. Den Moles anhebend, der sein
Volk aus der Knechtschaft der Aegypter führte und mit dem Feuer
seiner großen Seele entzündete, kommt er auf Pindar und Griechen-
land, diesen glückseligen, geheiligten Boden, wo die Kunst ein
Volk von Göttern schuf. Aber Griechenland blieb nicht ohne
Rivalen. Am Thal des Eubo, auf der grünen Erin erklangen
die Bardenslieder zum Preise des großen Vorkämpfers des kelti-

schen Stammes, des sagenhaften Arthur, auf dessen Wiederkauf
der unterdrückte gallische Stamm noch heute hofft. In Spanien
aber riefen die Piker vom Sid, dem großen Campador, der das
Land von der Maurenherrschaft befreite, seinen Zeitalter ritterlicher
Thaten und großartiger Unternehmungen hervor, während dessen
Spaniens Macht ihren Gipfelpunkt erreichte. Aber es herrschte
durch Schreden, Glaubensbrud und Wissenschaftswang. Da er-
wachte Gott einen armen Angustinermonch, der das erlösende
Wort sprach und auf dem Boden reiner Humanität das Christen-
thum wiederherstellte. Jetzt machten sich auch die Niederlande,
unter der Führung des großen Oranien, von dem verhassten Joche
frei, und die Menschheit begann eine neue Zeit zu fühlen. Endlich
erlangte jener glühende Freiheitsdämon, begeistert in dem Feuer-
ofen, in dem des Volkes Grimm lechte, die Marcellinische, und
Frankreich erliefen der geblendeten Menschheit, geschwächt mit der
breissachen Stuhlentrone der Freiheit, Gleichheit und Brüder-
lichkeit, als das Ideal eines in Wahrheit civilisatorischen Volkes.
Doch es folgte die Zeit des großen Menschenfischlagers, des eib-
brüchigen Generals, der die Freiheit verrieth und mit dem Donner
seiner Kanonen und dem Schreden seines Namens die Welt er-
füllte, bis auf dem deutschen Boden sich die Geister der Kynen
erheben und wie in alten Tagen die Warden aus dem Dunkel
der Eichenwälder hervorgingen, zur Rache rufend und zum Siege
begeistert. Aber die Legende unheilbete den abenteuernden
Erroberer mit dem Heiligenheime des Unglücks, und Frankreich
begann in dem eibbrüchigen General seinen großen Kaiser zu
verehren. Ein zweiter Napoleon besieg den Thron unter dem
verhängnißvollen Prestige seines Namens, und er führte das
nichtsahnende Land an den Rand des Abgrundes. Der Ruhm
seiner Waffen, die stolzen Träume künftiger Eroberungen sind
dahin, und was übrig ist, ist herzerregend. Zur Stunde noch
gerührt das wilde Treiben der Parteien diesen Boden, der mit
so vielem Blute begüßt ist. Es war ein trauriges Erwachen
nach einem Tage trunkenen Prahlerei und Uebermuths; Frank-
reich glaubte sich schon im Besitz des Rheins, dieses geheiligten
Stromes, an den sich ein so reicher Schatz deutschnationaler Ueber-
lieferungen aller Heidenlagen und Gesänge knüpft. Diese waren
es, die, immer noch nachklingend in den Herzen der Nation, in
der Stunde der Gefahr die getrennten Stämme vereinigten, daß
sie standen wie ein Mann auf der Wacht am Rhein. So ist der
„lyrische Sang“, diese Stimme Gottes und des Volkes, Urheber
aller dieser Wunder. Wo immer die Lyra erklang, da sah die
Welt den Triumph des geheiligten Rechts; sie sah das Echo der
großen Zustände der Seele; der Gesang ist der Flügel, welcher
mit sicherem Schwünge die Menschheit ihrer Bestimmung en-
gegen trägt. Echm.

Frankreich.

Die Paplere der Kommune.

L

„Die rothe Internationale“, das ist der Krankheitsstoff, der
an dem Körper der modernen Gesellschaft zehrt und ihn ganz
zu untergraben droht. Seit Jahren hatte sie ihre Anhänger ge-
werben, ihre Ideen in Zeitchriften und Glasblättern verbreitet,
in Vereinen und Kongressen vertreten, aber man hatte wenig auf
sie geachtet, ja, wohl gar sie als eine Vereinigung ungeklärter,
überspannter Thoren mittelbig belächelt. Daß die Gefahr, die

*) London, Trübner & Co.; Leipzig, Bruzellos etc., Moquardt
& Co., 1874.

in ihrer Ausbreitung lag, aber eine wirkliche, keine bloß eingebildete war, das bewies mit einem Schlage die Herrschaft der Kommune in Paris, deren Schrecken noch in Aller Gedächtnis sind und mit deren Eingefang die rothe Verbrüderung geegelt hat, mit welchen Mitteln sie den Sieg ihrer Ideen durchzuführen gedenkt. In dem Brände der Tuilerien ging Vielen ein unerwartetes Licht auf, man wurde nun plötzlich aufmerksamer auf die rothe und rothe Gesellschaft, die darauf ausging, auferstehen durch das mühsame Ringen von Jahrhunderten, ja Jahrtausenden langsam herangereifte Kultur wieder in Frage zu stellen und mit Entsehung der thierischen Gelfüste und Triebe des Menschen um in einen Zustand zurückzuversetzen, in dem wir wohl zu Kannibalen verwilderte Völker antreffen, wie er aber selbst der vor aller Kultur liegenden Epoche des Menschengeschlechtes fremd gewesen sein muß. Aber auch die Internationalisten selbst hat ihr Haupt steter erhoben, nachdem es ihr auf kurze Zeit gelungen war, jenen blutigen Triumph zu feiern. Ihre Führer haben sich seitdem niemals getrennt, die Verdrüßung von Paris zu rechtfertigen, die Barrikadenkämpfer vom 18. März 1871 den Helden des Alterthumes ebenbürtig an die Seite zu stellen und die Abfichten der Kommune als heilige und göttliche Ideen zu vertheilichen. Seitdem man aber auf diese Ideen aufmerksamer geworden, hat man auch allmählich erkannt, daß ihre Ursachen schließlich in dem Charakter, in den Fehlern der heutigen Gesellschaft, nicht aber lediglich in den überkommenen Köpfen einiger unzufriedener Agitatoren zu suchen sind. Und in der That, wie sollte es dem Einzelnen, der ja selbst ein Kind seiner Zeit ist, möglich sein, dem Zeitgeist hervorzubringen, auf dessen ihm innewohnende Richtung er nur beschleunigend wirken kann; wie sollte es ihm möglich sein, eine soziale Krankheit zu schaffen, die er doch nur vergrößern und der Krise schneller entgegen führen kann? Die Krankheit als solche ist eine Folge unseres gesellschaftlichen Zustandes, aber eine solche, die wie jede Krankheit, bei größerer Aufmerksamkeit und Vorsicht, — wenn man sie vorausgesehen hätte — sich wohl hätte verhindern lassen. Diese Erkenntnis bricht sich allmählich auch bei unseren westlichen Stadtbewohnern Bahn, die in den Tagen der Märzkommune mehr als Andere Gelegenheit gehabt haben, die schrecklichen Ausbrüche dieser Krankheit kennen zu lernen und ihre Entstehungsgründe zu studiren. Freilich, ehe man an die Heilung einer Krankheit gehen kann, kommt es, zumal bei einer Krankheit von solchem Umfange und von solcher Gefährlichkeit, darauf an, die richtige Diagnose zu stellen, und die Formen, in denen sie auftritt, auf das Eingebendste kennen zu lernen. Dann erst wird man sich klar darüber werden können, welche Theile von dem Körper des modernen Gesellschaftszustandes als verderben und unrettbar verloren weggeschnitten werden müssen, welche Theile man bei vorräftiger Behandlung noch retten kann und wie ihre Rettung möglich ist.

Was nun die Pariser Kommune anbelangt, so fliehen die Quellen, aus denen ihr Wesen erkannt werden kann, keineswegs spärlich, die vorhandenen Quellen sind dabei auch meist so direkte, daß ihre Zusammenstellung geradezu eine moralische Selbstbiographie der Kommune genannt zu werden verdient. Hier müssen wir nun zunächst eine Sammlung von hervorragender historischer Wichtigkeit nennen. Es sind dies die drei Bände, welche die Resultate der offiziellen Untersuchung über die Empörung vom 18. März in sich schließen. Sie geben uns zuvörderst

eine geschichtliche Darstellung der betreffenden Vorgänge, die aber überall durch Dokumente belegt wird. Eine zusammenfassende Uebersicht heist dann die hauptsächlichsten Ergebnisse dieser Untersuchungen hervor und giebt uns ein mit Kraft und Klarheit gezeichnetes historisches und moralisches Gemälde jener schrecklichen Zustände. — Weitere wertvolle Beiträge zur Kenntniß derselben liefern die Verhandlungen der Anklage, die bekanntlich unter der Kommune eine große Rolle spielten und in denen das geistige (sit venia verbo!) Leben derselben sich am klarsten widerspiegelte. Leider besitzen wir von den in ihnen gesammelten Verhandlungen keine penographischen Aufnahmen, auch die in den Tagesblättern veröffentlichten Protokolle geben uns kein recht zuverlässiges Bild von ihnen, doch kann uns die treue Zeitschrift und die fast photographisch lebendige Wiedergabe jener Verhandlungen, wie wir sie in einem schon im Jahre 1871 veröffentlichten Bande des Herrn Molinari „Les Clubs rouges“ betitelt, nach dem Urtheile der Revue des deux mondes, auf deren Ansehen über den vorliegenden Gegenstand wir uns im folgenden im Allgemeinen beziehen wollen, hierfür einigermassen einen Ersatz bieten.

Was wir aus den genannten Arbeiten über das Treiben der Kommune wissen, findet seine Bestätigung in Schriftstücken, die man neuerdings aus den Schränken der Mairien an das Licht gezogen hat und die ein gelehrter Archivar, Herr Daubas, welcher sich bereits durch seine Studien über die Demagogie von 1793 einen Namen gemacht, an die Öffentlichkeit gebracht hat. Das, was diese Schriftstücke gerade so interessant und so sehr unparteiischen Zeugen des Geistes macht, aus dem sie geflossen sind, ist der Umstand, daß sie vertraulicher Natur sind, daß sie mindestens nicht zu dem Zwecke, einst veröffentlicht zu werden, geschrieben sind. Es sind Briefe von Privatpersonen, Besuche und Anerbietungen enthalten, und namentlich viele Polizeiberichte. Polizei! Die verkörperte Ordnung in den Zuständen völliger Unordnungslösung! Das scheint ein unauflöslicher Widerspruch. Doch wir haben hier eine Kommunegeheimnis vor uns, eine Polizei, die bald alle Anhänger der Kommune zu ihren Mitgliedern zählte. Alles mischte sich in sie, Alles nahm daran theil, denn fast Jeder war Jedem verdächtig, der Eine beobachtete und verurtheilte den Andern.

An den im Allgemeinen charakterisirten Inhalt dieser, ein tief demokratisirte Gestaltung befundenden Briefe und Berichte knüpft der Referent des oben genannten französischen Blattes eine Betrachtung über die Frage, die wir schon in unseren Eingangs dargelegten Ansätzen glaubten mit ja beantworten zu können. Er fragt: „Ist unsere Gesellschaft in irgend einem Grade insgesammt verantwortlich für die Ursachen, welche zu Emporkommen einer solchen Regierung ermöglicht haben?“ Er will aber nicht so weit gehen als Herr Daubas, denn „Daubas“, fährt er fort, „hat sich nicht getraut, sein Buch „der gesellschaftliche Hintergrund der Kommune“ zu nennen und giebt damit deutlich zu verstehen, daß er in ihr etwas mehr, als den bloßen Zufall einer siegreichen Empörung erblickt. Seine moralischen Bemerkungen sind im Allgemeinen vernünftig, oft einsichtsvoll, beständig hart für die Demagogie, nur zuweilen möglich. Nicht aufstehen damit, die Verantwortlichkeit der Regierungen zu überstreichen, mag auch diesen immerhin ein beträchtlicher Antheil an der Schuld zufallen, klagt er ebenso im Ueberraus aus unser Gesellschaft an, welche, so schuldig sie auch sein mag, es doch nicht in einem solchen Grade ist.“ Was oder wer bleibt aber schließ-

*) Enquête législative sur l'insurrection du 18 mars, schon 1872 veröffentlicht.

*) Le fond de la Société sous la Commune, par M. Daubas, 1873.

lich außer der „Gesellschaft“ und den Regierungen übrig, dem die Schuld beigemessen werden könnte? Wenn freilich das soziale Uebel und in einer Ausdehnung und in einem Grade entgegentritt, wie sie in keinem Verhältnis zu dem scheinen zu den Fehlern der Gesellschaft, so darf man zweierlei nicht vergessen: daß uns die Kommune in Folge der Bildungsstufe ihrer Anhänger die Fäbter der Gesellschaft nach Art eines Hellsiegels, d. h. entstellend und verzerrend, widerspiegelt, und zweitens, daß jede organische Krankheit, sich selbst überlassen, mit jedem ferneren Tage, an dem ihr nicht entgegengetreten wird, sich meist zu verschlimmern pflegt. Dendlich aber erkennen wir, wie in der pariser Kommune nicht bloß die dämlichen Eigenschaften der menschlichen Natur im Allgemeinen ein höllisches Spiel treiben, es sind insbesondere noch die Rationalisten des französischen Volkes, welche sich hier in widerlicher Weise breit machen und das schauerlich dithyrambische Konzert vervollständigen.

Wie die Kommune ein Ausfluß unserer modernen Gesellschaft ist, das zeigt sich schon in der Vergleichung der antiken Demokratie mit der modernen, welche den Hintergrund der französischen Gesellschaft ausmacht. Scheinbar besteht zwischen ihnen ein großer Unterschied, scheinbar ist die moderne Demokratie viel geistiger angelegt, als die antike, und daher dieser bei weitem überlegen. Ueberall, wo die Demokratie das vorherrschende Element ist, in den vereinigten Staaten, in der Schweiz, wie in Frankreich, empfiehlt sie sich durch ihren Sinn für Arbeit und Thätigkeit und bildet damit allerdings einen sie ehrenden Gegensatz zu der beschämenden, aber ganz allgemeinen Gewohnheit des Nichtsthuns und der Vesselt in der Demokratie des Alterthums. Hier sehen wir ihre Elemente, mögen sie sich nun Demos oder Plebs nennen, aus dem Staatslädell leben, und gar noch für müßige Plakatretterei besoldet werden, wofür sie freilich ein immer bereites Werkzeug der Reichen waren. Im modernen Staatwesen tritt uns dagegen ein Bürgerthum entgegen, der, geschützt durch eine humane Gesetzgebung, sparsam ist und stolz auf den Erwerb seiner Hände. Dadurch bildet sich bei dem Einzelnen ein Gefühl von Würde und Unabhängigkeit heraus, wie es der Demos des Alterthums nicht kannte. Verschiedenheiten des Klimas, Verschiedenheiten der Lebensweise und vor Allem die durch die fortschreitende Entwicklung der Wissenschaften erzeugten neuen Bedürfnisse, sowie die allgemeiner gewordene Bildung haben diese Veränderung bewirkt, haben das Individuum zum Bewußtsein seiner Fähigkeiten gebracht und den Massen geigt, wie sie durch Entfaltung aller Instinkte und Leidenschaften mit unwiderstehlicher Alimacht Alles durchzusetzen vermögen. Nur so lange ist die Arbeit das Gesetz der demokratischen Gesellschaft, als in ihr die idealen Mächte des Glaubens und der Sittlichkeit der Selbstbeherrschung und der Ehrfurcht lebendig sind. Nimmt man ihr diese idealen Güter gewaltsam oder entzitt man sie ihr durch mangelhafte Erziehung vor, mit einem Worte, entzieht man ihr das, was dem Menschen erst die Bewußtlosigkeit verleiht, sich Mensch zu nennen, dann bleiben notwendigerweise nur die Nachtheile der menschlichen Natur übrig, die thierischen Triebe, nur zu genießen ohne zu erwerben und kein anderes Interesse und kein anderes Eigentum anzuerkennen, als das seinige, was direkt dazu führt, jeden fremden Besitz nutzlos für sich zu beanspruchen — dann aber machen bei dem größeren Selbstbewußtsein der Massen und des Individuums sich auch diese thierischen Triebe desto zerstörender und dämlicher geltend, je mehr eine vorgeschrittene Kultur ihnen eine größere Zahl von Angriff- und Verteidigungsmitteln an die Hand gibt. Nur die Heilighaltung des Idealen vermag den Ausbruch

thierischer Leidenschaften in den Massen niederzuhalten, der letzte Materialismus hat stets zum Untergang der Gesellschaft geführt. Beschweigen wollen wir hierbei auch ein anderes Moment, das sehr zur Verwilderung der Massen beigetragen, wenn es allerdings auch auf die Erhebung der Kommune in Paris nicht unmittelbar eingewirkt hat. Entschieden haben einzelne Theile der Gesellschaft darin gegen den Arbeiter gestündigt, daß sie es an der nöthigen Achtung vor seiner eigenen Menschenwürde fehlen ließen, daß sie seine Kräfte vielfach ausbeuteten, — ohne zu bedenken, daß er bei erwachtem Selbstbewußtsein jene Verletzung seiner Persönlichkeit bitter empfinden mußte, sowie daß der Trieb der Selbsterhaltung bei allen lebenden Individuen der stärkste ist und den Kampf um das Dasein kämpfenden Menschen alle anderen Rücksichten — wenn er sonst noch das Gefühl dafür hat — vergessen machen kann. Dieser Kampf wird eintretenden Falles immer um so roher und ungeschlicher geführt werden, je mehr den Massen jene idealen Antriebe, jene ethischen Grundsätze abhanden gekommen sind. Wie die moderne Demokratie diese Interessen preis, dann ist sie in nichts von der Demokratie des Alterthums verschieden, nur daß sie aus den angeblichen Gründen viel gefährlicher wird als diese es jemals gewesen. Wenn die Arbeit, durch die der Einzelne bisher seine Existenz fand, mit dem Preisgeben jener Interessen für ihn ihre hohe Würde verliert, dann empfindet er sie, wie der Demos des Alterthums, als eine Last, als ein unangenehmes Joch, das er befreit ist, sobald als möglich abzuschütteln und in dem Gefallenfinden am Genuß ohne Erwerb treten zugleich diejenigen Fehler hervor, welche die Massen des Alterthums kennzeichneten, die nationalen Untugenden gestalten sich zu den Fehlern des Individuums. Jener Hang zum Beweglichen und Abenteuerlichen, die Liebe zum Theatralischen, der Wunsch auf der öffentlichen Schaubühne eine Rolle zu spielen, die maßlose Stellsucht, der Reiz, hinsichtlich aller Ueberlegenheiten, welche Reichtum, Rang, Macht und Bildung gewähren, sie haben den aufgefundenen Papieren der pariser Kommune ihre Spuren nur allzufern angedrückt.

Wie mächtig die Begierde war, zu ernten, wo man nicht gesät hatte, zu genießen, wo man nicht gearbeitet hatte, das zeigt gleich die Thatfache, wie man sich darnach drängte, sich die verdrängten 30 Sous täglich auszahlen zu lassen. Das begann bekanntlich schon während der Belagerung durch die deutsche Armee, in den Papieren der Kommune ist auf Schritt und Tritt davon die Rede. Und wie vertheilt man die Summe? Bestimmt, nur den Männern gegeben zu werden, welche satzlich arbeitslos waren, wurden sie eben so auch nach aufgefundenen Dokumenten an Frauen und Konfublen vertheilt. Perfiks besoldete bekanntlich die athenischen Plakatretter, wenn sie in das Schauspielhaus oder in die Gerichtsversammlung kamen, mochte er damit auch die idealen Bildungsbefähigten ordnen, er förderte satzlich dadurch nur den allgemeinen Mißgang und die notwendig daraus entspringende allgemeine Korruption. Genau dasselbe errichtete das französische Ministerium mit der Ausgabe jener 30 Sous, mochte die Idee selbst auch durch ein wirkliches Bedürfnis veranlaßt werden sein. Schon Franquique Sarcey erzählt in seinen Denkwürdigkeiten „Während der Belagerung“, daß die Nationalgardisten diese 30 Sous meist nicht dazu anwandten, sie ihrem Haushalte zu gute kommen zu lassen, sondern es vorzogen, sie auf das Wohl des Vaterlandes zu vertriehen. Dieser militärische Mißgang gefiel den Reuten sehr bald. „Wir haben keine Arbeiter mehr während der Belagerung,“ sagt jener Graveur bei Sarcey, „Sie verdienen nur 3 Francs 50 Centimes oder 4 Francs in unserem Geschäftszweige, aber sie nehmen lieber

1 Francs und 50 Centimes und thun gar nichts.“ Zu jener Zeit, als die täglichen Geldausbehlungen begannen, stand die Internationale noch nicht an der Spitze der Regierung, die Noth der Umstände bewirkte, daß auch eine ihren Tendenzen nicht unbedingt geneigte Regierung, ihr Ideal, die nöthigenfalls erforderliche Ernährung des Einzelnen durch den Staat thatsächlich verwirklichte, und doch — welche Folgen stellten sich jetzt heraus!

Bei alledem kann man den Soldaten der Kommune nicht vorwerfen, daß sie selbe gewiesen, wenigstens nicht in der Zeit, als die kommunale Bewegung ihren Anfang nahm. Man schlug sich gegen die Armer von Versailles eben so tapfer, als man sich vorher gegen die Deutschen geschlagen hatte. Ja, man betrachtete die Letzteren gar nicht mehr als Feinde: der wahre Feind, das waren die Versailles, die Feinde der Ordnung. Hörte man doch in jenen schrecklichen Tagen, wie die aufgefundenen Papiere melden, in der Menge oft Redensarten, wie „die Pressen sind charmant, die Feinde, sie könnten und doch ausbügeln, aber sie thun es nicht, sie könnten sich auch mit den Versailles verbinden, aber nein, sie leben ruhig zu.“

Keineswegs Alle, welche an den Kämpfen gegen die Versailles theilnahmen, sympathisirten mit den Grundfätzen der Kommune, Viele kannten dieselben kaum. Sie kämpften mit, weil diese Kämpfe ihre Lust am Aufregenden befriedigte. Ein ähnliches Schauspiel hatte man übrigens schon zur Zeit der deutschen Belagerung erlebt. Männer und Weiber eilten damals in die eilendsten Felder, die gerade am meisten von den Bomben bestrichen wurden. Man war begierig, diese Wundinstrumente fliegen zu sehen und warf sich in der Regel platt zu Boden, wenn eine Bombe ankam, stand aber lachend oder suchend wieder auf, wenn sie vorüber war. Wenn die Kinder von Arbeitern, oder gar diese selbst einen braven, bedächtigen Bürgermann, der mit goldenen Uhretreue auf der Wette durch die Straße wanderte und stets nach den Wollen sah, ob nichts daher geflogen käme, ankommen sahen, so ließen sie ihn ruhig bis an den Rand einer Wasserpfütze kommen, dann aber riefen sie aus Peitschkräften: „Bombe, Bombe!“ und der Bourgeois warf sich alsbald, von einer Feder getrieben, auf den Bauch, barg die Nase in den Schlamm und erhob sich erst wieder, wenn er rings umher ein lautes Gelächter hörte. Diese in unzahligen Formen auftretende künftliche Aufregung wurde in der großen Masse der kommunistischen Armee noch durch eine andere Art von Aufregung unterstützt, die man sich durch die erdinnerlichen physischen Mittel, d. h. nicht sowohl durch Wein, als durch das schrecklichste, gemeinste und demoralisirendste aller Getränke, durch Schnaps verschaffte. Schon während der Einschließung war die Trunksucht der Arbeitenden der Weibsgenossen, er verschlammte sich in den Tagen der Kommune, wo wenigstens mangelhafte Ernährung nicht mehr als ein mildernder Umstand zur Entschuldigung dieses Vasters vorgebracht werden konnte. Auch die strengsten Befehle waren machtlos dagegen. Bei alledem bleiben natürlich die Soldaten der Kommune „die Helden der Idee“, wie sie von ihren Lebendkriegen genannt worden sind, mochten sie sonst dem Trunke und jedem anderen schlechten und unethischen Lebenswandel (selbst auf Verpflegung) — die aufgefundenen Papiere sind voll bitterer Klagen darüber — im vollsten Maße fröhnen. In diesem ausweichenden Lebenswandel gingen leider die Offiziere den Untergebenen mit schlechtem Beispiel voran: Ick doch einmal der Wechselfahrt auswandeln auf Offiziere und Hauptleute in den Mädchenkassens eine förmliche Razzia veranstalten! Würger, sonst ihren Worten nach strenge Ethenrichter, fanden gleichwohl nichts darin, Keutischen höheren oder niederen

Ranges öffentlich spazieren zu fahren. Eine schreckliche Unordnung, eine gäugelige Verschwendung beginnt bei den Nationalgarden einzutreiben.

Wer aber trägt die Schuld an dieser allgemeinen Entwertung der Menge? allein die Kommune? Sicherlich nicht, denn die Spuren des beginnenden Verfalls zeigen sich längst vor den Tagen der Kommune. Auch hier erntet die Kommune nur, was die Gesellschaft vorher gesät. Es ist nicht bloß die mächtige Entwicklung der Großindustrie, die bei ungeahnter Steigerung der Löhne der Arbeiter sein Schließen ins Treckene bringen ließ und ihn in einem Aufwand verleitete, der sich längst nicht mehr in den Erträgen hält, welche eine richtige Würdigung der Tage geboten hätte, es ist ebenso die Spiel- und Spekulationswuth, sowie die Lust an aufregenden sinnlichen Genüssen und der Eury in allen möglichen Formen auf Seiten der gebildeteren Stände, wodurch der Arbeiter verleitet wird, ähnlichen Jelen nachzuströmen. Hatte denn der Arbeiter mit seinen bescheidenen Forderungen höheren Lohnes etwa ein anderes Ziel im Auge, als das, wonach er den an der Börse spekulirenden Bourgeois täglich streben sah? war nicht Gewinn ohne Arbeit, oder wenigstens ein möglichst müheloser Gewinn das gemeinsame Ziel? Das Streben nach zur materiellen Genüssen bei Vernachlässigung der geistlichen Interessen auf Seiten der höheren Stände mußte unweigerlich auf die unteren Klassen einwirken, und zwar mußte es hier um so schlimmer wirken, als den unteren Klassen im allgemeinen diejenige intellektuelle Einflucht mangelte, die dem Gebildeten noch einen Halt zu geben vermag.

Amerika.

Die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenverrington.

III.)

Die Virginia- und Kentucky-Resolutionen hatten keine unmittelbaren weiteren Folgen; die inneren Kämpfe wütheten fort an ihr Charakter blieb derselbe. Der Umfassung in den Parteiverhältnissen, Jeffersons Kandidatur zur Präsidentschaft, welche ihm die höchste Würde des Landes trotz der Aufstrebungen der Ultraföderalisten zu Gunsten des „Republikaners“ Aaron Burr, eines „konkreten gesonnenlosen Wohlthätigers“ verschaffte, die immer größer hervortretende Zersplitterung der föderalistischen Kräfte, deren Ultra sich durch die charakterlose Politik bei den Wahlen, in der Verfassungsfrage und ihre früheren Intrigen mit den Burriten völlig Jugabum machten, auf der anderen Zeit das temporisirende System Jeffersons verbunden mit der freien Weise, mit der eigenen Ueberzeugung von der Gleichmäßigkeit eines Schrittes umzuwerfen, bewirkten eine Verschlebung der Parteien, und ließen besonders immer mehr an Stelle der nationalen spezifisch seltsamen Parteien treten. Zu einem Kampf zwischen der Jeffersonschen, der jetzigen Administrations-Partei und ihren Gegnern führte das aus den englisch-französischen Kämpfen sich herleitende, von der Regierung am 18. September 1806 empfohlene und von der Volkvertretung überstürzt angenommene Embargo. Die Bedeutung des Embargostreites für die Geschichte der Demokratie und der inneren Kämpfe der Vereinigten Staaten liegt darin, daß die Republikaner bei dieser Gelegenheit ein glänzendes Beispiel von der fädelnen Unfähigkeit abgaben, mit der wirtschaftliche Fragen von nationaler Bedeutung gewöhnlich

*) Siehe No. 19 und 20 d. J.

im Kongreß verhandelt worden sind. Die Föderalisten erklärten es mit Recht für ein einzig in der Geschichte dastehendes Phänomen, daß eine Regierung in so roher Weise Hand an die nützelsüchtige Existenz von Hunderttausenden der Staatsbürger gelegt — ganz abgesehen davon, daß diese unvernünftige Politik den alten Spalt zwischen Norden und Süden wieder aufrief. Quincy schneidende Ironie geistelte die Verteidiger des Embargo unter jeden Unterschlupf; hatte er das Embargo als Repressalie nur für ein „unverhältnißmäßiges, ungewisses, schwieriges und höchst unthätiges“ Mittel erklärt, so bezeichnete er es als Schutz des amerikanischen Handels einfach als absurd: um die goldenen Eier zu retten, tödte man das Huhn, das sie lege. Der Majorität gegenüber, die thatsächlich Quincys Standpunkt einnahm, setzte die Minorität als regierende Partei ihr tyrannisches: „Der Präsident wird Gründe haben — daher!“ Diese Tyrannei im Gewande freirechtlicher Institutionen gewann dadurch noch größere Bedeutung, daß sie von der Partei ausgeht wurde, die in der Theorie der politischen Freiheit die weitesten Grenzen steckte und sich aufrichtig im Kleinsteck freirechtlicher Tendenzen wohnte. Der immer fröhlicheren Opposition gelang es, nach einigen Jahren die Konföderation zum Rückzug zu zwingen, ohne aber wirkliche Vorteile aus dem Siege zu schöpfen; die Demokraten, — nämlich jetzt sich diese Bezeichnung an Stelle von: „Republikaner“ immer mehr fest, — behielten noch lange die Macht, ja sie erlangten unter Madison's Präsidentschaft ein erdrückendes Übergewicht. So mehr somit die inneren Kämpfe für einige Jahre versummten, um so glücklicher waren die Erfolge einer kleinen Schaar krieglustiger und ruhmbüßiger Männer, geführt von Clay und Calhoun „homines novi“ im Kongreß, das Land in einen Erbvererbungskrieg gegen England zu verleiten, obwohl die Oppositionspartei ihn in einem Maße und in einer Weise verurteilte, die die Furcht vor gewaltsamem Widerstande und vor Verrat erweckten, obwohl der Träger der Gewaltthaten und das Haupt der herrschenden Partei ihn nicht wollte und obwohl nur eine geringe Minorität ihn wirklich für unvernünftig hielt. Die Kriegspartei gelangte zur Herrschaft, weil die Majorität nicht eingestehen wollte, daß der Gedanke, der dem Embargo zu Grunde gelegen, falsch war, und an dem Segniss fehlte, daß man nun die Wahl zwischen ihm und Krieg gehabt habe und Politik und Moral die Entscheidung für das kleinere Übel gefordert hätten, so lange dadurch noch die Erreichung des angestrebten Zieles möglich erschienen; so war ihnen der Krieg jetzt notwendig. Madison gab der Clay'schen Partei nach und die Kriegserklärung erging an Großbritannien, erreicht durch eine rückständige und unwürdige Unterdrückung der Opposition durch die Majorität. Als der Krieg dann einmal trotz der Proteste der Föderalisten begonnen war, bemühte sich die Kriegspartei, ihn als einen Partei- zu einem National-Krieg zu machen, eine Arbeit, die zu erreichen die, je von ihren Gesinnungsgenossen höher so scharf betonte und jetzt von den Föderalisten ebenso energisch hervorgerufene, staatenbündliche Natur der Vereinigung, „non-entrained“ Staaten unmöglich machte. Die Kriegspartei hatte mit einem Nationalgefühl gerechnet, das wohl im Werden begriffen, jetzt noch nicht existierte, wenn auch der Krieg viel dazu beitragen mochte, es zu erzeugen. Die Opposition blieb in geschäftigen Umrissen, aber wirkte so energisch gegen Fortdauer des Krieges, daß der Präsident in seiner Antisanktion vom 4. November 1812 flagte, „die Vereinigten Staaten seien nicht einmal in der Hinsicht, in der es am notwendigsten ist, eine Nation.“ Die Kriege war nur zu gerechtfertigt, aber welche Partei hatte sich 12 Jahre lang mit rastlosem Eifer bemüht, die

nationalen Bande, welche die Verfassung hatte knüpfen sollen, haben um haben aufzubrechen, oder gar zu zerbrechen? Mit welchem Rechte hatten die Antiföderalisten annehmen zu dürfen gemeint, das alte Wort werde auf sie nicht Anwendung finden, daß den Sturm ermet, wer den Wind gefest? Hatte Madison nicht zehn Jahre in den ersten Weichen davor gestanden, die mit solchem Eifer gegen die weitere nationale Festigung gepredigt und gestritten, daß jetzt die ursprünglich nationale Partei es wagen durfte, in der allerdings wesentlichsten Hinsicht dem nationalen Charakter des Staats an die Wurzeln zu greifen? Auch die verschiedene Bedeutung, die der etwaige Gewinn Canadas für die einzelnen Staaten hatte, wirkte auf die zeitgemäße Scheidung der Parteien ein; das rücksichtslos und partielle Vergehen der Konföderation gegen die Kleinstaatstaaten, die erneute Annahme eines Embargo, dazu Kriegsunfälle, Geldmangel und Starbann der Demokraten führte im Jahre 1814 eine der bedeutendsten Demonstrationen in der Konvention von Hartford herbei. Schon früher erklärte die Legislatur von Massachusetts: „Eine Besatzung, den Handel zu regeln, wird misbräuchlich, wenn sie dazu veranlaßt wird, ihn zu zerstören, und ein freiwilliger Mißbrauch befugt ebenso sehr, als eine direkte und offenbare Usurpation zum Rechte des Widerstandes. Die den Staaten vorbeschaltene Conventurität wurde ihnen reserviert, sowohl um die Bürger vor Gewaltthaten der Vereinigten Staaten zu schützen, als zum Behuf der Regelung ihrer inneren Angelegenheiten. Wenn der nationale Vertrag verletzt ist und die Bürger eines Staates durch grausame und unautorisierte Verordnungen unterdrückt werden, so ist die Legislatur gehalten, sich ins Mittel zu legen und dem Unterdrückten sein Opfer zu entreißen. Das ist der Geist unserer Union, und so ist es von dem Manne selbst (Madison) erklärt worden, der jetzt allen den Prinzipien seines früheren politischen Lebens Trost bietet. Die Frage ist mithin nicht eine Frage der Macht oder des Rechtes, sondern der Zeit und der Zweckmäßigkeit.“ Das waren zum Theil Madison's eigene, frühere Worte, eine zweite Auflage der Virginia- und Kentucky-Beschlüsse; vollständiger haben politische Parteien nie ihre Rollen gewechselt. Die „Jakobiner“ — so nannte man in sonderbarer Färbung der Sprachform der ungenügeren Partei die Ultraföderalisten, — deuteten bei diesen Erklärungen als ein Mittel zur Abstellung der Befehlsvergründe eine Konvention von Delegaten der kommerziellen Staaten an, und in der am 15. Dezember 1814 eröffneten aus 36 Delegaten bestehenden Konvention von Hartford wurden die obigen verfassungswidrigen Theorien, wenn auch in vager Sprache, niedergelegt. Dem ihnen und ihrem Hangel prinzipiell — nach ihrer Auffassung — feindlichen Süden, der Sektion als Sektion, treten hier nicht mehr die einzelnen Staaten gegenüber, sondern sie streiten eine förmliche Verbindung unter einander an, die sie zum Bunde im Bunde gemacht haben würde. „Und alle diese Schritte wurden nicht durch das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit gerechtfertigt, sondern auf den Boden des positiven Verfassungsrechtes gestellt. Nicht mit Revolution wird gekämpft, sondern trauet der Conventurität der Staaten wird in den Worten der Begründer der Gegenpartei und der Urheber ihres Glaubensbekenntnisses ein Ultimatum vorgehalten. Es ist lächerlich, die Konvention zu einer Versammlung hinverbrannter Verschworener zu machen, obwohl zugegeben werden wird, daß die Führer den radikalen Flügel der von ihnen vertretenen Partei bildeten. Das Programm der Konvention war aber immerhin ein Partei-programm. Ultraföderalisten und Ultra-Republikaner begegneten sich in einem verfassungswidrigen Grundbilde, dessen logische

Konsequenz die Abhängigkeit des Bestandes der Union von dem freien Willen jedes einzelnen Staates war.“ Unter den Eindrücken der Hartford-Konvention war es für die Demokraten ein Glück, daß im Süden der Union der Krieg für Amerika eine entschieden günstige Wendung nahm, als General Jackson denselben das Oberkommando erhielt. Nachdem er die Indianerstämme denselben zum Frieden genöthigt, richtete er bei New-York ein gewaltiges Blutbad unter den Engländern an. Am 17. Februar 1815 traf die Botschaft von dem Friedensschluß zu Gent ein, und wie wenig Rühmendes auch von ihm zu sagen war, so nahm sich das Bild „hinter dem Rande von Jacksons Siege“ gut genug aus; mit Hülfe der nationalen Eitelkeit fiel es nicht schwer, sich zu überreden, daß die Erhaltung des Status ante „in hohem Grade ehrenvoll“ sei. Trotz des in gewisser Hinsicht durchaus gerechtfertigten Spottes und Tadel der Föderalisten ging daher die demokratische Partei doch gestärkt aus dem Kriege hervor, während es um die Föderalisten nun vollends geschehen war. Aller Tadel gegen die Föderalisten wegen ihres Verhaltens während des Krieges wurde immer mehr in das eine Wort „Hartford Convention“ zusammengefaßt und die unfähigste Schuld die in diesem Worte angesprochen lag, lediglich auf die Führer gewälzt. Diese geschickte Taktik isolirte die Führer immer mehr und ließ die Zahl ihrer Nachfolger bald zu einem bedeutungslosen Häuflein zusammenschrumpfen. Die Demokraten hatten das Feld so gut wie anbestritten inne, und bis durch die Verhältnisse neue Streitfragen so weit entwickelt waren, daß sie die Taafel für Parteiprogramme abzugeben vermochten, konnte ihre Herrschaft nicht mehr gefährdet werden; und die ängeren Verhältnisse waren ruhig, und dies war von nicht geringem Werthe für die innere Festigung der Union; allein es war eine verderbliche Zirkel, die sich jetzt vieler Köpfe bemächtigte, daß die momentane Ruhe einen bleibenden Charakter gewinnen würde. „Die Draufgänger der Sklaverei war fertig, hatte gewuchert und war bereits so üppig aufgekeimt, daß ihre wahre Natur schon oft erkannt, und mit scharfen Worten gezeichnet worden. Die Heftigkeit, mit der die übrigen Streitfragen angefochten wurden, und ihr dringlicher Charakter hatte nur bisher diese mächtigste aller Fragen immer wieder bald in den Hintergrund gedrängt. Jetzt aber begann sie sich mit jedem Tage mehr in den Vordergrund zu schieben, und in wenigen Jahren führte sie zu einer Krise, die gefährlicher als alle die anderen war, welche die Union seit der Annahme der neuen Konstitution durchgemacht hatte!“ Bevor wir über den Kampf, über die Aufnahme Missions in die Union referiren, muß Einiges über die Vorgeschichte der Sklavenfrage gesagt werden.

Sprechsaal.

Die zweite Auflage von Karl Hillebrandts „Frankreich und die Franzosen“, die auch in unserem Blatte neulich Berücksichtigung gefunden, hat endlich die Aufmerksamkeit der französischen Presse erregt. Ein Referent der *Revue politique et littéraire*, der sich H. D. unterzeichnet, läßt sich über ein neu hinzugekommenes Kapitel aus, das er in ziemlich treuer Uebersetzung wiedergibt. Das betreffende Kapitel behandelt die jüngsten Verfassungsveränderungen in Frankreich, den Uebergang von der konföderativen Republik zum Septennat. Der Referent bezeichnet den Verfasser als einen großen Kenner französischer Verhältnisse, der in mancher Beziehung selbst stark Franzose sei, doch findet er zu

seinem Leidwesen, daß dieselben den Prinzipien der Politik des Fürsten Bismarck noch allzu sehr ähnliche. Dies geht besonders daraus hervor, daß er den Parteien wie den verschiedenen Prästendenten den wohlgemeinten praktischen Rath ertheilt, die Gelegenheit abzuwarten und dann kräftig zuzugreifen; den politischen Parteien und Kronprästendenten von ererbten Ansprüchen seien nicht Individuen gewöhnlicher Art, mit dem Maßstabe bürgerlicher Moral zu messen. Besonders erhebt sich Herr H. D., der nach seinen Aufschauungen dem linken Centrum, der Partei des Herrn Thiers anzugehören scheint, darüber, daß Verfasser die Diktatur, in welcher Form und unter welchem Titel es sei, als die für das heutige Frankreich naturgemäßeste, normale Verfassungsform bezeichnet. Wie er daneben jenen bekannten Rathspruch: Frankreich sei das rechte Centrum, zu dem einzigen machen könne? Die thatsächlichen Erfolge dieser Partei, hinter der das ganze aufgeklärte und gebildete Frankreich stehe, seien einzig im großen Sozialität zuzuschreiben. — Im Uebrigen läßt Heine dem Hillebrandtschen Buche Gerechtigkeit widerfahren, wenn auch mit einiger Reserve. Er findet, daß selbst Franzosen aus diesem Werke wohl seiner persönlichen Beobachtungen und lebendigsten früheren Erinnerungen lernen können. Freilich kann er der Verfasser Besorgnis, wenn wir es so nennen sollen, vor einer Erneuerung des bonapartistischen Kaiserreichs nicht theilen. Die Einschränkungen des Volkes seien auch ein Fäktor, mit dem man in der Politik rechnen müsse. Der Schreck aber und der fäktische Abbruch, welche das kaiserliche Regiment bei seinem Anzuge begleitet, seien die besten Schutzmittel gegen eine etwaige Wiederkehr desselben. Schw.

Ein Katechismus der Allgemeinen Literaturgeschichte von Dr. Adolf Stern*) ist in der von der Verlagsbuchhandlung angenommenen Sammlung von „Anstirten Katechismen, Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“ erschienen. (Der Katechismus der deutschen Literaturgeschichte hat Schulrath Dr. P. Möbius verfaßt.) Der als Professor der Literaturgeschichte am Dreieckener Polytechnikum angestellte, durch seine tiefen Wissenschaftszweige behandelnden Arbeiten bekannt Schriftsteller bringt zu einer solchen Arbeit sicher alle Fähigkeiten mit, und ist dem Werke im Allgemeinen, besonders was die vorzügliche Periodisirung und Schematisirung des Gegenstandes anbetrifft, die der Titel des Buches verlangt, auch volles Lob zu geben. Daß gerade hier aber im Einzelnen dem Leser das kritische Urtheil in dem Katechismus, hauptsächlich bezüglich unserer neueren deutschen Literatur, nicht unterschreibbar ist, ist eine unumgängliche Folge der zu bei jedem Schriftsteller, wenn auch noch so zurückgedrängt, sich Bahnbrechenden Subjektivität; ein *jeu en verba* magistri, wie der Begriff des Katechismus es für den Lernenden mit sich bringt, wäre da allerdings recht gefährlich, wenn man hier streng sich an den Begriff halten wollte. Daß Heinrich Heine „alle Herzensregungen und alle eblren Lebenserscheinungen negirt“ habe, wie der Katechismus lehrt, steht in einem Katechismus beispielsweise nicht gelehrt werden, wenn man nicht Raum für die Würdigung von Heines Stellung als „zerstörerem Pösten“ in der Zeit deutscher Verflumpung auf politischem Gebiet daneben hat, zumal wenn dahinter gleich Platze und unbedingtes Lob ertönt. H.

*) Leipzig, J. J. Weber, 1874.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Gerwig in Berlin.

Beispiet von Karl Hillebrandts Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Hofmann) in Berlin, Wilhelmstraße 44.
Druck des Norddeutschen in Berlin, Französischestr. 31.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 6. Juni 1874.

[N^o. 23.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Unter Schlier und Maske. 329.

— Die Leiden der christlichen Kirche. 330.

Spanien. Die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenvereinigungen. 331.

Spanien. Zur Geschichte der Mauren in Spanien. I. 333.

Rußland. Die Kassen in Sebastopol. 337.

Ungarn. Das neue Regiment am Nationaltheater zu Budapest. 338.

Griechenland. Nach dem griechischen Orient. 339.

Frankreich. Die Papiere der Commune. II. 341.

Neue literarische Notizen. Regimentsanzug. 342. — Ein Schatz von Silbergroschen. 343. — Philosophische und poetische Werte von E. Finkler. 343.

Österreich. Kaiser's Papiere. 343. — Kunstgeschichte für das deutsche Volk. 343.

Deutschland und das Ausland.

Unter Schlier und Maske.*)

Was unterscheidet die Nach Erzählung wirklicher Vorgänge von ihrer literarischen Nachbildung und Darstellung? Von beiden fordern wir Wahrheit, und doch ist die Wahrheit, die wir von jenen fordern, von der Wahrheit verschieden, die wir in dieser suchen; die Wahrheit im Gedicht ist eine ganz andere als die in der Schilderung. Beide ruhen auf der Wirklichkeit, denn selbst die höchste Einbildungskraft des Dichters schafft nichts Neues, sondern spielt nur mit den Ereignissen und Einzelheiten, die die Wirklichkeit, das Leben ihr bieten. Kein Vernünftiger kümmert bei der Dichtung sich darum, ob sie auch Wirklichkeit berichtet, und dennoch ist die oberste Forderung, die er an sie bewahrt und unerschrocken stellt, die Lebenswahrheit. Die Dichtung soll und also das Leben widerspiegeln und doch nicht das Leben, das wir leben, nur sondern Wahrheit von ihren Gestalten und ihren Verbindungen und fühlen und dennoch vernünftiger, verleiht aus unserer mässigen Stimmung herausgezogen, wenn wir der fahlen Wirklichkeit in ihr begegnen. Ebbing hat das bereits an einem Bilde klar gemacht, das seit der Erfindung der Photographie noch an Deutlichkeit und Schärfe gewonnen hat. Schilderung und Nach-
malung sind, wenn sie an Treue selbst die Vollendung erreichen, nur dem „Eichbilde“ vergleichbar, die Dichtung allein ist ein Gemälde. Wie der Maler nach dem Gedankenbilde, das er in einem weichen, weichen Augenblicke erfasst hat, jede Gestalt seines Gemäldes in der Abstraktion zeichnet, das sie an sich vollendet dennoch sich einfügt in den Gesamtteufel des Ganzen, so müssen alle Einzelheiten einer Dichtung vom Dichter so mächtig beherrscht werden, daß sie unter dem wohlthätigen Zwange seines Planes sich gestalten und ordnen zu harmonischem Verein. Darum ist ein Zug, eine Wendung für den Dichter nicht darum allein schon gut genug, weil die Wirklichkeit sie aufweist, was sich nicht ebenmäßig einordnet zur zusammenstimmenden Einheit seines Werkes, ist klügelnd und vom Uebel und muß unheimlich entfernt werden, was wahr, wirksam, ergreifend oder sonst vortrefflich es auch immer sein möge. Ob es ist unter Leben und doch ein höheres,

idealisches, das wir in der Dichtung erwarten, die gemeine Wirklichkeit kann hier nur verziehend dazwischenkommen. Der wahre Dichter wird es daher verschmähen, seinen Gestalten und ihren Schicksalen gleichsam den Geburtschein ihrer Wirklichkeit mitzugeben und unter dem Strich anzumerken, daß dieser oder jener Zug seiner Darstellung „historisch“ oder „verbürgt“ sei. Nur in jenen Mischungen von Dichtung und Wahrheit, erlebten Vorgängen und freier Erfindung, nur in solchen nebelhaften Durch-
einander tauchen die Sterne auf, um unter den Strich hinzuweisen, wo der Dichter zum Berichterstatter wird. So vortrefflich auch in solchen Erzeugnissen der Dichtkunst manche Einzelheit ausgeführt sein mag, wieviel Kleines, Schönes und Erhabenes darin auch zu finden ist, so können sie doch gerade dieser unfälschlichen Verzeichnung wegen als wahre Dichtungen nicht bezeichnet werden, sie gehören zur Gattung der Unterhaltungsliteratur, und in diese ist auch G. v. Vincenti's neueste Leistung zu verweisen, wenn ihr auch freilich ein Ehrenplatz darin gebührt.

Von einem vielseitigen Manne, wie Vincenti, der viel und scharf beobachtet, viel gesehen und erlebt hat und noch dazu von Hause aus mit dem eigentlichen Hüftzug eines echten Dichters versehen ist, kann man voraussetzen, daß er nicht Unbedeutendes, Wertloses auf den Markt bringen werde, und in der That enthält die neue Gabe Manches, was von einem weniger Begabten mit Dank und Anerkennung würde angenommen werden. Nicht bloß auf dem Titelbilde findet man den „Verfasser der Tempelfürmer Hocharabien“ wieder, man erkennt ihn auch in seinem neuen Buche, in den Vorzügen sowohl wie in den Fehlern, nur daß auf kleinerem Raume für die Entfaltung der Vorzüge ungleich weniger Raum bleibt als für die der Fehler. Nur wie ein Faden neben einem großen Gewebe nimmt sich z. B. gleich die erste unserer orientalischen Romane: die Tigerbraut, die in Ton und Farbe am meisten die Vergleichung mit jenem großen Werke herausfordert, neben dem trotz aller Mängel hervorragenden bedeutenden Romane aus. Die mächtige Darstellungskraft, die große Färbung der Gestalten und Geschehnisse, die unvergleichliche Gewandtheit in der Herbeiführung spannender Verwickelungen, wirksamer Wendungen, die Kühnheit und das Feuer der Einbildungskraft, das Alles und noch vieles Andere kann man auch in den Romane Vincenti's bewundern, aber nicht in so hohem Grade, weil diese Vorzüge nicht in solch mächtiger Macht und Breite auftreten, wie in dem großen, mehrbändigen Werke; um so klarer kommen aber die Fehler zum Vorschein. Wenn man es in dem großen Werke sich schon gefallen läßt, in der großen Masse des Erzählungsstoffes von freilich oft allzu starken Eindrücken bestimmt zu werden, so empfindet man es auf kleinem Raume doch wie eine Abspannung, von Eindruck zu Eindruck gleichsam gehet zu werden. Man muß da freilich gleich unterscheiden, in welcher Weise ein Buch gelesen wird. Wer mit den Wärmern bloß die gähnende Vagancie sich abzuwehren sucht und starke Einwirkungen braucht, durch die er aus ihr ausgerüttelt werden könnte, der wird freilich den Werth eines Buches nach der Zahl der Knäuelchen berechnen, die es hervorbringt. Wer aber im ruhigen Gehen und Durchlesen eines Dichterswerkes ein Bad für die Seele sucht, den wird die tiefe, wenn auch still verlaufende Entwicklung der Charaktere höher schätzen als alle

*) Orientalische Romane von G. v. Vincenti (Verfasser der Tempelfürmer Hocharabien etc.) G. F. Elmen, Stuttgart, 1874.

Mitteln und Kunstgriffe der sogenannten Handlung und wird gern auf etwas Aufregung und Feuer verzichten, um nur mehr wahres Leben dafür einzutauschen. Es ist ja ein nicht genug hoch zu schätzender Vorzug eines Dichters, daß er mit starken Leidenschaften, mit starker Phantasie zu arbeiten vermag, das Uebermaß von Leidenschaft aber gehört der Heilkunde an und die ungebändigte Phantasie, die keinen Zügel vernünftiger Mäßigung sich auslegen kann, schafft nur Unschönheit und Verzerrung. Vincenti ist der Gefahr nahe, von der wahren Dichtung immer mehr sich zu entfernen. Er hat in dem Leben der Biker, die er besucht, nur für das Eindrucksvolle, stark Wirkende eine Auge und sieht ihr Leben gleichsam nur unter dem Gesichtspunkte des Romanes an, in allen Ständen und allen Lagen sucht und findet er Interessantes und Packendes für seine Erzählungen und spinnt Romane selbst bei den Mumiäen, wie in der Mumiengegeschichte Phyna. Und an jenen ungläublichen Romanen, woran das Leben, wie er selber sagt, viel fruchtbarer ist, als die Phantasie aller Romanautoren der Welt! spant und schafft noch seine Einbildungskraft, die für die Fabelwelt des Orients wie geboren ist. Leben und Handlung sind ein Erforderniß jeder guten Erzählung, wo aber die Erzählung wie ein Dampfzügen einderbraust und ganze Mittheilungsleistungen von Eindrücken dem Leser entgegengeschleudert werden, da ist es um die Nähe des echten Dichtwerkes geschehen. Die allzu große Hast hat auch die Darstellung Vincenti's bereits erheblich geschädigt. Häufige Entstellung von Gedanken, ein sinnloses Verweilen bei den Wendepunkten der Erzählung waren zwar niemals seine Art, dafür aber war er ein Meister der landschaftsmaler. Es giebt Stellen in den Tempelfürstinnen Hecarabian, die mit einer Klarheit und Schärfe Gegenstände zur Anschauung bringen, wie dies sonst nur ein künstlerisches Gemälde zu leisten vermag, und bei aller Schärfe ist zugleich eine Wärme über die Darstellung angehaucht, die uns die Schönheit der geschilderten Natur gleichsam mittheilen läßt. In diesem neuen Buche hat der Dichter auf diesen Reiz seiner Darstellung verzichtet, ohne das man sagen könnte, die Natur seines Gegenstandes habe ihn dazu gebracht. Statt des feinabgearbeiteten Bildes treten nun kurze Striche und Punkte entgegen, als sollte nur flüchtig und oberflächlich der landschaftliche Hintergrund der Erzählung gezeichnet werden. Das Streben, allzuviel Leben in seine Darstellung hineinzubringen, erlaubt dem Dichter nicht, sich die Ruhe zu gönnen, die zu einem vollen und klaren Bilde erforderlich ist, aus Eucht, allzu starken Eindruck zu machen, beeinträchtigt er selbst den Eindruck, den seine Darstellung unverfälscht nicht verfehlen dürfte. Es geht der Seele mit der Freude an der Dichtung, wie dem Auge mit seinem Wohlgefallen am Licht. Das milch fluthende Silber des Mondlichts thut dem Auge wohl, das Blitzen mit seinem blendenden Glanze thut ihm wehe und verleidet es. Es blickt dem Dichter überlassen, ob seine Dichtung mehr dem Lichte des Mondes oder dem des Blitzes gleichen soll, aber jenes ist von nachhaltiger Wirkung. Vincenti gehört zu den Glücklichen, die wählen können, ihm stehen die milden, wüthenden Farben ebenso zu Gebote wie die starken, schreienden, er vermag es ebenbürtig stimmungs- voll zu sein, wie feurig und angethan, er weiß zu verblenden und aufzureizen, zu erheben und zu erschüttern, man kann neben den Bildern von himmlischer Leidenschaft und ungebändigter Kraft- ausbrüchen auch Schilderungen tiefer Milde und annahmefähiger Zartheit bei ihm bezeugen. Wer so vielfältig ist, darf sich nicht von Neigung oder Gewohnheit in höflicher Einseitigkeit verleiten lassen, wer mit soviel Kraft und Feuer der Phantasie ausgehattet ist, braucht nicht in die krankhafte Ecken vor der Lange-

weile des Lesers zu verfallen, die allein solche gewaltthätige Hekt und Ueberstürzung der Darstellung erklären kann. Wer das Beste zu bringen vermag, setzt sich dem Vorwurf aus, wenn er nur das Gute bringt.

D. K.

Die Heiden der christlichen Kirche.*)

„In einer Zeit wie die gegenwärtige, wo die religiösen Fragen alle Welt in Bewegung setzen, wo man das dunkle Gefühl nicht zu bannen vermag, daß auch auf diesem Gebiete etwas Neues und Großes im Anzuge sei, erwacht wohl bei Vielen der Wunsch nach einer klareren Einsicht in die Entwicklungsgeschichte der Kirche, und besonders die jüngere Welt beiderlei Geschlechts empfindet das Bedürfnis, die Lücken, welche Unrichtigkeit und Erziehung in dieser Hinsicht lassen, zu ergänzen. Bei an brauchbaren Lehrmitteln in der erwählten Richtung sich zuwenden zeigt, ist entweder zu wissenschaftlich, zu umfassend und kesselspielig oder so dürftig und skeletartig, theilweise auch so geschmacklos in der Form und oft so engberzig in Beurtheilung geschichtlicher Thatfachen und Größen, daß es dem angehenden Zweide nicht entspricht. Immer aber ist es der Fehler derartigen Bücher, daß sie zu viel Theologie enthalten und um des Vollständigkeit willen die Menschlichkeit, sowie die Anschaulichkeit bei Seite legen. Hier liegt nun ein Versuch vor, jenem Bedürfnis zu entsprechen und die gerügten Fehler zu vermeiden. Es sind die angehörenden Persönlichkeiten aus der Geschichte der Kirche als Typen und Symbole ganzer Zeitalter und Richtungen in einer Weise geschildert worden, daß dadurch das Interesse zu weiterer und eingehender Beschäftigung mit den wichtigsten Momenten der Geschichte des Christenthums wohl erweckt werden könnte. Bei der Auswahl der einzelnen Charakterbilder war nicht bloß der pädagogische, sondern auch der historische Gesichtspunkt maßgebend. Die Nebeneinanderstellung von Charakteren verschiedener, ja entgegengesetzter Richtung deutet auf einen höheren Standpunkt, als der ist, welchen die kirchliche Parteilichkeit fordert. Dennoch tritt, wo es nöthig ist, das protestantische Bewußtsein klar und frei hervor.“

Wir glauben unsere Besprechung des vorliegenden Buchs nicht besser einleiten zu können, als mit den Worten, welche der Verfasser selbst jenem vorausschickt, um so mehr, als das dem Vorwort gegebene Versprechen im Verlaufe der ganzen Arbeit gewissenhaft erfüllt wird. Die Lebensbilder, welche mit kundiger Hand, gestützt auf fleißiges und gründliches Lese- studium, entworfen worden, sind in ansehnlicher, fesselnder Sprache geschrieben. Sie knüpfen an die Argvtschichte des Christenthums, an die vier Evangelien, an, beschaffen sich in ihrer ersten Theilung „Kreuz und Krone“ zunächst mit der Geschichte der drei Säulenapostel: Petrus, Jakobus und Johannes, sowie des großen Heidenapostels Paulus und gehen dann zu den ersten christlichen Märtyrern, sowie zu den Kirchenvätern Origenes und Ambrosius sammt ihren Freunden und Zeitgenossen, und endlich zu Karolus Augustinus, dem großen Kirchenvater, und seiner Zeit über. „Nacht und Morgen“ theilt sich die zweite Abtheilung, die mit den wandernden Glaubensboten, Columban, Gallus, Celsus, Winfried Bonifacius und Albalert von Prag beginnt, Kreuzfahrer, Kreuzprediger und geistliche Ritterorden, Kirchenreformer

*) Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule von August Werner. Mit 180 Textabbildungen, zwei Landkarten und einem Titelbild. Leipzig, Verlag von Otto Spamer, 1874.

und Kirchenlehrer behandelt, allerlei Heilige des Mittelalters schildert und sich abkann zu Petrus Waldo, John Wiclef, Johannes Hus, Hieronymus von Prag und Savonarola wendet. — Die dritte Abtheilung ist als „Wort und Schwert“ bezeichnet und hat als vorzugsweise mit der Reformation und deren Folgen zu thun. Luther und Melancthon, Zwingli und Calvin, Luthers Grammer und John Knox geben an uns vorüber und mit ihnen erhalten wir eine eingehende Schilderung der deutschen, schweizerischen, englischen und schottischen Reformation mit allen hervorragenden Persönlichkeiten derselben, mit allen sich daran knüpfenden politischen Veränderungen und Bewegungen in Deutschland, der Schweiz, England und Frankreich. Die Reakzion der katholischen Kirche gegen die Reformation wird verkörpert durch die neuen Heiligen der katholischen Kirche im 16. u. 17. Jahrhundert, Ignaz von Loyola, Franz Xaver, Vinzenz von Paula, welchen als protestantische Heiser und Kettler in der Noth die Heiden des dreißigjährigen Krieges, Gustav Adolf und Bernhard von Weimar und endlich der große Kurfürst von Brandenburg und sein Enkel Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, die sich der um ihres Glaubens willen Vertriebenen annahmen, gegenüberstellen. Den Schluß dieser Abtheilung bildet eine Geschichte der englischen Puritaner. Den Boden der Reuezeit betreten wir mit der vierten Abtheilung „Neue Wege und höhere Ziele“, welche mit Philipp Jakob Spener, Aug. Herm. Franke und die Pietisten beginnend, bis zu Christian Karl Josias von Bunsen geht und selbstverständlich Plessen und Jägersdorf, Jöhn Wessley und die Methodisten mit in den Kreis der Betrachtungen zieht. Nicht vergessen hat ferner: Gellert, Sebastian Bach, Klopstock, Herbarius, Forster und Jung Stilling; zu Daniel Friedrich Schleiermacher endlich knüpft sich der Hinweis auf die Befreiungskriege, wie Bunsen naturgemäß zu einer Erwähnung Friedrich Wilhelms IV. Anlaß giebt.

Das Buch ist geschrieben im echt protestantischen Geiste, im Geiste der freien Forschung, der sich aus den Boden des Christenthums stellt, in Christus das Haupt, in seiner Lehre das wahre Heil, den festen Fels, der aber keiner Hierarchie, weder der protestantischen, noch der katholischen sich beugen will. Der Verfasser lehrt es in seinem Schlußworte aus, daß er von einer endlichen Vereinigung der jetzt getrennten kirchlichen Bekenntnisse überzeugt ist.

„Wiederum“ sagt er, „nahe sich mit Kirchenkritiken eine reformatorische Epoche als kirchliches Gebilde. Gegeneinander haben, wie in den glänzendsten Tagen deutscher Geschichte, Papstthum und Kaiserthum. Wiederum sammeln sich die römischen Welken, ermunthigt durch die weislich gekannten Protestanten, um den mächtigen Staatswesen, der dürgerlichen Freiheit, der selbstständigen Wissenschaft, der gesammten Kulturentwicklung ein jähes, schmachvolles Ende zu bereiten. Wiederum ist die Welt in Gefahr, durch den römischen Riesen überwunden zu werden. Aber diesmal trägt kein Heinrich IV. die deutsche Krone; die Zaubermacht des Bannspruchs und Interdiktes gilt nicht mehr, ein anderer Geist als der des Mittelalters erfüllt die Völker, regiert den Erdkreis. Die Vorlesung hat unser Geschlecht nicht umsonst in weisheitsvoller Sucht durch die Jahrhunderte zur Freiheit geleitet. „Nach Canossa gehen wir nicht“. Die Nation und die Regierungen stehen fest. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst wird diesmal anders enden. Ueber den glücklichen Erfolg brauchen wir nicht Zweifel zu hegen. Die Ausenauvernehmung zwischen Staat und Kirche wird die alte Fehde, die uns Deutschen so namenloses Unheil gebracht, für immer zu Grabe tragen und die wahrhaftig erdauenden, rein geistigen Kräfte der Kirche wieder zum Heil der Menschheit erwecken.“

Mag man diese Hoffnungen vielleicht als etwas zu ideal betrachten, so giebt es doch für unsere heranwachsende Jugend gewiß keine bessere Lektüre, als ein Buch, das in einem solchen Geiste geschrieben ist und sie in wahrhaft patriotischem und religiösem Sinne die Geschichte der Entwicklung der christlichen Kirche durch die Jahrhunderte kennen und verstehen lehrt. Das Werk, um dessen Ausstattung der Verleger sich außerdem noch sehr verdient gemacht hat, sei deshalb aus vollster Ueberzeugung empfohlen.

Amerika.

Die Entwicklung der nordamerikanischen Sklavenerrückung.

IV.

Beim Ausbruch der amerikanischen Revolution war die Sklaverei in allen dreizehn Kolonien eine anerkannte Thatsache; die Kolonisten waren von ihrer Rechtfertigbarkeit vollkommen überzeugt, auch gegen ihre sittliche Berechtigung wurden nur hier und da Zweifel laut. Aber unter dem Einfluß französischer Philosophie ward es, je mehr der Kampf für bestimmte politische Rechte in das glänzende Gewand eines Kampfes für „Freiheit“ im Allgemeinen sich kleidete, schließlich unvermeidlich, daß man sich ernstlich fragte, wie die idealistischen Theorien sich mit der Thatsache der Sklaverei vereinigen ließen. An ein direktes Antaßen der Sklaverei wurde nicht gedacht, man meinte durch Verbot der weiteren Einfuhr von Sklaven das allmähliche Wkterben der Anstalt zu bewirken zu können; diese Idee wurde mit größter Uebereinstimmung in den Artikeln der sog. Abkajagion, die der erste Kongreß 1774 abschloß, ausgesprochen und in den nächsten zwei Jahren derselbe Standpunkt beibehalten; aber dann wurden die Beschlässe nicht zum Gesetz erhoben und der Kongreß vergickte, die Frage der Sklavereieinfuhr in irgend einer Weise wieder vor sein Forum zu bringen, indem er alle Handelsregulierungen den Einzelstaaten überließ. Bei den Bestreuerungen und Gesehtsdebatten in den sechziger und achtziger Jahren trug dann das Interesse der Sklaventhaltenden, also besonders der Südstaaten den Sieg davon, ohne aber mit solcher Gewalt geltend gemacht zu werden, daß die Selbstauflösung zur bewussten Selbstzück geworden wäre; dies beweist die sog. Ordinance von 1787. Das erste Kompromiß der Verfassung mit den Südstaaten in dem Kampfe um Privilegien der Sklaverei, das bei der Frage der Repräsentation und direkten Besteuerung geschlossen wurde, entstand aus Willens Vorschlag, hinsichtlich der Repräsentation 3 Sklaven gleich 3 freien zu rechnen. Bei den Debatten bestimmten die extremen Vertreter der Sklaverei scharf ihre Stellung; mit offenen Augen und vollkommen unterrichtet schlossen die Deputierten der Nordstaaten, in der festen Ueberzeugung, nur so die Union erhalten zu können, den Pakt: 1) Repräsentationen und direkte Besteuerung sollten in gleichem Verhältnisse stattfinden und fünf Sklaven dabei gleich drei freien gerechnet werden; 2) dem Kongresse wurde unterlagt, den zur Zeit existirenden Staaten vor dem Jahre 1808 die Einfuhr von Sklaven zu verbieten, aber es wurde ihm gestattet, dieselbe mit einer Steuer bis zu 10 Doll. per Kopf zu belegen. Prof. v. Hoff unterwirft dies sog. Kompromiß, wie überhaupt die Stellung der Konstitution zu der Sklavensfrage, einer scharfen, wahren Kritik, und kommt zu dem Resultat: „Gatten die Konföderationsartikel den Staaten keinerlei

Schwanken hinsichtlich der Sklaverei gezogen, so hatten sie auch andererseits der Union keinerlei Verpflichtungen auferlegt. Die neue Konstitution that dies nämlich durch die Auslieferungsbestimmung Art. IV., Sect. 2, 53, und das ist der wunde Fleck des Sklavereifrommnisses der Verfassung. Es waren drei Bestimmungen von der größten Wichtigkeit zu Gunsten der Sklaverei in das Grundgesetz des Bundes aufgenommen worden, und ganz abgesehen von dem Inhalt dieser Bestimmungen dadurch dem morischen Bau ein mächtiger Pfeiler zur Stütze untergehoben. Wenn dabei die Worte Sklave und Sklaverei nicht gebraucht wurden (man sprach von „in Arbeit versetzten Personen“), so machte diese Vermeidung des Wortes auf Wunsch des Nordens, womit er sich von der Verantwortlichkeit für die geschiedliche Anerkennung des Dinges zu schützen suchte, die Sache nur schlimmer. Das Prinzip war um der Union willen verhandelt worden; mit jeder neueren Forderung der Sklavenhändler stand man vor neuer Alternative. Ein erster Kampf um eigenen Antriebe gegen die Sklaverei war von den Südstaaten, die immer mehr von ihr ihren wirtschaftlichen Wohlstand, ja ihre Existenz abhängig hielten, nicht zu erwarten, und „Menschenrechte, freie Arbeit und jede Freiheit, politische, geistige und sittliche mußten sich immer tiefer unter das Joch der Sklavokratie beugen, so lange man weder die Union opfere, noch einen Kampf um die Union wagen wollte. Die Erhaltung des status quo war unmöglich.“ Hatte die Haltung der Union in der Sklavenfrage mit der traurigen politischen Nothwendigkeit mehr oder minder entschuldigbar werden können, so warf die schändliche Behandlung der freien farbigen ein besonders helles Licht darauf, wie weit die Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung mit ihren Konsequenzen dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen waren. Die Republik belohnte diese Missethäter, indem der Kongreß sie für unwürdig erklärte, in der Miliz zu dienen. Damit war als Grundgesetz anerkannt, daß Rasse und Pigment Prinzipien seien, die in der Gesetzgebung zur Geltung kommen müßten. In den Südstaaten galt nach dem Gesetze jedem farbigen gegenüber die Präsumtion, daß er Sklave sei, und diese Umstosung des Rechtsgrundgesetzes — affirmant, non negant incumbit probatio — wurde vom Kongreß förmlich gebilligt, indem er beschloß, daß in dem Distrikte von Columbia, über den die Konstitution ihm unbeschränkte Gewalt verlieh, die Gesetze von Maryland resp. Virginia in Kraft bleiben sollten, mit ihm ein Jahrhunderte alter Sklavenfoder. „Mehrere Jahrzehnte hindurch ist es durch direkte Aktion des Kongresses am Sitze der Bundesregierung Gesetz gewesen, daß anerkannt freie Leute als Sklaven verkauft werden sollten, um die Gefängnisse für die Haft zu decken, in der sie auf den falschen Verdacht hin, entführte Sklaven zu sein, gehalten werden, und dieses Gesetz ist wiederholt zur Vollstreckung gekommen!“ Den geringen Widerstand des Nordens, ja seine Bereitwilligkeit, den Sklavenhältern entgegenzukommen, charakterisiert vor Allem auch das vom Kongreß aus eigenem Antrieb erlassene Sklavenrückführgesetz von 1793, die Emigrie des Südens die Debatten über Bestrafung der Sklaveneinfuhr von 1808. Trotz aller Petitionen der Antisklavereigesellschaften glaubte der Kongreß mit dem Verbot der Sklavenimportation genug gethan zu haben, und verschloß sich Jahre lang der „Felsen der Zeit.“ Das „Rekonfisationsprojekt“, die Ueberstellung freier Neger nach Afrika, von den Südländern als Köder für die Philantropen des Nordens ins Leben gerufen, aber mit „der wesentlichen Tendenz, das Sklaveneigenthum zu sichern“, kann „kann die Würde eines respektablen Zwischenspiels in der furchtbaren Tragödie beanspruchen, die mit Riesenschritten ihrer Lösung entgegengeht.“

Während man Geseß über Geseß gegen den afrikanischen Sklavereihandel erließ und keine Worte zu finden wußte, die ihn wenigstens verdammen, nahm der Sklavereihandel im Innern immer größere Dimensionen und eine immer empfindendere Gestalt an, — und wo es für die Sklavenhändler einzutreten galt, bezogte man sich nicht mit nutzlosen Resolutionsen, da schloß die Bundesmacht das Eigenthum. Andererseits blieben die Sklavenhändler, wie man an ihre „Munizipal“ führte, bei dem alten Geseß: die Sklaverei war nur eine municipale Institution, von der die Union als solche nichts wußte. Das Charakteristischste in der Stellung der Union endlich ist der Kampf, den die bewaffnete Macht des Bundes im Interesse der Sklavenhändler in Florida führte. Der Zweck des Zuges, der in der „herkömmlichen That“ des Bombardements des am Appalachiola erhabenen Forts endete, war nach den offiziellen Mittheilungen, die Zustandschäfte flüchtiger Sklaven zu jagen und die Gefangenen „ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückzuführen.“ So trat das letzte der langen Reihe von Ereignissen, die in den ersten dreißig Jahren unter der neuen Verfassung von den beiden Sektionen auf dem weiß- und schwarzfarbigen Schachbrett der freien Arbeit und der Sklaverei gespielt worden waren, einen blutigen Charakter. Die Ereignisse waren doch ganz gewesen und der Norden hatte sie alle verloren. Einmal und Verwegenheit des Spiels steigerten sich in demselben Maße, als im Süden die Sklaverei alle anderen Interessen verschlang und zum allein bestimmenden wurde.“ Der Gegensatz zwischen den freien und den Sklavenhaltenden Staaten war unversöhnlich, er war ein sozialer, politischer und volkswirtschaftlicher; letztere war insofern von größerer Bedeutung, als es früher und immer die praktische Politik beeinflussen mußte. Wie sich die Gestaltung der sozialen Verhältnisse in den Sklavestaaten ruhete, und wie sehr die riesenhafte Entfaltung des Baumwollenspreises dazu beitrug, dem Süden eine raschere Entwicklung als den Norden prophezeien zu lassen, ist bekannt; aber ein Bild auf die Bevölkerungsziffern genügt, um diese Ansicht eine unabweisbare zu nennen. „Die wirtschaftliche Entwicklung des Nordens schlug ihre Wurzeln tief in den Boden, so daß aus ihnen mit der Zeit ein Stamm von bisher unbekannten Dimensionen entsprossen konnte; im Süden dagegen schloß sie durch Unkrautbüsche stark ins Kraut, aber die Wurzeln lagen an der Oberfläche und trankten.“ — „In den Zensalziffern stand mit Sonnenklarheit geschrieben, daß die Sklavestaaten bald und für immer dem Norden die Herrschaft würden abtreten müssen, wenn sie nicht anderwärts Erlass für die steigende Macht desselben in Repräsentantenhaus erlangen konnten. Die politische Herrschaft der Sklavestaaten war aber Lebensbedingung für den Bestand der Union der Sklaverei in der Union.“ Die Aufmerksamkeit des Südens mußte sich daher vornehmlich auf den Senat richten. Dort war die Vertretung unabhängig von der Bevölkerungszahl; die Sklavenhändler mußten, um das Gleichgewicht der Macht zu erhalten, über eine gleiche Anzahl von Staaten gebieten: „Das giebt den Schlüssel zu der förtigen Fähigkeit und lebensschaffenden Energie, mit welcher der Süden den dreißigjährigen Missourifreit und alle die späteren Kämpfe um die weitere Ausdehnung des Sklavereigebietes ausgefochten hat.“ Als im Februar 1819 das Repräsentantenhaus im Comité des Ganzen über die Aufnahme von Missouri als Staat in Beratung trat, übertrug Talbarn von New-Herk zu dem Rathe des Ausschusses das Amendement, daß die Aufnahme an die folgenden drei Bedingungen geknüpft werde: Verbot der weiteren Einführung von Sklaven und Emigration aller nach der Aufnahme gekommene Sklavensklaven zum fünfzigwöchentlichen Jahre ab. Aber die

Amendement entbrannte der Streit; die Majorität des Repräsentantenhauses beschloß, die Zulassung von Missouri als Staat von einer verhängnisvollen Beschränkung seines freien Willens hinsichtlich der Sklaverei abhängig zu machen; die Majorität des Senates aber entschied sich für das Gegentheil. Beide Häuser bekehrten auf ihrem Entschluß, und der Kongreß ging ohne Verständigung auseinander. Als die Frage in der nächsten Session wieder zur Verhandlung kam, befanden sich die Gegner der sog. „Nichtbeschränkung“ durch einen Zufall wesentlich im Vorteil. Maine, das bisher ein Distrikt von Massachusetts gewesen war, suchte gleichfalls um Aufnahme als besonderer Staat nach. Die Majorität des Senates verurtheilte nun die Missouri-Bill und stellte dadurch die Majorität des Hauses vor die Alternative, Missouri ohne Beschränkung aufzunehmen oder auf die Zulassung von Maine zu verzichten. Mit gewaltiger Hartnäckigkeit wurde der Kampf geführt; endlich im letzten Augenblick, in der Nacht vom 2. auf den 3. März 1821, unterlag die freie Arbeit und das nationale Prinzip der Sklaverei und dem Prinzip der Staatenhoheit. Man war von nördlicher Seite keineswegs dem extremen Partikularismus, der die Bundesverfassung bei dieser Gelegenheit für einen „internationalen Vertrag“ erklärte, mit gleicher Entschiedenheit vom nationalen Standpunkt entgegengetreten; nicht Einer wies die Beschränkungen, daß das Territorium Missouri als souveräner Staat später nicht an die Bindungen gebunden sei, entschieden als in directen Widerspruch mit der Suprematie der Bundesgesetze jurad. — Ein ähnliches Amendement wie das von Tallmadge fiel bezüglich des Kansas-Territoriums, und dem Süden wurde der Sieg sehr leicht gemacht. Die achtzig Senatoren des Missouri-Krises vom 6. März 1820 legte fest, „daß in dem ganzen unter dem Namen Louisiana von Frankreich an die Vereinigten Staaten abgetretenen Gebiete, soweit es nördlich vom 36° 30' n. Br. liegt und nicht in Gräben oder in Rede stehenden Staaten eingeschlossen ist, Sklaverei und unfreiwillige Knechtschaft für immer verboten sein soll.“ Das war die zweite Hälfte des sog. Missouri-Kompromisses; nur fünf nördliche Vertreter stimmten gegen sie. Der Norden gab also mit überwältigender Majorität seine Zustimmung zur Theilung des Territorialgebietes zwischen der freien Arbeit und der Sklaverei. Das bedeutete der Satz und „so gewiß ein Sklaventerritorium auch ein Sklavensaat wurde, so gewiß verbinde „in dieser Union“ kein Veto des Kongresses mehr in einem südlich vom 36° 30' gelegenen Staat oder Territorium die Sklaverei.“ Zu dem Verzicht auf das Recht des Kongresses, die Sklaverei zu verbieten, hatte sich die nördliche Majorität verstanden, weil die südliche Minorität ihrerseits darauf verzichtet hatte, die freitragenden Reichthümer jetzt zu ihren Gunsten entscheiden zu haben, wenn man ihr die konkreten Forderungen bewilligte, die sie jetzt auf Grundlage ihrer Interpretation der Verfassung aufstellte. „Das war die wahre Natur und der Inhalt des Kompromisses, das Henry Clay die erste Anwartschaft auf den heißen Namen des „großen Friedensstifters“ gab.“

In der Folgezeit trafen die wirtschaftlichen Gegensätze der freien und der sklaventhaltenden Staaten in den Fragen der Nationalbank und der inneren Verbesserungen, am directesten aber in dem dreißigjährigen Tarifstreit (1816–1846) aufeinander; er fand nur durch die Gestaltung, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse im Süden durch die Sklaverei gewannen, seine Erklärung. Rapp nennt ihn ein ökonomisches Gebiete den Charakter des Kampfes zwischen Freiheit und Sklaverei. Am rückhaltlosesten aber legte die Sklavokratie bei Gelegenheit der Debatte über die Beschickung des Panamaworldkongresses ihr Glan-

zendeckenstück ab: „Die Sklaverei ist eine häßliche Angelegenheit des Südens; sich in dieselbe mengen, heißt die Union auflösen, — das war der erste Satz des Südens. Die Sklaverei gleicht einem Pulvermagazin, das ebenso leicht von außen wie von innen angezündet werden kann; die Gefahr, daß dieses geschehe, muß die Bundesregierung in der vom Süden angegebenen Weise vorbeugen. Denn er allein versteht die Frage — das war sein zweiter Satz. Das Sklaventhaltungsinteresse beanspruchte also nicht nur als souveräne Macht im Staate anerkannt zu werden, sondern es stellte sich über ihn!“

Spanien.

Iur Geschichte der Mauren in Spanien.)

I.

Als die Wogen der großen germanischen Völkerwanderung sich allmählich vertieften, eine neue Bildung von Nationalitäten und Staatswesen sich vollzogen, begann von Arabien aus eine ähnliche folgenschwere Bewegung. Die Religion, welche Mohammed in jenem Lande am Anfange des 6. Jahrhunderts gründete, gab denselben zum ersten Male eine höhere geschichtliche Bedeutung. Sie schrieb ihren Anhängern vor Allem erbarungsloses Ausbreiten der neuen Lehre vor; den Koran in der einen Hand, das geschärfte Schwert in der anderen, griffen Mohammeds Anhänger zunächst die arabischen Stämme selbst an; und wenn die furchtbaren Mordthaten, welche jene „Vertheiliger“ unter den widerpenflichen Arabern anrichteten, diese auch von der Wahrheit der neuen Religion nicht überzeugen konnten, so erkannten sie doch, von Schwerte begünstigt und von Schreden bezaubert, im Islam eine unüberwindliche und beläufige übernatürliche Macht. Sofort wurden sie gegen das oströmische Reich und Persien, weiterhin gegen Afrika und Spanien gesandt. Es ist das auch eine gewisse Völkerwanderung, freilich ganz anderen Ursprungs und Wesens, wie die germanische; diese erfolgte mechanisch unter dem Andrängen fremder Volksmassen von Osten her, mit der Hoffnung, neue Ländchen zu gewinnen, ohne festen Plan, ohne Zusammenhang; jene expandirte von einem mächtig befestigten, eben erst mit der furchtbaren Gewalt geeinigten Lande aus, zum Zwecke der Eroberung und Ausbreitung der Religion, von einem Mittelpunkt geleitet, nach einem Willen. Aber die Resultate der beiden mächtigen Bewegungen waren sehr ähnlich; beide zertrümmerten die alte Welt politisch und kulturgeschichtlich, beide verbreiteten über die Länder, die sie einnahmen, die beiden Religionen, die seitdem den Epizentrum und Orient beherrschten und für ihre weitere Geschichte so bestimmend werden sollten; beide erzeugten die Mischungen verschiedener Rassen und Kulturen, die dem ganzen Mittelalter seinen eigenständlichen Charakter gaben.

Die Ausbreitung des Islams bewirkte zunächst weitere Fortschritte der neuentstandenen europäischen Rassen und des noch erhaltenen oströmischen Reiches; sie führte dann zu Kämpfen, welche vom 6. Jahrhundert an bis in unsere Zeit fast ununterbrochen geführt worden sind, zugleich Religions- und Rassen-

*) Geschichte der Mauren in Spanien bis zur Eroberung Andalusiens durch die Almoraviden, von H. Dops. Deutsche Ausgabe Originalbeiträge des Verfassers. 2 Bde. Leipzig, bei Fr. Wüll. Grunow. 1874.

Kämpfe; die Kreuzzüge sind nur ihr Höhepunkt, nicht anderen Charakters wie die vorangegangenen und später folgenden; sie wurden endlich in Folge der fortwährenden Berührung der orientalischen mit den abendländischen Völkern eins der wichtigsten Kulturmomente für die weitere Entwicklung der europäischen Geschichte. Für uns ist von allen jenen glänzenden Kriegsthaten und Eroberungen der Araber keine wichtigere und interessanter als die Spaniens, nicht nur weil damit zugleich das übrige Westeuropa ernstlich bedroht wurde, sondern namentlich, weil sich hier nun allmählich die Bildung einer eigenthümlichen, aus den verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Nationalität vollzog, die allerdings weiterhin in der Zeit der Reconquista unterlag, nicht jedoch, ohne dem spanischen Volke in seiner äußeren Erscheinung, in seinen Sitten und seiner Kultur und in seiner Sprache deutliche Spuren zu hinterlassen. Und so dann war es gerade jener Kampf zwischen den Christen und Mauren um Land und Glauben, der den spanischen Nationalcharakter gebildet hat, jenen Charakter, der aus tiefster Religiosität und ritterlichem Wesen gleicherweise zusammengesetzt war und naturgemäß nach der Zeit der Kämpfe und des Ruhmes in priesterlichem Fanatismus und leere Prählerei und Prunkwuth ausartete, bis dann seit der napoleonischen Invasion und dem Unabhängigkeitskriege jenes Land in seine neueste Phase eingetreten ist, in welcher es noch heute um Gewinnung neuer Grundlagen seiner staatlichen Existenz ringt.

Das Werk R. Doyss, des berühmten Orientalisten und Historikers an der Universität Leyden (*histoire des Musulmans d'Espagne*), welches die Entstehung des Islams, seine Ausbreitung in Asien und Afrika und seine Herrschaft in Spanien bis zur Eroberung Andalusiens durch die Almoraviden (711–1110) darstellt, ist uns jetzt durch eine deutsche Uebersetzung vermittelt, welcher der Verfasser noch Originalbeiträge hinzugefügt hat; Graf Sandelski führt sie mit einem Vorworte ein. Abgesehen von Stellen, die hier und da etwas zu enge Anlehnung an den französischen Text zeigen oder weniger korrekt sind, verdient die Uebersetzung alles Lob. Ueber das Werk selbst brauche ich mich kaum anerkennend zu äußern; der Verfasser ist als einer der ersten Kenner spanischer Geschichte und Landeskunde, namentlich durch seine Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le moyen âge, hinreichend bekannt. Aber abgesehen von dem gründlichen historischen Wissen und immensen Quellenstudium ist das Werk durch meisterhafte Darlegung der bewegenden Thesen und der Stellung der Parteien, sowie durch künstlerische Auffassung der Charaktere ausgezeichnet. Wir durchleben jene Eroben wirklich mit und sehen jene merkwürdigen und nur selten sympathischen Männer handeln, die Ereignisse sich vor uns abwickeln. Nicht zum wenigsten trägt dazu das geschickte Einschleichen von Episoden bei, welche, wörtlich aus den arabischen Quellen übersezt, zur Anschaulichkeit und zum intensiveren Verständnisse der Ereignisse sehr viel beitragen; ebenso die wörtliche Uebersetzung von Stellen aus arabischen Dichtern. Das Meiste wird hier zum ersten Male in einer lichtvollen historischen Darstellung gegeben.

Den Charakter, den die Araber zur Zeit Mohammeds zeigten, haben die Beduinen bis auf unsere Tage benahmt. Sein Hauptmerkmal ist starrte Unveränderlichkeit und Gleichgültigkeit gegen alle Kultur, der Stolz, gerade so zu bleiben wie sie sind; denn so erscheinen sie sich vortrefflich und glücklich. Die Wesen eines Stammes genießen unbeschränkte Freiheit, in Vergleich mit welcher selbst die freieste europäische Verfassung als Tyrannei erscheint, der Häuptling hat seine Stelle fast nur als ein

Ehrenamt, welches ihn verpflichtet, es allen übrigen in den arabischen Karabinaltugenden vorzuziehen. Unter einander sind sie völlig gleich, sofern nicht die Vorträge, welche der Araber am höchsten stellt, und erbe Abkunft eine gewisse freiwillig zugegebene Ungleichheit hervorbringt. Jene Vorträge sind Großmuth, Gastfreundschaft, politische Anlage, Redegabe; „das Geld verachtet man, wenn das Erbtloß in Wohlthaten aufgebraucht ist, aus der Hand in den Mund leben von dem Raube, welchen eigene Tapferkeit ermorben, das ist das Ideal eines arabischen Helden.“

Die Könige der Araber, urtheile der Kalif Omar, sind die Redner und Dichter, sind alle diejenigen, welche die Tugenden der Beduinen üben; die Nichtadeligen sind die beschränkten oder bösen Menschen, welche sie nicht üben. Brüder nennen sich die Stammesangehörigen; unter einander geht ihnen die Liebe und Selbstverleugung bis ins Unbegrenzte, jene Hingabe, die sie *asabiya* nennen. Liebt euren Stamm, sagt ein Dichter, denn ich hängt mit ihm zusammen durch Bande, welche härter sind als die, welche zwischen Mann und Weib bestehen. Daher ist ihnen eine unbedingte Hingabe an die Interessen, die Ehre und den Ruhm des Stammes erste Pflicht, gleichsam angeboren; daher auch die strenge Abgeschlossenheit nach außen, die ewigen Feinden, welche zur Rache eines an dem Einzelnen verübten Unrechts zwischen den Stämmen geführt und bei dem Gebote der Blutrache ins Unendliche fortgejagt werden, und der jenen zu einer Rassen- und Blutsfeindschaft ausartende Haß zwischen denselben Stämmen. Mohammed zwang die verschiedenen Stämme viel zu gewaltsam zu dem neuen Glauben und gemeinsamen Thaten zusammen, als daß sie nicht nach seinem Tode hinten versuchen sollen, die ihnen widerwärtige Vereinigung zu lösen; der Haß von Stämmen, welche sich schon früher geküßt hatten, war nun nur noch verheißt worden; die langwierigen Bürgerkriege legten davon Zeugnis ab, die besonders zwischen den Yemeniten und Maabiten bis zur Vernichtung geführt wurden, und bis auf den heutigen Tag hat sich jene Feindschaft aus denselben Neigungen, Verfehlungen, Gewohnheiten, Religion vererbt. Die Feindschaft der Abstammung, sagt ein alter Dichter, ist von unsern Vorfahren auf uns gekommen, und so lange diese noch Nachkommen haben, wird sie dauern. „In der Geschichte Europas giebt es nichts dem blüueln verfeindeten, ihr auflodernden Haß der beiden arabischen Völker Aehnliches; sie erwürgten sich unter einander bei den wichtigsten Anlässen; in jeder Provinz bestand der Zwiespalt, nur unter verschiedenen Namen. Der Haß zwischen den „Vertheidigern“ von Meina und den Omajjaden von Mekka pflanzte sich von der Schlacht von Charrar (683) und der Zerstörung Meinas durch die Sarras bis nach Spanien fort und erlosch erst als politisch bedeutend in der Mitte des 8. Jahrhunderts; bei den Beduinen ist eine solche Feindschaft nie erloschen. — Man kann behaupten, daß es bei den Arabern überhaupt Individuen in unserem Sinne nicht giebt; der Stamm ist die Einheit, das Individuum, das zu einer Gesinnung, einen Willen, eine Ehre und einen Ruhm hat, in dem aber auch der Haß nicht erlischt, wie beim einzelnen Menschen, sondern sich selbst fort und fort erzeugend weiterlebt.“

Welcher Unterschied des Charakters und der Ideale zwischen den Arabern und uns Europäern, die wir nie genugsam dem Allen bleiben, sondern in unserer unruhigen Phantasie stets dem Besseren nachjagen! Aber gerade in dieser unserer ewig anfangenden Einbildungskraft liegt aller Fortschritt und alle Kultur, und die wir jene Wüstenköhne überlassen. Den Arabern ist, um es kurz zu sagen, ein scharfer Sinn für alles Knechtende, Knecht eigen, während sie abstrakten Ideen durchaus unzugänglich sind;

und doch sind diese es, welche die Weltgeschichte bestimmen. Ihr geistliches Leben bewegt sich von jeher in engen Grenzen, und in der einfachsten Schicksalsform, und nur zeitweise konnten sie durch Männer von großer Thatkraft und rücksichtslos, ja unheimlichem Willen, wie von Mohammed und den ersten Kalifen Abu-Bekr und Omar, oder in Spanien von Abderrahman I. und III. und Almanzor zu einer umfassenden staatlichen Gemeinschaft und gemeinsamen Aufgaben hingeführt werden. Ebenso steht in Religion und Kunst ihr Geist dem Sinnlich-Wahrnehmbaren allein zugewandt; ihre frommen Theologen sowohl, als die Freigeister sind dieses Charakters, nur daß jene sich an ihre äußerliche Sühnungen anklammern, diese jedem positiven Dogma überhaupt skeptisch entgegenreten; aber beide sind ohne jeden religiösen Aufschwung und ohne die Mystik und Phantasie des Gemüthes, während andererseits im Abendlande Strenge, gläubige und Philosophen doch zuletzt im Aufschwunge zum Transzendenten zusammentreffen. Sene bleiben dem Banne der Erscheinungswelt beherrscht und vermögen es nicht ethische Vorlesungen, welche über die engen Kreise der Stammesgemeinschaft hinausgehen, zu fassen, geschweige denn die allgemeinen Ideen der Ethik auch nur zu verstehen: diese schwingen sich über die Natur, durchbrechen die Schranken der Individualität und wagen es, die Ewigkeit selber als ein Problem aufzulassen. Sene denken materialistisch, diese idealistisch; jene sind in der Moral peinigenden Wesens, im besten Falle in der Praxis fleischer Festigung, diese sind erfüllt vom Geiste Disloas und Augustins. Sene wohl verträgt sich mit dem Gelagen, ja es trägt zu seiner Behäufung der jener Rang zum Abreglandern, der die Kraber anhängt, in welchem sie Träumen und Prophezeiungen unbeliebt vertrauen.

Nicht anders ist die arabische Poesie; sie erscheint uns im besten Falle als eine gute Beschreibung der unmittelbar vorliegenden Außenwelt und wird nie einen greifartigen Eindruck auf uns machen. Anstatt anschauliche Vorstellungen in uns zu erwecken, bezieht sie sich gesuchter Bilder; anstatt durch möglichst treffende Ausdrücke das Wesen der Sache zu bezeichnen, hilft sie sich mit malenden Epitheten. Wenn sie nicht von glühender sinnlicher Liebe angeregt und sich in üppigen Bildern, sei es in der Erinnerung der verstrichenen Freuden, sei es in der Hoffnung auf zukünftigen Genuß ergötzt, so ist sie von dem Dasse und der Anklage eingegeben: Die unmittelbarsten Leidenschaften sind ihre ständige Quelle; alle Einbildungskraft fehlt. Der Mohammed war ihre Religion die einfachste Naturreligion, eine Mythologie haben sie nie gehabt; Mohammeds Lehre selbst war die einfachste, schlichteste, vernünftigste, die vom Sinnlichen nicht loskam und ihre Mythen und Symbole des Uebernatürlichen hatte; sie brauchte deren nicht. Gerade so verhält sich die Poesie der Kraber. Heldengedichte haben sie nie gehabt, ebenso wenig erzählende; alle hat lyrisch und vom Gefühl des Augenblicks eingegeben; was wir unter dem Namen des Zeulens lieben, verehren und als lebenden Stern der Augen haben, kennen jene nicht; „was schon seit den entlegenen Zeiten in ihren Augen am meisten galt, ist Verzagtheit und Eleganz des Ausdrucks und die technische Seite der Dichtkunst. In ihrer Literatur ist die Erfindung so selten, daß wir, wenn uns ein phantastisches Gedicht oder eine phantastische Erzählung auffällt, von vorne herein ohne Besorgniß mit zu lesen behaupten können, daß ein solches Produkt nicht natürlichen Ursprungs, vielmehr eine Uebersetzung sei. So sind z. B. alle Heldensagen in 1001 Nacht... verfaßt oder indisch Ursprungs.“ Auch als die Kraber sich in ihren weiten, mit der Schärfe der Schwerter eroberten Provinzen niedergelassen

hatten und nun anfangen konnten, sich mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen, haben sie denselben Mangel an schöpferischer Kraft offenbart. Sie haben die Werke der Alten überseht und erklärt; sie haben gewisse Spezialitäten durch fleißige, genaue und ins Einzelne gehende Bemerkungen bereichert; jedoch erfunden haben sie nichts, man verdankt ihnen keine einzige große und fruchtbare Idee.“

Der Kraber ist seiner Natur nach nicht religiös; denn ihm fehlt die Einbildungskraft und der Aufschwung des Geistes, welcher jeder Religion notwendig ist; streng verstandesmäßig angelegt und unfähig, von der Realität der Dinge zu abstrahieren und mit ihr durchaus zufrieden, in einem Leben, das von Krieg und Brutemachen erfüllt, von Liebe und Dichtung verschönt wird, völlig aufgehend, war er im Grunde selbst für Mohammeds einfache, sachliche, allem Künstlichen fernstehenden Lehre wenig geeignet. Das Lamb, welches wegen seiner Armut den Blick fremder Eroberer nie auf sich gelenkt hätte, wurde von Mohammed graben erobert und dadurch in völlig neue Bahnen gedrängt, auch bis zu einem bestimmten Grade umgewandelt; indeß, wie wir sehen werden, mehr äußerlich und ohne Bestand. Die eigentlichen Träger der neuen Lehre wurden nicht die Kraber, sondern in zweiter Linie besetzte Völker, ein der Befestigung und Ausbreitung des Christenthums ganz analoges Verhältniß.

Mohammed gilt seinen Anbängern wenig. „Wieviel war der Gelandte Gottes seinen Zeitgenossen nicht so sehr überlegen, aber gewiß ist, daß er ihnen nicht gleich. Von jarter, leicht erregbarer, höchst nervöser Konstitution, die er von seiner Mutter geerbt hatte; mit übertriebenen und krausförmigen Empfindungen begabt; ein Freund entleerter Spaziergänge und langer Abendschwärmereien in den verborgenen Thälern; weinend und schluchzend wie ein Weib, wenn er liebend war; epileptischen Anfällen unterworfen, ohne Muth auf dem Schlachtfelde — stand er mit seinem Charakter in auffallendem Kontraste zu den Arabern, die besten kräftigen, euergeischen und kriegerischen Männern, welche nichts von Träumereien verstanden und es für eine schimpfliche Schwäche hielten, wenn ein Mann weinte, selbst wenn er einen Gegenstand seiner gärtlichen Liebe verlor. Außerdem hatte Mohammed mehr Phantasie als seine Anbänger und eine von Erdmüdigkeit durchdrungene Seele. Ehe jene Träume weltlichen Ehrgeizes die ursprüngliche Reinheit seines Herzens trübten, war die Religion sein Alles; sie war es, die alle seine Gedanken, alle seine Geistesdrücke durchdrang. Dadurch vergrößert unterhielt er sich von der Waise des Volkes.“ — Bei seinem Auftreten in Arabien herrschten drei Religionen, die alle heidnische Naturreligion, mit dem obersten Gotte Allah, dessen Vermittler die andern Götter waren, eine Religion ohne jede Innerlichkeit und Bedeutung; jedoch die jüdische, die von ihren Bekennern mit Intoleranz verteidigt wurde, und das Christenthum, zu welchem sich wenige Jünger bekamen, die noch dazu einen sehr oberflächlichen Begriff davon hatten. Welches war nun die Aufgabe, welche sich Mohammed gestellt hatte? Keine geringere, als in seinem Volke das religiöse Gefühl überhaupt erst zu erwecken und sie davon zu überzeugen, daß die Religion keine gleichgültige Sache sei, deren man allenfalls entbehren könne; „er mußte ein sinnliches, fleisches, irdisches Volk umformen und gänzlich umwandeln.“ Wie erreichte er dies? Geschmäht, verspottet, beschimpft predigte er zehn Jahre lang; noch zählte die Sekte wenig Anhänger, und alles schien anzudeuten, daß sie endlich wieder verschwinden werde, ohne Spuren nach sich zu lassen; da fand er in Medina Anhänger und Verteidiger. Die Mehlner gehörten zu den Timeniten, die Mekkaner zu den Moabitern; es waren

das die beiden verfeindeten Rassen Arabiens; die Beduinen waren Ackerbauer, was sie in den Augen ihrer Gegner noch mehr erniedrigte, die Messianer Kaufleute und Nomaden; endlich war der Gegensatz noch verschärft dadurch, daß die Beduinen sich mit einer Menge Juden verfeindet hatten. Nachdem es Mohammed über sich gebracht hatte, sich durch den großen Schwur von Akaba mit den Beduinern auf immer zu verbinden und sich damit von seinem Stamme unabwehrbringlich zu scheiden, verführte er gegen Mekka den heiligen Krieg. Von da an dastet sein Ziel, die geschichtliche Bedeutung seiner Sache. Der Kassenhof, die Hebelnast, die Beutegier, diese Triebe setzten jenen fürchterlichen Fanatismus zusammen, der seinen Anhängern von da an eingeißt; sie sind auch in der Folgezeit die Mittel zur Ausbreitung und Befestigung der neuen Religion geblieben, nicht die Glaubensfreudigkeit und das freiwillige Bekenntnis und das Blut der Bekehrten. Nachdem Mekka erobert worden war mit der Lösung der Verteidiger: Heute ist der Tag des Blutbades, der Tag, an welchem gar nichts gespart werden soll; nachdem Arabiens Pandemonium mit den 360 Götzenbildern, welche von ebenso viel Stämmen angebetet wurden, zerstört worden war — es kam später der Tag, wo die Messianer dafür an Medina schreckliche Rache nahmen —, nachdem die siegreichen Waffen der beiden ersten Kalifen, Abu-Bekr und Omar, und ihre unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Sache und Ghallabi wordenes Schwert in den Arabern die Ueberzeugung hervorgebracht hatten, daß dieser Religion gegenüber kein Widerstand mehr möglich und Abfall Tod sei; als sich nun die Kraft des gewaltsam gezwungenen Glaubens verflüchtete, das römische Reich und Afrika wandte: da war der Islam äußerlich wenigstens zur Herrschaft gekommen, und die Aussicht auf Ruhm und unermeßliche Beute, welche sich den Bekehrten eröffnete, hielt sie dabei zurück. Aber abgesehen von jener kleinen Schaar wirklich begeisterter Anhänger, war es eine rein äußerliche Bekehrung, und ist es für die Araber geblieben. Die Perser vielmehr und Nordafrikaner, dann die Türken, wurden die eigentlichen Anhänger und die Träger des Islams, wenn wir darunter eine Religion und nicht den Dedmantel von Eroberungs- und Beuteinsten verstehen.

Bei den Arabern und Syrern ist der Islam nur flüchtig tiefer eingedrungen. Auf dem gemeinschaftlichen Haß gegen den neuen medizinischen Adel und die neue Religion beruhte jene innige Sympathie, welche Moawija, den Omayyaden, mit den Syrern verband. Der Widerstand gegen den aufgewundenen Glauben nahm nur den Charakter eines Streites der Personen und Stämme an. Der durchaus skeptische, freie Sinn der Araber setzte sich bald über die strengsten Vorschriften des Islams hinweg und nur der neugeschaffene Priesterstand, die Zahib und Kabib, hielten auf ihre Beobachtung, weil davon ihre eigene Bedeutung abhing; aber die dem arabischen Charakter eigne Streiflust, die einmal entzündet und zum religiös-nationalen Fanatismus gesteigert war, blieb und trug das Schwert hegreich bis zum Gange und bis über die Säulen des Herakles. Die heiligen Beduinen, wie wohl mohammedanisch, sind das toleranteste Volk Afrikas; im vierten Jahrhundert sogte der König Marbad von Sennen: „Ich herrsche über die Körper und nicht über die Meinungen. Ich verlange von meinen Unterthanen, daß sie meinem Regiment gehorchen; was ihre Verfassungen anbetrifft, so kommt es Gott, dem Schöpfer zu, sie zu richten.“ So denken die Beduinen jetzt wieder. „Heutigen Tages“, sagt Burton, „gibt es wenig oder gar keine Religion in der Wüste; es kümmert sich Niemand um die Gesetze des Korans.“ Denn der Kämpfer ist vertieft in die Interessen dieser Erde bei Kampf, Wein, Spiel und Liebe;

„Lust und die Gegenwart genessen, denn bald wird uns der Tod erreichen.“ Wie skeptisch und zugleich spöttisch die Araber alle positiven Religionen ansehen, zeigt jene Anekdote vom Könige Mowabit von Ghira. In diesem waren christliche Bischöfe gekommen, um ihn zu bekehren. Der König hörte sie aufmerksam an, wurde aber dann plöblich, als ihm ein Offizier ein Wort ins Ohr sagte, sehr traurig. Jene fragten ihn um die Ursache, da antwortete er: „Ach welche unselige Nachricht! Ich erfahre, daß der Engel Michael gestorben ist.“ „Rein, Prinz, man trügt dich; ein Engel ist unsterblich.“ „Aber wie! Wißt du doch selbst mich überzeugen, daß Gott den Tod ertötet hat.“

Ein Dedmantel für das politische Parteeleben in den Bürgerkriegen wurde der neue Glaube; das mußten jene Realisten wissen, wie Doyz sie nennt, erfahren. Als der Kalif Ali in Moawija nach der Schlacht von Giffin einen Vertrag schloß, ließen ihn 12,000 Soldaten, die meisten „fromme Leute des Korans, zuverlässige Männer, ihrer Religion sehr angethan und sehr orthodox; aber sie verstanden die Orthodoxie ganz anders als Ali und die medizinische Aristokratie.“ Bölig entrüstet über die Verderbtheit und Heuchelei der Gefährten Mohammed, welche die Religion nur als Mittel zur Ausübung ihrer Pläne weltlichen Ehrgeizes gebrauchten, trennten sie sich von der offiziellen Kirche; Republikaner und Demokraten, sowohl hinsichtlich der Religion wie der Politik, und zugleich strenge Moralisten, zeigten sie mit verschiedenen Berührungspunkten mit den englischen Jesuiten des 17. Jahrhunderts, der Partei Cromwells. „Sie waren als und feurige Seelen, welche in einem Jahrhunderte des Egoismus sich völlige Reinheit des Herzens bemerkt hatten, welche ihr Streben nicht an die Güter dieser Erde hängten, welche eine zu große Idee von Gott hatten, um ihm moschismäßig zu dienen, um sich in gewöhnliche und leichte Frömmigkeit einzuschließen; sie waren wirkliche Jünger Mohammeds, aber des Mohammed, wie er in der ersten Epoche seiner Mission gewesen, als noch Dajim und Frömmigkeit seine begeisterte Seele ganz erfüllten, während die Orthodoxen von Medina eher die Jünger des andern Mohammed waren, des Betrügers, der mit unerfülltem Eifer danach strebte, die ganze Welt durchs Schwert zu erobern.“ In der Zeit des blutigen Bürgerkriegs hielten sie sich an die schönen Worte des Korans: alle Moslems sind Brüder. Sie predigten in gerechter Empörung über die Verderbtheit und Scheinheiligkeit ihrer Zeitgenossen, daß der Glaube ohne Werke ungenügend sei und daß die Sünder ebenso gut als die Ungläubigen bestraft werden würden. Und wie ging es diesen wahren Jüngern Mohammeds? Umgekehrt wie sonst, wo der minder Gläubige als Reher verfolgt wird, wurde gegen sie das Anathem geschleudert: „in den Augen jener leichtsinnigen, leeren, zweifelstüchtigen, halbheidnischen Menschen war eine so leidenschaftliche, mit so strengem Zengend gepaarte Religion Kezerei.“

Die Regierung ihrerseits war mit vollem Rechte beunruhigt durch diese unruhigenden Demokraten, welche den Koranismus bei ausschließlicher Recht zum Kalifat bestritten; Jeder sollte nun gewählt werden, welches auch seine Stellung sei, ob er dem höchsten Adel angehörte oder der niedrigsten Klasse der Gesellschaft, ob es Koraschiten oder Sfarer sei; ja indem sie von einer volkreichen Gesellschaft träumten, predigten sie, ein Kalif sei nur dazu notwendig, um die Wägen zu jäheln; die wahrhaft Gläubigen, die tugendhaften Menschen, könnten sehr gut ohne ihn bestehen. Sie begannen gegen sie in Iran eine grausame und endlose Verfolgung; in den Schlachten befeht, befanden sie als Geiseln weiter- und ertragen mit bewunderungswürdiger Festigkeit Tod und Martern; wahrhaft großartige Tugenden von ihrem Mache und

ihre Treue sind überliefert worden. Als Scheinbund nahmen sie dann ihrerseits einen furchtbaren Charakter an; ganz Rätzkyern wurden Heuler und fanatische Ausrotter ihrer Feinde.

P. Höpfer.

Rußland.

Die Russen in Sebastopol.

Zur Erinnerung an den glorreichen Fall von Sebastopol hat vor vier Jahren der russische Thronfolger das Museum von Sebastopol gegründet. Aber nicht Geschiebe und Bombenplitter allein sollten den kommenden Geschlechtern von den Leiden und Heldenthaten dieser Belagerung erzählen, es wurden auch an die, die jene Schreckenszeit überlebt und durchgemacht hatten, Erinnerungen erlitten, ihre Erinnerungen an jene großen Ereignisse in der Form von Aufzeichnungen aller Art in dem neu gegründeten Museum niederzulegen. Briefe, die von den Belagerten an ihre Familien gerichtet, Tagebücher, aus der Erinnerung niedergeschriebene Darstellungen, Berichte über besonders hervorragende Thatfachen und Einzelheiten der Belagerung, Beurteilungen gewisser leidender Personen und bestimmter Vorgänge, genug eine ungeheure Menge von Einlässen wurden in Folge jener Aufforderungen an das Museum gesandt. Aus diesen Papieren wurde eine Auswahl getroffen und durch den Druck veröffentlicht. In drei Bänden liegt bereits die Ausgabe an jenen Beiträgen vor.

Nicht Gewandtheit und Klar der Darstellung, sondern Treue und Wahrhaftigkeit sind von den Mittheilenden gefordert. Die Hiterprüche in der Beurteilung mancher Thatfachen, wie sie bei einer Zusammenstellung unabhängiger Urtheile unausweichlich sind, hat man nicht bestritten und den Werth und die Vertrauenswürdigkeit des Unternehmens dadurch nicht unerheblich gemindert. Die eingewebten Briefe aus jener Zeit halten das Bild jener Vorgänge in der Grösse der lebendigen Gegenwart fest und auch der Nachwelt vor Augen, die wandelbaren, schwankenden Stimmungen inmitten der Belagerten, das wachsende Groll, die gesteigerten Schreden, die tausendköpfige Furchbarkeit der Belagerung, alles dieses ist wie mit unverwischbaren Tinten anscheinlich und ergreifend in dem Werke vor uns hingestellt. Die Helden, die tapferen Kämpfer von Sebastopol, das sind Ausdrücke, die zu den höchsten Ehrenbezeichnungen des russischen Soldatenstandes heute bereits gehören, durch dieses Werk wird der vollstündigen und sprüchwörtlichen Tapferkeit ihrer Männer ein neues, dauerndes Zeugnis und Denkmal, die höchste Begründung verliehen. Von den Anfängen bis zum Kampfe der Belagerung, von den Wundern der fast wehrlos überlieferten und nur durch eine seit den letzten Tagen Karthagos beispiellose Heldenthatigkeit und Ansepfungsfähigkeit widerstandsfähigen Festung bis zu den letzten Beweisen heldenbravere, verweigert tadelnswürdigen Widerstandes bei den Stürmen der Einnahme ist der ganze Verlauf der Ereignisse treu und sorgfältig hier aufgezeichnet. Die spätere Vorstellung von einem unabwehrbaren Verbängnis, der im russischen Heere verbreitete Fatalismus im Verein mit einer wunderbaren Hingebung und Vaterlandsliebe haben aus den Kämpfern, ja aus allen Bewohnern Sebastopols Helden gemacht, denn nicht nur die Bun-

derthaten der Führer und der Mannschaft, auch vom Heldeumuthe der Frauen und Mädchen erzählt der Bericht. Und wie die Gewohnheit selbst dem Finstern und Dunkelhaften seine Schreckenshaftigkeit nimmt und der Mensch mitten in Todesgefahren die süße Gewohnheit des Daseins pflegt und das ringsumbrante Leben freundlich ausstaltet, so fehlt es selbst aus jenen Sammettagen nicht an Bildern geselliger Vergnügung, menschlicher Freude und durch Thränen lachenden Unworts. Aus jenem Bericht wird erst eine feingearbeitete, an köstlichen Einzelheiten reiche innere Belagerungsgeschichte von Sebastopol herzuheben sein, denn in ihnen ist auf Alles geachtet, für alle Beziehungen Stoff vorhanden. Selbst die Spiele der Kleinen sind berücksichtigt; sie spielen die Belagerung.

Die Belagerung Sebastopols gehört zu den merkwürdigsten in der Kriegsgeschichte. Es war nicht eine bestimmte, durch Einschließung dem grausamen Geschehe der Vernichtung geweihte Zahl von Streitern, die von Tag zu Tage geschwinden wäre und damit den Tag des Falles genähert haben würde. Sebastopol war nach dem Innern des Landes so offen, immer neue mächtige Nachschübe sollten die Lücken verstopfen, die die Mordgeschosse in die Reihen gerissen hatten, so gab es immer Neulinge, die die Feuertaufe bestehen mußten und erst nach schweren Verläufen dahin gebracht werden konnten, mit den tausenden Gästen auf vertraulichen Fuß sich zu setzen. Eine und eine halbe Million Burgeschosse, die fünfundsiebenzig Millionen Hintenschüsse nicht gerechnet, hagelten auf die Festung nieder, weithin in der Runde erlöschten die furchtbaren Entladungen, selbst die abgehärteten, donnergewohnten Ohren konnten die Heftigkeit der Enterschütterung in der Stadt nicht ertragen. Von den Anhöhen aus betrachtet, bei der Schauplatz den Kahlheit der Hügel war und in jedem Zuschauer mußte die Ueberzeugung erwachen, daß gleich Nachtbares niemals auf Erden gesehen worden sei.

Ein Monate lang fiel auf den harten russischen Amboss der schwere Hammer des Westens nieder. Aber in dem graulichsten Zerschlagenswerke gab es auch Ruhepunkte, in denen der Donner schwieg, der Sturm den Atem anhelt, um nach kurzer Rast mit erneuter Huth und Heftigkeit loszufahren. In diesen Augenblicken der Ruhe, da ein kurzbelebener Waffenstillstand es verstatte, die Tohlen zusammenzuwaschen und einzuscharren, erblühte zwischen Belagerten und Belagerten der freundlichste Verkehr und die, die nach Augenblicken wieder die Vernichtung und das Mordwerkzeug wider einander richten sollten, unterhielten sich, als wäre niemals Feindschaft unter ihnen ausgebrochen. Zeichen der Erinnerung wurden ausgetauscht, Andenken gewechselt, Gaben mittel gegenseitig verabschiedet und die thronengewohnten russischen Offiziere mußten aufpassen, wenn sie die Franzosen vom russischen Branntwein zu Thränen gebracht sahen. Auch das Verbalten, die Kriegsführung sowohl, wie die Haltung des Belagerers erfahren hier eine neue Beleuchtung, die um so werthvoller wird, als sie von Feindehand herkommt. So beabsichtigen diese Veröffentlichungen nicht nur ein auf Rußland begrenztes, sondern ein allgemeines Interesse. Wenn für Rußland eine Stärkung seines Heereszweiges, ein kostbarer Schatz von Erinnerungen in diesem Werke liegt, so werden die übrigen Völker eine werthvolle und eigenartige Bereicherung der Kriegsgeschichte und neue Aufschlüsse über einen ihrer bedeutendsten Abschnitte daraus entnehmen.

U n g a r n.

Das neue Regiment am Nationaltheater zu Budapest.

So oft ich irgendwo im Auslande über unsere Zustände zu sprechen die Gelegenheit hatte, nahm man meine günstigsten Schilderungen beinahe ausnahmslos mit einer köstlichen Freude entgegen. Und wenn ich auch sie und da unter dem wohlwollenden Schein ein kleiner Skeptizismus verbarg, so war es doch zu erkennen, daß die liebevolle Theilnahme, mit der man im Auslande meine Heimat behandelt, sogar bei den eingeweihtesten Zweiflern gerne das gelten ließ, womit sie vielleicht in ihrem Innern nicht ganz übereinstimmen konnten.

Klein trotz all diesen Sympathieen stieß ich bei einer Behauptung immer auf den lebendigsten Widerspruch. So oft ich noch zu behaupten wagte, daß unsere Nationalbühne in Budapest mit keinem einzigen deutschen Theater den Vergleich zu scheuen habe, so schüttelte auch der glühendste Magyarenenthusiast bedenklich sein Haupt.

Und doch ist dem so. Ja ich gebe mich sogar der allerdings etwas gewagten Hoffnung hin, daß meine geneigten Leser mindestens die Möglichkeit dessen zugeben werden — vorausgesetzt natürlich, daß sie meine Zeiten, aus Entrüstung über eine derartige Zurechnung, nicht ohne weiteres aus ihren Händen gleiten lassen werden.

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, zu behaupten, daß die ungarische Schauspielkunst im Allgemeinen auf einer so hohen Stufe stehe, wie die deutsche; das ist leider nicht der Fall. Und wenn ich auch jetzt noch meine frühere Aussage festhalte, so ist das einzig und allein einem Umstande zuzuschreiben, der hier äußerst schwer ins Gewicht fällt.

Zehrerinnen wird es zugeben müssen, daß es nirgends so viel gute Bühnen giebt, wie eben in Deutschland; ebenso unangenehm ist aber auch jene Thatsache, daß von diesen unglückigen guten Theatern keines auch nur schlechterhin als die beste, alle anderen in jeder Beziehung weit überflügelnde Kunststätte bezeichnet werden mag.

Bei uns nun ist eben der umgekehrte Fall. Unsere Schauspielkunst steht im Allgemeinen auf viel schlechteren Höhen, als in Deutschland, allein wir haben als Entschädigung dafür im Mittelpunkt, im Herzen des Landes eine Bühne, die alle ihre Genossen in jeder Hinsicht und so entschieden übertrifft, daß schon das nächstbeste Theater, das von Klausenburg, eine unüberbrückbare Kluft von dem zu Budapest trennt.

Seit mehr als fünfzig Jahren ist Budapest der Brennpunkt aller nationalen Bewegungen. Es ist das Mekka aller strebsamen Geister, die sich auf irgend welchem Gebiete der geistigen oder materiellen Kultur auszeichnen wollen.

Die offizielle Vereinigung der alten, ehrwürdigen Reichshauptstadt mit der ihr gegenüber liegenden, allein durch die Donau von ihr getrennten jungen, reich und mächtig heranwachsenden, westreichsten Kommune des Landes, wurde erst vor ein paar Monaten vollzogen; allein im Auge des Ungarn galten sie schon längst für eine einzige Stadt, und seit dem großen Erdbeben war es das feste, nur durch die brutale Gewalt unterbrochene, im Innern nie aufgeborene Streben aller Patrioten, sie zu einer dem Reiche würdigen, auf europäischer Höhe stehenden Metropole heranzubilden.

Die Bevölkerung und Hebung, das Wohl und Wehe der Hauptstadt ist für uns eine Frage, vor welcher jeder Volkspatriot

tismus verstummt. Der Bewohner der entferntesten Gauen ist nicht minder stolz auf sie, betrachtet sie nicht in geringerer Weise als sein Eigenthum, als jener von ihm Beneidete, der in ihren Mauern wohnt. Der ärmste Ungar, wohnt er in der entlegensten Provinz, muß sie wenigstens einmal gesehen haben, um dann, in seine Heimat zurückgekehrt, unermüdet und begeistert von ihrer bewundernden Pracht zu erzählen. Er denkt an sie mit demselben Gefühl, mit dem man sich seiner ersten Liebe erinnert.

Unter solchen Umständen kann es Niemanden wundern, daß keine andere Hauptstadt eine strengere und konsequenter durchgeführte Zentralisation aller Landeskräfte aufweisen kann wie eben Budapest. Und dies mag auch den zwischen der Metropole und den bedeutendsten Provinzstädten in jeder Hinsicht fühlbaren außerordentlichen Abstand erklären.

Der gelehrteste Provinzinspektoriatsverwalter verläßt ohne Bedenken seine hervorragende Position für eine Stellung zweiten Ranges am Nationaltheater, muß sie ihm sogar materiell unangenehm sein. Die Höhe, die ein ungarischer Künstler auf der Leiter der artistischen Hierarchie zu beanspruchen darf, wird beinahe einzig und allein von den Erfolgen bestimmt, die er in der Hauptstadt erntet. Ja er kann überhaupt seinen Namen als Künstler früher gar nicht für begründet erachten, bevor er nicht in Budapest die Kunstweibe erhalten; und der leiseste Beifall des verdachten hauptsächlichsten Parfais hat immer mehr Gewicht als die unbeschränkten und überschwellenreichen Ovationen der Provinz.

Die Blüthe des Nationaltheaters fällt um das Jahr 1840, als der gefürchtetste Kritiker seiner Zeit, Josef Bajza, an der Spitze des Instituts stand. In den fünfzig Jahren waren beinahe noch dieselben Kräfte vorhanden; ja wir hatten Künstler, wie wir sie heute leider noch immer vermischen: ich erwähne nur die Tragödin Szalai, die sentimentale Liebhaberin Penkeo, die Charakterdarsteller Gressi, Bácsó und Szenyösi, den hohen Komödiant, den Komiker Repner u. s. w. — allein der schärfsten Leistung zufolge mochte sich ein allmählicher Verfall bemerkbar, der in den sechziger Jahren, als beinahe alle die eben angeführten großen Künstler nicht mehr lebten oder wenigstens von der Bühne Abschied nahmen, seine ärgste Auswirkung erreichte. Die Führung des Instituts lag in den Händen einer aristokratischen Ketzin, die ihre Kunstliebhaberei auf eine ziemlich realistische Weise erwarbte, ihr Kunstmagenat als eine Art höherer Exekutive betrachtete und die eigentliche Leistung einer ihrer Paume hübsigenden Elite überließ, die es wohl verstand das Theater in ein künstlerisch und literarisches Wagnepol umzuwandeln.

Unter den Schauspielern war mittlerweile allerdings eine neue Generation herangewachsen. Die Künstlerpaare Jekeli und Egerdabóli, Josef Toldi, der jüngere Penkó und der namhafte ältere Szegedi sind in ihrer Art nicht minder glänzende Namen, als die früher erwähnten, allein sie kultivirten beinahe alle nur das mittlere Genre. Die höhere Gattung lag ganz brach und in dieser Richtung angeborene jüngere Kräfte heranzuziehen, ward beinahe nichts gethan. Noch schlechter stand es mit der Literatur. Das Repertoire sank im Großen und Ganzen zu einem Abklatsche der Boulevard-Bühnen herab, es vegetirte so zu sagen von den Abfällen fremder Literaturen. Einige unserer Schriftsteller waren verstorben, andere zogen sich aus Unwillen zurück und verstummen, und eine jüngere Generation wagte sich kaum heran.

In diese schlimmste Zeit des Verfalls fällt eine Erscheinung, deren Bedeutung für die Entwicklung unseres heutigen Dramas noch bei weitem nicht hinlänglich gewürdigt worden ist. In Anfang der sechziger Jahre gründete Georg Melnár, der damalige

bedeutendste Schauspieler und Direktor der Provinz, eine ungarische Bühne in Ofen. Ihrem Namen und ursprünglichen Zwecke nach sollte sie ein Volkstheater im besten Sinne sein, allein es dauerte nicht lange und sie brach mit ihrer eigentlichen Bestimmung, indem sie bald das mittlere und höhere Genre kultivirte und mit dem Nationaltheater rivalisirte, bald, alles Ideal strebend, allein mit trivialen Kassenstücken ihre Existenz zu fristen suchte. Immerhin bleiben aber diese paar Jahre, in denen das Volkstheater florirte, der Wendepunkt für die neueste Geschichte des Nationaltheaters, und kommt je ein Schriftsteller, der seine Entwicklung wahrheitsgetreu darstellen wird, so muß er hier die Reime der allerjüngsten Blüthe suchen. Im Einzelnen kann man sehr viel gegen Molnár's Direktion anführen, allein das allgemeine Resultat seiner Thätigkeit ist von so günstigen Folgen begleitet, daß man ihren Werth nicht hoch genug ansetzen kann.

Die erste erfreuliche Einwirkung war, daß man, einem Rivalen gegenüber stehend, die Finanzen des Nationaltheaters zu ordnen suchte, und Samuel Madnóssy, der seitdem verschiedene damalige Intendanten unserer Bühne, hat sich in dieser Hinsicht die allergrößten Verdienste um das Theater erworben.

Noch günstiger war der Einfluß in künstlerischer Beziehung. Publikum und Kritik der Hauptstadt übergingen sich allmählich, daß jene vornehme Abtheilung, die man den Provinzschauspielern gegenüber zur Schau zu tragen gewohnt war, vor der Hand wenigstens nicht ganz begraben sei, und so wurde denn das Verlangen nach neueren Kräften, die die längst vorhandenen Kräfte auszufüllen berufen waren, immer allgemeiner, bis endlich der vorrige Direktor des Nationaltheaters, Baron Felix Orczy, diesem großen Wunsche in einer bisher ungewohnt umfassenden Weise nachkam, wie denn dieser Mann überhaupt sehr viel guten Willen besaß und sich nur durch die schlechte Wirthschaft seiner wüsten Umgebung unendlich machte, da er in der Wahl seiner Rathgeber nicht eben glücklich war.

Das allgerühmte und dabei direkte Verdienst Molnár's ist endlich, daß er eine ganz neue dramatische Literatur ins Leben rief. Keltlere, bewährte Schriftsteller wurden durch die damaligen Rathgeber des Nationaltheaters von weiterer Thätigkeit zurückgedrängt, was Wunder dann, wenn jüngere Kräfte nicht zum Durchbruch gelangten konnten? Molnár verfuhr ganz in entgegengesetzter Weise. Er zog mit bewundernswürdigem Takte alle Schriftsteller an sich heran, in denen er auch nur den kleinsten Funken eines dramatischen Talents verspürte. Mit der größten Inzuchtkenntnis ermunterte er sie zu immer neuer Produktion und führte mit einer gleichen Sorgfalt so manche schwache Studie aus, wenn er nur glauben konnte, daß von dem Autor mit der Zeit etwas Besseres zu erwarten sei. Und daher kommt es, daß unsere ganze jüngere dramatische Literatur, dieser läche Ueberzeugung von einer hoffnungslosen Stagnation zu einer lebendigen Produktion, nur durch das Ofener Volkstheater zu erklären ist; ja man kann sagen, daß es überhaupt kaum einen einzigen jüngeren Dramatiker von irgend welcher Bedeutung gäbe, der nicht unter seiner Führung seine literarischen Spuren verdient hätte.

Kangsam und sicher öffneten sich die Pforten des Nationaltheaters auf eine immer liberalere Weise vor der neueren Generation, die sich heute nun belohnend vollständig um diese Bühne geschart hat. Dieses kunstgerechtere Verfahren ist das Hauptverdienst der neuen Direktion, die sich anßerdem noch durch ein unantastbares reines finanzielles Gebahren auf das vortheilhafteste von ihrer letzten Vorgängerin unterscheidet.

Der wichtigste Schritt zur Förderung des Institutes ist von Seiten des Ministeriums erfolgt, indem man die Trennung der Oper und des Schauspielers endlich definitiv beschloß.

Die oberste Leitung des Dramas ist Sigligeti, dem fruchtbarsten und immerhin bedeutendsten Schauspielkünstler, anvertraut, während die Regie von drei der hervorragendsten Künstler, Gelsi, Sigligeti und dem nunmehr auch dem Verbanne des Nationaltheaters angehörenden Molnár geführt wird.

Schließlich will ich noch einige der besten Darsteller nennen, um meine im Anfang aufgestellte Behauptung wenigstens annäherungsweise zu bekräftigen.

Da muß ich aber vor Allen einen Namen nennen, der die höchste artistische Fierde des Institutes bildet, eine Künstlerin von Gottes Gnaden, wie sie die Natur nur in ihrer verschwundenen Reine hervorbringt. Frau Cornelia Szerdahelyi-Priele oder wie man sie schließlich nennt: Cornelia, verdient dieses überschüssig scheinende Lob im vollsten Maße. Ihr Talent beschränkt sich zwar auf ein enges Feld, auf das des Konversations-Lustspielers, in dieser Sphäre aber wird sie Niemand überreffen und sehr wenige auch nur annäherungsweise erreichen. Die komische Mutter Frau Szathmáry und die dramatische Liebhaberin Frau Gelsi sind ganz vortreffliche Künstlerinnen. Unter den jüngeren Kräften hat wohl Frau Kaffa, die Tragödin, die großartigsten Anlagen; von der Natur nicht so reichlich bedacht, im Gange aber harmonischer, ist die sentimentale Liebhaberin Frau Molnár, während Frau Blaha und Fräulein Jolán Sigligeti als Soubretten Vortreffliches leisten.

Unter den Männern stehen die Regisseure, der gewöhnliche Vater Sigligeti, zugleich bedeutender Dramatiker, der Charakterdarsteller Gelsi und der Tragöde Molnár oben an. Der beliebte Heldentliebhaber Vendel, Sohn des früher erwähnten gleichnamigen großen Künstlers, ist noch immer nicht völlig geesen. Komische und Reithy sind in unruhigen Volkstypen unerreicht, während Komikomi und Benedek zur Klasse jener geschnitten Schauspieler gehören, die die unentbehrlichsten Stützen einer guten Vorstellung bilden und doch nur an den obersten Bühnen angutreffen sind. Unter den jüngeren sind der schamloseartige jüngere Sigligeti, ein Bruder des obenwähnten, welcher von der niedrigsten Komik bis zur höchsten Tragik auf allen Stufen der dramatischen Tonleiter Erfolge aufzuweisen hat, die Heldentliebhaber Bago und Gyry, der Charakterdarsteller Bertjóni, der Genreschauspieler Wajál, der Burleskomiker Sigviri und der Benzinants und Salonschauspieler Nádas und Szalmi die bedeutendsten.

Um das Bild abzurunden, müßte ich schließlich noch unsere dramatische Literatur deniren. Doch der Gegenstand ist viel zu wichtig, als daß ich ihn nur so nebenbei behandeln dürfte, und ich behalte es mir für eine andere Gelegenheit vor, dieses Thema ausführlich zu behandeln. Ludwig Lang.

Griechenland.

Nach dem griechischen Orient. *)

Der Verfasser, welcher zu seiner Reise die Sommer- und Herbstmonate 1871 verwandte, stellt hier eine Anzahl Kritiken

*) Reisestudien von R. V. Stenz. Heidelberg, G. Winter, 1874.

und Studien zusammen, von denen ein Theil sehr zerstreut erschienen war“), der andere aber völlig neu ist.

Ueber Wien und Pesth seinen Weg nehmend, verweist der Verfasser länger in Konstantinopel, besucht dann die klassischen Stätten Kleinasien, das homerische Ilios, Sardes, Smyrna und das durch Boeckh glückliche Funde so berühmte Ruinensfeld von Ephesos. Mit Athen und einigen Ausflügen in dessen Umgebung schließt das Werk ab. Bei diesem reichen Inhalte würde ein auch noch so spärlicher und summarischer Auszug unverhältnißmäßigen Raum einnehmen, aber doch nur eine dürre Inhaltsangabe bilden können; die Hervorhebung einiger Hauptpunkte möge deshalb genügen.

Mit reger Theilnahme verfolgt der Verfasser auf seiner Wanderung die vielfach verschiedenen Seiten des gesammten Kulturlebens. Als Deutscher sieht er auf seiner Donauraife mit Freude, daß noch immer die deutsche Sprache das wahrhaft vereinigende Bänderband zwischen den bunt gemischten Bewohnern des Kaiserreichs ist. Aber er verheißt sich nicht, daß seit dem Zustandekommen des Dualismus in der Osthälfte ein starkes Zittern der klassischen Schulbildung und ein Abnehmen des wissenschaftlichen Eifers durch die Magnanimität der Schulanstalten eingetreten ist. „Mitte unter einer vielsprachigen Bevölkerung übt die abgeschlossene, isolirte aller europäischen Sprachen, die magyarische, eine kindlich oder kindlich übermüthige Herrschaft aus. Sie muß es immer laut verkünden, daß nicht das Deutsche, nicht das Slavische, nicht das Rumänische gleichberechtigt ist, und doch zehrt sie fort und fort von der überströmenden, gutmüthigen Nachbarin, deren Kinder charakterlos genug sind, sich durch eine Endsilbe, durch ein angefügtes z oder n zu magyarischen.“

Treffend ist auch die Parallele zwischen der Berliner und Pesther Akademie: „Denke ich an die Festkämpfe der Berliner Akademie in jener dunkeln, schmalen, wunderbar noch mit düstern Vorhängen drapierten Gallerie zurück, wo wir als Studenten den schlichten Worten eines Boeckh, Gise, J. Grimm u. a. lauschten — welcher Kontrast mit diesen Vorzüräumen, dessen Eifer und Würdigkeit lauter Kavaliere sind, aber kaum ein über die Gränzen Ungarns nur genannter Mann der Wissenschaft. Hier baut man das Gebäude für einstige Akademiker, dort streift man, wie absichtlich, auch das Wünschenswerthe und Bequeme ab, um rein den Geist herrschen zu lassen.“

Neben den oft mit künstlerischer Feinheit ausgeführten landschaftlichen Bildern erscheinen die Schilderungen der einzelnen Städte besonders ansprechend. In glücklicher Weise Geschichte und Ortsbeschreibung verbinden, läßt der Verfasser vor unserm geistigen Auge aus scheinbar unbedeutenden Keimen ein mächtiges Reichscentrum emporenwachsen. So in Wien, so in Konstantinopel. Alles städtische Leben beginnt hier an der von drei Meeren bespülten Halbinsel, dem heutigen Stambul. An der dunkelgrünen, gebogenen Spitze des Serail, wo Männer aus Megara zuerst ein altgriechisches Gemeinwesen gründeten, nimmt die Stadtgeschichte ihren Anfang. Gegen Philipp von Makedonien und später gegen den römischen Imperator Septimius Severus kämpft die Stadt, wenn auch unglücklich, um Erhaltung ihrer Freiheit, ihrer nationalen und politischen Güter. Durch Konstantin wird sie zur Reichsmetropole erhoben und die Traditionen der Siebenhügelstadt werden auf Neu-Rom übertragen.

„In der „Allgemeinen Zeitung“, in der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Virchow und Helldorff und in Lepow's Zeitschrift für bildende Kunst. Ganz neu ist neben zahlreichen Zusätzen das fünfte Kapitel „Am Hellespont und auf den Ruinen von Troja.“

Immer neue Quartiere schließen sich unter den byzantinischen Kaisern an den alten Stadtkern; successive wird die Mauer immer weiter nach Westen vorgehoben, bis endlich der dreifache Mauer ring, noch heute das Staunen des Wanderers, die Stadt aus gegen die Landseite definitiv abschließt. Auch in der Türkei ist diese Gränze nicht überschritten worden.

Naturngemäß wendet sich in der türkischen Hauptstadt die Aufmerksamkeit des Archäologen der in neuerer Zeit vielbesprochenen Schlangensäule auf dem Altarstein, dem antiken Siphonem, zu. Der Verfasser — und hierin stimmt er heute mit fast allen kompetenten Forschern überein — erkennt in diesem Denkmale ein volles Rechte das von den Griechen nach dem platonischen Eing dem römischen Gotte dargebrachte Weihgeschenk. An solchen positiven Resultaten wissenschaftlicher Forschung muß mit um so größerer Energie festgehalten werden, als „zunächst berechtigt, jetzt aber definitiv beseitigte Zweifel, von dem zur Prüfung nicht befähigten Publikum folgerichtig, zu jener unfruchtbarsten Eclair führen, welche die Gegenwart so gern prüfungslös großen geschichtlichen Zeugnissen entgegenstellt.“

Von allgemeinem Interesse ist sodann das fünfte Kapitel: „am Hellespont und auf den Ruinen von Troja,“ denen jetzt durch Schliemanns Ausgrabungen die allgemeine Aufmerksamkeit ist zugewandt worden. Der Verfasser ist auch nach eingehender Prüfung der Schliemann'schen Fundberichte bei seiner an Ort und Stelle gewonnenen Ansicht stehen geblieben, daß nicht die Schliemann'sche Historie, sondern Bunarbashi das alte Troja sei. Nichts desto weniger hebt er mit Recht den historischen und kunsthistorischen Werth der Schliemann'schen Ausgrabungen hervor und untertheilt sich dadurch sehr vortheilhaft von einigen anderen Gelehrten, die, ohne je Troja gesehen zu haben, mit großem Zunsidunkel Schliemanns allerdings naiven Dualismus verdrängen. Wer so großartige Mittel in unserer besten Zeit auf rein ideale Zwecke verwendet, dem sind wir — er mag die sonderbarsten wissenschaftlichen Ansichten haben — zum höchsten Danke verpflichtet.

Auch das neunte Kapitel „ein Anblick nach Sardes“ verdient hier hervorgehoben zu werden. In der Schilderung des Ptoleus Land und Leuten zeigt sich eine großartige, an S. Ritter erinnernde Auffassung. Dieser Abschnitt gebört zum Besten, was über den Entwickelungsgang der indischen Völkergeschichte geschrieben worden ist.

Als älteste Bewohner treffen wir die Männer an, ein indogermanisches, den Öhrnern verwandtes Volk, heilige Ackerbau und Pfleger des Weinstocks. „Ein sinniger, zu tiefer, entzückender Erregung gestimmter Glaube an die Mutter Erde, an die Götter des Waldes, an die Quellgeister der Berge, an die in rauchenden Schif des Sees sich kundgebenden Mächte spricht sich bei ihnen aus.“

Dieses ursprüngliche Volkthum wird aber in entschiedenem Maße umgewandelt durch das Eindringen eines semitischen Elementes der End. Mit den Kulte Affurs und Babels vertraute, bewohnende Familien ziehen ein. Sie gründen ein starkes Königthum, gestützt auf eine zahlreiche Reiterei, auf glänzende priesterliche Institutionen und auf kaufmännischen Verkehr; denn die Künste der Zorer und Schmied: Teppichwirkerei, Purpurschneid, Fabrikation von Salben und Wohlgerüchen, blühen in Edele. Seine Ströme führen Weid in ihrem Saate; gepflügtes Feld haben die Griechen zuerst in Edele.

Um 720 findet dann ein Dynastienwechsel der einflussreichsten Art statt; mit den Merkadon gelangt das altgriechische Volkselement wieder zur Herrschaft. Im feindlichen Gegensatz

in Hochzeiten — Obgleich Kriege mit den Königen von Assyrien wir jetzt unklarfinden aus den Keilschriften — entwickeln die Herrscher eine philocephische Politik. Unter Krösus wird Sardes ein Wallfahrtsort griechischer Dichter und Philosophen. „Krösus ist eine eigenthümlich ansehende, priesterliche königliche Figur, am einen Salomo oder Hannu als Nachbild erinnert, aber wie zum Unglück und zum würdevollen Tode desselben bestimmt. Die Schand des armen Sparta und das bescheidene Athen stützen ihn hinüber zu den Herrlichkeiten von Sardes.“ Doch läßt sich nicht die gleichfalls sehr anziehende spätere Entwicklung Sardes und seiner Königsstadt bis dahin verfolgen, wo durch die fürchterlichen Zerstörungsbühe Tyrans nomadische Bede an die Stelle uraltur Kultur trat.

Die religiösen Ansichten des Orients, über welche vielfach die irrigen Vorstellungen herrschen, bezieht der Verfasser nur gelegentlich, aber stets mit liebevollem Eingehen. Vor Allem gilt des Verfassers Aufmerksamkeit dem religiösen Volkseben der Griechen. Für religiöse oder besser für theologische Fragen besitzen auch die heutigen Hellenen das regste Interesse. Der Verfasser erwähnt, wie er in Lesbos aus seiner Nachtruhe gestört wurde durch die Stundenlang fortwährenden Erzählungen seiner Zimmernachbarn, zweier griechischer Kaufleute, welche über das Töten Gottes stritten.

In der Quarantaine zu Smyra lernte der Verfasser einen begeisterten Anhänger Kaiser's kennen, jenes eben, wahrhaft christlichen Priesters, welcher vom Geiste der evangelischen Kirche erfüllt, das Tötengeheule der abgestandenen griechischen Orthodoxie mit neuem Leben zu erfüllen suchte. Man traut seinen Augen kaum, und doch ist es buchstäblich wahr, daß derselbe noch im Jahre 1852 durch blind zelotische Hierarchen als Häretiker verurtheilt ward und das Jahr darauf im Gefängniß starb. Ansehbar ist der Einfluß seiner tiefinnigen Gottesgedanken, seiner Bestrebungen für ein individuelles und praktisches Christenthum in kleinen Kreisen und gerade unter der Jugend im Westen; steht er doch im Gegensatz zu der dogmatischen Abgeschlossenheit, zur Formensüchtigkeit der griechischen Weltanschauung.

Speziell für die Fachgenossen ist der Schluß des Werkes bestimmt, Anmerkungen und eine Reihe Beobachtungen fernabliegenden Materials, so der Sammlung Calvert an den Papirrollen, der Sammlung von Genbach in Smyrna und einiger seiner Privatsammlungen in Athen. Das kurze beschreibende Verzeichniß der Genbach'schen Sammlung ist um so werthvoller, als dieselbe unterdessen durch des Besitzers Tod unter den Hammer gekommen ist.

Durch hübsche Ausstattung, eine Karte der troischen Ebene und die photolithographische Abbildung eines noch unedierten attischen Grabdenkmals hat auch der Verleger in passender Weise für das Werk gesorgt. Möge dasselbe einen recht weiten Vertheil finden!

G.

Frankreich.

Die Papiere der Kommune.

II.

Diese Art des Strebens nach mühselosem Gewinn und die dadurch hervorgerufene Verschwendung dürfte aber keineswegs das der französischen Gesellschaft eigen sein, die sogenannte „gute Gesellschaft“ anderer Länder steht ihr darin nicht nach und der

streifflüchtige Arbeiter findet überall seine Vorbilder. Aber die Eitelkeit ist freilich ein Nationalfehler der Franzosen, der in der Kommune zur Manie wird. Hier will Jeder Vorgeföhrt werden, Jeder verlangt nach einer Auszeichnung, wenn es weiter nichts ist, wenigstens nach einem rothen Streifen an den Hüften — die Krankheit, welche der Chef, dessen Klagen über diesen Gegenstand wir oft in den Papieren begegnen, geradezu „Erfektskrankheit“ nennt, hatte alle Ecken der kommunalen Armee ergriffen. Der Stelkenschnitt schien schließlich jedes Mittel, selbst das lächerliche, recht, ihr Ziel zu erreichen. Da bittet z. B. ein Bndlicher um eine Anstellung, als einziger Grund führt er seinen — Pudel an. Ein und Orthographie des Bittstellers sind auch nicht gerade weit her, nichts desto weniger sucht er um eine Bureaustelle nach. Fast scheint es, daß die Unfähigkeit jetzt das Recht begründete, auf Kosten des öffentlichen Schatzes anständig zu leben. Andere Eingaben lassen eine sonderbare Anstalt sich zu schämen durchbilden: man schreibt, daß man bereit sei für die Kommune zu sterben und endet schließlich mit der Erklärung, daß man aber, Alles in Allem genommen, es dennoch vorziehen würde, der öffentlichen Sache mit der Feder, mit Tinte und Papier zu dienen. „Ich bin Republikaner vom reinsten Wasser“ schreibt da Einer dieser Bittenden, „ich würde mit den Waffen in der Hand im 24. Palais die Prinzipien von 1789 verteidigen, welche der bedauerliche Triumph der Kommune ausüben muß: von schwacher Gesundheit, möchte ich es indessen doch vorziehen, meinen Beitrag zu diesem Zweck im Bureau zu leisten.“ Ein anderer Bürger ersucht die Kommune um Theaterfreibrief, weil sein Sohn in der Kommune-Armee Oberst sei — und was dergleichen Väterlichkeiten mehr sind.

Daß übrigens auch die Männer „des verfluchten Berufes“ in diesen Kämpfen eine nicht unbedeutende Rolle spielen würden, ließ sich voraussehen. Man könnte aus den aufgefundenen Papieren, wie aus einer überflüssigen Quelle, persönliche Memoiren und biographische Bekanntschaften von mehr als einem Federelben schöpfen. Begnügen wir uns aber, anstatt eine Blumenlese aus ihren wahrhaftigen Phrasen zu geben, mit der allgemeinen Charakteristik, daß eine marktschreierische Anwendung von Bildern, ein Halben nach Sonderbarkeiten, eine Art von postmodernem Rückschließlichkeit im Ausdruck sich auf fast allen Seiten der Kommunaliteratur wiederfinden. Wie rein erscheint die Sprache und wie geläutert der Geschmack in den Pamphleten und Flugchriften früherer Revolutionen gegen die literarischen Nachwerke der Märzbebung!

Da begegnen uns ferner wirkliche oder vermeintliche Männer der Wissenschaft. Ihre Eitelkeit ist wie eine mörderische. So bietet Einer den Hauptern der Kommune ein Mittel an, das geeignet sei, einen Theil von Paris in die Luft fliegen zu lassen, zum Beweise der Wahrheit ist er erbötig sein Experiment auszuführen, es kommt ihm dabei bloß darauf an, sein Geiste leuchten zu lassen. Vortrefflich verstehen es übrigens diese Experimentatoren, sich gleichzeitig als die wärmsten Menschenfreunde hinzustellen, wenn sie, mit Abscheu vor dem Kriege erfüllt, ihre Erfindungen gleichzeitig dadurch zu empfehlen suchen, daß sie hinzufügen, durch sie müßten die Kriege kürzer und seltener werden. Es meldet sich in einem anderen Schriftstück „ein alter pensionirter Magistratsbeamter, seit zehn Jahren sich den ersten Wissenschaften widmend“ mit einem Mittel, „welches schon ein zehn-jähriges Kind ganz allein handhaben kann“, einer Burfmachine, die Verwundungen hervorbringt, „die entweder in 8 oder 14 Tagen heilen, oder auch ganz unheilbar sind, ganz nach dem Belieben der Regierung.“ Unter den ihre Dienste anbietenden Erfindern

griechischen Jeners ist er zum mindesten der hundertste. Die schreckliche Epidemie der Zersetzungsäiden verpeht gleichsam die Luft. In den Klubs sah man sie schon während der Einschließung anklauchen, ohne daß man sonderlich auf sie achtete. Wenn man damals den Brand von Paris an den Horizont zeichnete, so nahm man entweder davon keine Notiz, oder man hielt das Schwedengepfeil für eine lächerliche Phrase. Es geht aus den aufgefundenen Dokumenten nun unabweislich klar hervor, daß eine keimhaftigste Einschließung von Paris lange vor dem 18. März 1871, ja bereits vor dem 4. September 1870, vor dem Sturze der Napoleoniden geplant gewesen ist. Im Jahre 1868 erschienen und von einer geheimen Verbindung ausgehende Schriftstücke sprachen überdies denselben Gedanken aus; wenn sie als anonyme Unterschrift die Worte: „Revolutionäre Kommune von Paris“ trugen, so ahnte man sicherlich damals nicht, in welcher Weise sie sich einst bewahrheiten sollten. Diese Persönlichkeiten sind bei ihrem Erscheinen natürlich erst recht keiner Beachtung gewürdigt worden, ebenso wenig wie man von den Kundgebungen des Londoner „Zentral-Aktions-Komitee“ Notiz nahm. Wie sehr sich die Kommunisten selbst zu den edelsten Mächten unserer Kultur in einen selbständigen Gegensatz setzten, das zeigt die im Auszuge erhaltene Rede eines Mitgliedes vom Klub Bavié, der im Dezember 1870 gelegentlich der Verwüstungen, welche die preussischen Kugeln anrichten konnten, anrief, daß er es gar nicht bedauern würde, wenn diese wohlthuernden Bomben das Louvre mit seinen Kunstdenkmälern in Asche legen und die Thürme von Notre-Dame, sowie andere dem Aberglauben errichtete Gebäude dem Erdboden gleich machen möchten.

Wenn man solche und ähnliche Versicherungen in den Papieren der Kommune ließ, so sollte man beinahe glauben, daß auch wir, wie einst die Kulturnationen des Orients, unseren Höhepunkt längst erreicht und hinter uns hätten, d. h. daß wir in einer Zeit des Verfalls lebten, wo wir für die künstlerischen und geistigen Schöpfungen unserer Vorfahren kein Verständniß mehr haben. Menschlichkeit lebt nur noch, wie oben angedeutet, in den Selbstaufopferungen der Nitroglycerin- und Dynamitferenghemmer, die in früheren Revolutionen übliche Gaskolonne ist durch die fast täglich sich wiederholenden Fußkaden abgedrückt worden, Danton hat in Kesseln einen würdigen Nachfolger erhalten. Man liest in den Schriftstücken der Kommune Dinge, die Einem das Herz empören, bei deren Wiedergabe man fürchten muß seine Feder zu befecken. Dennoch ist es gut, wenigstens Einblick aus diesen Schrecklichkeiten kennen zu lernen und es sich hinter die Dornen zu schreiben. So bedroht z. B. der Sekretär des famosen Resses in einer im Auslande veröffentlichten Broschüre die Mitglieder der Gnadenkommission mit folgenden Worten: „Ihr werdet aufgehängt werden, daß euer Gesicht sich verzerrt, eure Zunge dick und blau wird und euch die Augen aus dem Kopfe quellen. Wir werden auch eure Frauen und Kinder sehen zu finden wissen und sie alle an den Galgen bringen!“ Vergessen wir es nicht, daß auch unsere deutschen Sozialdemokraten nach ihren eigenen Aussagen für die Kommune zu Paris einstehen, wie ja denn auch ihre Blätter oft eine Sprache führen, die an Rohheit der eben mitgetheilten Stelle nicht viel nachstehen dürfte.

Bei so vielem Ekelregenden, das und die literarische Hinterlassenschaft der Kommune bietet, kann man es beinahe als eine Erleichterung betrachten, wenn man auf der anderen Seite sieht, wie diesem schrecklichen romantischen Drama auch das Gröteske nicht fehlt, wie die Kommune, sich selbst lächerlich machend, ihre innere Hohlheit in höchst komischer Weise zeigt

Es ist wiederum die unbeflegliche Eitelkeit der Franzosen, die selbst die Beamten der Kommune befeht und sie ängstlich darum besorgt sein läßt, der äußeren Würde ihrer Stellung auch an das Geringste zu vergeben. Der Polizeikommissarius weiß, daß er Beamter ist. Mag er nun aus einem Schuppen oder aus seinem Bureau treten, mag er mit der Orlographie auf den Kriegsfuß leben oder überhaupt kaum schreiben können, das thut durchaus nichts zur Sache, die Würde, ja man möchte beinahe sagen, die Würde, die ihm seine Stellung verleiht, lag er niemals ab; selbst wenn wir ihn in einer Kleidung oder bei einer Beschäftigung antreffen, die uns in ihm alles andere als das den Beamten vernünftigen lassen, so werden doch Ten und Miene uns sofort davon überzeugen, sobald wir Gelegenheit haben, den Bürger-Kommissarius zu sprechen. — Wie erhebt sich z. B. jener, kaum 30 Jahre zählende, halb Arbeiter, halb Beamte scheinende Sicherheitsbeamte gegen die Verächter „der den Hosen zu schulden den Achtung!“ Die Gehele sind selbstverwundert aber die Bezeichnungen dieser Herren Beamten. Da ist ein Anderer von noch jarterem Alter. Der ihn anredende Bürger hat Mühe einen Beamten in diesem Zaubelbaum zu erkennen, das er eben damit beschäftigt ist, Reinigungskäufe mit einem Besen vorzunehmen. — „Wo ist der Herr Kommissarius?“ Ist stolze Zurückwerfen des Kopfes und der bärte Ton der Antwort machen ein Verkennen der Persönlichkeit sofort unmöglich, obwohl der Angeredete den Fragenden ersucht seinen Hut aufzubehalten, denn er wolle durchaus nicht wie ein Kaiser behandelt sein. — Da wir einmal von den Beamten reden, so verdient selbst unnachahmlichen Ausdruck wegen noch ein Schriftstücken mitgeteilt zu werden, das ein anderer Angestellter der Kommune in einer Mappe liegen gelassen hat.

Es lautet: „Empfangen vom Generalkommissar General: 29 Verhaftete und 29 Kollis (darunter eine heilige Ökonomie), mit Beschlag belegt in Petit-Banquet durch den Etat des Generals La Cecilia.“

Kleine literarische Revue.

— **Regiomontanus.** Eine anregende Schrift von Alexander Ziegler schildert das Leben und Wirken eines deutschen Mannes, der als Reformator der Sternkunde und Mathematik um die Entwicklung der wissenschaftlichen Astronomie und der damit in engster Verbindung stehenden geistigen Schiffahrt die größten Verdienste gehabt hat: Johannes Müller, der unter den Benennungen Regiomontanus (auch de monte Regio, Hans de Koningh, Kunisperger, Germanus, Molitor) bekannt geworden und am 6. Juni 1436 zu Königsberg in Unterfranken geboren ist. Der Verfasser, der früher in einer Schrift Martin Behaim aus Nürnberg als geistigen Entdecker Amerikas charakterisierte,*) giebt in den vorliegenden Werken**) zunächst eine gedrängte Lebensskizze des Regiomontanus, fahrt dann seinen Aufenthalt in Nürnberg in Bezug auf die dort von ihm geschaffenen Werke und verfertigten astronomischen Instrumente mit Befugung der später entstandenen Regiomontanusliteratur (aus neuerer Zeit sind es Arbeiten von Sidler, Schubert, Krell, Schumann, Krage, Breusing, Wiedemann) näher ins Auge, weist dann auf seine großen Verdienste in Bezug auf die griechische Literatur, die Astronomie, Mathematik, Mechanik und die Verbesserung des Kalenders hin, und schließt schließlich,

*) Dresden 1859.

**) Dresden, Carl Hödner, 1871.

auf die Verdienste des Regimentsausmars um die epochemachenden geographischen Entdeckungen seines Jahrhunderts übergehend, den Beweis zu führen, daß Regimentsausmars durch seine Verbesserung des Äthelabins mit der stereographischen Horizontalprojektion, sowie durch seine Erfindung des Jakobstafels, welche beide Instrumente von Martin Behaim in die portugiesische Marine eingeführt wurden —, vornehmlich aber durch seine zuerst in Nürnberg erschienenen, am 32. Jahre, von 1474 bis 1506 berechneten „Erhemeriden“, die Kolombus am Nord gebabt, die Küstenfahrerei in eine Seeschiffahrt umgewandelt hat und somit in erster Linie als einer der geistigen Entdecker neuer Welten, als ein Verdäuer des Kolombus zu betrachten ist. Uebrigens wird die Erinnerung an den deutschen Gelehrten in Königsberg durch eine Regimentsausmars-Schule, durch ein im Jahre 1871 gegründetes und am 12. September des Jahres entlassenes Stabsbild, durch seine Aulastafeln in der Walschalla bei Regensburg und durch einen unter dem Namen „Vinum Regimentsausmars“ gezogenen Wein wachgerufen.

H. Z.

— Ein Buch von Volkspoesie. Freiherr Franz Wilhelm von Dittfurth, durch frühere Herausgabe den Volkslieder-Sammlungen bereits bekannt, hat der Öffentlichkeit eine neue solche Sammlung*) übergeben. Es sind 52 bisher ungedruckte Balladen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, die der Herausgeber in Franken entdeckt und netzt hat. Frisch, gesund und im Sinne des Volksliedes echt poetisch, werden sie von dem Herausgeber mit Recht als Dichtungen bezeichnet, die alles damalige der Kunst weit überlegen. Sie rühren, wie ihre Form und zum Theil ihr Inhalt beweist, größtentheils von Gelehrten her, etwa von Studenten und fahrenden Schülern. Doch sind nur wenige das Geringste dichterischer Erfindung; die meisten stellen sich als in die Singlerm gebrachte Sagen und Anekdoten dar, was übrigens ihren Werth als Volkspoesie nicht verringert. Jäger, Krieger, Studenten, das Büuerelein, Knecht, Soldaten und reiche Habsburger spielen darin die Hauptrollen. Einige tragen prächtige, einladende Poeten an sich, und ohne ein ansprechendes Sittenbild, eine geistreiche, witzige Wendung oder eine lehrreiche Hinweisung ist keine einzige der Balladen. Der Herausgeber meint, sie dürften bezeugen, daß jene Jahrhunderte an Volkspoesie reicher gewesen seien, als man jetzt gewöhnlich angenommen hat. Er würde indeß diesen Satz noch eindringlicher demonstrieren haben, wenn er die Balladen in der ursprünglichen oder sozogenannten Erzählweise mitgetheilt hätte, anstatt sie in das Moderne zu übersetzen, was er gleichwohl, um die Verbesserungen und manche charakteristische Wendung beibehalten zu können, nicht völlig durchgeführt hat.

G. F.

— Philosophische und poetische Werke von J. Böhm. Von befreundeter Hand herausgegeben sind in vier Bänden die nachgelassenen Werke von Franz Böhm erschienen.**) Der Leibarzt des Prinzen Albrecht von Preußen hat seine Ruhezeit dazu angewandt, seine Gedanken und Empfindungen in Verse zu kleiden, und sich in epischer, lyrischer und dramatischer Form versucht. Das Epos „Hiet“ und die Dramen „Hingal“ und „Hingal“, zeigen, wie er sich die Menschen der nördlichen Welt vorstellte, ehe das Christenthum mildere Sitten brachte. Zum

*) Zweizehnhundert ungedruckte Balladen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und mündlicher Ueberslieferung gesammelt und herausgegeben von Franz W. Dittfurth, Stuttgart, G. Z. Neßler, 1874.

**) Nachgelassene Werke von Franz Böhm. Herausgegeben von C. Schröder. Berlin 1873. Deutscher Verlag. Ein u. Meise.

„Jug des Jafon nach Koldis“, in wohlklingenden Hexametern geschrieben, gab wohl der Eindruck der Reise Veranlassung, die Böhm im Gefolge des Prinzen nach dem Kaukasus und der Krim mitmachte. Die dramatischen Arbeiten behandeln theils historische Stoffe, Kaiser Karl der Fünfte, Napoleon I., Friedrich der Erste, Eherfürst von Brandenburg, Antonius und Cleopatra, theils gehen sie in das Gebiet der altgriechischen Sage, wie „Zephigene in Argos“, der letzte Theil einer Zephigenen-Trilogie, deren erste beiden, „Zephigene in Aulis“ 1863, „Zephigene in Tantris“ 1865 erschienen, theils sollen sie, wie „Sein und Nichtsein“ philosophischen Reflexionen Ausdruck und Körper verleihen. Ein ganz eigenthümliches Drama ist „Pharaonismus“ der zur Zeit des Tiberius spielt, und in welchem Böhm den 1867 zu Queretaro erschossenen Kaiser Maximilian von Mexiko und die Personen zu schildern unternahm, die in jenem Lebensabschnitt des unglücklichen Erzherzogs, von seiner Annahme der Krone bis zu seinem Ende, eine Rolle übernommen haben. Ueberall, auch in der patriotischen Epik des Hingalgedichtens tritt mehr ein edel denkender und human fühlender, als ein künstlerisch gefaltender Geist zu Tage.

D. E. E.

Sprechsaal

Von der sechsten Auflage von Leop. v. Ranke's „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten“ ist nunmehr der zweite Theil (Sammliche Werke, Th. 38; Leipzig, Duncker u. Humblot, 1874) erschienen. Er umfaßt die von Ranke zum ersten Male in ihrem Zusammenhange geschilderte katholische Gegenreformation, die, von dem Tridentiner Konzile (1563) ausgehend, der Reformation vielen Boden abgewann, die endlich der Zusammenstoß der beiden großen religiösen Richtungen den Dreißigjährigen Krieges hervorbrachte, dessen angestreifter Ausgang beiden die historische Berechtigung beilegt. Nicht ganz so weit geht dieser zweite Theil, aber doch schon bis zum Prager Frieden (1635), der in Deutschland wenigstens das Gleichgewicht der beiden Bekenntnisse herstellte. Neues gegenüber den früheren Ausgaben haben wir auch in diesem Theile wenig gefunden: so S. 142 f. eine Note über Sixtus V. Verhältniß zu Philipp II. von Spanien, nach Hübnert's Sixte-Quint; (S. 267 ff.) mehrere interessanten Anführungen aus noch nicht veröffentlichten Reichstagsakten. An Hofschriften Werken, wie die Ranke's sind, muß auch so wenig als möglich geändert werden; wie sie waren, sind sie Gemeingut des deutschen Volkes geworden.

M. P.

Eine neue Anerkennung hat die von Leopold Ranke begründete, von Alexander von Humboldt so günstig beurtheilte deutsche römische Kurzhistorie neuerdings dadurch gefunden, daß die von Herr v. Wachenapp seit Neujahr dieses Jahres herausgegebene „Unteroffizier-Zeitung, Zeitschrift für den Unteroffizier, den Unteroffizier-Anwärter und Einjährig-Freiwilligen aller Waffen“, dieses System als das für die deutsche Armee einzig brauchbare adoptirt hat und in einer neuen, vom Begründer selbst bearbeiteten Methode nunmehr seinen Lesern zur Selbst-erleuchtung bietet. Was übrigens die genannte, von tüchtigen Mitarbeitern bediente Zeitschrift anbetrifft, so begrüßen wir sie als ein erstrebendes Unternehmen, die subalternen Vetter unserer Heere, die eigentlichen Erzieher unseres Volkes in Waffen, auf eine höhere, den heutigen Anforderungen entsprechende Stufe des Wissens und der Bildung zu erheben.

H. W.

In unserem Verlage erscheint so eben:

Herman Grimm: Fünfzehn Essays.

Zweite vermehrte Auflage der *Neuen Essays* u. Ein Band in gr. 8. (28 1/2 Bogen.)
Leinwandpapier. Elegant gebettet. 3 Thlr. 15 Sgr.

In diesen neuen Band *Essays* sind aus den früheren beiden nur 8 *Essays* übergegangen, die andere Hälfte des Bandes besteht aus neu hinzugekommenen *Essays*. Es hat in diesem Bande ausser alte auf Literatur- und politische Geschichte bezügliche Aufsätze (185)

Inhalt: Voltair, — Friedrich der Große und Metastasio, — Goethe in Italien, — Schiller und Goethe, — Goethe und die Waldverwandtschaften, — Goethe und Sallustia, — Goethe und Louise Schöler, — Heinrich von Kleist's Grabstätte, — Lord Byron und Leigh Hunt, — Alexander von Humboldt, — Schillermaier, — Herrn von Harp- dagesen Tagebücher, — Gerwinus, — Dante und die letzten Kämpfe in Italien, — Ralph Waldo Emerson.

Verd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

MEYERS KONVERSATIONS LEXIKON

Subskriptions-Einladung auf die
Dritte Auflage

mit
360 Bildertafeln und Karten.

Heftausgabe:

240 vollständige Lieferungen à 5 Sgr.

Bandausgabe:

30 broch. Heftbände à 1 Thlr. 10 Sgr.

15 Leinwandbände . . . à 3 - 5 -

15 Halbfremdbände . . . à 3 - 10 -

Bibliographisches Institut

in Hildburghausen.

Erschienen ist der I. Band (A—Asiat, Türkei) und in allen Buchhandlungen vorräthig. Der II. Band (Asien—Berlische) wird Ende Jani komplet.

So eben erscheint in unserem Verlage:

Emil Du Bois-Reymond

Ueber eine Akademie der deutschen Sprache.

Ueber die Geschichte der Wissenschaft.

Zwei Festreden,

gehalten in öffentlichen Sitzungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Kupferdruckpapier. gr. 8. geb. 10 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin. (136)

Kleine Mythologie

der Griechen und Römer unter steter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten und die vorzüglichsten vorhandenen Kunstdenkmäler bearbeitet von Otto Seemann, Oberlehrer am Gymnasium zu Essen. Mit 63 Holzschnitten. br. 1 Thlr.; feis geb. 1 1/2 Thlr.

Die Ausstattung dieses Buches mit trefflichen Abbildungen, die auch dem Auge die Schönheit der Antike erschliessen, leiht ihm einen unbedingten Vorrug vor anderen Publikationen gleicher Gattung. Jede Buchhandlung ist in Stand gesetzt, das Werk zur Ansicht vorzulegen und

ein Freie Exemplar an Lehrer, (137)

welche die Einführung belieben, zu veranlassen, bei Text und Bild ist darauf Rücksicht genommen, dass selbst der Einführung in Töchterschulen kein Bedenken entgegensteht.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Rathschläge an alle Eltern
für das
förperliche und geistige Wohlbefinden
ihrer Kinder.

Im Auftrage
des Vereins für das Wohl der aus der
Schule entlassenen Jugend.

Herausgegeben von
Dr. F. Bräulow.

34 Bgn. 16. geb. 3 Sgr.

In Partien zur Vertheilung liefern wir je
erheblich ermäßigten Preise.

Au alle Freunde des Volkes, sowie in
Bereine zur Verbreitung der Volks-
bildung ergeht die Bitte um Prüfung und
event. Verbreitung dieser Schrift unter den
arbeitenden Klassen. (138)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gohmann) in Berlin.

Im Verlage von Dr. H. Mecklenburg in
Berlin, O. Klosterstr. 38 ist erschienen:

Beiträge
zum Verständniss Kant's
von
Dr. Johannes Wille.

Preis: 20 Sgr. (139)

Der Verfasser dieser Schrift will den Be-
gehrten der Kantischen Kritik von Seiten der
Erblid die Anerkennung ihrer tieferen
Bedeutung führen. Jedoch hat er auch ihm
theoretische Grundgedanken, speziell
und zwar unter eingehender Rücksicht auf die
in den letzten Jahren von Hans Reier und
Herrn. Cohen über Kant verfassten Schriften.

In unserem Verlage sind erschienen und
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kants Teleologie und ihre erkennt-
niss-theoretische Bedeutung. Eine**

Untersuchung von August Stahl.

1874. gr. 8. geb. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Kants Theorie der Erfahrung von
Dr. phil. Hermann Cohen. 1871. gr. 8.
geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die systematischen Begriffe in Kants
vorkritischen Schriften nach ihrem

Verhältniss zum kritischen Ideo-
lismus. Von Dr. phil. Hermann Cohen.

1873. gr. 8. geb. Preis 12 Sgr. (140)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Gohmann) in Berlin.

In unserem Verlage erschien im v. J.:

Die
Physiologie und Psychologie
des

Lachens und des Komischen.

Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie
für
Naturforscher, Philosophen und
gebildete Laien.

Von
Dr. Ewald Hecker.

Zweitem Abt. an der Anstalt für Nerven- und
Gemüthsheilkunde in Götting.

6 Bogen. Gr. 8. Preis: 20 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Gohmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslands.
N. 2. Beilage des unterzeichneten: Dr. Harrwitz in Berlin.
Beitrag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gohmann) in Berlin. Hildburghausen.
Trud von Ewald Hecker in Berlin. Hildburghausen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.

Berlin, den 13. Juni 1874.

[N^o. 24.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama. Von Hans Herrig. I. 345 — Gehmar und die Schreckenszeit. Streiflichter auf die französische Revolution im Oberrhein. 349.

Römische Alterthum. Die Frauen in Rom. Ihre Erziehung und ihre Stellung im häuslichen, öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. Von Walter Peiffer. I. 350.

Spanien. Zur Geschichte der Frauen in Spanien. II. 351.

Amerika. Die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenverfassung. V. (Schluß.) 353.

Kleine literarische Notizen. Wilhelm Götter's Anekdoten. 355. — Die fünf Milliarden. 355.

England. Aus Lord Byron's letzten Lebensjahren. 356. — Zur alten Literatur der Japaner. 356. — Wolters Bürger als Edelmann. 356.

Deutschland und das Ausland.

Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama.

Von Hans Herrig.

I.

Wenn wir einen Blick auf die deutsche Literatur werfen, wie sie sich seit dem Beginne der fünfziger Jahre gestaltet, so muß sich uns bald die Frage stellen anbringen, daß ihr alle leitende Einheit künstlerischen Gesichtspunkte fehlen. Damit soll nicht gesagt werden, daß Ansätze neuer ästhetischer Entwicklungen nicht vorhanden sind, aber dieselben haben sich bis jetzt nicht zum Bewußtsein durchgearbeitet und müssen daher im Ganzen und Großen unfruchtbar bleiben. Wenn z. B. der ungeheure Erfolg jener Gartenlaubentöne, die ihre Natur bereits dadurch ausgemaltem dokumentiren, daß sie noch vor der Vollendung dramatisirt werden, um dem hungrigen Publikum mit einem freilich schlechten Abschluß den Magen zu stopfen, in unseren besten Schriftstellern den Gegensatz zum Eensjagons-Romane, dessen Festhalt alle jene schönen Keime erstickt, die sich in England aus Dickens und Thackeray vielleicht hätten entwickeln können, regt man, so ist dies für uns ein dumpfes Gefühl; man hat sich noch nicht klar gemacht, daß in diesem Gegensatz eigentlich auch der des wirklich künstlerischen Romanes zum Fabrikromane, des Dichters zum Märchenepiker, der den Weibern nach Tische zur Bedienung auf dem Sopha die Zeit vertreibt, liegt, und aus ihm heraus sich ein Kodex wahrhaft moderner Aesthetik formuliren läßt, dreimal so viel werth, als die dildeligen Bände hehler und abstrakter Phrasen, welche gegenwärtig in unserem Vaterlande als Wissenschaft der Poesie und Kunst zusammengeschrieben und bewundert werden. Ein ähnliches Verhältniß zeigt sich auf dem Gebiete der Kritik: man ist sich hier noch nicht einmal über die Bedeutung des letzten großen Kritikers, Heinrich Heine's, klar geworden und die Literaturgeschichte steht durchgehend noch auf dem Standpunkte der Backfische, welche sich am Ruche der Pleber entzündeten. Daß man von Heine mehr lernen könne, als Sentimentalitäten mit pointirtem Schlusse, freudenscheuende Liebeserklärungen und Naturimpulse, daß jüngst in eklatanter Weise der neue Tannhäuser bewiesen, wenn auch gegen die stillobe Seite dieser Geschichte sich Widersprüche einwenden läßt. Stillsch-

keit ist nämlich kein von außen kommendes Dn selbst, sondern die letzte und höchste im Kampfe ums Dasein mühsam erworbene Eigenschaft des Menschen; ein unästhetischer Kunstwerk ist deshalb ebenso undenkbar, wie etwa eine Jungfrau, der man anstatt eines zarten weiblichen Mundes, ein breites stiefelndes Affenmaul, wie es unsere Urvorfahren besaßen, gemalt hätte.

An Stelle der künstlerischen Prinzipien sind politische Tendenzen getreten. Ich habe hier nur die Literatur vor Augen und brauche mich deshalb nicht weiter darüber auszulassen, wie dies geschichtlich bis her nicht nur begreiflich, sondern auch gut war. Deutschland ist indessen allmählich in den Sattel gehoben und ich denke, die Poeten, welche sich trotzdem noch mit dem Pferde zu schaffen machen, können nicht mehr Balancieren vorführen, sondern müssen es sich gefallen lassen, wenn man sie späterhin zu den Pferdeschnellen rechnet. Auch hat die politische Tendenz bereits literarisch gründlich Bankrott gemacht, höchstens auf der Bühne hält sie sich noch durch die Gewalt des gesprochenen Wortes, nicht durch sich selbst. Während die politische Kritik in den Freiheitstagen die herrlichen Blüthen trieb, während selbst noch das revolutionäre Sturmläuten eines Herwegh voller Poesie war, sind alle politischen Keimereien der jüngsten Zeit von der größten poetischen Unsicherheit eingegeben. Schon das Vordringende, welches, freilich gottlieb nur auf dem Papiere, den großen Krieg mit Frankreich widerlich lärmend begleitete, war geeignet, Hebelkeit zu erwecken: wer sich aber überzeugen will, was auf diesem Gebiete in negativem Sinne geistlich werden kann, der nehme Ernst Scheerensbergs Sammlung Gegen Atom zur Hand und er wird zusehen: selbst Arbez und Terquemada wären zu hart bestraft, wenn sie alle die Gedichte durchlesen müßten. Die politische Tendenz kann und soll nicht der Leistung der Kunst sein: von einer Suppe verlange ich, daß sie gut schmeckt, und ist mir gleichgültig, ob der Koch Windthorst oder Weizenprennitz wählt — so wünsche ich im Dichter vor Allem den Dichter und nicht den Urmähler kennen zu lernen, deren es so Viele giebt, daß man die Bekanntschaft eines jeden Einzelnen doch nicht machen kann. Wenn es eine Zeit gab, deren Tendenzen noch am allerersten eine poetische Erklärung vertrugen, so war es die Zeit der Aufklärung. Locke und Hume, Voltaire und Rousseau hatten denn doch ganz andere Kämpfe zu führen, als die verehrten Zeitgenossen, die sich für die Gesselschaftlichkeit erlügen; eine Persönlichkeit, wie der die Welt mit seinem Witz und Geiste beherrschende Voltaire ist heutzutage undenkbar und im Vergleiche zu modernen Aufklärern ein Riese gegen Pygmäen. Und was hat diese Periode schließlich auf poetischem Gebiete geleistet? In England Nichts, in Frankreich, dessen Kunst seit jeher vom Witz lebt, Einiges, aber auch nur Scheinart. Das künstlerische Resultat der ganzen Aufklärungsperiode ist unsere deutsche literarische Entwicklung. Und wie kam dies? Schon Lessing hatte die ästhetische Richtung in der Vordergrund geträgt, bis schließlich der künstlerische und philosophische Gedanken unangefochten im Mittelpunkt der Literatur herrschte. Goethe weist freilich dieselbe über sich und seine Zeit hinaus, allein in seiner Gangheit dürfen wir ihn wohl als die Erfüllung alles dessen, was das achtzehnte Jahrhundert wollte und dachte, betrachten, vom Kosmopolitismus bis zum Aukseu gegen das Christenthum. An den

über seine Zeit hinaudweisenden Goethe knüpfte die Romantik in ihrem ersten großen Stadium an: allein bald verfiel sie dem insinuativen Juge zur Politik, der die Nation durchdrang. Die Romantik ward zum literarischen Ausdruck der Restauration: ihr großes Bollen löste sich in Nichts auf. Umgekehrt in Frankreich, sowie in England. In beiden Nationen pflanzten die Doktrinen der Romantiker, aber hier, wo politisches Leben und eine wirkliche Geschichte bereits vorhanden, konnte der Port bei dem bleiben, was seines Amtes. So besaß England Byron und den größten Walter Scott, so besaß Frankreich Balzac und George Sand, denen wir Nichts an die Seite stellen können. Die französische Literatur ging seitdem freilich auch bereits wieder dahin und von allen Problemen blieb ihren Dichtern nur noch das Eine der Ehe und des Geschlechtslebens.* Aber selbst hier bewies das künstlerische Prinzip noch seine Kraft: das französische Drama beherrscht die Welt, wir haben uns Eiskalt-Kothbringen jurübertrobt, aber unser Theater ist noch wie vor in den Händen der Franzosen. Im französischen Sinne bewegen sich ebenfalls weitläufig die meisten Versuche, aus der Stagnation herauszukommen, und wo das nicht der Fall, haben wir es mit einer Art theatralem Philologie zu thun.

Sehen wir von der Pöse und dem niedern Lustspiel ab, so finden wir, daß unsere dramatischen Autoren nichts sehnlicher wünschen, als daß es ihnen gelingen möchte, ein deutsches Lustspiel zu schaffen, um so mit den Franzosen besser rivalisiren zu können. Nun aber eignen sich weder unsere Schauspielers für ein solches gesellschaftliches Lustspiel, noch unsere Gesellschaft selbst. Seit hundert Jahren sind zwei Werke zu Tage gefördert, welche allenfalls das zu Bege brachten, was man anstrebt: Minna von Barnhelm und die Zerrissenheit. Aber man überzeugt sich trotzdem nicht, daß man hier nach dem Unmöglichen trachtet, und anstatt das anzubauen, was in unserem Boden fertrümmet, die Pöse und das intime Schauspiel, wie es Island und Kothebene pflegten, Schriftsteller, die mit großem Unrecht von so vielen Leuten geschmäht wurden, die, wie beide Schlegel, nicht einmal wußten, was das Theater überhaupt sei, will man mit aller Gewalt ein „deutsches Lustspiel“ haben. Aber nicht Eins dieser „deutschen Lustspiele“ hat Beifall errungen, wenn es nicht durch possenhafte Humer oder Familienstrießbürglichkeit sich die Gunst der Zuschauer erwarb. Wir haben eben keine Gesellschaft im Sinne der Franzosen; diese ist selbst ein Kunstwerk, freilich eines der Art, wie es auch ihre Komödie ist. Die Pirne spielt in Frankreich eine gesellschaftliche Rolle, neben le monde gibt es le demi-monde; in Deutschland wird es hauptsächlich nie so weit kommen und man verschärft, Alles beim rechten Namen zu nennen. Unsere Sprache gestattet nicht eine gleiche Leichtigkeit der Unterhaltung: man kann auf Französisch über die ersten Dinge plaudern und im zärtlichsten Momente stören die wohlklingendsten Phrasen: wir glauben an keine Phrasen und wer über ernste Dinge plant, macht bald den Eindruck eines unaussprechlichen Schwärzers. Wie gäuden in französischen Dramen die moralischen, ästhetischen und politischen Klostrophien, und wie lächerlich wirkt dergleichen in deutschen Originalnachbildungen!

Diese Befreiungen nehmen die Hälfte des ganzen deutschen Bühnenlebens in Anspruch. Was man ihnen aus diesen Umfang gönnen und denen, welche dazu berufen sind, wünschen, daß sie recht bald den Kampf beginnen und die Deutschen das zu erstehen lernen, was ihrem Charakter gemäß, so wäre sicherlich im

Interesse der Nation selbst zu verlangen, daß die andere Hälfte wenigstens dem ersten Drama reservirt bleibe. Es wäre zu weit führen, wenn ich hier auseinanderzählen wollte, weshalb das wünschenswerth, und die meisten Leser werden auch, ich bin dies überzeugt, im Vorgefühle ihrer ästhetischen Bildung meinen, daß sich das ja von selbst versteht. Nun gar so selbstverständlich ist es denn doch nicht, schon deshalb, weil es eben nicht der Fall ist. Seine andere Hälfte des Bühnenlebens ist eben dem reservirt, was ich eben theatralem Philologie nannte. Diesen einigermaßen sonderbaren Ausdruck zu erklären, muß ich etwas weiter anoholen.

Die ästhetischen Grundsätze unseres klassischen Zeitalters entsprangen nicht den Bedürfnissen des öffentlichen Kunstlebens, sondern der Philologie, der Kenntniß fremder Literaturen. In die Zeit erfüllt, schrieb Goethe seinen Odh nicht etwa demogen in jener toten Form, weil das deutsche Theater und die deutschen Schauspieler es so brauchten, sondern weil er es dadurch Etwas gleich zu thun meinte. Nachher traten dann vornehmlich die Griechen an Stelle Shakespeares: dem Odh folgte Iphigenie und Hermann und Dorothea. Die Romantiker erweiterten den literarischen Anschauungskreis: es erschloß sich Spanien, der Orient und Indien. Goethe dichtete seinen westfälischen Titus und änderte die Weiße des Brahmanen. Wie das Tüchlein der verschiedenen Sillarten, von denen allen man Nutzen haben und etwas lernen wollte, die unglücklichen Dichta verwirrte, legt Schillers Brant von Messina das klare Jenseits ab. Hier haben wir eine Schicksalsoper, die doch nicht mit einer ist, einen den Griechen nachgebildeten Oedip, der ebenfalls doch wieder nicht recht ein Oedip ist, und um schließlich das Ganze zu krönen, sagt der Autor in seiner Vorrede: „Ich habe die christliche Götterlehre und die griechische Götterlehre vermischen angewendet, ja selbst an den maurischen Übergängen erkannt“ — der Zuhörer muß also ein Gemüth haben, wie jener Berliner Mener, der (es war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) morgens eine Frühmesse hörte, abends die protestantische Kirche besuchte und den Tag mit einem Abendgottes in der Synagoge beschloß. Wer die Brant von Messina liest, oder sich durch die vielen wunderbaren Einzelheiten bekehren zu lassen, wird weder über die Schuld noch über die Anfrau erkennen.

Indessen die Persönlichkeit Goethens und auch Schillers war doch so gewaltig, daß trotz aller philologischen Anzengungen die selbst und mit ihr auch schließlich der nationale Charakter in ihren besten Werken überwiegt. Dies hat dieselben zum Gemeingut der Nation gemacht. Ja in Goethens Haus regt dieser nationale Geist so stark seine Schwingen, daß hier die wirklich nationale Kunstform hätte gefunden werden müssen. Aber das Bedürfnis war eben noch nicht vorhanden, weil die Nation selber noch nicht erfrischt, und so konnte sie nur so weit wirklich werden, wie sie eben die Persönlichkeit des Dichters selbst zu schaffen vermochte. An die Bühne, an das allgemeine dramatische Bedürfnis dachte der Dichter nicht.

Nach den Freiheitskriegen zehrte man von dem, was jene starken Geister für die deutsche Literatur errungen. Die wiedergewonnene Ruhe, die durch die romantischen Apostel vernünftige allgemeine Kenntniß unserer eigenen und der fremden Dichta führte damals einen gewissen normalen Zustand der Literatur herbei. Fehnten auch die großen Genies, so herrschte doch eine anständige Mittelmäßigkeit, die immerhin einer anständigen Fortschritt sein dürfte. Das ernste Drama erfrischt, freilich so, wie es eben sich nach Goethens und Schillers Verzicht unter den Händen minder Begabter ausbilden mußte. Der m-

*) Sardous Nababas macht allerdings eine bewundernswürdige Ausnahme.

bejangene Beobachter darf sich eben nicht an die Kritik derjenigen halten, die, wie anfanglich die Gegner Klopkes, naturgemäß die Sache nicht gerade objectiv beurtheilten. J. B. Platen oder auch Zimmermann. Platens dramatische Versuche sind kaum in Betracht zu ziehen (seine aristophanischen Lustspiele haben mit der wirklichen Bühne gar nichts zu thun), und Zimmermanns lange Dramenreihe ist nicht mehr werth. Knaupach und seine Zeitgenossen schufen eben ein wirkliches Repertoire und darauf kommt es an. Die englische und die französische Bühne hätten niemals ihre Blüthe erreicht, wenn etwa Shakespears oder Lissu de Molinos allein existirt: das Leben jener Bühne bestand nicht nur in der Qualität, sondern auch in der Quantität der Produktion. Ich weiß, daß dies sehr gewöhnlich klingt und das vornehme deutsche ästhetische Seelen daran Anstoß nehmen. Das einzelne Genie ersten Ranges reicht aber nicht aus, eine wirkliche Blüthezeit der Kunst zu schaffen. Wäre es in der geirregten Umgebung, würde es nicht allein sterben. Weil es allein steht, bleibt es vereinsamt. Ein Beispiel hierfür sehen wir heutzutage an Richard Wagner. Wenn aus den von ihm ausgehenden Anregungen sich eine wirkliche Blüthezeit der musikalisch-dramatischen Kunst entwickelte, wären alle seine heißen Kämpfe bald überflüssig. Erst in den Jahrzehnten Knaupachs wurden Shakespeare, Goethe, Schiller allmählich so volkstümlich, wie sie es jetzt sind. Wir haben in unseren heutigen Theaterzuständen keinen Grund, auf ihn, auf Müllner, Hornwald, Klingemann, Aussenberg, Kind vornehm herabzusehen. Auch die Schauspielkunst hatte damals ihre herrliche Entwicklung gewonnen und ein Ludwig Desrient, ihr höchster und genialster Vertreter, hielt es nicht für schimpflich, etwa den Myrtilis in Klingemanns Faust zu spielen. Zwischen jenem Repertoire und den Werken Goethes und Schillers bestehen nur Grad-, nicht Art-Unterschiede.

Diese Grad-Unterschiede sind allerdings unermesslich, so unermesslich, wie der Unterschied etwa zwischen der Persönlichkeit des Dichters des wirklichen Faust und des jovialen Direktors des Braunschweiger Rationaltheaters, oder wie zwischen dem Dichter der Jungfrau von Orléans und dem Advokaten zu Weihenfeld. Sichtlich bestanden indessen zwischen Shakespears und seinen Zeitgenossen ähnliche Unterschiede: trotzdem werden schwerlich ein Müller oder Hornwald bei der Nachwelt ähnliche Rollen spielen, wie etwa Webster und Massinger, ja selbst Marston oder Chapman. Diese besaßen eben was ihnen fehlte, einen nationalen Stil — dort wirkte nur eine gewisse Bildung und Aufschauungswelt, kein Kunstleben mit seinen einengenden aber erzielenden Formen. Diese Gradunterschiede mußten deshalb selbstverständlich erstens Weisern (die darum dennoch vielleicht weniger Talent hatten) lebhaft zum Bewußtsein kommen. Der einzige poetische Versuch, hier entgegenzuarbeiten, ging von Zimmermann in Düsseldorf aus. Nachhaltig konnte er schon aus dem Grunde nicht sein, weil Zimmermann mit den Gegnern von vornherein einen Kompromiß schließen mußte und so nicht etwa ein eigenes besseres der Gegenwart entstammendes Repertoire aufstellen konnte. Knaupach ward in Düsseldorf ebenso gut wie anderswo gegeben, daneben aber florirte das philologische Aueignungssystem, wie der ganze Zimmermann in epigonenhafter Nachahmung Goethes. Tetzgens Brüder kamen wieder auf die Bühne; neben Galtersons munderthümigem Magier gab man Shakespears Kaufmann von Venedig, auch Scire ward nicht vergessen, selbst Viktor Hugos Schwantraggötter mußten auf die Bretter.

Jener laue Nachkomme des Klassizismus, wie ich jene Periode bezeichnen möchte, ist nunmehr längst dahin. Goethe wie Schiller sind selber, seitdem man ihre Werke philologisch editirt und kom-

mentirt, auch ein Gegenstand jener theatralisch-philologischen Aueignung geworden. Daneben wird dann Shakespeare kultivirt: über den Shakespearealtus unserer Bühnen habe ich mich bereits früher hier genugsam ausgesprochen und mag nicht noch einmal darauf zurückkommen. Theoretisch allerdings gilt noch immer die Goethische Ansicht, daß das deutsche Theater ein Spiegel der Weltliteratur zu sein habe, praktisch merkt man indessen nur noch äußerst selten etwas davon. Galatzen und die Spanier sind ganz verschwunden, dafür strömt die griechische Antigone hin und da ihr Leben, ja selbst Kalibosas Satalula hat an die deutschen Intendanten und Regisseure glauben müssen. Diejenigen deutschen Theater, an welchen dieses philologische Prinzip mit einigem Ernste gehandhabt wird, sind jedenfalls die einzigen, bei welchen man überhaupt noch von erstem Kunstsinne sprechen kann und ist das Aufsehen, welches in der jüngsten Zeit die Meininger Schauspieler in Berlin gemacht, ebenso gerechtfertigt, wie wohlverdient und kann nur von denen bekräftigt werden, denen im Innersten überhaupt alle ernste Kunst als etwas Ueberflüssiges, der modernen Zeit Unwürdiges gilt. Daß dies allerdings die eigentümliche Seelenmeinung auch der meisten Theaterleitungen selbst ist, unterliegt keinem Zweifel. Das philologische Prinzip ist eben dem Verschneiden nahe an wird nur noch durch künstliche Mittel am Leben gehalten. Das ernste Repertoire der meisten Bühnen spielt drehorgelmäßig eine Reihe „klassischer“ Dramen herunter, dazwischen wird dann dies oder jenes „neu einführte“; will man recht etwas Großes thun, holt man irgend ein weniger bekanntes Shakespearsches Stück vor oder schwingt sich gar zu einer Vorführung sämtlicher Shakespearscher Königsdramen auf. Das Publikum ist ein gutmüthiges Geschöpf — anstatt zu sagen: „Was ist mir Herkules?“, hört es Alles geduldig an, ja läßt sich sogar von gewissen Materialen der Heldentheik einreden, ein solcher aller englischer König stehe ihm näher, als etwa eine große Gestalt des Alterthums oder ein Held der Sage. Doch ich will nicht ungerecht sein: außer Goethe, Schiller und Lessing scheint seit einiger Zeit noch ein anderer deutscher Dichter herhalten zu müssen, wenn es gilt „Kunstsinne“ u. d. m. zu offenbaren — es ist der quersüchteste und fragenhafteste aller dramatischen Poeten, Friedrich Hebbel, und in diesen seinen Eigenschaften ganz besonders geeignet, das vornehme, edle Streben der Intendanten gegenüber dem sich ablenkend verhaltenden Publikum in ein schüdes und wohlthuendes Licht zu stellen.

Außerdem haben die Schauspieler ein gewisses Interesse an der Verführung „klassischer“ Sachen. Nicht hier selber halber, denn wahre Poesie verlangt zu ihrer Darlegung auf der Bühne vor Allem eine kunstverständige Leitung, jenen Willen ist es aber durchaus einseitig, in welcher Umgebung sie spielen; mit Truppen, die zu schlecht sind, um das eleventh Nachwerk eines Berliner Posenbüblers, der etwa für das Balgalla-Bollis-Theater arbeitet, wiederzugeben, werden Hamlet, die Räuber u. aufgehört. Wie die Erschlaffung der musikalischen Produktion ein Zeitalter der Virtuosen heraufbeschwor, in welchem man aus jedem Klavierpauker und Darmtrager ein Wesen machte, wie ihrer Zeit die alten Römer unter dem Kaiserreiche aus Längern, Gladiatoren und ähnlichen Künstlern, ward diesen, die Welt rüstlos durchwandelnden Leuten ein Wehrauch gestreut, der in allen gefunden Nerven nur auf Uebelkeit wirken konnte. Ebenso ging es in der Schauspielkunst, und Eduard Desrient mußte deshalb dem jüngst erschienenen letzten Bande seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst*) eben diesen Namen „das Zeitalter der Vir-

tuosen" geben. Aus dem Zeitalter der musikalischen Virtuosen ist schließlich das Zeitalter entsprungen, zu dessen Charakteristik Richard Wagner sein Christen "über das Dirigiren" verfasste, und auf der Bühne des registrenden Dramas ein Zustand eingetreten, der vielleicht noch misérabler ist. Die Virtuosität der einzelnen Schauspielers zerfiel zuerst das Ensemble und als sie sich endlich selber erschöpfte, blieb überhaupt nichts mehr übrig. Dieser Prozeß ist noch nicht abgeschlossen, noch so unglücklich es scheinen möchte, wäre es doch nicht unmöglich, daß die deutsche Bühne für den Augenblick noch tiefer säule. Virtuosen sind zwar gefährlich, aber ein gänzlicher Mangel an Kräften ersten Ranges ist der Tod selber. Wie aber soll sich gegenwärtig ein kräftiger Nachwuchs entwickeln? Wenn die Kunst eines Volkes in seiner gesammten Kultur wurzelt, so wurzelt die Schauspielkunst wiederum nur in der Poesie. Die Schauspielkunst kann nicht aus sich heraus die Poesie erzeugen, sondern es verhält sich umgekehrt. Noch jede Blüthe des Theaters begann mit einem Einwirken der Dichtung auf dasselbe und wie die Sonne überall Leben zeugt, rief sie es alsdann auch hier hervor. Die größten Talente gehen zu Grunde, wenn ihnen nicht die Aufgaben gestellt werden, an welchen sie sich über sich selbst klar werden können. Welches aber sind die Aufgaben erster Natur, welche unseren jungen Künstlern gestellt sind? Die dramatische Kunst ist zur Wiederkehr in geworden, und das gehmal Verdante soll immer und immer wieder noch einmal verpfeift werden. Während in Frankreich, wo ein Genre des Dramas wenigstens noch am Leben, jede Rolle von irgend einem Künstler creirt wird, dem sich dann alle später kommenden anschließen, unsere deutschen Mimen nicht angeschlossen, die wünschlich in diesen Fällen nach Paris reisen, um sich ihre Vorbilder anzusehen, ist hier die Sache an den Kopf gestellt. Der Eine giebt den Hamlet so, der Andere so; je sonderbarer, überraschender seine „Auffassung“ ist, desto genialer dünkt er sich. Es ist ungeführt, als wenn ein Dichter einmal Spätes halber in der herrlichen Symphonie das Scherzo im Tempo des Trancermarsches und umgekehrt spielen lassen wollte — obgleich annähernd auch dergleichen vorkommen mag. Und was das Auserwählte: Tröpfe glauben wohl gar, darin dokumentire sich die ganze Kraft und Tiefe der Dichtung, daß man sie von so verschiedenen Zeiten nehmen könne, obgleich sicherlich ein einigermaßen wähliger Kopf den Schimmer in Benedixens jählichen Verwandten auf ebenso viele Manieren spielen könnte, wie es mit Hamlet oder Lear geschieht. Aber, wie schon bemerkt, die Virtuosität erschöpft sich allmählich und so wird man zu guter Letzt im besten Falle nur auf ein, jener philologisch-archaisch-theatralische entsprechende nüdternes, wohlmeinendes, berechnetes und haushaltendes Spiel zählen können.

Denn in ihr ist eben die Pflege des ersten Dramas beschlossen. Als lebendig, als Kind der Gegenwart existirt solches nicht und nirgends nimmt man sich die Mühe, auch nur daran zu denken, daß es vielleicht einmal wieder existiren könnte. Wer wird leugnen wollen, daß bisweilen auch das Werk eines zeitgenössischen Dichters über die Bretter schreitet, aber diese vereinzelten Fälle sind an sich gänzlich werthlos. Daß dieses Verhältnis nicht das Richtige ist, unterliegt keinem Zweifel. Unter den zahllosen Dramen, die in Deutschland das Licht der Welt erblicken, ist immerhin gar Vieles, was immerhin eine Aufführung verdiente und bei einer etwas liebevollen Behandlung auch wohl vom Publikum nicht zurückgewiesen würde. Aber indem die Theater selbst alle diese modernen Erzeugnisse von vornherein als todgeborene Kinder behandeln, fühlt sich das Publikum natürlich erst recht nicht veranlaßt, ihnen ihre Lebensfähigkeit zu

befcheinigen. Oftmals hat es sogar den Anschein, als suchte man die aburdesten Machwerke heraus, nach dem in Bezug auf Selbstbesorgten Grundsatze, oder um sich nachher jahrelang auf das erwünschte Glück berufen zu können. Dazu kommt die lächerliche Pedanterie unserer Hofftheater, die sich bald an dies, bald an jenes, bald an eine Rückficht gegen die äußerlichen Eigenschaften, bald an irgend ein religiöses Zeitgefühl stützen. In der Oper ist man nicht so besenklich: und während man die Hebenmaltzene in Maria Stuart, die notwendigste vielleicht der Tragödie, da sie die Veröhnung bringt, fertigt, duldet man ruhig jene infame Entweihung des herrlichsten evangelischen Choralen in den Eugenotten.

Aber nehmen wir selbst an, daß alle diese Liebelstände beiseite gelassen wären, was hätten wir erreicht? So lange die Dichtung selber keine neue und große künstlerische Gesichtspunkte gewinnt, — nichts! Nur in diesem einen Falle würde die Schauspielkunst sich heben, im andern Falle aber würden wir, wie schon bemerkt, das Unmögliche erwarten, nämlich, daß die Schauspielkunst aus sich heraus die Dichtung erzeuge.

Nun werden sicherlich sehr Viele meinen, daß unsere modern-dramatische Dichtung durchaus nicht so tief stehe, wie wir Philisten annehmen. Wollte ich hier einen direkten Beweis führen, müßte ich mich über alle unsere Dramendichter der Reihe nach ausprechen. Nun sind Persönlichkeiten freilich nicht immer zu vermeiden, aber für unser Thema würden sie uns nicht nützen. Belagte Dichter könnten nämlich leicht einen Gegenbeweis führen, die Worterklärer ihrer Werke klar dazulegen mit den Schreibern dieses der Unverständlichkeit zeihen, da er sich nicht im gleichen Maße versucht. Aber es ist mir eben nur um das zu thun; was Einer selber produktiv versucht, kann schließlich, darum aber seine Theorie dennoch richtig sein. Die Regeln der Harmonie und des Generalbasses sind gewiß namentlich, obgleich sie ebenso von den schlechten, wie guten Komponisten befolgt werden. Hingegen glaube ich einen indirekten Beweis erbringen zu können. Wäre unsere dramatische Dichtung nicht in die tiefste Stagnation verfallen, so müßte sich ihr Leben wirklich bemerkbar machen. Der Vater aller Dinge ist der Krieg, sagt der griechische Philosoph. In wunderlichen Zeiten, in welchen die Kunst wie eine stille Flut dem Menschengemüthe entflüht, sind verübert, bewußt nur können wir weiter kommen. Laßt uns nicht auf diejenigen Ideen, welche uns einreden wollen, mit diesem Bewußtsein sei der Kunst überhaupt ein Ende gemacht. Die Kunst ist die nicht und höchste Kraftäußerung des Rationalgeistes und nur mit dem Zerfall dieser Kraft selbst wird sie unmöglich. Stagnante war unsere dramatische Kunst nicht, so würde dieses ihr bewußte Leben sich vor Allen darin kund thun, daß es ein Ideal habe, was die hochstehende, jene befähigten, das Leben der Nation, das Staates würde sich, freilich abstrakt und nicht in seinen konkreten Tendenzen, würde sich im Leben der Kunst widerspiegeln. Bildet auf die Kunst! Und hätten diejenigen Recht, welche Wagner am allerersten stellen — Eins kann dieser Mann mit Recht von sich sagen: „Wo zwei, welche die Kunst lieben, bei einander, da bin ich mitten unter ihnen“, denn er hat keine Kunst neue, nennt es nun Probleme oder Ideale, gegeben — je nennt es selbst Abwege, besser der Strom raucht noch eine Welle dahin und verlegt zuletzt im Sande, als daß er selber fließt, zum Symphy wird und mit seinem Gesanke die Welt verpöht.

Glaubt nun Jemand am Ernst, daß sich die Nation, was die Dichtung und besonders das erste, ja, noch weiter geht, überhaupt das ernste Drama befaßt, irgend für ein

nisches Problem", für irgend eine „Frage“ interessiert. Wicht es überhaupt ein wirkliches Für und Wider ausdrücklich in dieser Kunst? Meint man, daß wirklich Jemand mit einem Andern darüber streitet, ob Tramenstoffe erst gut sind, wenn sie nach der Reformation spielen? und das ist, so weit ich sehen kann, noch das einzige Dogma, welches seit langer Zeit formulirt ist. Meint man, daß eine Wirtschaft, wie sie gegenwärtig in unseren Schauspielhäusern herrscht, überhaupt möglich wäre, wenn das Publikum auf diesem Schauspiel leidlichen Antheil nähme — das können nur diejenigen behaupten, welche gewohnt sind, in der Geschichte alles Unglück der Völker den Regierenden zuzuschreiben. Daß das Zeitalter der Virtuosin eintrat, ging Hand in Hand mit der Erschlaffung des öffentlichen Interesses: nur durch die Virtuosität konnte man noch die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich lenken. Die theatralische Philologie endlich bezeichnet den augenblicklichen gänzlichen Niedergang des registrirenden Dramas: es ist nur noch Behübel literarischer „Bildung.“ Mit der Kunst hat dies nichts zu thun, ebenso wenig wie die Gewächshäuser mit dem Frühling. Nur wenn das Eis geschmolzen, wenn die Pflanze erwarmen und der Sonnenchein sich golden über das Land breitet, blühet der Keng aus den geheimnißvollen Tiefen der Natur empor. Das Eine ist ohne das Andere andenkbar, und beides im Vereine, die einige schöne Gegenwort — das 8 nennt man den Frühling. Nur wo eine ähnliche Wärme das Herz einer Nation erfasst, wo in ihr die Werke der Kunst anblühen und reifen, und da lebst sie.

Sehen wir nun zu, ob im bisherigen Entwickelungsgange sich nicht Momente finden, die vielleicht ein solches Leben wecken könnten.

Colmar und die Schreckenszeit.)

Estrichter auf die französische Revolution im Oberels.

Es ist von verschiedenen elsischen Geschichtschreibern und neuerdings erst wieder von Ludwig Spach hervorgehoben worden, daß die große Revolution von 1789 bis 1796 im Oberels einen unergiebiglich viel milderen Charakter gehabt hat, als in Straßburg und im Unterels überhaupt. Auch macht man sich häufig genug von der Anzahl der politischen Zugestanden, die in Entzählungen durch die Guillotine bestanden, eine etwas übertriebene Vorstellung, denn sogar im Unterels hat, trotz der eigentlichen Mißgewaltung des „öffentlichen Ansehens“, des samsten Entloosens Schneider, im Ganzen doch nur 31 Köpfe gefallen, während im Oberels, wohin er den Segen seiner Wirksamkeit nicht erstrecken durfte. Die Ziffer der Hinrichtungen nicht einmal zehn erreicht hat. Die beste Erklärung für diese verhältnismäßige Milde des Revolutionshades liegt wohl weniger in dem Charakter der Oberelsässer, der weniger und erregbarer als der mehr von rheinfränkischen Elementen durchsetzte der Niederelsässer ist, er liegt zweifelsohne in der Nähe der freien Schweiz, deren Republikanismus mit seinem praktischen-mäßigeren Wesen gerade während des Sturmes der Revolution auf die im Elsass stegreiche republikanische Strömung einen bedenklichen Einspruch geübt hat. Auch traten inmitten des Schwankens aller Zustände im Oberels einige Charaktere auf, die mit kräftiger Faust in den Strudel eingriffen und die Bevölkerung vor den schwersten Erfahrungen bewahrten. Zwei

Bürger von Colmar, Mehger, Mitglied des Departementsdirektoriums, und Stodmeyer, ein einfacher Schiffer, haben in den schlimmsten Tagen des Auftrahs die Bögen einengemessen zum Stillstand gebracht; Mehger stellte sich am Raabgraben, der alten Gränge des Ober- und Niederels, dem Eindringenden Schneiders mit seiner Guillotine mannschaft entgegen und nöthigte durch seine feste und drohende Haltung den theatralischen Schreckensmann zum Rückzuge; Stodmeyer hat, wenn es recht wild in Colmar herging, mit seinem reinen Arm und dem obligaten „Nationalprägel“ thätig unter die Gyaltritten dreingeklagen und den wüthigen Heißhörn des Jakobinismus unleschme, aber desto heilsamere Abkühlungen bereitet. Die treffliche Histoire de la Revolution française dans le département du Haut-Rhin 1789—1796, welche der germanistisch gebildete Franzose Appellationsgerichtsrath Béron-Béville, früher in Colmar ein Jahrzehnt lang Präsident des oberelsässischen Unter-Komités der Gesellschaft für die Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsass, 1865 in Paris und Colmar veröffentlicht hat, beleuchtet dieses Wirken der charaktervollen Oberelsässer in der günstigen und gewissenhaften Weise, und läßt auch die Gründe des Scheiterns der Revolution, namentlich den Hauptgrund, die unglückselige Civilkonstitution des Klerus, welche die Randscharrer gegen die Revolution in die Schranken rief, klar zur Anschauung kommen.

Den Instapfen Béron-Béville's folgend, ist jetzt auch Herr Pfarrer Julius Rathgeber, der Verfasser der Straßburger Reformationsgeschichte, indem er ein Estrichstück zu seinem ebenfalls 1873 publizierten Buche „Colmar und Ludwig XIV.“ zu liefern gedachte, in die Arena der Revolutionskämpfe gestiegen, und hat aus dem ihm zugänglichen Chronikenhafte unter dem Titel „Colmar und die Schreckenszeit“ das Tagebuch des damaligen evangelischen Diaconus und Konrektors Sigismund Billing herausgegeben, eines Mannes, den wir bei jener Gelegenheit als den Sammler der „kleinen Chronik der Stadt Colmar“ und ähnlicher Exzerpte kennen gelernt und welcher ungeachtet seines einseitig dogmatischen Standpunktes und seiner sich nie verlegenden lutherischen Befangenheit, von Calvinisten wie Katholiken ein Ehrenmann genannt werden muß. Billing hat, kaum minder wie seine katholischen Rivalen Mehger und Stodmeyer, gar manches Unheil verhütet und ist ihm ein anderer evangelischer Geistlicher, der Pfarrer Johann Friedrich Eneac aus Münster im Gregorienthal, während der Revolutionsjahre ein einflussreiches Mitglied der „Volksgesellschaft“ zu Colmar, nicht selten helfend, mildernd und veröhnend zur Seite getreten.

Billing, der Chronist, hat in seinem Revolutionsstagebuch gerade kein Meisterstück der Gattung geliefert. Man muß bei ihm sehr viel zwischen den Zeilen lesen und ist ohne Zuhilfenahme des Werkes von Béron-Béville Dieses in seinen Mittheilungen gar nicht verständlich. Die lokalen Parteilichkeiten spielen in der Darstellung des würdigen Diaconus eine gewaltige Rolle, einzelne hervorragende Persönlichkeiten werden mit einem kaum begreiflichen Haffe verfolgt, der wackere Stodmeyer muß es büßen, nicht lutherisch gewesen zu sein, er steht in Billings Chronik weit hinter seiner geschichtlich überall anerkannten Bedeutung zurück, der Angenehm-Geograph Daniel Adam Eggerlé, welcher 1790 an der Bildung der neuen Municipalität von Colmar einen sehr wichtigen Antheil gehabt hat (natürlich auch Katholik), wird in verstellten Andeutungen als eine Art entsetzt verflucht, weil er den politischen Tren-

*) Colmar und die Schreckenszeit. Ein Tagebuch und Mittheilungen aus den Revolutionsjahren 1789—1796. Aus ungedruckten Quellen gesammelt und herausgegeben von Julius Rathgeber, Pfarrer in den Boglen. Stuttgart, H. Kröner, 1873. VII u. 116 S. 8.

*) Bgl. No. 13 d. Z.

den des Herrn Billing ein Stein des Anstoßes war, über die Ausplünderung der katholischen Kirchen, die Verfolgung der eideschwernen Priester, die gewaltthätige mit vielen Gräueltthaten verknüpfte Schließung, beziehungsweise Plünderung der Klöster empfand Billing eine unverhehlte, von christlicher Verbschämtheit ziemlich weit entfernte Genugthuung, kurz, wir haben einen Darsteller vor uns, der fast ganz in den Selteneitsgeist aufging und zu einem unbefangenen Urtheil über den gesammten Gang der Ereignisse fast unfähig war. Er geht selbst so weit, offenkundige Thatfachen anzufassen, so behauptet er unter dem 15. August 1796, wenige Monate vor seinem am 25. December desselben Jahres erfolgten Tode, daß es in der Umgegend von Colmar weit und breit keine „katholischen Landpfaffen“ gegeben habe, wogegen doch der an Colmar zunächst belegene Flecken Heiligkreuz ist, welches im vorigen Jahrhundert keinen einzigen protestantischen, sondern nur katholische Einwohner zählte und sogar im Jahr 1865 unter 1689 Seelen erst 13 protestantische (12 Lutheraner und 1 Reformirten) besaß! Damals aber hatten die höchsten Wogen der Bewegung sich längst verlaufen und Herr Billing berichtet selber, daß sogar noch im Juli 1794, also auf der Höhe der Schreckenszeit, die römischen Priester im Ueberflusse glimpflich behandelt wurden, ja, daß die alten gefürchteten Aebte von Münster und Murbach bis Ende Juli 1794 an letztgenanntem Orte ruhig und in der Stille anangeschoben hatten fortleben dürfen! Freilich, als es auch den evangelischen Geistlichen an den Kragen zu gehen schien (— aber glücklicherweise nicht ging! —), da ändert sich der Ton des Darstellers, da ist sein Revolutionsenthusiasmus spurlos verrückt.

Da hieß der Spruch Herrn Alexanders,

Ja Bauer, das ist ganz was Anders!

Aber durchaus wahrheitsgetreu ist wiederum die Schilderung des religiösen Aufschwunges, der seit 1795 eintrat, dieser Massenandrang zu den Gottestempeln und officielle Aktenstücke, die Herr Rathgeber sorgfältig beigelegt hat, erheben diese Thatfachen noch mehr. Das Tagebuch Billings hat viele interessante Abschnitte, und die Herausgabe hat sich trotz seiner mannigfachen Schwächen verlohnt! Frankfurt von Belle.

Römisches Alterthum.

Die Frauen in Rom.

Ihre Erziehung und ihre Stellung im häuslichen, öffentlichen und gesellschaftlichen Leben.

Nach G. A. von Volffier.

I.

Die Anforderungen der alten Römer an die Familienmutter waren ernst und streng. Die Matrone sollte den Haushalt führen und mit dem Gatten die Herrschaft des Hauses theilen. Zu diesen Aufgaben gehörte ein erster Sinn und ein entschlossener Charakter, Eigenschaften, die man denn auch wirklich an den Frauen am höchsten schätzte. Plautus z. B. leiht diese Tüge in seinen Stücken seinen Frauen und Mädchen von freier Geburt und giebt nur allein Courthänen Leidenschaft, Grazie und Zärtlichkeit.

Zu Folge dieser Anschauungen war denn auch die Erziehung der jungen Mädchen darauf berechnet, die geachteten Eigen-
schaften zu entwickeln.

Die Töchter der reichen Häuser hatten die selben gelehrteten Sklaven zu Lehrern wie ihre Brüder, erhielten denselben Unterricht wie sie, lösen dieselben Bücher, studierten dieselben römischen und griechischen Poeten und saßen in der Jugend eine Vorleser für Terenz und Menander, der sie meistens ihr ganzes Leben hindurch treu blieben. Die Plebschwestern wurden in die öffentlichen Schulen auf das Forum geschickt, welche auch die Knaben besuchten; die so vielfach angefochtene amerikanische Sitte der „mixed schools“ ist mithin eine recht alte.

Sehr verständig war man in Rom und zwar für Knaben, wie für Mädchen, mit dem Unterricht in den Künsten, welche mit dem Ernst der römischen Sitten nicht verträglich erschienen. Dahin gehörte in erster Linie der Tanz, aber auch Musik und Gesang wurden als angulässig betrachtet. Es kam allerdings vor, daß nach großen Unglücksfällen oder nach ungeheuren und unerwarteten Siegen junge Mädchen bei öffentlichen Ceremonien auftraten und Hymnen sangen, am Jura der Götter zu beschwören oder ihnen Dank und Preis für ihre Wohlthaten darzubringen; derartige Dinge kamen aber nur selten vor und wurden durch das Ausergewöhnliche des Ereignisses entschuldigt. Im Allgemeinen wurde der Gesang mit ebenso ungünstigen Augen angesehen wie der Tanz. Scipio der Jüngere z. B., der doch sonst ein Freund griechischen Wesens war, verurtheilte beide Künste auf das strengste und ließ als er die Gewalt hatte, die vorübergehend dafür errichteten Schulen schließen.

Eine solche Erziehung war natürlich ganz dazu angethan, den Männern der ersten Jahrhunderte den ersten, energischen und nüchternen Charakter zu geben, den wir an ihnen bewundern, und die gemeinschaftliche Erziehung beider Geschlechter hatte zur Folge, daß die Frauen nicht nur die gleichen Kenntnisse, sondern auch die gleichen Charaktereigenschaften mit den Männern erhielten.

Während heutzutage die Schüchternheit, Schwäche und Unentschlossenheit als ein Hauptreiz der Frauen betrachtet wird, schätzten die Römer an ihnen hauptsächlich Kraft und Festigkeit des Charakters. Wenn der Mann die Frau für sich erzieht, so ist es ganz natürlich, daß er ihr vor allen Dingen Sanftmut und Anmut verleihe will, als diejenigen Eigenschaften, welche für denjenigen, neben dem sie leben soll, die angenehmsten und bequemsten scheinen. Handelt es sich jedoch darum, die Frau für sie selbst und in ihrem eigenen Interesse zu erziehen, will man sie fähig machen, im Kampfe des Lebens eine thätige Rolle zu spielen, so ist es nothwendig, ihr diejenigen Kenntnisse anzuweihen zu lassen, die sie befähigen, dies in angemessener und erfolgreicher Weise zu können. Unsere gesellschaftlichen Zustände haben sich indes derartig gestaltet und angepaßt, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo man in gewisser Beziehung auf das Ideal zurückkommen wird, das sich die Römer von ihrer Matrone machten.

Es kam indes in Rom eine Zeit, wo dieses Ideal, sofern man es in seiner ganzen Strenge aufrecht hielt, seine Gefahren mit sich bringen konnte. Als die Eliten elegant, die Bildung eine feinere geworden war, hatte sich auch das gesellschaftliche Leben mehr ausgebildet und dieses stellte nun an die Frauen doch andere Ansprüche als man bisher an die Familienmutter gemacht hatte. Das neue Leben brachte neue Bedürfnisse mit sich, und die Gefahr lag nahe, daß man zur Befriedigung derselben zum griechischen Sitten seine Zuflucht nehmen werde. Allerdings lag der Frau in Griechenland ebenfalls die Führung der Wirtschaft und die Leitung des Hauses ob, aber Haus und Wirtschaft hatten in Griechenland lange nicht die Bedeutung

wie in Rom. Die Griechen lebten nur sehr wenig in ihrem Hause, betrachteten dasselbe nur als den Ort, wo sie ihre Mahlzeiten hielten und schliefen und suchten alle Uebrige auswärts. Die Zeit, welche sie in ihrem Hause verlebten, war für sie die langweiligste, sie hatten Niemand dort, mit dem sie sich unterhalten konnten und beistehen sich, ihm wieder zu entziehen: „Nicht es irgend Jemand, mit dem Du weniger sprichst als mit Deiner Frau?“ fragte Sokrates einen seiner Freunde. Wollte man sich gestreuen, wollte man Nahrung für Geist und Herz, so suchte man auswärts das, was das häusliche Leben nicht bot. Die Courtisane war auf diese Weise die ganz natürliche Verwöhnung der Ehe geworden, an der Niemand Anstand nahm, wie Demosthenes erklärt, als ob dies ganz selbstverständlich sei: „Wir haben Freundinnen für unser Vergnügen, Gattinnen um uns Kinder zu geben und unsern Haushalt zu führen.“

Auch in Rom fehlte es nicht an Courtisänen. Plautus behauptet, daß es zu Ende des zweiten punischen Krieges in Rom mehr Courtisänen gegeben habe als Fliegen an einem heißen Sommerstage, aber es ist sehr fraglich, ob sie einer Alissa, welche Pericles bezauuberte, oder einer Zenitium, welche philosophische Satze zu schreiben vermochte, geglichen haben. Sie seten für gebildeteren Geister wenig Verführerisches, und, obgleich die öffentliche Moral große Nachsicht gegen sie übte, war die Gesellschaft, welche bei ihnen und and ein ging, weder so zahlreich noch so gemüth wie in den griechischen Städten. Der Römer hatte damals noch nicht in dem Maße wie der Grieche das Bedürfnis, sich auswärts zu gestreuen. Waren seine Geschäfte beendet, so lehrte er in sein Haus zurück und suchte sich glücklich, wenn er sich im Kreise seiner Familie von den Anstrengungen des Tages erholen konnte. Da er weniger Dichter, Künstler und Schauspieler als der Athener war, konnte er auch leichter die geistreichen Plaudereien, die eleganten Feste und die ausgeschweiften Zirkel, bei denen nur eine geistvolle Frau den Vorstoß führen kann, entbehren.

In dem Maße als der Römer griechisches Wesen und griechische Literatur kennen lernte, kam ihm jedoch auch mehr und mehr der Geschmack an diesen Dingen und gegen das siebente Jahrhundert machte sich in den Sitten ein bedenklicher Umschwung bemerkbar. Man fing an, dem häuslichen Leben weniger Gehalt abzugewinnen und während die Anziehungskraft desselben immer schwächer ward, erwies sich diejenige, welche nach Außen hin, als immer stärker. Die römischen Courtisänen hatten es dahin gebracht, daß sie an Geist und Anmuth mit denen Koriinthos und Athen wetteifern konnten. Es wurde die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet und namentlich diejenigen, welche für den Vergnügen der jungen Leute aus großen Häusern bestimmt waren, wurden in allen Wissenschaften und Künsten unterwiesen, welche geeignet schienen, jene zu unterhalten und zu locken. Sie tanzten, spielten, sangen, recitirten die Verse griechischer und römischer Poeten, namentlich solche, welcher die Liebe bezeugen haben, kurz waren in allen Dingen das Gegenstück von den, was man sich unter einer Matrone vorstellte und von dieser verlangte.

So sehr indess das Beispiel der Griechen auf die Römer zu wirken begann und so sehr auch bei ihnen die Gewohnheit eintrifft, kein Recht zwischen der legitimen Frau und der Courtisane sehr zum Nachtheil der ersteren zu theilen, so fand sie dennoch niemals in ihrer Beistellung griechischer Sitte gelangt, welche Frau und Courtisane beinahe auf die gleiche Linie stellt. Die Frauen blieben waren es, welche dieser Gefahr dadurch entgegenwirkten, daß sie von ihren bisherigen Gewohnheiten abgingen und sich

nicht nur mit den ersten Pflichten des Leben beschäftigten, sondern auch andere ihnen von der öffentlichen Meinung als für sie unschicklich bezeichneten Künsten und Fertigkeiten ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Sie lernten tanzen und singen, wurden empfänglicher für Literatur und Kunst, wagten die Schwelle ihres Hauses zu überschreiten und an öffentlichen Zeremonien Theil zu nehmen, befreizigten sich eines graziösern, anmüthigeren Wesens und herabtraten so die Courtisänen ihrer gefürchteten Rassen. Der Mann, welcher in seiner Gattin auch die Eigenschaften fand, die er sonst bei den Courtisänen suchte, war ihren Verführungen weniger ausgesetzt und blieb zu Hause.

Spanien.

Iur Geschichte der Mauren in Spanien.

II.

Die Schattenseiten des arabischen Charakters treten in der Geschichte der spanischen Mauren noch deutlicher, als dem Stamme eigenthümlichen Tugenden im Allgemeinen weniger glänzend hervor. Wir sind meistens gewohnt, mehr von einem anklaren romantischen Gefühl als von historischer Objectivität beherrscht, jene arabischen Periode der spanischen Geschichte als einen Glanzpunkt derselben anzusehen, gerade so wie auch das heutige Spanien der Phantasie des Deutschen meist in einem falschen Lichte oder auch in einem die Wirklichkeit entfallenden Nebel erscheint; wir sind geneigt, die Geschichte und die Verhältnisse märchenhaft und durch die bunte Brille ungebildeter Einbildungskraft anzusehen. Bei genauerem Studium jener Zeiten der Maurenherrschaft werden wir leicht erkennen, daß der Spanier sicherlich keinen Grund hat, mit einer Art von schnödtlicher Behmuth auf jene Vergangenheit als die des Glüdes und Glanzes zurückzublicken. Abgesehen von der Regierung Abderrachmans III. und des allmächtigen Almansers im X. Jahrhundert, wird die Geschichte der Kraker bis zum Auftreten der Almoraviden (1110) durch fast beständige Bürgerkriege, furchtbare Verheerungen durch innere und äußere Feinde und Gräuelt aller Art angefüllt.

Die früher erwähnte Lust am Streite und der Haß der Stämme gegen einander treten sehr, wo durch die Vermischung der eingewanderten Kraker mit Christen, Hebräern und Juden die Gelegenheit zu Feindseligkeiten noch vermehrt ist, nur noch scharfer und angeregter hervor. Kein Mittel wird gesucht, um den Gegner zu beistigen und zu vernichten; man kann sagen, daß über Ueberlistung und Treubruch, Gewalt und Anbrettung der Feinde die Politik der Kraker nicht hinausgegangen ist. Rassistrie Bosheit, wüste Plündererei, slavische Ermordung um des Lebens willen, Raub und jähsornige Wuth, das sind die Eigenschaften, die den Krakern in Spanien vor Allen eigen waren. Die ursprüngliche Tapferkeit und Grobmuth finden sich viel weniger allgemein; der große Reichtum und das üppige Leben haben auch jene, den Kraker der Wüste zierenden und mit ihm einigermassen verhältnissen Eigenschaften zurückgedrängt. Mit einem Worte: die arabische Kultur in Spanien trägt den Charakter überstürzener und äußerlich veredelter Barbarei. Einzelne edlere Eigenschaften sprechen nicht gegen dieses Urtheil; auch bei ihnen bricht die innere Barbarei oft genug hervor, der Mangel jedes erhabenen Gefühls und wahren Muths fällt auch bei ihnen nur zu sehr in die Augen. Abderrachman III. schloß

einen Brief, in dem er einem Begier auf eine unverschämte Forderung antwortete, so: Möge Gott dich verdammen, dich und diejenigen, welche aus eine Feste gestellt haben, als sie und riefen, dich in unseren Dienst zu nehmen! Niederträchtiger, Ausschläger, Sohn eines Hundes und einer Hündin, komm und demüthige dich zu unseren Füßen.

Motamid von Sevilla, eine sonst ansehende, poetische Natur, erschlug seinen früheren Bufenfreund, Ibu-Ammar, mit eigener Hand, während derselbe seine Ketten nach sich schleppend sich ihm zu Füßen warf und sie mit Küßen und Thränen bedeckte; „er erhob seine Art und traf ihn damit zu verschiedenen Malen, bis er völlig todt war und alle Wärme den Leichnam verlassen hatte.“ Als Alfons VI. am 25. Mai 1085 seinen Einzug in Toledo gehalten hatte, besaßen sich alle muslimischen Fürsten, ihm Gefandte zu schicken, um ihm Glück zu wünschen; in ihrer Servilität erklärten sie sogar, daß sie sich als seine Steuereinnahmer betrachteten. Natürlich nahm sich der christliche König, der Oberherrscher der Angehörigen beider Religionen, nicht die Mühe, ihnen seine Verachtung zu verbergen. So korrumpirt und durch Streitigkeiten zerrissen, warfen sie sich den Almoraviden in die Arme.

Ebenso wenig, wie die Politik und das öffentliche Leben jener Araber, kanu und ihre Poesie, Wissenschaft und Kunst synpathisch sein. Ihre Poesie, eingegeben von der augenblicklichen Leidenschaft, verzicht aufser Gefühl durch Uebertreibung und geschmacklose Häufung gesuchter Bilder, durch jene den meisten orientalischen Völkern eigene Ronzoute der Stimmung und süßliche Sentimentalität. Ihr Objekt ist natürlich in erster Reihe die Liebe, aber welche Liebe? Es geht eigentlich nicht an für das tiefe metaphysische Gefühl, welches wir so nennen, und für ein solches, wie es sich in den Versen selbst der gefühlvollsten Araber offenbart, denselben Ausdruck zu brauchen; die Völker stehen sich hier so fremd und unermittelt gegenüber wie in Betreff der Religion und Sittlichkeit. Ein Beispiel unglücklicher Liebe bietet jener schon erwähnte Motamid, Herr von Sevilla, und Romalika. Immerhin brachte er daneben, ohne daß Romalika, die sich bemüht war, als Königin im Herzen ihres Gatten zu regieren, etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte, auch andern Damen seines Terrais seine Huldigungen dar; sein Wahlspruch war: Weise sein ist nicht weise sein. „Die schöne Amata war bezaubernd, und wenn der Fürst auf ihre Gesundheit trank, so fand er immer, daß der Wein mehr Blume habe als sonst. Luna leistete ihm Gefälligkeit, wenn er sich mit den Versen aller Dichter beschäftigte oder eine Niederfahrt, und wenn die Sonne es sich einfallen ließ, einen unbedenklichen Blick in sein Stübzimmer zu werfen, so war Luna da, ihn aufzufangen; denn sie wußte wohl, sagte der Fürst, daß Luna allein die Sonne verfinstern kann.“ Margarita war launisch und eigenartig und dadurch anziehend; die „See“ eine reizende Krankenwärterin, so daß Motamid Alah bat, es ihm als besondere Gunft zu bewilligen, vollständig kränzlich zu sein, damit es ihm niemals fehlen möge, diese anmuthige Wazze mit den Purpurlippen an seinem Kopf zu sehen. Mit der Extensivität einer solchen Liebe stimmt eine oft lächerliche Konzeptionsweise mit allen Tönen der Geliebten und sinnlose Verschwendung überein. Die Namen und Einsätze Romalika machten Motamids Glück und Verzweiflung aus; denn wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, diese anmuthige Wazze mit den Purpurlippen an seinem Kopf zu sehen. Mit der Extensivität einer solchen Liebe stimmt eine oft lächerliche Konzeptionsweise mit allen Tönen der Geliebten und sinnlose Verschwendung überein. Die Namen und Einsätze Romalika machten Motamids Glück und Verzweiflung aus; denn wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, diese anmuthige Wazze mit den Purpurlippen an seinem Kopf zu sehen. Mit der Extensivität einer solchen Liebe stimmt eine oft lächerliche Konzeptionsweise mit allen Tönen der Geliebten und sinnlose Verschwendung überein. Die Namen und Einsätze Romalika machten Motamids Glück und Verzweiflung aus; denn wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, diese anmuthige Wazze mit den Purpurlippen an seinem Kopf zu sehen.

einmal im Winter so sehr verwundert hatte. Ein anderes Mal als sie sich langweilte und Frauen am Guadalquivir schlamm, woraus Ziegelsteine verfertigt werden sollten, mit bloßen Füßen stampfen sah, bekam sie Lust, das Gleiche zu thun; da ließ der Prinz im Hofe eine Menge Zimmt, Ingwer, Pfefferkörner u. s. w. aufhäufen, darüber Kesselfwasser gießen und Schlamm daraus bereiten, worauf die Sultamin mit ihren Mägden in toller Heißlichkeit in diesem aromatischen Schlamm herumtraten. Das Beispiel arabischer Liebe wird genügen; was wir füglich und laug nennen, das ging ihnen eben ganz ab. Der Stil ihrer Poesie ist bekannt; ihre Werke gleichen Konditorienkuchlein und Zuckersüßigkeiten; sie sind nicht reizlos und ungeschmacklos, aber doch ohne alle Großartigkeit und ohne neue architektonische Ideen. In Bezug, wie die Wissenschaften in Cordoba betrieben wurden, ist schon oben charakterisirt worden; auch hier zeigt sich Mangel der Originalität. Sie beschränkten sich wesentlich auf Interpretationen, trocknen Schematismus, eine verstandesfleh Orthopädie und ausschweifenden Scepticismus und Nihilismus. Allerdings waren die Araber in der formalen Bildung dem damaligen Europa weit voraus, und dies muß immerhin bei aller Einseitigkeit ihrer Geistesrichtung unser Staunen erregen. Die höchste Blüthe erreichte die Gelehrsamkeit unter Abderrachman des Großen Nachfolger Chacam II., dem gelehrtesten Fürsten, den Spanien gekannt hat. „In Kairo, Damask, Alexandrien hatte er seine Agenten, die beauftragt waren, um welchen Preis es auch sei, für ihn alt und neue Bücher abzuschreiben oder zu kaufen. Sein Palast war damit ganz gefüllt; er war wie eine Bibliothek, wo man ein Abschreiber, Buchbinder und Maler fand —. Einzelne Schriftsteller erzählten, daß die Anzahl der Bände auf 400,000 Hefen. Welche Bände hätte Chacam gelesen und die meisten selbst mit Anmerkungen versehen; er verzeichnete außerdem am Anfang und Ende jedes Buches Namen, Vornamen und Geschlechtswort der Verfasser, dessen Familie und Stamm, Geburts- und Todesjahr und die Anekdoten, welche über ihn in Umlauf waren. — Die Zweige des Unterrichts dühten unter einem so aufgestellten Fürsten. — In Andalusien konnte damals Jedermann lesen und schreiben. Grammatik und Rhetorik wurden in den Schulen gelehrt. Chacam gründete aber doch noch in der Hauptstadt sieben- undzwanzig Schulen, in denen die Kinder unermesslicher Eltern ihre Bildung umsonst erhielten. Die Universität von Cordoba war eine der berühmtesten der Welt. In der Hauptstadt lag der Koranische Abu-Basir die Traditionen über den Propheten vor. Dort distirte Abu-Alli Kall aus Bagdad eine große und schöne Sammlung, welche eine Menge merkwürdiger Nachrichten über die alten Araber, ihre Sprachschwierigkeiten, Sprache und Dichtungen enthielt. — Die meisten von den Studenten, welche nach Tausenden zählten, studierten, was man den „Fikr“ nannte, d. h. Jurisprudenz und Theologie; diese Wissenschaft führte damals die den einträglichsten Stellen.“

Und welches war das Schicksal der Christen unter der muslimischen Herrschaft? Die elende Lage, in welcher Spanien unter den Römern sich befand, war durch die Invasion der Germanen nicht gebessert worden. Die Geistlichkeit, auf welche die unterworfenen Provinzialen und Sklaven ihr Vertrauen gesetzt hatten, verließ sie und zog es vor, Nacht und Ansehen mit den Eroberern zu theilen; sie stand im Befehlsgeweihe in Ansehen, wie selbst sonst, wie etwa später die mohammedanische unter den Almoraviden, die durch dieselbe zur Herrschaft über Andalusien gekommen waren. Da die Barbaren sich fromm und gehoramt gegen die Geistlichkeit bezigten, so vertheidigte diese den furchtbaren Scepticismus derselben, und die Lage der Selbstigen und Karrieren

wurde schlimmer als zuvor; die Juden erfuhren furchtbare Verfolgungen und gingen geheime Verschwörungen ein; die Armece war unangenehm, da sie aus viel mehr Selbstgeiz als freien Männern bestand; jene aber waren viel mehr geneigt, gemeinsame Sache mit dem Feinde zu machen, als für ihre Unterdrücker zu kämpfen. So erklärt es sich, daß eine Armece von 12000 Kradern, welche nur eine Piazza in Spanien machen sollte, genöthigt, um das ganze Westgothenreich über den Haufen zu werfen; der Verrath war ihr Bundesgenosse. Nach der Schlacht an den Ufern des Abbi-Bekka (jetzt Salado) am 19. Juli 711 herrschte in ganz Spanien eine verheerende Verwirrung; es galt ein allgemeines Rette sich, wer kann.

Das Christenthum war in Spanien nicht tief fundirt; zahlreich traten die Heiden und Bürger zum Islam über; die Lage des Landes wurde erträglicher; auch die Christen konnten sich über ihre Lage nicht allzu sehr beklagen. Die Krader waren im Allgemeinen tolerant. Für die eifrigen und begeisterten Christen indeß war die arabische Eroberung eine harte und schmerzvolle Rücksicht; der Kultus war frei, aber die Kirche nicht. Das Recht, Konzilien anzuberaumen und Bischöfe zu ernennen, war auf die arabischen Sultane übergegangen; das war eine Quelle beständiger Beschränkungen und Klagereien. „Wenn Bischöfe einem Könige nicht beizuhelfen wollten, so ließen die Sultane an ihrer Statt Juden und Moslems die Sitzung halten.“ Sie verkauften die bischöfliche Würde dem Meistbietenden, Kegern, ausschweifenden Menschen, Unselbigen. Auch die bei der Eroberung abgeschlossenen Verträge mit den alten Einwohnern wurden bald nicht mehr respektirt; die maurische Herrschaft, ausnahmslos mild und human, artete in unelendlichen Despotismen aus. Auch die zahlreiche Klasse der Renegaten wurde mit Verachtung und Beinträchtigung behandelt; die Verschiedenheit der Rasse erzeugte eben, wie immer, eine instinktive Abneigung und einen tieferegehenden Unterschied, als die Verschiedenheit des Glaubens. So erfüllten denn zunächst die Aufstände der Renegaten und ihre furchtbare Unterdrückung das achte Jahrhundert; dem folgen interessante Beispiele von christlichem Märtyrertum, das ganz freiwillig von exaltirten Befennern erlitten wurde. Die Mehrzahl der Christen, die liberalen, hatten sich in die neue Ordnung der Dinge gefügt; sie waren zufrieden, daß sie nicht verfolgt wurden und freie Religionsübung hatten. Sie dienten in der Armece oder bei Hofe und in den Palästen der arabischen Herren, ahmten ihren Herren in allem nach, hielten sich wohl zu einem Harem, schrieben und studirten arabisch, die lateinische Sprache verachteten und verlernten sie. Ihnen gegenüber stand eine Minderheit, in deren Herzen das Gefühl für nationale Würde noch lebendig war und welche durch die Befehle der Sultane in ihrem Stolz und ihrer religiösen Ueberzeugung ansehnlich verletzt wurden; war doch selbst die Beschneidung für sie obligatorisch. Der Haß wurde noch erhöht durch zum Theil ganz falsche Vorstellungen, welche die Priester von der Lehre Mohammed hatten und ihren Anhängern mittheilten; sie wollten lieber an denselben festhalten, weil sie ihrem instinktiven Haß eine gewisse Rechtfertigung verliehen, als sich, was doch leichter war, eines Besseren belehren. Ihre Führer waren Eulogius und sein Freund, der latein. Alvar. Da diesen Pantheisten in der Westküste ein besessener Aufstand ganz unmöglich war, so wurden sie zu Märtyrern; nachdem erst einige das Beispiel gegeben hatten, wurde die Begeisterung, das Martyrium zu erliden, epidemisch; in zwei Monaten erlitten elf den Tod, bald noch viel mehr; sie lästerten Mohammed; das war genügen, um verurtheilt zu werden. Auch Eulogius starb zuletzt als Märtyrer (559), vor ihm seine Freundin und Geliebte Flora; denn auch sein strenges Leben wurde von einem Strahl

der Liebe erleuchtet, der kenscheften, unschuldigen Liebe, die uns wie ein Stern inmitten jener Bluth Annalen Genusses und tieferster Verdorbenheit erscheint. Flora galt für Moslimia, da sie aus gemisteter Ehe geboren war; sie wurde aber von ihrer Mutter im Christenthum erzogen; ihr Bruder jedoch war ein eifriger Moslim und belauerte alle ihre Schritte, so daß sie nur selten zur Messe gehen konnte. „Da sie stark und mutig, stolz und unerschrocken war, eignete sich ihr Wesen wohl zu einem unbegreiflichen Widerstande; sie hatte einen energischen, unternehmenden Charakter, der zu den höchsten Entschlüssen befähigt war.“ So verließ sie ihr Haus mit ihrer Schwester Baldegoso, kehrte aber, weil um ihrentwillen andere Christen verfolgt wurden, freiwillig zurück und geschah ihrem Bruder offen ein, daß sie Christin sei. Weder rohe, noch sanfte Behandlung konnte sie im mindesten in ihrem Glauben erschüttern. Der Bruder überlebte sie endlich dem Kahl; sie hatte den Tod erwirkt. Der Kadi aber begnügte sich zunächst mit einer furchtbaren körperlichen Züchtigung; halbtodt übergab er sie dem Bruder wieder, damit er sie unterweisen sollte. Flora entlich aber trotz aller Verstockungsmasregeln wieder und verbarg sich im Hause eines bekannten Christen; hier sah sie Eulogius. „Ihre Schönheit, der unwiderstehliche Reiz ihrer Worte und ihres Wesens, ihre romantischen Erlebnisse, ihre unerschütterliche Festigkeit mitten unter Leiden, ihre rührende Frömmigkeit und ihre mystische Begeisterung, alles das übte eine wahrhaft beglückende Gewalt auf die Einbildungskraft des jungen Priesters, die so gewöhnt war, sich ängstlich in Schranken zu halten. Er sagte für sie eine beglückte Freundschaft, eine Art geistlicher Liebe, eine Liebe, wie man sie im Reich der Engel kennt, da, wo die Seelen allein im Feuer seligen Verlangens glühen.“ Dieser erste Eindruck blieb; und seine Liebe wurde in der Erinnerung eher stärker. Flora stellte sich dann dem Kadi wieder, entflohen, als Befennerin ihres Glaubens zu Herben; sie wurde mit ihrer gleichgesinnten Freundin Maria ins Gefängniß geworfen. Hier fand sie Eulogius wieder; trotz seiner Begeisterung für sie ermahnte er sie zur Standhaftigkeit; sein Herz war dabei schwer von Traurigkeit und Gram, aber er ordnete es seiner geringen Sache. Floras und Maria starben 551 auf dem Richtplatze, es war ein Tag des Triumphes für Eulogius. Eine ähnliche erhabene Märtyrerin ward später Argentina, die Tochter des unbezwingbaren Omar ibn-Chaffun, welcher 30 Jahre lang den Aufstand der Serrania von Ronda leitete.

Hoerster.

Amerika.

Die Entwicklung der nordamerikanischen Staatenvereinigung.

V. (Schluß.)

Zum ersten Male gelangt die in den Kentucky-Resolutionen niedergelegte Doktrin der Staatenrechtlichkeit im vollen Maße zur Anwendung in dem langjährigen Streite Georgias mit der Bundesregierung. Zunächst waren es unredelmäßige Vermessungen, die der Gouverneur von Georgia, Troup, im Jahre 1822 im Gebiete der Greeks, vornahm, welche zuerst Verhandlungen mit ihm seitens des Präsidenten Adams, dann eine Entschiedenheit hervorrief, welche das Verbot aussprach. Folgte ihr auch im Augenblick kein aktiver Widerstand, so war in dem Briefwechsel doch sowohl von dem Gouverneur, als auch der Legislatur dieses Staats die Staatenhoheit in einer Weise hervorgehoben worden, wie nie zuvor. Troup bestimmte seine Stellung in der Verfassungsfrage scharf dahin, daß Souveränitätsfragen zwischen den Staaten

und den Vereinigten Staaten nicht von dem Oberbundesgerichte entschieden werden dürften, sondern auf dem Wege der Unterhandlung zu erledigen seien, bis in der Konstitution ein anderer Weg vorgegeben werde, und bei einer sich in den folgenden Ehrekeitsstreitigkeiten ergebenden Prozeßfrage, sprach die Legation von Georgia es aus, wie ihm der „Schlüssel der Union, das Oberbundesgericht, zum Stein des Meergewinns geworden,“ welchen es mit einem verachtungswürdigen Fußstapfen bei Seite schleuderte, ohne daß von dem Präsidenten auch nur der leiseste Versuch gemacht wurde, es dafür zur Rechenschaft zu ziehen. In den trüben Kämpfen mit den Indianerstämmen der Kreise und Ehrekeits hatte allem Verhalten der Bundesregierung zum Trotz, Georgia von Anfang an seinen Standpunkt dahin präzisirt, daß die Bundesgewalten und die Staaten resp. die Staatsregierungen „Parteien“ seien, die keinen gemeinschaftlichen Richter hätten, und daß daher jede Partei „für sich selbst entscheiden“ müsse, und es war, zuerst tröstet seiner Hartnäckigkeit an den erregten Passagen, zuletzt indirekt von der Bundesregierung, — unter Jacksons Präsidenschaft — unterstützt, vollständig Sieger geblieben. — Aus der Verschärfung aller Gegensätze des Südens und Nordens, aus dem Kampf zwischen Freihandel und Schutzoll, der immer heftiger die Gemüther erregte, und von Süd-Karolina und Calhoun besonders nach der verfassungswidrlichen Seite hin angeknüpft wurde, entwickelte im letzten Kapitel unseres Buches Prof. v. Heft die Nullifikationslehre in ihrer schärfsten Gestalt. Calhoun war es, der die Doktrin der Staatenrechtler in dem Beginn der dreißiger Jahre an den Tarifrecht anknüpfend endgültig formulirte und die Nullifikation als das große konservative Prinzip der Union hinstellte. „Sollten aber im Fall einer Nullifikation durch einen souveränen Staat die übrigen Glieder (der Union) unternehmen, die nullifizierte Gewalt zu bewilligen, und selbst die Natur der bewilligten Gewalt eine solche sein, daß sie den Zweck der Verbindung (association) bereite, so würde das ein Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Posten sein und somit ein Fall, in dem Sezession am Platze wäre; aber in keinem anderen Falle würde sie gerechtfertigt sein, ausgenommen wenn, unabhängig von irgend einem Mißbrauch der Gewalt, die Verbindung oder Union verletzt, den Zweck zu erreichen, zu dem sie geschaffen worden. In diesem Falle mag in der That Gewalt angewandt werden, aber es muß Kriegsgewalt sein, der eine Kriegserklärung vorausgeht und die mit allen üblichen Formalitäten zu Werke geht.“ Denn der fegebrannte Staat würde zu den übrigen Staaten „einfach in dem Verhältnis eines fremden Staats stehen, jeder Bundesverbindung entkleidet und nur noch durch das Völkerrecht rechtlich mit ihnen verbunden.“ Da Calhoun nicht für die Staatsregierungen das Nullifikationsrecht in Anspruch nahm, so bedurfte es für Süd-Karolina für den Kampf gegen das Tarifgesetz der Berufung einer Konvention; sie wurde nach Columbia einberufen und nahm am 24. November 1832 eine Nullifikationsordnung an, die die Tarife vom 19. Mai 1828 und 14. Juli 1832 für null und nichtig erklärte: Hinter der Ordnung standen die Strafrechtsbestimmungen und die Miliz des Staats zur Wahrung der Beschlüsse. Jacksons Antwort war die berühmte Proklamazion, in der er die Nullifikationsdoktrin zu widerlegen suchte, und seinen Entschluß kund that, seinem Amtseid gemäß mit allen ihm von der Verfassung verliehenen Mitteln über die Vollstreckung der Gesetze zu wachen. So gewaltig aber die Parteien drohten auf einander zu schlagen, so war doch keineswegs die Aussicht auf eine Vereinigung wenigstens in der direkt interessirenden Frage der Tarifgesetzgebung ausgegangen. Nachdem

der Präsident Jackson eine versöhnlichere Botschaft erlassen hatte, kam auch Calhoun entgegen. Die sog. „Force bill“, wie die Staatenrechtler sie nannten, ging unter einseitiger Entzweiung der Nullifikationsordnung vermöge eines zweiten Kompromisses Henry Clays durch; der wilde Rebekampf, der im Kongoß anhub, war zwar kein Böhnenstreit zum Kümmelein des Patrikums und nicht ein Weibergepöhl aus eitel Rechthaberei, aber dem ersten Augenblick an trug er das Gepräge eines Streites, der nicht im Begriff steht zu kulminiren, sondern soeben glänzend über seinen Kulminationspunkt hinausgelangt ist. So war das zweite große Kompromiß Clays zu Stande gekommen, das dem Lande kaum weniger verhängnißvoll wurde, als das erste. Süd-Karolina hatte nicht Alles erhalten, was es anfänglich gefordert, aber die Union hatte viel verloren und nichts gewonnen. Die Schutzölle waren nicht aufgehoben, sondern nur eine graduelle Ermäßigung bewilligt worden, nur hinsichtlich der Verfassungsmäßigkeit des Schutzsystems waren gar keine Zugeständnisse gemacht. Allein für die tiefer Bedeutung des Kampfes ist es nur von Wichtigkeit, daß die Verzagtheit der Entscheidung der prinzipiellen Frage durch Angehörige erkaufte worden, und nicht, wie groß die Zugeständnisse der Bundesregierung waren. „Wenn auch der Tarif schließlich zum zweiten Mal eine solche Krisis herbeiführen konnte, obwohl der Zwist keineswegs durch das Kompromiß zu einem definitiven Austrag gebracht werden war, so war doch dadurch nicht im Geringsten die Wahrscheinlichkeit vermindert, daß es in kurzer Zeit neue und sogar schwerere Krisen zu bewältigen geben würde. Der Tarifstreit war selbst zum großen Theil nur die Manifestation eines tieferen Zwispals, und man hatte auch jetzt nicht vergessen, wo die Wurzel desselben lag. Entwickelte sich unmittelbar aus dieser eine neue Krisis, dann mußten auch dem politischen Willen die Augen darüber aufgehen, welche Tragweite der Triumph des einen Staats mit einer Bevölkerung von 588,155 Köpfen — darunter 315,000 Sklaven — über die Union mit einer Gesamtbevölkerung von 12,866,020 habe. John Quincy Adams hatte dem Hause vornehm zugestanden, daß die Frucht einer solchen Prämie für Ablehnung gegen das Gesetz unschärfbar die Auflösung der Union sein müsse. Als Thatsache die Wahrheit dieser Prophezie zu beweisen angingen, bekamen auch die unbedingtsten Verweirder Jacksons und die traditiönsgläubigsten Demokraten, die der Karolinier, den sie im Geiste schon am Galgen hängen sahen, dem „eisernen Mann den Sieg abgerungen.“

„Es war ein furchtbarer Sieg: die Ueberwundenen sind entschuldigt für die durch eigene Schuld erlittene Niederlage gestraft worden, und die Ueberwinder sind von den Folgen des kühnen Sieges gereinigt worden, Ueberwundene und Ueberwinder aber haben die Strafe auch herabgezogen, weil sie Clays nicht verstanden oder, obwohl sie es verstanden, ihm nicht abgeben wollten: „Die Souveränität kann nur eine einheitliche sein, und sie muß eine einheitliche bleiben: Die Souveränität der Gesetzgebung.“ (Bismarck am 14. Mai 1872.)

Als zu diesem entscheidenden Punkt der Verfassungsgeichte der Vereinigten Staaten führt uns Prof. v. Heft's Darstellung in der ersten Abtheilung des geschichtlichen Theils seines Werkes. Haben wir auch nur annähernd in unserm Exzerpt des Inhalts es ermöglicht, dem Leser eine Idee der Entwicklungen des Verfassers zu geben, so wird man Anregung genug finden, sich das Studium des Buches aneignen zu lassen. Es sei mir in diesen Zeilen hier nur noch gestattet, dem Gefühle des Eudaimon's Andruck zu geben, das aus der aufrichtigen Bewun-

nung gerade der hochdramatisch angelegten Darstellungsweise des Verfassers und seiner feinen, mit schärfster Feder gezeichneten psychologischen Skizzen — gegenüber dem Inhalt des Buches entzinkt. Es ist ja diese geschichtliche Darlegung für Prof. v. Hoff nur Mittel zum Zweck einer Schilderung des gegenwärtigen politischen und sozialpolitischen Lebens zu schildern, und somit alles geschichtliche Material nur mit Rücksicht auf diesen Zweck, aufgespießert, geschnitten und mitgetheilt. Es bedarf zum vollen Verständnis der Auseinandersetzungen einer genauen Kenntnis der Geschichte der Vereinigten Staaten, die aber ausführlich, nur nach ihrer innerlichen Seite hin und unter den leidenden Gesichtspunkten dieses Buches — Prof. v. Hoff verziehe uns, wenn wir diese erkannt zu haben glauben, — noch nicht geschrieben worden ist. Es wäre eine großartige Aufgabe für die Feder unseres Autors, eine solche Geschichte zu schreiben. H. B.

Kleine literarische Revue.

— **Viktor Schöler's Abendlieder.** *) Als ein sinniges Zeichen, daß die deutsche Poesie auch bei unsern tschechischen Nachbarn in Böhmen im Stillen schöne duftige Blüten treibt, dürfen unsre deutschen Dichter die von Gustav Dörfl veranstaltete Uebersetzung Schöler'scher Gedichte brüderlich willkommen heißen. Willst du für die kleine Sammlung ein anderer Titel als die Ueberschrift „Abendlieder“ angemessener gewesen. Nicht sowohl dem Abend mit seinen friedensverendenden Stunden, als vielmehr der Nacht, der Beschüßlerin erregter Phantasie, hat die Dichter geweiht; ist ihnen doch als Motto das Wort aus „Romeo und Julie“: „des Himmels Anblick wird sich so verklären, daß alle Welt sich in die Nacht vertieft“, verflochten. Der Dichter zieht hinaus in die Natur, schwärmt in Wald und Feld umher, macht die Blumen und die nächtigen Vögel, den Mond und die Sterne zu seinen Vertrauten und plaudert ihnen Verse flüsternd seine Geheimnisse an. Es sind zur Geheimnisse des eigenen Dergens, und die Verse, in getrennter Hefenlegung des ewigen Wachens im Bettelgasse des eigenen Gemüths, bald in Jubel, bald in Wehmuth getaucht; nur daß die letztere Gemüthsstimmung selten mit dem rechten Ernst austritt: die Wehmuth findet immer zur rechten Zeit in einer gefunden, dem heißen Leben zugewendeten Sinnlichkeit und in dem schönen Vorrechte der Jugend, in der Hoffnung, ihr Korb zu fassen. Aufmerksam um den Lauf der Außenwelt, beschränkt sich daher die Dichter darauf, den Lauf zwischen den beiden Polen des Dergens, dem Glück und Unglück der Liebe, hin und zurück zu machen — eine kleine Spanne im Verhältnis zur weiten Welt der Zeit, und dennoch ein unermeßliches Gebiet dem begabten Dichter. Hier einige Proben, welche ungefähr die beiden Pole bezeichnen und zugleich von dem Reiche der Uebersetzung Zeugniß geben:

(XXXXIV.)

„Ihr winzigen Wesen
In meiner nächsten Nähe,
Ob wohl von euch es einer weiß,
Daß weinend ich vergehe?
Weiß ich alle Neß, du lieber Mond,
Mit den erlesenen Flammen,
Auch meiner Liebe Gluth ist hin,
Wir passen wohl zusammen.“

*) Viktor Schöler's Abendlieder. Aus dem Tschechischen von Gustav Dörfl. Prag, Br. Urbanek. Leipzig, Ernst Heldmann. Wien, Rab. Schner. 1874.

Die letzte Flamme löset aus,
Wir bleibst bloß die Neze,
Und doch möcht' ich durch Liebesneze
Unglücklich sein auf alle Zeiten.“

(LIII.)

„Gelle war's am Himmelstraum,
Wir erdicht ein Lied im Traume.
Vögel sangen wie von Göttern,
Daß wir uns so gerne hätten.
Daß zum Hochzeitstisch die vollen
Frühlingstropfen werden wollen.
Daß die dunkle Epheublume
Küsse bringt dir zum Kusse.
Daß nach nächstem Glockenläuten
Wein wirt sein auf alle Zeiten.“

G. F.

— „Die fünf Milliarden.“ *) Unter diesem Titel erörtert Dr. W. Goetheer in Heft 33 der Zeit- und Streit-Fragen die Wirkung, welche die Kriegsschuldhaftung von 1870/71 auf die Wirtschaftsverhältnisse Frankreichs und Deutschlands ausgeübt hat. Auf beiden Seiten theilt sich die Wirkung in Vortheile und Nachtheile. Den Nachtheilen, die für Frankreich aus der kolossalen Kontribution folgen, also dem Anwachsen der Staatsschuld auf 25 Milliarden Fr., dem Zwangskurs der Banknoten, der Behinderung, die drückendste Geldmangel zu führen, vor allem aber der bauerne Vermehrung und Erhöhung der Steuern (auf mehr als 10 Thlr. pro Haushaltung), stehen in der That Vortheile gegenüber: Gleich und Sparfameit verdoppelten sich in Frankreich, denn trotz der Klagen über Steuervermehrung der Pariser Industrie hat Frankreich im Jahre 1872 seine Ausfuhr allein nach und über England um 70,000,000 Thaler gesteigert, während Deutschland eine gleiche Ausfuhr nur um etwa 14,000,000 hat zunehmen sehen. Der größte Vortheil Frankreichs aus der Kontribution würde die Einsicht sein, daß ein friedliches Leben der Völker allem Wechsel der Kriegseisenzeit vorzuziehen sei. Diesen Vortheil aber, meint der Verfasser, haben sich die Franzosen noch nicht in dem wünschenswerthen Maße angeeignet. Was Deutschland betrifft, so liegen die Vortheile in der Münzreform, in der Vermeidung der Abgaben-Vermehrung, in der Verminderung der Staatsschulden u. d. h. zu Tage. Nicht minder aber sind die Nachtheile fühlbar. Der Verfasser steht unter denjenigen, welche die in Deutschland zusammengebrochene Ueberspekulation und die fortwährende Preiserhöhung auf die enorme Kriegsschuldhaftung zurückführen, und es ist ja richtig, daß die mit der Eingiehung der Kontribution Hand in Hand gegangene Vermehrung des Münzumsatzes das normale Verhältnis weit überschritten hat. Dadurch erklärt sich die Entwerthung des Geldes und das Aufschwimmen der Preise für Arbeit und Produkte. Der Ueberspekulation und deren plötzlichem Bruch liegen wohl noch weitere Ursachen zu Grunde. Ueber den Verwurf, die Reichsregierung hätte diese üblen Folgen durch eine vorsichtigeren Anlegung der Kontribution abschwächen können, wagen wir kein Urtheil, so lange der Verfasser den bezüglichen Maßregeln des Reiches nicht positive Vorschläge, wie hätte verfahren werden sollen, unter Berücksichtigung der politischen Verhältnisse, gegenüberstellt. Uebrigens spricht der Verfasser zum Schluß tröstlich aus, daß die Nachtheile vorübergehend seien und

*) Berlin, E. G. Lüderische Verlagshandlung. (Karl Habel), 1874.

von dauernden Wohlthaten der Tiefen-Kontribution im gesammten Nationalinteresse weit überwogen werden. Damit stimmen wir überein.

G. H.

Sprechsaal.

Madame d'Hausenville hatte eigentlich die Absicht, eine vollständige Biographie Byron's zu schreiben, doch sie scheint diesen Plan aufgegeben zu haben und läßt auf ihre erste bezügliche Arbeit, *La Jeunesse de Lord Byron*, jetzt gleich *Les Dernières Années* folgen. Referent glaubt nicht, daß der literarischen Welt dadurch ein bedeutender Verlust entsteht. Denn obgleich die Verfasserin, besonders in der späteren Arbeit, manches Neue und auch einiges Interessante bietet, so hat es ihr doch nicht gelingen wollen, sich zu der Höhe der Situation zu erheben, und man erhält häufiger mehr den Eindruck literarischen Klatsches, des Zusammentragens von On dit und Anekdoten, die freilich, wenn sie sich auf einen Mann wie den größten der englischen Dichter, neben Shellen, beziehen, auch nicht ohne ihre Berechtigung wie ohne ihr Interesse sind. Allein die Ansprüche an die Biographie eines großen Dichters reichen höher.

Das vorliegende Buch beschäftigt sich größtentheils mit dem Schweizer Aufenthalt Byron's, mit seiner Freundschaft mit Frau von Staël, Corinne et Lara, und da standen der Verfasserin manche wertvolle Quellen zu Gebote; besonders der literarische Nachlaß der Frau von Staël selbst, der ihr manche interessante Ausbeute gewährte, zu der wir vor allem einen Brief Byron's rechnen, den sie im Archiv von Coppet fand. Er bezieht sich nämlich auf das Verhältnis zu seiner Frau, Frau von Staël, die gar zu gern eine Verbindung zwischen Lord und Lady Byron zu Stande gebracht hätte, hatte ihm Mittheilungen über sie gemacht, worauf er ihr folgende Antwort sandte:

Berehrte Frau!

Es war meine Absicht, Ihnen ziemlich ausführlich zu schreiben, doch mein Thema erregt der Gedanken zu viel für Worte. Die Nothwendigkeit, welche Sie erwähnten, traf mich unvorbereitet, da ich meinen Korrespondenten in England unterlag habe, irgend ein Mitglied jener Familie, meine Tochter ausgenommen, zu nennen oder zu erwähnen. Wenn ich sage, daß es mir nur leid thut, von Lady V's Krankheit zu hören, so sage ich damit nichts; doch Sie selbst hat mich des Rechtes beraubt, mehr zu sagen. Die Trennung mag meine Schuld gewesen sein; doch Sie war ihre Wahl. Ich versuchte alle Mittel, um Sie zu verbinden, und würde das Gleiche und mehr thun, um Sie zu beenden. Ein Wort würde dazu hinreichen, allein nicht von mir hängt es ab, es anzusprechen. Sie fragten mich, ob ich glaube, daß Lady V. mir geneigt ist? Hierauf kann ich nur antworten, daß ich Sie liebe. Ich bin durch- aus unfähig, nach ein weiteres Wort über dieses Thema hinzuzufügen; und wenn ich noch zehntausend hinzufügen wollte, so würden Sie doch alle nur zu demselben Resultat führen, und ebenso erfolglos wie anfruchtbar sein. Ich kann nicht schließen, ohne Ihnen nochmals zu danken für Ihre freundliche Bezeichnung gegen mich bei dieser — wie bei anderen Gelegenheiten, und Sie zu bitten mich treu zu sein.

M. B.

Ein alt Kenner des Japanischen rühmlich bekannter Gelehrter, Herr Matsumura Dr. Phylmar in Wien, hat voriges Jahr eine reichhaltige Sammlung poetischer Ausdrücke der weiland für Europa unzugänglichen und jetzt am eifrigsten sich europäisirenden *Kajou* oder *Öken* erscheinen lassen. Die „Aus-

drücke“ sowohl als einheimische Auslegungen derselben sind, in lateinische Schrift umgeschrieben, von deutscher Uebersetzung begleitet. Sehr Vieles davon eröffnet und den Blick in eine Welt ureigiger Anschauungen, die aber leider! nur zu oft andurchdringliches Dunkel umgibt. Jungfräuliche Reinheit der Sprache und große Selbständigkeit der Bilder, Gleichnisse, Anspielungen verweilen in ein von chinesischen Einflüssen noch unberührtes Meer. Vor unserm europäischen Bewußtsein der Schönheitskraft dürfte aber wenig mehr als der Wahrheit wie Spruch: „Nur am Schwerer sollte man sagen können, daß es rosette“, und folgender Streifens Gnade finden: „In des Himmels Meere steigen stolzen Gewölbezweigen empor und des Mondes Kaskadert im Sternennetze zuruck.“ „Eberwolken“ für Gewinnwolken (wegen dunkler Farbe und Gurdarkeit) klingt nicht ungeschicklich. Um den „wurmthigen“, d. h. jenseitiger Verfeinerung angelegten Mond wird aber kein Port des Westens (ein japanischer Kollege beneidet, noch weniger am das „auf einem Vogel reitende und den Himmel durchflatternde Fabelschiff“, welches obenrein ein „unerschöpfliches Wesen“ sein soll! — In *tsana-fa* (das Hervorragende eines Berges) wird bemerkt, die Herteileitung ist ungewiss. Aber heißt nicht *kana* Rase und *tsa* (unter Anderem) Zahn, und deutet nicht jedes von Beiden hier für sich als Bild eines vorragenden Dinges? Wird doch da Begriff „Vorgebirg“ in vielen Sprachen durch Rase ausgedrückt.“ — Den chinesischen Titel einer altjapanischen Gedichtsammlung übersezt Phylmar: *Das Tausendfache der Zehntausend Blätter*, was also zehn Millionen Blätter gleichkame. Vor so ungeheurer Hyperbel dürfte selbst ein Japaner erschrocken zurückfallen. Der Herausgeber hat in *Man-jou-wai* (wie *Wan-jo-tai*) das dritte, Sammlung bedeutende Wort nach dem chinesischen Ausdruck *tsi* gelesen und dabei ein japanisches Wort gedacht, welches (unter Anderem) *tsan-sa* d. h. Tausend bedeuten kann. G. H.

In der vorstehenden Ausgabe der *Mollereischen Werke* mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursen von Friedrich Raun**) liegt das 4. Heft vor, den „*Bourgeois gentilhomme*“ enthaltend, wiederum um dem sorgfältigsten Studium und der Erkenntnis des Herausgebers gegend. Das Stück ist ja vielfach um seines Titels „*comédie-ballet*“ weniger hochgeschätzt worden, als die andern Werke des großen Satirikers; es ist aber eben „ein ebenso sorgfältiges und ausführliches, wenn auch kanonischer Charaktergemälde als der „*Eingebildete Kranke*“, zu dem es in Form und Inhalt ein Seitenstück ist.“ Möchte der Verfasser in diesem Stücke nicht eine einem einzelnen Individuum anhaftende Sonderbarkeit oder Verkehrtheit, wie im *Etourdi*, *Avare*, im *Vanthorpe* oder *Malade imaginaire*, sondern die allgemeine Schwäche der Menschen, die Gütlichkeit, von der Niemand frei ist, um weissten die Franzosen. Es gilt hier der Spott im Besonderen der Gütlichkeit der reichgewordenen Paternus, an denen sein Jähzorn schon ebenso reich war, wie es das anfrühe ist.“ Freilich kann gleich neben dem ersten Anhang, der bei jedem Stücke wiederholt: „Die Personen“, diesmal noch einen zweiten Interessanten: „*Altheide und Potemkin*.“ Mit diesem Bändchen sind von *Reinhold Staden* in unserer Ausgabe: „*Lo Misanthrope, les Précieuses ridicules, les Femmes Savantes, le Tartuffe et le Bourgeois gentilhomme*“

*) Man denke J. B. an das slavische nos, dänische naes, russisch nenä, arabische am-ud-dschebel (Rase des Berges), türkische berä, mongolische ulajin chalar (Berges Rase).

**) Berlin, von Rubeen; Paris, Sandoy & Fischbacher.

Dur die Redaktion veranlaßt: Dr. Hermann in Berlin.

*) *Les Dernières Années de Lord Byron*. Par l'auteur de Robert Emmet. Paris, Michel Lévy frères.

Verlegt von *Arch. Steinhilber's Verlagshandlung* (Harrwitz und Schwann) in Berlin, Wilhelmstr. 44.
Druck von *Georg Straß* in Berlin, Jungfernstieg 14.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 20. Juni 1874.

[N^o. 25.

Inhalt.

Frankreich und das Ausland. Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama. Von Hans Herrig. II. 357. — Briefwechsel zwischen Hamhagen und dem höchsten Richter. 360. Spanien. Zur Geschichte der Muren in Spanien. III. 362. Frankreich. Der Brandstiftung. 363. Römische Mitternacht. Die Frauen in Rom. Nach Gaston Coiffier. II. 364. Ufern. Eiden und Gebirge der Eiden in Ischtent und Chokan. 366. Nordamerika. Schulwesen in St. Louis. 368. Eine literarische Revue. Kaiser Wilhelm's Gedächtnis. 370. — Der Heimschmerz. von Götta. 370. Gedächtnis. Handbuch der Pädagogik. 371. — Dismars Charakter. gelehrt von Volter. 371.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeigneter Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama.

Von Hans Herrig.

II.

Es geht ein gewisses Ethos und Wesen durch die Nation, das es dennoch gelingen werde, das nationale Drama zu schaffen. Das war nicht nur auf dem Boden der Musik. Es würde hier zu weit führen, wenn ich auseinanderlegen wollte, weshalb dies ein Anglied für die Nation wäre. Begnügen wir uns mit dem besten Argumentum ad hominem für die Nothwendigkeit des richtigen Dramas, oder des Dramas im Gegensatz zur Oper, auf jene Noth im Herzen eines wirklich für die Schauspielkunst begeisterten Menschen hinzuweisen, der auf den heutigen Brettern an jene einst vor Zeiten fruchtbaren Gegenden der Erde erinnert wird, deren Ströme jetzt verfestet und wo paradiesische Gärten sich in sandige Wüsten verwandelt haben, wo anstatt des edlen Kaffees das Kameel seinen Weg findet. Soll nun aber unser Drama wirklich national sein, so liegt eins vor Allem auf der Hand, es ist nur eine Tautologie, daß es sich nämlich vom Drama aller anderen Völker unterscheiden müsse. Diese Unterscheidung wird dem Drama früherer Zeiten gegenüber einmal ganz von selbst durch unsere gänzlich veränderte Bühne gegeben sein. Dies wäre die formelle Seite: was die ideale anbetrifft, so müssen wir uns fragen, wodurch sich die bisherigen Gestaltungen des Dramas unterscheiden, um dann weiter zu untersuchen, ob uns hier überhaupt noch ein eigenthümlicher Weg übrig bleibt, oder wir etwa

gar auf den philologischen Effektivismus angewiesen sind. Das Alterthum kennt zwei Bühnen: die griechische und die indische; zwei Begegnungen und wiederum am Anfang des Mittelalters und beim Eintritt der neuen Zeit: die englische und die französische; in diesem Jahrhunderte behauptet endlich nur noch das französische Theater eine gewisse Existenz. Wer nun auch einander etwas die Antigone, die Cassandra, den Othello und den handhaften Prinzen lasse, würde sicherlich das Gefühl haben, als wenn er jedesmal in eine ganz andere Welt käme. Dennoch zeigen die indische und griechische, die englische und französische eine unverkennbare Verwandtschaft; dort ist das Stoffgebiet ein begrenztes, hier ein unbegrenztes; dort ist der Mythos Träger der Handlung, hier die Rolle. Das griechische, wie das indische Drama entsprang den großen Epen: noch heute werden den dramatischen Ausführungen in Indien Epioden aus dem Ramayana zu Grunde gelegt. Das englische und französische Drama aber entnahm seine Stoffe den Prosakunstleistungen der alten Mitterromane, den Legendes, den Chroniken, den italienischen Novellen oder der Geschichte. Aber diese „Geschichte“ saß es nicht etwa in unserem Sinne „geschichtlich“ auf, sondern als reines Geschehen, d. h. also gleichfalls novellistisch. Nirgends tritt dies mehr zu Tage, als in Shakespeares Römerdramen und Histerien. Julius Cäsar z. B. macht allerdings Dank der unergänzblichen Genialität des Dichters und der heutigen antiquarischen Jahnirung einen wirklich historischen Eindruck: aber man vergegenwärtige sich den, welchen der Dichter selbst hatte! Daß hier die Geschichte nur von der Seite des interessanten Geschehens aufgefaßt ist, beweist schon die ängstliche Treue, mit welcher sich Shakespeare an seine Quelle hielt. Er erzählt den Brutus gleichsam auf der Bühne nach. Halten wir nun dagegen eine griechische Tragödie, welche gleichfalls einen historischen Stoff, der noch dazu der unmittelbarsten Gegenwart angehörte, behandelt, des Aeschylus Perser. Freilich darf man dieselben nicht nach dem allein getreuten Mittelstücke der Trilogie beurtheilen; aus dem, was wir von den beiden andern Theilen derselben wissen, schon aus dem Titel des ersten (Stantes Pontios) erhellet unüberleglich, daß hier auch die Geschichte, die selbst erlebte noch dazu, zum Mythos geworden war. Und was dann hat Calderon wieder aus den alten Mythen gemacht! In welcher bunten, romanhaften Fülle umgaulen uns seine Gestalten und Erscheinungen in jenen Komödien, welche die Eire, den Phaeton oder Echo und Narcissus vorführen! Wenn das antike Drama mythisch war, so ist das englisch-französische jedenfalls der schärfste Gegensatz jenes mythischen Prinzips. Hier werden uns Götter und Helden vorgeführt, was vorgeht, begiebt sich auf einem idealen Schanplane, als einmaliges, nie wiederkehrendes Geschehen (dies ist ja auch das Kennzeichen des christlichen Mythos, z. B. daß sich der Opferthier Christi nie wiederholen könnte), aber doch von unendlicher typischer Dauerkeit für das ganze Volk. Jene novellistische dramatische Auffassung schildert freilich auch ein einmaliges sonderbares Begegnis, aber doch so, daß sie keine Typen schafft, vielmehr ihre höhere Wahrheit eigentlich nur darin liegt, daß sich unter den sämtlichen Umständen immer das Gleiche wiederholen werde. Wie sehr die äußere Bühneneinrichtung diesem inneren Geiste entsprach, braucht kaum noch erörtert zu werden. Die antike Bühne rüstete ihre Gestalten

*) Der Name „Drama“ klingt Vielen vornehmer, da die „Oper“ seit Jahrhunderten gar so oft compromittirt hat. Allein schließlich ist es mit dem Drama ebenso gegangen. Ich weiß daher nicht, was es für ein Anglied wäre, wenn man die Bezeichnung Oper für alle sich durch das Medium der Musik an den Zuschauer wendenden theatralischen Darstellungen beibehielte.

auf allem Menschlichen heraus, die englische stellte sie mitten unter das Volkthum. Während noch die späteste römische Plastik ihre Kaiser als Götter und Halbgötter darstellte, finden wir zum Unterschieden davon bei den Malern der Zeit des französisch-englischen Drama die ganze heilige Geschichte sich unter ihren Zeitgenossen begeben; und während dort auf der Bühne die Schauspielerei eine eigenthümliche, fast priestertliche zu nennende Gewandung trugen, ließen sich noch die Zuschauer Corneilles die griechischen und römischen Helden im Staatskostüm Endwigs XIV. und der Allengesperrethe gefallen.

Erst unsere moderne Zeit hat geschichtlich zu denken gelernt. Man mag die Ergriffe dieser Richtung beklagen und gegen diejenigen ankämpfen, welche alle feste Gegenwart ebenfalls zum „Proseß“ verflüchtigen wollen; daß in der geschichtlichen Weltanschauung das Kennzeichen unserer Zeit gegeben ist, können auch derartige Ermahnungen nicht fortstreiten. Das achtzehnte Jahrhundert ist das letzte Resultat jener geistigen Bewegung, die man die Renaissance nennen kann. Aller Fortschritt des menschlichen Geistes hat indeß in einer Herabsetzung dieser Renaissance gelegen. Die Renaissance sah im griechisch-(römischen) Alterthum nicht eine der mannigfachen Perioden zum bloßen Lehr- und Lernstoff der weltgeschichtlichen Entwicklung, sondern glaubte in ihm die ewigen Muster und Normen für Kunst und Wissenschaft zu besitzen. Man staunt, wenn man z. B. in Lessings Dramaturgie sieht, welche Mühe sich dieser so klare Mann noch mit Aristoteles Poetik giebt — während doch die Kunsttheorie dieses Philosophen einmal für uns werthlos ist, weil unser Drama vom griechischen Himmelwelt verchieden, zum zweiten, weil die Kunstansichten des Zeitgenossen des großen macedonischen Krieges nicht im mindesten der wirklichen Größe des griechischen Theaters entsprachen. Noch Herdinius schreibt, jeder bedeutende Mann habe in Deutschland in Anlehnung an die Alten gewirkt und die letzten Lebensjahre dieser Renaissance bieten unsere Selbstkritiken dar, in welchen mit Kunstgattungen und Begriffen operirt wird, die einst in Griechenland lebendig waren, bei uns aber nur noch hohle Schalen sind. Praktisch freilich kam mit dieser absoluten Verehrung des Alterthums alles Große in Widerspruch und es ist kraßhaft anzusehen, wie das Drama in England deshalb im Auge der „Gedichteten“ so tief stand, daß ein Kritiker Shakespeares dramatische Schriftstellerei bedauerte, in Spanien die Dichter immer darüber jammerten, daß sie dem Geschmack der großen Menge zu Liebe keine Stücke im reinen edlen Stile der Alten schreiben konnten.

Die Renaissance war eine Wiederaufnahme der verlorenen Schätze des Alterthums. Als diese verhand, ward sie überwunden und zwar in Deutschland. Einmal, indem hauptsächlich durch die Renanzen in Stelle der klassischen Studien die Beschäftigung mit der Weltliteratur trat. Dann, im Gemüthe des Volkes, durch die Musik. Endlich, in unserem Kopfe, durch die deutsche Philosophie. Die drei Namen Kant, Hegel und Schopenhauer bezeichnen eine Umwälzung, die jener des sechzehnten Jahrhunderts an Bedeutung durchaus nicht nachsteht. Ein Rethus existirt nicht mehr. Wer sich davon überzeugen will, lese einmal irgend ein Werk, in welchem frühere Dichter den Konflikt zwischen Christenthum und Heidenthum schildern, z. B. Calderons los dos amantes del cielo oder Massingers die virgin-martyr. Diese sehen der heidnischen Mythologie einfach die christliche gegenüber und ihre Verheerungen sind für uns deshalb unfassbar — und doch

verstehen erst wir den Untergang des Heidenthums und das Entstehen des Christenthums, doch hat erst die deutsche Philosophie begonnen, die Weltergriffe dieser Religion in metaphysische Begriffe umzusetzen. Aber gerade weil wir keinen Rethus mehr haben, deshalb verstehen wir den Rethus. Wir verstehen ihn in seinen Ursprüngen und in seiner typischen Vieldeutigkeit. Wir begreifen, daß es der Glaube ist, welcher selig macht und können uns den Glauben sowohl in Griechenland wie in Indien, auf Island wie im räpischen Rem verstehen. Erst wir haben deshalb auch wieder entdeckt, was eigentlich das griechische Drama war. Und nun denke man daran, daß diesen selben griechischen Drama die italienische Oper, das klassische Trauerspiel der Franzosen und die schon erwähnte Brand von Weisna ihre Entstehung verdanken, alles Dinge, die mit jenem feierlichen gottedienstlichen Vergange, wie es z. B. eine Orchestre war, auch nicht die geringste Ähnlichkeit haben. Und doch sehen Italiener, Franzosen, sah auch Schiller dort das unerreichbare Vorbild.

Erst seitdem man geschichtlich denkt, lernte man es, auch die Abtheilung vom geschichtlichen Standpunkte aus aufzufassen. Wie weit waren doch unsere Klassiker hiervon entfernt! Kaum ist es noch fassbar, daß der bekannte Goethe im Ernste daran dachte, den Homer in seiner Kälte nachzuahmen — ein Unternehmen, als wenn einer von uns eines schönen Morgens zu sich spräche: „Heute werde ich eine neue Religion stiften!“ Es läßt sich nur fälschlich der Satz aufstellen, daß man die Geschichte nicht eher ästhetisch auffassen konnte, bis man auch die Abtheilung geschichtlich aufzufasse. Hiergegen wird man mir nun sofort Schiller zitiren. Wir werden später sehen, was denn eigentlich eine ästhetische Auffassung der Geschichte ist. Sehen wir jetzt einmal zu, ob denn überhaupt die geschichtlichen Kräfte in Schillers Dramen eine Rolle spielen. Dies ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil der Dichter in den Weisheit die historische Wahrheit auf den Kopf gestellt hat, so in Don Carlos, Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans. Der Dichter benutzt die Geschichte nur zur Dekorationsmalerei, im Uebrigen ist es ihm um das „Reinmenschliche“ zu thun. So den Katholizismus in Maria Stuart, so in der Jungfrau die Religion. Vögt sich etwas Unhistorischeres denken, als die Katastrophe in letzterem Drama: mir ist diese plötzliche Selbstliebe auf dem Schlachtfelde stets so störend gewesen, daß ich fast Voltaires Quelle vorzog, bei dem man doch weiß, was man ist. Und nun dagegen die grandiose Tragik der wirklichen Geschichte: die von Maria begnadete Jungfrau, das Symbol des mittelalterlichen Kirchenglaubens selbst, in den Flammen einer von derselben Kirche angezündeten Scheiterhaufen als Opfer brennen! Auch in Wallenstein ist es nicht besser: der Dichter macht den dreißigjährigen Krieg im Vorspiel ab, später tritt derselbe nur noch in Wahrens Teufelsknechten auf. Und Wallenstein selbst: der Schloßherr, welche ihm manche Kritiker vorkommen, ist nichts als der griechische Mantel, unter welchem der Dichter Glanzvoller und blutiger Schürze versteckt hat — von ihm mit der schwankenden Bahnenerber braucht der Geldherr ohnehin nie zu tragen, da dies Soldatenstück zehn Akte hindurch im Zimmer spielt! Der meiste geschichtliche Stoff meinetwegen in Wilhelm Tell, obgleich der Haupttheil erst so kurz, als müßte es deshalb um Verzeihung bitten.

Daß die heutige Anschauung dem geschichtlichen Drama im Ganzen und Großen näher gekommen ist, läßt sich nicht sagen. Freytag schreibt in seiner Technik des Drama: „Das erste Merkmal der Dramenform liegt in der Geschichte fast immer nur da, wo das vertrauliche Leben der Heldencharaktere beginnt; man muß darauf

*) Cf. Friedrich Nieße, Vom Ruhen und Nachtheil der Historie für das Leben. Leipzig, G. W. Freytag, 1874.

zu suchen wissen.“ Dieser Theorie zufolge würde sich der Dichter daher am besten bei jenen Kammerdienern Rathes halten, vor denen bekanntlich Niemand ein Held ist. Der Kern der Sache ist insofern der, daß unsere Kesthetiker sich überhaupt nicht klar gemacht haben, was eigentlich ein geschichtliches Drama wäre. So rast Eduard Devrient aus: „Und könnte die Bühne jemals zur Dienstbarkeit jener literarischen Aufschauung verurtheilt werden: daß die Dramatik wesentlich auf die Geschichte angewiesen sei, jener Verordnung, die Julius Rosen giebt: „Der Dramatiker soll den Prozeß der Weltgeschichte als Referent von der Bühne herab dem Publikum vortragen“, so müßte das Drama wieder in einer Reihe von redenden Bildern aus der Historienzeit und die Schauspielkunst zur bloßen Repräsentation historischer Gegebenheiten, wie damals Heilige werden.“ Das Letztere wäre ja schließlich kein Unglück; allein wenn der Dramatiker ein „Referent der weltgeschichtlichen Prozesse“ sein will, wird er nicht gar weit über Beders Weltgeschichte heraus kommen. Was der Tadelinde und der Getadelte hier unter historischem Drama verstehen, ist nicht etwa ein dem Geiste der neuen Zeit entsprechendes, wie dem Alterthume das mythische Drama entsprach; sondern das was auch Shakespeare schuf oder was Schiller in seinen Dramen geleistet. Die Einen bringen die Chronik, die bloßen Begebenheiten, die Andern das „vertrauliche Leben der Heldencharaktere“, d. h. sie machen aus der Geschichte etwas Alltägliches, das „Menschensliche“ ist schließlich nichts anderes, als das, was sich in jeder kleinen Familie auch zuträgt. Bahre Helden, in denen der „Weltgeist einen Ruck machte“, und die er deshalb getrümmert, von der „vertraulichen“ Seite aus betrachtet, hieselbst schließlich sich selbst zum Kammerdiener machen, nach der Hegelschen Umkehr des Goetheschen Satzes, daß der Held vor seinem Kammerdiener nur deshalb kein Held sei, weil jeder einer ein Kammerdiener. Zu wiederholten Malen ist deshalb der Satz aufgestellt, daß die wahrhaften historischen Persönlichkeiten, die gewaltigen Ereignisse für das Drama nicht haltbar seien, und unsere unglücklichen Zambendichter, welche nun einmal auf die historische Maske nicht verzichten wollen, durchblättern alle möglichen alten Schatzkisten, um irgend einen interessanten historischen Anekdoten habhaft zu werden, aus denen sie ihr Drama spinnen. Mit der Geschichte wird es nur Peripetie verwechseln, welcher unter diesen Begriff auch das blödeste unvernünftige Geschehen unterordnet. Wenn irgend ein Mord aus Eifersucht, der vor 300 Jahren vorgekommen, schon Geschichte, dann ist es auch überzogen bereits Geschichte, wenn auf unserm Hofe heute eine Kage eine Maus verschluckt. Dieser „Vertraulichkeit“ verdanken auch die Habseligkeiten ihren Ursprung, die seit Schillers Wallenstein und Goethes Egeant für obligatorisch gelten, obgleich sich nichts Besseres denken läßt, als ein an den Haaren herbeigezogenes Gesehe und Geschehe inmitten einer Haupt- und Staatsaktion. Da werden die gewaltigen Helden der Geschichte nach Goethes Vorgange als verliebte Schöler auf die Bühne gebracht, damit die Kammerdiener sich freuen sollen, wie viel „Menschensliches“ doch an ihnen sei.

Beide Richtungen lassen sich nicht besser charakterisiren, als es Eduard Devrient gethan hat. Einmal heißt es — und dies ist das historische Drama, was er und die tonangebende Kesthetik dreißig —: „das menschlich nahe, individuelle Interesse an dem anfänglichen historischen Vorgängen hervorzuheben und durch lebendige, warme Charakterentwicklung zu fesseln, die dramatische Bedingung zu erfüllen, daß wir die Vorgänge durch die Charaktere regiert sehen, nicht diese durch jene, diese schwere Aufgabe bei historischen Stoffen ist nur den größten

Dichtern ohne Verletzung der historischen Wahrheit gelungen.“ Wir können diese Richtung die Schillerische nennen. Sie hat auch Shakespeare, den Griechen und den modernen Familiensünden eine Art Wilsung hergestellt, die ihr nur gelingen konnte, weil sie weder Shakespeare, noch die Griechen von ihrem Standpunkt aus ansah. Die andere, mehr allein auf Shakespeare fußende, historienmäßige Richtung schildert Devrient ebenso richtig: „In fast allen historischen Dramen der letzten 25 Jahre ist ein großer Schatz von Kenntnissen, Geist, auch Poesie an die so verfehlten Arbeiten aufgespart — in fast allen sehen wir das Drama nur als dienende Form für die Historie; selten bemächtigt sie sich ihres Gegenstandes, sie unterlegt ihm meistens. In der epischen Breite des Begebenheitlichen blicken sie die dramatische Kraft, das individuelle Leben ein, die Chronologie gebietet darin, nicht die künstlerische Nothwendigkeit. Beängstigt von der Fülle des Begebenheitlichen, wohl wissend, daß die vorgeschrittene Verbreitung der Geschichtskennntnis im Publikum nicht mehr erlaubt, von der historischen Wahrheit abzuweichen — wie Goethe und Schiller es theilweise gethan — nehmen diese Dichter ihre Zuflucht zu einer Aneinanderreihung von schildernden Szenen, die immerhin nur abgerissen erscheinen, und, weil sie die lang und eng verflochtene Motivierung eigentlich historischer Resultate damit verlegen, das Stück nun ebenso anhistorisch machen, als es undramatisch wurde. Diese historischen Dramen sind meistens nur dialogische Chronik, welche moderne politische Kontroversen aufführen.“

Es bedarf freilich einer liebevolleren Besenkung in die dramatische deutsche Literatur, als ihrer der langjährige Direktor eines Hoftheaters fähig ist, um die Anfänge einer ganz anderen Auffassung des Dramas zu entdecken. Der Genius des Dramas hat niemals geschlafen, so ungnädig die Zeit war, er erhob in unserm Vaterlande seine Stimme. Freilich wollte sie Niemand hören und erst lange nach dem Tode sind seine unglücklichen Werkzeuge zur Anerkennung gekommen. Vielfach werden sie von unsern jähnen Literaturhistorikern als so spät geborene Krastgeistes verhorrengirt. Was freilich auf dem „Marke“ sich Anerkennung errang, verrieth weder Kraft, noch Genie. Aber auch noch in anderem Sinne können wir diese Benennung akzeptiren. In ihnen ist in der That ein Funke aus der Sturm- und Drangperiode lebendig; sie sind nicht der Anschauung, daß jene damals so gewaltig erwachende Schöpferkraft der Razion im Klassizismus definitiven Abkühlung gefunden habe, sie wollten keine Epigonen sein, sie wendeten sich voller Ekel von ihren Zeitgenossen ab, die in dieser Stellung sich behaglich und wohl fühlten.

Als Ersten dieser Dramatiker müssen wir Heinrich v. Kleist betrachten, der sich einst im toßen Stolz vermaß, Goethen den Kranz von der Stirne zu reißen. Wie Kleist noch im direkten Zusammenhange mit den Klassikern steht, so tragen auch seine Werke noch am Meisten den Anforderungen des Theaters Rechnung. Hebel und Otto Ludwig können nur als Nachahmer Kleists gelten, den Ersterer durch die wahrwichtige Ergänztheit seiner Probleme, Letzterer durch eine unendlich gupelichte Charakteristik zu überbieten suchte. Wenn wir Kleist als einen Bekämpfer des hohlen nachschillerischen Idealismus auffassen können, so ist der zweite in jener Reihe, Grabbe,“ als ein redendster Protest gegen das faule Stillleben der Restauktionszeit zu betrachten. In Grabbe wird zum ersten Male die Geschichte selbst lebendig. Freilich ist er vom wirklichen Theater viel weiter entfernt, als Kleist. Aber nicht etwa lag das in der Natur seiner

*) Sämmtliche Werke, herausgegeben von Oskar Blumenthal. Detmold, Revereche Hofbuchhandlung, 1874.

Stoffe bedingt; daß gerade die genialsten Dichter nichts lieferten, was für die Bühne paßt, spricht gegen diese selbst, nicht gegen sie. Sie fühlten sich eben instinktiv davon abgehalten, sie wußten, daß ihre Mißgeschallen unmöglich von einem Publikum verstanden werden könnten, was gefehlt der Frau von Weichenharm Beifall flachte und den Tag darauf Friedrich Kind's süßliche Sentimentalität herunterschloß. Einem dramatischen Dichter aber, der sich auf dem Papiere an das Volk wendet, bleiben zur Erreichung dramatischer Zwecke nur zwei Mittel: das Epigramm als innerliches, die Schilderung als äußerliches. Und in beiden sucht sowohl Grabbe den Gipfelpunkt des dramatischen Lebens, wie es derjenige Dichter thut, welcher am Ende der vierziger Jahre wieder im tiefsten und gewaltigsten Gegensatz zu dem damaligen tendenziösen Pörsengeflüster bildete. Während Kleist seit Beginn der fünfziger Jahre zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist, Grabbe von Tag zu Tage größere Popularität gewinnt, scheint für den Grafen Hans von Helldorf*) die Stunde noch immer nicht geschlagen zu haben. Und doch hat unter den Händen des Regisseurs, besonders in dem grandiosen Schauspiel „Eube und Anfang“ das historische Drama die höchste Vollendung, welche es in Abwendung von der wirklichen Bühne erreichen konnte, errungen, zum Epigramm und zur Schilderung ist bei ihm schließlich das symbolische Prinzip gekommen. Dieses aber, zur vollen Anwendung gebracht, muß Epigramm und Schilderung schließlich unnötig machen, und findet auf der wirklichen Bühne den einzigen Ort, wo es zur ganzen und vollen Geltung kommen kann.

Insekten drachten die untauschlichsten unter den Künsten das moderne Prinzip jede in ihrer Art zur höchsten Wirkung. Ich meine die Musik und die Malerei, diese mit Wagner, jene mit Kandach. Wagners Musik hat allerdings den Mythos zum Verwurf, und nie hat der Mythos einen bereicherten Kausal gefunden: in den Abklängen scheint oft die ganze Gewitterluft des arischen Glaubens anzuhauchen, und es wäre nicht wunderbar, wenn die alten Götter des Rig-Veda selbst durch die Wolken bei diesen Klängen rasten. Aber dieser künstlerische Glaube an den Mythos ist, wie schon bemerkt, doch nur deshalb möglich, weil unsere Zeit keine Mythologie mehr besitzt und den Mythos sich in historischer Objektivität aneignen kann. Doch kann uns dies hier nur nebensächlich interessieren: was uns angeht, ist die unbestreitbare Tatsache, daß es der Musik gelang, ein vollkommen der modernen Bühne adäquates dramatisches Kunstwerk zu schaffen. In Wagner erwacht zum ersten Male wieder das Gefühl für eine dramatische Gesamtwirkung, zu der eben, wie bei den Griechen, Alles mitzuhaben hat, und der zu Ende sich daher auch Alles in künstlerischer Einheit verschmelzen muß, von den Kontingen bis zur Konfession des Theatersalles. Das symbolische Prinzip hingegen fand an Kandach einen glänzenden Vertreter. Wir brauchen und hier gottlos nicht in eine Erörterung über den Werth dieses Mannes als Malers einzulaufen, wenn heutzutage Viele ihr Genüge finden, die lieber froh sein sollten, daß ihr Volk einen solchen Mann besitzt. Jedenfalls ist unbestreitbar, daß Kandach die verwickeltesten geschichtlichen Vorgänge in einer einzigen 'großartigen Situation anschaulich vor Augen zu stellen vermochte. Ich erinnere an die Hunnenschlacht, die Eroberung von Jerusalem, die Schlacht bei Salamis, Nero. Ob die Malerei das, was sie hier zu leisten unternimmt, wirklich leistet,

ist eine andere Frage, da sie uns ein unveränderliches Bild zeigt, auch keine ihrer Personen den Mund aufthut, um sich selber zu erklären, wir viel mehr, wenn wir das Gemälde betrachten wollen, gezwungen sind, in einem gedruckten Programme nachzusehen. Ja, wenn wir selbst alles erforderliche Wissen in Wissenschaft hätten, müßten wir uns zum besseren Verständnis doch erst die vorgeführte Situation im Entschien denken, der Eindruck der unmittelbaren Gegenwart wird also unter allen Umständen Schaden leiden, und dieser ist der höchste Zweck aller Kunst. Dieses Entschien nun aber führt und die dramatische Kunst zum Auge. Die Kandach'sche Malerei hat die größte Ähnlichkeit mit der Programmata eines Eijst und Vertice, auch bei ihm ist es nie auf den unmittelbaren Eindruck, sondern auf Nebengedanken abgesehen, die doch selber eigentlich als Hauptgedanken gelten sollen. Thoren stellen bekanntlich Eijst, Vertice, Wagner auf eine Stufe: ja, wenn Wagner seine Opern als symphonische Dichtungen betragte, wäre das ganz richtig, bei ihm aber hat das dramatische Geschehen das todt Programm in die lebendige Gegenwart vermandelt. Der wahre Rahmen für ein Kandach'sches Bild ist nicht die Architektur eines Treppenhais, sondern eines Bühnen-Profeniums, wo dasselbe sich selbst erklärt und das, was malerisch immer nur Nebengedanken ist, zum Hauptgedanken geworden wäre.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und dem Fürsten Pückler.

Die Jugend ist gerecht, das Alter aber milde und nachsichtig, und nennt seine Nachwelt gern eine höhere Gerechtigkeit; ein Trieb dieser Art mag wohl im Menschen sein, wenn er Pär, die er Anfangs schonunglos verdammt hat, am letzten Ende mit Milde, ja mit einer gewissen Reizung beurtheilen lernt. Ein Gefühl dieser Art hatten wir, als Fürsten Ludwigs XIII. um hundertsten Male aus dem unerwischlich geschwätzigen Klatsch ihres verstorbenen Oheims einen Band vor das Publikum trug: es mag aber auch sein, daß sich das Sprüchwort demöht, wenn die alterblinde Henne zwischen dem Mist auch einmal ein Weizenkorn findet. Jedenfalls ist der Eindruck des Briefwechsels von Varnhagen und dem Fürsten Pückler*) weitaus interessanter als die meisten seiner unmittelbaren Briefwechsel- und Tagebuchvergränger. Eine ganze Reihe von Jahren, anfangend in den zwanzigsten dieses Jahrhunderts und fortgesetzt bis zum Ende der fünfziger Jahre, habe die beiden Männer eine beständige Reizung und treue literarische Freundschaft sich erhalten, die nur der Tod scheiden konnte. Varnhagen ist unbestritten ein großer Meister guter deutscher Prosa und der Fürst Pückler war eine vornehme und künstlerisch veranlagte Natur mit einigen Fehlern, aber vielen Vorzügen aristokratischer Gewohnheiten, mit einem außerordentlich klaren Blick und mit treffender Gabe humoristisch und scharf auszudrücken, was er wollte. Dabei waren beide Männer in der Art, wie sie sich einander gaben, zwar vertraut, gleichwohl aber im besten Sinne des Wortes ärgert, weil sie ja in gewisser Hinsicht in anderen Beziehungen beide mit immer gewesen sind. Darum verdient in der Reminiscenz- und Briefwechsel-literatur das neu erschienene Buch einen besondern Platz. Auch an ersten Momenten, wie sie in 40 Jahren der Verstreut unter Männern nicht ausbleiben, steht es in dem Buch nicht. Die Freunde hatten einander zu trösten und aufrecht zu

*) Dramatische Versuche. Braunshweig, bei Ed. Fiedler, 1846. Dramatische Zeitgemälde, ebenfalls, 1850.

*) Berlin 1874, bei Beckel und a. Schwieger.

erhalten in mancher Noth des Lebens, und auch das Herz geht bei der Lektüre nicht leer aus.

Bemerklichstentheils engere literarische Beziehungen den Inhalt der Korrespondenz bilden, so tritt doch auch eine ganze Reihe von Stoffsagefiguren wirksam hervor und belebt das Erinnerungsbild in angenehmer Weise, vor Allem die beiden Frauen der Schriftsteller. Beides keine gewöhnlichen Frauen, beides auch keine deutschen Musterfrauen. Rahel ist gezeichnetes Portrait zu wiederholen, wäre überflüssig; sie giebt sich auch in diesen Blättern — und es sind eigene Briefe von ihr mit abgedruckt — ganz so, wie wir oft kennen gelernt haben: geistreich, verständlich, voller Originalität, mit vollem warmen Herzen, alles aber gemäßt durch den ersten Gedanken an das merkwürdige Ich, eigentlich ohne Egoismus, dennoch aber immer und immer wieder das ego und seine Regungen voranstellend. Die Fürstin Pückler stellt hier weniger bedeutend hervor. Was man auch sonst von ihr urtheilen mag, Unabhängigkeit an den Gemäht und seine literarische Wirksamkeit bilden den Grundzug dessen, was aus diesem Briefwechsel herauszulassen ist. Unter den Vorgesetzten von Russland, die sich neben dem Fürsten gruppieren, nimmt Leopold Scherer auch in diesem Briefwechsel den ersten Platz ein, erweht die fürstliche Sonne hier den Freund etwas verdunkelt. Die wenigen Striche, die ihn in diesem Buche zeichnen, jenseits dafür, daß er seiner Veranlagung nach ohne Weiteres die bedeutende Erscheinung auf dem Personenzettel ist. Dichterische und künstlerische Begabung theils in der unbegrenzten Weite des Aufstiegs, theils in der arg beschränkten Kleinstadt wunderbarlich einseitig ausgebildet, haben einen ganz eigenartigen Menschen aus ihm gemacht. Demnachst interessiert uns vor Allem der jugendliche Heinrich Raabe, damals als politischer Schriftsteller unter den Demagogenversorgungen lebend, aber von den beiden Korrespondenten erkannt, gewürdigt und in der Hoffnung auf eine schöne Zukunft in liebevollster Weise protegirt, den künftigen Bühnenleiter, den Verfasser der originellsten modernen Lustspiele rühmt man in dem jungen Schriftsteller noch nicht. Auch Theodor Mundt gehört unter die aufstrebenden Personen; von ihm wird mehr erwartet, als er in Wirklichkeit nachmals geleistet hat, wobei denn aber nicht zu verkennen ist, daß der Tod diesen weiterveranlagten Mann mitten in seiner Wirksamkeit, also ehe er sich völlig ausgebildet hatte, der Welt entriß. Nach Angehörigen Erinnerungen findet der ältere Berliner Leser an dem Professor Gans, an unsern alten heimgegangenen wackeren Mitstreiter Professor Preuß. Daß auch Bettina in der bereits bekannten Weise auftritt, schon alternd dem Fürsten Pückler eine merkwürdige und deshalb komische Neigung entgegenragend, verleiht sich von selbst. Auch Erinnerungen an Alexander v. Humboldt und aus den letzten Zeiten an Ferdinand Lassalle fehlen nicht. Natürlich müssen wir neugierig sein, unsere eigene Vorgeschichte auch in diesen Blättern zu suchen und in der That wird das Magazin in sein Reklameur Joseph v. Lehmann wiederholt erwähnt. Nicht ohne Lächeln lesen wir, wie Pückler durchaus in Varnhagen die Seele des neugestifteten Literaturmagazins und seines Mutterblattes, der damaligen Preussischen Staatszeitung erkennen wollte, wie Varnhagen wiederholt dieses abzuwehren bestritt und Herr Lehmann als selbständig auftretenden Schriftsteller bezeichnet. Anlaß zu dieser Korrespondenz hat ein Artikel in Nr. 101 des ersten Jahrgangs dieser Blätter, den wir nachzuschlagen nicht unterlassen konnten und der sich über die Wirksamkeit Pücklers, Friedrich von Raumer und Goethes auf die ausländische Literatur verbreitet. „Wir haben bereits Gelegenheit gehabt“, heißt es dort, „der Aufnahme

zu gedenken, welche die Briefe eines Verstorbenen im Auslande gefunden haben“; mancherlei divergirende Urtheile darüber sind seitdem namentlich aus England, für das freilich das pikante Buch noch pikanter als für deutsche Leser sein muß, zu uns herübergekommen. Die Affamagazin, mit der es vom großen Publikum und von den kleinen Journalen aufgenommen wurde, glaubten die souveränen Reviews (Edinburgh und London Quarterly) ihr kritisches Veto entgegenstellen zu müssen, und wiederum sonst in politischer Hinsicht sehr von einander abweichend, vereinigten sich doch beide hohe Mächte gegen den Deutschen, der es gewagt hatte, sowohl die aristokratischen Kräfte, als die radikalen Tavernen mit andeutscher Periffikie darzustellen. Ebenso, wie man früher in Lokreflexionen sich erschöpfte hatte, ging jetzt die literarische in ihren Angriffen, ja sogar in Drohungen englischer Rache sollte der verwegene Deutsche wieder einmal nach London kommen soweit, daß eine dritte mehr unparteiische Autorität, die Foreign Quarterly Review, sich erheben mußte, um den Abwesenden gegen unbegründete Angriffe zu vertheiligen und seine abthätlich verdienstlichen Verdienste den Reum hervorzuheben. Dieser Streit hat natürlich dem Buche nicht geschadet, er hat vielmehr dazu beigetragen, es noch allgemeiner zu verbreiten, und das kann man denn dreist behaupten, daß von allen deutschen Schriftstellern, Goethe sogar nicht ausgenommen, von dessen Leben nach seinem Tode englische Blätter voll waren und dessen Kontenrolle sowohl in ganzer, als in heller Figur mehreren Journalen als interessante Zugabe beigegeben war, keiner in England so bekannt und gelesen wurde, als der German Prince.“ — Der Artikel berichtet dann weiter, daß auch eine französische Uebersetzung der Briefe eines Verstorbenen erschienen sei und daß aus dem Französischen die Letztere di un defunto ins Italienische weiter getragen wären, obgleich in Italien bereits das alterariolische Anatomen gegen den Verstorbenen ausgesprochen sei. In Mailand hatte man ihn 1832 in den damals viel geleseften Annali universali einen von allen Beurtheilern des Feudalismus befangenen vornehmen Deutschen genannt, der einen seltsamen Kontrast an Bemerkungen gewährte, sobald er über Länder spräche, wo die feudalen Institutionen entweder schon gestürzt wären, oder dem gewaltigen Stöße der öffentlichen Meinung wider, welche die Regionen zivilisirt. „Es dürfte in der That einmal eine Zeit kommen, wo es interessant sein kann, die Empfindungen darzustellen, die in einem Menschen, der einer stagnirten gebliebenen Ration angehört, die Freiheiten eines gebildeten Volkes erregen.“ Inzwischen will der Italiener doch nicht leugnen, daß der deutsche Reisende es hin und wieder liebe, sein gravitätisches Wesen abzulegen, um mit einiger Leichtfertigkeit, ja zuweilen sogar Anmut die Sitten des Auslandes zu schildern. Es wird dann ein Besuch Pücklers bei dem damals bekannten Freiheitapostel O'Connell besprochen und sagt J. Lehmann dem ganzen Urtheil die lakonischen Worte hinzu: „Man weiß in der That kaum, worüber man sich mehr wundern soll: ob über ein solches politisches Räsonnement, das aus Italien kommt, oder über die Naivität des Kritikers, der unstreitig das Buch, über das er urtheilt, gar nicht gelesen hat.“

*) Schon in der zweiten Nummer folgt es nämlich, diese Briefe hätten ihre große Reise durch Europa (great tour through Europe) angetreten, seien ins Englische überetzt worden und hätten in allen geleseften Tagblättern Englands warmes Lob erhalten, zuweilen sei ihnen jedoch ein Mangel an Genauigkeit vorgeworfen worden; gleichwohl kommt die englische Kritik dahin überein, daß dieses Buch zu den besten Reisebüchern der letzten Jahre gehöre.

Diese letzten Worte hat Püßler offenbar für ausgedungen von Barnhagen erachtet; der aber lebte seine Autorschaft ab, nachdem er schon vorher auf eine andere Frage Püßlers über die Verwaltung der Staatszeitung erzählt hatte, der Hofrath Gottlieb verwalte das Geschäft nach Ausscheiden Philippsborns mit Beihülfe des Herrn Lehmann und unter Jenen des Herrn Regationsraths Recoco, den Anzellen dazu bestellt habe. Natürlich nehmen die Parkanlagen und Gartenarbeiten in Ruskau und später in Branitz, die eigenste und originellste Kunst des Fürsten, einen großen Platz fort; aber auch außer diesem dem Charakter der Korrespondenz vorzüglich angehörigen Element, giebt es genug seine und interessante Dinge in dem Buche zu finden. Sehr wunderbar ist die Stimmung beider Männer in den Märztagen von 1848, Püßler durchaus von rhapsodischer Begeisterung angesteckt, Barnhagen gehalten; in energischen Worten macht sich der Groß Ruskauer über die dann folgende Reaktionsperiode Luft, und hier hat er an Püßler einen Verbündeten.

Sollen wir schließlich noch ein Moment heranhäben, so möchte das eine alte Erinnerung geeignet sein, die unmittelbar an das Gegenwort anknüpft. In den denkwürdigen Mitteln im preussischen Landtage über die katholische Geistlichkeit vernahm man einmal das Wort, daß das beruhsamste ausgeschüttete geistliche Amt sehr leicht in Unthätigkeit umschlage und so die Beschäftigung mit der Religion das Gegenheil von dem wird, wozu sie bestimmt ist; eine Bemerkung ähnlicher Art macht Barnhagen 1834 bei dem Tode des ehlen Schlesiens: „Schlesiensmacher war ein freier, eigenthümlicher Geist, aber leider ein Theologe, also ein Geistlicher vom Fach, im Fache liegt die Kunst mit allem Gemeinen, Reben und Selbstsüchtigen des Handwerks. Er hat dagegen gerungen, aber oft ohne Erfolg, oft auch nicht einmal ringen wollen. Friede sei mit ihm!“ U. U.

Spanien.

Der Geschichte der Mauren in Spanien.

III.

Die einzige große Gestalt aus der Reihe der omajjadenischen Kalifen ist die Abderrachman III.; seine Thaten und das Werk seines Lebens sind wahrhaft großartig. Das Ziel, welches er sich gestellt hatte, war die Verschmelzung aller Rassen der Halbinsel, der Araber, Christen, Berbern und der sog. Slaven zu einer vollständig unterthänigen Nation; er erreichte dieses Ziel bis zu einem hohen Grade. Die königliche Macht erdrückte die des arabischen Adels vollständig; es war derselbe Vorgang, wie anderswärts, die Niederwerfung des Feudalismus mit Hülfen eines treuergebenen Heeres und neuen Beamtenstandes. Dieser bestand aus Männern niedriger Herkunft, Freigelassenen, Fremden, Sklaven. Damals beginnt der Einfluß der Klasse, welche den Namen Slaven führte, d. h. eigentlich slavische Kriegesgefangene, welche die germanischen Völker den spanischen Sarazenen verkanften; dann ist es der Name aller Fremden, Galizier, Franken, Lombarden, Galabreser und Eingebornen, die im Heere, in der Armee und bei Hofe dienten. Eine besondere Rolle spielten auch die Eunuchen, die manchmal mit ihrem Anhang eine ganze politische Partei bilden; sie kamen zum Theil aus Frankreich, wo es große Eunuchen-Anstalten gab, welche von Juden geleitet wurden. Die von Verban und sehr berühmt,

im Süden gab es noch andere.“ Dabei führte Abderrachman das von den Christen im Norden und von den Samitiden von Afrika her bedröhte Spanien durch glänzende Kriegezeiten und hob das Reich, das bei seinem Regierungsantritt jerrüttet und entkräftet war, zu hohem Wohlstande und Ansehen. „Er übernahm das Reich, als es in Anarchie und Bürgerkriege verwickelt, von Parteien zerrissen, unter sehr viele Herren vertheilt, in Klassen gespalten, fortwährend Raub der Christen vom Meere her ausgeübt und nahe daran war, entweder von den Feuern oder den Afrikanern verschlungen zu werden. Trotz jolcher Hindernisse rettete er Andalusien sowohl als seinen inneren Gehirnen, als aus den von außen drohenden. Er ließ es wieder größer und stärker erheben, als es je zuvor gewesen war. Er vertheilte ihm Ordnung und Gerechtigkeit im Innern, Bedeutung und Achtung nach außen. Der öffentliche Schatz, den er in einem besagtenwerthen Zustand vorgefunden hatte, war in zerrütteter Lage. Ein Drittel der Einkünfte des Reiches, welche sich jährlich bis auf 6,245,000 Goldstücke beliefen, genügte für die gewöhnlichen Ausgaben; ein anderes Drittel wurde zurückgelegt, und den Rest bestimmte Abderrachman für seine Bauwerke.“ Die Lage des Landes stand in Uebereinstimmung mit dem günstigen Stande des öffentlichen Schatzes. Ackerbau, Zucht, Handel, Künste, Wissenschaft, alles blühte. Der Fremde konnte überall wohlkultivirte Felder und jenes wissenschaftlich durchgeführte System der Wasserleitungen bewundern, welches Jüden, die dem Ansehen nach sehr wenig versprachen, in fruchtbarer Boden umwandelte. Staunen mußte ihn erfüllen über die vollständige Ordnung, welche überall und bei der genauen Befolgung der Beamten, selbst in den entlegenen Distrikten herrschte. Er mußte sich verwundern über den niedrigen Preis der Lebensmittel, die köstlichsten Früchte wurden fast für nichts verkauft, über die Reinlichkeit in der Kleidung und besonders über den allgemeinen Wohlstand, welcher beinahe jedermann erlaubte, auf einem Manesel zu reiten, statt zu Fuß zu gehen. Mehrere Arten der Industrie bereicherten Cordova, Almeria und andere Städte. Der Handel hatte sich so sehr entwickelt, daß nach den Berichten des Oberaufsehers der Zölle die Einkünfte und Auszahlungen den beträchtlichsten Theil der Einkünfte des Staates ausmachten. Cordova mit seiner halben Millionen Einwohner, 113,000 Häusern, seinen dreihundert Badanstalten und achtundzwanzig Kirchen gab an Ansehen und Glanz Bagdad nichts nach, wieweil es die Einwohner an lieblich verglichen. Cordova war bis tief in Deutschland hinein berühmt; die Kenne Frodothra (die bekannte Dichterin von Maenderheim), nennt es die Zierde der Welt. Die mit Cordova rivalisierende Stadt, welche Abderrachman gründete, war nicht minder bewundernswürdig. Als eine seiner Frauen ihm ein großes Vermögen vermacht hatte, wollte der Herrscher dieses Geld gebrauchen, um damit Kriegesgefangene zurückzukaufen; aber nachdem seine Beamten die Königreiche von Navarra durchsucht hatten, ohne einen einzigen Gefangenen zu finden, sagte seine Javertin Zabra zu ihm: „Wende dieses Geld zum Bau einer Stadt an und gib ihr meinen Namen.“ Der Gedanke gefiel dem Kalifen; denn wie alle großen Fürsten war er ein Freund des Bauens, und im Jahre 936 ließ er das Reich nördlich von Cordova den Grundstein zu einer Stadt legen, welche den Namen Zabra tragen sollte. Nichts wurde so spart, um sie so prachtvoll wie möglich zu machen. Hundertzwanzig Jahre lang waren 10,000 Arbeiter, welche über 1500 Ochsen zu verfügen hatten, mit dem Bau beschäftigt, und doch war die Stadt noch nicht beendet, als ihr Gründer starb. Der Kaiser

des Kalifen, welcher alle Länder des Orients und Ostindiens in sich schloß, war von riesiger Größe; Beweis davon ist, daß sich 6000 Frauen in seinem Harem befanden. Die Macht Abderrachmans war sehr groß. Eine glänzende Marine erlaubte ihm, den Jaziriten die Herrschaft über das Mittelmeer streitig zu machen, und sicherte ihm den Besitz Gatas, des Schlüssel von Mauretanien. Eine zahlreiche und wohlgeübte Armee, einkleidet die schätze der Welt, gab ihm das Uebergewicht über die Christen des Nordens. Die stolzen Herrscher daren sich an seine Freundschaft. Der Kaiser von Konstantinopel, die Könige von Deutschland, Italien und Frankreich schickten ihm Gesandte. Abderrachman war ein Universalgenie, dem nichts entging, und das sich nicht weniger bewundernswürdig in den geringfügigsten Dingen, als in den erhabensten Plänen zeigte. Dieser scharfsinnige und umsichtige Mann, der die Einheit der Religion und der Regierung begründet, durch seine Tugenden eine Art von weltlichem Gleichgewicht herstellte, in seiner Toleranz Minder einer anderen Religion in seinen Rath beruft, erscheint eher wie ein König unserer Zeit, als wie ein Kalif des Mittelalters. In seine Fußstapfen trat dann Almanzor († 1002), jener Enkelkinding, der allmächtige Minister Hisham II.; er verdrängte Abderrachmans Werk, indem er auch in der Armee an Stelle der alten Eintheilung in Stämme einen einheitlichen Organismus setzte. Dank dieser Armee verließ Almanzor dem muslimischen Spanien eine Macht, welche es nie zuvor gehabt hatte, selbst nicht zur Zeit Abderrachmans III. Niemals vor und nach ihm hatten es die Christen des Nordens mit einem solchen Gegner zu thun; mehr als fünfzig glückliche Feldzüge unternahm er gegen sie. Nahe einer Menge von Städten und Festungen, vor allem Leon, Pampelona und Barcelona, zerstörte er San Jago de Compostella mit dem Heiligthume des Schutzherrn von Galicien. So verstehen wir, wie die Araber auf sein Grab in Medina die Inschrift setzten: Die Spuren, welche er auf Erden hinterlassen hat, werden dich seine Geschichte so deutlich lehren, als ob du sie vor Augen sähest. Bei Alah, nie wird die Welt einen ähnlichen Mann hervorbringen, noch einen, welcher wie er unsere Grenzen verteidigen wird. Wir verstehen aber auch des christlichen Mönchs Grabchrift: Im Jahre 1002 starb Almanzor; er wurde in der Hölle begraben. Mit seinem Tode endet die Glanzzeit des spanischen Kalifats; es folgen furchtbare Bürgerkriege zwischen den Parteien der Slaven, Berbern und der städtischen Bevölkerung; ein Krieg der Hände mit den zunehmenden elsthaften Rebellen und Schwärzungen eines in politischer Bedeutung erhobenen hauptsächlichlichen Bößes; die Kriege eines Prätextenden gegen den andern; vollständige religiöse Auflösung und Intriguen der orthodoxen Geistlichkeit für ihre Herrschaft, welche endlich zur Herbeiführung und Herrschaft der mauritanischen Almoraviden führten. Nach außen hin ist die schließliche Folge eine ansehnliche Steigerung der Macht der christlichen Staaten, im Innern der Jersaß des Kalifats in eine Reihe kleiner Staaten, welche nun noch und nach den Christen unterliegen. Diese, welche noch vor Kurzem bei dem bloßen Namen Almanzors erzitterten, drangen nun unter dem großen Könige Ferdinand I., welcher Kastilien und Leon vereinigte, und dann unter Alfons VI. weit in Andalusien ein, bis zum Meere bei Tarifa vor; alle maurischen Herrscher wählten sich zu Tributzahlungen verstehen. Jener Ferdinand ist im Leben und Sterben ein leuchtendes Beispiel des Gutes, welcher damals die spanische Christenwelt erfüllte; wie grundverschieden tritt er uns entgegen vor den maurischen Königen und Feldherren! „Durch seine Tapferkeit, seine Gutmüthigkeit und

die Reinheit seiner Sitten war Ferdinand das Muster eines Königs gewesen; ein schöner und heiliger Tod beschloß sein schönes und heiliges Leben. — Am Tage vor seinem Tode (1068) ließ er sich, angethan mit den königlichen Gewändern, in die Kirche tragen, wo er vor dem Altar niederfiel, und nachdem er den Königsmantel und die Krone niedergelegt hatte, sagte er mit klarer Stimme: Dein ist die Macht und das Reich, Herr! Du bist der König der Könige, und dein sind die Königreiche des Himmels und der Erde. Darum lege ich das Reich, welches du mir anvertraut und welches ich, so lange es deinem göttlichen Willen gefiel, regiert habe, wieder in deine Hände zurück. Nur um das eine bitte ich Dich, daß du meine, dem Grunde dieser Welt entristene Seele mit deinem Allerbarmen umfassen magest.“ Am Tage darauf entschlief er sanft an lächelnden Antlitz.

Sein Sohn Alfons VI. fügte das feste Toledo, die alte Bischofsstadt, zu Kastilien hinzu, während Valencia vom Gid behauptet wurde. Der Sieg Zúñiga, des Führers der Almoraviden, bei Jallaca (Zacarias), 1086, dämmte die Rückeroberung ebenso wenig zurück, wie das Eintreten der religiös erregten Bewohner des Atlas, der Almohaden. Der Sieg bei Tolosa (1212) entschied endgültig über das fernere Schicksal der Halbinsel; die gänzliche Vertreibung der Araber war nur noch eine Frage der Zeit. Es gab zum Glück noch keine Politik der europäischen Großmächte, welche die Reste der maurischen Herrschaft sorgfältig zu konserviren bemüht gewesen wären, wie jetzt die Türkei. Ferdinand und Isabella zogen zur Freude ganz Europas in Granada ein.

P. Foerster.

Frankreich.

Der Venusdurchgang.

Die französischen Blätter beschäftigen ihre Leser in der neuesten Nummer mit dem bevorstehenden Venus-Durchgang und mit den von Frankreich getroffenen Vorbereitungen zur Beobachtung desselben. Die Bedeutung dieser Beobachtung für die gesamte Astronomie setzen wir als bekannt voraus; es genügt wohl, daran zu erinnern, daß sie das einzige Mittel ist, die Entfernung der Erde von der Sonne — welche Entfernung bekanntlich die Einheit für alle astronomischen Messungen ist — genau festzustellen. Ueber die zweckmäßigste Art und Weise der Beobachtung gehen die Ansichten auseinander. Die einen wollen durch Herstellung einer Anzahl von Photographien des Durchganges — d. h. des Vorübergangs der Venus vor der Sonnenscheibe — die gebildete Linie feststellen und aus der Verschiedenheit der Aufnahmen an den verschiedenen Beobachtungsstationen das Material für die Berechnung gewinnen, doch würde diese Methode nach Ansicht der französischen Gelehrten nur dann wirklich gute Resultate geben, wenn man abenthäuben kann der gleichen Methode und mit genau übereinstimmenden Instrumenten arbeitet. Diese Uebereinstimmung ist in dem gleichen Maße nicht erforderlich, wenn man, wie von anderer Seite verlangt wird, zu der schon von Galen vorgeschlagenen einfachen Methode der Messung der Sehne, welche die Durchgangslinie bildet, zurückkehrt, aus welcher man dann durch Rechnung sehr leicht die Entfernung dieser Linie vom Mittelpunkt der Sonnenscheibe finden kann. Bei dieser Methode kann es sich nur um sehr kleine Fehler handeln; nimmt man z. B. an, daß die Dauer des Durchganges in der Station zu Supratowski (Sibirien) mit 3 St. 57 Mr. 4 S. und auf den

Kometischen Inseln mit 3 St. 25 M. 7 S. beobachtet wird, so ist die für Berechnung wichtige Differenz gleich 31 M. 7 S. Nimmt man nun selbst den Fehler bei der Beobachtung des Eintritts der Venus in die Sonnenscheibe auf 10 S. an, so ist der Beobachtungsfehler nur $\frac{1}{100}$, also sehr unbedeutend. Man hat nun aber, um die Schwierigkeit der genauen Beobachtung des Ein- und Austritts zu vermindern, vorgeschlagen, diese Momente durch spektroskopische Untersuchungen festzustellen, indem, wenn man das Spektroskop so stellt, daß seine Spalte auf den Punkt des Eintritts gerichtet ist, bei dem Eintritt die Spektrallinien der Sonnen-Protuberanzen fast vollständig verschwinden müssen. Auch hierbei handelt es sich um Instrumente von großer Uebereinstimmung auf den verschiedenen Stationen, doch wird hierbei zugleich Aufschluß gewonnen werden über die Venus-Atmosphäre, worüber auf andere Weise schwierig Aufklärung zu erhalten ist. Alle diese Beobachtungen müssen auf Stationen angestellt werden, welche so weit als möglich von einander entfernt liegen, und die Beobachter müssen ihre Beobachtungen auf alle Vorgänge bei dem Durchgangs-Phänomen ausdehnen.

Die Kommission der französischen Akademie, welche die Vorbereitungen für die Beobachtungen trifft, hat sich für die Errichtung von sechs Stationen: Peking, Yokohama und Saigon auf der nördlichen und Insel St. Paul, Insel Campbell und Rumea auf der südlichen Hemisphäre entschieden, doch beklagt man sich über die Oeringfügigkeit der Mittel, welche das französische Gouvernement zur Verfügung gestellt hat. Es sind nur 300,000 Frs. bewilligt worden, während Rußland 1,200,000 Frs., England — incl. Kolonien und des Beitrags von Lord Elphinstone — 900,000 Frs., und Deutschland 500,000 Frs. für diesen Zweck bewilligt hat. Man hofft indeß, daß es, besonders durch die Unterstützung der beteiligten Gesellschaften — Herr d'Abbadie hat z. B. einen zu diesem Zwecke konstruirten photographischen Apparat zur Verfügung gestellt —, doch gelingen werde, wenigstens auf vier der genannten Stationen alle Methoden der Beobachtung zur Anwendung zu bringen, so daß die Resultate der französischen Expedition denen der andern Nationen ebenbürtig an die Seite gestellt werden können.

Dr. G. E.

Römisches Alterthum.

Die Frauen in Rom.

Ihre Erziehung und ihre Stellung im häuslichen, öffentlichen und gesellschaftlichen Leben.

Nach Gaston Boissier.

II.

Es mag indeß bemerkt werden, daß es zu allen Zeiten Nationen gegeben hat, welche geeignet waren, die ihnen vom Vortheil aufgerichteten Schranken zu durchbrechen. Um das vierte Jahrhundert ward die Vestalin Postumia angeklagt, gegen ihre Pflichten gesiecht zu haben, und doch konnte man ihr weiter nichts verwerfen als einen zu heiteren Sinn und eine zu gewählte Kleidung. Sie wurde zwar freigesprochen, erhielt aber doch vom Groß-Pontifex die Verwarnung, künftighin ein ernstere Leben zu führen und ihren Beruf mehr als eine geistliche Frau, denn als eine Frau von Geist anzunehmen. — Gegen Ende der Republik war man weniger streng geworden. Die Zahl der besser erzogenen, unterrichteteren Frauen ward immer bedeutender.

Plutarch erzählt von Cornelia, der Gattin des Pompejus, sie sei „beseelen gewesen, habe die Feier gepflegt, Geometrie verstanden und mit Erfolg philosophische Gespräche führen können“, und fügt hinzu, „Sie habe sich vor den Fehlern der Uebertheilung und der Pedanterie zu bewahren gesucht, denen zu verfallen junge Frauen, die sich derartigen Studien hingeben, leicht gar leicht Gefahr laufen.“ Es ist wahrscheinlich, daß Cornelia ihr Wissen verborg, um nicht die alten Beurtheiler gegen sich zu rufen und daß andere Frauen, die auf sich hielten, ihr das nachahmen. Andere freilich spotteten der öffentlichen Meinung und lebten ohne sich um eine Nachrede zu kümmern wie die letzten Griechinnen. Beispiele hiervon sind jene Clelia, welche nicht nur die talentvollen Poeten liebte und selbst Verse machte, sondern auch die jungen Leute auf offener Straße anredete und sie zu ihren Festen einlud, und jene Sapphonia, welche auch die Schulmeister machte und sie nicht bezahlte und sich in allerlei schamlose Schändel, zuletzt sogar noch in die Verführung des Catullus einließ.

Ein derartiges Betragen war für die übrigen Frauen verhängnisvoll, denn es gab anscheinend denen Recht, welche die Folgen einer weniger strengen Erziehung und einer freieren Bewegung für die Frauen befürchteten. Trotz der lauten Klagen Derjenigen, welche den Vorfall der alten Sitten mit Schmach sahen, und deren Befürchtungen, wenn auch zu weit gingen, doch keineswegs unbegründet waren, blieb die römische Gesellschaft sehr geneigt, sich von der früheren Strenge frei zu machen. Beschleunigt wurde diese Bewegung noch durch die Katastrophe, welche der Republik ein Ende machte. Während der zwölf Jahre, die zwischen Pharsalus und Actium liegen, wo es hin andere Autorität als die Gewalt gab, wo Niemand auf das „Morgen“ zählen, eine Schlacht Alles verändern konnte, begnügte man sich damit für die Gegenwart zu leben und nicht an den nächsten Tag zu denken. Als endlich die Ordnung wieder hergestellt war, hatte die öffentliche Meinung einen vollständigen Umschwung erfahren. So lebhaft Augustus auch ein Züchtmeister der alten Zeiten wünschte, war es nicht möglich, zu den früheren Grundsätzen zurückzukehren.

Von dieser Zeit an hatte es durchaus nichts Befremdliches mehr, Personen der besten Gesellschaft Jüther und Feier finden und tanzen zu sehen oder zu wissen, daß sie Verse machten. Horaz lobt in seiner Ode, in welcher er unter dem Namen Alconia die liebenswürdige Gattin des Marcellus feiert, ihren schönen Gesang; Plinius erzählt uns, daß seine Frau, Calpurnia, das größte Interesse an seinem literarischen Ruhm nahm, seine Bücher las und wieder las, so daß sie sie beinahe auswendig konnte, ihre Verse in Musik setzte und sie unter Begleitung der Cithra sang. Zu Plinius Zeiten hatte man denn auch derartige Strapazen nicht mehr. Die Gesellschaft lehrt uns, daß während des ganzen Kaiserreiches die Frauen in weit geringerem Maße dem alten Beistand unterworfen waren, mehr in die Welt gingen und darauf bedacht waren, dort vortrefflich zu erscheinen. Es gab allerdings immer noch Leute, welche dies beklagten, und ein Schmeichelei Anzweifeln wird auch bei Tacitus bemerkt, als er von Elvia sagt: „Sie sei gesalbtlicher als man einer Frau von ehemals gestattet hätte.“ Diese Gesalbtlichkeit, dieses Halbes nach Vergnügen, diese Sucht mit geistigen Vergnügen zu glänzen, diese Leichtgläubigkeit der Sitten war ja auch wirklich nicht ohne große Gefahren, ehe man aber darüber den Stab bricht, mag man doch auch die Vortheile erwägen. So paratoy es klingt mag, hat der Umschwung der Sitten doch dazu beigetragen, das zu bewahren, was in Rom noch vom Familienleben übrig geblieben

ten ist. Wenn man das Betragen der römischen Frauen unter dem Kaiserreich beurtheilt, darf man nicht vergessen, in Anschlag zu bringen, daß sie, indem sie die ihnen bis dahin verbotenen Künste pflegten, weislicher wurden und anziehender zu werden versuchten, die Gefahren verminderten, welche der Mann lief, eine Trennung zwischen seiner Liebe und seiner Achtung, seiner Pflicht und seinem Vergnügen eintreten zu lassen, daß dies der Preis war, mit welchem die Römer es erkaufen, daß sie nicht der bei den Griechen herrschenden beklagenswerthen Theilung des Lebens verfielen.

Wenn wir bisher von der Religion, die in der Erziehung unserer Frauen eine so gewichtige Stelle einnimmt, in Bezug auf die Römerinnen noch nicht gesprochen haben, so geschah dies, weil die Griechen und Römer gar nicht daran dachten, ihren Töchtern und auch ihren Söhnen das Erhehlen zu lassen, was wir unter Religionsunterricht verstehen. Die Religion wurde damals nicht gelehrt und ließ sich nicht lehren, denn sie besaß keine Dogmen, gab keinen Anlaß zu moralischen Unterweisungen, besaß keine religiösen Bücher, sondern bestand aus einer Reihe von Ceremonien, welche der Gebrauch kennen lehrte, und aus Gebeten, die man nicht auswendig zu wissen brauchte, da sie vom Priester laut vorgelesen und von den Anhänglichen genau Wort für Wort, ohne weiter darüber nachzudenken, wiederholt wurden. Was endlich die wunderbaren Sagen anbelangt, die man von den Göttern erzählte, und die in ihrer Gesamtheit eine poetische Geschichte bildeten, so bedurfte es keines besondern Studiums, um sie kennen zu lernen. Sie bildeten das erste Entzücken des Kindes, dem sie von der Mutter oder Wärterin erzählt wurden. Das Auge war kaum dem Lichte geöffnet, so fiel es schon auf Gesichte und Statuen, welche die Hauptmomente dieser Sagen darstellten; die Wände der Tempel, wie der öffentlichen und Privatgebäude waren davon bedeckt. Später fand sie der Erwachsene in den Meisterwerken der römischen und griechischen Literatur — vor Homer und Virgil gelesen, dem waren sie unwillkürlich eingepreßt. Das Bewundern der Kunst und das Studium der Literatur lehrten die Götter kennen, aber einen Religionsunterricht im eigentlichen Sinne des Wortes gab es nicht.

Wurden aber die jungen Mädchen auch nicht in der Religion unterrichtet, so nahm sie nichtsdestoweniger in ihrem Leben eine bedeutende Stelle ein, denn auch in Rom hatten die Frauen weit mehr religiöse Bedürfnisse als die Männer. Die jungen Leute der besseren Familien studirten in der Regel griechische Philosophie und empfingen dadurch häufig Eindrücke, welche mit der Religion ihrer Kindheit im Widerspruch standen oder ihnen eine unwillkürliche Deutung für die Wundergeschichten derselben gaben. Auch den Frauen war das Studium der Philosophie durchaus nicht verwehrt und viele Gelehrte, wie Seneca, Plutarch, Horaz u. s. w. haben sich lebhaft dafür ausgeprochen. Ebenso werden uns von den Geschichtsschreibern zahlreiche Beispiele von Frauen angeführt, die sich mit Philosophie beschäftigten, und darin sogar etwas leisteten, trotz alledem gehörten sie doch immerhin zu den Ausnahmefällen. Im Allgemeinen übte die Philosophie keinen nachhaltigen Einfluß auf das weibliche Geschlecht, sondern dasselbe blieb mit ungetrübtem Eifer der Religion an. Und die Römer, wozu sie auch für sich selbst noch so unglaublich sein, waren doch ganz damit einverstanden, daß ihre Frauen an die Götter glauben und sie verehren. Einer Matrone, welche auf sich hielt, war es wohlthätig, Opfer, Gebete und alle sonstige vom Religions vorgeschriebene Handlungen zu beobachten. Sie mußte die Tempel besuchen und streng alle religiösen Pflichten erfüllen. Zu den Eigenschaften, welche Plautus in seinem Amphitryon dem

Ideal einer Römerin leiht, gehören Zurückhaltung, Ernst, Achtung vor ihren Eltern, Gehorsam gegen ihren Mann und Gottesfurcht. War diese Gottesfurcht frei von Aberglauben, so war dies der höchste Eidspruch, den man einer Matrone ertheilen konnte und erwähnte es sogar noch in ihrer Grabinschrift.

Die römische Frau nahm ferner im nationalen Kultus eine dem Manne fast ebenbürtige Stellung ein. Die altrömische Familienverfassung machte die Religion des Hauses keineswegs zu einem ausschließlichen Privilegium des Mannes. Die Frau theilte mit dem Manne die Aufgabe, an den Göttern zu beten, der Sohn bringt die Opfergeräthschaften herbei, die Tochter unterhält das Feuer des Herdes, das heiligste Sinnbild der Familie, das nie erlöschen darf. Dieselben Institutionen findet man im Staate, der ja die vergrößerte Familie darstellt. Die meisten Priester, besonders diejenigen, deren Ursprung ein sehr alter ist, werden bei ihren Funktionen von ihren Gattinnen unterstützt. Die *flaminica* hatte beinahe ebenso ernste Pflichten zu erfüllen, wie der Mann, ihr Gatte, und war den genauesten Vorschriften unterworfen. Die wichtige Rolle, welche die jungen Mädchen beim Familienopferdienste spielten, war beim öffentlichen Kultus den Vestalinnen anvertraut, welche aus den Patrizierfamilien gewählt wurden, dreißig Jahre ihr Amt zu verwalten und das Geschick der Keuschheit abzuliegen hatten, auf dessen Verletzung die Todesstrafe stand. Bei den alten Ceremonien war mithin die Stellung des Mannes und der Frau einander gleich und wenn sich auch später der Mann hier wie überall, den besten Theil aneignete, so ward die Frau doch niemals ganz von den priesterlichen Handlungen verdrängt. War sie von manchen Kasten ausgeschlossen, so z. B. durfte sie den Tempel des Hercules nicht betreten, so gehörten ihr wieder andere ganz ausschließlich, wie denn unter Anderem bei den Mythesen der *bona Dea* die Gegenwart des andern Geschlechts so streng verpönt war, daß man sogar die Bilder verhängte, auf denen Männer dargestellt waren. Bei andern Ceremonien hatten sie besondere Privilegien und den unbestrittenen Vorrang; es sei dabei nur an die Verehrung der *Diana anagorensis* erinnert. Der Iken am Fuße des Albaner Gebirges belegenen Tempel umgebende heilige Wald von Aricia war ein Lieblingsausgang der römischen Damen, wo man ebenso auf der schönen Freigelassenen begegnete, welche die Gelegenheit hier suchte, zu sehen und gesehen zu werden, wie der ehrbaren Matrone, die sechsen der Göttern ihren Dank für die glückliche Heimkehr ihres Gatten dargebracht hatte.

Die Ungerechtigkeiten, über welche die Römerin sich zu beklagen hatte, lagen im Jübelrechte und keineswegs in der Religion, welche vielmehr ihre Rechte schützte und z. B. sehr große Anstrengungen gemacht hatte, die Eingebung einer Ehe mit der größten Feiertlichkeit zu umgeben. Die beiden Verlobten erferten vor der Verheirathung gemeinschaftlich, und am Tage nach der Hochzeit mußte die Brautvermählung im Hause ihres Gatten ein Opfer bringen, um so Besitz von dem eigenen Herde zu ergreifen und bei den Göttern der neuen Familie Aufnahme zu finden. Die religiöse Weihe, mit der man die Heirat umgab, sollte ihr einen feierlichen Charakter verleihen und eine Schutzwehr gegen leichtsinnige Scheidungen bilden. Die Religion that Alles, was an ihr war, die Ehen unauf löslich zu machen. In den ältesten Zeiten soll sie die unbegründete Scheidung als Sakrilegium betrachtet und mit dem Tode bestraft haben. Die wirklich religiöse Ehe (*confratruo*), welche gewisse Priester eingehen mußten, war nur mit großen Schwierigkeiten zu lösen. Ebenso sah die Religion zweite Heiraten sehr ungern und in vielen Kasten durften Frauen, die zum zweiten Male verheirathet waren, nicht

zu Priesterinnen geweiht werden, ja sie hatten nicht das Recht, am Altar der heiligen Göttin zu beten und im Tempel der Fortuna muliebris oder der alten Göttin Mater matula Kronen zu tragen. Die römische Religion hat somit Alles gethan, die Ehe zu heiligen und zu verhindern, daß sie zum geschlechtlichen Konsummation herabsinke; viel gebelien hat ihr dies freilich nicht, und die Menge der Ehescheidungen im ersten Jahrhundert des Kaiserthums beweist am besten, wie wenig Einfluß sie auf die öffentlichen Sitten hatte.

Dagegen leistete die Religion den römischen Frauen einen andern weltlichen Dienst, sie schützte sie vor der strengen Einschließung, zu welcher andere alte Völker das weibliche Geschlecht verdammt. War das Urtheil in dieser Beziehung bei den Römern auch weniger stark als bei den Griechen, so war es nicht-destoweniger vorhanden. Während nun aber die öffentliche Meinung die Frauen auf das Innere des Hauses verwies, verschaffte die Religion ihnen durch Festtage, an denen sie in den Tempeln ihre Gebete zu verrichten hatten, Gelegenheiten zum Ausgehen, gegen welche Niemand etwas einzuwenden wagte. Diese Versammlungen, die das einsinnige Leben angenehm unterbrachen, wurden stets mit Ungeduld erwartet und die vornehmen Frauen nahmen die Gewohnheit an, dabei mit einem großen weiblichen Gefolge zu erscheinen und in ihren Knägen, Sänften und Esstergesährtschaften einen ungeheuren Kurus zu entlassen.

Die Religion verschaffte mithin den Frauen die Möglichkeit, sich ins öffentliche Leben zu mischen, sie verhalf ihnen als Priesterinnen der Venus, Juno und Ceres zu hohen Ehren, es ist also nicht mehr als billig, daß sie eine große Dankbarkeit für sie hegten, was denn auch, wie wir bereits erwähnt haben, fast durchgängig der Fall war. Ein einziger Umstand gab allerdings Grund zu der Vermuthung, daß sie den alten Göttern nicht sehr treu angehangen hätten, nämlich die Erkenntnis, daß sie stets die Ersten waren, welche sich bekehrten, neuen Göttheiten ihre Verehrung entgegenzutragen. Man würde aber darin mit Unrecht ein Aufsehen gegen den alten Kultus sehen, es ist vielmehr ein durch diesen entwickeltes religiöses Gefühl, was sie zu dem neuen hinführte. Nicht der Haß gegen die Götter ihres Landes ließ sie denen der benachbarten Länder einen so guten Empfang bereiten, sondern ganz im Gegenteil die Verehrung, welche ihnen jene einflößten. Eine Gottesverehrung führte sie zur andern; fand die Gluth ihres religiösen Gefühls bei ihrer alten Religion nicht mehr Nahrung genug, so suchten sie dieselbe anderswo, ohne deshalb die alten Götter zu vernachlässigen. Aus dem Tempel der Isis oder Kubele gingen die Frauen zu den Tempeln der Minerva oder Juno nach dem Kapitol oder zum Dianatempel nach dem Aventinum. Diese Vernachlässigung, welche sie sich ohne jeden Skrupel erlaubten, währte bis zu dem Tage, an welchem dieselbe Bräutlichkeit, die sie in die Tempel der egyptischen und syrischen Götter geführt, sie am Fuße des Kreuzes niederfluten ließ. Diesmal hatten sie es aber mit einer Religion zu thun, die keine andern Götter neben sich duldet und ihnen gebot, zu weichen zwischen dem neuen Kultus und dem ihrer Familie und ihrer Jugend. Wenn sie bei ihrer Wahl nicht schwankten, so geschah dies nicht, weil ihre alte Religion sich ihrer nicht genug angenommen hatte, sondern aus Gründen, die ihnen weit mehr Ehre machten und hier nicht aufgeführt zu werden brauchen.

— u.

A f i e n.

Sitten und Gebräuche der Sarten in Taschkent und Choken.

Seitdem sich Rußland in den Besitz der zwischen dem Kaspiischen Meere, China und Persien gelegenen weiten Länder Gissau, Buchara u. s. w. gesetzt hat, besuchen zuweilen wissenschaftlich gebildete russische Reisende die dortigen russischen Kolonien. In Aufzeichnungen eines solchen Reisenden verfaßt die „Russische Revue“ einige interessante Nachrichten über das Tadscha seiner Völkerschaften von — man möge den Ausdruck einmal gestatten — wilder Zivilisation. Ihnen sind die folgenden Mittheilungen über die Bewohner von Taschkent und Umgebung entnommen.

Die Sarten beschäftigen die Erfahrung von der starken Bewehrung der asiatischen Völkerschaften. Ihre Familien sind der Regel nach sehr zahlreich; es trifft sich nicht selten, daß eine Familie fünfzehn lebende Kinder aufweist; besteht der Sarte aber mehrere Frauen, so begnügt man in seiner Familie wohl nicht als reichlich Seelen. Es ist Sitte, das nengeborene Kind für die erste Zeit den Augen der Wöchnerin zu entziehen, besonders bei der Geburt eines Sohnes. Die Hebamme liebt es, die Wöchnerin mit der Nachricht, sie habe eine Tochter geboren, zu kühnen; dagegen beglückwünscht sie den Vater und erhält dafür ein Geschenk. Erst nachdem der Gesundheitszustand der Mutter wiederhergestellt ist, wohn nur kurze Zeit erforderlich, dringt man ihr den Säugling. Dabei spricht der Vater ein Gebet und giebt dem Kinde den Namen, worauf die Gefühle der Mutter in ihre Rechte eintreten können. Auch die Nachbarninnen theilen sich, ihre Glückwünsche darzubringen. Die Geburt eines Sohnes giebt dann, besonders bei reichen Leuten, Anlaß zu einer Festlichkeit, man schneidet, man tanzt sogar; der Vater schlachtet einen Hammel, seilt eine Kuh, wenn er guter Laune ist, und bewirtet die Gäste mit Thee und süßem Backwerk. Das Alles fällt bei der Geburt einer Tochter hinweg — ein Verschmadow des ihr berechnenden freud- und farblosen Lebens. Uebrigens nähren die Sarten ihre Kinder fast immer selbst; Ammen sind selten.

Die erste wichtige Begebenheit im Tadscha des jungen Sarten ist die Beschneidung. Der Vater richtet für seine Bekannte ein dreitägiges Gastmahl (Tol) aus. Dann bringt jede einzelne Frau eine Schüssel oder ein Theebrett mit einer delikaten Speise mit; dies Geschenk bedeutet etwa das anderewöhlte „Salz und Brot.“ Die Speisen werden dem Anordner der Fest übergeben, welcher sie servirt und mit ihnen die Gäste bewirtet. Nachdem die weiblichen Gäste sich in einem besonderen Gemache genügend unterhalten haben, erscheint jede von ihnen wieder bei dem Anordner und erhält von ihm von derselben Speise ganz so viel, als sie hergebracht. Dabei lassen sich die Frauen von ihrer frühlichen Stimmung lo trennen, daß sie sogar die Götter, das Gesicht zu verschleiern, vergessen und sich durch die Gegenwart eines Mannes, des Anordners, nicht geniren lassen, welcher seinerseits die Jungen und Schönen durch Zufriedenheit eines überflüssigen Stüdes Fleisch oder Kuchen zu bevorzugen liebt. Auch die Männer bringen Geschenke, wofür sie Gegengeschenke erhalten. Inzwischen tanzelt sich der Heil des Festes, festlich geschmückt, mit seinen Kameraden in verschiedenen Spielen. Man spielt Aschik, ein Knüttelspiel, oder Jangak, ein Spiel mit Küssen, läßt Papierdrachen steigen, sängt Vögel und schenkt ihnen wider die Freiheit und dergl. Die Mädchen haben ihre besonderen Spiele. Am vierten Tage des Festes erfolgt endlich die Zeremonie der Beschneidung mit religiöser Feierlichkeit.

Mit dieser Zeit beginnt auch der Unterricht. Die Knaben werden in die Schule gebracht, die Mädchen zu Lehrerninnen. Der wissenschaftliche Kursus der Sarten erstreckt sich auf Theologie und Jurisprudenz, anßerdem werden Arithmetik und Logik getrieben. Nicht viele weichen sich der Wissenschaft, die meisten pflegen, kaum den Kinderkriechen entwachsen, verheiratet zu werden. Es ist eben meistensinnliche Art, frühzeitig für die Zukunft der Kinder zu sorgen.

Die Brautwerbung erfolgt durch Vermittelung einer Frau, wobei bestimmte Formeln beobachtet werden. Bei den Ehelichverhandlungen sind einige Diener der Woshee, ehrwürdige Greise, unter der Aufsicht, d. h. der Kette des Stadtviertels, gegenwärtig. Die bestimmten den Kalum, d. h. den Kaufpreis für die Braut, was etwa nach folgendem Maßstab geschieht: Der Bräutigam ist verpflichtet, der Braut zur Ausstattung und zur Feier des Hochzeitsmahles zu liefern 9 Kühe, 9 Henden, 9 Paar Hosen, 9 Paar Schuhe, 9 Eholate, 9 Bliskete, 9 Paar Ohrgehänge, 9 Ringe, 9 Botmane Reis, 9 Maß gelbe Mehren, 9 Hammel z. f. m. — Alles zu neun. Von den Reichen wird natürlich auch ein reicher Kalum verlangt. Nachdem die ganze Angelegenheit in Ordnung gebracht ist, sprechen die Asten ein Gebet und zum Schluss „Kaitwaukutan“, d. h. „der Abtrünnige ist — ein Volk“, was wiederum die Lage des Weibes im Morgenlande charakterisiert. Bei dem darauf folgenden Schmause wird jedem Gaste eine ungerade Anzahl Kuchen hingestellt, wie denn in den Verkehrsgebräuchen der Sarten die ungeraden Zahlen herrschen. Die Hochzeit findet ein oder zwei Wochen später statt. Die Brautleute leben sich während der ganzen Zeit nicht. Bei der Hochzeitszeremonie, welche im Hause der Braut stattfindet, sind die Eltern der Brautgäme und der Vater der Braut ausgeschlossen. Vor Schlussung der Trauung wird von den Zeugen die Größe der Summe bestimmt, welche der Bräutigam zu zahlen sich verpflichtet, falls er sich von seiner künftigen Frau zu scheiden wünschen sollte.

Darauf beginnt die Zeremonie. Der Mullah spricht ein Gebet und fragt alsdann durch die Thüre oder durch das Fenster die Braut, welche sich mit ihrer Mutter und den Frauen in einem getrennten Räume befindet: „Marsha, Tochter des Muhammed, bist du Willens, die Frau des Jofanber, des Sohnes Jakubs, zu werden?“ Diese Frage wird dreimal wiederholt. Beim dritten Male spricht die Braut: „Ich bin Willens.“ Eine gleiche Frage wird nun an den Bräutigam gerichtet, welcher sein „Ich wünsche es“ zu antworten sich bereit. Darauf läßt ihm der Mullah eine Schale mit Wasser reichen. Nachdem der Bräutigam von dem Wasser getrunken, wird dasselbe der Braut überreicht. Was diese umschließt, wird von den übrigen Anwesenden ausgetrunken. Nach dem Austausch der üblichen Glückwünsche wird der Bräutigam von ursprünglich erscheinenden Weibern in die Brautkammer gezogen, wo sie ihn in einen Verschlag stecken oder hinter einen Vorhang stellen. Da steht das mit dem weißen Kalum bedeckte Brautbett, auch für Ehe und Zückergebild ist gefolgt. Es fehlt noch die junge Frau, die nun auch in die Kammer geführt wird. Die Frauen wünschen dem Bräutigam und dieser ihnen zurück den Segen Gottes, und die junge Frau tritt darauf ebenfalls hinter den Vorhang. Die Frauen bleiben noch in der Kammer und scherzen, indem sie den Ehe und die Vorderrücken verzehren, über das junge Paar, bis ihnen der Bräutigam Geht giebt. Dann erst entfernen sie sich. Der folgende Morgen vergeht unter durchgehenden Zeremonien. Mindestens drei Tage bleibt der junge Ehemann im Hause seiner Eltern. Während dem besucht er auch das Haus seiner Eltern, kehrt aber nur heimlich zur Frau zurück, indem er jeder Begegnung mit Vorübergehenden sorgfältig auszuweichen sucht. Endlich zieht die junge Frau mit dem Haus

des Mannes. Das geschieht wiederum mit einer kleinen Feierlichkeit, unter Gesang der Weiber und sonstiger Musik. Der Text des Gesanges ist folgender: „Mein Lieber, ich gehe in Dein Haus. Deinetwegen hat mich Leid getroffen. Thue ich Dir denn nicht leid, ich Arme?“ Für Dich gehe ich weit, weit jenseit der Berge, Du wirst mir aber Glück geben, Kühe des Gartens, und wenn Du mich um meinen Namen fragen wirst, so werde ich antworten: ich bin eine Perle Salomons.“

Die Religion Muhammeds läßt die Ehescheidung zu. Sie hat drei Stufen: 1) Ber-talak: die Frau wird ins Haus ihrer Eltern zurückgeschickt, gleichsam in die Verbannung, zur Besserung. Der Mann kann sie zurücknehmen wann er will. 2) Iko-talak und 3) Uach-talak, die vollständige Ehescheidung, die durch den Kadi erfolgt.

Die mit dem Manne unzufriedene Frau kann auch ihrerseits zum Kadi gehen und ihren Gemahl anklagen, daß er ihr nicht den nöthigen Unterhalt gewährt, und daß sie nicht länger mit ihm zu leben wünscht. Der Kadi entsendet einen Abgeordneten ins Haus, um die Mittel des Mannes zu untersuchen. Wenn derselbe weder Mehl noch Graupen im Hause findet, so zeigt er es dem Richter an, und der Mann wird dann vorgefordert. „Wirst Du Deiner Frau den nöthigen Unterhalt gewähren?“ fragt der Richter. „Ich habe nichts“, antwortet der Mann. „So entlasse sie.“ „Darauf gebe ich nicht ein.“ Nach einer solchen Antwort bestimmt der Kadi ohne Zaudern den täglichen Unterhalt der Frau. Der Mann wird unter die Aufsicht der Afsakale des Stadtviertels gestellt, und wenn er auch nur einen Tag der Frau nicht das Bestimmte verausgibt, so giebt der Kadi ihr den Scheidebrief nach der dritten Stufe.

Im äussersten Falle befreien sich die Frauen von ihren gegen sie erkrankten Männern dadurch, daß sie zum Kadi gehen und, ohne ein Wort zu sprechen, ihre mit den Sohlen nach oben gekehrten Pantoffeln vor die Thüre seines Hauses legen. Aus dieser hummen Klage liest der Kadi eine Beschwerde gegen den Mann heraus, welcher den von der Natur vorgezeichneten Unterschied zwischen Mann und Frau vergessen hat.

Im Ganzen sind die Sarten ein Volk, das dem Leben, wie einseitig es auch nach der geistigen Seite hin sei, doch wenigstens nach der anderen Seite hin thätigkeit die Annehmlichkeiten abzugewinnen weiß. Man feiert eben auch dort die Feste, wie sie fallen, und wenn in die Zwischenzeit sich ein Extrafesttag einschleicht, nimmt man es keineswegs übel.

Solche Extrafesttage pflegen sich die Sarten besonders nach zwei Gebräuchen zu veranlassen. Der eine ist der „Gottesweg.“ An irgend einem Tage verabschieden sich die Bewohner einer Gemeinde, zur Woshee verschiedene Lebensmittel, Früchte zc. an tragen. Jeder bringt was er hat. Alles Ueberflüssige, z. B. ein von Jemand gebrachter Knäuel Zwirn, wird verkauft und man erhebt für den Erlös Schmaaren. Nach einem Gebet werden Kessel aufgestellt, man isst und trinkt gemeinschaftlich, und wenn Alles verzehrt ist, begiebt man sich nach Hause. Der zweite Gebrauch ist der „Schneebrief.“ Eine Gesellschaft, die sich auf Kosten irgend eines Kräfes in ihrer Nachbarschaft einen frühlichen Tag zu machen wünscht, wirft diesem, sobald der erste Schnee gefallen, ein Stück Papier in den Hof, welches ihn zu Geschenken auffordert. Ein solcher Schneebrief lautet: „Der Schnee ist gefallen; es ist schneefall geworden; wir wollen und versammeln, wir brauchen Thee, Zucker, Buxa, damit der Schneeschmaus fröhlich sei. Freilich, freilich, freilich.“ Mit diesen drei Worten endet jeder Schneebrief, und einer solchen Aufforderung läßt sich nicht wohl ausweichen.

Regelmäßige, übrigens bewegliche Jahresfeste werden drei gefeiert: das Neujahrsfest (Arad), die Fasten (Rass-Ad) und das

Erinnerungsfest (Kurban-Aid). Das hauptsächlichste Fest sind die Fasten. Damit ist bei den Sarten unter Begriff von Fasten nicht verbunden. Was die Sarten darunter verstehen, ist von unserm russischen Gewährsmann nicht recht ergründet worden. Fasten sind eben — Fasten, antwortete man ihm. Der Sarte hungert allerdings in den Tagesstunden des etwa einen Monat dauernden Festes; aber er entschädigt sich dafür vollauf während der Nacht. Mit dem Sonnennuntergange bringt der Sarte aus allen Schornsteinen, b. h. alle Welt beistellt, die Speisen zu bereiten. Dann strömt man in die Meschken. Nach Haus zurückgekehrt, lobt man sich an Speise und Trank, und eilt, gesättigt, auf die Strahlen, denn es ist das Eigentümliche des Festes, daß man, gegen alle Gewohnheit, die ganze Nacht auf den Strahlen umherstreifen kann. Gewisse Plätze werden während des Festes mit Jelten aus Matten und Teppichen bedeckt. Dort lassen die Sarten sich bewirthen. Die Treppschrauben breiden, auf ausgebreiteten Teppichen liegen graue Haufen getrockneter Weintrauben, Feigfrüchte, Pistazien u., und viel Wusa wird getrunken. Ganze Scharen von Sarten, Sartinne und Kindern wandeln oder sitzen möglichst bunt gefleckt zwischen den Jelten, und Jeder genießt nach seinen Mitteln. Das ganze Volk ist auf den Beinen, selbst die ältesten Leute schleppen sich auf den Festplatz. Des Abends sind die Jelte natürlich erleuchtet, was das Phantastische des Festes ungemein erhöht. Sie und da tönt dann ein Waischa. Die Flöte ertönt und mehr noch die Trommel. Auch der Leidenschaft des Kartenspiel wird geschnitten, und mancher Sarte verpflegt große Summen. Andere Spiele sind nicht ausgeschlossen. Es wird z. B. ein Jeldlein geschachtet, einer setzt sich zu Pferde, drückt mit dem einen Fuße das Tierchen an den Sattel und springt davon; die anderen ihm nach, um ihm die Beute zu entreißen. Das ist der Uebergang zu Kampfspielen, die mit nicht geringerm Eifer betrieben werden. An Hauptorten wird am ersten Tage des Festes eine möglichst pompöse Prozession aufgeführt. Der erste Beamte reitet an der Spitze eines mächtigen Aufgebots von Artillerie, Schützen und sonstigen Truppen. Man zieht nach einer die Reliquien eines Heiligen beherbergenden Meschke, betet unter Kanonendonner und zerstreut sich dann im Orte, um alle Kleiderpracht, die man bei dieser Gelegenheit auf sich gewendet hat, bewundern zu lassen.

Der Totenkultus ist bei den Sarten stark ausgebildet. Bei einem Todesfälle wird das vorgeschriebene Wehklagen der Weiber mit herzerweichender Kraft geübt und die religiösen Zeremonien sind sehr feierlich. Am Tage nach der Beisetzung wird, immer mit Gebet und Koran gesungen, ein solennier Totenschmaus gehalten. Dieser wiederholt sich nach 7 und 10 Tagen. Auch das genügt noch nicht dem Drange, das Andenken an den Gestorbenen noch zu erhalten. Mächtig wird ein besonderes Toten-Erinnerungsfest, Kurban-Aid, gefeiert, wobei die Frauen in großen Haufen auf die Friedhöfe ziehen und die Lust mit Wehklagen erfüllen. Auch Russ-Aid, das Fest der Fasten, ist zum Theil der Erinnerung an die Verstorbenen gewidmet. So lebt das Gemüth der Sarten während des ganzen Jahres mit den geliebten Todten fort.

G. S.

Nord-Amerika.

Schulwesen in St. Louis.

Es ist ja wohl eine berechtigte Forderung, die eine Nation in dem Bewußtsein empfindet, einer anderen Nation in irgend einem Punkte geistig überlegen zu sein. Selbst in den Zeiten politischer

Dhnmacht, und in diesen vorzugsweise, pflegte uns der Gemeinsinn, daß wir vorzugsweise das „Volk der Denker“ wären, zu den wir schließlich, wie an ein Dogma glaubten, und daß wir die meisten und besten Schulen der Welt besäßen, für manche Zurücksetzungen seitens unserer staatl. Nachbarn zu trösten und zu entschuldigen. Mochte es um viele unserer Volksschulen und Lehrerseminarien — Phantasien (Denkerbuden) würde sie vielleicht ein moderner Kristophanes genannt haben, wenn er sie in ihrer Blüthe vor den Jaltischen Bestimmungen von 15. Oktober 1872 getannt hätte — auch noch so mangelhaft bestückt sein, jener Spß blieb — und mit einem gewissen Redor — unangestastet, und noch in neuester Zeit wurde in manden Kreisen mit Verliebe die Ansicht verhandelt, daß bei Königgrätz eigentlich der preussische Schulmeister die kaiserlichen Truppen geschlagen habe. Ohne die Erfolge unserer Elementarunterrichtsanstalten, namentlich anderen Nationen gegenüber, herabzusetzen zu wollen, wäre es doch auch falsch, aus der Menge unserer Volksschulen und dem verhältnißmäßig guten Besuche derselben auf einen alle Schichten des Volkes gleichmäßig angeborenen und an Lebensbedürfnis gemessenen Bildungstrieb einen Schluß zu ziehen. Daß ein solcher wünschenswerther Bildungstrieb nicht allgemein vorhanden ist, wissen diejenigen Volksschullehrer in ärmeren und ländlichen Kreisen sehr wohl zu bestätigen, die aus der Zahl und der Art aller möglichen Vorwände zu Schulversäumnissen zu dem traurigen Ergebniss gelangen, daß immer noch von vielen Familien die Segnungen eines geregelten Schulunterrichts und Schulbesuchs als eine Last empfunden werden. Indessen auch in den bezeichneten Kreisen macht sich erstens in neuerer Zeit immer mehr das Bewußtsein geltend, daß Bildung eine Macht ist, fähig, dem Volk durch materielle Mittel bedingten Einfluß das Gleichgewicht zu halten.

Wenn es nun trotz dieses begünstigten Mangels an Einfluß in vielen der unteren Schichten unseres Volkes bisher doch nicht so schlimm bestellt war, als man es darnach hätte erwarten sollen, wenn unsere Durchschnittsbildung im Gegensatz zu anderen Nationen, beispielsweise der nach ihrem Dogma „an der Spitze der Zivilisation einherziehenden“ französischen weit überlegen ist, so verdanken wir das bekanntlich dem Schulzwange, der weit entfernt, dem gleichmäßigen inneren Bildungsbedürfnis unseres Volkes entsprungen zu sein, ihm vielmehr von oben herab auferlegt wurde, von einem Monarchen, der in mancher Hinsicht bedrückten Geistes, dennoch hierin eine Anerkennung traf, die wie selten eine andere That despotischer Willkürweise genannt zu werden verdient und in jeder Beziehung zu bewähren hat.

Ein erbebendes Gefühl überkommt dabei den Menschenfreund, wenn er sieht, wie auch andere Nationen, ohne durch die staatl. Einrichtung des allgemeinen Schulzwanges dazu genötigt zu sein, aus eigenem Antriebe und eigener Erkenntnis sich getrieben fühlen, in der umfassendsten Weise für den Unterricht der heranwachsenden Jugend zu sorgen. Wir haben das Land des vollendeten Selbstgovernment, das so viel gerühmt und so arg verurtheilt Amerika im Auge, in dem der Staat sich um seine Schulen ebenso wenig kümmert, wie um seine Kirchen. Es sind die Schulverhältnisse von St. Louis, der Hauptstadt des Staates Missouri im Herzen der Union, über die und der mehrere hundert Seiten umfassende gedruckte Bericht für 1870/71 verläßt und über die wir daher im Anschluß an die auszügliche Mittheilung desselben in der deutschen Schulzeitung einiges Weiter mittheilen wollen.

Wir entnehmen seinen Angaben zunächst die für Amerika

nicht weiter auffällige Notiz, daß die Bevölkerung von St. Louis in den 30 Jahren von 1841 bis 1871 sich um das 15fache vermehrt hat, (von 20826 ist in diesem Zeitraum die Einwohnerzahl auf 325009 gestiegen). Nicht in demselben Verhältnis hat der Schulbesuch zugenommen, er erstreckte sich in dem ersten genannten Jahre auf nur 1,7 Prozent der Bevölkerung, ist seitdem aber in stetiger Steigerung begriffen, so daß jetzt von 100 Einwohnern etwa 10 die Schule besuchen.¹⁾ Dem entspricht denn auch die Menge der Schulanstalten bei deren Anlage man von der Ansicht ausgegangen ist, daß man nur dann auf einen genügenden Schulbesuch rechnen kann, wenn die dazu nötigen Schulanstalten vorhanden sind. An solchen zählt der Bericht nun auf: I) 44 Elementarschulen (Volksschulen), welche in den verschiedenen Bezirken der Stadt errichtet sind und den Namen Distriktsschulen führen. Sie werden von allen Kindern der Stadt unter 14 Jahren, arm und reich, Knaben und Mädchen gemischt besucht. Die Zahl der Schulen wird beständig vermehrt, 5 neue Schulkäfer sind im Bau begriffen. II) 1 Hochschule, auch gemeinsam für Knaben und Mädchen über 14 Jahre. Die Unterrichtsgegenstände sind die unserer Gymnasien und Realschulen. Die Schule wird durchschnittlich 4 Jahre besucht. Die Auswahl der zu lernenden läßt sich den Schülern frei. III) Die sogenannte Normalschule. In derselben werden die Lehrerinnen der öffentlichen Schulen von St. Louis ausgebildet. Charakteristisch für die dortigen Verhältnisse ist es, daß unter den 487^{1/2} Lehrkräften der Stadt 447 Lehrerinnen und nur 40 männliche Lehrer befinden. Der zweijährige Kursus in der Normalschule kann mit dem 17. Jahre begonnen werden. IV) 6 Regerschulen, welche nach dem Berichte von 689 Knaben und 871 Mädchen besucht wurden. In der Einrichtung unterscheiden diese Schulen von den Schulen der Weisen sich nicht. V) Die Abendschulen, welche hauptsächlich von jungen Leuten aus dem Arbeiterstande besucht, den Zweck verfolgen, die Kenntnisse derselben zu erweitern und sie von dem unnützen und verderblichen Vergnügen ihrer Abende zu befreien. Sie sind daher in manchem mit unseren Fortbildungsschulen zu vergleichen. Ihr Besuch wird in dem Bericht auf 3615 Schüler begriffen. Zur Förderung ihrer Zwecke steht ihnen eine 30.000 Bände zählende Bibliothek zur Verfügung, zu deren unentgeltlicher Benutzung ein regelmäßiger Schulbesuch berechtigt.

Auffallend sind die hohen Gehälter, welche die Stadtverwaltung ihren Lehrern zahlt und die den Reid manches deutschen Schulmannes erwecken könnten, wobei aber auch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß jeder Lehrer in St. Louis durchschnittlich die doppelte Zahl von Schülern zu unterrichten hat, als seine Kollegen in Deutschland. So bezieht jede der 30 Hülfslehrerinnen von 500 Dollars, während jedem der 16 älteren Lehrer ein solches von 2250 Dollars gewährt wird und die Stelle des Rektors (Oberlehrers) der Universität sogar mit 3000 Dollars ausgestattet ist. Um in eine Elementarschuloberlehrerschaft einzutreten, ist die Ableistung eines Examens nötig, dessen Prüfungsfächer im Wesentlichen Pädagogik, Phy-

siologie, englische Literatur, Geometrie, Physik und Chemie sind. Aus liegt eine Reihe von Thematiken aus diesen Fächern vor, deren Beantwortung eine nicht geringe Bekanntheit mit den betreffenden Wissenschaften voraussetzt. Die Elementarschule wird in der Regel bis zum 14. Jahre besucht, erst mit ihrer Absolvierung kann der Uebertritt in die unferen Gymnasien und Realschulen entsprechende Hochschule erfolgen. Die Mittel, welche die Behörde anwendet, um trotz des nicht bestehenden Schulzwanges dennoch einen regelmäßigen Schulbesuch herbeizuführen, übergehen wir. Hervorzuheben zu werden verdient aber, daß an sämtlichen Schulen der Unterricht frei ist, wobei die Schulunterhaltungskosten einerseits durch vom Staate der Kommune für diesen Zweck überwiesene Ländereien, andererseits durch eine Schulksteuer abgebracht werden. Das Prinzip, allen Kindern gleichmäßig jeden Unterricht, auch den wissenschaftlichen, unentgeltlich zu Theil werden zu lassen, wird in dem Bericht sehr schön als Förderung der Gerechtigkeit und als wahrhaft demokratisches Prinzip hingestellt und mit der vom Staate bewirkten allgemeinen millitärischen Erziehung in anderen Ländern verglichen. Das Argument, daß der Staat nur verpflichtet sei, für einen gewissen Grad allgemeiner Bildung zu sorgen, sei nicht allein im Prinzip unethisch, es sei auch vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet, unhaltbar. Die Hochschule will Leuten, die Ingenieur, Feldmesser, Chemiker, Advokaten, Staatsmänner u. s. w. werden wollen, die nötige Vorbildung geben. „Würde St. Louis“ heißt es, „nicht einer hinreichenden Zahl von jungen Leuten die Gelegenheit zu derartigen Studien bieten, so würde die dadurch an Unterrichtskosten ersparte Summe reichlich aufgewogen werden durch einen viel höheren Preis, der für jedes Tausend von anderswo erzeugten jungen Leuten bezahlt werden müßte, die wir alljährlich in den verschiedenen Berufen gebrauchen.“

Durch die vollständige Unentgeltlichkeit des Unterrichts wird den die unteren Klassen gewiß nicht fördernden Zuständen vorgebeugt, wonach bestimmte Schulen nur den Kindern bemittelter Eltern zugänglich werden, was leider bei uns häufig genug der Fall ist und was zum Nachtheil der diese Klasse jetzt glücklicherweise den deutschen Volksschulen von Schulmännern auch betreffen der zu errichtenden Mittelschulen befähigt wird.

Aber ebenso, wie die verschiedenen Lände in derselben Schule vereinigt sind, findet auch keine Trennung der Geschlechter statt. Es ist mindestens der Erwägung werth, was der Bericht zur Begründung dieser und größtentheils fremden Einrichtung sagt: „Die Reinheit und das Gleichgefallen der Knaben verwandelt sich in Gegenwart der Mädchen in Zurückhaltung. Die übermäßige Empfindsamkeit der Mädchen, die dadurch erzeugt wird, daß sie getrennt von den Knaben erzogen werden — sie offenbart sich durch ein frivolcs oder abgeschmacktes Benehmen solcher Mädchen, wenn sie in männliche Gesellschaft kommen — verschwindet beinahe ganz in gemischten Schulen. Die Folge davon ist die allgemeine Einführung von milderen Strafformen. Die Natur hat Knaben und Mädchen als Brüder und Schwestern in derselben Familie entstehen lassen, sie sollen daher auch gemeinschaftlich erzogen werden, damit sie vor krankhafter und unnatürlicher Entwicklung bewahrt werden.“ Dann wird im Weiteren ausgeführt, wie auch der Unterricht durch die gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Naturen auf einander an Lebendigkeit und Nachhaltigkeit gewinnt. „Während Mädchen sich auf eine bewundernswürdige Weise in mathematischen Studien auszeichnen, läßt der Einfluß des weiblichen Theils auf ihre Klasse die Knaben viel größere Fortschritte in der Literatur

¹⁾ Das scheint ein annähernd günstiges Verhältnis zu sein. Auf die Bevölkerung von 41,060,605 Seelen des deutschen Reiches kommen 3,563,711 schulpflichtige Kinder, also etwa 16% der Bevölkerung. (Vergl. Heft 5 von Petermann's geographischen Mittheilungen.)

²⁾ Das ist nach unseren Verhältnissen allerdings eine geringe Zahl. Herr Seminarlehrer Dietrich berichtet in Petermann's Mittheilungen die Zahl der deutschen Lehrer auf 109,435 (= 1 auf 60 Kinder), nach demselben Verhältnis müßte die Zahl der Lehrer in St. Louis etwa das Doppelte der oben genannten Summe betragen.

machen.“ Auch die Disziplin gewinnt. „Es hat sich ferner herausgestellt, daß die Lehrer in getrennten Schulen eine viel strengere Aufsicht führen müssen. Mädchen, die getrennt für sich erzogen werden, entwickeln ihre geschlechtliche Spannung viel früher, weil die Einbildungskraft bei ihnen das herrschende Vermögen ausmacht und nicht durch die Berührung mit der Wirklichkeit im Zaum gehalten wurde. Zudem jedes Geschlecht seine Kraft gegen das andere an intellektuellen Aufgaben erprobt, so daß jedes die Schwäche und Stärfe des anderen wahrnimmt, lernt es das Besondere nach seinem wahren Werthe schätzen und plötzliche Zu- und Abweichung, Eingebung der Laune und romantische Ideale verschwinden dem nüchternen Urtheile gegenüber, welches durch bloße Keuschlichkeiten nicht leicht getäuscht werden kann“ u. s. w. Durch die Erfahrung bewogen, hat man die früher bestandene Trennung der Geschlechter jetzt vollständig beseitigt.

Die Handhabung der Disziplin soll vorzugsweise von der richtigen Leitung des Ehrgefühls abhängen. Diejenigen Schüler die nicht gelebt und sich nicht verspätet haben, erwerben sich die Berechtigung zur Benennung einer Schülerbibliothek, ihre Namen werden außerdem bekannt gemacht. Ueber die innerhalb eines Quartals verhängten Leibesstrafen hat jeder Lehrer und jene Lehrerln dem als Schulrath fungirenden Superintendenten ein Verzeichniß einzubringen, welches Namen des Schülers, Datum und Grund der Strafe enthält. Diejenigen Lehrer, denen es gelingt, ohne Anwendung von Leibesstrafen ihre Schüler in guter Zucht zu halten, sollen, wenn sie sonst genügend qualifizirt sind, vom Schulrath durch einen höheren Grad von Anerkennung belohnt werden und bei Beförderungen den Vorrang haben. — Das sind gewiß richtige Grundsätze, denn das Kind wird nur dann gut erzogen werden, wenn es nicht allein Achtung vor dem Lehrer, sondern auch der Lehrer Achtung vor ihm hat. Das erkannten schon unser Walter v. d. L., dessen schöne Worte uns hierbei unwillkürlich in den Sinn kamen:

Nieman kan mit gerten
kundes zucht beheren:
den man zeren bringen mac
dem ein wort ist als ein oac.

Auch jenseits des Wassers wehnen Leute!

H. Gröffe.

Kleine literarische Revue.

— Kaiser Wilhelms Gedenkbuch. *) In seines Andenken Leben hat sich die Geschichte unseres Vaterlandes so gleichsam verkörpert, als in dessen, welcher jetzt als Kaiser an seiner Spitze steht. Geboren, als das Preußen Friedrichs des Großen noch in seiner alten Macht dastand, sah er diese nach der unseligen Schlacht bei Jena morsch zusammenbrechen, das niedergebogene Vaterland sich langsam wieder aufrichten und endlich in den Freiheitskriegen, die ihn selbst zum Manne machten, seine alte Stellung von Neuem erringen. Und welch ein Abstand wieder zwischen dem März 1848, als der damalige Prinz von Preußen nach England floh und dem Januar 1871, als derselbe Mann in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde. Wer als Regent einen solchen Schicksalswechsel an sich erfahren, hat gewiß, mögen auch

seine Rathgeber und Feldherren noch so hoch stehen, das Bewußte davon dem eigenen Charakter zu danken. Indem Kaiser Wilhelms Gedenkbuch den deutschen Monarchen in einer eifrigen Zusammenfassung der Thatfachen und der eigenen Aeußerungen (Reden, Proklamationen, Briefe etc.) schildert, tritt und deshalb nicht nur ein Bild der letzten geschichtlichen Entwicklung Preußens und Deutschlands, sondern das des Mannes selbst entgegen, zu die höchste aller Regententugenden, die Pflichttreue, wie keine Anderen zerte und der deshalb stets ein Vorbild kommende Generationen bleiben wird. Mit Recht aber zieht der Herausgeber, Ludwig Hahn, aus dem ganzen Verlaufe vor Allem den Schluß, daß Kaiser Wilhelm stets die oberste Leitung und die höchste Entscheidung der Gesamtregierung jeder Zeit in seiner Hand behielt. Wenn einerseits Fürsten leicht die Größe ihrer Rathgeber zur eigenen machen, so liegt andererseits, wenn diese Rathgeber so machtvolle Persönlichkeiten sind, wie Bismarck und Moltke, Gefahr vor, daß eine gar zu angestrichelte Kritik ihnen schließlich das eigene Verdienst nimmt. Einmal beweist es ja bereits den Regentencharakter, solche Dilemme zu entscheiden, dann aber ist es doch immer die Persönlichkeit des Monarchen, welche dem ganzen Regimente ein einheitliches Gepräge giebt. Der Pflichttreue seines Königs dankt Preußen seine Größe. Denn was ist die Einigung Deutschlands, der Kampf gegen den Horden, als die Erfüllung einer Pflicht Preußens gegen das gemeinsame Vaterland und die Menschheit selbst?

— Die Heimatshunde für Berlin von Theodor Cotta in 2. Auflage. *) Als der Verfasser vor zehn Jahren diese Arbeit zuerst veröffentlichte, war die Heimatshunde im Standesplan der Elementarschule noch eine seltene Erscheinung. Seitdem hat der Satz, daß der Unterricht in der Länderkunde und Geschichte bei der Heimat beginnen und von hier aus immer weiten Kreise beherrschen müsse, bei den Pädagogen große Fortschritte gemacht. Für Berlin die Heimatshunde zum Unterrichtsstoff zu bereiten, begegnet insofern Schwierigkeiten, als das massenhafte Material, welches sich aus allen anten- und überflüssigen Eigenthümlichkeiten des Orts bis zu den von ihm aus stührenden Sternbildern hinauf zusammensetzt, sich einer mit den sonstigen Unterrichtsbedürfnissen der Elementarschule verträglichen kompakten Vertheilung widersteht, sich in seiner weit verzweigten Mannigfaltigkeit nicht leicht bewältigen läßt. Dem Verfasser ist diese Erfahrung nicht entgangen. Sein Buch, dem der Verfasser Eigenschaft als eins der frühesten Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins sehr zu hatten gekommen ist, wird in Vollständigkeit für seinen Zweck nicht leicht einen Wunsch unbefriedigt lassen. Aber eben die Anknüpfung des Stoffes hat auf die Notwendigkeit hingewiesen, besondere Bearbeitungen nach den Stufen der Schüler zu schaffen. Diesem Bedürfnis zu begegnen, wozu sich der Verfasser nicht entziehen; für jetzt hat er erst das der neuen Auflage zur Vereinfachung des Lehrers einen Unterrichtsgang in dreißig Besprechungen gleichsam als Leitenden Faden beigelegt. Dies für die Schule.

Daß die Heimatshunde Berlins in der ihr von dem Verfasser gegebenen Gestalt insbesondere auch für die Familie zu empfehlen ist, wollen wir umso weniger zu demerken versuchen, als wir überzeugt sind, daß der Einblick in das Buch Nichts selbst von denjenigen, welche in ihrer Heimat Berlin sehr

*) Berlin, Wilhelm Cotta, 1874.

*) Mit 44 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Cotta'scher Verlag, 1875.

heimlich zu sein glauben, den Ausruf entlocken würde: nun, das habe ich auch noch nicht gewünscht! — Bei dieser Gelegenheit wollen wir übrigens nicht unterlassen, unsere Leser auf den trefflichen Beitrag zur Heimatkunde aufmerksam zu machen, welchen O. Schwebel dieser Tage gelegentlich des 300jährigen Jubiläums des Grauen Klosters in der Nat.-Ztg. veröffentlicht hat.

G. H.

Sprechsaal.

Ein überschüssliches brauchbares Handbuch für die Geschichte der Pädagogik fehlte bisher noch. Ein solches liegt uns jetzt in der sorgfältigen Arbeit des königlichen Seminardirectors Dr. J. Schumann vor. Was denselben seinen besonderen Reiz verleiht, ist die Einseitigkeit von größeren charakteristischen Mustern aus den schriftstellerischen Werken der großen Meister im Gebiete der Pädagogik. So finden sich neben umfassenderen Abhandlungen aus den Ästen, aus Augustin, aus Vincenz von Beauvais, mittelhochdeutsche auf den Gegenstand bezügliche Dichtungen, sowie ausführliche Auszüge aus den pädagogischen Schriften Luther's, Comenius, A. H. Brander, Rousseau, Salzmann's, Schaleys's, Diesterweg's u. A. mitgetheilt. Eine genaue Quellenangabe macht das Buch auch für wissenschaftlichere Zwecke brauchbar. Der Titel „Lehrbuch der Pädagogik“ verräth schon, daß dem vorliegenden ersten Theile, der außer der Einleitung nur die Geschichte dieser Wissenschaft behandelt, noch ein zweiter folgen wird. In diesem verspricht der Verfasser, das System selbst und die Methodik zu geben. Obwohl das Buch eigentlich für die Zwecke des Seminars verfaßt ist, ist es doch auch jedem Schülern — von denen freilich die meisten Familienväter sich so 1850 als geborene Pädagogen betrachten — als anregende und lehrerbringende Lektüre zu empfehlen. Dieses Buch verdankt übrigens seinen Ursprung den Ministerialbestimmungen vom 15. October 1872, die uns auf pädagogischem Gebiete schon so manches Gute beschert haben.

H. Or.

In einigen Nummern der *Revue politique et littéraire* veröffentlicht Charles Veiret einen längeren Essay über „M. de Bismarck“, der in mehrfacher Hinsicht Bedeutung verdient. Der Verfasser bleibt in seinen Auseinandersetzungen, die wesentlich den Charakter kritischen Raisonnements tragen, so objectiv-kaltblütig, wie es einem Franzosen bei einem so heißen Thema nur möglich ist. Natürlich trägt nach seiner Ansicht M. de Bismarck die Hauptschuld an der allgemeinen Kriegsfurcht und Beunruhigung der Gemüther, die noch in Europa herrscht. Er hat den Samen der Zerräththeit ausgestreut und den Frieden Europas vergiftet. Vor 15 Jahren war sein Name noch fast unbekannt. Jetzt ist er eine furchtbare, europäische Macht geworden, der man sich ohne übergläubige Scheu nicht nahen kann. Er gleiche, meint Veiret, jener alten Arznenkule bei der Ererbung in Hessen, die, ein Dutzend germanischen Heidenthums, von einem fränkischen Krieger — Karl dem Gr. — gestürzt und zerstört wurde.

Das Verdienst aber muß er ihm lassen, daß er in der Politik eine neue Aera eingeleitet. Er brach mit der alten Metternich-

schen Schule, die in Wien ihren Mittelpunkt hatte und auf kanonisch gewordenen Formeln und Ueberlieferungen beruhte, und führte eine neue Methode ein. Er spielte, wie Verfasser sich geistreich ausdrückt, Karten auf dem Tisch, nicht ohne sich einige Trümper bis zuletzt zu reserviren. Ehe er an die Spitze der preussischen Verwaltung trat, in Frankfurt, Wien, Petersburg, Paris, galt er Vielen für einen richtungslosen Phantasten. Seine Pläne hatte er im Orzech und Gangan bei sich fertig, aber über die einzuschlagenden Wege war er noch unsicher. Er experimentirte eben noch. So war er 1846 auf dem sächsischen, 1847 im vereinigten Landtage eifriger Parteilanger, der alten, ständisch-feudalen Politik und der österreichischen Alliance. Damals spielte er den „Gorolan.“ Sein Aufenthalt in Wien und Frankfurt, wo er die Misere des Bundeslages und der österreichischen Verwaltung in der Nähe sah, scheint viel zu seiner Belehrung gewirkt zu haben.

Ob das Geschlecht der Bismarck deutschen, slavischen oder slavisch-deutschen oder gar slawisch-slavischen Ursprungs sei, — wie der kürzgen ein französischer Gelehrter, M. de Quatrejagob, behauptet, welchen Vitzthum in der *Revue scientifique* zu widerlegen sich bertheilt, — will Verfasser nicht entscheiden, genug, er ist ein Preuße im vollsten Sinne des Wortes, ein Nachkomme und Erbe Friedrich II. Dem Charakter des Reichstanzlers läßt Verfasser in seiner Weise Gerechtigkeit widerfahren. Es ist wahr, Bismarck ist, obwohl in seinem Privatleben von bescheidenen Forderungen würdigkeit und einem gentlemanlichen *savoir-vivre*, in seinem öffentlichen Auftreten oft schroff, verlegend und rücksichtslos. Besonders hat er dies gegen seine Opponenten aus der Konstituensperiode, Twissien, Simsen, Vitzthum u. A., bewiesen. Aber es ist eine Schroffheit, wie sie allen starken und selbstbewußten Geistern eigen ist. Er weiß und hat es selbst mit Genugthuung ausgesprochen, daß er in Deutschland wie im Auslande zahllose Feinde besitzt. Dies benutzte ihn wenig, zumal er Zuredt nicht kennt, vielmehr eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben oft bewiesen hat. Aber er hat doch eine Schwäche: Gegen die kleinen Trichtereien und offenen Angriffe der Presse ist er viel empfindlicher; selbst wo er sich darüber hinwegsetzen scheint, ist er verletzt. Er zieht sich oft, scheinbar verstimmt, nach Varzin zurück, oder weil ihm die Last der Geschäfte zu schwer wird. Dennoch, meint Verfasser, ist er derselben noch lange nicht überdrüssig geworden. Nicht persönlicher Ehrgeiz, das mußte man zu seiner Ehre sagen, ist die Triebfeder seiner Unternehmungen gewesen. Dieser trieb, wenn gestillt, und macht der Gleichgültigkeit Platz. Der Zweck seines Lebens war bisher, sein Preußen und dessen Herrscherhaus groß zu machen, Deutschland zu einigen und ein starkes, protestantisches Kaiserthum zu errichten. Nun derselbe erreicht, ist seine einzige Sorge, das Gewonnene nicht unter ungeschicklichen Händen entzweigen und verlieren zu sehen. Vor dem trug seine Politik den Stempel fühner Entschlossenheit, die Verfasser beinahe Tollkühnheit nennen möchte. Jetzt scheint er in konservativere Bahnen einzulenken. — Ob Bismarck an ein Leben nach dem Tode, an eine Vergeltung glaube? Verfasser meint es nicht. Alle großen und unwürdigen Geister hätten es nicht gethan; aber sei es ein Unheil für die Völker und Staaten, deren Leben, deren Ruhe sehr mehr geschont werden wäre.

Alles in Allem sei Bismarck ein Genie von immenser Bedeutung, aber eins der gefährlichsten, wie sie zum Uebel für die friedliche Entzweigung der Menschheit, nicht allzu oft auftreten.

Schm.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 27. Juni 1874.

[N^o. 26.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Die Zweckmäßigkeit in der Natur. 373. — Volkswirtschaft und Arbeiterbewegung. 376.
Kaiserliches Auktionswesen. Die Frauen in Rom. Nach Osten Weisheit. III. 379.
Frankreich. Der Karnaval des Bistumsbuch. 381.
Italien. Klassische Studien in Italien. 382.
Amerika. Die Internationale Revue. 382.
Jahresbericht über englische und englische Verhältnisse. Vom Kaiserthum Dr. Ehren. I. 384.
Kleine literarische Notizen. Wissenschaft und Schulprogramm. 387. — Heinrich der Schwarze. 387. — My Kaku. 387. — Geatrick. 387. — Die Gründer der bürgerlichen Monarchie. 388.
Gespinnst. Bismarck - Vierter. 388. — Das alte russische Buch Domostroi. 388.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in grösster Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Zweckmäßigkeit in der Natur.

Es gehört zu den namhaften Uebelsünden auf unserer Erde, das ein Thor mehr fragen kann, als die Gesamtheit der eifrigen Leute zu beantworten vermag, denn erstens dünken die Thoren sich weise, wenn sie sehen, daß auch die Klugen oftmals verstimmen müssen, und zweitens fühlen sie sich veranlaßt, die Lösung undöbarer Probleme selbst vorzunehmen. Sie verkleben mit dreier Stirn ihre haltlosen Einfälle als Wahrheiten; die große Mehrzahl ist immer geneigt, das zu glauben, was laut und sicher behauptet wird; so pflanzen sich Irthümer von Geschlecht zu Geschlecht, und die langsam schreitende Forschung hat gewaltige Mühe, bei frühen Fehlern allmählich das Unkraut auszureißen, welches der Wahn uralter Verfahren den Nachkommen vererbt. Richtige Fragen stellt der Sachverständige, falsche der unverständige Laie; richtige Antworten ertheilt die verständige Wissenschaft, falsche die gewissenlose Einbildung; ein scharfes Zeichen beginnender Erkenntnis ist das Bewusstseins und Eingestehen des Nichtwissens.

Der Gegenstand, mit welchem das Denken sich weitaus am meisten beschäftigt, ist unser Thun und Lassen. Ob es besser sei so oder anders zu verfahren, die Dinge auf diese oder jene Art anzugreifen, die Reihenfolge unserer Handlungen und ihre Zeit so oder so zu bestimmen, das sind die Erwägungen, die hauptsächlich unsere Gedanken in Anspruch nehmen; unsere Wünsche und Leiden sind in so hohem Grade die Ergebnisse unseres eigenen Benehmens, daß wir allen Grund haben, dem Zweckmäßigen die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Die Fragen: was, wozu, wie, wo, führt es, wozu soll es, sind daher mit Zug und mit Recht für uns von hervorragender Wichtigkeit, und doch giebt es zahllose Vorgänge, bei denen wir sie nicht stellen. Ein Junke fällt auf ein Stück Papier und legt es in Brand — Niemand fragt, wozu that der Junke? Die Krustallformen der verschiedenen Stoffe zeigen sich außerordentlich mannigfaltig —

man fragt nicht: zu welchem Zwecke? Wir werfen die Frage nur da auf, wo Plan, Absicht, Wille vorbanden ist und wo wir derartiges annehmen. Treten wir in der Voraussetzung, nehmen wir Absichten an, wo keine da sind, so fragen wir falsch, und geben wir gar eine Antwort, bedenken wir einen vermeintlichen Plan aus, wo er in Wirklichkeit nicht existirt, so fügen wir einen Irrthum und müssen eine unheilbringende Ernüchterung erwarten.

Wie verhält es sich nun mit der Zweckmäßigkeit der Natur? Ist sie das Mittel zu einem Zwecke? Soll durch sie etwas erreicht werden? Giebt es etwas außerhalb der Natur, das einen Mangel empfindet, Einseitigkeit oder Langeweile vielleicht, und mittels der Natur diesem Mangel abhelfen will? Daß wir darüber nichts wissen können, bedarf keiner Erörterung. Aber hat die Natur einen Plan? Will sie selbst etwas erreichen, das ihr noch fehlt? So viel leuchtet wohl ein, daß, so weit unser Bewußtsein reicht, der letzte Grund jedes Zweckes in einem Gefühl liegt; ein unangenehmes Gefühl soll beseitigt, ein angenehmes hervorgebracht oder verlängert werden. Ohne Gefühl kein Zweck; also einzig, wenn man der Natur Gefühl beilegt, kann sie Absicht und Plan haben. Gefühl legen wir der Natur nicht bei, also verjagt sie auch keinen Zweck.

Nun finden wir aber eine so da Auge springende Zweckmäßigkeit überall, wohin wir den Blick wenden, daß es schier unmöglich erscheint, sie zu leugnen. Wie läßt diese Zweckmäßigkeit sich erklären, ohne daß man der Natur Gefühl andichtet? Die Lösung des Räthfels besteht darin, daß die Natur allbeugs nicht nach einem Prinzip der Zweckmäßigkeit verfährt, daß aber der Mensch viele Vorgänge und Zustände in ihr zweckmäßig nennen muß, theils, weil sie seine Bedürfnisse befriedigen, theils, weil er sie ebenso oder ähnlich bewerkstelligen würde, wenn ihm ihre Einrichtung anvertraut wäre. Mit anderen Worten: wir tragen den Begriff des Zweckmäßigen in die Natur hinein; sie selbst kennt weder Zweck noch Unzweckmäßiges, in ihr geschieht alles durch den Ausgleich von gegenseitigen Kräften.

Betrachten wir an der Hand des Engländers Wallace ein gut ausgebildetes Flugsystem. Es führt in wunderbarer zweckmäßiger Weise dem Meer das Wasser wieder zu, welches vom Meer als Dampf in die Luft geflogen, und als Regen auf das Land niedergefallen ist. Vom Meer in die Luft, aus der Luft auf das Land, welches dadurch bewässert wird, vom Land ins Meer, — ein höchst verständiger Kreislauf, und wie sinnreich ausgeführt! Der breite Strom ergießt sich nach langer Wanderung in den Ocean. Verfolgen wir seinen Gang aufwärts, so müssen wir höher und höher steigen; wir treffen auf zahlreiche Nebenflüsse, die gleichfalls auf höher gelegenen Orten entspringen und ihrerseits wieder von Bächen und Rinnsalen gespeist werden, die alles Wasser der weiten Umgegend sorgfältig sammeln. Der Strom, die Nebenflüsse, die Bäche, die Rinnsale befinden sich stets da, wo der Boden am tiefsten liegt. Oft machen die Wasserwegen höchst verständliche Biegungen; sie weichen aus, wo sich ein Hinderniß in ihren Weg gesenkt hat, oft bannen sie sich gewaltsam eine Oeffnung mit genügendem Raum, wenn sie stark genug sind, einen Hügelzug irgendwo zu durchbrechen. Je mehr wir den Quellen aus nähern, desto mehr müssen wir steigen, desto reicher bewegt sich das Wasser, um Steine fortwälzen zu können,

desto tiefer werden die Ufer, damit Platz vorhanden sei, wenn im Gebirge der Schnee schmilzt. Heilige Thäler, prächtige Wälder, reiche Städte liegen auf beiden Seiten der Flüsse; für Handel und Industrie, für Ackerbau, für Wissenschaft und Kunst, für den ganzen Verkehr und das Gedeihen der Menschen auf Hunderte von Quadratmeilen läßt sich nichts Zweckmäßigeres ausdenken, das muß geplant, das muß beabsichtigt sein, der Zufall konnte sie weise nichts ausfinden. Nein; der Zufall nicht, aber ein Plan war ebenso wenig dabei, sondern die Natur des Wassers und der Bodenverhältnisse, die sich günstig erwiesen. Im Lauf der Jahrtausende hat sich der Fluß sein Bett gemacht, wie er eben konnte, er arbeitet daran ununterbrochen, hier wird es besser, dort schlechter, ihm kommt es nicht darauf an. Ob er versumpft, antrocknet, verlandet, überflutet, ob er beglückt, ob er Schaden anrichtet, ob er existirt oder nicht, was kümmert es ihn? Wie der Fluß, so wirkt die ganze Natur; mit dem Zweckmäßigen sendet sie nichts anderes auch das Gegenteil. Wärme und Kälte, Regen und Witterbruch, Wind und Orkan, Wald und Wüste, das alles macht einen Unterschied nur für uns, nicht für sie, deren Wesen im Ansehn ihrer Kräfte besteht. Bringt der Verlauf dieses Kosmos Organismen hervor, so nimmt sie ihnen nicht die mindeste Bärtlichkeit. Sie leben, so lange sie können; und sie nicht länger im Stande ihre Lebensbedingungen zu erfüllen, so sterben sie. Ganze Gärten und Gauen, die nicht vermochten, dem eintretenden Wechsel sich anzupassen, gingen zu Grunde, wenn die Boden- und klimatischen Verhältnisse der Erde einem solchen unterlagen. Mithras eine Ernte, so tödtet der Hunger die auf sie Angewiesenen, wird die Kälte zu groß, so sterben die Betroffenen vor Frost. Ob einer oder Hunderttausende dabei umkommen, es leicht oder qualvoll, gilt der Natur gleich. Es steht fest, daß das Menschengeschlecht, wie es einen Anfang gehabt, ein Ende nehmen wird; die Zeit, in welcher der Erdball Leben erzeugen und erhalten kann, ist bemessen; was kümmert es die Natur, ob Jemand vorhanden ist, der sie lebt oder lebendig nennt? Sie ist immer da; ob als Dampf, als Flüssigkeit, als feste Masse, ob organisiert ob nicht, sie ist da, unvergänglich, nie zu vernichten, ewig. Aber sie weiß nichts, weder von Trauer, noch Freude, und hat daher keinen Zweck. Nur mit Gefühl ausgestattete Wesen haben Zwecke, und bei ihnen heißt zweckmäßig, was ihre Gefühle und Absichten befriedigt, unzweckmäßig, was sie verlegt und durchkreuzt. Es verhält sich damit genau so, wie mit der Schönheit und Häßlichkeit, Ordnung und Unordnung, Güte und Grausamkeit der Natur. Wir sind es, die alle diese Begriffe aus unserer Empfindung heraus in sie hineinlegen, und dann glauben, sie wären auch ohne unser geistiges Juthun in ihr vorhanden. Wie sehr wir da irren, lehrt ein schlagendes Beispiel. Der Osterluzel, eine Pflanze aus der Familie der Aristolochien, kann nur durch eine beständige Erschütterung im Innern seines tulpenartig gekloffenen Blütenkelches befruchtet werden. In die schmale Oeffnung an der Spitze des Kelches schlüpft, angelockt von dem Duft der Blume, ein bestimmtes kleines Insekt, saugt Nahrung, will wieder hinaus und ist eingeklemmt. Die Blume, wie die Trübe einer Mäuselade gestellte Stürchen liegen es ein, versperren ihm aber den Rückweg. Von Todesangst gereizt, flüchtet er angstvoll umher, bringt die nöthige Erschütterung hervor und stirbt endlich vor Müdigkeit und Hunger. Wir müssen das grauam nennen, aber ist deshalb der Osterluzel, ist die Natur grauam?

Stellen wir uns auf den Standpunkt Derjenigen, welche der Natur einen Plan zuschreiben, so besteht er darin, das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen möglich zu machen. Wie wie

erreicht die Natur diese Absicht? So, daß, wenn ein Thier in ähnlicher Weise verfähre, man ihn für gelbeskrank halten müßte. Nach unsern Begriffen ist es wahrscheinlich, eine Herde zu schlachten, um einen Braten zu haben, und die Natur vergeudet Millionen Kame, bis ein einziger zur Entwicklung gelangt. Allein, wenn es nur das wäre! Das ganze Naturgetriebe beruht auf Vernichtung eines Gebildes zur Erhaltung des anderen; im Thierreich ist eine Menge von Arten geradezu darauf angewiesen, andern Arten zu sterben. Man bewundert das scharfe Auge, den feinen Geruch, das mächtige Gebiß, die kraftvollen Lagen, die harten Schnäbel, die spitzen Krallen, die Stacheln, Zangen und Saugrüssel, und muß dann sagen: alles höchst zweckdienlich besagt. Das Gastmahl, bei welchem ein Gast den andern verzehrt, ist aufgeführt. Erst Jahrtausende lange Vorbereitung, um empfindende Wesen einsehen zu lassen, darauf der grausame Kampf um Dasein und um die bevorzugte Stelle, der gleichfalls seine lange Reihe von Jahrtausenden währt, und endlich Absterben der empfindenden Wesen, — das kommt heraus, wenn man der Natur Absicht und Plan unterschreibt.

Indes gleichviel, ob man an solch einen Plan glaubt oder offen gesteht, daß es für uns nur eine verneinende Antwort gibt auf die Frage, welchen Zweck hat die Natur, so viel bleibt unbestritten: der Mensch findet sich ohne sein Juthun in den Kampf um Dasein hineingeworfen, ausgerüstet mit dem unbändigen Lebensinstinkt aller Organismen und noch dazu mit einem Erkenntnisvermögen, einer Intelligenz, einem Verstande, einer geistigen Kraft, die ihres Gleichen nicht kennt. Ob ihm diese höchst eigenthümliche Begabung, mit der er so stolz thut, bis jetzt mehr genützt oder geschadet hat, dürfte sich kaum entscheiden lassen.

Wo das Erkenntnisvermögen fehlt, da fehlt auch der Juthun, erst mit der Erkenntniß tritt der Irrthum auf und zwar anfänglich nicht etwa als seltene Ausnahme, sondern als besehene Regel. Wie das Kind der Nahrung bedarf, bis es den Löffel an den Mund und nicht mehr an die Nase oder die Wange führt, wie es erst häufig fallen muß, ehe es gehen lernt, so fordert der richtige Gebrauch der geistigen Fähigkeiten geraume Zeit, und die Erziehung des Menschengeschlechts hat in dieser Hinsicht bis jetzt nur geringe Fortschritte gemacht. Die Fülle, in denen die Erkenntniß nicht irrt, bilden vorläufig noch immer die Ausnahme. Weis doch die überwiegendste Mehrzahl der Menschen noch heute nicht, wozu unser geistiges Vermögen ausreicht und wo es völlig den Dienst versagt; man muthet ihm Leistungen zu, für welche es eben so wenig geschäft ist, wie der Hebel um Drehen. Äußere und innere Wahrnehmungen und ihr Zusammenhang unter einander und mit und sind die einzigen Gegenstände der Erkenntniß. Was den Zusammenhang betreffend, was sie selbst eigentlich ist, das faßt sie nicht. Die Gegenstände irren nie, sie sind stets, was sie gerade sind, nur unsere Auffassung der Gegenstände kann falsch sein, nur unsere Auffassung hält leicht einen Baumstamm für einen Räuber, die Zenne für eine Schelbe, die um die Erde läuft, hohle Nebensarten für innige Theilnahme, das Wort für die Sade, die Absicht für That, ein Hirngehirn für eine außerhalb des Geistes existierende Realität. Wir gelangen nie über unsere Vorstellungen hinaus, und um deren Richtigkeit oder Falschheit zu prüfen, steht uns nur ein einziges Mittel zu Gebot, nämlich sorgfältige und wiederholte Vergleichung der Vorstellungen unter einander. Außerdem sieht unsere Sinne, reist unser Geist, wohnt unsere Erfahrung, so erscheint uns dasselbe Ding anders. Interesse, Neigung, zufällige

umstände, angelernte Meinungen, üben den größten Einfluß auf unser Urtheil. Unparteiisch, gleich gebildete Richter entscheiden in mehreren Anlässen denselben Fall in verschiedener Weise, Sachverständige widersprechen einander, die Erfahrung von heute leidet über die Erfahrung von gestern, wir freuen uns oft ohne Grund, wir fürchten oft, wo es nicht nöthig wäre, — man sieht, wir haben alle Ursache, unserer Intelligenz selbst auf ihrem rechtmäßigen Gebiet sehr zu misstrauen, und wir sind so verblendet, mit ihr über Verhältnisse hin zu entscheiden, die außerhalb ihrer Sphäre liegen. Das interessanteste Beispiel dieser Verblendtheit liefert die Art, in welcher der Mensch das Unerforschliche behandelt, wie er sich dasselbe nach seinen vermeintlichen Bedürfnissen zurecht phantastert und darüber vernachlässigt, bei sich selbst Einflüsse zu halten und zu sehen, ob er nicht bisher zu seinem Ziel gelangte, wenn er die falschen Zwecke, für die er umsonst die Gottheit anruft, durch die richtigen ersetzte und die eigene Kraft nachgemäßen anwendete.

Das Schicksal, was der Mensch kennt, ist die selbstbewusste Persönlichkeit, natürlich also legt er in erster Kindheit, wenn ihm noch jede Erfahrung abgeht, Allem, was ihm imponirt, Persönlichkeit bei. In dieser Zeit imponirt ihm Alles, er macht daher Alles zur Person. Ueberall nimmt er Unerforschliches, ihm Uebernatürliches wahr, er personifizirt es; es wimmelt von Göttern, und der Mensch thut, was er kann, um auf Kosten anderer Menschen sein vermeintliches Wohlergehen zu fördern. Kriegesgefangene, ja Stammesgenossen und selbst Familienglieder werden geopfert, um die Hilfe der Götter den Schlächtern zuzuwenden. Die göttlich Günstig ist künstlich; wer den kostbarsten Preis zahlt, der hat sie; so wie er ist, nach seinem Muthen, nach seinem Geschmack findet er das, was er anbetet, wie kann es anders ausfallen als abschreckend und grauenhaft? Der Menschelchums schlägt Wurzel, die selbstbewusste Persönlichkeit aufzugeben; sie figurirt erst als eifriger Gott, dann als liebender Vater. Im Menschen hat er sein Ebenbild vor sich gestellt, er hat dieses Ebenbild auf die Erde gesetzt, den Mittelpunkt des Weltalls; um diesen Mittelpunkt kreisen in unermüdlichem Dienst Sonne, Mond und Sterne als Beschützungsanhalt; der Schöpfer findet Alles, was er gemacht hat, sehr gut, er hält es in Ordnung, er lohnt, er straft, er fördert Verehrung, Liebe, Vertrauen, ganz wie sein Ebenbild, der Mensch, — und dieser benimmt sich gegen seines Gleichen nach alter Art. Einer heult den Anderen aus, daß gleichzeitige Todtschlagungen dauert ununterbrochen fort, zum größeren Ruhm Gottes verbrannt hat die Kaper; was dem Unerforschlichen angenehm oder zuwider ist, weiß man genau, und Ströme und Blut werden vergossen, weil die Einen ebenso sicher überzeugt sind, Christus sei Gott gleich, wie die Anderen, er sei ihm nicht gleich, sondern nur ähnlich. Später erfährt der Mensch, er habe sich in den sämtlichen alten Voraussetzungen getäuscht. Zeit davon entfernt, den Mittelpunkt des Universums zu repräsentiren, ist die Erde nicht einmal selbständig, sondern nur ein Planet der Sonne; die Sonne ist nur ein Stern, der sich in einer bestimmten Umdrehungsperiode befindet; solcher Sterne, größerer und kleinerer, giebt es unzählig viele; von Planeten werden sie wohl sämtlich umkreist; unter ähnlichen Bedingungen wie die Erde existiren aller Wahrscheinlichkeit nach Hunderttausende von Weltkörpern, vielleicht mit Wesen bevölkert, die weit besser begabt sein dürften, als der Mensch, — doch das bleibe dahingestellt. Schematisch waren die alten Voraussetzungen vollkommen irrig, ebenso irrig als die aus ihnen gezogenen Folgerungen, und nun handelt es sich darum, aus den neuen Daten die neuen Schlüsse zu ziehen, allein damit hat es noch gute Wege. Nur eine winzige

Minderheit ist zu der Einsicht gelangt, der Mensch sei kein Ebenbild der Gottheit, er gleiche dem Geiß, den er begreift, — nicht ihr! Die unendliche Mehrzahl hält daran fest, der Gottheit Gefühl, Vernunft, Willen zuzuschreiben, ihr Zwecke unterzulegen, und der Gedanke, daß unser Höchstes und Bestes vollständig unbrauchbar ist für das Unerforschliche, daß Unerforschliches ganz und gar und in jedem Punkt unbegreiflich sein muß, daß wir kein Wort für das, keine Ahnung von dem haben, was allem Körperlichen wie geistigen Sein zu Grunde liegt, dieser Gedanke hat hoffentlich eine Zukunft; in der Gegenwart spielt er noch keine Rolle. Das Wunder des Daseins, das Wunder, daß irgend etwas ist, das Wunder, daß alles bleibt, wie es ist, und zugleich nichts bleibt, wie es ist, daß wir im Sandkorn ein Wunder vor uns haben und im Wassertropfen, daß unser Wissen auf der Oberfläche der Dinge umherlappet und nach zwei bis drei Centimetern eßig erstickt und flüchtig im Etüge läßt, wie Wenigen kommt das zum Bewußtsein, bei wie noch viel Wenigeren erregt es, was es erregen müßte, wenn es lebendig geworden, Mitleid, Wohlwollen, Verträglichkeit und Demuth als dauernde Grundstimmungen des Herzens? Wir sind nämlich von unserer Gottähnlichkeit, und die falschen Ziele, nach denen wir jagen, sind immer die alten geblieben, wir suchen und wohl zu befinden, ohne Rücksicht darauf, wie Andere dabei fahren; die Weisen, welche die Natur gegen fühlenden Wesen zuläßt, vermehren wir durch raffinierte Verschärfung des Kampfes ums Dasein, statt einander das Leben leichter zu machen, erschweren wir es, und alles das thun wir, weil nur den Wenigsten der richtige Gebrauch der Vernunft klar geworden, weil die Mehrzahl noch wähnt, persönliches Wohlfühlen dadurch erringen zu können, daß sie Anderen Schmerz bereitet, daß die Einzelnen glücklich sein könne, wenn die Gesamtheit leidet.

David Hume leitet das Uebel in der Welt auf vier Umstände zurück. Erstens wird sowohl Schmerz als Lust gebraucht, um die Wesen in Thätigkeit zu versetzen, während ein milderer Grad von Lust ausreichen würde. Die entsetzlichen Qualen, unter denen die Kreatur so oft leidet und verreckt, sind mit der Vernunft nicht in Einklang zu bringen. Zweitens bewegt sich die Welt nur nach allgemeinen Gesetzen, ohne den Einzelfall zu berücksichtigen; Schwäche und Kraft, Schuld und Unschuld werden ganz gleich behandelt. Drittens sind die unentbehrlichen Kräfte zu ungleich vertheilt. Befähige die Gattung den Fleiß, den Verstand, die Herzenskräfte einzelner bevorzugter Individuen, so wäre das Leben unendlich verbessert. Viertens endlich arbeiten die Bedenken und Triebwerke ohne Regalirung und Maß. Herrschgier, Ehrsucht, Eigennutz, Dürre, Sturm, Vulkanebruch zerstören die Schranken selbstregender Wirksamkeit und richten Verderben an. Offenbar ist an eine Beseitigung dieser vier Leidens-Ursachen nicht zu denken, allein verbessern können wir Manches. Wir graben Kanäle, wir trocknen Sümpfe aus, wir bohren Tunnel durch die Gesteine, wir überbrücken den Katarakt, warum sollte nicht die Vernunft, wenn sie begreifen hat, wo sie etwas vermag, und wo nicht, endlich auch auf die Bekämpfung des Unzumuthigen im menschlichen Willen sich richten?

Der Ausdruck „Naturgesetz“ verführt und leidet, an Gesetze zu denken, weil der Mensch sie giebt, um seine gesellschaftlichen Zwecke zu fördern, und doch haben die menschlichen mit den Naturgesetzen gar keine Ähnlichkeit. Menschliche Gesetze drücken ein Sollen aus, Naturgesetze ein Müssen, das Menschengesetz kann übertreten werden, das Naturgesetz nie; was man ein Naturgesetz nennt, ist nichts als der kürzeste Ausdruck für Gleichförmigkeiten in den Naturerscheinungen. Menschliche Gesetze haben wir auf,

wenn sie drückend oder schädlich geworden, Naturgesetze können wir niemals abschaffen, nie können wir andere einführen, wohl aber können wir häufig ein Naturgesetz für unsere Zwecke benutzen und die in ihm wirkenden Kräfte stärken, abschwächen und lenken. Die sogenannte moralische Besserung ist ein Naturgesetz. Es lautet: unter sonst gleichen Umständen erliegt das niedere Streben dem höheren. Ideale, d. h. Zielpanthe des Strebens, setzt sich der Mensch überall, gleichviel auf welcher Kulturstufe er lebt, aber die Ideale des Willens bleiben weit zurück hinter denen des Intellekts, und unter diesen machen sich wieder die größten Unterschiede bemerkbar. Die Menschen, die Völker mit höheren Idealen, gehen aus dem Kampf um Dasein als Sieger hervor. Das wissen alle Parteiführer, und daher tragen die Fahnen, die sie empor halten, herrliche, stets auf das empfängliche Publikum berechnete Aufschriften. Zum Ruhm Gottes, zur Ehre des Vaterlandes, für die heilige Jungfrau, für Recht, Wahrheit, Licht, Freiheit, je nach den Maffen, die man heranziehen will. Natürlich! Für Knecdschaft, Verdummung, für die persönliche Befriedigung des Herrn K. K. rührte sich keine Hand. Was immerhin die Tüge, der Verrath, der Missgung, die Charakterchwäche, die Gelbheit im einzelnen Fall triumphiren, es gelingt ihnen nur, weil Wahrheit, Treue, redliche Arbeit, strenge Pflichterfüllung, Hingabe aus Aligemeine und Geseinsam je viel Mann geschafft haben, daß auch Gemeines sich breit machen kann, und weil das Völk die Masse der Tugenden annimmt. Heuchelei ist ja die notwendige Huldigung, welche das Böse dem Guten darbringen muß, um Erfolg zu haben; in seiner eignen Gestalt, mit der ihm angeborenen Häßlichkeit, macht das Schlechte kein Glück. Ein Volk von Weichlingen, Betrügnern, Verräthern und Taugenichtsen ist unentbar, und schon wo die Mehrzahl, ja nur eine erhebliche Minorität der Entartung anheimgefallen, gehen die Staaten unrettbar zu Grunde, sie brechen zusammen aus Mangel an innerem Halt. Das niedere Streben erliegt dem höheren; auf dieses Naturgesetz müssen wir unser Augenmerk richten, wenn es auf Erden besser werden soll. Höchst ungewandmäßig verfährt oft die Natur mit uns, und wir müssen erdulden, was wir nicht ändern können, aber daß auch der Mensch an Unwissenheit und Bosheit, die häufig nur Folge der Unwissenheit ist, dem Menschen verderblich wird, das ließe in hohem Grade sich abstellen, wenn die besseren Ideale erkannt und die Mittel entdeckt wären, sie zu erreichen. Noch leiden unsere bürgerlichen Einrichtungen unter empfindlichen Mängeln. Wie oft ist es schon geschehen, daß die Gesellschaft den Hauptantheil der Schuld trägt bei den meisten Verbrechen, die in ihr verübt werden, und bei Erziehung, das wichtigste Mittel zur Bildung höherer Ideale, wie wenig ist sie verbreitet, wie beschränkt in der Dauer, wie unsicher auf ihrem Gange, wie thöricht in dem, was sie verschweigt, wie unwahr und nutzlos oft in dem, was sie lehrt!

Bis zu einer gewissen, aber lange noch nicht gefundenen Grenze hängt die Zweckmäßigkeit der Natur, der äußeren sowohl wie der inneren, d. h. unserer eignen, von unserem Wissen, Können und Willen ab. Unser Wissen läßt sich vergrößern, unser Können erweitern, unser Willen verbessern. Was wir nach diesen drei Richtungen vernachlässigen, büssen wir selber.

D. E. Seemann.

Volkswirtschaft und Arbeiterbewegung.

Auf dem Gebiete der National-Ökonomie liegen uns zwei neue Brochüren vor: „Die Volkswirtschaftslehre“ von Dr. Oskar Schönberg*) und „Die neuere Richtung der Arbeiterbewegung“ von Dr. Wela Weiß**), deren Charakter sich beiderseitig dahin bestimmen läßt, daß sie es sich zur Aufgabe legen, die Ergebnisse der bisherigen Forschungen und Arbeiten auf den einschläglichen Gebieten kurz und übersichtlich zu rekapituliren und die gegenwärtigen Ziele für weitere Untersuchungen zu präzisiren. — Der Verfasser der Arbeit über Volkswirtschaft, der diese ja in eine Sammlung von Abhandlungen eingereiht hat, durch welche in weite Kreise über wichtige Zeitfragen die Aufklärung gebracht werden soll, nennt es ein für die Männer der Wissenschaft erstrebenswerthes Ziel, über die nationalökonomische Wissenschaft, die für die bedeutungsvollen Tagesfragen von eminent praktischem Werth ist, allgemeine Klarheit zu verschaffen, da die großen Differenzen in den Meinungen der Monarchisten, des Sozialismus und der neuen, an den deutschen Universitäten zum Siege gelangten historisch-kritischen Richtung über die Lösung des sozialen Problems eng mit der Verschärftheit der Grundanschauungen dieser Richtungen über Wesen und Aufgabe dieser Wissenschaft zusammenhängen. Die Grundgedanken seiner sachgemäßen Darstellung über den gegenwärtigen Stand der Volkswirtschaftslehre will ich im Folgenden reproduziren.

Es ist jetzt wohl unbestritten, daß Adam Smith in seinem berühmten Buch: *An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations* die Nationalökonomie als Wissenschaft begründet hat; denn er war es, der in diesem Buch als Frucht eines langen geistigen Bildungsprozesses durch frühere Forschungen, zuerst das wirtschaftliche Leben des Volks zum Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung machte, mit dem Zweck, das organische Wesen desselben zu begreifen und die Erkenntniß desselben zur Besserung im Volksinteresse ja zu verwerten; er trat damit der Auffassung entgegen, wie sie bisher in den staatspolitischen Systemen hervorgetreten war, welche das wirtschaftliche Leben wesentlich nur als Steuerobjekt und Objekt der Staatsverwaltung betrachtete. Smith's Untersuchungen führten ihn zu einer Theorie des Wirtschaftslebens, die das Wesen und die Erscheinung desselben zu erklären und positive Maximen für den Einzelnen, den Staat und die Gesellschaft aufzustellen suchte, zum Zweck der Erreichung eines Normalzustandes. Diesem hohen Verdienst Smith's gegenüber steht allerdings die Thatfache fest, daß seit seiner Arbeit sich eine absolute Wandlung der Wissenschaft der Nationalökonomie vollzogen, die gerade die Grundanschauungen derselben betrifft und zu wesentlich andern Anschauungen über Methode, Aufgabe und Bedeutung der Forschungen auf diesem Gebiete, zu ganz andern Resultaten für die Grundzüge einer rationalen Wirtschaftspolitik geführt hat, eine Wandlung, die Dr. Schönberg als „Bruch mit dem früher herrschenden Abstraktismus und Kosmopolitismus einer atomistischen und materialistischen Theorie“ bezeichnet. — Um diese Wandlung zu erklären, müssen wir uns der Aufgabe und des Wesens der Volkswirtschaftslehre klar werden. Wenn wir den Unterschied jeder Wissen-

*) Heft 134 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Birkow und Dr. v. Holzendorff. Berlin, C. Gabel 1873.

**) Separatdruck aus dem Programm der Berliner Handel-Akademie pro 1873 (der Verfasser ist Professor an derselben). Eigentum der Berliner Handel-Akademie.

schaft vom bloßen Wissen dahin präzisieren, daß, während dieses in der einfachen Kenntniß von Thatfachen und Erscheinungen besteht, die Wissenschaft die Erkenntniß des Kausalzusammenhangs zwischen den Erscheinungen und den sie hervorbringenden Faktoren, also der Gesetze der Erscheinung erstrebt, so daß die Nationalökonomie, deren Objekt das wirtschaftliche Leben der Völker ist, die Aufgabe, zunächst die wirtschaftliche Thätigkeit der Menschheit, d. h. diejenige Thätigkeit zu erkennen, mit der sich der Mensch resp. das Volk die materiellen Mittel für die Befriedigung seiner Bedürfnisse verschafft und die erlangten auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse verwendet, den Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens in Produktion, Verteilung und Konsumtion materieller Arbeitsprodukte zu erforschen, in seinem Zusammenhange mit dem Kulturleben und der Kulturentwicklung eines Volks zu erfassen und hence, wenn sie die volkswirtschaftliche Erzeugung der materiellen Produkte in den verschiedenen auf der Arbeitsteilung beruhenden Produktionszweigen und Berufsarten die Zuweisung der erzeugten Produkte an die Einzelnen im volkswirtschaftlichen Verteilungsorgane und die daraus resultierende Bedürfnisbefriedigung und wirtschaftliche Lage der isolierten Individuen, der Familien, der Gemeinden, des Staats, als thatsächliche Erscheinung erkannt hat, das Gesetzmäßige in diesen Thatfachen zu ergründen. Somit ist die Nationalökonomie historische und dogmatische Wissenschaft; indem sie zu jener Erkenntniß auf dem Wege der induktiven Methode gelangt, so weit sich dieselbe auf die einzelnen wirtschaftlichen Thatfachen stützt und andererseits die deduktive Methode benutzte, so weit sie aus der inneren Natur der Menschen und Dinge resultiert, stellt sie das wirtschaftliche Leben der Völker in seiner Gesamterscheinung nicht nur, wie es war und ist, dar, sondern erklärt zugleich das indirekt historisch gewordene als das komplizierte Resultat der kausalen Gesetze und Kräfte. Hierbei fällt ihr noch die Aufgabe zu, den Kausalzusammenhang zwischen den andern Erscheinungen des Volksgeschehens und dem Wirtschaftsleben zu begreifen und endlich, wie bei jedem Produkt des Menschengeistes, nach der Deklamation einer Fortentwicklung in der Volkswirtschaft zu suchen. Aber auch eine praktische Aufgabe stellte sich die Wissenschaft gleich von Anfang an, die praktische Aufgabe, einzuwirken auf die realen Verhältnisse der Volkswirtschaft, den Weg der Reform auf diesem Gebiet zu finden, als Arzt des sozialen Volkskörpers zu funktionieren, die richtigen Grundsätze für das rationelle Verhalten der öffentlichen Gewalt in ihrer Gesetzgebung und Verwaltung gegenüber der Volkswirtschaft anzudeuten, kurz die Normen zu finden, die verhindern, daß die Volkswirtschaft nicht bios einzelnen Klassen des Volks zum Kulturleben und zur politischen Herrschaft verhehle, und die bewirken, daß sie ihre große Kulturmission für das ganze Volk würdevoll erfülle. — Hier nun, gerade auf diesem praktischen Gebiet hat sich die eben erwähnte Wandlung der nationalökonomischen Wissenschaft vollzogen, und diese Differenz bahnt auf verschiedenen Grundanschauungen über das Wesen der Volkswirtschaft. Der Verfasser entwickelt hier klar und scharf die Grundzüge der Smith'schen Lehre, wie sie herrschend geworden, ihre praktische Aufgabe im Dienste der Produktion löste. Sie ist ja bekannt, die Theorie von den wirtschaftlichen Naturgesetzen, die den Menschen nur darstellt als eine der produktiven Kräfte, gleich dem Kapital und Boden, das Postulat aufstellt, die volle wirtschaftliche Freiheit als Mittel zur höchsten Steigerung der Produktion zu erreichen und dem Staat nur die Aufgabe zureißt, die volle individuelle wirtschaftliche Freiheit zu garantieren und den Einzelnen

gegen individuelle Vergewaltigung an ihrer Person und ihrem Eigentum zu schützen. Heut ist jene Lehre von der allein und voll seligmachenden Kraft der absoluten wirtschaftlichen Freiheit nicht mehr herrschende Lehre in der Wissenschaft, aber mit vollem Recht einzigart. Schönberg den praktischen Forderungen Adam Smith's hervorragende Zeitgemäßheit gegenüber der damals geltenden, alle freie Bewegung in der Volkswirtschaft hindernden Rechtsordnung des obrigkeitlichen Bevormundungsstaats, die zum Hemmnis der volkswirtschaftlichen Entwicklung geworden war, und befähigt werden mußte. „Daß also damals die Wissenschaft vorzugsweise im Interesse der Befreiung und Hebung der produktiven Kräfte thätig war, kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden; er trifft sie nur, sofern sie auch in falscher Erfassung der Natur und Aufgabe des Wirtschaftslbens theoretisch ihre praktische Aufgabe auf dieses Ziel beschränkte und dabei vergaß, daß der Mensch nicht nur ein Arbeitsinstrument, nicht allein eine materielle Produkte herstellende Kraft sei!“

Es ist ferner bekannt, daß es der Sozialismus war, der diesen einseitigen Standpunkt zuerst energisch und mit Erfolg angriff, ihr den Vorwurf des Materialismus machte, gegenüber der Produktion die Konsumtion betonte, gegenüber der Auffassung der Arbeitskraft als einer bloß produktiven Kraft hervorhob, daß sie auch Erscheinung der Persönlichkeit sei und sein solle, daß sie als Besitz aller Menschen, Quelle ihres Kulturlebens sei, gegenüber der Steigerung der Produktion, die gerechte und humane Verteilung befürwortete und gegenüber der Sorge für jene die Sorge für eine Verteilung, welche den Einzelnen im Volke Theil nehmen lasse an dem Kulturleben und dem Kulturfortschritt des ganzen Volks, welche dem Einzelnen das menschenwürdige Dasein schaffte.

Da also der Sozialismus seine Postulate der Bethätigung von Humanität und Ethik im Wirtschaftslben im System der freien Konkurrenz für unerreichtbar hielt und behauptete, daß im Gegenteil die absolute Freiheit nur zur Plebeokratie und zur Ausbeutung der großen Masse des Volks durch eine kleine Klasse von Besitzenden führe, so schlug er seinerseits in den sozialen Systemen neue Organisationsformen der Volkswirtschaft vor, in denen überall die öffentliche Gewalt im direkten Gegensatz zur Smith'schen Lehre durch aktives Eingreifen einen sehr bestimmenden Einfluß auf Produktion, Verteilung und Konsumtion ausübte und die individuelle Freiheit in Schranken halten soll; er wußte die Arbeit zur alleinigen Einkommensquelle machen und erachtete die absolute Lösung des sozialen Problems, Jedem ein Kulturleben zu schaffen, für möglich. „Den prinzipiellen Standpunkt des Sozialismus“, so fährt Schönberg in seiner Abhandlung fort, „in Bezug auf die größere praktische Aufgabe der Wissenschaft, adoptierte im immer höheren Grade und begründete wissenschaftlich als den einzig richtigen, die deutsche strenge Wissenschaft; die phantasistischen Konsequenzen und falschen praktischen Heilmittel, die absolute Lösung des sozialen Problems, zu denen der Sozialismus weiter gelangte, lehnte sie indes entschieden ab.“ Wir kommen also hier zu dem Resultat, die Nationalökonomie, entkleidet ihres materialistischen Gewandes als ethische Wissenschaft zu betrachten und der heute herrschenden Anschauung gegenüber aus die Vorwürfe unbegründet, die der früheren irrthümlichen Smith'schen Lehre gemacht wurden, daß sie die Volkswirtschaft auf ein unfähiges Prinzip gründe, indem sie den individuellen Eigennutz als Triebfeder der wirtschaftlichen Thätigkeit anerkenne. Indem der Verfasser jene Anschauung der Smith'schen Schule rundweg von den Ergebnissen heutiger Forschung aus als Irrthum bezeichnet, tritt er direkt der früher in der

Manchester'sche geltenden Theorie entgegen, wie sie heut noch von zahlreichen Anhängern des Freihandels vertreten wird. Den Standpunkt der heute herrschenden Schule prägnant ist darin, daß sie das Ziel und die Aufgabe der Volkswirtschaft für wesentlich ethischer Natur erachtet und glaubt, daß vorzugsweise die Art der Verteilung des Nationalertrags und das Maß des Einkommens der Einzelwirtschaften, die Rückwirkung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die ganze soziale Lage der Einzelnen den Wert des Wirtschaftszustandes bestimmen. Sie richtet in gleicher Weise wie auf die Steigerung der Produktion ihr Augenmerk auf die Anbahnung einer gerechten und humanen Verteilung und einer besseren Konsumtion, aber sie findet, daß die Sorge für diese beiden Seiten der Volkswirtschaft heut die dringlichere, wichtigere und schwierigere Aufgabe sei. Die Wandlung der Wissenschaft wird aber hauptsächlich noch durch die Verschiebenheit der Auffassung über das Wesen der sog. wirtschaftlichen Gesetze charakterisiert, wie sie in der jüngst zur Geltung gekommenen Lehre gegenüber dem älteren System hervortritt; diese Verschiebenheit läßt sich dahin bestimmen, daß die alte Lehre Naturgesetze vor sich zu haben glaubte, während die heutige Ansicht nur relative Gesetze und Normen und in weiterer Folge nur noch relative volkswirtschaftliche Lösungen anerkennt, eine Ansicht, die gegenüber den hier konzentrischen Richtungen der Manchester'schen und des Sozialismus wesentlich von deutlichen Gelehrten, wie Kautz, Mosher und Hilsebrand vertreten worden ist. — Ich glaube mit Obigem den Charakter der Schönberg'schen Abhandlung als sachgemäße Reproduktion des bisher auf dem Gebiete der nationalökonomischen Wissenschaft Erreichten und Erkannten angedeutet zu haben; ihre Lesart ist empfehlenswerth für Jeden, der sich den Standpunkt der historisch-ethischen Schule vergegenwärtigen will.

Auf gleichem Standpunkt wie Dr. Schönberg bezüglich der Auffassung von den Aufgaben der Nationalökonomie steht Professor Weiß in seiner Arbeit über die Arbeiterfrage, und er ist der Ansicht, daß gerade die Arbeiterbewegung in ihren letzten Elementen in der neuen Anschauung von dem wirtschaftlichen Leben, in der Grundlegung der Nationalökonomie auf ethisch-sozialer Basis wurzle. Ihm bergen die Ideen, die unserem Jahrhundert einen eigenthümlichen Charakter verleihen, die Elemente dreier großer Erscheinungen in sich: die erste sei bezeichnet durch den mächtigen Einfluß der Naturwissenschaften auf unser ganzes Wissen und Denken, die zweite durch den Verfall der positiven Religionen, die dritte durch die in Folge der riesigen Zunahme der materiellen Güter und der wirtschaftlichen Arbeit verursachte neue Verteilung der sozialen Kräfte. Für die in den Kreis letzterer Erscheinung gehörende Arbeiterbewegung, deren hohe Bedeutung vom nationalökonomischen, politischen und ethischen Standpunkte ja sicher Niemand ableugnet (der geehrte Verfasser beweist sie und sehr treffend im Eingang abermals), stellt sich und die Frage, welche Wege unsere Zeit zur Lösung der hier hervortretenden Widersprüche einschlägt? Dr. Weiß kennzeichnet im Weiteren den Kampf um eine neue wirtschaftliche Ordnung, wie er je nach den Ländern eine verschiedene Gestaltung gewonnen. Hier ist nur der Abzug über den Kommunismus, dessen Undurchführbarkeit zur Zeit seines ersten Auftretens der Verfasser anerkennt, interessant gewesen, in dem Dr. Weiß „ohne prophezeien zu wollen“ den geläuterten Kommunismus erreicht die Herrschaft erhoffen läßt. „Es wäre Kurzsichtigkeit und Philisterei“, sagt er, „in einer Zeit, die ihre Hand an das Höchste gelegt hat, die die Autorität der tausendjährigen Bibel entthront

und die die alten Götzen, mögen sie nun dem religiösen, politischen oder dem geistigen Leben angehören, umgehoben hat, der der Möglichkeit des Kommunismus zurückzuführen.“ Diese Zukunftssicht klingt fast seltsam in den sonst sich ganz an tatsächlichen haltenden Andeutungen über die vorliegenden Verhältnisse, ich sage „Andeutungen“, denn man kann bei der Kritik des Verfassers die Kürze nur bedauern. Gegenüber nun dem in Frankreich er- und entstandenen Kommunismus und seiner Abschwächung im Sozialismus, der gleichfalls über die Theorie und das bloße Hineinbleiben nicht hinauskam, bezeichnet Dr. Weiß es als einen Hauptbatterungsring Englands auf dem Gebiete der Arbeiterfrage, daß es die Lösung der Schwierigkeiten nicht von einem willkürlichen Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsgrundlagen abhängig machte, sondern im erprobten Vertrauen auf Verfassung und Selbstgovernment den Hebel der Reformen nicht an ideale Punkte, sondern an die ersten besten Punkte der bestehenden Ordnungen ansetzte. Die kritischen Resultate des langen Kampfes waren die, daß der Arbeiter sich geistlich dem Industriebölen einfügte und die gegenwärtige Produktionsmethode mit seinen Ansprüchen wenigstens formell und juristisch, mehr und mehr in Einklang setzte.

Es entstanden die Fabrikgesetze (Factory acts), die Anzeichen, die Gewerksvereinigungen und neuerdings das Gesetz über die Vereinigungskämter. Neben der Gesetzgebung aber hebt der Verfasser als Mittel zur günstigen Gestaltung der Arbeiterverhältnisse in England besonders die Eigenthümlichkeit der Arbeiter hervor, in Vereinen zur Unterstützung, zur Verbesserung der Lebenslage und zum Schutz gegen die ausdeutende Gewalt der Mächte, der Unternehmer und des Kapitals, der er Regelung des Arbeitsangebots, Steigerung des Gehalts, Kürzung der Arbeitszeit, Bildung, Fertigkeit und größere wirtschaftliche Selbstständigkeit verdankt. „Was von Seite der englischen Arbeiter bisher geschah“, führt Weiß dann fort, „entspricht einzig und allein dem Selbsthaltungstrieb. Nicht die Vernichtung des Eigentums, auch nicht die des Kapitals, weder die absolute absolute Erhöhung des Arbeitslohnes, noch das Ideal der Abschaffung des Unternehmerrückgewinns ist es, wonach der englische Arbeiter handelt, sondern eine vernünftige und dem Interesse des Arbeiters entsprechende Regelung der Arbeiterverhältnisse innerhalb der Grenzen vernünftiger, gerechter Produktionsmethoden.“ Und doch der geläuterte Kommunismus das Ideal der Zukunft!

Wir kommen zur Arbeiterbewegung in Deutschland, bei welcher sich bekanntlich zwei im Grund total verschiedene Ansichten und Richtungen geltend machten, die sich an die Rasse Kasalle und Schulze-Delitzsch knüpfen, und es ist hier die kassal'sche Theorie der Erweiterung der politischen Rechte und der Neuorganisation des wirtschaftlichen Produktionsprozesses, von der der Verfasser die notwendige „Umstellung“ auf das Gebiete des Wirtschaftssystems erwartet. Der erste Schritt aber, so folgert er weiter, zur Neugestaltung der wirtschaftlichen Ordnung liege in der Entfaltung von Organen, die den in der Industrie thätigen Faktoren nach ihren bestimmten Aufgaben und Zwecken dienen, und welche den Anfang zu einer Reorganisation der industriellen Gesellschaft bilden, die seit Auslösung im Punkt, seit der Einführung der Maschinen und der volkswirtschaftlichen Gestaltung unseres Produktionsystems seine bestimmte Ordnung vermissen läßt, ohne welche die sozialen Kräfte nicht das Maß noch die Sicherung ihrer Thätigkeit finden können. In unserer Zeit scheint nun nichts so sehr geeignet, diesen Anforderungen zu entsprechen, als Gewerkevereine und Arbeiterkammern, die den Anfang zu einer neuen Bewegung an sich

heiten hatten. So eiserntlich Augustus auf seine Rechte war, verstand er sich doch dazu, sie beinahe mit Livia zu theilen, er verleiht alle wichtigen Angelegenheiten mit ihr, ließ sie theilnehmen an den Ehren, die man ihm erwies und bewilligte ihr, wie seiner Schwester Ottavia, die tribunische Unverletzlichkeit. Claudius wurde gänzlich von seinen Frauen beherrscht und es durfte unter seiner Regierung im Reiche nichts ohne ihren Willen geschehen. Tacitus schildert es als etwas ganz Unerhörtes, daß an dem Tage, wo der gefangene Britannier Caracatus im Triumph in Rom aufgeführt ward, Agrippina nicht weit von ihrem Gemahl auf einem Thron saß, gleich ihm von Soldaten und Adlern umgeben, und daß der Besiegte ihr dieselben Huldigungen darbringen mußte wie dem Kaiser. Er nennt dieses Schauspiel ein neues, dem Geiste der Vorfahren völlig widersprechendes und fügt hinzu, Agrippina sei nicht zufrieden, die Gemahlin des Kaisers zu sein, sondern wolle auch als seine Gesährtin in der Herrschaft betrachtet werden. — Es wäre nicht lange, so hätten solche Ansprüche durchaus nichts Verwunderliches mehr, sondern erschienen als selbstverständlich. Zur Zeit der Antonine sang man an, den Kaiserinnen den Namen „Mütter der Lager und der Legionen“ zu geben, zu denen später noch der „Mütter des Senates und des Volkes“ kam. Und diese Titel waren keine bloßen Schmuckeisen, sondern es ist oft genug vorgekommen, daß die Kaiserinnen im Namen ihrer Gatten oder Söhne das Reich ganz nach ihrem Gutdünken regiert haben.

Das vom Hofe gegebene Beispiel fand natürlich überall Nachahmung. Die Frauen der vornehmen Gesellschaft mischten sich um diese Zeit ganz offen in die politischen Intrigen und brachten zu diesem Geschäfte die ihnen eigene Feindsel und Zähigkeit mit. Da sie für sich selbst keine Stellen fordern konnten, so bewarben sie sich für ihre Schutzbefohlenen darum. Es ward förmlich Mode, seinen Weg dadurch zu machen, daß man sich das Wohlwollen der Damen zu erwerben suchte, und war ihr Einfluß in Rom groß, so war er noch viel größer in den Provinzen, wo sie nicht mehr unter den Augen des Kaisers und derjenigen Männer waren, die sie doch fürchten mußten. Es gab fast keinen Erverfungsproceß in irgend einer Provinz, bei dem die Frau des Statthalters nicht die Hand im Spiele gehabt hätte. Alle Intriganten wendeten sich an sie; sie mischte sich in alle Geschäfte, sogar in die militärischen, und erlangte auch hier häufig ein solches Uebergewicht, daß es vorkam, daß Soldaten und Officiere sich vereinigen, um der Frau ihres Führers eine Statue zu errichten.

Wir sehen die Römerinnen nach dem Vorübergehenden weit entfernt von dem Zustande der Sklaverei, zu dem man sie gewöhnlich verurtheilt glaubt, dürfen dabei aber freilich nicht vergessen, daß diese Unabhängigkeit, wie wir bereits bemerkt, weit mehr ein Ergebnis der Toleranz und des Gebrauchs war, als auf Grundbitten beruhte. Die bürgerlichen Gesetze lauteten ganz anders und auch die Philosophie war den Frauen durchaus nicht günstig. Die römischen Philosophen waren in Bezug auf die Frauen ganz der Ansicht ihrer griechischen Vorgänger. Cicero eignet sich eine Stelle des Plato an, in welcher derselbe als Probe der höchsten Verwilderung schildert, daß der Sklave sich weigert, seinem Herrn zu gehorchen und die Frau sich ihrem Manne gleichstellt. Seneca behauptet mit Aristoteles, die Frau sei ein unwissendes, unzurechnungsfähiges Geschöpf, unfähig sich selbst zu regieren — animal imprudens, ferum, cupiditatum impatiens — und spricht ihr daher jedes Anrecht auf Gleichheit und Gerechtigkeit ab.

Während jedoch Gesetzgeber und Philosophen sich die Hand reichten, die Frau in tieferer Abhängigkeit zu erhalten, waren der Gebrauch und die öffentliche Meinung geschäftig, sie zu eman-

zipiren. Die Hauptursache dieser Erscheinung wird jedenfalls in der hohen Meinung zu finden sein, welche die Römer von je bei der Ehe hatten. Für sie war sie „eine Verschmelzung zweier Leben“ und eine solche konnte nur vollkommen sein, wenn zwischen den beiden Gatten alles gemeinsam war. „Als ich Dich heiratete“, sagt die edle Perla zu Brutus, „geschah dies nicht, um gleich einer Courtisane Tisch und Bett mit Dir zu theilen, sondern um Theil zu haben an allem Guten und Bösen, was Dir bezeugt.“ Dieses gleiche Theilhaben an den Freuden und Leiden mußte ein Prinzip der Gleichheit in die Familien bringen, welches so stark war, daß es endlich den Sieg davon trug über die Vorurtheile der Welt, die Theorien der Philosophen und die Vorschriften der Gesetzbücher. Es ist lehrreich und interessant, bei den Rechtsgelehrten zu studiren, durch welche geschickte Manöver eine vom alten Zivilrecht aufgestellte Schranke nach der andern niedrigergerissen und die Gleichheit zwischen den Gatten herbeigeführt ward. Kaiser Antonin hob endlich auch das Gesetz auf, welches die Frau, die beim Ehebruch ergriffen wird, zum Tode verurtheilt, während es dem Manne im gleichen Falle Strafflosigkeit gewährt, und setzte für Mann und Frau die gleiche Strafe für den Ehebruch fest.

Trägt die Gesetzgebung des Kaiserreiches die unentzerrbaren Spuren des zu Gunsten der Frauen in Rom stattgehabten Umschwungs, so muß man doch, wenn man genau wissen will, bis zu welchem Grade sie frei waren, sich noch nach andern Zeugnissen umsehen, und die alte Welt nicht nur in den Büchern der Philosophen und Rechtsgelehrten, sondern auch dem Leben und der Wirklichkeit studiren. Einen vortheilhaften Anhalt dazu geben die auf uns gekommenen Zurschriften. Haben wir uns dieselben genauer angesehen, so dürfen wir geneigt sein, die Römerinnen nicht mehr zu beklagen, sondern im Gegentheil einzuflehen, daß sie Verrechte beklagen, deren andere Frauen sich nicht überall rühmen können. Sie befehlen gleich den Männern das Recht nehmen zu bilden und deren Vorstehende zu wählen, was bei uns immerhin nur unter der Voraussetzung gebildet wird, daß man keine Politik erhandelt, während eine Kamme des kaisers Hellogabalus einem dieser Vereine eine bedeutende politische Wichtigkeit gab. Er bestimmte, aus welchen Personen er zusammenzusetzen sein, zu welchen Tagen er sich versammeln solle und gab ihm den Namen senaculum — kleiner Senat. Hier wurden Einkettenfragen entschieden, bestimmt, welche Kleider die Frauen ihrem Range gemäß tragen, wie ihre Wagen, Säufsen u. s. w. beschaffen sein sollten. Hier wurde der Vortritt bei festlichen Gelegenheiten geregelt, festgesetzt, wer zuerst zu grüßen habe u. s. w. Diese höchst blauen Einrichtungen, die selbstverständlich an den lächerlichsten Vorurtheilen Anlaß geben mußte, geriet nach dem Tode des kaisers Hellogabalus in Verfall, muß aber von einem seiner Nachfolger wieder hergestellt sein, denn sie existirte noch zu den Zeiten des heiligen Hieronymus, hat also während des ganzen Kaiserreiches gedauert.

Frauen geringerer Herkunft, die keinen Zutritt zu dem kleinen Senat hatten, bildeten andere Gesellschaften, welche nicht ohne Wichtigkeit waren und zuweilen Einfluß auf municipale Angelegenheiten hatten. Man verleiht hier über Wohnungen, die man einem Beamten der Stadt zu Theil werden lassen wollte, oder votirte Summen für die Errichtung von Statuen und Monumenten. Bei den Wahlen war es den Frauen nicht gestattet, ihre Stimmen abzugeben, wohl aber durften sie Kandidaten empfehlen und unter den Wahlaufrufen, welche man noch an den Mauern von Pompeji sieht, sind mehrere von Frauen unterschrieben.

Waren die Frauen reich, von gutem Herkommen und an Prä-

jenen von Rang und Ansehen verheiratet, so trennte sie die öffentliche Dankbarkeit nicht von ihren Männern und errichteten ihnen mit tiefen gemauerten Monumenten. Ost schenke sie diese Dankbarkeit auch geistlich hervorzuerheben zu haben, indem sie Tempel und Triumphbögen banten, Theater ausschmückten und Spiele veranstalteten, Wohlthaten, welche die Städte stieß mit öffentlichen Ehren vergalt. Die Frauen erhielten fast die gleichen Auszeichnungen und dieselben Titel wie die Männer. Die großen Hosiagionen stellten sich unter ihr Patrozinium, man nannte sie „Mütter und Beschützerinnen der Stadt“ und diese Ehrenbezeugungen erhielten einen um so höheren Werth, als sie in Folge ständlicher Beratungen erteilt wurden. Darf man die Bedeutung derartiger Auszeichnungen auch nicht überschätzen und muß man eingestehen sein, daß dieselben nie eine wirkliche Machtbefugnis in sich schlossen, so ist es darum doch nicht weniger wahr, daß unter den römischen Kaiserinnen die Frau dem öffentlichen Leben in vielen Beziehungen näher trat, als ihr dies heute gestattet wird.

Frankreich.

Der Karneval des Wörterbuchs.*)

Leichter Scherz und geistreiche Wortspiele sind ein Gebiet, auf dem wir den Franzosen im Allgemeinen am liebsten begegnen. Jeder wirkt, wie es scheint, die gegenwärtige ungünstige Stimmung der Nation auch auf ihren Witz ungünstig und giebt ihm vielfach etwas Mattes, Gezwungenes, Verzerrtes. Die Idee der Wortspiele und künftigen Wörterbücher ist keineswegs eine neue. Sie kam schon im vorigen Jahrhundert**) häufig zur Anwendung und wurde in der Neuzeit nicht selten von sehr gewandten Jüngern kultiviert. Man kann nicht sagen, daß Pierre Véron, der unerschöpfliche Kurier des „monde illustre“ seine Vorgänger sehr übertroffen habe, aber sein kleines Buch enthält doch manches, was es einer flüchtigen Beachtung werth macht. Pierre Véron beginnt mit einer Satyre auf die Räte der französischen Akademie und hauptsächlich das berühmte Wörterbuch derselben, dessen problematische Existenz in den Volksüberlieferungen neben den Fühnern mit Zähnen, dem weißen Raben und der Mode mit den vier Donnerstagen figurirt. Es ist vielleicht mehr als ein schlechter Witz, wenn Véron die Stellung der Akademie gegenüber den Neubildungen der Volkssprache und den Ergüssen der Natur vor mit dem Zustand jenes Mannes vergleicht, der ganz nackt, ein Stück Tuch über dem Arm, daselbst und abwarten zu lassen glaubt, bis die Mode aufgehört hat, zu wechseln. Noch trauriger ist das Gleichniß eines Photographen, der seinen Apparat vor einem Gegenstand aufgestellt hat, welcher fortwährend Gränge macht und durchaus nicht ans sein: stille gestanden! hören will. Die „Breiterhütte“ nun, welche Véron scherzweise an die Stelle dieses immer noch vergebens erwarteten Palastes setzt, enthält manch geistreichen Einfall. Der harmlosen Witze sind dabei am wenigsten wie:

Alter. Das einzige Geheimniß, das die Frauen zu bewahren wissen. Gewissenbüßte. Die Indigestion der Seele.

*) Le carnaval du dictionnaire par Pierre Véron. Paris, Michel Lévy, 1874.

**) Das ziemlich gelungene A-B-C-Buch für große Kinder, herausgegeben von Joseph Richter. Wien 1782.

Gutmüthigkeit. Das Herz im Schlafrock. Kassier. Ein Schuengel, der sich zu oft seiner Flügel bedient. Menschenfresserei. Die wahre Art, um seiner selbst willen geliebt zu werden.

Verdammend stiftendbernde Worterklärungen sind Satiren, wobei ihm freilich das horazische: „difficile est, satyram non scribere“ zur Entschuldigung dient.

Erniedrigung. Ein Mittel, um emporkommen; sehr in Ehren im neunzehnten Jahrhundert.

Schimpf. Ehemals starb man daran, heute lebt man davon.

Kassität. Eine Nummer, die in der Lotterie des Erfolgs sehr oft herauskommt.

Daß natürlich dem Ehebruch, um den sich ja zur Zeit fast die ganze „schöne“ Literatur Frankreichs dreht, auch hier eine Anzahl von Betrachtungen gewidmet sind, versteht sich wohl von selbst: Ehebruch. Eine Dreieinigkeit, der es selten gelingt, ein Monstrum zu sein.

Gattin. Ein Engel. Ich sage nicht: nein; aber das Schreckliche für den Honigmond ist, daß alle Monde in der Form von Halbmonden ausgehen und alle Halbmonde in der Form von Hühnern.

In der Politik giebt dem Verfasser besonders der Ultramontanismus viel Stoff:

Verdummten. Ein altes Wort, ersetzt durch Verulstifiren. Gegengift. 15 Zeilen vom Voltaire gegen eine Sammlung des „Univers.“

Kongl. Der Nichtplatz der Vernunft.

Zeulit. Sie sagen: ich bin von der Gesellschaft Jesu. Indes sagte ebenso.

Wiß zur Ermüdung oft lehren Anspielungen auf den Staatstreue wieder; gelungener sind die Verpottungen der politischen Wetterwendigkeit.

Veränderlichkeit (politische). Das Tourniquet des Gewissens.

Je öfter es sich dreht, um so mehr bringt es ein.

Befahrung. Wendet Euch an alle Wetterfahnen; sie werden antworten: „Der Wind ist Schuld daran!“

Kamäleon. Ein Thier, welches Politik treibt, ohne es zu wissen.

Mehr auf die gegenwärtige Sachlage beziehen sich:

Abwesenheit. Verjüngungsgebrünnen der Präsidenten.

Präsidenten. Fischer im Trüben.

Aklimatisirung. Eine Operation, welche seit 80 Jahren in Frankreich sehr gut bei Pflanzen und sehr schlecht bei Dynastien anhängt.

Wiederherstellen. Dieses Wort hat zwei sehr verschiedene Bedeutungen. Z. B. wenn Sie sagen hörten: „das Königthum ist wiederhergestellt“, so würde das nicht heißen, daß es aufgehört habe, krank zu sein.

Obgleich Véron nicht anrichtig die Allianz als den weißen Hasen der äußeren Politik Frankreichs bezeichnet und das Wort „Quiproquo“ als: „einen Talkenrand brauchen und einen Benedetti nehmen“ erklärt, so kann doch auch er den Revanchegeanken nicht nachgeben vorübergehen lassen:

Revanche. „Wenn man will“, so warnt er bei diesem Worte, „daß die erste Aufführung Erfolg habe, so dürfen die Journalen das Stück nicht vorher erzählen.“

Auch für die Literatur fallen einige glückliche Worte ab:

Alexandriner. Der Elefant der Poesie.

Rebye. Das Symbol der Kritik. Der Stachel ohne den Honig.

Das kleine Buch ist mit 24 Zeichnungen von Habel versehen, die mehr originell als anhängig genannt zu werden verdienen. Gottfried Böhm.

Italien.

Klassische Studien in Italien.

Ein erfreulicher Aufschwung giebt sich in Italien auf dem Gebiet der klassischen Studien kund. Namentlich scheinen es die Griechen zu sein, welche sowohl in ihren Denkern wie in ihren Rednern die Theilnahme des italienischen Volkes erwecken. Kürzlich erst trat ein Mitglied des italienischen Parlaments, Filippino Mariotti, mit dem ersten Band einer auf drei Theile berechneten Uebersetzung der Reden des Demosthenes hervor, welche alle früheren, selbst die bis dahin für die beste anerkannte des Reichler Gesarotti weit übertraf, — und heute sei es und gestatten, einer weiteren Erscheinung hier zu gedenken, die sich mit einem der größten Denker des griechischen Alterthums befaßt.

Herr Eugen Ferrai, Professor der griechischen Literatur an der Hochschule zu Padua, hat es nämlich unternommen, der vaterländischen Literatur eine Uebersetzung der sämtlichen Werke Platons zu schenken, die sowohl in philologischer wie philosophischer Hinsicht den neuesten Forschungen der Wissenschaft vollkommen Rechnung trägt.

Bekanntlich galt bis in die jüngste Zeit die zu Anfang des 17. Jahrhunderts herausgegebene Uebersetzung Platons von Pardi-Bembo für eine der besten, we nicht für die beste in Italien. Obgleich recht schätzenswerth in Hinsicht des Stils, stand dieselbe indess schon längst nicht mehr auf der Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen der Neuzeit. Seit ihrer Abfassung hat die sprachliche Erforschung des Griechischen ungeheure Fortschritte gemacht und die Textkritik aller klassischen Autoren, insbesondere aber jene Platons, wesentliche Verbesserungen erfahren. War nun eine neue Uebersetzung des griechischen Philosophen ins Italienische schon längst ein dringendes Bedürfnis geworden, so war es andererseits keinem der verschiedenen Sprachgelehrten, die sich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts an diese Aufgabe machten, gelungen, ihr rühmliches Unternehmen zu Ende zu führen. Ein günstigeres Prognostikon läßt sich in dieser Richtung der Publikation des Paduaner Professors stellen, von welcher bereits vor einiger Zeit zwei Bände erschienen sind, während der dritte so eben aus der Seminariatsdruckerei zu Padua hervorgegangen ist.)

Dieselben Vorträge, welche die beiden ersten auszeichneten, zählen auch zu den empfehlenden Merkmalen des letztverkauften Bandes der Ferraischen Uebersetzung, welcher die vier theoretischen Dialoge Platons, des Phädrus, das Gastmahl, den Euthydemus und den Menexenos enthält. Man sieht deutlich, daß der Uebersetzer vollkommen auf der Höhe der neuesten klassischen Forschungen in Deutschland, Frankreich und England, sowie namentlich alles dessen steht, was mit spezieller Rücksicht auf Plato daheim und auswärts gedacht, gesagt und geschrieben wurde. Dabei verbindet er mit dem genauen Verständnis des griechischen Textes eine gründliche Kenntniß des philosophischen Moments, — eine Eigenschaft, deren Mangel namentlich bei Pardi-Bembo schwer empfunden wird.

Besonders bemerkenswerth sind die Einleitungen zum Phädrus und zum Gastmahl, welche ein tiefes philologisches und philosophisches Wissen verrathen, und hauptsächlich auf Grundlage deutscher Forschungen dem Leser das Wissenswürdigste an die Hand geben, um mit Verständnis und Nutzen jene zwei be-

rühmten Dialoge zu lesen, von denen bekanntlich der eine tiefe Liebe, der andere das Schöne zum Gegenstand hat.

Der Platonismus ist mit der Geschichte der Philosophie, der Literatur, ja der Wissenschaften selber so innig verflochten, daß in diesem Umfange allein der allgemeine Nutzen von Ferrais Arbeit eine genügende Erklärung lände. Für Italien hat aber dieselbe noch eine ganz besondere Bedeutung. Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß vom Abbate Rosmini an bis auf das ehrwürdige Haupt, welches heutzutage die italienische Philosophie vertritt, die philosophischen Anschauungen Platons einen hervorragenden Einfluß in der italienischen Halbinsel zu behaupten gewußt haben. Rosmini war ein furchtbarer Platoniker, — Niebuhr ein etwas flüchtiger, und Mamiani, trotz der heftigsten Plötz der positivistischen Strömung, ist noch immer ein Verehrer Platons. Gewiß ist es im Interesse des Geistes wie der italienischen Fortbildung, den Strom aufwärts zu verfolgen, und an der Quelle selber, vermöge trauriger historischer und kritischer Studien zu schöpfen. Diese Aufgabe, welche andere Nationen bereits oder theilweise erfüllt haben, muß über kurz oder lang auch von Italien in Angriff genommen und durchgeführt werden. Es ist eine Beschäftigung, bei der die selbständige Entwicklung des Gedankens nur gewinnen kann.

Täuschen wir uns nicht, so ist Ferrais Uebersetzung der Werke Platons ein kräftiger Anlaß in dieser Richtung, und deshalb glauben wir dieselbe nicht bloß als eine wichtige Erscheinung in der Plato-Literatur empfehlen, sondern überhaupt als einen Fortschritt auf dem Gebiet der klassischen Studien in Italien bezeichnen zu dürfen.

J. v. H.

Amerika.

Die Internationale Revue.

Wir hatten unlängst (No. 16 des Magazins vom 18. April d. J.) Gelegenheit, eine völkerverbindende Revue zu begrüßen: The International Review. Six Times a Year.) Von derselben liegt uns nunmehr das zweite Heft, März 1874, vor. Wiederum müssen wir der Wahl des Stoffes, den die einzelnen Artikel behandeln, unsere Anerkennung widersprechen lassen. In Artikel I. behandelt Dr. Th. Hughes, M. P., D. C. London, die arbeitenden Klassen in Europa. Hier sind die Berichte veröffentlicht, das Wohl der arbeitenden Klassen fördernden Vereine zu Grunde gelegt, z. B. derjenige des Co-operative Congress held at Newcastle on Tyne, 1873, ferner der Bericht von Schulze-Wechsungen über die Verfassung und Kredit-Gesellschaften vom Jahre 1871—1872. Dr. Hughes knüpft seine Darstellung an eine Ballade an, die vor einigen Tausend Jahren unter den Engländern auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans populär gewesen sei. In dieser Ballade wird die Lage des Arbeiters beklagt, der am Abend sich abmüht: Priester und Regierende seien schnell im Unrechtthun und die Mühen Gottes mahlen langsam; so klagt John of the Smithy:

For the priest and the ruler are swift to wrong,
And the mills of God are slow to grind.
But a clear keen voice comes over the sea;
It is piercing the gloom of the waning night;
Time was, time is, and time shall be,
When John o' the Smithy shall come by his right —

*) New-York, H. S. Barnes & Co.; Berlin, A. Köper & Co., Mohrenstraße.

*) I dialoghi di Platone, movimento vulgarizzati da Eugenio Ferrai. Padova. Tipogr. del Seminario. 1874. 8. Vol III.

„Die Mühlen sind schnell genug gegangen seit jenem Liebe, und die Frage ist nicht mehr, ob „Johann aus der Schmelze“ zu seinen Rechten kommen, sondern ob er irgend welche Rechte für andere Leute übrig lassen wird.“ Aber nicht aus Amerika ist die klar kein *voies* gekommen, vielmehr in Europa selbst hat sie sich erhoben. Der praktische Bewegung voran gingen in Europa Schriftsteller wie Saint Simon, Charles Fourier, Robert Owen. Ein verschiedenes Schema wurde von ihnen aufgestellt, Konsumvereine zu gründen, Arbeitervereine, um Kapital zur Förderung der Sache zu beschaffen, Klubs zu geselligen Vergnügungen, endlich wohlfeile Wohnungen herzustellen. Es folgten nun eingehende Berichte über den praktischen Stand der Sache, an der Hand derjenigen jungen Wissenschaft, die man wohl die Schutzgöttin des Arbeiters nennen darf, der Statistik. Nachdem von den enormen Erfolgen nach der angegebenen Richtung hin in den großen Industriestädten Englands gesprochen ist, wird dann gesagt, wie riesige Tendenz in ganz verschiedener Weise sich in Deutschland Bahn gebrochen habe. Wir sprechen hier von Herrn Schulze-Delitzsch. „Die gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse in Deutschland sind sehr verschieden von dem in England vorherrschenden. An Stelle der ungeheuren Etablissements, wo Hunderte von „Händen“ unter der Kontrolle und für den pekuniären Vorteil eines Inhabers, „Hauptes“ verwandt werden, finden wir, zum größten Theil, eine Menge kleiner Eigenthümer, die über eine Vielzahl kleiner Städte oder Dörfer vertheilt sind, die mit eigener Hand auf eigene Rechnung arbeiten, mit der Unterstützung weniger Gesellen oder Lehrlinge, unter dem Nachtheil arbeitend, daß ihre beschränkten Mittel ihnen nicht erlauben, das Material ihrer Industrie sich zu verschaffen oder das Kapital, das erforderlich ist, dieselbe produktiv zu machen, unter Bedingungen, die zu erfüllen der reichere Mitbewerber im Stande ist. Was aber für den Einzelnen unmöglich ist, dachte Herr Schulze-Delitzsch (!) möchte für Korporationen gleichartiger Individuen leicht sein, die sich die Sicherheit kollektiver Verantwortlichkeit gewöhnten.“ Aus dieser Idee entsprangen die Volksbanken. Die Gesamtzahl der Mitglieder seiner Vereine schätzte Schulze-Delitzsch auf 1,300,000.

Im Ganzen hält sich Hr. Hughes Darstellung in den Grenzen eines kenntnißreichen Referates, weniger die Beurtheilung als die Vergleichung der Erfolge bei den verschiedenen Nationen, Engländern, Deutschen, Franzosen, ist sein Augenmerk. Zum Schluß bemerkt dann unser Engländer: „Der Einfluß der (Arbeiter-) Bewegung auf die Religion ist ein höchst interessantes Stadium. Eine bedeutende Section der englischen Co-operators erkennen offen, daß ihr Ziel und Hoffnung ist, ihren geschäftlichen Verkehr zu einem christlichen zu machen, in gewöhnlichen Leben, in Kauf und Verkauf, in Produktion und Konsumtion, die alten Wahrheiten geltend zu machen, die seit beinahe 2000 Jahren für den Bekenner des Christenthums maßgebend gewesen sind.“ —

Eine astronomische Abhandlung, Durchgang der Venus, von Professor Gillard in Washington, U. St., bildet den zweiten Artikel.

Einen acht internationalen Charakter trägt der nächste Aufsatz über die „Ädleren Schönen“ (Upper School) von Rev. J. M. Goss (College of N. Y.). An der Hand statistischer Daten werden hier interessante Vergleiche betreff des Schulwesens angestellt. „Eine Reihe höherer Schulen“, bemerkt der Verfasser, „für jeden Distrikt des Landes erreichbar, allen Ständen thatsächlich zugänglich, reichen und armen, und unter hochgebildeten Lehrern, ist der große Vorzug des Systems der Erziehung in Preußen, Dänemark und Holland, und das schreckliche Defizitum in Eng-

land, Schottland, Irland und den Vereinigten Staaten.“ Das Elementar- und Primär-Schulen beträfe, so stehen die Vereinigten Staaten so hoch als irgend ein Land der Welt. „Die Amerikaner fühlen, daß wenn ihre republikanischen Institutionen dauern und gedeihen sollen, ihre Erziehung ebenso allgemein sein muß wie ihr Stimmrecht.“ Es wird aber als ein Hauptmangel des amerikanischen Unterrichtswesens bezeichnet, daß man keine Schul-Ansprüche durch hochgebildete Männer eingeführt habe; Verfasser erinnere sich, wie wesentlich umgehalten und zum Besseren führend diese Institutionen ihrer Zeit in England gewirkt habe. Wenn die Amerikaner nicht bald mit ihrer gewohnten Energie diesen Mangel abstellten, so würde ihr Schulwesen hinter demjenigen von Kanada, Australien, ja selbst von Hindostan zurückbleiben.“

Was Großbritannien betrifft, so wird der Schule Schottlands entschieden der Vorzug über England und Irland zugestanden. John Knox ist auch Reformatoren des schottischen Schulwesens. Die von jenem gewaltigen Manne organisierten Parochialschulen geben das erste Beispiel einer der Gesamtheit des Volkes ins Auge fassenden Erziehung.

Auf den zweifachen kenntnißreichen Darstellung ist naturgemäß der praktische, auf Verbesserung des amerikanischen Schulwesens hinzuwirken.

Im nächsten Aufsatze bespricht der geistreiche Philip Gilbert Hamerton*), Esq. London, die Praxis des Malens bei den großen Malern verschiedener Völker.

Eine eingehende Darstellung erzählt sodann der amerikanischen Weltmarkt, schließlich das „Nationale und Internationale.“ Haben wir nun aus den beiden ersten Heften der International Review den Eindruck gewonnen, daß das Zeil der praktischen und positiven Wissenschaften, um diesen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, mit entschiedenem Egoismus und Vorliebe, und in wahrhaft internationaler Art von der Zeitschrift angebahnt wird, so haben wir doch noch nicht gesehen können, daß auch auf rein geistigem, philosophischem, religiösem oder ästhetischem Gebiet der Amerikanismus ähnliche Trümmer zu erringen, vorab wenigstens, im Stande wäre. Wir hielten uns nun keineswegs für berechtigt, mit solchem Mißtrauensvotum unsern Bericht zu schließen, wenn nicht die Schlussgasse der Zeitschrift, eine Rezension von Dr. Straußens letzter Schrift, und dazu Anlaß gäbe. Das Urtheil ist auf die dichteste Jährenstern religiöser Beurtheiler und größter Unwissenheit überhaupt berechnet, es stimmt somit vollständig mit einem vor Kurzem in diesen Blättern gegebenen Urtheil der Amerikaner über Dr. Strauß. „The Old Faith and the New, A Confession, By David Friedrich Strauss“, ist nämlich auch zu New-York bei Henry Holt & Co. erschienen. „Man kann ein solches Buch wie dieses“, beginnt der Referent, „nur mit einem Gefühl des Mitleids lesen. Dr. Strauß ist längst die vollständige Personifikation — das Non plus ultra — des kritischen Rationalismus gewesen.“ Es wird gesagt, daß die Welt seit dem ersten Auftreten von Dr. Strauß viel gläubiger geworden sei. „Der arme Strauß ist gänzlich hinter dem Zeitalter zurückgeblieben.“ Der „Alte p. p. Glaube“ ist in der That nicht ohne Gehalt geschrieben. Doch, gleich Vielem, was er zuvor geschrieben, giebt es bloße Behauptungen statt der Beweise, längere oder verkürzte die bestbegründeten Thatsachen. Mit der Gewandigkeit eines alten Mannes hat Strauß einen großen Raum in dem vorliegenden Buche

*) Eingehenden Bericht über Hamertons geistreiches Buch, The Intellectual Life, London, 1873, gaben wir in Nr. 45 vom 8. November 1873.

ausgefüllt. . . . Seine Bücher werden bald unter den vergessenen Dingen sein, und das ohne irgend welchen tatsächlichen Verlust für die Menschheit."

Vergleichen würde denn doch ein deutscher Orthodoxer nicht zu reden wagen, da er immer eine gewisse Kenntniß der Sache voraussetzen muß; wenn er Alles that, die Angriffe eines Strang zurückzuweisen, so wird ihm das von seinem Standpunkte aus Niemand verdenken; wenn er aber einen Mann, dessen hohe wissenschaftliche Integrität alle seine Gegner anerkannt haben — wir erinnern nur an den gelehrten Hng. Keenan — zum anerkennlichen Rabblisten machte, den er nur debauern kann — so entzieht er sich eben der Kritik. In einem illustrierten deutschen Journale New-York haben wir übrigens eine viel objektivere Etage über Das. Strauß gefunden. T. d. W.

Indien.

Gericht über indische und englische Verhältnisse.*)

Vom Abgeordneten Dr. Ebertz.

I.

Einführung.

England ist älter im parlamentarischen Leben, als irgend eine andere Nation der Welt; aber auch gereifter. Diese Reife spricht sich in der Verbindung von Wissenschaft und dem Leben aus, wie sie sonst nirgends hervortritt. Was die Wissenschaft und Kunst aus ihren Gruben schaffen, wird für das Gemeinwohl verwendet, und die Volkvertretung ist nicht ein bloßes Parlament, sondern die Förderin der freischaffenden Unternehmungen auf dem Gebiete des sozialen Lebens. Dies fördert sie durch ihre Kommissionen zu Tage, in welche sich Männer der Wissenschaft, des praktischen Lebens, der Verwaltung, des Parlaments, ohne Unterschied der Parteistellung, von einer über den Parteien stehenden Regierung zusammenberufen, zu einem wahrhaft humanitären Bunde vereinigt, ihre Wirksamkeit über die Dauer der einzelnen parlamentarischen Legislaturperioden hinaus erstreckend, nicht bloß in höchst belehrender, nein, in wahrhaft erhebender Weise die Hand reichen. Erst durch eine solche Organisation erlangt der Parlamentarismus seine wahre Bedeutung, ja, man kann sagen, seine unübersehbare Macht. Denn, wenn aus dem Arsenal der Wissenschaft und Erfahrung die Mittel zur Lösung der Aufgaben des Staates entnommen werden, so ist der Erfolg, wenn auch nicht der augenblickliche, gesichert. Solcher, friedlich und weise die mit einander ringenden Interessen versöhnenden Kraft vermag nichts zu widerstehen. Und tritt der Erfolg nicht sogleich hervor, so ist doch das Streben braver Männer Achtung gebietend. Dies die Bedeutung der englischen seit 1803 erschienenen Blue books. Während die analogen Publikationen Frankreichs, Italiens, Oesterreichs — in Deutschland stehen sie leider noch sehr vereinzelt da — die auswärtige Politik ins Auge fassen, auch über diese nicht immer ein die Einzelzüge der Diplomatie hinreichend erhellendes Licht verbreiten, schöpft man wahre Gesinnnahrung, nicht hoch genug zu schätzenden Stoff der Belehrung für alle Nationen aus den, in die Farbe der Versöhnung mit Recht gekleideten, englischen Berichten.

*) Berichtet nach den englischen „Blue books“.

Die unerquicklich sind verglichen mit ihnen die Berichte der venezianischen Gesandten an ihre Republik. Großbrünnens ist eine ganz anders gefärbte republikanische Kriegertracht, mit einer freundlichen monarchischen Spitze, jetzt an erhabener Stelle das Musterbild eines tugendhaften Familienlebens darstellend. Sie schon ist es, daß die Königin Viktoria am tief gefühlter Neigung dem Albert, dem Freunde der Menschen, insbesondere der Handwerker, ihre Hand reichte, wie erhaben ihr Kummer um den dahinscheidenden Geliebten. Welch ein Vorbild! Solche Tugenden erblickt man nicht so leicht in den höheren Regionen der vereinigten und anderen Staaten. Deutschland über Alles, ist unser Wahlspruch. Aber die Deutschen sind unparteiisch darum hier ein Bericht zum Schutz und Schirm für England.

Indien.

In Indien herrscht jetzt die bittere Hungersnoth. Der weint nicht das traurige Geschick dieser sanften unglücklichen Menschenkinder. Gewiß kann man die englische Verwaltung von der Schuld, Vorbeugungsmittel verkannt zu haben, nicht freisprechen. Aber zu einem gerechten Urtheil gelangt man durch die Geschichte. Für die Vorgehens und die neuere Geschichte Indiens hat der emsige Fleiß und die Gelehrsamkeit der Deutschen eine Grundlage in der Geschichte des englischen Reiches in Asien von Neumann geliefert, mit der Widmung:

Dem Träger und Verbreiter hoher Menschlichkeit, dem angelsächsischen Volke in Europa, in Amerika und in Australien.

Ja, dies ist die große Bestimmung der Angelsachsen, jetzt der Engländer. Dies spricht sich in dem Bewußtsein und den daraus entspringenden Thaten dieser großen Nation aus, den Feinden gegenüber, mit denen sie in Afrika, wie in Asien zu kämpfen haben, nämlich dem Priesterthum und dem religiösen Fanatismus, der der frühzeitigen Unterdrückung der Bewohner jener Erdtheile zum Stützpunkte diente. So sagt Neumann (S. 3):

Seuchen und Pest haben zu keiner Zeit der Weltgeschichte so furchtbar gemüht, wie die katholischen Könige Emanuel und Johann, wie die Ferdinande und Philipp, ihre geistlichen und weltlichen Gehäfen. Hingegen Taget noch bluten ganze Völker an den Wunden, welche sie der Menschheit geschlagen. Die Religion diente als Mittel der Verfinsternung, als Unterbau zur staatlichen und bürgerlichen Knechtschaft. Das Regiergericht schaltete in Goa noch viel furchtbarer als sonst wo auf Erden.

Durch diese von den einheimischen Priestern, dann von den Mahamedanern, später von den Portugiesen ausgeübte Knechtschaft wurde das indische Volk moralisch entkräftet, den Dämonen das Eigenthum des Landes genommen, das Land selbst verwüstet, die Waldungen niedergeböhnen, und so jeder Widerstand gegen die finsternen Mächte der Natur, die wilden Thiere, die Tiger, wie die Seuchen, gegen die Austrocknung und Verdünnung unendlich erschwert.

Mit diesen Schwierigkeiten hat die englische Regierung auch jetzt noch zu kämpfen. Englands Rolle in der Weltgeschichte, seine Nachterweiterung nach West- und Ostindien beginnt glücklicherweise mit der inneren Reform, mit dem Protektionsakt unter Heinrich VIII., die englische Herrschaft in Indien ist auf die Ostindische Gesellschaft zurückzuführen. Am letzten Tage des Jahres 1660 wurde der Freibrief der Londoner Ostindischen Gesellschaft unterzeichnet. Es ist wahr, auch diese Gesellschaft, mit ihrer Krämerpolitik, hat Ostindien in erschreckender Weise an-

geleitet. Aber welche furchtbar schwere Aufgabe hatte sie zu lösen. Nachdem durch den Pariser Frieden vom 10. Februar 1763 Frankreichs Rivalität in Indien aus dem Felde geschlagen, durch Lord Clive's Siege die einheimischen Machthaber gestürzt, sich ein unübersehbliches Gefeld das englische Volk dahin, nicht bloß ganz Indien, sondern auch einen großen Theil seiner Grenzländer sich zu unterwerfen, mit einem Worte, der Beherrscher des werthvollen, vorzugsweise kulturfähigen Theil Asiens zu werden. Diese große Rolle hat lange Zeit die Ostindische Kompagnie für England durchzuführen übernommen. Seit 1767 nimmt das britische Volk, im Parlament, das Oberaufsichtsrecht über die Kompagnie und das von ihr ererbte ungeheure Reich wieder zu sich in Anspruch. Mit der von Lord North herrührenden rechnenden Parlamentsakte vom 16. Mai 1773 wird die Bewollnung dem Reiche vindikirt und von den Handelsinteressen der Kompagnie im Wesentlichen losgetrennt. Seitdem beginnt die Verantwortlichkeit der Regierung des britischen Reichs für die Schicksale der indischen Welt. Durch Gesetz vom 13. August 1784 wurden jene Grundlagen der Trennung konsolidirt. Aber die Beschränktheit und Verderblichkeit der Einheimischen, eine Folge des gegen sie Jahrhunderte lang ausgeübten Drucks unter den brahmanischen und muselmanischen Regierungen, macht die Durchführung jeder gesunden Verwaltungsmassregel in Indien außerordentlich schwierig. Dies ist bei der Theilnahme der britischen Regierung stets mit in die Waagschale zu setzen.

Der erneuerte Freidreier der Ostindischen Kompagnie vom 30. April 1854 hebt deren Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chinesischen an. Religiöses Bekenntnis, Farbe, Geburtsort und Abstammung beugen von nun an keinen Vortheil mehr in den staatsbürgerlichen und bürgerlichen Rechten; sämtliche Unterthanen Großbritanniens können zu allen Aemtern gelangen. Die Kompagnie ist fortan bloß eine politische Korporation, ohne irgend einen Völkerehre; ihr bleibt jedoch, im Namen der englischen Krone, die Regierung Indiens und das damit zusammenhängende Patronatswesen, mit geringen Veränderungen, erhalten.

Dies ist der faule Punkt, das große Hinderniß der Verbesserung, dessen Schuld das englische Parlament trägt. „Aber freilich“, sagt Neumann (II. S. 293), „steht das ganze politische Gebilde Großbritanniens mit der Kernerfrage und dem Patronatswesen in innigem Zusammenhange.“ Dies gilt namentlich bei den auswärtigen Beziehungen. Sie bilden, gleichwie Domkapitel und Klöster im Mittelalter), herkömmliche Versorgungsanstalten für nachgeborene Söhne des Adels und der einflussreichen Mittelklassen. Die meisten Unglücksfälle und Schäden sind aus diesem Mißbrauch hervorgegangen; er ist die freßende Krankheit in allen Zweigen der englischen Kolonialverwaltung.“ In dieser Kernervertheilung bestehen aber die wichtigsten Befugnisse, die gewinnreichsten Ertragnisse der Antheilhaber. Sie stehen bei der Wahl der Direktoren ihre Bedingungen der Art, daß die tüchtigsten Männer sich ihnen, als Kandidaten aufzuwerfen. Die Befähigung zum Dienst ist bei diesen Anstellungen untergeordnete Rücksicht; die gute Verfassung der Angehörigen das Wesentliche. Durch solche eine Kernervergebung leidet natürlich die indische Verwaltung, die indische Bevölkerung am meisten.“

Trotz diesen theils verschuldeten, theils unverschuldeten Hemmnissen des Besserwerdens, der Rettung einer unterdrückten Be-

völkerung, regt sich das Reformbedürfnis in einer nie gesehenen Weise in Privatkreisen und im öffentlichen Leben.

Neumann sagt (II. 304): „Wir stehen hier an der Pforte einer europäisch-asiatischen Bewegung, wie sie die Weltgeschichte noch niemals sah seit dem Beginn der Ueberlieferung.“ Neumann schildert diese Reformbewegung von den Zeiten der Regierung des Oberstatthalters Lord Bentinck (4. Juli 1828), den er einen Reformator im schönsten und edelsten Sinne des Wortes nennt. „Sollen doch die geknechteten Völker Indiens gegen ihren Willen, zum Theil gegen den Wunsch ihrer Gelehrten im indischen Hause, zur Menschlichkeit emporgerichtet werden.“ (II. 154). Von dem Boden und den Rechten, davon aussieigen, glebt Neumann ein klassisches Bild dieser Bewegung. Sie erhebt sich zu dem erfolgreichen Kampfe gegen die Stüttenverbreuung und die Sklaverei, sowie gegen die Entziehung des Erbrechts: durch Verlaß der Kaste wegen Glaubensveränderung; Gerichtshöfe werden eingelegt, das Recht überall zur Geltung gebracht. Neumann schildert diese Reformbewegung nach allen Richtungen hin, in Beziehung auf Boden- und Geisteskultur, Bewässerung, Straßenbau, Dampfbootsverbindung, vorzüglich aber in Beziehung auf den Unterricht freilich nur bis 1836. Seine wichtigsten Quellen sind die parlamentarischen Berichte, die blue books. — Aus dem neuesten dieser englischen blue books:

East India (Progress and condition) Statement, exhibiting the moral and material progress and condition of India, during the year 1871—72, ordered by the House of commons to be printed April 1873

wollen wir einige Stizzen geben, dazu bestimmt, zum Studium dieses vortrefflichen Berichts anzuregen.

Schon die äußere Ausstattung dieses Berichts ist musterhaft und besonders werthvoll durch die herrlichen beigefügten Karten, welche wichtige Befandtheile, soweit sie sich zur graphischen Darstellung eignen, veranschaulichen, so

Die 1. die Präsidienschaften und die untergeordneten Regierungen, unterscheidend die, welche unter britischer von denen, welche unter der Verwaltung Eingeborener stehen.

In dem Texte wird diese Darstellung lichtvoll erläutert, und durch die Erzählung der wichtigsten Momente der neueren Geschichte der Verwaltung und Gesetzgebung ergänzt.

Es wird hier offen — und diese Offenheit gereicht dem Bericht zur Ehre — bekannt, daß wissenschaftliche Kunde des Ackerbaus bis jetzt in Indien noch nicht existirt, und darauf hingewiesen, wie der Ackerbau unbegrenzter Entwidlung fähig und davon der Handel zugleich mit abhängig sei.

Erwähnt mag werden, daß hierin wohl auch das wichtigste Vorbeugungsmittel gegen die Hungernöth zu finden.

Seit Juni 1871 ist ein neues Ministerium (Department) für Ackerbau- und Handel eingerichtet; daran schloß sich im Oktober als neuer zentralisierter Verwaltungszweig die Statistik Indiens, für deren Erfolge das vorliegende Werk ein glänzendes Zeugnis ablegt. Diese statistischen Tabellen:

1. der Zahl und Dichtigkeit der Bevölkerung nach Quadratmeilen für die einzelnen Regierungsbezirke, größtentheils nach dem Zensus von 1872, der Zahl der Quadratmeilen, welche jeden Regierungsbezirk bilden, wieviel davon bebaut, wieviel kulturfähig, welches die Zahl der Ackerbauer, die Zahl der Weiden, der organisierten Kommunikationsmittel zu Wasser, zu Lande und durch Eisenbahn.

Eine zweite Tabelle giebt eine allgemeine Berechnung der

ordentlichen und außerordentlichen Einkünfte, sowie der Ausgaben der indischen Regierung in Indien und in England für das Jahr vom 31. März 1871 bis 1872, insbesondere auch von den garantirten Eisenbahnen, der immerwährenden und schwelenden Schulden. Das ordentliche Einkommen beträgt danach: 50,110,715 Pfund Sterl., die ordentlichen Ausgaben 46,386,038 Pf. Sterl., und mit Hinzurechnung der außerordentlichen 48,614,512 Pf. St., bleibt ein Ueberschuß von 1,495,703 Pf. Sterl. (Obwohl ein glänzendes Zeugniß dafür, wieviel zur Verbesserung der Lage des Landes verwendet wird!)

In den 3 folgenden Tabellen werden dann Einnahmen und Ausgaben für die einzelnen Verwaltungszweige einander gegenübergestellt und mit denen des Vorjahres verglichen.

Diese Tafel ist ganz besonders lehrreich; sie macht z. B. die großen Summen ersichtlich, welche für öffentliche Bauten, wie besondere Bewässerungen und Eisenbahnen, ausgegeben werden.

Eine vierte Tafel bezieht sich auf die Ein- und Ausfuhr und die Schiffverkehrsverhältnisse.

Die 5. Tafel giebt eine statistische Uebersicht des Imports und Exports der einzelnen Handelsartikel. Die Roh-Baumwollenausfuhr hatte einen Werth von 21,272,430 Pf. Sterl.; dagegen der Werth des Imports an verarbeiteter Baumwolle 15,009,981 Pf. Sterl. und des Baumwollen-Twists und Garns mit 2,473,355 Pf. Sterl.

Ein erfreuliches Bild des Fortschritts im Unterrichtswesen giebt die Tafel 7 über die Anzahl der Universitäten, Gymnasien, höheren Bürgerschulen, Mittel- und Elementarschulen, der Mädchen- und Normalschulen. In der Provinz Curg, der am besten mit Schulinstitutionen bedachten, besucht danach von 58 Kindern 1 die Schule; in Oudh, der unentwickeltesten, kommt allerdings nur auf 298 Kinder ein Schulkind. Auch der tägliche Schulbesuch wird darin zahlenmäßig angegeben, ebenso das Resultat der Abiturientenprüfungen; der Schulbesuch wird dann sogar in Beziehung auf die einzelnen Klassen numerisch spezialisiert; dasselbe wird sodann in Beziehung auf die Privatschulen durchgeführt. Die Anzahl der Schulen beiderlei Art betrug 43,192, die der Schüler 977,014, die der protestantischen Missionsschulen für Eingeborene 2250, mit 66,238 Schülern, die der von Eingeborenen und Engländern besuchten 412 mit 45,515 Schülern, wovon 2273 das Abiturientenexamen bestanden. An Mädchenschulen gab es 789, mit 29,016 Schülerinnen. Dagegen beträgt die Zahl der Schüler in dem Geistlichen gehaltenen römisch-katholischen Schulen 1,076,102. Während aber die römisch-katholischen Schulen lediglich sich auf den Unterricht der Konvertiten und zwar hauptsächlich in der Religion beschränken, haben die protestantischen Missionäre nicht bloß die Bekehrung, sondern die Bildung, hauptsächlich auch der Eingeborenen, in das Auge gefaßt. Sie arbeiten mit dem größten Erfolge für die Verbesserung der sittlichen und intellektuellen Zustände Indiens. Auch Indier, welche nicht zum Christenthum übergehen, — und die Zahl der Bekehrten ist sehr gering, — bewundern die Tugend, Ehrlichkeit und den Reichthum an Kenntnissen der protestantischen Missionäre, deren Thätigkeit sich auch keinesweges auf die Schulen beschränkt, sondern sich in ihren Vorträgen demöstrirt, welche sie, überall im Lande als Wanderlehrer umherreisend, halten. Beträgt auch die Zahl der protestantischen Konvertiten, gegenüber der oben erwähnten Zahl der 1,076,102 Katholiken, nur 250,000, so ist doch die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre eine unendlich viel wichtigere. Ihre Hebräitigkeit hat die ganze Bevölkerung mächtig ergriffen. Ihre Vorträge haben dem Volke neue Ideen eingeprägt, nicht bloß in Beziehung auf religiöse Gegenstände,

sondern auch über die Natur des Uebels und des Bösen, über die gesellsch. Verpflichtungen und über die moralischen Motive, durch welche die Handlungen des Menschen geregelt werden sollen. Nach und nach bürgert sich ein höheres Maß sittlicher Führung ein, vorzüglich bei der Jugend, außer den Vorträgen, auch durch die Schriften, durch die Millionen Bücher und Traktate, welche weithin über das Land verbreitet werden. Sie wundern sich nicht mehr, daß die alten Systeme nicht mehr wie früher vertheilt werden; man verhält sich skeptisch zu den die Schranken der Kasten feststellenden Bestimmungen; die großen Feste sind nicht mehr von ungeheuren Haufen, wie in früheren Jahren, besetzt; verschiedene theilweise Schulen erblühen unter den besten erziehn. Klassen der Gesellschaft, vorzüglich in den Präsidentschafts-Städten; man bekennt seinen Glauben mehr an die Folgen der Tugend zu legen.

In Beziehung auf das Erziehungssystem sind die jetzt geltenden Prinzipien in einer Depesche des Sir Charles Wood vom 19. Juli 1854 enthalten. Danach soll höhere Erziehung den Bemögenden, Unterricht dem gemeinen Volke gewährt, und zwar in der einheimischen Sprache, in dieser soll Europäische Kunst, Wissenschaft, auch Philosophie in so weite Kreise als möglich verbreitet werden. Dabei wird die Wichtigkeit des Studiums der englischen Sprache nicht verkannt, auch die Institute für das Studium der orientalischen Sprache sollen gefördert werden. Um diese Ideen durchzuführen, sind Unterrichtsabtheilungen in jeder Präsidentschaft und jedem Regierungsbezirk (*governments*) eingerichtet und Inspektoren angestellt, um über die Gymnasien und Schulen, welche von der Regierung erhalten und verwaltet werden, zu berichten, die Prüfungen zu leiten und die Schullehrer durch ihren Rath zu unterstützen. Ein vollständiges Erziehungssystem ward dann festgestellt. Es ward darin erklärt, die Zeit sei gekommen, Universitäten in Indien, nach dem Muth der künftigen Universität zu gründen. Diese sollten keine Erziehungsanstalten sein, sondern dazu dienen, den Werth der in anderen Bildungsinstituten erlangten Kenntnisse zu prüfen und in den Rängen, in der Jurisprudenz, Medizin und als Zivil-Ingenieur zu promoviren (*to confer degrees*).

Alle Gymnasien und Schulen, welche ein Abgangszugzeug zur Universität zu ertheilen befugt, sind einer der Universitäten zu Calcutta, Madras, Bombay affilirt. Unter diesen stehen die Zillch, oder Mittelschulen, mit der Bestimmung, für die Gymnasien und die einleitenden Universitätsprüfungen (*entrance examinations at the university*) vorzubereiten. Um das System zusammenzubalten und homogen zu machen, fügt man Schillingenoffenschafter (*scholarships*) hinzu, welche die besten Schüler in den Kollegien und von dort zu den Promotionen (*university degrees*) herbeiführen. Um die Staatschüsse mit den Befreiungen und der Liberalität der Privatpersonen in Verbindung zu setzen, ward das System der Staatszuschüsse (*grants-in-aid*) eingeführt, um alle Privatschulen in den Plan einzuzugleichen. Man hofft, daß viel schnellere Fortschritte aus diesem System der Ermittelung der Privatankrengungen folgen werden, als wenn man der Geist des Selbstvertragens pflegte, der von keiner Wichtigkeit für das Wohlbefinden einer Nation ist. — Dies die Worte des Berichts. — Das System der Staatszuschüsse hat zu seiner Grundlage gänzliche Enthaltung der Staatsintervention in Beziehung auf den Religionsunterricht in den unterstehenden Schulen, und dieses Prinzip führte dahin, daß man beträchtlichen Beistand und Erhaltung den Missionsschulen aller Konfessionen gewährt.

Aber es ward zugleich angedeutet, daß in Beziehung auf die Einrichtung höherer Klassen die Regierung keinen weiteren An-

niz (sinismus) geben wolle, und daß man der Zeit entgegenstehe, in welcher mit dem Fortschreiten des Systems der Staatsanleihen man von der anschließlichen Fürsorge der Regierung für ein allgemeines Erziehungssystem absehen und die bestehenden Staatsschulen und höheren Lehranstalten der Verwaltung von Behörden, unterstützt vom Staate, übertragen könne. Dies würde die höhere Erziehung gänzlich den Missionären überlassen. Hiergegen ist zu bemerken, daß die Verlegenheit, für 199,000,000 Einwohner Schulen zu beschaffen, sehr groß sein mag, aber das angebotene Kaufkraftmittel unterliegt doch den schwersten Bedenken.

Kleine literarische Revue.

— **Wissenschaft und Schulgrammatik.***) Die kleine, aber höchstwertvolle Schrift, die sich mit der Reuegestaltung des grammatischen Unterrichts beschäftigt, lenkt die Aufmerksamkeit auf ein Thema, das in neuerer Zeit häufig und mit vollem Recht das Interesse in Anspruch genommen hat: Verwertung der Errungenschaften der Wissenschaft für den praktischen Gebrauch des Lebens. Die Aufgabe scheint eigentlich so selbstverständlich, so natürlich, und dennoch, welche unendliche, noch beinahe brüdenlose Kluft liegt zwischen beiden — der forschenden Wissenschaft auf der einen und der praktischen Anwendung der gewonnenen Resultate auf der anderen Seite. Nirgend noch mehr als in Deutschland verfolgt der wahre Gelehrte, der Forscher, das Ziel seiner Wirklichkeit, das rastlose Weiterstreben auf dem unendlichen Gebiete geistigen Schaffens, nur um dieser Wirklichkeit, dieses Strebens selbst willen. Praktische Zwecke liegen ihm unendlich fern „tief unter ihm im wesentlichen Scheine“, mit es muß und soll so sein, denn nur durch Einsetzen seiner vollen geistigen Kraft, durch rückhaltlose Hingabe an seine hohe Herrin, die Wissenschaft, mag es ihm wie auch da gelingen, den Schleier der Ignoranz zu lüften und der Menschheit das Größte zu erlangen, was ihr überhaupt werden kann: eine neue Wahrheit.

Doch gerade auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gilt so häufig das alte, ewige: Was ist Wahrheit? — Heureka! jubelt die Eine, während sich ihm gegenüber sofort der Widerstand erhebt, der gegen jeden erachteten Beweis einen Gegenbeweis anzuführen strebt. Die verhältnismäßig junge Wissenschaft der Sprachvergleichung ist selbst noch im steilen Werden begriffen, und doppelt schwierig ist es daher, die von ihr gewonnenen Resultate für praktische Zwecke zu verwenden. Doppelt anerkennenswerth freilich auch ist gerade hier darum die Arbeit des Vermittlers, der hinlänglich vertraut mit dem Fortschritt der Wissenschaft, vielleicht selbst berufen, daran mitzuwirken, sich die Aufgabe stellt, das dort Gewonnene auch für den praktischen Zweck des allgemeinen Nutzens zu verwerten. Denn wenn wir auch die Endresultate noch nicht bestimmen, noch nicht absehen können, so soll man doch das, was erkannt worden, so weit wie möglich, dem Allgemeinen zu gute kommen, und frisches Leben, besonders in diejenigen Zweige des Unterrichts leiten lassen, die dieser Belebung bedürfen. Daß dem Unterricht der Grammatik eine gründliche, tiefgehende Erneuerung nöthig ist, darüber herrscht

schon seit langer Zeit kein Zweifel mehr; nur über das Wie gehen die Ansichten weit auseinander. Ich kann das vorliegende Büchlein, das diese Fragen hauptsächlich in Beziehung auf den grammatischen Unterricht im Deutschen, Griechischen (mit Anlehnung an Curtius) und vorzüglich im Lateinischen, klar und sachgemäß in manchen Detail eingehend, behandelt, der Aufmerksamkeit des großen Kreises Leser bestens empfehlen, deren Vergegenwärtigung eine gründliche Beschäftigung mit diesen Fragen nahe legt.

Der auf S. 87 erwähnte „Cambridger Saakritist und Sprachvergleichler“ Pils verankert seine Erfahrung doch wohl nur einem besonders fatalen Druckfehler, und ist sicher damit Pells gemeint, der Verfasser von „An Introduction to Greek and Latin Etymology.“ R. B.

— **Heinrich der Schwarze**, historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Helae*) erwartet, wie der Dichter selbst bescheiden seine Arbeit einleitet, „nicht als Bühnenstück zu gelten, sie ist entstanden aus dem Streben, die Gegenwart an der Vergangenheit zu Spiegelbild und die erstere an der letzteren zu lernen.“ Solchen Studien ist nun leider das eine beschränkende Moment für den Leser, — denn ein Bühnenstück ist Heinrich der Schwarze in der That kaum — stets anhaftend: man merkt die Absicht und man wird — eingenommen gegen die Arbeit! Ja, der Vergleich zwischen Wilhelm, Kaiser von Deutschland und dem papstbesessenen Heinrich, paßt in vielerlei Stücken und der Verfasser versteht sich — gedankt sei es ihm — mit billigen Prophezeiungen auf das deutsche Reich des neunzehnten Jahrhunderts, aber darum kann ich doch nicht verschweigen, daß mir die Handlung etwas matt, die Figuren nicht scharf genug charakterisiert, die Gegensätze nicht interessant genug erscheinen wolten. Die Sprache ist edel und Vers und Reim sind sicher und glatt; trotzdem will das Ganze — bei deutlicher Absicht — nicht hinreichen, ja nicht einmal erwärmen, vielleicht eben gerade, weil die Absicht so deutlich ist. Zu unfern Bedauern können wir beim Publikum für die unverkennbar mit Liebe und Talent ausgeführte dramatische Arbeit nur einen Anstandsersolg voraussehen.

— **My Kalulu****) ist der Titel einer neuen Schrift von H. M. Stanley, so genannt nach seinem afrikanischen Diener, der eine Hauptrolle darin spielt. Er hat darin das Thema „How I found Livingstone“ für die amerikanische Jugend bearbeitet. Gewidmet ist es „Africa, die zur Unterdrückung der Sklaverei an der afrikanischen Küste beigetragen haben“. Stanley bürgt für die Wahrheit aller darin enthaltenen Mittheilungen: Jagdgeschichten, geographischen und ethnographischen Angaben. In einem Delphin sucht er hier die Gräuel des Menschenhandels in den größten Jähen darzustellen. Eine wissenschaftliche Bedeutung beansprucht das Produkt seiner überflüssigen Feder keineswegs, mag aber wohl bald ein Liebling des jungen Amerika werden.

— **Beatrice*****) Die wirklich sittlichen Romane, welche die heutige französische Literatur hervorbringt, sind so selten, daß

*) Schulgrammatik und Sprachwissenschaft. Studien über die Ausgestaltung des grammatischen Unterrichts nach den Ergebnissen und der Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft, von Dr. Julius Jahn. München, Theodor Ackermann. 1874.

*) Deffau, Verlag von Edward Helae, 1874.

**) Scribner, Armstrong Co., New York.

***) Beatrice von Marie Rarochal. Paris, Orléans.

man von dem Erscheinen eines solchen Notiz nehmen muß, selbst wenn er keine absolut neuen Situationen und Gedanken enthielte. Es genügt schon, daß die Verfasserin die Leser für ihre Selbst zu interessieren und die Leser für diese weder langweilige noch laienhafte Tugend mit den besten Wünschen zu erfüllen weiß. Diese Beatrice ist bei aller Sanftmuth und Weiblichkeit immer ihrer selbst sicher und es wäre wirklich nicht nöthig, daß im Verlauf der Erzählung zwei oder drei Mal Briefe aus dem Kloster, in dem sie erzogen worden, ihren Entschlüssen zu Hülfe kommen. Es scheint dies lediglich ein den Klöstern gemachtes Kompliment zu sein. Man könnte dem Roman außerdem vielleicht noch den Vorwurf machen, daß die Entwicklung gar zu sehr vorhergesehen ist, dafür darf man aber mit vollem Rechte die feine Zeichnung einzelner Figuren und den sorgfältig gearbeiteten Dialog hervorheben. Die Verfasserin hat ihre Studien offenbar nach dem Leben gemacht, dafür zeugt jeder von ihr geschilderte Charakter; der Stil ist jameilen pikant und durchgehend elegant, der ganze Roman verdient die Bezeichnung eines liebenswürdigen Buches.

— Die Gründer der belgischen Monarchie. *) Unter diesem Gesamttitel veröffentlicht Herr Theodor Juste eine Reihe von Biographien, durch welche er die wahre Geschichte Belgiens darstellen will, das in dem Sinne, in welchem wir es jetzt kennen, erst seit dem Jahre 1830 existirt. Der Verfasser giebt durch die Reihe von Bildern der hervorragenden Männer der belgischen Revolution von 1830 eine auf Studien und authentische Dokumente gestützte Rechtfertigung dieser so viel verurtheilten und vom Standpunkte der Staatsoffenheit aus wohl nicht mit Unrecht beklagten Zerstückung der Verträge von 1815 und stellt sie dar als eine Wiederaufrichtung des Rechtes, der Autonomie und der Freiheit.

Von den Biographien der „Gründer der belgischen Monarchie“ sind bereits erschienen: Leopold I., Carl de Crotier, Gerlaque, Lebrun, Van de Weyer, Ve Hon, Goblet d'Alviella, de Muelenaere, Charles de Brouckere, Felix von Merode, Palmerson und Stedman, denen in diesen Augenblicke die Biographie von Alexander Vandebien gefolgt ist.

Sprechsaal.

Aus England erfahren wir, daß mehrere namhafte Gelehrte es sich gegenwärtig angelegen sein lassen, die Gesänge und Balladen der englischen Zigeuner zu sammeln. Dieselben sollen in ihrer Ursprache mit Beigabe einer englischen Uebersetzung in metrischer Form veröffentlicht werden und versprechen viel des Interessanten zu bieten. Ob es gelingen wird, dieser Sammlung wirklich Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit zu geben, ist bei den Schwierigkeiten, die es bieten wird, von den Zigeunern das nöthige Material zu erlangen, eine sehr große Frage; jedenfalls ist der Versuch ein höchst dankenswerther, welcher wohl zur Nachahmung empfohlen zu werden verdient. Gesänge es, auch die Lieder der Zigeuner in Deutschland, Ungarn, Spanien, Rußland u. s. w. zu sammeln, sie zu übersehen und unter einander zu ver-

gleichen, so wäre dadurch vielleicht ein großer Schritt gethan, um etwas Bestimmtes über die noch so wenig aufgeklärte Geschichte dieses merkwürdigen Völkchens zu erfahren.

Das alte russische Buch „Domostroi“ hat neuerdings in Herrn J. S. Refraßow, Professor der russischen Sprache und Literatur an der Neuwilchischen Universität zu Pensa, einen neuen Kommentator gefunden. *) Dieses alte Buch, als dessen Verfasser der Geistliche Selvester galt, welcher in der ersten Zeit der Regierung Joann des Schrecklichen als Rathgeber und Minister dieses Fürsten eine große Rolle spielte, und das eine weitere Verbreitung fand, enthält eine Reihe von Lehren und Ermahnungen in Betreff des geistlichen und weltlichen Lebens. Es zerfällt in drei Theile: In dem ersten finden sich vorzugsweise religiöse Ermahnungen oder eigentliche Verhaltensregeln; in den beiden folgenden bildet das Verhältnis des Hausherrn zu allen Familiengliedern und zu dem Gekne und die Leitung und die Erziehung des Hauswesens den Hauptgegenstand; das Ganze gewährt mit seinen Bemerkungen über Religion und Kirche, Erziehung und Wirtschaftsführung, Küche und Keller einen Einblick in die Kulturverhältnisse Rußlands im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. — Die erste Ausgabe einer Domostroi-Handschrift erschien 1849 von Golekswitzow in der Zeitschrift der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer; ihr fügte Sakhin 1852 einen höchst interessanten Speisezetteln hinzu. Nach einer auf mehreren Handschriften beruhenden Ausgabe von Jakowin (früher Dozent der russischen Sprache an der Universität Dorpat, hat dann Refraßow bei seiner Untersuchung über die Entstehung des Werkes noch andere aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts stammende Handschriften benutzt, die sich in der Hand des am die Literaturgeschichte und Alterthumswissenschaften beschreibenden Herrn D. M. Bobjanski befand. Der Verfasser zeigt in seiner Untersuchung, nachdem er die einzelnen Handschriften genau geschildert, daß die verschiedenen, allerdings sehr heterogenen Bestandtheile des Buches von verschiedenen Verfassern herrühren und daß diese einzelnen Theile zu verschiedenen Zeiten entstanden sein können, daß man also keinen Grund habe, Selvester als den Verfasser des ganzen Werkes anzusehen, wenn auch unzweifelhaft feststehe, daß einzelne Partien ihm zugeschrieben seien. Aus dem Inhalt und Charakter mehrerer Kapitel glaubt er ferner daraus schließen zu dürfen, daß ein wesentlicher Theil des Domostroi von dem alten Nowgorod verfaßt worden sein müsse, und liefert andererseits zum Beweis, daß das Buch zum großen Theil nur eine Kompilation sei, sorgfältig aufgelesene Parallelen aus anderen zu jener Zeit in Rußland verbreiteten Schriften. Schließlich stellt er es in Vergleich mit Werken ähnlichen Charakters, wie der von dem zehnten Jahrhundert stammenden „Ermahnung des Wladimir Monomach“, mit Francesco Barberinis „Rogimento delle donne“, den „Dottrine dello schiavo di Bari“ (13. Jahrh.) und einem von Epilio Colonna für Philipp den Schönen verfaßten Traktat. Auf Grund der Refraßow'schen Untersuchungen ist wohl eine neue Ausgabe des „Domostroi“ wünschenswerth.

Gr.

*) Vergl. Bericht von A. Bräuer in der „Russischen Kunst“ 71.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Gerwig in Berlin.

Verlegt von Ferd. Schönmeyers Verlagsbuchhandlung (Gerwig's und Schönmeyers) in Berlin, Wilhelmstr. 64.

Stred von Oscar Reuss in Berlin, Gräffische Straße 11.

*) Brüssel, Heinrich Verbeke.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Begründet

von

Joseph Lehmann.

Sechshundachtzigster Band.

Julii bis December 1874.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz und Gohmann.

1874.

Holländ. Spamer, *Reedel*. S. 745. — 'Jugend' und Weltliteratur im Vergleich. S. 740. — 'Föderalistische' Schriften. S. 742. — Daniel Sanders und unsere Maltheerorden. S. 747. — H. S. Warr über Berthoud. S. 757. — 'Des nach Dinslag' (Von H. Bernheim). S. 757. — 'Schiller's Fabelbuch mit Anmerkungen'. S. 758. — 'Kleine Fabeln von Grotius' in der Bibliothek. S. 758. — 'Grimm's Fabeln'. S. 758. — Die deutschen Zeitschriften. S. 761. — Die Stadt Münster und das Obergemälde im Dom. Nach Julius Rathgeber. S. 762. — 'Ausgewählte Werke Friedrich des Großen'. S. 773. — 'Eine Gedenkausgabe der Werke Adolf Stahel'. S. 773. — 'Festschrift Jugend'. S. 773. — 'Das Falsch Götter'. S. 774.

England.

Juli. Shakespeare-Gesellschaft. S. 395. — Eine Helvetenart der Versteigerung. S. 408. — The Archeologie of Rome by John Henry Parker. S. 409. — Die Anfänge der Kunst. II. S. 427; III. S. 439; IV. S. 447. — 'Shakespeare-Gesellschaft'. S. 452.

August. Verzeichn. von Einsendungen. S. 465. — Englische Pausenstellen. S. 494. — 'Die Weltmusik von John Foster'. S. 495. — Die Geschichte der Musik. S. 503.

September. Shakespeare-Studien, 1604 verfasst über 16117 S. 522. — 'Die englischen Literatur'. S. 526. — 'Bibliotheca Wilsoniana'. S. 527. — 'Aus dem römischen Volkstum'. S. 543. — 'Der Staat der Katholiken in England'. S. 555. — Selection of the new technical literature of England. S. 567.

Oktober. Our Library Table von H. G. Goldsmith. S. 575. — War Müller Wissenschaftler. S. 577. — Shakespeare's Vater. S. 582. — 'The pilgrimage of the Tiber'. S. 582. — 'Die Güter (Hilf)'. S. 602. — 'Biographien englischer Juristen'. S. 615. — 'Anecdotes von Zacher und Dickens'. S. 615. — 'Nach einmal der englische Sozialist'. S. 621. — 'Heres Boyle (te Stradahl)'. S. 626.

November. Der 5. November in England. S. 655. — Gebden. S. 708.

Dezember. Im Ehren Shakespeare. S. 736. — Sir Robert Peel. Nach persönlichen Erinnerungen und nicht ebliten Papieren. S. 752. — 'Lunsey Land Reform Association in England'. S. 758.

Frankreich.

Juli. Die Variete der Kommode III. S. 395. — La morale universelle. S. 410. — Das Drama des Belus. S. 411. — 'Der menschliche Einfluss der Franzosen'. S. 452. — 'Der Drubismus im Mittelalter'. S. 444.

August. Eine Vertheilung des Markfalls Pajane. S. 449. — 'Festschrift in der Revue des deux Mondes'. S. 451. — 'Französische Nevelen. Prosper Merimee. S. 463. — 'Die Schlacht von Revenelle und der Marcell Pajane. S. 471. — 'Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774. (Von Julian Schmidt). S. 471. — 'Sainte Vence. S. 477. — Die Geschichte. S. 480. — Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich. I. 496; II. S. 561; III. S. 675. — 'Glas-illustrirte Schulen in Alger. S. 459. — Ein französisches Urteil über den englischen Roman und Mrs. Gaskell. S. 504. — 'Gascogne de Laffay's Islamismus. S. 512.

September. Eine terra incognita. S. 531. — Die Kalverin Paja. S. 543.

Oktober. 'Les trente-six ballades joyeuses von Theobald de Panville. S. 582. — 'Statistisches aus der Gelehrtenwelt. S. 585. — 'Nigel. S. 588. — 'Geographie und über die Götterverehrung. S. 610. — Die Ecole Alsacienne in Paris. S. 625. — 'Heres Lytle (te Stradahl). S. 636.

November. 'Sainte-Beuve, Premiers Landis. S. 660. — 'Kantite Maier. (Aus der Revue des deux Mondes). S. 663. — 'Gylogie Testament. S. 674. — Der Testament in der Kirche S. S. Innocents, zu Paris. S. 682. — 'Zwei Platten. S. 708.

Dezember. 'Friedenstagen und Völkerbund. S. 720. — Der neueste Roman Daubert. S. 721. — 'Maurice Piod, Statistique de la France, ouvrage couronné par l'Institut. S. 724. — 'Frankreich

und die Ketzerei. S. 725. — 'Ecole libre des sciences politiques. S. 726. — 'Die Kritik in der reformierten Kirche in Frankreich. S. 736. — 'Kleinste Geschichten von Ketzerei. S. 741. — 'Eug. Götter. S. 741. — 'Les Grammaires françaises. S. 741. — 'Bibliothèque. S. 742. — 'Kier Kopf in den französischen Ecken. S. 742. — 'Kier Pionat. S. 742. — 'Von französischer Literatur. S. 751. — 'Kier Pionat über die Kier der Welt. S. 752. — 'Kier et Rome. S. 774. — 'Machabé et Machabé. S. 774.

Oesterreich-Ungarn.

Juli. 'Glas über Geologie und Genies. Von August Pongy. S. 423. — 'Kier'se Jotais Ketzerei. S. 444.

August. Eine ungarische Stimme über den Materialismus. S. 452. — 'Kier'se über österreichische Geschichte. S. 470. — 'Kier'se, Breuen und Kier'se in den Jahren 1790-1792. S. 475. — 'Kier'se der böhmischen Nation von Franz Polach. S. 476. — 'Die Stadt Wera. S. 487. — 'Götterblätter. (Von Franz Polach) S. 497. — 'Geschichte der Wäner. S. 500.

September. 'Die Wiener Wasserleitung. S. 568.

Oktober. Ketzerei und Erinnerungen von Hans Ketzerei. S. 586. — 'Kier'se über österreichische Geschichte. S. 599. — 'Kier'se Jotais als Jotais. S. 622. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 630. — 'Die Kier'se von Wäner und seiner Kier'se nach dem Kier'se und die Kier'se. S. 645.

November. 'Kier'se über die Kier'se. (Von Eduard Kier'se). S. 662. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 678. — 'Kier'se von Kier'se. S. 699.

Dezember. 'Kier'se über die Kier'se. S. 715. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 715. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 715. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 715.

Schweiz.

September. Die Lage der Kier'se in der Schweiz. I. S. 516; II. S. 534.

Oktober. Die Lage einer Kier'se in der Schweiz. S. 572. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 611; S. 766. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 626.

Holland.

Juli. 'Kier'se über die Kier'se. S. 415. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 429.

September. 'Kier'se über die Kier'se. S. 568.

Oktober. 'Kier'se über die Kier'se. S. 629.

Belgien.

August. Das Kier'se über die Kier'se. S. 482.

September. 'Kier'se über die Kier'se. S. 519. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 521. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 532. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 540. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 546.

Oktober. 'Kier'se über die Kier'se. S. 573. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 637. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 646.

Dezember. Der Krieg von 1866, ein Kier'se über die Kier'se. S. 717. — 'Kier'se über die Kier'se. S. 726.

Skandinavien.

(Dänemark, Schweden und Norwegen.)

Juli. Dänische Manuscripten. Von Hugo Wiedtke. II. Erich Bøgh. S. 400; III. S. 436. — Die schwarze Zeit. Von Erich Bøgh. S. 414.

August. Henrik Ibsen und sein dramatisches Gedicht „Brand“. S. 454.

September. Kleine Erzählungen von M. Goldschmidt. S. 525.

Oktober. Nachlese zu den dänischen Epikern. Fest-Kantate von Rikardt, übersetzt von Dr. Wiedtke. S. 623.

November. Ein römisches Epos. (Gedicht nach dem Dänischen bei Rikardt, übersetzt von Hugo Wiedtke). S. 694.

Italien.

Juli. Ein italienischer Uebersetzer des König von Thule. S. 403. — In Petrarca Gedächtnistage. S. 437.

August. Das alte Catania. S. 459. — Schwarze Bilder aus Rom und der Campagna. S. 493.

September. Nachlese aus Petrarca's Briefen. S. 537. — G. Masarini's Sammelbiographie in deutschen Uebersetzungen. S. 549. — Die Italiener in Neapel. S. 564.

Oktober. Francis Bress Beschreibung von Rom. S. 578. — Literarische Briefe aus Mailand. Von Ludwig Geiger. I. (Malakander Zeitsungen). S. 590; II. (Neue Schriften, Flugschriften, Uebersetzungen und Bücher). S. 603; S. 619. — Karl Hillebrandts Italia. S. 599. — Warum die italienische Literatur in Italien nicht populär ist. Kritische Briefe von Mazzini's Bongi. I. S. 606; II. S. 639. — Renzis Jugend. S. 638. — Casanova's Biographie. S. 646.

November. Zeitsungen des nördlichen Italiens. Von Ludwig Geiger. I. S. 652; II. S. 672. — Der öffentliche Unterricht in Italien. S. 688. — Einmal's Dantes über die literarischen Dilettanten im alten Rom. S. 694. — Die Bibliotheken von Florenz und Venedig. S. 703.

December. Gabele und Camilla. Zeitgeschichtlicher Roman von Giulio Gacano. S. 734. — Sardinien unter den Römern. S. 754. — Dino Compagni. S. 770.

Neulateinische Literatur.

November. Olympia Julia Rosata. Von Dr. Hermann Müller. I. S. 636; II. S. 669.

Spanien.

November. Zur spanischen Romanzen-Poesie. Von Adolf Lamm. I. S. 685; II. S. 700.

December. J. E. Klein, Geschichte des spanischen Dramas I. S. 733; II. (Anfänge des spanischen Theaters bis auf Cervantes.) S. 749; III. (Klein's literarische Prinzipien.) S. 764.

Griechenland.

Oktober. Eine Ode von Balcanitis. S. 644.

November. Dragumis Schriftbiographie. S. 768.

Rumänien.

December. La Roumanie contemporaine. S. 741.

Polen.

Juli. Briefe eines Polen. S. 398. — Adam Kenz, ein polnischer Epiker. S. 441.

September. Die Jesuiten und der Niedergang Polens. S. 547.

November. Eine polnische Uebersetzung der Odyssee. S. 676.

Slavische Literatur.

August. Slavische Volkspoesie in englischer Uebersetzung. S. 468.

Rußland (einschl. die Baltischen Provinzen).

Juli. Der Naturforscher im Dienste der Geschichte. S. 402. — Dr. F. Kraynolds siebenjähriger Schwurtag. S. 415. — Die Sophien-Kathedrale in Kiew. S. 442.

August. Bogol und sein literarischer Selbstmord. S. 506.

September. Der neue russische Kiew-Darja-Begirt. S. 549.

November. Die Russische Neuzeit. S. 705. — Einigungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus den Jahren 1873. S. 710.

December. Briefe aus den russischen Ostseeprovinzen. S. 726. — Finnischer Verein für Alterthumskunde. S. 773.

Orient.

August. Die Engelstapfen der lauterer Brüder. S. 508.

Oktober. Fragments relatifs à la doctrine des Ismaélites. S. 580. — Das indische Erdrecht. S. 595.

November. A Grammar of the Arabic Language. S. 677.

December. Schumanjars Grabchrift. S. 722.

Hebräische Literatur.

August. Der Geist des hohen Liedes. S. 465.

Oktober. Jüdische Familienpapiere. S. 641.

Asien.

Juli. Ein dramatisches Phänomen in Siam. S. 416.

August. Bericht über indische und englische Verhältnisse. Von Dr. Eberm. II. S. 481; III. S. 538; IV. S. 721; V. S. 738. — Chinesische Trachten. S. 488.

November. Indische Archäologie. S. 650.

December. Rena Sahib. S. 737. — Die Geschichte Indiens, von seinen eigenen Geschichtsschreibern erzählt. S. 741.

Afrika.

September. Anfänge des Romans. (Ägypten). S. 552.

November. Bei dem Riam-Riam und Roubatou. S. 689.

December. Zembla. S. 755.

Nord-Amerika.

Juli. Die Normannen. S. 424. — "New-Porter Leben. S. 430.
— "Religiöse Ausflüge in Nordamerika. S. 431.

August. Die Ausschick-Komité von San Francisco. S. 456. —
Von New-York nach San Francisco. S. 463.

September. Jahresbericht des Smithsonianischen Instituts. S. 550.
— "Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika."
S. 554. — Jellies Darstellung von Whymers Vorträgen über die
Sprachwissenschaft. S. 565.

Oktober. Nordamerikanische Analecten. (Nach der International
Review.) I. S. 579; II. S. 594. — "The Mambi-Land von James
O'Reilly. S. 615.

November. Die Negertfrage in Nordamerika. S. 688. — "Vom
amerikanischen Büchermarkt. S. 709.

Dezember. "Henry Ward Beecher's ausgewählte Predigten. S. 724.
— "Geschichtsstudien in Amerika. S. 724.

Süd-Amerika.

Juli. "Bismarck in der Höhe. S. 444.

August. Das Kaiserreich Brasilien auf der Wiener Weltaus-
stellung von 1873. S. 457. — "Lithua-Literatur. S. 483.

Australien.

November. Englands neueste Kanonen. S. 690.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 4. Juli 1874.

[No. 27.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama. Von Hans Herrig. III. (Schluß). 389. — Uebertragungen des kretischen Steuographie-Systems auf fremde Sprachen. 392.

Frankreich. Die Papiere der Commune. III. 393.

England. Schicksale-Guriola. 395.

Polen. Briefe eines Polen. I. 398.

Dänemark. Dänische Humoresken. Von Hugo Waacke. II. Erich Bjørk. 400.

Neue literarische Revue. Die Ueberdifferenz Europas. 402. — Jener Literaturzeitung. 402.

Spanien. Der Naturforscher im Dienste der Geschichte. 402. — Ein italienischer Uebersetzer des Königs von Thuri. 413.

Deutschland und das Ausland.

Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama.

Von Hans Herrig.

III. (Schluß.)

Das Theater besitzt noch keine ihm eigenthümliche Kunst, vielmehr ist dieselbe erst im Entstehen begriffen. In dieser Beziehung wird hoffentlich Wagners Dazwischennehmen von großem und nützlichen Einfluß sein, das zum ersten Mal ein rein theatralisches Zweck wegen aufgeführtes Gebäude anweist, in welchem für den Zuschauer nur als Zuschauer und nicht als sogenanntes Publikum gefordert ist. Wir haben ganz vergessen, daß es bei aller äußerer Pracht schließlich die Phantasie des Zuschauers ist, in welchem das Drama zur Wirklichkeit wird, und daß die kunstvollste Ausstattung, die wunderbarste Inszenierung bei diesem keine Illusionen hervorrufen werden, vielmehr ihn erst in dem fatalen Bewußtsein lassen muß, daß da ja nur Theater gespielt werde, wenn nicht seine Phantasie es ergreifen läßt, daß er allen äußeren Apparat vergißt und den theatralischen Vorgang gleichsam wie einen Traum erlebt. Während das antike Drama am hellen lichten Tage vor sich ging, bedarf das unsere des Kompensations, jenes spielte am Tage, dieses des Abends, wo die Nerven weit erregter und die Phantasie weit fröhlicher ist. Der höchste Eindruck der antiken Tragödie war deshalb ungetrübt der, den eine katholische Messe in ihrem vollen Pomp auf den, der ihre Symbolik versteht, hervorruft, während in der Gegenwart das Mysterium des Theaters — und ein mystischer Reiz liegt jeder wahren Kunst zu Grunde — im traumhaften Miterleben des Zuschauers besteht. Künftig nun aber seine Fähigkeit in dieser Beziehung zu steigern, thun unsere Schauspiele das Möglichste, um sie zu beinträchtigen, sie zu machen auf den, der einmal das wahre Prinzip der Bühne gefaßt hat, den unangenehmen Eindruck einer für einen bestimmten Zweck gefertigten Sache, die aber das gerade Gegenteil von dem ist, was sie eigentlich sein sollte. Ich kann mich hier nicht näher auf diesen Gegenstand einlassen, muß jedoch den Leser bitten, nach diesen Andeutungen sich irgendwie ein vollkommenes Theater vorzustellen, in welchem die Phantasie der Zuschauer ganz auf den Bühnenvorgang konzentriert und er nicht in den Alltag möglichst tief hineingetaucht, sondern diesem entrückt ist. Wir haben es hier eben nur mit Idealen

zu thun; daß aber nach dieser Richtung hin das Ideal der modernen theatralischen Darstellung liegt, kann nur Jemand leugnen, der niemals über diese nachgedacht hat. Somit dürfen wir auch weiter annehmen, daß Wissensthun und bildende Kunst und zur Hilfe kommen werden, um auf dieser Bühne unserm Drama eine würdige Umgebung zu schaffen. Von vornherein können wir so vom historischen Drama ein Element ausscheiden, das in fast allen Verfassungen in falscher Nachahmung Shakespeares eine übergroße Rolle spielt: das der dekorativen Schilderung. Diese kann sich in Schilderung von Land und Leuten, von Volkssitten und Gebräuchen, in einer detaillirten Ausmalung der freiesten Denkweise, des Wissensfreies irgend einer Zeit äußern. Der Dichter greift hier nur dem Maler und dem mit diesem verbündeten Theaterkünstler in die Hand. Freilich soll auch er ihr Herrscher sein und das erfinden, was sie nur ausführen. Die Zeit, in welcher ein Stück spielt, darf, sobald der Vortrag angesetzt, auch nicht einen Augenblick mehr zweifelhaft sein. Es liegt auf der Hand, daß das historische Drama aus diesem Grunde vor allen Dingen auf architektonische Künste angewiesen ist, denn die Architektur ist gleichsam der Leib einer Zeit, der, wenn sie längst gestorben, auf die Nachwelt kommt. Aber nicht, wie die ägyptischen Mumien, welche in ihre Steinwand gewickelt sind und die Augen nie wieder aufschlagen. Vielmehr ist der Bahn der Gegenwart erfüllt: der Geist einer Zeit kann seinen Augenblick auf das Geschick des Dichters in der verlassenen Stille zurückwerfen und sie von Neuem beleben. Hier kann die Bemerkung nicht übergangen werden, daß es sicherlich antheatralisch ist, etwas wirklich Bestehendes zu kopiren. Sobald die Phantasie Vergleiche mit der Wirklichkeit anstellen kann, träumt sie nicht mehr, sondern sieht nur noch eine Kuffie. Höchstens in Jenseitsen läßt sich die Wirklichkeit dekorativ verwenden. Im Uebrigen kommt es nicht auf plastische Nachahmung, sondern auf den Geist an. Antike Dekorationen sind deshalb viel leichter zu entwerfen, aber nur selten wird auch hier der moderne Dichter einen Schauplatz nehmen können, der sich topographisch nachweisen ließe. Die „Verdichtung der Motive“ (über welchen Ausdruck man in Wagners „Oper und Drama“ nachlesen möge) hat auch für die Dekorazione statt. Freilich kommt es hierbei nicht nur auf die Erfindung, sondern auch auf die Diskrektion des Dichters an. Der Poet muß eben die Maler studiren, nicht nur Kaulbach, auch die alten Meister haben in dieser Beauftragung, richtiger Vereinfachung, Konzentration des Schauplatzes das Wunderbarste geleistet. Das erstere anbetreffend, erinnere ich an seinen Nero, von Raphael aber z. B. nenne ich nur die berühmte Verklärung. Die Konzentration nämlich ist weiter nöthig, um die Verwandlungen zu vermeiden, mit der fast alle deutsche Dichter auf das Gedanklenfeste wirklichen. Als man, um dem französischen Einflusse zu entziehen, sich dem englischen hingab, adoptierte man die Verwandlungen der Shakespeare'schen Bühne, ohne noch von deren Eigenthümlichkeit Kenntniß zu haben. So sehen wir selbst den besonnenen Schiller hierüber niemals die geringsten Skrupel empfinden. Das Gesetz der modernen Bühne ist nun einfach dieses, daß die Phantasie des Zuschauers während eines Aktes nicht gekört werden darf. Damit soll kein neues Gesetz der Ordeindeutigkeit aufgestellt werden: der Dichter verändere seinen Schauplatz, wenn er es für

nützlich hält, aber stets nur so, daß entweder die zu demselben vor sich gehende Handlung zum Abschluß gekommen, oder daß sich die eine Darstellung ohne weitere Unterbrechung zur anderen entwickelt, selbstverständlich ohne daß ein Verhang zu fallen braucht. Allerdings kostet es Ueberlegung, um das Drama von vornherein 'so einzurichten und „ideale Gemüther“ werden meinen, dafür habe der Regisseur zu sorgen. Es wäre indessen schon halbwegs gut, wenn der Poet ein wenig Regie verstände, weil vielleicht der Regisseur zum Dank denn auch wieder ein wenig auf Poesie gäbe. In wie viele Unterabtheilungen, Handlungen oder Akte das Drama zerfallen soll, unterliegt seinem anderen Geiste, als einerseits dem Bedürfnis des Stoffes, andererseits dem des praktischen Theaters. Es ist durchaus kein vernünftiger Grund vorhanden, es nicht wie die Jüder zu machen, die stehen, eif, ja vierzehn Akte geduldig hinnahmen. Keuchere Gründe dürften indessen sehr eindringlich gegen eine solche Schrankenlosigkeit sprechen. Innerhalb eines Aktes wird die Phantasie des Zuschauers zur größten Anspannung fortgerissen, während sie sich in den Zwischenakten erholen und neue Kräfte sammeln soll. Einmal nun wird diese Anspannung eine gewisse Zeit erfordern, einmal bei uns modernen Menschen. Andererseits wird dieser Wechsel zwischen Hin- und Abspannung nicht zu oft eintreten dürfen, weil die Phantasie nicht widerwillig und lässig zu machen. Dies geschieht z. B. offensichtlich bei den meisten Shakespeare-Ausführungen, bei denen dann häufig noch der andere Mangel hinzu tritt, daß die Phantasie auch niemals zu rechter Anspannung kommt, da die einzelnen Bilder gar zu schnell vergehen und ein Eindruck den andern ablöst. Ich meinerseits bin der Ueberzeugung, daß das rechte Maß in der Triebzahl liegt, welche wir bei Schekel, bei den Spaniern und neuerdings auch bei Wagner finden: die etwaige Aufschleppung eines 5er- oder 6er-Spiels wird stets ganz besonders meinetwegen sein müssen und große Kunst erfordern. Mit großer Feindseligkeit könnte ich zur Begründung dieser Meinung allerbaldigst freilich Gallinathal zu Tage fördern, will es indessen bei obigem Hinweis bewenden lassen. So viel ist indessen gewiß, daß der Dichter, wenn es ihm nicht gelingt, sein Drama auf einer bestimmten Zahl von Schauspielen — meinetwegen auch fünf — sich abspielen zu lassen, den Stoff eben nicht vollkommen besetzt, vielmehr noch dem Dilemma unterliegt. Die Triebzahl wird die Akte ein wenig länger machen, als es jetzt durchgehends Brauch ist. Aber die Behauptung, sie seien dann zu lang (wie dies auch Wagner sich verweisen lassen muß, und wie es von jedem französischen Drama, sowie von den einzelnen Stücken einer antiken Trilogie gäbe), behält höchstens Recht in Theatern, welche ebenso wenig Rücksicht auf die Gesundheit, wie auf die Phantasie der Zuschauer nehmen. Wenn man freilich im Zwischenakte keine frische Lust atmen kann und während des Spiels in einem jeder Ventilation entbehrenden Räume auf Plätzen sitzen muß, die einem auch nur die Bewegung des Armes verbieten, ist es kein Wunder, daß man nach zehn Minuten schon ermattet, ja mal im Drama, welches nicht, wie die Oper, über ein direktes Reizmittel verfügt.

Die wichtigste Frage bleibt uns nunmehr noch zu beantworten übrig. Welche Menschen sollen auf dieser Bühne sich zeigen, wie soll der historische Vorgang beschaffen sein, damit wir ihn begreifen. Das Schicksal unserer Welt ist bekanntlich der Begriff des „Rein-Menschlichen“, der dann bei denen, welche im modernen Menschen, d. h. in sich selbst, ein Ideal sehen, naturgemäß in den des Modern-Tendenzellen umschlägt. Die Märette einiger unserer Literaten, daß das Drama seinen Stoff der modernen Zeit entnehmen müsse, findet hier eine ungezwungene Erklärung. Aber

der Begriff des Rein-Menschlichen wird selbst von denen gebraucht, welche sonst mit Altem brechen. Richard Wagner benutzte ihn geradezu, um die Geschichte als unzulänglich für die Poesie zu bezeichnen und dem Drama überhaupt den Krieg zu erklären. „Gleichzeitig hatte ich diesen Menschen auch in der Geschichte aufgesucht; hier boten sich nur Verhältnisse und in nichts als Verhältnisse; den Menschen sah ich nur insofern, als ihn die Verhältnisse bestimmten, nicht aber, wie er sie zu bestimmen vermocht hätte.“ — „Meine Studien trugen mich so durch die Eiskälte des Mittelalters hindurch bis auf den Grund des alten nordischen Mythos; ein Gewand nach dem anderen, das ihn die spätere Dichtung entstehend angeworfen hatte, vernahm ich von ihm abzuziehen, um ihn so endlich in seiner kühnsten Schönheit zu erblicken. Was ich hier anah, war nicht mehr die christlich-konventionelle Figur, an der uns das Gewand mehr als die wirkliche Gestalt interessiren muß; sondern der wirkliche, nackte Mensch, an dem ich jede Haltung des Hutes, jedes Zuges der kräftigen Muskeln, in ungezügelter, freier Bewegung erkennen durfte: der wahre Mensch überhaupt!“

Der wahre Mensch überhaupt! Wem fallen dabei nicht Wüßteis reizende Verse ein:

Venez après cela erior d'un ten de maître,
Que c'est le coeur humain, qu'un auteur doit connaître!
Toujours le coeur humain pour modèle et pour loi.
Le coeur humain de qui? Le coeur humain de quise?
Celui de mon voisin a sa manière d'être.
Moi, morbleu, comme lui, j'ai mon coeur humain, moi!
Cette vie est à tous, et celle que je mène,
Quand le diable y serait, est une vie humaine.

Uns braucht wenigstens zunächst am historischen Menschen weder das Gewand zu interessieren, noch die Verhältnisse, in denen er lebt, da wir dies dem Dichter und Theaterführer überlassen wollen. Was Wagners Stellung zum Realen betrifft, so habe ich dieselbe schon im vorigen Artikel charakterisiert: sie ist eben nur durch eine objektiv-historische Anlehnung möglich. Uebrigens gab es eine Schule, die sich einsig und allein darauf gelegt hatte, so zu sagen das Gewand zu dichten: die Victor Hugo's.

Der „wahre Mensch“ hat niemals existirt und kann auch niemals existiren, so gewiß die ganze Geschichte dem Gesetz der Entwicklung unterworfen ist. Dieser Begriff kann nur demjenigen imponiren, der die Gattungen einem direkten Schöpfungsaktes entspringen läßt oder wenigstens an Schöpfungsakten mit seinem ganzen Systeme in Widerspruch stehenden Gattungsbildern schließt. Es gibt keine absolut objektiven Begriffe, und mögen auch so viele sentimentale Gemüther in dieser Nützlichkeit aller Dinge schwindeln werden. Dem stärkeren Geiste freilich regt sie in Gegentheil die Schwingen: er weiß, daß kein Gedanke verloren geht, sondern die Menschheit weiter und weiter blüht: kann kann ihn auch nicht das Bewußtsein führen, daß etwa einst die Sonne erlischt und die Erde erstarrt. Der Mensch, der vom Beginn seines Auftretens an gewußt, daß er sterben werde. Hat ihn dies niedergedrückt? Nein, gerade in dies Wissen seines Todes ist Schopenhauer den Ursprung des metaphysischen Bedürfnisses, gerade aus diesem Wissen heraus hat seine höhere Entfaltung begonnen. Und die Menschheit sollte an solchem Wissen Geheul leiden? Gottlob, ihr Genies ist nicht ein solcher Schwächling. Gerade, daß sie von nun an weiß, daß auch sie sterben muß, wird vielleicht einer neuen großartigen geistigen Entwicklung Leben brechen. Glaubt man wirklich, daß mit dem platten Geschicksel der v. p. Degeneren der Naturwissenschaft Alles abgemacht ist?

Freilich kann Niemand aus seiner Haut heraus und sicherlich muß Alles, was die Kunst bringt, irgendwie mit und selbst in Verbindung gesetzt werden. Wie sollte es sonst die Phantasie anregen, das Gemüth in Wallung bringen? Wer daher die Geschichte nur von Seiten des Gewandtes oder der Verhältnisse aufstellt, wird niemals einen künstlerischen, sondern nur zuweilen einen bunten, phantasmagorischen, meist einen durchaus langweiligen Eindruck hervorrufen. Auf der andern Seite haben wir uns insofern auch gegen die „vertrauliche“ Auffassung der Heldenscharaktere, gegen den Mißbrauch des historischen Kostüms zu einer Maske oder moderner Alltagsmenschen (was jedoch nicht im laienhaften Sinne zu verstehen ist) erklärt. Was bleibt uns also noch übrig?

Das, was überhaupt Geschichte geworden ist. Um es noch einmal zu wiederholen: nicht jedes dumpe, blöde Geschehen ist darunter zu begreifen. Als Geschichte lasse ich nur das gelten, in welchem das menschliche Bewußtsein seine eigene Vergangenheit mit Entzückung sieht. Das Selbstbewußtsein des Menschen ist nicht, was von Anfang an fertig gegeben war; wie es jetzt ist und wie es in einer seinen jetzigen Fähigkeiten denkbaren Vollkommenheit das sein würde, was unsere Aesthetiker das „Rein-Menschliche“, den „wahren Menschen“ nennen, ist es im Laufe der Geschichte geworden. Das wahrhaft Gewordene ist indessen unerschöpflich. Die mittelalterliche Wissenschaft sah im Geiste des Menschen bekanntlich den Mikrokosmos und die heutige Naturwissenschaft hat diese Anschauung, freilich in einem weit tieferen Sinne, bekräftigt; der Mensch, als das letzte, höchste Glied der bekannten Natur, ist der Mikrokosmos der Naturgeschichte. Und so ist sein Geist der Mikrokosmos der ganzen Geistesgeschichte, der sogenannten Weltgeschichte, der Historie. Die Geschichte, als Wissenschaft, lehrt uns die Wege jener Entwicklung kennen: das geschichtliche Drama läßt sie uns mit erleben. Eine unendlich tiefe Sage erzählt, daß der Wägher der Jahre, als er in tiefen Gedanken versank und der Buddha-Weisheit theilhaftig wurde, plötzlich die Reihensolge seiner Existenzen vom Urbeginne der Zeiten an überschaute. Es war nichts Fremdes, was da an seinen Blicken vorüberzog: er lag in der Vergangenheit nicht, wie in einer seltsamen Chronik, er fühlte sich selbst das Alles durchmachen. Ein ähnliches Schauen muß das höchste Ideal der modernen Kunst sein: was sie als geschichtliche Ereignisse vorführt, darf weder „Gewand“ noch „Verhältniß“ sein, unter eigenem innerem Erlebnis muß es den neuem werden, wir müssen gleichsam in jeder Perle anderer Geistes getroffen werden, die das Resultat der damaligen Kämpfe war. *Homo sum et nihil humani a me alienum puto* wird dabei der Wahlspruch aus dem dramatischen Dichters sein. Ich behaupte, es gibt weder eine Zeit, noch irgend eine historische Bewegung, die geradezu ungeeignet wäre, uns zu ergreifen und uns jenen intellektuellen Genuß zu verschaffen, der vielleicht doch noch hoch über jedem musikalischen Reiz, weil hier das Herz nur empfindet, was ihm der Geist geklärt zuführt, dort im Gegenteil der Geist den wilden Leidenschaften und Empfindungen des Herzens unterwerfen ist. Wo dies nicht gelingt, liegt die Schuld einzig und allein am Dichter, der das geheimnißvolle Band, welches ihn mit der Vergangenheit verknüpft, nicht zu finden verstand. Die höchsten Aufgaben aller dramatischen Kunst aber sind, wie sich hieraus ergibt, gerade jene historischen Individuen, welche die Wendepunkte der Geschichte herbeiführten oder sie bezeichnen. Aber nicht von ihrer vertraulichen Seite, gerade vom Mittelpunkt ihres geschichtlichen Daseins aus sind sie zu schildern. Der Dichter ferne sich dabei nicht an den so oft mißbrauchten Grundlag

unsrer Aesthetiker, daß alle Personen nur so sprechen dürfen, wie sie thatsächlich selber gesprochen haben könnten. Abgesehen davon, daß Kritiker, die sich hierauf berufen, oftmals nur ein Zeugniß ihrer Ignoranz ablegen — denn eine etwas genauere Quellenbekanntschaft überzeugt sehr bald, daß die meisten historischen Persönlichkeiten in der That weit reflektirtere Naturen waren, als man nach Beders Weltgeschichte annehmen sollte — hat diese Vorschrift höchstens in politisch-lebensziger Verfassung einen Sinn. Im Uebrigen hat noch jedes Volk der Bühne seine eigenen Landeute gesehen: der Grieche kennt nur Griechen, dem Shakespeare werden die Römer zu Engländern und dem Calderon die Polen zu Spaniern. Eine solche Nationalisierung des Dramas würde nun allerdings dem deutschen Geiste nicht entsprechen. Aber die Bedeutung der Handlung für uns, für unser Bewußtsein, muß unter allen Umständen aus den Worten der auftretenden Personen hervorgehen. Den höchsten Triumph wird ja gewiß der Dichter feiern, wenn auch hier Alles scheinlich ist und sich in jedem Moment die Bedeutung der Handlung ebenso für die Handelnden selbst, wie für den Zuschauer, mit zwingender Nothwendigkeit aufdrängt. Hierdurch wird der höchste Grad bewussten Baheräumens erreicht. Wer wollte jedoch leugnen, daß die Dichtung sicherlich stets mit Verlechte aus diejenigen Stoffe gehen wird, welche unserem Herzen näher liegen, schon weil hier die Aufgabe des Dichters so ungemein erleichtert ist. Dies „näher“ ist natürlich nicht im tendenziösen Sinne zu verstehen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß gerade die dramatische Poesie in Deutschland eine hohe politische Aufgabe erfüllen könnte, wenn sie wollte. Wie das menschliche Bewußtsein überhaupt, hat auch das Volksebewußtsein seine Geschichte. Wie es dort dem Dichter unter Umständen gelingen kann, in die grauesten Nebel der Vergangenheit plötzlich wieder das goldene Sonnenlicht der Poesie strahlen zu lassen, wird er diese hier nicht nur für Momente, sondern im Herzen der Nation selbst neu beleben können. Und so könnte die Dichtung uns Deutschen wieder unsere Geschichte zurückgewinnen, die wir verloren haben, was man auch gegen eine solche Behauptung sagen mag. Der dreißigjährige Krieg hat sie verschüttet, wie der Ausbruch des Besatz einst Herculaneum und Pompeii. Was die Romantiker in dieser Beziehung leisteten, war meist zu unklar und verschwommen, dagegen sind einzelne Szenen in Grabens Hohenhausenndramen meisterhaft gelungen und verdoppeln die Trauer darüber, daß der Dichter nicht eine bessere Zeit erlebt, die ihn, wenn auch wahrscheinlich nicht mehr Erfolg, doch Anregung verschafft hätte, über die Bedürfnisse der theatralischen Kunst fruchtbarer nachzudenken. Die Dramatizien unserer Kritiker gegen die deutschen Kaiserdramen zeugen von ziemlich Beschränktheit. Freilich darf man diese erhabenen Gestalten nicht mißbrauchen, um dem Zwecke des Tages gemäß Kirchenpolitik zu treiben oder gar um im Sinne Heinrich Heines sie zu schmelzen. Wahrhaftig, wenn man oft darüber jammert, daß die Nation ihre alte Mythologie nicht von neuem lernen will — möchte man lieber erst einmal wieder ihre jene gewaltigen Männer näherkünden; sie wiegen ein halbes Duzend Mythologien auf und kein Volk hat ihnen etwas Gleiches an die Seite zu stellen, schon weil es sich bei keinem Volke um gleiche Interessen handelte. Wer allerdings bei Hohenhausenndramen sich Shakespeare zum Vorbild nimmt, wird schon deshalb seinem Stoffe niemals gerecht werden, weil die undramatischen, historisch ziemlich bedeutungslosen Figuren der Heinrichs und Richardes wohl durch eine derartige novelistische Behandlung gehoben werden könnten, diese Herren aber, deren Geschlecht für die Freiheit des Geistes den

Ortstod fiarb, — denn ohne ihre Kämpfe mit dem Papste würde Europa wahrscheinlich jetzt von einer hochmüthigen Braminenkaste beherrscht und die Druckereien dürften nur die vom Index gestatteten Bücher drucken — diese riesigen Gestalten, zu denen Italien und Deutschland mit gleicher Ehen und Ehrfurcht aufblicken, gingen dabei elend zu Grunde.

Ich habe hier auf die höchsten Ziele anseher Kunst hingewiesen. Aber das Ideal ist fruchtbar und wirkt nach allen Richtungen lebenspendend. Es würde mir leicht fallen, von den angestellten Prämissen aus, alle Zweige der theatralischen Darstellung einer kritischen Betrachtung zu unterwerfen, es dürfte Indessen angemessener und vielleicht auch dem Leser willkommener sein, es bei diesem Hinweis bewenden zu lassen. Denn nicht etwa wollen diese Zeilen eine ästhetische Antipathie predigen und irgend ein Genre als das allein berechtigte hinstellen. Mir erscheint nur an jenem Platte die einzige Möglichkeit einer neuen, der modernen Zeit würdigen Kunstbetrachtung und deshalb eines neuen künstlerischen Ideals zu liegen. Wir Deutsche haben ein leider oftmals mißbrauchtes Wort, das sich in keiner anderen Sprache so wiederzuerkennen läßt: Weltanschauung. Das Drama soll die verkörperte Weltanschauung einer Nation und einer Epoche sein. So lange andere Zeit kein Drama besitzt, möge sie sich nicht rühmen, wirklich eine Weltanschauung zu besitzen.

Uebersetzungen des Arends'schen Stenographie-Systems auf fremde Sprachen.

Nachdem sich das Arends'sche System, wenn auch langsam, in Deutschland immer mehr verbreitet hatte, lag den Grundrissen und Anhängern desselben nicht näher, als ihm durch Uebersetzung in fremde Sprachen, ihm auch im Ausland Anerkennung und Praxis zu verschaffen. Der erste, welcher sich mit weitestlichem Erfolge und voller Hingabe dieser Sache widmete, war Christian Möller-Ingram. Derselbe war ein Vertreter des Gabelberger'schen Systems und hatte, nicht vollkommen durch dasselbe zufrieden gestellt, in den 60er Jahren die Arends'sche Stenographie bei dem Begründer in Berlin gelernt. Das Resultat seiner, ursprünglich nur aus allgemeiner Interesse an der Stenographie hervorgegangenen Beschäftigung war jedoch, daß Möller sich letzterem vollkommen und rückhaltlos anschloß.

Besonders großes Aufsehen in den theilhaftigen Kreisen machte eine Schrift von ihm unter dem Titel: „Gabelberger und Arends' offenes Sendeschreiben an alle Gabelberger Stenographen“, worin er den Anhängern der alten Lehre nachweist, daß sie nicht allein in allen ihren Angriffen gegen das System Arends dessen Bedeutung vollkommen verkannt hätten, sondern dasselbe überhaupt aus dem veralteten Gesichtspunkt der Wortführung und Verticismelung (Tironisches Prinzip) beurtheilten. Die kleine Broschüre ist nun so interessant, als sie in stenographischer Schrift (System Gabelberger), herausgegeben wurde. Hatte Möller-Ingram schon so das lebhafteste Interesse und zu gleicher Zeit auch Kenntnisse und Fähigkeit für die Zwecke der Stenographie beibehalten, so betrachtete er es auch nach seiner Uebersiedlung nach England als seine Aufgabe, den dort verbreiteten älteren Systemen gegenüber, die rationelle Stenographie zur Geltung zu bringen. Dort gab es bis dahin absolet nur Anhänger des Tironischen Prinzips, obwohl seit Thomas Bright, der 1588 sein „Shorthandsystem“ veröffentlicht hatte, sich an die 200 Systeme dem Publikum empfohlen haben. Alle englischen Schriftbildner machten ja „ihre Kombinationen zu sehr von der unrichtigen Vorstellung abhängig, daß die Stenographischen Buchstaben sich lediglich nur auf gerade und krumme Linien in allen Richtungen, den Kreis und den Punkt beschränken müßten. Daß sie wohl durch die Gründlichkeit eines mathematischen Denkens, nicht aber durch Anwendung geometrischer Grundlinien und der Punkte in allen Stellungen das Problem eines vollkommenen schriftlichen Äquivalents für ein so organisches Produkt, wie es eben die Sprache ist, hätten finden können, mochten sie nicht sehen, und so geschah es denn auch, daß alle Stenographen bei dem ersten hierin gemachten Versuche von Bright bis auf die 1837 zuerst veröffentlichte „Phonographie“ von Isaac Pitman die handwürgliche Schrift bilden, die die Phantasie zu einem Vermögen, wobei ihre dem Charakter und dem Wesen der Sprache wenig entsprechenden Buchstaben nicht nur ebenfalls eine gewisse Maßlosigkeit der Wortverwässerung notwendig machten, sondern auch sogar keine andere, als eine getrennte Vokalbezeichnung zuließen.“ (Arends: „Briefe über die notwendigen Prinzipien zur Errichtung eines Ideals der Schrift.“ Siehe seinen Vorreden einer rationalen Stenographie.)

Möller war mit den Bearbeiten zu der Uebersetzung des Systems ins Englische beschäftigt, als er sich seiner Gesundheit halber nach Rom zu gehen genöthigt sah. Von hier aus kam er in englischer Sprache im Januar 1866 einen lithographisch vervielfältigten Brief an seine Freunde über die Pitman'sche und Arends'sche Stenographie, woran sich der Stenographisch und Arends' geschriebene Text des Byron'schen „Prisoner of Chillon“ anschloß. Er führte damit den Beweis, wie sehr sich das System für die englische Sprache, ohne irgend welche bedeutende Veränderungen, verwenden ließe und folgerte daraus die Zweckbarkeit desselben auch für andere Sprachen. Er verlangte von dem Uebersetzenden nur eine sorgfältige Analyse der Verhältnisse einer jeden Sprache und festen Anknüpfen an das Bekannte, ohne der Neigung nachzugeben, Willkürliches hinzuzufügen. Er gesteht von sich selbst, daß er manche, von ihm aufgestellte Zeichen und Regeln bei der Uebersetzung wieder ablehnen konnten und dafür Regeln und Zeichen des deutschen Alphabets, die er verworfen, wieder angenommen habe.

Leider hat dieser beifällige Mann die schon so weit gediehene Arbeit nicht vollenden können, und es bleibt einem Nachfolger noch übrig, seine Bearbeitung des Systems, welche bereits in England eine beträchtliche Anzahl Anhänger gefunden, in einem Zeitraume niederzulegen.

Von Rom aus begab sich Möller-Ingram, welchem die Kunst ein südländisches Klima zur Lebensbedingung gemacht, nach Venedig. Auch hier trat der eifrige Mann sofort dem ziemlich verbreiteten in Spanische übertragenen Pitman'schen Alphabetsystem gegenüber und veröffentlichte nach lebhafter Polemik 1868 einen Leitfaden einer spanischen Stenographie unter dem Titel: „Manual de la Estenografía racional de Leopoldo Arends para el uso parlamentario y popular“, welcher zunächst im Standard und im Courier de la Plata eine höchst anerkennende Besprechung fand, und dann bald in herrorragender Weise praktische Aufklärung erlangte. Das kleine Werk enthält das eigentliche System auf drei Seiten und fügt dann eine größere Anzahl Uebersetzungen, besonders Sonnetts von Cervantes und einige Kapitel aus dem Don Quixote hinzu.

Der Arbeit Möller's folgte in der Reihe der Uebersetzungen des Systems in fremde Sprachen die in das Französische zuerst Dr. Joh. Groffe, welche erst im vorigen Jahr im Buchhandel erschienen ist. Des Werkes vollständiger Titel lautet: „Manual de

in *Sténographie rationnelle* par Henri Grosse 1873. Berlin, C. F. Gerd; Paris, Sandos und Fischbacher. — Die in Frankreich verbreitetsten Systeme, die alle auf dem irrationalen Prinzip der älteren englischen Stenographen basiren, sind die von Grotelin und Duplois. Sie haben aber im Verhältniß zur Verbreitung der Stenographie in Deutschland erst sehr wenig Boden in Frankreich gewonnen und es beruht das, wie erwähnt, auf der unglücklichen Wahl geometrischer Zeichen zu Elementen der Kurzschrift ohne Beachtung der charakteristischen Elemente der Kurrentschrift. Grosse giebt auf der ersten Tafel seines Lehrbuches einen französischen Text nach den beiden älteren Systemen und dem von Arends, der die Vorzüge des Letzteren deutlich erkennen läßt. In den hierauf folgenden sechs Beispielen, welche denen des deutschen Leitfadens entsprechen, exemplifizirt der Verfasser seine Uebersetzung, welche von derselben Anschauung wie Müller ausgehend nur da gewissermaßen eine Abweichung von seinem deutschen Original statuiert, wo ein Zeichen hier zur Sicherung häufig wiederkehrender Buchstabenverbindungen verwendet, dort nur beschränkte Anwendung finden würde und so offenbar für eine gerade der französischen Sprache eigenthümliche Buchstaben-Konfiguration brauchbar ist.

An die Lehrstunde schließt sich zunächst noch eine „table de conjugaisons“ wesentlich auf schon vorausgegangenen Regeln beruhend, und dann „Morceaux de lecture“ in prosaischer und poetischer Form zur Uebung der Anfänger. Dieser Leitfaden, vor dessen Erscheinen die Uebersetzung schon theilweise bekannt war, ist unter anderen Unterrichtsanstalten am Gollige zu Sarnen dem Stenographischen Unterrichte zu Grunde gelegt worden.

Zu gleicher Zeit, wie Grosse seine Arbeit, nahm Professor Dietrich Dehnmann zu Neuß die Uebersetzung des Arends'schen Systems für die ungarische Sprache in Angriff. Auch er war ursprünglich gleich Müller Gabelbergerianer und nach Einführung in das Arends'sche System ein um so eifrigerer Anhänger desselben geworden. Er nennt Gabelberger selbst den größten Bewunderer bei dieser seiner Arbeit, doch sei er ihm in sofern allerdings auch von Nutzen gewesen, als er ihn zu der Uebersetzung gebracht habe, daß, je mehr er sich bei der Bearbeitung des den Prinzipien des Originals einzelnen Wortbildern zu Tische entfernte, er zu desto komplicirteren Bildungen gelangte. Das Arends'sche System gab ihm nach seinen Worten die Möglichkeit, die Geschmacksigkeiten der ungarischen Sprache mehr und vertheilbarer auszubenten, als dies bis jetzt bei den älteren Systemen geschah; schon auch darum, weil sich diese Systeme der ungarischen Sprache trotz ihrer einfachen Bausteine durchaus nicht anschließen lassen. Ein Beweis für die Güte der Uebersetzung ist, daß das Ungarische selbst, nur mit sehr wenigen Störungen, von einem nur der deutschen Stenographie Kundigen, falls er der ungarischen Sprache mächtig, gelesen werden kann. Der ungarische Leitfaden, welcher gleich den früheren dem Gange des Systems folgt, besteht sich: „Készület, könyv és birtok gyorsításának módja, Arends Lipótól, Magyar nyelvre s kórház és magánhasználatra alkalmas Dohnanyi Frigyes.“

Wir haben in dem Vorhergehenden die schon abgeschlossenen vorliegenden Uebersetzungen erwähnt; sie sind Alle in kurzer Zeit hinter einander entstanden und die Nachfolge ist ihnen daher; Arends selbst beschäftigt sich angeschlossen mit der Bearbeitung seines Systems für die russische Sprache, mit welcher er, als geborner Ukraner, genau vertraut ist. Wir können nur ihm und allen Tönen, welche auf diesem Felde arbeiten, denselben glücklichen Erfolg wünschen, welchen der Fleiß und die Bemühungen ihrer Vorgänger errungen haben. Fritz Friedmann.

Frankreich.

Die Papiere der Kommune.

III.

Wie es um die öffentliche Moral unter der Kommune bestellt war, davon legt uns ein noch erhaltener Brief Zeugniß ab, den ein Bürger leider anonym an die Häupter der Kommune gerichtet hat. Der Briefschreiber schuldigt die Kommune an, daß sie furchtsam sei. „Sie spricht von Freiheit und Anstand; aber bleibt mir doch damit vom Halse! Welche sich überlebt habenden Worte! Es giebt nur ein Recht, das Recht des Armen gegen den Reichen und den Bourgeois, das Recht des Enterten der Jahrhunderte gegen den Vermögenden und Genießenden. — Und gehört Alles, und kommt Alles zu, und den Proletariern, und wir werden es und nehmen, versteht ihr wohl, ihr Schönsprecher aus dem Stadthaus!“ (Dem Schreiber waren die Kommune-mitglieder noch nicht radikal genug, in seinen Augen hieß sie eben so Schönsprecher, wie in ihren Augen es die Mitglieder der Regierung vom 4. September waren). Der Korrespondent fährt fort: „Ihr Unterhändler auf dem Stadthaus, anstatt die alten Vorurtheile zu zersthören, nährt ihr sie, bewässert ihr sie mit euren sentimentalen und moralischen Redensarten. — Es giebt noch ein Verurtheil, das ich auf den Maneranschlägen und in den Verordnungen der Polizeipräfektur sich breit machen sehe, es ist das Verurtheil der öffentlichen Schamlosigkeit und Moral. Was welchen alten Schmeilern über religiöse und philosophische Moral holt ihr denn diese inhaltsleeren Worte her? Zahaltlert? Nicht doch! Sie sind erlunken worden um die Wünsche der Natur den Einfaltspfirseln zu entziehen und sie den Reichen und Wohlhabenden aufzusparen.“ Dann fährt der Briefschreiber fort, die Prostitution und den Gebrauch zu rechtfertigen, „Worte, die ebenso veraltet sind, wie die Begriffe Diebstahl und Plünderung.“ Alles gehört Allen, Jedes ruhen glammer Jedem und Keinem, das ist das letzte Wort dieses Briefes, denn er will und glauben machen, daß er alt sei und daß dies sein Testament sei, welches er unter Anrufung seines Heiligen niederlegt, des ewigen und unfähigen Jakobiner Hebert von 1793, Herausgebers des bekannten „Père Duchêne“, wobei er aber glaubt gegen den neuen Père Duchêne, weil er ihn wässrig findet, Einsprüche erheben zu müssen. — „Da haben wir ihn, den wahren Vogelfrei der Kommune, den vollkommenen Theoretiker des gottverfluchten Sozialismus! Eigentum, Familie, Autorität, Pflicht, Empfindung des Göttlichen, Alles verschwindet, auch der Begriff der Menschlichkeit, übrig bleiben nur Geschöpfe von männlichem oder weiblichem Geschlecht! Man kann sich wohl freuen, daß jener Brief geschrieben worden ist, denn man steht doch wenigstens, wo es hinaus will, und man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Internationalen aller Länder dasselbe Ziel im Auge haben.“

Wie die Häupter der Kommune über das öffentliche Eigentum dachten, ist bereits erwähnt worden, daß aber schuldlose Privatpersonen aus dem Volke gerade ebenso wenig Recht und Schutz fanden bei Leuten, die sich für die Beschützer der „Enterten des Volkes“ ausgaben, ist eine bezeichnende Thatfache. In der Zeit der Kommune lief gerade der arme und kleine Mann am meisten Gefahr ausgeplündert zu werden, es waren die „Helden der Zee“, die Nationalgardien, die den schlimmsten Präterianerlehren gleich Nachts ihr räuberisches Wesen trieben. So erzählt, um aus Tugenden nur ein Beispiel anzuführen,

eine Frau, daß zwölf solcher Einbrecher nach Mitternacht ihre Thüren erbrochen und sie mit dem Tode bedröht hätten, wenn sie ihnen keinen Brandwein gäbe; nachdem sie die Missethäter in Trümmer geschlagen, hätten sie ihre, der Frau, Banknoten an sich genommen und ihr außerdem noch eine silberne Tierskuppe gestohlen. Der Begriff des Rechts war eben in der Kommune der offenen und rohen Gewalt gewichen.

Wer außer der eben mitgetheilten Kunde und dem oben im Auszuge wiedergegebenen Briefe des „Orieux“ noch anderweitige Beweise dafür sucht, der lese die Dokumente, die sich auf die Zerschlagung des Lüttich'schen Laues, auf die Zwangsabhebungen, bei denen man selbst kaum erwachsene Knaben nicht verschonte, und auf die Schändung der Kirchen und Kapellen beziehen. Eine solche Maxime schätzte den Begriff der religiösen Unantastbarkeit von selber aus. Zahllose Briefe liegen uns vor, welche theils verlangen, daß man die Priester mit Wahrsagern und Kartenlesern auf die gleiche Stufe stelle, theils die gräßlichsten Verleumdungen erzählen, die in den Satrien zum Vorschein gekommen sein sollen und der Entfernung des Kreuzes aus den Schulen, der Ermordung von Religionsdienern und von Anhängern geistlicher Körperschaften offen das Wort reden. An dem Kreuzzuge gegen die Christusbilder in den Schulen theilnehmen sich auch Frauen, über deren Theilnahme an der Kommune man eine Studie für sich veröffentlichen könnte. Wie schrie man aber gegen die „Bremen der Verfallener“ die es wagten, das hehre und heilige Banner der Revolution zu zerreißen! Freilich unterschrieben wohl nicht alle Anhänger der Kommune jene blutigen Satz eines Volkserbrenners im Club Fauré: „Mittheilung, ich fürchte den Blitz nicht, ich hasse Gott, jenen elenden Gott der Priester, und möchte gleich den Titanen den Himmel stürzen, um ihn zu erdolchen!“ aber in ihrer Feindschaft gegen das Priesterthum schenken sie fast Alle einig zu sein, obwohl doch jetzt nicht wie 1793, von einem mit Verbrechen mißbrauchlich ausgestatteten Klerus die Rede war. Aber mag es auch richtig sein, daß das Volk im Grunde weniger geistlos als oberflächlich ist, so hatte doch der Haß gegen Kirche und Religion, durch zahllose aufreizende Reden angefeuert, augenblicklich wenigstens wie eine epidemische Krankheit alle Gemüther angegriffen.

Vergeffen wollen wir hierbei nicht, daß sich gleichwohl Leute fanden, die öffentlich gegen die Ordnung der Kommune zu protestiren den Muth hatten, wie dies gleichfalls vorliegende Schriftstücke beweisen. Daneben sehen wir Andere den schamlosen Versuch unternehmen, eine Versöhnung zwischen der Kommune und der Nationalversammlung zu Stande zu bringen, theils, um mit keiner Partei zu brechen, theils aus wirklich lauterer Friedensabsicht, wenngleich letztere aus ein ziemlich abgeschliffenes moralisches Gesicht voraussetzen, das es über sich gewinnt, mit jener ehrvergeßenen, schamlosen Clique, wie mit einer geordneten Regierung zu rechnen und zu unterhandeln.

Wir haben bisher von den Leidenschaften der Kommune gesprochen, man könnte es nun versuchen, die Ideen darzulegen, für welche man eintrat, und welche zu diesen Leidenschaften beigetragen. Allein vergebens suchen wir nach einem Prinzip, vergebens nach einer vernünftigen Idee. Durchblenden wir die von Herrn Dauban veröffentlichten Schriftstücke, was finden wir? Ein prinzipielles Etwas von Begehrten, augenblickliche Aufwühlungen, eine in sich zerfallene Verneinung alles Positiven, die Verneinung der Gottesidee, welche nach einem und vorliegenden Briefe mit der „geheiligten und erhabenen Moral der Kommune“ im Widerspruch steht — Verneinung der moralischen Ideen und der Ideen des Rechts, des Egoismus in der gesteigerten Form, die schließ-

lich sogar zur Selbstvernichtung führt. Möge man nicht glauben, daß es sich in der Kommune um Verheißungen der für Frankreich so wünschenswerthen Dezentralisation gehandelt habe, oder um die Erlangung bürgerlicher Freiheiten. Diese Worte waren höchstens ein Vorwand für die Mehrheit der revolutionären Partei, im Grunde dachte sie gar nicht daran, Paris und sich selbst zu dekapitalisiren. Paris sollte seine Diktatur behalten in einer zu erstrebenden „Vereinigung aller revolutionären und sozialistischen Kommunen, die sich gegen das bestehende, bürgerliche und geistliche Element verbünden würden.“

Kourier mit seiner sonderbaren Weltanschauung, der est. St. Eimen mit seinem unbestimmten, sentimentalischen Pantheismus, Gabet mit seinen idealistischen Träumen — sie hatten das Alle ein durchdrachtes Ziel vor Augen, sie suchten die soziale Frage auf friedlichem Wege zu lösen, in der Kommune von 1871 ist von ihnen keine Rede mehr, sie sind einfach ad acta gelegt, an die Stelle der rechtlichen Besitzergreifung ist der Einbruch mit bewaffneter Hand getreten; was die Kongresse von Gené und Lausanne gegen das Eigentum, die Ehe und die Religion predigt hatten, war ausgegangen und hatte Früchte getragen. Eigentum zu besitzen, galt als ein Verbrechen, Kommune war der Menge gleichbedeutend mit Kommunismus. Während der Betätigung befahl man alle Klassen der eine Gedanke, die Vertheilung des Vaterlandes, kaum ist Paris gefallen, so entzündet der Ruf: Theilung der Genüsse, Ruch der Wohlhabenden, die dieser Theilung sich widersetzen, es lebe die allgemeine soziale Republik! Schnell heizt sich die soziale Erhebung, die Regierung des Vaterlandes, die Verschönerung der Nationalität gewinnt sichtbaren Ausdruck in den Märschen, welche sich nach der Gewalt bemächtigen, die Männer, welche nach dem 18. März zu den höchsten Zivil- und Militärfunktionen gelangen, Leute wie Dombrowski, Cluseret, Dr. Gecilia und Andere sind keine Franzosen mehr, es sind Personen, deren Wahl zu anderer Zeit die Pariser sogar in Zorn und Aufregung versetzt haben würde. Doch auch von diesen vaterlandslosen Helden findet sich nicht der Schatten eines politischen Gedankens, eines politischen Planes, einer Regierungsentwurfs in den Papieren vor; Alles, was sie hier etwas anführen ließe, ist eine Arbeit von Delescluze, betitelt: „Die Kommune, die einzige legale Regierungsform.“ Die, in den Archiven aufgestellte Abhandlung gleicht auf wenigen Seiten einer Geschichte Frankreichs, die indessen keinen anderen Zweck gehabt zu haben scheint, als die Regierung des 18. März vorzubereiten. Was man schon, welches der unaussprechliche Haß ist, welcher sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Regierung zu Regierung übertragen hat? Die Ungeheulichkeit! Nichts. Fehler haben gemein die Revolution, die Karotinger und die Kapetinger, an ihm leiden Kaiserreich und Restauration, er steht sogar der Intelligenz und der Regierung der nationalen Vertheilung, sowie selbstverständlich dem zweiten Kaiserreich zu. Verbunkelt durch eine Reihe von Angriffen auf dieselbe Jahrhunderte hindurch, ist die Gesellschaft endlich an ihrem Recht gekommen — durch die Kommune und in derselben!

So viel über die uns vorliegenden Papiere, an denen Weiteres mitzutheilen uns der Raum verbietet, deren Studium aber gewiß lehrreich ist für diejenigen, welche vor der sozialen Frage die Augen schließen und meinen, sie könnten nicht mitarbeiten an der Lösung derselben oder brauchten es nicht. Es liegt gewiß eine Wahrheit in den Worten unseres französischen Referenten: „Wollen wir, daß das Volk seine Gottesideen, seine Ideen von der Seele und von der Verantwortlichkeit im zukünftigen Leben bewahre, so ist es an uns, daran zu glauben. Das

tyzandoc) beim Heroldamt bemühte, jenen aristokratischen Zug gerührt, der sich so deutlich in seinen Werken, im Coriolan, beim Zaar Gede und King John und anderweit zeigt. Das klingt nun freilich anders als das „Ärger der Trübsal“ bei Gervinus oder die Jekaterine Riad. O dieser heillose Schmeißer! Und ob nicht auch von den Dichters Geschwestern einige, vielleicht die Mehrzahl, auf sein Konto kommen?

Collier und später Peter Cunningham, beides Männer von Ansehen, fanden in verschiedenen Bibliotheken handschriftliche Werke über Shakspeare von dem allerhöchsten Interesse für uns „Shakspeareomanen“ (um mit dem bekannten Malafier zu sprechen). Leider müssen alle diese angeblichen „Funde“ jetzt zumeist als Fälschungen bezeichnet werden und jene verdienstvollen Männer, von denen der erste lange Jahre Präsident der englischen Shakspeare-Gesellschaft war und mit Fleiß und Gelehrsamkeit mancher nützliche Buch geschrieben hat, der zweite aber (er starb 1869) nach verschiedenen Seiten eine hervorragende Rolle in England spielte, haben Beide ihre Namen in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt. Wir glauben nun eine Fährte gefunden zu haben, die vielleicht auf die Quelle jener Fälschungen führt, ja wir hoffen den berühmten Namen Cunningham schon jetzt in den Augen vieler von dem bösen Makel reinigen zu können. Cunningham veröffentlichte 1842 einen Band Rechnungen über die Hofausgaben am Hofe Elisabeths und Jakobs I., und dabei fanden sich auch mehrfach Stücke von Shakspeare notirt. Diese Aufzeichnungen bildeten den besten Anhalt für die chronologische Folge der Stücke und noch für manches Andere, und unsere neueren Werke, auch die neueste Auflage von der Kressig, fußen darauf. Leider hat sich schon vor fast sechs Jahren (Siehe Athenaeum 1868, I. p. 868), als die Original-Manuskripte dem British Museum zum Kauf angeboten und dort untersucht wurden, herausgestellt, daß die Notizen über Shakspeare auf leere Stellen zwischen die alten echten Rechnungsbemerkungen hineingefügt waren. Es giebt nun Anzeichen, daß diese Fälschungen schon lange vor Cunningham erfolgten und schon dem Shakspearekritiker Malone am Anfang dieses Jahrhunderts bekannt wurden. Malone, welcher sein Leben fast ausschließlich der Erläuterung Shakspeares widmete, hat auch in scharfsinnigen und gelehrten Aufsätzen den Versuch gemacht, die Chronologie der Shakspeare'schen Stücke aus inneren und äußeren Gründen zu bestimmen. Es finden sich nun zwei Stücke, Othello und der Sturm, bei denen Malone mit guten Gründen für das erste das Jahr 1611, für das zweite 1612 als Abfassungszeit bestimmte und noch in der neueren und neuesten Zeit erklärte man sich aus denselben Gründen für diese Daten. Malone selbst aber hat bezüglich des Sturms sein eigenes Raisonnement später total vergessen und „etwas“ plötzlich ganz sicher, daß der Sturm im Herbst 1611 „had a being and a name.“) Sollte er vielleicht schon in die Cunningham-Manuskripte einen Blick gethan haben, in welchen allerdings steht, daß der Sturm 1611 in „Hallowmas wyth“ vor dem Könige aufgeführt wurde. Der Kritiker Chalmers nahm jedenfalls trotz Malones Wandelung um 1813 die erste Hypothese Malones in den Wesentlichen wieder auf. Ganz ebenso steht die Sache beim Othello. Malone hatte aus dem guten Grunde, daß in dem Stücke eine Anspielung auf die Hinzufügung der „rothen Hand von Ulster“ zu dem Familienwappen der Barone unter König Jakob im Jahre 1611 vorkommt, dies Stück auf 1611 datirt. Später aber ändert er seine Meinung und schreibt in einem Essay, der nach seinem Tode von

Boiswell veröffentlicht wurde, wörtlich: „Wir wissen, daß es im Jahre 1604 aufgeführt wurde und ich habe es deshalb in jenes Jahr gesetzt.“ Dazu macht Boiswell eine Anmerkung, in welcher er sehr beklagt, nicht dahinter kommen zu können, woher Malone dies weiß. Nun aber steht in Cunninghams Papieren, daß Othello am 1. November 1604 aufgeführt wurde. Ist dies einmalige Versehen einer eigenen auf guten Gründen basirten Meinung zu Gunsten von Daten, die ohne Begründung dastehen, so sieht aber in den vierzig Jahre später von Cunningham aufgefundenen Fälschungen finden, nicht sehr merkwürdig?

Nerner: Halliwell veröffentlicht einen Briefwechsel zwischen Malone und einem Ende des vorigen Jahrhunderts in Straßburg blühenden, sehr gelehrten Menschen, der sich unterlich ähnliche Shakspeare-Fälschungen zu Schalen kommen ließ und damit seinen Gönner Malone arg täuschte. Halliwell macht hierbei die Bemerkung, daß Malone jenen Menschen auch noch später, als derselbe schon entlarvt war, mit Geld unterstützte und ihn mit Nachforschungen in Straßburg bezüglich verschiedener Details im Gesicht des Dichters beauftragte. Könnte es nicht leicht hier Epithube sein, der Malone mit den fraglichen Manuskripten neuem täuschte, die dann vierzig Jahre später der unglückliche Cunningham finden mußte. Könnte dieser selbige Epithube nicht auch beobachtet werden die vielen Fälschungen in die verschiedenen englischen Bibliotheken verstreut haben, welche später Collier, der noch lebende Erpfindler der ersten englischen Shakspeare-Gesellschaft zu seinem Unflad veröffentlichte? Wie dem nun auch sei, so verdient die Sache jedenfalls eingehender untersucht zu werden.

Noch ein anderes Shakspeare-Kuriosum von allgemeinem Interesse:

Es ist bekannt, daß Shakspeare manche Stellen in seinen Dramen aus Montaignes Essay und sogar wörtlich entlehnt hat, aber er hat noch weit mehr daraus entlehnt als bekannt ist. Montaigne mußte Shakspeare in den verschiedensten Fällen als Handbuch für die von ihm dramatisch zu behandelnden philosophischen Probleme dienen, so auch für verschiedene Stellen in Hamlet, wie schon Karl Elze und Andre bemerkt haben. Aber gerade ein recht interessanter Punkt ist hier übersehen worden. Montaigne schreibt im zwölften Kapitel des zweiten Bandes, gewiß vorbildlich für manche Züge in Shakspeares Charakter: „Was bringt die Seele in Verwirrung, was gewöhnlich zum Wahnsinn, als ihre Schwachheit, Epithändigkeit, ihre Ausgrenzung und kurz ihre eigene Kraft? Woraus entsteht diejenige Verwirrung anders als aus dem feinsten Verstande? — Aus den Handlungen der Wahnsinnigen erkennen wir, wie nahe und dicht die Narrenzucht mit den thätigsten Wirkungen der Seele zusammenhängt! Aber weiß es nicht, wie unermüdet die Nachdenklichkeit zwischen der Vernunft und der größten Erbarmtheit bei freien Geistes und einer außerordentlich vorzüglichen Tugend ist? Plato sagt, die Menschen von melancholischem Temperament wären die gelehrtesten und vorzüglichsten Schicksal. Aber kein andres ist auch so geneigt zum Verdrüßlichen... Dichter, den nur jemals Italien aufzuweisen hatte, durch sein eigene Unruhe und die Geschäftigkeit seines Geistes getrieben? Hatte er wohl große Ursache, sich über seine mörderische Leidenschaft zu freuen? Ueber dieser tiefen Licht, das ihn verblendet hat, über dieses ununterbrochene und gespannte Hinblicken auf die eigene Vernunft, die ihn am Ende um seine Vernunft gebracht hat? Ueber dieses ausgezeichnete und mühsame Forschen nach dem

*) Siehe Malone: Account of the Incidents from which the title of Sh.'s Tempest was derived. London 1808.

Wissenschaften, das ihn endlich dumm gemacht hat, wie ein Vieh? Ueber die seine Fähigkeit der Seele, die ihn endlich all dieser sonderbaren Thätigkeit seiner Seele beraubt hat? Ich fühle mehr Bedruss als Mitleid, da ich ihn in diesem jämmerlichen Zustande in Ferrara fand.“ Ist es nicht interessant, daß Tasso, der größte italienische Dichter der Zeit, durch Vermittlung Montaignes, des größten französischen Philosophen, dem größten dramatischen Dichter, gewissermaßen als psychologisches Modell für den Hamlet, wenn auch nur in wenigen Zügen, diente?

Ein anderes Shakespeare-Kuriosum: „Groß-Britanniens Trauerspiel“, ein Sonettenfranz von neunzehn Sonetten und einem Schlussgedicht, auf den Tod des englischen Kronprinzen Henry, angeblich von Shakespeare. Im neunten Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, welches im April ausgegeben wird, kann man diesen Sonettenfranz englisch abgedruckt finden und zugleich eine lange philologische Untersuchung, deren Resultat ist, daß diese Gedichte sehr wahrscheinlich keinen Geringeren als Shakespeare zum Verfasser haben. Es ist nicht möglich, dem Leser diese Untersuchung hier vorzuführen, so daß er sich ein festes Urtheil über die Sache bilden kann, gleichwohl dürfte sich aus einigen Proben der Sonette erkennen lassen, wie frappante Einzelheiten auf Shakespeare darin vorkommen. Von dem Büchlein gibt es, wie es scheint, zur Zeit noch zwei Exemplare, das eine im British Museum und das andere in der Bodleiana. Sammlern englischer Alterthümer ist es schon früher aufgefallen und Byrdges und Halliwell, welche um 1812 den British Bibliograph herausgaben, wußten es, ohne an Shakespeare zu denken, als ein werthvolles Buch, drucken auch fünf Sonette daraus ab, aber unglücklicherweise gerade solche, welche Shakespeare weniger anfällig als Verfasser kennzeichnen. Später scheint dem Buche Niemand mehr eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben bis jetzt, wo es zufällig im Shakespeare-Jahrbuch abgedruckt und der Prüfung der Philologen unterbreitet wird. Das Buch trägt die Jahreszahl 1612 und ist von demselben G. U. gedruckt, welcher Shakespeares Sonette drei Jahre früher gedruckt hatte. Da diese Sonette ebenfalls in der Form der Shakespeare'schen geschrieben sind, so gleichen sich beide Bücher äußerlich wie ein Ei dem andern. Das Buch ist anonym; das WidmungsSonett trägt die Unterschrift Melpomene. Dem Inhalte nach weisen die drei letzten Sonette am meisten auf Shakespeare hin und sollen deshalb hier in der Uebersetzung mitgetheilt werden. Aber schon in den ersten sechs Sonetten erfahren wir, daß wir es mit einem dramatischen Dichter zu thun haben, daß sich derselbe bereits gealtert fühlt und daß er schon früher Sonette dichtete. Als besonders charakteristisch unter diesen mag das zwölfte hier eine Stelle finden.

Hed auf, Oesterpe, meinen trüb rinnenden Sang
Für eine Zeit mit deinem metrischen Donnerknall;
Hilf du meine schwinkende Dichterguthe verlängern
Und girte neues Feuer in meinen frohlichen Eil.
Dann will ich wie ein kühner Zauberer ruhen
Die transirenden Schatten aus der hüßlichen Tiefe.
Sie wissen am besten, wie eine Todtenzitr zu schwingen
Und welche Rechte dem zu schenken, da die schlafen. —
Doch nicht! Bleibet ihr Geister, behaltet euren Hülfs Frieden
Mein Gmuth verbietet mir die Leiden anzusehen,
Und heist ihr süßen Tränen, der auf, truchsellos Klaggesang
Da vielmehr, der du mit deiner Trompete schmetternd auftrittst
Du Preis der Wüthigen, du unparteiischer Nachruhm (impartial fame)
Hilf mir verheerenden Prinz Heinrichs Rufen.

Scheint dies nicht Shakespeare, der so auf dem Rothurn einhergeht? Scheint dies nicht der schon gealterte Shakespeare, der so die Rufe der Muffel anruft:

„Helps thou my fainting fury to prolong
And powrs new fire into my frozen stile“?

Scheint dies nicht Prospero-Shakespeare, der dramatische Zauberer, der sich in seinen gleichzeitig (1612) geschriebenen Abschiedsstück, im Sturm (V., 1.) rühmt, daß er die Geister der Westerbergen aus ihren Grotten heraufzaubern kann?

Doch wenden wir uns zu den drei letzten Sonetten, die deutlichere Fingerzeige bieten.

XVII.

Mutter der Schmerzmuß (Melpomene) gewähre mir eine Bitte
Für manche Tropfen, die ich auf deinen Altar vergoß,
Selt du deine transirenden Gallerien bescheidet hast
Mir vergessenen Denkmäler zeitig Vorkorner,
In wahren am Kabbid ihrer Schmerzigen
Deine düstere Saune und dein selbstschmerzhaftes Auge:
Da wo Trojas Königin in gemalter Ohnmacht liegt
Und die verlassene Dido ihres Lieblings beraubt
Kriert auf dem brennenden Holzstoß, wo Manjolas Grabmal,
Wo Sorene steht und in einen Lauch weint
Und mit seiner Liebe Rare Kuten von Ram
Ihren Gram in todtten Umarmungen auspreschend:
Unter diesen Schandhuden laß ein Trauerdenkmal entstehen
Für den wehollen Heinrich, das nimmer schwinden möge.

XVIII.

Noch einmal, Melpomene, leihe mir deine willige Hölle,
Ich singe jetzt nicht von der wahrstimmigen Wagne Dankung
Noch von dem in eine Nacht ungerathenen Kauben,
Noch wie das Mädchen gleich einer Jung-Kuh (Stärke) tobt.
Weil trübere Raten spielt meine feierliche Waise,
Weit andre Träume beunruhigen meine trübe Ruhe,
Von gebrochenen Grabmälern und von Gleichnissen Gefallen
Und von den gefährlichen Tiefen, die den Dis umschließen:
Aber mögen so keere Gedanken schwinden mit dem Schlaf
Und von Prinz Heinrichs Tod laß jetzt uns singen — — —

XIX.

Du sollst nicht sterben, Prinz Heinrich, wenn meine Gesänge,
Nach diesem gestimmt zu einer höheren Tonart
Vermögen erklingen zu machen die Eher, die Dir zufliehet,
Mit dem heiligen Haufen der Ewigkeit
Mit Gerbeten in den Königsburgen des Nachruhms

(Powers of Fame)

Und mit den erhabenen Heinrichen dieses Landes
(Oh wie auf Erden Klang ein Name nachschling)
Soll Dein lausendes Bild gekrönt mit Vorkornen stürben.
Dann sollen meine Dichtermerte mit mehr Erfolg durchschlagen.
Krauser Gram, der keine Aufschmückung trägt,
Sticht jetzt meine Lüne und zerbricht mich nur auf, Kulbrand zu geben
Einem plötzlichen Kummer durch meine einsamen Tränen.
Genug für mich, während dein süßer Geist schläft
Sang über ihm (over li) mit nassem Aug zu weinen.

Die Erklärung dieser Sonette, welche man ausführlich im Shakespeare-Jahrbuch finden wird, ist in Kurzem folgende: Im sechzehnten Sonett bittet der Dichter die Göttin der tragischen Kunst, daß sie zur Vergeltung für die vielen Opfer, die er bereits auf ihrem Altar dargebracht habe, ihm jetzt helfen möge, auch dem Prinzen Heinrich ein würdiges Todtendenkmal unter den berühmtesten Trauerbildern der Borgelt zu setzen. Er nennt nun die berühmtesten Trauerbilder der Tragödie aus der Sagenzeit, darunter wird die Helena mit den Worten:

„There Troyes Queen in painted languor lies“ vorgeführt, die schwer verständlich sind, wenn man sich nicht das Gemälde von der Zerstörung Troja, welches Shakespeare in seinem Rape of

Lucrece, Vers 1443—56, beschreibe, vor Augen führt. Dort liegt Helena blutend unter des Porrexus Fuß und der Dichter schildert ausführlich, wie der Mäler es fertig gebracht habe, in ihr „Eben eingeleitet in einen todtten Leib“ zu malen. Von den genannten vier Sinnbildern der Tragödie zu Antonius und Kleopatra scheint nun ein großer Sprung zu sein und die Form, in welcher diese hier eingeführt sind, weist in mehr als einer Beziehung auf das Shakespeare'sche Stück hin. Zunächst scheint die Vorstellung von Antonius und Kleopatra als „their griefs in dead imbracements uttering“ weder für das geschichtliche Ereigniß noch für die drei andern aus Shakespeares Zeit erhaltenen Stücke, welche das Schicksal des Antonius behandeln, sonderlich zutreffend, paßt dagegen auf Shakespeares Stück, wo Kleopatra über den in ihren Armen Sterbenden in Ohnmacht fällt, ausgezeichnet. In der berühmten Szene bei Shakespeares finden wir ferner dieselbe Schreibart Marko Anthony wie in diesem Sonett, und eben da stellt Antonius selbst die Dido als Sinnbild des Schmerzes neben sich, indem er sagt, daß sein Schicksal „Dido und ihren Aeneas“ in Vergessenheit bringen werde. Der Uebersetzungssprung in unserm Sonett von Dido zu Antonius scheint für andere Dichter ein ziemlich weiter zu sein, während er für Shakespeare nahe lag, auch mochte Shakespeare im Hinblick auf seine Tragödie wohl am leichtesten die Gewissheit des doch eigentlich mehr berühmten wie berühmten Liebespaars als eine große Ehre für Heinrich bezichtigen.

Am Schluß des sechzehnten Sonetts auf Erwähnung seiner eignen dramatischen Werke gekommen, scheint unser Dichter in natürlicher Dreiaufzählung fortzufahren, von seinen Dramen zu sprechen. Shakespeare hatte im Titus Andronicus die Geschichte Dids von Progne und Philomele nachgeahmt und zu überbieten gesucht. Genau wie der Philomele geht es der Lavinia, und werden ihr noch außerdem die Hände abgehauen. Nachdem sie aber gleichwohl ihrem Vater Titus durch ein künstliches Mittel Mittheilung gemacht hat, rächt sich dieser wie Progne, indem er die Söhne der Termodora tödtet, aus ihren Körpern eine Pastete bäckt, sie der Mutter zu essen giebt u. s. w. Dabei sagt er (Tit. And. V., 2):

„Denn schlimmer litt mein Kind als Philomele
Und schlimmer räch ich mich als Progne that.“

Wenn Shakespeare der Dichter dieser Sonette war, mochte er wohl anstatt seines eignen Titus Andronicus das Modell zu seiner Geschichte aus dem Drid nennen und wenn es uns im ersten Moment auch seltsam scheinen mag, daß Shakespeare sich selbst als Drid einführt, so sagt er damit doch nichts neues, sondern akzeptirt nur eine Bezeichnung, die ihm der Dichter Oheffer nicht lange vorher beigelegt hatte, indem er ihm rief:

Away, fond raving Ovid, loat thou write
Of Progne's murder or Lucretia's rape

und dies sogar in einem Buche „Loves Martyr“, dem Shakespeare selbst ein längeres mit seinem Namen unterzeichnetes Gedicht als Empfehlung beigelegt hat. Es lag für Shakespeare also sehr nahe, sich als Drid einzuführen. Die dritte und vierte Zeile scheinen sich auf die Abmahnung der Widerspännigen zu beziehen. Dieses Stück wird als lustiger Traum eines betrunkenen Kesselflickers dargestellt und in diesem Traum kommen sowohl die Verwandlung des Pagen in ein Frauenzimmer (in der Einleitung), als auch die „Jo“ vor und unsere vierte Zeile an sich: „how the girl did like a flesh range“ möchten sich wohl auf die Widerspännigen selbst beziehen. Der Drogenang wäre also ähnlich demjenigen im sechzehnten Sonett folgender: Noch einmal, Melopomeno, du meine Schatzgöttin, gleich mir Dichterkraft vor früher.

Nicht will ich, wie einst in den beiden Hauptwerken meiner Jugend als zweiter Drid die Schauerergüsse des Titus Andronicus befehlen, noch andre lustigere Melopomenen, wie sie in dem Traume des Kesselflickers meine jugendliche Phantasie gebar; jetzt flühen weit erstarrte Träume meine Raue (Shakespeare stirbt um 1612) den als Herbstnachmittags-Traum aufzufassen (Shakespeare) denn ich bin alt und denke an das Grab und das trübe Jenseits. Aber weg mit diesen Gedanken, ich will ja den Tod Heinrich befehlen. — Ja will ich unsterblich machen Heinrich (so läßt dann der Dichter im letzten Sonett fort) durch meine Kunst, aber dazu will ich einen höheren Ton als diesen Sonettenton erschlagen. In meinen großen Hystorien (diesen Towers of Fame) will ich dich verherrlichen wie ich Richard Löwenherz (im König Johann) und wie ich die erhabenen Heinrich dieses Landes verherrlicht habe. Diese Sonette sollen nichts bedeuten als die paar einfache Schmerzensgründen, die ich über Deinem Todtenbett weine. Shakespeare muß sich um diese Zeit auch mit Heinrich VIII. beschäftigt haben. Er mag uns wohl hier sein Abkühlungspfeifen, in Heinrich VIII., wie Elisabeth und Jakob III., so auch noch diesen Kronprinzen zu verherrlichen oder aber den Heinrich VIII. noch eine Fortsetzung zu geben.

Der geneigte Leser wird aus diesen Proben erkennen, und wenn er nicht den großen Dramatiker als Verfasser so wenigstens Sonette will gelten lassen, daß man es hier immerhin mit einer besonders delikaten Kunst für philologische Riegelwerke zu thun hat. Zum Schluß mag nur noch bemerkt werden, daß von den kleineren Gedichten Shakespeares — und er wird doch häufig während einer mehr als dreißigjährigen Beschäftigung mit Prose viele verglichen gemacht haben — uns nur äußerst wenige bekannt sind. Gar manche dürfte er anonym vergettet haben, wie das so seine Art war und an sich hätte es durchaus nichts überauswunderliches, wenn ein unbeachtetes anonymes Opusculum sich als sein geistiges Eigenthum entpuppte. Johannes Meißner.

Polen.

Briefe eines Polen.

I.

In den letzten Jahren ist die polnische Literatur in eine neue Phase ihrer Entwicklung getreten. Die Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Jahre mit jenen der letzten vierzig Jahre erweist einen Unterschied, der nur zu Gunsten der in uns stehenden Epoche gedeutet werden kann. Es ist hier nicht der Ort, um auf die politischen und sozialen Umstände und Ursachen dieses Umwandlungs des Früheren einzugehen, nur darauf mag hingewiesen werden, daß nach der stürmisch bewegten Periode der letzten Jahre, die ruhiges Betrachten und wirksames produktives Wirken werden lassen, noch sehr zu erwarten, eine Zeit der Erleichterung und Entkräftigung gekommen war, aus der sich aber der merkwürdig elastische Nationalgeist bald erholte, um auf dem Wege der Selbstbetrachtung und ruhigen Vertheilung das Bekannte nachzuholen und die verlassene Stelle wieder einzunehmen.

So ist in den Leistungen der letzten Jahre ein Fortschritt eingetreten, ein leidenschaftliches Beurtheilen des Geistes, ein Fortschritt nach Wahrheit und Streben nach Gerechtigkeit, ein ernstes Studium erschaffen, welches mit der Vergangenheit verständig und schöne Hoffnungen für die Zukunft bezeugt.

Wehl giebt es noch Ausnahmen, welche an den Ton der verkessenen Periode anknüpfen, dies ist aber in einer Uebergangsperiode nicht anders möglich und diese verpöbten Anklänge finden kein empfängliches Ohr, sie gehen spurlos vorüber.

Dieser allgemeine Charakter bestimmt nun auch die Gebiete der Literatur, die sich besonderer Pflege erfreuen, während andere, die mehr ein naives, kunstloses Produziren erfordern, außer einigen Versuchen brach liegen.

Eine solche Charakteristik ist freilich zu allgemein, um nicht viele Ausnahmen erleiden zu müssen. Diese entstehen meistens dadurch, daß jenes Streben nach Selbsterkenntnis, nach Ernst und Wahrheit häufig mißverstanden wird, daß in einer Gesellschaft, die wie die unsrige durch politische Umstände, Parteilungen und Vorurtheile völlig aufgelöst ist, dieses Streben die ganze Stufe von gewissenhafter, allgemein nützlicher Arbeit angefangen bis zu phantastischen, auf schlecht verstandenen Realismus angelegentlich aufgebauten Produktionen ausläßt.

Wenn sich nämlich in sozialer Hinsicht in unserer Gesellschaft nur ein loser Zusammenhang unter den einzelnen Elementen bemerkbar läßt, so fehlt auch dem literarischen Gebiete beinahe ein Mittelpunkt, um den sich die Erzeugnisse gruppiren könnten. Es fehlt ein ernstes Organ, das unparteiisch und leidenschaftlos den Weg zum Bessern zeigen könnte, es mangelt und gesunde Kritik, höhere Einsicht und bewährte Autorität. Man hat wohl das Bedürfnis eines solchen Mittelpunktes empfunden, man hat darüber viel gesprochen und geschrieben, auch durch die Gründung einer Akademie der Wissenschaften wenigstens theilweise ihre Rechnung getragen, aber da giebt es so viele lokale Umstände, so viele private Bestrebungen zu berücksichtigen, daß schließlich die Sache aufgegeben oder wenigstens aufgeschoben wird und das, was gemacht werden, nur traditionell vegetirt.

Nicht zu groll ist dieses Bild entgegen, denn der Mangel an Kritik, sowohl an einer wissenschaftlich berechtigten, ohne Vorurtheil prägenden, als auch an einer Selbstkritik der Schriftsteller ist der wunde Fleck, den man nicht oft genug berühren kann.

Dieses erfreuliche ist aber der Aufschwung, der trotz dieser ungünstigen Lage ersichtlich und zu schönen Hoffnungen berechtigt, vorausgesetzt daß die gegenwärtige Stimmung beibehalten und nicht durch unerwartete Zwischenfälle Alles über den haufen gestürzt wird. Eine kurze Uebersicht der literarischen Bewegung, wie sie sich im Allgemeinen gehalten, mag den Standpunkt derselben näher bezeichnen.

Da es vor der Hand unmöglich ist, gewisse Anhaltspunkte von vornherein anzunehmen, um daran die Schilderung anzuknüpfen, so müssen zur übersichtlichen Darstellung die Sozialverhältnisse mit ihren verschiedenartigen Einflüssen und Umständen als Richtschnur und Eintheilungsgrund dienen.

In demjenigen Theile Polens, der gegenwärtig ein Kronland des österreichischen Kaiserstaates bildet, finden wir zwei Mittelpunkte, wo die literarische Bewegung sich konzentriert, Krakau und Lemberg. Diese zwei Hauptstädte Galiziens sind durch ihre Verhältnisse in politischer und sozialer Beziehung so verschieden, daß sich auch in literarischen Produkten der Unterschied spüren läßt. Lemberg, der politische Mittelpunkt, der Sitz der höchsten Behörden, jedoch ohne Traditionen, ohne literarische Vergangenheit, ist für neue Ideen und auswärtige Einflüsse viel zugänglicher als Krakau, die Stadt der Erzbischofe, welche für den Verfall der politischen Bedeutung damit verdrängt wurde, daß sie der Mittelpunkt der Kultur, ein polnisches Athen werden sollte. Wirklich wurde im vorigen Jahre eine polnische Akademie der

Wissenschaften in Krakau errichtet, welche bestimmt ist, die Pflegerin polnischer Kultur zu werden und die vereinigten, auf die Kräfte der Individuen angewiesenen literarischen Bestrebungen zu vereinigen und größeren Aufgaben und Ergebnissen entgegenzuführen. Aber auch in früherer Zeit war in Krakau der literarische Verkehr bedeutsamer als in Lemberg, die Bevölkerung, aus mehr homogenen Elementen bestehend, mit diesen Verhältnissen besser vertraut, es haben sich literarische Kreise gebildet, die ihrer Zeit den Ton angaben und auch jetzt noch größeren oder geringeren Einfluß äßen.

Lemberg hat in dieser Hinsicht keine Traditionen, wiewohl es sonst dieser seiner Lebensbühnen in mannichfacher Hinsicht überlegen ist; deshalb ist es mehr auf das Bedürfnis des Augenblicks angewiesen und auch in mancher Beziehung bestrebt, diesem gerecht zu werden. Jedoch in dem Haas von politischen, sozialen, religiösen und anderen Fragen kann von einem Prinzip oder System keine Rede sein, wiewohl sie und da Arbeiten vorkommen, die in einer weniger bewegten Gesellschaft höherer Ansehen finden könnten. Eine allgemeine Charakteristik ist jedoch schwer zu geben, es wäre denn die, daß es keine giebt.

Krakau hat Denkmäler und Erinnerungen aus besseren Zeiten, die noch nicht so entfernt sind, daß sie völlig verklangen wären. Im Gegentheil, die Gegenwart beschäftigt sich damit, die Vergangenheit zu erklären, zu beleuchten und bekannt zu machen, und hat in dieser Hinsicht, besonders in historischer und literarischer Richtung Manches geleistet, das, wenn auch meistens auf nationalem Boden stehend, doch auch von allgemeinerem Interesse sein dürfte. In dieser Hinsicht hat sowohl das Professorenkollegium der Universität, als auch die Akademie der Wissenschaften, durch einzelne Spezialkomitees, welche auch Nichtakademiker zur wissenschaftlichen Arbeit unter Leitung bewährter Männer vereinigen, Bedeutendes geleistet. Eine gut gezeichnete Bühne, die eine Schule für polnische Schauspieler geworden und, trotzdem reichere Bühnen reichere Städte ihr die besten Kräfte entziehen, die verlieren immer durch neue zu ersetzen weis, bildet in anderer Richtung den Geschmack des Publikums — und so begegnen sich Ernst und Scherz, Wahrheit und Dichtung in einem Streben, das aber freilich erst in der Zukunft Früchte tragen kann. In dieser schönen Harmonie fehlt es natürlich aber auch nicht an Dissonanzen, und religiöse und soziale Verhältnisse rufen wohl manchen falschen Akkord hervor.

Wißig anders und auf den ersten Blick auffassend ist der Charakter der literarischen Produkte Warschau's, das, ein Mittelpunkt Russisch-Polens, den galizischen Städten weit vorausgerückt ist. Es ist allgemein bekannt, was diese unglückliche Stadt erlitten und unter der aufklärungsfeindlichen Regierung, die besonders fremden Elementen gar keinen Aufschwung gönn, zu leiden hat, jedoch die enge Begrenzung, die das literarische Leben als Ausdruck nationaler Bestrebungen erfahren hat, rief gerade das hervor, was gern ersicht worden wäre.

Da es nicht vergönnt ist, auf speziell nationalem Gebiete zu arbeiten, so hat man sich umgesehen, wie es denn in der Fremde aussehe, und da ergab sich nun, daß wir in den stürmisch bewegten Zeiten, die den Russen nicht held waren, weit hinter den Nachbarn zurückgeblieben sind. Glücklicherweise ließ man sich dadurch nicht entmutigen, sondern begann rastlos zu arbeiten. Man überficht und bearbeitet fremde Stoffe, man ist bestrebt, was der Wesen errangen, auch ihnen zu verpflanzen, und mit Befriedigung kann man sehen, daß das Literaturlieben in Warschau in nähere Beziehungen zu jenem dem westlichen Europa getreten ist, daß die Fragen, die ganz Europa interessieren, auch dort auf

angemessene Art erdriert und bearbeitet werden. Dadurch wurden aber veraltete Vorurtheile abgeschafft oder wenigstens gemildert, man gewöhnte sich, das Gute zu suchen, ohne zu fragen, ob es nicht vom politischen Feinde komme — und so repräsentirt nun Warschau gegenwärtig in Besprechung der Fragen, die die ganze zivilisirte Welt beschäftigen, würdig ein Volk, das mit gespanntem Interesse ihre Lösung erwartet. Was den oben erwähnten Wendepunkt der polnischen Literatur anbetrifft, so sieht Warschau in dieser Bewegung ebenan, und ein Merkmal der tieferen Einsicht der Arbeiter auf diesem Gebiete ist, daß sie ihr Augenmerk auf das allgemeine Menschliche richten und endlich einmal von den für unschätzbar gehaltenen Franzosen und ihrem vererbenden Einfluß sich befreien. Bisher war es meist die Unkenntnis der deutschen Sprache und ein tief eingewurzelter Vorurtheil, was die Polen zurückhielt, von den Resultaten deutscher Forschung Nutzen zu ziehen, und dieselben erst durch die Vermittlung der Franzosen kennen lernen ließ, jetzt haben sich die Ansichten geändert, und ein Blick auf die schriftstellerische Thätigkeit beweis, wie fleißig man das Versäumte nachholen will.

Der mit dem Zustande der polnischen Literatur in den Jahren 1830 bis circa 1868 einigermaßen vertraut ist, wer die schale Platttheit patriotisch sein sellender Eryptiden, ohne bestimmten Zweck und Charakter, die sich vor Kurzem noch breit machten, kennen gelernt hat, der wird dieses organische, ernste Streben mit Trost und Befriedigung begrüßen, und nur den Wunsch hegen, daß es recht lange andauern und den gewählten Weg nicht verlassen möge. G.

Dänemark.

Dänische Humoren.

Von Hugo Garbde.

II.

Erich Bøgh.

Was Wunder, wenn Erich Bøgh der Dichter seines Volkes ist! Wenn er nicht mit seinen deiteren Sing- und Lustspielen im Theater ein freundliches Lächeln abgewinnt, den wohl er daheim in den vier Wänden des Hauses durch die Macht seiner Presse zu bemestern, denn Erich Bøgh ist Bühnenbildner und Redakteur eines der gelesesten Blätter in Dänemarks Residenzstadt, — und wer ihm auch hier entgegen sollte, den fängt er sich mit seinen lustigen herzogwinneenden Volksweisen, die er zur Noth selber dichtet und mit amüthiger Melodie versteht, — denn Erich Bøgh ist auch Liederdichter und Komponist, — und wer ihm auch dann noch entgegen wollte, den hält er mit seinem Zeichenspiß fest, den zeichnet er als einen unverbesserlichen herzlosen Menschen in sein Stiggenbuch, zum Sprechen ähnlich, — denn auch diese Gabe haben die Mäusen dem vielbegabten Manne verliehen. Wie geben hier die Lebensfüße dieses volksthümlichen Sängers.

Erich Bøgh wurde am 17. Januar 1822 zu Kopenhagen geboren. „Mein Großvater“, — sagt unser Dichter, — „war ein Bauer drüben in Jütland; er hatte eine Pfarrerstochter zur Frau, nach deren Heirath er seinen ältesten Sohn benannte. Ohne diesen Umstand hätte ich möglicherweise Erich Rasmussen oder Erich Rosenmund heißen können — und wer kann wissen, was dann aus mir geworden wäre! Mit einem Namen, wie der erstgenannte, wäre es doch wohl eine reine Unmöglichkeit, einen

Vers zu schreiben, und mit dem zweiten Namen war man so gut wie getauft als Dastlifer und Hofpoet. Nun erbe ich den Namen Bøgh, der im Jahre 1747 zuerst auf dem Parnas einzuführt ward durch den ehrwürdigen Verfasser des epischen Gedichtes: „Der Friede von Algier.“ Es ist daher denkbar, daß ich als Mitgift zu diesem Namen die erbliche Krankheit erblut habe, die man auch poetische Krampfen nennt.“

Als Knabe war Erich sich selber überlassen; ohne eine Schule zu besuchen, fand das Kind kein besonderes Begehren aus der Schule entlassen, was er gelesen, haßte in seinem wunderbaren Gedächtniß: Gedichte, Romane, Historien und naturwissenschaftliche Bücher, Zeitschriften, Klassiker in Uebersetzungen, Mathematik — Obgleich so der müßiggelinge Knabe nichts „Ordentliches“ lernte, weil ihm der ordnungsmäßige Schulunterricht mangelte, war er mit seinem 15. Jahre mit großer Auszeichnung aus der Schule entlassen, die er überhaupt nicht besucht hatte, indem er sein Gymnasium so glänzend bestand, daß der Probst bei der Schulentlassung eine Hauslehrerstelle in seiner Familie anbot. Mit dem 17. Jahre schloß er diese erste Laufbahn; nach wüthendem Trauer war er in das Lehrerseminar aufgenommen, wo er, ein heißer Kopf, die Genossen schnell überflügelte, so daß er mit 19 Jahren das Seminar verließ, um nun als Hauslehrer selbständig in die Welt hinauszutreten, eine Welt, in der er schon nach einem Jahr als Schullehrer und Kirchenvorsteher des Kirchspiels Teglberg wirken sollte. Doch lassen wir dem Dichter sein Schicksal hier selbst erzählen:

„Da sah ich, mütterseelen allein in dem unseligen Schicksal tief im Lande, in einer Gegend, über welcher eine behäufte Grabesatmosphäre ausgebreitet lag. — Kaum 20 Jahre alt, hatte ich nun die Verpflichtung übernommen, zwei, drei Töchter vernachlässigte Bauernjungen zu ordentlichen Menschen heranzubilden. Gespenster von meinen eigenen lyrischen Schwärmereien verfolgten mich jeden Tag, und Nacht glaubte ich Gespenster zu vernahmen und Klopfen von lebendig begrabenen Talenten zu kräften, die hinauszukommen in das Leben und Licht leben. Ich fing an, vor mir selber bangen zu werden, und da ich keine andere Gesellschaft fand, gab ich mich der Beschäftigung mit den deutschen Nothdichtern hin. Opa! über sie, diese Verirrten! Sie führten mich hinein in den Weltkummergumast, welcher jetzt in seiner üppigsten Blüthe stand. Hier sollte ich mir eine geistige Erklärung, die sich auf mein Hirn zu schlagen begann. Fieberartige Visionen befielen mich, worin ich nur drei Wege offen sah — entweder Plethik zu werden und allmählich dem Irrenbause mich nähern, oder Phantasie zu werden, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen, zu träumen und als Traumbild zu stehen, oder: als Materialist allen Idealen zu entsagen, und wenn das geschehen, als Selbstmörder zu enden!“

Da trat eine schwarze Gestalt dem Dichter entgegen und sperrte alle drei Wege: Dies war ein Pöbeliger. „Er ist um toll und dahin sein vielen Jahren, und so gewiß ich niemals geteilt, daß er etwas Besseres von Jemandem sprach, so gewiß habe ich auch nie etwas Gutes über ihn reden hören; doch sollte ich auch die Erste sein, der dies thut, so kann ich doch nicht anders, ich muß in meinen größten Nothdichtern nennen, denn er machte es mir eben unmöglich, mich mit der Stellung zu versöhnen, in welcher ich so leicht wäre zu Grunde gegangen. — Und so reichte ich denn gewissermaßen meinen Abschied ein; „Ich war nicht mehr Schullehrer, nicht einmal Seminarist, ich war nicht mehr 22 Jahre, ich war ein vernachlässigter Mensch, ich war Nichts — ich war nur ich selbst. Aber indem ich mich freigemacht hatte, um etwas Anderes zu werden, hatte ich die Möglichkeit gefunden, Alles zu werden, wozu ich die

Kraft in mir fühlte. Wie viel oder wie wenig das war, darüber nachdenken, hatte ich in meinem frohen Herzen keine Zeit, und am allerwenigsten dachte ich daran, Dichter zu werden. Es war irgendwas das erste Mal, daß ich selbst eine Stimmung durchlebte, die stark genug war, mich zu einem Liede zu begeistern." Es war Herbst, als der junge Bøgh dieses Lied dichtete, und dennoch beginnt dasselbe mit dem jubelnden Ausruf: Der Lenz ist gekommen! (Es findet sich in der Vieder Sammlung: 100 Viser af Lark Bøgh under der Nummer 78.)

Diese Seelenkämpfe, die wir nach des Dichters eigenen Worten ausführlich wiedergegeben haben, mußten natürlich auch in seinen Gedichten aus jener Zeit sich wieder spiegeln, jedenfalls ist auch das satirische Element, welches in manchen Gedichten scharf zum Ausdruck kommt, aus der Reflexion jener schweren Zeit zu schreiben. In der Erinnerung an jene Tage mag auch die Epistel die schwarze Perle entstanden sein, deren Uebersetzung die nächste Nummer bringen wird. Wir begeben den jungen Dichter zunächst in Kopenhagen, wie er tapfer in die Welt steuert, um Abenteuer zu erleben, nach seinem Wahlspruch:

Geld verloren — ein kleines Böß!
Gruud verloren — schmerz' lange Dø!
Leben verloren, — ist Kleinigkeit!
Wuth verloren, — geh, hänge Dich!

Eine zufällige Begegnung mit einem Theaterkommissionär führte ihn der Bühne zu. So ward er ein Mitglied einer kleinen wandernden Schauspieltruppe, die in schönen kleinen Städten ihre Vorstellungen gab, bis an einem schönen Frühlingstage der Dichter mit dem Repertoire, der Garderobe u. s. f. aus und davon machte und die Gesellschaft im Stich ließ. Erich Bøgh aber haßte sich mit Humor und Talent; er war auf dem Sprunge, mit Humor den Vorschlag eines guten Meisters anzunehmen und sein Gehülfe beim Fuchseln zu werden, als ihn sein Zeiherstern auf andere Gedanken brachte. So begann er denn in der guten Stadt Borsbø im April 1845 diese neue Laufbahn als Porträtzeichner, — über 2000 Porträts verbanden diesem Entschlusse ihr Dasein! Da fandte das Schicksal den Jüngling, der auf Grund eines alten Befehles den jungen Maler zur Rechenenschaft zog, weil er nicht die Konzepte zu einem mehr als sechsmonatlichen Aufenthalt sich erwidert hatte. Weiteren Unannehmlichkeiten entging unser Dichter nur durch schnelle Abreise nach Norwegen. Diese Reise ward wieder ein Wendepunkt in seinem Leben.

„In Christiania sah ich auf dem Theater ein über alle Beschreibung schlechtes sogenanntes Original-Baudiville „Salone ober die Garguile im Krümmersbanke“, das Glück machte und mir den Wuth einbog, was ich nie bis dahin würde versucht haben, — meine erste dramatische Arbeit zu schreiben.“ — Das Stück erhielt einen außerordentlichen Beifall und erlebte eine Reihe von Wiederholungen, die das Interesse an dem jungen Verfasser weckten, und ihn zu mehreren neuen Arbeiten aufmunterten. Alle diese dramatischen Arbeiten wurden noch in denselben Winter aufgeführt und erregten den leidest minder glücklichen Rivalen, Rolf Olsen, der unsern Dramatiker mit dem Verwurfe zu schädigen suchte, daß er seine Arbeiten einfach von französischen Originalen abgeschrieben habe. Die geistreiche Entgegnung Bøghs wies aber nach, daß gerade sein Gegner, Rolf Olsen, seine Stücke im Wesentlichen von fremden Autoren entlehnt halte, und war Folge dieses Jechertheits, daß das Publikum jetzt erst recht auf Erich Bøghs Talent aufmerksam wurde. Seine geist- und witzsprühenden Artikel verschafften ihm die Anerkennung als Mitarbeiter an einem der größeren Blätter Christianias. Im Herbst 1849 kehrte dann der junge Dramatiker, —

nach fünfjähriger Abwesenheit, — wieder nach Kopenhagen zurück, um hier für sein Talent einen neuen Wirkungskreis sich zu schaffen. Am Neujahrabend debütierte der Heimgekehrte mit einer „Revue“, die großes Glück machte. Sein nächstes Baudiville — eine Umarbeitung seines allerersten dramatischen Versuches, — das ursprünglich nur für eine Privatansführung bestimmt war, hatte denselben Erfolg; das Stück erlebte über 100 Vorstellungen in Kopenhagen und ist noch heute nicht vom Repertoire verschwunden. In diese Zeit des Glücks fällt auch die Verheiratung des Dichters. Im folgenden Sommer schrieb er dann zwölf neue dramatische Arbeiten, die sämtlich vom Publikum günstig aufgenommen wurden; gleichzeitig erschienen von ihm zwei Sammlungen Gedichte, — von der einen Sammlung, ist 1869 die vierte Auflage herausgekommen, — und seiner die ersten sechs Hefte seiner Lieder (Viser) mit Komposition, die dem Dichter wegen ihres vollständigen Inhaltes, ihrer singbaren Form und ihres frischen Humors eine Popularität verschafft haben, wie sie seitdem einem Dichter zu Theil wird.

Im Sommer 1855 erhielt Erich Bøgh vom Staat ein Reisestipendium, um deutsche und französische Bühnen zu besuchen. Nach seiner Heimkehr übernahm er dann, in seinen Anschauungen bereichert, die artistische Leitung des Kaffathaters, — ein Schritt, der ihm eine Reihe schwerer Tage bereitete. Denn sein Vorgänger in dieser Stellung, der nun sein Konkurrent wurde, nahm das ganze Personal des Schauspielers mit sich, erhielt die Bühne des königlichen Hoftheaters als Wirkungskreis und hatte bei seiner bewährten Tüchtigkeit die Stimmung des Publikums von vornherein für sich. Erich Bøgh mußte ohne Personal, ohne Theatergarderobe, ohne literarischen Beistand beginnen und dazu stand ihm die dänische Presse zum Theil in seinem Unternehmen feindlich gegenüber. Viele und hundert andere Hindernisse, — deren Ausföhrung hier zu weit führen dürfte, — traten dem Dichter, dem nunmehrigen Schauspielerdirektor, entgegen; fünf Jahre wirkte Erich Bøgh in dieser aufreibenden Stellung, und dabei schrieb er in dieser Zeit mehr Stücke, als irgend ein anderer dramatischer Autor in einer gleichen Frist. Noch heute wird dieser Zeitraum, in dankbarer Erinnerung des damals Gebotenen als die Periode bezeichnet, wo des Kaffathaters „beste Tage“ waren.

Von dieser Ueberanstrengung suchte der Dichter Erholung auf einer Reise in das Ausland. Neu gekräftigt übernahm er dann nach seiner Rückkehr in Kopenhagen im Herbst 1860 die Leitung des „Folkets Avis“, eines Zeitungsblattes, welches zu jener Zeit 3—4000 Abonnenten zählte. Nach einem Jahre hatte der neue Redakteur die Freude, schon 10,000 treue Abonnenten unter seinem Banner zu sammeln; 1864 war das Heer der Getreuen schon zu 18,000 Köpfen gewachsen. Mit immer jugendlicher Frische leitete seitdem der Dichter dieses Blatt, während er daneben auch der literarischen Muse ihr Recht angedeihen ließ; davon zeugt die sorgfältige Ausgabe der acuten Weisen mit Kompositionen, theilwei: Trede Viser til de Hundrede (Dreißig Lieder zu dem früheren Hundert). Aber auch der dramatischen Muse bringt Erich Bøgh jährlich neue willkommene Gaben; dazu gehört auch der höchst interessante Versuch, dramatische Arbeiten von Hans Sachs auf der Bühne vorzuführen, ein Versuch, der auf dem Kaffathater wiederholt bei der vorzüglichen Inszenierung und der trefflichen Darstellung, so noch kürzlich, mit schönem Erfolg gekrönt ist. Von Bøghs „dramatischen Arbeiten“ ist eine Reihe von Bänden im Buchhandel erschienen. Von den trefflichsten Aufsätzen des Zeitschrifters Bøgh ist ebenfalls eine Sammlung unter dem Titel: Dit og Dat (Dies und Das) in einer großen

Reihe von Bänden ebrt; außerdem erschienen u. A. „Sieben Vorlesungen“ in wiederholten Auflagen, 1862 Lidt ul (Noch etwas); 1864: Jonas Tormosek Verdrichlichkeitn; 1864: Sieben kleine Erzählungen, als neue Auflage des früher erschienenen Lidt ul und Vers und Prosa; 1865 eine Novelle: Theatergeister, 2c.

Eine Probe aus der humoristischen Feder Erich Böghs mag den Schluß dieser kleinen Skizze bilden, die zum großen Theil den eigenhändigen Aufzeichnungen des Dichters entnommen ist. Das nachstehende Gedicht ist gleichzeitig eine Probe von den „Hundredo Viser“, in deren Reihe es unter der Nummer 8 aufgeführt steht; die Melodie zu diesem Text ist Märkners Hochzeitmarsch aus der Oper Hans Heiling.

Worauf ich paß.

Sage, wer es sagen kann,
Wie bekommen ich einen Mann,
Der gefällt?
Mirr Welt!
Das ist nicht so leicht bestellt!
Freier rür ganzr Schaar
Hatt' ich schon, doch sonderbar!
Dir bißer
Mein Verleer,
Nachem mir das Herz nicht schwer.
Noch bei Reinen fand ich, was
Einem gleich, auf den ich paß.
Und wir bald
Werd ich halt
Bei der erigendsten Gestalt.
Ja, ich will ihn schildern Dir
In Person, — ich male Dir
Einen Gesicht,
Dass es spricht, —
Ach, dies fällt so schwer mir nicht.
Wer mir steht er immerdor:
Hoch und schlank und schwarzes Haar,
Birnenspin:
Trop; — Proßt!
Rühohelt; — Nase: Römerstil.
Stirne: hoch und stolz und fest,
Augen voll Melancholie,
Phantasie,
Poesie,
Und so Wunder noch auf ie.

Mannswesen, Nonnenzang,
Und die Stimme Harfentlang;
Jede Stund
Winkt kein Mund
Souter Wip und Lanne hund.
Uebeigens, wir fällt nicht ein,
Doch er Engtin gleiche, — neio!
Ehekeren
Sicht man gern
Nicht so ganz von Mängeln frei.
Woh ist er so böß im Gress,
Wie ein Türke, wild und toll,
Bald so weich,
Blumergleich, —
Daren kennst Du ihn sogleich.
Triffst auf Deinem Wege Dich
Solch ein Mann, so denk an mich!
Doch es sel,
Kommt herbei
Einer oder zwei, auch drei, —

Wann' in Freizeiteingleit
Mir die kleinste Kleinigkeit:
Frag vorher
Leben sehr,
Ob er auch ein Millionär?
Sagt Dir Einer „ja“, — fürwahr,
Dann ist Alles, Alles klar;
Andre, was!
Andre loß!
Dieser ist's worauf ich paß.

Kleine literarische Revue.

— Die Urbewässerung Europas. *) Der Verfasser zeigt in dieser Abhandlung sein Wissen im glänzendsten Lichte. Er hat einen Stoff, der zwar Allen interessant, aber doch Vielen zu spröde ist, um sich heranzuwagen, so zu behandeln gewußt, daß auch der Laie ein klares Bild erhält, mühelos den kühnsten Hypothesen folgen kann und zuletzt wirklich etwas gelernt hat. Freilich bleibt er und im Großen und Ganzen die Frage nach der Urbewässerung Europas schuldig, aber er setzt uns auch auseinander, warum er sie schuldig bleibt, und der Mähd, den er den Vätern in das Geheimniß thun läßt, wie der Forscher seine mühevollen Wegr geht, wie viele Wissenschaften, als da sind: Philologie, Archäologie, Paläontologie u. s. w. er zu Hülfe rufen muß, ist gewiß von höchstem Interesse und erfüllt den Leser mit Dank für das, was die Wissenschaft mit so rastlosem Fleiß erworben hat und hoffentlich noch erwerben wird.

— Neuer Literaturzeitung. Das achtungswürdige Unternehmen im Auftrag der Universität selbst, diese kritisch so bedeutende Zeitschrift herauszugeben, muß bei den rügen Bemühungen des Redakteurs (Anton Reitz) wie der hervorragenden Mitarbeiter allseitigen Anklang in den gelehrten Kreisen finden. Knappe und doch eingehende Besprechungen jeder auf den Gebieten der Philologie, Medizin, Jurisprudenz, Philosophie, Geschichte, Kritik, Naturwissenschaften ausstehenden Erscheinung von kompetenten Beurtheilern (wer nennt die Namen?), verbunden mit einer reichhaltigen und sorgsam redigierten Bibliographie, machen die nun erfolgte Herausgabe des ersten Quartals 1874 in einem stattlichen Bande zu einem für jede wissenschaftliche Bibliothek wichtigen Ereigniß. Der Verlag der Zeitschrift Literaturzeitung ist bekanntlich der Mautz's (Hermann Dittl.)

Sprechsaal.

Ein Professor der Zoologie und Anatomie, der den Historikern, Bibel-Kommentatoren und Philologen zu Hilfe kommt, ist vom naturwissenschaftlichen Standpunkt Dunkles aufhellt oder wenigstens Lichtstrahlen hinwirft, ist gewiß eine Seitenzahl, die ehrenvolle Erwähnung verdient. Dr. Karl Ernst v. Baer.

*) Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Dr. v. Holzknecht, Berlin, Vörschische Buchhandlung. Die Urbewässerung der Erde von R. Virchow.

Obermitglied der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, behandelt vier oftmals ausgeworfene, sehr verschiedene beantwortete, wie er sie nennt, historische Fragen, und erledigt die erste vollständig, während er in den drei anderen seine Entscheidung mit so guten Gründen verfehlt, die entgegen stehenden Rücksichten mit so gewichtigen Einwänden bekämpft, daß man nicht umhin kann, seinen Lösungen die größte Wahrscheinlichkeit zuzusprechen. Er stützt sich zum Theil auf naturwissenschaftliche Erwägungen, zum Theil auf eigene Anschauung, zum Theil auf glaubwürdige Nachrichten von Sachverständigen. Wir theilen die Resultate mit, und verweisen die, welche die ausführlichen Gründe zu erfahren wünschen, auf das unterhaltende und belehrende Werk.*)

„Was ist von den Nachrichten der Griechen über den Schwanenweg zu halten?“ Daß Euclan und Aristophanes, welche darüber spotteten, nur den cygnus olor oder gibbus kannten, der nur zu gähnen vermag, sonst aber stumm ist, daß es aber in Griechenland und Kleinasien auch am Einzelstern, cygnus muscus, nicht fehlt, der zwei prägnanten oder Marinttarische Läne, einen hohen, und gleich darauf einen tieferen, schwächeren hervorbringt. — „Wo ist der Schauplatz der Fahrten des Odyseus zu finden?“ Nur theilweise im Mittelasiatischen Meer; die Iliadogenbuch ist sicherlich die Bucht von Balasava, und die Insel der Kirke und der Eingang in den Hades gehören gleichfalls in die Krim. Die Nordküste des schwarzen Meeres war zur Zeit der Abfassung der Odysee den Griechen nicht unbekant, und die Skylla und Charybdis sind im Vordorab, und nicht in der Straße von Messina zu finden. — Die dritte Frage betrifft einen „Handelsweg, der im fünften Jahrhundert vor Christus zum einen großen Theil des russischen Gebietes ging.“ Herr v. Baer sagt: „Die Schriften des Alterthums geben uns endlose Reichen von Rechten, zahlreiche Register von Ortschaften und Wätern, die weiter nicht mit der Kulturgeschichte der Menschheit in Zusammenhang zu bringen sind. Um so mehr muß es freuen, wenn aus einer Gegend, deren Vorseit im Ganzen so dunkel ist, wie die des nordöstlichen Europas und des aufstehenden Theiles der Nordafrika, ein Beweis von früher Kultur anstrahlt. Ein helles Licht scheint aus dem Handelswege hervorzuleuchten, den Herodot von dem Euxinen bis zu den Ägyptern erwähnt und in kurzen Zügen beschreibt. Er ist daher von den Philologen und Historikern sehr oft und viel besprochen worden, und er hat mit der Deutung der Fahrten nach Ophir darin einige Aehnlichkeit, daß auch für die Ägypter die Wege sehr verschiednen angenommen sind, im Osten, Südosten, Nordosten und sogar im Nordwesten von dem Lande der Europäischen Skithen, indem man die Ägypter, von denen Herodot sagt, sie wohnten am Rufe unübersteiglicher Berge, am Ural, am Altai, am Kaufasus oder auch an den Karpathen, gesandt hat.“ Mit Hilfe einer von Herodot erwähnten bohnenartigen Frucht, in welcher unser Naturforscher *Elaeagnus hortensis* erkennt, welche am Syr-Darja und Amu-Darja im Großen gezogen wird, auch reichlichen Nahrungsfleisch liefert, um ganze Familien zu ernähren, zeigt er, daß das Behn-Gebirge gemeint sein muß, die Bergmasse, welche das Iranische Tiefland vom mittelasiatischen Hochlande trennt. — Die wildesten Gegenden, mit vielen Gefahren ausgestattete Untersuchung ist

endlich dem Salomonischen Ophir gewidmet. Die Texte in den hebräischen Urkunden, die Streitigkeiten über sie, die von Ophir mitgebrachten Naturprodukte und die dabei sich erhebende Goldfrage mit ihren Abzweigungen kommen zu gründlicher Erörterung. Darauf werden die Persanische Halbinsel, Ostafrika*) und Arabien als unmöglich für die gesuchte Gegend zurückgewiesen, und Indien als das einzig mögliche Land für sie nicht noch übrig. Gewichtige Bedenken werden jedoch gegen die Annahme erhoben, Ophir sei an der Mündung des Indus zu suchen. Auch die Küste Malabar will nicht passen. Zeulen könnte gar wohl das älteste Taris der Phönizier sein (die später mehreren ihrer Niederlassungen diesen Namen ertheilten), aber das Goldland Ophir darf man dort nicht vermuthen, nur die Halbinsel Malakka hat nach ihren Naturverhältnissen Anspruch darauf, das Hiram-Salomonische Ophir zu sein. D. G. E.

*) Karl Wachs fand im Innern Afrikas anter 20° 40' südlicher Breite im Reiche der Resolaiten Spuren von altem Bergbau und Ruinen großer Gebäude. Er konnte, wie Dr. Petermann nach Sir Robert Murrison glaubten Ophir entdeckt, aus anker Magazin gab seiner Zeit über die Angelegenheit ein Verh. Herr v. Baer leugnet die Möglichkeit dieser Deutung, da die Salomonische Expedition „Wäuen und Edelsteine zurückbrachte, die in ganz Afrika nicht vorkommen. Die häufig vorgebrachte Annahme, daß diese Gegenstände durch den Handel dahin gebracht waren, kann man bei diesem entfernten Orte doch wohl nicht gelten lassen. Gegen alle Ansichten, welche Ophir nach Afrika versetzen, die alten sowohl wie die neuen, ist es aber entscheidend, daß die altbekannten Benennungen der mitgebrachten Naturprodukte in Indischen Sprachen wiedergefunden sind.“

Il re di Tulo.

(Uebersetzung von Giuseppe Garibaldi.)

Fedel sino a l'avello
Egli era in Tulo un re;
Mori l'amor suo bello
E un nappo d'or gli diè.

Nulla ebbe caro ei tanto,
E sempre qual volò;
Ma gli occhi empiagli il pianto
Ognor eh' ei vi trincò.

Venuto a l'ultim' ore
Contò le sue città:
Diè tutto al successore,
Ma il nappo d'or non già.

Nell'aula degli alteri
Suo padri a banchettar
Sedè tra i cavalieri
Nel suo castello a mar.

Bevve della giocanda
Vita l'estremo ardor,
E giù il nappo a londa
Li vecchio bevitor.

Piombò lo vide, lento
Empiersi a sparir giù;
E giù gli cadde spento
L'occhio, e non bevve più.

Briefkasten. Zu den S. 340, Sp. 1, und Herren Staats-
Reisestudien mitgetheilten Stellen erlaube ich mir zu bemerken: 1) daß
ein angefügtes *u* oder gar *i* (1) keinen Namen markiren kann;
2) daß die Mitglieder der Kaiserl. Akademie größtenteils nicht
Kavaliers sind. Auf derselben Seite lese man, Sp. 2, 3, 20 u. a.,
Käner stint „Käner.“ Gd.

*) Historische Fragen mit Hilfe der Naturwissenschaften beantwortet von Dr. Karl Ernst v. Baer, Obermitglied der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Mit einem Anhang in russischer und drei in den Text gedruckten Holzschnitten. St. Petersburg, 1873. Verlag der Kaiserl. Hofbuchhandlung H. Schmitz (Karl Röttger).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 11. Juli 1874.

[N^o. 28.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Mirza Schaffy. 405. — Eine poetische Antenne 1514. Eine historische Skizze von P. v. Rabice. 477. **England.** Eine Heidenthat der Erzlegende. 408. — The Archeologie of Rome by John Henry Parker. 405. **Frankreich.** La mort universelle. 410. — Das Drama des Desuot. 411. **Dänemark.** Die schwarze Welt. Von Erik Bjerg. 414. **Seine literarische Revue.** Geschichte des Amherstener Theaters. 415. — Ein Polarisommer. 415. — Dr. G. Krenyow's fähigster Oberbittig. 415. **Schweden.** Ein dramatisches Phänomen in Elam. 416. — Pain und Bagehot (neue Erscheinungen der wissenschaftlichen Bibliothek). 416.

Deutschland und das Ausland.

Mirza Schaffy.*

Die fünfzig Auflagen des Mirza Schaffy von Bodenstet beweisen, wie übertrieben die häufigen Klagen über die Abnahme des poetischen Sinns in unserem Volke sind. Wenn auch die wichtigsten Abgüsse von Helne, Penan und anderen Originalen, die alljährlich in zahlloser Menge das Licht der Welt erblicken, keine Beachtung finden, wo immer ein frischer Ton angeschlagen wird und eine über das gewöhnliche Niveau hinausreichende Kritik hervortritt, wird sie mit einer allgemeinen Theilnahme angenommen, wie kaum zu irgend einer anderen Zeit.

Die Lieder des Mirza Schaffy haben nur in Goethe's westfälischem Dittan einen Vorgänger und ein Gegenstück; die Figur Mirza Schaffy aber ist eine durchaus eigenartige und vielleicht nie dagewesene Erscheinung in der Literaturgeschichte. Es ist nicht genug vorzumerken, daß kleine Geister die Namen großer zum Ausdrucksbild benutzten und unter ihrem Deckmantel sich Hüllungen zu Schulden kommen ließen, aber daß ein einzelner Dichter einem fremden Namen so zu sagen eine Seele einhauchte und so fast europäischen Ruhm verdienend, davon ist uns wenigstens kein zweites Beispiel bekannt.

Die überwiegende Mehrzahl der Leser des Mirza Schaffy erblickte in den Liedern Bodenstets eine Uebersetzung aus dem Persischen. Eine Uebersetzung, wie sie nur ein bewährter Meister der Uebersetzungskunst liefern könne, aber immerhin eine Uebersetzung. Orientalisten von hoch schätzbaren freilich zu dieser Annahme die Körper. Wohl ist die neuere persische Literatur unter ihnen (und gewiß mit Recht!) ungewiss viel weniger bekannt, als das Zeitalter Zirkus, Sadi und Schelaleh, aber ein so großer Umhang in der Anschauungsweise, wie ihn die Lieder Mirza Schaffy induzieren würden, schien bei der Stabilität und dem Verfall der übrigen Zustände des Landes doch fast außerhalb der Grenzen der Möglichkeit zu liegen. Auch sie fanden häufig einen Ton angeschlagen, der an den unzufälligen der Zufall, Hoffen, einmüde, einzelne Gedanken und Bilder aus anderen persischen

Dichtern und überhaupt manch ächt orientalische Wendung, aber dies Beträufeln mit abendländischer Philosophie mußte sie, selbst wenn sie das russische Metrum in Erwägung zogen, bestreuen. Die persische Kritik ist keineswegs ohne Gedankentiefe, ja ihre höchsten Erzeugnisse sind durchaus philosophischer Natur. Aber diese Philosophie umfaßt nur das ziemlich eng begränzte Gebiet des Suismus mit seiner pathetischen Erlasse, seinen Epigrammen, seiner Abwendung von den heiteren Seiten des Lebens, die ihm nur Gleichniß sind. Ebenso wenig stimmte der Frauenkultus Mirza Schaffy mit der bisherigen Anschauungsweise persischer Kritik überein. Sind doch von den Mätkten persischer Liebesgedichte die allernüchternen an Frauen gerichtet und scheint dies bis auf den heutigen Tag in Persien ebenso anhängig zu sein, als bei uns das Gegenteil. Der Grund hiervon liegt unter anderem darin, daß die irdische Liebe, welche die Dichter mit den geküßten Bildern ihrer überreichen Phantasie schildern, ihnen in den meisten Fällen nur eine Allegorie für die Liebe zu Gott und der Sehnsucht der Vereinigung und des Aufgehens in ihm ist.

So hätte Bodenstet seine Metrie unseren Anschauungen angepaßt und die orientalische Stimmung idealisiert. Er wußte über seine Lieder den Zauber jener beschaulichen Ruhe zu breiten, die den Meistern als ein Grundzug des Orients und ein Ideal an sich verschwebt. Dabei blieb er vollkommen modern und europäisch, und was Hermann Dettmer über Goethe sagt, gilt auch von ihm: „auch unter dem Turban und Kaftan schlägt sein Herz ureigen deutsch.“ Erwägungen dieser Art veranlaßten Viele, die Erfindung Mirza Schaffy überhaupt zu leugnen. Die von romanhaften Elementen durchwobene Schilderung in „Laufend und ein Tag im Orient“ vermochte diese Annahme nicht ganz zu entkräften, und gelegentliche Aufklärungen, welche der Verfasser gab, gelangten nicht zur allgemeinen Kenntnis. Erst neuerdings ist die Sache vollkommen klargestellt worden. Es war zunächst der Herausgeber transkaukasischer Lieder, eines persischen Wörterbuchs u. a. m., der russische Staatsrath Adolphi Bergs, der im vierundzwanzigsten Band der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (Jahrgang 1870) die Resultate der Forschungen mitgeteilt hat, die er an Ort und Stelle über die Person des Mirza Schaffy anstellte. Diese ergänzt, was sein persisches Verhältniß zu dem Mirza betrifft, Bodenstet in einem „erläuternden Nachtrag“ zu dem jüngst erschienenen Liederbuche „Aus dem Nachlasse Mirza Schaffy.“

Mirza Schaffy ist kein bloßes Phantasiegebilde. Er existierte wirklich. Sein Vater war Kerbeli Sahy, der am Hofe des Chans von Ganbicha das Amt eines Baumeisters bekleidete. Schaffy war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, aber Hadschi Abdullah, ein aufgeklärter Handmann von ihm, bewirkte eine solche Sinnesänderung in dem Jüngling, daß er die Medresa der Mulla verließ und sich nach einem anderen Lebensberuf umsah. Die Tochter des Chans von Ganbicha brauchte damals einen Sadrewalter, auf dessen Redlichkeit sie sich verlassen konnte und der außer der Kenntnis der persischen, in Transkaukasien im Briefwechsel gebräuchlichen Sprache, auch eine schöne Handschrift habe. Schaffy erfüllte diese Bedingungen. Doch nicht lange erfreute er sich der gewonnenen

* Aus dem Nachlass Mirza Schaffy. Neues Liederbuch mit Prolog und erläuterndem Nachtrag von Friedrich Bodenstet. Berlin, L. Lehmann & Comp., 1874. Publikation des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur.“

Stellung. Im Jahre 1836 nahmen die Russen Gandscha ein. Die Herrin Schaffy floh nach Persien und ließ ihn in hülfloser Lage zurück. Eine Zeit lang nährte er sich dürftig mit dem Abschreiben muslimanischer Bücher in der Moschee von Gandscha, bis die Einführung der Lithographie in Persien ihm auch diesen Verdienst beeinträchtigte und die Drangsale der Armuth über ihn brachte. Endlich (1840) verschaffte ihm die Verlegung eines Freundes eine Lehrerstelle an der Reichsschule zu Tiflis. Zehn Jahre später wurde er dann Unterlehrer der orientalischen Sprachen am adeligen Gymnasium derselben Stadt mit einem Jahresgehalte von 730 Rubel.

In Tiflis lernte ihn auch Bodenstedt kennen. „Da es“, erzählt er selbst, „in meinem Plane lag, von Tiflis aus Streifzüge durch das Innere des Landes zu unternehmen, wozu die Kenntniß des Tatarischen unerlässlich war, so ließ ich es meine erste Sorge sein, einen guten Lehrer für diese Hauptverkehrssprache der Völker des Kaukasus zu finden. Von den mir empfohlenen gerieth mir am besten Mirza Schaffy durch seine stattliche Erscheinung und den milden Ernst seines Wesens. Er war Tatar von Geburt, aber mit persischer Bildung getränkt.“ Seinem Charakter stellt Bodenstedt das rühmlichste Zeugniß aus: „Was mich zunächst an ihn fesselte, war die vollkommenste Natürlichkeit, der gelassene Ernst und überhaupt das Maßvolle seines ganzen Wesens. Man sah es dem bedeutenden Gesichte an, daß seine Ruhe nicht die Folge einer leidenschaftslosen Natur, sondern das Resultat schwerer, aber stetig bestandener innerer Kämpfe war. Das Unglück und die Sorge hatten ihn in vielerlei Gestalt heimgesucht, und sich seiner hohen Stirn eingegraben, aber seinen Rachen nicht gebeugt. Sein Streben war nach dem Scheitern aller Jugendpläne lediglich auf Unabhängigkeit gerichtet, und da er diese durch Glücksgüter nicht erlangen konnte, so suchte er sie durch Bedürfnislosigkeit zu erringen. Obgleich er alle feineren Genüsse des Lebens wohl konnte und zu würdigen wußte, wußte er sie doch auch zu entbehren, sah nichts als das läppige Treiben der Menschen und war mit der ganzen Weltregierung vollkommen zufrieden, wenn er seinen Tabak nur mit gutem Tabak und seinen Becher mit gutem Wein füllen konnte. Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerte er sich wenig oder sprach wenigstens nicht davon und mischte sich überhaupt nie in Dinge, die ihn nicht angingen. Wenn er aber nicht umhin konnte, ein versöhnliches Urtheil zu fällen oder eine kluge Frage zu beantworten, so sprach er gern in Bildern und Gleichnissen oder gebrauchte ein poetisches Citat als Hilfsleiter.“

Wie jeder aufgeklärte Perser von heutzutage, so war auch Mirza Schaffy seiner Weltanschauung nach Enst. Er zog aus dem Eufismus das Streben nach Wahrheit und Selbsterredung, die Freiheit des Geistes, die Toleranz seiner Meinungen. Natürlich konnte der geistige Verkehr mit einem so bedeutenden Menschen nicht ohne Einfluß auf die damalige Dichterstimmung Bodenstedts bleiben. „Ich zeichnete das Bild Mirza Schaffys wie es vor meinem geistigen Auge stand, und ließ sein Wesen in den Bildern und Sprüchen sich abspiegeln, die ich ihm in den Mund legte und die zum großen Theil in der That unter den Anregungen entstanden waren, welche ich ihm veranlaßte. Ob er nun in unserem Divan der Weisheit eigene Gedanken zum Besen gab, die in mir nachwirkten, oder wir persische Ghoselen versang, die mich poetisch stimmten; gewöhnlich setzte ich mich, sobald ich wieder allein und das Wetter freundlich war, vor dem Schlafengehen noch ein Stündchen auf die Galerie meiner hochgelegenen Wohnung, um mit mir selbst über die empfangenen Eindrücke poetisch ins Reine zu kommen, wobei dann die mährchenhafte Stadt

unter mir und der fast sonnenhelle Mond über mir, wie er sich nahe vor mir im Keros spiegelte und fern auf die Giegeleien des Kaukasus schimmerte, mich mit geheimnißvollem Zauber umhob.“

Als ein Weiser, wie Mirza Schaffy gelebt hat, ist er auch gestorben. „Sein Tod erfolgte durch eine Magenentzündung, die Anfangs einen günstigen Verlauf nehmen zu wollen schien, da Mirza Schaffy sich zu bessern begann. Unglücklicher Weise aber ließ er, gegen den Rath des ihn behandelnden Arztes, es sich beifallen, Weintrauben zu naschen, die er durch den ihm aufwartenden Knaben holen ließ. Als Lehrer, seinem Wunsch gemäß, ihm die Früchte gebracht, begann Mirza Schaffy sie mit Oker zu verzehren. Im selben Augenblicke, als ihm bloß eine Traube übrig geblieben, trat ein Freund bei ihm ein, der sich besaß, ihn den Teller aus den Händen zu nehmen. Mirza Schaffy aber ließ sich ihn nicht entwinden, und fragte den Freund, warum er sich Mühe gebe, ihm eines Genusses zu berauben.“ „Da in deiner Krankheit Weintrauben dir ein Gift sind“, antwortete dieser, „und du deine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen könntest.“ „Aber wozu dient mir das Leben?“ erwiderte Mirza Schaffy; „habe ich von noch nicht genug Ungemach erfahren und Drangsale erduldet? Oder wußt du, daß ich noch drei, vier Jahre in der unklüglichen Atmosphäre armenischer Ruben hinbringe?“ Einige Stunden darauf verlor er die Sprache und in der Nacht vom 16. auf den 17. November 1852 verschied er. Er hatte ein Alter von 60 Jahren erreicht.

Wie ausgezeichnet auch immer der Charakter und die Geistesdisposition dieses Mannes, wie groß auch seine Eiternreue gewesen sein mag, dies alles kann ihm nicht den Ruhm des Dichters geben. Als Adis Bergs sich an den transkaukasischen Schach al Isalam mit der Bitte wandte, einige Muthas in Gandscha, die mit Schaffy erzogen wurden, zur Mittheilung eines von ihm hinterlassener Schriften zu veranlassen, erhielt er zur Antwort, es könne seiner Bitte unmöglich willfahrt werden, da er als Schach al Isalam fürchten müsse, die Heiterkeit seiner Untergebenen zu erregen, welche niemals etwas von der historischen Schöpfungskraft Mirza Schaffys gehört hätten. Nichtsdestoweniger gelang es, ein zweifelhafte Dichtchen, die Uebersetzung eines russischen Gedichtes ins Persische und ein Ghafel aufzufinden, was von ihm sein soll. Das Letztere ist ganz aus den üblichen süßlichen Bildern zusammengesetzt, und könnte ebensogut vor einem halben Jahrtausend, als von Mirza Schaffy predichtet worden sein. Auch Bodenstedt führt einige Vieder an, die von ihm herrühren können. Jedoch hat er keinen weiteren Anhaltspunkt dafür, als daß Mirza Schaffy sie niedergeschrieben hat, ohne einen Dichternamen beizufügen.

Was schließlich den „Nachlaß“ betrifft, welchen Bodenstedt dem Mirza angedichtet hat, und den der Berliner literarische Verein in äußerst geschmackvoller Ausstattung publizirte, so enthält auch er des Ausgezeichneten Vieles. Wenn schon die erstaltliche Masse solcher befristet ist, als in den ersten Eiferen Mirza Schaffys, so begegnen wir doch auch hier der gleichen Gedankensätze, derselben harmonischen Weltanschauung, der getrockneten Formvollendung. Von morgenländischen Motiven ist besonders der Inhalt der zweiten Reminiscence „Joseph und Zulaid“ sehr reichend behandelt. Außer einigen modernen Gedichten, wie dem fernsichenden:

„Jasmin und Flieder duften durch die Nacht,
Kein Lichter regt das Laub am Busch und Baum;
Die Sterne schimmern in der dunklen Nacht
Auf stiller Flut; die Welt liegt wie im Traum:
Nur aus der Nachtgall zweier Reiter
Haut die Natur den Wehklaut ihrer Seel“ ... u. f. v.

wüßten wir insbesondere dem „Buch der Sprache“ den Vorzug geben; denn, um mit dem Dichter des Nachlasses selbst zu reden:

„Wenig große Eider bleiben,
Mag ihr Ruhm auch folger sein,
Doch die kleinen Sprüche schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein;
Schlagen Wurzel, treiben Blüthe,
Tragen Frucht und wirken fort:
Wunder wirkt oft im Gemüthe
Ein gewöhnliches Dichterwort.“

Gottfried Böhm.

Eine politische Entree 1514.

Eine historische Skizze von P. v. Radics.

Es war im Sommer des vorigen Jahres, daß ich auf meiner Auslandsreise die hochromantischen Gebirgspartien der oberen Steiermark in die Richtung nach Kärnten hin — diesmal nicht mit dem Königs- und Touristen am Stiefen, sondern rasch und bequem zugleich auf der ruhenden in traumhaften Umarmungen an die verspringenden Bergkette sich schmiegender und der wild-
tänzelnden Unns Kasse entgegenstrebenden eisernen Straße der
Habsburgerbahn — passirte, nach Langen auch die herrliche alte,
doch nein! wunderbar verjüngte Benediktinerabtei Admont wie-
der betrat.

Vom treuen Freundeshänden herzlichst begrüßt und an den
letzten Resten der einstigen Befestigungswerke in das Innere des
weiten und weitbekannten Klosters geleitet, war es nach Be-
sichtigung des, nach dem großen Brande des Jahres 1864 im-
ponanten, stolgerecht aufgeführten gothischen Neubaus des St. Blasi-
nusklosters, mein Erstes, nach der Bibliothek zu eilen, und die
heute früh, die ich mir für den diegemaligen Aufenthalt „ad montes“
leider nur gönnen konnte, nach Möglichkeit reichlich auszubuten.

Aud sie waren in der That keine geringen, die „Bünde“, die
ich beim Verlassen des prächtigen freilegendeschnittenen Saales —
den mit seinen Schätzen allein opfermüthige Privat gelehrter
Ordensbrüder aus jener, Kloster und Reichthum grausam ver-
derbenden Feuerbrunst, unversehrt gerettet — „schwarz auf weiß“
hieß und „getroßt nach Hause tragen konnte“, um mit Goethes
„Schüler“ zu sprechen, und „Schüler“ bleiben wir „Forscher“ in
alten Pergamenten und Papieren ja immer, denn immer stoßen
wir auf Neues, Ungekanntes und Ungeahntes. So begegnete
es mir auch jetzt wieder, fiel mir doch, nachdem mein Suchen nach
vorabbestimmten Zielen beendet war, eine wahre Perle nur so
zufällig und von ohngefähr in den Schoof.

Codex memb. Nr. 647 der Admonter Bibliothek, welcher hand-
schriftlich „Sermones“ aus dem 16. Jahrhunderte enthält, birgt
nämlich am unteren Rande des letzten Blattes von der Hand
eines zeitgenössischen Schreibers, eines Konventualen von Admont,
die wenigen und doch so vielfachgedachten Worte:

„Anno Domini 1514 in festo Vahrici Maximilianus Romanorum
Imperator electus, fuerat in monte interiori minor, ferri. Ad ejus
Majestatis presenciam venerant legati plures videlicet Sanctissimi
(Papae) Regis Anglie, et civitatis Basiliensis.“

Zu deutsch: „Im Jahre 1514, am Festtage des hl. Ulrich, hat
Maximilian, erwählter römischer Kaiser, im Innerberger Eisen-
werk geweilt; während der Anwesenheit des Kaisers kamen dahin
die Gesandten, als des Papstes, des Königs von England und
der Stadt Basel.“

Diese kurze Notiz diente mir denn zum Ausgangspunkt für
weitere Forschungen, zu denen mir die Herren Professor Dr. Viktor
von Kraus in Wien, mein lieber Freund Dr. Fritz Pich-
ler in Graz und Professor Wilhelm Bacher in Basel in
freundlichster Bereitwilligkeit Beiträge und Hinde lieferten, für
welche ich ihnen hier schon meinen ganz besonderen Dank sage.

Eine detaillirte Darstellung des hochwichtigen Faktums einer
selbstständigen sachmännischen Arbeit vorbehalten, will ich in
Rachstehendem nur ein kleines Bildchen der gemeinten politischen
Entree entwerfen, die in eine der interessantesten Epochen der
Geschichte in das letzte Ausfließen des Mittelalters fällt, in eine
Epochen, wo sich die politischen Verhältnisse aller Staaten im
größten Maßstabe befanden!

Die waldbereichen Berge des von Mutter Natur mit der Er-
findung eines eigenen Grün, des sogenannten Steirer Grün be-
gnadeten Obersteier um Eisenitz, Werderberg, in der Radmühl
u. s. w., mit stets anschaulichen Bildnissen, sie bildeten wie heute
noch, auch schon in den Tagen des kühnen Waldmanns von der
Martinswand des Kaisers Max I. ein gern und öfters besuchtes
Hofrevier, und der Ort Eisenitz, wo die kaiserliche Gewerkschaft
und das kaiserliche Hofstall ihren Sitz hatten, bot schon damals,
gleichwie in unsern Tagen, einen anziehenden Sammelplatz für
die hohe Jagdgemeinschaft. Außerdem wissen wir von Kaiser Max,
daß er diesem Ort seine besondere Gunst zuwendete, indem er
dieselbst die von seinem erlauchten Ahnherrn Rudolph von Habs-
burg 1379 erbaute Döbwaldfirche 1506 in ihrer noch jetzt erhalte-
nen Gestalt (Spitzthür mit Befestigung an Zugang und Thür-
men) umbauen ließ.

Zu dieser still abgelegenen Waldeinsamkeit und mit Rücksicht
auf die damalige Kommunikation abgeschlossenen Weltverborgen-
heit konnte unter dem Titel einer „Hofjagd“ eine politische
Zusammenkunft des Kaisers mit den fremden Gesandten um so
leichter arrangirt werden, als ja bekanntlich Kaiser Max seine
Hofhaltungen und Aufenthalte in Folge der ihn umdringenden
Ereignisse fortwährend wechselte, und zur Zeit, wo vielleicht die
Kunde von solch einer „Entree“ in die Öffentlichkeit kam, der
Kaiser auf damals schwer nachweisbaren Wegen bereits viele,
viele Meilen weit davon entfernt plötzlich auftauchte, wie ein
leuchtend Meteor, um auch von da wieder ebenso schnell und un-
bekannt wohin zu verschwinden. Ist es ja doch notorisch, daß
des letzten Ritters Kanzler oft und oft selbst nicht wußte,
wo zur Stunde Se. Majestät zu weilen beiläufig.

Heute geben uns freilich an Ort und Stelle signierte Urkun-
den in Ortsarchiven, Zinncartagen und „Memorienbüchern“ aus
seiner Zeit, wo wir auf sie treffen, Rücksicht darüber, wann und
wie lange Max da und da sich aufgehalten, von wannen er kam
und wohin er zog.

So lagen und speziell für unsern Zweck die steiermärkischen
Landtagsverhandlungen, daß Kaiser Max am 31. Mai 1514 in
Graz war, denn von diesem Tage datirt sein „Schadlosbrief“ zu
Gunsen der steirischen Landtschaft, über die von derselben land-
täglich bewilligte Geldhilfe für den Böhmer Krieg von 2000
Pfd. Pfennige“, und er hielt da Hof in der Burg, wie dies
Pichler in seinem hochinteressanten Aufsätze: Siegmund von
Dietrichstein und die Burg Graz, nachgewiesen hat.“

Am 3. Juni 1514 treffen wir den Kaiser in Wahrenberg, am
7. und 9. Juni in Eßel, am 8. und 11. in Windisch-Grätz dann

*) Dr. J. Kraus in Beitr. z. Steiermärk. Geschichtsquellen,
III. Jahrgang, p. 104, Nr. 61.

**) Grazer Zeitung ab Nr. 287, 15. December 1873.

reiste*) Maximilian nach Krain, und am 22. Juni sehen wir ihn wieder in Gili, Tags darauf noch in Gili und Reunfirchen (Reinfirchen), am 25. in Weitenstein und St. Hilgen, am 26. und 27. in Salzenhofen, am 28. in „Engelswald“, am 29. und 30. in Peibitz, am 1. Juli wieder in Gratz, am 2. in Frohnleiten, am 3. in Bruck an der Mur, am 4. in Fomben (Foben) und vordern Eysenach, vom 5.–8. in Eysenach im Fiedernberg, am 9. in „Kendelwang“ (Kallwang), am 10. in Gaphorn und in der Truben, am 11. in Rottenmann und auf dem Trauern, am 12. in der Truben und zum Rottenmann, am 13. in Rottenmann, am 14. in „Rutserberg“ und Kuffen, am 15. in Ischl und am 16. Juli in Gmunden.**)

Aus diesem Itinerar sehen wir fenstirt, daß Kaiser Max in Eifenzug vom 5. bis 8. Juli 1514 sich aufhielt, die Entree mit den vorerwähnten Gesandten also drei Tage währte.

Was wohl dabei verhandelt, was wohl dabei ausgemacht wurde? Sehen wir uns in raschem Ueberblick die allgemeine Weltlage an, wie sich dieselbe vom Sommer 1513 bis um die gleiche Zeit im Jahre 1514 selbst darstellt und wir werden eine beläufige Antwort auf die oben gestellten Fragen wohl erwarten dürfen.

Die sog. heilige Ligne war 1511 zwischen dem Papste Julius II. Venedig, Spanien, dem Kaiser Max den Schweizer und dem englischen König Heinrich VIII. abgeschlossen worden, dieselbe galt bekanntlich Frankreich, d. h. der Wiederherstellung des Herzogthums Mailand unter dem jungen Sforza und der gänzlichen Vertreibung der Franzosen aus Italien.

Sie verloren 1512 ganz Oberitalien bis auf Cremona, Genua und die Zitadelle von Mailand. Eine noch schlimmere Wendung brachte aber für die Franzosen das Jahr 1513. Trotz dem Venedig von der Ligne bereits abgesallen war, verloren sie 6. Juni 1513 gegen die Schweizer die Schlacht von Novara und eine gleiche Niederlage erlitten die Venezianer (7. Oktober) durch das französische-deutsche Heer. Max war inzwischen zu den Engländern geflohen und traf (15. August) bei Caligat auf die Franzosen; da nahm er — wie die Chronik erzählt — den Heim vom Haupte, und zeigte seinen Kriegern seine ergaunten Haare, die sie blond gewesen als er das erste Mal für das Erbe der Krone von Burgund hier gegen die Franzosen gekämpft.

Es war ihm zwar genügt noch einmal die Franzosen auf dieser Wühlstatt zu schlagen, aber großen Gewinn brachte ihm der Krieg nicht. Denn Heinrich VIII. machte mit Frankreich gegen eine große Geldsumme Frieden, und Maxens eigene Mittel reichten zu einer entscheidenden Verfolgung des errungenen Vorthells nicht hin.

So blieben denn die Verhältnisse zwischen dem deutschen Kaiser und Frankreich bis zum Brüsseler Frieden, den dann König Franz I. von Frankreich mit dem Kaiser Max (Dezember 1516) schloß, in der Schwebe und in diese Zeit fällt die Entree von Eifenzug.

Der Kaiser und die Schweizer, ersterer ob seiner fortgesetzten Kämpfe mit der die südliche Grenzmark des heiligen römisch-deutschen Reichs die Lande Görz, Triest und Krainwärts arg bedrückende Republik von San Marco, letztere wegen ihrer Segnerschaft mit Frankreich auf mailändischem Boden, Maximilian und Eidgenossen als, sie beide hatten wohl gleich großes Interesse,

wieder eine im großen Stile gehaltene politische Konstellation gegen Frankreich zu entwerfen.

Und wie wir sahen, kam denn auch der Tag des Eifenzugs zu Stande.

Schon am 4. April 1514 hatte die Tagung von Bini beschlossen mit Heinrich VIII. von England wieder in Verbindung zu treten, und eine Gesandtschaft bestehend aus dem Herrn Johann Stoiz, Mitglied des Rates zu Basel und Maximilian von Stein, Kanton Zürich an ihn abgeordnet, welche von dem Könige befehls aufgenommen wurden. Mit zwei englischen Gesandten William Kings und Richard Pael schickte die schweizerische Gesandtschaft am 10. Juni nach Zürich und erhielt mit einem Dankschreiben Heinrichs vom 10. Mai am 20. Juni auf der Tagung zu Zürich.)

Sofort machten sich dann die Engländer und der Böhmer Rath Stoiz auf den Weg nach Steiermark zum Kaiser, wo sie sie schon am 5. Juli eintreffen sehen.

Wie die Weltläufe der nächstfolgenden Jahre darthun, war das Resultat dieser Begegnung des Kaisers mit den Vertretern der genannten fremden Mächte, wenn gleich nicht von materiellem so doch von großer moralischer Bedeutung, und diente die Entree jenen Frieden an, der nach dem Separatvertrage Frankreich mit Spanien, dem Papste und den Schweizern bereits erwähnt zwischen König Franz I. und dem Kaiser Max 1516 zu Brüssel zu Stande kam; sie diente aber in weitem Konsequenz auch jenen Frieden an, den, wie erwähnt, nach längerer Fehde der Kaiser 1518 mit Venedig schloß.

England.

Eine Heldenthat der Kriechographie.

Für die germanische und vergleichende Sprachwissenschaft ist jetzt endlich nach langjährigen Kämpfen, Opfer und Arbeiten eines der werthvollsten Werke vollendet worden, das wissenschaftliche Lexikon von Richard Cleasby, und zwar zuletzt durch die Wissenschaft und den Eifer des geborenen Isländers Gudbrand Vigfusson.**) Der Schöpfer und Vater des ganzen Werkes Cleasby war als Londoner Kaufmann reich an Geld und literarischen Geschmack geworden. Damit sah er 1840 den Entschluß, die jetzt vorliegende Lexikon auszuarbeiten. Dies that er mit allen seinen geistigen und geldlichen Mitteln bis zu seinem Tode 1846. Seine Erben setzten nun acht Jahre lang das Werk insofern mit Pietät und Liberalität fort, als sie alle verlässigen Gelehrten dazu hergaben. Die betreffenden Gelehrten aber in Kopenhagen hatten bis 1854 zwar viel Geld gebraucht, aber so wenig dafür geleistet, daß den Erben die Bekundung des Werkes sehr fraglich erschien und sie die Mittel dazu verlor. Ein Jahr später überredete der Engländer Dr. Tasent den Vorstand der „Clarendon Press“, welche geradezu dem wohl sonst in keinem anderen Lande mit solcher Opferfreudigkeit verfertigt

*) Freundliche Mittheilung des Herrn Prof. Wilhelm Wislitzki, Vorsteher der hiesigen Gesellschaft in Basel.

Ann. d. Berl.

*) Freundliche Mittheilung des Dr. Fritz Fiedler.

**) Freundliche Mittheilung des Herrn Professor Dr. B. v. Krauß, welcher gegenwärtig an einem Itinerar Kaiser Maximilians I. arbeitet. Ann. d. Berl.

**) An Icelandic Dictionary. Based on the M. S. Collections of the late R. Cleasby, enlarged and completed by Gudbrand Vigfusson, M. A. with an Introduction and Life of Richard Cleasby by G. W. Dasent, D. L. C. Oxford: Clarendon Press 1874.

Zweck, werthvolle, kostspielige Werke der Wissenschaft ins Leben zu rufen und zu verlegen, zu ihrer einzigen Aufgabe gemacht hat, die Vervollendung dieses Werkes in die Hand zu nehmen. Sie that es mit Unterstützung Vafent's und unter der Hauptredaktion des genannten Voland's ein lange Jahre hindurch. Vignafon selbst arbeitete fteben Jahre lang faft ununterbrochen daran, fo daß endlich mit andauernden, edlen Opfern und Heidenarbeiten verfechiedener Perfonen der Wiſſenſchaft ein ſprachwiſſenſchaftliches Werk entſtanden iſt, welches an Gelehrſamkeit, philologiſchem Berth und Tugenden ſeltenſter Art wohl ſeines Gleichen ſucht. Mehr als dreißig Jahre lang fortgeſetzt und für den einen Zweck vereinigte Opfer und heidenmüthige Kämpfe gegen die verſchiedenen, oft unüberwindlich erſcheinenden Hinderniſſe — und nun endlich die ſiegreiche Vervollendung! Da fühlen wir mit dem zweiten Vater des Werkes die Gluth der Freude über die Friſche und Hülfe, mit der es aus der edelſten Preßvereinigung hervorging.

Wir ſelbſt begnügen uns, auf dieſe edle Heidenthat der Wiſſenſchaft aufmerkſam zu machen und zwar in der ſtilken Hoffnung, daß die Thätigkeit irgendwelche als Saatkorn auf einen fruchtbaren Aker in Deutſchland ſäen und aufgehen könnte. Es giebt ja wohl auch bei uns viele Leute, die mit dem Ueberfluß ihres Geldes nichts Rechtes anzufangen wiſſen. Spielen ſie auf der Börſe damit, oder legen ſie es ſonſt an, um es immer nur noch zu vermehren oder zu vergeuden, ihnen und Anderen ſchädlichen Korns damit zu treiben, ſo iſt dies gewiß nichts Rechtes, macht Niemanden ordentliche Freude und thut nur Schaden, am meiſten den Beſitzern ſelbſt. So können ja wohl im eigenen Intereſſe und einige reiche und edel beſtrebte Menſchen auf den Beobachten kommen, ſich wie Plutarch, der Gott des Reichthums, im zweiten Theile des Buchs von der leiſchthaffigen Poefie und Wiſſenſchaft aufzuſuchen zu laſſen, Dichtkunſt der Börſe zu treiben und Poefie des Reichthums zu genießen. Wie wäre es mit der Gründung einer ähnlichen Anſtalt wie die der Clarendon-Preſſe? Gerade die ehrlichſte, eifrigſte und aufopferndſte Wiſſenſchaft und Forſchung muß bei uns oft verhungern oder in der Idee, in den othen Beſtrebungen ermatet zuſammenbrechen, weil ſich kein Förderer, kein Mäcen, keine Ernennung, ſondern wohl gar nur Abmahnung von ſolchen brodtloſen Beſtrebungen einfinkdet.

Wir müſſen es den Männern von Sach überlaſſen, über den ſprachwiſſenſchaftlichen Werth des erwähnten Heidenwerkes zu urtheilen. Allerdings wird ſich ſehr wahrſcheinlich herausſtellen, daß ein erſtes Heranſchauen dieſes zum Theil untergegangenen, zum Theil verſunkenen germaniſchen Sprachſchatzes gleichſam aus den eighen Eindringen Voland's und des germaniſchen Nordens weder zur Vollständigkeit, noch zur Sicherheit in Erklärungen und Ueberſetzungen führte. Namentlich ſollen ungemein viel Wörter, welche in der isländiſchen Bibelüberſetzung gebraucht wurden, ganz unberückſichtigt geblieben ſein. Wie viel aber auch in tiefer und anderer Beziehung ſehlen mag, das Hauptwerth und ſo zu ſagen der Reizbau ſteht feſt, klar und unſchätzblich da und kann nun mit Hülfe des Gotthiſchen, Altiſchen, Altnorſchen und Standnordſchen und überhaupt ſonſtwe verſchieden ſprachwiſſenſchaftlich innerlich aufgebaut und geordnet werden. Im Reichthum von vergleichenden Worten, Phraſen, Erklärungen und ſonſtigen Beweiſsmitteln für Bedeutung und Anwendung der einzelnen Wörter ſucht dieſes Verken wohl ſeines Gleichen.

Viele Fehler in dem umfangreichen Buche ſcheinen bloß Druckfehler zu ſein, Folgen einer, obwohl ſorgfältigen, aber durchs nicht durchweg ſachverſtändigen Korrektur und Verſicht-

tigung der Korrekturen. Die isländiſchen Wörter ſelbſt, ihre Schreibweiſe, ja hier und da ſchon ihre Buchſtaben und deren Abkürzungen müſſen den betreffenden Gelehrten, bei denen man keine ſpezielle Sprachwiſſenſchaft vorausſetzen konnte, ungeheuer viel Mühe und Sehkraft gekoſtet haben. Da läßt ſich viel zurückgebliebene Verwirrung ſehr wohl erklären. So läßt ſich nur hoffen, daß dieſe erſte für die vergleichende Sprachwiſſenſchaft unendlich werthvolle Arbeit möglichſt weit und breit benutzt, von guten Kennern fortgrrigt und vervollkommenet, und zugleich ſo vergriffen werde, um etwa die Clarendon-Preſſe zu einer neuen durch und durch geklärten Ausgabe zu ermuthigen. Die vielen Männer vergleichender Sprachwiſſenſchaft in allen germaniſchen Ländern könnten hier ein ſchönes Beiſpiel geben und ſich zur Vervollſtändigung und Klärung dieſes erſten Heidenwerkes vereinigen. Schon eine Uebertragung ins Deutſche würde noblen Mitteln und wiſſenſchaftlichem Geiſte Gelegenheit zu den bedeutendſten Verbesserungen geben. S. B.

The Archeologie of Rome. *)

Der Verfaſſer hat acht Jahre lang an dieſem außerordentlichen Werk gearbeitet. Und nicht allein hat er die vorhandenen Werke über römische Topographie und Baualtertümer durchſtudirt, nicht nur auch Genauigſte ältere und jüngere Ausgrabungen verfolgt, ſondern auch ſelbſt an Ort und Stelle zu eigenem Zwecke gegraben, wozu er als Vizepräſident der britiſchen archäologiſchen Geſellſchaft in Rom die beſte Gelegenheit und die Mittel hatte. Er geht von demſelben Grundſatz aus, den J. J. Ampère in ſeiner *Histoire Romaine à Rome* verfolgt, nämlich die baulichen Ueberbleibſel in Bezug auf ihre Kompoſition und ihr Material neben der Frage nach Art und Ueberlieferung darüber zu unterſuchen und danach die Zeit und den dormaligen Standpunkt der Architektur zu beurtheilen. Während die älteren Ausgrabungen Napoleons III. die noch älteren der Herzogin von Demofthenes ebenfalls wie die neuſten der italiäniſchen Regierung unter Kaiſer Oberleitung ſich auf das Gebiet des Palatin, des Forums und in neuerer Zeit des Koſciusko's ausdehnen, bezüglich beſchränken, ſah Parker die Nothwendigkeit ein, in derſelben Weiſe, wie es ſchon ſeinerzeit der große Kaiſer Gaugio projektirt und angefangen hatte, das ganze ſtädtiſche Territorium zu durchforſchen und gleichſam zu maſſen. So theilte er denn vor Allem die moderne Stadt in Diſtrikte nach Maßgabe der alten regiones und begann mit Grabungen in der erſten regio. Die porta Capena, nach welcher jene benannt war, war aber bisher in Betreff ihrer Lage unbekannt. Nach vielen Schwierigkeiten entdeckte er ſie, hauptſächlich mittelſt Nachgraben der früher darüber hingehenden Aquadukte zwifchen dem Coelus und Aventinus; die erſte regio dehnte ſich von hier ſüdwärts bis zur Porta Appia in der ſpäteren weiteren Stadtmauer aus, etwa eine römische Meile = 5000' im Durchmesser. Der Verfaſſer erkannte daran, daß die älteſte Befefigung der Stadt mittelſt kurzer Wälle von einem Felfenhügel zum anderen hergeſtellt war; nur an der Oſtſeite, wo die natürliche Befefigung fehlte, wurde ein längerer Wall gezogen, der in dem Jahre 1872–73 geſtürzt worden iſt.

Weiter unterſuchte er die gewölbten Kellerräume unter dem Circus Maximus und dem ſüdlichen Abhang des Capitulums,

*) By John Henry Parker C. B. etc. Oxford and London 1874; 2 Bände, groß 8. (dieſelben ſind nicht durchpaginirt, ſondern jedes Capitel fängt mit pag. 1 wieder an).

wo er einerseits das Supercal des Augustus, andererseits das alte Aemurium, das Schachhaus und das Senatslokal entdeckte. Auf dem Palatin glaubt Parker die Substruktionen der uranfänglichen Roma Quadrata gefunden zu haben; noch seine Theile der alten Mauer da und auch der alte Graben, der sie umgeben hat, könne noch verfolgt werden. Auf diesen Miesenfundamenten — jeder Stein von 20 Zentner Schwere — sind dann neben andern Gebäuden die Kaiserpaläste aufgerichtet worden, und auch sie zu verschiedenen Zeiten. Hier ist es besonders von Wichtigkeit, die Konstruktionen der Mauern kennen zu lernen und daraus mittelst bekannter Grundsätze das Alter jener zu bestimmen.

Der erste Band zerfällt in drei Kapitel; das erste über die ursprünglichen Befestigungswerke, das zweite über Thore und Mauern Roms, das dritte über die verschiedenen Gattungen der Mauerkonstruktion mit historischen Untersuchungen über das Aufkommen eines jeden derselben. Tabellen aller Art begleiten und illustriren den Text. Aufgefallen ist mir nur, daß ich nirgends ein Zitat aus Beders, Prellers, Ulrichs und Jordans topographischen Schriften gefunden habe; von deutschen Autoren werden Niebuhr und Bunsen, daneben die englischen, italienischen und sonstigen Topographen häufiger erwähnt.

Sehr werthvoll ist der zweite Band, in welchem eine Sammlung von an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien und genauen Zeichnungen der Ruinen mit Plänen aller Art sich befindet, die das Ganze zu einem Prachtwerk macht, wie englische Mittel es wohl herbeizuführen vermögen. Jeder Abbildung ist eine kurze Erklärung beigelegt. Das Werk wird in ähnlicher Weise fortgesetzt werden. D. Clausen.

Frankreich.

La morale universelle.

Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer, und viel über Moral zu sprechen, ohne langweilig zu werden, ist vielleicht unmöglich, wenigstens ist es Herrn Eschenauer in seinem dicken Buch *) nicht gelungen, und er hatte es doch in der Hand, die Speise, die er uns versetzt, etwas zu würzen, denn er polemisiert gegen Alle, denen eine „Allgemeine Moral“ nicht einleuchten will, insbesondere gegen den Pöbelkonsum, dem er vorwirft die Moral ganz zu leugnen. Allerdings läßt sich in der Mannichfaltigkeit der Hermen, in welchen Moral und Gewissen sich zeigen, ein Gemeinames entdecken; überall nämlich und zu allen Zeiten gilt das Hindrängen egoistischer Triebe gegen das, was die öffentliche Meinung als zum allgemeinen Wohl führend ansieht, für gut und moralisch, aber nur in solcher Abstraktion läßt sich die Allgemeinheit von Moral und Gewissen verteidigen, und diesen abstrakten Gesichtspunkt erwähnt Herr E. gar nicht, ja, er scheint ihn nicht einmal zu kennen, da er ihn sonst bei seiner großen Rebellität wohl kaum verschwiegen hätte. Im strengsten Leben hat die öffentliche Meinung in Einsicht auf Moral und Gewissen, je nach der Bildungsstufe des Kreises, den sie beherrscht, diametral verschiedenen Inhalt. Das Gewissen des gläubigen Katholiken, das sich regt, wenn er am

Fastentag Fleisch gegessen hat, und die Moral der indischen Wittve, die sie aus den Scheiterhaufen führt, wenn der Gatte gestorben ist, bleiben Gewissen und Moral trotz Herrn E., der sich damit begnügt zu bemerken: „Alles, was barbarisch ist, ist gegen die Natur, weil die Natur darüber triumphirt. Je höher der Ursprung des Menschen, desto tiefer ist sein Fall.“ Wenn wir sagen, daß er sich damit begnügt, so darf das nicht wörtlich genommen werden, er löst sich des Streiten hier aus, wie immer, aber den ganzen Kern seiner Worte enthält unser Zitat. Ob Herr E. klar wahrte, was er mit seiner Arbeit eigentlich wollte? Er schreibt einmal: „Wenn wir von allgemeinen Moralphinzipien reden, so sagen wir nicht, dieselben hätten stets und überall die unerschütterliche Zustimmung aller Menschen, aller Völker gefunden. Was wir wissen, was wir behaupten, wenn wir die Geschichte zu Rath ziehen, ist, daß sie im Wechsel der Zeiten nie aufhören, das Zeugnis eines guten Gewissens zu haben, daß sie viele und stürbende Vertheilungen zählen, und immer mehrere und funktionslosere zählen werden, je höher die Menschlichkeit steigt wird.“ Wir nennen sie allgemein und unbestreitbar, weil sie der Ernst des in die Herzen gegrabenen göttlichen Gesetzes sind; weil sie, unserer Natur entsprechend, einfach und umfassend sind, wie diese, weil sie endlich die erzeugenden Prinzipien und Grundkräfte unserer Moralität sind. Sie sind nicht von gestern noch heute, sie sind von allen Jahrhunderten, sie sind ewig.“ Und so geht es dann weiter. Also im ersten Satz ein unumwundenes Zugeländnis, daß die Leute, die er bekämpft, Recht haben, wenn sie meinen, Moral und Gewissen äußerten sich in höchst verschiedener Weise, und dann eine Reihenfolge von Phrasen. Herr E. zeigt sich viel stärker im Versichern und Behaupten als im Beweisen, da er fast immer Glaubenslehren vertritt, die sich ein für allemal nicht beweisen lassen. Er meint: Die Aktivität, die Vollkommenheiten Gottes sind metaphysisch und nicht mittheilbar, oder moralisch und mittheilbar. Die ersten, die nur ihm gehören und nur ihm gehören können, sind die reine Geistigkeit, die Ewigkeit, die Unveränderlichkeit, die Unendlichkeit, die Allgegenwart und die vollkommene Unabhängigkeit. Diese bilden den eigentlichen Gegenstand der Theologie, d. h. der Wissenschaft von Gott. Die zweiten, an denen seine Kinder freigebig und in stets wachsendem Maße Theil haben zu lassen sich Gott, durch eine Wirkung seiner Natur, welche die Liebe ist, gefällt, sind die Weisheit, die Macht, die Gerechtigkeit und die Güte, welche in ihm zu einer stets gleichen Harmonie vereinigt in Wirksamkeit treten. Darin liegt der ganze Kern der Moral; denn die Tugend besteht in der fortwährenden Nachahmung Gottes. Alles im allgemeinen Plan der Schöpfung, und hauptsächlich in unserer Seele, sagt uns im Namen Gottes: Sei meine Nachahmer, sei weis, stark, gerecht und gut, und trage Sorge, eure Fähigkeiten durch Nüchternheit stets in Harmonie zu erhalten.“ Vergleiches haben die Gelehrten, mit denen Herr E. anbandert, schon oft gehabt, ohne dadurch im Geringsten erschüttert zu werden. Der Kern der Fragen, um die es sich handelt, z. B. wie die menschliche Freiheit mit der Wissenschaft Gottes zu vereinigen ist, bleibt unverändert. Will spielender Leichtigkeit geht Herr E. über solche Dinge hinweg. „Als unermüdliche Versekung, mit einem Blick die Reihenfolge der Ereignisse, die in Raum und Zeit dahorroffen, umfassend, unter seinem erhabenen Willen sie beaufsichtigend, regelt er, ohne jemals unsere Freiheit anzutasten, ihren Verlauf zu seinem Ruhm und zum Wohl seiner Kinder.“ Wie immer, so folgt auch hier ein langer Klangklang von Werten, aber nicht die mindeste Klärung darüber, wie Herr E. sich denkt, daß Jemand so oder auch anders verfahren kann, wenn

*) La morale universelle par A. Eschenauer, membre de la société des sciences et des arts de Lille et de la société littéraire de Strasbourg. Paris. Sandoz et Fischbacher. 1874.

Gest unsehbar vorand weis, wie der in Rede stehende Jemand schimmern versehen wird.

Der Verfasser war Pastor der französischen Kirche in Strassburg, optirte 1872 für Frankreich, und war deshalb genöthigt, seine ihm schätzbare Stellung aufzugeben. Er versichert, seine Exar von Bitterfeld zu empfinden, aber er täuscht sich wohl über sich selbst, denn er unterläßt nicht gelegentlich zu bemerken, Strassburg sei von uns „Machomet“ bombardirt worden, nach Sedan hätte der Krieg zu Ende sein sollen, er erzählt, obwohl er des Deutschen ganz kundig ist, daß wir mit Hülfe „de la schlague“ eine strenge militärische Disziplin eingeführt haben und aufrecht erhalten, wirft uns Titelfucht vor, weil wir „Wohlgeborenen und Hochwohlgeborenen“ sagen, und spricht von der „verschmigten, hochmüthigen und ränberischen Brutalität mehrerer der berühmtesten deutschen Anführer.“ Wir unterseits können nur versichern, daß unser Urtheil: seine morale universelle ist wohlgemeint aber recht schwach, ebenso ausgefallen wäre, auch wenn er für Deutschland erntet hätte.

D. S. S.

Das Drama des Vesuvus.*)

Am Beulé, den, wie sich der Herzog von Broglie in seiner Leichenrede ausdrückte, „die Wissenschaft der Politik geliehet“, weiter in der That die erstere mehr, als die letztere. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welchen Beschänkungen sein weithin ausgefallener Ruhm, die Treppe der Akropolis in Athen aufzuweisen zu haben, zu unterliegen sei; gemiß ist, daß er mit einem sehr regen und ausgebildeten Forscherfinn, mit der Leidenschaft des Archäologen die durchsichtigste Klarheit der Darstellung, die Eleganz des Stiles, welche seine Lande/ente auszeichnet, in dem hohen Grade verband. Außer den Berichten seines Aufschlusses in Griechenland („Études sur le Peloponnèse“, „L'Acropole d'Athènes“ und Studien über die antike Kunst („causeries au lart“, „Philias“, „L'Art grec avant Périclès“) besitzt man von ihm ein größeres vierbändiges Werk „Le procès des Césars“ welches die Geschichte des Augustus, Tiberius, Germanicus und Titus behandelt.

Wir wenden uns der Besprechung seines letzten selbständigen Werkes „Le drame du Vésuve“ zu, nicht nur weil es am meisten Anspruch auf allgemeines Interesse hat, sondern auch weil sich daraus am besten entnehmen läßt, auf welche Weise er seine Stoffe behandelt. Aus den Zeugnissen der Alten, aus den reden Steinen der Ueberreste, aus dem Befund der Opfer und den neuesten Forschungsresultaten überhaupt baut er im Zusammenhalt mit den geographischen und geologischen Gegeben das „Drama des Vesuvus“ auf, das um so fesselnder und erschütternder wirken muß, je weniger romanhafte Elemente es in sich aufnimmt. Man weiß, daß die Vulkane die ersten Bewohner jener unergieblichen Landstriche gewesen sind und Pompeji gegründet haben. Verschiedene Einflüsse wirkten bestimmend auf sie ein und modifizirten bald den rauen Stammescharakter. „Sie nahmen von den Orientalen ihre Schutzgöttheit, von den Griechen die Künste, von den Etruskern den Vurus, von den Römern die öffentliche Verfassung, die Sprache, die Sitten.“

Beulé zählt vier Pompeji, die zeitlich auf einander folgten und auch räumlich über einander standen. Ein vorhistorisches,

das die ersten Befestigungsbauwerke begraben, ein zweites, das ein Erdbeben im Jahre 63 zerstörte, die Stadt, welche uns das Ereigniß von 79 aufbewahrt hat, und endlich eine vierte, oder wahrscheinlich nur der Versuch zu einer solchen, welchen die unglücklichen Bewohner des dritten Pompeji machten.

Erst nach wiederholten Kämpfen gelang es Rom, sich Pompeji gänzlich zu unterwerfen. Die ursprüngliche Zähigkeit des ostischen Stammes fehlte immer wieder zurück und stellte die römischen Waffenerfolge in Frage. Die Charakteristika, welche Beulé von dem Volke giebt, und seine Vergleiche mit der jetzt lebenden Generation enthalten besonders viel Beachtungswerthes. Im Jahre 79 war Pompeji vollständig bezwungen. Seine Mauern waren zum Theil eingerissen, es hatte an wiederholten Malen römische Kolonien bei sich annehmen müssen. Für die ersten Ausgrabungen des Vesuvus befielen wir nur die Oeologie zum Zeugen. Mehr wie eine Sage, als eine beglaubigte Thatsache klang den Alten die schüchterne Behauptung der Gelehrten, daß der Vesuv ein fenerpeinlicher Berg gewesen sei. Fast bis zu seinem Gipfel reichten die Bebauungen des für die Kultur so vortheilhaften Bodens. Die Form des Berges war eine wesentlich verschiedne von der, die ihn fünfshndertzig auf einander folgende Ausbrüche annehmen machten. Das Erdbeben vom 5. Februar 63 bildete das Beispiel zu den schrecklichen Ereignissen, welche folgten. Herculanium wurde dadurch zur Hälfte, Pompeji ganz zerstört. Die Einwohner flüchteten sich entsetzt auf das freie Feld. Viele wurden wahrhaftig vor Schrecken und blieben da. Der römische Senat beriet, ob man den Pompejanern gestatten solle, auf ein so gefährliches Terrain zurückzukehren und die Stadt wieder aufzubauen. Es wurde gestattet. Pompeji war bald wieder aufgebaut und zwar mit einer Hast, deren Spuren es nur zu deutlich an sich trägt. Schönheit, Sorgfalt und Luxus litten darunter. Auch der Wohlhabenheit der Bürger hatte das Erdbeben einen Stoß versetzt, der nicht ohne Folgen auf ihre Neubauten bleiben konnte. „Es ist ein wahres Unglück für die Menschheit“, seufzt Beulé, „daß das eigentliche Pompeji, die alte, ehrwürdige Stadt, voll Bekehrungen für uns, aufgebaut zu verschiedenen Epochen, mit ihrer Beschichte, ihren Umwandlungen, den Mannichfaltigkeiten ihres Stiles unter diesem Wiederaufbau verschwand. Alles wurde verjüngt und auf ein einförmiges Muster — den Zeitzgeschmack — zurückgeführt. Die Häuser und Mommente, welche im Jahre 63 aufgebaut worden, tragen den Stempel des Jahres 63 und des Kaiserreichs. Alles ist von derselben Zeit eingehoben, und mitten in dieser verhältnismäßigen Dürftigkeit kann man sich kaum schemeln, etwas Anderes vor den Augen zu haben, als ein römisches Mantelplum des ersten Jahrhunderts.“

Noch waren die Theater nicht vollendet und das Jorm beschäftigte die Arbeiter, als der verhängnisvolle Tag hereinbrach. Bevor Vesuv auf die Schilderung desselben eingeht, widmet er ein Kapitel den „Zeugen.“ Es sind dies theils die wenigen zeitgenössischen Schriftsteller, welche das Ereigniß beschrieben haben, vorzugeweise Plinius der Jüngere, theils die Opfer, die in der Lage und in den näheren Umständen, in denen sie aufgefunden wurden, sehr wichtige Anhaltspunkte liefern. Zur näheren Erklärung beider stellt Beulé eine vollständige Vergegenwärtigung aller Erscheinungen an die Spitze, welche einem Ausbruch vorausgehen, oder sie begleiten. Der Verläufer einer solchen ist zunächst die verpörrte Rauchsäule, welche sich 2000—3000 Meter in die Höhe erhebt und von Plinius sehr possend mit einer Kienflamme verglichen wird: dann das Erdbeben, welches die Erdschichten, die mit dem Krater in Verbindung stehen, öffnet und

*) Le drame du Vésuve par Beulé de l'Institut, Paris Michel Lévy. 1872.

tödliche Gase ausströmen läßt. Der Auswurf des Vulkans besteht aus Dampfmaffen, die sich durch Rückführung schnell in Regenströme verwandeln, aus Asche, die so leicht ist, daß der Wind sie im Jahre 79 bis nach Rom trug, aus ungelöschten Bimssteinen (scoriae), über deren Bildung unter den Geologen keine vollkommenere Einigkeit herrscht, aus glühenden Steinen, welche Geschossen gleich den Fuß des Berges bombardiren, endlich aus Lava. Die Sonne wird von all den Erscheinungen verdeckt, eine stoffkaffere Nacht tritt ein, welche nur die häufigen Blitze der ausgeströmten Dämpfe und die glühende Lava erheben.

Die Kastus erzählt, die Pompejaner seien im Theater gewesen, als am 25. August 79, Mittags ein Uhr, die warnende Rauchsäule dem Krater entstieg. Man fand im Theater kein Skelet und im Amphitheater nur zwei. Alle Einwohner Pompejis hätten sich retten können, wenn sie bei Zeiten geflohen wären. Aber nur die Weibchen und die Juchtsamsten unter ihnen ergriffen diesen Ausweg. Die Uebrigen eilten vor dem Hagel der Bimssteine und dem Niesel der Asche in ihre Häuser, sowie man etwa bei einem Plagregen Unterhand sucht. Höfe und Straßen füllten sich mit Asche. Das Erdbeben stürzte Säulen um und spaltete Mauern. Die Juchts, lebendig begraben zu werden, veranlaßte nun auch einen Theil der Zurückgebliebenen, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Man band sich Tücher und Asken zum Schutze auf den Kopf und machte sich, von Fackeln und Lampen schlecht erleuchtet, auf den Weg. Es ist begreiflich, daß die Befürzung, das Entsetzen, die Kopflosigkeit an die Stelle der Ueberlegung getreten war. „Einige flohen“, erzählt Die Kastus, „aus den Häusern ins Freie, Andere von draußen in die Häuser, wieder Andere warfen sich ungewiß vom Meer nach dem Land, vom Land nach dem Meer, immer von der unmittelbaren Umgebung dem Entsetzen, als dem minder Gefährlichen, zurecht.“ Die Bimssteine bedeckten die Stadt bis zu vier Meter Höhe, darauf senkte sich ungefähr ein Meter Asche. Dies allein würde nicht hingereicht haben, eine Stadt von zweihundert Häusern und einen Theil ihrer Einwohnerchaft zu begraben. Es sind bis jetzt nur zwei Hüfnel von Pompeji an Licht befördert, in denen man 600 Skelette fand. Erwartet man von den übrigen drei Hüfnel eine gleiche Zahl, so beläuft sich die Gesamtzahl der Opfer auf 1800 Personen, also den zehnten Theil der Einwohnerchaft, angenommen, daß man dieselbe, was fast zu hoch gegriffen erscheint, auf 15,000 Seelen schätzt.

Seider haben die bisherigen Ausgrabungen auf die Lage und die näheren Umstände, in denen man die Skelette fand, fast gar keine Rücksicht genommen. Erst der gegenwärtige Vorsteher der Ausgrabungen, Fiorilli, fing an, darüber Einzelheiten mitzutheilen. Es ist hierbei vor Allem eine Reihe herkömmlicher falscher Vorstellungen zu verbannen. Man fand nicht einen Centimeter Lava in Pompeji. Die erhöhte Lage bewahrte die Stadt vor Lavaströmen. Auch durch feurige Steine angerichtete Feuerbrünne scheinen nur sehr wenige vorgekommen zu sein. Drei Dinge wurden im Gegentheil den Pompejanern vererblich: das Erdbeben, ihre freiwillige oder gezwungene Einschließung in die Gase, welche den Erdspalten entströmen und sich auf der Erdoberfläche verbreiteten. Man fand eine ziemlich große Anzahl Skelette von Personen, welche die durch das Erdbeben eingestürzten Mauern und Säulen erschlagen hatten. Nicht weniger Opfer forderte die freiwillige oder gezwungene Einschließung in den Häusern. Greise, Kranke, Schwangere u. s. w. konnten nicht fliehen, Juchtsame und Uebelinspirierte wollten es nicht, indem sie wußten, hinter Thüren und Mauern das Aufhören des Steinregens abwarten zu können. Hier zerplittert sich

das große Drama in eine Anzahl kleiner, die die Phantasie nicht zu erfinden, die sie sich in ihrer Tragik nur zu vergegenwärtigen braucht. So fand man in der Kaserne der Gladiatoren Schwämme, denen es vergebens gelungen war, sich ihrer Gefallen zu erheben. Die Gefangenen im Gefängniß beim Forum hatten die Meile noch im Sted. Ein Theil der freiwillig eingeschlossenen hatte sich mit Lebensmitteln versehen, bei Anderen fanden sie nur wohlgefüllte Beutel und Perlen. In einem Keller lagen die benagten Knochen eines Mannes und die eines Hundes. Der Mann war zuerst gestorben und dann von seinem eigenen Hunde aufgezehrt worden! Uebrigens fanden wohl die Wenigen der Einschlossenen den Hungertod. Die Weisten ertranken oder erstickten in den mit Asche vermischten Regenströmen, welche der Weg schnell in den Keller und das Innere der Häuser fand.

Eine große Anzahl von Opfern erlebten auch die magischen Gase, welche sich im Innern der Erde aus Lava u. s. w. bilden und durch die Grefspalten empordringen. Die daren Gesichten fand man in der Regel auf dem Gesichte liegend mit den Merkmalen von Konvulsionen an sich. Plinius der Jüngere ämt auf diese Weise. Durch eine Ironie des Schicksals sollte dem berühmten Naturforscher eine Unkenntniß der Naturgesetze vererblich werden. Er wußte nicht, daß die Gase, welche den Erdspalten entströmen, schwerer als die Luft, wie sie sind, auf zu Erden bleiben und stark, weil er sich auf die Erde in ihr Bereich niedergelegt hatte. Mephistische Dünste dieser Art — moles, wie die Italiäner sie nennen — stören noch heute an einzelnen Stellen die Ausgrabungen von Pompeji.

Von der Darstellung einiger nachweisbaren Szenen voll erschütterter Wahrheit wendet sich Heulö gegen die „Ebläutern der Romanistik.“ „Die Ursachen zu suchen, welche die Opfer, deren Reste an und gekommen sind, bewegen, zu bleiben, oder zu fliehen, sie in der Haducht, der Liebe, der Aufopferung, der Nachgiebigkeit zu erblicken — Dies Alles ist die Sache der reinen Einbildung. Näher der Wahrheit läme der, welcher die Haupttheile der Befürzung der Geister zureichte, die die Hinführung vererbte und die Anordnung der Elemente vererbte.“ „Die elektrische Wirkung der Erbeben vererbte die bestkonstruirten Gehrane.“

Unter die Kategorie solcher Erfindungen gehört zum Beispiel die Erzählung von den Soldaten, die auf ihren Posten geblieben sein sollen, was Bulwer zu einer Tirade über „die unerbittliche Majestät Roms“ Veranlassung bot, und zwar schon darum, weil es in Pompeji weder Soldaten, noch bewachte Thore gab. Keum minder traurig, als das Loos der Getödteten war das der überlebenden, ihrer Heimath, ihrer Familien, ihrer Reichthümer, ihrer Wohlthandes beraubten Pompejaner. Kaiser Titus interessirte sich Anfangs lebhaft für das Geschick der unglücklichen Stadt. Er schickte Geld und obrigkeitliche Personen zur Erhebung des Thatbestandes und zur Ueberwindung der Noth an Ort und Stelle. Bald aber lenkte ein kaiserlicher Brand in Rom und der Ausbruch der Pest seine Aufmerksamkeit von Pompeji ab und erfüllte ihn mit näher liegenden Sorgen. Ein kaiserliches Edikt erlaube indeffen, die Güter der ohne Erben Verstorbenen zur Ausgrabung der verschütteten Städte zu verwenden; außerdem wurden ihre Bewohner auf eine gewisse Zahl von Jahren von Abgaben befreit. So schickten sich denn die Pompejaner an, in dem trostlosen Aschenhaufen nach ihren zerstückelassen Schätzen zu wühlen. Man dachte Böcher ab, durchbrach Mauern und nahm mit sich, was man Werthvolles fand. Als es die Eigenthümer nicht mehr thaten, benützten Andere das Terrain als einen Steinbruch, der manch brauchbare Säule, manch bearbeitete Marmorplatte lieferte.

Jahrhunderte bedurfte es, um die Erinnerung an die Stätte, wo ehemals eine Stadt gestanden, in dem Gedächtniß der Menschen auszulöschen. Man weiß nicht, wann das vierte Pompeji zu Grunde ging. Aber bald war auch dieses wieder verschwunden. Jede neue Eruption fügte eine neue Schichte auf den Aischhaufen. Es trat eine Zeit ein, wo die Vegetation den Grabbügel einer Stadt übergrünte. „Civita“ nannte man ihn, sehr fernher in die Bedeutung des Wortes zu denken.

Bei Gelegenheit der Beforschung der Nachgrabungen zu wissenschaftlichen Zwecken läßt Beulé die französische Eitelkeit seinen geringen und zwar in diesem Falle verdienten Triumph feiern. Was durch König Karl III. geschehen war, hatte wenig systematischen Werth. Auch er benutzte das im Jahre 1748 durch einen Zufall wiederbekundene Pompeji mehr wie eine Mine zur Bereicherung seines Museums. In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts werden überhaupt die Nachforschungen mit so wenig Beachtung der Monumente vorgenommen, daß sie mehr einer Verheerung gleichen. Man nahm Alles, was Werth zu haben schien, an sich und verschüttete ein ausgegrabenes Haus fast wieder mit der Asche eines benachbarten, das man ausgraben wollte. Nur die Besuche allerhöchster Herrschaften, zu deren Hauptbelustigung eine Beschäftigung Pompejis gehörte, brachte einige Kuregung in die Arbeiten. Unter denselben ist besonders der des Kaisers Joseph vom April 1769 bemerkenswerth. Joseph II. haunte, als man ihm sagte, daß bis 30 Arbeiter mit der Ausgrabung beschäftigt wären, und machte die richtige Bemerkung, daß man 3000 anwenden müsse, um ersichtliche Resultate zu erzielen.

So lange inbeffen die Bourbonen in Neapel regierten, wurde die Sache nicht besser. Der Sinn für Archäologie war unterdessen in Europa erwacht, und um der Kritik der Fremden zu entgehen, blieb schließlich nichts Anderes übrig, als ihnen überhaupt die Beschäftigung Pompejis zu verwehren. Erst mit der Zeit der französischen Herrschaft trat eine wesentliche Besserung ein. „Frankreich“, ruft Beulé aus, „hat überall hin, wohin es keine Waffen trug, gleichsam zur Entfaltung auch seine Liebe zu den Künsten und dem Alterthum getragen.“ — Nur Schade, daß, wie das Couvre beweist, diese ideale Liebe so oft in dem materiellen Besitz des geliebten Gegenstandes ihre Befriedigung sucht. Bei Pompeji konnte dies glücklicher Weise nicht der Fall sein. Der General Championnet war es, der zuerst zwei pompejanische Häuser vollständig ausgraben ließ, als er, um die republikanische Republik zu gründen, in Neapel weilte. Von 1806–1808 wurden 150 Arbeiter beschäftigt, Märsch vermehrte diese Zahl auf 600 und vermandte jährlich 100,000 Frös. für den Zwed. Mit der Rückkehr der Bourbonen erkalte der Eifer wieder. Erst das Königreich Italien nahm die Sache mit Energie wieder auf. Seit 1860 harrten für das Museo Nazionale in Neapel und die pompejanischen Arbeiten 110,000 Frös. auf dem Budget. An der Spitze des Unternehmens steht ein Gelehrter (Hirsch), wie er nach Beulé kaum besser hätte gefunden werden können. Die Hauptvorrüge seiner Methode bestehen darin, daß er den Schutt, womit man bisher die nächste Umgebung Pompejis beschwerte, durch eine eigens gelegte konstruirte Eisenbahn aus der Stadt wegschaffen läßt, daß er zur Erhaltung der Ruinen eine Reihe sehr sinniger Vorkehrungsmaßregeln trifft, daß er zum Gypsabdruck der Leichen und anderer verwehrt Gegenstände eine sehr einfache und praktische Prozedur erfand. Was er als Vorsteher der archäologischen Schule und Herausgeber des Ausgrabungsbulletins leistet, muß erst die Zukunft mehr ins Licht stellen. Ein Verdienst, das Beulé ihm nachrühmt,

müssen wir leider etwas aufrechnen. Das nämlich, daß unter seiner Leitung „die ausgegrabene Bettelei, welche bisher den Fremden in dem neapolitanischen Museum verfolgte, gänzlich aufgehört habe.“ In der That hat sie vielfach nur andere Formen angenommen. Die Reisenden haben fortwährend Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß hier das Verdienst eines einzelnen Mannes nicht ausreichte, um einen der höchsten Nationalfehler Unteritaliens — die Betteldukurie — auszureuten.

Es übertrifft einigermaßen, daß Beulé zu dem Schluß gelangt, man solle die Arbeiten in Pompeji nunmehr auf ein Minimum beschränken, um sich mit vollen Kräften auf die Ausgrabung Herculaniums zu konzentriren. Und doch haben die Gründe, die er dafür vorbringt, viel Ueberzeugendes.

Es läßt sich darüber streiten, ob wir verpflichtet sind, unsere Kräfte etwas von der Arbeit und dem Genuß der frischen Ausgrabungen zu hinterlassen. Denn, wenn es richtig ist, daß das Ausgegrabene schnell vom Zahn der Zeit benagt wird, daß die Stuckverzierungen abfallen, die Farben der Wandgemälde verblasen und schwinden, die Mosaiken zerpringen, — giebt es keine besseren Maßregeln des Schutzes, als die bisher in Anwendung gebrachten? Möglicher aber erscheinen folgende Gründe: Beulé ist des Dafürhaltens, daß man sich von Herculanium eine ungleich interessantere und reichere Ausbeute versprechen dürfe, als von Pompeji. Die Beschaffenheit der Stadt und die Art ihrer Verschüttung scheinen ihm gleich sehr dafür zu sprechen. Pompeji war nur eine kleine Handelsstadt, Herculanium aber ein Vergnügungsort vornehmer Römer, wo die Trabisjonen griechischer Kunst fortwährend lebendig geblieben waren. Die Gegenstände, welche man bisher in Herculanium gefunden hat, beweisen hinlänglich, ein wie viel edlerer Geschmack, als in Pompeji in der Stadt des Herkules herrschte. Und nicht nur an sich bedeutender dürften diese Gegenstände sein, sondern auch zahlreicher und besser erhalten. Die Art der Verschüttung Herculaniums gestattete den Einwohnern nicht, Nachgrabungen nach ihren werthvollsten Gegenständen anzustellen. Sie blieben wohlverschlossen unter dem Aischhaufen bis auf den heutigen Tag. Man hat bisher häufig leig angenommen, Herculanium sei von einem Lavaström überfluthet worden. Aber ein solcher hätte wie häufiges Feuer wirken müssen, das alles Verbrennbare verbrannt und alles Schmelzbare schmilzt. In Wahrheit war es die Asche, die in ihrer Vermischung mit den Niederschlägen des Dampfes Herculanium anfüllte und später eine gewisse Festigkeit und entfernte Reibtheit mit der Lava annahm.

Den Schluß des Bandes „*Le drame du Vésuve*“ bilden Abhandlungen über den pompejanischen Handel nach Gemälden und über die pompejanischen Kauläden.

Das Buch Beulé's läßt keinen Punkt des interessanten Dramas im Dunkeln und verdient einen ehrenvollen Platz neben den ausgezeichneten Werken, die wir bereits über denselben Gegenstand besitzen.

G. B.

Dänemark.

Die schwarze Lyrik.*)

Vom Erich Wögh, übersetzt von Hugo Waechte.
(An den Dichter Peter.)

Unseliger Peter!

Was that deine Hand!
Hier, fünf Bogen Perit, einen ganzen Band,
Einen Band von der weisheitserschauenden,
Jahreslaufschauenden, händelzengenden,
Hast du vorgelesen gebracht an den Tag
Im Selbstverlag!
Die Kunde davon durchzog hier die Stadt,
Und gedruckt steht auf dem Titelblatt
Dein alter ehrlicher Name mit Preis!
Daß Gott und Jedermann es auch weiß,
So gaben die Blätter ihm noch Verbreitung,
Die „Bliegende Post“ und die „Berlingsche Zeitung“,
Von einem bis zu dem andern Leser.

Unseliger Peter! Was nimmst du dir vor!

Du siehst als ehrt dich Ehrlich vor mir,
Dienstwillig, guimutig,
Nur liebendwerth gütig,
Wie gegen den Menschen so gegen das Thier,
Und darum steht der Verstand mir stille,
Was dir die Grille,
Die seltsame bot,
Aus Unglück und Tod,
Aus Mitternacht, Schattensangestob,
Sargzähnen und Grabstich, Bergweisung und Noth
Zu denken nur
Die bitter-saure giftige Myrte,
Und will sie den Mund und zerreißen,
Wagst du's, sie Aektar zu heißen
Und läßt servieren für Groß und Klein,
Was fällt dir denn ein?
Fünf Bogen als Dolos willst du uns geben?
Doch nimm den Trüfel selber das Leben,
Und setz' eine Masse willst zum Genuß
Du Jedem, auch Brannen und Kindern bieten?
Hör, Peter, was' ich Stadtpöbeln,
Straße lach ich deine Gedichte verbleien.

Freund, sag mir, erkläre,
Was hat dich drücken
Und läßt so schwarzgallig Verse dich lassen!
Doch was ich begreife!
Vermuthlich sag!
Ich besser noch, was
Dich dieser Affaire
Lied zu —
Als du,
Und ob es auch mehr ist,
Wie recht dein Vergehe ist,
Versuch' ichs, daß ich dich nun belehre,
In deiner eignen poetischen Sphäre.

Doch erst vernimm eine selbstige Fabel,
Kutschmend profai, doch höchst applikabel.

In's Zweigenland kam ein tieferer Mann,
Der die Zweige sah den Asten an.
Sie sahen verankert, wie stand er so grad
Wohl acht bis neun Fuß er messen that.

Doch sah man selten ihn aufrecht stehen:
Ein kleiner Verdruß war am Rücken zu sehen.
Und war er ein bißchen gebogen, ei was!
Der Kiese war Kiese, trotz dem und das.

Die Zweige, sie stiegen und wüchsen gar sehr
Nur könnt' ich werden ein Kiese wie der.

Sie holten den Großen anmöglich ein:
Das Unglück blieb: ihr Wuchs war zu klein.

Sie hielten den Kopf sowie er genügt,
Und lernten die armen Mische leicht.

Das war nun ein Trost, ihr Rücken war krumm,
Es glückte sie doch dem Kiesen darum.

Da gingen sie stolz und hatten's nicht Muth,
Daß die Kleinlichkeit sie noch geringer muth.

Ich bin am Ende. Du fragst nun hier:

„Und dann?“ — Deropitter, was soll ich noch sprechen!
Es war eine Parabel nach alter Manier!

Du rüthst ihren Sinn ohne Kopfzerbrechen.

Du sagst, du lächelst, du lachst: „Wohlan,

Was geht mich der Zweige Dummheit an?“

Woh, icham! dich im Namen aller Ppamken,

Derer Dummheit die ist unzulässig.

Unglücklicher Peter, du hast dich vergafft

In die eine, die andere Dichterkrast,

In vier wohl und fünf und in mehr davon

Und läßt sie kopiren nun sans façon!

Deine kleine Gestalt

Bereith mir bald

Den Schimmer Lord Byron's, den schlimmsten Kritiken

Für alle jungen unschuldigen Kopisten,

Ein Dämon, der bald dämlelerst

Die Erde geschmückt und den Himmel geschäft.

Und bald im tiefen Klagefluch

Aus der Urne nach einer Thäne sang, —

Den Schimmer von Heine, der Zungen Verführung,

Der lachend oeripottet die eigene Nahrung,

Der goldart Vera für stunden Schmerz

Ist gleichgültig wie für gaulen Schmerz; —

Den Schimmer von Lessing und Puschkin, — doch kupp!

Denn Kiese, Dichter, — nicht stolz darob! —

Das set' ich an deiner kleinen Figur,

Mit andern Worten — in Karrikatur.

Du ähnelst den Großen in Zwergermanier:

Trotz allen Bemühens entdeh' ich an die

Nichts Gutes im Andrud, noch an Gedanken,

Dagegen, woran diese Großen kranken:

Lord Byron's Pferdeschweif, Helms Verdrüßtheit,

Lessing's Wahnsinn und Puschkin's Verdrüßtheit.

Nun wirst du vermuthlich es halten für Nichts,

Von Herdheit zu sprechen mit hellem Alarm;

Doch spare den Damm:

Das Große, die Größe verpott' ich nicht.

Nur der Himmel verdamm die stolzen Titanen,

Die gekrönt den Olymp und der Götter Rath;

Und Kleinen nicht niem's mit Klientat

Und Daa; zu gaulen, die kaum wir ahnen.

Doch schelten, das kommt mir,

Das kann ich, das kommt mir,

Wann du mit dem dünnen feinen Sopran

Wilst heulen, wie ein gekrümmter Titan.

Ja, wirst du mein eigener Bruder, Peter,

Nicht anders vermüth' ich. Ich lachte von Herzen

In all' dem Jammer, der Noth und dem Jekt,

Die du verheißt nach erborgten Tegen.

*) Der I. Dänische Humoren von Hugo Waechte. II.; Erich Wögh
in der vorigen Nummer.

Ich mögte des Sängers lachen, der meint,
Dass Jemand die da so groß gewesen.
Da süßst dich blind vor der Lebenspracht,
Der Gedrannmuth und Himmelmacht,
Und kieselst die Lust und wählst dich hinab
In Kugelscheiden ins düstere Grab,
Und wüßtest und wuerst in nützlicher Noth
Von Muth und Schwäche, von Schimmer und Tod.
Gewinnst der Art: ist poetisch sein?
Nein, ist das vielleicht auch göttlich heisch,
Das wußt ich, es ist nicht menschlich, nein!
Ich find' es drin: das marmel-therisch.

Empor aus dem Grab! Umsonst klagt Schmerzlich
Dein Winckel!

Du spielst eine fade Rolle und hergich
Schlecht ist der Lohn.

Der heilt denn wohl seinen Kieselzangspruch
Aus St. Jeremia's Klagebuch?

Bedenk: Unser Volk ist ein geschworener
Egknecht der Sorgen, zumal verdorrner,
Denn wische die künftlichen Thränen ab
Vom Kug' und Herab

Die sahle Schminke von Stirn und Wangen;
Sag dich nicht zum Griesse, bevor du bist Mann.
Sei wahr und gesund, was am Besten steht an,
Kurz, sei Peter Hansen! Du stehst, nichts kann
Zum Andern dich wandeln, trotz deinem Verlangen.

Herzgetreuer, und nun zum Valet!

Ich weite,
Blutend das Herz und zerstückt die Manschette,
Eigst du
Am Ball und schreibst dich in Ruh
Mit einem Ausbruch wilder Sonette,
Und dem Kusse: Pfiff! Der Regent! Der Schliche!
Nun tobe, dann aber bekenne das Rechte.

Gefiehe: so schlecht ist die Welt nicht ringum,
Wie du gingst um,

Dem Publikum

Jüngst aufzubinden.

Gefiehe, du bist nicht so ganz von den Blinden
Nicht so flech und elendig

Und so unanständig

Zerissen an Herz und Sinn zu befinden,

Als du auf fünf und willst verkünden.

Gefiehe zum Schluß, wann die Grillen sich wenden,
Dass ich die Epistel zu senden
Erwagt.

Das war nur ein mornstrenndliches Stück,
Auf daß die Heber dich wieder jagt
Aus deines Grabes elenden Wänden
Zurück!

Doch bist du gekendet noch immer,

(Ein Geschick,

Das täglich ja immer.)

Ja, fallest du, wie begonnen, es enden

Und schimpfen und nennen, was treu ich begg',

Schaffstige, herzliche Spottreze,

So wisse, von Sorgen verzeih ich vorhin

Die Sünde und bin

Ergeußt dein Vetter und Freund
G. B.

Kleine literarische Revue.

— Geschichte des Amsterdamer Theaters. Wir haben vor
einziger Zeit über das alte Amsterdamer Nationaltheater berichtet;
heute liegt uns ein neues Werk vor, welches die Geschichte der

Stiftung des neueren Theaters und seiner stiftlichen Eröffnung
enthält, nachdem das alte, wie auch damals mitgetheilt, in einem
großen Brande zerstört worden war. Der Verfasser weilt mit
Geschmack und Anschaulichkeit sein Thema durchzuführen und
gibt uns mannichfache interessante Daten, die indessen kaum an-
derswo von besonderem Interesse sein werden, da das hollän-
dische Theater in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhun-
derts eines spezifisch nationalen und eigenthümlichen Charakters
durchaus entbehrte, welcher ihm während und nach dem großen
Unabhängigkeitskriege in so hervorragendem Maße innewohnte.

— Ein Polarwinter.**) Die beiden Verfasser haben vor
fünf Jahren eine Expedition nach dem nördlichen Rußland
gemacht, und suchen in einer Reihe von Schilderungen
dem Leser diese Länder vorzuführen. Es sind Gegenden,
welche den Deutschen und auch wohl den Russen selbst meist
unbekannt sind; große, dünnbesiedelte Landstriche, die nur
selten der Fuß eines Reisenden betritt. Die Verfasser trieb
auch nicht der Drang, unbekannte Länder und Meere zu
sehen, dorthin, sondern ihre Expedition war wohl zu industri-
ellen Zwecken unternommen, und vielleicht ist es dieser Zweck,
welcher sie verbindet hat, auf die wissenschaftlichen Erfahrungen
ihrer Reise näher einzugehen. Sie geben, wenn wir von den
in einen Anhang zusammengedrängten mineralogischen, botani-
schen und lithologischen Mittheilungen absehen, wirklich nur
Reisebilder, welche uns aber die Gegenden, welche sie durchzogen
haben, sowie die Sitten und Gewohnheiten der dort lebenden
Völker zu recht lebendiger Anschauung bringen. Wir glauben
nicht, daß diese Bilder, so verlockend sie auch theilweise sind, einen
Strom Vergnügungstreisender zu den Lappen und Samojeden lenken
werden, denn es reißt sich gar nicht bequem in den geschilderten
Gegenden, und das Bild, welches uns von einer lapplischen
Hauptstadt entworfen wird, läßt auch nicht eine Spur jener
Behaglichkeit entdecken, welche diese gewöhnlich suchen. Auf
jeden Fall aber bietet das Buch viel des Interessanten und
des Wissenswürdigen, und da uns dies in geistlicher Form, in
fließender Schreibweise geboten wird, so wollen wir das Gebotene
dankebar annehmen; vielleicht sind die industriellen Zwecke, welche
die Verfasser verfolgten, von so gutem Erfolge gekrönt, daß eine
kulturfördernde industrielle Thätigkeit recht bald jene interes-
santen Gegenden einer größeren Zahl von Reisenden zugänglich
macht.

— Dr. F. Kreuzwalds heftiger Geburtstag. Dem am Göt-
lands Sprache und Sage hochverdienten Kreuzwald, der trotz
seines, nach Jahren berechnet, vergerathenen Alters noch weit davon
entfernt ist, „auf die Pfeile gebüht, zur Seite des wärmenden
Ofens“ seinen Lebensruhl abzugeben, vielmehr zu jeder Jahres-
zeit physisch lebendigen in weitem Kreise am seinen Wohnort
Berro Weisheit leistet — diesem Manne, der jeder viel größeren
Razlon zur Ehre gereichen würde, haben an seinem 70. Geburts-
tage Huldigungen in eifriger Zuneigung nicht gefehlt. Der Eine
seiner glückwünschenden Verehrer erinnert zuerst daran, wie Kreuz-
wald dem geknickten Ostensvolke ein kräftiges „Erwachet!“ zu-
gerufen, daß es, aus langem Schläfe emporfahrend, des Morgen-
rothes und dann der Sonne geistiger Freiheit ansichtig ward.

*) Geschiedenis der stichting en feestelijk opening van de
schouwburg op het Leidseplein te Amsterdam door J. H. Rössing.
Utrecht, J. L. Beijers, 1874.

**) Reise nach Lapland und Kamla. Von Hermann und Karl
Kubel. Leipzig, B. A. Brodhans. 1874.

Doch der leid'ge Schlaf sank wieder
Auf der Ersten Augenlider.
Wieder ihnen zugewandt
Riefst: „Empor!“ Ruht ist am Ende,
Nähst zum neuen Tag die Hände,
Bauet Menschen an um Hand!“

„Einige — so heißt es dem Sinne nach weiter — folgten dem Rufe, Andere blieben schüchtern. Das Vaterland aber begann zu grünen und zu blühen, und Acker verwandelten sich in gelegnete Ähren.“

Der christliche Festredner knüpft hieran ein Verbeeth aus dankbarem Herzensgrunde, und schließt mit den Worten: „Es bedarf unsererseits keiner anderen Gabe als des mit gegenseitigem Druck der jungen Hände zu leistenden Schwures: „Weden auch wir, Deiner Spur folgend, die Schlaflosen!“ Sch.

Sprechsaal.

Sunkhaun Phn, der große Dramatiker Hinterindiens, dessen Zeitalter und unvergleichlicher Weise verschwiegen wird, soll einige hundert Stücke in einer Reihe geschrieben haben, deren gemeinschaftlicher vornehmster Held Aphaimanik heißt.)

Im Reiche Ratana lebte ein König Thau Suthat, der zwei Söhne hatte: Aphaimanik und Srisuwan. Der Vater wollte, daß beide nach seinem Ableben gemeinsam regierten. In diesem Ende sollten sie auf Reisen Weisheit einsammeln. Die beiden Söhne verküßten ihm, dies sei schon lange ihr Wunsch gewesen, es hätte ihnen nur die Gelegenheit, deshalb um Erlaubnis zu fragen, gesucht. Nun der Weg ihnen offen stehe, seien sie bereit, sofort aufzubrechen.

Der König entließ sie pärtlich und gab ihnen folgende gute Regeln mit auf die Wanderung: „Vandert nirgends zu viel — Eilet und erhebet euch in geheimer Weise — Beherrscht stets eure Gemüthsstimmung — Seid vorichtig, wo es ein Nachtlager zu wählen gilt.“

Sie wandern durch Wälder und Fluren, über Berge und Hügel, die Reize der Landschaften in vollen Zügen genießend. Waren sie müde, so ruhten sie im Schatten eines überhangenden Felsen, oder eines Baumes, der seine dichtbelaubten Äste weit ausbreitete. Bei Tage küßten sie Blumen und Früchte, bei Nacht legten sie sich erschöpft und mit wunden Füßen zur Ruhe.

So oft aber nächtliche Dunkel ihre Blicke umzog, dachten sie schwerträumlich an die verlassene Heimat, und verzögerten sich die Zeit vor dem Einschlafen mit Gesprächchen, deren Gegenstand ihre Eltern und andere treue Pfleger ihrer Kindheit waren.

Nach vierzehn Tagen erreichten sie die große Stadt Tschonlatharm, wo zwei gelehrte Brahmanen wohnten. Bei dem Gehen von ihnen lernte man eine Zaubertruthe so schwingen, daß sie jegliches Unheil abwehrt; der Andere spielte die Fäden mit wunderbarer Wirkung. Bekanntmachungen in diesem Sinne waren an die Mauer ihrer Verheirathung geheftet, aber zugleich ein sehr bedeutendes Schulgeld verlangt.

Als die Brüder diese Bekanntmachungen lasen, wurde ihnen sofort klar, daß sie ans Ziel ihres Strebens gelangt waren. Aphaimanik wollte die Fäden spielen, sein Bruder die Truthe schwingen lernen. „Alles liegt Musik“, sagte der Erstere, „und Du wirst mit deiner schwingenden Truthe überall sicher sein. Aber ach! wir haben nicht Geld für den Unterricht.“ Der jüngere

entgegnete: „Freilich, Geld haben wir nicht, wohl aber einen Ring, der uns ausbeissen kann.“

So begaben sie sich zu den Brahmanen, lernten ihnen ihre Künste ab und kehrten dann wieder heim zu ihrem Vater. Dieser aber zürnte, daß sie nur Etwas gelernt hätten, was irdischer Leute Begehren sei, und jagte sie wieder von Hause, um ihr Glück zu suchen, wie sie immer könnten.“ Die Abenteuer ihrer nächsten Wanderschaft füllen nun alle folgenden Stücke der hundert von Bühnenstücke unter dem gemeinsamen Titel Aphaimanik!

Von der internationalen Wissenschaftlichen Bibliothek**) liegen uns wiederum zwei neue Bände vor. Im Band I. behandelt der englische Philosoph Alexander Bain „Geist und Körper, die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen“, ohne indessen irgend etwas Neues zu bringen und einen besonders tiefen Blick in dieses Verhältnis zu gewähren. Denn eine Bekämpfung dualistischer Ansichten mag immerhin in England noch von Nutzen sein, ist aber in Deutschland bereits seit Kant's gewaltiger That für alle Denker antiquirt. Bei Weitem geistvoller und anregender sind die Vorträge Walter Bagehofs über den „Ursprung der Nationen“, in welchem die Darwin'sche Theorie benutzt wird, um auf die Entstehung und Entwicklung sogenannter Nationalitäten Licht zu werfen. Selbst Feinde des Darwinismus müssen zugaben, daß Ausbeurtheilungen wie die folgende, gewiß werthvolle sind als hohle abstrakte Raisonnements: „Wir beobachten häufig in Staaten das, was die Physiologen Avarismus nennen, einen theilweisen Rückschlag zu der unbedingten Natur der barbarischen Völkern. Solche Szenen von Grausamkeit und Schrecken, wie sie in der großen französischen Revolution vorkamen und wie sie mehr oder weniger bei jeder großen Umwälzung vorkommen, enthüllen immer eine geheime, unterdrückte Seite der menschlichen Natur; wir wissen jetzt, daß sie der Ausbruch ererbter Leidenschaften sind, die lange Zeit durch schließende Gewohnheit unterdrückt worden waren, die aber lebendig werden, sobald der Druck plötzlich entfernt wird und ihnen ein Ausweg offen bleibt. Die Reizbarkeit der Menschen kommt gleichfalls von ihrer unvollkommenen, veränderlichen Zivilisation und ihrer ursprünglich wilden Natur. — Sie konnten in ihrem vorhistorischen Zustande nicht eine Stunde lang ein bestimmtes Ziel vor Augen halten, und selbst jetzt können sie es nur schwer, wenn sie erregt oder plötzlich aus ihrem alten Gewohnheiten gerissen sind. Selbst die hochgebildeten Völker, wie die Franzosen und Engländer, scheitern in verwirren Zeltten nicht im Mindesten beständig zu sein, sondern werden von den Einflüssen und Leidenschaften des Augenblicks hin- und hergeworfen.“ Im Kapitel „das Zeitalter der Erdörterungen“ macht sich Herr Bagehof zu einem bereckten Gewalt der modernen Zivilisation und ihres rasch und ruhlosen Charakters; ob freilich die Hoffnungen, mit welchen er die Augen über ihre Schattenseiten, die Todesahnungen derselben beschwichtigt will, nicht utopische Träume sind, wollen wir dahingestellt sein lassen, so z. B. die von Herbert Spencer abgeleitete Meinung, der intellektuelle Fortschritt werde allmählich die Zunahme der Bevölkerung regeln und den Schrecken des Malthus'schen Gesetzes beseitigen.

*) Leipzig, Verlag von Meier, 5. Band, 356 S.

**) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Für die Redaktionen verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin.

Verlegt von Frh. Schöner's Verlagsbuchhandlung (Hermann und Schöner) in Berlin Wilhelmstraße 10.

Druck von Eduard Strauß in Berlin, Französische Straße 51.

*) Nach dem dort erscheinenden Weekly Advertiser.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 18. Juli 1874.

[N^o. 29.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Erinnerung an Franz Petrarca. Zum 18. Juli 1874. 417. — Arthur Schopenhauer und sein genialer Manichäer. 417.

Indien. Streifzüge durch die indische Literatur. 420.

Italien. Etwas über Genie und Geniet. Von August Grezoug. 423.

Karika. Die Normen. 424.

England. Die Anfänge der Kultur. II. 427.

Neue literarische Neuheit. Drei Epistole vor 1000 Jahren (Kantab von Turin, Agobard von Noves, Haimar von Rheims). 429. — Bibliotheca ichthyologica et piscatoria. 429. — Revue des sciences. 430. — Adam Smith in der Kulturgeschichte. 430. — Geschichte im Gebiete von A. Ehrenfeld. 430.

Sprache. Religiöse Auffassung in Nordamerika. 431. — Schopenhauers Rätsel. 432. — Schopenhauer-Gesellschaft. 432. — Dramatischer Einfluss der Franzosen. 432.

Deutschland und das Ausland.

Zur Erinnerung an Franz Petrarca.

Zum 18. Juli 1874.

Am 18. Juli 1374 starb zu Arqua bei Padua Franz Petrarca auf ein Buch gelebt in seiner Bibliothek, genau im biblischen Alter von siebenzig Jahren. Ein halbes Jahrtausend, das seitdem vergangen, hat an der Meinung über den großen Dichter, der schon von den Zeitgenossen vollkommen gewürdigt wurde, nur in Ehren stand, nichts geändert. Wahre christliche Frömmigkeit, ein fleckenloser Wandel, die tiefe und zugleich feinste Bildung in den antiken und klassischen Dingen, ein unabhängiger Charakter, dem weder weltliche noch päpstliche Macht imponierte und ein treues, parteibefreites Herz, — alle Eigenschaften des Mannes spiegeln sich wieder in der Dichtung.

Zur Feier des Zentrariums sind uns werthvolle Sendungen zugegangen, deren baldige Bepflanzung wir uns anlegen sein lassen werden. Für heut nennen wir unter den Erinnerungsgaben die Biographie Petrarcas von Ludwig Geiger und die Scritti inediti di Francesco Petrarca, pubblicati ed illustrati da Amleto Noddi, denen sich eine Reihe kleiner Gesichtsblätter und Programme anschließen.

Arthur Schopenhauer und sein genialer Manichäer.*)

Der deutsche Student versteht bekanntlich unter Manichäer einen, der ihn besetzt, um ihn an seine Schulden zu mahnen. In dem hier zu beurtheilenden Buche tritt nun auch, ganz unerwartet, ein solcher Manichäer hervor, um sogar mit zwei berühmten Ver-

storbenen noch Abrechnung zu halten, mit Schopenhauer und mit Kant, welchen letztern er gar für den Hauptschuldner erklärt. Es ist dieser Manichäer ein strenger, unerbittlicher Gläubiger. Wir könnten ihn auch mit jenem Manes vergleichen, der bei Hölderlin in dessen Tragödie „Empedokles“ plötzlich dem Philosophen den erhabenen Weg zum Tode, im Krater des Ätna versperrt, und erst die Schuld gestillt haben will.

Der Verfasser bringt seine Untersuchung, nach der „Einleitung“, Kant, Urheber der „Reinholdskritik“ in folgenden Abtheilungen, von denen wir in Kürze das Hauptfachliche hier nachschauen machen: I. Schopenhauers Idealismus. II. Schopenhauers vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. III. Schopenhauers Materialismus. IV. Kräftelehre. V. Kanfakttheorie. VI. Verstandes-Logik. VII. Vernunft-Logik. VII. Metaphysische Logik. VIII. Verhältnis zum Idealismus. — Ferner: 1. Schopenhauers Hebererkenntnis mit dem Idealismus. 2. Opposition gegen den Idealismus. 3. Urwille und Intellekt.

Es würde uns in einer bloßen Kritik zu weit führen, wollten wir positiv herausstellen, wie der Verfasser die Genannten, unter denen auch Herbart figurirt, als fertige Scholastiker behandelt und beweis. Auch würde damit nichts erreicht werden, der Leser muß es im Zusammenhange der Schrift selbst kennen lernen. Außer Kant treten gleich anfangs Berkeley und Fichte in den Vordergrund. Die Polemik unseres Autors ist äußerst kräftig, zumal, wie er sie gegen Kant und Schopenhauer löst. Der schneidende Sarkasmus wird höchstens dann und wann gemildert durch eine gewisse Gerechtigkeit, welche aber jenem kaum etwas nachgibt. Von der Scholastik heißt es: „Ein Name zur Bezeichnung einer korrupten, krankhaft zerfressenen, eine fertige Kette von Mißgeburten zu Tage fördernden, fast ausschließlich in bestimmten Schulen sich fortsetzenden Denkwelt.“ Sie — die Scholastik — ist es, die sich vorzugsweise nur auf widerlichen Schwulst und Bombast, auf ein widerliches, die fukhen Schwibbgen verdeckende Sänckelchen, auf eine betrunken Darstellung und monstroses Argumentationsweise bezieht, ohne daß man damit das Vorhandensein eines unerschütterlichen Fundaments und gewaltigen Baues bestritte!

Man sieht schon hier, daß unser Denker, ungeachtet seiner Strenge, auch der Gerechtigkeit eingedenk ist. Und ferner lautet es: „Zwischen ihm ist Schopenhauer Kind einer krankhaft affigirten Zeit. Kant ist der Vater der ganzen Richtung.“ So Benetianer. — Jedemfalls kommen hier Verirrungen, Selbsttäuschungen zur Sprache, deren Aufdeckung ein großes Verdienst des Verfassers um den künftigen Fortschritt der Philosophie ist. — Kant wird ferner bezeichnet als: „Urheber einer pestartig verbreiteten Krankheit des philosophischen Denkens! — Ferner: „Die Weltanschauung Kants ist so großartig, daß sie zu einer vollkommenen Auflösung aller unserer Beziehungen zu anderen Menschen und zur Welt

*) In dem die Redaktion obigen Katalog aus Rücksicht für den Verleger zum Abdruck bringt, erklärt sie, daß sie weder in Bezug auf Schopenhauer, noch auf die Genialität und die Leistungen der Herren Benetianer, welche ihrer Zeit von andern Mitarbeitern zur Genüge charakterisirt sind, mit dem Inhalt sich identisirt.

*) „Schopenhauer als Scholastiker. Eine Kritik der Schopenhauerschen Philosophie mit Rücksicht auf die gesamte Kantische Metaphysik.“ Von Georg Benetianer. Berlin, Karl Duncker Verlag (G. Heymann) 1873, 400 S.

führt, daß sie eine vollkommene Naacht in unserer Vorstellungswelt anrichtet, daß sie einen absoluten Nullpunkt aussetzt, wo reale und ideale Welt in gänzlicher Nichte auflöst." Vergl. S. 11. — Was würden Hamann, der Magus im Recken, der sich vielfach gegen Kants „Kritik der reinen Vernunft“ sträubte, was Herder, der Verfasser der „Metakritik“, was Franz von Baader zu solchem Entfuss gesagt haben, der ihnen heute zu Theil wird? Lebenswerth am Verfahren des Autors ist, daß er die von ihm Angelegten in Stellen, die er aus ihren Schriften zitiert, erst sich genugsam aussprechen läßt. Auch Nichte kommt da, wo man ihm viel Unrecht gethan hat, zu seiner vollständigen Genugthuung, ebenso Schelling, Hegel. E. von Hartmanns großen Verdienstes um die Philosophie wird wiederholt gedacht.

Der eigentliche Zehnjah gegen Kant beginnt S. 53, und wenn nicht gelegentlich werden kann, daß ihm der antischolastische Feldherr, trotz der ungeheuren Heeresmacht von drei Kritiken, offenbare und vernünftige Niederlagen bereitet, so vernichtet er unsern Grodstein des großen Kant deshalb noch nicht, wohl aber schmälert er um ein Beträchtliches sein kategorisches Urtheil nicht bloß, sondern erbeutet auch den so berühmten, scheinbarlich gewordenen Feldherrnsitz des Königsberger Enters, jene gewaltigen Imperativ, der in Speculation und Moral Befehl und Erfolg zu sein sich dünnte. Aber auch der größte Feldherr kann Schlachten aus Schlachten verlieren, er bleibt dennoch ganz außerordentlich. Wir anseits halten dafür: obwohl der Verfasser uns ans Störste für sich einnimmt, und obwohl wir ebenfalls gegen Kant Vieles einzuwenden, namentlich manchen Unterlassungsfehler zu rügen haben, Kants aufraumendes Versehen, nein, nun um so sicherer innerhalb der Erscheinungswelt gesetzgebendes Sich-Behalten ist und bleibt sein außerordentliches Verdienst. Wir müssen uns hierüber noch bestimmter auslassen.

Der ärgste Verstoß, den Kant beging, ist, daß er da schon Transzendenz behauptet und wo sie für die Vernunft und ohne Scholastik, die immer an der Schwelle der römischen Kirche scheitert, noch lange nicht beginnt; daß er da schon Halt macht, ja umkehrt, wo er nicht vor der Stadt steht, die er sicher erobern hätte, wenn er sich durch das bloße Weichbild derselben, durch sein gespenstisches Ding an sich, nicht hätte zurückschrecken lassen. Aber in wie nützlichen Andern beweist Kant das Klarste Erkennen, den tapfersten Muth und Sieg über alles mittelalterliche Vorurtheil. Schwach und kurzfristig war es freilich, daß er, was das Dasein Gottes betrifft, das Wesen des Seins (wohl der schwerste Begriff aller Metaphysik) ganz und gar verkannte. Wieder aber gereicht es ihm zu ewigem Ruhm, die Antinomien aufgestellt, und zu erstem, hies erneuernden Nachdenken gegeben zu haben. Und doch, obwohl er sie hinstellt, er vermochte nicht die unausweichbaren Konsequenzen daraus zu ziehen. Auch heute noch schließt sich Wenige auf die endlich tiefe Bedeutung der Antinomien zu verstehen. Diese, recht gewürdigt, weisen nicht bloß auf die Notwendigkeit der Transzendenz hin, sie bringen das Dasein Gottes zur mathematischen Gewißheit.

Die Philosophie allein ist die vollständige Wissenschaft. Der Philosoph darf einseitig sein, ist es auch in der Regel; der Metaphysiker, der Philosoph muß Herz und Kopf, Gefühl und Verstand, Glaube und Wissen durch die ganze Vernunft vermitteln, und es zu unabweibbaren Ergebnissen bringen. Nur ein allseitiger Denker vermag die nothwendige Bedeutung der Antinomien zu erkennen, Folgerungen daraus zu gewinnen. Wer die Antinomien versteht, weiß, daß Sein als solches keinem Zweifel unterworfen ist, nicht so das Werden. Hier steht man sofort auf Gegenfasse, aus denen sogar Widersprüche resultiren.

Daß etwas ist, wissen wir, wie es ist, wissen wir noch lange nicht hinlänglich. Es ist jedoch evident: was ist, muß irgend, wie sein. Die Widersprüche können also im Wesen der Dinge nicht liegen, sie gehören allein der Welt der Erscheinungen an.

Die Antinomien sind die Grenzposten, sie sind mit dem beiden Armen der Widersprüche die Wegweiser aus dem Dasein ins Jenseits. Aber die Grenze ist nur einseitig, sie laßt überschritten werden, und ist bereits überschritten. Die Antinomien sind die Herkulesäulen, welche Kant nicht gelöst, sondern nur entdeckt hat. Sie sind die Sphinx, welche in das Hüllthum des Unklarstums führen (Transzendenz). Ja, sie hat in den vollständigen Denker, der auch auf das Gemüth zu lauchen hat, die Memnonssäule, welche vom Riß des wahren Erkennens für den, der Augen zu sehen, Ohren zu hören hat, antwortet, erklungen, gleichsam von der „Morgensonne im Reigen“, an ein Verlorenes gemahnen, welches wir durch die Urkatastrophe eingehüllt haben, das aber wiedergeboren werden wird.

Wie stark die Philosophie Schopenhauers zu bleiken vermag, geht daraus hervor, daß dessen sanftlicher Anhang, als ein sehr großes Publikum, welches sonst alles Tiefe im Verdachte der Mystik hat, dennoch die größte Mystik, z. B. der ersten Klasse, die je ein schwärmender Mensch zu verstehen sich erdreiste, von Schopenhauer gläubig annimmt, und selbst dessen Verwindung des tollsten Schabakels, der Zauberei, der Geistesverwirrungen, den Wahnwitz, daß eine Wackelfigur, die man beobachtet, der Tod eines bestimmten Menschen, an den man nicht denkt, zur Folge haben müsse, als wahr unterzeichnet. Dieser Verfasser verdient allen Tadel, solche Schwachköpfigkeiten und Insellern rücksichtslos aufgedeckt zu haben.

Nebrigens müssen wir unsern vortrefflichen Autor, der auch mit so ausgezeichneten Darlegungen erfreut hat, S. 230 fragen, ob und wo Schopenhauer trotz seines Analismus und trotz seiner Begeisterung für Metaphysik das löbste Wort für das Nützlich der Welt geäußert hat? Wir behaupten mit aller Bestimmtheit: nirgend. Auch konnte er es nicht abgeben, was er selbst es selbst nicht. Allerdings ist er in vielen Theilen seiner Werke nicht wiederguerkennen, so warm und erhaben kann er werden, aber, wie lange dauert, und er ist wieder selbst nur alles richtigen Denkens und Schließens, und spricht Dinge in den Tag hinein, über die schon der gesunde Menschenverstand den Kopf schütteln muß, die aber vollends aller höhern Intelligenz vor den Kopf schlagen.

Was wir im Verlaufe der gespanntesten Lektüre vorliegenden Buches, nach so vielen glänzenden Siegen unsern braven Führer über die gewaltigen Streitkräfte Schopenhauers vermuthet, war, daß Venetianer den Schopenhauerischen „Willen“ so lang im Centrum unangegriffen ließ. Das war aber nur weil überflüssig Taktik, welche erst die rechte, unsichtbare Position gewinnen mußte. Auch diese war jetzt erreicht, und nun heißt es: „Nebenbei ist der angeblich original und feiner (Schopenhauers) Schmeißer gebrachte Erlösungsbegriff auf die behauptete Abstraktion des Pantheismus gefolgt zweites Stückwerk. Nicht nur ist nämlich der Eise Willen mit seiner Unmacht und Unmöglichkeit so bemerkt, sich täglich in unzähligen vertheilbaren Formen auf die ersehnteste Weise zu quälen, sondern er erweist sich dabei wie ein wahrer unreiner Zunge, aus dem mit der Zeit noch was werden kann (als und immer!), indem er durch Schläge in sich geht, durch Erfahrung klug wird, und sich dann eiligst wieder auf der Welt herumschleudert. Ist das nicht eine Abstraktion auf der Abstraktion? Ein unvernünftig gegen sich selbst widerbeizendes Wesen eignete sich nicht zum Gott, aber das ist nicht etwa der Gott in

der Synagoge und Kirche allein, sondern es ist auch der Gott der kalten Wissenschaft, es ist die Hypothese zur Erklärung der Natur, und man entgeht der Absurdität nicht, so lange man solcher Hypothese ein verrücktes Wesen genommen wird.“) — Die Kirche hat es nur mit dem wahren Gotte zu thun. Nur darin müssen wir freilich Schopenhauer beistimmen, daß aller Pantheismus eine logische Unmöglichkeit ist, es müßte derselbe denn nur als Durchgangsmoment gefaßt werden, oder in dem Paulinischen Sinne: „wir leben, weben und sind in Gott.“ Sein muß schon, in der wahren Metaphysik, von vorn herein Selbstbewußtsein eines vollkommenen Wesens sein, daher Unstichhaltigkeit. Die Frage ist unabweisbar, wenn vom Sein die Rede ist: Was oder vielmehr: Wer ist? Alles Werden wäre undenkbar, wenn es kein Sein gäbe. Das Werden ist dem Sein immanent, nicht aber es selbst. Schon die unwandelbare Logik der grammatischen Konjugationen trägt es aus, daß das künftige Geschöpf durch den Schöpfer bedingt ist. Erst aus dem Präsens: ich bin folgt das Futurum absolutum: ich werde sein. Absolut ist dieses Futurum, weil es an dem Absoluten partizipiert, weil es nicht aus sich selbst, sondern aus dem absoluten Präsens hervorgeht. Und jetzt, wenn das absolute Futurum und jetzt: ich werde geworden sein übergeht, so ist das kein Untergang (Tod), eben weil schon das bloße Futurum absolut ist, und das zweite Futurum, da auch dieses aus dem Sein stammt, existiert ist, d. h. vollendet im Sinne des: Ich bin (Unsterblichkeit).

Die ganze ewige Bedeutung dessen, was der Geist als Person ist, tritt aus obiger Deduktion hervor. Wir glauben aber in dem Buche unseres ausgezeichneten Denkers einer Stelle begegnet zu sein, in welcher er Ausführungen an dem Begriffe der Person (persona) macht, wenn derselbe auf das Absolute angewendet wird. Er wird uns jedoch einräumen, daß im Intelligibeln bei Person nicht entfernt an das gedacht werden darf, was an der Persönlichkeit des Menschen Person genannt zu werden pflegt. Es giebt eine höhere Persönlichkeit, die allein dem Geiste als selbst zukommt, sowie dem Geist von jenem Geiste ist, und es sind: Bewußtsein, Freiheit und vor allem: Gottesbewußtsein, welche das Wesen der wahren Persönlichkeit treffen.

Die entschiedenste Ueberlegenheit im Kampfe gegen die Schopenhauer'sche Scholastik und Einseitigkeit finden wir bei Beneke auch da, wo er des Spekulierens auf das Judenthum zu sprechen kommt, wo er näher auf das Alte Testament eingeht, und auch dessen ästhetische Selbstbetrachtung in Untersuchung zieht. Dagegen vermessen wir bei ihm die gleich allseitige Würdigung des Neuen Bundes. Es ist gar nicht zu beschreiben, welche unerschöpfliche Fülle von Ideen beide Testamente nicht bloß für die jüdische und christliche Theologie, sondern auch für die echte Metaphysik darbieten, Ideen, um die man sich freilich noch so gut wie gar nicht gekümmert hat, um für die wissenschaftliche Spekulation daraus die strengsten, wie die ergiebigsten Folgerungen zu ziehen. Bei den Meisten ist der Anlaß dazu weiter nichts, als ein verlassendes Hin- und Hergerede, dann springen sie wieder in den seichtesten Skeptizismus zurück. Wer wollte denn verkennen, daß Altes und Neues Testament zusammengehören? wie wir denn auch für beide den prägnantesten Ausdruck: Wort Gottes haben. Wer wollte übersehen, daß sich im Zusammen beider Bündnisse die offenbareste Steigerung geltend macht, daß im Bereiche jener Ideen der helle Tag allmählich, aber

stetig, heraufsteigt? Ist Gott in der physischen Weltanschauung des Alten Testaments schon von vorn herein gewiß, so ist er in der metaphysischen, wenn man sich auf obige Ideen versteht, ebenfalls gewiß vom Anfang des Alten bis zum Ende des Neuen Bundes. Aber der volle Tag ist, wie auf das schwache Auge und Erkenntnisvermögen des Menschen berechnet, nicht unerleuchtet da. Ueber dem ganzen Alten Testamente flammt ein Früh-Augen-Schein, steht ein Morgenroth, welches immer heller emporsteigt. Die Männer Gottes, die heiligen Sänger, die Propheten, sie triumphiren nicht bloß optimistisch, wie Schopenhauer träumt, sie klagen, sie verzagen pessimistisch, sie verzweifeln fast, aber sie richten sich immer wieder empor, ja sie glauben und wissen es intuitiv, daß Gott sie führt, daß der volle Tag im Ankommen begriffen ist. Daher: „Hüter, ist die Nacht schier um?“ Und nun der Neue Bund?! „Das Licht der Welt“ ist da, auch für Schem der denkt, der aber auch konsequent denkt, der sich wiederum auf Ideen und deren Gestalten versteht. Der volle Tag, der vollständige Universalismus, an Stelle des früheren Partikulars, ist in die Erscheinung getreten. Es ist nicht bloß der Gott eines anermählten Volkes, nicht bloß der Menschheit, nein, aller Kreatur. Es ist der Gott, der Himmel und Erde erschuf, das Unverwundbare durchdringt, und doch nicht Eines und Dasselbe mit ihm ist. Raum und Zeit, zwei für uns unumdenkbare Unendlichkeiten, sind für Gott nicht vorhanden, die alleinige Wahrheit, die beiden zu Grunde liegt, ist die Ewigkeit, in der nichts wird, alles vielmehr ist. Das, was wir Tod nennen, ist daher recht eigentlich Negation der Negation, und das Aufstehen einer Person, welche das Verschwinden einer Welt ist, deren Werden ein Ende haben muß, weil aller Prozeß, schon des Totalwedes wegen, aufhören muß. Jeder Pantheismus ist schon deshalb eine absolute Unmöglichkeit, weil in ihm und durch ihn alles Sein getilgt würde oder noch richtiger, weil im Pantheismus schon von vorn herein alles Werden ohne Ableitung wäre.

Schopenhauer mag so viel er will groß thun mit seinem Idealismus, er mag noch so stark renommiren mit seiner totalen Verhöhnung alles Pantheismus, wie er die Welt konstruirt aus Willkür und Vorstellung, fällt er unrettbar stets wieder in den düstern Pantheismus hinein, der das absolute Selbstbewußtsein, also die Persönlichkeit Gottes, und ebenso jede Erlösung vom Schmerze, vom Bösen und Uebel, wie die Unsterblichkeit des Menschen gegen alle spekulative Vernunft verneint, weil aller Pantheismus das ewige Werden aus sich selbst erklärt, und daher pure Unvernunft ist. Noch dazu ist der Weltwille Schopenhauers ein ausgemachter Teufel, und zwar der dümmste aller dümmen Teufel; noch dazu ist das, was Schopenhauer Erlösung nennt, weiter nichts als die Verfehlung der leidenden Kreatur durch den Tod ins Nichts. Wir begreifen daher nicht, wie ein so scharfsinniger, selbsthändiger Denker, wie unser Autor, zwar nicht umhin kann, das „Edächliche“ an der Unsterblichkeitstheorie des Pantheismus zu rügen, dennoch aber zu sagen vermag S. 252, es sei das von Schopenhauer Beigebrauchte „unverfälschtes das Beste, das wir über Unsterblichkeit besitzen.“ Wie? und noch einmal Wie? — Was that denn Schopenhauer in den beiden Abhandlungen, die wir von ihm über Unsterblichkeit erhielten? Erst läßt er sich selbst, noch dazu von seinem wahnwitzigen Weltwillen, eine lange, wässerige Rede drehen, versteht mit einer Geistes auch alle seine jannstigen Anhängen, die sein stille halten, und sich ebenfalls eine unverständlich lange Rede applizieren lassen. Nun ist er in jenen Abhandlungen fast genug, auch uns im Verstand darrnagen entstellen zu wollen. Aber, unser Autor und wir sind nicht seines Gleichen, wir sind klüger als er und

*) Man vergleiche über den Schopenhauer'schen Weltwillen den Axiomatischen Konan: „Darwin“, von Alexander Jung, f. h. S. Kollwitz, 1873, 26. 1. u. f.

merken das wäckerne Gewebe. Und womit will Arthur Schopenhauer, der Behörde, auch uns behörden? — Er antwortet: Das menschliche Individuum verfaßt dem ewigen Nichts, wenn es stirbt. Dennoch ist etwas Unerschränkbares im Menschen! — Was ist unerschütterbar, Philosoph? — Antwort: Sogar ein Doppeltes. — Was denn? — Die Sattung und die Materie! — Wir wenden uns, indem wir das zuletzt Erörterte zusammenfassen, zum Schluß an unsern Denker. Das das von ihm mit Recht gegen Schopenhauer verteidigte Judenthum betrifft, so ist nur ein Unterschied zu machen zwischen dem alttestamentlichen, ebenso ehrwürdigen wie tiefsinnigen, und dem von Kultur und totalem Unglauben beledeten, modernen. Das alte Judenthum und das Christenthum haben sich gegenüber demselben Feind zu bekämpfen; dieser ist kein anderer als der heilige Athemhauch, der, was Menschwürde und Individualität angeht, die äußerste Spitze des Himmelszürners und Wahnsinns erreicht hat. Das aber ist das Gemeinsame beider Testamente, wie der wissenschaftlichen Spekulation, daß sie den persönlichen Gott als Selbstbewußtsein, die persönliche Unsterblichkeit, die Freiheit des Geistes als festes Resultat gewinnen. Aber von allem: der Fortschritt ist unverleugbar. Das Christenthum ist dieser Fortschritt bis zur Vollendung. Das Christenthum hat die allein wahre Erlösung zu vollster Reife, Lebendigkeit und zum Heile für alle Völker ausgetragen, jene Frucht, die schon in der mosaïschen Gesetzgebung keimt, eine Gesetzgebung, die sich fortsetzt durch den ganzen Alten Bund, im Neuen Bunde aber erst in die Erscheinung tritt in vollendeter Gestalt.

Doch, erschließen wir das Wesen der christlichen Erlösung näher. Der sichere Schlüssel zu ihr ist die so bekannte und von den Auslegern meist verlassene Satisfaktion. Diktirende Juden und Christen nehmen den beschränkten Ansehen an der Stellvertretung durch Jesus Christus. Sie schwächen völlig einseitig und unvernünftig: wie kann ein Mensch den andern bei Gott vertreten? Die wissenschaftliche Vernunft hat darauf zu antworten: Einmal: weil alle Menschen ein und derselbe Mensch sind. Dies gilt von der Sünde, wie von der Entschuldigung. Sogar der sich stets widersprechende Schopenhauer erkennt dieses in seiner „Makel“ an, jedoch nur zur Hälfte, indem er zwar alle Menschen zurechnungsfähig, schuldbeladen findet, da aber, wo es auf die Entlassung mit positivem Resultat, also auf die allein wahre Erlösung ankommt, springt er wieder ins Negative zurück. — Doch weiter im Verständnis der Stellvertretung. Also: Jesus war eines Geschlechts mit uns, Mensch wie wir, aber, nach seinem eigenen Bekenntnis, war er ohne Sünde. (Die Unschuldlichkeit ist kein Abstraktum, sondern ewige Wirklichkeit.) Er war somit zwar der Mensch, wie er sein soll, jedoch als unschuldig ragt er schon in eine andere Region hinaus. Sodann aber, er wußte sich, wieder nach eigenem Bekenntnis, Eins mit Gott. So ist er Christus, der Unergründliche. Die spekulative Vernunft, gleich viel, ob der Verstand ihr zu folgen vermag, bringt es zur wissenschaftlichen Einsicht, daß in Gott alles Seinseffende das Seiende ist, daß demnach jedes Ideal engerwiesener als verwirklicht ist. Die Satisfaktion folgt daher mit strengster Notwendigkeit an Gott, und hat, was diesen betrifft, ihren idealen Verlauf in der absoluten Liebe, welcher Gott ist, in seiner Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Gnade, wie darin, daß Gott, als Schöpfer einer vollkommenen Welt, zugleich Erloser einer unvollkommenen ist; in Gott selbst sind Schöpfung und Wiederschöpfung, d. h. Erlösung, Ein und Dasselbe. Dem entsprechend hat die Aufnahme der Satisfaktion des Menschen ihren notwendigen Verlauf in der wiedererwachten Liebe zu Gott, in der Neue, Buße,

Besserung, in der Wiedergeburt. Die Religionsphilosophie hat für alles das den wissenschaftlichen Beweis zu führen.

So viel ist aber schon von vorn herein gewiß, was die Satisfaktion durch Jesus Christus leugnet, abnt nicht, was Selbsterlösung ist. Diese ist immer eine That des Menschen, freies ewig That Gottes. Eine Erlösung ohne Stellvertretung wird wieder alles Verdienst dem Menschen zu, während es, in Uebereinstimmung mit Altem und Neuem Testament und mit der metaphysischen Vernunft, allein Gott gebührt.

Wir leben mit höchster Erwartung auf die beiden neuen, philosophischen Werke Ventenians hin: „Eine Theorie des Erkennens“ und „der Allgeist“, und sagen dem Verfasser Dank für die Stunden der Erhebung, welche uns das vorliegende Buch bereitet hat.

Alexander Jung.

Italien.

Striffrage durch die italienische Literatur.

Stolz auf ihre alte, schöne und reiche Literatur, haben die Italiener seit lange der literarischwissenschaftlichen Darstellung eine allgemeine lebhafteste Thätigkeit angewendet. Sie werden nicht müde, die Schöpfungen ihrer Klassiker des vierzehnten, des sechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts zu erschöpfen und zu erklären, die geschichtlichen Vorbedingungen und Zeitverhältnisse jener großen Literaturperioden zu erörtern, den ästhetischen Werth der Meisterwerke ihrer Poesie und Prosa aus Licht zu stellen. Dabei gestattete sich die Liebe und die Verehrung, welche das künstlerisch reichbegabte Volk seinen Geisteskräften zuwendet, zu einem wahren Heroenkultus, der zu den hervorstrahlenden Eigenthümlichkeiten des nationalen Lebens gehört, und der neben Gutes und Tadellichem denn auch nicht selten Uebertriebenes und Geistespein zu Tage fördert.

Wenn ich es unternehme, eine Anzahl neuerer literaturwissenschaftlicher Schriften aus Vallen hier in kurzgefaßter Uebersicht vorzuführen, so gehe ich, um mich nicht eines Uebergriffes auf das Vorabzugesagte unseres verehrten Mitarbeiters Professor Scartazzini schuldig zu machen, an dem zahlreichen jüngsten Zuwachs der Danteliteratur vorüber, und wende mich alsbald zu dem zweiten Heften am Dichterkönig Petrarca, zu Petrarca. Der Sänger Lauras ist angeblich der Gegenstand einer noch regeren Theilnahme als sonst. Denn wie vor nun fast zehn Jahren auf Beschluß des Rathes von Florenz, die sechste Säkularfeier von Dantes Geburtstag sich zu einer imposanten Ausbeugung gestaltete, so hat der Rath von Padua, als Schlichter von Aquas, wo Petrarca am 18. Juli 1374 seine irdische Laufbahn vollendete, beschloffen und urbi et orbi verkündigt, daß in diesem Jahre das fünfte Centennarium von Petrarcas Todestag feierlich begangen werden soll. Als ein Vorwort dieser Festlichkeit, die voraussichtlich im kommenden Juli Tausende von Gelehrten des gran canonizierten im Prato bei Velle der dortigen Padua vereinigen wird — mögen sie es dort weniger leicht finden, als Schreiber dieser Zeilen an einem Zaitage des vorigen Jahres! —, als Herold, sage ich, dieser Säkularfeier ist die Anzeige eines monumentalen Werkes über Petrarca und seine Zeit zu betrachten, das unter der Leitung von Gaetano Chiaravallotti von der Verlagsabtheilung Gennaro de Angelis in Neapel herausgegeben wird. Nach dem vorliegenden Prospekt wird Herr Chiaravallotti, der seine Befähigung für Aufgaben dieser Art durch die so

erschließung eines gleichen Prachtwerkes über Dante bewährt hat, nur die Einteilung und den bibliographischen Theil der Geschichte selbst bearbeiten, bei der sich im Uebrigen eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten, Schriftstellern, Dichtern und Kunsthistorikern, darunter mehrere der bedeutendsten Namen des Landes, mit Arbeiten über Spezialthemen aus der Biographie und der vielseitigen Thätigkeit des Gelehrten betheiligen. So finden wir, nach eingeleiteten Abhandlungen über Petrarca's Abstammung, Jugend, Unterricht, besondere Aufsätze über seinen Aufenthalt in Rom, Parma, Verona, Garp, Mantua, Ferrara, Vicenza, Mailand, Bologna, Padua, Venedig und Ancona; sein Wirken für die Unabhängigkeit Italiens wird von Cesare Cantù, seine Fernschicksal mit Rieghi dem Tribun von Rom von Marco Zamboni, sein Verhältniß zur Astrologie und Medizin seines Zeitalters von Gio. Prati, seine Kellergeschichte von Terenzio Mamiani, seine Philosophie von Franc. Hieronimus dargestellt werden, während Kritiker vom Range eines Tommaseo und Settembrini, Gelehrte wie Correnti und Imbriani sich andere Seiten von Petrarca's weitverbreitetem Wirken auswählt haben. Auch wenn man die Vertheilung, welche dem Werke durch Benutzung bisher unbekannter Urkunden besonderen Werth beilegt, vorerst auf sich beruhen läßt, darf man von der gemeinschaftlichen Arbeit so hervorragender Männer ein ansehnliches, farbenreiches Bild des Zeitalters erwarten, in welchem unter Petrarca's Führung die Wiedererweckung der Wissenschaften, von Italien ausgehend, ihren Trümpfzug durch Europa begann.

Wie bei diesem Werke, so muß ich mich auch in Betreff des jeden bei Barbiera in Florenz erschienenen Bandes von Gario Gioia über Machiavelli und seine Schriften zunächst auf eine bloße Erwähnung beschränken. Wenn man, der vorzüglichen Zusammenstellung in Robert v. Meiß's Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften (Bd. III.) folgen, die Heerschaaren der Schriftsteller aller Nationen muß, die sich am Leben und den Taten des Geschichtsschreibers des Florenz versucht haben, so möchte man glauben, daß es nicht leicht sein muß, dem so Vielesgerästen eine neue Seite abzugewinnen. Hoffen wir, daß Herr Gioia, der uns als ein höherer Beamter des italienischen Unterrichts in Mailand bezeichnet wird, sich nicht ausschließlich auf eine neue — die wiederholte? — Auslegung des Principe verlegt hat, und wenn er dies dennoch gethan haben sollte, daß ihn nicht bereits eine neue Auflage Möhs unter die Rubrik der „wüßig Mißverständlichen“ einzuregistrieren haben mag.

Wenden wir uns der neueren Zeit zu, so begegnet uns zunächst in dem ebenfalls bei Barbiera erschienenen Bunde des Herrn Achille Monti über seinen Urgroßvater Vincenzo Monti*) ein Akt der Familienpietät. Der talentvolle Sänger der Badogliana, der als Abbate, als Citoyen und als Kavaliere mit gleichem poetischen Schwunge das aneien regime und die Revolution, Napoleon und Kaiser Franz gefeiert hat, steht in Italien als das einflussreiche der klassischen Schule, als geistreicher und fruchtbarer Poet und insbesondere als Verfasser der besten italienischen Homer-Üebersetzung in hohem Ansehen; ebenso allgemein wird aber auch seine politische Charakterlosigkeit eingestimmt. Gegen dies auf die handgreiflichsten Thatfachen, vor allen auf Montis eigene Schriften sich stützende Urtheil, zieht man der Unkenntnis ebenbürtig als erledigt in's Feld; er sucht durch eine Menge von Dokumenten, die er mit der größten Sorgfalt allerorten zusammengebracht hat, den völlig unerbringlichen Nachweis zu führen, daß Vincenzo

Monti ein ebenso charakterfester Patriot als begabter Dichter gewesen sei. Eine der hoffnungslossten Mochrenschäden, die man sich irgend denken kann, würde diese Apologie geradezu komisch sein, wäre sie nicht eben ein Akt der Pietät. Freilich wird die Nachsicht, welche Kritik und Publikum dem Verfasser entgegenbringen, einigermassen auf die Probe gestellt. Denn Montis Epigone, ein genuinlicher Achilleus, schwingt seine Lanze gegen Leben, der an seinem Vorfahren irgend etwas auszuweisen hat; er wüthet gegen Leopardi, weil derselbe es gewagt hat, an der Vollkommenheit der Badogliana zu zweifeln; er zerreiht Cantù, weil dessen Biographie zu einem von dem Standpunkte des Enfeils allerdings abweichenden Urtheil über Monti gelangt; kurz er mißbraucht das Privileg, das man der Anhänglichkeit eines Familienmitgliedes gern zugeben mag, in so flagranter Weise, daß er desselben nach allen Regeln der Gerechtigkeit verlustig wird und sich gefallen lassen muß, von der Kritik in seine Schranken zurückgewiesen zu werden.

Das Gegenstück zu diesem Weismachungsversuch bildet die ebenso überraschende als unwillkommene Enttückung, welche ein vor kurzem erschienenes Schriftchen des Doktors Lodovico Corio über Montis Zeitgenossen Ugo Foscolo***) bringt. Der heißblütige Dichter des Jacopo Ortis und der Sepolcri gehört wegen seines hochfliegenden Idealismus zu den Lieblingen der italienischen Jugend; man rechnet ihn, da er im freimüthigen Exil starb, zu den Märtyrern der italienischen Unabhängigkeit, und es ist noch nicht lange her, daß seine Asche aus England nach Florenz geleitet wurde, um feierlich in den schönen Hallen der Santa Croce, neben Michel Angelo, Machiavelli, Galilei und anderen Summatäten beisetzt zu werden. Jetzt hat nun Dr. Corio im Mailänder Staatsarchiv eine Anzahl von Dokumenten gefunden, welche den Charakter Ugo Foscolo's in einem neuen, seinen Verehrern durchaus unerwünschten Lichte erscheinen lassen. Schreck, unendlich und freudlosliebend — so kennt man ihn bisher aus seinen Schriften und seinen Lebensidealismen. Die Dokumente des Mailänder Archivs stellen nun aber außer Zweifel, daß Foscolo sich in ziemlich unwürdiger Weise um die Kunst der politischen Machthaber beworben, daß er in Vitiischriften, die man seinem Stolz nicht zugestehen haben würde, Vortheile für sich nachgesucht hat. Es ist begreiflich, daß diese Dokumente, die der Herausgeber mit einem kurzen schlichten Kommentar vorlegt, eine peinliche Ueberraschung hervorgerufen haben. Wohl oder übel, wird Italien sich in die Entscheidung, daß Ugo Foscolo auch nach dieser Richtung hin kein Heiliger gewesen ist, fügen müssen. Und wenn der Dichter in jenem bekannten Sonette, worin er eine Schilderung seines äußeren und inneren Menschen entwirft, sich selbst

di vizio ricco e di virtù

nennt, so gewinnt dies Bekenntniß, welches die ersten drei Worte dieses Satzes auspricht, durch die Enttückungen dieser Schrift an Inhalt und Farbe.

Weder Apologien noch Anklagen, sondern die harmonischen Laute der verdientesten Liebe und Verehrung sind es dagegen, die uns aus zahllosen literarischen Totenepicuren für Alessandro Manzoni in seltenem Einklange entgegenrücken. Wir begnügen uns, nachdem die gehaltreiche Schrift des Mailänderischen Professors Antonio Bucciatti***) über Manzoni's Werke vor nicht langer Zeit hier von befreundeter Hand eine ausführliche Be-

*) Vincenzo Monti, ricerche storiche e letterarie di Achille Monti. Roma, tip. Barbiera, 428 p.

*) Rivelazioni storiche intorno ad Ugo Foscolo. Lettere e documenti tratti dal Regio Archivio di Stato in Milano, da Lodovico Corio. Milano, P. Carrara.

**) Ant. Bucciatti, Il Progresso morale, civile e letterario, quale si manifesta nelle opere di A. Manzoni. Milano, 1872 u. 1873, vol. I. II.

sprechung gefunden hat, gegenwärtig damit, aus der unglaublichen Menge von Gelegenheitschriften aller Art, die der Heimgang des zu Jahren aus an Ehren überreichen Säugers der Promessa Spasi in ganz Italien hervorgerufen hat, nur einige der bedeutendsten hervorzuheben. Professor Filippo Capri¹⁾ aus Reggio in Galabrien such in einer turgelassen kritischen Erörterung, welcher zwei Briefe und ein Gedicht Manzoni's angehört sind, nachzuweisen, daß die wahre Größe des gefeierten Dichters in seiner katholischen Rechtgläubigkeit bestehe. Wenn sich hieran eine Mahnung an Italien anschließt, diese Rechtgläubigkeit zu bewahren, so möge dahin gestellt bleiben, ob Manzoni, der von echter Religiosität befehle Verherrlicher des Katholizismus, nicht das Schicksal getheilt hat, das die Uebergriffe der Jesuitenpartei und ihr endliches Eingeständnis, das Unfehlbarkeitsdogma, so vielen eifrigen und hochbegabten Katholiken bereitet haben; es möge auf sich beruhen, ob nicht auch er, wie ein Döllinger und wie Montalembert, den Schmerz erfahren hat, das scheitern zu sehen, wofür er die beste Kraft seines Lebens eingesetzt hatte. Gleichfalls vom katholischen Standpunkt ausgehend, ist, wie schon aus dem Titel zu ersehen, das Buch des Bergamaster Rauenini Giovanni Majaj²⁾ über Alessandro Manzoni und die katholische Moral, worin die berühmte gleichnamige Schrift Manzoni's, eine seiner vorzüglichsten Prosaleistungen, in milder und verständlicher Weise erläutert wird. Mehr die literarisch-ästhetischen Gesichtspunkte sind es, die in der Rede, welche Professor Ferdinando Galanti³⁾ im Verein Marco Foscarini zu Venedig zur Gedächtnisfeier Manzoni's gehalten hat, sowie in der Schrift von Antonio Balbiani⁴⁾ hervortreten. Eine dankbare Aufgabe erwählt sich das kleine Buch von Enigi Parazzi⁵⁾ in dem es, nach Art der auch in Deutschland verbreiteten Lichtstrahlenliteratur, an dreihundert Sentenzen und literarische Urtheile aus den prosaischen Schriften Manzoni's zusammenstellt. Als Landemann und Mitarbeiter von Manzoni befindet sich Felice Venosta⁶⁾ in der Lage, aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben des Dichters neben vielem Bekannten auch manchen neuen und interessanten Zug zu berichten. Der Preis unter allen diesen Huldigungen gebührt jedoch der Rede, welche Giulio Carcano⁷⁾ der langjährige vertraute Freund und Dichtungsgehilfe Manzoni's, zu dessen Andenken vor der Lombardischen Akademie in Mailand gehalten hat. Der Verfasser der „Angiola Maria“, der als Romanziere anerkannt der Thronfolger des berühmten Greifse geworden ist, war vor allen Anderen berufen, dem allgemeinen Schmerz einen beredten Ausdruck zu geben. Nicht unerwähnt mag es endlich bleiben, daß Ruggiero Bonghi die neue Auflage seiner kritischen Literaturbriefe⁸⁾ mit ebenso anziehenden als ausführlichen Erinnerungen an die Zusammenkünfte mit Manzoni eröffnet, welche er vor zwanzig Jah-

ren während einer Willkürzeit am Lago maggiore im Kreise des lebenswürdigen, auch in Deutschland bekannten und verehrten Cheparato Marchese Arcanelli geniesse durfte. Bonghi betont die Kühnheit, Unabhängigkeit und Ursprünglichkeit der literarischen Urtheile, durch welche Manzoni in mannigfachen Beziehungen seinen jugendlichen Bewunderer in Erstaunen setze; er fügt mehrere Beispiele davon, die zu dem Wunsche berechtigen, daß Bonghi für das von ihm angekündigte Vorhaben, diese Gespräche herauszugeben, recht bald Nuth finden möge. Hier nur dies eine Wort:

Ich erinnere mich, sagt Bonghi, daß er mir eines Tages auf die Frage, welche Vorlesung der Poet für die nützlichste und nothwendigste halte, zur Antwort gab: „Nachzulesen“ (pensare) zu.

Dies, fügt der Verfasser hinzu, war auch das ganze Kriterium seiner Prosa.

Ueber der Fülle dieser dem Refektor der modernen italienischen Literatur gewidmeten Ehrenbezeugungen mag leicht der bedeckene Kranz übersehen werden, den Carlo Barbieri⁹⁾ am Ende des kürzlich verstorbenen Francesco Dall' Ongaro niedergelegt hat. In dem bewegten Leben dieses lebenswürdigen Dichters, der als Dichter nicht selten einen ergreifenden Ton warmer und herzlicher Empfindung anschlägt und der auch als Dramatiker und als Kunstkritiker¹⁰⁾ einen ehrenwerthen Ruf hinterlassen hat, spiegelt sich mit besonderer Schärfe der fleigende Einfluß ab, den die Politik auf die geistige und literarische Entwicklung Italiens während der letzten Menschenalter ausgeübt hat. Im Gebiete von Trient geboren und zum geistlichen Stande bestimmt, wandte sich Dall' Ongaro frühzeitig politischer und wissenschaftlichen Beschäftigungen zu. Das in den dreißiger Jahren von ihm herausgegebene Journal la Favilla gehört zu den Organen, vermittelst deren sich die vorbereitenden Schritte für die Wiedererrichtung Italiens vollzogen. Von der österreichischen Polizei wegen einer Rede auf dem Cobdenbankett in Trient ausgewiesen, nahm Dall' Ongaro, der sich inzwischen durch seine Dramen und durch literarische Gedichte Ruf erworben hatte, an der Bewegung von 1848 den lebhaftesten Antheil. Wir finden ihn in Venedig, wo er den Belagerten durch eine kleine Belagerungsgelung Fatti e parole Muth zuspricht, in Rom, wo er als Kommissar Garibaldi's sich an der Bildung einer Freischarenlegion betheiligte, in der Volkvertretung der römischen Republik sitzt und sich aufs Neue, diesmal von den Franzosen, belagern läßt. Dann kommen bei ihm, wie bei so vielen anderen Häuptern der zeitgenössischen Literatur Italiens, die langen Jahre des Exil, erst in der Schweiz, von wo er auf Anstiften Oesterreichs ausgewiesen wird, dann in Belgien und in Frankreich, bis ihm das Jahr 1859 die Stunde der Heimkehr brachte. In Toscana ließ ihn Baron Ricaforti Anfangs als Magliarianer verhaften, und wenn er auch die Freiheit bald wieder erlangte, so scheint er doch, an ein unruhiges Leben gewöhnt, nirgends recht festen Fuß gefast zu haben: obgleich nemlich Professor in Florenz, lebte er bald in Mailand, bald in Neapel, und hielt dort Vorlesungen vor künstlerischen und literarischen Kreisen. In letzterer Stadt ist er im Anfange des vorigen Jahres gestorben.

Ich entnehme einem Theil dieser Notizen einem Werke, das den Lesern des „Magazins“ durch die biographischen Mittheilungen

⁹⁾ Francesco Dall' Ongaro. Ricordi di Carlo Raffaele Barbieri. Venezia. Grimaldi, 1873.

¹⁰⁾ Die Scritti d'arte von Dall' Ongaro sind nach dessen Tode von der Verlagsanstalt von W. Boegli in Mailand herausgegeben worden.

¹⁾ Fil. Capri, Manzoni e la sua scuola, Reggio, stamp. Siclari.

²⁾ Giov. Finazzi, Al. Manzoni e la morale cattolica. Bergamo tip. Pagnoncelli.

³⁾ Al. Manzoni, discorso del prof. Ferd. Galanti. Venezia tip. Antonelli.

⁴⁾ Ant. Balbiani, A. Manzoni e i suoi scritti, Milano 1873.

⁵⁾ Luigi Parazzi, Pensieri e giudizi di A. Manzoni, Milano, Rechiedei.

⁶⁾ Fel. Venosta, Al. Manzoni, cenni sulla sua vita e le sue opere. Milano, Barbini.

⁷⁾ Giul. Carcano, vita di Al. Manzoni, Milano, Rechiedei.

⁸⁾ R. Bonghi, Perché in letteratura italiana non sia popolare in Italia. Terza edizione. Milano, Valentiner & Mues. Wir behalten uns vor, auf dies in seiner gegenwärtigen Gestalt mehrfach veränderte und vervollständigte bedeutsame Werk näher zurückzukommen.

lungen über den Romandichter *Umberto Carrara* und den vorklassischen Dichter *Arnaldo Giustini**) bereits einigermaßen bekannt sein wird, und das als eine reichhaltige Quelle der Information über die zeitgenössische italienische Literatur empfehlen zu werden verdient. Die *\"Ricordi biografici\"* des Professors *Angelo De Gubernatis***) sind sämtlich bereits in der bekanntlich von diesem vielseitigen und ungemein rührigen Gelehrten herausgegebenen *Rivista Europea* veröffentlicht worden; sie bezeichnen sich als Auszüge aus einer für die Jugend bestimmten *Storia contemporanea letteraria italiana* und sind akademische Vorträge, die von der bei den Romanen üblichen Rhetorik ein lebhaftes Geleise erhalten haben.

In diesen Momenten sind die Vorträge und zugleich die Mängel des Buches angekreidet; die anregende Frische des gesprochenen Wortes, das Pikanterie des Journalisten, die Ungezwungenheit des Redners, der sich an eine vertraute und ihm vertraute Zuhörer- und Schülerschaar wendet; andererseits aber merkwürdige Ungleichheit in Form und Inhalt der durch kein erkennbares System innerlich verbundenen einzelnen Aufsätze, flüchtige Behandlung des Stoffes, hartes Vorwiegen der Subjektivität. Unter den einigen vierzig Zeitgenossen, deren literarische Verdienste der statische Band vorführt, glänzen die bedeutendsten Größen der heutigen Schriftstellerwelt Italiens, neben den ersten Dichtern, wie billig auch die Ersten der literarischen Kritik und der Literaturgeschichte; wir finden aber auch manchen Namen, der lediglich dem Kreise der gelehrten Forschung angehört, manchen der seine Ausnahme, wie es scheint, der persönlichen Werthschätzung, vielleicht der persönlichen Dankbarkeit des Verfassers zuschreiben hat. Dankbarkeit ist jedoch eine viel zu schöne und zu seltene Tugend, als daß man ihr wegen ernstlich mit dem Verfasser rechten sollte; wünschen wir vielmehr, daß das in Italien weitverbreitete, übrigens auch durch den wohlthätigen Preis sich empfehlende Werk von *Angelo De Gubernatis* sich auch in Deutschland zahlreiche Freunde erwerben möge.

P. D. Fischer.

U n g a r n.

Etwas über Genie und Genies.

Von August Stegäth.***)

Je jünger wir sind, desto mächtiger wirkt die Einbildungskraft in uns. Ihre maßlosen Wollungen, ihre Erzeße kann unser Verstand so bald nicht jügeln, somit auch nicht regeln und beurteilen. Die Einbildungskraft liebt rasche, gleichsam stürmische Thätigkeit, findet überall und jederzeit Stoff dazu in Hülle; diesen bearbeitet sie mit begehrter Liebe, wiegt Denjenigen, der sich ihr ganz hingiebt, in einen besessenen Rausch, und sieht ihm solchen Entzügen über seine eigenen Leistungen ein, daß er geneigt ist, dieselben in ihm prophetisch wirkenden Gotteskraft beizumessen, deren irdischer Name *Genie* ist. Darf es uns also Wunder nehmen, wenn der ungereifte Dichter sich für ein großes Genie hält?

*) In den December-Nummern des vorigen Jahres.

**) Firenze, tip. editrice dell'Associazione, 1873. Preis 5 Lire.

***) Aus dessen in ungarischer Sprache herausgegebenen „Studien“ (Tanulmányok). Heft 1872.

Mögligh, daß Goethe's berühmter Ausspruch „Nur Ennpe sind bescheiden“ der Genie-Krankheit Vorwurf gethan und gleichsam Berechtigung gegeben; unläugbar aber ist, daß wie vor Goethe's Zeit mancher Dichterling sich für einen Dichter vom ersten Range gehalten, so auch nach Goethe (und vielleicht unbekannt mit jenem Ausspruche) ebenso Viele sich das Privilegium der Genialität anmaßen und künftighin anmaßen werden, wenn auch nur Wenige in den Irrthum des armen Bechel verfallen dürften, welcher „Opera Dei Wetzelli“ mit Goldschrift auf den Rücken seiner sämtlichen Werke drucken ließ. *)

Wieweit es nun für beanspruchte Genialität ein wesentliches und sofort erkennbares Merkmal?

Die Psychologen und Aesthetiker sagen, Genie habe Dingen, dessen Geist in einem gewissen Grade, z. B. der Dichtkunst, mit so schaffender Kraft thätig ist, daß seine Schöpfungen Epoche machen, d. h. der Nachwelt neue Bahnen öffnen. Natürlich ist also, daß ein genialer Mensch immer neue Ideen erzeugt und ältere dergleichen als unbefriedigend beiseite, natürlich auch, daß der Genial, sofern er Bestehendes angreift, einen revolutionären Charakter erhält; aber nicht minder natürlich, daß die Meisten, weil sie eben nicht selber Genies sind, das Genie mißverstehen, daher verkennen. Die Schöpfungen desselben erscheinen dem großen Haufen als Zerstörungen und kein Wunder also, wenn geniale Menschen verfolgt werden. Hieran beziehen sich die schönen Verse *Alexander Kijsalub's*, welche also beginnen:

Hohes Geistes, tiefe Herzen!

Welch' auch, weh' in dieser Welt!

Darum aber soll man wider die Verfolger nicht einen Stein erheben: sie können nicht anders; und vielleicht gewinnt der Fortschritt sogar an Sicherheit und dem nöthigen Gewichte, wenn die Idee ihre Stillsitzigkeit beständig erkämpfen muß. Unsere menschliche Natur entschuldigt die das Genie verkennende Mehrheit. Ein Verstand, der nur begreift, was einigermaßen innerhalb seines Reiches liegt, kann das jenfeit Liegende höchstens ahnen, nimmermehr verstehen. Da aber der Mensch in Beurtheilung des Menschen immer nur seinen eignen Verstand als Maßstab anzuwenden gezwungen, so können wir Andere nur soweit würdigen als unsere Flugkraft sie erreicht. Und hieraus folgt nicht allein, daß es viel leichter, in Anderen Fehler als Vollkommenheiten zu entdecken, sondern auch, daß wir unsere Mitmenschen überhaupt für weniger vollkommen als und selber oder höchstens für uns selbst ebenbürtig zu halten pflegen. Daher die gewöhnliche Selbsttäuschung, vermöge welcher wir uns in der Regel höher schätzen als nöthig; daher endlich, wie schon gesagt, daß je größer Einer ist, desto geringer unsere Befähigung, ihn zu würdigen, desto leichter also die Verkennung.

Aber gerade hier kommen wir an den Knoten der Sache. Denn unsere Dichterlinge die sich für Genies halten, ja ausgeben, und welche die Welt noch nicht als solche anerkennen will, können eben hierin einen starken Beweis ihrer Genialität suchen. Zwar berechtigt dieser Umstand keinesfalls zu dem Schlusse, daß Alles was die Welt bei Seite schiebt, Genie sei; aber die Möglichkeit ist doch nicht auszuschließen und so haben wir mit unserem Versuch der Befehung eines eingebildeten Poeten noch nichts gewonnen.

Wozu könnte man sagen, eine gewisse Verschämtheit oder naive Bescheidenheit pflege die größten Genien zu kennzeichnen.

*) Sollte diese Aufschrift wirklich „Werke des Gottes Bechel“ und nicht etwas Bescheidener „Werke des Gottes Bechel's“, d. h. die sein Gott ihm eingegeben, heißen?

Denken wir z. B. an Sokrates, der von allen Griechen das Meiste wissend, doch seiner Ueberzeugung gemäß nur wußte, daß er nichts wußte. Ferner könnte man sagen, der wahre Genius gelange nicht zur Begründung seines eignen Wesens und kümmerge sich auch nicht sehr um die Meinung der Welt in dieser Hinsicht; aber dies Alles sind noch nicht verläßliche Merkmale. Gibt es nun überhaupt solche?

Darauf müssen wir antworten, daß für das wahre Genie, welches nur die Zukunft vollkommen beglaubigt, keine vorhanden sind; um aber darzuthun, daß Dieser oder Jener nicht ein Genie, könnten wir zwei Merkmale anführen, die selten täuschen werden.

Gewöhnliche Geister pflegen zweierlei vorgefaßte Meinungen zu hegen: die erste ist, daß Genies kein Studium nöthig haben, sondern sich selbst genügen; die andere, daß Alles, was aus ihrer Feder fließt, vollkommen gut sei.

Welchem Genie gelang's es aber, für die Zukunft zu schaffen, wenn nicht auf der Basis der Vergangenheit? Die ganze Geschichte beweist, daß ausnahmslos jeder große Mensch, den wir als Genie ehren, durch emsiges Lernen zu seiner Laufbahn sich vorbereitet hat; und selbst den fertigen Meister pflegte anhaltender Fleiß und bewußte ruhige Thätigkeit zu kennzeichnen. Sonach dürfen alle diejenigen unserer Poeten, die, mit sich selber gewissenhaft Abrechnung haltend, zugeben müssen, daß sie nichts gelernt haben, auch davon überzeugt sein, daß ihnen die Gabe des Genies gebricht.

Das wahre Genie findet in seinen eignen Leistungen nie volle Befriedigung, während die Mittelmäßigkeit von Allem was sie hervorbringt, entzückt wird. Der geniale Künstler befreit sich, in ihm vorstrebendes Ideal in seinem Werke annähernd zu erreichen. Er steht über seinem Werke, aber unter seinem Ideale, und eben darum muß er auch die Mängel seiner Arbeit sehen, zuweilen solche Mängel, welche die große Mehrzahl der Beschauer gar nicht ahnt. Da er ferner in Vervollkommenung immer weiter schreitet, so muß er seine früheren Werke immer als die unbedeutenderen erkennen. Pascal arbeitete alle Werke aus seiner Feder acht bis zehn mal um, und fühlte sich demnach erachtet nie von ihnen befriedigt; jetzt bewundert man sie als Meisterstücke menschlichen Geistes. Molière fühlte nach eigenem Geständniß ein Mißbehagen, wenn er seine Komödien wieder las oder herausgab, und konnte nicht begreifen, warum das Publikum in so hohem Grade daran Vergnügen fand; wogegen sein jovialer Freund Chapelain von dem Jubel seiner eignen Werke ganz erfüllt war. Wer liest aber jetzt noch die Produkte Jean Chapelain's?

Die andere Mahnung an den Kandidaten der Genialität lautet also, daß er sich frage ob seine Schöpfungen ihn vollkommen befriedigen oder nicht? Ist ersteres der Fall, so lege er nur die Feder, den Pinsel oder Meißel ruhig nieder — sein Scheitern ist unzweifelhaft.

Betrachten wir die Sache ohne vorgefaßte Meinung, so müssen wir uns überzeugen, daß wir weder dafür können wenn wir Genies, noch wenn wir es nicht sind. Ist also der Mangel an Genie nicht unsere Schuld, so kann der Besitz desselben nicht unser Verdienst sein. War es aber einem ausgeklärten Menschen, war es einem Schriftsteller, dem besten Lehrer der Menschheit, gestattet, sich mit Etwas zu brüsten, das nicht sein Verdienst ist?

Amerika.

Die Mormonen.*)

In einer Zeit, in der sich die Forschung mit Vorliebe der Religionsgeschichte der alten Welt zuwendet, kann es nur willkommen sein, wenn auch die zeitgenössischen Sekten von kompetenten Jeddern einer eingehenden Behandlung unterzogen werden. Es fehlt nun zwar durchaus nicht an Nachrichten über die Religion der Mormonen, welche unter den Verirrungen des menschlichen Geistes eine so hervorragende Stelle einnimmt, aber der Werke sind wenig, die mit gleich vollständiger Kenntnis der einschlägigen Literatur eigene Anschauung von Land und Leuten und ein durch keinerlei Parteilichkeit getrübbtes, objektives Urtheil verbinden, wie wir es in dem neuesten Werke des Verfassers der *Palästina-Gelenke* und anderer Schriften über Nordamerika, Robert von Schlagintweit, antreffen.

Bald in Europa am meisten mit dem Begriff der Mormonen verknüpft zu werden pflegt, ist die Vorstellung der Vielweiber. Man denkt sich unter ihnen eine Art mohammedanischer Amerikaner und in der That hat ihre Sekte mit dem Islam einige äußerliche Aehnlichkeiten. Hier wie dort ein Religionsstifter, welcher die heiligen Bücher durch einen Engel direkt vom Himmel zugesandt erhält, und im Innern seines Harems fortwährend mit göttlichen Offenbarungen und Visionen begnadigt wird, eine Heerschaar vor spöttischen Widersachern und gefährlichen Feinden, die gleiche kriegerische Begeisterung in Vertheidigung des neuen Glaubens. Aber bei näherem Hinblick ergibt sich bald, daß der Vergleich sehr zu Gunsten des Islam ausfalle. Schon der Gottesbegriff Mohammeds ist ein ungleich erhabenerer und reiner. Die Mormonen scheinen den ihren mehr aus der Mythologie des klassischen Alterthums, als aus der Bibel geschöpft zu haben. Es bleibt nämlich nach ihrer Ansicht eine Menge von Göttern und Göttinnen, die unter sämtlichen Völkern vertheilt sind. Jede Welt wird von einem Gotte regiert, den die Bewohner derselben für den einzig wahren ansehen. Er ist durchaus kein rein geistiges Wesen, sondern eine materiell gegliederte Intelligenz. Aus dem Satz der Genesis: „Gott schuf den Menschen ihm zu Bilde“ ziehen die Mormonen den Schluß, daß das höchste Wesen nur ein vollkommenster körperlicher Mensch sei. Es für immateriell zu halten, ist nach ihnen Atheismus. Hat es doch, wie sie gleichfalls aus der Bibel lesen zu können glauben, menschliche Bedürfnisse und Leidenschaften. Lassen Sie es auch vermählt sein und mit einer Schaar von Kindern gesegnet, die alle dereinst Menschen zu werden bestimmt sind. Dem gerechten Mormonen ist es in Aussicht gestellt, im Jenseit selbst ein Gott zu werden und die Herrschaft über eine Welt übertragen zu erhalten. Der gegenwärtige Präsident der Sekte, Brigham Young, soll sogar stark mit dem Gedanken umgegangen sein, sich noch zur Zeit seines Erdenwandels die Attribute der Gottheit beizulegen.

Die die mohammedanische Gottesidee, so ist auch die mohammedanische Polygamie der mormonischen entschieden vorzuziehen. Hält sie doch an gewissen Verwandtschaftsgraden als Ehebindungen fest, von welchen unter den Mormonen mit ungewisser Leichtigkeit dispensirt wird. Es ist in Utah nichts Seltenes, daß ein Mann zwei oder drei Schwestern zu gleicher Zeit heirathet; man erzählt von einer Ehe, welche Mutter und Tochter mit dem-

*) Die Mormonen oder die Erilken vom jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart, von Robert von Schlagintweit. Köln und Leipzig, 1874. Gr. Fein. Mayer.

selben Raume eingingen und sogar die Abneigung gegen die eben zwischen Bruder und Schwester erklärte Brigham Heug für ein Vorurtheil, das weder in der Natur, noch in der Offenbarung begründet sei. Eine Eigensümmlichkeit der mormonischen Propaganda sind ferner die „Ewigkeiten.“ Es kann eine bereits für die Dauer dieses Lebens verheiratete Frau einem anderen Manne für die Ewigkeit angetraut werden. Und zwar kann sie sich diesen unter den schon Verstorbenen aussuchen, dessen Rechte dann ein Stellvertreter annimmt.

Die Vielweiberei war dem Mormonenthum in seinem Entstehen fremd. Erst die spätere, praktische Erwägung, wie sehr dadurch in doppelter Hinsicht die Zahl seiner Anhänger wachsen müßte, scheint zu ihrer Einführung bewogen zu haben. Die dogmatische Haltung dieses weltlichen Hintergedankens ist freilich eine durchaus melaphysische. „Zahllose Millionen von Geistern nämlich werden von den Söhnen erzeugt und erwarten sehnsüchtig das Moment, durch den sie in irdische Hüllen eintreten, um dadurch in das zweite höhere Stadium ihrer Existenz zu gelangen. Diesen Geistern solche irdische Hüllen zu verschaffen, ist die höchste Pflicht der Welber, ist ihre heiligste Pflicht, zu der natürlich der Mann ebenfalls nach besten Kräften beizutragen hat.“ „Ein Hageheuzengel oder ein in Erfüllung seiner Pflichten jahrlangjähriger Ehe-mann kann als Gott werden, sondern höchstens die Würde eines Hageheuzengels erreichen. Er sowohl, als auch ein Alljüngstengel werden ohne Lebensgefährten durch die Ewigkeit gehen.“ Die Mormonen sind begreiflicher Weise soweit von dem Bewußtsein der inferioren Stellung ihrer Sekte entfernt, daß sie sowohl öffentlich als defensiv in Verbreitung und Vertheidigung derselben ihr einziges Mittel und vor keiner Gefahr zurückzusehen. Die Stellung, die sie Nichtmormonen gegenüber einnehmen, ist wenigstens im Prinzip eine durchaus intolerante. Alle Andersgläubigen mit alleiniger Ausnahme der Juden sind ihnen „Feinden.“ Die einzige Seligkeit kann nur den Anhängern der Mormonenkirche, der einzig christlichen auf Erden, zu Theil werden. Bei diesem Glauben der Dinge wäre es allerdings dankenswerth, daß sie Alles aufwenden, um Propheten zu machen. Mormonenapostole be-
suchen bereits alle Theile der Welt. Jeder neue Anhänger wird wenigstens zur Auswanderung überredet und nach dem Salzsee geführt.

Sehr gefährlich war es bisher, gegen die Sekte zu wirken und besonders dieselbe als Mitglied einer unlesbamen Kritik zu unterziehen. Um alle dem Mormonenthum feindseligen Elemente auf irgend eine Weise zu beseitigen, bestand eine geheime Gesellschaft, „die große Barfischhaude“, „die Weibensbrüder“, „Daniten“, „Bänge, Rache, Zerstörungengel“ oder wie sie sich sonst nennen mochte. Sie schreite selbst vor einem gelagerten Mordmorde nicht zurück, dessen Bestrafung oder auch nur gerichtliche Unter-
suchung die Angst vor der Wacht der mormonischen Hierarchie im Territorium Utah bisher unmöglich gemacht hat. Noch heute schwärzt Dunkel über dem grünen Montain Meadow Masacre, in welchem die Mormonen 120 Emigranten erschlagen haben sollen, um für ihre Vertreibung aus Wisconsin und Illinois, und für einen an ihrem Apostel Parley verübten Mord Rache zu nehmen.

Dem Durchschnittswert der Sekte entspricht der Charakter ihres Gründers, Joseph Smith von Sharon (gehoren den 23. Dezember 1805), eines Schwindsüchtigen ersten Rangs. Seine Biographien kommen überein, ihm hervorragende Eigenschaften der Intelligenz zuzuschreiben, wie sich denn auch ohne solche die große und banale Wirkung, die er hervorgerufen, kaum erklären ließe. Die Weisheit seiner Beschäftigungen fast Schlagintweit auf

folgende drastische Weise zusammen: „Einer Vision folgend erbaute Smith einen großen Gasthof (in Nauvoo) und besetzte außer seinem hohen geistlichen Amte die, wenn auch nicht gerade sehr erhabene, so doch sehr gewinnbringende Würde eines Hoteliers; überdies wurde er zum Bürgermeister der Stadt erwählt und war General der im Jahre 1840 von ihm gegründeten Bürger-miliz, der „Nauvoo Legion.“ Als General hielt er Morgens mit seinem Stabe Inspektion oder Revue über das Militär, Nachmittags verkündete er mit dem Bunde Mormonen in der Hand das Wort Gottes, Abends legte er seinen Gästen die Speisekarte vor und erwies sich ihnen gegenüber als unterhaltender und liebenswürdiger Wirth.“

Etwas würdiger ist die Erscheinung des jetzigen Mormonen-oberhauptes, Brigham Heug, dessen persönliche Bekanntschaft Robert von Schlagintweit in der Salzherbst gemacht hat. Heug brauchte es zwar bloßer noch nicht, wie seine Vorgänger, zum Martyrium, aber auch er ist der Typus eines modernen Propheten. Die Sorge um das Seelenheil seiner Gemeinde verhindert ihn keineswegs, sie wie eine Art von Knechtgesellschaft zu betreiben und auszuheben, und die Millionen, die er sich auf diesem allerdings nicht mehr ganz unbetreuen Wege erworben hat, scheinen seine Heiligkeit in den Augen der Gläubigen eher zu erhöhen, als zu vermindern. Das Wenige, was wir bisher aus der Glaubenslehre der Mormonen mitgetheilt haben, dürfte hinreichend sein, und zu überzeugen, daß die Knechtgesellschaft der abstraktesten Begriffe, des rohesten Materialismus und des kindlichsten Uberglaubens, auf einem älteren Kulturboden und in einer reiferen Bildungsatmosphäre, als in Nordamerika vor 30 Jahren herrschte, unmöglich hätte Wurzel schlagen und gebeizen können. Auch die sozialen Einrichtungen, welche damit zusammenhängen, wären in einem festgegründeten und abgeschlossenen Staatswesen wohl kaum jemals über das Stadium der Chimären hinausgekommen. Indessen würde man sehr irren, wenn man annähme, die Amerikaner hätten besonders dem Anhang der Polygamie bisher mit philosophischem Gleichmuth zugegesehen. Nicht nur der Fanatismus der Massen ließ sich zu wiederholten Malen zu gewiß verwerflichen Akten der Grausamkeit gegen die Mormonen hinreißen, auch die Staatsgewalt kämpfte einen langjährigen, wenn schon vergeblichen Kampf gegen sie.

Des Ofteren schien es auf eine völlige Vernichtung der Sekte abgesehen. Schon im Jahre 1833 wurde sie von Independence verjagt; im Jahre 1838 mußten ihre Anhänger aus Ohio ver-laffen. „Grenelbaten, für die es unmöglich ist, einen Entschü-digungsgrund zu finden, wurden von der nichtmormonischen Be-völkerung Bestrafung während der letzten Monate des Jahres 1838 verübt. Hundertliche Kinder wurden ermordet, in Hörs Willkür eine Anzahl von 90 Mormonen, die man durch Freundschaftsverprechungen in einen Hinterhalt gelockt hatte, erschossen und kein von Seiten eines Mormonen erhobener Rechtspruch, mochte er noch so begründet sein, berücksichtigt. Die Mormonen waren geradezu für vogelfrei erklärt, wurden schonungslos von Haus und Hof vertrieben, die Andere, ohne im Geringsten eine Entschädigung zu leisten, sich aneigneten, und flohen von ihren undarmberigen Verfolgern unter unglücklichen Entbehrungen und Leiden, von dem Allmächtigen an Lebensmitteln und Kleibern ent-blißt, nach Illinois.“ Hier gründeten sie eine neue Stadt, Nauvoo mit Namen. Aber auch in Illinois war ihres Weibens nicht. Die Einführung der Weibchen erregte einen Volksaufstand. Der Mormonenprophet Joseph Smith mußte in seinem eigenen Schutze gefänglich eingezogen werden. Ein Volkshaufe erkürnte das Gefängnis und erschlug ihn (27. Juni 1844). Ein Jahr später

erhoben sich die Bewohner von neun Kreisen, um die verhasste Sekte zum Abzug zu veranlassen. „Am 10. September 1845 wurden die Häuser in Beltem, einer kleiner Mormonenniederlassung, verbrannt; eine aus etwa 150 Mann bestehende Bande zog sengend, plündernd und verwüstend, Kinder, Weiber und Männer von Haus und Hof vertreibend, in den mormonischen Distrikten umher.“

Diese fortgesetzten Verfolgungen ließen in den Mormonen den Plan reifen, auch Illinois zu verlassen und in Gegenden zu fliehen, die bisher von den Weißen fast unbewohnt waren. Eines Tages lag die Stadt Nauvoo öde und verlassen; die Mormonen hatten sich nach der großen amerikanischen Wüste am Salzsee angewandt. Nicht wirksamer als die Alte stittlicher Entrüstung und religiöser Intoleranz waren die Maßnahmen der gesetzgebenden Mächte und der obersten Staatsgewalt der Union. Man war von jeher eilig, daß sich die Vielweiberei weder mit den Grundsätzen Amerikas, noch eines geordneten, modernen Gemeinlebens überhaupt vertrage, und schon seit 1862 bedroht ein Bundesgesetz die Vielweiberei mit Strafe. Der wirklichen Durchführung desselben stand jedoch Mangel im Wege. Ein gewisses Schwanken in der Abgränzung von Religionsübung und Staatsgesetz, eine gewisse übertriebene Besorgnis, die Grundzüge der Verfassung: Religionsfreiheit zu verletzen und bedenkliche Präzedenzfälle zu schaffen; mehr als dies Alles aber die gegenwärtige Organisationsform der amerikanischen Schwurgerichte. Im Februar 1870 hatte M. Grant dem Kongress eine Bill vorgelegt, nach welcher die Vielweiberei in jedem einzelnen Falle mit 1000 Dollars Geldbusse und fünf Jahren Zuchthausstrafe bestraft werden sollte. Es war jedoch aus den oben erwähnten Gründen nicht möglich, derselben ihrer uneingeschränkten Zustimmung zwischen Senat und Repräsentantenhaus zu erzielen. Der Exekutive blieb daher nichts Anderes übrig, als die Bundesbeamten anzuweisen, auf Grund der bestehenden Strafgesetze einzuschreiten. Zahlreiche Mormonen wurden verhaftet, aber der Geholg der Strafen scheiterte an den mormonischen Geschworenen, die sich weigerten, das „Schuldig“ auszusprechen. Präsident Grant glaubte in seiner Verhoffung vom Dezember 1871 sein Vorgehen in dieser Sache rechtfertigen zu müssen. „In Utah“, sagte er, „ist noch immer ein Rest der Barbarei vorhanden, der mit der Zivilisation, Sitte und den Gesetzen des Landes im Widerspruch steht. Territorialbeamte haben sich jedoch gefunden, die Willens sind, ihre Pflicht mit Unparteilichkeit und zur Aufrechterhaltung der Majestät des Gesetzes zu erfüllen. Weder Vielweiberei, noch irgend eine andere mit den bestehenden Gesetzen unvereinbare Einrichtung wird in den Territorien der Vereinigten Staaten geduldet werden. Nicht mit der Religion der sogenannten Heiligen haben wir es zu thun, sondern mit ihren Gebräuchen. In der Gottesverehrung, wie ihr Gewissen sie ihnen verschreibt, werden sie beschäftigt werden; aber man wird ihnen nicht erlauben, unter dem Deckmantel der Religion die Gesetze zu übertreten.“

Noch ist es zweifelhaft, auf welchem Wege diese Angelegenheit zwischen der Bundesgewalt und dem Mormonenterritorium zum Austrag kommt. Militärischen Exekutionsmaßregeln stellt Schätzwärter einen sehr zweifelhaften Erfolg in Aussicht. „Käme es innerhald der nächsten Zeit zu einem wirklichen Mormonenkriege, so würde die bei der jetzigen amerikanischen Heeresorganisation verfügbare Trappenzahl bei weitem nicht ausreichen, sofort einen entscheidenden Schlag zu führen; söge sich der Krieg irgend in die Länge, — die Mormonen könnten ihn mit Leichtigkeit in den Gebirgen zu einem jahrelangen Guerillakrieg umgestalten, so würden den westlichen Gebieten und pazifischen Staaten

schwere Verluste drohen. Die zwischen 1857 und 1858 gegen die Mormonen abgeschickte, gänzlich verfehlte Bundesmilitärexpedition zeigt, daß überhaupt ein Krieg mit den Mormonen, die gegenwärtig ohne Schwierigkeit mehrere Tausende von kampffähigen Reuten aufstellen und überdies an den Indianern wertvolle Bundesgegenstände gewinnen können, keineswegs so einfach ist. Wenn es den amerikanischen Bundesstruppen schon schwer fiel, im Frühjahr 1873 mit den an der Grenze von Oregon und Kalifornien hausenden Modoc-Indianern fertig zu werden, die, obgleich schlecht bewaffnet und der modernen Kriegsführung unfähig, ihnen denselben nach mehreren bedeutenden Schlappen hielten: hätten sie etwa mehr Wahrscheinlichkeit eines reichen Erfolges in einem Kriege gegen die Mormonen, die, von fanatischer Durchläst, wohlgezügelt und gut geführt, mit Weizen und Munition im Ueberflusse versehen, jeder feindlichen Anstrengung von der Natur geschnittenen Lande des hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen können?“

Das, was die Mormonen in ihrem Widerstand gegen die Gesetze der Union bewiesen, ist, nach Bellettrins von Kalmien, daß sie überhaupt, daß sie das, was sie geworden hat, ausschließlich sich selbst zu verdanken haben. „Wir haben“, sagen sie in ihren Petitionen gegen die ihnen gefährlichen Gesetzes schläge, „die Gewalt am Salzsee der Wüste abgränzen, die Indianer unterwerfen, Wege gebaut, den Verkehr sichern und unterhalten, das Erziehungswesen gefördert, neue Städte gründen lassen und damit dem Reum der Nation einen heilen Glanz verliehen.“ In der That lag darin eine Art von Mithos, die sie erfüllen, und ihre Verdienste in dieser Hinsicht werden auch in Amerika anerkannt. „Es ist nicht zu erwarten“, schreibt die New Yorker Staatszeitung unter dem 12. April 1873 sehr richtig, „daß nächster, denkende Menschen sich gefunden hätten, die willig gewesen wären, ihre Arbeit an den unwirtlichen Böden dieser rauben Bergthäler zu verschwenden, so lange noch Tausende von Quadratkilen guten, fruchtbaren Landes innerhalb der Vereinigten Staaten vorhanden sind, von denen eine jugendliche Regierung jedem arbeitenden Bürger eine fruchtbare Heimat anbietet.“ Es ist ganz unerschwingbar, ob diese für die weiten Regionen des Salzseebeckens jemals der Zivilisation erschlossen werden wären, und höchst zweifelhaft, ob das große Werk der Pazifikbahn auch ohne sie hätte vollendet werden können.

Bei ihrer zivilisatorischen Aufgabe kam ihnen ein Vortheil zu Statten, das sich aus der hellen Gegenwart in das dunkle Durchdringen ihrer Glaubenslehren gretet hat. Die Grundlage ihrer religiösen Anschauung bildet nämlich keineswegs die Weltlichkeit; sie erkennen den hohen sittlichen Werth der Arbeit an und es wird streng darauf geachtet, daß jeder Mormonen aus seinen Tätigkeiten angemessene, nützliche Beschäftigung treibe. „Ein Träger oder Bauer kann kein Christ sein und nicht heilig werden“, heißt das mormonische Glaubensbekenntnis, und ihr Wappen ist ein Bienenkorb, über dem ein Adler seine Schwärme breitet. Was sie unter dieser Devise aus den wüsten Gegenden am Salzsee gemacht haben, wie viel sie einem unfruchtbaren Boden an landwirtschaftlichen Produkten und Mineralien abtrotzen, wie es die Stelle von Indianerhöhlen blühende Städte bauten, dies zu sehen wir aus dem an wertvollem statistischem Material reichen Werke Robert von Schlagintweit. Seine Darstellung gewinnt dabei manchmal fast die Ausdehnung eines Reisehandbuchs ohne jedoch das Interesse einer ethnographischen Studie zu verlieren. Die Gesamtzahl der Mormonen auf der ganzen Erde schätzt Schlagintweit höchstens auf 150,000 Seelen. Die Hälfte derselben hat ihren Wohnsitz in Utah.

Das Heroskop, das er der Sekte stellt, ist ein nimmächtiger Zerkerungsstreich in Folge innerer Spaltungen und die Ueberführung durch fremde Elemente, wie sie die Pnyssischen bereits ziemlich zahlreich in die bisher isolirten Distrikte am Salzsee zu führen begann. Dem Buch sind einige Abbildungen der berühmtesten Mormonen und hauptsächlichsten Gebäude der Salzseestadt beigegeben, welche den Lesern desselben willkommen sein werden.

Gottfried Böhm.

England.

Die Anfänge der Kultur.

II.

Taylor's großes Werk*) hält mehr, als sein Titel auch nur ahnen läßt. Ueberblickt man die große Fülle der Betrachtungen und Ergebnisse, die darin niedergelegt sind, so wird man auf den ersten Blick in dem bunten Meer der Einheit vermissen, den reichen Inhalt als ein loses, durch keinen gedanklichen Faden zusammengehaltenes Nebeneinander wertvoller Untersuchungen ansetzen und auf den Gedanken kommen, es liegen alle diese verschiedenen Gegenstände sich am Ende gar nicht unter Einen höheren Gesichtspunkt vereinigend und darin liege auch die Unmöglichkeit, das Ganze durch einen Alles umschließenden Rahmen zu begreifen. Und doch ist in dem scheinbar so wenig einheitlichen Werke eine Einheit vorhanden, läßt sich bei einiger Vertiefung in den Plan und Inhalt des Ganzen, wie sie ein so bedeutendes und reiches Buch von jedem ersten Leser zu fordern berechtigt ist, der Gesichtspunkt erkennen, von dem aus alle noch so weit auseinandergehenden Seiten dieses Werkes wie Strahlen erscheinen, die von einem gemeinsamen Lichterke im Auslaufen. Dieser Mittelpunkt ist die ethnographische Methode, die in alle Gebiete, auf denen im Laufe der Geschichte der Menschengeist sich gedehnt hat, ihre erhebenden Strahlen ausstrahlt. Seinem inneren Baue nach betrachtet, zerfällt das Werk Taylor's in zwei Hälften, von denen eine die mehr sinnlichen Äußerungen des menschlichen Geistes, die andere die mehr gedanklichen und abstrakten betrachtet und beleuchtet. Wir haben bei der Beschreibung der ersten Hälfte die Wahrnehmung machen können, von welcher hervorragend praktischer Bedeutung die Untersuchungen derselben sich erweisen und wie eine Reihe unverständlicher und durch diese Unverständlichkeit eben noch um so gefährlicherer Brände und abergläubischer Vorstellungen dadurch in so helles Licht gesetzt würden, daß jede Spur geheimnißvoller Aberglaubens und desjenigen wie weggewischt erscheint. Handlungen und Vorstellungen, die dem Menschen auf der Stufe der Wildheit durchaus verständlich und bedeutsam sind, gleichen am Anfang der Kultur wie Gespenster durch die Gesellschaft, weil die Seele aus ihnen entflohen, der eigenthümliche Geist, in dem sie ihren Grund haben, verschwunden ist und von dem einst lebensvollen Inhalt nur leere unverstandene und darum räthsel- und geheimnißvolle Formen übrig blieben. Unter der Verdrängung des Taylor's Meisterhand haben diese Gespenster Leben bekommen, eine überwachende Helle ist auf einmal über sie ausgegossen, vor der sie nicht Stand halten können und flüchten müssen in's Schattenreich. Nur dadurch, daß man seine Wurzeln bloßlegt, wird ein Aberg-

glaube ausgerottet und darum erscheint in diesem Theile der Untersuchungen die Wissenschaft in ihrer hohen, das Leben reinigenden Kraft und Bedeutung. Anders wird es in der zweiten Hälfte sein! Während die sinnensfülligen Äußerungen und Ausprägungen des Menschengeistes nur von beschränkter Dauer sind, nur so lange Bedeutung haben, als der Geist herrscht, in dem sie geschaffen wurden, behalten die Gedanken und Abstraktionen auf jeder Stufe in der Geschichte des menschlichen Geistes ihre Bedeutung und Verständlichkeit, es kann bei ihnen deshalb weniger von Ueberbleibseln die Rede sein, höchstens kann eine Entwicklung derselben nachgewiesen und die leitende Verbindung zwischen ihrer niedrigsten und höchsten Ausbildung aufgezeigt werden. Diese Hälfte der Untersuchungen muß daher begreiflicherweise theoretischer Natur sein, wodurch ihr Werth freilich keineswegs verkleinert wird. Denn in wissenschaftlichen Dingen handelt es sich lediglich um die Wahrheit, die durch sie zu Tage gefördert wird und in einem höheren Sinne sind alle Wahrheiten gleich wichtig und bedeutend. Ob daher die ermittelte Wahrheit harmlos, gleichgültig, d. h. vorläufig für das Leben bedeutungslos oder folgenreich, schwerwiegend, in ihrem Einflusse auf das Leben unberechenbar, das ist eine Frage, die die wissenschaftliche Forschung sich nicht zu stellen erlaubt. Es stellt sich aber freilich meist hinterher heraus, daß auch zwischen den scheinbar gleichgültigen Wahrheiten der Wissenschaft und dem vollkommenden Leben der menschlichen Gesellschaft ein Zusammenhang besteht, der langsam und unbemerkt, aber anhaltend und erfolgreich fortwirkt. In solchem Lichte betrachtet, erscheint oft die anspruchsvollste, scheinbar ganz unpraktische Wissenschaft als praktisch im besten Sinne.

Das erste der abstrakten Gebiete, die Taylor mit der Fabel der ethnographischen Methode beleuchtet, ist das der Mythologie, der Sagengegeschichte im weitesten Sinne. Auf den ersten Blick möchte man es eher für möglich halten, in die bunten Bewegungen des vom Winde geschüttelten Volkenschiefers ein Geheiß zu bringen, als die wunderlichen, tausendgestaltigen Gebilde der sagenhaften Einbildungskraft nach festen, leitenden Grundsätzen zu erklären. Und dennoch wagt es die Wissenschaft das scheinbar Unerforschliche nach den Gesetzen seiner Entstehung zu fragen und gelangt in ihrem mit Besonnenheit und Umsicht angestellten Verhöre meist zu befriedigenden Antworten. Die Methoden, die man früher bei der Behandlung der Sagen anwandte, hat unsere Zeit verworfen, da sie mit einer die Erscheinungen durchaus nicht umfassenden Einseitigkeit an ihre Erklärung herangehen wollten. Entweder erlitt man in den Sagen nur Allegorien, wobei es freilich dem Belieben und dem Geschmack jedes Auslegers freistehen müßte, aus der Sage das gerade ihm Zugrunde herauszulesen, oder man betrachtete jede Sage als Aberglaub, der sich um irgend einen geschichtlichen Kern herumgelagert hätte, was dann freilich nicht immer glücken wollte, da ein solcher Kern häufig sich schlechterdings nicht herausfinden ließ. In beiden Methoden liegt ein Theil von Wahrheit, nur lag der Fehler darin, daß der Theil eben für die ganze Wahrheit gehalten und so als Mittel betrachtet wurde, allen Sagen auf den Grund zu kommen. Erst in unserem Jahrhundert hat die eigentliche Wissenschaft der Mythologie angefangen und zu den glänzendsten Arbeiten auf diesem Gebiete gestellt sich nun auch die Taylor's. Sein Verdienst ist es vorzüglich, für die Gesetze, die seine Vorgänger durch eine Reihe größtentheils Vermuthungen aufgestellt, gleichsam die Probe an der Wirklichkeit vorgenommen, die Befähigung aus dem Leben beigebracht zu haben. Es gehört in keine geringe Kraft des Abstraktionsvermögens dazu, sich heute in den geistigen Zustand der sagenhaften Wölker zurückzuversetzen und völlig hinein-

*) Vergl. Nr. 9.

gudenken und oft wird es ja dem Phantasiegeiste der Modernen anmüßig zu glauben, es hätten einmal Menschen das für die aberwitzlichste Wirklichkeit gehalten, was wir trotz des Aufgebotes unsrer höchsten Anstrengung nur als Bild, als dichterische Vorstellung zu begreifen vermögen. So hat eigentlich den Untersuchungen über mythologische Gegenstände der rechte Boden gefehlt, die Vorstellung nemlich von dem Geisteszustand der Menschen, die Sage und Mythologie geschaffen haben. In den wilden Völkerskämmen ist uns jener Zustand noch erhalten, und diesen der Wissenschaft erschlossen zu haben, ist mit einer der schönsten Verdienste unseres Vuhes. Unter jenen Mächten, die vornehmlich am Wechselefluß der Mythologie gearbeitet haben und heute noch bei den Wilden in der lebhaftesten Thätigkeit antzutreffen sind, ist der Glaube an das Weltsein der ganzen Natur die oberste. Das Leben, das er an sich selber wahrnimmt, trägt der Mensch auf einer frühen Stufe der Kultur in seine gesamte, dem Auge erreichbare Umgebung hinein, und was heute kaum der künftigen Einbildungskraft unserer Dichter glücken möchte, die Welt in allen ihren Theilen sich besetzt zu denken, ist dem Wilden natürliche Denkungsart. Jener Zustand der Kinder, unter deren Händen die leblosen Dinge mit frischem Leben sich erfüllen, in den der entwickelte Mensch selbst manchmal noch verfällt, wenn er nach dem toten Gegenstande schlägt, an dem er sich veriebt hat (S. 282), war einstmal der Zustand der ganzen Menschheit und ist es bei einem großen Theile derselben heute noch. Aus jenem Zustande schreibt sich die unermeßliche Zahl der Sagen her, die eigentlich nur Schilderungen natürlicher Vorgänge, Befruchtung eintrudelter Naturgesenen enthalten, vertragen in der Sprache und Anschauung des Menschen auf der frühesten Stufe seiner Entwicklung. In der Wasser- oder Sandheise, in der unsere Phantasie ein lebhaftes Lagerküm sich vorzustellen vermag, erblicken wir entwirrte Völkerskämme Dämonen, Trachen, Schlangengeheuer, an deren Wirklichkeit sie keinen Augenblick zweifeln. Ein Beispiel von der Fähigkeit, mit welcher solche Schöpfungen von oft krankhafter Phantasie selbst in angeklärten Zeiten festgehalten werden können, zeigt der über die ganze Erde verbreitete, in Europa durchaus noch nicht ausgestorbene Glaube an den Mährwölven oder der Verwandlung von Menschen in gefährliche Raubthiere, ein Glaube, der offenbar nur in der für uns nunmehr unsichtbaren Kraft der Phantasie, in einem kranken, mit gewissen thierischen Trieben behafteten Menschen das wilde Thier selber zu erblicken, seine Wurzel hat. „Vom Anfang bis zu Ende sind die Prozesse der Phantasie in Thätigkeit gewesen; aber wo der Wilde Phantasmen sehen konnte, hat der zivilisierte Mensch sich an Phantasmen zu ergötzen gelernt.“ (S. 310.) Besonders durch Max Müller sind die Ergebnisse der mythologischen Wissenschaft, die den größten Theil der arischen Mythendwelt auf Naturmythen gründet, in Deutschland bekannt geworden, Taylor's Untersuchungen werden die Ungläubigkeit, mit der man jenen Ergebnissen zu begegnen gewohnt ist, bannen helfen. Wir ständen und dagegen, in den düstigen Sagen von Orpheus, der zum Hades und Dörfen, der zu den elysäischen Gefilden hinabgeschlagen, nur die Person der Sonne zu finden, die allmächtig zur Schattenwelt hinuntertaucht. Das Strahlen wird sich aber mindern, wenn wir die Phantasie aller wilden und wenig zivilisierten Völker mit der Ausdeutung der Verflästerungen beschäftigt sehen, die dann meist als Verschlingungen und Wiederentlassungen der leuchtenden Himmelskörper angelegt werden. Wer wird im Grimm'schen Märchen vom Wolf und den sieben kleinen Geiseln die Nacht erkennen wollen, die die sieben Tage der Woche frist? Und doch müssen wir sie darin finden, wenn, nach der Erklärung

der Uhren sicherlich, die Wendung in dem Märchen auftritt, daß der Wolf das jüngste von den sieben Geiseln nicht habe finden können, weil es sich im Urflaß verstreut halte, oder wie wir heute sagen würden, weil der letzte Tag der Woche eben noch nicht von der Nacht verschlungen ist. (S. 336.) Daß die bedeutendsten und bestiger auftretenden Vorgänge im Naturleben, wie die Veränderungen am Sternenhimmel, Donner und Blitz, der Sturmwind und das Erbeben in Schilderungen von menschlichen und lebendigen Ereignissen umgekehrt werden müßten, begreift man von selbst, wenn man schon die gewöhnlichen Vorurtheile des kömischen Lebens in Naturmythen menschlich gedeutet findet. „Der Geisteszustand, dem solche phantastische Fiktionen angehören, findet sich in voller Blüthe bei den Wilden, seine Ausbildung und Vererbung erstreckt sich bis in die höhere Kultur barbarischer und halbzivilisierter Rationen hinein und in der zivilisierten Welt endlich werden seine Effekte allmählich immer mehr und mehr als wirklichen Glauben zu phantastischer künstlicher und sogar affektirter Poesie.“ (S. 361.)

Wenn dieses Gebiet der Sage von der Phantasie beherstet ist, so lassen die übrigen sich gewissermaßen als das Gebiet der Vernunft bezeichnen. Es sind dies all diejenigen Sagen, die durch einen Vernunftschluß zur Erklärung irgend einer natürlichen Thatsache, mag diese nun eine Naturerscheinung, eine Sitte oder ein Wort sein, aufgestellt wurden, die sogenannten erplanatorischen Mythen. Die Mißbegierde war auch schon auf den frühesten Stufen der Zivilisation im Menschen rege, und wenn er auch damals freilich leichter durch eine Antwort auf seine Fragen sich befriedigen konnte, so ist doch das Fragen wenigstens nach dem Warum und Wie so aller Erscheinungen von sehr altem Datum. An alles Ungewöhnliche, Ausfällige, Räthselhafte knüpfte der schnellfertige Verstand seine beantworteten Sagen und Einsätze. Die Ausfindung riesiger, fester Knochen gab zu den seltsamsten Erklärungen Anlaß, die im Laufe der Vererbung zu Geschichten wurden. Die Ähnlichkeit zwischen dem Menschen und dem Affen hat schon den frühesten Menschen, wie auch den Wilden heute noch Stoff zum Nachdenken gegeben und das Heer verdammnisvoller Darwinisten zählt nach ganzen Völkern. Ein Zusammenhang zwischen Affe und Mensch wurde allgemein angenommen, nur ging man darin auseinander, daß einige Stämme den Menschen als Entwicklung des Affen, andere den Affen als Entartung des Menschen betrachteten. Eine ganze Reihe steht in die Mythologie verwiesener, vor nicht langer Zeit aber noch in der Anthropologie behaupteter Menschengattungen verdankt einer anderen Raune der mythenbildenden Vernunft ihr Dasein. Der Haß zwischen feindlichen Stämmen, zwischen Einwohnern und Urdwohnern hat zur Erfindung menschlicher Ungeheuerlichkeiten geführt, die anfangs als gegenseitige Befruchtungen mochten gegolten haben, späterhin aber als wirkliche Thatsachen geglaubt wurden. Uebertriebene Bezeichnungen und Nebenarten, die ein Reisbericht in der Schilderung fremder Völker gebraucht, können durch Mißverständnisse zu Sagen über die sonderbare Gestalt gewisser Stämme Anlaß werden, ebenso wie Schimpfwörter, mit denen Völker gegenseitig sich zu belegen pflegten, zur Zeit, wo sie ihre Begründung und Durchsichtigkeit zu verlieren anfangen, zu den abenteuerlichsten Mythen führen können. Besonders haben die Namen von Ort- und Völkern stets den Scharfsm der Menschen zur Erfindung von Erklärungen und Begründungen herausgefordert, die zusammen das Reich der eponymischen Sagen ausmachen. Wie überhaupt die Gebilde der Vernunft dürrer, armeliger, weniger duffig und blühend als die der Phantasie erscheinen, so geht es auch

bei den Sagen, die diese beiden Kräfte hervorgerufen haben. Diese beiden Kräfte haben so wenig Verstandnis für einander, daß die Vernunft selbst Bilder der Phantasie zu Sagen verwendet hat. Die Abstraktionen der Phantasie, alle ihre Bilder und Metaphern sind für den nüchternen Verstand so wenig faßbar, daß er sie zu Thatfachen, zu materiellen Ereignissen umwandelt. So hören die Medusen die Steine Alah preisen und im Mittelalter erzählt man von Bergen, die durch Glühkugeln heizt werden, weil ja der Glaube Berge versetzen könnte. In dieses Gebiet „der hölzernen Fiktionen“ gehört auch mehr oder weniger die Thierfabel, da sie Allegorien, abstrakte Moral in leibhaftige Geschichte umsetzen möchte. Wenn freilich bei dieser Art der Sagenforschung die Hoffnung, in der Mythenvwelt manchen Goldfaden geschichtlicher Wahrheit zu finden, aufgegeben werden muß, so reichert doch noch die Betrachtung der Sagen unsere Kenntnis der Geschichte, nur gewinnen wir das, was an äußeren Nachrichten und Aufschlüssen uns dabei verlieren geht, an Einsicht in die Entwicklung des menschlichen Geistes selber. Die Sage ist die Geschichte ihrer Verfasser, nicht die ihres Gegenstandes.“ (S. 410.)

In der Welt der Sage tritt und vornehmlich phantasievolle Auffassung, Darstellung, Nachbildung der Wirklichkeit entgegen. Es ist das Thatfächliche, das Sinnenfällige, das Aeußere aller Naturvorgänge, das die Sage nachbildet oder zu erklären sucht. Aber der Menschengeist ist niemals an der Oberfläche der Dinge haften geblieben, sondern stets in ihr Inneres zu dringen bemüht gewesen. Die Betrachtung des eigenen Geistes, die Frage nach dem eigentlichen Treibenden und Bewegenden in allen Vorgängen des Menschen- und des Naturlebens, nach dem Daseienden in allem Beschaffen und Vergehen haben ja allen Zeiten im Menschen Bestehen, Vorstellungen, Ahnungen gewacht, in denen allen ein Kosmisches oder wenigstens nicht Sinnenfälliges, ein Höheres eine Rolle spielt. Die Gesamtheit dieser Gedanken, Vorstellungen und Ahnungen ist ein Gegenstand der ethnographischen Forschung, die durch sorgfältige Prüfung der ästhetischen wie der niedrigsten Zeugnisse menschlicher Geistesthätigkeit eine Antwort auf die Frage wird geben können, wie der Mensch vom Anfang an zu den Rhythmen des Daseins sich verhalten habe, eine Frage, die von vornherein um so weniger entschieden werden kann, als wir nur zu leicht geneigt sind, unsere geistige Entwicklung für den Ursprung des Menschengeistes selbst zu nehmen und in diesem bereits voraussetzen, was in jener die Frucht der Geschichte ausmacht. Der Verantwortung dieser Frage nach ethnographischer Methode hat Zeller den größten Theil seines Werkes gewidmet, indem er unter dem Namen des Animismus alle den Geist und das Geistige betreffenden Punkte behandelt. Der Name Animismus war zur Begründung der Lehre von dem geistigen Wesen geeigneter als der gleichfalls verwendbare Ausdruck: Spiritualismus oder Spiritismus, weil dieser zur Begründung einer modernen Sekte geworden ist. Die Geschichte des Animismus ist aber zugleich Geschichte der natürlichen Philosophie und Religion, da die Annahme von Geist und geistigen Wesen im Denken die Philosophie, die Ausprägung derselben aber im Leben die Religion begründet. Die Thatfache, daß der Mensch die geistigen Wesen nach seiner Vorstellung von der eigenen Seele gestaltet und entwickelt hat und das Leben, das er in sich selber findet, in das ganze All hineinträgt, die Natur besetzt und so im höheren Sinne das Maß aller Dinge wird, lehrt die Wichtigkeit und Bedeutung begreifen, die die niedere Psychologie im System Zellers hat.

Kleine literarische Revue.

— Drei Erzbischöfe vor 1000 Jahren (Clandius von Turin, Agobard von Lyon, Glukmar von Rheims?). Diese kleine Schrift verdient über ideologische Kreise hinaus Beachtung, indem sie an dem Beispiel von drei ehrwürdigen Kirchenfürsten des 8. und 9. Jahrhunderts den Nachweis führt, wie weit sich die Führer der römischen Kirche in unseren Tagen von den wahren Aufgaben der Zeit und ihres Amtes verirrt haben. Gefügt auf umfassendes Studium der Quellen gibt der Verfasser zugleich ein anschauliches Lebensbild jener Erzbischöfe und eine gutgezeichnete Parallele ihres redlichen Strebens in Kirche und Staat mit der Stellung der deutschen Bischöfe unserer Zeit. Die Schrift ist eine Lektüreschrift und will es sein; und gerade darin liegt ihre Empfehlung auch für das größere Publikum. Die Schwächen der drei kirchlichen Würdenträger jener verwirrten Zeit der Karolinger werden durchaus nicht verdeckt oder beschönigt; aber immerhin erscheinen sie als Charaktere, Männer von starkem Willen und geradem Sinne, von erstreblichem Eifer für Recht und Wahrheit, Vaterland und Freiheit und zugleich von aufrichtigem Streben der Kirche zu dienen und ihr heilsame Zustände zu verschaffen. Es ist interessant zu sehen, wie vor 1000 Jahren jene Männer in den Kollisionen der staatlichen und geistlichen Gewalt, ihre Aufgabe, nationale Würde und Selbständigkeit mit ihrer kirchlichen Stellung zu vereinigen, gelöst haben und außerdem für wichtige sittliche Fragen ihrer Zeit maßgebend gewesen sind. Jener Zeit war die Idee von einem vaterlandslosen Klerus, welcher losgerissen von den Interessen des Landes theilnahmslos dem Glücke und Wehe desselben zuschauen kann und nur insoweit ein Interesse daran hat, als es sich ihm in Verbindung stellt, noch durchaus fremd und fies, wo sie anfang, geltend gemacht zu werden, auf lebhaften Widerstand (S. 24). Die Größe und die Wohlthat des Reiches, seine Unabhängigkeit nach außen und sein Friede nach innen war es, was ihnen am Herzen lag und ihr Handeln bestimmte (S. 25). Die Idee einer in romanischem Geiste zentralisierten Kirche, welche das Individuelle, die Seele einer Nation zu Gunsten einer absoluten Lehrentität aufhebt, nach dem Grundsatz des Oberhauptes „legibus sicut mori“, war damals wenigstens den Gliedern der Kirche fremd; die Bischöfe gaben sich nicht mit Verzichtleistung auf ihre Reichthumsmittelbarkeit zu gehorhamen Prälaten der Kurie her.

Die Schrift stellt in vier Abchnitten das Leben der drei Kirchenfürsten, ihr politisches Verhalten, ihre Kirchenpolitik und ihre sittliche und reformatorische Bedeutung dar. Besonders beachtenswerth sind die Rückblicke zu den einzelnen Abchnitten, namentlich der Schluß des Buches, wo der Verf., ohne alle Schärfe und Härte, das Resultat der Lehre und Moral der römischen Kirche, wie sie sich seit 1000 Jahren entwickelt hat, vorführt.

— Bibliotheca ichthyologica et piscatoria.**) Wer die Schwierigkeiten kennt, welche dem Forscher auf einem so riesigen

*) Ein Spiegelbild für ihre Epigonen in unsern Tagen, von H. Th. Joerker. Gütersloh, Verlagsmann. 128 S. 8.

**) Catalogus van Boeken en Geschriften over de natuurlijke Geschiedenis van de Visschen en Walvisschen, de kunstmatige visscheit, de visserijen, de wetgeving op de visserijen, enz. Bewerkt door D. Mulder Bosgoed, Bibliothecaris van het Rotterdamsch Lescabinet. Haarlem, 1874. De Erven Loosjes.

Gebiete die Unkenntniß der Literatur oft verursacht, und wer die Zeitvergeudung kennen gelernt hat, welche mit dem Auffuchen aller erschienenen Werke verbunden ist, der kann die Bedeutung würdigen, welche das vorliegende Werk für die Sachkologen hat. Mit gleichem Fleiß hat der Verfasser die Schriften gesammelt, welche aus diesem Gebiete erschienen sind, sich nicht auf die Bücher allein beschränkend, sondern auch alle einzelnen Aufsätze und Abhandlungen berücksichtigend, selbst solche, welche nicht in eigentlichen Fachblättern erschienen sind. Eine überschüssliche Anekdote, sowie vortheilhafte Namen- und Sachregister erleichtern es, mit Schnelligkeit sich Kenntniß der über jeden Gegenstand erschienenen Arbeiten zu verschaffen, und dürfte es wohl als ein Beweis für die Brauchbarkeit des Buches anzusehen sein, daß der Verfasser für die erste Abtheilung desselben, welche er auf die im Frühjahr 1873 in Berlin veranstaltete Fischerei-Ausstellung geschickt hatte, vom „Deutschen Fischerei-Verein“ als Anerkennung die silberne Medaille erhalten hat.

— **New-Yorker Leben.** Kulturhistorische Bilder nennt ein Herr Joseph Pachmayer eine Reihe von Skizzen*), in denen er versucht, Leben und Treiben der Stadt New-York mit besonderem Interesse auf die Einwanderung und das deutsche Element zu schildern. Mit ist die Tendenz der jedenfalls recht fleißigen Arbeit etwas unklar vorgekommen; halb ist es eine Art von Tagebuch, und dieser Theil ist doch sehr trocken geschrieben, in manchen Partien kaum im Fremdenführerstil; halb ist es eine Notizenammlung über die amerikanischen, besonders deutsch-amerikanischen Zustände der Stadt selbst und der ganzen Vereinigten Staaten, und diese Sammlung ist wieder nicht gefichtet genug, kritisch abgedruckt! Es ist schade, daß sich bei der offenbar guten Absicht des Verfassers, seinen auswandernden Landsleuten rathend und belehrend zu nützen, die Arbeit nur als ein Versuch bezeichnen läßt. Für die Darstellungsart eine Probe von vielen: „Die Ferryhalle zu New-York mündet in die Battery-street. In dieser Straße ist sehr viel Verkehr, theils wegen der vielen Großhändler mit Lebensmitteln und Spezereien, theils wegen der Nähe des Zollhauses, auch wegen der vielen an den Piers (Landungsstellen) liegenden Dampfer und wegen der Gähre.“ Das Buch will mir, in seiner vom Lesen abhindernden Schematisirung und Satzfüge, wie etwa das gedruckte Kollegienheft eines Professors erscheinen, dessen zu ganz anderen Zwecken bestimmte Arbeit schlummer Freunde veröffentlicht hat. Zwischen den trockenen Zahlen der Statistik und den abgedruckten Artikeln New-Yorker Blätter wirken einzelne Anekdoten, die Herr Pachmayer erzählt, — um bei dem Vergleich zu bleiben, — dann genau so wie die des Professors, der in seinem Kollegienheft bei irgend einer Stelle bemerkt: „Hier rührte ich einen Biß zu machen.“ Hier eine dieser Geschichten, von dem Verfasser als Beweis der Kindlichkeit erzählt, „da die Indianer stets den Weißen gegenüber bei feierlichen Beziehungen an den Tag legen: eine solche naive Reihheit kam einmal zu einem Rechtsanwalt in St. Louis, um Gold bei ihm zu hinterlegen und forderte Empfangsbekräftigung. Nachdem dieser ihm überreicht war, sah er sich im Zimmer um und entdeckte im Balken der Decke eine Spalte; das war's, was er suchte. Er besitzte einen Stuhl, steckte sofort seinen Empfangsschein in diese Spalte und entfernte sich vollkommen zufriedengestellt! Doch, abgesehen von den offenbaren Schwächen des Buches, wird es dem Kulturhistoriker Material sein können,

dem Auswanderer aber jedenfalls Interessantes mittheilen, besonders in den Abschnitten: Zum Schutze der Einwanderung; über die Zukunft des deutschen Elements und über die Erhaltung der deutschen Sprache! Ihnen sei also das Buch empfohlen. H.

— **Adam Smith in der Kulturgeschichte.** Dr. R. Oden, Dozent der Staatswirtschaft an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, schildert uns in einem Vortrage den großen Nationalökonom in seiner wahren Bedeutung, — die oft zum Nachtheil seiner Vorgänger, besonders der Vertreter des physikalischen Systems, von der Manchester Schule übertrieben wird, — in scharfen, geistvollen Worten als den „Mann seiner Zeit“, jenes dieser Werte wohlverstandenen! Nach Flarer, reformirender Verlegung des Colbertismus und Physiokratismus führt uns der Vortragende in das Verständniß der philosophischen Anschauungen jener Zeit ein, die von den beiden Richtungen, der idealistisch-irrationalistischen und der empirisch-materialistischen, ausgebildet wurden. Auf dem Deengang der letzteren baut sich Smiths System auf. Es sind jetzt fast 100 Jahre her, seitdem der Vater der Nationalökonomie 1776 jenes zündende Werk veröffentlichte: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. Sein Ruhm ist anerkannt, sein System aber verdrängt; ein Anhänger Vihö und Garepe ist wohl berechtigt, zu schließen: Smiths angebliche Harmonie der Interessen bei sich selbst überlassenem Verkehr bestehe nicht. Auch schlechte Triebkräfte ruhen in der menschlichen Natur, welche, ungezügelt losgelassen, leicht zum Herrn der Lage aufsteigen und mit ihrem unvermeidlichen Haß die besseren Elemente in die Katastrophe mit hineinziehen. Die Zerrüttung des allgemeinen wirtschaftlichen Lebens ist die unmittelbare Folge, der Rest fällt dann dem Staatsanwalt anheim! — Wir haben in gegenwärtigen Tagen diesen Zustand schauernd miterlebt! Wir konnten erfahren, wohin man kommt mit dem ungeheberten hässer haire! Es dürfte an der Zeit sein, sich nach einem anderen Prinzipie umzusehen!“

— **Geschichte im Gedächtnis von A. Löwenstein.** Ein nicht unwürdiger poetischer Rivale der Kladderadatschkalender, aber so selten wohl heute der Kladderadatschkalender von anno 68 oder 69 allein um seiner Gedichte willen aufgeschlagen wird, so wenig dürfen diese 341 Seiten voll Gelegenheitsgedichte, geschrieben in den Jahren 1866—1870, vielleicht einer recht politischen regen Zeit, die aber doch vor den Ereignissen der letzten Jahre weit zurückliegt, gerade heute treue Leser finden. Eins oder das andere dieser liest man — wenn auch ein „Gewaltthäter!“ — und in den hübschen Versen geschriebenen überwiegend dorbühnereitenden Zeitgedichte ist wohl werth, der Vergessenheit entziehen zu sein, alle sicher nicht; diese erstmalige poetische Produktivität, gerade auf Sachen der Politik angewandt, giebt Vieles haben von dergleichen Sammlungen Lesestoff und hat übrigens vielleicht ein gewisses kulturgeschichtliches Interesse. —

*) Wien 1874. Faesy & Frick.

Sprechsaal.

Wenn auch das Meiste, was wir von dem religiösen Leben jenseits des Jenseits erfahren, und entweder durch seinen tiefen Dogmatismus oder durch die Willkür eines Aberglaubens abhört, der, wenn er sich zum Beispiel wie der Spiritismus zu einer Nacht emporgeschwungen hat, den Planke oft in einem bewiesenen Grade geistiger Verwandtschaft zu jedem rothhäutigen Vorfahren auf amerikanischen Boden erscheinen läßt, so hält es dennoch auch dort nicht an Stimmen, welche eine neue Zeit verkündigen. Interessanter wird eine solche „Stimme des Freigeistes in der Wüste“, wenn sie, wie dies kürzlich in Boston der Fall war, von den streng puritanischen Staaten New-Englands ausgeht. So finden wir in einem jüngst erschienenen Werke von E. A. Bartol*) Stellen, die in mancher Beziehung dem viel besprochenen Werke von David Strauss verwandt sind. „Unsere Eigenschaften“, sagt er, „oder was wir sind, sind wichtiger, als was wir über Gott oder Christus denken. Man kann sie völlig leugnen und doch ihnen lieber sein als ein fester Glaubiger, wenn man in der Liebe thätig ist, ohne die der Glaube nachteilig wird.“ „Es ist prinzipieller, nicht allein thätigsten Theismus, das göttliche Wesen unserer Sinnen und Gedanken höher zu denken.“ „Meine eigene Inspiration liegt mir näher als die von Hies oder Johannes. Man hat ja in Pompeji interessante Lampen ausgegraben, die einst ihr Licht über Festräume ausgegossen, welche sich nun plötzlich in Grabkammern verwandelt haben. Zweifelsohne, aber die Flamme erlosch und das Licht verblas. So dienen sie nur noch meinem Kamin zur Hierde, und ich fülle mir andere Gefäße und zünde mir eine moderne Lampe an. Ebenso brauche ich Erleuchtung für meine eigene Seele und nicht für die eines Propheten, mich durch die Wege des Unglücks und die Mitternachtsstunden des Daseins zu führen.“ Besonders bezeichnend für die streng moralische Färbung vieler radikalen Protestantismus ist folgende Stelle: „Derjenige muß für das Horoskop der Zeit blind sein, der nicht sieht, daß es mit dem Königthum des Glaubens vorbei ist. Charakter ist die einzig gangbare Münze. Die Frage ist nicht: bist du ein Christ, sondern: was will dein Christenthum sagen. Jede Geisteswissenschaft ist unechte Waare und jedes Gebankensystem Falschmünzerei. Ob unsere besondere Religionsität mehr oder weniger sei als Religion im Allgemeinen, wird da zur trivialen Streitfrage, wo der Sinn der heiligen Worte und Namen dem Zweifel verfallt und Niemand berichten kann, worin seine Liebe oder sein Gottesdienst besteht.“

Die feinsinnige Buchhandlung von Wilhelm Herz giebt zum ersten Male eine vollständige Sammlung**) von Schleiermachers bekannten Räthseln und Charakteren. Das glückliche Heftchen, zu einem kleinen Geschenk überaus geeignet, setzt den Leser aus zwei Gründen in Erstaunen. Man ist verwundert darüber, wie wenig Räthsel von Schleiermacher existieren, es sind noch nicht 40, aber noch mehr verwundert, wie viel gute und scharfsinnige Räthsel darunter sind. Auf den ersten Blick möchte man fast glauben, daß die besten, verbreitetsten, weithin bekanntesten deutschen Räthsel alle von Schleiermacher sind; denn unter den gedruckten ist auch nicht eines, welches nicht vorzüglich genannt werden könnte.

Die New Shakspeare Society fährt fort, das lebhafteste Interesse in England in Anspruch zu nehmen; nicht allein die englischen Journale beschäftigen sich angeteigentlich mit ihrem Ergehen und Zunehmen; der französische, in London erscheinende *Courrier de l'Europe* bringt in einer seiner letzten Nummern (6. Juni) eine Mittheilung darüber, die auch für uns Deutsche noch ein besonderes Interesse dadurch hat, daß ein Deutscher bei dieser Gelegenheit auf Schillers Behandlung einer Partie des *Macbeth* aufmerksam machte. Das französische Blatt sagt:

„Diese beim Debüt recht bescheidene Gesellschaft zählt jetzt, nach einem so kurzen Bestehen, mehr als hundert Mitglieder, darunter die bekanntesten Schriftsteller, Künstler und Kunstfreunde. Herr Tom Taylor, dessen Dramen man allabendlich besaß (sendet, hat den Stuhl des Vizepräsidenten angenommen, der, dem Propädeut nach, dem ersten englischen Dichter reservirt wird. Noch Niemand hätte ihn anzunehmen gewagt.“

Wie jetzt bekräftigt sich die Gesellschaft darauf, die Werke Shakespeares zu durchdringen, sie zu studiren, um ihre moralische Tragweite zu erkennen, zur Belehrung der modernen Dramatiker. Doch dies ist nur einer ihrer Zwecke; ihr Hauptziel, das edelste unserer Kunst nach, wird die Entwidlung des Geschmacks für die hohe dramatische Literatur sein; heute liest man zwar Shakespeare, allein man befaßt sich lieber Burlesken. Die Shakespeare-Gesellschaft wird hienächst den Geschmack des englischen Publikums auf eine höhere Stufe erheben.

Bei der letzten Zusammenkunft der Gesellschaft las Herr Stales einen Aufsatz über die Förmernisse in *Macbeth*, worin er darthut, daß diese Scene, deren Authentizität bezweifelt worden, doch von Shakespeare herrührt. Anführungen und Auszüge haben gezeigt, daß es gerade das Verjahren des englischen Dichters ist, den ergreifendsten Episoden eine komische Scene folgen zu lassen, damit der Geist des Hörers sich von der Spannung erhole, damit seine Empfindungen sich nicht abkühlen.

Darauf theilte Herr Oswald interessante Bemerkungen mit über die Art und Weise, wie Schiller diese Scene in seiner Uebersetzung behandelt hat. Der gelehrte Herr theilte eine Uebersetzung der Stelle aus dem Deutschen mit, und Jeder war ergriffen von der neuen und originellen Art, in welcher der deutsche Dichter den Gegenstand behandelt hat.

Wir glauben, daß sich ein hoher Gewinn aus diesem vergleichenden Studium der Dichter ziehen lasse; man erseht daraus, wie jedes Volk diese oder jene Situation seinen Gewohnheiten oder Neigungen anpaßt.“

Der französische Einfluß auf die Bühne macht sich doch nicht allein bei uns so fühlbar. Auch England, obgleich es sich einer dramatischen Kraft, wie Algernon Swinburne, rühmt — nimmt für das große Publikum die Franzosen in Anspruch. In der Oper wie im Schauspiel floriren augenblicklich in London zwei französische Kossäten. In der Oper Comique ist Herr Lecocq — bekannter Verfasser von *La fille de Madame Angot* — neueste Arbeit *Giroflé-Girofla* noch vor der Aufführung in Paris gegeben worden, natürlich von einer französischen Truppe vom *Théâtre des Fantaisies Parisiennes* in Brüssel. — Im Prinzess-Theater florirt „*Article 47*“ von Belot, dem die englische Kritik keinen besonderen Werth zuschreibt.

* The rising faith. Boston, Robert Brothers.

**) 27 antikestische Räthsel waren! bereits früher gedruckt, wie aus die Vorrede leht.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 25. Juli 1874.

[N^o. 30.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Das deutsche Handwerk. 433.
Schweiz. Les deux cités. 434.
Dänemark. Dänische Humoresken. III. 436.
Italien. In Petrarco's Gedächtnisfeier. 437.
England. Die Anfänge der Kultur. III. 439.
Belgien. Krom Ruyck, ein politischer Lyriker. 441.
Holland. Die Geopline-Kathedrale. 442.
Eine literarische Revue. Brichsel's Schiller mit Körner. 443.
Friedrich's Nachlaß. 444. — Der Druittismus. 444.
Eppendorf. Maurus Jofas Reisebriefe. 444. — Bismarck in der
Hölle. 444.

Dieser Nummer liegt Titel und Inhalt zum fünfundsachtzigsten
Bande dieser Zeitschrift bei.

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Handwerk. *)

Dieser erste Band einer vollständigen Geschichte des deut-
schen Handwerks, zu welcher der Verfasser mit großem Fleiß und
hinwunderwürdigem Sachkenntnis das Material gesammelt hat,
ist das Vermächtniß eines Toten. Prof. Stahl ist während
des Druckes gestorben, und die letzten Bogen des vorliegenden
Bandes mußten schon von anderer Hand druckfertig gemacht wer-
den. Wir beauern es sehr, daß auf diese Weise die Vervollendung
des Werkes hinausgeschoben, ja vielleicht ganz aufgegeben ist,
denn wir finden in diesem ersten Bande ein so reichhaltiges
Material zum Studium wirtschaftlicher Fragen, daß auch dieses
Nachschuß, welches nur die Geschichte des Lehrlings- und Gesellen-
wesens enthält, dem Studium aller, welche sich mit der Lösung
der sozialen Frage beschäftigen, auf das Dringendste empfohlen
werden kann. Beide Schulen der modernen Volkswirtschaft,
Katholik-Sozialisten und Manchestermänner können Manches
daraus lernen, besonders, wie man in früheren Zeiten der prak-
tischen Lösung brennender Fragen näher getreten ist, und zwar
seiner Fragen, welche heute bald in dieser, bald in jener Form
wieder auftreten.

Sehr viele der schwebenden Zeit- und Streitfragen, welche
in allen zivilisierten Ländern in allen Schichten der Bevölkerung
auf das Eifrigste verhandelt werden, von deren Lösung der eine
Theil alles Heil, die Umgestaltung aller Verhältnisse des bürger-
lichen Lebens zum Besten hofft, der andere Theil dagegen den
Nim als dessen, was der Menschheit schädlich und unentbehr-
lich ist, befürchtet — es sind, so schreibt der Verf. in der Ein-
leitung, die Probleme gemeint, die man mit dem Ausdruck „soziale
Frage“ zu bezeichnen pflegt — sind nicht so neu, als man ge-
wöhnlich glaubt; sie sind nicht erst durch die gegenwärtig herr-
schende Methode des Gewerbebetriebes hervorgerufen, vielmehr
sind sie seit vielen Jahrhunderten schon Zeit- und Streitfragen

gewesen, nur daß sie nicht eine so allgemeine Theilnahme und
Aufregung hervorriefen; denn die Mittel, durch welche sich die
Theilnahme und Aufregung in solchem Maße verbreitet, sind erst
der neuen Zeit eigen, nämlich der rege, weit ausgedehnte Ver-
kehr unter den Menschen und das gedruckte Wort.

In älterer Zeit, so fährt der Verf. fort, hatten jene Fragen
auch noch keine politische Bedeutung gewonnen, sie waren nur
wirtschaftliche Fragen; daher beschäftigten sich damit nur diejen-
igen, welche sie zunächst angingen: die Gewerbetreibenden, die
Handwerker, aber diese ebenso eifrig und ernsthaft, wie in neuerer
Zeit. Dafür sprechen die älteren und ältesten Statuten der Hand-
werke. So weit diese zurückreichen, zeugen sie für das Streben,
dasjenige, was man jetzt als ein Hauptgebrechen der Zeit ansieht,
die große Differenz in der Lage der Menschen, zu beseitigen, und
wenn sie etwa von der Freiheit des Betriebes untrennbar waren,
ihr durch Satzungen zu begegnen. Sehr mannichfache Mittel
wurden zu dem Zwecke angewendet, nach einiger Zeit wieder ver-
worfen, oder sie verschwanden von selbst aus dem Gebrauche um
ihrer Unmöglichkeit willen; und unter diesen aufgegebenen Mitteln
findet sich gar Manches, das in neuester Zeit wieder neu erfun-
den und als Panacee gegen alle sozialen Schmerzen empfohlen
wurde. Der Haussatz, Fürsorge zu treffen, daß das große Kapital
nicht das kleine erdrücke, daß auch für den minder Reichen noch
Raum genug bleibe, um sich anständig durch das Leben zu brin-
gen, war lebendig genug, um eine große Zahl von Gesetzen ins
Leben zu rufen.

Bald wurden dem Reicheren die Hände schlechthin gebunden,
daß er nicht seine volle Kraft ausüben konnte; man beschränkte
den Betrieb auf ein gewisses Maß, indem keinem Meister erlaubt
war, mehr als eine gewisse Zahl Arbeiter zu halten. Bald um-
ging man dies einschränkende Mittel und schlug einen wägheren
und rationelleren Weg ein: man suchte auch den Kernern alle
die Vortheile zuzuwenden, welche das größere und breitere Kapital
bietet. Da finden sich denn ganz ähnliche Einrichtungen auf dem
Wege der Zwangsassoziation fastlich getroffen, wie man sie jetzt
auf dem Wege der freien Assoziation erblickt. Der Vortheil, daß
der Reiche den Rohstoff wohlfeiler kauft, weil er ihn im Großen
kaufen kann, wurde neutralisiert, indem der ganze Bedarf an Roh-
stoff für das Handwerk vom Handwerke selbst angekauft und dann
zum Verkaufspreise an den Meister nach Bedarf verteilt wurde;
oder der Reiche mußte unter Umständen selbst dem Kernern
dessen Bedarf im Kleinen um den Preis abgeben, wie er im
Großen gekauft hatte. Hatte jener eine ganze Schiffsladung ge-
kauft und ein kleiner Handwerksmann lautierte diesen Moment ab
und verlangte ein, zwei oder zehn Pfund oder mehr, so konnte
sie ihm der Reiche nicht verweigern. — Der reiche Meister hat
immer den Vorprung, kostbare Maschinen und Einrichtungen
benutzen zu können, weil er sie nicht nur allein ankaufen, son-
dern wegen des größeren Betriebes auch allein mit Gewinn an-
wenden kann. Dieser Vorprung wurde ihm vielfach dadurch ab-
geschritten, daß jene Einrichtungen vom Handwerke angekauft
und allen zur Benutzung überlassen wurden. So war der kleine
Mann auch hierin mit dem Reicheren in gleiche Lage versetzt. —
Jenem Reichen kommt ferner zu gute, daß er in den Stand
gesetzt ist, die Orte aufzusuchen, an welchen seine Waare am

*) Von Dr. Fr. Wilh. Stahl, Prof. zu Wien. Wien, 1874.
J. Neider. Fr. 1.

höchsten im Preise steht; er kann die Kosten des Transportes tragen, während der minder Begüterte von diesen Kosten zu schwer getroffen würde. Auch dagegen kam man auf durch ein Mittel, das dem Handwerk als Abseglagen ziemlich nahe lag: wie nämlich Keiner den Rohstoff für sich allein kaufen durfte, so durfte auch Keiner das Produkt für sich verkaufen. Sämmtliche Waare wurde in das gemeinschaftliche Kaufhaus eingeliefert, und ohne Unterscheidung des Produzenten zum Verkauf ausgelegt. Eine Verschwiegenheit des Preises war dabei nur durch die Waarengattung gegeben. Ebenso sammelte man die Waare sämtlicher Meister, welche eine Messe oder einen Markt besuchen wollten. Mit dieser zog dann ein Beauftragter an den Ort des Marktes, und trat dort als Verkäufer für den ganzen Ort, von dem er kam, auf. Andere ähnliche Einrichtungen zu gleichem Zwecke finden sich in sehr frühen Zeiten und bis weit hinaus an unsere Zeit.

Nicht minder wurde zu allen Zeiten der andere, wichtigere Theil der sozialen Frage, das Verhältnis des Kapitals zur Arbeit, bedacht. Der Streit zwischen Arbeitern und Arbeitgebern spielt schon seit gar vielen Jahrhunderten in ziemlich gleicher Weise fort. Die gefährlichsten Stritten der Gesellen suchten fast in denselben Formen wie in der Gegenwart, nur etwas gewaltthätiger, immer dieselben Forderungen durchzusetzen; immer verlangten sie Verkürzung der Arbeitszeit und zugleich Erhöhung des Lohnes, Ausschluß des weiblichen Geschlechtes von der Arbeit u. s. w., und das im dreizehnten Jahrhundert so entscheidenden, wie zu allen folgenden Zeiten. — Man hat zu allen Zeiten gesucht, eine Einrichtung zu treffen, welche diesen Partien genügen mochte, und die neuere Zeit hat kein neuemwerthes Mittel aufgefunden, das nicht bereits früher versucht worden ist. Alle Lösungsarten von dem einfachen Tageslohn bis zur Bestimmung des Lohnes nach dem Verkaufspreis des Produktes und dem Umfange des Absatzes sind in Anwendung gewesen. Man hat die Lohnhöhe auf den verschiedensten Wegen festsetzen lassen; bald wurde dies einfach dem Meister überlassen, oder das Handwerk, hier die Versammlung aller Meister, bestimmte in der Jahresversammlung, was dem Gesellen gegeben werden durfte; oft kamen die gleichnamigen Handwerke verschiedener Orte zu diesem Zwecke überein und bildeten also eine Abseglagen sämtlicher Meister gegen die Gesellen; oder das Handwerk, die Meisterversammlung, zog die Gesellen mit herbei und vereinbarte mit ihnen den Lohn; oder endlich die Obrigkeit mischte sich ein und gab den Entscheid, wenn eine gütliche Uebereinkunft nicht zu Stande zu bringen war. Die alten Quellen führen uns diese Versuche vielfach vor in Satzungen, in Berichten über Streitigkeiten und über abgeschlossene Verträge; nicht zu selten wird die Veranlassung mitgeteilt, durch welche eine neue Anordnung hervorgerufen wurde, der Erfolg derselben, und die Ursache, warum jene Anordnung wieder verlassen und eine andere an ihre Stelle gesetzt wurde. So erscheinen, wechseln und verschwinden jene Einrichtungen als praktische Versuche zur Lösung der Aufgaben, welche man jetzt so häufig auf theoretischem Wege durch Ausbau neuer Staatssysteme und politische Einrichtungen lösen zu können glaubt.

Mit all diesen Versuchen hat man die soziale Frage in den früheren Jahrhunderten so wenig gelöst, als sie die sozialistischen Agitatoren des neunzehnten Jahrhunderts lösen können, aber die Kenntnis der alten Versuche hat das Gute, daß sie die Reuezeit vor manchen vergeblichen Experimenten bewahren kann, und gleichzeitig wird sie zeigen, wie man früher nicht theoretisch sich Systeme zur Lösung der vorerwähnten Fragen konstruierte, son-

dern in praktischer Weise solche Einrichtungen traf, die den Verhältnissen angepaßt waren. Kenterten sich die Verhältnisse, so wurden dadurch die Einrichtungen unbrauchbar, so ging man schnell entschlossen von dem Bestehenden ab und traf andere Einrichtungen. Da nun Versuche auf dem Gebiete der sozialen Frage, wenn sie misslingen, gewöhnlich dem Volkswohlfahrt eine tiefe Wunde schlagen, so möchten wir denen, welche so bereit sind, die Mittel zur Lösung der sozialen Frage anzugeben, enthielten raten, die Wirkungen zu studiren, welche in vergangenen Jahrhunderten die verschiedenen Einrichtungen gehabt haben: sie werden in vielen Fällen von Irrthümern in Bezug auf die Wirkung ihrer theoretisch konstruirten Systeme bewahrt werden, in manchen Fällen aber wohl auch auf den richtigen Weg gewiesen werden.

Trotzdem aber der Verf. mit großer Vorliebe von dem alten „Handwerk“ als Institution spricht, so erkennt er doch an, daß es sich überlebt hat. Er protestirt nur dagegen, daß man es all ein zu allen Zeiten unverwerfliches Institut betrachtet; die Einrichtungen desselben entsprechen den Bedürfnissen der früheren Zeit, und wurden stets nach den Bedürfnissen der Zeit abgemindert. Vielleicht kann man, so meint er, so manche dieser alten Einrichtungen, den jetzigen Verhältnissen entsprechend geändert, noch heute mit Nutzen verwenden. Man verlangt an vielen Orten nach einer Organisation der freien Gewerbe und auch der Arbeiter geht nach Organisationen. Da ist es allerdings gut, wenn man weiß, was früher auf diesem Gebiete geleistet worden ist, und das vorliegende Buch bietet zur Erlangung dieser Kenntnisse ein reichhaltiges und wohlgeordnetes Material; wir wollen nur wünschen, daß sich der Schilderung des Vebtrags mit Gesellenwesen, welche der erste Band bringt, auch bald das Meisterwesen anschließe, die kundige Hand, welche nach dem Tode des eigentlichen Autors die Vervollständigung dieses ersten Bandes ermöglicht, wird wesentlich auch dem zweiten Bande nicht fehlen.

Ch. P.

Th w e i z.

Les deux cités.)

Ein wunderlicher Titel für die Philosophie der Geschichte, der aber, wie alles, was nach einem Wunder aussteht, seine natürliche Erklärung findet, wenn man im Stande ist der Sache auf den Grund zu gehen, und das ist hier glücklicherweise der Fall. Herr Friedrich von Rougemont glaubt an die Bibel als die göttliche Offenbarung; er glaubt an den persönlichen Teufel als einzige Ursache aller Gottlosigkeit und Sünde, die ihrerseits Schuld sind an allem Uebel; er glaubt an die Existenz eines Staates des Lichts und eines Staates der Finsternis; er glaubt an die Wiederkunft Christi nach vier bis fünf Generationen, also etwa um das Jahr 2000, und nennt sein Werk, nach Augustinus einwas Dei, die beiden Staaten. Es gilt, durch die Geschichte und das Raisonnement den Beweis zu führen, daß die heutige antichristliche Gesellschaft der Verkörperung der Finsternis ist, und der dauernde Staat des Lichtes die unsichtbare und demüthige Kirche der Erlösten.

*) Les deux cités. La philosophie de l'histoire aux différents ages de l'humanité par Frédéric de Rougemont. Deux volumes. Paris, Sandoz et Fischbacher, Éditeurs. Rue de Seine et rue des Saints-Pères, 33. 1874.

Der Verfasser hält oft Vorlesungen in Neuenburg und hat bereits sehr viel drucken lassen. Das Verzeichniß seiner Arbeiten umfaßt 32 Nummern, von denen ein anderes Verzeichniß neun als hauptsächlich hervorhebt. Doch scheinen sie sämmtlich nur Geo- oder Redenarbeiten gewesen zu sein, denn seit etwa vierzig Jahren erfüllt ihn der Gedanke, „die beiden Staaten“ verständlich zu können, und der mitgetheilte Plan ist ein so richtig, daß der Autor weiß, er wird ihn nur dann ausführen, „wenn sein Leben alle Grenzen menschlicher Angenehmigkeit übersteigen sollte.“ Die zwei Bücher erschienenen, weit über tausend Seiten füllenden Bände kündeten sich als „Prolegomena“ an. Die nächste Partie soll in einem Bande systematisch vorliegen, was, so heißt es, „ich mir erlauben werde, die christliche Wissenschaft zu nennen. Ich gebe den Gott aus und setze durch sein Wort und seinen Geist zu den geschaffenen Dingen.... Uebrigens substituirt ich der gewöhnlichen Lehre von der Dreieinigkeit die des dreipersonlichen Gottes, die allein allen biblischen Offenbarungen gerecht wird, allein dem Glauben der ursprünglichen Kirche entspricht, der vollen Göttlichkeit Jesu Christi nicht den mindesten Abbruch that, und, ebenso wie vielleicht die Mythen unzergründlicher Nacht, wenigstens die Widersprüche verschwinden läßt, welche der Vernunft anstößig waren. Vom Gott und vom Geist, durch welche Gott alle Dinge geschaffen hat, und welche den Uebergang von Unendlichen zum Endlichen bilden, verfolgen wir unseren Weg durch die Welt. In schnellstem Laufe durchwühlen wir das Gebiet der Engel und das der Natur und machen beim Menschen halt. Er bietet sich unseren Studien in seiner unzählbaren Weisheit, in seinem Stande des Falls und in seinem Stande der Erlebung und Einwirkung. Endlich gebe ich die allgemeine Theorie der Historiographie: die drei Faktoren, Gott, die Natur und den Menschen, die durch ihr Zusammenwirken die Nationen, und in Verbindung mit dem Uebel, deren Schicksal bestimmen; die Gesetze der Völkervermehrung oder die historische Biologie, und den Plan der Geschichte der Menschheit oder die eigentliche Historiographie.“ Die dritte Partie der beiden Staaten, der Haupttheil des Ganzen, würde die Weltgeschichte erzählen, und von Zeitalter zu Zeitalter und von Volk zu Volk nachweisen, daß die biblische Anschauung wirklich alle Thatfachen umfaßt und sie erklärt. „In einem ersten Buch würde ich die Welt in der Regenröthe der Zeiten, d. h. die Schöpfung der Sterne und Engel behandeln“ — hier dürfen wir wohl unser Blatt abbrechen.

Eine Anmerkung berichtet mit anerkennend-würdiger Aufrichtigkeit, daß dieser Buch, „Adam und Mischeloch“, hätte Beweise notwendig gemacht; ein Theil derselben sei in drei ersten Bänden unter dem Titel „Das Uebel“ erschienen, allein der geringe Anklang, welchen diese ersten drei in Frankreich gefunden, habe den Verfasser entmuthigt den vierten und letzten Band herauszugeben, der die Mythen Griechenlands enthalten sollte. Man sieht, zu weich ungenügenden Entwürfen der heilige Augustinus den Anstoß gegeben hat; vollständig ausgeführt sind vorläufig die umfangreichen Prolegomena, von denen der Autor sagt: „In ihnen lasse ich die Zeiten vorbeiziehen, welche sich die Menschheit in ihren verschiedenen Zeitaltern von ihrem Berufe gemacht hat, von ihrer inneren Natur; ihrer Bestimmung in Vergangenheit und Zukunft, ihrem begünstigten Verfall oder langsamen Fortschreiten, mit einem Wort, vom Plan ihrer Geschichte und den Gesetzen ihrer Entwicklung. Das Ergebnis dieser langen und mühsamen Arbeit beweist, daß die Völker, wenn sie die Ur-Tradition aufgeben, kindische Fabeln erkennen, die Philosophen, wenn sie die Offenbarung Christi vernachlässigen oder ablehnen, edelmere Systeme aufbauen. Die Historiographen selbst eines

Hegel und eines Schelling sind nur Kinderspiele neben der des Jesajas und Daniel, des heiligen Johannes und des heiligen Paulus. Die Offenbarung allein umfaßt und erklärt alle Jahrhunderte, alle Völker, alle Reichenfolgen von Thatfachen. Dem gesunden Menschenverstande, dem moralischen Bewußtsein, dem religiösen Instinkt und der Vernunft gewährt sie allein volle Befriedigung.“

Dieses Resultat stand für Herrn von Rougemont fest, als er die Schule Hegels verließ, um sich zu Christi Füßen niederzulegen; mit dem Nachhabe seiner Auslegung des alten und neuen Testaments mißt er alle Rothen, Weissen, Religionsstifter, Dichter, Geschichtschreiber, Kirchenväter, Philosophen, und was ihm sonst der Erwähnung werth dünkt, von den Babylonien bis auf den heutigen Tag. Sein Wissen von den Männern, die er beurtheilt, kann mitunter sehr mangelhaft ausfallen, z. B. wenn er schreibt: „Jeno ermahnte alle Menschen zur Tugend, sein Zeitgenosse Epikur lud sie zu grober Wollust ein. Um jenen sparten sich in geringer Zahl die edlen Seelen; die ungeheure Herde von Schweinen“ betete den alten Gott an, der ihr den Genuß zur Pflicht machte und sie von den Schreden der Hölle befreite. Aber alle Gelehrten betrachteten diesen unwissenden und verdienstlosen Menschen, der Jedermann beleidigte, mit Milde.“ Sein Glaube an die Bibel und seine Manier sie zu verstehen, kann Staunen erregen, z. B. wenn er sagt: „Die Apokalypse, die wir mehr als die Hälfte unseres Lebens studirt haben, enthält, unserer Innersten und unerschütterlichen Ueberzeugung nach, die Philosophie der Geschichte von der christlichen Ära bis zu den Zeiten der Ewigkeit.... Wir erklären laut: wir können und keine einfachere und natürlichere Eintheilung der Geschichte der griechischen und lateinischen Völker von der Zeit der Errichtung der Kirche an denken, als die des heiligen Johannes. Der Prophet hat die Zukunft besser gekannt als unsere Historiker die Vergangenheit. Uebrigens hätte das Feld der Wissen die Donau und den Rhein zu Grenzen. Es ist dem heiligen Johannes kaum vergolten worden, einen flüchtigen Blick auf die teutonischen Völker und auf die Reformagen zu werfen.“

Aber können wir uns auch mit dem Grundgedanken des Werkes und vielen Einzelheiten nicht befreunden, so dürfen wir doch die guten Eigenschaften des Autors nicht verschweigen, die sich in seiner Arbeit deutlich abspiegeln. Er ist ein Mann von rettlichem Willen, von humaner Gesinnung, von unermüdetem Fleiß, von überaus starker Besonnenheit und hartem Gerechtigkeitsgefühl. Er verwirft den Heiligenkultus und den Bilderdienst, den Geist der Verfolgung, das Prinzip der ausschließlichen Autorität, er steht im Orden der Zeitalter und in der Inquisition die bittersten Feinde Jesu, er weiß, daß der Sieg, welchen im vierten Jahrhundert die christliche Kirche über die heidnische Welt errang, nur ein flüchtiger Scheinfortschritt war, daß die Welt damals nicht christlich, sondern das Christenthum verweltlicht wurde, er spricht eine Menge guter Gedanken in leicht verständlicher Sprache aus, er glebt von vielen philosophischen Systemen genug, scharf geogene Urtheile. Man kann es ihm nicht verübeln, daß er sich zu den Bürgern des Reichthums rechnet, und daß er den Splitter im Auge des Nächsten bemerkt und den Balken im eigenen nicht wahrnimmt, das ist allgemeines Schicksal der Menschen. Diese eifrigen Vertheidiger des Bibelglaubens haben offenbar keine Ahnung davon, daß eine Schöpfung, welche dem Schöpfer sich irgendwie oder irgendwo zu widersehen vermag, ein Unbegriff ist, und eine Offenbarung des Schöpfers, an welcher auch nur ein einziges Geschöpf im mindesten zweifeln kann, keine Offenbarung.

Dänemark.

Dänische Humoristen.

III.

Christian Richardt heißt der dänische Dichter unserer Zeit, der eine gleiche Auszeichnung in seinem Vaterlande genießt und verdient, wie Erich Bøgh. Während in dem Letzteren der derbe, realistische Volkshumor in seinen mannichfaltigen Formen trefflich zur Erscheinung kommt, bietet uns Christian Richardt in seinen humoristischen Dichtungen den feinen, geistreichen Humor des Idealisten. Ein weiterer Unterschied ist, daß Erich Bøghs Humor fast regelmäßig eine mehr oder weniger satirische Färbung zeigt, wie in Richardts Dichtungen höchst selten zur Erscheinung kommt. Mag zur Einführung dieser, bisher nur von Dr. Strodtmann kurz erwähnten, bedeutenden Dichterkraft das nachfolgende amnuthige Gedicht für seinen Autor sprechen.

Der Philosoph und sein Kind.

Ein Denker sah zur Abendstund'
An seines Pulvis Schranken,
Um Lebensräthsel, Lebensgrund
Nüht er sich in Gedanken.
Im Fenster lag sein Bube da,
Er sah die Sonne blinken
Und sprach als Kind zu ihr und sah
Sie mehr und mehr verflunken.

Und nun der Meister hab den Stift,
Zu prüfen, was entfliehen
Dem Geiste war und mit der Schrift
In Wort und Fern gegessen,
Da fühlte er an dem Kleid daran
Sein Kleines zupfend langen
Und wispert: „Erich, Papa, wie kann
Ich nur die Sonne fangen?“

Kann schleicht sie hinter Bäume sich
Und hat mich gleich verlassen,
Und stieß ich auf die Beine mich, —
Ich kann sie nicht erfassen.
Ich möchte laufen noch und leib'n
Welschwind Marions Reiter,
Dann geht es doch, Papa!“ — „O nein,
Gewiß, du kommst nicht weiter.“

Der Vater nahm die Schrift und sah
Hinweg von ihm mit Schwingen,
Doch hielt der Bub ihn an: „Papa,
Ich will den Berg bestiegen;
Dann steig' ich immer höher noch,
Da wo die Wäffen hängen.
Papa, lang' ich sie dann!“ — „Und doch,
Sohn, wirst du sie nicht fangen.“

Das Kind schwieg eine Weile hier,
Es ließ die Augen loben
Mit einem Mal: „Dann nehm ich mir
Den Reinkuß hier, den hohen,
Und stelle den noch oben drauf;
Ich weiß gewiß, steig' oben
Ich erst noch auf den Stuhl hinauf,
Lang' ich die Sonne droben.“

Und ob er verglich lachte nun,
Schwieg plötzlich der Gelehrte,
Als er den Blick von diesem Ihum
Hin nach dem Innern lehrte.
„Und dünkt auch mir mein Verstand nicht
So hoch, daß ich kann fähren
Die Hand von ihm zum Himmelsticht
Und an die Gehölz führen?“

Christian Ernst Richardt ward am 25. Mai 1831 in Kopenhagen geboren, wo sein Vater als Handelsmakler lebte. Seinen ersten Schulunterricht genoß er in der Bürgerkule zu Christianshafen, in der manche Schulkameraden seine Freunde für das Leben wurden, so namentlich Dr. Rode und der bekannte Komponist P. Heise. In dem Alter von erst 17 Jahren bezog Richardt im Herbst 1848 die Universität; seine Studien erzielten durch die Uebungen im Militärdienste mannichfaltige Abwechslung. Als dann durch die politischen Verwickelungen der Krieg unermüdlich ward, schlug in dem Herzen des jungen Dichters die Flamme der Begeisterung empor; diese seine Lieder, die der Patriotismus in ihm wachte, haben als solche für das dänische Volk ihren geschichtlichen und poetischen Werth.

Christian Richardts dichterisches Talent machte sich schon in dem Knaben auf der Schule geltend. Schon damals schrieb der junge Poet Lieder mannichfacher Art, ja, er dichtete unter der leitenden Hand seines Vaters in jener Zeit schon kleine Komödien. Und als er dann nach einigen Jahren den Studien oblag, schrieb er die humoristische Studentenkomödie „Deklarationen“, die später auf dem königlichen Theater in Kopenhagen zu wiederholten Malen einen glänzenden Erfolg davontrug.

Durch sein Talent ward der junge Schriftsteller frühzeitig ein Viebling in den Kreisen der dänischen Hauptstadt und ein gern gesehener Gast in dem Zirkel der höheren Gesellschaft. Seine schöpferische Kraft kam aber namentlich in dem Studentenvereine zur Geltung, dessen Leitung ihm in einer Reihe von Jahren anvertraut war; in dieser Stellung führte er, stets ein freundlicher Helfer, Lieder, Kantaten, kleine dramatische Spiele, wie es die Laune des Augenblickes und die Verherrlichung studentischer Festlichkeiten forderte. Dabei war sein musikalischer Sinn ein höchst wirksamer Faktor; auch nach dieser Seite theilt Richardt mit Erich Bøgh das Verdienst, daß ihre Lieder Musik atmen und dem Komponisten die Melodie entgegenbrachten. In diesen melodienreichen Leistungen gehören verzüglich die Kantaten, die Richardt bei festlichen Gelegenheiten gedichtet hat, und die für sein Talent, namentlich für seinen Humor charakteristisch sind.

Im Frühling des Jahres 1861 trafen wir den Dichter auf seinem großen Ausflug in das Ausland. Er ging nach dem Rhein, durch die Schweiz und Norditalien nach Rom, wo er den Winter verlebte. In Rom war Björnsterne Björnson, der bekannte nordische Schriftsteller, sein treuer Genosse.

Vergeblich suchte Richardt in Rom nach einem Kleingefährten für eine Fahrt in das heilige Land. So beschloß er denn die Reise allein zu unternehmen. Er reiste nach Palästina und feierte Ostern in Jerusalem. Er besuchte den Jordan und das tote Meer und Bethlehem, degab sich dann durch Samaria nach Nazareth, längs des Sees von Genezareth, von da nach dem Berg Karmel und so über Akko, Tyrus und Sidon nach Beirut. Seine Rückreise trat er dann über Smyrna, Konstantinopel, Athen und Venedig an. — In Turin traf er wieder, nach zuvor getroffener Verabredung, mit Björnsterne, Björnson zusammen und lebte nach 13 monatlicher Abwesenheit in seine Vaterstadt heim. Was er mit dichterischem Auge auf dieser Reise gesehen,

hat und Richardt in der ersten Abtheilung seiner Gedichtsammlung „Neue Gedichte“ mitgetheilt, die im Juli 1864 erschien, und 1869 schon die 4. Auflage erlebte. Ueber seinen Aufenthalt in Jerusalem finden wir außerdem angehende Berichte von ihm in den Tagebuchblätter aus dem heiligen Lande, die im neunten Bande der Norddeutschen Universitäts-Zeitung abgedruckt sind.

Als eine humoristische Probe dieser seiner Reiserückichte mag das Gemälde: „Ein römischer Efel“ dienen, welches den Neuen Gedichten entnommen ist und in möglichst treuer Uebersetzung den Schluß dieses Aufsatzes bilden soll.

Die großen politischen Stürme, welche inzwischen über das Vaterland hereinbrechen, berühren das Herz des patriotischen Dichters auf das Tiefste. Davon zeugen die Dichtungen, die in der ebenerwähnten Sammlung „Neue Gedichte“ in der Abtheilung „Ein Jahr“ zusammengefaßt sind. Durch alle diese tiefsten Dichtungen Richardts geht eine geheiligte Empfindung, ein religiöser Zug des Herzens, der durch die Reise in das heilige Land und durch die dort empfangenen Bilder neu gestiftet war.

Im Jahre 1865 bearbeitete Richardt mit dem Bischof Monrad die Uebersetzung des Alten Testaments, namentlich die Uebersetzung des Propheten Jesaias. Später gab er im Verein mit Dr. O. Korte „Erzählungen und Verse für Groß und Klein“ heraus, deren eine ähnliche zweite Sammlung sich demnächst anschließt. Die hierauf editirte Sammlung „Wintergrün“ ist die Frucht einer Reise nach Stockholm; sie enthält Gedichte und Erzählungen nordischer Autoren. Die letzte Arbeit des Dichters: „Tete und Löwe“ erschien 1868 zum Weihnachtsfeste; diese Gedichtsammlung enthält u. A. ein umfangreiches, sehr anmuthiges Gedicht „Dorndorn“, welches zur Komposition sich vorzüglich eignen dürfte. Schon 1869 ward eine zweite Auflage dieser „Tete und Löwe“ nöthig. Im Jahre 1857 hatte Richardt das theologische Examen absolviert, und stand er darnach mehrere Jahre einem Gymnasium in der Umgegend von Kopenhagen vor, in dieser Stellung schrieb er 1870: Das heilige Land. Reisebilder und Gedichte, (Paris, „Jacob in Hebron“, „Glas“, „Panais in Caesarea“ u. a.). Seit dem Herbst 1872 wirkt Richardt als Prediger in Steenhebinge. Als eine erfreuliche Gabe für den Weihnachtsfest steht eine neue Gedichtsammlung des beliebten Dichters nach vor dem Ausgange dieses Jahres in Aussicht.

Das ist die Lebensfolge dieses trefflichen, in Deutschland bisher wenig bekannten Dichters, für die wir einzelne Lebensjahre der norddeutschen Zeitung Zeitschrift „Fra den danke Bogen“ entnommen, und manche Notiz der Mittheilung des Dichters selber zu danken haben.

H. Gaedde.

Stalien.

In Petrarkas Gedächtnissfeier.

Die Wiederkehr des Tages, an welchem vor einem halben Jahrtausend Franz Petrarca seine an Arbeiten und Erfolgen reiche Laufbahn in dem stillen Ait zu Arqua del Padua beschloß, hat nicht bloß im Vaterlande des Sängers, dessen Viederkehr Italiens mit prophetischer Begeisterung erriethen, sondern auch jenseits der Alpen lebhaft Theilnahme erweckt. Gehört Petrarca auch nicht zu den Fürsten des Geistes, deren perichthgebiet über die Schranken der Nationalität sich selbstverständlich hinausgreift; steht er, was seine Vankelnde anbetrifft,

als Dichter hinter Dante, als Patriot und Staatsmann hinter Machiavelli weit zurück; so bleiben ihm, dem Urheber jener unvergänglichen, durch Zartheit und Adel des Gemüthes, wie durch die vollendet schöne Form noch heute seufzenden Liebesgefänge, dem begabtesten Erveder und Beförderer des Alterthumsstudiums, dem seinen und treuen Beobachter des menschlichen Dergens, auch außerhalb der Grenzen Italiens die gerechtesten Ansprüche auf den Dank und die Liebe der Nachwelt.

Da wie umfassend Maße die Italiäner diese Ehrenschuld abzutragen gedenken, ist bereits in einer der letzten Uebersichten über die italiänische Literatur an dieser Stelle erwähnt worden. Hoffen wir, daß das große Sammelwerk, zu dem sich die berufensten Schriftsteller Italiens vereinigen, um die vielfältige Wirksamkeit Petrarcas nach allen Richtungen hin in monumentaler Weise zur Darstellung zu bringen, den Erwartungen entsprechen möge, welche durch die Ankündigung des bedeutenden Unternehmens hervorgerufen werden.

Hocherfreulich ist es uns, die Theilnahme der gebildeten Kreise Deutschlands für den Gefeierten des achtzehnten Juli auch durch eine deutsche Schrift würdig vertreten zu sehen. Daß zur Erinnerung an die fünfte Stäusfeier Petrarcas solchen erschienenen Buch von Herrn Ludwig Geiger*) nimmt ausdrücklich den Charakter und die Stellung einer Zeitschrift für sich in Anspruch; es erleidet der Dandarbeit Worte, die auch wir Deutsche dem Vater des Humanismus, dem Verlämpfer der Wiederverwendung des klassischen Alterthums schulden. Wir begrüßen es zunächst mit aufrichtigem Vergnügen, daß unsere Nation sich an der literarischen Erinnerungsfeste zu Petrarcas Andenken durch diese Schrift aktiv betheiligt. Dies Vergnügen entspricht durchaus dem lebendigen Antheile, den unser Volk und unsere Schriftsteller an dem Geistesleben Italiens zu nehmen gewohnt sind; es ist zugleich eine wohlverdiente Anerkennung, welche von deutscher Seite dem wachsenden Interesse der Italiäner an unserer eigenen Literatur gezollt wird.

Den Maßstab, mit welchem die Schrift des Herrn Dr. Geiger vom Standpunkte der literarischen Kritik zu messen ist, bezeichnen die Vorrede ebenso bezeichnen als richtig. „Ich gebe“, sagt der Verfasser, „keine Biographie Petrarcas und keine ausführliche Schilderung der Zeit, in der er lebte, sondern will nur in einer allgemein verständlichen Darstellung, die allerdings aus einer Durcharbeitung der Quellen geschöpft ist, ohne neue Forschungen und wissenschaftliches Detail zu bieten, die Bedeutung Petrarcas schildern.“ Diese Aufgabe löst die Schrift, indem zuerst das Bruchstück von Petrarcas Selbstlebensbeschreibung in seinem berühmten Briefe an die Nachwelt in guter Uebersetzung dargeboten und demnächst in drei Büchern Petrarca als Humanist, als Patriot und als Liebender, geschildert wird. Der Dichter, der Petrarca also, der doch trotz des halben Jahrtausends, das uns von ihm trennt, uns besonders nahe steht und menschlich zu uns spricht, muß es sich bei dieser Einzelheit gefallen lassen, ein wenig geküßelt zu werden, indem wir ihn theils unter den Humanisten, theils als Patrioten und endlich, last not least, als den unsterblichen Sänger der Laura kennen lernen. Da die äußeren Schicksale Petrarcas in die einzelnen Abtheilungen der Schrift eingeschaltet sind, so erfordert es trotz der Geschicklichkeit, mit der dies durchgeführt ist, einige Mühe, sich das Lebensbild des Sängers nach und nach zusammenzusetzen; insbesondere ist es nicht ganz leicht, bei der an den Schluß gestellten Schilderung

*) Petrarca. Von Ludwig Geiger. Leipzig, bei Duncker & Humblot, X. und 277 S. in Octav. 1874.

des jugendlichen Liebenden sich der Einbrüche zu erwehren, welche man in den früheren Abschnitten bereits über die reifen Jahre und den Kreis empfangen hat. Diese kleinen Uebelstände würden sich leicht beseitigen lassen, wenn der Verfasser bei künftigen Ausgaben mit Petrarca, dem Sänger der Liebe, beginnen wollte.

Er ist es doch, dem unser Interesse sich vorzugsweise zuwendet. „Wenn Petrarca nicht geliebt hätte, so würde er weniger bekannt sein“; dies Wort Voltaires ist heut noch richtig und wird es wohl für alle Zeiten bleiben, so lange man Petrarcas Namen nennt. Er bleibt nun einmal, was er in seinem Alter nicht sein wollte, der Sänger der schwärmerisch hingebenden, nichts für sich begehrenden Liebe. Die Sonette, die Canzonen und Balladen, in denen er seine Laura verherrlicht, haben jene lateinischen Epen, an die er seine Hoffnung auf Nachruhm knüpfte, längst überlebt; sie leben und blühen in voller Jugendfrische und sind in Jedermanns Munde, während seine sorgfältig gesammelten Briefsammlungen nur hie und da noch von einem Kunsthistoriker oder Philologen in die Hand genommen werden. Die Geschichte jener denkwürdigen Liebe, von der wir so viel und doch so wenig wissen, wird in unserer Schrift angehend erörtert. Mit überzeugenden Gründen weist der Verfasser die Annahme zurück, daß Laura nie in Wirklichkeit existirt habe, daß sie ein bloßes Phantasiegebild des Dichters gewesen sei. Weniger schlüssig erscheint uns die Argumentation, mit der Dr. Geiger den Nachweis des Abbs de Sade, daß Laura die tugendhafte Gattin eines Hugue de Sade und Mutter von elf Kindern gewesen sei, zu widerlegen und ihre Jungfräulichkeit darzuthun sucht. Die Stellen aus Petrarcas Gebichten, die dafür beigebracht werden, lassen sehr wohl eine andere Deutung zu und haben gegenüber dem klaren Urkundenbeweise, mit dem der französische Biograph auftritt, wenig Gewicht. Wie auf Weiteres werden wir uns daher bescheiden, daß Petrarca seine Huldigungen der Gattin des Ritters de Sade gewidmet hat. Vom ästhetischen Gesichtspunkte können wir dies, wie Herr Geiger meint, keineswegs für unmöglich oder auch nur für unwahrscheinlich halten. Das Verhältniß des Liebenden zu der so schwärmerisch verehrten Frau vollert in unseren Augen nichts von der Heineit, Zartheit und Selbstlosigkeit, durch die es sich unter allen Umständen auszeichnet.

Petrarcas Verdienste um das Alterthumsstudium werden am treffendsten dadurch gezeichnet, daß man ihn mit dem Beinamen „der Vater des Humanismus“ gelehrt hat. Wilhelm von Kaulbach stellt ihn bekanntlich in seinem Reformationsbilde, im Vordergrund des Gemäldes, dar, wie er aus Schutt und Trümmern die Handschriften der Klassiker hervorzieht und den Zeitgenossen darbietet. Diese Handlung ist keine symbolische; sie bringt in einfacher Wahrheit den geschichtlichen Hergang zur Anschauung. Denn wie Petrarca einer der Ersten war, welche sich den Schriften des Alterthums mit Liebe und Verständnis zuwandten, so hat er es zu seiner besonderen Lebensaufgabe gemacht, die Manuscripte der Klassiker, die in den Klosterbibliotheken moderten oder zu Brezieren verknüppelt wurden, der Vergessenheit und dem Untergange zu entreißen. Aus seinen weiten und zahlreichen Reisen ließ der eifrige Mann kein Kloster unbesucht; er durchstöberte unversoffen aller Orten die Büchereien, und seine Hoffnung, auf Neue einen der geliebten Alten dem Lichte wiederzugeben, betonte sich häufig durch die glücklichen Funde. Ihm vorzugsweise ist es zu verdanken, daß wir die Schriften Ciceros in leidlicher Vollständigkeit besitzen. Die wichtigsten philosophischen Werke dieses Autors, eine große Zahl seiner Reden und die für unsere Kenntniß des römischen Lebens so werthvollen Briefe hat Petrarca selbst gefunden und durch Abschriften, die er

selbst nahm oder durch Freunde verfertigen ließ, für ihre Verbreitung gesorgt. Und wie er so für die Wiedererweckung des Alterthums sich unvergänglich Verdienste erworb, so war er nicht minder erfolgreich bestraft, den Zeitgenossen den Weg zum Verständniß des antiken Geistes zu erschließen. Durchdrungen von dem Geiste der Religion, eifriger und frommer Christ, war Petrarca trotzdem einer der Ersten, die sich im Leben, wie in ihren Schriften von der mönchischen Gebundenheit der mittelalterlichen Scholastik abwandten und mit freiem offenen Sinne die Natur und die Welt betrachteten. Humanist im besten Sinne des Wortes drang er gegenüber der Beschränktheit des Stubiums auf ganze und volle Geistesbildung; er bestärkte unerschrocken die Mißbräuche und Verurtheile, die sich in der juristischen und medizinischen Praxis eingenistet hatten; er war einer der muthestigsten und geistvollsten Gegner des astrologischen Wahn, der schon damals ankam, seinen Schatten über die Geister der Gebildeten wie der Ungebildeten zu werfen.

Humanistische Bekehrungen und Gesichtspunkte sind es auch vorzugsweise, die Petrarca als Patriot und als Politiker verfolge. Von ihnen ausgehend erstreckt er der Reide nach den Päpsten und Kaisern die Wiedererrichtung der römischen Herrschaft, die Wiedererlegung des Eises von Kirche und Reich nach Rom. Aber neben diesem etwas abstrakten Sehnen, das mit der berechneten Briefe und Staatschriften bei Realpolitikern, wie dem Luxemburgischen Karl IV. und den Päpsten von Avignon natürlich schlechterdings kein Gehör fand, zeigt sich Petrarca durchdrungen von einem kräftigen italiänischen Nationalstolzgefühl, von dem heutigen Verlangen, sein Heimatland frei und einzig zu sehen. Weit hinaussehend über den Gesichtskreis der damaligen Stadtregenten und kleinen Fürsten der Halbinsel dringt er daher bei jeder Gelegenheit mit der ganzen Macht der Rede und des Aufsehens darauf, daß die Manizipien und Städte Italiens von den Fehden und Feindseligkeiten ablassen müßten, mit denen sie einander verfolgen und schwächen; er mahnt unablässig zur Eintracht, zum Bündniß gegen die Fremden, zu brüderlicher Gesinnung. Die Reden und Briefe, die er von diesem Standpunkte aus an die Machthaber seines Landes richtete, sind von ihnen ohne Zweifel als Ergüsse eines anmaßlichen Trümmers belächelt worden. Auch seine herrliche Canzone an Italien, worin er die Fürsten an ihre Pflicht mahnt, dem Lande Ruhe und Frieden zu geben, hat keinen augenblicklichen Erfolg gehabt. Wohl aber ist sie von den Italiänern ein halbes Jahrtausend lang für eine Perle ihrer Dichtung gehalten worden, und ihr prophetischer Ruf hat in unseren Tagen in der politischen Wiedergeburt Italiens die herrlichste Erfüllung gefunden.

Wir schließen diese Mittheilungen mit der Hoffnung, daß sie dem höchsten Rufe des Dr. Geiger Pater und Freunde erwehren mögen, und mit der Ueberzeugung, daß der junge Verfasser, da, wie wir vernahmen, im Begriff steht, im Auftrag der Regierung eine Studienreise nach Italien anzutreten, sich durch seine Schrift in den literarischen Kreisen der schönen Halbinsel eine freundliche Aufnahme bereiten wird.

P. D. Fischer.

England.

Die Anfänge der Kultur.

III.

Was macht den Unterschied zwischen einem lebenden Körper und einem toten? Was sind jene menschlichen Gestalten, die auch in Träumen und Visionen erscheinen? Diese beiden Fragen haben nach Taylor den Menschen auf den Begriff der „Gespensheit“ geführt, der die Antwort auf beide Fragen entlockt. Dieser Begriff läßt sich folgendermaßen definiren: „Es ist ein dünnes, kreisloses menschliches Bild, seiner Natur nach eine Art Dampf, Dunst oder Schatten, die Ursache des Lebens in dem Individuum, das es bewohnt; es besitzt unabhängig das persönliche Bewußtsein und den Willen seines körperlichen früheren oder jetzigen Besitzers; es vermag den Körper weit hinter sich zu lassen, um schnell von Ort zu Ort zu eilen; es ist meistens ungreifbar und unsichtbar. Doch offenbar ist auch physische Kraft und erscheint besonders dem Menschen im wachen oder schlafenden Zustande als ein von dem Leibe, dem es ähnlich ist, getrenntes Phantasma; endlich kann es in den Körper anderer Menschen, Thiere und selbst Dinge einbringen, sie in Besitz nehmen und beeinflussen.“ (422). Diesen Begriff von der Seele bewies Taylor auch aus den Worten, wie Athmen, Aethem, Hauch, die manche Sprachen zu ihrer Bezeichnung gewählt haben. Jede einzelne der Bestimmungen, aus denen der Begriff der Seele sich zusammensetzt, führt zu einer besondern Untersuchung und Entwicklung. Von besonderer Wichtigkeit erscheint jene Bestimmung, daß die Seele vom Körper sich entfernen kann. Wie sie Träume und Visionen, ja gewisse Krankheiten dem unglücklichen Menschen erklären hilft, so lehrt sie ihn auch den Tod als einen Zustand aufzufassen, in dem die Seele vom Körper getrennt, ihr irdiges Leben fortsetzt und den Ueberlebenden ermahnt aus dieser Anschauung die Pflicht, der abgewandten Seele die Fortsetzung ihres früheren Lebens auf jede Weise dadurch zu erleichtern, daß ihr liebste Umgebung und alles das, was im Leben zu ihrer Freude und ihrem Dienste verwendet wurde, ihr in ihr neues Leben nachgeschickt wird. Diese Anschauung hat eine Reihe der prägnantesten Gebrauche, der entseellichten Opfer bei Feinschneidungen hervorgehoben. Die Wittenverbrennungen in Indien sind das bekannteste Beispiel solcher Feinschneidungen. Daß sich aber noch im heutigen Europa eine Spur, ein schwaches Ueberbleibsel jener Gebräuche erhalten hat, wird man auf den ersten Blick bemerken. Und doch hat das Streikrecht, das gestirkt und angepöndelt, jetzt beim Verheirathen eines militärischen Würdenträgers eingegeführt wird, die Zivilisation zu preisen, da seine Ahnen bei gleicher Gelegenheit vor noch nicht hundert Jahren am Grabe ihres Herrn gekniet wurden, wie der Bilde heute noch die Antikere eines Verstorbenen tödtet, um ihm ins Jenseits zu nachschicken. Thiere und sogar leblose Gegenstände, deren Gebrauch für den Abgewandten von Interesse sein mochten, leante der unglückliche Mensch um so eher in der vollen Ueberzeugung, daß sie dem Eigenthümer zukommen werden, begraben und dem Toten nachsenden, als ja für ihn Thiere, Pflanzen und alle Dinge überhaupt mit einer Seele begabt waren, die den Untergang ihres Trägers überanemend der Seele ihres Herrn alle die Dienste leisten konnte, die sie im Leben ihm geleistet hatte. Und so wie die menschliche Seele für den Menschen auf einer frühen Stufe der Zivilisation das Bild dieses Menschen darstellte, an dem sie sogar nach dem Tode als die Seele

dieses oder jenes Menschen erkannt werden konnte, so dachte er sich auch unter der Seele eines Gegenstandes sein Bild, seinen gespensthaften Schatten. In dem Bestreben, den Zusammenhang dieser rohen Vorstellungen mit den abstrakteren und entwickelteren der Zivilisation nachzuweisen, versucht es Taylor, die Lehre Democrits über die sinnliche Wahrnehmung als eine philosophische Nachbildung jener wilden Theorie von den Gegenstandes-geesten darzustellen. Wenn jener Denker von Atomen die That- sache unseres Wahrnehmens darauf erklärte, daß die Dinge Bilder von sich ausstießen, die in unsere Seele bringen und hier zur Wahrnehmung gelangen, so meint T., daß dies offenbar daher komme, daß Democrit als Grieche bei den Befestigungs- scheinlichkeiten in seiner Vaterstadt die Leiden der Atome auf alle leblosen Gegenstände gesehen habe, deren Zweck ihm seine Mutter oder Kanne wohl damit mochten erklärt haben, daß die Phantome die schattenhaften Bilder dieser Gegenstände ihren einsigen Besitzern nachgeschickt würden. Democrits Lehre steht aber allein im Zusammenhang mit seiner Atomlehre, Tolord's Ableitung derselben erscheint gezeugen und weit hergeholt. Wenn er aber mit Rücksicht auf diese Vermuthung zu dem Ausdrucks sich versteigt: „Ein so ununterbrochener Zusammenhang besteht in der philosophischen Spekulation von den wilden Anschauungen an bis zu dem civilisirten Denken. So viel verdrängt die civilisirte Philosophie dem primitiven Animismus“ (431) und auch in der Schlussbetrachtung des Werkes mit besonderem Nachdruck (II, 448) auf diese Annahme wie auf eine That- sache hinweist, so hat einmal die Vorliebe für übertrappende Entdeckung in dem sonst so umfichtigen Forscher die kritische Besonnenheit verdrängt. Mit wie viel mehr Recht könnte man dann die Behauptung wagen, Platons tiefgründige Ideenlehre sei eine Uebersetzung der Lehre von den Gegenstandes-geesten in die Philosophie, sei ein Zweig des Animismus!

Aus der animistischen Anschauung von der menschlichen Seele ergibt sich von selbst der Glaube, daß die Fortdauer der persönlichen Seele durch den Tod nicht aufgehoben werde. In der That hat man diesen Glauben bisher bei allen Völkern der Erde angetroffen, über die man überhaupt sichere Kunde hat, und Taylor, der den Glauben an geistige Wesen als *Universal-Annahme* der Religion aufstellt, kann die bekannte Streitfrage, ob es Menschenstämme ohne Religion gebe, dahin entscheiden, daß allerdings nach unseren bisherigen*) wissenschaftlichen Erfahrungen solche nicht gefunden würden, ohne daß dadurch freilich die Unmöglichkeit des Vorkommens religiöser Völkerschaften darge- than wäre. Und doch muß man sich hüten, diesen allgemeinen Glauben an die Fortdauer der Seele mit dem zu verwechseln, was wir Unterstichtheit nennen. Dieser Begriff ist dem Willen völlig unbekannt und unsagbar, und vielen Völkern gilt diese Fortdauer nur als Verrecht gewisser Klassen, sicherlich der beste Beweis dafür, wie wenig dem Bewußtsein des unglücklichen Menschen die Fortdauer als ungetrenntlich mit dem Begriffe der Menschenseele verbunden erscheint. Der Glaube an den Fort- bestand der vom Leibe getrennten Seele hat zwei Lehren hervor- getrieben, die häufig in einander übergehen, beide aber mehr oder weniger aus den unteren Schichten der Kultur bis hinaus in die Zeiten der modernen Zivilisation gewirkt haben und noch wirken: es sind dies die Lehre von der Seelenwanderung und die vom zukünftigen Leben überhaupt. Der Glaube an die

*) Zu dem gleichen Ergebniss ist auch Johannes Huber in seinem Streite mit Moritz Wagner gelangt (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1873, Nr. 129).

Seelenwanderung mag die Wahrnehmung der Ähnlichkeit zwischen Thierformen und Menschen vom ursprünglichen Ausgangspunkte haben, wenn auch freilich die Gründe, die zu diesem Glauben in seiner weiteren Ausdehnung geführt haben, bei weitem noch nicht klar oder gar erschöpft sind. Besonders müßte die Annahme von Wanderungen der Menschenseele und wie eine unbegreifliche Ungeheuerlichkeit erscheinen, wenn nicht einige Erwägungen sie noch verständlicher machten. Die Thierseele war ja überhaupt nur eine durch die Andeutung der Vorsehung auf die ganze Natur nach dem Maße der Menschenseele gebildete Vorsehung, der Unterschied zwischen Thier und Mensch war in frühen Zeiten nicht so deutlich und scharf wie in den modernern, und ferner konnte das Vorhandensein irgend einer an gewissen Thieren vorzüglich ausgeprägten Eigenschaft bei einem Menschen auf den Gedanken führen, es bestehe zwischen Mensch und Thier ein Zusammenhang, der dann in der Weise ausgelegt wurde, daß die Menschenseele in das Thier gewandert sei. Doch sind das eben nur Vermuthungen, die nicht einmal die ganze Erscheinung erklären. Die Vorsehung von dem Wandern der Seelen liegt auch einer ganzen Reihe von Sitten und Bräuden zu Grunde, die sich zum Theil noch in Ueberbleibeln bis auf unsere Tage erhalten haben, wie die Feinsinnigkeiten und die bei den Wilden für die eben Verstorbenen bereitgestellten Speisen. Auch die Furcht vor dem sogenannten „Umgehen“ hat hier ihre Wurzel. „Seelen, Seelen, Seelenkuchen! Bitte, Herrin, Seelenkuchen!“ betteln die Banerarmädchen bei englischen Vordienbegünstigten. „Wenn uns nicht die Zwischenstufen bekannt wären, durch welche diese Ueberseele einer alten Ciste sich bis auf unsere Zeit fortgeschleppt haben, so würde es in der That weit hergeleitet erscheinen, ihren Ursprung aus einer wilden und barbarischen Bergangenheit, aus der Einrichtung der Mahlzeiten für die Seelen der Verstorbenen herzuweisen“ (II, 42).

Der Glaube an persönliche Fortdauer der Seele muß, ehe er noch die Frage sich beantwortet, was nach dem Tode kommt, über den zukünftigen Aufenthalt der Seelen eine feste Vorstellung sich bilden. Auf der Stufe der wilden Kultur wird das Totenland gewöhnlich auf einem Theile der Erde angenommen, während auf höheren Stufen diese Annahme sich immer mehr verliert. Auch verliert der Glaube der Wilden diesen Ort häufig unter die Vordien der Erde, während nach den Vorstellungen höherer Religionen unterirdische Wohnsitze nur der strafwürdigen Seelen harrten, die hier durch Fegfeuer und Hölle gereinigt werden sollten. Der Himmel als eigentliches Seelenreich endlich ist eine Vorstellung, die in der wilden Religion selten vorkommt, dafür aber in der höheren die ausgedehnte Verbreitung gefunden hat. Ueber alle diese Punkte, wie über alle Dertlichkeiten, in die überhaupt das Jenseits je verlegt wurde, und über die Gegenden, von denen aus die Reise der Seelen zu dem Schauplatz ihres neuen Lebens ausgehen sollte, finden sich in Tulers Werke die sorgfältigsten Untersuchungen.

Die Antwort auf die Frage nach der Gestaltung des zukünftigen Lebens hängt von der Auffassung ab, die ein Volk von diesem selbst sich gebildet hatte. Man kann diese Auffassungen in zwei, auch geschichtlich gegen einander abgegrenzte Gruppen theilen, in die Fortsetzungstheorie oder diejenige die das Zukünftige nur als den Spiegel dieses Lebens aufsaugt, und die Irdischen Verhältnisse, in die eine Seele sich einleibt, für diese fortsetzenden läßt, und in die Vergeltungstheorie, die im jenseitigen Dasein die Ausgleichung des diesseitigen erblickt, in der die auf Erden vermißte Gerechtigkeit zur Geltung gelangt und Lohn und Strafe die Geschicke der Menschen leiten. Jene Auf-

fassung ist die der wilden Kultur, in der die animalischen Lehren als Wahrheiten gelten, die durchaus keinen auf das Leben wirkenden Einfluß beanspruchen, in der das Dasein eines Jenseits keinerlei Verpflichtungen für das Erdenleben bedingt. Unvermittelt, ohne daß eine Brücke von einer zur anderen hinüberzuführen scheint, läuft neben dieser auf höheren Stufen der Zivilisation die Auffassung von der ausgleichenden Gerechtigkeit des Jenseits einher. Während jene für dieses Leben wertlos und gleichgültig ist, enthält diese ein mächtiges, leitendes Motiv für unser Leben und ist im Laufe der Geschichte in der Erziehung des Menschengeschlechtes als eines der einflussreichsten Sittlichkeitsprinzipien thätig gewesen, eine Thatfache, durch welche die Kluft zwischen beiden Auffassungen sich noch mehr erweitert.

Auf der Grundlage dieser niederen Psychologie baut sich die Weltanschauung und Religion des Unitarismus auf. Sobald im Menschen als das eigentlich Treibende und Lebengibende die Seele betrachtet wird, erblickt der Mensch auch in den Vorgängen der Natur die Wirkungen persönlicher Seelen oder Geister und der Glaube an die Vorsehung der Natur wird zum Schlüssel für die Ursachen aller ihrer Erscheinungen. „Es scheint, als ob die Vorstellung von einer menschlichen Seele, einmal von dem Menschen ergriffen, als Typus oder Vorbild gehiet hat, nach welchem er nicht nur seine Ideen von anderen Seelen niedrigeren Grades, sondern auch von heiligen Wesen im Allgemeinen gestaltet hat, von dem wenigstens Elfen, der sich im hohen Grade kummelt, bis hinauf zum großen Geiste, dem himmlischen Schöpfer und Vater der Welt“ (110). Ja es giebt eine ganze Uebergangsreihe, an der die Verwandlung menschlicher Seelen in Dämonen oder freundlichen Geister ersichtlich gemacht werden kann, indem auf der einen Seite die Furcht vor den Seelen gewisser, sei es unbekannter oder im Leben bereits verstorbenen und gesuchter Todter die Vorstellung böser Geister, auf der anderen Seite die Hoffnung und das Vertrauen auf den selbst über den Tod hinausreichenden Schutz geliebter oder verehrter Personen die Vorstellung guter Geister erzeugt hat. Bei allen wilden Völkern können wir der Namensnennung, der Anbetung der Vorfahren begegnen und heute noch werden die Todten von der bei weitem größeren Hälfte der Menschen verehrt. Das Christentum hat im Heiligensatze eine andere Form der Totenverehrung geschaffen, die bei der Befestigung der alten Heidengötter die vortheilhafte Dienste leistet, indem „das System der spiritualen Arbeitheilung“ wie früher unter den Göttern jetzt unter den Heiligen walte.

Die Vorstellungen von der menschlichen Seele bieten der Schlüssel zur Erkenntnis vieler dunkler Gebiete des Volksglaubens. Wie die Seele unabhängig und frei in der Welt existiren oder auch zu vorübergehendem Aufenthalt in einen lebenden oder leblosen Gegenstand einzeln kann, so können viel auch die Geister. Diese Vorstellung führt zur Lehre von der Einföhrung der Geister, d. h. ihrem zeitweiligen Einzuge in einen bestimmten Gegenstand. Diese Lehre, wie sie hier und da Räthsel mancher sonst unverständlicher wilder Bräuche und Anschauungen lösen hilft und ihren wissenschaftlichen Erklärungsgrund bildet, war für den Wilden der philosophische Erklärungsgrund vieler Erscheinungen, die räthselhaft und unverstänlich seinem Geiste sich aufdrängten. Geister, die in den Leib einzichen, waren für ihn die Ursache der verschiedensten Krankheiten, wie selbst noch auf höheren Stufen der Kultur der Glaube an Dämonenbesessenheit, Kräfte und andere Verwundungen erklären hilft. In diese Gruppe fällt eine Reihe der düstersten und bedrückendsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte der Menschheit und wenn heute noch die Lehre von der Dämonenbesessenheit bei

der Hälfte des Menschengeschlechtes festgehalten und der Ritus der Teufelaustreibung „in der Kirchenordnung der griechischen und römischen Kirche bis auf diesen Tag“ geübt wird, so wird man ihre Verbreitung und Bedeutung auf früheren Stufen der Kultur begreifen lernen. Nicht etwa als ob in der Zivilisation das Verschwinden dieser Vorstellung in dem Aufstehen der Erklärungen begründet wäre, die einst jene Erklärung beizubringen, rein, „Hysterie und Epilepsie, Delirium und Maserie und ähnliche Störungen des Körpers oder des Geistes finden sich noch heute.“ Aber vor dem Andringen geschäftiger Erklärung durch die Wissenschaft muß, wie alle Verwissenschaftlichung und Verpersönlichung der Natur, auch die animistische Ausdeutung ihrer Erscheinungen weichen. Wie unsere Astronomie die animistische Weltanschauung verdrängt hat, so hat auch die moderne Pathologie die animistische zum Weichen gebracht, „das unmittelbare Wirken von persönlichen geistigen Wesen hat in beiden Fällen dem Walten der Naturgesetze Platz gemacht.“

Die Lehre von der Einkörperung der Geister wirft auf den Fettersinn der Wilden ein neues Licht. Wie der Wilde sich die Kraft zutraut, einen bösen Geist an einen bestimmten Ort zu bannen, so kostet es ihm nicht die geringste Anstrengung, in dem unbedeutendsten Gegenstande einen guten Geist einzukörpern zu denken, dem er Liebe erweist und Anbetung. Biewohl Töler hier mit der möglichsten Sorgfalt und Besonnenheit verfährt und auf dem dunklen, von Mißverständnissen aller Art arg bedrohten Gebiete behutsam Schritt vor Schritt macht, um ganz genau und kritisch die verschiedenen Entwicklungsstufen des Fettersinns zu bezeichnen, so kann man doch hier gerade die Gefahr der ethnographischen Methode, einen Zusammenhang zwischen moderner und wilder Kultur auf jede Weise herstellen zu wollen, klar erkennen. Leicht können hierbei nämlich menschliche Eigenthümlichkeiten, die von allem Fortschritt in der Kultur unberührt zu den verschiedensten Zeiten hervortreten, in einen ganz unbegründeten Zusammenhang mit alten Kulturstufen gebracht werden. Oder sollte es mehr als bloß künstlich und gezwungen herbeigeholt sein, wenn die englische Vorliebe für das Sammeln von Postmarken oder merkwürdigen Spazierstöcken auf denselben Grund, dasselbe Streben zum Wunderbaren zurückgeführt wird, das den Fettersinn hervorgerufen? Ueberausend klingt es, wenn die Theorien des zivilisierten Metaphysikers, der die Materie als den Träger unsterblicher, geheimnißvoll eingekörperter Kräfte hinstellt, als Rückfall in die rohen Vorstellungen der Wilden bezeichnet werden und wie ein Tiefblick will es für den Augenblick uns erscheinen, wenn die wissenschaftlichen Anschauungen, die Wärme und Elektricität als unsichtbare, in den Körpern wirkende Fluide betrachten, als Wiederholungen der, besondern Lehre des Fettersinns dargestellt werden (161). Und doch zeigt sich diese blende Bemerkung bei näherem Zusehen als jeder thatsächlichen Grundlage entbehrend, da schlechterdings nicht eingesehen werden kann, was jene Lehren der Wissenschaft, zu denen das subtilste Tralen und Abstrahiren sich genöthigt sieht, mit den unbegreiflichen Willkürlichkeiten des rohen und konkreten Denkens zu thun haben soll.

D. K.

Polen.

Adam Asnyk, ein polnischer Lyriker.

Wenn in unserer an Poesie armen Zeit ein Band Gedichte erscheint, pflegen wir ihn mißtrauisch anzublicken, denn es fehlt an Meistern, und über Anfänger sind wir doch längst hinaus.

Desto mehr auffallend ist es also, wenn in Umständen, die der Aufnahme von lyrischen Gedichten am wenigsten günstig erscheinen, eine Sammlung solcher Gedichte so enthusiastisch aufgenommen wird, wie es einer mit dem Pseudonym El...y*) geschickten erging.

Seit jeher erschienen hier und da in periodischen Schriften einzelne Gedichte, die theils durch ihren Inhalt, theils durch die Meisterschaft in der Behandlung der Sprache gewöhnliche Jugendversuche weit hinter sich ließen. Das Anfangs undrüberbringliche Geheimniß löste sich nach und nach und als Verfasser wurde nun Dr. Adam Asnyk genannt. Bald erschienen seine Gedichte gesammelt, in kurzer Zeit wurde — neue Seltenheit bei uns: — eine zweite Auflage erforderlich und bald befand sich dieses Buch auf jedem Büchertisch in Jedermanns Hand.

Nun ist es auch an der Zeit, das Werk des Näheren zu besprechen und den Platz zu bezeichnen, den sich unser Verfasser in der Plejade polnischer Dichter errungen. Ein polnisches Jahrbuch**), das den ersten festen Schritt aus dem Felde unserer Bibliographie gemacht und damit auch kritische Besprechung verbindet, nennt den Verfasser den ersten polnischen Dichter der Gegenwart und man fühlt sich gezwungen, diesem Urtheile die volle Gültigkeit einzuräumen. Der Dichter hat den gewöhnlichen Weg unseres jungen Dichterwaldes verlassen, hat sich von dem Stöhnen und Jammern der Kirchhofspoesie, die bei uns durch längere Zeit als ein Nachhall der Romantik vorherrschend war, frei gemacht und sich den Anforderungen der Zeit in so weit anbequemt, daß er die Menschen und Verhältnisse nimmt, wie sie eben sind, mit ihren Schwächen und Fehlern.

Wenn ein schnellsüchtiger Ton, ein subjektiver Wunsch hier und da zur Geltung kommt, so erklingt er wie leises Seufzen; El...y laßt zuweilen mit Thränen, schwingt sich zuweilen auf zum mächtigen Ausruf, sogar zu Fluch und Verdammung, aber den kräftigen Akkord bildet keine Dissonanz, er ist sich immer seines Zweckes bewußt.

Ob zwei Proben seiner Dichtung, die wohl die Schönheiten des Originals nicht wiedergeben können, da die sprachvolle, meisterhaft behandelte Sprache alle ihre Geheimnisse hier entrollt, allen Zauber gerüht, der in der Uebersetzung verloren gehen muß.

Küme der Jugend würde
Stürmischer Dreg!
Nicht Wein tränk' ich, deiner Blüde
Trank' ich den süßesten Trank,
Küm' sie gründe!

Da glüht mir vielleicht, süßes Leben,
Der Winne Sold!
Ich fühle die Wuth mir erbeben,
Ich sag' ich das Glück, so heil,
So rein, o mein Leben.

Nicht Sterne säß' ich, nicht Sonne,
Und nicht den Mond,
In deine Augen mit Sonne
Plich' ich, wo Liebesglück thronet
Strahlend wie Sonne.

*) Gedichte von El...y. Remberg, Karl Wilt, 1869. 2. Aufl. in 2 Bänden. Krakau, Nowosielski, 1872.

**) Stanislaus Gzarnowski. Jahrbücher, der Literatur, Kritik und Bibliographie gewidmet. Warschau 1872, 1878.

Des Tages Licht wär' ich verschmäh'n
Und Frühlingsschluß,
Um Liebe würde ich scheitern
Und fruchtlos an deiner Brust
Alles verschmäh'n.

Doch, leider, ich bin schon zu alt,
Dah einmal wieder
Ich werden könnt' der Gefühle Gewalt.
So bring' ich nur meine Lieber,
Denn ich bin alt.

Ich reis' mich mühsig von dir weg,
Strahlendes Wesen!
Zu stolz, daß ich mein Gefühl erlös',
Mit Sehnsucht, doch um zu genesen
Reich' ich mich weg.

Ich lasse nun, Mädchen, und trinke Wein
Gernschicht mit Thränen,
Und schau' dichter tief hinein
In meiner Jugend süßen Sehnen —
Und trinke Wein!

Ein so innig empfunden, mit solch harter Sehnsucht angehauchtes, ernstliches Gedicht hat wenig seines Gleichen in unserer Literatur und das Original steht den Schöpfungen anderer Literaturen in dieser Gattung an der Seite. Und aus der Umschwung, wenn der Dichter den engen Kreis der Erotik verläßt und höheren Ideen entgegenstrebt, wenn er als Apostel der Arbeit diese anempfiehlt und diejenigen heilt, die den Blick nur in die Vergangenheit, nicht in die Zukunft gerichtet, sich mit ihren Wunden drücken und nichts thun, um sie zu heilen.

„Ihr seid wie Vögel in der Wälder Kette
Und tragt die Fesseln mit Hülfsengel
Und legst Wunden klug, in euch zu brühen,
Mit Blut und Thränen Brot euch zu erwerben.

Ihr kennt eure Nichtigkeit, eu'r Stolz,
Denn steigt ihr in den Rader danken Grabes
Und wenn ihr Klagen hört eine Stimme
Dann ruft ihr: Wer schändet Grabesruhe?

Man muß klageln, Mittel mit euch fühl'n,
Ihr armen Krüppel, und den Tod euch wünsch'n,
Dah ihr das müde Haupt im Grate bittet
Und ohne Erben diese Welt verlaßt,
Im Tode werdet ihr die Zukunft sehen,
Dah ihr nun laßt seid — ohne Weiterleben!“

Solch derbe Wahrheiten, in so rücksichtsloser Weise sagte ein Dichter noch selten seinem Volke und doch kann dieses dem Hürnenkind nicht großen, — er sagt ja die Wahrheit, er ersäht das Uebel im Keime und zeigt es ohne Umschweife und Verschönerungen so, wie es ist.

Dieses Gedicht und andere dieser Art, wo der Dichter bald mit aufbrausendem Innern, bald mit bitterem Spott der Schwäche und dem zur Noth gemordeten Winkeln und Zimmern entgegentritt, strempelt sich zu einem politischen Dichter erster Größe und beweist, welch tiefe, allumfassende Erkenntnis, welche heisse Vaterlandsliebe, gepaart mit nüchterner Weltanschauung und innewegem Gefühl in seinem Herzen schimmert.

So ist das Buch seiner Gedichte einer brillanten Kassette ähnlich, in der sich die Lichtstrahlen mannigfach brechen und jedem Tropfen eine eigene Beleuchtung verliehen. Nicht zwei Gedichte sind einander ähnlich, nicht klingt ein Thema an andere an, jedes ist frisch und neu; man merkt, es ist eine gereifte Manneshand, die hier kritische Auswahl getroffen und nur wirk-

lich Gebiegenes gewählt, ohne sich vom gewöhnlichen Autoren-
dünkel in der Wahl beirren zu lassen.

Wenn wir jedoch den Gedichten im Verhältnis zu einander volle Selbstständigkeit einräumen, so sei damit nicht gesagt, als ob sie absolut alle wirklich in jeder Hinsicht Originalwerke wären und Originalgeanken enthielten. Wir rechnen es wohl dem Dichter für seinen Fleiß an, wenn wir sie und da Anklingen an Musset und Heine begegnen, jedenfalls muß aber diese Ähnlichkeit in Gedanken, Rhetorik und Ton hervorzuheben werden, da wir uns verstaubt fühlen, unsere El... dieser Dichtergattung einzureihen. Und eben die ganz originellen Gedichte sind es, die uns hierzu berechtigen.

Es blüht aus ihnen ein Herz hervor, das viel gelitten. Dieses empfunden hat, oft enttäuscht wurde, jedoch darunter nicht zusammengekauert ist, vielmehr in Feinden geklärt und geläutert männlichen Ernst gewonnen und höherer Liebe sich erschlossen hat.

Es ist eine ernste Dichternatur und zu wünschen bleibt nur, daß sie nicht verkrümme, sondern neben der ernsten Arbeit, der das El... y ergibt, wohl Zeit finden möge, des Herzens lebhafte Blüthen und fernherin zur Stärkung und Erholung zu reihen.

Im vorigen Jahre hat Dr. Adam Koenig ein Trauerspiel *Cola Rienzi* geschrieben, das verdienstvoller großes Aufsehen erregt hatte und bereits von der Bühne her und gedruckt dem Publikum bekannt ist, und das wir demnächst besprechen werden.

E. G.

R u s s l a n d

Die Sophien-Kathedrale in Kiew.

Ueber dieses älteste der russisch-orthodoxen Bau-Denkmalen welches fast unverändert aus dem XI. Jahrhundert erhalten ist, wird der archäologischen Wissenschaft jetzt eingehende Studien zu machen Gelegenheit geboten. Als von Kaiser Nicolaus I. in den vierziger Jahren eine Kommission unter dem Vorsteher des Grafen Scherzgej Straganow eingesetzt wurde, um ein umfassendes, Abbildungen und Text enthaltendes Werk über die Russischen Reichskathedralen zu publizieren, sagte man auch die Sophien-Kathedrale in das Auge. Die Kommission ließ 1843 durch den Akademiker Th. G. Scholzow Zeichnungen von den in der Kirche noch vorhandenen Reliefs- und Freskenbildern anfertigen. Allein die Herausgabe derselben unterließ aus irgend welchen Gründen, was von Allen, welche das aus den Bemühungen jener Kommission hervorgegangene Druckwerk, die ersten in Rußland ausgeführten chromolithographischen Tafeln, kennen lernten, bedauert werden mußte. Graf Straganow selbst ließ es an mahnenden Anregungen nicht fehlen und seiner Beharrlichkeit ist es zu danken, daß Kaiser Alexander im Jahre 1866 der Kaiserlichen Archäologischen Gesellschaft anheimstellte, die Veröffentlichung der Zeichnungen zu veranlassen.

Zu diesem Zwecke sandte die Archäologische Gesellschaft ein künftiges Mitglied nach Kiew, um in Gemeinschaft mit Herrn Scholzow an Ort und Stelle eine Verifikation der Zeichnungen vorzunehmen. Herr Scholzow selbst übernahm das immerhin verantwortungsvolle Geschäft. Man begab sich 1867 an das Werk, indem man die Umrisse der Reliefs- und Freskenbilder auf Copypapier durchzeichnete. Diese Zeichnungen wurden mit selbst Veranlassung ausgeführt, daß ihnen nur die Farben und Schatten der Originalbilder fehlten. Später ließ man sie in Petersburg in verkleinertem Maßstabe photographiren und diese Photographica

find der nunmehr begonnenen Veröffentlichung zu Grunde gelegt. Zur Ergänzung dienen genaue Pläne nebst Durchschnitt und Fassade, angefertigt von dem Akademiker A. J. Raszewski. Der Text ist aus der Feder des Herrn Strödelmeyer. Von dem Werke, dessen Titel in deutscher Uebersetzung lautet: *Altorthümer des Russischen Reiches. Die Sophien-Kathedrale in Kiew. Herausgegeben von der Kaiserlich Russischen Archäologischen-Gesellschaft* sind bis jetzt 3 Lieferungen (Petersburg, 1871—1873) erschienen; sie enthalten in 33 Tafeln Abbildungen von Mosaik- und Freskenbildern, theils in Umrissen, theils in Farbendruck, und außerdem 6 Tafeln Pläne u. s. w. Unter den Mosaikbildern zeichnen sich durch ihren Umfang aus ein Bild der Mutter Gottes und das des heiligen Abendmahls. Diese sind in Farbendruck wiedergegeben. Von den Freskenbildern verdienen besondere Erwähnung: Die Ausgiehung des heiligen Geistes, die Geburt der Maria, ihre Einführung in den Tempel, Maria am Brunnen, ihre Verlobung mit Joseph, ihre Begegnung mit Elisabeth, die Kreuzigung des Heilands, ferner die Darstellungen auf einem Plafond: Josua, Bileam vom Felsen gehalten und die Erscheinung eines Engels vor Zacharias, sämtlich in Umrissen. Im Uebrigen sind die Tafeln mit Heiligenbildern in großer Anzahl, meistens in Umrissen, bedeckt.

Die russische Literatur über den Gegenstand scheint bisher nur spärlich gewesen zu sein. Die „Russische Revue“ verweist auf 2 Werke: „Beschreibung der Kiewer Kathedrale und der Kiewischen Hierarchie“ von Metropolitian Eugenius (Kiew 1825) und „Beschreibungen von Kiew“ von A. Sakrowski (Moskau 1868), beide in russischer Sprache verfaßt.

Kleine literarische Revue.

— **Briefwechsel Schillers mit Körner.** Von allen Briefwechseln aus dem hinter und liegenden Jahrhunderte des großen deutschen Geistesausfluges erreicht keiner an abgeschlossener Schönheit das Interesse des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner, selbst den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe nicht ausgenommen. Denn der letztere ist, da die Freundschaft der beiden Männer spät anfang, allbald aber die Ueberhebelung Schillers an Goethes Bohnert zur Folge hatte und in der Wischenszeit durch zahlreiche Besuche unterbrochen war, im Großen und Ganzen nur ein Herüber- und Hinübergehen von Netzen. Die wahre Handlung liegt zwischen den Briefen in der mündlichen Unterredung der Freunde. — Auch diese Schiller, in vielen Fällen sonst vielleicht der widergebte, jedenfalls zum Briefschreiben, wozu eine ganz eigene Veranlagung gehört, ein besonderes Talent. Vielleicht entkamen seiner Feder die besten Briefe, die je ein Deutscher geschrieben hat. Drittens aber, und das ist die Hauptsache, die diesem Briefwechsel eine ganz besondere Wichtigkeit verleiht, ist die Freundschaft zwischen Schiller und Körner ohne jeden literarischen oder gesellschaftlichen Zusatz aus rein entgegengebrachter und ebenso rein erwiderter Verehrung früh entstanden und hat 20 Jahre lang bis an Schillers Tod gedauert. Dabei ist es den Freunden nur einmal und nicht auf lange vergönnt gewesen, an einem Orte zu wohnen, und das war in Schillers glücklichster Zeit. An der Zugenpode, in welcher Körner heiratete und Schiller in der Nähe der Braut- und Eheleute wohnte, lebte das Empfindungsvermögen beider Männer lange, und es ward ihnen zum Bedürfnis, alle wichtigen

Ereignisse ihres geistigen Lebens zu besprechen. Als Dritter trat dann später Goethe selbst in den Bund ein, und sein Ansehen durch Schiller vermitteltes Verhältnis zu Körner wurde endlich, namentlich als beide den zu früh heimgegangenen Schiller beklagten, zu einer innigen Beziehung, bei der auch Theodor Körners junger Ruhm und tragischer Heldentod nicht wenig mitwirkten. Goethe reiste nicht einmal nach Karlsbad, ohne die Eltern in Treben tröstend zu besuchen. Körners Nachrichten über Schillers Leben fand durch Goethes Hand gegangen und erst der Tod beendete alle diese schönen und ohne jeden Goldmuth, ohne jede störende Leidenschaft innig begründeten Verhältnisse.

Dem Unterzeichneten war es erfreulich, bei der nothwendig gewordenen neuen und sehr schön ausgestatteten Ausgabe des Schillerschen Briefwechsels mit Körner zu sehen, daß der hochverehrte und gelehrte Herausgeber, kein geringerer als Karl Goedeke, ein besseres Verwerth für die Briefe nicht finden konnte als das, welches der Vater des Scheiters vieler Jellen, der Buchhändler J. C. Hoffelt, schon vor mehr als 25 Jahren der zunächst von ihm gedruckten und geschätzten Sammlung voran schickte. Ein Pflegejohn Körners hatte die kostbaren Briefe in treuer Pietät bewahrt und vor allen Anfechtungen gerettet. Deutsche Herzöge, englische Autographensammler, wunderliche Leute aller Art, die im Stande sind mehr zu zahlen, als Bibliotheken und Buchhandlungen, hatten diesem Schätze nachgesehen. Soll doch ein Lord darunter gewesen sein, der die ausgesprochene Absicht hatte, die Briefsammlung in einer veredelten Ausgabe aufzubewahren, deren Oeffnung er erst nach seinem Tode erlauben wollte. Der Eigentümer der Briefe, Herr Ulrich, wußte, was er seinen Vorkunden schuldig war, und gab die Briefe in den deutschen Buchhandel, wo sie denn von den Besten der Nation held gewürdigt wurden. Ordere Leserfreude müssen sie sich aber, da erst jetzt die zweite Auflage nöthig wird, gleichwohl nicht erwerben haben. Bei der zunehmenden Richtung des Volkes auf Vererbung in die eigene Vergangenheit werden die Briefe das werden, was sie längst hätten sein sollen, und dazu wie die schöne Ausstattung, werden Goethes Anmerkungen und Zusätze beitragen. Ob er nun auch wirklich alles das zugeführt hat, was vor 25 Jahren in einer dem Leben der Korrespondenten weit näher stehenden und überdies sehr rücksichtsvollen Zeit unterdrückt wurde? Ob sich das Alles hat widerstanden lassen? Mußte man damals doch um des noch lebenden Alexander von Humboldt willen, den Schiller sehr ungerecht beurtheilte, an dessen künftige Größe er nicht glauben mochte, vielerlei weglassen, was heute ungeschätzlicher Besitz gedruckt werden kann. Auch um des Professor Huber willen blieb das ganze Verhältnis von Körners Schwägerin um alten Huber unaufgeklärt. Vielfache Veröffentlichungen, unter anderen das Buch *Karoline von Walz* haben Licht über das Dunkel der Zeiten verbreitet, aber es ist fraglich, ob in den Originalbriefen nicht noch mehr zu finden gewesen wäre. Wo die Originalbriefe hingerufen sind, darüber weiß der Unterzeichnete, der den Verhältnissen so nahe gestanden hat, doch kaum mehr als eine Zeige zu erzählen. Die Buchhandlung Zeit u. Comp. hatte ein Verkaufsrecht auch auf die Originalbriefe, die ja trotz des Druckes ihren hohen Autographenwerth behielten, mit 24stündiger Frist. Ein Autographensammler mußte sich in Besitz eines Briefes zu setzen, der die Geldentmachung des Verkaufsrechtes verlangte, und präfixirte denselben am Silvesterabend des Jahres 1848 in das Geheftblätter, aus welchem sich das Personal bereits entfernt hatte, und wo dieser Brief über Neujahr weg lag. Als der Brief am 2. Januar Morgens gefunden wurde, war die Frist

abgelaufen und das Manöver gelungen. Worin Veit wollte sich dieser, von J. Roewenberg verübten Anfechtung nicht mehr recht erinnern, sein ärgerliches Lachen gab aber zu, daß die beiden ehrenwerten Seel sich hatten von einem Abenteuerer dupiren lassen. Wo nun die kostbaren Originalbriefe hin sind, wäre interessant, zu erfahren. Sollte es Karl Goedeke, sollte es die jetzige Firma Veit u. Comp. wissen, so wäre es der Mühe werth, in der Vorbemerkung des zweiten Bandes ein Wort darüber zu veröffentlichen. Daß aber die Buchhandlung, die nun bald ein halbes Jahrhundert besteht und in dritter Hand ist, nach wie vor ihrem alten Purseu treu ist, dem Vaterlande das Beste zu begeben und zu pflegen, kann den Erben ihres Begründers nur mit heßer Freude erfüllen.

E. Lehfeldt.

— Von dem neulich besprochenen Fürst Pücklerschen Namias *) ist ein neuer Band erschienen, bei dem dieses Mal die den Nachlass austragende Henne kein Weizenkorn, sondern Spreu gegeben hat. Gleichgültige Briefe, die uns nichts angehen, Familienangelegenheiten, die uns wenig interessieren, und eine Korrespondenz des allerschwach gewordenen Herrn mit Ludmilla Küling selbst, in welcher dieser in einen unangenehm sichtlich aufgeregten Ton der Liebe zur Herausgeberin verfällt, der mit Goethens Christenwandlung so wenig Ähnlichkeit hat, als Theerischwehen mit Sonnenschein!

— Der Druidismus im Mittelalter. In einer soeben in französischer Sprache erschienenen Broschüre **) gleicht uns der Verfasser die Geschichte eines Aberglaubens, welcher eine erstaunliche Lebenskraft und Zähigkeit bewiesen hat. Glaubt man die Druiden zu Tausenden hingschlachten lassen; Wogastan schmerzt, den Druidismus im Blute seiner Anhänger zu ertränken, und trotzdem hat dieser Kultus nie und das römische Kaiserthum um Jahrhunderte überdauert, hat sich, als das Selbstenthum längst vom Christenthum überwunden war, zur Verzeihung der Bischöfe, gegen alle Erlasse der Könige behauptet. Im sechsten Jahrhundert leistete er den Reiter der Kirche denselben Widerstand, welchen er den Christen der römischen Kaiser entgegengekehrt hatte.

Der Verfasser der Broschüre weist mit großer Klarheit nach, welche Umgestaltungen bei all dieser Zähigkeit der Druidismus erlitt. An die Stelle der erlesenen Priester und Priesterinnen traten gewöhnliche Zauberer und Hexen, welche in der Nacht beim Mondschine ihre Versammlungen hielten und all ihren Aufzug trugen, der unter der Bezeichnung Teufels- oder Hengstbath im Mittelalter so berüchtigt war. Die wenigsten tief greifenden Veränderungen erlitt der Druidismus in Frankreich, Dänemark und Irland; in Süddeutschland und der Schweiz dagegen wurde er völlig korrumpirt durch die mystischen Traditionen und ertöthlichen Zeremonien der Slaven und Letzteren; in Litthauen nahm er eine dem Spiritismus ähnliche Form an; in Schweden verankert er in groben Materialismus. In England im Gegentheil erhielt er sich am längsten in seiner Reinheit. Hier bewahrten die Barden die Mysterien des Geistes und noch im zwölften Jahrhundert empfand, wenn man den Hebelleserungen der alten Gesänge trauen darf, in Wales Dmwele, die druidische Ceres, die Huldigung von Königen. Geschichtlich nachgewiesen ist freilich, daß die keltischen Könige den Druidismus verfolgten. Die normannischen Eroberer, welche alle alten Institutionen ausrotteten bemüht waren, gingen noch weit feindseliger gegen dieses Ueber-

bleibsel einer grauen Vorgeit zu Werke, konnten es aber so wenig ausröthen, daß Spuren davon sich noch im vorigen Jahrhundert finden.

So umfassende Wissen der Autor in seiner Schrift an den Tag legt, so wenig Kritik beugt er, da er dem Begriffe des Druidismus eine durchaus unzulässige Ausdehnung giebt. In Dänemark und Litthauen z. B. gab es nie Druiden, sondern nur bei den keltischen Völkern.

Sprechsaal.

In einem bei Otto Janke dieser Tage erschienenen Heften sind Maurus Jozals Reisebriefe von Pest nach Berlin aus dem Februar und März d. J. in deutscher Sprache herausgegeben. Einzelnes, aber nicht das Interessanteste hatte die Runde durch viele Journale gemacht; die kleine Sammlung giebt aber jetzt von dem Briefsteller das Gesamtbild, daß er ein fester, früher und mit einem Wort ein prächtiger Kerl ist. — Auch die gegen unser Blatt geübte Freundlichkeit erwidern wir dem berühmten Dichter gern, und wenn es als höchstes Lob für Wißnand nichts Geringeres zu sagen weiß, als daß er ausdient, wie ein alter ungarischer Woge-Gespan, so können wir verkünden, daß Jozal auch und als ein trefflicher Mann erschienen ist, von dem wir nichts Besseres zu sagen wissen, als daß er anse haat einem deutschen Professor gleicht, überragt aber auch eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Kerligen, der Haglen nun leider aus verirrtem Zeit Reuter nicht verleiht, nur daß der Ungar zu etwas feinerem Thone gemacht ist, als der Meßlenburger.

Die bereits oft von uns rühmlich erwähnte La Plata-Monatschrift erzählt, daß auch dort die zeitigsten Streitigkeiten unter den Deutschen wie im Mutterlande diskutiert werden. Daß der von Deutschland angenommene Kampf mit den Jesuiten eine Weltbedeutung besitzt, werden viele Liberalen im Auslande immer noch nicht erkennen, dagegen wissen die Dunkelmänner toll zu schätzen, was für sie auf dem Spiele steht; und so findet man, daß allüberall, wo Jesuiten herrschen, gegen die Verkämpfer der intellektuellen Freiheit gewüthet und gehetzt wird. Einen Satiriker zu dem schrecklichen Drama in Klüßgen entwerfen wir nach der La Plata-Monatschrift, den in Balparaiso (Chile) erscheinenden „Deutschen Nachrichten“ vom 15. März; derselben schreiben: Von einem Augenzeugen wird uns mitgeteilt, daß die Jesuiten in Puerto Monti kürzlich ein berecktes Zeugnis dafür abgelegt haben, wie aufmerksam sie der Entwicklung der Dinge in Deutschland feigen. Zur Auszeichnung ihrer neuen Kirche haben sie nämlich ein Gemälde anfertigen lassen, das Jesu feuer darstellend, und in demselben braten und schmoren keine Geringeren als — Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck und Kultusminister Jozil. Die Klammern sind mit besonderer Sorgfalt recht blutig reth gemacht — es muß den gottgefälligen Herren das wahre Wohlthun sein, in ihrer Phantasie sich die Qualen vieler hochgestellten Keher auszumalen.

Verleihung. In Nr. 29 ist bei der Beisprechung von „Geschichte im Gedichte von Löwenstein“ als Verleger Jache & Brind in Wien angegeben, während das Buch bei Wetzelski & Schwieger hier erschienen ist.

Für die Redaktionen verantwortlich: Dr. Gernig in Berlin.

Verlegt von Frh. Dmwele's Verlagsgesellschaft (Gernig und Gernig) in Berlin, Wilhelmstraße 46.
Druck von Georg Reuter in Berlin, Franzische Straße 11.

*) Berlin, Detzsch und Schwegler, 1874.

**) Le Druidisme en moyen age von Barghon Fort-Milon, Paris, Librairie générale.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Ltr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 1. August 1874.

[N^o. 31.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Eilfjährige Lebensbilder aus Mülhausen. 445. — Die Sage vom „Weißen Juden“. 446. — England. Die Anfänge der Kultur. IV. (Schluß) 447. — Frankreich. Eine Vertheilung des Marichalle Bajazet. 449. — Frankreich in der Revue des deux Mondes. 451. — Ungarn. Eine magyarische Stimme über den Materialismus. 452. — Schweden. Denzil Iben und sein dramatisches Werk „Brand“. 454. — Amerika. Die Aufsichtsräthe von San Francisco. 456. — Südamerika. Das Kaiserreich Brasilien auf der Wiener Welt-Ausstellung von 1873. 457. — Neue literarische Revue. Historiologische Briefe für Gedichte aller Gattungen. 458. — Kaiser's Reichslist zum Jahrsabscluß. 458. — Jährliche statistische Tafel. 458. — „Leb und Lust“ von Albert Salzmiller. 458. — Spanien. Wegen die Erhöhung der Eisenbahntarife. 459. — Das alte Catania. 459. — Unser unermüdlicher J. Sturz. 459.

Deutschland und das Ausland.

Eilfjährige Lebensbilder aus Mülhausen.)

Die Verfasserin von zwei Bändchen „Eilfjährige Lebensbilder“, welche in Nr. 32 des „Magazin“ vom 12. August 1871 von uns rühmend besprochen wurden (und in der Bearbeitung des talentreichen Geschichtsschreibers Rousseau-Saint-Hilaire als „Légendes d'Alsace“, Paris 1867, auch der französischen Literatur angehören), hat am Anfang dieses laufenden Jahres 1874 ein drittes Bändchen hinzugefügt, dessen Inhalt unter dem Titel: „Drei goldene Hochzeit“ aus der Chronik ihrer eigenen Familie geschöpft ist. Fräulein Spörlein, dies ist der Name der frommen, geist- und gemüthvollen Erzählerin, stammt aus einem der vornehmsten und achtbarsten Patriziergeschlechter der alten Mülhausen, schon ihre früheren Mittheilungen waren nämlich um diesen patriotischen Mittelpunkt gruppiert, noch näher jedoch, nämlich ganz unmittelbar, schließt sich der Stoff des vorliegenden „Sittengemäldes“ von drei Generationen an die neueren Schicksale ihrer Vaterstadt an. Mülhausen, damals ganz protestantisch und juinghalianer-reformiert, war bis Januar 1798 eine unabhängige der schweizerischen Eidgenossenschaft (seit 1515) zugewandte Republik. In diesem kleinen Freistaate, welchem außerhalb der Stadtmauer nur noch die Dorfschaften Mäh und Metenheim zugehörten, war gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Großvater der Verfasserin Bürgermeister und ihr „Großvater“ mittlerer Stelle zu derselben Zeit Stadtschreiber, d. h. was man in Norddeutschland Stadthofmeister nennt.

Mitglied einer durch die amtlichen Stellungen ihrer Häupter so hervorragenden Familie, konnte die Erzählerin demnach die Sitten der herrschenden Klasse des alten Mülhausens aus lebendiger Anschauung schildern, um so mehr, als die Familie auch in den ersten Tagen der französischen Herrschaft ihren Vorrang behauptete, denn der älteste Sohn ihres väterlichen Großvaters, ihr Onkel „Anton“ Spörlein ist erster Maire der Municipalität Mülhausen gewesen. Für die Tüchtigkeit, Frömmigkeit

und Sittenstrenge der alten Bürgerstadt ihrer Vaterstadt legt das edle Fräulein glänzende Zeugnis ab; kernhafte Charaktere, Bürger und Rathsherren vom alten Schrot und Korn, waren diese Leiter des kleinen Freistaates, etwas einseitig in ihrer reformirten Rechtgläubigkeit, aber deutsch und bieder, trenn wie Geld in ihrem Vorn, gehorcht dem Gesetz, eifrig im Wohltun und ihre Frauen Muster in allen häuslichen Tugenden, voll Herzeneinsicht und tiefinniger Gemüthlichkeit, erfolgreiche Pflegerinnen des praktischen Christenthums, fern von harter Bigotterie und liebloser Verfeinerung Aberglaubens. Dies ist der Geist, in welchem die Verfasserin (ohne übrigens die Geschlechtsnamen zu nennen) ihre Familiengeschichte geschrieben hat. Man merkt, daß sie selbst mit Leib und Seele dem Kreise angehört, dessen Lebenserfahrungen, Denk- und Gefühlweise sie schildert. Allerdings sind die einzelnen Skizzen nur lose verknüpft, die Verfasserin hat nicht so gedrungen und einheitlich gearbeitet, als in den zwei vorangegangenen Bändchen, häufig hat sie eben nur ein Mosait aus Tagebüchern geliefert, allein der treuherzige Ton ihrer Darstellung hilft über die Bruchstücke leicht hinweg, ihre Schreibart ist viel zu anspruchlos, als daß man die Anforderungen größerer Planmäßigkeit oder gar den Mangel statistischer Freiheiten geltend machen könnte. Fräulein Spörlein schreibt, wie ihr Herz es ihr eingiebt; wo die Saite des Herzens angeschlagen wird, da ist die Stärke ihrer Feder, da fließt der Strom ihrer Worte frisch und angezwungen in warmer Lebendigkeit, und ihr ganzes Mädeln ist so eine Herzensergießung aus edelm, tief und wahr empfindenden Frauengemüth! Von dem Besten ihres Inneren, von ihrem Seelenheilthum theilt sie mit, aber mit jener garten Zurückhaltung, welche den schönsten Charakterzug der Weiblichkeit bildet. Obgleich die Erzählung bis zum Jahre 1816 hinabreicht, erfahren wir von den persönlichen Erlebnissen der Verfasserin nur Einzelnes aus ihrer frühen Jugendgeschichte, der Schwerpunkt ihrer Mittheilungen ruht überall in den Schicksalen Derjenigen, welche ihr für ihr Leben die Vorbilder in allem Guten gewesen sind.

Innerhalb des gedachten Zeitraumes hat die Verfasserin die wichtigsten Ereignisse aus der Ortsgeschichte Mülhausens recht ansprechend eingezeichnet. Daß man im Januar 1798 mit schwerem Herzen und nur der Nothwendigkeit der Umstände, namentlich der von Tag zu Tag immer drückender werdenden, die Stadt immer enger einschließenden Zellperrn nachgebend sich Frankreich überantwortet hat, wird in ergreifenden Zügen dargelegt, und wie die besten Gemüthsmänner bezugen, genau nach dem wirklichen Sachverhalt, das Fest der Vereinigung mit der großen Revolutions-Republik, das am 15. März 1798 stattfand, ebenso wahrheitsgetreu erzählt, wobei eine kleine Dosis seiner Ironie, welche sogar französische Darsteller desselben Vorgangs (z. B. der Appellations-Justizrath Paul Huot in seinem buntdruckigen Buche „Des Vogues au Rhin“ nicht haben unterdrücken können, dem Ernst des Eindruckes keinesweges zum Schaden gereicht. — Interessante Einzelheiten aus den Familienchroniken werfen düstere Schlaglichter auf die Tragfälle, denen das Elend in der Periode der Niederlagen Napoleons I., zumal unter den Kriegslasten der österreichisch-russischen Invasion, preisgegeben war. Als treue Freunde, Helfer und Beräther ihrer Mitbürger treten die Häupter

*) Eilfjährige Lebensbilder, Drittes Bändchen. Drei goldene Hochzeiten. Ein Sittengemälde aus der Familienchronik. Basel 1874. Verlag von Felix Schwabers Buchhandlung (Moll's Verlag), VI. u. 256 Seiten. 8.

der Familie der Verfasserin hervor. Aber sehr bemerkenswerth ist auch zugleich, daß derselbe Geist derselben Pädagogik und Nächstenliebe, welcher ihre Darstellung durchweht, damals in der katholischen, wie in der protestantischen Umgegend Mülhauens der herrschende war. In der Freundschaft des Hauses Spörlein vertragen sich zu Mülhausen wie in dem Nachbardorfe Rixheim, dessen große Tapetenfabrik in der ehemaligen Tentschberrn-Komturei Eigenthum eines Verwandten war, Zwinglianer, Lutheraner, Katholiken und Freidenker mit einander, die positiv christliche Grundstimmung dieses Kreises that dem keinen Eintrag. Als eine der braven Frauen aus der Familie, Elise F., die junge Gastin eines evangelischen Predigers, im Mai 1818 gestorben war, ließ der greise katholische Pfarrer Braun von Rixheim, während der Leichenwage den Sarg von dort zum Begräbniß nach der Stadt führte, das Glockengeläute seiner Pfarrkirche spielen, zum Zeugniß, daß der katholische Priester die Genennung einer streng protestantischen Familie beschadete und in Übereinstimmung

So dachten die Verehrer von Konrad Pfeffel, dem blinden Fabeldichter von Colmar, und von Friedrich Oberlin, dem berühmten Pfarrer im Steinthal! Trautwein v. Belle.

Die Sage vom „Ewigen Juden“.

Friedrich Heibig hat die poetische Wandlung und Fortbildung jeder Sage zum Gegenstand einer interessanten Studie gemacht, die in der Sammlung von Birkow und Hopfendorfer, als 196. Heft erschienen ist. Von der Hausflage, die ihr in vieler Beziehung verwandt ist, unterscheidet der Verfasser die vom Abadver sehr charakteristisch dahin, während durch die Hausflage das ein Zug, ein Gedanke, eben der Hausflage geht, wir bei den verschiedenen theils ererbischen, theils selbstständigen dichterischen Bearbeitungen der Sage vom Abadver den ursprünglichen Gedanken mannigfach gedeutet antreffen, nach Aherhand, oft großartigen Gesichtspunkten erweitert, mit andern Ideen und Personen verknüpft. Auch ist die Sage vom Haus, wie sie von Hause aus eine deutsche war, auch, mit deutschem Geiste wesentlich zusammenfassend, deutsch geblieben, während die Mische vom ewigen Juden eine kosmopolitische ist, wie denn auch Abadvers Figur selbst sich zum Vertreter der ewig ringenden, ewig sich neu gehörenden Menschheit erweiterte. „Dabei ist es aber doch wieder der deutsche Geist, welcher im vorzüglichem Grade diese Sage kultiviert und mit höheren Gesichtspunkten versehen hat und das bis in die neueste Zeit herein, die gerade einige hervorragende Bearbeitungen aufweist.“ Heibig erörtert nun zunächst die ursprüngliche Sage, die man wohl mit wenig Berechtigung auf (v. Joh. Kap. 21. zurückführen will. Nämlich taucht die erste Spur derselben in der von dem englischen Chronisten Matthäus Parisiens herausgegebenen *Historia major* auf. Danach soll ein armenischer Bischof die Erzählung nach England gebracht haben, daß in Armenien ein Mann noch lebe, der Jesus gesehen habe; dieser, Karapaphas mit Namen, sei Pförtner bei Pontius Pilatus gewesen, habe Jesus, als er durch das Thor des Palastes ging, mit der Faust in den Rücken geschlagen und spottend zu ihm gesagt: „Weß bin, Jesus, immer geh schneller, was ärgert Du?“ Darauf habe Jesus gesagt: „Ich gebe und du sollst warten, bis ich wiederkomme.“ Dieser Mann werde alle hundert Jahre ohnmächtig, dann wieder gesund, lebe wieder auf und komme in das Alter, in welchem der Herr zu seiner Lebendigkeit gekanden; jetzt

sei er Christ, wohne gottesfürchtig in Armenien und warte auf Jesu Wiederkunft, von dem er im jüngsten Gericht Gnade hoffe. Den hellen dieser Sage sah der Dektor der heiligen Schrift und Bischof von Schleswig, Paulus von Egen 1542 in Hamburg während der Predigt darauf gegenüber der Kangel sitzen; Egen will dann weiter nachgeforscht und gehört haben, er sei ein in Jerusalem geborner Jude Abadver, ein Schuhmacher, der einst am wildesten das „Kreuzige“ gerufen. Als Christus auf seinen Todessänge von seinem Haus vorbeigekommen, habe er alle Hausgenossen herbeigerufen und selbst sein eignes kleines Kind auf den Arm genommen, damit Alle sich an diesem Anblick weideten. Dann habe er, als Jesus raffen wollte vor seiner Thür, ihn von der Schwelle getrieben und der Heiland habe sein: „Ich will allhier stehen und ruhen, du aber sollst gehen bis an den jüngsten Tag!“ gesprochen. Seit dieser Zeit wandele Abadver ruhelos durch die Welt. „Dieser Bericht“, sagt Heibig, „den Paulus Egen mündlich seinen Schülern erstattet und den Eimer von diesen, Christofleus Dädalus, 1564 zu Druck befördern ließ, bildet den Inhalt des Volksbuchs vom Ewigen Juden, das als solches in erster Ausgabe „gedruckt in diesem Jahr“ 1602 zu Leiden erschien.“ Von jetzt taucht Abadver oft auf, in den Niederlanden unter dem Namen Jaak Vagueram; in Spanien trägt er eine schwarze Wunde auf der Stirn, mit welcher er ein flammendes Kreuz bedeckt, das sein Gehirn ebenso schnell als es wachst, wieder verzehrt. „Die Sagenperson des ewigen Juden ist somit existent geworden, und tritt ihre Wanderung durch das Reich der Poesie an.“

In glücklichster, aber erhabener Weise schildert ihn der unglückliche Dichter Chr. Fr. Daniel Schubart in seiner bekannten Naphodie mit dem verführenden Schluß, nachdem Abadver vom Hölz der Teilen Karmel in die Tiefe gestürzt: „Er sank, ihm Hang ins Dör, Nacht deckte seine kranken Augenlider. Ein Engel trug ihn nieder ins Gefäß. Da schlief nun, sprach der Engel, Abadver! Schlaf süßen Schlaf! Güt' ernt nicht ewig!“ Bedenkender als Aloys Schreiber's Palladenheit Abadver, der schließlich durch den Glauben vom Juch des genußlosen Dahinwärmens erlöst wird, ist der tieferwachte Ewige in W. Müller's Wanderliedern, der in seinem Leid ausruft:

O Mensch, der du den Eul vollbracht
Und gehst ein zu tödlich Nacht,
Ver, es du thust die Augen zu,
Für mich um eine Stunde Aus!“

Für die elegisch-gemaltige Stufe venant ist der Jude der ruhelose Wanderer auf der Halde, mit greisen Locken, tiefgesunken, sohem und kaltem Antlitz, langem Silberbart, in dunkler Hölle der glühende Augenstern, der den Hirten „die düstere Philosophie des Welt Schmerzes“ entwickelt, während Schlegel sich ganz an die alte Sage anlehnt und Goethe, der ihn ursprünglich zum Helden eines Epos machen wollte, in dem „die hervorragenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte zur Darstellung kamen“, und zugleich die Figur des Jakob Morthet ihm näherte, in seinem Gedichte nur den wohlbegüterten „Züchter zu Janda“ schildert. — Die erste greifbare Behandlung findet „Abadver“ in Meissens 1838 erschienenem epischen Gedicht, in dem er, nachdem drei Wundererfahrungen ihm verronnen, ohne daß er glauben gelernt, den Kampf mit Christus aufnimmt, im Namen aller Kräfte und Gewalt, aller Zeugen, aller Schmerzen, vergessener Thronen und vergessenen Bluts, gebrochener Seelen und zertrümmter Herzen.“ Und Christus nimmt ihn auf: „Zwischen beiden wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis, das allerletzte Weltgericht entschieden.“ — Eugen Sue's Roman Abadver ist besond-

interessant um seiner Vereinigung mit Herodias willen, die einst das Haupt Johannis des Täufers um einen Tanz begehrt, und nun sein Verhängniß theilt, gleich ihm dem Hinde der Ruhelosigkeit verfallen. Dieser Geschehener Khasder mit dem traurigen Gesicht, dem gesenkten Haupt, den in einer Linie zusammengehängenen Augenbrauen, unter dessen Hühnchen sich ein Kreuz aus sieben Nägeln befindet, dessen Synt sich im Boden abdrückt, und an dessen Schritte sich die Cholera kauft, tritt nicht in Gegensatz zum Christenthum, wie jener Moses; er macht vielmehr den höchsten Vergleich, sein: „Liebet Euch einander“ zu seinem und seines Geschlechtes Wahlspruch und tritt damit in Opposition zum jüdischen Christenthum, zum Priestertum des Hoses, zum Orden der Jesuiten. Diese erscheinen als die Nachkommen der Pharisäer. — Kehnlich macht Ludwig Köhler in seinem Gedichte: „Der neue Khasder“ diesen zum Propheten der Freiheit, der nicht herben kann,

„Es einst der Freiheit gelbkorn Frühlingsmorgen
Das Licht erweckt, das noch in Nacht verborgen.“

Unbedeutender ist Franz Horns Novelle „Der ewige Jude“; in jüdischer Uebersetzung mit der Grobtheits Auffassung, Theodor Delfers „Prinzessin Marie von Oldenhoff oder der ewige Jude“; ansprechend und innig die Khasder vorführende Epikose: „Die drei Freier“ in Fern Schindigs Roman: „Der Baernfürst“ (1851). Nach Horns Novelle hat August Klingemann sein Trauerspiel Khasder geschickt, dessen Titelrolle der große Ludwig Terent mit Vorliebe gespielt hat. Voller erhabener Gedanken ist Khasders Gedicht; ihm ist er in seiner ganzen Bedeutung „der Engel des Zweifels“, der zur Erde herabergelassen, zur selben Stunde mit Christus geboren, als Mensch den Namen Khasder führt, als ein Uebler des Menschenseins gleichzeitig mit dessen Entwicklung wächst, die nach Jahrhunderten es in Kraft und Wahrheit dem Himmel zuführt. Dann kehrt auch er zum Himmel zurück. Es lag vor Allen ist mir interessant in Andersens Helden: „es ist hier nicht der Unglauben an sich, der Atheismus, es ist vielmehr der harte Judenthumb, das Judenthum, das sich hier zunächst in Gegensatz stellt zum Christenthum, der Glaube an die Zukunft des Reichs Davids, an die Erscheinung des Messias im Sinne des alten Propheten.“ Als solchen Judenthumb führt ihn nämlich — dies sei den von selbst glühenden Worten hinzugefügt, — jetzt neuerdings auch Hans Herrig in seinem gewaltigen Drama „Jerusalem“ in die Handlung ein, als letzten verzweifeltsten Kämpfer um Israels Macht, der gläubig des Messias harret und vor dem hereinbringenden Christenthum weichen anernzt:

„Und will auch I hier weinen Alg begliten,
Ich bleib e Jude, wie ich hier gewies.“

die Stimme eines alten Christen aber erschallt hinter dem Verhängenden: „Der ewige Jude!“ — Es erübrigt nur noch zwei Dichter zu nennen, Heller, der in seinen „Wanderungen des Khasder“ ganz Andersens Erbschaft antritt, und Hamerling, der in dem wunderbar ergreifenden Epos „Khasder in Rom“ schließlich den Ewigen Juden charakteristisch als den Erstgeborenen der Ungeliebten, des Erschaffenen, das erste Menschenthum, den ersten Hebeln, Kain, den Mörder seines Bruders, der den Tod in die Welt gebracht, und den nach der Tod zum Tode verschont, aber auch — zur Strafe! Dieser Khasder ist der ewige Mensch, der qualvoll immerdar lebende, strebende, ringende Mensch! — Diese Gedanken des ewigen qualvollen Kampfes der Menschheit sind es also, die, wie Heilig schmerzhaft ausführt, das Khasdenthum bezeichnet; in der Fortentwicklung der Sage spiegelt sich gleichsam die Fortentwicklung des menschlichen Geistes ab, der gleich

ihr die Stationen des Muths, des Glaubens, des freien Denkens durchzuleben hat.“ So steht an die Figur des Ewigen Juden menschlich sehr nahe, und noch lange werden wir ihm in unserer Literatur begegnen, schweigend dahinschreitend in großen, tapferen Schritten, nicht rastend, noch ruhend, nur wandernd — weiter — weiter — weiter — —
Friedmann.

England.

Die Anfänge der Kultur.

IV. (Schluß.)

Sorgfältig und feinkörnig scheidet Taylor vom Jettischiemus und dem Kley- und Steinbild die Idolatrie oder Bilderverehrung aus und widmet ihr eine besondere Betrachtung. In dieser Gruppe von Vorstellungen und Wägen war besonders darauf zu achten, ob das Bild, der Höhe nur als Symbol oder als selbstthätiges, belebtes Wesen angesehen wurde. In der Bilderverehrung auf der Stufe der Zivilisation ist freilich jede Spur von Eingebung der Geister verschwunden, wie überhaupt die animistische Geisteslehre im Aussterben unter den Kulturvölkern begriffen ist, aber auf früheren Stufen waren die Beziehungen und Uebergänge zwischen Jettischiemus und Götendienste so zahlreich, daß sie kaum den einander zu trennen waren. Taylor weist an den Wörtern und Ausdrücken, die Geist und Geistiges in unseren Sprachen bezeichnen, die Spuren des Animismus und Götendienste so zahlreich, daß sie kaum den einander zu trennen waren. Taylor weist an den Wörtern und Ausdrücken, die Geist und Geistiges in unseren Sprachen bezeichnen, die Spuren des Animismus und Götendienste so zahlreich, daß sie kaum den einander zu trennen waren. Taylor weist an den Wörtern und Ausdrücken, die Geist und Geistiges in unseren Sprachen bezeichnen, die Spuren des Animismus und Götendienste so zahlreich, daß sie kaum den einander zu trennen waren.

Ihre Quelle ist vielmehr in dem Aufschwange der Naturwissenschaft zu suchen, welche neue Ursachen für die Vorgänge der Natur und die Erscheinungen des Lebens erglänzt“ (184).
Dahin, daß die Geister, von denen man die Natur erfüllt glaubte, zugleich als Ursachen aller Vorgänge im Menschenleben und aller Erscheinungen in der Natur galten, wird der Animismus die Philosophie der frühesten Kultur. Gutes und Böses, das dem Menschen geschah, war das Werk guter und böser Geister, die verehrt und gesündigt werden mußten. Das Apokryphen, die Magerkeit und ungewöhnliche Bleichheit und Blutarmuth mancher Menschen heilige Erklärung, da waren es denn Geister von Töden, die anziehen und die Schlafenden anfallen, um mit ihrem aufgesaugten Blute den eigenen Leichnam zu versorgen und frisch zu erhalten. Andererseits weckte die innere Stimme, von der auch wir noch sprechen und die zum Guten rief und oft geheimnißvolle Kunde auszusagen scheint, den Glauben an gute, freundliche, dienstbare Schutzgeister. Und wie die Thatfachen des Menschseins, so wurden die Vorgänge und Kräfte der Natur auf besondere Naturgeister zurückgeführt, die als gute galten, wenn die Gegenstände, denen sie eingeatmet sein sollten, dem Menschen sich nützlich erwiesen. Was wir in dichterischen Ausdrücken in die Natur hineinbringen, Leben und freien Willen, das lag in ihr nach der Naturanschauung der frühesten Kulturen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird die Verehrung von Wägen, Seen und Flüssen, von Bäumen, Hainen und Wäldern, auch der Thierdienst verständlich.

Im Ebenbilde des Menschen hat seine Götter geschaffen, das

ist der Schlüssel, den die ethnographische Methode für die Betrachtung der Religionen uns in die Hand giebt. Wie die Geister nach dem Myster der Menschenseele gedacht wurden, so soll das Vorbild menschlicher Verhältnisse bei der Einrichtung des Götterstaates maßgebend gewesen sein. Wie über die Menschen ein Hainpfling gesetzt war, so mußte auch ein mächtigerer Geist über eine Schaar ihm untergeordneter Geister herrschen und da es Geogastände der Natur und kosmische Erscheinungen waren, die zur Ankeimlung der Naturgeister Veranlassung gaben, so mußte natürlich die mächtigeren Naturkräfte zu solch herrschenden Geistern oder Göttern werden. Die Größe und Macht der Naturgötter kommt also nur von der Anstehung und Kraft der Naturgegenstände her, die durch sie belebt gedacht wurden. Himmel und Erde, Regen und Donner, Wasser und Meer, Feuer, Sonne und Mond sind es daher vornehmlich gewesen, die zu Naturgöttheiten umgewandelt wurden. Neben diesen sichtbaren Naturgegenständen sind aber Göttheiten zur Anerkennung gelangt, deren Bedeutung nicht auf ihrer sichtbaren Gegenwart, sondern auf der Ausübung gewisser wichtiger Thätigkeiten im Lauf der Natur und im Leben des Menschen beruht. Dahin gehören der Geburtsgott, wie der des Ackerbaues, des Krieges und die unzählbaren Götter, denen der Schutz gewisser Handwerke und Thätigkeiten zugewiesen ist. Nach zu einem Gott, der über das Lebenreich herrscht, erheben sich die Anschauungen der wilden Völker. Wie freilich von diesen trotz aller Entwicklung rohen Formen des Polytheismus ein Uebergang zu den Religionen der Zivilisation gefunden werden soll, läßt sich schwerlich begreifen. „Und beachne“, meint Tylor, „bewegst sich die Weltanschauung der modernen Zeit noch immer bis zu einem bemerkenswerthen Grade in dem ursprünglichen Rahmen der wilden Vorstellungen, gerade wie die Kankströme unseres Landes so häufig den unveränderten Spuren der barbarischen Vorgänger folgen“ (316). Zum Beweise, daß diese Behauptung mehr als ein schönes Bild bedeutet, verfaßt er es, „beisammen und nuschlig von den wilden Zeiten an dem Verlauf jener umfassenden und bedeutsamen Verallgemeinerung nachzugehen, welche den beiden größten Gestaltungen der religiösen Entwicklung, den Systemen des Dualismus und des Materialismus zutrifft.“

Selbst wenn das Beobachtungsmaterial, über das hierbei die Wissenschaft verfügt, gestrichelter und zuverlässiger wäre, als es dies nach der Natur der Beobachter sein kann, die meist durch moderne Brillen sehen, so ließe sich doch nur das Vorhandensein von Spuren und rudimentären Ansätzen zu jenen großen Systemen der Zivilisation im Vorstellungskreise der wilden Kultur beaupten. Selbst da, wo die Annahme zweier oberer Prinzipien in einer wilden Religion vorhanden ist, kann man nicht den ethischen Gegensatz zwischen ihnen vermuthen, den der plattförmige Dualismus zwischen seinen Göttheiten annimmt. Gut und schlecht sind nicht nach moralischen Anschauungen den beiden Göttern zugeeignet, sondern nach den äußerlichen Empfindungen der Lust und Unlust, der Freude und des Schmerzes, des Gewinns und des Verlustes. Die gleiche Wahrnehmung kann man an dem angeblichen Monetheismus der Wilden machen. Tylor kennt die Götzen, denen hier die christliche Personifikation angeliegt ist, indem wir niemals sicher sein können, ob die Annahmen, die in dieser Richtung von einem wilden Volke aus überliefert werden, auf seinem eigenen Boden entstanden oder durch Einfuhr aus der Fremde, durch Berührung mit Vertretern und Befehlshabern höherer Religionen zu ihm gelangt sind. Und selbst die Thatfaden, die nach sorgfamer Sichtung und Prüfung und zur Beurtheilung dieses Gegenstandes übrig bleiben, lassen durchaus nicht das Ver-

handensein eines wahren Monetheismus, sondern höchstens Schwach- und äußerliche Analogieen zu denselben bei den Wilden erkennen. Vor Allem ist nicht zu übersehen, daß der angebliche einzige Gott immer nur der Mächtigste unter Mächtigen, der Herrscher unter untergebenen Göttern bleibt, und daß er selbst nicht ein geistiges Prinzip, sondern derselbe Naturgegenstand ist, der im Laufe der Entwicklung sich als mächtigster der Naturgeister herausgebildet hat, meist also das Licht, die Sonne oder der Himmel. Und so ist es denn kaum mehr als eine geistvolle Beobachtung, die über die unüberbrückbare Kluft zwischen zwei Vorstellungen durch eine blendende Antithese sich hindurchschwingt, wenn Tylor bemerkt: „So vollzog sich in einer Reihe wie in der anderen die große religiöse Entwicklung, welche den Vater Himmel zum Vater im Himmel machte“ (360). Gegen den Vorwurf, die Religion gleichsam anatomisch betrachtet zu haben, ohne Rücksicht auf die inneren Kräfte, auf die ethischen Beziehungen, die bei ihr mitwirken, verteidigt sich Tylor selbst, indem er auf die wissenschaftlichen Vortheile hinweist, die seinem Gegenstande aus dieser Behandlung erwachsen. Zugleich war aber auch die Rücksicht auf die Ethik und auf alles das, was wir Modernen zur Betrachtung der Religionen hinzubringen, schon darum ausgeschlossen, weil die Religion der wilden Kultur mehr Naturanschauung ist, als ethisches Erben von prästelligem Einfluß. Der Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit gehört den höheren Stufen der Zivilisation an. „Wir gelangen zu einer klaren Erkenntnis, wie viel mehr die Wirkungskraft der Religion von ihrem ethischen Einfluß als von dem reinen philosophischen Dogma abhängig ist, wenn wir uns erinnern, wie die Einführung des Moralismus die Religionen der Erde, die bis dahin durch ein und dasselbe antimoralische Prinzip geeinigt waren, in zwei große Klassen spaltete. In jene niederen Systeme, deren bestes Ergebnis eine rohe und sinnliche Naturanschauung ist, und jene höheren Glaubensbekenntnisse, welche auf diesem Boden das Geis der Gerechtigkeit und Heiligkeit, die Begeisterung zur Tugend und zur Liebe säen“ (367).

Wie blöher gleichsam die Theorie der Religion in ihrer geschichtlichen Entwicklung gezeigt wurde, so betrachtet Tylor auch ihre Praxis mit besonderer Rücksicht auf die niederen Stufen, „welche die eigentliche Erklärung für die höheren enthalten“, indem er eine Reihe religiöser Bräuche nach ethnographischer Methode behandelt. Das Gebet, das Opfer, das Fasten und andere Mittel künstlicher Begeisterung, die Richtung nach dem Osten bei den verschiedensten religiösen Einrichtungen, die sogenannte Orientierung und die Reinigung sind die Riten, die er der ethnographischen Behandlung unterwirft. Von allen diesen wird nach allen ihren Seiten hin das Vorkommen in wilden Kulturen und ihre Bedeutung in denselben, die allmähliche Entwicklung und Verfeinerung, ja die Umwandlung der Bedeutung, die sie im Laufe der Geschichte erfahren, sorgfältig und eingehend nachgewiesen. Wie wohl in der That an dieser Gruppe der Riten und Zeremonien der Zusammenhang zwischen niederen und höherer Kultur sich offenbart, so lassen in ihr gerade sich wenig Ueberlebtes nachweisen, die in jedem Augenblick in ihrer zivilisierten Umgebung wie etwas Fremdes empfunden würden, da an den meisten „durch die Zeit geheiligten religiösen Gebräuchen einer der bemerkenswerthen Prozesse sich vollzogen hat, indem die Form derselben tren und oft sogar klarlich erhalten blieb, während ihre Natur und Bedeutung die tiefgehenden Umgestaltungen erfuhren“ und sie selber so der geeigneten Ausdruck der religiösen Ideen bleiben konnten.

Man kann dem mächtigen Ban, in dessen Stedwerken und Gemächern Tylor die überwältigende Fülle von Thatsachen und

Betrachtungen oberflächlich untergebracht hat, Bewunderung nicht verleiht. Wenn es schon überhaupt falsch ist, bei einem wissenschaftlichen Werke sich um die Form nicht zu kümmern, so wird bei einem ethnographischen Buche, das seinem Stoffe nach eine Menge der verschiedenartigsten Einzelheiten enthalten muß, Plan, Ordnung, Form vollends eine Grundbedingung seines Wertes, der Schlüssel seiner Brauchbarkeit. Durch die glückliche Form, die Toller seinem fernen Stoffe zu geben verstanden, hat er nicht allein die wissenschaftliche Nutzbarkeit des Werkes bedeutend erhöht, sondern auch den Zugang zu demselben dem Kreise aller Schichten erschlossen. Durch das kurze Sparwerk von ausgehählten Thatsachen und Beobachtungen schlingt sich darin das seitlich schwellende Blätterwerk anregender Gedanken und die einmüthige Ginstigkeit der Untersuchung erscheint durch großartige Ausschlüsse, weitreichende Fernsichten erfreulich unterbrochen. In verschiedenen Stellen seines Werkes betont Toller die Nothwendigkeit lebhaftester Einbildungskraft für den Kulturforscher. Ihm ist sie in so hohem Maße eigen, daß wir oft an den Rubenisten der Untersuchung, wenn das durchgemessene Gebiet noch einmal aus im Geiste vorgeführt wird, uns unter der Führerschaft eines Dichters glauben. Wie zwei Gegenstände der Malerei sich gegenseitig verdeutlichen und beleuchten, so erscheinen uns ein bei Toller die zwei Bilder der primitiven und der zivilisirten Kultur, das eine in großen und entwickelten Mäßen die Ausführung, die Vollendung des anderen und alles dessen, was darauf folgt, unscheinbar, oft verzerrt und unvollkommen zu sehen an. Ganz besondere Hervorhebung verdient auch die Sprache, die das durch Schwierigkeit und Sprödigkeit des Stoffes eigentlich wenig lesbare Buch an vielen Stellen geradezu genussreich macht. Dadurch, daß der tiefgelehrte Mann es nicht verschmäht hat, sich manchmal zu einem derkwürdigen Ausdruck, zu einem treffenden Vergleiche aus der neuesten Literatur herabzulassen, bei der Deutlichkeit, die Plastik seiner Sprache erheblich zugenommen, in der die oft schwerfälligen, weil zu sehr allgemeinen Gedanken in wünschenswerthester Klarheit sich abbilden und ausdrücken. Alles Lob aber, das der Ursprache des Buches gebührt, verdient im reichsten Maße die Uebersetzung, die an keiner Stelle es merken läßt, daß wir eine Uebersetzung vor uns haben. Die trefflichen Uebersetzer haben durch die Sorgfalt, die sie ihrer Arbeit gewidmet haben, das bedeutende Buch zu einem schätzbaren Eigenthum unserer Uebersetzungsliteratur gemacht.

Toller hat es sich am Schlusse seines Buches nicht verlagst, seine praktische Bedeutung ins gehörige Licht zu setzen. Wir haben dieselbe nur der ersten Hälfte seiner Untersuchungen unbedingt zusprechen können. Dadurch, daß der Urheber sie beiden Theilen zuerkennen zu dürfen glaubte, sind aus dem Buche, seitdem es Wirkung auf die deutschen Geisteskreise zu treiben angefangen hat, mit und ohne Rennung der Quelle die selbstsamsten Folgerungen gezogen worden. Weil in ihm vielfach auf die That- sache hingewiesen wird, wie nahe Glauben und Aberglauben nebeneinander liegen, hat man leichtfertig die Uebersetzung ausge- sprossen, daß man nicht eher den Aberglauben werde aus der Welt schaffen können, als bis auch der Glauben als überwunden werde bei Seite geworfen werden. Weil die heiligsten Ueber- zeugungen, die werthvollsten Verheißungen der Menschheit in Ansätzen wenigstens bereits auf den frühesten Stufen der Kultur vorhanden sein sollen, glaubte man sie als Ueberschüssel aus der modernen Welt herausweisen zu müssen. Wird man jemals das ganze geringschätzig behandeln, wenn die Wissenschaft dahin ge- langen sollte, es als Entwicklungsprodukt eines bereits in den

niedrigsten Lebensformen vorhandenen Ansages nachzuweisen? Ist es je einem Naturforscher eingefallen, daß wir unsere offe- nbar ähnliche Gestalt los zu werden befreit sein sollen, wenn er zur Lehre von unserer niederen Abstammung sich bekennt? Immer mehr und mehr und durch Toller's Forschungen ganz besonders stellt die Geschichte des Menschengeschlechts als großartige Entwic- lung sich dar, in der die Gegenwart durch tausend Fäden mit der Vergangenheit zusammenhängt und es sich nicht einlassen lassen darf, den Lauf der Dinge willkürlich und nach eigenem Ermessen gehalten zu wollen. In der Entwicklung der niederen zu den gereinigten religiösen Anschauungen giebt es noch eine Kluft, die der Glaube mit der Thatfache der Offenbarung, die Wissenschaft mit der Annahme unbekannter Reichen von mensch- lichen Geschlechtern ausfüllen kann, jene Vorstellungen und Ueber- zeugungen bleiben also von der Kulturwissenschaft unberührt. In der frühlichen Hoff jeder jungen Wissenschaft glaubte einst der Galvanismus Alles erklären zu können, der Darwinismus möchte eine Umwälzung unseres ganzen Denkens vorbereiten, Budle dachte die Geschichte in ihrer bisherigen Behandlung über den Haufen werfen zu können, so sieht auch die junge ethnographische Wissenschaft frühlich über ihr Ziel hinaus. Darum darf aber doch Toller's stolzes Schlusswort in beschränkter Fassung zugegeben werden: „So zu gleicher Zeit auf die Vervollständigung des Fort- schritts und auf die Beseitigung der Humanae gerichtet, ist die Kulturwissenschaft wesentlich eine Wissenschaft der Reformation.“

David Kaufmann.

Frankreich.

Eine Vertheidigung des Marshalls Bazaine.

Das die Beurtheilung des Mannes von Metz einen Schweif von Commentaren das sich ziehen würde, war vorauszusetzen. Die Schrift „Le maréchal Bazaine défendu contre ses détracteurs — Ré- sultation de l'accusation par un ancien officier Brüllan“ *) ward jaht in einer Zeit verbreitet, in welcher der Bonapartismus in Frank- reich von neuem muthvoll das Haupt erhebt. Sie kommt offenbar aus diesem Lager; ihr Inhalt schließt jedoch, was wir von vorn- herein betonen wollen, die Annahme aus, als sei sie von dem Marshalk selbst inspirirt: Stumm, wie er vor dem Forum des Kriegesgerichts stand, trägt der Marshalk auch das ihm auferlegte Schicksal eines quasi Gefangenen.

Begreifend ist es, daß die Bruchstühe nicht in Frankreich, sondern in Belgien zur Welt gekommen ist. Nach einer historischen Ein- leitung kritisiert der mit A. F. zeichnende Verfasser das Requi- sitorium des Regierungs-Kommissars, Generals Pourcet. Daran knüpft sich der Hinweis auf diejenigen Umstände vor, in und nach dem Prozesse, von welchen angenommen wird, daß sie auf die eigentlichen Ursachen der Beurtheilung und auf den Ausgang des Processes überhaupt ein helles Licht werfen. In einem Schlusswort sagt der Vertheidiger des Marshalks die ganze Sachlage zusammen, um sein eigenes Urtheil auszusprechen.

Der historische Theil spricht für die Objectivität des Verfassers, insofern er sich in Bezug auf das Resultat der Schlachten vom 16. und 18. August der deutschen Auffassung nähert. Es ist wenigstens eine Seitenheit, von französischer Feder geschrieben

*) Bruxelles, C. Moquardt, éditeur. 1874.

zu finden, daß diese Schlachten ohne Weiteres als neue Siege der deutschen Armeen über den französischen Adler zu verzeichnen sind. Freilich, in dem Eifer, den Marschall Bazaine weiß zu waschen, geht der Verfasser leichtem Herzens über manchen Punkt hinweg, dessen kritische Bedeutung den Marschall in einem ungünstigen Lichte erscheinen lassen könnte. So fällt es ihm nicht auf, daß zwischen dem am Morgen des 12. August gefassten Beschlusse, den Rückzug nach Châlons anzutreten, und dem Anfang des 30. dem Zwecke zu bewerkstelligenden Ueberganges über die Mosel (Nachmittag des 14.) nahezu 36 Stunden lagen, gerade Zeit genug, um die deutschen Feldherren in den Stand zu setzen, sich an den Marschalls Herken zu hängen und ihm den Rückzug auf Châlons zu verlegen. Der Verfasser begnügt sich mit dem guten Glauben, der Moselübergang habe eben erst am Nachmittag des 14. beginnen können. Indes hat der deutsche Generalstab in seinem großen Werke über den Feldzug gerade in Bezug auf diesen Punkt ein abweichendes Urtheil zugelassen. Ferner sagt der Verfasser: „am 14. in Worms zurückgeblieben, kann der Marschall erst am 15. Metz verlassen.“ Am 16. mehr als 3 Meilen von Metz, trifft er ein starkes feindliches Heer. In der Schlacht, die darauf folgt (Bionville-Megenville), leistet er und seine Armeen, was man verlangen kann, um über den Körper des Gegners hinwegzudringen; allein dieser bleibt à cheval des Begees und erhält zahlreiche Verstärkungen, mittelst deren er sich am 18. einen neuen Sieg über die französische Armee erringt.“ Er trifft am 16. ein starkes feindliches Heer! Der Herr Verf. überliest hier, daß sich dem 2. und 6. französischen Armeekorps nur das brave 3. preussische Armeekorps entgegengesetzt und daß Bazaine den Widerstand desselben trotz seiner eigenen, wie 2 zu 1 sich verhaltenden Uebermacht nicht bewältigte. Welches oder konnte er an diesem entscheidenden Tage den feindlichen Widerstand nicht brechen? Die deutschen Kriegsgelahrten nehmen das Erstere an, indem sie nachweisen, daß Bazaine den Durchbruch nur hätte erzwingen können, wenn ihm die Befähigung zur Lösung solcher höchster Feldherrn-Aufgaben beigegeben hätte. Auf die Untertheilung dieser Fragen einzugehen, vermeidet der Verfasser; freilich war er streng genommen dazu auch nicht veranlaßt; nur von der Anklage militärischer Verbrechen, nicht von dem Verdachte der Unfähigkeit wollte er seinen Klienten befreien. Gleichwohl würde er durch größere Schärfe im Anklagen der Thatfachen seiner Stimme entschieden größeres Gewicht verschafft haben.

Derselbe Mangel tiefergehender Prüfung tritt uns auch in dem zweiten Abschnitt der Schrift entgegen. Der Verf. will den Marschall von der Anklage reinigen, vor Urschuldung aller von Pflicht und Ehre vorgeschriebenen Mittel den Platz Metz übergeben und die Kapitulation der Armee in offenem Felde vollzogen zu haben. Das Reinigungswerk beruht auf militärischer und geschichtlicher Kritik der Anklageschrift. Aber die militärische Kritik ist schwach. Durchschlagend ist freilich der Satz, daß angesichts des Verlustes von 40,000 Mann, welche der Marschall den Deutschen in den Schlachten vom 16. und 18. August beigebracht und der verweigernden Gegenwehr, welche die französische Armee namentlich am 18. betätigt habe, von einer Abtheilung des Marschalls, von vornherein durch Einschließung in Metz der weiteren aktiven Mitwirkung im Kriege auszuweichen, um in der kritischen Zeit mit einer starken Armee den Metzern Frankreichs auf eigene Faust zu spielen, nicht wohl die Rede sein kann. Allein für Haltung des Marschalls in Metz selbst nur mit Behauptungen, wie z. B. er habe durch die Ausfälle vom 31. August und 7. Oktober genug gethan, sich bis auf den letzten Hissen der Lebensmittel und den letzten Schuß Pulver gehalten u. s. w., einzusetzen, ist eine gar

leichte Erleichterung der Aufgabe. Dem Glauben des Herrn Verf. ist vielleicht damit genug gethan, weil sich die Ueberzeugung dieserseits des Rheins mit denjenigen des Verf. so ziemlich deckt. Der Verf. will aber französische Urtheile an Beruflichkeit befechten. In dem Zwecke hätte er den Vorgängen in Metz nicht näher treten und nachweisen müssen, was den Marschall veranlaßte, in der Zeit vom 18. bis 31. August in Unthätigkeit zu verharren und seinen Ausfall erst dann zu versuchen, als Prinz Friedrich Karl seinen eisernen Arm bereits fest um den Platz gelegt hatte.

Dem Vorwurf, den Marschall habe vor der Uebergabe dem Feinde, die Fahren und Waffen seiner Armee zu vernichten, (sagt der Verfasser mit dem Hinweis zu bezweigen, Bazaine sei in dem Glauben gewesen, daß Metz und das Material des Platzes an Frankreich zurückfallen werde; er würde daher wie ein Kind im Borne gehandelt haben, hätte er alle Kanonen zerstört, die Gewehre zerbrechen lassen wollen. Sollte der Marschall, bei dem Entschlusse zu kapituliren, wirklich in diesem Glauben befangen gewesen sein, er, der in früheren glücklichen Feldzügen die Konsequenzen eines Sieges so streng und sicher zu ziehen wußte! Nein, als alter Soldat konnte er das Schicksal des überwundenen Platzes gut genug; aber er wußte auch, daß er durch die ihm zugemuthete Handlungsweise das Schicksal seiner Armee wesentlich erschwert haben würde. Wenn irgend wo, so wurde in diesen Punkten der Entschluß des Marschalls durch Umhert und Selbst bestimmt.

Alles in Allem wird der militärische Mißerfolg der Rheinarmee in Metz von der Rechnung des Marschalls abgelenkt zu auf diejenige des Marschalls Mac Mahon gebracht, der es nicht verstanden habe, Bazaine rechtzeitig in Hilfe zu kommen. Eine Armee, welche sich je zur Verwundung des Feindes, je zum Europäer geschlagen habe, wie die Rheinarmee bei Orléans-Saint Privat, müsse, meint der Verfasser, auch gut geführt worden sein — eine Logik, welche durch die alltägliche Erfahrung widerlegt wird.

Viel glücklicher als auf dem militärischen, operirt der Verfasser auf dem politischen Felde, um den Marschall zu verteidigen. Sehr geschickt wird von ihm die sogenannte legale Frage, die Frage nämlich, ob sich Bazaine durch die mit der Kaiserin Eugénie angekauften Verhandlung gegen die Regierung des 1. Dezember vergangen habe, in folgender Weise formulirt: „Habt der Marschall Bazaine die Regierung der nationalen Verteidigung verrathen, indem er sich zur Disposition der durch die Regierung gestützten Gewalten hat stellen wollen?“ Natürlich will man die Frage verneinen. Durch wen und was war die Regierung der nationalen Verteidigung legitimirt? Nur durch ihre Auktorität. Wer war ihr nach den Landesgesetzen Geheißer zuständig? Niemand, also auch Bazaine nicht. Wäre es demnach ein Verbrechen gewesen, wenn Bazaine, wie er es vielleicht unter das Kaiserreich wiederhergestellt hätte? Gewiß nicht! Und was war diese Frage der geheimer Angewohnheit, um welchen sich ihr Prozeß drehte. Gambetta, der Diktator, hatte das größte Interesse daran, die Verantwortlichkeit für das durch seine sicherste Maßregel über das Land geschickte Unglück auf den Marschall abzuwälzen, indem er den Prozeß unter dem Vorwande betrieb, er habe auf den Marschall nicht zählen können, und nicht mit ihm mit dem Feinde in dem Augenblicke parirt, als er, Gambetta, seine Armeen auf die Belagerer von Paris sendete, die durch seiner Bemühungen habe reifen sehen. Andererseits hatte die monarchische Partei, geführt von dem Herzog von Comailla, dem Werth zu legen, sich des Marschalls, als eines gefährlichen Abhängers der Napoleonischen Dynastie, zu entledigen. Beide Par-

mungen verbunden sich in dem Prozesse und mußten zu dem bekannten Ausgang führen. Dennoch war die Beurtheilung und die darauf folgende Begnadigung nur das Resultat eines Kompromisses zwischen der Majorität und Minorität des Richterkollegiums. Denn der Präsident, der Herzog von Nemours, hatte, nach einer sich durch Unparteilichkeit nicht gerade auszeichnenden Führung des Processes, dem Collegium empfohlen, seinen Richterspruch einstimmig zu fällen. Die Minorität aber konnte sich zur Beurtheilung nur unter der Bedingung entschließen, daß ebenso einstimmig die Begnadigung erbeten werde. Mit Berufung auf folgende Ausführungen:

Thiers: „Le maréchal Bazaine, j'en suis convaincu, a été cruellement trompé!“

General Trochu: „Mais, n'étant pas secouru, devait succomber!“ lenkt der Verfasser zu dem Schlusse: „Der Marschall Bazaine, welcher während des Krieges von 1870 die Ehre der Fahne mit ungestörter Festigkeit vertheidigt hatte, mußte endlich mit dem Geinde fusioniren, wie andere Generale vor ihm und nach ihm; aber indem diese Kapitulation den Feinden den Vorrath gab, ihre Jäger zu rechtfeindlichen, den Andern eine Gelegenheit, ihren politischen Ehrgeiz zu befriedigen, Allen aber eine Entschuldigung für den auf ihren militärischen Ruhm geflossenen Schatten, wurde der Marschall zum Tode und zur militärischen Degradation verurtheilt, unter der Anklage, daß er kapitulirt habe, ohne die Mittel der Vertheidigung erschöpft und die Vorschriften von Pflicht und Ehre erfüllt zu haben!“

Deutschland in der Revue des deux mondes.

Wir sind nicht die Ersten, die die bemerkenswerthe Thatsache registriren, daß die Franzosen sich seit den Ereignissen von 1870/71 mit ihren deutschen Nachbarn in vorher nie dagewesener Weise schätzten. Während bis 1870 deutsche Kunst und Wissenschaft mit einiger Achtung, alle sonstigen Bestrebungen des deutschen Volkes mit größerer oder geringerer Verachtung behandelt wurden, ist seitdem ein radikaler Umkehrung eingetreten, der sich in erster Reihe in der periodischen, in zweiter in den respectablen Tagespresse am deutlichsten zu erkennen giebt. Die Franzosen haben endlich nach den furchtbaren Schlägen des letzten Krieges in begreifen angefangen, daß das Volk wie der Einzelne, wenn er auf der Höhe seiner Zeit bleiben will, von allen andern lernen muß, und es auch von Natur so begabt als möglich sein oder sich dafür halten. Wurde früher die nimmermüde deutsche Mißbegier nach Pedanterie belacht und belächelt, so gilt sie ihnen jetzt als nachahmenswerth, erregte sich das große deutsche Volk verhältnißmäßig der geringsten Berücksichtigung unter den Kulturvölkern Europas, so nimmt jetzt das Studium seiner Politik, seiner sozialen Verhältnisse, seiner Presse den ersten Platz in der französischen Presse, wie in dem Kabinett des Staatsmannes, dem Kreislager des Gelehrten ein.

Wie es für den Einzelnen von Interesse ist, sein Aussehen, seine Haltung im Spiegel zu prüfen, so mag auch uns interessieren, das Bild zu betrachten, das die französische Presse gleichwie in einem Spiegel von unserm Volk reflectiren läßt.

Wir wählen dazu den letzten Jahrgang (1875) der Revue des deux mondes, das gelesesten Blattes der guten Gesellschaft in Paris und in den Provinzialhauptstädten, das die Stimmung der ruhigeren, gut sitzten Bürgerklassen Frankreichs seit mehr als ein Gewertrajen meist getreu wiedergiebt.

Bezeichnend für das Interesse, das unser Volk und sein nationales Leben in den Augen dieser Klassen gewonnen hat, ist schon das rein äußerliche Moment, daß es gleichsam keine Nummer im Jahrgang giebt, die nicht einen meist sehr eingehenden Artikel über Deutschland bringt. Wir zählen deren 16, abgesehen von der fortlaufenden Darstellung des deutsch-französischen Krieges von einem der Redacteure der Revue, Ch. de Mazade, von dem Artikel in sechs Nummern dieses Jahrgangs erscheinen. Von diesen 16 Artikeln besetzen sich vier mit äußerer Politik, vier mit Sozial-, einer mit der Religionspolitik Deutschlands. Die andere Hälfte ist der Kunst, der Wissenschaft und andern Seiten des Volkslebens gewidmet. Charakteristisch sind ferner zum Theil die Persönlichkeiten, die sich hier mit uns beschäftigen. Akademiker wie St. René-Taillandier und Strauß, Professoren wie Leret und Ravisse, der bekannte reformirte Prediger und Politiker Edmund de Pressensé, der gründliche Redacteur Ch. de Mazade; charakteristisch endlich, daß dreien der Artikel, einem politischen, einem streng wissenschaftlichen und einem belletristischen, die Ehre zu Theil wird, an die Spitze des betreffenden Hefts gestellt zu werden.

Wir müssen allen den und hier gebotenen Artikeln das Lob geben, daß keiner ungeachtet abgefaßt, keiner unbedeutend und inhaltlos ist; gewiß ein hohes Lob, das freilich Aufhebungen nicht ausschließt. Jeder, der hier die Feder ergreift, um über Deutschland und das deutsche Volk zu schreiben, ist — was im Jahre 1875 für einen Franzosen aller Anerkennung werth ist —, von dem ernstlichen Bestreben erfüllt, dem Fremden gerecht zu werden; daß dies meist nicht der Fall ist, ist in erster Reihe Folge eines oft noch zu heiß gehenden Bluts, sodann nicht genügender Vertrautheit mit den einschlägigen individuellen Verhältnissen und der ganzen darüber vorhandenen Literatur, endlich der Unmöglichkeit, ein anderes Volkseindbildum völlig objectiv und richtig zu beurtheilen. Je mehr sich der Einzelne von diesen Mängeln fern zu halten gewußt hat, um so ernsthafter und gründlicher wird seine Auffassung, um so mehr nähert sein Urtheil sich der Wahrheit, wie wir dies ganz vorzüglich an dem vortheilhaftesten Aufsatz St. René-Taillandiers über Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland erkennen. Derselbe, durch das Erscheinen der Korrespondenz Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen und der Biographie dieses letztern von seiner Wittve veranlaßt, beruht auf vertrauter Kenntniß der deutschen Publizistik, wie auf einem dreißigjährigen Studium der preussisch-deutschen Politik und wird dieser letzteren — natürlich abgesehen von dem jüngsten deutsch-französischen Kriege — völlig gerecht. Wir entsetzen uns kaum, in Deutschland selbst eine klarere und schönere Analyse der deutschen Stimmungen und Bestrebungen in den Jahren 1848–50 gelesen zu haben, als sie uns hier in gedrängter Form geboten wird. Das andere Extrem wieder wird durch Edm. de Pressensés Darstellung der neuesten deutschen Kirchengeschehnisse gebildet. Pressensé ist ein widerspruchsvoller Kopf. Reformirter Prediger, ist er doch ein eifriger Bewunderer des deutschen Katholizismus, durch und durch chauvinistisch gesinnt, steht er doch nicht das Unangenehme einer Wander- und Studienreise durch die westlichen Gauen Deutschlands, aus eigener Anschauung über deutsche Institutionen, über die Bestrebungen des deutschen Volkes seit 1870 zu berichten. Doch ist Pressensé kein genügend scharfer Kopf, kein so feiner Beobachter, um die Lage der beiden Parteien, die sich in den konfessionellen Kämpfen gegenüberstehen, nach Gebühr würdigen zu können. Er setzt sich, wie wir unahngig oft in Deutschland selbst erlebt haben, auf das hohe Pferd der Principien. Vom Standpunkt der Gewissenfreiheit, dem Recht der bestehenden

Verträge aus, glaubt er die deutsche Kirchenpolitik verurtheilen zu müssen, ohne sich doch über die Tragweite jener Vertragsbestimmungen, wie andererseits der Kirchengesetze selbst klar geworden zu sein.

Wenn wir es hier mit einem nicht übergemüthten doch inkompetenten Beurtheiler dieses schwierigen aller Gebiete und bedeutendsten aller Kämpfe der Gegenwart zu thun haben, so können wir wieder den meisten der Studien über deutsche Wissenschaft und Literatur, über die sozialen und wissenschaftlichen Einrichtungen Deutschlands das Lob zollen, das sie mit vieler Sachkenntnis, mit Klarheit und was mehr sagen will, bisweilen ohne jegliches Vorurtheil geschrieben sind. Dies trifft in erster Reihe auf die Skizze zu, die der bedeutende Linguist Bréal von dem deutschen Mittellateinischen entwirft, und die er dazu benutzte, seinen Vordrucken eine Umformung ihres äußerst mangelhaften auf Grund des musterhaften*) deutschen Systems zu empfehlen. Und fast ebenso sehr können wir dem Ueherlil zustimmen, das der unabhängige, geistvolle und elegante Stilist Albert Reille über einzelne der hervorragenden Ereignisse unserer Literatur, Straußens Aiten und Neuen Glauben, Paul Heyses Kinder der Welt, fällt, indem er bei voller Anerkennung des literarischen Verdienstes die Haltlosigkeit des darin entwickelten Systems in erster und besonnenen Weise aufdeckt und zugleich eine gerechte, literarische Kritik übt. Freilich soll das verhältnismäßig hohe Lob, das wir im Vorstehenden der Mehrzahl dieser Artikel zollen, uns nicht vergessen lassen, daß im innersten Kerne fast alle diese Artikel dennoch oft unbewußt eine Tendenz in sich tragen, auf die wir vorzugsweise die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums lenken zu müssen glauben: die Franzosen wollen von uns, wie von anderen Nationen, was sie bisher zu eigenem Schanden verläumt, lernen, doch nicht nur um zu lernen, sondern um ihre bessere Kenntnis einem andern, augenblicklich ihrem höchsten Zweck, nutzbar zu machen: der Wiederherstellung ihres alten Uebergewichts in Europa, vornehmlich ihren deutschen Nachbarn gegenüber, von denen sie mit Recht oder Unrecht annehmen, daß sie ihnen eine Stellung entziehen, die ihnen und ihnen allein gebühre.

Z.

U n g a r n.

Eine ungarische Stimme über den Materialismus.**)

Die neu, sich für einzig ausdehnbende Wissenschaft beweiset, daß der Mensch nur eine Anhäufung von Millionen Atomen ist, die einander durch Berührung unaufhörlich umschaffen und deren Bewegung Alles herbeiführt, was man sonst für Thätigkeit der Lebenskraft, bezüglich der Seele, gehalten. Nach ihr ist der Mensch nur eine mehr oder minder vollkommene Maschine, welche so lange lebt, als ihre in einander wirkende Kräfte zusammenhalten, dabei aber unaufhörlichem Wechsel unterliegt.

Ein bloßer Verein unglückiger, in ewigem Wandel und Wechsel freilebender Atome (Zellen, Monaden) hat keinen Anspruch darauf, sich Ich zu nennen, ja für Etwas überhaupt zu gelten, denn kaum sagt er: „Ich bin Dies oder Jenes“, so ist er schon was Anderes. Die Atome oder Zellen thun jede ihr angewie-

senes Geschäft, ohne sich um einander zu kümmern. Demnach arbeiten sie in so wunderbarer Harmonie, daß, so oft sie einen Gedanken zu schaffen gerufen, dieser Gedanke mit dem Bewußtsein eines Ich, und zwar immer desselben Ich, zu dieselb Ich allein, verbunden erscheint. Die Weisen unserer Tage sagen aber zu unserer Verwundung, dies sei reine Selbsttäuschung, denn sie haben ein Ich wirklich gesucht und nirgends gefunden.

Zwar hat man bis jetzt der Thatsache des Denkens selbst nicht ins Angesicht sehen und überhaupt nichts, was wir Einseitigkeit für die Thätigkeit einer Seele zu halten gewohnt, ähnlich erschöpfbar machen können; aber jenseit es uns, und diesem Umstand unbedeutende Folgerungen zu ziehen? In der Schule ist Esd einmal beigebracht worden, daß Euerer Seelen unsterblich sein. Erfährt man durch die neue Wissenschaft, daß es nicht das keine unsterbliche, sondern überhaupt gar keine Seelen gibt. Darum lausche Euch nicht der Aberglaube, als ob Euerer Seele, Euer Ich denke, Freude oder Schmerz empfinde: was Ihr altema Weise für Euerer Gedanken, Euerer Gefühle haltet, ist nichts als die Arbeit organischer Maschinen und gewisse daraus entstehende Zustände. Freilich sollen die Elemente unserer lebendigen Maschinen weit feiner, zahlreicher, komplizierter sein, als z. B. die Drehmaschine oder die Bestandtheile irgend eines Towerkrafts, und darum sind ihre Leistungen auch von edlerer Art.

Wenn nun der Seelengläubige schüchtern fragt: Hat den Jemand gesehen, wie eine Ruß von selber zu Stande kommt, wie Gedanke und Gefühl aus dem Hirne sich sonhern: so macht man ihm begreiflich, daß die Materie aus unbegreiflich kleinen Theilchen bestehe, deren Verbindungen unter dem stärksten Mikroskop unsichtbar bleiben, daß aber logischen Gesetzen gemäß aus was wir nicht sehen nur Materie sein kann.

Wie verhält sich aber mit diesen logischen Gesetzen? Sind sie auch eine Art seiner unsichtbarer Stoffe? Nein, es hat Methoden, nach welchen unser Hirn beurtheilt, ob Etwas wahr sei oder unwahr. Ohne untersuchen zu wollen, wie unser Hirn in diesen Methoden schwanzen kann, verlangen wir nur darüber Erklärung, ob besagte Methoden zu Entdeckung der Wahrheit wirklich geeignet sind. Wir freilich schmeicheln uns gern mit dem Gedanken, daß, was wir nach den Gesetzen unseres Verstandgebrauchs für wahr halten, auch wirklich wahr sei; aber unser Stoffweisen haben uns auf die (sit vana verba) Seele gewiesen, daß man Etwas darum, weil es Einem schmeichelt, noch nicht für wahr zu erklären habe. Die Gesetze unseres Hirns führen uns nur leider zu dem Ergebnisse, daß man der neuen Wissenschaft, ihren eignen Grundbügen gemäß, beitreten müsse, was sie eben zur Wissenschaft macht — die Wahrheit. Denn wenn der Materialist mit Recht behauptet, Alles was wir wissen sei nur Erzeugnis unseres stofflichen Organismus, so ist auch was wir für wahr halten, Erzeugnis dieser Art, also nur innerhalb des Kreises unseres Organismus gültig, und wir dürfen nicht sagen, es sei absolut wahr, sondern es scheint uns wahr. Hiermit erkennt schon, daß wir sämtliche angebliche Wahrheiten des Materialismus nur als scheinbare ansehen können.

Doch könnte die scheinbare Wahrheit zugleich absolute Wahrheit sein. Nehmen wir Alles in Erwägung, was wir um was oder in uns erfahren, so zerfällt jede Erscheinung in zwei sehr Abtheilungen: in die eine gehört Alles, was wir irgend wahrnehmen, in die andere unsere Wahrnehmung selbst. Eines ist das Gebiet der Gegenstände, das Andere der Auffassungen. Ich sehe z. B. eine brennende Kerze: die Kerze ist der Gegenstand: Ihr Sehen, die Auffassung. So lange wir Bewußtsein haben, nehmen wir Gegenstände in uns auf; gleichwohl hat noch kein

*) Wir meinen, daß bei uns eine Reform des Mittellateinischen drängen aus der Zeit sei. Red.

**) Aus einem Vortrage des Herrn August Greguss, im ersten Bande seiner „Studien“. Vgl. unser Magazin, 1873, Nr. 45.

Wissenschaft den Zusammenhang zwischen dem Gegenstand und der Auffassung desselben, diesen zwei in unserem Bewußtsein immer zusammenhängenden Erscheinungen, nachweisen können. Wie nahe sie auch einander sind, wie ununtrennbar sie auf einander wirken: immer bleibt zwischen ihnen eine Kluft, die Keiner zu überbrücken im Stande ist. Wie geht es zu, daß ich die Kerze sehe? Erste Antwort: Sie spiegelt sich in meinem Auge. Wohl, aber das thut sie auch in einem Spiegel und wir sind überzeugt, daß der Spiegel sie nicht sieht. Sie spiegelt sich auch im Auge eines am schwarzen Glase Lebenden und doch bleibt sie dem Besizer des Auges unsichtbar. Bringen wir nun tiefer ein, und als fernere Antwort wird sich ergeben, daß unser Auge selbst eigentlich nicht sieht, sondern das Hirn mit Hülfе des Auges und Sehnervs. Da stoßen wir aber wieder; denn wie sieht das Hirn? sein Sehen hat eben Niemand gesehen. Noch weiter können wir vordringen und sagen, daß auch unser Hirn eigentlich nicht sieht, sondern die Seele unter dem Beistand des Hirns; aber die Beschaffenheit des Sehens selber, das Hineinkommen des Gegenstandes in die Auffassung, würde auch damit unerklärt sein. Der Materialismus bleibt übrigens bei dem Hirnmarke stehen; da aber die Thätigkeit des Sehens nur durch Bewegung und Wandlung der in demselben angehaften Millionen Zellen bewerkstelligt wird, so kann sein Sehen nichts Anderes sein, als eine gewisse Bewegung und Wandlung dieser Millionen, folglich eine Massenarbeit und ein gemeinsamer Zustand, den wir gleichwohl auch so vorstellen, als wäre er der Zustand eines ungetheilten Selbst, jenes räthselhaften Ich, der Seele, welche doch der Glaubenslehre des Materialismus zufolge nicht existirt. Zudem die Gedanken-schaffenden Gehirn-Aktome das Sehen bewirken, erzeugen sie eine Einbildung, welche von sich denkt, daß sie alleiniger Eigenthümer (ein Ich, eine Seele) sei und von dem Verstandesein zahlloser Gemeinbesitzer nichts ahnet! Sie gefällt sich treuherzig in dem Wahne, individuell die Kerze zu erblicken, während Menanderknecht es in *corpo* thut!!

Eigentlich aber sehen auch die Atome (Zellen) nicht; ihre gemeinsame Arbeit drängt sich zwar im Akte des Sehens zusammen, aber dieses selbst ist ein gemeinsames, aus welchem jeder Theilbeteiligte im Verhältnis zu seiner Theilbeteiligung nur ein Bruchtheil erhält; ein Bruchtheil kann aber natürlicher Weise nicht das ganze Sehen und noch weniger das Wissen des Sehens sein. Woraus besteht nun das Wissen (hier wie in allen Ständen)? nur aus unzähligen winzigen Nichtwissen!

Wunderbares Ergebnis! Dürfen wir aber ein anderes erwarten, wenn wir den Geist nicht mehr als etwas vom Stoffe wesentlich Verschiedenes, nur als feinsten Stoff, als Bewegung und Thätigkeit des Stoffes betrachten, wenn wir aus der Seelenlehre ein Kapitel der Mechanik machen? Die Axtel des gleich dem Papstthum sich für unschlarbar erklärenden und wie dieses mit Knäueln um sich werfenden Materialismus haben, wie von selbst verständlich, Gott den Herrn seines Thrones erhebt und hat der Glaubens-Monarchie eine Sozial-Republik des Stoffes errichtet. Nebenbarten, wie „Gott gebe“, „Gott sei Dank“ u. dgl. sind demgemäß ausgetreten, damit der gute Geschmack nicht beleidigt werde. Wenigstens gewöhne man sich, das Wort Gott durch „Stoff“, „Ungefähr“ oder „Nothwendigkeit“ zu ersetzen.

Die Stofflehre bedarf keines Gottes — Alles entsteht aus ewiger Nothwendigkeit, aber unglücklicher Weise giebt es außer der ewigen Nothwendigkeit den reinen Stoff, jene berühmte Entwicklung des Stoffes, welche die neue Wissenschaft nachweist, als ob auch sie einem höchsten Wesen gleichsam nachschle.

Ein bekannter Popularisierer der Stofflehre sprach uns von

der Uhr, die man aufziehen muß, wenn sie gehen soll; denn, so sagt er, die Kräfte des Stoffes gehen in einander ab, niemals umkommend, immer nur umgestaltend. Wenn Einer seine Uhr aufzieht, so ist klar, daß sein Arm die Kraft, die sie gehen macht, in die Uhr überträgt. Woher hat nun sein Arm die Kraft? Aus den Muskeln. Und die Muskeln? Aus dem Blute. Und das Blut? Aus dem Essen. Und das Essen? Aus der Sonne, denn diese erzeugt die zur Nahrung dienenden organischen Stoffen. Nun aber die Sonne? Aus den in ihr brennenden Stoffen. Und diese? Aus Anderen. Diese wieder? Aus noch Anderen. Aber die Akerlehre oder besser: die Akererlehre? Der Einfältige antwortet: aus Gott; die materialistische Weisheit giebt jede Antwort schuldig.

Oder verfolgen wir die Entwicklung des Menschen. Dem Darwinismus zufolge stammt der Mensch zugleich mit dem Affen von einem vierfüßigen Säugethier, dessen Spuren jedoch bis jetzt nicht aufgefunden sind. Dieses selber entspringt einem weniger vollkommenen Nidgratthiere; dieses einem noch unvollkommeneren; und so gehen wir immer weiter, bis wir zu rückgratlosen Vorfahren, dann zu Insekten, endlich zur ersten Zelle des Urlebens gelangen. Welches war nun der Vorfahr Vesterer? Da ist wieder eine verschleierte Pflanze vor uns.

Nehmen wir noch einmal die Uhr vor, von der Jör gehört, daß man sie aufziehen muß, wenn sie gehen soll. Aber Uhren werden nicht bloß aufgezogen, sie müssen vor Allem gemacht werden, da sie bekanntlich nicht aus der Erde wachsen. Nun aber übertreibt der allgeringste Grassalm an Estruktur die vortrefflichste aller Uhren, und doch sollte der von selbst, aus zufälliger Begegnung der Atome, oder aus Nothwendigkeit entstanden sein? sein Entstehen sollte nicht eine verständige Kraft veranlaßt haben, welche doch zur geringsten menschlichen Verrichtung erforderlich ist? Wirklich ist es ein sonderbarer Widerspruch, daß man ausschließlich den Schöpfungen der Kunst denkmale Verweiser zugesteht und in der allerkunstvollsten Natur sie nicht verlangt.

Dieselbe Nothwendigkeit oder, wenn man will, das Schicksal, waltet, dem Glauben des Materialismus zufolge, auch in unserem Willen, und so find wir aller moralischen Verantwortlichkeit entoben. Wenn das Zusammenwirken der betreffenden Atome Einen zu Einflüssen lenkt, die den ehrenwerthen Menschen kennzeichnen: um so besser. Wachsen sie einen Schurken aus ihm, so ist dies höchstens ein Unglück, für den zum Schurken Gewordenen kann es ein Glück sein, denn die Auslieferung führt bekanntlich ihre Befreuer oft zu Reichtum, zu Macht und Ansehen. Steicht, raubt, mordet Einer? Keiner Tropf! kann er etwas dafür? Er ist ja gezwungen, so zu handeln, die Atome zwingen ihn! Die mittelalterliche Theologie behauptete, der Teufel führe den Menschen zu allem Bösen; der heutige Materialismus hat herausgefunden, daß es die Bewegung der Atome ist. Aber jene Theologie hielt wenigstens die Verantwortlichkeit aufrecht, sie verlangte, daß der Mensch dem Teufel Widerstand leistet. Unser Materialismus ist nicht so grausam: vor ihm giebt es keine Opfer, aber auch keine Tugend. Ihne der Mensch was er wolle, immer handelt er im Auftrag der Nothwendigkeit oder — wie die sentimentalischen Herren von der Jant sich ausdrücken — er folgt dem heiligen Rufe der Natur. Erweisen wir Jemandem Gutes, so ist dies ebenso wenig unser Verdienst, als es Verdienst der Quelle ist, daß ein ermatteter Wanderer in ihr seinen Durst löst. Thun wir Jemand ein Leid an, so ist dies aus gleicher Ursache so wenig unsere Schuld, als es Schuld eines Fiegels ist, wenn er, vom Dache fallend, einen Vorübergehenden erschlägt.

Sitte und Redlichkeit sind hiernach Eitelkeiten und der

Weisheit der Weisen ist Shakspere's Jago, wenn er die Selbstsucht seinen alleinigen Führer nennt. Dagegen wenden die Materialisten ein, daß vernünftige Selbstsucht auch zur Rechtlichkeit führe. Ihre Seelenlehre (!), die Taine vor wenigen Jahren geschrieben, und welche eine Physiologie auf mechanischer Basis ist, weist nach, daß zu Aufrechterhaltung des Einklangs unserer Thätigkeiten eine vernunftmäßige Lebensweise erforderlich, und daß zu einer solchen unter Anderem auch die Rechtlichkeit gehöre. Dem Standpunkt des physiologischen Einklangs ist es also heilsam, wenn wir rechtschaffen sind. So wird die Moral eine Wohltäterin der menschlichen Maschine, ein brauchbares Werkzeug der Selbstsucht. Aber eben diese ihre Erniedrigung zu einem Werkzeug tötet den sittlichen Begriff selber, indem die Moral ihren Namen nur insofern verdient, als sie das Ziel unserer Handeins ist und klebt. Die Mutter verspricht ihrem Kinde Zucker, damit es brav sei, der Pfaffe seinem Gläubigen das Himmelreich, damit er die Bahn der Tugend wandle; der Materialist dem Seinigen die Annehmlichkeiten des organischen Lebens, wenn er sich vom Bösen abwendet, denn ewigwährender Gewissensqualen schaden der Gesundheit. Alle Drei praktizieren eine Dressur mit Peinlichkeiten; die Moral ist allen Dreien faures Tageswerk, nicht jene platonische Schönheit, die man um ihrer selbst willen lieben soll und deren Uebung ihren Lohn in sich trägt.

Der Materialist verläßt consequent, indem er die Freiheit unseres Willens leugnet; aber desto inkonsequenter, wenn er — wenigstens der heutige — gleichwohl Freiheit und Demokratie auf seine Fahne schreibt! Wollt Ihr Euer Gläubigen mit einem schillernden Phantom von Volksglückseligkeit täuschen, um stärkeren Anhang zu gewinnen? Fürwahr, mannhafter und aufrichtiger ist der englische Materialist Hobbes gewesen, welcher aus seinem Systeme ohne Umschweife die letzte Folgerung zog — den ebrigkeitlichen Absolutismus!

Die Anhänger der Stofflehre berühren sich, daß ihnen die Zukunft anheide. Dies leugnen wir; denn viel zu wesentlich sind die in ihrem Systeme Redenden Widersprüche und Unzureichendheiten, als daß es endgiltiges Geschehens der Wissenschaft werden könne. Blanchard droht dem Grundprinzip des Darwinismus Vernichtung, indem er darthut, daß nicht die Verschiedenheit der Triebe und Beschäftigungen verschieden organisierte Wesen erzeugt, sondern gerade umgekehrt jene von diesen erzeugt wird. Ein Adept der Stofflehre erklärt die neuesten Niederlagen der Jeugjosen aus ihrer unvollkommenen Schädelbildung, und vergißt, daß sie mit denselben Schädeln weiland fast überall gestiftet haben. Ein Anderer wieder erklärt die angeblichen Barbareien der Deutschen im letzten Kriege wider Frankreich aus der anthropologischen Thatsache (!), daß die Kröner der Preußen Leute mit Hühnerschädeln (mangelhaften Schädeln!) gewesen. Einer unserer (Vescher) Akademiker entwickelte auf Glanzful Spuren das kommunistische Streben der physischen Welt, darin bestehend, daß Alles in ihr sich regt und bewegt, sich Unebene und Unbehagen macht, bis es ihm sehr feht gelangt, ins Gleichgewicht, in Ruhe und Behagen zu kommen. Dieses Gleichgewicht aber, diese Ruhe, dies großartige Behagen ist — der Tod, die allgemeine Vereinigung! Sehr verständig hat man darauf gesagt, daß die Allzeit dieses Ziel auf weit einfachere Weise erreichen würde, wenn sie gleich mit der Vernichtung anfinge: tant de bruit pour moi as qu'ans omelette? Andere wieder gelangen am Ende der Entwicklungstheorie zum gerade entgegengesetzten Ergebnisse. Diese sehen ununterbrochene Vervollkommenheit in der Welt; aus den Wesen niedriger Ordnung scheiden sich solche von höherer und immer höherer Ordnung aus: der durchscheinende Urschleim wird

nach Millionen Jahren Mensch, und wenn Billionen oder Trillionen Jahre herum sind, kann sogar ein Gott gereift sein, wie es unzähliger Weltalter (Kalpa's) bedarf, um einen Buddha fertig zu kriegen.

Auch die abstrakte Philosophie hat sich schon für die einzige Wissenschaft, die universale Krone der geistig Armen erklärt: ihre kühnen Phantasien sind durch nüchterne Beobachtung von Tausenden, besonders die naturwissenschaftliche, verflüchtigt worden. Jetzt ist die Naturforschung des Glanzens, sie allein sei Delmisch für Alles, wird aber eigentlich nur Delmisch des Rationalismus, dienende Magd einer Dogmatik ohne einen Gott, wie die Philosophie des Mittelalters Dienerin einer Dogmatik mit einem Gotte gewesen. Aber zu Magddiensten sollte keine von Weibern, wie überhaupt keine Art Wissenschaft sich erniedrigen. Wären sie beider Mittel zum Wissen, der Erfahrung und des Vernunftgebrauchs sich bedienen, denn Beide sollen einander ergänzen und bewahren. Hüthen wir uns vor Vermengung des post hoc mit propter hoc. Erfahren wir auf dem Wege der Empirie, wie etwas ist, und befragen wir unsere Vernunft nach dem Warum. Nichts wie und auch auf dem Felde des Experimentirens nach dem Prinzip der Theilung der Arbeit und lassen wir die einzelnen Zweige der Wissenschaft nicht ihre Rollen verwechseln. Wer mit Sichtbarem umgeht, der urtheilt nicht über das Unsichtbare, der misst, wagt sich nicht an das Unmeßbare.

Norwegen.

Henrik Ibsen und sein dramatisches Gedicht „Brand“

Henrik Ibsen gilt in Norwegen als der erste Dichter der Gegenwart in den Grenzen der dortigen Sprache. In der That besitzt er eine dichterische Begabung, welche sich nach den verschiedensten Richtungen hin hervorragend gute Geltung bringt. In seinen theilschen Werken ist er meist schwermüthig, in seinen Lustspielen geistig er mit den Feilschern der Satire und Ironie die Auswüchse und Schwächen der Zeit, im ersten Drama erhebt er sich zu ergreifendem Pathos und spricht seine originale Sprache mit ebenso begeisterter wie begeisternder Leidenschaft. Er scheint in Versen zu denken, so leicht wird ihm die Beherrschung der rhythmischen Gesetze, und unaussprechlich strahlt der Born seines poetischen Schaffens. Bald sind es Epien, bald epische, bald dramatische Gedichte, die aus diesem Born herquellen. Von dramatischen Arbeiten werden besonders hervorgehoben: „Die Komödie der Liebe“ — eine Satire auf das Alltagsleben; „Brand“, von welchem wie unten ausführlich zu sprechen ist; „Der Gnom“, ein tödtlicher Stich in den Egoismus der modernen Zeit; „Der Jugendbund“, ein Lustspiel, in welchem sich die Heiden der Pörsche in einem Geströhne vom Fache reträtirt leben; das histerische Schauspiel „Die Kronenwörter“, das in Christiania und Kopenhagen auf der Bühne Gind warf; „Julianus Apostata“ wird noch in diesem Jahre erscheinen.

Henrik Ibsen war in den Konflikten zwischen Deutschland und Dänemark natürlich unser Gecne; als aber der Krieg gegen Oesterreich unsere Einheit vorbereitete und der Krieg gegen Frankreich dieselbe zeitigte, wanzelte die Erkenntnis unser Willens und Könnens ihn zu unserm Brennde nm, dergestalt, daß er, nach einem Aufenthalt in Italien, Dresden zur dauernden Stätte seines poetischen Schaffens gewählt hat.

Das dramatische Gedicht „Brand“ hat in Norwegen bereits sechs Auflagen erlebt und ist rasch ins Volk gedrungen, von dem es mit steigender Bewunderung gelesen wird. Man verlißt es, seiner Gedankentiefe und Tiefe wegen, mit Goethes Faust zu vergleichen. Das ist zwar Ueberschwänglichkeit, indes muß man zugeben, daß sich ein Geist von hoher Originalität darin fund glebt. Wir haben das Werk in der deutschen Uebersetzung von Julie Kuhlopp vor uns. *)

Das Drama ist der Spiegel für himmelfürmende religiöse Schwärmer. Brand, der Held des Gedichts, stammt aus einer tief im Norden an Fjorden und Eisfeldern karglich lebenden Gegend. Das Elend ist dort heimatdäberrichtig, und eine Hungersnot ist eben hereingebrochen. Das Volk nimmt den Nothstand apathisch hin, apathisch wird ihm von schematisch geschulten Beamten die unerläßliche Hülfe gewährt. Gegen diesen moralisch und mehr als physisch traurigen Zustand anzukämpfen, ist Brands Entschluß. Das Volk muß gehoben werden, muß sich emporheben. Der Zufall kommt ihm zu Hülfe. Drüben über dem Meer ist eine schreckliche That geschehen. Ein Vater hat sein dem Hungertode entgegangenes Kind erschlagen und in wilder Verzweiflung dann selbst Hand an sich gelegt. Die Frau eilt herbei, um den Pfarrer zur Absolution für den Sterbenden zu befehlen. Kein Pfarrer ist da. Brand giebt sich als Geistlicher zu erkennen. Aber wie hindüberkommen? Die Brücke ist hinter der aufgelaufenen Frau zusammengebrochen, und ein niederdrassendes Unwetter macht die Fahrt über den Fjord zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Kein Schiffer will die Hand dazu bieten. Da wagt Brand allein die Fahrt, eine Selbstthat, und sie gelingt ihm. Ein Wunder trägt ihn hindüber. Das imponirt den Leuten. Das ist der Mann für uns, rufen sie; er möge unser Pfarrer sein! Und nicht allein die Pfarre hat ihm die That eingebracht, sondern auf ein unbedingtes ihm nachfolgendes, in ihm aufgehendes Eheweib: Agnes, ein im Tändeln der harmlosen Jugend leicht dahinabgewandenes Wesen, wird durch Brands Anstreben mit einem so tiefen Ernste erfüllt, daß sie ihren leichtfertigen Begleiter verläßt und sich zu Brand bekehrt. Hatt in seinem eisernen Willen hat sich Brand der Gemeinde vorgestellt, hat, unbedenklich bleibt er als Pfarrer. Aber an sich selbst prüft er am meisten den eisernen Willen. An einer einsamen, allen eogen Winden preisgegebenen Stelle baut er sich an; sein Wille zehrt ihm, sich jede Ueberwindung aufzuwerfen, in dem Glauben, dadurch Christus zu erreichen. Alles oder Nichts! — das ist sein Wahlspruch. Derselbe Ueberwindung verlangt er auch von denjenigen, die ihm am nächsten stehen. Seiner am irdischen Gute hängenden Mutter sagt er, nur wenn sie freiwillig von sich weise, durch was sie sich an die Erde gebunden fühle, werde er mit der Absolution an ihr Sterbelager kommen, und er hält sein Wort, wie tief ihn auch der Gedanke erschüttert, daß er der eigenen Mutter den Trost des Erlösers verweigern muß: Alles oder Nichts! Die Mutter stirbt und hinterläßt ihm ein stattliches Vermögen. Der Vogt der Gemeinde, dem der heisspörnige Pfarrer unbequem wird, sucht ihn zu überreden, sich mit seinem Reichthum einen angenehmeren Ort zum Aufenthalt zu wählen. Kummermehr! gerade hier, wo sich dem Willen so viele Schwierigkeiten, aber auch so herrliche Ziele darbieten, glaubt er Gott am besten zu dienen. Das Kleinlein des Distrikts ist eng, elend; er wird sein Erbe zum Bau eines stattlichen Gotteshauses verwenden. Eine Wahnsinnige höhnt und reinigt ihn mit ihren Dislokationen, weist ihn hinaus auf die Gletscher, in die Kirche

von Eis und Schnee, die da oben steht, und meint, dort möge er seiner Entweltlichung nachleben. Die wahnsinnige Mahnung wirkt unheimlich, aber er bleibt. Seinem Eheweibe statt oft der Muth. Ihr hatte er von vornherein erklärt:

„Wiß, im Fördern bin ich streng,
Alles oder nichts ist mir;
Strangheit tu auf Weges Enge,
Hoffe dann von mir nicht viel!
Bei mir heisst, nichts abdingen
Keinen Nachlaß abdingen!
Bringst das Leben nicht aus Jot,
Nicht auch das zum Opfer bringen!“

und sie hatte sich stark genug gefühlt, sich ihm zu weihen. Sein Verbild und das Gefühl begeisterter Liebe hilft auch über alle Anwandlungen von Schwäche hinweg; allein der zarte Körper ist der Aufgabe nicht gewachsen; die Strenge des Klimas nagt an ihr — dennoch Alles oder Nichts! Es kommt voran der Arzt, der Hüter der Humanität. Eindringlich hält er ihm seine menschlichen Pflichten vor. Auf die im Sterben verlassene Mutter hindeutend, ruft er ihm zu:

„Im Romanenwille quantum satis,
Doch Euch gewaltig Zahlen hat;
Doch Pfarre, kein conso caritas
Ist deinet Buches weises Blatt —“

und zeigt ihm, wie unter seinem Willen andere unschuldig zu leiden haben. Die Prüfungen, die der Arzt vorherkündigt, bleiben nicht aus. Es erkrankt, von der eifigen Enst gerächt, das von dem Ehepaare zärtlich geliebte Schöbchen, und im Anblick des leidenden Kindes zum ersten Male wankt der harte Wille in Brand, doch von neuem rafft er sich auf: Alles oder Nichts! das Kind stirbt, die Mutter folgt ihm nach, beide gehen als Opfer einer in Fanatismus ausgearteten Idee dahin. Inzwischen ist die neue große Kirche fertig geworden. Der Weib der derselben versammelt sich in festlichem Aufzuge der ganze Distrikt, der Probst an der Spitze. Brand, der Stifter des stattlichen Gotteshauses, der Mittelpunkt des Festes, soll bei diesem Anlaß von der Gemeinde einen silbernen Pokal, vom Probst die Ausfertigung der Beförderung erhalten. Aber als die Menge vor der Pforte steht und der Eröffnung harret, packt es ihn plötzlich mit dämonischer Gewalt; das Bewußtsein, daß die auf ihn sich häufenden äußeren Ehren das nackte Gegentheil von seinem Ideale bedeuten, daß er mit seiner Stiftung, einem rein äußerlichen Beginnen, nichts erreicht habe, daß überhaupt all sein Opfern vergeblich gewesen, verwirrt ihn; in dunklen Reden, welche von der Menge als prophetische Aspirationen aufgefaßt werden, fordert er das Volk auf, ihm hinaus auf die Gletscher, in unbekannte Gebiete zu folgen:

„Ueber ferne eifige Fern,
Durch die Kunde woll'n wir bringen,
Lösen alle Seelschmerzen,
So die Menschheit fangen ein.
Höhen, Lanten und befehen —
Hellen aller Trägheit Dämon,
Wemlich werden, wache Priester!
Neu gepreßt ist Gottes Stempel
Und die Erde sei ein Tempel!“

Hingerrissen hebt das Volk ihn auf den Schultern in die Höhe und stürmt das Thal hinaus. Allein je höher man kommt, desto nüchterner wird man. Der Eine hungert, der Andre blutet von den Beschwerden des rauen Weges. Man fragt endlich, wohin der Zug denn eigentlich geht, was man zu erreichen habe. Und als die Antwort lautet: eine

*) Bremen, Jos. Kämpmann & Co., 1874.

Tornenkrone! da schreit das Volk Beroath. Leicht wird es dem Bogt, die Verirrten durch Vorpiegelung eines reichen — Hüringsfanges zur Heimath zurückzuführen. Allein in Gesellschaft der wahnhaften Gerd bleibt Brand in den Gidregionen. Ealmuthigt, zerrissenen Gemüths, nach Neue gepaßt, giebt er sich der Verzweiflung hin: „Hätt ich einer Rettung Spur für die eigne Seele nur?“ Die Alternative: Alles oder Nichts, gerichtet im Letzteren. Bislonen umgasteln ihn — ein aufschwirrender Eher schwärmt ihn mit dem Worte nieder: Da bist dem Fleisch entflammt, also verdammt; doch eine Gestalt, in welcher er Agnes erkennt, möchte ihn glauben machen, daß das Erlebte nur ein Traum sei, das Wiedervereinigung in Glück und Frieden bevorstehe. Die Bislonen verschwinden, ein Hinterschauer der Bahnhäufigen erschüttert die Luft, nach unter der dahersürzenden Schneeflawie wird Brand und Gerd, der Waha neben dem Wahnsinn begraben. Noch einmal richtet Brand sich auf:

„Gieb mir Antwort, Herr, mein Gott,
In der kypen Todesnoth!
Gilt nicht auch als kleinster Theil
Zur Erlösung und zum Heil
Manneswillens quantum satis?“

Und eine Stimme ruft durch das Getöse des Lawasen-
Sturzes:

„Er ist Deus caritatis.“

In diesem Rahmen bewegt sich das Gedicht, das natürlich nicht zur Aufführung bestimmt sein kann, trotzdem es Szenen voll hoher dramatischer Spannung enthält. Wir würden zu schiefen Urtheilen über den Charakter des Helden verfahren, wenn wir nicht Anfügten, daß der Dichter ihm auch sympathischere Eigenschaften beigelegt hat, als es die Härte eines nach dem höchsten ringenden Willens ist.

Man mag sich Brand nach den Worten vorstellen, die Agnes auf seinen Aufruf, daß freudige Lebensglut für sie, die Gattin, und den Sohn ihn erfülle, erwidert:

„Nicht nur für uns, für alle die,
Es unserer Kirche Glieder die.
Du warst immerdar bereit,
Zu stoßen Noth und Herzeleid,
Wo Wälder leiden, Kinder schreien,
Da steht zu jeder Zeit du da,
Um deines Herzens reichem Lich
Wird Schwach und Noth erquickt und frisch.“

Und charakteristisch ist dann die Antwort seinerseits:

„Durch dich und ihn. Für meinen Lauf
Schlingt Ihr der Liebe Bräute auf.
Es kann kein Mensch das All umfassen,
Ob Einen er geliebt allein.
Ich muß entbehren, sehen, lassen,
So ward mein Herz zu hartem Stein.“

Betrachtet man Brand als individuelles Wesen, so wird man den Schluss nicht sehr befriedigend finden. Aber wir dürfen annehmen, daß der Dichter mit seiner Schöpfung ein höheres Ziel verfolgt hat. Es liegt eine Allegorie vor, hinter welcher Henrik Ibsen ein Stück seiner Weltanschauung durchleuchten läßt. Wir möchten sehr leicht ein Drama des Christenthums nennen. Steht man sich auf diesen Standpunkt, so wird manche Unklarheit gelichtet, manches abstrus und reizvoll Verwickelte durchsichtig. Für die Thatfache der Allegorie spricht übrigens die von dem Dichter beliebte Behandlung mehrerer Nebenfiguren. Er führt und nicht den Bogt N. N., sondern überhaupt „den Bogt“, „den Doktor“, „den Predigt“ vor, um in diesen typischen Gestalten

die laubläufige Weltlichkeit in der Obrigkeit, die ohne Rücksicht der Person, aber bequemer wirkende Humanität, das gewöhnliche Priesterthum, im Gegensatz zu den strengen Anforderungen der idealistischen christlichen Lehre zu zeichnen. Daß ein solches Drama sich zur Tragödie gestalten, daß es den Helden, der mit titanenhaftem Ringen das traditionelle Vorbild der christlichen Wälder, den Meister selbst durch sein Bösen erreichen will, in seiner menschlichen Denkmacht untergehen lassen muß, ist von den großartigen Standpunkte des Dichters aus gerechtfertigt; die Verhöhnung durch die Gnade wird, wie im Goethischen Faust, für das Jenseits angekindigt. Der Dichter hat seine Zeit in einer höchst originellen Weise, mit bewundernswerther Beherrschung des Stoffes, mit völlig sicherer Gestaltung der Charaktere durchgeführt, und wenn die äußere scharfe Härte des Helden nicht zu intimen Freunden derselben machen kann, so gewinnt uns doch der Dichter mit seiner scharfen Detektivarbeit, welche ja oft mit wahrhaft poetischer Schönheit angeht. Ein Gegenwicht gegen die abstoßende Strenge Brands hat der Dichter in Agnes gelegt, eine Frauengestalt von höchst sympathischen Zügen. Die Szenen, in welchen sie, am Weihnachtsabende, sich an Erinnerungen an das verlorbene Kind hängelt, während sie doch selbst diese Erinnerungen für das „Alles oder Nichts“ ihres Gatten opfern soll, gehören zu dem Schönsten, was die Poesie zu schaffen vermag.

Was die Uebersetzung betrifft, so brauchen wir nur auf eine Erklärung des Dichters selbst hinzuweisen: „Ich habe die Uebersetzung ganz mit dem Stempel des Gedichts bezeichnet.“

G. S.

Nord-Amerika.

Die Aufsichts-Komites von San Francisco.

Zu den „Amosnates Americanos“ hat man seit die eigne Form gerechnet, welche die persönliche Sicherheit jenseits des Atlantischen Ozeans angenommen hat, jene öffentliche Selbstlosigkeit vor Verbal- und Real-Injuriem im Kampfe um's Leben, welche besonders geeignet ist die Yankee-Maxime: *Help you self* zu illustriren. Zu den gewaltthätigen Repressalien, welche die bürgerliche Gesellschaft dagegen ergriffen hat, gehört in erster Reihe jene systematische Verurtheilung, wie sie besonders in den Territorien, welche der Union noch nicht einverleibt waren, konventionell wenigstens zu Recht bestand, die uns Geruchsdörfer so (spanen) in seinen „Regulatoreen des Arkansas“ zu schildern wußte. Die typische Form dafür sind die Vigilance Committees von San Francisco, welche zuerst am 16. Juli 1849 zusammentraten, um den jungen Staat vor einer organisierten Verbrecherbande, die „Hande“ genannt, zu schützen, welche mit dem damals eben in Mode gekommenen Revolvern eines gemeinlichstlichen Mißbrauch trieb. Diese „Aufsichts-Komites“ bestanden aus einer Anzahl bewaffneter Männer, welche die Ersturtheilung eines geheimen Gerichtshofes von wenigen Vertrauenspersonen bildeten. Je wenig diese Maßregel dem legalen, respektive legalen Sinne des modernen Staatslebens entspricht, so notwendig war sie unter jenen mehr als naturräthlichen Verhältnissen und bei einer Bevölkerung, die es im Jahre auf beläufig fünfzig Emigrationen andere Vergehen gegen den Strafheber abgerechnet, zu bringen wußte. Die Komites halfen in überraschender Weise dem abgelaufenen Rechtsstande ab und traten dann wieder auseinander, bis

ähnliche abnorme Zustände eine zeitweilige Erneuerung erheischen. Als die letzten Ausläufer sind ähnliche Verbindungen anzusehen, welche während des Baues der Pazifikbahn in den längs zerstreuten früh entstehenden, schlecht organisierten Gemeinden Ordnung herzustellen versuchten. Manward allerdings waren die Schurken scham genug sich vorher zu einem solchen Komitee zu vereinen, um später unter der Maske des Gesetzes die erblühten Plünder zu können. Doch ist den „Sicherheitskomitees“ als solchen deswegen kein geringerer günstiger Einfluß auf eine meistens äußerlich gesunde Befestigung der Verhältnisse der neuen Welt im Westen zuzuschreiben.

Um so auffallender, aber bezeichnend immerhin für die grenzenlose Verwirrung der Rechtsbegriffe des „freien aller Völker“, ist ein Brief des General Sherman an den Richter Felt, den die in San Francisco erscheinende Zeitschrift Overland Monthly im Februarhefte zum Abdruck brachte, ein Brief, der der beständigen Invidien gegen die ehemaligen Mitglieder des Vigilance Committee von 1856 voll ist. Die Entgegnung, welche das Aprilheft (S. 350. ff.) enthält, antwortet darauf mit einer Menge interessanten Details über jene merkwürdige Zeit, die als Geburtswehen einer neuen Gesellschaft auf jenem Erdtheile unsere Aufmerksamkeit wohl zu fesseln im Stande sind, dem nach der Ansicht unserer Leser wie Tocqueville und Karl Ritter die höchste Entwicklungsperiode der Menschheit vorbehalten ist.

Die heillosame Wirkung des ersten Komitees von 1849 ging schon 1851 zu Ende. Die Gefahr für Leben und Eigenthum war so groß geworden, Mord, Raub und Einbruch wurden mit einer so gewerbmäßigen Offenheit getrieben, daß ein neues Komitee zumamentreten mußte. Besondere Abhilfe aber war gegen Gauner höherer Art von Noth, welche aus dem Falschen von Stimmzetteln bei öffentlichen Beamtenwahlen ein Geschäft machten, um von ihren Kreaturen Indemnität für jedeswegs gescheiterte Vergehens zu erhalten, beziehentlich mit ihnen den Raub zu theilen, eine Praxis die bekanntlich bis heute in der Union mit gleichem Erfolge gehandhabt ist und am meisten dazu beigetragen hat die berufsmäßige politische Thätigkeit allgemein verächtlich zu machen. Da erschien 1855 in San Francisco ein Journal Evening Bulletin, welches diesen anrüchlichen Persönlichkeiten gegenüber eine dort bisher unerhörte offene Sprache führte. Ein Bankier, der eben fallirt hatte, James King, den der Aufsatz des Overland Monthly, wie uns beruhen will, mehr als nöthig zum Heroismus aufstachelte, suchte, hatte eben erkannt, daß unter diesen Umständen mit der Wahrheit einmal ein Geschäft zu machen sei. Durch die rüchtheillosen Entwürfungen dieses Journals wurde er denn auch sehr bald wohlhabend und einflußreich.

Laboulaye hat ja in seinem Paris ou Amerique diesen Weg in der Hagiologie von Truth, Humboldt & Co. prächtig geschildert. Die Angriffe des Evening Bulletin richteten sich besonders gegen einen gewissen James P. Casey, der aus New-York gebürtig in San Francisco eine ähnliche Gesellschaft zur Ausbeutung des Gemeinde-Schicksals begründet hatte, wie sie später viel glänzender von dem bekannten „Grie-König“ Jim Fisk in New-York ins Werk gesetzt ward. Casey besetzte den einflußreichen Posten eines Superintendanten, während er durch Stimmzettelfälschung seinen Freunden wie dem bekannten Planter Sullivan Manizipalämter verschafft hatte. King benutzte den Umstand, daß Casey bei einer Wahlverammlung mit einem seiner Zwickgeschellen Pistolenschüsse erschossen hatte, ihn dafür in New-York vorurtheilen zu lassen und publizirte dies Erkenntnis in seinem Journal. Casey kam in Kings Bureau und interpellirte diesen wegen der Veröffent-

lichung. Er soll auch weiter kein Gehl aus der Absicht gemacht haben, daß er ihn „auf Sicht“ erschiesen würde (shoot him on sight). Andererseits wird dies bestritten. Wie King später nach Hause gehen wollte, wurde er von Casey's Kugeln auf offener Straße tödtlich verwundet. Casey glug darauf zu seinen offiziellen Freunden scheinbar ins Gefängnis um seine Freisprechung abzuwarten. Doch King war zu populär, als daß ihm dies gegönnt wäre. Das Komitee trat zusammen. Man bewaffnete Abtheilungen von je 100 Mann und zog in Reih und Glied am 18. Mai 1856 vor das Gefängnis, richtete eine Kanone auf den Eingang und zwang die Behörden Casey auszuliefern. Mehrere Tage wurde er darauf einem Verdr unterworfen, daß mit seiner Verurtheilung und Hinrichtung endete. Mit ihm traf das gleiche Schicksal einen berühmten Spieler Gora, welcher den United States Marshal für Kalifornien, Major Richardson umgebracht hatte. Unterstützt von 4000 Bewaffneten legte das Komitee auch ferner seine Thätigkeit fort. General Sherman hat gegen die Mitglieder desselben den Vorwurf erhoben, daß sich sogar ehemalige Sträflinge aus Sidney unter der „Bande von Kerlen“ befanzen, „die um Mitternacht in Front-Street Sitzung hielten“ (that pack of fellows who sat at midnight on Front-Street), eine Anschuldigung, gegen die das Overland Monthly energisch protestirt. Honny soit qui mal y pense! Aus den Reiten des Komitees entwickelte sich nachträglich eine Partei The People's Party, von der versichert wird, daß in der Zeit ihres Einflusses auf die Kommunalverwaltung San Francisco die bestverwaltete Stadt der Union ausgehattet mit den ehrenhaftesten Beamten gewesen sei. Credit Judasus Apella!

Süd-Amerika.

Das Kaiserreich Brasilien auf der Wiener Welt-Ausstellung von 1873. *)

Ein nachträglich zur Vertheilung gelangter amtlich inspirirter Bericht über das Brasilien der Gegenwart. Derselbe umfaßt einen statistischen Band von 408 Seiten und ist mit einer ziemlich speziellen topographischen Karte, mit statistischen Tabellen u. versehen. In der ausagesprochenen Absicht geschrieben, die Auswanderung nach Brasilien zu befördern, soll der Bericht darthun, daß Brasilien mit seinem außerordentlichen Naturreichtum für jede Art industrieller Thätigkeit ein weites Feld darbietet. Etwas auffällig ist die Versicherung der Verfasser, daß nur der eine Gesichtspunkt, die Wahrheit, sie geleitet habe. Nun, so dürfen wir mit Vertrauen das Kapitel über Einwanderung und Kolonisation aufschlagen. Darin lesen wir, daß die brasilianische Regierung mit einer wahrhaft jähzornigen Fürsorge für die europäischen Einwanderer erfüllt ist. Dem gegenüber ist freilich zu konstatiren, daß etwa in dem nämlichen Augenblicke, als dies geschrieben und verbreitet wurde, mehr als tausend deutsche Einwanderer, die durch gewissenlose Agenten dorthin verlockt worden waren, unter den Augen der Regierung auf den Kolonien Santa Leopoldina, Moniz und Theodoro im tiefsten Elend saßen und ihren in Europa wiederholenden Nothschrei ausstießen. Wir ersehen denn auch aus dem Berichte, daß im Jahre 1871 die 3000 Seelen betragende meist deutsche Bevölkerung der Kolonie Santa Leopoldina 41 Todesfälle hatte. Gleich-

*) Rio de Janeiro. Universal-Buchdruckerei von G. & H. Zimmer. 1873.

wohl hat die Regierung das formelle Recht, von Fürsorge für die Einwanderer zu sprechen. Denn die im Berichte mitgetheilten Kontrakte für Einführung von Einwanderern streben von Vorschriften zu deren Gunsten. Aber, und darin liegt die den Einwanderern so gefährliche Sophistik, die Regierung lehnt jede Verantwortlichkeit von sich ab. Die Kontrakte belagen ausdrücklich: „Es müssen die Einwanderer, ganz besonders, vollständige Kenntniß der aus ihrem Kontrakte entspringenden Pflichten haben und, vor der Einschiffung, eine Erklärung unterzeichnen, des Inhalts, daß es ihnen recht wohl bewußt sei, nicht auf Kosten der Regierung nach Brasilien zu kommen, und daß sie zu keiner Zeit und unter keinen Umständen von derselben Regierung ein anderes Recht beanspruchen dürfen, als das des Schutzes, welchen die Gesetze den Fremden (in den allgemeinsten Ausdrücken) zufließen.“ Bei Verletzung dieser und ähnlicher Klauseln verfällt der Unternehmer in eine Geldbuße und die betreffenden Kontrakte werden aufgehoben, d. h. nachdem die Einwanderer in Brasilien angekommen sind! — Die Regierung hat nach dem Berichte 13 solche Kontrakte abgeschlossen, nach welchen binnen 10 Jahren 149,600 Einwanderer eingeführt werden müssen. Indessen scheint es mit dem Geschäft nicht nach Wunsch zu gehen. Denn die Annahme der Kolonisten seit 1867 wird im Ganzen auf nicht viel über 11,000 berechnet, und in 10 Jahren sollen nahezu 150,000, also jährlich 15,000 Menschen eingeführt werden! Die Regierung sieht auch ein, daß sie trotz aller ihrer schlauen und rücksichtlosen Agenten nicht zu dem Ziele gelangt, die Sklavenarbeit rechtzeitig durch europäische freie Arbeiter zu ergänzen, und der Bericht erzählt daher ganz offen, daß die Regierung nicht angeschlossen habe, „dem Beispiele anderer zivilisirten Nationen folgend, Vorschläge zur Einführung asiatischer Arbeiter entgegenzunehmen.“ Sie hat demnach bereits Kontrakte in diesem Sinne mit zwei Agenten abgeschlossen und „dabei die größte Sorge getragen, die Mißbräuche zu vermeiden, welche in anderen Ländern der solchen Unternehmungen nicht ausbleiben.“ Diese Thatsache besonders steht als ernste Warnungstafel vor deutschen Auswanderungssüchtigen: denn es ist ein von allen Erfahrungen bekräftigter Satz, daß ein Land, das zum Anti-Import schreitet, dem deutschen Landmann niemals zur gesegneten Heimat werden kann. O. H.

Kleine literarische Revue.

— *Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände.**) Es scheint eigentlich unnötig, etwas zum Lobe eines Buches zu sagen, welches in vierter Auflage erscheint aber unsere deutsche Literatur ist, trotz so mancher auf diesem Gebiete erschienenen Schriften, doch in Wahrheit so arm an wirklich guten, populären wissenschaftlichen Werken, d. h. an Werken, welche nicht nur populär, sondern auch wissenschaftlich sind, daß wir jede neue Erscheinung auf diesem Gebiete, selbst wenn es nur eine neue Auflage ist, mit Freuden begrüßen und ihr ein herzlich Willkommen zurufen. Karl Vogt's physiologische Briefe sind neben den chemischen Briefen vielleicht die beste größere Schrift, eine ganze Wissenschaft umfassende, welche wir in Deutschland auf dem Gebiete der populären Literatur haben; wir freuen uns deshalb, daß das Erscheinen einer neuen Auflage den Beweis liefert, daß die Qualität des Buches auch durch die Quantität der Leser

Anerkennung findet. Andererseits aber hat Vogt durch sorgfältige Revision der Briefe dafür gesorgt, daß dieselben auch in dieser neuen Auflage dem Ruf, auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen, entsprechen, ein Verdienst, welches man gleichfalls nicht allen neuen Ausgaben derartiger Werke nachrühmen kann.

— *Aus der Feder des Professors Enier* ist eine Schrift, welche die Geschichte der Entstehung und Völkung des Jahresdenkmals in der Halenbeite zu Berlin enthält, der auch das in seiner Art einzige Denkmal mit seinen aus aller Herren Ländern gekommenen Gesichtern in Abbildung beigegeben ist. Das Buch enthält alle wichtigen Urkunden und Aeden, die von der Begründung des Komitês über Grundsteinlegung, Erfindung, Guß und Aufstellung des Denkmals bis jetzt gehalten und geschrieben hat, und auch, was der Verfasser Eigenes hinzutut, ist originell und anziehend geschrieben und in jeder Beziehung lesendwerth. L. E.

— *Hübners statistische Tafel.* Zum 23ten Male verbessert und vermehrt erscheint das unentbehrliche statistische Hülfsmittel aller gebildeten Menschen, Otto Hübners statistische Tafel aller Länder der Erde.**) Einer Empfehlung bedarf dieses zu einer Art Nothwendigkeit gewordene Kiennotizblatt nicht mehr. In Betrachtungen giebt es so viel Anlaß, daß man auch hier sagen könnte: discite non scribere. — Sehr merkwürdig sind die in registrierenden Veränderungen in der Größe der Städte und in solchen ihrer ausgeprochnen Beobachtung finden wir wiederum bestätigt, daß eine Stadt nicht leicht in den sechzig der Tausend ihrer Einwohnerzahl stehen bleibt; hat sie einmal die einmal 50 überwiehten, so eilt sie durch die Rebenzigen und achzig auf die Hunderttausend los.

Kon hat nun wieder die Viertelmillion erreicht, Madrid hat Elsbach um 100,000 Ginn. überholt, während es vor kurzer Zeit um ebenso viel gegen Elsbach zurück war, Konstantinopel hat 600,000 Ginn., Philadelphia ist größer, New-York hat fast eine Millien erreicht, Paris ist nahe bei 2 Millionen angelangt und London hat über 3 Millionen Ginn. Während aber in Europa und Amerika die Millionenstädte sehr vereinzelt sind, steht Asien voll von solch enorm großen Städten. Außer 7 Städten Chinas, die mehr als 1 Millien Einwohner zählen, ist auch Kalkutta und Peking diesen beizuzählen; wenigstens letztere Stadt in der statistischen Tafel wohl nur irthümlicher Weise eine geringere Zahl erhalten hat. Wie kommt es nun aber, daß, während bei uns das Anwachsen der Großstädte ein nationales Unglück wird, weil es mit einer Verschlechterung des Gesundheitszustandes Hand in Hand geht, davon in Asien nirgend die Rede ist? Können die Klimate die nationale Gesundheit um so viel weniger, oder hat Dr. Reuleaux Recht, wenn er in der besseren Behandlung des Wassers in allen asiatischen Reichen den Umstand erblickt, daß es noch keine soziale Frage, weniger Armut und weitaus größere Gesundheit giebt? E.

— *Von Robert Waldmüller* (Edward Duboc) sind unter dem Gesamttitle „*Feld und Luft*“ zwei neue Romane erschienen,**) „Auf Freiers Füßen“ und „Die Mode auf dem Lande.“ Die erste, eine Studie aus der Normandie unter Napoleon dem Dritten, giebt durch ihren Stoff Anlaß zu mancherlei Lebensbeobachtungen. Ein Fünfziger, noch reich an Augenbefühlen, wird durch das Dazwischentreten des eigenen Sohnes zweimal in kurzer Frist zur Rehegation gebracht, und ein junger Mä-

*) Von Karl Vogt. IV. Auflage, 1. Lieferung. Gießen, 1873, 3. Hefter.

*) Hoffmann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M. 1874.

**) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1874.

den, das sich einbildet, mehr Sympathie für das Alter, als für die Jugend zu empfinden, verliert schnell diesen Wahn, als ob er zur Probe kommt. Die eigenthümliche Beleuchtung sämtlicher Personen nebst der leisen, weinmässigen Verknüpfung ihrer Erlebnisse und Handlungen bringt, offenbar abstrahirt, beim Leser den Eindruck hervor, als träume er einen lebhaften, rasch wechselnden Traum, denn auf das Leidestheil fügt sich die sonst so mitreißende Realität der schmerzlichen Phantasie des Erzählers. Man faßt Reizungen und glebt sie auf, man ver- und entsetzt sich, man macht ein Staatsgeheim, man genießt einen Monat von ungemessener Hochgenuss, wie es im wirklichen Leben nicht möglich geschehen kann, und eben deshalb will die Stelle nicht mit dem starren Maßstabe profanischer Möglichkeit gemessen sein, sondern mit einem Geschnitz, der an der geistreichen Bewegung, Verschlingung und Lösung ernst- und schmerzhafter Geseiten und Knospen sein Wohlgefallen findet. Zu ungleich schwerer Kämpung zeigt sich die zweite Novelle, die fleißig gesammelte, scheinbar einander sehr fern liegende Motive aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu kunstreicher Meisel verbindet, und reich ist an frappanten, warm empfundenen Lebensbildern und komischen Szenen. Das Geschick Waldmüllers, Roggen und Art zu einem Gesamtbild zusammenzufügen, ist wahrhaft bewundernswürdig und der Einsatz, Gerecht als Binde- und Lösungsmittel zugleich zu brauchen, ein sehr glücklicher. Für die geschilderten Zustände raucht der humoristische Ton vorzüglich, und, wenn irgendwo, so ist der mitunter gewachte und gekünderte Styl in der Zerstreuung am richtigen Ort. D. S. S.

Sprechsaal.

Wegen die Erhöhung der Eisenbahn-Tarife. Aus dem demnächst erscheinenden Jahresberichte der Handelskammer zu Köln.*) Referent erhielt diese Schrift just an dem Tage, an welchem die öffentlichen Blätter die Nachricht brachten, daß das Reich-Eisenbahn-Komittee die Erhöhung der Gütertarife bis zu 50 Prozent gestatte. Man könnte also sagen, daß Schriften gegen diese Erhöhung jetzt nur noch ein historisches Interesse haben. Der Handelsstand hofft indeß und ist berechtigt zu hoffen, daß eine andere Auffassung Platz greife. Es ist nicht wohl denkbar, daß die von der Handelskammer zu Köln angeführte Behauptung, die Erhöhung entbehre der Begründung durch die Nothwendigkeit, nicht mit der Zeit zur wirksamen Geltung kommen sollte. Die Handelskammer weist an der Hand statistischer Tabellen nach, daß der Eisenbahnbetrieb, wenn auch im Augenblicke der Aktienkrise eine Verminderung zeige, doch in den letzten 15 Jahren eine fortwährend steigende Rente abgeworfen habe und jedenfalls lebhafter sei, als der Betrieb von Banken und anderen Industriezweigen. Wenn gleichwohl eine Tarifserhöhung gestattet werde, so gehe man ganz unzulässigerweise nicht nur über Artikel 45 der Reichsverfassung hinweg, welcher gerade die Herabsetzung der Tarife verheißt, sondern berücksichtige auch nicht die gegenwärtig zur beidseitigen Obliegenheit, auf die Besserung der allgemeinen Geschäfts-lage hinzuwirken. Im einseitigen Eisenbahn-Interesse lege man dem Publikum durch die Erhöhung eine Mehrbelastung um jährlich 26, unter Umständen sogar um 54 Millionen Thaler auferlegen auf, von denen der Eisenbahntheil den Staats- und übrigen den 15 auf fakturirten Privatbahnen, dagegen nur ein ganz kleiner Bruchtheil den übrigen, der Aufkäufer gerade bedürft-

tigen Bahnen zuzuführen würde. So kommt die Handelskammer zu dem Schlusse, daß eine jede Erhöhung der Eisenbahntarife im Hinblick auf die gegenwärtige wirtschaftliche Lage unseres Vaterlandes der größte Mißgriff wäre. Der Schritt ist gethan; ob er aber die von den Eisenbahnverwaltungen auf ihn gesetzten Hoffnungen rechtfertigen wird, steht dahin. Unter allen Umständen hat es etwas Feinliches, daß das Reich-Eisenbahn-Komittee in die Lage gekommen ist, mit einer Maßregel von so einschneidenden Folgen und den so stark angezeigten Nutzen zu debattiren.

Wiel später, als die Hellenen den Archipelagos zu einem vollständigen Binnenmeer gestempelt hatten, überwandten sie die Schen, abwärts bis zur Steuer zu den gefährlichen Küsten der Phalaken, der „bleist im Nebel und Gewalt“ wohnenden Totenschiffe zu lenken. Auch wir können und ein deutlicheres Bild von den Wechselwirkungen zwischen Hellas und Asten, als denen zwischen Hellas und Italien machen, sei es, daß die östlichen Völker eine größere Stammesverwandtschaft zeigen, oder eine größere Schachteltheit. Eine Darstellung der Städtegründungen im Westen und der Beziehungen Italiens und Siziliens ist daher höchst wünschenswerth. Besonders interessant ist Sizilien durch das Doppelverhältnis, welches diese Insel zu Karthago, wie zu Hellas hatte. Im Alterthum knüpfte sich die historische Entwicklung vorzugsweise an einzelne Stadtgemeinden. Eine solche maßgebende Stadt scheint mir nach einer kleinen Schrift von W. Holm (das alte Catania mit einem Plan, Lübeck bei Bolkenhagen u. Seelig 1873) das alte Katane gleichwohl nicht gewesen zu sein. Um Jahr 729 v. Chr. von Chalkidern gegründet, spielte die bald im Handel blühende Mittelstadt den mächtigeren Nachbarn gegenüber eine mehr passive, oft sogar demüthige Rolle, in der Zeit der Tyrannenkämpfe und der punischen Kriege fast gar keine. Unter den römischen Kaisern stand sie in großer Blüthe und dieser Zeit haben wir die meisten durch bittige Aetnaausbrüche allerdings stark beschädigten Bauwerke zu verdanken. Diese, sowie die interessanten Silber- und Bronzengünzen zählt der Verfasser mit großer Gewissenhaftigkeit auf. P. E.

Man kann die Unermüdlichkeit, mit welcher unser Mitbürger, der Konful Sturz an der Befreiung von Mensch und Thier aus dem Sklavenjenseits arbeitet, nicht genug bewundern. Seit die amerikanische Negersfrage erledigt ist, seit es Sturz gelungen ist, mit Anspornung seiner eigenen materiellen Stellung den Deutschen die Augen darüber zu öffnen, daß sie in Prokuren allbald nach der Einwanderung wie Sklaven behandelt werden, gehört sein ganzes Thun und Treiben den armen unglücklichen Rassen, seine Mühe aber der gequälten Thierwelt. Einen interessanten Beitrag lieferte neuerdings ein Zeitungsartikel, in welchem Sturz beauftragt, die Bibel-, Missions- und Traktatgesellschaften aller Länder möchten vom internationalen Thierchutz-Kongress, der jetzt in London bevorsteht, ersucht werden, allen ihren Vertheilungsschriften in 100 Sprachen Mahnrufe beizulegen, die das unnütz gequälte Thier zu schützen bestimmt sind. Die Deutschen trifft der Vorwurf unanßer Thierquälerei wegen des Transports der Käiber, den Italiener wegen der unnützen Jagd auf Singvögel, in Spanien und Mexiko ist es der Elter, bei den nordischen Rassen die Kobbie, bei den Eingeborenen die Schilfröte, die in unnützlich und unnahbar Weise getödtet wird u. f. w. Ein Hebel, sagt Sturz, das einen armen Fisch lebendig kauft, ohne ihn vorher zu tödten, ist blutdürstiger als eine Tigerfalle, welche das Blut ihres Opfers aussaugt; denn sie thut es bei menschlichem Verstande und nicht aus Noth.

*) Köln, 1874. Druck von W. Du-Mont-Schönderg.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe.

1874.

Mit 60 Holzschnitten. In Felleisband mit
Goldschnitt: 1 Thlr.

Minutur-Ausgabe.

1871.

Mit Titelschloß get. von Ludwig Richter.
In Felleisband mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stereotyp-Ausgabe. Mit Titelschloß in Felleisband; in Umkleband gebd. 5 Sgr.

Tief tiebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck roman-
tischer Poesie“, in welcher die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus an-
mutig und das sich namentlich die Kunst der Frauen in hohem Grade erweisen. (170)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (171)

Voigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

In einem Bande in Felleisband gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk zeichnet sich nach dem überaus reichhaltigen Inhalte der ansehnlichen kritischen
Organe durch gewandte Darstellung des vornehmsten Materials, sowie durch eine selbstän-
dige Forschung und ethische Darstellung des Sachverständigen aus. Bester Beweis dessen
sind die Hervorhebung des nie unterbrochenen Zusammenhangs zwischen der mündigen und
denkenden Geschichte und die überaus geschickliche Darstellung der Culturgeschichte, namentlich die über-
sichtliche Darstellung der inneren Verhältnisse, der Verfassung und der einzelnen Volksstämme, der
Gemeinschaft und der verschiedenen über Volkskörper, der Veränderung in der Verfassung u. s. w.
Hr. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag gehalten von Professor Dr. M. Lazarus.

Zweiter unveränderter Abdruck. 1873. Velinpapier. gr. 8. geholt. 7½ Sgr. (172)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) ist erschienen:

Der Islam von Emanuel Dentis, Bibliothekar am Britischen Museum u. s. w.

Aus dem Englischen übertragen. Kritische Ausgabe. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Der Calmud von Emanuel Dentis, Bibliothekar am Britischen Museum, Mit-

glied u. s. w. Aus der neuesten englischen Ausgabe von Dentis
übertragen. Kritische Ausgabe. gr. 8. geh. 12 Sgr. (173)

Der im März d. J. erschienene Verfasser hatte die Absicht den jetzt genannten
Islam selbst in Deutsch zu übertragen, nur dabei mit Zusätzen zu versehen, wie er
es früher mit demjenigen über den Calmud gethan. Eine größere Studien-Reise in den
Orient und später ausstehende Krankheiten haben die Ausführung verhindert. Die Verlags-
handlung hat es unter diesen Umständen für ihre Pflicht gehalten, dem deutschen Publikum
diese letzte Arbeit des Verfassers, die vor einigen Jahren in dem Quarterly Review erschien,
nicht länger vorenthalten, und hat die Abhandlung von sachkundiger Hand übertragen lassen.

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.

1871. Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Felleisband gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. —
Klosterhäuser. — Goethe's Verhältnis zur bildenden Kunst. — Jacob James Goltz. —
Berlin und Peter von Cornelius. — Die Gärten von Peter von Cornelius. — Schinkel.
— Curtius über Kunstwerke. (174)

Herman Grimm: Fünfzehn Essays.

Zweite vermehrte Auflage der Neuen Essays. Ein Band in gr. 8. (28½ Bogen.)

1874. Velinpapier. Eleganz geholt. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesen neuen Band Essays sind aus den früheren beiden Bänden (den Essays, 1859,
und den Neuen Essays, 1865) nur 8 Essays übergegangen, die andere Hälfte des Bandes
besteht aus neu hinzugekommenen Essays. Es sind in diesem Bande namentlich alle auf
Literatur- und politische Geschichte bezügliche Aufsätze vereinigt.

Inhalt: Boissier. — Friedrich der Große und Napoleon. — Goethe in Italien.
— Schiller und Goethe. — Goethe und die Wahrheitswahrheiten. — Goethe und
Goethe. — Goethe und Louise Schiller. — Heinrich von Kleist's Grabstätte. — Lord Byron
und Leigh Hunt. — Alexander von Humboldt. — Schleiermacher. — Herr von Born-
hausen. — Goethe. — Goethe. — Dürer und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph
Waldo Emerson.

Hr. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die (175)

Brüder Jacob und Wilhelm Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 88 Holzschnitten.

Berlin-Ausgabe in Felleisband gebd. 1 Thlr.

Gew. Ausg. in Felleisband gebd. 15 Sgr.

Hr. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sorden erlitten:

Ausgewählte Romane

von

Levin Schücking.

Zweite Folar. Vierter des dritten Bändchen.

8. Geh. Jedes Bändchen 20 Bgr.

Die allgemeine und stetig zunehmende Teil-

nahme, welche die vor einigen Jahren er-
schienenen „Ausgewählten Romane“ von Levin

Schücking (12 Bändchen) gefunden haben, be-

stimmten die Verlagsbuchhandlung eine zweite Folge

erschreiben zu lassen, die aber der besten waren

Romane dieses vorzüglichen Erzählers aus

Stilleschreibers Zeiten mit. Durch die

zahlreichen Ausgaben werden die ansehn-

lichsten Romane Schückings dem Privat-

besitz zugänglich gemacht. (176)

Inhalt der zweiten Folge in 12 Bändchen:

1.—3. Verhängene Wege. 4.—7. Schick

Donnerstag. 8.—11. Die Wälder und die Wälder.

12. Der Kampf im Speisart.

Alle Buchhandlungen haben die ersten drei

Bändchen nebst einem Prospect über die

Sammlung vorrätig und nehmen Unter-
nehmungen auf dieselbe an.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

in Braunschweig. (177)

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Tyndall, John. In den Alpen.

Antorsirte deutsche Ausgabe. Mit einem

Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit

in dem Text eingedruckten Holzschnitten. 8.

Fine Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Anfrage und Bitte. (178)

August Wilhelm Schönlank. Der Unter-
richt in der Naturgeschichte.

Ich beziehe mich über einen Jahrgang damit be-

schäftigt, das Material zu einer durchaus sel-

bständigen, in sich abgeschlossenen Biographie

A. W. Schönlank's, Schönlank's größten Schüler,

zu sammeln. Ich habe sich für alle Punkte

der gegenwärtigen Wissenschaft dieses Mannes nicht

eine gleich große Anzahl von Quellen aufsuchen

lassen, und haben die letzten beiden Jahre

über eine einzige seiner größten Schöpfungen und

mehrere seiner persönlichen Verhältnisse. Es

erhebt sich daher die Frage, ob nicht die

Biographie, vor allem der nachschaffende Bezug

zu Händen sein sollten, mit solchen im Vergleich

oder Absicht auf kurze Zeit später überlassen

zu werden. Nach dem schärfsten Bedenken

werde ich mit größtem Danke entgegennehmen.

Leipzig, August 1874. (Stromwörterbuch. 19.)

Joseph Kirschner.

Ergeben erschienen und in allen Buch-

handlungen zu haben: (179)

Gewerbegericht und Contractbuch.

Zur Revision der deutschen Reichsgerichts-
ordnung von G. G. Oppenheim. 8. IV. und

100 Seiten. Preis 12 Sgr.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

H. H. Reckert veranlagt: Dr. Gossmann in Berlin.

Verlag des Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. Händels- u.

Hand des Dümmlers in Berlin. Händels- u.

Hand des Dümmlers in Berlin. Händels- u.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 8. August 1874.

[N^o. 32.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland. Charlotte von Stein. 461. —
Dresden und Birsfeldel. 462.
Frankreich. Französische Romane. Gropper Minimes. 463.
England. Rothwell, von Swinburne. 465.
Classische Literatur. Classische Volksepik in englischer Uebersetzung. 468.
Nordamerika. Von Newyork nach San Francisco. 469.
Ariane literarische Revue. Archiv für österreichische Geschichte. 470.
— Die Schlacht von Regensburg und der Marshall Bazaine. 471.
— Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774. 471.
Ereignisse. Die Moral des Pessimismus. 471. — Ludwig Minardus. 473. — Die Briefe des Horaz. 472.

Deutschland und das Ausland.

Charlotte von Stein.

Als die Verbindung sich löste, welche zwischen Goethe und Frau von Stein so lange bestanden hatte, forterte Charlotte ihre Briefe zurück und verbrannte sie, bewahrte aber die des Dichters, mit Ausnahme der von Italien geschriebenen und zur „Italiänischen Reise“ zusammengestellten, sorgfältig auf. Diese veröffentlichte Adolf Schöll im Jahre 1848 und die Folge davon war, daß die Reinheit des Verhältnisses vielfach stark angezweifelt wurde. Unserm Gefühl widerspricht die Erörterung solcher nur dem Klatsch und keinem höheren Interesse dienenden Fragen, insofern wir es nicht mißbilligen, wenn Heinrich Dünker für die Sittenstrenge und den Edelmann einer Frau in die Schranken tritt, die man, seiner Ueberzeugung nach, im besten Glauben leichtfertig verleumdet.*) Nur in einladenderer Art hätte er es thun sollen. Zwei Bände, deren erster, 886 Oktavseiten stark, uns vorliegt, sind für den Zweck viel zu viel. Wozu die unermessliche Zahl höchst gleichgültiger Notizen? Bedeutend weniger wäre auch hier bedeutend mehr geworden, und die besonders im Anfange des Buches nicht gewählte Sprache verdient entschieden Verbesserung. Es ist bedenklich, Sätze drucken zu lassen, wie z. B. der folgende: „Die mancherlei körperlichen Leiden und der Verlust ihrer (Charlotten) drei Töchter raubten ihr den Genuß des Lebens, so daß sie fast nur mit Widerstreben sich an den geselligen Vergnügungen betheiligen konnte, denen sie die junge Herzogin sich mit voller Lust hingeben sah, welcher sie immer mehr sich entfernend fühlte, da sie ihr dem ähnlich heitern Genusse so viel einzuräumen schien und für ihre Klagen bei ihr kein theilnehmendes Herz fand.“ Die Hüdmörter haben doch nicht den Zweck, das Verhältniß zu erschweren.

Ungehörlich muß die Persönlichkeit einer Frau gewesen sein, die einen Mann wie Goethe so stark zu fesseln vermochte, und wir theilen daher die Schilderungen mit, welche hervorragende Zeitgenossen von ihr entwarfen. Schiller schreibt im August 1787: „Die Besessene unter Allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe

sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.“ Und im Oktober 1788: „Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen, seitdem ich ihrem Geiste mehr zugehört habe. Ich liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter; sie hat Interesse für das, was sie für wahr hält und was edel ist. Viele Menschen sterben, ohne sie was davon zu ahnen.“ In demselben Jahr äußert sich Herder über sie: „Frau von Stein ist mir stets unter den klesigen Freundinnen das Beste. Ich sehe sie fast täglich.“ „Reines, richtiges Gefühl, bei natürlichem, leidenschaftlicher, leichter Disposition, haben sie bei eigenem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Wesen gebildet, deren Dasein aus Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Hitzerei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Antheil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat seinen Taft, selbst Verschämtheit für die Kunst.“ Anebels Urtheil lautet: „Sie ist eine gar seltene gute Frau, und lebt eigentlich bloß in der Klarheit, die ihr, bei ihrer reizbaren, feinen Natur, schon die Stelle der Wärme vertritt. Sie lebt eigentlich im Verstand, und hat doch so gar keine Prätension vom Verstand.“ Dünker meint, ihr Ideal sei reine, gegenseitige Vervollkommenung bezweckende Freundschaft gewesen, und sieht keine anderen Schwächen bei ihr als weibliche Eitelkeit und eine gewisse Herrschsucht.

Als bitterer Feind Charlottens zeigt sich dagegen Professor Stahl. Dieser eifrige Ketter übel beleumundeter Personen des Alterthums erblickt in Frau von Stein nur die pflichtvergeßende Gattin und Mutter, die kalt berechnende, egoistische, eiserfichtige, jänische Geliebte, eine kleine, engbrüstige Natur, ohne Selbstbeherrschung, ohne weiche Empfindung, in ihrem innersten Wesen presalsch, eine „kallmame Frau“, mit der Niemand es auf die Länge aushält. Er hat nichts Lebendes für sie als die Bemerkung, sie sei, als Goethe nach Weimar kam, „ohne Frage eine der interessantesten Frauen des Weimarschen Kreises“ und „überhaupt nicht ohne ein gewisses Streben sich fortzubilden“ gewesen. Vielleicht ging es Dünker in seinem zweiten Bände, die sehr geschickt gruppirten Vorwürfe Stahls zu entkräften und darzutun, daß er mit Unrecht so sehr ins Schwarze auslegte; wo nicht, dann sind wir wieder einmal genöthigt, die Sache als unentschieden aus sich beruhen zu lassen. Was jetzt haben der Ankläger sowohl wie der Vertheidiger für ihre entgegengesetzten Ansichten eine Wahrscheinlichkeit herzustellen gewußt; die Gewißheit zu begründen, dürfte dem Einen so unmöglich sein wie dem Andern, und Niemand wird leugnen, daß der Streit sich um ein ziemlich unerquickliches Thema dreht.

— n.

*) Charlotte von Stein, Goethes Freundin. Ein Lebensbild, mit Benutzung der Familienpapiere entworfen von Heinrich Dünker. Erster Band. 1742—1793. Mit zwei Abbildungen. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1874.

Denken und Wirklichkeit.)

Wie die Theologen im Jenseit das wahre, im Diesseit das nur vorbereitende, an sich nichtige Leben erblicken, so betrachten zahlreiche Philosophen unsere Erfahrungswelt als diese Erscheinung, und glauben die Wahrheit anderwärts suchen zu müssen und finden zu können. Die Gründe der Theologen gehen uns diesmal nichts an, die der Philosophen bestehen in der Unvereinbarkeit der Forderungen des Denkens mit den Leistungen der Erfahrungswelt. Das Denken verlangt Einheit, Beharren, Frieden, Schmerzlosigkeit; die Erfahrung zeigt Vielheit, Entstehen und Vergehen, Kampf, Qual. Nun bieten sich dem Denken zwei Wege dar. Entweder es sagt: weil die Erfahrungswelt meine gerechten Ansprüche nicht befriedigt, ist sie unwahr; mir liegt es ob, das eigentliche, mir entsprechende Sein zu konstruieren, und, wo möglich, den Grund zu entdecken, aus welchem es sich in der Erfahrung so mangelhaft darstellt; — oder es findet: meine Forderungen haben nur Gültigkeit für mich; die Erfahrungswelt fügt sich demselben oft nicht, aber daraus folgt keineswegs, daß sie im Unrecht ist; ich bin selbst nur ein unbedeutender Theil der Erfahrungswelt und begehe einen Fehler, wenn ich über ein zusammenhängendes Ganze urtheile, von dem mir außerordentlich wenig bekannt ist. Zwar treibt mich dazu ein unwiderstehlicher Kitzel, doch will ich mich wieder und immer wieder daran erinnern, daß ich allein das gefährliche Privilegium besitze zu irren, daß ich allein in der mir bekannten Welt manchmal in die fatale Lage komme gestehen zu müssen: ich habe mich getäuscht.

A. Spir, dessen zweiter Band von „Denken und Wirklichkeit“ uns vorliegt, möchte gern beide Wege zugleich einschlagen, oder vielmehr, er möchte den ersten als soliden Unterbau für den zweiten benutzen. Wir erkennen die erste Missethat, das reichhaltige Wissen, die große Belesenheit, den seltenen Scharfsinn, die Selbstständigkeit, scharfe Kritik und verständliche Ausdrucksweise des Verfassers auf das Freudigste an, wir halten sein Werk für bedeutend, in hohem Grade anregend und vielfach belehrend, aber so häufig wir ihm in einzelnen Ausführungen deistimmen, in der Hauptsache weichen wir von ihm ab, weil wir den Begriff des Unbedingten in anderer Art fassen. Er glaubt zu beweisen, daß der a priori begriffene Fundamentalsatz $A = A$, d. h. das wahre Sein bleibt ewig ohne Wechsel sich selbst gleich, „sowohl unserer Erkenntniß der Zusehenden, als der äußeren Dinge und der Gültigkeit unserer Induktionen, als auch dem religiösen und dem moralischen Bewußtsein zu Grunde liegt; daß dasselbe Princip unsere erfahrungsmäßige Erkenntniß bedingt und uns zugleich in den Stand setzt, über die Erfahrung hinaus, zu einem höheren Bewußtsein zu gelangen.“

Daß die Welt im Grunde unbegreiflich ist, wird allgemein zugestanden. Man weiß, daß unsere ganze Erfahrung das Produkt zweier Faktoren ist. Der erste besteht aus unseren Sinnen und unserem Denkfähigkeit, und an einer ausreichenden Kenntniß dieses Faktors fehlt uns noch recht viel; der zweite besteht aus den Objecten, von denen wir nur erfahren, welche Empfindungen sie in uns hervorgerufen, wenn sie unter einander und mit uns in Verkehr treten. Mit anderen Sinnen, mit anderer Geistesrichtung hätten wir auch eine andere Erfahrung. Alle

Eigenschaften eines Körpers sind nichts als Beziehungen zwischen diesem Körpern und zu unserer Wahrnehmung. Wenn diese Relation kommen nur niemals hinaus; was ein Object an sich, ohne Subject und ohne andere Objecte, oder, was ein Subject an sich, ohne irgend ein Object ist, bleibt uns ein unlösbares Problem. Damit begnügt man sich meistens, Es ist will einen Grund der Unbegreiflichkeit entdeckt haben, der tiefen liegen soll. Er argumentirt: das Wesen der Dinge an sich ist sich selbst gleich; die Erfahrung zeigt das Gegentheil, nämlich vielfache Veränderung der Dinge. Außer dem Wesen der Dinge giebt es aber nichts, folglich enthält die Erfahrung Elemente, welche weder im Wesen der Dinge, noch irgendwo sonst begründet sind, es steckt also in ihr eine Antinomie, ein schlechtes Unbegreifliches. Das Wesen der Dinge! Spir macht bedeutende Unterschiede. „Das Wesen des Realen an sich bleibt von der Entstehung her sich selbst vollkommen gleich, ohne den geringsten Grund zu Veränderungen, weder in sich noch außer sich, zu erhalten. Dasselbe kann eine Veränderung ebenso wenig bewirken als erliegen, steht überhört mit dem Wechsel, der die Dinge dieser Welt beherrscht, in keinem Zusammenhang, da der Wechsel eben ein dem Realen an sich fremdes Element in der Erfahrung ist. Ganz anders ist es mit den empirischen Gegenständen bewandt; dieselben sind veränderlich, enthalten Unterschiede in sich und stehen unter einander im Zusammenhang. Bei diesen ist die „Identität mit sich“ von ganz anderer Art, als die des Realen an sich oder des Unbedingten.“

Und eben deshalb mißlingt Spirs Beweis. Eben sagt er, das Reale an sich, das den Wechsel nicht kennt, steht überhört mit dem Wechsel, der die Dinge dieser Welt beherrscht, in keinem Zusammenhang, und dann soll den Dingen dieser Welt der Wechsel fremd sein, weil das Reale an sich nicht leidet. Darin liegt ja eben der Unterschied zwischen dem nur durch das Denken konstruierten „Realen an sich“ und dem Empirischen. Unser Autor will zeigen, daß das Geschehen, die Veränderung dem wahren Wesen der Dinge fremd sei, er aber dürfte von Dingen im Plural gar nicht reden; für ihn dürfte es nur die Dinge geben, das Reale, das unveränderlich bleibt, Eine Dinge stehen, wie er selbst sagt, im Zusammenhang unter einander, sie bedingen einander, sie treten in Verhältnisse, ihnen ist also der Wechsel nicht fremd, sondern im Gegenteil, er bildet ihre eigentliche Natur. Auf die Frage, wo kommt der Wechsel her? antwortet Spir völlig befriedigend: „Der Glaube, außer dem Geschehen der Erscheinungen noch irgend welche Ursachen derselben erkennen zu können, ist völlig grundlos, und die Forderung nach Ursachen, welche nicht selbst Erscheinungen sind und nicht dem Geschehen der Erscheinungswelt unterliegen, ein ganz vergebliches Bemühen, welches nur zu eingebildeten Resultaten führen kann.“ Allein dann scheint uns um so mehr die Unbegreiflichkeit der Welt besser begründet in der bekannten alten Weise, als in der neuen, die Spir für die tiefere hält.

Bei dem Kampf gegen die Realität der Dinge im Raum stehen wir ebenfalls in den Reihen der Gegner. Spir sagt: „Die Körper sind nicht die Ursachen unserer Empfindungen, sondern ihr Wesen besteht selbst aus Empfindungen. Die Körper sind nur eine Erscheinungsart, also eine Erscheinungsart der Empfindungen.“ Wir schließen nicht von unseren Empfindungen auf äußere Ursachen, sondern wir projizieren unsere Empfindungen selbst in den Raum, schauen sie selbst als räumliche Gegenstände an. Die Dinge im Raume scheinen zwar etwas von unseren Empfindungen durchaus Verschiedenes zu sein, ... aber dies kommt nur daher, daß wir den Anfang unseres Lebens an die

*) „Denken und Wirklichkeit“. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Von A. Spir. Zweiter Band. Leipzig, J. G. Finkbein, 1873.

Vergl. Nr. 28 und 29 des Magazins, 1873.

zu der Zeit, wo die Reflexion aus eines Besseren belehrt, unsere Empfindungen gar nicht als Empfindungen in uns, sondern als reale Gegenstände außer uns erkennen.“ Wie kommen wir dann zu Empfindungen, die ja unser Autor ausdrücklich als etwas passives bezeichnet? Sie stellen sich doch immer erst nach Einwirkung der Körper ein, und zwar gelegentlich. Wenn unser Zustand normal ist, so ist unter gleichen Bedingungen die Einwirkung, die wir durch einen und denselben Körper empfinden, stets dieselbe; folglich ist dieser Körper die Ursache der Empfindung. Spir schreibt: „Die Realisten machen den Umstand geltend, daß Empfindungen in uns oft plötzlich auftreten, ohne wahrgenommene Antezedenzen, — wie wenn ich z. B. Nachts im Bette liege, plötzlich ein Wagengeräusch oder ein anderes Geräusch höre, — was nur durch die Einwirkung von Dingen außer uns erklärt werden könne.“ Da Spir anderer Meinung ist, so hätte er seine Erklärung doch mittheilen sollen.

Das interessante Kapitel „Von der Natur und der Einheit des Ich“ enthält eine merkwürdige Stelle, die recht geeignet ist deutlich zu machen, in wie unnütze Schwierigkeiten sich unser Autor verwickelt. Er sagt: „Das Verhältniß der Subjekte unter einander selbst ist eine Thatfache, das Verhältniß derselben zu anderen unbekannten Dingen dagegen eine bloße Hypothese.“ Keia! Es ist ebenfalls eine Thatfache. Der Zusammenhang der Subjekte unter einander selbst ist nur in dem Sinne unerkennbar, daß wir von denselben keine anschauliche Vorstellung zu bilden können. Der Zusammenhang der Subjekte mit anderen Dingen, welche nach der Voraussetzung von denselben unabhängig existiren, ist nach an dem weiteren Grunde unerkennbar und unbegreiflich, weil er eben dieser Voraussetzung selbst widerspricht.“ Die Voraussetzung ist eine irrige; die anderen Dinge existiren nicht unabhängig vom Subjekt. Man braucht in dem, was bei Spir folgt, nur „Objekte“ hinzuzufügen, ne er „Subjekte“ schreibt, und es ergibt sich ein vollkommen einleuchtendes und befriedigendes Raisonnement. So verändert — wir geben unsere Aufsätze gern — würde es lauten: „Zwischen uns, den Subjekten, und auch zwischen uns und den Objekten, besteht ein Zusammenhang. Das ist Thatfache. Und nichts hindert uns, diesen Zusammenhang als einen in dem Wesen der Subjekte und Objekte selbst liegenden zu betrachten. Was brauchen wir also nach Vermittelungen zu suchen? Wären wir selbst und die Objekte Substanzen, ursprüngliche und von einander ganz unabhängig existirende Wesen, dann freilich würden unsere Beziehungen einer besonderen Erklärung bedürfen. Allein dem ist nicht so. Obgleich wir und die Objekte uns in unserem gewöhnlichen Bewußtsein als Substanzen erscheinen, so sind wir doch in der That entwandene und bedingte Wesen, deren Dasein und Beschaffenheit durch und durch von gegebenen Antezedenzen in der Welt abhängt, in deren Kerns ganz verschlossen ist; und die Objekte sind gleichfalls entwandene und bedingt, auch ihr Dasein und ihre Beschaffenheit hängt durch und durch von gegebenen Antezedenzen in der Welt ab, sie sind ebenfalls in dem Kerns der Welt ganz verschlossen. Also sind unsere Verhältnisse zu uns, wie zu den Objekten in unserer Natur und der Natur der Objekte selbst begründet..... Nun, was die Verhältnisse zwischen uns, den Subjekten, zwischen den Objekten, und zwischen Subjekten und Objekten vermittelt, ist das allgemeine verbindende und wirkende Prinzip der Natur, welches man Kraft, Potenz oder irgend wie sonst nennt.“

Einig sind wir mit dem Verfasser darin, daß das Bedingte ein Unbedingtes erfordert, daß unsere Vorstellung des Unbeding-

ten keinen Inhalt hat, daß die Erfahrung über sich selbst auf ein nicht zu Erfahrendes hinweist, daß also ein metaphysisches Bewußtsein existirt und dennoch eine metaphysische Erkenntnis nicht möglich ist. Aber wir sehen nicht ein, weshalb er nicht die Gesamtheit aller Bedingungen, das Universum, das Ich für das selbstständig existirende Unbedingte will gelten lassen.

D. S. S.

Frankreich.

Französische Novellen.

(Prosper Mérimée.)

Prosper Mérimée wird vielleicht mit Unrecht fast die erste Stelle unter den französischen Novellisten eingeäumt. Auch das Bild von ihm, welches H. Taine den jüngst erschienenen *Lettres à une inconnue* verleiht hat, ist sehr geschmeichelt. Es ist einige Uebertreibung, zu sagen, daß jede von Mérimée's Novellen ein Testament über die menschliche Natur sei, ein Dokument von großer Tragweite, welches Philosophen und Moralisten jedes Jahr, wieder lesen könnten, ohne es zu erschöpfen. Viele Dissertationen über den primitiven Instinkt, gelehrte Abhandlungen, wie die Schopenhauer's über die Metaphysik der Liebe und des Todes, seien nicht soviel werth, als die hundert Seiten der Novelle „Carmen“, „Arsène Guillet resamirte viele Bände über die Religion des Volkes und es sei wahrscheinlich, daß man im Jahre 2000 die *Parole de Tristram* nachlesen werde, um zu erfahren, was ein einziger Verstoß gegen die Ehre koste.“

Daß, was seine Landsleute so sehr an Mérimée entzückte, die glänzende Glätte und scharfe Klarheit seines Stils, die gentlemanische Eleganz seiner Darstellung vermag den Eindruck des Streifigen und Perlschmügenden, den man häufig bei seiner Lectüre empfindet, nicht immer zu verwischen. Man kann ihm niemals eine Uebertreibung, oder eine Geschmacklosigkeit vorwerfen, er haßt Empyrie und Deklamation, es ist wahr, aber auch das weite Gebiet der sogenannten poetischen Schönheiten ist ihm prinzipiell verschlossen geblieben. Er erzählt sehr objektiv, sehr kaltblütig, sehr präzise, aber die Fabel seiner Novellen ist nicht selten sehr dürrig und matt erfunden, oder ihre Handlungen verlaufen ohne Bewerkstelligung und Höhepunkt im Sand.

Mérimée war entwichen mehr Gelehrter, als Dichter. Er war es, der in Frankreich zuerst durch meisterhafte Uebersetzungen auf die neuere russische Literatur aufmerksam machte, sieben Sprachen und Literaturen waren ihm bekannt und geläufig, er durchkreuzte die halbe Welt und die gelehrten Reminiscenzen seiner Novellen beweisen, wie oft sich bei ihm die Liebhabereien des Philosophen in die Inspirationen des Dichters verflüchteten.

Die posthumen „*Dernières nouvelles*“ enthalten einige der ersten, die Mérimée überhaupt geschrieben hat. Sämmtliche waren bereits schon zum Abdruck gekommen, ehe sie hier in einem Bande gesammelt wurden. Nur etwa „*La Chambre bleue*“ dürfte hiervon eine Ausnahme machen. Mérimée schrieb sie als „*Indice*“ des kaiserlich napoleonischen Hofes. Sie wurde zuerst der Kaiserin Eugenie vorgelesen und war ihr testamentarisch vermacht. Die Großfürstin Marie von Rußland beehrte den ihr beigege-

*) Prosper Mérimée, *Dernières nouvelles*. (Loki, il piccolo di Madama Lucrezia, la chambre bleue, Djoumane, Le coup de pistolet, Federico. Paris 1874, Michel Lévy.

benen Polizeimann an den Dichter, um ihn einzuladen, sie mit diesem seinem neuesten Romane zu besuchen.“) Auch die Königin von Spanien, „Isabella die Unschuldige“, wie Mérimée sie in einem seiner Briefe an seine unbekannte Freundin scherzhaft nennt, empfand Neugierde, diese „petite chose très-drole“ kennen zu lernen und schickte an den Autor ihren Adjutanten, der sich seiner Mission auf der Promenade zu Biarritz auf das nächste entledigte. „Derr Mérimée“, sagt er, „die Königin hat mich beauftragt, sie um „la petite chose“ zu bitten, welche Sie für die Kaiserin geschrieben haben.“ „Sagen Sie der Königin gütlich“, entgegnete der geistreiche Akademiker, „dass „ma petite chose“ der Kaiserin gehört, und ich sie der Königin nur leihen werde, wenn meine Souveränin es gestattet.““)

Man wird bei dieser lebhaften Nachfrage allerhöchster Damen einigermaßen gespannt sein, den Inhalt dieser „petite chose très-drole“ zu erfahren, den wir indessen in seinen Einzelheiten mitzutheilen Anstand nehmen müssen, und der jedenfalls noch Mérimée's diffidente Beigerung, als die Widmung an die Kaiserin begreifen läßt. Es ist die Geschichte — einer Art von Brautnacht, welche komische Zwischenfälle und tragikomische Mißverständnisse inwischen machen. Nicht lustig genug, um eine gute Pötte, nicht ernst genug, um eine gute Revue zu sein, enthält sie ein Stück Situationskomik, dessen Lectüre man allerdings geeigneter finden möchte, die Zierde der „innocente Isabelle“, als der frommen Eugénie zu erhöhen.

Fassen wir indessen den Dichter selbst seine Sache führen.**) „Als ich in Biarritz war, schreibt er unter dem 5. November 1866, „strift man eines Tages über die schwierigen Situationen, in denen man sich befinden kann, wie zum Beispiel Rodrigo zwischen seinem Papa und Ximene, Camilla zwischen ihrem Bräuer und ihrem Euxiatius. Da ich zu starken Ideen genommen hatte, schrieb ich noch in derselben Nacht einige fünfzehn Seiten über eine ähnliche Situation. Die Sache ist im Grunde sehr moralisch, aber sie enthält Details, welche von Monseigneur Dupanloup gemißbilligt werden könnten. Es ist darin auch eine „petition de principe“, welche für die Entfaltung der Erzählung notwendig ist: zwei Personen von verschiedenem Geschlechte begeben sich in einen Gasthof; (es ist dies niemals vorgekommen, aber ich brauchte es) und neben ihnen geschieht etwas sehr Ectifames. Ich glaube, daß es nicht das Schlimmste ist, was ich geschrieben habe, obgleich ich es sehr in der Eile schrieb.“

Auch „Lefski“ verfaßte Mérimée als „Habitus“ und Gast des Hofes zu Fontainebleau für seine kaiserliche Wirthin, der er es von seiner eigenen kunstgeübten Hand inskripte zum Namensfeste überreichen wollte.

„Als ich im Schloffe war“, erzählt er in einem Briefe vom 2. September 1868, „daß man wunderbare neue Romane, deren Autoren mir vollständig unbekannt waren. Ich verfaßte die letzte Novelle, um diese Herren nachzuahmen.“ Eine Nachahmung ist „Lefski“ allerdings. Es könnte ebenjogut eine Uebersetzung aus dem Russischen, als eine französische Originalnovelle sein. Die weiblichen Männer, das sinnlich Grausame der Frauencharaktere, die Stimmung des Unheimlichen, die über dem Ganzen liegt, Alles erinnert an eine gewisse Novellistil slavischer Herkunft, die neuerdings wieder sehr in Aufnahme gekommen ist. Auch die Fabel der Novelle stimmt damit sehr überein und gehört über-

haupt zu dem Unerhörtesten, was bisher in dieser Richtung geleistet wurde. Der Schauplatz der Novelle ist Lithauen. Eine vornehme Dame wird auf der Jagd von einem Bären erfaßt und fortgeschleppt. Der Schrecken macht sie wahnsinnig und auch der Sohn, den sie neun Monate nachher gebiert, hat bizarre und unerklärliche Dispositionen. Man verheirathet ihn und in der Brautnacht — beißt er seiner jungen Gemahlin die Gurgel an. Mérimée hatte anfangs beabsichtigt, den Grund dieses Erbkraus thierischer Instinkte auf die allerdirekteste Vererbung zurückzuführen. Aber nicht vergebens „strug er bei schönen Frauen an.“ Seine unbekannte Freundin warnte ihn vor dieser Restrosität und er änderte die Sache insoweit, um es zweifelhaft zu lassen, „ob der Donquixoter seine Attentate bis zu dem Punkte getrieben, eine erlauchte Genealogie zu führen.“ Man wunderte sich zu lesen, daß französische Aerzte dem Dichter sagten, daß die Zehlgänger mehr als andere Thiere im Stande seien, sich mit Menschen zu begatten. Unseres Wissens ist dies überhaupt eine Annahme, welche von der deutschen Wissenschaft längst als eine Absurdität erkannt und verworfen wurde. Auch verhält sich abgeändert bleibt die Sache noch immer problematisch genug und selbst Talme muß gestehen, daß auf dem Grunde dieser Novelle eine barocke Idee liegt, „wie eine Kette in einem schön geschnittenen Kaffeebein.“ Unzweifelhaft der Verfasser der Zeit entwichen Unrecht, wenn er ihr bei dieser Gelegenheit Präderte und Bescholte vorwarf. Konnte doch die Novelle am Hofe von Saint Cloud „einem sehr gewählten Publikum“ vorgelesen werden und als nicht einmal die jungen Damen sich darüber aufhielten, entschloß sich Mérimée, sie der Revue des deux Mondes zum ersten Abdruck zu überlassen, in der sie denn auch im September 1869 erschien.

Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wenig anmutende Thema mit einer Kunst in der allmählichen Herbeiführung des Unerwarteten, einer Heineit in der Charakteristik der Personen behandelt zu haben, die fast den Zauber der Realismus darüber spinnt. Wie gewissenhaft überhaupt Mérimée in Behandlung des Details war, geht unter Anderem aus dem Umstand hervor, daß er die Novelle zur Revision der Fokalsäure an Turgenjew schickte. Die „Fokalsäure“ war eine Uebersetzung der romantischen Schöne, an der er stets fest hielt. Er vermahnte darauf den Fleiß des Aquarellmalers und wie fern und fremd auch die Landschaften, in die er uns versetzt, er versteht die Kunst, durch die Prägnanz seiner Linien damit vertraut zu machen und dafür zu interessieren. Es gilt dies insbesondere auch für den übrigen Inhalt des Bandes: Dernières nouvelles: „Le comp de pistolet“ ist indessen eine bloße Uebersetzung aus dem Russischen des „Pistich“, „Kederigo“ eine neapolitanische Volkserzählung, halb Märchen, halb Legende. „Il vicolo di Nadam Lucrezia“, „Les sorcières espagnoles“, „Djoumane“ sind mehr Erzählungen, mehr Anfänge und Rahmen von Novellen, ohne eigentliche Novellenhüllen zu enthalten.

Die „Dernières nouvelles“ haben in sehr kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt; nichtbedeutender werden die Sammler der Novellenkataloge kaum eine darunter finden, welche in jeder Beziehung würdig wäre, in eine Musterammlung von Novellen aufgenommen zu werden.

Wolfgang Schmidt.

*) Lettres à une inconnue. Tome II., S. 297.

**) Souvenirs et Indiscrétions par Sainte Beuve publiés par son dernier secrétaire. Paris 1872, S. 286.

***) Lettres à une inconnue. Tome II., S. 297.

England.

Bohwell.)

Rigron Charles Swinburne, bereits durch seine Dramen *Maisie* in England und *Chastelard* auch in Deutschland vortheilhaft bekannt geworden, behandelt in einem neuen Werke „Bohwell“ einen sich an Chastelard eng anschließenden Stoff, gleichfalls aus dem Leben der englischen Maria Stuart.

Es ist deshalb kaum nöthig, über die Fabel des Stükes im Allgemeinen viel zu sagen. Der erste Akt enthält den Mord Rigros, der zweite den Darnies, der dritte und vierte auf die verhängnisvolle Ede mit Bohwell Bezügliches, der fünfte Vorkuren und Langsde, bis das Stük am Ufer des Solway schließt. In all diesem ist der Dichter der Geschichte oder der allgemein angenommenen Ansicht der Geschichte gefolgt, und zeigt durchaus Spuren eines genauen und eingehenden Studiums der Originalberichte. Es dürfte angemessen scheinen, einige Worte über seine Stellung zu der rein historischen Frage von der Schuld oder Unschuld der Königin zu sagen. Sie wird als schuldig betrachtet. Es möchte genügen zu sagen, daß der Dichter offenbar zu dieser Annahme befangen ist. Es ist nicht seine Sache, über die Richtigkeit der Casket letters oder Herrn Carling's Mother of dead dogs zu diskutieren. Aber er hat eine weit befriedigendere Rechtfertigung. Eine unschuldige Maria Stuart mag dem Moralisten ein Trost, dem Historiker eine Möglichkeit sein, dem Künstler wäre sie eine Last und eine Unmöglichkeit. Der Besitz von Herrn Swinburnes Marie ist ein weit höherer Gewinn für das ästhetische Gefühl als jede Gewissheit ihrer Unschuld dem moralischen sein könnte.

Es ist von weit höherer Wichtigkeit und von viel größerem Interesse, den Aufbau der Charaktere zu prüfen, welche der Autor in Ausbildung seines Berufes als Dramatiker auf dem von der Geschichte gegebenen Fundament des Stoffes errichtet hat. Eine gewisse Kombination von Umständen und Handlung zu konstruieren oder zu entlehnen, ist etwas; doch etwas anderes und weit schwierigeres ist es, die Personen eines Dramas so zu bewegen, daß diese Handlung, diese Umstände in einer natürlichen Entwicklung und Konsequenz vor sich gehen. Den Grundton der Behandlung seines Themas schlägt Herr Swinburne mit harter Hand an in einem Akt aus den Choeperon, das als Motto dient, und noch klarer im folgenden Widmungsflorant:

A Victor Hugo.

„Comme un fleuve qui donne à l'océan son lim,
J'apporte au lieu sacré d'au le vers tonno et de hait
Mon drame épique et plein de tumulte et de flamme,
Où vibre un siècle éteint, où flotte un jour qui fut.

Un peuple qui rougit sous les pieds d'une femme
Passe, et son souffle emplit d'aube et d'ombre et de bruit,
Un ciel épre et guerrier qui hait comme une lame
Sur l'avenir debout, sur le passé détruit.

Au fond des cieux hagards, par l'orage battu,
Une figure d'ombre et d'étoiles vides
Pleure et menace et brille en s'évanouissant.

Eclair d'amour qui blesse et de haine qui tue,
Fleur éclos au sommet du siècle ébouillant,
Rose à tige épineuse et que rougit le sang.”

*) Bohwell: a Tragedy. By A. C. Swinburne. London. Chatto & Windus, 1874.

Was diese melodische Ouvertüre verspricht, wird gehalten. Akt für Akt, Scene für Scene entrollt der Dichter mit fähiger und gewandter Kunst die mannigfache und stürmische Leidenschaft seines düstern Stoffes. Im äußeren Kreis stehen die ungekümmt und halbwilden Bürger, deren kaum überwandene Barbarei erst zur Hälfte umgewandelt in den künftigen und unedlen Fanatismus, der in *Newcastle* und *Dunbar* gipfelt, und behaht die scharfe Krone von Zerstörung und Wogen rechtsfertigt, welche Mariens Engel anwandten. Darunter sind Gestalten wie *Knox* und *Craig*, ihre anpruchsvolle Theokratie schon im Sinne, im Munde die mystische und furchtbare Sprache der hebräischen Bibel. Dann kommen die größeren und geringeren Barone; die bedeutenderen unter ihnen zeigen die eigenthümliche und entsehlige Mischung des sechszehnten Jahrhunderts: Wildheit und Kultur, etwas Aufopferungsfähigkeit für die Religion, etwas mehr für Schottland, und ein unendliches Maß für sich selbst; Menschenblut für gar Nichts achtend, und dennoch besorgt, gewisse Formen und Beluche beim Vergehen derselben zu beobachten. Umringt von diesen und inmitten einiger hervorragenderer Charaktere steht die Mittelfigur der Königin da. Nach zwanzig bis vierzig Seiten stellt man, daß Herrn Swinburnes Hand nichts an Kunst eingebüßt. Die Marie aus Chastelard steht wieder vor uns oder vielmehr jene Marie mit den nothwendigen Veränderungen, wie sie Zeit und Geschick, leichtfertige Liebe und Blutschuld bewirkt. In dem ersten Akt laßt ihr noch die Striche ihres frohen Lebens in Frankreich an. Nun ist sie härter und grimmiger geworden. Bei ihrem ersten Auftreten sagt sie zu Rigro von ihren Unterthanen:

„These starved slaves

That feed on frost and suck the snows for drink,
Hating the light for the heat's sake, love the cold:
We want some hotter fire than summer or sun
To burn their dead blood through and change their veins.”

und in ihrem ersten Gespräch mit Bohwell macht sie Anspielungen auf Darnies' Tod. Der Mord Rigros fñrt diese flüchtigen und zufälligen Regungen nach Herrlichkeit und Rache, und bestimmt sie zum Mord ihres Vaters, zur Bekräftigung seiner Missethungen, zur Behauptung ihrer eigenen Autorität.

„I would have all their heads here in my lap”,

sagt sie zu Marie Beaton, und dieser unbegreifbare Geist der Rache und Unabhängigkeit verläßt sie nie, weder im Stük noch im Unglück. Er gewinnt sogar an Kraft und Weite des Standpunkts, wenn ihr Unglück zunimmt, und wird aus einer bloßen Aufmerksamkeit verwandten persönlichen Stolz zu einem sympathischen Bewußtsein, daß der Kampf zwischen Herrscher und Volk in ihr zum ersten, aber nicht zum letzten Mal ausgefochten wird. Als sie Schottland verläßt, sagt sie:

„If I live,

If God pluck not all hope out of my hand,
If aught of all mine prosper, I that go
Shall come back to men's ruin as a flame
The wind bears down, that grows against the wind
And grasps it with great hands and wins its way
And wins its will and triumphs: so shall I
Let loose the fire of all my heart, to feed
On these that would have quenched it . . .

. I will leave
No living soul of their blaspheming faith
Who was with monarchs; God shall see me reign
As he shall reign beside me, and his foes
Lie at my foot with mine; kingdoms and kings
Shall from my heart take spirit, and at my soul

Their souls be kind led to devour for prey
The people that would make its prey of them,
And leave God's altar stripped of sacrament
As all kings heads of sovereignty, and make
Bare as their thrones his temples.*

Der ganze Verlauf des Dramas bildet das Mittel, dieses glühende Feuer der Leidenschaft flammweis zu steigern, und so geschieht ist die Schöpfung von Betörlung und Ungemach, so knusprig die Art wie das Reg des Unheils um die Königin gewoben wird, daß es dem Leser unmöglich ist, seine Sympathie zu fassen; dies ist der notwendige Erfolg richtig berechneter tragischer Handlung.

Aber neben dieser Stimmung von Feuer und Eifer hat uns der Dichter auch Marius' Charakter von einer anderen Seite gezeigt. Neben diesem haino qui tue, und selbst damit gemischt, ist die kaum weniger verhängnisvolle amour qui blesse. Herr Swinburne hat mehrmals die Offenbarung dieser Liebe von Marius' Seite auf Bothwell allein beschränkt; er gibt keinen Anhalt für die Annahme von etwas mehr als thörichter Günst gegen Rizzio. Auch hier ist die Art und Weise der Leidenschaft der Königin, wie notwendig, eine andere geworden als zu jener Zeit, wo sie Chastelard mit offenen Augen ins Verderben lockte. Denn, obgleich sie damals in einem Augenblick des Raufes sagen konnte:

„I am sure I shall not love man twice“,

mußte sie doch bei kühlerem Blut die Wahrheit bedenken:

„I would to God

You loved me less; I give you all I can
For all this love of yours, and yet I am sure
I shall live out the sorrow of your death
And be glad afterwards.“

(Chastelard, Act III., Sc. 1.)

Aber diese leichte Liebe, die damals kaum etwas anderes als bloßen Zeitvertreib faßte, ist nun, wenn auch nicht weniger tödtlich, doch weniger spielend geworden. Sie ist allmählich auf ein Verhältnis beschränkt, worin sie sich, außer an Intimität kaum von der Liebe jener liebten Weiber unterscheidet, die Mario so sehr verachtet. Es wäre nicht möglich, eine gewöhnliche und dramatischere Vergeltung zu erkennen. Das leichte Spiel der Phantasie, welches weder Mitleiden noch Beschuldigung gewähren konnte, welches, einer Leidenschaft wie Chastelards gegenüber, kaum weisste, was damit beginnen, heftet sich endlich an eine unwürdige und gewöhnliche Natur, und beinahe ohne Gegenliebe zu erlangen, wird sie zu einer geduldeten, frauenhaften Hingabe, unter Betörlung und Vernachlässigung, einer Oriselbis selbst würdig. Die feinen Züge, welche diese Umwandlung bezeichnen, sind unendlich zahlreich, und ebenso gelungen wie knusprig. Man kann kaum ein mittelreiches Fädchen unterdrücken, wenn Marie einen Unterthanen und bekannten Wüstling also anredet:

„What heart have you to hurt me? I am no fool
To hate you for your heat of natural heart.
I know you have loved and love not all alike,
But somewhat all: I hate you not for that.
When have I made words of it? sought out times
To wrangle with you? crossed you with myself?
What have I said, what done, by saying or deed,
To vex you for my love's sake? and have been,
For my part, faithful beyond reach of faith,
Kingdomless queen and wife unhusbanded,
Till in you reigning I might reign and rest.“

Bothwell selbst ist mit gleichem Geschick und Erfolg geschildert. Eine gewöhnliche und ziemlich brutale Natur, deren Reizheit

irrhümlich für Kraft gehalten wird, und deren Haupttriebfeder schlecht überlegter Ehrgeiz ist, der, da er sich vor den Willen, die er anwenden muß, halb und halb fürchtet, unwirksam wird; unter den Schwierigkeiten der von ihm begeherten Stellung den Kopf verliert, und sowohl der Fähigkeit wie des Muthes bar ist, aus Gefahr Sicherheit zu schöpfen. Darnley ist vielleicht die einzige etwas übertriebene Figur. Herr Swinburne scheint uns in einer, bei ihm sehr ungewohnten Weise, der Verführung erliegen zu sein, etwas zu eifrig nach dieser handgreiflichen Art gehen zu haben, das Verfehlen seiner Heldin durch Uebertreibung im Gehör ihres Gatten zu rechtfertigen oder wenigstens zu erklären. Das gewohnte, verständliche Mitleid, mit dem man Darnley als einen bloßen „hooby who had too legs“ denkt, mag übel angethat sein, ist es wahrscheinlich, aber man darf zweifeln, ob ein solcher Menstrum, aus Eitelkeit, Thorheit, Einbildung, Verdrachtsen und Unkonstanz zusammengeleget, wie er hier dargestellt wird, jemals wirklich existirt haben könne. Dennoch, obgleich die Anlage fehlerhaft ist, vergeht man ihre Mängel beinahe, wenn die Verdrachtsen der Ausführung betrachtet. Die dritte Scene des ersten Actes, in der Darnley seine eiteln, unzusammenhängenden Klagen der Königin vorbringt, und nur zur Hälfte die bittere Ironie bemerkt, mit der sie sie empfängt; die sechste Scene des zweiten Actes, in der seine tolle Verdrachtsen und seine Bosheit ihn zu dem Versuch verleiten, Mord mit Murray zu suchen; ferner die siebenzehnte des vierten Actes, in der er aus Nichtstun die letzte Hoffnung auf Rettung, die Lord Robert Stuart ihm bietet, verwirft, sind lauter Meisterstücke dramatischer Anlage und Sprache. Doch ist vielleicht die schönste Scene von allen, in der er lebt oder tot erscheint, die, in welcher die Königin auf Bothwell bei seiner Verleumdung. Der Gegensatz zwischen der abgewogen und analogen Ruhe der Einen und dem unruhigen Unbehagen des Anderen (der all das Mißliche eines gewöhnlichen Mörders in Gegenwart seines Opfers sieht) konnte nicht besser dargestellt werden; auch dürfte es nicht leicht werden, die Schilderung, welche die Frau von ihrem gemordeten Gatten entwirft, an Kraft zu übertreffen:

„His cheek

Is not much changed, though since I wedded him
His eyes had shrunken and his lips grown wan
With sickness and ill living. Yesterday
Man or no man, this was a living soul;
What is this now? This tongue that mourned to me,
These lips that mine were mixed with, these blind eyes
That fastened on me following, these void hands
That never plighted faith with man and kept,
Poor hands that paddled in the sloughs of shame,
Poor lips that thirst for women's lips and wine,
Poor tongue that led, poor eyes that looked askant,
And had no heart to face men's wrath or love
As who could answer either — what work now
Doth that poor spirit that moved them?“

Auch die Nebenfiguren sind mit äußerster Sorgfalt und Individualität gezeichnet und zeigen sich dem Auge mit derselben überraschenden Klarheit, welche die Hauptcharaktere auszeichnet. In lebendiger Realität verkörpert sich die ahgenogene Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit eines Murray, die Politik eines Morton und Maitland, die schwankende Halbbergsigkeit eines Huntley und Argyle. Auch Rizzio und Lord Ruthven sind vorzüglich treffende Bilder.

Doch die gelungenste aller Nebenrollen ist ohne Frage Marius' Beate. Der Verfasser hat es verstanden, eine überraschende Tiefe, einen überraschenden Umfang der Bedeutung in ihr

wenigen Worte zu legen. Als verkörperte Erianns Chastelards durch ein unlösbares Band verborgenen Haffes an die Adalgin geknüpft, zeigt sie dies durchaus nicht in einem Schwall von Worten oder in ansehnlichen Monologen, sondern nur die und da in dunkeln, doppelkinnigen Wendungen, welche an die Klytemnestra des Aeschylus erinnern, die ihre heimtückenden Gatten bewillkommt. Die Zeichnung dieses Charakters allein würde genügen, Herrn Swinburne einen Platz unter den ersten Dramatikern zu sichern. Auch können wir seine höchst lobenswerthe Enthaltung von Monologen im Allgemeinen nicht ohne Anerkennung Erwähnung lassen. Sie sind dem gewöhnlichen Dramatiker nur zu willkommen: erstens als ein bequemes Mittel, die Handlung, zu deren gehöriger Durchführung es ihm an Kraft gebricht, zu erklären und zu fördern; und zweitens als nützliche Gelegenheit, schöne Worte anzubringen. Hierin, wie in so vielen Andern, hat sich Herr Swinburne den gewöhnlichen Kunstgriffen und Ausbühnen überlegen und fähig gezeigt, große Erfolge durch die einfachsten Mittel zu erzielen.

Nur einige Worte blieben noch über die eigentliche Macht oder die formale Seite dieser großen Dichtung zu sagen. Nur wenige thun noth — nicht etwa weil wir diese Seite für unwichtig halten, die in der That die wahre Seele der Poesie ist, sondern einfach, weil Herr Swinburne in dieser Dichtung seine Spuren nicht erst zu erwerben braucht. Alle diejenigen, welche etwas von englischer Dichtkunst kennen, wissen auch, daß es unter ihren Jüngern keine sicherere Hand giebt als die seine. In einem Punkt möchte das Buch vielleicht kleinlicher Kritik eine Handhabe darbieten, nämlich durch seine Länge. Diese überschreitet freilich bei weitem das gewöhnliche Maß eines Dramas, sei es für die Bühne oder zum Lesen bestimmt. Doch muß man bedenken, daß dies nur Jussatz ist. Hätte der Autor die epische Form für sein Werk gewählt, so würde es Niemand für zu lang halten; und man sollte ihm das Vorrecht künstlerisch durcharbeiteter Behandlung nicht verfahren, weil er (sehr weislich, unserer Meinung nach) die lebendigere, wenn auch schwieriger Form des Dramas vorgezogen hat. Auch kann man durchaus nicht sagen, daß das Werk bei allem Umfang irgendwo ungeordnet oder weitläufig sei. Jede Zeile trägt ihren Antheil bei zur allgemeinen Wirkung und Handlung, jede Zeile zeigt Spuren der strengsten und sorgsamsten Reile. In einer Hinsicht zeigt sich sogar ein entschiedener Fortschritt gegen das frühere Werk; Herr Swinburne war nicht ganz frei von dem Fehler seine Zeilen mit Beiwörtern zu überladen, die an ihrer unmittelbaren Stelle passend und malerisch genug, dennoch häufig dazu beitragen, die allgemeine Kraft einer Stelle zu verunkeln oder wenigstens einen etwas zu großen Effekt zu verursachen. Der strengste Kritiker wird in Bothwell nichts dergleichen finden. Zitate sind freilich eine leichte Aufgabe, und die schon angeführten Stellen werden zur Genüge die wunderbare Mannigfaltigkeit und Kraft des Verfes, die Prägnanz der Sprache, das Feuer und den Ernst des Stils gezeigt haben; dennoch mag es nicht überflüssig scheinen, folgende Stelle als weiteren Beleg für diese Vorträge anzuführen:

"I never loved the windless weather, nor
The dead face of the water in the sun;
I had rather the live wave leapt under me,
And fits of foam struck light on the dark air;
And the sea's kiss were keen upon my lip
And bold as love's and bitter; then my soul
Is a wave too that springs against the light
And beats and bursts with one great strain of joy
As the sea breaking. You said well; this light,

Is like shed blood spit here by drops and there
That overflow the red brims of the cloud
And stains the moving water: yet the waves
Pass and the spilt light of the broken sun
Rests not upon them but a minute's space:
No longer should a dead, methinks, once done
Endure upon the life of memory
To stain the days there after with remorse
And mar the better seasons."

Es ist unmöglich, diese Sprache an Berzigtheit des Inhalts oder an Angemeßenheit von Ort und Zeit zu übertreffen; denn dies wird an der Küste von Alca gesprochen, in den Tagen unmittelbar vor der Verschwörung gegen Darnley. — Es ist nicht viel Lyrisches in dem Buch, doch was darin, ist in jeder Weise des Namens und der Fassung würdig.

Unverkümbd, wie jede Stunde einer solchen Dichtung, wie Bothwell im beschränkten Raum sein muß, hoffen wir dennoch, daß genug gesagt worden, um ihre Bedeutung und ihre ganz seltene Vollständigkeit der Ausführung wie des Plans gezeigt zu haben. In den vielen tausend Zeilen, aus denen sie besteht, haben wir, nach wiederholtem und sorgfältigem Lesen, kaum einen unharmonischen oder zu tadelnden Reim gefunden; in all ihren komplizierten Charaktereigenschaften haben wir kaum (außer in dem zuvor erwähnten Fall) eine vermisste Kontour oder eine falsche Zeichnung gefunden. Es ist vielleicht noch zu früh, Bothwell die ihm gebührende Stelle in der englischen Poesie anzuweisen, obgleich diese Stelle für uns unabweislich und unangriffsam ist. So möge es denn genügen zu sagen, daß die vielleicht tragischste Gestalt der englischen Geschichte endlich befreit worden von der blos äußerlichen Schilderung Cretts und von der unglücklichen Wirkung von Sentimentalität und Frömmigkeit, welche Schiller in einem, keinem Ruhme unangenehmen Augenblick*) ausgeführt. Doch muß man bedenken, daß Herrn Swinburnes Werk auch jetzt noch nicht ganz vollendet ist. Er hat uns in Chastelard den ursprünglichen Verrath gegen „den Herrscher des furchtbaren Anblicks" gezeigt; er hat in Bothwell den Mord Darnleys, mit Thorheit und Verbrechen im Gefolge geschildert; jetzt bleibt ihm noch die Vollendung der Trilogie, und in dieser Vollendung die Darstellung der endlichen Vergeltung. Wenn er das gethan und in Hotheringham vollendet, was in Helmswood begonnen und in Craigmiller fortgeführt wird, dann wird es an der Zeit sein, nach anderen Dramen und nach anderen Literaturen auszuweichen, und zu sehen, welches Werk man finden mag, das diesem an dramatischer Vollständigkeit und Kraft gleichzustellen. Doch wir sind überzeugt, selbst wenn Swinburne nie etwas anderes als das vorliegende Werk geschrieben — obgleich wir dann über den Umfang und die Mannigfaltigkeit seiner poetischen Gaben in Unwissenheit hätten bleiben können, obgleich wir vielleicht nicht gewußt hätten, daß seine lyrische Begabung so groß — so hätte doch in der Ansicht jedes kompetenten Beurtheilers kein Zweifel darüber walten können, daß der Autor sich mit diesem Drama einen Platz unter Denen errungen, welche auf den Höhen des englischen Parnass weilen, einen Platz, der nur dem weniger Lebten und noch weniger Lebender nachsteht." (Akademie.)

*) Hier erlaubt sich der englische Kritiker ein einseitiges Urtheil, dem wir — die Freiheit des Dichters auch der Geschichte gegenüber bis zu einem gewissen Maße während — widersprechen müssen.

M. B.

Slavische Literatur.

Slavische Volkspoesie in englischer Uebersetzung.

Schon früher nahmen wir Gelegenheit in diesen Blättern auf die Arbeiten eines englischen Gelehrten und Schriftstellers*) über russische Volkspoesie aufmerksam zu machen und daran den Hinweis zu knüpfen, wie das Interesse für derartige jedem Volk ererb- und eigenthümliche Schätze der Literatur ein immer größeres werde und wie sehr ein tieferes Eindringen in dieselben zum Verständniß des eigentlichen Volkslebens beizutragen geeignet sei. Zwei neue Werke in englischer Sprache**), die uns heute vorliegen, sind eine Bestätigung und Erweiterung unserer damaligen Bemerkung. Sie beschäftigen sich nicht nur mit russischer Volkspoesie, sondern haben es mit den Sagen und Märchen der hauptsächlichsten slavischen Völker an thun, wobei man ihnen allerdings nicht dieselbe Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit nachrühmen kann, welche die oben erwähnten Werke auszeichnet. Wertwürdig ist dabei noch der Umstand, daß beide Uebersetzer nicht wie dies sonst gewöhnlich geschieht aus der fremden Sprache in die Muttersprache, sondern umgekehrt aus der Muttersprache in die fremde übersezt haben, Herr Raaf's ist ein Pole und Madame Cesdomille Mijatovic eine Serbin. Es sind dadurch viele Irrthümer vermieden, welche bei der umgekehrten Behandlung der Sache sich leicht einschleichen vermögen, während die gegen die englische Sprache begangenen Sünden sich bei dem Erscheinen der Bücher im Lande selbst noch vor deren Veröffentlichung beseitigen ließen.

Herr Raaf's sagt in der Vorrede zu seinem Buche, daß er den böhmischen Sagen in viel höherem Grade Originalität der Form, Kunst, Grazie und Geschlossenheit der Komposition zuerkennen müsse als denen aller andern slavischen Völkerschaften und ist geneigt diesen Vorzug auf Rechnung der Begabung derjenigen Dichter zu setzen, welche sie für die Nachwelt aufbewahrt haben. Ob er damit Dichter im engeren Sinne des Wortes meint oder dem ganzen Volke, das hoch an derartigen Dichtungen mitzuarbeiten pflegt, eine höhere poetische Begabung zuerkennt, wollen wir dahingestellt sein lassen; Thatsache ist allerdings, daß in den mitgetheilten Sagen ein reicher Vorrath von Poesie quillt. Sehr poetisch ist z. B. die Erzählung wie V�ndischka findet, daß jedes Mal wenn sie einen der umgeköhlten Zuber in der Küche des unter dem Wasserpiegel hangenden Groß-Dämon aufhebt, eine kleine weiße Taube hervorkommt, die freudig ihre Flügel ausbreitet und darschneit. Diese Tauben find, wie uns mitgetheilt wird, die Seelen der Unglücklichen, die der Wasser-Dämon in seine Gewalt bekommen und ertränkt hat. Als weiteres Beispiel sei noch die Sage vom „goldenen Haar“ genannt. Jette wird die begabende Tochter des Königs vom Kristallpalast und erfährt, sie könne jeden Morgen mit Tagesanbruch ihr goldenes Haar, dessen Glanz der Himmel und das Meer dann wiedererlebele. — Als Jammekel in die Hände eines Wassergeistes gefallen ist, macht sich seine Mutter, um ihn zu retten, dadurch unsichtbar vor dem Dämon, daß sie drei Wochen fastet. Ihr

Körper vertrackt und ward dünn wie ein Schatten, aber die Mutterliebe hielt sie am Leben, denn die war ihre einzige Nahrung und ihr einziger Trost.

Von den polnischen Erzählungen urtheilt der Uebersetzer, daß sich in ihnen die passiven Tugenden und die Gemüthsstärke der Landleute, deren Leben sie darstellen, wiedererspiegeln. Es will es dagegen bedünken, die in dem vorliegenden Band mitgetheilten Proben bezeugten einen bedenklichen Hang zum Gräßlichen und die Neigung der polnischen Völkern, die Leiden und Widernüchlichkeiten des Lebens auf die Einwirkung böser Geister zurückzuführen. Wir sehen einen Jäuberer von dem auch ihn selbst erzeugten Wirbelwind ergriffen und durch unendliche Weiten geschleudert, hinter ihm her fliegt aber fröhlich und drohend eine Schaar Raben. Wir sehen den entschlichen Umgang des Festgeistes, wir sehen ihn in Gestalt eines Weibes von hoher Gestalt in weißen Gewändern, mit aufgelöstem Haar von Haus zu Haus schreiten und hören die Hände bei seiner Annäherung beulen und zittern.

Zu den russischen Sagen übergehend bezeichnet sie der Uebersetzer als charakteristisch durch ihre Einfachheit, die sogar jenseits an das Kindliche streife; die serbischen Erzählungen nennt er dagegen in manchen Zügen einzig in ihrer Art und vielleicht die interessantesten der ganzen Sammlung. Wir stimmen diesen Urtheil ganz gewiß in Betreff einer der mitgetheilten Proben bei, nämlich der Erzählung wie es kam, daß die Fußhölle der Menschen nicht ganz glatt ist. — Als die bösen Geister auf den Himmel geschoben wurden, nahmen sie die Sonne mit sich und zwar trug der Teufel selbst sie auf eine Lanze gesiegt über die Schulter. Der Erzengel Michael ward den Kläubern nachgesetzt um ihnen die Beute abzuliegen, konnte aber lange Zeit seinen Auftrag nicht ausführen. Endlich verlor er den Teufel, hob in das Meer zu tauchen, ließ dessen Oberfläche, sobald der Teufel verschwunden war, über ihn zufließen und nahm die Sonne, die der Teufel oben gehalten hatte, weil sie sonst das Meer ausgetrocknet haben würde, mit welcher er nun schnell zum Himmel flog. Eine Elster, die der Wile als Wächterin zurückgelassen, rief ihn, er kam schleunigst empor, brach durch das Eis und verfolgte den fliehenden Erzengel. Dieser gelangte glücklich mit der geretteten Sonne nach dem Himmel, als er aber dessen Schwere überschritt, war ihm der Teufel so nahe, daß er ihm ein kleines Stüd Hiesels aus der Fußhölle reißen konnte. Zum Trost für den Engel ward bestimmt, daß fortan die Fußhölle jedes Menschen eine kleine Öblung haben solle und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. — Man muß zugeben, daß diese Erzählung an Originalität ihres Gleiches laßt.

Das zweite Werk, „Serbische Volksagen“ von Madame Mijatovic, beschäftigt sich, wie der Titel sagt, ausschließlich mit der Volkspoesie der Serben und ist trotzdem umfangreicher als das erste, ohne daß wir ihm dies als Vorzug nachrühmen könnten, denn mannde der darin mitgetheilten Erzählungen hat so breit ausgefallen, daß sie ermüden. Außerdem können sie auch in dem Sinne, in welchem man bei derartigen Sammlungen von Originalität spricht, wenig Anspruch auf diese Bezeichnung machen, indem sie theils der 1834 in Berlin veröffentlichten deutschen Uebersetzung serbischer Volksagen, theils der von Studenten der Theologie an der Universität Dubrovnik in Kroatien veranstalteten „böhmischen Sammlung“ entnommen nur in Englische übersezt sind. Wir würden unter diesen Umständen diesem Erzeugniß der „Bühnenmacherin“ keine Aufmerksamkeit schenken, wäre demselben nicht eine verzügliche Vorrede von H. Denton, einer wohlbekannten Autorität auf dem Gebiete der

*) Mr. Ralston.

**) Slavonic Fairy Tales. Collected and translated from the Russian, Polish, Serbian and Bohemian. By J. T. Nankö of the British Museum. H. S. King and Comp. — Serbian Folk-Lore. Popular Tales, selected and translated by Madame Cesdomille Mijatovic. Edited with an Introduction by the Rev. W. Denton, M. A. Lister and Comp.

Kenntniß fernlicher Zustände, beigegeben, welche viel des Interessanten enthält.

Der gelehrte Herr giebt eine sehr bemerkenswerthe Schilderung der fernlichen Geschichtenerzähler und Erzählerinnen. Am Sommerabend versammeln sich in den fernlichen Dörfern unter blühenden Bäumen die jungen Mädchen und spinnen, während eine ältere Frau ihnen Geschichten erzählt. Diese Erzählungen sind immer leicht in ungebundener Rede, sobald sich aber Männer des Stoffes bemächtigen, wird er in Verse gebracht und begleitet von den monotonen Klängen des nationalen Instrumentes registirt. Zuweilen gehen höchst unpoetische Vorgänge den Stoff für die Improvisationen der ländlichen Sänger. So wurden im Jahre 1870 die Debatten im Nationalparlament über die Gewährung des Rechtes an die Dörfer Eiden zu eröffnen, was bis dahin nur den Städten zugesandt, in eine poetische Form gebracht und vor den aufstrebenden Landteuten registirt. Herr Denton sieht in dieser noch heute von den fernlichen Volkstichtern beobachteten Methode ein Beispiel der Art, in welcher die Griechen ihre ansehnlichen Gesänge durch Homer empfangen. Jedenfalls sind die Stoffe von einer Verschiedenheit, wie sie hieher kaum gedacht werden kann.

Nord-Amerika.

Von Newyork nach San Francisco.

Zimmer von Neuem richten sich die Blicke des Europäers auf die Neue Welt, die sich jenseits des Atlantischen Ozeans immer bedeutendvoller entwickelt. Wir hatten vor Kurzem Gelegenheit, von einer völkerverknüpfenden Revue (Six Times a year) zu berichten, welche die großartigen Mühsände der amerikanischen Erwidlung ebenso wenig zu bemerken als andererseits die günstige Perspektive, die sich den Vereinigten Staaten von N. A. bei alledem aufthut, zu verdecken geneigt ist. Als Placens (1842) jene Länder bereiste, machte er sich wenig Freunde unter den Bewohnern derselben durch Veröffentlichung seiner „Reisedermeritungen“, die den Sklaven haltenden und duldbenden Staatenreich von phantastischen und humanen Standpunkt aus mit launischem Humor zu geisteln unternahm. Die tobepreisende Schilderung Amerikas, die wenige Jahre darauf ein deutscher Reisender, unser berühmter Friedrich v. Raumer gab, bildet, besonders in Behandlung der Sklavenfrage, aber auch in dem Amerika gegenüber angelegenen Tone überhaupt, einen merkwürdigen Gegensatz zu Dicens, der seiner Natur getreu, die Eigentümlichkeiten des Meales zu festhalten aber störrischen Karikaturen umzuzeichnen nicht unterlassen kann.

Von Dicens zu Dixon (1866) ist ein ziemlich weiter Sprung. Das aber auch Fremde und Einzelne gegen diesen künstlerische Kunst atemende Plastik der Darstellung einwenden möchten — durch Dixon war die Reisebeschreibung zu der Höhe eines Kunstwerkes emporgehoben, wie man es in dieser Art früher kaum gekannt. Eine poetische Behandlung ist jeder einzelnen Situation, ein Hauch der Amuth den Worten des Schildernden eigen, der sich mit solcher Selbstverleugung hinter den Dingen selbst verbirgt. Aber Dixon schuf sich mit seinem Neu-Amerika, mit seiner Darstellung des Mormonenthums insbesondere auch gar manche Gegner — Gegner auch in Bezug auf das Prinzip Länder und Völker zu schildern.

Den Gegensatz zu Dixon betont auch der Verfasser einer solchen in Tausendst Kollection erschienenen Reiseberichterstattung, Mr. Roe (Korrespondent der Daily News): „Nach Westen auf der Eisenbahn. Eine Reise nach San Francisco und zurück, und ein Besuch bei den Mercurien (mit einer Karte).“ Weniger der künstlerische Reiz der Form, durch welchen Dixon eben einzig dasthet, als die große Korrektheit und sachliche Güte der Darstellung charakteristiren das Büchlein (326 S.), das auf knappem Raum soviel Thatfactisches und Belehrendes zusammenzubringen weiß. Mr. Roe fahet eben auf der Eisenbahn, Dixon noch im schwerfälligen Postwagen. Mit Bezug auf Dixon aus sagt Mr. Roe in dem Schlusscapitel (Impressions and Opinions of America) seines Buches, S. 313: „Ein anderer Schriftsteller hat sich unablässig bemüht die Große Republik herabzusetzen, indem er in seiner Beschreibung von dem, was er selbstamen Reise „Neu-Amerika“ sah, einen nicht angemessenen Nachdruck auf einige abnorme Phasen pseudo-religiösen Lebens legte und dadurch seine Leser zu der Annahme verleitete, dass die abschreckendsten und verwerflichsten Berirrungen geschichtlicher Beziehung gerade das Charakteristische der Amerikanischen Gesellschaft ausmachen.“

Aber auch im Gegensatz zu anderen reisenden Berichterstellern entwickelt Mr. Roe seine Resultate in folgenden Worten: „Der aufmerksamste und vorurtheilslose Beobachter, der wenige Tage in den Vereinigten Staaten zugebracht hat, beginnt an der Korrektheit dessen zu zweifeln, was er über die Sitten und die Erscheinung des Volkes gelesen hat. Nach der Erfahrung weniger Wochen werden seine Begriffe bestimmter und erscheinen noch plausibler. Das Resultat einer Reise und Zerstörung von wenigen Monaten ist dies, seine früheren Ansichten gänzlich umzugestalten und ihn fähig zu lassen, daß, indem er gewissen Reisenden traute, er das Opfer überlangeweilten Vertrauens gewesen ist. Was den absteigenden Punkte der Korrektheit betrifft, so ist er in Fleisch und Blut nirgends angetroffen. Er ist offenbar aus dem Bewußtsein der Korrektheit entwickelt worden. Der typische Amerikaner ist noch nicht fixirt worden mit der Feder des Schriftstellers oder dem Stifte des Künstlers. Dies ist nicht überraschend, denn die Aufgabe ist eine solche, deren Schwierigkeit nur demjenigen nachsteht, die in der Porträtierung des typischen Europäers sich darbietet. Die äußeren Merkmale und verbergenden Verschiedenheiten, die Engländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. trennen, sind kaum deutlicher als diejenigen, welche den Eingeborenen von Maine von dem Eingeborenen von Süd-Karolina, den Eingeborenen von Ohio oder Illinois von dem Eingeborenen von Connecticut unterscheiden; den Eingeborenen von Massachusetts von den Eingeborenen von Texas, Kalifornien oder Oregon. Sie Alle sind Bürger der Vereinigten Staaten, aber Jeder ist ein Amerikaner mit einer Besonderheit. Der Typus muß sowohl die Punkte der Uebereinstimmung als diejenigen der Unähnlichkeit in sich schließen und ausdrücken, und ich wiederhole es, daß solch ein Typus der Welt noch darzubieten ist durch den Wort-Maler oder den Zeichner. Wenn Mr. „Punch“ dies beachten wolle, so könnte er in Zukunft seine Bewunderer nicht nur mit trefflich gezeichneten Kartens, sondern auch mit einem typischen Amerikaner erfreuen, so naturgetreu wie es sein typischer Franzose oder Deutsche ist.“

Mit der weiteren Ausführung seines Themas von der Verschiedenheit der amerikanischen Typen verbindet Mr. Roe dann die Bemerkung, daß die beste amerikanische Gesellschaft ebenso exaltirt sei als diejenige von London, Paris oder Wien. „Fremde Abenteurer mögen Eintritt in dieselbe erlangen, aber der einheimische Empfindungsstumpheit wird sorgfältig ausgeschlossen. Der

letzte hat keine Wahl als dasjenige in Europa zu suchen, was er zu Hause nicht erreichen kann. In der zweifachen Größe eines reichen Mannes und eines amerikanischen Bürgers ist er überall willkommen; da man seine schlechte Erziehung dem Republikanismus nur zu Last legt, während man seinen Reichtum dem Besitze außerordentlicher Fähigkeiten seinerseits zuschreibt. In den eleganten Vororten von Deutschland fand während des Sommers und in den eleganten Fußgängerhöfen von Südrussland und Italien während des Winters diese Leute, begleitet von ihren wenig erzeugten Frauen und schlecht erzogenen Kindern in allem Glanze emporgemommener Willkäre zu sehen. Sie nehmen die theuersten Räume in den Hotels ein u. s. w. Diese Leute können ihren Namen unterzeichnen und lesbare Briefe schreiben. Zeitungen können sie lesen und verstehen. Der Kultur aber sind sie entblößt, und von Lebensart haben sie nicht einmal einen Fleiß.“ Mr. Roe warnt nun davor, diese Mitglieder der „Pefroleum“- oder „Sheddy-Kristall“- für Repräsentanten des Amerikanerthums anzusehen. „Die Vorstellung überwiegt, daß die Amerikaner sich zu frei und leicht in ihrem Benehmen seien, um dem fernen Fremden zu gefallen.“ Es wird nun hervorgehoben, daß das in Amerika so verbreitete Händelschütteln eine fast nichts bedeutende Keuschheit sei. Auch den amerikanischen Damen widmet Mr. Roe eine interessante Betrachtung. „Wenn ich,“ sagt er S. 329, „eine besondere Gegend in den Vereinigten Staaten auswählen sollte, so möchte ich den Topus der dort vorherrschenden Schönheit zuvörderst mit demjenigen irgend einer bestimmten Landschaft in der Alten Welt vergleichen. Doch Amerika ist eine Welt in sich selbst. Innerhalb der Grenzen der Republik des Westens sind alle Klimata, die Europas Mannichfaltigkeit geben, von dem Röm in Kenigebunden und von London bis Madrid. Wo das Klima variiert, variiert das weibliche Antlitz ebenfalls. In Neu-England kann man jene zart gemeißelten Züge und durchsichtigen Komplexionen sehen, die in Europa charakteristisch sind für die beganbenden Schönheiten des Nordens. In den Südstaaten wiederholen sich die herrlichstigen und anmaßenden französischen Weiber mit ihren verliebten Augen und ihrem Kadenhaar, in einer Entfernung vieler tausend Meilen von Andalusien und Kastilien. Man lasse den Reisenden den Kontinent durchreisen bis die Abdachung des Stillen Ozeans erreicht ist, und es überrascht und entzückt ihn dort die sanfte und zarte Schönheit Italiens, verbunden mit einer vollkommen amerikanischen Intelligenz und einer vollkommen englischen Natur. Doch ist das gute Aussehen nicht die einzige Eigenschaft amerikanischer Mädchen. Sie sind mehr frangösisch als englisch in der Schärfe, mit der sie argumentieren. Sie sind leidenschaftlich vernarrt in die Nichtigkeiten (trivialities) des Tages, doch folgen sie mit Interesse dem Lauf ernsterer Tagesfragen. In politischen Angelegenheiten sind sie bereit Partei zu ergreifen, und sie disputieren über den Ausgang, in einer Kontroverse nehmen wird, mit Eifer und Verstand. Der Patriotismus ist keine Professien, sondern eine Passion. Die Stärke ihrer Hingabe an ihr Vaterland verleiht dem Kampfe übermenschliche Gewalt als Nord und Süd einander in Schlachordnung gegenüber standen. Die Frauen des Südens waren die Seele der Konföderation; die Frauen des Nordens retteten die Union. Wenn die Frauen Amerikas freundlicher gegen England gesonnen wären, so würden die Beziehungen zwischen beiden Ländern in diesem Augenblicke, herzlich und gescheiter sein.“

Einige Züge mögen auch aus Mr. Roos Charakteristik der amerikanischen Presse hier wiedergegeben werden. Es sei die Ansicht verbreitet, daß die öffentliche Meinung Amerikas durch

eine New-Yorker Zeitungen und die Presse der Metropole repräsentiert werde. „Keine amerikanische Zeitung darf es beanspruchen, ein nationales Organ zu sein. Eine jede drückt die Ansichten bestimmt ausgeprägter Parteien aus, partikularer Interessen. Zeitungen wie die New-York Times, Tribune und Herald werden nach einem gänzlich anderen Plane geleitet als die englischen. Der Leiter einer jeden derselben ist dem Publikum bekannt. Die Meinungen des Herausgebers bestimmen die Politik des Blattes, während die englischen Zeitungen unabhängig von dem jeweiligen Redakteuren den übrigen beibehalten. Als Mr. Raymond noch am Leben war, war die Partei, welche die New-York Times während einer Präsidenten-Kampagne oder über eine Frage der nationalen Politik ergriß, diejenige Partei, von der man wußte, daß Mr. Raymond sie begünstigte. Sollte Mr. Horace Greely *) seine eble Laufbahn durch einen ehrenvollen Widerruf der Protektionistischen Reaktionen krönen, so würde die Tribune zugleich der eifrige Apostel des Freihandels werden. Wenn Mr. Bennett einen Grund zu retten hat oder eine Unbill zu rächen, ist die Herald ein mächtiges Instrument, seinen Wünschen in jedem Falle Nachdruck zu geben. Was einem amerikanischen Journal am meisten schadet, ist nicht Haltlosigkeit, sondern Mißerfolg im Sammeln von Neuigkeiten. Leser sind gleichgültig gegen den Ton oder die Qualität der Leitartikel so lange die neuesten Nachrichten vollständig und zuverlässig sind. Die telegraphischen Depeschen, welche in unseren Zeitungen eine Spalte füllen, füllen oft eine ganze Seite in einer amerikanischen Zeitung.“ Mr. Roe kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß man auch die leitenden Journale der andern großen Städte der Union und auch die mit Vorsicht lesen müße, um ein Bild von der öffentlichen Meinung Amerikas zu gewinnen.

L. E.

Kleine literarische Revue.

— Archiv für österreichische Geschichte. **) Das von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Pflege vaterländischer Geschichte herausgegebene Archiv führt fort überaus interessante Dokumente mitzutheilen. Die zuletzt erschienenen Bände enthalten die Fortsetzung des in der vorhergehenden Hälfte des fünfzigsten Bandes schon benannten Berichtes über „Die kirchliche Bücher-Censur in der Erzdiözese Wien. Nach den Acten der fürserblich-österreichischen Censurial-Archives in Wien. Dargestellt von Dr. Theodor Biedermann.“ Die interessante Darstellung gewährt einen eigenthümlich beruhenden Blick in Verhältnisse, die uns der Zeit nach so nah (bis 1848) sind, und dem Wien nach so annehmlich fern zu liegen scheinen. Wir dürfen diese Mittheilung wohl als überaus wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs bezeichnen.

Dann folgt eine kleine historische Rarität, „Aus der Original-Correspondenz des Zacharias Hassenberger von Werdenstett mit dem Rathe der Stadt Eger (1603–1625). Zusammengefaßt von Ed. Kitzel.“ Die Jahrezahlen allein genügen, um zu zeigen, in welcher bedeutungsvollen Epoche der deutschen Geschichte dieser Briefwechsel fällt, der ein allgemeines Interesse in Ansehung zu nehmen berechtigt wird sowohl durch die gewissenhaften Berichte, welche er

*) Zeitum bekanntlich verstorben.

**) Archiv für österreichische Geschichte. In Kommission bei Carl Gerold's Sohn. Wien.

über den Gang der Zeitereignisse abhatten, wie auch durch die Ansehnlichkeit und Bestimmtheit, mit der sich in ihm überall der sorgfältige, aufmerksame Beobachter zeigt. Besonders Interesse gewinnen diese Briefe ferner dadurch, daß die in ihnen herrschende Auffassung der Dinge bei der Stellung und den Verbindungen des Schreibenden — erst war sein Vater, später sein Schwager Bürgermeister von Eger, er selbst Registrator der böhmischen Kammer — als die in den damals maßgebenden Kreisen geltende betrachtet werden kann.

Hierauf ein Abschnitt: „Der kaiserliche Gesandte von Vissla im Haag 1672–1673. Ein Beitrag zur österreichischen Geschichte unter Kaiser Leopold I. Nach den Acten des Wiener Stadtarchivs von Jul. Grehmann“, den wir mit dem höchsten Interesse gelesen, da er das lebendvolle Bild eines der bedeutendsten österreichischen Diplomaten, der beinahe unverdienter Vergessenheit anheimgefallen, in scheinender Weise aus dem stürmisch bewegten historischen Hintergrunde abheben läßt.

Den Schluß bildet ein klar und unparteiisch gehaltenes Verzeichnis: „Ueber die Erbkronen des Hauses Habsburg auf die Krone Ungarn in der Zeit von dem Jahre 1526–1687. Von Dr. Anton Gindels“, der für jeden Historiker von Interesse sein dürfte.

M. B.

— Die Schlacht von Weyerswille und der Marschall Bazaine.

Man sollte glauben, der Prozeß und die Verurtheilung des Marschalls Bazaine sei hinreichend gewesen, den Franzosen hinsichtlich des von ihm angeblich verübten Verrathes Genüge zu leisten, und wenn sich jetzt noch Stimmen über ihn erheben, so wären es solche, die ihn vertheidigen wollen. Dem ist nicht so; der Marschall ist noch immer ein Gegenstand der Angriffe in der Presse, so daß es uns bedünkt, daß die französische Sprichwort „qui s'excuse, s'accuse“ — könnte hier die Umschreibung erfahren: Wer anklagt will sich vertheidigen. Der Bericht des preussischen Generalstabes ist vielfach zum Ausgangspunkte erneuter Beschlüßigungen gegen den Gefangenen von Saint Marguerite gemacht worden und auch ein aus vorliegender die obige Ueberschrift tragender Aufsatz in der „Revue politique et littéraire“ beschäftigt sich in diesem Sinne mit dem Berichte der preussischen Schriftführer und steht in der Schilderung der kriegerischen Ereignisse am 14. und 16. August und findet darin eine Antwort auf die vielfach aufgeworfene Frage, ob Bazaine nach Vervins, nach der Abreise des Kaisers, ernstlich Willens war, den Rückzug anzutreten und schnellig Verdun zu erreichen oder ob er, sobald er sich dem Einflusse Napoleons entzogen und als unumschränkter Oberbefehlshaber sah, aus eigener Nachvollkommenheit den Plan gefaßt habe, sich auf Weiz zurückzuziehen und den Feind zwischen Frankreich und sich zu stellen?

Der Aufsatz schildert nun die Sachlage nach französischen Berichten und schließt an diese einen Auszug aus der französischen Uebersetzung über den Bericht des preussischen Generalstabes, aus dem nach der Eintheilung die Schlussfolgerung hervorgehen soll, welche die Schuld des Marschalls darthut. Diese Folgerung selbst zu machen, überläßt er aber dem Leser, und wir müssen gestehen, daß wir sie nicht zu finden vermochten. Auch das Urtheil des Feindes, auf das man sich nunmehr so stark beruft, wird kaum im Stande sein, Frankreich seine „glorre“ der Unüberwindlichkeit zu retten und ihm den Trost zu versetzen, daß es nur durch Verrath eine Zavoiten über sich ergehen lassen mußte, welche übrigens, als Bazaine auf die Schaubühne trat, schon im besten Gange war.

— Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774.“ Dieses literatur-historische Werk des geschätzten Verfassers hat in deutschen Kreisen verdiente Anerkennung gefunden. Es ist die 2. Auflage, welche die Verlags-handlung, um der Nachfrage zu genügen, veranlaßt hat. Bei dem unermüdeten Bestreben des Verf., sich, auch nach dem Abschluß einer Arbeit, immer tiefer und tiefer in den einmal angenommenen Gegenstand seines Studiums zu vertiefen, bedarf es kaum der Erwähnung, daß er den Anlaß einer 2. Auflage gern ergriffen hat, um die Arbeit zu berichtigen, umzugestalten, zu ergänzen. In dieser verjüngten Gestalt empfiehlt sich die beiden Bände nicht sowohl als eine neue literarische Erscheinung, als vielmehr als ein Werk, in welchem sich der Reiz des Neuen mit dem Reize des Erprobten und Bewährten glücklich verbindet. Das Charakteristische dieser Literaturgeschichte erblicken wir darin, daß sie den Lauf der politischen Geschichte Frankreichs im Spiegel der Literatur und wiederum die Entwicklung im Spiegel der politischen Ereignisse zeigt, wobei die Erfahrung, daß in Frankreich der Lauf der Politik und die Literatur mehr als in irgend einem anderen Lande von einander abhängig sind, zu Grunde gelegt ist, die sich unabhängig haltende rein wissenschaftliche Produktien aber freilich eine sehr stiefmütterliche Behandlung zu ertragen hat. Der Verf. schließt sein Werk im Großen und Ganzen mit der Februar-Revolution; er meint, was nachher in Frankreich geschehen, eigne sich noch kaum für die historische Darstellung. Gleichwohl wäre es vielleicht im Sinne der gesammelten Kataloge gewesen, die Literatur der Restauration unter dem zweiten Kaiserreich wenigstens zu skizziren. Der Verf. hat nur die Richtung im Allgemeinen erwähnt und es verzeihen wir, zu Ende den Gesamteinblick seiner Geschichte durch das Urtheil, das Tocqueville in seinem Werke, „das alte Staatswesen und die Revolution“ (1856) über die Franzosen und ihren Charakter fällt, gefällig zu ordnen. Wenn er in dem Werthe bedauert, daß wir jetzt doch sehr die Mitwirkung dieses bei allen feinen Schwächen so hoch begabten Volkes in unserer geistigen Arbeit vermissen, so wird Jedermann ihm beipflichten. Möchten die Franzosen in der Erneuerung des auch ihnen nicht unbekannten J. Schmittsches Werkes den Ausdruck unseres selbstlosen Wunsches für die baldige Beherung ihrer Zustände erkennen und würdigen. G. H.

Sprechsaal.

In einer kleinen Broschüre **) macht sich Dr. F. A. von Harten das Vergnügen, die Moral des Pessimismus zu widerlegen, welche G. Tarkent in seinem Buche „Der Pessimismus und seine Gegner“ aufgestellt hat. Das wird ihm leicht, denn wenn man, wie Tarkent, das Unangenehme zum Charakter der Tugend macht, wenn man erklärt, nur das Gute, was einem Menschen schwer fällt, wozu er sich förmlich überwinden muß, sei das Richtige, wenn man die Freude am Eviden, den natürlichen Widerwillen gegen das Böse und Schlechte nicht als moralisch gelten lassen will, so gehört man zu den drohenden Ränzern, die es auch geben muß, über welche jedoch die überwiegendste Mehrzahl der denkenden

*) Von Julian Schmidt. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Fr. B. Gmünder, 1874.

**) Die Moral des Pessimismus, nach Veranlassung von Dr. Tarkent's Schrift „Der Pessimismus und seine Gegner“, gedruckt von Dr. F. A. von Harten. Nordhausen, J. Fischer's Verlag, 1874.

Köpfe nur die Achseln zuden kann. Jemand, der mit Anstrengung seine Diebsgüste unterdrückt, sollte moralischer sein, als der Andere, dem jede Verletzung fremden Eigenthums ein Greuel ist? Sehr schlagend weist Harten dem Pessimismus die Widersprüche nach, in welche er sich verwickelt, wenn er auf seinem kühlen Boden Moral aufsteigen lassen will. Logisch hat der Verfasser vollkommen Recht in der scharfsinnigen Bemerkung: „Aus dem Pessimismus läßt sich meines Erachtens nur ein einziges Moralprinzip ableiten, dieses nämlich, daß Seine allerburchlauchtigste, allergnädigste, allergroßmächtigste Majestät, König Heredes der Kindermörder, das Musterbild aller Philanthropen war.“ D. S. S.

Es giebt immer selbstzufriedene und sichere Menschen, und unruhige Menschen, die an sich kämpfen und arbeiten, und in beiden Charakteren allein ist durchaus nicht die Garantie guter Leistungen gegeben. Unter den Selbstzufriedenen sind eben fe gut viele Stümper, als unter den Schwermüthigen ausgezeichnete Kräfte. Vor einigen Tagen hat ein Mann, dessen Name seit Jahren in Deutschland mit Achtung genannt wird, und der jetzt im Besitze seiner schöpferischen Kraft steht, Ludwig Reinardus sein Oratorium Luther aufzuführen lassen, von dem die Leute, die es kennen gelernt haben, ohne weiteres sagen, daß es sein bestes Werk sei. Mit stiller Würde ist es in der Kirche in Weimar vorbereitet worden, fast überhört von dem lauten Lärm, den gleichzeitig auf der Bühne Wagners Tristan und Isolde machten. Ludwig Reinardus führt aber auch die Feder des Schriftstellers, wie viele bedeutende Musiker, und seine Artikel haben auch diesen Blättern bisweilen zur Zierde gereicht. Auch er mag, als er die Biergig pörselt hat, nach dem Muth vieler tüchtiger Männer seine Erinnerungen aufgeschrieben haben,*) und giebt sie jetzt, nach jahrlangem Stillen und Stöhnen heraus**). Es ist überaus spannend in psychologischer Hinsicht zu gewahren, daß hinter der halberzählweisen, bald schwärmerischen Weise des Jünglings ein Wetter- und Brandstiefel steckte und daß offenbar, je mehr sich die wilden Welken im Innern beruhigten, sich das Gleichgewicht ebenmäßigen Auftretens der Außenwelt gegenüber einband. Ein klein wenig von der zurückgezogenen Raute haftet auch dem Buch an. Deutschland weiß recht gut, wenigstens alle in das intimere Musikleben Eingeweihte, wer die Palmen und den Simen Petrus geschrieben hat, und doch ist das Ganze in einer Fassung, als wäre Reinardus nur der Herausgeber und stecke ein anderes von der Schwärze zur Kraft, von der Leidenschaft zur Demuth durchlängstes Jugendleben dahinter. Die Verhüllung in der Vorrede ist aber auch nur ein halber Scherz, der trotz des veränderten Vornamens nicht allzu ernst gemeint sein kann. Wir thäten unrecht und griffen der Lektüre des überaus frisch geschriebenen Buches vor, wollten wir Auszüge mittheilen, wollten wir das Geheimniß, wie sich dieser Charakter geklärt hat, in sechs sechs comprimierten Worten auszusprechen suchen, oder wollten wir ihm gar von seinen Edelsteinen, dem Briefwechsel und den persönlichen Aeußerungen von Männern wie Vist, Mendelssohn, Schumann, Marx, Franz dies oder das herausreichen. Nur ein Wort über den Titel. Der Verfasser hat mit Schrecken bemerkt, daß der Titel schon durch Bogumil Gels abgenutzt sei, der Verleger hat ihn aufrecht erhalten, übrigens mit Recht. Denn der Titel hat ganz den Charakter der geistigsten Worte, ist mehr

als diese beiden Male gebraucht worden, und wenn wir uns unterfangen mitzutheilen, wo er zum ersten Male angewandt ist, und von woher er den Uebrigem in den Ohren steht, so wird gewiß in acht Tagen Jemand kommen, der eine ältere Quelle beibringt. Wir für unsern Theil bilden uns ein, daß er im Bleckheute von Dickens bei der zauberhaften Beschreibung von Esthers Tugend zum ersten Male angewandt ist. E.

Wir hatten mehrfach, zuletzt noch bei Beulé zu zeigen Gelegenheit, daß ein großer Gelehrter und Schriftsteller nicht immer auch ein großer Staatsmann ist. — Wie viel erfreulich, wenn ein Staatsmann seine Muße benutz, um ein ordentliches Stück Gelehrsamkeit oder Poesie in die Welt zu schicken, sichtlich aber am Erfreulichsten, wenn das, was der Staatsmann tiefste, auch gut ist.

Der Oberpräsident von Schlesien, Herr von Nordenficht, schon vor einigen Jahren als Uebersetzer der herajischen Oden vortheilhaft bekannt geworden, hat sich nun an die schwierigeren Epikeln gewagt*) und eine Uebersetzung geliefert, wie sie kaum besser von irgend einem Schatz des Alterthums existirt. Ich habe die Feuertprobe gemacht und im Augenblicke, da das Buch ankam, den ganzen Pisonen-Brief *de arte poetica* im Zusammenhang meiner Frau vorgelesen, welche mit gespannter Theilnahme, mit wachsendem Erstaunen zuhörte, und nicht einmal müßig hatte zu fragen oder Halt zu gebieten. Das ist aber eigentlich Alles, was man von Uebersetzungen verlangen kann. Denn für Leute, die die Ursache der Herrschen, sind sie nicht da, und darum kann dem Herrn von Nordenficht das Geringste, was an dieser Uebersetzung auszuweisen wäre, daß sie öfters zu frei ist, verziehen werden; es ist weit besser, als wenn sie zu slavisch wäre. Die berühmten Briefe**) sind alle musterhaft überföhrt, bei einzelnen minderberühmten wie, wenn die verbesserte Ausgabe was wir nicht bezweifeln, erscheint, wohl eine größere Treue das Werk streben.

Cunctans pro campo et Tiberino flumine sordet? (I, 11) übersetzt Nordenficht mit:

Stellt sie des Tiberis Strom und des Marsfelds Pracht in den Schatten?

Daß in der Uebersetzung die Worte: „Alles das“ fehlen, ändert gerade hier den Sinn bedeutend. Ebenso:

Peccandi calices, quon non fecere alicuius? (I, 5.)

Liegt beim vollen Pökal die Lippe schäumend nicht über?

Auch hier ändert das anders gestellte „nicht“ und das Unpersönlichmachen der Frage am direkt ausgesprochenen Sinn: was macht der Wein nicht dreck?

Aber das sind Kleinigkeiten; im Großen und Ganzen ist der Charakter dieser köstlichen Briefe so vortreflich und ganz wiedergegeben, daß man, wie der alte Horst sich das Latein Sebastian Vachs bewahrt, weil er ihm vollständig verstand, sagen dürfte: „Auch dieser ist Horaz, denn er hat ihn völlig begriffen.“ E.

*) Breslau, Ferdinand Hirt, 1874.

**) I, 1. 2. 3. 4. 7. 9. 20 und II, 1. 3.

Hier die Reklamen verantwortlich: Dr. Gervais in Berlin.

Verlegt von Joh. Bäumers Verlagsbuchhandlung (Herrwig und Hofmann) in Berlin, Wilhelmstraße 64.

Druck von Georg Kreis in Berlin, Brandenburgische Straße 14.

*) Goethe, Anfang des Probenums Schiller.

**) Ein Jugendleben. Gotha, Friedrich Andreas Berthes, 1874.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 15. August 1874.

[N^o. 33.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Das Bondel-Haus in Köln. 473.
— Historisch-politische Wissenschaften. 474.
Oesterreich-Ungarn. Oesterreich, Preußen und Rußland in den Jahren 1791–1792. 475. — Geschichte der böhmischen Nation von Franz Palacky. 476.
Frankreich. Sainte Beuve. 477. Die Diktatur. 480.
Jahresbericht über indische und englische Verhältnisse. Vom Dr. Gerst. II. 481.
Belgien. Das gesellschaftliche Leben der niederen Thiere. 482.
Süd-America. Lucha-Panorama. 483.
Schicksale der Literatur. Der Geist des neuen Theaters. 485.
Neuere literarische Bewegung. Die Stadt Göttingen. 487. — Musikalische Neuheiten. 487. — Blätter für Kostümkunde, historische und Biographien. 487. — Ernst Derricks Geschichte der deutschen Schauspielkunst. 487.
Erzählung. H. B. Oppenheimers neueste Schrift. 488. — Ästhetische Erzählung. 488.

Deutschland und das Ausland.

Das Bondel-Haus in Köln.

Es ist nicht lange her, daß J. J. Merlo in der Witzgasse zu Köln a. Rh. das Haus genau festgesetzt hat, wo der holländische Dichterstern des 17. Jahrhunderts, Joost van den Bondel, von landesthümlich mennonitischen Eltern aus Antwerpen, am 17. November 1587 geboren wurde. In einer der letzten Nummern der „Dietsche Warande“ regte uns Frau Elina Schneider, die wohlbekannte Förderin niederländischer Literatur in Deutschland, welche bekanntlich seit einigen Jahren als Professorin am Kunstinstitut zu Köln thätig ist, die Frage an, ob es sich nicht empfehlen würde, die nunmehr aufgefunden Geburtsstätte Bondels dahin zu benützen, um alle an den großen Dichter und dessen ansehnliche Werke sich beziehenden Erinnerungen derselbst zusammenzutragen und auf diese Weise in dem Hause in der Witzgasse eine Art „Bondel-Museum“ einzurichten. Als erste Bedingung zur Ausführung dieses Planes wäre selbstverständlich der Ankauf des betreffenden Hauses, wenn nicht durch den niederländischen Staat, so doch durch einen Verein von Holländern, oder irgend eine literarische Gesellschaft der Niederlande erforderlich. Wie man sieht, schwebten Frau Schneider die lieblichen Vorbilder des Schiller-Hauses in Weimar, des Goethe-Hauses in Frankfurt und anderer ähnlichen Wohnstätten großer Geister vor. Daß Bondels Bedeutung als Dichter eine Gleichstellung mit den hervorragendsten Namen anderer Nationen genügend rechtfertigt, dürfte Jedem bekannt sein, der nur einen oberflächlichen Begriff von der holländischen Literatur besitzt. So anzudeuten nun, würde man glauben, der Gedanke eines „Bondel-Hauses“ für den holländischen Nationalgeist erscheinen sollte, so hat doch der von Fr. Schneider ausgegangene Vorschlag bis jetzt keines besonderen Beifalles in den Niederlanden sich zu erfreuen gehabt. Vielmehr, zum Theil gewichtige Stimmen sind dagegen aufgetreten, und auch Dr. van Bieten hat sich kürzlich im „Nederlandsche Spectator“ gegen das Projekt eines Bondel-Hauses in Köln ausgesprochen.

Von holländischer Seite wird nämlich geltend gemacht, daß Bondels Geburt in Köln bloß ein zufälliges Ereignis sei, während der eigentliche Schauplatz seines nahezu reichthümlichen dip-

terischen Wirkens in der holländischen Hauptstadt gelegen habe. In Amsterdam geizte es sich daher, jenes bis zur Stunde noch zerstreute Material zusammenzutragen, welches des großen Mannes Leben und Streben bis in die geringsten Einzelheiten zu veranschaulichen geeignet wäre.

Daß jene Stätte, welche Jengin war des Wirkens und Schaffens eines erhabenen Geistes, mehr wie jene, die bloß dessen Willege beherbergt, berufen sei, alle jene Erinnerungszeichen zu vereinigen, die das Bild des einstigen Bewohners zu verlebendigen im Stande sind, unterliegt gewiß keinem Zweifel.

Leider stellt sich der Errichtung eines Bondel-Hauses in Amsterdam eine gewaltige Schwierigkeit entgegen, diese nämlich, daß des Dichters Wohnhaus in dieser Stadt bis jetzt nicht genau ermittelt werden konnte. Man weiß zwar, daß er vor dem Jahre 1650 in der Warmoesstraat und dann später am Ginkel „bei“ oder „auf“ der donkers sluis gewohnt habe. Nähere Angaben sind indes nicht zu ermitteln gewesen, und es ist sehr fraglich, ob es überhaupt je gelingen werde, auch nur eines von Bondels Wohnhäusern in Amsterdam mit völliger Gewißheit zu bestimmen. Dies hat denn auch zur Folge gehabt, daß in jüngster Zeit von holländischer Seite das Projekt ankam, ein Gemach des städtischen Museums in Amsterdam zur Errichtung eines Bondel-Museums zu verwenden und auf diese Weise den gerechten Ansprüchen der holländischen Hauptstadt Rechnung zu tragen.

Wenn nun ich mich unterfrage, in der Angelegenheit der Errichtung eines Bondel-Hauses meine Ansicht auszudrücken, so geschieht es im Hinblick auf das warme Interesse für die niederländische Literatur, welches ich wiederholt betheiligt zu haben glaube und insbesondere mit Berufung auf die innige Bewunderung und aufrichtige Verehrung, welche trotz mancher unzulänglicher Mängel, der holländische „Dichterstern des 17. Jahrhunderts“ mir von allem Anbeginn eingebläst hat. Und in diesem Falle kann ich, auf die Gefahr hin den holländischen Nationalgeist zu verletzen, mich nimmer zu Gunsten des zücht aufgetaugten Projektes erklären. Meiner Ansicht nach handelt es sich nicht darum, an gleichgültiger Stelle ein Bondel-Museum zu errichten, wohl aber den jetzt zerstreuten materiellen Erinnerungen an den vorwiegend Dichter, durch deren Annäherung an dessen physische Person, neues Leben und gesteigerten Reiz zu verleihen. Was im Goethe, im Schillerhaus zumeist wirkt, ist die Unmittelbarkeit, das Bewußtsein, daß jene großen Männer hier wirklich gelebt und gewirkt haben; alle Dinge und Gegenstände, die wir um uns sehen, können so gelegen und gestanden haben, sie sind gewiß von ihrem Besitzer häufig an dieser Stelle benutzt worden. Unter jeder Thüre glauben wir das Bild des einstigen Bewohners erscheinen zu sehen, und vollends, wenn die Schatten der Dämmerung sich über das Gemach breiten, dünkt uns, wir erblicken dort im Lehnstuhl die Gestalt des geliebten Todten lebhaftig zur Ruhe einnicken. Wo diese Unmittelbarkeit fehlt, ist keine Illusion, keine Poesie, sagen wir es offen, keine — Weihe möglich. Diese letzte kann nur vom Bewußtsein der persönlichen Anwesenheit jener Person erzeugt werden, deren Andenken wir an dieser Stelle zugleich verjüngen und vereinen wollen. Nur dadurch gewinnen die toten Wahrzeichen rings um uns her

Leben, nur dadurch vermindert wir uns in Zeiten und Verhältnissen zurück zu versetzen, denen wir anders längst entrückt sind. Dies sind die Gründe, welche mich veranlassen, mich unumwunden gegen die Gründung eines Pseudo-Bondels Hauses in Amsterdam auszusprechen. Daß unter den obwaltenden Verhältnissen, d. h. mit Rücksicht auf die Unersättlichkeit von Bondels Behauptung in jener Stadt, das nunmehr festgestellte Geburtshaus des Dichters in Köln mir wenigstens die Hauptbedingungen zu erfüllen scheint, welche ich an die Erinnerungsstätte eines zu feiernden Todten stelle, vermag ich nicht zu leugnen, und mithin dünkt mir Hr. Ploa Schneiders Vorschlag einer größeren Beherrschung werth, als ihm bis jetzt in Holland zu Theil geworden ist. Nationale Engherzigkeit kann es nicht sein, welche den Holländern Beheben einflößt, die Erinnerungen an ihren gelehrtesten Dichter auf fremder Erde zusammenzutragen; das sind sie seit jeher zu kosmopolitisch, zu tolerant, zu liberal gewesen; auch könnte ja das Bondelhaus in Köln zum niederländischen Nationaleigenthum erklärt werden. Ober befürchtet man etwa, Deutschland könnte, wenn nicht Ansprüche auf Bondels nachsehliche Verdienste, doch Zweifel gegen dessen echt-niederländische Nationalität erheben? Nun, dies scheint mir ebenso wenig zu befürchten zu sein, wie daß die deutsche Kunst jemals Kubens zu den übrigen zählen werde, weil der Zufall ihn gleichfalls in Köln das Tageslicht erblicken ließ. Ja, vom praktischsten Standpunkt betrachtet, sollte man sogar meinen, Holland würde den Zufall willkommen heißen, der die Wiege seines großen Meisters in der Dichtkunst auf fremden Boden gestellt hat. In Amsterdam wie in ganz Holland ist der Name Bondel ein allgemein bekannter, der Fremde ginge aber ruhig an des Poeten Wohnhaus vorüber, so interessant die Erinnerungen auch sein mögen, die etwa dort aufgehäuft würden. In der deutschen Stadt Köln hingegen könnte das Geburtshaus des holländischen Dichters nicht umhin, die Aufmerksamkeit der fremden Besucher auf sich zu ziehen, und auf diese Weise jenem Namen, der im Lande schon eine so hohe Achtung genießt, auch auswärts und zwar bei den verschiedensten Nationen eine neue wohlverdiente Verbreitung zu geben.

Freilich, ob dieser Vortheil die Gegenhaltung auswiegt, auf heimathlichem Boden mit der dem Nationalstolz selbstgewordenen Persönlichkeit in unmittelbarem Verkehr treten zu können, — dies ist eine Frage, deren Entscheidung ich mir nicht anmaße. Ja, ich wäre selbst der erste, der einem Bondel-Wohnhaus den Vorzug vor einem Bondel-Geburtshaus gäbe, wenn ein solch erhehendes überhaupt mit Bestimmtheit nachweisbar wäre. Unter den obwaltenden Umständen aber, und im Hinblick auf die eben entwickelten Verhältnisse, halte ich dafür, daß Holland die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen sollte, die Geburtsstätte seines größten Dramatikers in solcher Weise zu ehren, daß dieselbe nicht bloß ein Wanderziel für den patriotischen und gebildeten Holländer, sondern zugleich ein geeigneter Hebel würde zur Verbreitung des Ruhmes und Glanzes der einheimischen Literatur auch über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus.

Nem, 1874.

Gerb. von Hellwald.

Historisch-politische Wissenschaftsquellen.

Wir werden durch die Zeitungen jeden Tag mit ungeheuren Massen von politischen Neuigkeiten, Kämpfen und Parteistrebungen überladen. Während der Parlamentariergenossen kaum noch jeden Tag (sowohl lange Reden und Gegenreden im Original und

Uebersetzung hinzu. In Paris besonders kann kein Schimpfer und Schänder Deutschlands den Mund aufhören oder irgend einen Kasten drucken lassen, ohne daß es gierig überseht, deutschen Gedanken und Interessen den Namen in deutschen Zeitungen wegnimmt. Welch ungeheure Massen von Makulatur werden daher jeden Tag den jagenden Augen der Zeitungsfresser geboten! Ein Glück ist es noch, daß das Meiste nicht gelesen wird, (sont glagen den regelmäßigen Zeitungsläsern viel mehr und viel größerer Mühtüder der Vertummung im Bischen und Traume verdrängt im Kopfe herum. Das Unglück dabei ist freilich noch viel größer: die täglichen Schajaden durch die Zeitungen lassen keine Zeit, keine Enst, kein Talent für gründliches Lesen übrig. Und so bewegt sich auch die politische Weisheit unzähliger Leutstiller, Staatslenker und Parlamentsleiter oft in unerträglichen Oberflächlichkeiten und Irrthümern, welche von den meisten Lesern als Lebensmittel der Weisheit verschluckt und bei Bier und Zigarette unverdaut wieder an die Luft der Öffentlichkeit gesetzt werden. So ist uns das Wesen aller politischen Wissenschaft, aller wahren Regierungskunst und die wahre Kraft aller parlamentarischen Einflüsse, aller parlamentarischen Veredlichkeit fast ganz verloren gegangen. Alles schwimmt auf der Oberfläche und Niemand schäftigt aus der Tiefe der Wissenschaft, der geschichtlichen Entwicklung. Deshalb sind auch unsere gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen so unklar, gehaltes und leer. Sie sind aus Zufällen, augenblicklichen Machtverhältnissen hervorgegangen und ohne Kontinuität, ohne Kaufmännisches mit unserer geschichtlichen Entwicklung, und zum Theil geradezu im Widerspruch mit derselben Irrthümern in den Stümpfen der Gegenwart umher. Das ist so recht französisch. Seitdem die Franzosen beinahe ein Jahrhundert lang sich gewaltsam aus ihrer bittersten Entwicklung herausgerissen und sich immer wieder durch abstrakte Ein- und Ausfälle aus einem Paroxysmus in den andern treiben ließen, ist diese Art von revelationaler Moderei und konstitutionalen Majoritätswindeln vielen starken Geistern auch anderer Nationen zum Muster und Vorbild geworden. Man macht Majoritäten, macht Gesetze daraus, macht sogar ganz neue Verfassungen und läßt sich in der Glorie dieser Triumphe als elektrische Epochen des blendend erleuchteten Jahrhunderts aufbauen. „Alles, was gemacht werden kann, soll gemacht werden und wird gemacht.“ Das ist der eigentliche Kernpunkt unserer gegenwärtigen politischen und parlamentarischen Weisheit, während die historisch-politische Wissenschaft aus Tausenden von Jahren und Tausenden lehrt, daß kein haltbares, gesundes Gesetz, keine gesunde Verfassung, kein Kulturzustand gemacht werden kann, sondern sich aus den Wurzeln von Ursachen, aus bereits entwickelten Zuständen herausgesunden, geregelt und gereinigt, gärtnerisch gepflegt und gezogen werden muß. Früher hieß es denn auch im richtigen Gefühl: „Das Recht finden.“ Dies ist auch immer vorher schon in Fleisch und Blut und Geist eines Volks, der ganzen Entwicklung vorhanden, es darf also nur gesucht, gefunden und zum Gesetze geschlossen und gesamt werden, wie ein Diamant. Dagegen ist die jetzige Mode, den Kohlenstoff desselben als Kohlenäure aus der Luft zu nehmen und diese zu Gesetzen mit Regierung- oder parlamentarischer Gewalt zusammenzupressen. Da hat sie aber eine furchtbare Explosionskraft oder wenn in dünnen Strahlen aus den Häfen der Parlamentsdemokratie, oder aus der Spitze der parlamentarischen Stahlfeder strömend, so viel Kälte in sich, daß wir uns nicht zu wandern brauchen wenn Niemand daht warn, von dieser Weisheit heiß wird.

Kurz, wir haben in der Wissenschaft, besonders in der Politik die Kontinuität mit unserer Vergangenheit verloren, damit auch

den festen Boden für erbaulichen Fortschritt, die wahren Quellen für richtiges Erkennen und Handeln. Das Geheiß und Gebot des Tages macht das Uebel immer ärger.

Aus diesen anfruchtbaren Wäldern, durch welche der politische Tages- und Parteiboln heulend mit dürrer Sande spielt, am und ihn in die Augen zu streuen, muß man sich in Dafen zu retten suchen. Es giebt viel bide Bücher voll historischer, politischer und philosophischer Wissenschaft, welche aber von dem Tagesgeheiß todtegeschwiegen werden und der Menge meist unzugänglich bleiben. So sind denn wenigstens die bis in die Hunderte veröffentlichten, Hefte populär-wissenschaftlicher Vorträge und die Zeit- und Streitfragen* von dem leiser aus nuzeren Kreisen abstrahieren Professor F. v. Holzendorff zu solchen allgemein zugänglichen Dosen geworden. Für eine gesunde historisch-politische Bildung und Wissenschaft bietet seit längerer Zeit die ohnehin durch reiche, wissenschaftliche Veröffentlichungen ehrenvolle Berliner Firma „E. Heimanns Verlag“ (Erich Reclam) eine in wohlfeilen Heften erscheinende ganze Bibliothek.* Sie liefert bereits in Heften 15 Sgr. die ganze Geschichte der Hiltislagen in England, dieses berühmte gewordene Werk Baffles, fichtes nuzerliche Reden an die deutsche Nation, Hntens ausgewählte Gedichte und Briefe, Luthers göttlich grobe Strafpredigt an den christlichen Adel deutscher Nation, zu dem viel verkannten italienischen Meisterwerke Machiavellis: Der Fürst, den Antimachiavel unseres alten Reizen, dann Mirabeaus Klage gegen die Klotage, welche gewiß Keiner unserer Gröndergötzen gelten hat, sonst wären sie nicht so schwachvoll schnell geflügen und noch schwachvoll schnell niedergelacht; außerdem Wilhelm v. Humboldt's seine Abhandlungen über Geschichte und Politik, Witzens politische Hauptwerke, womit er das dichterisch gehaltene „verlorne Paradies“ für die praktische Wirklichkeit wieder erobert will; auch Samuel von Pufendorfs Abhandlung über die Verfassung des deutschen Reichs, worin es uns ersprechend hat wird, wie abgerissen vom alten, ehrwürdigen historischen Boden die neue, halbes verlegen in dem Winde des Tages schwankt, sobald Voeorilas Abhandlung über Verbrechen und Strafen, endlich Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, deren ästhetische Maße in unser französisches Maß- und Gewichtssystem allerdings nicht mehr passen und zuletzt die ersten Lieferungen zu der in England und Amerika bereits berühmt gewordenen: „Geschichte des Geistes der Aufklärung in Europa, seiner Entstehung und seines Einflusses“ von M. G. H. Ledt. Alle die betreffenden Werke sind, so weit ich's bis jetzt selbst prüfen konnte, von verschiedenen deutschen Gelehrten in gutes Deutsch übertragen, beziehungsweise für besseres Verständnis eingeleitet und erklärt worden.

Mit dieser nützlichen Hinweisung auf diese allgemein zugänglichen gewordenen Quellen einer soliden historisch-politischen Bildung und Wissenschaft wollen wir uns diesmal begnügen und nur noch mit Freuden hinzufügen, daß uns dieselbe Firma diese, mittelalterliche, neuere und neuere Philosophie in guten Übersetzungen, beziehungsweise Bearbeitungen und Auszügen zugänglich gemacht hat. Wir nennen nur fünf Bände Aristoteles, Bacon von Verulam, Bruno, die Monarchie von Dante, die Hauptwerke von Cartesius und Spinoza, ein Band von Hegel, etwa ein Dutzend Lieferungen aus der Kantischen Philosophie, die philo-

sophischen Studien und Erläuterungen S. v. Kirchmanns und zuletzt sämtliche Werke Spinozas, die so schwer aus seinem majestätisch-mysteriösen Latein in unser geliebtes Deutsch zu übertragen waren. Wer sich aus der Naturstudie und Mathematik der Politik, Literatur und Lieberlichkeit des Tages auf süßsanfte Grundlagen des Wissens, der Weisheit, der Ruhe eines moralischen und intellektuellen Gleichgewichts retten und von diesem festen Boden aus nachhaltig wirken will, der darf schon die Mühe nicht scheuen, sich in solche Werke zu vertiefen, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten und zu verwerten. Dr. S. Beta.

Oesterreich-Ungarn.

Oesterreich, Preußen und Ausland in den Jahren 1790 — 1792.

Ein auf dem Gebiet der österreichischen Geschichte des 18. Jahrhunderts seit längerer Zeit thätiger österreichischer Archivar Abol. Beer hat seinen bisherigen Studien über die Politik der Kaiserin Maria Theresia und ihres ältesten Sohnes Joseph II. jüngst eine neue Arbeit über die äußere Politik des jüngeren Sohnes Maria Theresiens, Kaiser Leopold II., folgen lassen.*

Seiner früheren Methode entsprechend bietet uns Beer auch diesmal einen auf Grund der in den österreichischen Archiven, besonders dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, vorhandenen Materialien beruhenden kritischen Aufsatz über die äußere Politik dieses bisher noch zu wenig gekannten und daher einseitig beurtheilten Monarchen während seiner kurzen Regierung von nur zwei Jahren, dem er gleichsam als Beilage für die von ihm aufgestellten Behauptungen und neu gefundenen Thatsachen eine Reihe von Briefen des Kaisers an seine Verbündete die Zarln Katharina II. vom Ausland und dieser an jenen beigegeben hat.

Denn Beer sein Buch nach dieser Korrespondenz vorzugsweise betitelt, so liegt doch sein hauptsächlichster Werth nicht in dieser selten die Formen gegenseitiger Höflichkeit und Freundschaftsverbindungen übersteigenden Korrespondenz, als vielmehr in dem was der Verfasser als Einleitung bezeichnet, in seinem gebrügten, klaren und inhaltreichen Resümé der auswärtigen Politik Oesterreichs für die Jahre 1790—92.

Für diese Studie hat sich Beer nicht auf die Durchforschung der österreichischen Archive beschränkt; auch die preussischen und sächsischen sind neben einer reichhaltigen Literatur beschäftigt worden, und so ist es ihm in der That gelungen, was er im Vorwort zu dem Zweck seiner Darstellung bezeichnet: Eine vollständige und sachgemäße Charakteristik der Politik Leopolds zu geben, was nicht leicht möglich war, so lange die Schätze des österreichischen Archivs nicht vollständig zur Benützung herangezogen werden konnten.

Bekanntlich fand die französische Revolution von 1789 ihren werthvollsten Verbündeten in der dormaligen unheilvollen Komplikation der orientalischen Politik der drei Osmasche, die den beiden deutschen Großmächten jede nachhaltige Einwirkung auf die französischen Verhältnisse für den Augenblick unmöglich machte.

) Historisch-politische Bibliothek oder Sammlung von Hauptwerken aus dem Gebiete der Geschichte und Politik alter und neuer Zeit. In wichtigsten Heften zu 5 Sgr. — Geschichte der Aufklärung in Europa v. M. G. H. Ledt, 55. Heft der Bibliothek.

*) A. Beer: Leopold II., Franz II. und Katharina, ihre Korrespondenz, nebst einer Einleitung: Zur Geschichte der Politik Leopolds II. Leipzig 1874, Dunder u. Humblot.

Die ganze Aufmerksamkeit Oesterreichs, Rußlands und Preußens war auf die Entwicklung des russisch-österreichischen Kampfes mit der Türkei, der inneren Kämpfe Polens zwischen der ersten und zweiten Theilung konzentriert. Auf der einen Seite standen Rußland und Oesterreich aneinander durch ein gemeinsames Interesse gegen die Türkei verbunden, auf der anderen Preußen, der Mächtige der hohen Pforte und im Einvernehmen mit ihm die Seemächte, England und Holland. Während Preußens Politik vornehmlich auf die Beendigung des Türckkrieges ohne zu große Schwächung der Pforte oder was dasselbe bedeutete, einen zu großen Machtzuwachs der russischen Monarchie gerichtet war, ein Bestreben das sich geschildert mit der nicht ganz ungelieblichen, doch unter den Umständen gerechtfertigten Tendenz verband, die unter polnisch-österreichischen Umständen freisich derartig und Thron zu antizipiren, bevor das zerfallende polnische Reich von seinem mächtigen Osmannischen in seiner ganzen Größe verschlungen war, verfolgte Oesterreich eine von Eignung gleich wenig freie Politik, die in erster Reihe darauf abzielte, dem nordischen deutschen Nachbar, den man sich immer noch nicht gedulden konnte als ebenbürtig zu betrachten, jeden Zuwachs an Land und Leuten zu hindern, selbst auf die Gefahr hin, daß die Jarin Katharina, deren polnische Politik man nicht im Entferntesten durchschaute, allein den Löwenanteil aus dem türkischen Kriege wie aus den Verwicklungen mit Polen davon tragen sollte.

Der Gang der österreichisch-preussischen Politik dieser Tage bietet ein Interesse ganz besonderer, fast dramatischer Natur. Die Gruppierung beider Monarchien zu einander wird in jenem Augenblick nicht, wie man wähnen könnte, durch die Monarchen, die an ihrer Spitze stehen, König Friedrich Wilhelm II. und Kaiser Leopold II. repräsentirt, sondern durch die leitenden Staatsmänner der letzten fünfzig Jahre, den Fürsten Kaunitz hier, den Grafen Herzberg dort. Vergebens zeigen sich beide Monarchen bemüht, eine mittlere Linie einzunehmen. Sie werden, trotzdem sie sich von dem Einflusse ihrer leitenden Minister mehr und mehr emanzipiren, doch von der von Jenen vorgezeichneten Politik gegenseitigen Mißtrauens und Hasses in soweit gebunden, daß beide, der eine mehr bewußt, der andere mehr unbewußt, die leitende Rolle der slavischen Großmacht überlassen, die sie mit überlegener, ihrer Endzwecke klar bewußter und konsequent festgehaltener Staatskunst dahin leitet, wo sie es für gut findet. Am entschiedensten wird diese Politik der blinden Abhängigkeit an Rußland von dem greifen Staatskanzler Kaunitz vertreten, der so in der That den einen Zweck, den er sich als den höchsten vorseht, die Hinderung des Machtzuwachses Preußens für den Augenblick erreicht. Was der russischen Staatskunst dieser Tage besonders zu Statuen kam, ist die ebedelmütige Aufwallung Friedrich Wilhelms für die in Frankreich mit Büßen getretenen Rechte der Dynastie, da der König sich mit Leopold, der, obgleich Bruder der französischen Königin, doch die französischen Dinge mit Sachverständiger Ueberlegung, mit dem ausgesprochenen Wunsch der Nichtintervention behandelt, über eine energische Aktion gegen Frankreich zu vereinigen sucht, was sie bekannt, zur Zusammenkunft beider Monarchen in Pillnitz im Sommer 1791 führte. Katharina II., die durch eine Abwendung der österreichisch-preussischen Politik von Osten, wo ihre Interessen lagen, nach dem Westen, wohin die Neigung sie trieb, freie Hand Polen gegenüber erhielt, ist die eifrigste Förderin des Bündnisses gegen Frankreich, das sie mit den ebedelmütigsten Phrasen, doch ohne die geringste materielle Förderung unterstützt, und sie erweist völlig ihre Zuneigung, da die orientalischen Verwicklungen insofern dieser Vorgänge auf nutzlose Weise gelöst werden, und beide deutsche

Staaten nachher genöthigt sind die russische Politik in Polen, durch ein Eingehen auf Katharinas Pläne zu sanktioniren. So sehen wir denn Leopold seine kurze Regierung mit einem entscheidenden Mißerfolg im Süden und Osten und ohne einen Erfolg in Westen abschließen. Nicht wenig freilich trug zu diesem Ergebnis die schwierige Lage des Kaiserthums zwischen zweiwärtigen Mächten und offenen Gegnern, der hohe Grad innerer Erschöpfung bei, doch kann man trotzdem den Kaiser nicht von dem Vorwurf freisprechen, eine keineswegs so unabhängige, so klar bewachte, vor Allem so weltfährliche Politik befolgt zu haben, wie sie ein österreichischer Fürst dieser Zeit zum Wohle seines Staates nothgedrungen einhalten mußte. Andererseits kann ihm die Anerkennung nicht verlagert werden, daß er sich von dem üben Einflusse seines hartnäckigen Kanzlers nach Möglichkeit frei zu halten bestrebt war, wie er auch den Schwelcheleien und Forderungen der französischen Prinzen und Emigranten gegenüber eine klare, den Umständen angemessene, zurückhaltende Politik verfolgte.

Leopold II. ist oft des Machiavellismus, der Verstecktheit und Verschmiechtheit geziehen worden. Die Forderungen Berni, die eigenhändigen Briefe des Kaisers an Katharina ergeben, daß er wohl ein besonnenener, aber kein fester, wohl ein das Staatswohl den Rücksichten der gewöhnlichen Moral voranstellender, doch kein böswilliger und mißgünstiger Regent war. Irrt es nicht, endet B. seine einleitende Betrachtung über die leopoldinische Politik, so muß der Gesamtkarakter der politischen Bestrebungen Leopolds nach sorgfältiger Durchforschung des Wiener Archivs denn doch eine Mobilisierung der bisherigen Aufassung zur Folge haben. Man müßte ihm viel zu viel Gerichtheit und Gewandtheit zu und dabei dafür, daß er von machiavellischen Grundbegriffen durchdrängt war, während höchstens von Feinheit und Klingelheit die Rede sein könnte und der ganz Charakter seiner Politik den Stempel einer überraschenden Einfachheit an sich trägt.

Der Verfasser verspricht und schließlich in späterer Zeit eine eingehende Arbeit über die innere Politik Leopolds, deren Erscheinen es ermöglichen wird, ein abschließendes Urtheil über die Persönlichkeit dieses Regenten zu gewinnen, dessen äußere Politik von zu wenig nachhaltigen Folgen war, um danach allein den Kaiser als Regenten und Menschen bemessen zu können. 3.

Geschichte der böhmischen Nation, von Franz Palacky.*)

Die Gefühle, die Palacky bei der Heranzugabe seiner Geschichte Böhmen in deutscher Sprache durch die Zeit- und Zensurverhältnisse nicht in Worte fassen konnte, besonders als er die Geschichte Přemysl Otakars im Jahre 1839 — diesen Gefühlen und diesen Empfindungen wurde in der obengenannten Schrift jener Ausdruck gegeben, den er so lange unterdrücken mußte. Schon im ersten Kapitel „König Přemysl Otakar II. wachende Nacht“ fühlt sich Palacky nicht sehr beglückt, da er in denselben von den „deutschen Einwanderern und dem deutschen Rechte“ in Böhmen schreiben muß. Es kostet ihm nicht wenig Ueberwindung zugeben zu müssen, daß das böhmische Städterecht dem, mehreren der unter Přemysl Otakar neu gegründeten Städten zum Ge-

*) 2. Theil, I. Stück. Von 1253 bis 1340, von König Přemysl Otakar bis zum Beginn der Purgburger Kriege in Böhmen. Prag, Verlag von Tempsky, 1874. (Dějiny národa českého a. i. m.) Der ganzen Sammlung 35., 36. und 37. Heft.

brauche gewährten Magdeburger Rechte, seinen Ursprung dankt. Aus den Zeilen heraus kann man es lesen, daß P. die Mittheilung über die, den Deutschen gewährte Unabhängigkeit gegenüber böhmischen Dichtern nur mit Unmuth aus seiner Feder fließen ließ; ebenso daß die Vernehmung des deutschen Elementes in den Städten und anderen böhmischen Gegenden nur dem Streben Dufars zuzuschreiben ist, Gewerbe und Handel in seinem Lande emporzuheben.

Mit Wohlgefallen verweilt P. bei der Beschreibung des Kreuzzuges, welchen Přemysl Otakar auf Veranlassung des Papstes Innocenz VI. gegen die heidnischen Preußen 1254 erthut, und wie er nach der Niederlage derselben die Stadt Königsberg am Pregel gegründet. Mit Wohlgefallen verweilt er auch bei den ferneren Siegen Přemysl Otakars über die Böhmer und Ungarn und bei der Krönung Přemysl Otakars und seiner Gemahlin Kunigunde zu Ende des Jahres 1261.

Eine tiefe Wehmuth hingegen zieht sich durch das ganze zweite Kapitel, „Přemysl Otakars Höhe und Fall“ betitelt, wenn P. auch im Eingange derselben den Umfang des „böhmischen Staates“ und den Sieg über die Ungarn 1271 noch mit innerer Lust beschreibt. Allein bei der Mittheilung von der Macht Rudolf von Habsburg zum römischen Könige und von den Fortsetzungen, welche dieser an Přemysl Otakar stellte, zieht sich schon eine Bitterkeit kund, die sich durch die ganze Abtheilung zieht, die man mitunter zwischen den Zeilen herauslesen muß, und der es vielleicht zuzuschreiben ist, daß P. den Unglücksfällen, welche Přemysl Otakar betroffen, immer Verrätherlei zu Grunde zu legen wolle. Ueber Rudolf von Habsburg sagt P. dabei, „daß es ihm nicht genug war, Přemysl Otakar seine Länder abzunehmen, sondern er suchte ihm noch mehr Unrecht zuzufügen und ihn schändlich zu unterdrücken.“

Wenn P. von Přemysl Otakar bei der Beschreibung der Schlacht am Marchfeld sagt, daß seine unmenseliche Tapferkeit und kühne Todesverachtung hurelndem gewesen wäre zur Sicherung des Sieges, und dieser nach dem Urtheile selbst der Feinde dem böhmischen Könige nicht entgegen konnte — so hat er diesen Worten jenseit in den Klostergeschichten begegnet, übrigens soll auch König Rudolf dem Papste geschrieben haben, daß Přemysl Otakar „*animus giganteus, virtute mirabili eo desensit*.“

Das dritte Kapitel handelt von den „allgemeinen Urtheilen über die Regierung Otakars“ und wird mit der Bemerkung eingeleitet, daß er den Fremden mehr als der eigenen Nation genähert, daß er namentlich den Deutschen den Vorrang gegeben und mit ihnen sich verbunden, daß er ihren Rathschlägen gefolgt und sie im Lande vermehrt zum Raththeile und zur Schwelmerung der Geschehnisse. Bei genauer Durchsicht findet man, daß P. in dieser Abtheilung nur jene Urtheile wiedergibt, bei welchen die Deutschen überhaupt den Kürzeren ziehen, wogegen ihm die „Meinungen“ Otakars von Hornebeck, aber auch Oervinnus herhalten mußte. In dieser Abtheilung wird auch aufgezählt, was Přemysl Otakar für den Randbau, die schönen Künste, das Gewerbe, den Handel und die Wissenschaften gethan. Endlich schließt dieses Kapitel mit einer Schlußbetrachtung über den oftgenannten böhmischen König, bei welcher noch einige kleine Fußstapfen dem Papste, Rudolf von Habsburg, dem Erzverräther Philipp von Karnten u. m. A. verlegt werden.

Das vorliegende Heft schließt mit dem ersten Kapitel des sechsten Buches, mit der Geschichte des Interregnums, auf welches wir bei der Fortsetzung des Werkes zu sprechen kommen, die hoffentlich nicht so lange wird auf sich warten lassen.

Prag, 1874.

Dr.—s.—r.

Frankreich.

Sainte Beuve.

Die Päder, welche der Tod Sainte Beuves in die französische Literatur gerissen, ist noch nicht ausgefüllt und Keiner aus der Schaar derer, die sich an seine Stelle drängen, scheint darauf, wie er, die Feder als einen Geßter zu führen. Die ablehnende Haltung, die er mancher neuen Manier der Literatur gegenüber einnahm, erwarb ihm vielfach den Vorwurf des literarischen Joches, und man liehte es, den Vorwurf zu wiederholen, der seinen Namen in „Sainte Beuve“ abändert. Noch mehr hat seinem Andenken in der öffentlichen Meinung der Fall des zweiten Kaiserreiches geschadet, als dessen eifriger Anhänger er galt. Doch vermag der Wechsel politischer Systeme und literarischer Strömungen die Realität seiner Verdienste nicht zu beeinträchtigen. Viele mögen die Schärfe seines Urtheils, die Eleganz seines Styles, seine unermüdete Arbeitskraft beßigen; Wenigen wird es gegeben sein, den sich widersprechenden Erscheinungen der Gegenwart gegenüber stets jenen Ton maßvoller Würde und einer gewissen Vornehmheit zu treffen, dessen Mangel die Kritik und die Kritiker so häufig in Verruf gebracht hat.

Nicht ohne vorgefaßte Meinungen und eine ausgesprochene Parteilichkeit in der Literatur, erhielt Sainte Beuve sich stets frei von Gefühlsigkeiten. Er hatte die wunderbare Gabe, sich in alle Gesichter zu versenken und der Geburtshelfer aller Ideen zu sein. „Ich kann“, schreibt sein letzter Sekretär, „nicht genug seine Toleranz rühmen, seine Liebe zur Diskussion, wodurch er in gewisser Beziehung die Replik herausforderte. Er verachtete keine Meinung und wußte auf alle zu hören. Dies erwarb ihm das allgemeine Vertrauen. Niemals schnitt er auf rohe oder geringfügige Weise eine Idee oder eine ausgesprochene Uebersetzung ab; es genügte, eine zu haben, um von ihm gewürdigt zu werden.“

Sein Name ist mit den schönsten Erinnerungen der romantischen Schule verknüpft und seine Werke sind ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Literaturhistoriker, ein treuer Spiegel der Strömungen und Stimmungen der französischen Literatur der letzten Jahrzehnte.

Verdrängt von den Berechnern des großen Kritikers, fand sich Herr Troubat, sein letzter Sekretär, bei der Unmöglichkeit jetzt schon eine genügende Biographie Sainte Beuves zu liefern, veranlaßt, einzuwirken die ihm zu Gebote stehenden Beiträge zu einer solchen heranzugreifen. Der Band „Souvenirs et Indiscrétions“ enthält ein knottes Durcheinander von Material; Aufzeichnungen Sainte Beuves, Briefe von Freunden, Erinnerungen Troubats u. a. m. Wichtig für die Charakteristik und in gewisser Beziehung für die „intime Geschichte“ sind auch die vor einiger Zeit veröffentlichten Briefe Sainte Beuves an die Prinzessin Mathilde.

Karl August Sainte Beuve wurde am 23. Dezember 1804 in Boulogne sur mer geboren. Sein Vater war Steuerbeamter gewesen und erliefte die Geburt des Sohnes nicht. Die Knabenjahre verbrachte Sainte Beuve in seiner Vaterstadt und die mühsamen Eindrücke des heimatischen Meerestodes haben in seinen späteren Poesien manche Spur zurückgelassen.

Im Jahre 1818 kam er zum ersten Male nach Paris und schon in den Klassen des Collège hatte sein formidabler Gelehrer, Anerkennung und Auszeichnung zu finden. Als Student der Medizin schrieb er im Jahre 1824 seine ersten Artikel in den

„Globe“, eine Zeitschrift, welche frühere Lehrer von ihm gegründet hatten. Die Geschichte der Revolution von Thiers und Rigault lieferte ihm die ersten Gegenstände der Bepredung. Wie vergaß er sich zu rühmen, daß eine seiner ersten Rezensionen (über Viktor Hugo's Dden und Balladen), selbst Goethes Aufmerksamkeit erregt hatte.

Seine Bekanntschaft mit Viktor Hugo brachte ihn in Beziehungen zu der romantischen Schule, in deren Stil er bald (1829) selbst einen Roman, Joseph Delorme schrieb, den man den jakobinischen Werther nannte, und ein Jahr darauf einen Band Gedichte, die „Consolations“.

Die Literaturgeschichte blieb indessen seine Hauptbeschäftigung und die Revue de Paris, welche Bören um diese Zeit gründete, gab ihm bald Gelegenheit, größere Artikel erscheinen zu lassen und jene Reihe literarischer Porträts zu veröffentlichen, welche soviel zur Begründung seines Rufes beizutragen haben. Einen noch geeigneteren Namen für seine kritischen Erörter hat ihm seit 1831 die Revue des deux mondes, die seit ihrem Bestehen in ihm einen ihrer bedeutendsten Mitarbeiter hatte.

Öffentliche Stellungen bekleidete Sainte Beuve zu wiederholten Malen, jedoch ohne sonderliches Glück und stets nur kurze Zeit. Seiner Anlage gemäß bildete das Lehramt das vorzüglichste Feld seiner Thätigkeit. Nachdem er unter dem Ministerium Thiers eine kurze Zeit lang Konsektor der Bibliothek Magarins gewesen war (1843) und im darauf folgenden Jahre an die Stelle Kasimir Delavignes zum Mitgliede der Académie française erwählt worden war, folgte er, um der Bewegung des Jahres 1848 auszuweichen, einem Rufe an die belgische Universitäts Rättlich. 1854 sehen wir ihn als Professor des Collège de France. Doch schon seine Antrittsrede wurde von politischen Demonstrationen so lebhafter Natur unterbrochen, daß ihr eine Folge nicht gegeben werden konnte. Rouland ernannte ihn später zum maître de conférence an der Ecole normale supérieure, in welcher Eigenschaft er drei Jahre (1858–1861) thätig war. Schon seit 1839 figurirt Sainte Beuve als Kommandeur der Ehrenlegion; die höchste Auszeichnung aber verlieh Napoleon III. dem Kritiker, indem er ihn (1863) zum Senator des Kaiserreichs ernannte. Seine publizistische Thätigkeit gestattete ihm jedoch nur selten, an den Debatten dieser Körperschaft Theil zu nehmen. Uebrigens war der Standpunkt, den er einnahm, ein liberaler. Er war ein ausgesprochener Gegner der weltlichen Herrschaft des Papstes, welche er „eine letzte Schande“ der Zivilisation nannte und durch sein energisches Eintreten für die Freiheit des Unterrichts und der Presse in einer berühmt gewordenen Sitzung vom 7. Mai 1868 hat er sich manchen Gegner wieder verdient.

Seine Billigung des Staatsstreiches ging aus der Uebersetzung hervor, daß eine starke Regierung für Frankreich die unerlässliche Bedingung der Wohlfahrt sei. „Wir bedurften einer Ruher, denn wir wußten nicht, wo wir uns anlehnen sollten. Frankreich war den Republikanern, den Intriganten von allen Rändern, den Verschwörern von allen Regimen preisgegeben.“ Das er von Napoleon III. erwartete, spricht er einmal in einem Briefe an die Prinzessin Mathilde aus und es ist sehr französisch charakteristisch: „Ich hatte mir aus dem Kaiserreich ein Ideal gemacht; ich wollte, daß der Kaiser jeden Tag etwas Unterthorgersehenes thue, etwas Neues, etwas Gutes. Das war mein Programm. So oft es nicht eingehalten wird, leide ich wie ein dramatischer Autor, dessen Stück die Schauspieler verderben.“

Dem aufmerksamen Leser der lettres à la princesse wird es nicht entgehen, daß persönliche Zurücksetzung aus die sich allmählich einstellende Enttäuschung nicht ohne indirecten Einfluß war.

Sainte Beuve beobachtet die Fehler der Regierung, er merkt auf die Anzeichen eines nahenden Sturmes und entsetzt sich über die politische Demoralisation der öffentlichen Meinung, die Ausschwüngen der Presse. „Es herrscht“, schreibt er an die Prinzessin, „eine unenbliche Zügellosigkeit und Unerkennung in der Privatpresse. Nachsicht vergrößert sie, wie Unterdrückung sie reizt. Diese Nation ist nicht vernünftig. Dieselben Männer, die sie am meisten betrogen haben würden, wenn man dahin läme, wohin sie drängen, beginnen immer wieder dasselbe Spiel. Die Unzufriedenheit scheint bei uns unheilbar. Wir lassen uns mit Worten abschleimen. Wenn ein Selbsterwählter gefunden ist, das dem Obren und der Phantasie wohl klingt, so wiederholt es jeder und das glebt einem Ruf, den man für den der Majestät und der öffentlichen Meinung ansieht.“ Und dabei gehört Sainte Beuve nicht zu jenen Unglückspropheten, die das Unglück verkünden, ohne ein Mittel zu kennen, es abzuwenden; offenbar glaubt er sich im Besitze einer Reihe von Palliativen und wie fast jeder Franzose von Bedeutung fühlt er etwas vom Geschickstheoretiker in seiner Brust. Wie schmerzlich mußte es ihm daher fallen, daß er ganz bei Seite geschoben wurde, daß der Kaiser ihm niemals um Rath anging aus dem Gebiete der Presse, in dem sich kompetent zu halten er doch so viele Ursache zu haben glaubte. Sainte Beuve hatte nur eine einzige Unterredung mit Napoleon III. und bei dieser Gelegenheit widerfuhr ihm die bitterste der Kränkungen — eine verunglückte Schmeichelei. „Ich lese Sie immer im Moniteur“, sagte ihm der Kaiser zu einer Zeit, als Sainte Beuve seit drei Jahren nur noch in den Konstitutionellen schrieb. Dem gegenüber erscheinen seine Klagen über den Mangel eines „aufmerksamen und wohlinformirten Weltwells, das allein Berth hat“, allerdings nicht ganz unbegründet und seine Bemerkungen über die Schwierigkeiten, welche aus den Personen entstehen, mag von einem künftigen französischen Machiavelli immerhin von Berth sein. „Dieser letztere Theil“, schreibt er, „wurde fast gänzlich vernachlässigt. Man zog aus dem Einen zur rechten Zeit nicht allen Beistand, den man von ihnen verlangen konnte, und nahm in Bezug auf die Anderen nicht die Vorsichtsmaßregel, sie sich in einer Zeit zu versichern und verpflichten, wo man es konnte. Das Gefühl und das Bewußtsein einer großen Macht und einer ungeheuren Popularität ließ den guten oder schlechten, nützlichen oder gefährlichen Werth der Individuen, einzeln genommen, vernachlässigen. Aber von dem Augenblicke an, daß sie öffentlich und zu der Öffentlichkeit sprechen, gewannen selbst vernachlässigte Individuen eine Bewegung und zählen.“

Selbst der Senat konnte diese Wunde des Gefühls der Zurücksetzung nicht schließen und das Bewußtsein, das „letra César“ mit Stillschweigen übergangen zu haben, scheint lange Zeit Sainte Beuves einzige Gewohnheit „gebildet zu haben. Indessen sollte es noch zu einem ausgesprochenen Konflikt kommen, der dann auch den Bruch mit der Prinzessin Mathilde herbeiführte.

Gewisse Rücksichtslosigkeiten, deren Sainte Beuve sich von Seiten der Redaktion des Moniteurs zu beklagen hatte, bewogen ihn, seine Mitarbeiterschaft einzustellen und seine „Eunuchs“ dem Tempel zu sagen. Man fand es unerhört, daß ein Senator in ein Blatt schreibe, das nicht nur keinerlei Beziehungen zu der Regierung hatte, sondern auch stark im Verdacht des Vandalismus stand. Sainte Beuve selbst hat sich gegen die bestigen Vorwürfe, die ihm barock gemacht wurden, in einer Rede verteidigt, worin es unter anderem heißt: „Die Angelegenheiten der Presse und des Geistes wurden in den letzten Jahren so geführt,

daß ein dem Kaiserreich ergebener Schriftsteller, wenn er größere literarische Arbeiten veröffentlichen will, keine andere Zeitschrift hiezu findet, als eine oppositionelle."

Die Artikel Sainte Beuve's sind in zahlreichen Bänden gesammelt. „Lundis“, „Nouveaux Lundis“ (13 Bde.). „Portraits contemporains“ (5 Bde.). Weiter ausgeführte Portraits sind: „M^{me} Desbordes Valmore“ (1 Bd.), „Le général Jomini“ (1 Bd.), „M. de Talleyrand“ (1 Bd.). Von bedeutenderen selbständigen Werken hinterließ er: „Port Royal“ (5 Bde.), „Chateaubriand et son groupe littéraire“ (2 Bde.), „Études sur Virgile et Quintus de Smyrne“ (1 Bd.), „Proudhon sa vie et sa correspondance“ (1 Bd.).

Von eigenen Dichtungen ließ Sainte Beuve außer „Joseph Delorme“ den Roman „La volubilité“ erscheinen und außer den „Consolations“ einen zweiten Band Gedichte unter dem Titel: „Pensées d'Août.“

Nicht uninteressant ist die Beantwortung der Frage, wie bei der großen Produktivität und dem bedeutenden Ruße Sainte Beuve's sich seine äußeren Verhältnisse gestalteten. Die Darlegung, welche er in Folge eines durchaus unbegründeten Vorwurfs, er habe im Sold Louis Philippe's gestanden, selbst von seiner finanziellen Lage gegeben hat, und die Veröffentlichung seiner Unterhandlungen mit dem Konstitutional ermöglicht es, einigen Einblick in dieser Richtung zu gewinnen.

Zunächst muß hiebei auf die auch mit Gehalt verbundene Stelle als Senator des Kaiserreiches hingewiesen werden. Daß ein solcher Kritiker und Literaturhistoriker seiner Verdienste um die Literatur wegen in die höchste politische Körperschaft des Landes aufgenommen werde, ist für unsere Begriffe durchaus ungewöhnlich.

Jacques hatte auch Sainte Beuve die Schwierigkeiten der ersten Schritte erfahren. „Von 1830 — 1840 lebte ich in einem Studentenzimmer um den monatlichen Preis von 23 Fr., das Frühstück inbegriffen.“ Für die erste Ausgabe seiner Gedichte erhielt er ein Honorar von 400 Fr. Die Revue de Paris zahlte ihm den Artikel mit 300 Fr. Die Stelle als Konservator der Bibliothek Magazin brachte zuerst eine Beschäftigung in sein Leben.

„Im Jahre 1843 kam die Akademie dazu, ich wurde Mitglied der Kommission für den Dictionnaire und es ward mir nun wirklich schwer, meine Einnahme auszugeben. Ich mußte, um diesen Zweck zu erreichen, seltene Bücher kaufen, woran ich nach und nach Geschmack fand.“

Als Professor der „École normale“ bezog Sainte Beuve 6000 Fr. Jeder „Lundi“ im Moniteur wurde mit 300 Fr. honorirt. Der Konstitutional zahlte dafür eine jährliche Abklopfsumme von 20—25000 Fr.

Und doch hinterließ Sainte Beuve nur eine Rente von 6000 Fr. und ein Haus. Das Haus und 4000 Fr. Renten hatte er noch überdies von seiner Mutter geerbt, so daß sich annehmen läßt, er habe mehr als Senator, denn als Schriftsteller gewirksamkeit.

Dabei lebte er als ächter Pariser. Fern von Paris schien er seine Wurzeln schlagen zu können und nur selten und auf kurze Zeit verließ er die Stadt, in der er am meisten Anregung fand. Man kannte seine Erscheinung wohl in dem Viertel, das er bewohnte. Viele wankten sich an ihm um Fürsprache und Unterstützung und Wohlwollen und Wohlthätigkeit werden als die vorzüglichsten Aeusserungen seines Charakters gerühmt. Auch die Beilege an die Prinzessin Mathilde sind voll Fürbitten und Bittungen für Bekannte und Unbekannte. Hier ist es allerdings nicht gerade immer die christliche Liebe und die reine

Freude am Wohlthun allein, was seine vielgewandte Feder in Bewegung setzt. Die literarische Kammerlei scheint im Gegentheil hiebei keine untergeordnete Rolle zu spielen und die drei Hauptpläne des gereiften französischen Ehrgeizes: das Kreuz der Ehrenlegion, die Académie française und der Senat krümmen ungemein oft den Haden.

Das kleine Haus Sainte Beuve's in der rue Montparnasse bildete den Vereinigungspunkt aller literarischen Korporationen Europas. Im intimen Verkehr lebte er besonders mit Théophile Gautier, Prosper Mérimée u. a.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachten körperliche Leiden. Eine gewisse Ermüdung überfällt ihn. „Es giebt ein Moment“, schreibt er im Juli 1867 an die Prinzessin Mathilde, „wo in dem Gasthalm, welches man das Leben nennt, sich die Sättigung einstellt. Dann braucht es nur einen Tropfen um den Kelch des Eitels überfließen zu machen.“

„Seine letzte Krankheit war langwierig und schmerzhaft. Er litt an einem ähnlichen Uebel, wie Napoleon III. Seine Freunde drängten sich an sein Sterbebett. Noch kurze Zeit vor seinem Tode hatte er eine lebhaftere Unterredung mit dem Prinzen Napoleon. Prinzessin Mathilde schickte Derselbe auf Derselbe, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, so daß man sagen kann, der Tod habe sie mit ihm verknüpft. Er starb am 13. Oktober 1869. Seiner letztwilligen Verfügung gemäß war seine Beerdigung eine „nur civile“. Der Bericht, den Eugène Tillet davon gegeben, war schließlich hier noch eine Stelle finden: „Ich komme von der Beerdigung. Eine ungeheure Menge, nach Einigen von 6000, nach Anderen von 10—2000 Personen. Alle Gesellschaftsklassen begegneten sich hier: Künstler, Schriftsteller, Studenten, Arbeiter. Alle Meinungen waren vertreten; die Unversöhnlichen der Politik und die Tiletanten der Kunst. Am Abend vorher große Diskussion im quartier latin. „Wir gingen wohl“, sagten die „Reinen“ — aber Alles in Allem — er war Senator!“ „Ach, so wenig!“ — Kurz, man entschließt sich, daß man in Masse kommen werde, um dem Manne die letzte Ehre zu erweisen, welcher die freie Wissenschaft im Senat verteidigte und den Muth befehle, sie bis zum Grabe zu betheuern. Und in der That, alle Studenten, die von den Ferien zurückgekehrt waren, wohnten bei.“

„Die Journale haben die Liste der Leichenbeträuer gegeben, welche bei dem Leichenbegängniß waren. Ich sah Dumas Vater mit ganz weißen Haaren und Madame Sand am Arme von Dumas, Sohn.“

„Glaubert, den zu sehen und nur selten mehr vergönnt ist, seit er sich isolirt und sozusagen in der Provinz verbirgt, um zu arbeiten, war eigens nach Paris gekommen. Er ging am Arme Taine's. Der Zug bewegte sich durch eine doppelte Reihe von Neugierigen nach dem Kirchhof Montparnasse. Als der Sarg auf den Striden der Leichenräder in die Gruft gesenkt war, in der schon die Mutter Sainte Beuve's ruhte, richtete Baraudeau, von einer Erhöhung aus, die Worte an die Versammlung, welche Sainte Beuve seinen Testamentsvollstreckern angegeben hatte: „Adieu Sainte Beuve! Adieu notre ami! Adieu!“ Und indem er sich wieder an die Versammlung wandte: „Meine Herren, die Sie ihn bis hieher begleitet haben, seien Sie bekannt in seinem Namen! Die Zeremonie ist beendet.“

„Man blieb indeß. Es war als erwartete man noch etwas. Diese Einsamkeit, oder vielmehr diese Abwesenheit von Zeremonie war nämlich gegen die Gewohnheiten der Reichen. Und doch hatte dieses Schauspiel seine Größe!“

Gottfried Böhm.

Die Höflichkeit.

Ist die Höflichkeit an und für sich Sache des angeborenen Tactes, so sind die Formen derselben feststehende Regeln für den Gebrauch derjenigen Leute, bei denen der Tact nicht besonders entwickelt ist und sie werden nur alsdann lächerlich, wenn man blindlings dem toten Buchstaben folgt und darüber den lebendigen Geist, der ihn diktiert hat, vergißt. Eine Geschichte der Höflichkeit und ihrer Formen in den verschiedenen Zeitaltern und bei den verschiedenen Völkern würde gleichbedeutend sein mit einer Geschichte der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, und so hochinteressant eine solche Arbeit auch sein dürfte, hat sich unser Wissen doch noch Niemand gefunden, der bereit gewesen wäre, das dazu nöthige ungeheure Material zu sammeln oder zu bewältigen. Vielleicht ist es auch zu viel, eine derartige Leistung von einem Menschen zu erwarten, vielmehr müßten daran verschiedene Schriftsteller in verschiedenen Ländern thätig sein, jedenfalls wäre es aber ein Unternehmen, das der Mühe lohnte, und bis es einmal ins Leben gerufen worden ist, dürfte es sich empfehlen, jeder Arbeit, welche als Theil desselben zu betrachten wäre oder als schätzbares Material dazu dienen könnte, eine besondere Beachtung angedeihen zu lassen.

Eine solche Arbeit liegt uns heute vor.* Sie ist in französischer Sprache geschrieben und beschäftigt sich vorzugsweise mit französischen Verhältnissen, die ja aber zum großen Theile auch für andere Länder passen, denn so sehr wir uns auch gegen die Verwilderung der französischen Rede, Sprache, Literatur und Sitte auflehnen mögen und ein so volles Recht wir dazu haben, können wir uns doch nicht verhehlen, daß Frankreich Jahrhunderte lang auch für die Höflichkeitsformen tonangebend in ganz Europa gewesen ist, daß wir uns noch jetzt diesem Einflusse nicht ganz entziehen können und daß wir ein bedeutendes Material zu einer künftigen allumfassenden Geschichte der Höflichkeitsformen aus Frankreich zu holen hätten.

Schon im dreizehnten Jahrhundert gab Robert de Blois im Chastellon des Dames Verhaltensregeln für die Gesellschaft, in denen allerdings noch die Vorkritik als nothwendig erscheint:

„Toutes les fois que vous buvez,
Votre bouche bien essayez,
Ne vous mouchez pas dans la nappe...“

Allmählich vervollkommen sich nun das *savoir vivre* immer mehr und schon im vierzehnten Jahrhundert weist De Petit Jehan de Saintré seine Leser in eine Menge ziemlich raffinerter Gebräuche ein. Noch viel schärfer sprang dieser Fortschritt in die Augen, wenn man die gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschriebenen *Recherches de la France* von Pasquier liest. Durch sie erfahren wir z. B., daß zu jener Zeit die Sitte, sich eines Taschentuches zu bedienen, beinahe allgemein geworden war.

Die Regierung Ludwigs XIV. gab den französischen Sitten jenen feinen Glanz, der so viel dazu beigetragen hat, sie zu ihrer Weltherrschaft zu erheben. Eine aus dem Jahre 1675 stammende Abhandlung giebt darüber interessante Aufschlüsse. Es gehörte zum guten Ton, daß sich die Männer bei jeder Begegnung umarmten, und zwar mußte man vorher den Handschuh von der rechten Hand ziehen und mit derselben, indem man sich tief verbeugte, den Fußboden berühren. Ferner verbot die Höflichkeit in einem Zimmer, in welchem sich Familienportraits befanden, diesen den Rücken zuzukehren, was gewiß oft schwierig, wo nicht

unmöglich war. Diese Uebertreibungen verfehlten natürlich nicht, den Spott und die Kritik herbeizurufen. Saint-Evremond nennt die Höflichkeitsformen einen Jargon, welchen die Menschen eingeführt haben, um die bösen Bekannungen, die sie eigentlich gegen einander hegen, zu verbergen. Niehiere sagt: „Die Höflichkeitsformen sind nichts anders, als ein fertigergezierter Austausch geschickter Lügen, mit denen man sich wechselseitig täuscht.“ La Bruyère ist nachdrücklicher, er billigt das Prinzip und erklärt es in sehr gerechter Weise durch den Ausdruck: „Der Geist der Höflichkeit ist die fertigegezte Aufmerksamkeit auf unsere Worte und Manieren, damit Andere mit uns und mit sich selbst zufrieden seien.“

Die Uebertreibungen des sechzehnten Jahrhunderts fanden ihre Reaktion in der philosophischen Schule des achtzehnten. In seinem Buche *de l'Esprit* richtet Voltaire's scharfe Angriffe gegen die Weltleute, welche die Annahme haben, allein im Besitze des guten Tones sein zu wollen. Voltaire lobt in seiner Vorrede zur *Jaire* die Franzosen „als das unglücklichste und höflichste Volk der Erde und stellt ihnen in seinen „*Lettres philosophiques*“ die Quäker, welche alle Welt duzen und überall den Hut auf dem Kopfe behalten, als Muster gegenüber. Es ist viel einer der zahlreichen Bilderprünge, die sich Voltaire in seinen Schriften zu Schulden kommen läßt. J. J. Rousseau ist dagegen konsequenter, er schiebt die Höflichkeitsformen in den Kampf mit ein, den er gegen die gesamte Gesellschaft unternommen hat und geht in seinen *Confessions* sogar so weit, es für ein Verbrechen zu erklären, daß man reine Wäsche anziehe, wenn man in Gesellschaft gehe.

Die französische Revolution war hinsichtlich der Kleidung nach Rousseau, hinsichtlich des Dupens mit Voltaire einverstanden; alle Gebräuche der Höflichkeit schienen hinweggegeräumt in dem großen Bluffstrom, der sich über Frankreich ergoß, um von dem Direktorium und den *incroyables* mit desto größerem Raffinement wieder eingeführt zu werden. Das Kaiserreich vermehrte sich ängstlich, die Etikette des alten Hofes wieder herzustellen, worüber uns Pradt höchst amüsante Details hinterlassen hat.

Das uns vorliegende Werk hat es nunmehr mit den Sitten und Formen unserer Tage zu thun. Herr Bertall schildert dieselben nach allen Richtungen; er beschreibt Alles, stellt Alles dar; seine Beobachtung ist fein in den Einzelheiten, vollständig im Ganzen. Das Werk bildet einen starken Band, in welchem die Zeichnungen einen ebenso großen Raum einnehmen wie der Text. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit den Toiletten der Herren, Damen und Kinder; die zweite umfaßt die Formen der Gesellschaft in Gesellschaften, im Theater, auf Ballen u. s. w.; die dritte beschäftigt sich mit den Ceremonien bei Tausen, Hochzeiten und Begräbnissen. Der Verfasser hat sein Werk „*La Comédie de notre temps*“ betitelt, weil die Höflichkeitsformen uns in der That veranlassen, eine Komödie zu spielen, ob diese Rolle variirt nach tausend Nebenumständen, und es ist nicht anwachtig, in dieselben einzubringen, wenn man die Herr beherrschen und nicht sehr zu seinem Nachtheil den ihr begehrt werden will.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß schon vor zehn Jahren ein denselben Gegenstand behandelndes recht empfehlenswertes Buch unter dem Titel „*La civilisation pour le malade honnête*“ (Samuelne Raymond*) erschienen ist.

3. B.

*) La comédie de notre temps, études au crayon et à la plume par Bertall. Paris E. Pion, 1874.

*) Paris, Firmin Didot frères et fils.

Indien.

Bericht über indische und englische Verhältnisse.

Vom Abgeordneten Dr. Ebert.

II.

Der Landbau in Indien.

Wie die Unterdrückung des Volks die geistige Kultur Indiens seit vielen Jahrhunderten gehemmt, so auch die des Bodens. Erst nachdem die Sieger das Eigentum des Bodens für sich in Anspruch; nur durch Entfruchtung der Abgaben, welche sich lange Zeit bis auf ein Drittel des Ertrags beliefen, konnte der Bedauer Besitzrechte an dem Grund und Boden gewährleistet erhalten. So war es seit den Zeiten der Mongolenherrschaft.)

Seit der Gründung des Englischen Reichs, 12. August 1765, war die Ostindische Kompanie Eigentümerin aller dieser Ländereien.**) Nach dem Gesetz vom 22. März 1793 werden alle Eigentümer, wenn sie die Grundsteuer nicht zahlen, von Haus und Hof verjagt.**) Ein erblicher Adel, Zemindars, trat an die Stelle des ursprünglichen, kleinen Eigentümers.†)

Dass unter diesen gesetzlichen Verhältnissen der Ackerbau nicht recht gedieh, war natürlich. In dem uns vorliegenden Blaubuch heißt es: eine Wissenschaft des Ackerbaues giebt es in Indien nicht, scientific knowledge of agriculture has, at present, no existence in India.†) Wenn so die Wissenschaft des Ackerbaues fehlt, so spendet doch der Bericht der Erfahrung und der daraus gezogene Einsicht der Eingebornen in der Verwendung der eigenthümlichen Kräfte ihres Bodens für den Ackerbau noch, wie er ist, eine höchlich wohlverdiente Anerkennung. Was durch Privatgesellschaften und durch die Regierung für die Kultur einzelner Pflanzen, so der Baumwolle, Seide, der Faserpflanzen (Jute und Reis), des Thees, Kaffees, der Dattelpalmen, des Chinarinde (Chinarinde), des Weises, der Specuana, des Kardemoms; — was für Fische und was für Pferdeganz in den einzelnen Provinzen geschieht, ist sehr beachtenswert.

Aber vorzüglich hat sich die Aufmerksamkeit der Regierung der Bewässerung, der Ueberrieselung zugewendet.

Ueberrieselung.

Graphische Karten stellen den Regenfall, andere die Bewässerung und Kanallagen der großen Stromgebiete des Indus, Ganges und ihrer Nebenflüsse lichtvoll dar.

Für den größten Theil des Indischen Gebiets ist die Bewässerung von unerschöpflicher Wichtigkeit; indem nur in zwei beschränkten Gebieten der Regenfall übermäßig ist, während der Nordwesten Indiens an Trockenheit leidet, hier ist die Bewässerung notwendig für die Existenz des Volks; dies gilt auch von der nördlichen und südlichen Trockenheitszone. Gigantische Werke hat man, um diesem Bedürfnis zu begegnen, unternommen, doch Vieles bleibt auch noch zu thun übrig.

Die Regenfallkarte zeichnet das Bedürfnis klar vor, und dient für die Maßregeln der Regierung zum Anhalt. Aber die Eigenthümlichkeit der Hermaxion der großen Stromgebiete hat hierbei studirt werden müssen.

Wo die sechs großen Ströme des Pandisch an dem Himalaya hervortreten, erreichen sie einen schmalen Gürtel Landes, in welchem

der Regenfall hinreichend ist. Dort verbreiten sie Fruchtbarkeit und Reichthum an ihren Ufern. Im weiteren Verlauf graben sie sich aber ihr Bett so tief, daß die Ufer sich ungemein erheben; nur, wo sie sich in einzelnen Thälern wieder in Schlangenumwindungen verbreiten, gewähren sie Fruchtbarkeit; die höheren Ufer sind von dieser Wohlthat ausgeschlossen, da muß die Ueberrieselung nachhelfen. Für diese bedarf es der Ansammlung von Wasservorräthen. Die englische Regierung ist sich längst bewußt gewesen, daß dies Noth thue, um der drohenden Hungersnoth vorzubeugen. Sie hat deswegen die von den Eingebornen berührenden Werke und Einrichtungen vervollständigt und erweitert. Aber was die Jahrhunderte versäumt, läßt sich in wenigen Lusten nicht heilen. Seit 1850 ist eine systematische Verwaltung der Ueberrieselungen eingetreten.

Jetzt schon ist ein Theil der Trockenheitszone durch die Ueberrieselung in einen Garten verandelt. Wo das Wasser nicht tiefer als 25 Fuß unter der Oberfläche liegt, wird die Ueberrieselung durch Druckwasser besorgt, sonst durch Ableitungen des Flußwassers; zum Theil müssen die Ueberrieselungswässer in immerwährende Kanäle, in höchst kostspieliger Weise, geleitet werden. Durch die Systematisirung dieser Werke, welche Indien der Englischen Verwaltung verdankt, sind insbesondere die Thäler des Sutleisch und Chanab, wo Regen niemals fällt, in sich an einanderreichende schöne Gärten, beschattet von Dattelpalmen, verandelt. Bei dem Schmelzen des Schnees des Himalaya tritt das Wasser in die Kanäle. Darin wird es seßgehalten und wird für die Zellen, wenn der Himmel Erz, die Erde Eisen ist, in den Monaten April bis Oktober aufbewahrt; da bringen die Ueberrieselungen üppige Ernten hervor. Das Getraide wird, bevor es seine Körner hergiebt, zwei Mal zum Futter für das Vieh gemäht, dann schickt es in Heben und giebt reichliche Ernten; Mango-frucht, Orangen und Granatapfel gedeihen dort in Fülle.

Die Regierung ist Eigentümerin dieser Kanäle, aber die Anwohner müssen sie jährlich aufbessern und ankrauten.

Diese Pflicht wird im Wege der Selbstverwaltung geregelt; die Grundeigentümer bilden Genossenschaften, theilen die Last auf die einzelnen Ortschaften mit einer statutenmäßigen Festsetzung von Euben für die Pflichterfüllung.

Aber nicht auf diesen Distrikt erstreckt sich das Kanallagions-system; es ist weit verbreitet in dem ungeheuren Reich. Auf dem Gebiete des Indus, der Wiege der Kultur, umfaßt es 372,700 engl. Quadratmeilen, auf dem des Ganges 391,100 Quadratmeilen, ebenso begreift es das Gebiet des Mahanadi, des Tarti und Narbada, sowie die Gebiete der Flüsse, welche sich in den bengalischen Meerbusen, und an der östlichen Küste der Halbinsel in das Meer ergießen. Mit der Ueberrieselung zieht zugleich Kultur in die dadurch gewonnenen Ländereien. Während die Vernachlässigung die Bewohner zu Kinderleben macht, lehrt sie die Bewässerung das eigene Vieh auf den geretteten Feldern groß ziehen. Dies wird in verschiedenen Beispielen grobartig nachgewiesen.

Eines der größten Werke, der Zentralkanal, vom Himalaya bis zum Indus 466 Englische Meilen lang, dessen Kostenbetrag auf 2,000,000 Livres Sterling veranschlagt, ist größtentheils vollendet. Die Ueberrieselungen des Indusdals werden durch die großen Schlammablagerungen, welche dieser Strom verursacht, sehr erschwert. Aber auch diese Schwierigkeit ist die Englische Regierung zu überwinden bemüht.

Die großen Geographen und Reisenden Englands haben sich zum Theil in diesen Ueberrieselungsarbeiten in Indien versucht; so Sir Bartle Frere und Sir William Baker. Sie haben dazu

*) Reumann a. a. O. I. Bd. S. 236. **) a. a. O. S. 465.

**) a. a. O. S. 542. †) Statement S. 2. ††) Statement S. 28.

beigetragen, den wie eine Drehscheibe trocknen Boden, ohne Gehäuf, Krant oder Gras in einen Garten zu verwandeln, Wälder sind an die Stelle von Sand getreten.

Das Bett des Ganges ist günstiger gelegen, nirgends in der regenlosen Zone der Trodenheit; nachdem es verschiedene Zuflüsse aufgenommen, geht es in die wohl mit Wasser versorgten Ebenen Bengales über. Ebenso ist am Fuße des Himalaya hinreichend die Regen und Bewässerung durch zahlreiche, von den Bergen niederfließende Quellen. Aber zwischen diesen Höhen und jener Ebene liegt eine breite Zone Lehmbodens, durch welchen das Wasser wie durch ein Sieb hindurchsickert und Morast und Schlamm zurückläßt. An der Befestigung dieser ungunstigen Lage haben sich die Bewohner des Gangesdals seit den ältesten Zeiten versucht. Ihre Herrscher, Heros Schah (1351—1388) und seine Nachfolger, haben die Wasser, welche Jahrhunderte lang unnütz in den Ocean sich ergossen, zunächst zu ihrem Vergnügen, zur Bewässerung ihrer Jagdgründe, zu vertreiben genöthigt. So gab Kaiser Akbars Vergnügungslust 1563 die Veranlassung zur Herstellung der nützlichsten Ueberlieferungsanstalten für die Bewohner des Thals — gemauerte Kanäle, 60 Fuß tief, durchbohrten die Felsen. Von den Höhlen und Höfen ihrer Paläste aus zogen sich, reizende Fontainen und marmorne Bäder versorgend, unzählige Kanäle durch das ganze Land.

Die Engländer betrachteten es als ihre erste Aufgabe, diese verlassenen Werke wieder aufzunehmen und herzustellen. Wie sie dies bewerkstelligt, wird in einmüthiger Erzählung dargestellt und durch prächtige Karten illustriert. Das Leben der Zuflüsse der Jumna, Saub und Putrala, wie sie das Werk von Menschenhand zu umgehen und zu geraden suchten, und wie der Mensch mit seiner List ihnen entgegengetreten, wird hier dramatisch geschildert. Die nützlichen Feinde werden gefangen und ihre kostbaren Schätze werden sicher zu dem Ende, zu welchem man sie führen wollte, geleitet. Triumphirend führt sie der Sieger in die Stadt Kabul, deren Gärten sie begießen, deren Häuser sie versorgen.

Der Hauptkanal, der West Jamra-Kanal, ist 445 Englische Meilen lang und rettete bei der Hungersnoth von 1837 und 38 durch seine Wasser Ernten zum Werthe von 1,461,800 Pieser Sterl., und die Bewohner von 5006 Dörfern, welche sonst verhungert sein würden. Pflanzungen von Obstbäumen verschütern die Ufer dieser wohlthätigen Wasserzüge.

Der speziell so genannte Gangeskanal ist das größte Werk dieser Art, welches jemals gebaut worden ist. Ein 950 Fuß langer Aquadukt führt diesen Kanal über den Solomifluß, der Hauptkanal ist 348 Meilen lang, die Zweigkanäle 306 und die kleineren Abtheilungen erstrecken sich 3708 Meilen entlang; sie bewässern 767,000 Acres in 5061 Dörfern. Die Einkünfte betragen sich 1871—72 auf 66,234 Pieser Sterl., oder 2,78 Prozent des Anlagekapitals.

Belgien.

Das gesellschaftliche Leben der niederen Thiere.

Ueber das gesellschaftliche Leben der niederen Thiere hat der Professor van Beneden in der Brüsseler Akademie einen interessanten Vortrag gehalten, in welchem er entwickelt, wie in dem großen Schauspiel, welches man unter dem Worte „Natur“ zusammenfaßt, jedes Thier seine bestimmte und genau vorgeschrie-

bene Rolle spielt. Jedes Thier kennt bei seiner Geburt diese Rolle und erfüllt sie um so besser, je freier es seinem Instinkt gehorchen kann. Jedes Thier trägt, so sagt Beneden, den Vergleich mit dem Schauspiel selbsthaft, seinen Coufleur mit sich herum, und den Menschen könnte man als den Regisseur betrachten. Dieses große Drama des Lebens widet sich nach einem Acte ab, welches ebenso harmonisch ist wie das Gesetz, nach welchem sich die Sternennwelt bewegt, und wenn in jeder Stunde Milliarden von Wesen durch den Tod von der Bühne verschwinden, so entstehen auch in jeder Stunde neue Legionen zum Leben, um sie zu ersetzen: es ist ein Wirbel, eine Kette ohne Ende.

Man lehrt heute, daß jedes Thier, mag es an der Spitze der Bildung stehen oder die untersten Grenzen des Thierreichs berühren, Wasser und Kohlenstoff verbraucht, daß das Alumin für alle Lebensbedürfnisse genügt. Nun, dieselbe Hand, welche die Welt hat aus dem Chaos hervorgehen lassen, hat auch die Natur dieser Nahrung geändert; sie hat die Verhältnisse dieser allgemeinen Nahrung geregelt nach den Bedürfnissen und dem Organismus derjenigen Thiere, welche dadurch die Kraft der Bewegung, den Unterhalt des Lebens schöpfen. Schon das Studium dieser Nahrungsmittel ist interessant und bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Thierreichs. Die Speisekarte eines jeden Thieres steht unveränderlich fest, und der Naturforscher kann sie aus den Organen der Thiere leichter aufzuspüren, als ein Archäologe einen Palimpsest liest; um diesen Theil des Haushaltes der Thiere kennen zu lernen, muß man keine Besuche im Hause, sondern im Magen machen, und bei den vorräthigsten Thieren giebt und oft der verfeinerte Koch den vollständigen Inhalt ihrer Speisekarte, und vielleicht finden wir eine noch durch einige der Nahrung entflammende Eingeweidenummer die Fisch- und Krebsarten, mit denen sich die Vespasien und Jachthofsauren genährt haben. Dieser Zusammenhang zwischen jedem Thier und seiner Nahrung ist noch nicht genügend genutzt, und doch wird jedes organische Wesen die Beute eines Thieres; Festes und Flüssiges, der Saft des Baumes und das Blut, das Horn und das Leder, die Knochen und das Fleisch, alles verschwindet zwischen den Zähnen des einen oder des anderen Thieres, und jedem entsprechen die Werkzeuge, welche zu der Assimilation geeignet sind. Diese Beziehungen zwischen den Thieren und der Natur ihrer Ernährung unterhalten die Thätigkeit einer jeden Species.

Untersucht man dieses Leben der Thiere genauer, so findet man eine große Analogie zwischen der Thierwelt und der menschlichen Gesellschaft, und ohne weit zu suchen, kann man sagen, daß es keine gesellschaftliche Stellung giebt, welche nicht unter den Thieren gewissermaßen ein Pendant findet.

Die große Mehrzahl von ihnen lebt friedlich von dem Genuß ihrer Arbeit und betreibt so zu sagen ein Handwerk, von dem sie leben, aber an der Seite dieser ehrenhaften Induprien steht man auch Glende, welche der Hölle ihrer Nachbarn nicht entbehren können, und welche sich theils als Parasiten in den Organen, theils als Mitesser an der Seite ihrer Beute insinuiliren.

Zur Illustration dieser Sätze führt Beneden eine große Anzahl von Beispielen an, welche wirklich mit überraschendem Scharsinn ausgenüßt sind, um sowohl die Ausübung der verschiedensten Handwerke unter den Thieren, als auch die Mannigfaltigkeit der Dienste, welche sie sich gegenseitig leisten und die verschiedenen Arten und Weisen, wie ein Thier auf Kosten des anderen lebt, vorzuführen. Aus allem diesem, und der Regelmäßigkeit, mit welcher sich alles dieses wiederholt, kommt der Vortragende zu dem Schluß, daß bei der Schöpfung der Welt Gott am Anfang schon

den Plan bis zum kleinsten Detail hin ausgearbeitet gehabt habe, daß er bei den ersten Bildungen aus der Materie den im Auge hatte, der sich eines Tages zu ihm erheben würde, um ihn anzubeten. Er pflichtet der Ansicht des Dnawd Horn bei, daß je mehr wir in der Natur vorstreiten, um so mehr sind die Erkenntnisse kommen muß, daß nur ein fester Glaube an einen allmächtigen Schöpfer und an eine göttliche Weisheit die Räthsel der Natur und des menschlichen Lebens lösen kann. Der Herr Professor schloß seinen Vortrag mit den Worten: Hören wir erst, Denjenigen, welche ihren Mitmenschen Nutzen gebracht, und welche sich durch ihr Genie auszeichnet haben, Denkmalen zu errichten, aber vergessen wir nicht, was wir dem schuldig sind, welcher in jedes Sandkorn die erstaunlichsten Wunder, in jeden Wassertropfen eine Welt gelegt hat."

Wenn wir uns mit diesem Vortrag vielleicht ausführlicher beschäftigen haben, als es die Bedeutung desselben rechtfertigt, so führen wir zu unserer Entschuldigung an, daß es uns interessant war, in einem so scharfsinnigen Forscher, in einem so streng logischen Denker, wie es von Benetien ganz ungewöhnlich ist, einen gläubigen Katholiken, einen entschieden Gegner der materialistischen Richtung, einen Bekämpfer der Darwinischen Theorie zu finden, eine Erscheinung, welche man in ähnlicher Weise bei dem verstorbenen Kgoßtz beobachten konnte.

Süd-Amerika.

Antiqua-Literatur.

Unsere Zeit hat nicht nur die Gedanken der heimgegangenen Völker der alten Welt zu neuem Leben erweckt; auch was von dem geistigen Leben und Treiben der Nationen Amerikas die Stürme der Eroberung überdauert, kommt allmählich wieder ans Licht und läßt uns wenigstens eine annähernde Kenntniß jener unglücklichen Völker gewinnen. Schwerlich giebt es ein härteres Problem für die Optimisten der Geschichte, die allüberall die gütige Vorsehung eines liebenden Vaters sehen, als das Schicksal der Mexikaner und Peruaner, deren ganze Zivilisation vor dem Anprall eines urwüthlich aus dem Land gestiegenen Räuberhaufens zusammenbrach. Unzweifelhaft ist es möglich, daß auch in jenen gesegneten Ländern Ruhe und Ordnung wiederkehrt und die Geschichte, d. h. der Fortschritt wieder in Gang kommt, seit der spanischen Eroberung indessen befinden sie sich jetzt bereits über drei Jahrhunderte in einem Zustande, dem der von der Entdeckung jedenfalls bedeutend vorzuziehen sein möchte. Es giebt allerdings Sophisten und Pfaffen, welche auch hier das Walten einer höheren Weisheit bewundern. Auf den ersten Blick scheint es, als wenn das schauerhafteste Kannibalenenthum, welches die Spanier in Anahuac voranden, den Untergang reichlich verdiente. Allein es ist wohl mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß jene Völker auch aus eigener Kraft diese Schmach überwinden und die reinere Religion des Quechualcoatl von Neuem gepflanzt haben würde. Wenn man übrigens auf die Resultate sieht, so hat jedenfalls die spanische Herrschaft mehr Blut gesiebt, als alle Feste des Völkpuls zusammen und außerdem seine freihetstheiligen Männer in furcht, halb verführte Schaaren vermannt. Aber wenn es bei Mexiko wenigstens noch einen Versuch derartiger Sapphistikation giebt, so fällt dieser bei Peru vollkommen fort. Hier herrschte eine Religion, mild und

liberal, fast wie der Buddhismus, wenn auch ohne seinen metaphysischen Tiefgang. Der Kultus der Sonne, der Kultus des höchsten Schöpfers, des Pachacamac dürfte in seiner erhabenen Einfachheit jedenfalls dem sogenannten Christenthume vorzuziehen sein, das dort die römische Geistlichkeit eingeführt. Das altperuanische Staatsleben entsprach in gewisser Weise jenem Zeitalter, welches die Sozialisten anstreben, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Inka keinen Haufen in ihren Reichen duldeten. Das Volk von Peru war durchaus mit seinem Loos zufrieden und fühlte sich unter den Nachkommen Manco Kapaka so glücklich, daß es ihre Herrschaft heute noch nicht vergessen hat. Was der ehemalige Schweinehirt Pizarro an die Stelle dieses patriarchalischen Regiments setzte, ist bekannt. Montezuma und Guatemoczin hatten es wenigstens mit einem hohen vornehmen Geiste zu thun gehabt; denn des Cortez Name wird niemals, was auch Heinrich Heine fragen und sagen mag, als Räubername gelten: seine Genossen waren Räuber, er selber ein Feldherr und ein Staatsmann, der fast einen Cäsar an die Seite zu setzen ist, wie denn auch die Commentarien des großen Römers an den Relationen, welche Cortez an Karl V. richtete, ein würdigen Seitenstück finden. Wenn man ihm den Pizarro vergleichen will, so thut man ein gewaltiges Unrecht. Und diesem war das unselige Peru anheimgefallen! Ich gehöre sicherlich nicht zu denen, welche die Geschichte vom sentimental Standpunkte aus betrachten, aber eine solche Gelegenheit kann man nicht vorbegehen lassen, ohne einmal wieder daran zu erinnern, daß alle diejenigen, welche eine andere Veranlagt, als die des anerkannten Kampfes aus Dasein dazwischen erblicken wollen, wahrhaft mit „Entsetzen Spott treiben“ und der leidenden Menschheit gegenüber eine Rolle spielen, wie jene Vorübergehenden, welche den am Kreuze hängenden Christus verhöhnten.

Was von der Literatur der amerikanischen Völker auf uns gekommen, ist leider nur sehr wenig und stammt fast Alles aus der spanischen Zeit. Aus Mexiko besitzen wir freilich mehrere heilige Bücher, mit denen uns Herr Brasseur de Bourbourg bekannt gemacht, die aber sämmtlich mit großer Vorsicht behandelt werden müssen. Dagegen sind uns einige Uebersetzungen erhalten, z. B. von einer Elegie des großen Königs Nezahuacotl von Tlaxcala. Von den Ergebnissen des peruanischen Geistes besah man bis vor Kurzem nur jene beiden Uebersetzungen, welche Inka Garcilasso de la Vega mittheilt. Hier aber hat uns das Schicksal insofern begünstigt, als es gelangen ist, eine längere Dichtung und zwar sonderbarer Weise ein ganzes Drama, dem Untergange zu entreißen. Klein hat bereits in seiner Geschichte des Dramas dasselbe einer Besprechung unterworfen, ohne freilich es ganz zu kennen, da man keine vollkommene Uebersetzung besaß. Dagegen existirte eine Tertaugabe, welche Tschudi besorgt hatte und die sich an die von ihm herausgegebene Grammatik der Quechua-Sprache schloß. Jetzt nun ist eine neue Tertaugabe mit daneben gedruckt wörtlicher Uebersetzung durch Herrn Clements R. Warham besorgt worden, einen Enkelsohn, der sich bereits durch mehrere Werke über Peru hervorgethan hat, so „Cuzco und Lima“, eine Schilderung des alten Perus, richtiger Tahuantinsuyu oder die vier Provinzen genannt, und der modernen Republik, und travels in Peru und India, Reisen, die unternommen wurden, um die Ginkonapflanze nach Indien zu verpflanzen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Herr Warham, während er im ersten und letzten, hier zu besprechenden Werke für die Echtheit des Inka-Dramas Plänte eintritt, in seinen travels in Peru

and India einen Pfarrer und Freund des letzten Inka's, Joseph Gabriel Tupac Amara, welcher bekanntlich 1781 und 1782 einen mißlungenen Aufstand gegen Spanien machte, als Verfasser bezeichnet. Indessen kann eine Lectüre des Dramas sofort davon überzeugen, daß *Alanta* nicht aus christlicher Zeit stammt, noch viel weniger von einem katholischen Geistlichen herrührt, denn nicht die leiseste Spur christlicher Anschauungen ist darin zu entdecken, die glorreiche Zeit der Inkas spiegelt sich darin vielmehr so treu und in so frohen und reinen Farben, daß allein hierin der Beweis liegt, es könne nicht nach der Eroberung entstanden sein. Eine Analyse des Dramas zu geben, dürfte schon deshalb unnöthig sein, da dieselbe bei Klein vollkommen ausreichend gefunden wird. Zu wünschen wäre, es unterzöge sich Jemand der Mühe, es ganz mit Zugrundelegung der Markham'schen Uebersetzung, dessen Text weit reiner und ursprünglicher ist, als von Tschudi, in deutsche Verse zu übersetzen, da wir es hier mit einem wahren Unikum zu thun haben, das nebenbei auch vom größten poetischen Werthe ist.

Dah ein solches größeres Werk sich erhalten konnte, verdankt man der Milde der spanischen Gelehrte. Niemals darf man vergessen, daß alle Greuel nur von den beutegierigen Kolonisten angingen, die Gelehrte aber, die man im Mutterlande gab, durchaus menschlich waren und sich der Eingeborenen in jeder Beziehung annahmen. Die Inka'schlechter behielten ihre hervorragende Stellung im Volke, darften nach wie vor ihre alten königlichen Abzeichen tragen, so daß die Erinnerung an die Vergangenheit stets in ihnen lebendig blieb und auch heute noch keineswegs ein Zustand eingetreten ist, wie etwa in Mittelamerika, wo die Indianer nichts mehr von den Erbauern jener prächtigen Paläste wissen, sondern diese nur noch unbestimmt los *ancianos* nennen (es. darüber Stevenson's amerikanische Reisebeschreibungen). Daß *Alanta* dem oben erwähnten Tupac Amara öfter vorge spielt wurde, ist gewiß. Uebrigens scheint es sich einer großen Beliebtheit erfreut zu haben und ein Eingeborener besaß sogar ein an einer irdenen Vase angebrachtes Portrait des darin auftretenden Generals Ruminanti.

Wie Herr Markham in seiner Vorrede mittheilt, ist er im Besitze noch weiterer zwanzig aus der Inkaperiode stammender Lieder, die er heffentlich recht bald der Öffentlichkeit übergeben wird. Den Leser dürfte es vielleicht interessieren, daß die Geistlichen das *Quichua*-Drama sofort zu Befehrungszwecken benutzten und wie es scheint, vielfach ältere Stücke nach der Weise der spanischen *Mixatel* umarbeiteten. Von einem solchen berichtet Herr Markham in seinem *Cuzco* und *Lima*. Es führt den Titel *Usen Pauca* oder die Liebe der goldenen Blume. Als ein wahrscheinlich aus älteren Zeiten stammendes Fragment desselben führt er einen Monolog an, den *Usen Pauca*, der Held, spricht, indem er sich aus Liebe zu *Cuari-Tica* (der goldenen Blume) tödten will:

Du, o wunderbare Erde,
Du, o wunderschöne Maid,
Die du nicht von Schmerz und Leid weißt,
Will ich meine Lieder töhnen.

Wiegen sind die 1. untern Quellen
Deiner jugendlichen Freude.
Rag der Winter auch mit Kälte und
Regen gaudum dich bestürmen,

Neue Kräfte laßst du sammeln
Und erwachst zu neuen Lieben;
Daß du anruchbar gewesen,
Dessen wird dich erinnern.

Keine Furcht mehr wirst du kennen
Vor Gefahren, vor den größten —
Und in jarte holte Gräser
Süßst du sorglos deine Glieber.

Ströme, welche vorwärts rollen,
Nehmen fort die deine Thränen,
Und dein Muthig überfluthend,
Sterben sie zuletzt im Sand.

Meine Thränen, ach! wie wilste
Nähe könnten sie erlesen!
Sind's nicht Reges, die dich nähren?
Weß nur, geh, um sie zu loden!

Selbst mein Schutzer ist verloren,
Nun mein Herz wir will zerbrechen
Über du schautst sanft und friedlich
Auf und bahrst auf meinen Tod.

Ein modernes, weniger trauriges Liebeslied wird uns ebenfalls dort mitgetheilt, das der Verfasser von einem jungen Mädchen hört:

Endlich, Ländchen, Lehr ich wieder
Aus den weit entfernten Landen;
Woller Liebe ist mein Herz,
Ländchen, komm in meine Arme!

Ah, so lang' ich von dir fern war,
War mein Herz nicht in mir selber!
In dir war's gelehrt verzwieselt! —
Ländchen, komm in meine Arme!

Wenn du glaubtest, daß ich todt sei,
Und dein Herz verachtet an Andre!
Wisse daß ich noch am Leben:
Ländchen, komm in meine Arme!

Ah, so lang ich von dir fern war,
War mein Herz nicht in mir selber,
In dir war's gelehrt verzwieselt —
Ländchen, komm in meine Arme!

Ein zweites lautet:

Dir ist nicht so theuer
Meines Auges Apfel,
Wie du's bist, Geliebter
Jener, die dich liebt!

Habet Mitleid, Berge,
Die das Land ihr trennet.
Sicht den Weg sich wenden,
Reizt mich haben ihn!

Ah, Herzliebster, mächte
Fellen, die sich thürmen,
Meine Pfade freudig,
Hielten mich zurück.

Und mich hält der große
Strom, den Dorf zu Dorfe
Fließend, durch mein Weinen
Angeswellt, zurück.

Jene seuchten Wellen
Gleichen meinem Auge.
Hör' ich meines Liebsten,
Schwimmen sie daher.

Reizt mir keine Schwingen,
Halte, in die Höhe
Will ich steigen, schauen,
Was mein Herz erfreut!

Hält der Regen nieder,
Wehen hoch die Winde:
Meinen Liebsten, ruhend
Unter schattigen Baum.

Um aber schließlich die Vorstellung von der Stimmung zu geben, die nach der Eroberung über jenes arme Volk kam, sehen wir folgendes Biegetlied einer permianischen Mutter her:

Zwischen Regen, zwischen Nebeln
Hat die Mutter mich geboren,
Wie der Regen soll ich weinen,
Wie die Vögel soll ich wandern!

Legt mich an die Brust die Mutter,
Spricht sie: Leid ist deine Biöge!
Und warum ist sie mich, so weint sie
Sturm und Nebel, sie betrüben!

Wich, als ich den Liebsten suchte,
Durch die ganze Welt wohl suchst' ich,
Nirgend fand ich meines Liebsten,
Gleich an Schmerz und gleich an Gerd.

Jener Tag, der mich geboren,
Soll verflucht, es soll verflucht sein
Auch die Nacht, die mich gezeugt hat,
Zeit und Immerdar und ewig.

D. D.

Hebräische Literatur.

Der Geist des Hohen Liedes.*)

Ein verhängnißvoller Aukern maltet über dem altisraelitischen Schriftthum. So sehr es in allen seinen Theilen durch vollendete Einzelheiten selbst das bildliche Auge entzückt, so ist doch wiederum durch einen überall verbreiteten Mangel von Dunkelheit und Unverständlichkeit keiner dieser Theile im Stande, den Eindruck der höchsten Schönheit und Vollkommenheit selbst im Leser hervorzurufen. Sind es Trümmer auseinandergefallener Herrlichkeit, die in ihm und vorliegen, jenen Ueberresten alter Bauwerke etwa vergleichbar, die in jedem Stücke Kunsth und Schönheit verrathen, aber nur vor der abnehmenden Seele des Künftigen sich zusammenfügen zur einstmaligen vollen Größe und Erhabenheit? Sind die Bestandtheile jedes seiner Werke durchwundenzergerissen, ist aber Alles erhalten, fehlt von dem Ganzen nichts? Oder sind es aus der Fassung gebrochene Edelsteine, die wohl jeder für sich selber leuchten und glänzen, aber nur in der Vereinigung, die der Künstler ihnen gab, die echte Schönheit, das volle Lichtgefünk, das wahre Farbenpiel hervorzuweisen vermögen? Ist also der Pian, die anspärlinge Anlage verloren gegangen und bleibt es nun dem Belieben eines Jeden überlassen, die Bestandtheile zu ordnen und zusammenzusetzen nach eigener Wahl? In den meisten Dichtungsarten ist das altisraelitische Schriftthum durch eine bedeutende Leistung vertreten, aber überall fehlt zu dem vollen Eindruck, zur höchsten künstlerischen Vollendung etwas, das jeder auf seine Weise ersetzen, hinzusetzen möchte. Kein Wunder daher, daß manche Dichtwerke dieses Schriftthums gerade immer aus Rene Erklärer finden und

herausfordern. Es giebt eben immer aus Rene den Menschewig und das Menschewig mit jenen löstlichen Schänen, denen nur eine kleine Trübung abgemischt zu werden brauchte, um sie in ihrem ganzen bestidenden Zauber wirken zu sehen. Freilich sind es nicht immer künstlerische, ahnungsvolle Seelen, die zu dem Versuche sich hingezogen fühlen, die Wunder und die Schönheit jener Dichtungen zu deuten. Es ist meist nur äußerliches Werkzeug, Sprach- und Sachkenntniß, was zur Lösung dieses Versuches mitgebracht wird, das höhere Verständniß, die empfangliche Seelenstimmung pflegen zu sehen. Ein Gedicht ist es besonders, das unter den Versuchen, mit äußeren Mitteln den Geist, das geheime Leben eines Kunstwerks gleichsam einzufangen, arg zu leiden hatte; es ist das hohe Lied. In wunderbarer Einfachheit und Zartheit lobte es, so weit es verständlich ist, die Seele, die mit aufgeschlossener Stimmung seinem Genusse sich hingiebt und tiefes Bedauern erfüllt unter Herz, daß es in diesem Zaubergarten voll Glanz und Duft und Bäume eingezogte Stellen giebt, die wir nicht betreten können. Und weil denn ein Räthsel verlag, hat jeder in seiner Weise es zu lösen versucht. Was dem einen tiefere Geheimnisse, erhabene Wahrheiten der Religion erschienen, sah der andere die allerdeutlichste Ungeheimtheit, die unverständliche Sinnlichkeit; was die einen als Heiligkeit der Heiligkeiten priesen, galt den anderen als durchaus weltlich und unheilig. Eines aber hatten diejenigen gemein, die bisher sich anshielen, den Bann der Unverständlichkeit vom hohen Liede zu nehmen, daß sie von der Schwierigkeit ihrer Aufgabe ein Bewußtsein hatten, daß sie die sprachliche Grundlage für das Verständniß zu legen sich bemühten und bei ihren Lösungversuchen niemals sich in die Brust warfen und die ganze, die echte, die einzige Wahrheit glauben gefunden zu haben. Das ist nun anders geworden. Mit der Bescheidenheit, mit der Gelehrsamkeit, mit der Ehrlichkeit geht es nicht, durch alle diese ist das Verständniß des hohen Liedes nicht sehr gefördert worden, vielleicht geht mit dem Gegenheil, mag Herr Dr. Jakob Altschul gedacht haben, und „der Geist des hohen Liedes“ war da.

Nach den Theologen, Sprachforschern und Professoren kommt der „galante, junge Mann.“ Nicht in der Beschäftigung mit anliebenswürdigen Hollanten, nicht in anstrengender Erforschung räthselhafter Spracherscheinungen, nein, „im Umgang mit den liebenswertheften Damen ist dieses Buch entstanden.“ Da ist nichts von Mühe und Schweiß, das ist nicht in armstüger Kleingeistigkeit erarbeitet, nicht Druckerchwärze und Bücherhaub hat sein Urtheil zu ertragen gehabt, er sagt es selbst: „Zwischen Blumenbeeten, beim Kauschen des Waldbachs, beim Gesänge der Vögel offenbarte sich mir der Geist des hohen Liedes.“ Wer wird setzen unseren Schriftsteller der Ueberhebung, der Zerschheit und der Annahung zeihen dürfen, kann die „Offenbarung“ anders sprechen als im Tone der schroffsten Ueberzeugung? Da ist endlich einmal einer, dem man es aus Wort glauben kann, daß er nicht „den heiligen Geist schöffelmäßig in sich aufgenommen“, nicht in den Göttergelehrtens gehört, überhaupt nicht zu den Gelehrten. Aber Herr Dr. Jakob Altschul hätte gar nicht so viel auf die Theologen schimpfen, die Gelehrten gar nicht so viel zur öffentlichen Verführung verführen, gegen Juden und alles Jüdische gar nicht einen unter seinem Namen — so bedeutlichen Mißthun an den Tag legen müssen, er hat ja auch ohnehin bereits genug dafür gethan, daß man ihm weiter Theologie, noch Gelehrsamkeit, noch jüdisches Wissen zumuthen könne. Er hatte es auch gar nicht nöthig, seine Sprachkenntniß, „bescheiden“ zu nennen und zu erklären, er könne „auf den historischen und philologischen Kampfplatz nicht hinaustreten“, das wird alles aus seinem Werte

*) Geschichte, Kritik und Uebersetzung von Dr. Jakob Altschul. Wien, Wilhelm Braumüller, 1874.

selbst so klar, daß es rein überflüssig erscheint, dies erst zu verifizieren. Doch ist es manchmal gut, selber etwas zu sagen, ehe es ein Anderer sagt.

Hochvergnügen ist es, wie unser Schöngestalt das Alter oder die Jugend des hohen Liedes bestimmt. Er hat bei Gräb oder das von zwei Versammlungen gelesen, in denen über Aufnahme von Büchern ins alte Testament entschieden wurde und spricht nun von Bestimmung des Kanons, wie der Münze von den Farben. Weil bei der ersten Versammlung um 65 nach Chr. vom hohen Liede keine Rede war, bei der zweiten aber um 90 seine Aufnahme durchgeführt wurde, meint er, daß es notwendig in der Zwischenzeit entstanden sein müsse, während es sehr wohl Jahrhunderte lang als Profandichtung im Volke leben konnte, ehe man daran dachte, es kanonisch, d. h. nichts weiter, als gewissen Ritualbestimmungen unterwerfen zu machen, und ihm ferner seine Quelle Gräb, der zuerst hierauf aufmerksam gemacht hat, ihn hätte lehren können, daß die Entstehungszeit viel früher sein könne, da ja Gräb selber es in die Jahre 290—216 vor Chr. setzt. Aber, wie es immer geht, wenn das Ei flügel sein will als die Henne, gelächelt es unsern Kritiker, ein Buch, das man schon um nahezu 800 Jahre nach seiner angeblichen Abfassung angefaßt hat, noch um 300 Jahre jünger zu machen. Von dem Widerstehn, in einer politisch so aufgeregten Nation, wie die jüdische um 70 nach Chr. es war, ein so theuflüchtes, seligkeitsathmendes Liebesgedicht entstehen zu lassen, haben Altschul's Einreden kein Haarbrett abgenommen. Von künstlerischer Wirkung ist auch das Mißverständniß, das nur aus einer wahrhaft barbarischen Unwissenheit in der jüdischen Geschichte zu erklären ist, wenn Altschul in Hinsicht auf die Aufnahme des hohen Liedes durch das jammervolle Synhedrin um 90 nach Chr. von dem „kristlichen Krummheugen“, das sich die große Synagoge ausstellen konnte“ (S. 122) zu sprechen wagt. Man sieht, das Ausstellen kristlicher Krummheugen ist ein gar gefährlich zweischneidiges Ding! Das geschichtliche Präbden man genügen, mit sprachlichen aufzuwarten ist an diesem Orte weniger thanlich. Doch mag Eines hier seine Stelle finden! Altschul weiß erbaulich von einer entzückenden Abwehr zu erzählen, die Salomith der leidenschaftlichen Aufwallung und Liebeswerbung Jhres Liebsten entgegensetzt. Das wäre nun alles recht gut und schön, besonders wenn man es so deutlich und fast physikalisch auseinandergelegt bekommt wie von Herrn Dr. Jakob Altschul, aber es steht unglücklichweise nichts davon im Text. Um es nun doch hineinzufragen, wird neben einem harmlosen folgendes unverantwortliche Kunststückchen gemacht. VIII, 10, sagt Salomith: „Ich war in meinen Augen wie eine Friedenshinderin“, und die christlichen Schriftsteller haben mit den Worten ihre liebe Noth. Flugs ist unser Erregt dabei, unter der Hand „eine, die sich selber Raue und Frieden zu schaffen weiß...“ sich sogar vor ihrem Geliebten selber zu schämen wußte“, in diesen Worten zu finden. Fast scheint es nach dieser geistreichen Vermuthung oder Behauptung — Herr Dr. Jakob Altschul behauptet Alles, was er spricht — daß das Hebräisch des hohen Liedes aus dem Deutschen übersetzt ist. Von anderen Vermuthungen an der hebräischen Sprache und ihrer Aufzählung muß hier abgesehen werden. Hat unser Sprachforscher nicht ein Recht zu behaupten, seine Sprachkenntnisse seien bescheiden? O! daß man von allen seinen Behauptungen das Gleiche sagen könnte! Man kann das aber leider selbst da nicht, wo eine Unwahrheit zu sagen weder ein Gebot der Unwissenheit noch der Unbedachtsamkeit beisteht, so z. B. wenn von dem ehrsamem, protestantischen Breslauer Professor Wagand unser Dr. Jakob Altschul behauptet: „Er vertieft sich mit seinem

ganzen in den Irthümen des Talmud tiefsten Geiste in das hohe Lied, die Spitzfindigkeit entzündet sich und das herrliche Kunstwerk zerplatzt in zwanzig Plettschen“ (S. 44).

Wozu aber mit Herrn Dr. Jakob Altschul streng ins Gerich gehen, wenn er selber erklärt, „bei Verfassung dieses Buches nicht die Fachmänner, sondern das große Publikum im Auge gehabt“ zu haben (S. 130)? Gerade deswegen! Wer für große Publikum schreibt, der sollte zwei- und dreimal sich bedenken, ehe er etwas in die Welt schickt, denn denen, die nicht selber prüfen können, soll man nur Verlässliches, durchaus Vertrauenswürdiges bieten. Zu der Wissenschaft und unter den Fachmännern richtet kein Buch Schaden an, und sei es auch noch so unwissenschaftlich und verlogen, es wird den Widerstand entzünden und die Wahrheit wird an den Tag kommen. Im Publikum aber wirkt jede leichtfertig hingeworfene Behauptung verderblich, weil sie um so leichter aufgenommen und daher festgehalten wird, je unannahmender sie ausgedrückt wurde. Es ist eine der lächerlichsten Anschauungen, daß man der Menge ohne Rücksicht auf Erleuchtete und Wahrhaftigkeit alles Beliebige an den Kopf werfen könne, da für sie ja das Schlechteste eben gut genug sei. Man versteht heute unter dem Populär-schreiben etwas Anderes! Und es geht ja in Wahrheit ein sträflicher Grad von Irthümlichkeit bei einem Gebildeten dazu, in einem so wenig idealistischen Zeitalter, wie dem unsrigen, die ja treu alle und allem reine und selbstlose Wissenschaft vor dem „großen Publikum“ zu veredeln, herabzuwürdigen und in den Koth zu ziehen. Und schließlich ist es ja so gar jämmerlich denn auch nicht, in dem erhabenen Eitelkeite die Ausbrüche und Bilder für die überflüssigste Liebe und Verbindung zwischen Gott und seiner Kirche zu suchen, das hohe Lied hat wahrhaftig an Hebeln dabei wenig eingebracht, wenn auch sein Verhältniß dadurch nicht zu wachsen ist. Spott und läppischer Witz gehören nicht in die Beurtheilung einer geschichtlichen Erscheinung, man erklärt nicht dadurch, daß man es lächerlich macht. Am wenigsten aber ist der Spott da angebracht, wo man an die Stelle des Verpöhlten nichts Besseres, nichts Brauchbareres zu sehen vermag.

Darum kommt es an! Dr. Jakob Altschul glaubt die einzig mögliche und zugleich einzig richtige Auffassung des hohen Liedes gefunden zu haben, ja er sträubt sich gegen die bloße Möglichkeit, es könne Jemand seine Behauptung eine neue Hypothese nennen (S. 131), er wagt die Versicherung, daß ihm bei der „Uebersetzung des hohen Liedes nicht ein einziges Wort, geschweige denn ein ganzer Vers oder gar eine ganze Stelle Schwierigkeiten bereitet“, gebietet sich überhaupt, als wenn er das Heil auf die Welt gebracht hätte. Solches Auftreten spaziert wie billig die Erwartungen! Was aber wird und geboten? So die Auffassung etwas Neues bietet, ist es durch rückstufende Wirkkraft ohne alle Beachtung sprachlicher Gebeie gewonnen. Der Einbildungskraft des Lesers mußte der Dichter Unanständigkeit zugemuthet haben, wenn alles das sollte seine Absicht gewesen sein, was Altschul als Inhalt des Gedichtes ansieht. Wohl wahr! Die Semiten lassen ihrem Leser etwas zu denken übrig, zwischen den Zeilen zu lesen hat man besonders in der semitischen Dichtung Gelegenheit, aber wichtige Verbindungen des Gedichtes würde niemals ein Dichter so schwach angedeutet haben, daß selbst der aufmerksamste Leser an ihnen vorübergehen könnte. Die wissenschaftliche Einsicht wird nicht dadurch bereichert, wenn man sich berecht und läßt, aber Schwierigkeiten fälschlich hinweghüpft und das Unverständliche leichtsinnig sich zurechtlegt. Das Bekenntnis, etwas nicht zu wissen, dient den Forscher und der

Welche gemunt durch das Eingekündigt seiner Unkenntnis, nur der Daidwiler meint Alles wissen zu können und vor dem Gedankenlesen giebt es keine Schwierigkeit. Noch giebt es der eingetragten Stellen im Janbergarten des hohen Viebes gar viele, Aufschul hat die Umgebung nicht weggeräumt, sie mit ihm zu überhäufen vermag der Ehrliche nicht.

Aufschul hat der Würdigung seines Buches selbst im Wege gestanden. Man hätte es anerkennen mögen, daß ein Paie ersten Fortschritten sich widmet, ein leichtes zwar, aber immerhin sehr lehrbares Buch geliefert und manche ansprechende Bemerkung im Laufe seiner Darstellung hat fallen lassen. Aber sein maßloser Dünkel hat diese Werthschätzung beeinträchtigt, da er sein Buch zu einem schädlichen gemacht hat. Wozu das Schmücken mit Gelehrsamkeit, die noch dazu aus fremden Federn besteht, Gschä. z. B. überall nennt und lobt, nur da nicht, wo sie ihm nachschreibt, wenn die Männer der Wissenschaft verhöhnt und lächerlich gemacht werden? Wer zur Bescheidenheit allen Grund hat, sollte besonders vor Anmaßlichkeit sich hüten, das große Publikum leiht seinen Freibrief für Unverschämtheit in der Wissenschaft.

D. K.

Kleine literarische Revue.

— **Die Stadt Görz.***) Es wäre im Interesse der geographischen Wissenschaft nicht allein, sondern auch der Geschichte und Statistik, mehr solcher Monographien zu besitzen, wie die von dem Freiherrn v. Czernig über die Stadt Görz veröffentlichte Studie. Sie liefert zum Theil durch statistische Nachweise einen neuen Beleg für die Thatsache, daß der Mensch das Produkt der ihn umgebenden Natur ist. Die Meteorologie wird die hier niedergelegten Beobachtungen mit Freuden begrüßen, die Nationalökonomie erhält ebenfalls eine Menge von Daten. Die Zahl der in Görz aufwässigen Deutschen beträgt 1800, eine verschwindende Summe gegen die 11,000 Italiäner meist friaulischen Stammes. Die Slovenen, die, wenn sie vom Rationalitätsbewußtsein erwacht sein werden, später gewiß bei ihrer rapiden Vermehrung eine Macht in Oesterreich bilden werden, zählen in Görz bereits 3500 Individuen. Der Adel, die Militärpersonen und die Gabelschlepper bedienen sich vorzugsweise der deutschen Sprache und sichern dieser das Supremat, während in den Familien, im geschäftlichen Verkehr das Italienische vorherrscht. Auch die in der Stadt aufwässigen Slovenen reden die friaulische Mundart, nur im entfernteren Weichbilde wird slovenisch gesprochen. In dem Kaiserstaate nimmt Görz durch die Fäähigkeit seiner Bewohner, sich in mehreren verschiedenen Sprachen auszuwirken, zwar keine einzige, aber immerhin hervorragende Stellung ein. Zuerst beglaubigt erscheint der Name der Stadt in einer Urkunde von 1001 als villa quos alonacio lingua vocatur Gorizia, obgleich v. Czernig auch die Aechtheit einer älteren von 949 vertreten möchte. Den Namen der Stadt erklärt er aus dem Slavischen gora „Berg“, während wir den eugenen Begriff Burg vorziehen möchten. Wir erinnern dabei besonders an die Form Gars, wie sie sich als Ortsname an Rügen und im Oberbruche findet, und an die Bemerkungen, welche Zedl in seinen „Rügen- und Pommerschen Geschichten“ daran geknüpft hat. Mit dem Verfasser

stimmen wir in der Ansicht überein, daß die Hypothese von Hausz und Etpriani, welche das alte Norjea in die Nähe von Görz verlegen, nicht haltbar ist.

— **Musikalische Aehrenlese.** Unter den Musikchriftstellern hat Ba Mora den jeder zu den Schnittern gehört und volle Ernten gehalten, wie das in diesen Blättern wiederholentlich gerühmt worden ist. In einer Pause zwischen der einen und der andern Ernte hat die hochbedeutende Dame — denn, bis der Schiler des Geheimnisses über diese Frage gelüftet ist, bleiben wir dabei, daß wir es mit einer Dame zu thun haben — eine Aehrenlese aus andern Musikchriftstellern eintreten lassen, und erfreut uns, wie das natürlich ist, durch ihren arten und treffenden Geschmack in der Auswahl.**) Die wichtigsten Tragen der Musik, fapitelweise geordnet und beantwortet von Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn, Schumann, Wagner, und zwar überall besonders gute Stellen herausgesucht, das giebt ein erfreuliches Büchlein, das man gern zur Hand nimmt, wenn man über irgend eine schwierige Frage Trost sucht, oder wenn man nichts Besseres zu thun hat und dem Geist neue Nahrung zuführen will.

Eines ähnlichen und vor längerer Zeit zugegangenen Büchleins, der Anthologie von Alice Salzbrunn haben wir hier noch Erwähnung zu thun.**) Ein zartbehaltetes Gemüth, hat sie aus unsern besten Dichtern auf Musik bezügliche Stellen gesammelt und in einer jierlichen Ausgabe, die sich für Damentische eignet, uns vorgelegt.

2.

— **Blätter für Kostkumde, historische und Volkskumden.****) Die bunt abwechselnden aus den verschiedensten Zeiten und in leider auch zu verschiedenen Größenverhältnissen dargestellten Topen liefern den Beweis, daß der Mensch unter allen Thieren am meisten ausbalten kann, und daß Kleider nicht immer Leute machen. Vergleiche zwischen den Incas von 1796 und der bairischen Bänerin oder zwischen Maria Theresia von Spanien und einer Dame des Mittelalters von dem Zeitvertrieb, geben Stoff zu mannichfachen Bemerkungen über die Wechselbeziehungen des Zeitgeistes und der Mode, aber auch gute Vorbilder für Theater und Maskenscheze. Die Anordnung ist eine etwas zu nachlässige, so daß die theilweise aufgezeichneten Reproduktionen guter älterer Werke zusammen bismweilen den Eindruck eines kolorierten Bilderbogens machen. Eine Ausgabe der Quellen wäre ganz wünschenswerth.

— **Edward Derriants Geschichte der deutschen Schauspielkunst** (auf welche in diesen Blättern schon jüngst beiläufig hingewiesen wurde), behandelt in dem neu erschienenen fünften Bande die Entwicklung des modernen Virtuosenkumdes, und zwar schildert der „theatralische Sachverständige“ im edelsten Sinn des Wortes zunächst die weitere Entwicklung der städtischen und Privattheater, dann den Fortgang in der Entwicklung der Hoftheater, besonders an dem zu Berlin, und schließt mit den Ergebnissen, Einwirkungen und Ausfällen in der Mitte dieses Jahrhunderts. Gegenüber der Thatsache, daß in den zwanzig Jahren, die jenseit der gestrichen geschichtlichen Gränge liegen, das Virtuosenkumde durch den Kauf der Dinge hinlänglich geworden

*) Gedanken-Polyphonie. Leipzig, Konstantin Sande.

**) Musik, grammatik Blätter von Alice Salzbrunn, Berlin, Siegfried Grunbach, 1874.

***) Nach authentischen Quellen in Stahl geschnitten von verschiednen Künstlern. Berlin, Franz Vipperheide, 1874.

*) Görz, Oesterreichs Nizza nebst einer Darstellung des Landes Görz und Gradisca von Carl Freiherrn v. Czernig. 2 Bde. Wien, 1874. Braunmüller. 8.

ist, — „die hervorragendsten Matabore sind durch den Tod vom Schauspiel geseufen, andere haben ihre Anziehungskraft abgenutzt, wieder andere sind in ihrer Nichtigkeit erkannt worden; viele der besten Talente streben nicht mehr nach isolirtem Virtuositentum, haben auch wohl ihre Fähigkeiten der Förderung und Leitung der Totaldarstellung gewidmet, womit die virtuose Richtung aufzuhören pflegt“ und der damit aufkeimenden Hoffnung, zugleich das Verprechen des Staats, dem Theater Bildungsschulen zu geben, realisiert zu erblicken gegenüber diesem Warten auf einen Nachfolger in Minister Ledeburgs Ideen hat der Staat Preußen — und Würtemberg und Baden sind ihm gefolgt — mit dem § 32 der Gewerbeordnung geantwortet, „das sich nicht kümmert um die seit vorchristlicher Zeit hinlänglich erörterte Bedeutung des Theaters, nicht um Kenntniß, Befähigung desjenigen, der es leiten soll. Der Schauspielerstand aber hat sich mit der „Genossenschaft“ energisch repulsiert und sich vom Staate und dem gesamten Publikum damit einen unangenehmen succès d'estime errungen. „Ob dies die Staatsregierung bewegen wird, die besseren Schichten der Theater aus der geföhrlichen Erniedrigung zu erheben, ihr geistiges Leben und einen Kultur einfluß zuzugestehen — das sind Fragen, welche an das Schicksal der deutschen Schauspielkunst gestellt werden müssen!“ Es ist ein kulturgeschichtlich bedeutender Wert, dies Buch von Hr. Derrier, und seine weise Begabung zu seiner Arbeit dokumentiert sich wieder glänzend in dem neuen Theile. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens jeder Theaterfreund gerade für die Periode der deutschen Schauspielkunst warm auf die reizenden „Theatererinnerungen“ des „Dichters und Theaterintendanten“ Gustav zu Puttkam verweisen, die jüngst im Anschluß an die „Ausgewählten Werke“ von Puttkam im Verlage der Gebrüder Poetel in Berlin erschienen sind.

— h.

Sprechsaal.

Zur Revision der deutschen Reichsgewerbeordnung hat Herr H. B. Dppenheim, dessen gesammelte Aufsätze und Biographie Waldeck in unsern Blättern die verdiente Anerkennung gefunden haben, eine kurze Schrift von genau 100 Seiten unter dem Titel „Gewerbegerichte und Kontraktbruch“ erscheinen lassen. Der Verfasser war vor Jahr und Tag mit dem Professor Schönberg in Freiburg, einem Schönredner und Kathederlogikisten, übrigens einem Mann von Geschmack und Kenntnissen, in einen argen literarischen Streit verfallen, bei welchem Schönberg die den Kathederlogikisten eigene Professorengröbheit, freilich nicht in dem Maße wie der Berliner Herr Wagner aufwendete, am den bewährten Volkswirth der älteren Schule so weit als möglich zu kränken. H. B. Dppenheim konnte damals der Natur der Sache nach nur flüchtig antworten. Zwischen ihm ist er als Abgeordneter für den deutschen Reichstag der praktischen Lösung der Frage nahe getreten und hat selbst an der freien Kommission und an der Debatte des Kontraktbruchfrage theilgenommen. Die vorliegende Schrift ist mehr als eine Antwort auf Schönbergs Invektiven; die drei ersten Kapitel beschäftigen sich mit dem bestehenden gewerblichen Schiedsgerichten, bezüglich deren angeblich eine Kritik vorhanden ist. Durch ein Obertribunals-Erkenntniß scheint sich die Bedeutung des § 108 der W.-O. ungeahnt weit ausdehnen zu sollen, und die Gewerbegerichte können

wirklich zu dem werden, was sie ursprünglich sein sollten. — Die folgenden Kapitel behandeln die Einigungsämter, den Kontraktbruch und die Einführung der Arbeitsbücher, letzteres die wahrheitliche des bis zur Unstiftlichkeit geübten Selbstbewußtseins der Arbeiter, welche die Verste von deutscher Treue zum Theil für nicht mehr nöthig halten. Die Betroffenen müssen sich, wie das englische Publikum gegen die Garetters, mit den Waffen in der Hand selbst schützen, und diese Waffen sind die Arbeitsbücher.

Anknüpfend an unsere neulichen Besprechungen der Literatur über China und die schwedische Expedition gehen wir eine Beschreibung der chinesischen Trachten, entnommen den „Reise-Eindrücke eines russischen Militärarztes während der Expedition nach China, von Dr. Grimm“. Alle Chinesen — die verschiedenen Turfmaneschämme, Uibeien, Peter-Sklaven u. s. w. — haben ein von den übrigen Mittelasien verschiedenes Kostüm, welches aus einem baumwollenen Hemde, baumwollenen Unterbekleidern, ledernen Schützengürteln, einer Länge nach, d. h. von oben nach unten gestreiften, dunkelbraunen, wattierten Schlafrock (Cholat) und einer hohen, zylinderförmigen, oben abgerundeten, innen auch mit Schaffsel gefütterten, schwarzen Schaffselmütze besteht; diese Mütze wird auf dem glattrasierten Kopf Winter und Sommer getragen; durch das Gewicht derselben wird das äußere Ohr bei den Chinesen nach unten und vorne gedrängt und behält mit der Zeit die Richtung bei. In ihrer Stellung derart veränderte Ohren sollen, — so erzählt man Dr. Grimm — in Mittelasien als Erkennungszeichen für Chinesen gelten. Der braungefärbte Schlafrock mit von allen Chinesen getragen und nur der Chan, seine Brüder und nächsten Verwandten und die höchsten Würdenträger des Reichs haben, wenn sie in Gala sind, seidene, einfarbige Schlafrocke. Als Zeichen ihrer hohen Würde tragen also die ehrenwörtlichen hochgestellten Personen fast zylinderförmige, oben nicht abgerundete, sondern horizontal abgeschnittene und mit einem Sammtbüsche geschlossene Schaffselmäntel, welche oben etwas weiter sind wie am Kopfe und vollkommen den sog. russischen Bojarsmäntel gleichen. Die Bewaffnung der Chinesen besteht in einem Speer, einer Pantenlinie, einem Säbel, die und da einer alten Pistole; Flinten neueren Systems und guter Arbeit hat man nur als Besitzthum des Chans und einzelner hochgestellter Personen gefunden. — Die Frauen haben dieselbe Tracht, wie die Männer. Nur die Frauen reicher Leute gehen auf der Straße verkleidet: ein dunkelfarbiger Ueberwurf bedeckt bei ihnen Kopf, Nacken und Schulter und hat vorn ein Reh für die Augen; ärmere Frauen verbeden sich beim Herannahen fremder Männer irgendein Gesicht. Als Kopfbedeckung dient im Allgemeinen irgend ein Schawl oder ein Tuch, welches um den Kopf gewickelt wird. — Unter Anderem fand man übrigens im Palast des Chans auch dem, mit Goldblechfäden und schlichten Edelsteinen verzierten Reitzzeuge und Teppichen auch den Schmuck seiner Frauen, welcher aber, nach dem Ansprache der den General v. Kammin begleitenden Gelehrten von Choband und von Buchara, auch keinen hohen Werth hat.

Zt.

*) Russische Revue, III. Jahrgang, 2. Heft.

Dieser Nummer liegt bei: Ein Prospekt auf dem Verlage von Hr. Braunmann in München über Goethe's Kunst, Photographien nach Original-Gemälden von H. v. Kreling. (180)

Bei der Redaktion vorzulegen: Dr. Hermann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Schönlank's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Woyzmann) in Berlin, Wilhelmstr. 40.
Druck von Schönlank in Berlin, Frankfurter Straße 51.

*) Berlin, Verlag von Robert Dppenheim, 1874.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 22. August 1874.

[N^o. 34.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Kunst und der Staat. 439.
— Der Krieg der Sudagermannen. 492.
Italien. Schwarze Hüter aus Rom und der Campagna. 493.
England. Englische Bauschmuckwerke. 494. — Dieser Weltanschauung von John Ruskin. 495.
Frankreich. Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich. 1. 496.
Dänemark. Gedächtnisrede. 497.
Kleine literarische Revue. Schach-Gebirgische Kolonien in Kleas. 499. — Matthias Claudius und sein Humor 500. — Aufständigen. 500. — Morgen- und Abendland. 500.
Sprengel. Geschichte des akademischen Gymnasiums zu Weidenfeld. 500. — Geschichte von Nürnberg. 500.

Deutschland und das Ausland.

Die Kunst und der Staat.*)

Das ungewöhnliche Aussehen, welches die „Freien Studien“ von Ludwig Pfau bei ihrem ersten Erscheinen erregten, dürfte kaum im Stande sein, das trotz der „Umgestaltung“ so gleichmütig Unveränderte ihrer zweiten Auflage vollkommen zu rechtfertigen. Es werden nicht nur Artikel, wie die „Karolingischen Stützen“ (1848) oder „Ein Stück christlicher Kultur“ (1857), so tüchtig sie an sich geschrieben sind, durch die fortschreitende Forschung überholt, auch politische Strömungen sind gar sehr der Modifikation durch die Ereignisse unterworfen und es ist nicht immer angenehm, die politischen Deklamationen über das Kaiserntum n. s. w., die vor 1866 besonders in den süddeutschen Kleinstaaten außerordentlich beliebt waren, in unveränderter Auflage vorgelegt zu bekommen.

Ludwig Pfau ist das, was die Gartenlaube „Einen Ganzen“ nennen würde. „Die Religion“ ist für ihn „nichts als ein unklarer Denker, das sich von der Empfindung noch nicht befreit hat.“ Die kindliche Weltanschauung eines unreifen Kulturzustandes, welcher die bildliche Vorstellung und den logischen Begriff, welcher Kunst und Wissenschaft noch nicht vollständig zu scheiden vermocht.“ „Sie ist die Elementarstufe der Menschheit, aber unfähig, wahre Bildung und echte Sittlichkeit hervorzubringen, weil diese nur dem feinsinnigsten und denkfähigen Geiste entzogen können, welcher in der Schule der reinen Vernunftstrenge von Kunst und Wissenschaft zu voller Erkenntnis gereift ist. So nützlich demnach die Religion als die Erzieherin unvollständiger Gemütsformen sein kann, so schädlich wird sie, wenn diese vorgängliche Entwicklungsform sich zum ewigen Erkenntnisprinzip emporschwindet, um, wie heutzutage, der Zivilisation in den Weg zu treten.“ Konsequenter Weise gelangt er auf diesem Wege zu der Forderung, „es möchten die Religiösen und Wissenden nunmehr den theologischen Pfunder ins Redericht werfen, die religiöse Form überhaupt — als Regalen der Vernunft — für veraltet erklären und offen den christlichen Glauben bekämpfen, der, von der Kultur überholt, von der Bildung aufgegeben, von der Wahrheit verwerfen, von der Gerechtigkeit verurteilt, von

der Freiheit verdammte, längst alle sittliche Wirkungskraft verloren habe und zum Rechte der Gewalt verurteilt sei.“ „Summa: Sittlichkeit und Sittlichkeit nähmen genau in dem Maße zu, in welchem Religion und Kirche abnehmen, und der Fortschritt der Gesellschaft heiße: Ueberwindung der religiösen Weltanschauung.“

Dieser Gedanke kehrt in den verschiedensten Variationen wieder; bald entlehnt er die Äußerung des Scherzes, bald den Stachel der Ironie, bald hüllt er sich in die Hüllen eines rhetorischen Pathos und selbst den geringsten Ton des Pamphlets verschmäht er nicht immer. Ja, so ausschließlich beschäftigt ist der Verfasser, daß er oft auch seinen eigentlichen Gegenstand ganz zu vergessen scheint, um ihm eine neue Seite abzugewinnen.

Kußer den oben erwähnten historischen Stützen und einem vorherrschenden Artikel über den französischen Sozialisten Proudhon enthalten die „Freien Studien“ unter dem Gesamtbegriff: die Kunst im Staate, Abhandlungen über die Beziehungen der Kunst zur Philosophie, Geschichte, Moral, Oekonomie und Politik.

Das erste grundlegende Kapitel (Kunst und Philosophie) giebt unter Anlehnung an Schopenhauer'sche Grundzüge ein philosophisches Glaubensbekenntnis des Verfassers. Seine Entwicklung des Begriffes der Kunst ist lichtvoll und einfach. Jeder Mensch ist nach ihm schon von Natur aus Bildner und Denker; schon durch die Organe, welche ihn befähigen, sich Bilder und Begriffe zu machen und in Ideale und Ideen umzuwandeln. „Das Sehvermögen erzeugt das spontane Ideal, wie das Mitteilungsvermögen die spontane Idee erzeugt. Deshalb ist auch die Hervorbringung des Ideals kein Vorrecht des Künstlers, sondern eine Thätigkeit, welche der ganzen Gattung zukommt. Was den Künstler ausmacht, ist vielmehr das Vermögen, dieses Ideal aus dem subjektiven in den objektiven Zustand zu versetzen, d. h. das ästhetische Bild mit Hülfe plastischer Gestaltung aus dem inneren Menschen wieder in die äußere Welt überzuführen. Das Wesen des Künstlers besteht somit in dem Vermögen, das Ideal den Sinnen zugänglich zu machen, um es anderen Intelligenzen mitzuteilen.“

Während das folgende Kapitel (die Kunst und die Geschichte) sich die Aufgabe stellt, darzutun, daß die ächte Kunst niemals auf der Religion fußen könne, sucht das dritte zu beweisen, daß die Religion sich nicht mit der wahren Moral vertrage. Von der Kunst ist besonders in dem letzten Kapitel fast gar nicht die Rede und der Titel hätte viel passender: „Moral und Religion“ gelautet. Eine der Hauptideen, die darin zur Ausführung kommen, der Gegensatz des Prinzips der christlichen Gnade zu der Forderung der Gerechtigkeit, scheint ihre Quelle in Mischel zu haben, wie denn überhaupt der französische Einfluß bei Pfau an mehreren Stellen hervortritt. Bezüglich der für uns so wichtigen Frage der Beziehungen zwischen Kirche und Staat fördert Pfau keinerlei neue Idee ans Licht, sondern begnügt sich mit den üblichen Versprechungen der Vortheile, die angelich aus der Trennung beider Gewalten hervorgehen sollen.

Nationalökonomie von Fach werden nicht umhin können, zu so mancher Stelle des nun folgenden Kapitels: „Kunst und Oekonomie“ den Kopf zu schütteln. Wir nehmen hauptsächlich einen Punkt heraus, bei dem wir bei seiner Aktualität etwas verneinen möchten. Die Kunst erhebt in diesen Tagen unausgesetzt den

*) Freie Studien von Ludwig Pfau. Zweite, umgestaltete Auflage. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1874.

Auf nach Staatsbälle. Ihre Vertreter werden sehr heftig, wenn sie auf dieses Thema zu sprechen kommen. Sie rufen fortwährend aus voller Brust: „Der Staat soll!“ und fragen sich niemals im einzelnen Falle mit voller Klarheit, ob er auch kann und darf. Sie verlangen unbedingt in einer Zeit allgemeiner Wohnungsnoth, daß man öffentliche Paläste bause und mit Statuen schmücke, in einer Zeit der weitgehenden Beamtenmisere, daß man die Zahl der Millionäre unter den Künstlern um einige vermehre.

Niemand stellt in Abrede, daß der Staat, wie für jeden anderen Unterricht, auch für den Kunstunterricht Sorge zu tragen habe, für Zeichnungsschulen, Materialakademien u. s. w. Aber die Künstler sind sehr weit entfernt, sich damit zufrieden zu geben. Erst in jüngster Zeit richtete die bayerischen Künstlergenossenschaft an die bayerische Kammer der Abgeordneten eine Petition, worin sie es als „nabey beschämend“ bezeichnet, daß man in Bayern, daß der Kunst so viel verdanke, nicht einmal daran gedacht habe, bei der projectirten Verwendung des Kriegenschadigungsbetrags eine Berücksichtigung der Kunst ins Auge zu fassen und das Ansehen stellt, man möge die budgetmäßige Summe von 15,000 fl. für Kunstzwecke jährlich auf das Doppelte erhöhen und außerdem 100,000 fl. zum Anfang der Gründung einer Galerie zeitgenössischer Werke bewilligen.

Auch Ludwig Plau erhebt die Forderung des Bildercankaufs an Staatsmitteln sehr kategorisch: „Die Dinge“, heißt es bei ihm, „welche allen nützlich und keinem nachtheilig sind, gehören in das Reich der staatlichen Fürsorge. Kun leistet aber die Kunst den artistischen Gewerben gerade denselben Dienst, welchen die Theorie den technischen Kenntnissen leistet. Nur genügt, da es sich in der Wissenschaft um Begriffe handelt, dem Gelehrten eine Schutafel, um seine Darstellung zu tragen; und da die Kunst mit Bildern zu thun hat, so bedarf der Künstler einer Palastwand, um die seine zu entwerfen. Für die Oekonomie liegt der Unterschied nur im Preis: Der Palast kostet mehr als die Schule, die Wand kostet mehr als die Tafel und das Bild kostet mehr als das Getreide; das ist alles! Wenn ihr der Kunst ihre öffentlichen Arbeiten nehm, so ist dies gerade, wie wenn ihr die Wissenschaft ihrer Lehrmittel beraubt. Errichtet Kunstschulen so viel ihr wollt, vor allem aber gebt Geld her für Kunstwerke!“

Bevor wir auf die Begründung dieser Forderung des Näheren eingehen, muß vorausgeschickt werden, daß sie wenigstens zum Theil bereits überall erfüllt ist.

Wie wir oben gesehen haben, verwendet das kleine Bayern jährlich die Summe von 15,000 fl. an Pflege und Förderung der Kunst; Sachsin bestimmte am den Antheil an der französischen Kriegsentschädigungssumme 262,000 fl. für Kunstzwecke und den Ankauf von Kunstwerken und verwendet außerdem jährlich 17,500 fl. für monumentale Kunst und eine nicht geringste Summe auf Ankäufe von Werken lebender Künstler; Preußen gibt für Ankäufe jährlich die Summe von 87,000 fl. aus, auf dem österreichischen Budget figuriren etwa 37,000 fl. zu denselben Zwecken. Diese Summen, wenn sie auch hinter den französischen und belgischen Unterstüzungen“) zurückbleiben, sind doch an sich ziemlich respek-

tabel und es kann sich Angesichts derselben eigentlich nicht mehr um das Ob, sondern nur um das Wieviel der Staatsentlastung handeln. Wo aber ist hier die Grenze und wo das Maß? — Der Allem wird doch wohl die allgemeine Finanzlage eines gegebenen Landes das erste und gewichtigste Wort mitzusprechen haben. Ist diese so beschaffen, daß bei der gegenwärtigen Art der Steuervertheilung nach Abzug der dringenden Bedürfnisse des Landeshaushalts, Rechtspflege und Verwaltung ohne Steuerertrag zur Ueberflüsse zu erliegen sind, dann möge man innerhalb den neigebenden Forderungen der Künstlerchaft das Ob leihen. So lange dies aber nicht überall der Fall ist, wird es sich empfehlen, den unaussprechlichen Vorwurf des Unverständnisses und der Barbarei nicht zu scheuen und die Sende einer näheren Betrachtung an die herrschenden Ansichten zu legen.

Es wird sich zunächst fragen, auf welchen Grund hin und mit welchem Rechte außer der Sozialdemokratie gerade ihr Land, die Kunst, die Forderung der Staatsbälle erhebt. „Die Kunst“, antwortet darauf Ludwig Plau, „ist nicht allein zur Industrie, sie ist die hohe Schule einer Masse von Industriellen, die sie mit ihrem Haupte deckt und die sterben ohne sie. Es sprechen nicht von jenen artistischen Professionen, welche sich der Nachbildung oder Darstellung des Originalwerkes widmen, sondern von den gewerblichen Künsten im eigentlichen Sinne des Wortes. Die fernschönen Erzeugnisse der höheren Schramm, Tischerei, Glaseri, Glaseri, Schmiederei, Weberei — kurz alle Gewerbe, welche der decorativen Kunst angehören, gedeihen bloß unter der Bedingung, daß die große Kunst lebe, wachse und ihren Feuer und ihren Geschmak mittheile. Nitzend gelangt die Industrie des Schönen, die höchste und fruchtbarste von allen, zu einer glücklichen Entwicklung, wenn sie nicht von der Kunst getrennt und geleitet wird.“

Ueber das Leben dieser „großen Kunst“ aber läßt sich die bayerischen Künstlergenossenschaft folgendenmaßen vernehmen: „Für das Blühen und das Gedeihen der Kunst ist es gefährlich, daß dieselbe in Gegenstand und Form sich dem einseitig deutschen Geschmacke des Publikums zu unterwerfen hat, welcher viele historische und religiöse Vorwürfe von sich abweist und nur eine ziemlich eng begrenzte Gruppe von Vorwürfen aus dem gegenwärtigen Kulturkreis nebst Kunstschaff und Porträtschaff akzeptirt; — daß Bilder und plastische Werke sich in ein Format zu zwängen haben, daß sie einzig für den Bedarf der einzelnen Kunstliebhaber beschnitten.“ „Gegen diese Gefahr kann nur der Staat mit Ernst einwirken, indem er durch Ankauf oder Bestellung von Kunst und Technik hervorzuheben, ohne Rücksicht auf herrschende Mode und Geschmack geschaffenen Kunstwerken der Phantasie und dem Talente des Einzelnen die Möglichkeit eröffnet, auf dem derzeit einzig materiellen Sicherung stützenden Wege voranzutreten.“

Es ist eigenhümlich, daß sich die Staatsentlastungsforderungen fast ausschließlich auf die Malerei beziehen. Dem wenn auch zuweilen nebenher der Skulptur gedacht wird, so ist doch die Production derselben in Deutschland eine so unerheblich geringe, daß weitens der Elvenantheil der fortigen Schwesterkunst zuläßt. Ist nun aber in der That die ganze schwebende Malerei von so ungemein Eindruck auf die Mächte der Industrie, als man es uns gerne glauben machen möchte? Oder gehört diese Behauptung vielleicht etwas in die Kategorie der leichten Wahrheiten, deren Begründung nur in der unerwünschten

*) Frankreich verwendet jährlich: für Kunstarbeiten, Gemälde, Skulpturen, Monumente 830,000 Frs.; für Ausstellungen und Ankauf von Werken lebender Künstler 315,000 Frs.; für Unterhaltung bayerischer Kunstbibliothek 1,100,000 Frs. Belgien zur Förderung der Freskomalerei und für Altengemälde 110,000 Frs., für Aufmunterung der Kunstschaff 30,000, für Vertheilung oder Ankauf von Werken lebender Künstler jährlich 100,000 Frs. Rußland das budgetmäßigen Totaljahren für die weiteren Museen werden ferner für

das Musée royal de Peinture et de sculpture zum Ankauf von Werken bedeutender belgischer Künstler außerordentliche Mittel bewilligt, die sich bereits auf 100,000 Frs. und 250,000 Frs. belaufen haben.

dogmenartigen Wiederholung durch ihre Vertreter besteht? Jedenfalls ist eine Sittenveredlung des Volkes durch Bildergalerien, wenn sie je möglich sein sollte, eine ziemlich hoffnungslose zu nennen, und was die Zukunft betrifft, so konnten wir uns nicht der Betrachtung entziehen, als höchsten und letzten jene „formschönen Erzeugnisse der höheren Schreiner-, Tischler-, Glaser-, Tischler-, Schmiederei, Weberi“, von welchen Plau spricht, ungemein viel mehr aus dem Studium der Kunst, der Renaissance und des Rokoko, als aus Bildern moderner Meister. Sei dem wie ihm wolle. Ist es denn aber überhaupt richtig, daß die „große Kunst“ ohne Staatshülfe nicht bestehen kann?

Werfen wir einen Blick auf die materiellen Verhältnisse der Künstlerwelt und legen wir daran den Maßstab der Vergleichung mit den übrigen Lebenssphären, so werden wir finden, daß sie fast glänzende zu nennen sind. Gewiß ist, daß keinerlei Art geistiger Arbeit, selbst wenn sie größere Kraftäußerungen voraussetzt und eine höhere und wichtigere Wirkung hervorbringt, auch nur annähernd so gut vergelohnt wird, als die Malerei. Während es ziemlich schwer sein dürfte, einen einzigen Gelehrten oder Schriftsteller in Deutschland aufzufinden, der es allein durch die Produkte seines Geistes über eine anständige Wohlhabenheit hinausgebracht hätte, könnte man mit Leichtigkeit ein Duzend Künstler unter den höchsten deutscher Junge namhaft machen. Es ist wahr, die hinaufgeschraubten Preise, die vor den verschiedenen Kassen herrschen, sind etwas herabzulassen; die unnatürlichen und schwindelhaften Verhältnisse haben naturgemäßerhin Platz gemacht; man kauft augenblicklich nicht mehr die Bilder einzeln und allem ihres hohen Preises wegen, ohne Rücksicht auf ihren inneren Werth und die feinsten und oberflächlichen Produkte, die viel mehr der Erwerbstrieb, als die Schaffenslust und das künstlerische Bedürfnis im Leben rief, stauen sich vor der geschlossenen Pforte der finanziellen Ueberproduktion und der leichten Gewinne.

Aber der Kunstmarkt ist noch immer ein ungemein großer und die Nachfrage eine ziemlich rege. Käufer ist vor Allen der Staat. Denn, wenn wir uns auch hagen vermehren möchten, die Staatskassen zu einem Unterstützungsfonds der Kunst zu machen, so anerkennen wir doch, daß sie aus einem anderen Gesichtspunkt mit ihr sehr häufig wird Geschäfte abzuschließen haben, aus dem Gesichtspunkt des Selbstbedarfs. Der Staat bedarf der Kunst in sehr vielen Fällen. Er baut Königspaläste, Parlamentsgebäude, Bibliotheken, polytechnische Schulen, Akademien, Kirchen, Theater und viele Dinge, deren künstlerische Ausschmückung eine Sache seiner äußeren Würde ist. Nach dem Staate müssen in erster Linie die Kabinettskassen der deutschen Fürsten erwähnt werden. Die Summen, welche der deutsche Kaiser, der König von Bayern, der Herzog von Meiningen und viele andere deutsche Fürsten aus Privatmitteln für Kunstzwecke ausgeben, sind ungemein groß. Als das bayerische Ministerium von der für Kunstzwecke angewiesenen Summe nicht für ein einziges Bild von Plau (Thabwelta) 27,000 fl. hingeben wollte, kaufte es sofort der König aus der Kabinettskasse.

Auch die Kommunen sind Käufer. Um abermals ein bayerisches Beispiel anzuführen, vertraute die Stadt München die Ausschmückung ihres neuen Rathhauses den bewährtesten Künstlerhänden an und soll für ein Portrait des Königs von Venbach allein die schöne Summe von 10,000 fl. bezahlen!

Ist die Zahl solcher Mäzene und kunstliebender Privatleute trotz des Aufschwungs unserer Industrie in Deutschland auch noch nicht so groß wie anderwärts, so hat doch dafür die deutsche Kunst England und hauptsächlich Amerika zu bedeutenden Absatzgebieten. Und dem gegenüber will man behaupten, die „große Kunst“ könne

nicht ohne Staatshülfe bestehen! Kann man denn zum Beispiel dafür ein einziges, bedeutendes Werk „der großen Kunst“ namhaft machen, welches das Meiste seines Schöpfers beisauf? Und wenn der Staat, wenn die Kabinettskassen, wenn die Kommunen, wenn die Kunstvereine, wenn England und Amerika das Genie im Stich lassen, man brauchte ja nur eine Auslieferung zu machen, deren Entzerrresultate allein den Lohn der übrigen geistigen Arbeit zu Schanden machen könnte.

Freilich ist aber die Größe der Leinwand nicht immer ein Kriterium für die Größe der künstlerischen Schöpfung und es kann niemals unter die Aufgaben des Staates gehören, jede Kraftentzerrung an undankbare Stoffe, jede Ueberproduktion und Verfeinerung des eigenen Talentes, mit einem Worte jeden mißglückten Versuch (schades) zu halten. Es giebt etwas, was keine Staatshülfe von der Kunst abzuhalten vermag: Den Kampf ums Dasein, den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Zeitgeschmack und individueller Richtung. Es giebt ferner etwas, was trotz aller Prophezeiungen keine Staatshülfe hervorbringen wird: das Genie, welches die Selbstströmungen in neue Bahnen einlenkt, den Zeitgeist mit sich fortreißt und ihm seinen Stempel aufdrückt.

Schon gegenwärtig wird über die ungemaine Zunahme des Künstlerfontanges viel geklagt und in der That scheint der freie Künstlerstand sehr viel Verlockendes zu haben. Soll nun der Staat durch Steigerung der Nachfrage diese Zahl noch vermehren und Künstlererzitzungen ins Leben rufen, die das Bedürfnis der Nation nicht mehr genügend in Anspruch nehmen und beschäftigen könnten?

Weber als das Bedürfnis der Künstler scheint für den Ankauf von Bildern vom Staatswegen der Grund zu sprechen, der Staat müsse die Werke zeitgenössischer Künstler „als einen geistigen Reiz“ in Museen aufbewahren; später würden sie entweder überhaupt nicht mehr zugänglich oder nur zu unerschwinglichen Preisen zu haben sein. Weber die Gallerie von Versailles, noch die neue Pinakothek in München, noch so manche andere Staatssammlung moderner Bilder scheinen diese Forderung zu bekräftigen. Die Gegenwart ist selten in der Lage, an die Produkte des Tages einen vollkommen objektiven Maßstab anzulegen und wir werden es besser der Zukunft überlassen, wenn aus der Schaar der Streitenden sie die ersten Preise und die Palme des bleichsten Wertes zuerkennen will. Auch um die unerschwinglichen Preise darf es und bei der Fülle der Produkte für unsere Enkel kann lange sein. Plau meint zwar, daß die Kunst dem Gegeben der Nachfrage und des Angebots nicht unterworfen sei. „Die utilitarische Produktion hat unerschwingliche Grenzen; denn indem sie das Angebot vermehrt, vermindert sie die Nachfrage. Die Kunst dagegen kennt keine notwendigen Grenzen, denn sie vermehrt die Nachfrage, indem sie das Angebot vermehrt.“ — Wenn der gefesselte Mensch keine Nahrung und der angehende Mensch keine Kleidung mehr verlangt, so verlangt der gebildete Mensch immer noch Erzeugnisse einer höheren Natur, um die Bedürfnisse seines Geistes zu befriedigen, die nicht beschränkt sind, wie die seines Körpers. Und je mehr er davon verbraucht, desto mehr verlangt er davon. Der Konsument von Gemälden z. B. wird durch den erworbenen Besitz nicht an neuem Erwerb gehindert, denn die Dinge, welchen die geistige Arbeit ihren Stempel aufgedrückt hat, sind von grüngerer Mannichfaltigkeit und erfreuen sich nicht gegenseitig. Indem die Kunst ihre Produktion entwickelt, bildet sie die Geister, und indem sie die Geister bildet, vermehrt sie die Käufer.“ Dies Alles erscheint doch einigermaßen illogisch; denn selbst wenn es richtig wäre, daß nicht aus das Bedürfnis nach

Kunstergebnissen seine vollständige Befriedigung, ja seine Ueber-sättigung kennt, so würde doch die Größe ihrer Produktions-möglichkeit stets in der ihnen gegenüberstehenden Zahlungs-fähigkeit liegen.

Ob das Vorausgegangene über Ludwig Pfand religiöse Anschauungsweise keinerlei Zweifel bestehen, so dient das Kapitel: „Kunst und Politik“, seinen politischen Standpunkt klar zu stellen. Ludwig Pfand ist Republikaner. Als solcher glaubt er sich insbesondere gegen die allerdings sehr verbreitete Ansicht kehren zu müssen, daß die monarchische Staatsform sich für die Blüthe der Kunst ersprießlicher erweise, als irgend eine andere. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß die Regierungsform zwar keine absolute Lebensbedingung für die Kunst sei, und daß sie unter den verschiedensten Verfassungen gedeihen könne, aber daß sich, wenn man den relativen Werth der verschiedenen Schulen vergleiche, doch unüberleglich herausstelle, daß die Schöpfungen freier Staaten den Ergebnissen despotischer Regierungen bei weitem den Rang abliefern. Parteistandpunkt und Tendenz trüben hier den historischen Blick des Verfassers und lassen ihn zu einer Ver-sachungsweise seine Instruktion nehmen, die mehr bequeme als über-zeugend genannt zu werden verdient. (Es ist nicht schwer, mit einigen hinweggeworfenen Sätzen und herausgerissenen Beispielen alle Kulminationspunkte monarchischer Kunstblüthe als in ihrem Kerne krank hinzustellen und dafür die Ergebnisse von Gemein-weisen, die noch dazu von Republiken nichts als den Namen haben, als das einzig Rationale und Lebendige zu rühmen. Wir sind uns des Sinkens historischer Beispiele zu bewußt, als daß wir den Verfasser auch nur an Amerika und die Schweiz erinnern möchten, zwei naheliegende Beispiele, die er überseh, aber wenn es sich darum handelt, Ansicht und Instruktion gegenüber zu stellen, so möchten auch wir schon aus der Natur der Sache ableiten, daß jene vielgepriesene republikanische Freiheit ganz andere Dinge zu fördern scheint, als jene maßvolle Duldung des Einzelnen, wie des ganzen Volkes, jenen Idealismus der Lebensführung und Gesinnungsrichtung, welcher mit der wahren Kunstblüthe stets Hand in Hand geht. So dürfte es ziemlich viele Punkte geben, in welchen Meinungsverschiedenheiten mit dem Verfasser der „Freien Studien“ möglich sind; Niemand aber wird ihm Stil, Geist und Selbständigkeit des Denkens absprechen. A. B.

Der Ursprung der Indogermanen.

Berstehen heißt das Gewordene als solches erkennen, um so sein Werden zu begreifen. Niemand führt jedes wissenschaftliche Streben zuletzt auf gewisse letzte Fragen. Fragen, die schwer der Beantwortung fähig sind, Fragen, die im Ueber der Spezialarbeit auch unbeantwortet bleiben, die aber nichtdestoweniger allein dazu dienen, die Forderung des Einzelnen der Gesamtheit nahbar und dem Interesse des Geisteslebens anlegen zu machen. Die erste Untersuchung hat ebenso sehr ein geheimes Grauen vor allen den Fragen nach dem was mit „Ur“ anfängt, wie der Geisteslebens Fuß, gerade in ihnen die Wissenschaft zu Rathe zu ziehen. Hell ist es scheint die Antwort auch nur ein Spott über den Frager zu sein. Allein, wir denken, wo es Recht ist zu fragen, muß es auch Recht sein zu antworten.

Was könnte die Sprachwissenschaft besser einführen, als wenn sie Fragen die Lösung brächte, wie denen nach dem Ursprung unseres Stammes und nach der Verwandtschaft der einzelnen Stämme desselben? So mögen auch wohl die verdienstvollen Herausgeber des neu erschienenen Heftes der „Zeitschrift für

Völkerverpsychologie und Sprachwissenschaft“) gedacht haben, als sie an die Spitze desselben zwei Aufsätze, einen von Hans v. Hol-zogen über den Ursprung der Indogermanen, einen andern von Dr. Jolly über den Stammbaum der indogermanischen Sprachen stellten. Im Interesse der Wissenschaft müßten wir dem Wiedereröffnen dieser Zeitschrift ohnehin freudige Sympathien entgegenbringen.

Wandte geistreiche psychologische Untersuchung von Stein-thal, wir erinnern nur an die meisterhafte Abhandlung über den Durchbruch der subjektiven Persönlichkeit bei den Griechen, vieles was Töbner und Delbrück, Lazarus und Cohen, Balthasar und Andere darin einst geschrieben, hatten wir noch frisch und dank-bar im Gedächtnis.

Dazu ist die Zeitschrift ein Bedürfnis, und das nicht allein für den Fachmann. Auch Jeder, dem die Psychologie, dem die abge-meine Religionswissenschaft, dem Kulturgeschichte nahe lag, fand hier den ausgiebigsten Stoff und tiefe Anregung. Die Philo-sophie unserer Tage sucht ja ihren Stolz darin, in Realien zu Hause zu sein. Aber in linguistischen Zeitschriften dürfte sie ver-gleichlich sich auch brauchbaren Resultaten umhauen; wenn sie die letzten Fragen der Sprachwissenschaft beantwortet sucht, kann sie in diesen ganz streng sachmäßig gehaltenen Blättern keine Beleh-rung finden noch — wir glauben damit diesen Zeitschriften, deren Verdienste wir um keinen Preis herabsetzen möchten, danach eher ein Lob als einen Vorwurf zu machen — erwarten. Um so mehr freut es uns, die „Zeitschrift für Völkerverpsychologie“ auch in diesem Hefte auf den alten Bahnen zu finden.

Hans v. Holzogens Arbeit, die sich durch einen lebhaft pei-terten Stil auszeichnet, stellt in der Kürze zusammen, was bisher über den Ursprung der Indogermanen gesagt war. So lange die ersten Kapitel der Völkerei die Meinungen des Gelehrten ver-schaffen durften, galt Äthen als Wiege der Menschheit, mitten aus der Indogermanen. Nicht wesentlich wich davon die indogermanische vergleichende Sprachforschung bis auf die jüngste Zeit ab, der das Sanskrit sich so in den Vordergrund stellte, daß wenn nicht Indien selbst, so doch das nördlichere Land etwa um den Hindukush und Belurudagh als Heimat des vielverzweigten Völkervorstahes angesehen wurde. Man erkannte eine sprachliche Einheit, man fand im Griechischen eine Sprache, die gegen das Sanskrit gehalten jung und modern erschien, aber darum eine Verbreitung des Sprachstammes von Indien her anzunehmen war, wie v. Holzogen sagt, ebenso berechtigt, wie der Schluß, „daß die Italiäner aus Island stammen, weil die 500 Jahre ältere Sprache der abgelebten nördlichen Insel „allertüm-licher“ sich ausnimmt als die flinke Konversationsprache des lebhaftesten Italiäners.“ Der geistreiche, leider zu früh verstorbene Lazarus Weiger erhebt sich im Bereich mit dem Dritten Kathan zuerst gegen diese Ansichten. Er wollte, daß die kleinere Hälfte der Indogermanen von der größeren, die die ahasischen von den europäischen abstammten. Er hat dies auf Grund eines von ihm nur fünfzehnten indogermanischen blondhaarigen, blondäugigen Typus gethan, den er in Äthen verknüpft finden will. Dieser Typus ist wie die Rassenbilder in Hödels „natürlicher Schöpfungsgeschichte“ von Weiger zu seinem Zwecke — erfunden. Will er die europäische Heimat der Indogermanen durch das nachweislich ursprünglich fehlende Wort für Salz und damit für Meer beweisen, so wohnt man im alten Baktrien auch etwa 150 Meilen vom Kaspischen See. Worte für ahasische Thiere können, da die Objekte später dem Auge entwandten, sehr gut in Vergessenheit gerathen sein, um wie Tiger und Kameel, wenn die Thier

*) Berlin, Fried. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

nierter bekannt wurden, durch Fremdworte ersetzt zu werden. Die Pflanzennamen, welche Gelsier für gemeinsam erklärt, sind weder gemeinsam noch auf bestimmte Pflanzen überall angewendet und endlich ist es natürlich, „daß wir Lotus und Bambus nicht mit ursprünglichen Namen nennen, da wir sie zu Hause nicht in Fluß und Wald haben.“

Hans v. Holzogen hat auf eine andere Beweisführung für die asiatische Heimat der Indogermanen aufmerksam gemacht, auf die Handhaben, welche die gemeinsame Mythologie bietet, und mit Recht. Besonders ist es hier der Kampf mit dem Traken, ursprünglich die mythische Erklärung und Auffassung des Gewitters. In der vedischen Zeit spielt er eine bedeutende Rolle, in der Zendreligion wuchert der Mythos geradezu. Den Griechen fehlte die Gluthilfe in der schrecklichen Form der asiatischen Heimat, hier schrampte auch der Gewitterdrache zusammen, er wurde seinem Wesen ganz heterogen zur Wasserchlange, zu Hydra, und aus dem Repräsentanten des erdrückenden Sonnenfeuers wird eine Echlärä, ein Name, der die „Winterliche“ bedeutet. In Deutschland vollends war für ihn kein Platz. Der Winter, den der Sonnengott Sigurd besieg, ist doch durch den gluthspendenden Hahnir schlecht vertreten. Wenn er in Frühling die schlummernde Naturkraft, Dornesbüsch — Brunnbild mit seinem Kusse erweckt, was hat da noch die Wabersche, die sie in ihrem Winterschlaf umgibt, für Sinn, die in der alten asiatischen Heimat allerdings am Orte war! So hat v. Holzogen gezeigt, läßt sich durch die vergleichende Mythologie ein Beweis für die asiatische Herkunft der Indogermanen führen. Mögen weitere Ausführungen diesem geistreichen Versuche folgen. n.

Stalien.

Schwarze Bilder aus Rom und der Campagna.)

Diesmal, Gott sei Dank, kein Beitrag zur Geheimgeschichte des Vatikanums, keine Enthüllungen über die Entstehung der riestlichen Unschöpfung, nichts überhaupt, was mit den „Schwarzen“, auf die dormalen Alles abgeht, irgend wie im Zusammenhang steht. Rein diese schwarzen Bilder sind trauliche und freundliche Andenten, die ein paar deutsche Künstler auf ihren Streif- und Studienjahren unter den Manern der ewigen Roma aufgelesen und heimgetragen haben; schwarz nur deshalb, weil sie in der durch Kennefals Schöpfungen weit und breit belackten Gehalt von Schattenriffen vor und treten. Zwei muntere Gesossen, die sich in und um Rom haben wohl sein lassen, thau sich frisch neig inmanen, was ihnen auf den uralten Heerstrafen und auf den weiten stillen Weideplänen der Campagna, beim Zeichnen unter lorchumbuchten Ruinen und bei der Pfaff in ländlicher Cheria kegeguet an Charakterfiguren von Mensch und Thier, das bringt der Eine kurz und gut mit Griffel und Schere zu Papier, der Andere macht seinen runden Vers dazu, und so kommt ein Buch zu Stande, das nun in fast zu prunkvollem Gewande gar hübsch sich präsentiert.

Da gehen sie, einzeln und in Gruppen, an uns vorüber, jene Gestalten, die aus den Bildern der Maler und den Beschrei-

bungen der zahllosen Wanderbücher über Rom Niemandem unbekannt sind: die trogigen Schaf- und Rinderhirten zu Fuß und zu Roß, den Stachelstab in der Faust, mit dem sie ihre langgebräunten, silbergrauen Stiere regieren; die braunen Feldarbeiter, die weithin von den samnitischen und sabinschen Bergen herab in die latinschen Gefilde hinabsteigen, um, von der fieberhaften Malaria bebroht, den tonetti di campagna die Ernte einzuschleuern; die povora gente der Reiß- und Kräutersammler, Weiber, Mädchen, halbwegsige Buben und Kinder bis zum Esäugling, der auf dem Kopf der Mutter im flachen Korbe seine kleinen Glieder jubelnd reckt; dagwischen das getreue, von allen Familien gliedern abwechselnd, oft auch von Vielen der Jüngeren zugleich gerittene Graubücker. Da halten sie vor der einsamen Campagna-Ostrie, die ledere Reiter mit dem haubigen Epithum auf den knauen, schwarzen Feden, und schlürfen in der Sonnengluth den erquickenden Tranf, den ihnen Sera Checca, die schlaffe Tochter des Maefiro Crispe, darreicht, und schwagen mit ihr und schelten auf die hohen Preise: „Hört Chechina“, ruft halb im Scherz, halb im Ernst der eine Gefell mit jener auch dem gemeinsten Mann in Italien geläufigen Spötterzunge:

„lagt doch Eurem Vater,

Dah er lieber in die Berge ziehe

Und den Brigantaggio eulich tinea.“

Da raffen sie heran, die ungefügen knarrenden Rädergestelle altklassischer Gehalt, der Beincarettino mit

jenen schlanken

Bässern, die den Wein von den Kaffelen

Abents in die durstige Stadt bernieder bringen;

der Käse- und der Milchfarten, endlich jenes Ochsengepaun, das Leopold Roberts köstliches Erntebild Jedermann vertraut gemacht hat. Da sehen wir sie beim Spiel und der Erholung, die Campagnolen, in der Schenke unter dem Zeichen des Hahnes mit dem lustigen Hauspruch: Quando questo gallo canterà, allora credenza si farà, was der Poet unserer „schwarzen Bilder“ vernehmlich: „Wenn dieser Hahn zu früh anfängt, wird hier erst Wein umsonst geschenkt.“ Im eisrigen Bocciaispiel oder im hüzigen Zingergefracht der Morra, in den feurigen Bindungen der Tarantella bewegen sie sich vor uns; wir hören die schlichte alte Weise, in der die Pfeife und der Tadelack der Pifferari erklingt, wenn sie zur Adventzeit aus dem Giorclarenlande des Sammitergebirgs hinabsteigen nach Rom, um vor dem Bilde der Madonna die Novenen zu singen und zu blasen, jene Weise, die man leicht aus den Versen unseres Buches heraushört:

Wie Maria! Von den Bergen flogen

Deine äinen Hirten und Carrettieri —

Hüte da derweilen Pferd und Ziegen,

Offene Da die Hände der Herrschaft!

Plaudernde Weiber am Brunnen, Eremit und Pfäfflein, Jeder in seiner Weise fleißig im Weinberge des Herrn, bilden den würdigen Schluß der Gallerie, die an Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Weniger glänzend als in der Wahl seiner Bilder war der Zeichner, Maler Fritz Schulze, in der Ausführung. Gar zu leicht und schlank und glatt erscheinen seine Figuren; es mangelt ihnen das individuelle Leben und das charaktervolle Gepräge, durch welches Paul Konewka seine schwarzen Umrisse zu wirklichen Gestalten zu erheben wußte. So zerfällt neues Schuhwerk, so straffe, nette Kleidung, wie sie diese Schulz'schen Campagnolen fast ohne Ausnahme tragen, bekommt man in Wirklichkeit um Rom herum nicht allzuhäufig zu sehen. Dafür stehen aber Männer und Weiber der Campagna di Roma weitauf gar solidem Bein-

*) Schwarze Bilder aus Rom und der Campagna. Zeichnungen von Fritz Schulze, in Holzschnitten von Professor Bährner; Text von Walter Gierke. Leipzig, A. Dör, 1874.

gestellt als die Schattenrisse dieses Bilderfestes. Besser ist es Gustav Flörke, dem Dichter, gelungen, den kraftvollen Vokalton zu treffen, der sich für Latiums gewaltige Helden- und Herrscherwiege eignet, am besten da, wo seine Verse, an klassische Weisen anklingend, etwas von der mächtigen Harmonie wiederzugeben suchen, die jedem verständnißvollen Besucher aus den hebräen Linien und Formen dieser unvergleichlichen Einöde feierlich entgegenläutet.

England.

Englische Baugenossenschaften.

Da haben wir endlich ganz vernehm gedruckt und im trockenen deklamatorischen Stile gehalten eine Broschüre*) über den vieltausendfachen wirtschaftlichen und sittlichen Segen Englands, der unter dem Namen Baugenossenschaften auch für Deutschland seit mehr als zwanzig Jahren gepredigt und bis zum Ueberdruß der Verwirklichung gegen Wohnungsnoth und deren unzählige verderbliche Begleiter empfohlen ward. Ich für meine Person habe auf diesem Gebiete theils von England aus, theils später in Berlin mein Möglichstes gethan und auch zu manchen Versuchen Männer und Mittel in Bewegung gesetzt; aber sie erwiesen sich theils zu schwach, theils wollten sie's besser wissen. Und so kamen endlich alle Deutschen, wenigstens alle Berliner Baugenossenschaften gradezu als Gegenheile der englischen heraus, nämlich als Spekulationen von Gründern und ihrer Aktionäre für ihren Vortheil und zum Nachtheil der Wohnungsbedürftigen. Die Berliner Baugenossenschaften, welche jezt die deutsche Reichshauptstadt umzingeln, haben den Baugrund unerschwinglich vertheuert und die Kartoffelbauern und Bauernfelder in Wästen verwandelt, aus denen hier und da einzelne Villen, aber noch mehr Ruinen halbfertiger Häuser und mit Auftrast überwucherte Baustellen hervorragen. Das kommt davon, wenn man nur aus dem Nachtheile Anderer Vortheile ziehen will. Selbst deutsche Baugenossenschaften, die nach englischem Muster angelegt werden waren, wurden hernach von Gründergeiz in Aktien-gesellschaften verwandelt, in das Gegeuch ihrer Jürede.

So viel ich weiß, hat man in Deutschland alle die massenhafte Belehrung über das Ziel und den Segen englischer Baugenossenschaften verachtet und überall Aktienpekulationen daraus gemacht. Man hielt sich eben für viel klüger und glaubte aus der Wohnungsnoth möglichst hohe Gröndergewinne und stillenöndere Dividenden herauszuquetschen. Die Folgen sind bekannt, werden aber wohl noch bekannter werden, so daß man nun wohl endlich sich um die Einrichtungen bekümmern wird, welche vieltausendfachen Segen in schuldenfreien Grundbesitzern aufzuweisen haben. Ungezählte Tausende von englischen Baugenossenschaften haben sich, nachdem sie ihren Mitgliedern ihre Häuser gebaut oder ihnen ihr Geld mit hohen Zinsen zurückgegeben, aufgelöst. Im Anfang des Jahres 1873 gab es noch 2000 englische Baugenossenschaften mit etwa 500,000 Mitgliedern. Ein Verein für Baugenossenschaften bestand aus zweihundertzwanzig einzelnen Vereinen mit zusammen mehr als 100,000 Mitgliedern. Die Birkbeck-Gesellschaft Londons hatte vor drei Jahren 23,000 Einleger, 1700 Vorger und über fünf Millionen Thaler Hypothekenkapital.

Dazu kamen die National-Landgesellschaft mit 7 Millionen Thaler Aktien und 3 Millionen Thaler Derositen, die permanente Gesellschaft zu Leeds, nebzehn permanente Gesellschaften zu New-Bastle, ebenfalls mit Millionen Thaler von Einlagen, sowie voll eingezahlten Anteilen, Anleihen und Hypotheken-Darlehen, zwölf permanente Gesellschaften in Sheffield, 88 Gesellschaften in Schottland mit mehr als 20,000 Mitgliedern, als mit bedeutenden Mitteln aus den Erparnissen ihrer Mitglieder, welche immer nur diesen und nicht etwa Gründern und Aktionären zu Gute kommen. Tausende solcher Gesellschaften in England seit dem ganzen Jahrhundert bewährt und erprobt und in Deutschland trotz aller vieljährigen Belehrung, Ermahnung und Auegung noch nicht eine einzige! Dafür gesteigerte Wohnungsnoth, gesteigertes Verderben mitten in den Großstädten und ringsherum im Unbebaubaren Banstetten, Wästen und Ruinen.

Also nun wirds wohl wirklich Zeit, diese englischen Baugenossenschaften kennen zu lernen.

Dr. Ernst v. Plener, schon vortheilhaft bekannt durch seine Broschüre: „Die englische Fabrikgehegung“ hat sich nun des Verdienstes erworben, dieses englische Baugenossenschaftswesen nach englischen Quellen und Autoritäten ganz trocken faßmännlich, gleichsam in mathematischen oder arithmetischen Sätzen darzustellen. Nachdem er die Mängel der betreffenden Vorsehungen beleuchtet, stellt er zunächst die terminablen Gesellschaften dar. Die waren ursprünglich Vereine, welche nach Art der Sparvereine jedem Mitgliede den Erwerb eines Hauses sichern wollten und sich nach Erreichung dieses Zweckes auflösten. Er beleuchtet uns über die Art, wie diese Zwecke verfolgt und erreicht wurden. Er giebt gewissermaßen die rein mathematische Form, in welcher sich eingelegt und ausgelegt Gesellschaftskapital in verschiedenen Formen denken und wie durch Prämien Veranlagungs- und sonstige Kosten bestritten wurden und werden. Aus der verschiedenen Art des Prämienabzuges entwickelten sich verschiedene Formen dieser terminablen Gesellschaften, über welche und der Verfasser ebenfalls genaue Auskunft giebt.

Im strengeren Sinne sind die von Dr. Borkett im armen Osten Londons gegründeten Gesellschaften wahre Baugenossenschaften, da alle Mitglieder nur des Hauswerbs wegen einzahlen, während die andern auch bloß als Sparkasten benutzt werden können. Die Borkettereine beruhen ganz eigentlich auf Wechselseitigkeit. Man subskribirt mit zwei Pfund jährlich, auf welche Vorläufe bis zu 200 Pfund durch das Loos bestimmt und aus der Gesamtjahrsubskription geleistet werden. Rückzahlung in Zehnjahresraten à zwanzig Pfund ohne jede Verzinsung bei Darlehn. Die Fortsetzung der Subskription und die Rückzahlung der Vorläufe lassen die Gesellschaftsbeiträge zu zehn Prozent Zinszins anwachsen, so daß Vorläufe früher als aus der kleinen Gesamtjahrsubskription ertheilt werden können. Die Mitglieder setzen ihre Subskription so lange fort, bis das letzte Mitglied seinen Vorlauf erhalten hat, und dann wird ihnen im umgekehrten Verhältnis zur Zeit der Vorlaufvermehrung der Gesamtbetrag ihrer Subskription, aber auch ohne Zinsen zurückgestellt, d. h. das Mitglied, welches den ersten Vorlauf erhalten hat, d. h. am ersten in den Besitz eines Hauses gekommen ist, erhält seine Subskription erst am Ende der Gesellschaft, d. h. nach Zurückzahlung des letzten Vorlaufes zurück, während das letzte Mitglied zugleich mit dem Vorlaufe auch seine Subskription zurück erhält.

Jedes Mitglied ist hier also zugleich Einleger und Vorger, nur daß beide Funktionen geschäftlich auseinander gehalten werden. Als Einleger subskribirt er jährlich zwei Pfund oder

*) Englische Baugenossenschaften von Dr. Ernst v. Plener. Wien, G. Gerolds Sohn, 1873.

bringt er der Gesellschaft jährlich eine kleine Summe aus lange Zeit, um als Berger eine größere Summe, gewöhnlich 300 Rthl. auf kurze Zeit als Voranschlag zu erhalten. Beide Darlehne sind der Form nach jinklos. Da nun aber der Voranschlag mehr beträgt als die Gesamtschuldschreibung, so besteht der eigentliche Gewinn in der Jinklosigkeit des Unterschiedes beider Summen. Dies wird durch Beispiele noch deutlicher gemacht. Einige Unregelmäßigkeiten darin, wie in den terminablen Genossenschaften überhaupt, führten zu den permanenten oder offenen Baugesellschaften, welche zu jeder Zeit neue Mitglieder als Einleger und Berger aufnehmen. Für das einzelne Mitglied ist allerdings in jedem eine zeitliche Grenze gesetzt, als die Kündigung der Einlagen nach einer bestimmten Zeit schließt und die Annuitäten der Berger nur einen bestimmten Termin hindurch dauern. Dadurch wird die permanente Gesellschaft eine terminable für jedes einzelne Mitglied. Mit dieser Erweiterung des Wirkungskreises verliert sich eine allgemeine Umbildung der Baugesellschaften. Die Scheidung zwischen borgenden und einlegenden Mitgliedern verliert sich, so daß die finanziellen Operationen der Gesellschaft sich mit der gewonnenen Freiheit der kapitalistischen Bewegung auf das Publikum ausdehnen, insofern letzteres durch Depositen und andere Kreditgeschäfte mit hineingezogen wird. Jeder kann zu jeder Zeit einlegen und sein Guthaben auch leicht zurückziehen. Im „Planet“, einer der größten Baugesellschaften Londons, ist nur eine einmahlige Kündigung für Einlagen und eine dreimonatliche für Depositen nötig. Angekaufte Einlagen können auch als Depositum stehen bleiben, für welche von der Gesellschaft nach fünf Jahren fünf bis sieben Prozent verzinst werden. Der Zinsgewinn über die Verzinsung geht sich dabei aus den Zinsen und Prämien der Berger zusammen und kommt in der Regel den Einlegern allein zu Gute.

Außer den Einlagen werden Depositen zu jedem Betrage von zehn Silbergrößen bis zu 12,000 Thalern angenommen und mit 4 bis 5 Prozent verzinst. Gute, bewährte Gesellschaften können dadurch zu einem Kreidite und zur Vernehmung geborgten Geldes, der bei einzelnen Instituten bis in die Millionen Thaler reicht. Neue und neueste gesellschaftliche Bestimmungen darüber sichern gegen damit verbundene Gefahren. Ein Hauptvortheil dieses Kreidites besteht darin, daß die Gesellschaften damit viel borgenden Mitgliedern helfen können.

Hier können wir uns nicht darauf einlassen, die verschiedenen Entwicklungssysteme und Gesellschaftsformen dieser Baugesellschaften auseinander zu setzen. Dafür ist eben die Pfleiersche Brochüre als kurzer, nüchterner Erklärer da. Wir wollen hoffen, daß diese, so genau auf die Bedürfnisse der arbeitenden und Tredelnden praktisch wirkt, viele zahlreichen Volksschichten durch ihre Mahnungen und Anregungen. Es wird endlich Zeit in England, nachdem es schon lange viel zu spät gewesen. Die englischen Baugesellschaften haben und erfüllen wesentlich den Zweck, den arbeitenden und Mittelklassen schuldenfreien Hausrath zu ermöglichen. Wenn nun, wie Herr v. Pflener einseitig zugunsten treffend sagt, viele zahlreichen Volksschichten durch den Hausrath eine gewisse Stabilität erhalten und es zugleich den bessern Arbeitern möglich gemacht wird, wenigstens in einer Zeit des Verbrauchslebens in die besitzende Klasse aufzuarbeiten und damit in einem Theile ihrer Wirtschaft den Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital zu überwinden, so wachsen der Gesellschaft neue, erhaltende Elemente zu, welche durch Selbstthätigkeit und wirtschaftliches Gedeihen die besten Stützen sozialer Ordnung sind. Der Besitz eines eignen Hauses macht auch den Erwerber nicht bloß gesellschaftlich konservativ, sondern

erzeugt auch ein Bewußtsein menschlicher Unabhängigkeit und damit die beste Bürgschaft für wahrhaft freie Zustände. In stiller Beziehung vollends kann das individuelle Hauseigentum nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Kraft des mit Recht so sehr gerühmten englischen Familienlebens beruht zum größten Theile auf der Thatfache, daß jede Familie bis zu den besseren Arbeitern hinab ein selbstständiges Haus bewohnt und von den verderblichen Einflüssen festländischer Miethsgenossenschaft befreit ist.“

Alle oft, wie gründlich, wie anschaulich, nach der einen Seite wärmend, nach der andern beherbernd ist dies gesagt worden! Ein um so gründlicheres Verdammungsurtheil deshalb über alle die blindgelistigten Gründer, actionären Betrüger und Betrügern, welche in Deutschland kein Körchen von diesem reichlich und wiederholt für Deutschland ausgestreuten Segen aufkommen ließen, sondern dafür die Umgebungen der Großstädte in Wästen mit unkeusbaren Baupfellen verwandelten. Dr. G. Beta.

Oliver Goldsmith von John Forster.

Die Collection of British Authors Tauchnitzs Edition bringt in ihren voll. 1832 und 1833 (Leipzig 1873) ein Werk, das in England seit einem Vierteljahrhundert bekannt und geschätzt ist. „Oliver Goldsmith und seine Zeit (The Life and Times of O. G.) von John Forster.“ — Wer in Deutschland von der Biographie des geist- und gemüthvollen Verfassers des Vicar of Wakefield spricht, denkt unwillkürlich an das kostbare Büchlein Washington Irving's. So anspruchsvoll und geistvoll zugleich wie O. Goldsmith, ist so leicht kein anderer Schriftsteller gewesen, so kongenial war selten ein Biograph seinem Helden wie Irving dem Goldsmith, und so ist denn diese Werke einer Biographie in Deutschland besonders durch die Veröffentlichung in Tauchnitzs Collection (Leipzig 1850), ferner durch eine von mehreren verankerkte Uebersetzung bekannt geworden, die zwar nicht ganz tadellos, aber doch ein Werk bringender Treue ist: diese Uebersetzung (Berlin 1858, G. Merz) ist durch sehr entsprechenden Kuferes demerbar und mit dem bekannten schönen Portrait des wenig schönen Mannes geschmückt.

Diese Uebersetzung indeß wie jene Publikation bei Tauchnitz geben die Arbeit Irving's bereits in der verbesserten Gestalt, wie sie der Autor der Gesamtausgabe seiner Schriften eingezeichnet. Irving nämlich konnte zu einer neuen Bearbeitung seines früheren Werkes zwei inzwischen erschienene Darstellungen desselben Gegenstandes, die von James Prior und die von John Forster benutzen. Dies sagt Irving in der Vorrede vom J. 1849.

Irving erkannte die Forstersche Biographie als eine so gelungene Leistung an, daß er nur, weil er durch die frühere Elzige gleichsam gebunden wäre, noch einmal Hand an denselben Stoff legte. Forster habe „mit einem Geist und Gefühl, mit einer Beredsamkeit und Kunsth geföhrt, welche nichts zu wünschen übrig lasse. Leser, welche eine ausführliche Behandlung, begleitet von kritischen Untersuchungen und erläuternden Thatfachen verlangen, mögen sich zu Herrn Priors umfassenden Bänden oder zu Herrn Forsters anmutigen Buche wenden.“

Forster widmete seine 1848 erschienene Biographie Goldsmiths seinem genialen Freunde Dickens, dem er gleichfalls seinen ein demnachst zu besprechendes ausführliches Denkmal in Biographischer Gestalt gesetzt hat.

Vorgangest hat Tauchnitz dem Buche einen Brief von

Dikens an Forster, ein nicht ganz mühelos zu entzifferndes Facsimile.

Da die beiden Bände in T. Coll. in zweispaltigen, ziemlich kompakten Kolonnen gedruckt sind, so ist der Inhalt umfassender als es dem Kupferen der Bände nach scheinen würde.

Ein weiteres Eingehen auf das, was das Buch bringt und enthält, halten wir um so weniger für nötig, als wir dem Freunde Goldsmiths und der englischen Literatur eben nur Dinge sagen könnten, die er seit Langem aus den Originalwerken kennen gelernt haben kann. Möge es genügen, auf das Werk Forsters von Neuem hinzuweisen, und denjenigen insbesondere, der durch Trevings kleineres Buch den Gegenstand lieb gewonnen hat, darauf aufmerksam machen, daß er in Forsters nunmehr so leicht zugänglichem Werke eine höchst erwünschte Ergänzung und in Anbetracht der vielen daselbst mitgetheilten Anekdoten und Urkunden einen sehr reichhaltigen Kommentar zu Trevings genialer Skizze besitzt. B.

Frankreich.

Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich.

L

In einer Sitzung der „Ecole libre des Sciences politiques“ zu Paris wurde durch Herrn Gabriel Monod ein Vortrag über die Möglichkeit einer Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich gehalten, den die *Revue politique et littéraire* veröffentlicht und den wir im Folgenden seinem wesentlichen Inhalte nach wiedergeben. Die darin an den französischen Zuständen geübte ehrliche und rückhaltlose Kritik, wie der Hinweis auf Deutschland, den zu führen in solcher Zeit einem Franzosen recht schwer werden muß und der von einer großen Unabhängigkeit des Charakters Zeugnis giebt, machen den Aufsatz in mehr als einer Hinsicht für den deutschen Leser interessant.

Herr Monod beginnt seinen Vortrag mit der Anerkennung, daß eine der brennendsten Fragen seines Vaterlandes die Reform des öffentlichen Unterrichts sei, fügt aber hinzu, kein Zweig des Unterrichtswesens sei im höheren Grade dieser Verbesserung bedürftig, als der höhere Unterricht.

„Um die Wahrheit zu sagen“, fährt er fort, „muß ich eingestehen, daß wir in Frankreich einen höheren Unterricht im eigentlichen Sinne des Wortes nicht besitzen. Wir wählen unter den Professoren der verschiedenen Fakultäten sehr bedeutende Männer, unsere Spezialschulen haben eine Berühmtheit erlangt und verdienen noch jetzt alle Achtung, aber wir besitzen kein höheres Unterrichtswesen, das in einer Weise entwickelt und organisiert ist, wie es sein müßte, um für die nationale Erziehung eine allgemein wirksame Rolle zu spielen. Wenn ich mich nicht irre, so giebt es mit Ausnahme Frankreichs und der Türkei in allen europäischen Ländern Universitäten, d. h. große wissenschaftliche Anstalten, an denen alle Zweige menschlichen Wissens vertreten sind. Diese Anstalten werden vom Staate unterhalten, der Unterricht an denselben wird in seinem Namen erteilt, sie besitzen jedoch eine große Autonomie. Hierher kommt die Blüthe der Nation zur Vervollendung der Erziehung, hier erhält die Jugend die höchste allgemeine Bildung und den tiefsten Spezialunterricht, und wer hier nicht drei bis vier Jahre studiert hat, kann nicht allein keine höhere Staatsanstellung erhalten, nicht Jurist,

Kunst, Prediger werden oder ein höheres Lehramt bekleiden, er hat auch nicht einmal Anspruch auf den Ruf eines wissenschaftlich gebildeten Mannes. Die Universitäten bilden nicht für die praktische Thätigkeit aus, sie erteilen aber den Unterricht, ohne dessen Grundlage man nicht im Stande ist, sie genügend auszufüllen. Sie sind die Quelle und der höchste Ausdruck des intellektuellen Lebens eines Landes.

Die bauschäftlichen Merkmale eines in dieser Weise eingerichteten höheren Unterrichtes sind: 1) die Einheit, denn er vereinigt alle Zweige menschlichen Wissens und stellt eine innige Beziehung und Wechselwirkung zwischen ihnen her; 2) die Allgemeinheit, denn er thront über der Entwicklung der gesammten intelligenten Jugend des Landes ohne Unterschied der Parteien und Meinungen; er ist für sie ein notwendiger Durchgang, eine unerlässliche Vorbereitung für ihre spätere Laufbahn; 3) die Uninteressiertheit an allen direkten Vorbereitungen zum Examen und zu den praktischen Funktionen, welche die Professoren von ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen abziehen und in besonnenem Maße das Niveau ihres Unterrichtes herabdrücken; endlich 4) die dem Lernenden wie dem Lehrenden gleich nöthige Freiheit, die dem Ersteren gestattet, seine geistige Nahrung seinen Anlagen und Bedürfnissen gemäß zu wählen und zu verändern, dem Letzteren erlaubt, seinen Unterricht den wünschenswerten Fortschritten der Wissenschaft entsprechend zu gestalten. Die Universitäten müssen von der einen Seite mit dem Staate zusammenhängen, denn sie sind wichtige Organe des gesammten nationalen Lebens und repräsentieren die ganze Gesellschaft, sie bedürfen aber gleichzeitig der Autonomie zur Wahrung der Würde und Unabhängigkeit der Wissenschaft. — Wenden wir nun unsere Blicke nach Frankreich, so sehen wir in dem Lande, welches dem mittelalterlichen Europa das Muster einer Universität gegeben und es dem modernen Europa vorbildet, den höheren Unterricht aller Jochen dafür angeführten Merkmale baren. Er besitzt keine Einheit, denn die fünf Fakultäten unserer Akademien sind selten um einen Mittelpunkt vereinigt und haben unter einander nur eine administrative Verbindung. Außerdem repräsentieren die Fakultäten auch nur einen Theil des höheren Unterrichtes, der gleichzeitig auch noch durch Spezialschulen erteilt wird, als da sind: l'Ecole normale, l'Ecole polytechnique, l'Ecole des chartes, l'Ecole des hautes Etudes, das Muséum, das Collège de France. Der höhere Unterricht hat ferner keine Allgemeinheit. Die Studenten der Rechte und der Medizin stehen in keinerlei Beziehung zu den Schülern der Spezialschulen; die große Masse der Jugend treibt keine höheren Studien, man kann Geistlicher, Beamter, ja selbst Professor werden, ohne ein solches Studium absolviert zu haben. Die Verbindungen zu den Fakultäten der Fakultäten, um zu den Prüfungen zugelassen zu werden, sind lediglich ein fakultätliches Recht und machen den Besuch der Kurse durchaus nicht obligatorisch; eine große Anzahl der Studenten der Rechte und der Medizin kommen durchs Examen, ohne den Kursen ihrer Schule gelöst zu sein. Man darf ohne Uebertreibung sagen, es könnten alle Fakultätskurse unterdrückt werden, ohne daß dadurch wesentlich eine Verringerung in der Art und Weise, wie unsere Jugend ihre Studien betreibt, hervorgerufen würde. Unser höherer Unterricht ist ferner durchaus nicht uninteressant, die praktische Frage und die Vorbereitung fürs Examen steht dabei in erster Linie. Das Collège de France, das Muséum und l'Ecole des hautes Etudes sind die einzigen Anstalten, in denen es nicht zu den Funktionen der Professoren gehört, für das Examen vorzubereiten oder es abzunehmen. Die Spezialschulen sind ihrer

Natur nach Vorbereitungen für das Examen, und in den Fakultäten ist das Unterrichten der untergeordneten Theil im Tätigkeitskreise der Professoren, in erster Linie sind sie Examinatoren. Mit seltenen Ausnahmen sind ihre Kurse daher einfache Vorlesungen der in den Examen vorkommenden Gegenstände, die aus wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch machen, sondern einen rein rechnerischen und literarischen Charakter haben, sie sind weniger für Studenten berechnet, als für das, was man das große Publikum nennt, d. h. für einen Zuhörerkreis, dem es mehr darum zu thun ist, sich zu unterhalten, als sich zu unterrichten. — Was nun endlich die nothwendigste Bedingung zur glücklichen Entfaltung des höheren Unterrichtes, die Freiheit, anbetrifft, so fehlt sie dem unsrigen ganz und gar. Sie kann nicht existiren in Spezialschulen, wo die Lehrer notwendigerweise ein genau vorgeschriebenes Programm haben müssen und wo alle Schüler gezwungen sind, denselben Vorlesungen beizumohnen. Wieder sind es nur die drei bereits erwähnten Anstalten, welche eine gewisse Autonomie haben, ihr Einfluß ist jedoch auf einen sehr engen Kreis beschränkt. Die Fakultäten stehen in der engsten Abhängigkeit vom Ministerium, sie haben so gut wie gar keinen Einfluß auf die Wahl der Lehrer, sie haben über keinen Theil des Budgets freie Verfügung; sie haben fast keine Freiheit hinsichtlich der Organisation ihrer Kurse und der Aufstellung ihres Programms. Von einem Wettstreit, von dem das Leben und der Fortschritt der Universitäten abhängt, kann bei ihnen mithin keine Rede sein.

Und doch ist ein tüchtiges, geregeltes höheres Unterrichtswesen von einer ungeheuren Wichtigkeit für ein Land. Es giebt die nationale Einheit, es ist der Mittelpunkt, um den sich die gesamte Jugend des Landes versammelt, wo sie sich kennen lernt, wo sie Gemeinschaftsbünde für das ganze Leben knüpft, wo sie sich gewöhnt, die Unterschiede der Provinz, der Familie, der Partei, der Religion, der Klasse zu vergessen, und den Ideen der Wissenschaft und der Liebe zum Vaterlande untergeordnet. Diese Einheit des Denkens und Empfindens erstreckt sich nun aber nicht blos auf die Besucher der Universitäten, sondern theilt sich dem ganzen Volke mit, denn die hieselbst gebildeten Lehrkräfte tragen die Ideen und die Methode des höheren Unterrichtes in sämtliche Schulen des Landes. Der wissenschaftliche Geist durchdringt auf diese Weise alle Stände und Schichten des Volkes. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man glauben, er müsse für die Elite vorbehalten bleiben und sei im Elementarunterricht überflüssig. Der wissenschaftliche Geist ist keineswegs, wie man in Frankreich vielfach zu glauben scheint, der Hang zu gelehrten Speculationen; er ist der Geist der Unterscheidung, der Kritik, der Methode, der Unterordnung unter gebührend beobachtete, sorgfältig gesammelte und zusammengefaßte Thatsachen; die Liebe zur Erforschung der Wahrheit, der Haß gegen Vorurtheil, Schlenkerian und Phrasen. Dieser Geist ist im Elementarunterricht so nothwendig wie im höheren. Der Grad seiner Verbreitung durch ein Land ist der Maßstab für dessen geistige Lebenskraft, und er kann nur ausgehen von den Universitäten, von den Professoren und Gelehrten ergießt er sich in das Volk. Die gegenwärtige Ueberlegenheit Deutschlands hat in unseren Augen keine andere Ursache. Nieman sagte im Jahre 1867, die Universitäten wären es, die bei Sadowna gestiegen hätten. Wir kennen heute noch andere Schlachtfelder, auf denen die deutschen Universitäten den Sieg davon getragen haben, indem sie einem Lande, dessen historische Traditionen und dessen materielle Einheit zwarhin Mai zerbrochen waren, die moralische und intellektuelle Einheit gaben.

Statt Einheit zu schaffen, ist unser höherer Unterricht ganz im Gegentheil dazu angethan, Zwiespalt hervorzurufen. Er trennt die bevorzugten Repräsentanten der Jugend von deren Masse und sperrt sie in Spezialschulen, welche so recht eigentlich die Brutstätte für den Geist der Ketzereien und der vornehmen Ausschließlichkeit sind. Der Gehmact an wissenschaftlichen Forschungen und die Gewohnheit, sich ihnen hinzugeben, wird als im Widerspruch mit dem Zwecke eines Professors betrachtet; statt die Professoren durch den höheren Unterricht zu bilden, zwingt man sie, direkt in den Secundar-Unterricht einzutreten, sei es als Regenten eines Kollegs oder als Studienmeister. Statt der lebendigen Einheit, welche die aus den freien Beiträgen an den Universitäten geschöpfte gemeinschaftliche Begeisterung und Lust am Forschen und Lernen giebt, hat man die totale Einheit geschaffen durch die Unterdrückung jeder individuellen Initiative, durch den passiven Gehorsam. Die Zöglinge unserer Schulen sind durch kein Band mit den Fakultäten verbunden und der Unterricht an unseren Fakultäten für Literatur und Wissenschaft krankt, wenn er erst ist, an dem Mangel an Zuhörern, oder erniedrigt sich, um sie anzugleichen, zu einer Reihe öffentlicher Vorlesungen, denen man applaudirt wie auf dem Theater.

B ö h m e n.

Gedenkblätter.*)

Wenn es wahr ist, daß man im Alter reiflicher wird, warum sollte es nicht auch wahr sein, daß man im Alter schriftthätig wird, und daß dies eben wahr sein kann, beweist die genannte neueste Schrift Palacky's. Zwar ist das Allermeiste, was sich in diesen Gedenkblättern befindet, schon in früherer Zeit theils gesprochen und theils geschrieben worden, allein darum soll seine Schreibthätigkeit, welche durch das Alter einschuldigt wurde, nicht angezweifelt werden. Wie käme es sonst, daß er, der vor zwei Jahren bereits sein politisches Testament, freilich damals in geistlicher Sprache veröffentlicht, und von dem man geglaubt, daß er damit seine schriftstellerische Thätigkeit beendet, am 4. Mai l. J. ein neues politisches Testament, und zwar in deutscher Sprache niedergeschrieben? Wir Deutsche hätten auf diese Schreibthätigkeit verzichtet können; doch da dieses Testament nunmehr gedruckt vor unsern Augen liegt, so wollen wir ihm in gewisser Beziehung dafür Dank wissen. Leidet wäre es möglich geworden, daß hier und da irgend einer seiner literarischen Parteimänner deutscher Zunge oder irgend ein Schulsekretär und Konferten seinen Haß der Deutschen zu bemänteln gesucht hätten, durch sein „Schlußwort“ hat Palacky ihnen dies für immer unmöglich gemacht, und wenn dies „Schlußwort“, auf welches wir speziell zu sprechen kommen, wirklich das Letzte sein sollte, womit er in deutscher Sprache seine Gedanken kundgegeben, so wird man wenigstens dadurch geschützt sein, sich fernherhin von seinen Wertheidigern täuschen zu lassen.

Bemerke wir auf die Unentfessung dieser „Gedenkblätter“, auf das „Schlußwort“ eingehen, wollen wir die Leser mit dem Inhalte derselben wenigstens theilweise bekannt machen, da Ramesch unsere

*) Auswahl von Denkschriften, Aufsätzen und Briefen aus den letzten fünfzig Jahren, als Beitrag zur Zeitgeschichte herausgegeben von Franz Palacky. Prag. F. Tempfs. 1874.

Generazion unbekannt sein wird und Manches ihrem Gedächtnisse entrückt sein dürfte. So z. B. dürften dem Leser seine „An- und Ansichten der böhmischen Sprache und Literatur vor 50 Jahren“ fremd sein. Wenn er in denselben auch das aufrichtige Gesandnis ablegt, das die gereimten Legenden, die überfetzten, meist moralischen Gedichte, die Romane des vierzehnten Jahrhunderts keine nationale Bedeutung und selbst die wenigen historischen Gesänge, z. B. über die Schlacht bei Gresch 1346, keinen poetischen Werth hatten, so scheint er dies hinterdrein zu bereuen, denn er sagt von drei Poeten, denen er die beste, welche die geistliche Literatur aufzuwecken hat, in auffallender Weise anreicht, daß in ihr kein Distanz anzutreffen sei, daß die weichen Seiten dieses Dichters den kräftigen Anschlag nicht ausbilden, dabei steht er sich aber doch genöthigt, es offen auszusprechen, daß die poetische Hülfszucht bei den neueren Böhmen sich noch nicht zu der Höhe hat erheben können, die in den eben erwähnten Poeten angetroffen wird. So war Palackys Ansicht über die böhmische Literatur im Jahre 1832, und heute? — Heute nach fünfzig Jahren hat diese Nation auch noch keinen Dichter und keinen Schiller als Dichter, keinen Leibniz, Kant und Fichte als Denker. Ueber die Hoffnung, die böhmische Nationalsprache und Literatur zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen, sagt P., daß diese Hoffnung in der schönsten Blüthe vernichtet war. Eine Bestätigung dieser Aussage wiederholt er bald darauf mit der Erklärung, daß der neuböhmischen Literatur im Ganzen noch jenes lebendige, nationale Colorit abgeht, welches ihr erst einen eigenen Charakter, eine individuelle Haltung verschaffen sollte.

Seine weniger interessanten „Gedenksblätter“ über die Gründung der böhmischen Museumsgesellschaft u. s. w. übergehend, gelangen wir zu einem Kapitel, das den Fibern der Zeit und dem Inhalte nach näher gerückt ist, zu Palackys „Erklärung über die Gleichberechtigung der Nationalitäten“ (1848), um eben Vergleiche zwischen damals und heute anzustellen. Damals unterschrieb er mit den deutschen Schriftstellern in Prag, unter welchen sich Karl Eugen Gertt, Karanda, Alfred Meißner u. a. befanden, eine Erklärung, daß sie die Vereinigung der böhmischen Krone mit dem österreichischen Staate durch das Band der konstitutionellen Monarchie in Geist und Wort aus fruchtbarer Wahrheit wolle, und heute geht sein Streben dahin, aus Böhmen einen selbständigen, mit Oesterreich nur durch eine Föderation verbundenen Staat bilden zu wollen. Damals war er Mitstifter einer Erklärung, nach welcher die von Ferdinand II. 1627 erlassene Landesordnung aufgehört hat, für Böhmen ein Staatsgrundgesetz zu sein, daß die damit verbundenen ständischen Privilegien, Institutionen u. s. w. erloschen sind, daß an Stelle dieser Institutionen eine wahre Volksvertretung eingeführt werden müsse, u. s. w. — und später plaidirte er und seine Partei für eine Landesordnung auf Grundlage der Ferdinanden, und noch später wurde er Mitstifter der samojen Fundamentalartikel. Ein weiteres Dementi gab sich Palacky ferner trotz seiner Erklärung, daß er „bei aller heißen Liebe zu seinem Volke die Interessen der Humanität und Wissenschaft von jeher noch über die der Nationalität stelle“, dadurch, daß er eklatante Beispiele gegeben, wie bei ihm die Humanität vom nationalen Interesse geleitet werde. Diese Beispiele hier anzuführen, dürfte die Tendenz des „Magazins“ überflüssig, welches nur den Inhalt der „Gedenksblätter“ ins Auge zu fassen hat. Die Feier und Palacky werden es uns vergehen, wenn wir ihm hier noch einige Inkonsequenzen vor Augen halten, die wir bald übergangen hätten. Seite 136 der eben genannten Schrift sagt, der Verteidiger der Föderation, der lieber den Bannstich in die Hand, als seinen Weg in ein

Zentralparlament nehmen möchte, daß Zentralisation und Zentralisation überhaupt mit einander Hand in Hand gehen und einander wechselseitig unterstützen, daß beide im Grunde den Sieg des Geistes über die Materie, der einen und einladenden Vernunft über die nennliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände sind. Ferner sagt der Mann, welcher in inniger Verbindung mit den Heubalen steht und für eine theilweise Reorganisation ihrer früheren Rechte einsteht, daß jeder Versuch, sie wieder ins Leben einzuführen, an der Unmöglichkeit scheitern müsse.

Wir übergehen alle anderen Artikel, die bei ihrem Erscheinen seit dem Jahre 1848 bis zum Jahre 1870 in den verschiedensten Blättern sich keiner besonderen Beachtung zu erfreuen hatten und wahrheitsgemäß durch diese Sammlung in Erinnerung gebracht werden sollen, und wenden uns seinem Schlussworte zu, durch welches er sein Herz einigermassen erleichtern will, und das sowohl aus seiner Sprache, als seines Inhaltes willen jedenfalls Beachtung verdient, trotz der Ausfälle gegen die „moderne Wissenschaft“, trotz dem Vergleiche der Macht mit den von ihren Trieben geleiteten Kautheorien. Die Slaven werden dann von ihm als ein Volk geschildert, welches das gar Selbsthaltung Nothwendige zunächst der Natur bringt, insofern der Deutsche dem Nachbar das Seinige mit Gewalt abnimmt, nicht allein sich zu erhalten und zu bereichern, sondern auch Heidenrühm zu erlangen. Wien wird es dießmal dem Gesellschaftskritiker verzeihen, wenn er auf Kosten seiner Nation eine andere verkleinert, doch soll es nicht in solcher Weise geschehen, wie die eben geschilderte Ansicht P.'s von den Deutschen, aus man kann es nicht ruhig hinnehmen, wenn er aus gleicher Ursache der Wahrheit ins Gesicht schlägt. Bekannt ist es, daß die Deutschen von den Russen aus Prag vertrieben, und daß durch diese Vertreibung mehrere Unvermögen in Deutschland gegründet wurden, allein P. sagt in seinem Schlussworte, daß es den Russen gar nicht eingefallen sei, die Deutschen in ihrer Nationalität zu fränken. Ferdinand II. macht er es gewissermaßen zum Vorwurfe, daß er „denn damals“ die Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der böhmischen dekretirt, und daß in dieser Zeit die Jesuiten das Heft in die Hand bekommen, haben nach Palackys Ansicht die Deutschen verschuldet. Der Kaiserin Maria Theresia und dem Kaiser Joseph II. wird es ziemlich übel angeschrieben, daß das ganze Schulwesen auf deutschen Fuß gesetzt wurde; dafür wurde es dem Kaiser Franz I. hoch angerechnet, daß unter seiner Regierung die böhmische Sprache einige Konzessionen erlangt. Nichts desto weniger war Kaiser Franz, wie ihn P. für die Ethen gemäßen, weil sich seine absolutistische Regierung ausschließlich im deutschen Badwasser bewegt, und weil die Ethen, welche in Staatsdiensten treten wollten, verhalten waren, sich deutsche Bildung anzueignen.

Im Verlaufe seines Schlusswortes kommt P. auf seinen Ausspruch im Jahre 1848, „wenn ein Oesterreich nicht schon bestünde, so müßte man im Interesse der Humanität sich beeilen, es zu schaffen“, und bezieht denselben als den größten politischen Fehler, den er je begangen, und warum? — weil man seinem Dogma der nationalen Gleichberechtigung nicht zugestimmt und den Ethen die Oberhand in Oesterreich gewährt. Diese Ansicht wird von ihm, man kann sagen, durch eine unglückliche Logik bemäntelt.

Hierauf wird den Deutschen der ungerechte Vorwurf gemacht, daß sie im „verklärten Reichthum“ jede freie Verfassung verworfen, weil sie auch den Slaven zu Gute kommen sollte, welcher Vorwurf in eklatanter Weise durch widerlegt wurde, daß das aus diesem verklärten Reichthum hervorgegangene Oester-

Sipion von den Deutschen perhorreht wurde, da auf demselben keine freisinnige Verfassung basirt werden konnte. Weil aber diese ihm und seinen Gesinnungsgeossen niemals gut zu Gesichte schienen, da mit einer freisinnigen Verfassung sich weder Aristokratie noch Feudale befreunden können, so wird dem deutschen Elemente, welches eine freisinnige Verfassung angestrebt und erwirkt, der Vorwurf gemacht, daß es sich auf Kosten der anderen Völker zum herrschenden, zum Zwecke machen will. „Dies ist“ — sagt Palachy darüber — „war nicht der erklärte, noch auch eingeschobene Zweck aller unserer modernen Staatsentwicklung, in Verfassung wie in Verfolgung; und die Mittel zu diesem Zweck sind einestheils die Centralisation — andernteils liberalistischer Jambag.“ Diesen Ausdruck P.'s glauben wir nicht weiter verfolgen zu müssen, er richtet sich von selbst. In dieser Weise wird weiter gegen die Deutschen, welche an der Verfassung halten, selbsteigen, dabei vergißt P. nicht, auf seine Landtagsrede im Jahre 1863 hinzuweisen, in welcher er für eine, zu Gunsten der Eghen zu verändernde Wahlordnung das Wort ergriffen. In seiner Verbissenheit gegen die Deutschen fortjährend, unterläßt er es nicht, ihnen Sium für Recht und Gerechtigkeit abzugreifen, macht er ihnen den nach seiner Meinung großen Vorwurf, daß sie die dringende Aufgabe haben, sich zu beeilen, die Herrschaft der Kirche zu stürzen und die Macht des von der Hierarchie und dem Klerus großgezogenen Aberglaubens zu brechen. Mit diesem Ausdrücke zeigt der protestantische Palachy, daß er wirklich alt geworden, und Alter — der Leser wolle sich das Uebrige nach Belieben denken. Auf Ähnliches gesagt, läßt er nun einige kleinliche Bemerkungen gegen Insalubrität und Engherzigkeit los, erklärt aber, daß das, was gegenwärtig sich an die Stelle der Priesterherrschaft setzen will, noch ein größeres Uebel sei und den misralen Egoismus Ray Stirners vom Jahre 1845 zur höchsten Lebensregel erheben wird. Darüber mag Palachy ruhig sein, was nicht in dreißig Jahren vermocht sich Bahn zu brechen, wird es auch ferner nicht im Stande sein.

P. schließt sein Schlusswort mit einigen Verunglimpfungen der Junggehehen, erklärt, daß es keine feudale Partei gebe und daß man ihn und seine Partei mit Unrecht zu den Ultramontanen zählt, daß sie wieder in den Landtag und den Reichsrath gehen werde — sobald man ihn in denselben die Majestät verleihe. Indem er endlich sagt, daß die in Oesterreich herrschenden Deutschthümeler in ihrem Affenhochmuth und Größenwahn nichts unversucht lassen, um den Slaven das Leben zu verbittern, erinnert er, daß Ottokar II. seine Deutschentliebe die Katastrophe von 1278 eingetragen und schließt mit einem „Gott bessere es!“

Dr. — r.

Kleine literarische Revue.

— Bericht über Elsass-Katholische Kolonien in Algier. Im Mai 1873 bereiste ein Franzose, Herr Camageran Algier als Tourist und besuchte dabei auch eine der in der Umgegend von Constantine errichteten elssassischen Kolonien. Es war diejenige von Rouffac, etwa 22 Kilometer von Constantine entfernt. Der Tourist schreibt darüber: „Der erste Anblick von Rouffac ist traurig. Gelblichen erheben sich südlich und östlich hinter dem Dorfe und bilden die ersten Glieder einer Bergkette, deren Gipfel mehr als 1200 Meter ansteigen. Man bemerkt weder eine Mairie, noch Wasser, noch Baumwuchs, weder bekannte Felder, noch Blumen, Nichts, was einer Landschaft Leben und

Kamuth giebt. Aber bald gewöhnt man sich an diese wilde Lage. Die Ebene ist fruchtbar und verlangt nur Arbeit, um zu spritzen. Am Fuße des Berges strudelt eine Quelle, im Grunde einer Schlucht verborgen sich von Arabern unterhaltene Gärten; von der Spitze einiger Felsen gewinnt man einen ziemlich weiten Anblick, eine zwar ein wenig zu düstere, für den Forscher aber vielleicht um so interessantere Flora zeigt sich da und dort in Schlagschneisen, denen der Nordwind nicht beikommen kann. — Das Dorf selbst, das im Jahre 1871 begonnen war, harret noch seiner Vollendung. Die Kolonisten sind erst Ende 1872 angekommen. Nichts war zu ihrem Empfang vorbereitet, sei es, daß die von der Nationalversammlung bewilligten Gelder ungenügend waren, sei es, daß sich die Kufertkamkeit des Gouvernements von anderen Begehrten hatte ablenken lassen. Anfangs hatten die Kolonisten unter Zeiten kampiren müssen, dann hatte man ihnen eine Art nothdürftiger Hütten für den einstweiligen Gebrauch gebaut. Erst seit Kurzem war man dabei, wirkliche Wohnungen herzustellen. Indessen war doch ein großer Fortschritt erreicht. Die Kolonisten brauchen nicht mehr Straßenarbeiten zu verrichten, sondern konnten sich damit beschäftigen, ihre Händlichkeit einzurichten, ihr Land zu bebauen. Um ihrer Unerschaffenheit an Hölle zu kommen, hatte man ihnen landwirtschaftliche Rathgeber beigegeben müssen, hatte ihnen Kleider, Geräthe, Sämereien geliefert, Stiere geschenkt. Und so recheneten sie denn auf eine nahe Ernte, ihre Gemüthsgearten fingen an zu tragen; ein besoldeter Arzt wohnte bei ihnen, eine Schule war eröffnet worden. Nach vielen Leiden und Drangsalen konnten sie wieder Muth fassen und sich glücklich wie moralisch von Neuem erheben.

66 Familien, wovon 45 aus Elsass-Katholiken und eine Anzahl Unterlehrer sind in Rouffac angehebelt. Jede Familie verfügt über ein kleines Haus, einen Garten, ein Poch von 10 Hektaren, nahe beim Dorfe gelegen, und ein anderes Poch von 30 Hektaren, entfernteren Landes. Das Letztere ist eisig-weißen an die Araber verpachtet. Das Recht des Kolonisten kann nach zweijährigem Aufenthalt erbt werden; aber der ursprüngliche Inhaber bleibt der Wohnung einer ununterbrochenen Ausbeutung unterworfen. Nach 9 Jahren erst wird das Haus und das Land definitiv zum Eigenthum erworben. In dem Berichte, welchen der Delegirte der Société de protection des Alsaciens-Lorrains domiciliés français“ erstattet hat, wird behauptet, daß die Schöpfung einer Kolonie ungefahr 6—7000 Fred. pro Familie kostet. In der Zeit von etwa 14 Jahren sind 35 landwirtschaftliche Centren in Algier gegründet worden. Derselben enthalten eine Gesamtbevölkerung von 1760 Familien mit 8431 Personen; darunter befinden sich 3162 Elsass-Katholiken. Man hat ihnen ca. 1000 Franzosen und 4300 Algerier beigegeben zu sollen geglaubt, was nach manchen Gesichtspunkten der Kritik unterliegt. — Die Aufgabe für die neuen Dörfer beläuft sich im Wesentlichen auf rund vier Millionen. Daben sind von der Nationalversammlung in zwei Summen zusammen 2 Millionen bewilligt. Das Defizit wird zum Theil durch Privatbeiträge gedeckt — hoffentlich wird der Rest durch den Eifer der patriotischen Komitees in Algier und Frankreich bald vollständig gesichert sein. Weder die Privatpersonen, noch der Staat haben die dargebrachten Opfer zu bereuen...“ Der Schluss ist so optimistisch, wie man ihn im Munde eines französischen Patrioten nur erwarten kann. Doch kann der Blick dieser crunthigenden Anschauung die Läden nicht völlig verdecken, welche sich beim Lesen zwischen den Zeilen für die ganze Gründung ergeben!

— „**Matthias Claudius und sein Humor.**“ Ein Ehrenretter für den Dankbedürftigen hat sich in der Person des Herrn Wilhelm Wölfer erhoben. Das kleine Schriftchen *) ist gewiß von einer warmen Zuneigung für den alten *Assum omnia sua aecom portans* diktiert, kämpft aber wohl gegen ein berechtigtes Vorurtheil mit alten Grünben. Das Rheingewinkel **) und einiges andere Claubianische Gute in Ehren, daß aber der alte Holsteiner Biedermann mit den mehr als derben Witzeln, diesem hypernativen und sicher manierierten Stil ein „Kloßfiker“ sei, wird uns, und hat uns die Brotschüre des Herrn Wölfer auch nicht lehren können. In den gesammelten Schriften des biedern „Mattho“ steht so viel antiquiertes, so viel platterdings für einen feineren Geschmack ungenießbares, daß die einzelnen Witzfinken, der manchmal schlagfertige Humor und das deutsche Gemüth mit einiger, aber sehr beschränkter Verifikationsanlage vertragen, dem Manne neben Schiller und Goethe, die er doch notorisch ziemlich dreist sich gleichgestellt hat, keine Stelle geben können. Daß übrigens Herr Wölfer in der Verehrung für den „Bothen“ (übrigens in diesem Maß mehr für den Theologen) Glaubensgenossen findet, zeigt, daß auf einem der größten königlichen Gymnasien zu Berlin „Matthias Claudius Berter“ noch vor wenig Jahren als Grundlage für den deutschen Literatur-Unterricht in oberen Klassen gelesen wurden. Merkwürdig, aber wahr!

Z.

— „**Auserwählten.**“ Eine Ostergeschichte von Arnold Wellmer **), ist eine mit seltener Lebenswürdigkeit und Frische der Sprache erzählte harmlose, kleine, stille Liebesgeschichte eines begabten Pastorelchens aus einem Pfister-Fischerdorfchen, der am Osterfest, „grade als die Pfersenne auf dem Wasser tangle“, geboren, von der Sonne des Glücks im Leben bestrahlt wird, und eines interessanten „Edelschölen“ mit schwarzbraunem Kraushaar und rothen Schleifen darin und wunderbaren Weisungen, der „falschen Kaye“ Wanda. Es sind prächtige Menschenkinder, die Wellmer zeichnet, alle aus einem Guss; wir möchten das Büchlein wohl gelesen wissen, und so nicht verrathen, ob „sie sich bekommen!“ Uebrigens verdient der Autor nun nächstens selbst den Beinamen: „Bruder Studio for ever“, den er in einer seiner reichsten Skizzen für Biomedard erfunden; denn in der That habe ich noch keine Erzählung, Novelle oder Roman von Wellmer gelesen — und ich liebe seine frischen, gemüthvollen Dichtungen — ohne in dem Helden den Studio zu finden. Auch durch dies kleine neue Druß klingt wieder „die alte Dürsterrückigkeit!“

— g.

— „**Morgen und Abendland.**“ Unter diesem Kollektivtitel †) veröffentlicht Paulus Cassel eine Reihe von wissenschaftlichen Studien, deren Werth der Name des Verfassers verbürgt. Er versteht es aber zugleich, und das macht diese Abhandlungen besonders empfehlenswerth, das mit staunenswerther Belesenheit und Fleiß erarbeitete Material klar zu fächern und geschmackvoll wiederzugeben, das Ganze mit den feinsten philosophischen und ästhetischen Gedanken zu durchdringen, fruchtbar so auch auf die einwirkend, die seinen religiös-philosophischen Standpunkt nicht zu theilen vermögen.

Der vorliegende erste Band dieser Sammlung wird durch

*) Berlin, Debnits-Verlag, List & Reint.

**) Auch das Rheingewinkel wird ihm oberschritten. Siehe Einl. zu Heft 3. Heften.

***) Berlin, Paul Gies. Schneider's Verlag.

†) Berlin, Verlag von Otto Güller & Co., 1874.

eine vor mehr als zwanzig Jahren in Erfurt entstandene Abhandlung, die beabsichtigte Anregung zu geben, und manch gutes Stück deutscher Erinnerungen ist aus der Art, wie Freitag die Sache in die Hand genommen hat, bereits hervorgegangen. Wenn wir unter den Schriften, die uns solche Erinnerungen anfeuern, eine besonders hervorheben, so geschieht dies um des Lesers willen, an dem sie spielt und wegen der vortheilhaften Darstellung, welche der Gegenstand gefunden hat. Es ist dies die Geschichte des akademischen Gymnasiums zu Weissenfels (Zehnraum) vom Rektor Rosafeld besetzt. *) Gegründet, als nach dem 30jährigen Kriege die Erbschaft Johann Georg von Sachsen in Splitter zerfiel, durch seinen zweiten Sohn Augustus, einen Mann von selbständigem Charakter und klassischer Bildung, erhielt es sich über die Zeiten hinaus, in welchen es eine eigene Weissenfeler Linie gab, und als Weissenfels im Jahre 1746 starb, und die sächsischen Kurfürsten inzwischen den Glauben gewechselt und damit den letzten Anspruch auf die Führerschaft in protestantischen Deutschland verloren hatten, war es zu spät, wie der Verfasser sagt, um die Schwingen des preussischen Kars, der seinen Sonnenflug angetreten hatte, fügen zu können. So wurde Weissenfels preussisch und gegen Ende des Jahrhunderts erlag das Gymnasium der Konkurrenz mit den alten nahe und allen groß angewachsenen holländischen Anstalten. — *Signatura temporis!* Tutz Kuffenden von Kohlengruben und die Industrie des 19. Jahrhunderts hat sich die alte Stadt verdoppelt, ist das alte Gymnasium unter der Führung des Verfassers wieder aufgelebt. Doch nicht diese Notizen allein sind es, die dem Programm den Reiz verleihen, sondern ganz vorzugsweise eine Reihe von bedeutenden Gesetzen, Erlässen und Publikationen des vorgenannten Augustus, die einen lebendigen Beitrag zu der Epoche geben, in der es galt, die maßlosen, und unbegreiflichen Schäden des 30jährigen Krieges zu heilen, Balsam in die klaffenden Wunden zu träufeln, ein Heilungsprozeß, an dem, wie Häufig mit Recht sagt, noch in unsern Tagen gearbeitet wird.

Herr J. W. Rosafeld, f. l. Landtafel- und Grundbuch-Direktions-Arzt zu Brünn arbeitet, wie seine Freunde in Treuttsch-Tepitz erfahren haben, an einer Geschichte Abrens seit 1622 nach bisher unzugänglich gewordenen Quellen. Das Werk wird einem längst empfundenen Bedürfnis abzuliefern überaus geeignet sein.

Dr. G.

*) Weissenfels, Reil, 1873.

Hier die Redaction verantwortlich: Dr. Gernig in Berlin.

Verlegt von Ferd. Wilmers Verlagshandlung (Herrsch und Gehmann) in Berlin Wilhelmstraße 11.
Druck von Georg Reide in Berlin, Friedrichstraße 11.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 27. August 1874.

[N^o. 35.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Feste der historischen Übungen in Göttingen. 501. — Reine Dramen deutscher Autoren. 502.
England. Zur Geschichte der Menschheit. 503.
Frankreich. Ein französisches Urteil über den englischen Roman und den Gast. 504.
England. Gogol und sein literarischer Selbstmord. 506.
Örient. Die Engelsschule der lateranen Brüder. 508.
Neue literarische Revue. Westpost und Lustfahrrad. 511. — Weltmeister. 511. — Die zweite deutsche Nordpolarfahrt. 511. — De imitatione Christi. 511. — Internationale wissenschaftliche Schillerfest. 511.
Europa. Vom Buchrecht: War Müller und Pächner. 511. — Deutsche philologische Revue: Briefe von und an H. O. Wagner. 512. — Garin de Tassy's Islamismus. 512.

Deutschland und das Ausland.

Die Feste der historischen Übungen in Göttingen.

Die deutsche Wissenschaft ist international. Wären manche Gelehrte fremder Länder die deutsche Sprache noch mit vornehmer Geringschätzung als überflüssig behandeln, so haben doch die meisten Ausländer ihre Wichtigkeit erkannt, versuchen immer mehr die Kenntnis derselben sich anzueignen, und bemühen sich, die Resultate deutscher Wissenschaft anzunehmen und an ihrer Weiterentwicklung mitzuwirken. Eine solche Zusammengehörigkeit der Gelehrten erkennt man häufig an ihrer persönlichen Vereinigung auf Kongressen und Versammlungen aller Art; auf einem bestimmten Gebiete vermochte man sie in diesen Tagen in Göttingen zu sehen, und deshalb gegiebt es sich wohl, davon auch in diesen Blättern ein Wort zu sagen.

Am 1. August waren es 25 Jahre, daß Georg Waig, nachdem er in Berlin unter Ranke's Leitung Geschichte studirt, bei Meißner's Ideen über Erforschung und Behandlung der Geschichte zu den seinigen gemacht und sich als einer der beständigen Schüler gezeigt hatte, um später der bedeutendste, aus dieser Schule hervorgegangene Lehrer zu werden, die historischen Übungen in Göttingen gründete. Davor er den Ruf nach dieser, durch ihre historische Richtung seit ihrem Bestehen stets ausgezeichneten Universitäts, die in der eigentlichen Geschichtswissenschaft und deren Hülfswissenschaften, in Kirchen-, Kultur- und Literaturgeschichte wohl ein Jahrhundert hindurch tonangebend gewesen ist, annahm und seine Wirksamkeit begann, hatte er seinen Ruf als wissenschaftlicher Schriftsteller sehr begründet. Er hatte die von Ranke gestellte Aufgabe, Jahrbücher des deutschen Reichs von Heinrich I. zu schreiben, eine nach chronologischer Folge streng nach den Jahren geordnete Darstellung der deutschen Geschichte von 919 — 936, in glänzender Weise gelöst; an dem von H. O. Perz geleiteten Nationalwerk, der Ausgabe sämtlicher mittelalterlichen Quellen für deutsche Geschichte, den Monumenta hist. Germ. hervorragenden Anteil genommen, durch jahrelange Reisen bedeutendes Material gesammelt und durch jährliche Ausgaben, die, im Gegensatz zu mancher anderen großen Sammlung, noch heute muftergültig genannt werden können, die Grundzüge strengster Kritik zur Anwendung gebracht, er hatte endlich auch kleinere und größere darstellende Arbeiten geliefert oder wenigstens begonnen, unter denen die

damals erschienenen zwei ersten Bände seiner Deutschen Verfassungsgeschichte die vielfachste Anregung für weitere Studien geboten haben.

An dieser Thätigkeit gelte sich schon damals deutlich seine Auffassung geschichtlicher Arbeit. Sie sollte einmal vornehmlich der deutschen Vergangenheit gewidmet sein, die in den Zeiten des Mittelalters durch ihre Verzweigung mit der römischen Geschichte in das Alterthum hinübergreift, durch ihre Beziehungen zum Christenthum Kirchen- und Kulturgeschichte in ihren Bereich zieht und durch die Verbindungen des Kaiserthums mit dem Süden, Westen, Osten und Norden Europas, ja selbst mit Asien zur Weltgeschichte wird; sie sollte ferner zweitens sich hauptsächlich mit dem Leben der Staaten beschäftigen, der inneren Entwicklung und Ausbildung ihrer Einrichtungen gewidmet sein, und, wie die Geschichte ja die große Aufgabe hat, die Gegenwart durch eine Klarlegung der Vergangenheit kennen zu lehren, dazu dienen, das gegenwärtige politische Leben durch wissenschaftlich begründete Auseinandersetzung der Verfassungen früherer Zeiten begreiflich und der Erkenntniß werth zu machen; sie sollte endlich drittens nur aus einer kritischen Behandlung und Durcharbeitung der Quellen hervorgehen.

Ranke'sch das Gelehrte konnte Waig in seinen Übungen nachdrücklich predigen und an Beispielen aufzeigen; das ist seine kritische Methode, seine Taht, wie er sich überhaupt ausdrückte, die ihn auch in weiteren Kreisen bekannt und berühmt gemacht hat. Zu einer solchen Behandlung der Quellen waren vor Allem die mittelalterlichen geeignet, weil die meisten derselben in kritisch-irreführenden Ausgaben vorlagen und weil der zu ihrer Kontraste nöthige Stoff un schwer herbeizuschaffen war; weniger die des Alterthums, weil hier für viele Schriftsteller noch der erste kritische Anlauf zu nehmen ist und bei der Seltenheit der historischen Zeugnisse, ja bei der gar manchmal zu besagenden singularis testimonium die Möglichkeit fehlt, die Angaben des einen Berichterstatters durch Angaben eines Andern, oder durch etwaige andere Beweismittel, urkundliche Zeugnisse zu prüfen, zu ergänzen oder zu berichtigen; noch weniger die der neueren Zeit, weil in ihr bei der großen Fülle des ungeordneten Stoffes, bei dem es häufig noch gar nicht feststeht, wo er vergraben ist und zum ersten Male ans Licht gezogen zu werden erwartet, archaische Studien bei jeder politisch-historischen und umfassenden Nachforschungen auf verschiedenen Bibliotheken bei jeder literar-historischen Arbeit erforderlich sind. Wenn daher Waig in seinen historischen Übungen, für welche er den Namen eines Seminars, wie ihn andere ähnliche, oft vom Staate reich dotirte Anstalten tragen, stets abstrahirte, hauptsächlich Fragen aus der mittelalterlichen Geschichte, theils aus persönlicher Reigung, theils aus Rücksicht auf die leichtere Bearbeitung behandelte, so trat er, die Wahl des vorzunehmenden Gegenstandes einem Jeden völlig freilassend, der Behandlung von Fragen aus anderen Gebieten nicht hindernd entgegen. Daher kommt es, daß aus den Übungen selbst Differenzierungen hervor gingen, die aus der alten und neuen Geschichte gewidmet waren und daß Waigens Schüler, die während ihrer Studienzeit sich auf mittelalterliche Gebiete bewegt hatten, sich später einem der beiden anderen großen Gebiete zuwendeten.

Die historischen Übungen in Göttingen, die unter ihrem Begründer Baiz, nun auch die Fächer ihres fünfundsünzigjährigen Bestehens feiern konnten, waren, wie es der Name sagt, vor Allem der Ausbildung von Historikern gewidmet. Aber wie die Geschichte mitten inne steht zwischen allen Wissenschaftsgebieten, einem jeden zur richtigen Durchdringung seines eigenen Besandes etwas von dem ihrigen spendet und andererseits von einem jeden anderen für sich selbst Vieles empfängt, so mußte auch die kritisch-historische Methode für Jünger anderer Disziplinen von großem Nutzen sein: für die Jurisprudenz, Philologie, Theologie. Die Dienste, welche die Baizschen Übungen den letzteren geleistet, erkannte der zeitige Dekan der theologischen Fakultät dadurch an, daß er dem Geehrten die theologische Doktorwürde ertheilte; die Verdienste um die Philologie würdigte der Professor der Universität, Sauppe; eine Würdigung, die durch die große Anzahl Lehrer, welche Baiz ausgestellt hat, durch Sprachforscher, wie Leo Meyer, die sich Baizschen Schüler zu sein rühmen, fast Jamal unterstützt wird. Die Auszeichnungen, welche er der Jurisprudenz, besonders der Rechtsgeschichte hat zu Theil werden lassen, bekundeten vornehmlich die anwesenden Juristen: Brendorff in Göttingen, Voersch in Bonn, Schröder in Würzburg und die abwesenden, die ihre Theilnahme auf brieflichem Wege ausdrückten: Binding in Leipzig, Brunner in Berlin, der durch seine Mittheilung die Versammlung erregte, von schwerer Krankheit geheilt und der Wissenschaft und seinem Berufe wiedergegeben zu sein.

Doch die Juristen stellten nicht das Hauptkontingent zu den Versammelten, die meisten waren eben doch Historiker, man darf wohl sagen, Deutschlands und des Auslandes. Nur von dem letzteren sollen einige genannt werden: Pawinsky in Warschau, der seine wissenschaftliche Bildung in Deutschland genossen hat und nun durch vielfach literarische Unternehmungen und echt wissenschaftliches Lehren das ihm zum Eigenthum gewordene Erbe im Auslande vermehrt; viele jüngere und ältere Genossen aus den Ostprovinzen, z. B. Hausmann in Terep; Vertreter aus Oesterreich, wie Buffon aus Innsbruck, aus der Schweiz; Stern aus Bern.

Viele dieser Theilnehmer, Einige der nicht Erschienenen, und eine große Anzahl der aus Deutschland herbeigeströmten Schüler hatten das Fest am würdigsten dadurch zu feiern geglaubt, daß sie eine Heftchrift überreichten oder sandten, durch welche sie am besten ihren Dank für die empfangenen Lehren und ihre Zusammengehörigkeit zu dem Geehrten ausdrücken mochten. Unter denselben ist die bedeutendste: Steindorff's: Heinrich III., I. Band (eine lange erwartete neue Uebersetzung der Jahrbücher des deutschen Reiches); andere, gerade für die Leser dieser Blätter interessant, sind: Stern: Briefe englischer Flüchtlinge in der Schweiz, Wilmann: über venezianische Verfassungsverhältnisse, W. Fischer (Hafel): Das Unerreichte vom Wilhelm Tell und A. v. Druffel: Das Tagebuch des Valentin Juchim, ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Karls V.

Über den Verlauf des Festes selbst soll nicht gesprochen werden. Es verlief in der herrlichsten Weise, als habe sich ein Kreis vertrauter Freunde nach langer Entfernung wiederum versammelt. Diesen Charakter gab ihm vor Allem der Geehrte selbst, indem er es von Anfang an als ein Familienfest hinstellte, daß er mit seinen Genossen beging, indem er sich stets als Schüler Kantens bekannte, den Alle als gemeinsamen Meister verehrten. Dadurch eben hatte dieses Fest selbst für die Anwesenden nichts von dem widerwärtigen Hervorbrängen der eignen Persönlichkeit, nichts von dem triumphirenden Übermuth, daß

wir es so herrlich weil gebracht hätten, sondern das Ganze erschien als eine wohlthuende Vereinigung strebender Geister, die in Erinnerung an die Vergangenheit sich das Wort gaben, in gleichem Sinne weiter zu arbeiten. Ludwig Geiger.

Neuere Dramen deutscher Autoren.

Eine der marktesten Persönlichkeiten des Mittelalters, den Münch Berthold Schwarz hat unser vortrefflicher Hermann Lingg zum Mittelpunkt einer dramatischen Dichtung gemacht. Dem Erfinder des Schicksalpulvers — über die Zweifel gegen die Ursprünglichkeit seiner Erfindung geht der Poet hinweg — ist feurig Blut in die Adern gegossen. Die Klostermönche sind ihm zu eng, er sucht sich nach Schwert und Pferd. Von den klösterlichen Heusen befreit ihn Kaiser Karl IV., indem er die kühnere Kraft des Pulvers in seinem Interesse zu verwerten könn. Jagdlich leidet aber der gute Geist des Dichters die Wirkung der Erfindung unerwartet auch nach einer anderen Seite. Im Kampfe zwischen den Trägern hädtischer Cultur und ihren Unterdrückern, den Kanbittern, stellt er sie jenen zur Verfügung. Mit Hilfe der ersten Kanone drückt der Bürger die rohe Gewalt des Adels, und so zeigt sich, Dank der Erfindung, in der Perspektive die Morgenröthe einer neuen Zeit — ein poetischer Zug, welcher mit der ganzen Kraft einer mittelalterlich getrungenen Sprache durchgeführt wird. Begeisterig ist der geistreiche Prolog, welchen H. Lingg zur Wiederabnahme der Vorstellungen am Hof- und Nationaltheater zu München 1869 gedichtet hat.

Die Fabel von Johanna der Püßkin hat sich Dr. Fährde in Bremen zum Verwurf einer dramatischen Arbeit erlesen. Fabula docet, daß alle Wissenschaft, die ein Weib in Aneignung von Gelehrsamkeit und im Lauf nach einem höchsten Kunstelekt glücklich aufwendet, schließlich unter dem Einfluß des großen Frauengottes Liebe dahinschwimmt. Nach der Uebersetzung ist Johanna diesem Satz bis zur letzten Konsequenz ergeben, wogegen Fährde es bei einer fenschen Liebe seiner Heldin bewenden läßt. Er giebt ihr den Charakter hebrer Weiblichkeit, welcher von der Sittenlosigkeit der Zeit in Rom gegensätzlich absteht. (Ein wenig ästhetisch ist hieraus das Motiv zu dem tragischen Ausgang des Dramas entnommen, der sonst weiter die Fabel, noch den Aufbau des Dramas notwendig bedingt. Das Kleriker würde ein ausreichender Ersatz für den Tod gewesen sein. Warum ohne Noth gramlos die Todesstrafe verhängen?)

Auch Adolph Kindel geht in seinem dramatischen Gedicht „Ritellis“*) sehr leichtfertig mit dem Leben seiner fenschen Geschöpfe um. Ritelis, die ägyptische Königsbechter, kommt als künftige Gemahlin des Ramsesses an den verstorbenen Hof. Sie trauert von der ihrer Brautwerbung ausgedehnten Aufgabe, die fast orientalischen Sitten des Autors zu mildern. Verberben und Tod aber umfassen sie, noch ehe es zur Vermählung kommt. Dies tragische Ende entwickelt sich, abgesehen von einer wenig angesprochenen Intrigue, aus einer Ohnmacht, die Ramsess Eifersucht erweckt. Allen Respekt vor dem bewußtlosen Unstehen unserer Frauen. Aber zu den Nerven einer Ägypterin des Alterthums vom fenschen Schläge einer Ritelis haben wir

*) Berthold Schwarz. Stuttgart. G. J. Böhm, 1874.

**) Johanna die Püßkin. Tregobbe. Bremen. F. Rüchmann, 1874.
*** Das freier Penung eines Romans von Georg Ober. Hannover, Helwing (H. Biering), 1873.

besseres Vertrauen. Eine Ritelst nicht in Ohnmacht zusammen, wenn sie erfährt, daß ihre Schwester hoffnungslos liebt! Selbst in dem modernsten Bühnenstück würde dies als durchgreifendes Motiv zu einer tragischen Verwickelung nicht zugelassen werden können. Die schöne gedankenreiche Sprache und der bewagliche Versbau Eindeutigkeit vermögen die Mängel der Erfindung nicht genügend zu bedecken. Und dabei muß fast ein halbes Tausend wohlgehalteter menschlicher Wesen sterben, ja Kambyses selbst entricht nur mit Noth dem Schicksal der Selbstentleerung!

Menschlicher verfaßt Eindeutigkeit in seinem auf der Gegenwart beruhenden Schauspiel „die Grafen von Willenbrunn“. In diesem prosaischen Stücke giebt der Verfasser dem hohen Adel den Rath, durch die Mitte zwischen zwei Extremen, nämlich zwischen geachteten Standesverurtheilen und nobel schwindelhaftem Grundethum hindurch sich zu eigenem Heil und zur Vergewöhnung einer neuen Zeit, eines neuen Geschlechts mit dem selbstem Bürgerthum zu verbinden. Ach! leichter läßt sich in dieser Dichtung bei Eindeutigkeit die Konflikte als in der Wirklichkeit, und ein regierender Graf von Willenbrunn, welcher im Handumdrehen die Ueberlieferungen des altgriechischen Geschlechts zur Seite wirft und seinem Erstgebornen die Tochter des eigenen Wirtschaftsbearbeiters ohne weiteren Kampf zur Frau bewilligt, wird noch lange ein unverwundenes Original bleiben!

In dem historischen Trauerspiel „Bartolomäus Blume oder der Untergang des deutschen Lebens“*) erneuert Carl Schwebemeyer das trübliche Bild der Katastrophe, in welcher Kaiser Maximilian sich des Ordenslandes bemächtigte. Der Verfasser legt beachtenswerthes Gewicht auf Darstellung verwickelter historischer Stoffe an den Tag. Nur fragt es sich, ob er wohl gethan hat, seine Arbeit in die Form einer Tragödie zu gießen. So wahr es ist, daß die Geschichte damals ein erschütterndes Trauerspiel geschrieben hat, so zweifelhaft ist der Erfolg eines Versuchs, dasselbe in Scene zu setzen. Bartolomäus Blume, der wahre, in der allgemeinen Anarchie treu zum Orden haltende Bürgermeister von Marienburg — sein Andenken bleibe geignet in deutschen Landen! — ist ein Held der Gewissenhaftigkeit, der Treue; aber es war ihm nicht vergönnt, mit durchdringender Kraft in die Geschichte einzugreifen. Es fehlte, und das ist das Tragische in der geschichtlichen Tragödie, in jener Katastrophe überhaupt der zeitgemäße Held, der Mittelpunkt des Handelns; und deshalb ist noch jede dramatische Bearbeitung dieses Stoffes bloße dramatisirte Geschichte geblieben.

G. H.

England.

Zur Urgeschichte der Menschheit.

Uns liegen zwei Werke zur Besprechung vor, welche, Jedem bekannt, den Ruße oder Beruf an kulturgeschichtliche Studien führen, namentlich auch dem nicht englisch lesenden Publikum in ihrer neuen Gestalt vorgeführt werden: Ewell, *Alter des Menschengeschlechts***) und Sir John Lubbock, *Vorgeschichtliche Zeit*†).

*) Hannover, Helwing, 1874.

**) Berlin, Franz Duncker, 1873.

*) Nach der 3. engl. Aufl. überf. von Dr. E. Büchner. Leipzig, Thomas, 1874.

†) Nach der 3. engl. Aufl. überf. von Passow mit Vorwort von Wichow. 2 Bde. Jena, Göschen, 1874.

beides Werke, die vom Standpunkte der Entwickelungstheorie die Anfänge unserer Kultur nach den feststen Verloren des Menschendaseins zu klären suchen. Lubbock ruft dabei die Analogien unter den Sitten der „heutigen Völkern“ zu Hilfe.

Die geologischen Spuren vorgeschichtlicher Menschen behandeln Beide gemeinsam. Um einen Angelpunkt, über den in letzterer Zeit viel hin und her gestritten ist, herauszutreten, wollen wir hier Ewell's und Lubbock's Ansichten über den berühmten Neanderthaler Schädel besprechen. Ewell verhält sich hier im Ganzen bestimmt, denn die geologische nicht die anthropologische Seite seines Endes gehört zu dessen Vorzügen. Er drückt Huxley's Bemerkungen über den von Dr. Schermering gefundenen Schädel der Engländerhöhle und den Neanderthaler ab. Der Neanderthaler Schädel ist ein wichtiger Erwerb für die darwinistische Theorie, leider ist sein paläozoisches Alter nicht so gesichert wie das des Schädels der Engländerhöhle. Und nun trifft es sich noch dazu, daß der Schädel der Engländerhöhle die als „Australoid“ bezeichneten Verhältnisse hat, während der Neanderthaler an die Formen eines Schimpansenähnlichen erinnert, wenigstens wenn wir die Höhenprofile beider vergleichen, während das Neanderthaler Skelett allerdings nach Prof. Schaffhausen durchaus nicht an Affenformen streift. Daraus laßt sich das Verhältniß durch den Nachweis zu sehen, daß auch bei den Australiern, die ja stets als Typen der niedrigsten menschlichen Entwickelung erhalten müssen, gleiche Gegensätze zu finden sind, und daß ein Schädel aus einem Gräbchen von Borebo in Dänemark gleiche Formen wie das Neanderthaler Fragment, so weit dies erhalten ist, und bis auf die dem Neanderthaler eigenen Stirnwülste, zeige. 73 Kubikzoll, meinte Prof. Schaffhausen, könne man als Inhalt des Schädels annehmen, wenn er vollständig erhalten wäre, und Ewell wie Lubbock tragen kein Bedenken dieser Zahlen sich zu bemächtigen und mit der Durchschnittszahl für Dörmotten zu vergleichen. Jedem aber, der wie Referent einen Überblick über den Schädel selbst gesehen hat, muß eine solche Messungsfunktion bedenklich erscheinen. Für den uns erhaltenen Theil hat Prof. Huxley 63 Kubikzoll Inhalt ermittelt. Das übrigens die Maß des ehemaligen Neanderthaler Höhlenbewohners noch nicht zum Zitierten stempelt, dafür wollen wir hier nur anführen, daß wir toskanische Schädel haben, die an Rauminhalt hinter den engsten uns bekannten australischen zurückstehen und daß Bernard Davis einen Aders Schädel von 62 Kubikzoll Inhalt besitzt. Dazu wird die geistige Bedeutung eines Menschen, beziehungsweise seine Intelligenz noch nicht durch ein größeres oder kleineres Fassungsvermögen des Gehirnschließenden Schädelschells bedingt. Karl Vogt hat übrigens auch von dem Engländer Schädel keine hohe Meinung; nach ihm ist derselbe, wie auch Büchner zu Ewell anführt, in seinem Verhältniß der Länge zur Breite „einer der ungünstigsten, tierisch gebildeten, affenähnlichsten Schädel.“ Der Neanderthaler ist nach ihm der eines mäßigstüftigen aber simplen Mannes, der Engländer Schädel der eines intelligenten Weibes ein und derselben Klasse. Ewell wie Lubbock sind in ihrem Urtheil viel zurückhaltender. Ewell meint, es sei über das Alter des Schädels nichts nachweisbar. Sei er alt, so sei es ein Uebergang vom Schimpanse zum Menschen; sei er jüngerer Ursprungs, so sei es ein der merkwürdigsten Beispiele von „Australoid.“ Letzteres kann eine vorsichtige Forderung nur ablehnen, bis ihr mehr Beispiele für diese Erscheinung beigebracht sind. Lubbock, noch skeptischer, folgt Busk und Bernard Davis in der Ansicht, daß „es noch unentschieden bleibt, ob die in Frage stehende Schädelbildung nur rein individuelle Eigenthümlichkeit ist, oder ob sie einen typischen

Charakter darstellt.“ Zur Lösung der letzteren Frage, so glauben wir, liegt bereits das nötige Material vor. Es wurde von Prof. Virchow in einer Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft (27. April 1872) gegeben. Referent wenigstens, welcher dieser Sitzung beizuwohnte, wurde durch die Ausführungen des gelehrten Anthropologen überzeugt, daß wir in dem Neanderthalschädel es nur mit einem pathologisch interessanten Produkt zu thun haben. Und wenn auch Prof. Schaffhausen auf dem Brüsseler Kongreß und auf der Stuttgarter Anthropologerversammlung die Ansicht aus sprach, der Schädel bliebe trotzdem ein typischer, so möchten wir dennoch uns nicht verhehlen lassen, auf ein Objekt, das so starke krankhafte Einwirkungen zeigt, wie der Neanderthalschädel eine besondere Klasse zu konstruieren. Außerdem ist der Schädel fragmentarisch erhalten und zwar derart, daß eine Ergänzung jeder Willkür Raum läßt. Auch finden wir in den von Böhmer *) als gleichartig angeführten Schädeln keine zwingenden Analogien und möchten ebenfalls Defekten tragen an einem Stirnbein, wie dem zu Denike gefundenen, einen ganzen Schädel herzustellen. Wenn eine junge Wissenschaft wie die prähistorische sich Achtung erwerben will, kann sie dies nur durch eine möglichst weitgehende Skepsis. Wir können uns die Beweise für das Kassenjense unseres Geschlechtes aus dem Thierreich nicht zu leicht machen. Der Synopsist bleibt auf diesen Gebieten noch immer Raum genug. Wir haben mit Vergnügen gelesen, daß Decker Velsen in seiner vor trefflichen, jüngst erschienenen „Völkerkunde“ **) sich ebenfalls den Ausführungen Virchows angeschlossen hat und können mit ihm nur bekennen, daß durch dieses Werk der Werth dieses Fundstückes auf ein sehr alltägliches Maß herabgesetzt worden ist.

Quells Wert ist in seinem geologischen Theil so musterhaft, wir möchten sagen mit einer so sonderbaren Herrschaft über den Stoff geschrieben, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Ist es da noch ein Vermerk, wenn wir in den späteren Ausführungen zwar nach denselben alles Konkrete scharf charakterisierenden Geist wiedererkennen, dem das Abstrakte nun einmal nicht heimisches Gebiet werden kann. Seine Sätze über die Entstehung und Entwicklung der Sprachen vom darwinistischen Standpunkt haben uns nur wenig Anregung gebracht. Es gehört allerdings eine Verbindung von naturwissenschaftlicher, an Sachkenntnis streifender Bildung und tief eindringenden linguistischen Studien dazu, hier etwas Erfolgreiches zu leisten, und gerade deswegen wird der frühe Tod des genialen Lazarus Selzer, der von allen modernen Linguisten allein dich vereinte, noch lange zu beklagen sein. Noch viel weniger müssen wir gedenken, befriedigt uns das Kapitel „Ueber den Ursprung höherer Rassen und genialer Menschen“, das eigentlich nur eine Unterredung über die Größe Athens oder nach einem Ausbrüche Gattens, der hier zitiert wird, über das Räthsel enthält, wie in der kurzen Zeit 550 bis 450 vor Chr. Athen eine so „praechtvolle Anstalt menschlicher Thiere“ (!) wie Themistokles, Perikles, Platon, Archimedes, Sophokles u. s. w. anbringen konnte. Zuletzt bleibt die Frage dennoch unbeantwortet, und wir fühlen hier keinen Verzug, und an ihre Lösung zu wagen, möchten aber auf Steinthats vertretliche Abhandlung „über den Durchbruch der subjektiven Persönlichkeit bei den Griechen“ verweisen. Eppel hat hier ein Thema berührt, das nicht in einem verschwindenden Kapitel abgethan werden kann, das vielmehr aber gerade dasjenige ist, welches von den Vertretern des Darwinismus am meisten Berücksichtigung verdient.

Die Art, in welcher die Deizendenz-Theorie in diesen beiden Werken vorgetragen wird, ist für England charakteristisch. „Es mag ausgesprochen werden“, sagt Eppel, „daß weit entfernt eine materialistische Tendenz zu haben, die angenehme, sich allmählich steigende Einführung des Lebens — Empfindung — Instinkt — Verstand der höheren Säugethiere — und zuletzt der vervollkommnungsfähigen Vernunft des Menschen selbst auf die Oberfläche der Erde in aufeinanderfolgenden geologischen Perioden oder Zeitaltern sich und unter dem Bilde einer stets anwachsenden Herrschaft des Geistes über die Materie darstellt.“ Eine ähnliche Oratio pro domo hält Lubbock am Schluß seines Werkes. Bei uns allerdings ist es schon längst ein Bekenntnis der Gelehrten, daß der Mensch, dem frühere künstlich sanktisierte Anschauungen die Tantalusrolle eines deprivierten und vollkommenem Zustande heruntergekommenen Wesens gaben, gegenwärtig, wo er im Lichte der Geschichte seiner Kultur als ein Arbeiter erscheint, der sich mühsam seinen geistigen und ethischen Besitz selbst erwirbt, höher und würdiger dasteht als zuvor. Früher galt er nur als der verlorne Sohn der Schöpfung, jetzt ist er ein selbst made man.

Der ethnologische Theil von Lubbocks Werk ist nicht ganz so vorzüglich gearbeitet wie der strengere prähistorische. Dieser Theil hatte einzelne falsche Daten in seiner „Völkerkunde“ (Seite 139 f.) bereits korrigirt, und wir freuen uns dieselben in der neuen Ausgabe (11 S. 153) berichtigt zu finden.

Die Ausstattung beider Werke ist so, wie wir es von den Verlagsbuchhandlungen gewohnt sind; und wenn auch dem Fachmann die Anmerkungen Böhmers zu Eppel, besonders wenn sie auf Erörterungen in den Werken des Verfassers von „Kraft und Stoff“ verweisen, nicht gerade nöthig erscheinen mögen, so ist ihm doch durch diese wohlfeile Ausgabe die Erwerbung der Uebersetzung näher gelegt als die des kostbaren Originalwerkes.

R. P.

Frankreich.

Ein französisches Urtheil über den englischen Roman und Mrs. Gaskell.

In einer der letzten Nummern der „Revue politique et littéraire“ veröffentlicht Herr E. Quénard eine Studie über den englischen Roman mit besonderer Berücksichtigung der verschiedensten englischen Schriftstellerin Mrs. Gaskell, den wir im Nachstehenden auszüglich wiedergeben, weil wir dem geklärten Urtheile vollkommen beistimmen und es für unsere Aufgabe halten, gewissermaßen als Vermittler der Anschauungen der Kritiker des einen Landes über die Literatur des andern zu dienen und zur Klärung und zum Verständniß auf diesem im besten Sinne des Wortes internationalen Gebiet zu dienen.

Der Verfasser beginnt mit der Betrachtung, daß England außer den drei großen Humoristen, die es im Laufe eines Jahrzehnts verloren und der gelehrten Romandichterin, die es in George Eliot noch behält, eine Reihe von Schriftstellern aufzuweisen habe, denen man wohl prophezeien dürfte, daß ihre Werke nicht bloß von ihren Zeitgenossen gelesen werden, ohne daß man sie deshalb zu den sogenannten klassischen und unsterblichen Autoren zu rechnen brauche. Es sei nämlich weniger die literarische Bedeutung dieser Schriftsteller, welche die Vorrangstellung hervorruft als der Umstand, daß sie ein getreues Spiegelbild ihrer Zeit

*) Zu Eppel S. 60.

**) Seite 41.

gegeben hätten, welche späteren Geschlechtern als reiche Quellen für historische und kulturhistorische Beichung dienen können.

„Der Sittenroman,“ fährt Herr Quedel fort, „hat sich seit etwa vierzig Jahren bei uns (den Franzosen), noch weit mehr aber bei unsern Nachbarn, den Engländern, die Ausgabe gestellt, das öffentliche Interesse der Armen und Verlassenen dieser Welt zuzuwenden. Nach dem Sittenroman kam der sentimentale Roman, ihm folgte der historische und der Roman des Hög life, und gegenwärtig sind wir bei dem sozialen Roman angekommen; es ist aber unverkennbar, daß man auf zwei ganz verschiedenen Wegen dahin gelangt. Es giebt Schriftsteller, die geraden Wegs darauf ausgingen, ihr Zeitalter herunterzureißen und die leidenden Klassen zur Empörung aufzustacheln, während andere sich bemühen, das Übel zu heilen durch das einzige dafür mögliche Mittel, die Wahrheit und die Menschentie, die sie in vortheilhaftesten Bildern zeichnen. Zu diesen letzteren gehört Mrs. Gaskell, eine Freundin von Charlotte Brontë, der Verfasserin von Jane Eyre, gleich ihr berühmt, ohne es zu wollen. Sie schrieb, weil ihr Herz erfüllt war von der Liebe zur Menschheit, weil die Leiden der Schwachen und Armen in ihr das lebhafteste Mitleid erregten, weil die Arbeiter von Manchester so zu sagen ihre natürlichen Klienten waren, und sie in sich einen heiligen Eifer fühlte, sich zu deren Anwalt zu machen.

Um die Lage richtig zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Verhältnisse der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Baumwollenspinnerien vor fünfundsiebzig Jahren ganz andere waren als heutzutage. Die jetzt über ganz England verbreiteten Trades Unions, welche namentlich eine völli ökonomische Revolution bewirken, existirten damals noch nicht. Die alte Gesellschaft stand noch in Waffen gegen die Bedürfnisse der Armut und namentlich bei den Engländern war in hohem Grade die Verachtung des Reichthums gegen die Armut zu Hause. Ist Dickens in dieser Beziehung als ein wahrer Reformator seines Jahrhunderts zu bezeichnen, so darf Mrs. Gaskells Einfluß auf seine Werke gering veranschlagt werden. Sie hat die Früchte des Baumes, den Andere pflanzten, den sie aber mit ihrem Herbitz und ihren Thränen begehrt, nicht mehr gesehen, denn sie starb schon im Jahre 1865; aber ihr Einfluß wirkt nach ihrem Tode fort; sie hatte und hat noch jeden Tag ihren Antheil an der Umgestaltung der englischen Sitten, denn ihre Arbeiten, die sich langsam aber sicher verbreiten, bringen überall wohin sie kommen einen Hauch jener wohlwollenden Menschentie, die sie liebte.

Mrs. Gaskell war im Jahre 1822 geboren, als Tochter eines bescheidenen Gelehrten, der ihr seine vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens vererbte. Wäre das Bedürfnis, sich ihren Nebenmenschen nützlich zu machen, nicht noch härter gewesen als ihre Schüchternheit, sie würde niemals an die Öffentlichkeit getreten sein, denn als echte Frau fürchtete sie den Tadel und war nicht begierig nach Lob. Sobald eine neue Arbeit von ihr erschien, verließ sie England, da keine Kritik und entzog sich dem dadurch hervorgerufenen Aufsehen. Hätte sie nur ihre Neigungen befragt, würde sie sich gleich ihrem Vater auf stille, verborgene Studien beschränkt und nicht gerade jenes Gebiet der Literatur gewählt haben; sie war aber viel zu gut, um je ihre eigenen Wünsche in Anschlag zu bringen und da sie von ihrer Mutter, einer gebornen Holland, bedeutenden persönlichen Muth als Erbtheil erhalten hatte, so betrat sie die Bahn, auf der sie Ausgezeichnetes geleistet hat.

Als eine seltene Gabe des Schicksals muß es bezeichnet werden, daß sie bei ihrem Gatten, einem untauglichen Geistlichen, die vollste Übereinstimmung des Geistes und Herzens fand. In ihrem

Wohnorte, Manchester, trat sie in Beziehungen zu den Fabrikarbeitern, wie mit den Geistlichen und Arbeitgebern, lernte als Frau des Geistlichen die Leiden und Fehler der Arbeiter ebenso genau kennen wie die Ungerechtigkeiten, welche die Fabrikherren verübten und die ihnen dabei zur Seite stehenden Entschuldigungsgründe. In dieser Umgebung bildete sich ihr Urtheil und nahm ihr Talent die Richtung, in der es sich beinahe zwanzig Jahre, von 1846, der Zeit ihrer Heirat, bis zu ihrem Tode bewegte. Mrs. Gaskells Arbeiten sind Ergebnisse. Sie war vor allen Dingen Hausfrau und in ihrer Umgebung beruht wegen der Geschicklichkeit, mit welcher sie einen Haushalt zu führen verstand; von inniger Liebe für ihren Mann erfüllt und von diesem ebenso wiedergeliebt, fehlte ihr keine der Bedingungen, die den häuslichen Herd zu einem Paradiese machen; dennoch war dieser Wirkungskreis für ihre intelligente und großmüthige Thätigkeit zu eng. Mit würdiger Pfortenfron erweiterte sie ihre Beschäftigungen nach Maßgabe ihrer Umgebungen. Eifrig studierte sie die sich ihr in Manchester von der konkreten Seite darstellende sozialen Fragen und verzögerte die Lage der Arbeiterinnen. Mit Schmerz gestand sie sich ihre Ohnmacht ein, allem Elend, das ihr vor Augen kam, sofort Abhilfe schaffen zu können, aber mit hoher Freude erkannte sie in ihrer schriftstellerischen Begabung ein Mittel, durch welches sie vielthätig an der Besserung eines künftigen Geschlechtes mitarbeiten könne. Ihre Kinder nannte Mrs. Gaskell Alle, die litten, besonders aber die bleichen jungen Fabrikmädchen. Der Anblick der letztern gab ihr die Inspiration zu ihrem ersten Roman, der ihren schriftstellerischen Ruf begründet hat und dessen Namen von dem übrigen ununtertrenntlich geworden ist, denn man kennt sie noch heute als die Verfasserin von Mary Barton.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Analyse dieses Romans zu geben, wir begnügen uns, ihn skizzenhaft zu skizzieren. Marys Onkel, John Barton, durchläuft alle Phasen des Protestantismus und gelangt endlich zum Verbrechen, das aber kaum das seinige zu nennen ist, denn eine geheime Gesellschaft, der er angehört, bestimmt ihn zum Werkzeuge eines von ihr beschlossenen Mordes. Die arme Mary wird in die über ihren Onkel hereinbrechende Verfolgung mit verwickelt, sie irrt von Elend zu Elend, ist bald in Manchester, bald in London, bis sie endlich in der neuen Welt wenn nicht Glück, so doch Ruhe findet. Das Bild, welches die Verfasserin von dem jungen Mädchen entwirft, das bleich und altend vor den Richtern ihres Onkels erscheint, ist tief ergreifend und wird jedem Leser unvergänglich bleiben; in der Person ihres Prinzipals, des Mr. Carlson, haben wir dagegen den sehr fein gezeichneten Typus des englischen Fabrikherren, hart ohne es zu wissen, ja sogar ohne es zu wollen, rechtshafte das Gute wollen, überzeugt von seinem guten Recht und Gewissen und durch die Ränke seines Betrages, wenn er dies auch durch Armut und Gschmeideigkeit nicht zu sein vermag. Die in dem Buche verborgene liegende Lehre dürfte dahin zusammenzufassen sein, daß die strapazirten Arbeiter in den Augen Gottes unschuldiger erscheinen mag, als ihr tadelfreier Herr, und daß die Frau des Boies das zwischen Opfer des Mannes und der Gesellschaft wird. Die hier aufgestellten Sätze sind insofern in einer Weise behandelt, welche weder durch Ungerechtigkeit noch durch Uebertreibungen zurückstößt; die Verfasserin vergißt nicht, daß hier auf Erden Niemand frei, und daß der Reiche so gut wie der arme verhängnisvollen Nothwendigkeiten unterworfen sei. Sie verlangt nur, daß Reiche und Arme mit demselben guten Willen einem gemeinsamen Ziele zustreben sollen. Da sie sehr benachteiligt in den Lehren der Nationalökonomie ist, so weiß sie genau, worauf es dabei ankommt und will nur Reformen herbeiführen, deren Möglichkeit und Ausfüh-

barkeit seitdem durch die That bewiesen worden sind, sie verlangt nur, daß die Veröhnung der Geister der Veröhnung der Interessen vorangehe.

In den sehr zahlreichen Arbeiten der Mrs. Gaskell kann man, wie bei allen bedeutenden Schriftstellern, eine Entwicklung beobachten, welche sich allerdings etwas willkürlich durch drei Stadien bezeichnen läßt: sie beginnt mit Eifer und Vertrauen, geht durch den Zweifel und gelangt zur Ruhe und Selbsteit. „*Constance Philles*“, die unmittelbar auf *Mary Barton* folgt, ist gleichsam die Blume und Jugend ihres Talentes, ein Ideal, in welchem die Verfasserin dem englischen Geschmack für poetische Dichtungen in reichem Maße genügt hat. In *Ruth* behandelt sie in anderer Form dasselbe Thema wie in ihrem ersten Roman. Die zweite Reihe ihrer Romane wird am besten durch *Elfrida* Liebhaber charakterisiert. Sie beginnt hier, die großen Probleme des Lebens zu behandeln und ihr Glanz reicht nicht aus, sie über die ungerechte Vertheilung der Güter und Uebel auf dieser Erde zu beruhigen. Ihr Talent als Schriftstellerin zeigt sich hier bedeutend entwickelt, und der Titel des Buches, der bei anderen Schriftstellern auf eine Ständegeschichte deuten könnte, hat nichts Anstößiges, sobald er mit einem Namen wie Mrs. Gaskell gepaart erscheint. Der Roman *Rod and Sled* hat weniger Anklang gefunden, aber auch in dieser Arbeit ist sie ihrer Mission getreu geblieben, denn sie zeichnet in *Wesley Gifford* das Bild der armen Arbeiterin, welche der Baumwollenstaub tödtet. *Wives and Daughters* ist der letzte Roman der Verfasserin, den sie so zu sagen schon in den Armen des Todes geschrieben hat, und welcher die volle Reife ihres Talentes repräsentirt. Sie betrachtet ihre Schwestern auf Erden wie aus der Höhe heiterer Regionen und scheint endlich die Auflösung des Räthsels und die Rechtfertigung aller Dinge gefunden zu haben.

„*Frauen und Töchter*“ ist unstreitig der beste Roman von Mrs. Gaskell, obgleich ihm manche Längen vorgeworfen werden und man hat sich durch denselben zu der Annahme veranlaßt gefühlt, Mrs. Gaskell würde bei längerem Leben der bedeutendste englische Romanschriftsteller geworden sein. Es ist jedoch ein Grund, welcher dieser Folgerung, die an und für sich schon etwas übertrieben sein mag, widerspricht, und zwar gilt derselbe nicht für Mrs. Gaskell, sondern für sämtliche weibliche Schriftsteller ihres Vaterlandes. Der wahre Charakter der bedeutenden Romanliteratur aller Sprachen, ganz besonders aber der englischen, ist, der Humor, und diese Gabe scheint den Frauen nur sehr selten beschieden zu sein. Wir finden bei den Schriftstellerinnen Englands vornehme und bedeutende Talente, gründliches Wissen, einen eleganten Stil, aber nicht jene schwebende Ironie, jene verborgenen Thränen, welche die Grundlage der Werke der großen männlichen Schriftsteller bilden. Bei den weiblichen Schriftstellerinnen ist der Schmerz expansiv, das Weinen ist selten, und die Thränen zeigen sich ohne Scheu, denn sie sind ihrem Geschlechte gestattet; auf diesem Grunde kann eine Schriftstellerin ruhen und erhabene Werke schaffen, aber es wird ihr nur sehr selten gelingen, auch das wahrhaft Humorige zum Ausdruck zu bringen. Auch Mrs. Gaskell würde daher die ersten Meister des Romans in England wohl schwerlich erreicht haben, wohl aber ist anzunehmen, daß sie es bei längerem Leben in ihrem Genre zur Vollkommenheit gebracht hätte. Sie hat meistens Frauencharaktere geschildert und dadurch erregt die Geringschätzung der humoristischen Ader nicht einmal als Mangel; sie ließ ihren Heldinnen die eminenten Eigenschaften ihrer eigenen weiblichen Natur, stellte sie so rein, so edel und so rührend dar, daß sie trotz der Einsamkeit der Erfindung und der Situation das Interesse eines sehr zahl-

reichen und gebildeten Publikums gefesselt haben und fesseln werden.

Fassen wir die Eigenschaften der Verfasserin von Frauen und Töchter zusammen, so haben wir ihr Kraft, Originalität und nachdauerhaftigkeit in erster Linie zuzurechnen; sie ist mit Charles Dickens einer der ersten Historiographen des Proletariats und läßt sich bei aller Sympathie für die Armen doch nie zu einer Ungerechtigkeit gegen die Reichen hinreißen. Ferner ist an ihr eine wirkliche Reinheit zu bewundern, die weit entfernt von affektirter Pruderie doch alle Situationen und alle Gegenstände zu vereinen weiß. Mrs. Gaskell's Erziehung und der Mittelpunkt, in dem sie lebte, glichen dem Kristall, durch ihn sah sie alle Dinge und die Güte ihres Herzens gab ihrem Talente den Schwelz. Beist die zu früh Verstorbene nicht das Genie von Charlotte Brent, nicht das ganze Wissen von George Eliot, nicht die ganze Feinsinnigkeit von Alfred Böhn, hat sie nicht die Begabung der großen Schriftsteller empfangen, so mußte sie doch zu gefallen, mit feinzureifen, zu überzeugen und für das Allgemeine außerordentlich viel Gutes zu wirken.

„Wir haben in Frankreich,“ so schreibt Herr Quésnel, „noch Vorurtheile gegen den Roman; die Verbreitung von Arbeiten in der Art und Weise von Mrs. Gaskell würde dazu dienen sie zu zerstören; da das Epös in Prosa in der modernen Welt an die Stelle des Epös in Versen, das unsere Verfassern pfeiften, treten muß, so muß man anerkennen, daß die Engländer trotz mancher in ihrer Charaktereigenthümlichkeit liegenden Fehler, wegen die gar zu eingehende Detailmalerei und die Breite gehen, und in diesem Punkte wie in manchem andern als Vorbild dienen.“

R u s s l a n d.

Gogol und sein literarischer Selbstmord.

Der russische Dichter Gogol, in Deutschland besonders als Verfasser des *Wesivors* bekannt, hatte nach einer literarischen Thätigkeit, die in Rußland durch eine fast abgöttische Verehrung anerkannt worden war, der Welt das seltsame Schauspiel gegeben, daß er alles, was er zur Arbeit und Erhebung seiner Landeskente geschrieben, plötzlich widerrief und sich einem Disparitätsmiasma ergab, welcher seinen Sturz von dem Postament seiner dichterischen Größe zur Folge haben mußte. Dies Vergehen machte ungeheures Aufsehen; eine literarische Fehde über Gleiches knüpfte sich daran, und Gogol's beste Freunde konnten sich nicht enthalten, ihm den offenkundigsten Rath an seinem Ueberzeugungen vorzumachen.

Dreißig Jahre beinahe sind darüber verfloßen, der Dichter selbst pflegt bereits 22 Jahre der ewigen Ruhe, indes war der Bergang für die Geschichte der russischen Literatur zu merkwürdig und psychologisch betrachtet, zu räthselhaft, als daß er nicht noch heute den Stoff zu literarischen Erörterungen geben sollte. Es ist dies um so natürlicher, als die russische Literatur in ihrer dem Realismus huldgebenden, doch des Fundaments einer gründlichen Bildung ermangelnden Entwicklung noch gegenwärtig das Geringste nicht verlangen kann, welches Gogol ihr aufgedrückt hat. Zudem sind in neuerer Zeit Briefe Gogol's und seiner Korrespondenten zum Vorschein gekommen, welche gerade für die Lösung des Geheimnisses von Bedeutung sind.

Aus diesem Anlaß hat Herr Papin es unternommen, in

das innere Geistesleben des Dichters eindringend ein physiologisches Bild desselben zu konstruiren und so in das Dunkel, mit dem jener verhängnißvolle Schritt noch bedeckt ist, ein klärendes Licht zu bringen. Einer in der russischen Kunst entfaltenden Analyse folgend geben wir auch dieser Studie die folgende Skizze, freilich auf die Gefahr hin, daß sich der Blick, in welchem Gogol's Name auch in Deutschland strahlt, mit einem Schatten überzieht. Vorangeschickt sei, daß Gogol, 1810 im Gubernement Poltawa als Sohn eines Gutbesizers geboren, in patriarchalischer Umgebung, im Verkehr mit der Natur und den Landleuten heranwuchs und im Umgang mit Aeltern eine mangelhafte Bildung erhielt. Schon dort gab er sich künstlerischen Neigungen, der Dichtkunst, Schriftstellerei, dem Theaterpiel hin. Nach Durchlaufung des Gymnasiums wollte er in Petersburg als Christlicher sein Fortkommen finden, mußte sich jedoch mit einem kleinen Posten im Kaspernereffort befriedigen. Durch Vermittelung von Puschkin und Schukowski erhielt er alsdann eine Anstellung als Historiker an der Kaiserakademie. Allein bald erwiefen ihm seine Kenntnisse hierzu als unzulänglich. Nun ließ Puschkin ihm seine Hand zur Veröffentlichung einiger durchaus nicht hervorragender Erzählungen aus dem russischen Kleinleben u. dergl. 1836 ging der Revisor mit dem bekannten Appell über die Bühne. Bald darauf begab sich Gogol nach Stalien, wo er sich lange aufhielt. In dieser Zeit erschien der erste Theil der Verheerenden Seelen, dessen bedeutender Inhalt seinen Ruhm hervorzuheben entschied. Mit verklärtem Gemüthe im Exil lebte er nach Rußland zurück und veröffentlichte 1846 seinen Briefwechsel, mit welchem er eben jenen ersten Stempel verdiente. Die Folge der gegen ihn sich richtenden Angriffe machte sich im Zweifel an sich selbst geltend. In vergeblichen Anstrengungen, etwas seinen früheren Leistungen Entsprechendes zu schaffen, verbrachte er den Rest seines Lebens, indem er sich der Dogenarchie und einem religiös-fanatistischen Mysticismus überließ. Er starb 1852 in Moskau, nachdem er sich noch in den letzten Tagen vor dem Tode mit dem traurigen Geschäfte beschäftigt hatte, seine Manuskripte zu vernichten.

Schon in diesen kurzen Notizen treten die Ursachen von Gogol's geistlichem Selbstmord lebhaft hervor. In der That hat Gogol die Einbrüche seiner Jugendzeit niemals ganz abshütteln können; sie hielten ihn in der Befangenheit eines engen geistigen Horizonts; in einer Unfreiheit der Anschauung, die ihm nicht gestattete, jemals zu einem vollen Verständnis weder der sich in Rußland vorbereitenden neuen Zeit, noch der Weltlage überhaupt zu gelangen. Der Mangel einer fest fundamentirten Bildung tritt dem hinzu. Als Gogol nach dem Verlassen der Schule seine literarische Bahn betrat, fehlte ihm jede feste Lebensanschauung, seine Meinungen über die Grundfragen der Moral und des öffentlichen Lebens blieben einfach patriarchalisch; sein Gefühl und seine Betrachtungsart drangen wohl tief in die Erscheinungen des Lebens ein, aber sein Verstand hielt sich nicht bei den Ursachen dieser Erscheinungen auf. Er war wohl erfüllt von gretzhertziger Liebe und Mitleid für die Menschheit und fand dafür in erhabener Sprache, in hinreißenden Bildern, in tiefem Humor einen Ausdruck, aber diese Gefühle, dieses Streben wurden praktisch nicht ans Werk gelegt und blieben für ihn in der Form der Theorie, es sei zur Befreiung alles Elends nur nöthig, daß alle Menschen feelos und tugendlos werden.“

Auch die literarischen Kreise, in welche Gogol eintrat, waren nicht geeignet, die Mängel seiner Erziehung zu beseitigen. Puschkin, dem er seinen literarischen Ausgang verdankte, war nie ein Mann zeitgemäßer Ideen gewesen und konnte ihn nur

in Bezug auf ästhetische Dinge bilden; Schukowski dagegen, der in dem Puschkinschen Kreise die zweite Sonne war, ein Mann von edler weicher Humanität, aber auch von poetisch-mystischem Grundzuge, beengte Gogol mit vielen Eigenschaften um so mehr, als sich zwischen Beiden ein auch im Auslande fortgesetztes inniges Freundschaftsverhältnis bildete. Jemehr sich Schukowski in einen rechtgläubigen Mysticismus vertiefte, desto mehr entwickelte sich auch in Gogol die düstere aufgeregte Religiosität, die zuletzt zum mystischen Apopticismus ansetzte.

Puschkins Kreis vertrat das poetische Schaffen; ihm gegenüber stand Bjelinskis Kreis, der durch literarische Kritik und wissenschaftliche Erörterungen der Geschichte und des öffentlichen Lebens wirkte. Auch mit Bjelinski trat Gogol in Beziehung. Von Puschkin empfing er nicht allein Stellen und Protection, sondern auch die Stöße zum Revisor und zu den verheerenden Seelen. „Mit einer solchen Fähigkeit, den Menschen zu errathen und ihn mit einigen Strichen wie ganz lebend hinzustellen, mit dieser Fähigkeit sich nicht an ein großes Werk zu machen, wäre geradezu Sünde“, so urtheilte Puschkin über Gogol und verhältnißlich ihn. Bjelinski dagegen, auf dessen Urtheil Gogol den größten Werth legte, hob ihn über den Romantismus Puschkins hinaus. Leider zogen beide Kreise in Gogol eine Selbstschätzung und eine Eitelkeit groß, die nicht umhin konnte, auf die Ueberzeugung zu kommen, daß auf ihm, Gogol selbst, die Zukunft der russischen Gesellschaft beruhe, während doch eben diese Gesellschaft sich in einer von Gogol weder gewollten noch auch beobachteten Weise selbstständig entwickelte. Die Einsicht dieser Thatfache trat zum Unglück für Gogol viel zu spät ein, und die Enttächtung mußte für sein Gemüth einen verhängnißvollen Rückschlag herbeiführen.

Nicht nur von den literarischen Kreisen, sondern auch in den höchsten Regionen wurde Gogol verhältnißlich. Seine staatsgemäßen Verhältnisse waren nicht glänzend; es fehlte ihm fast immer Geld, das er nicht zu gebrauchen wagte und in späteren Jahren oft zu wohlthätigen Zwecken hingab. Die Freunde wiesen ihn auf den Weg, sich hütend an die Alerchowschen Personen zu wenden. Er erhielt auch reichliche Spenden, zuletzt regelmäßige Unterstüzungen. Und er glaubte schließlich ein Recht darauf zu haben. Wie er die Voransetzung der Bewilligungen rechtfertigte, daß er nämlich im Interesse des Staates, in der Person des Revisors fortarbeiten werde, so glaubte er gleich einem Staatsbeamten dem Staate zu dienen und dafür auch bezahlt werden zu müssen. Auch diese Auffassung mußte fallen, als er über die Natur seiner staatsdienlichen Thätigkeit klar und sich bewußt wurde, wie gering sein Können im Verhältniß zu der von ihm geträumten Einwirkung auf den Gang des Staatslebens sei. Dagegen wuchs in ihm die Annahme, der Eitennrichter des Publikums sein zu dürfen. Der Erfolg des Revisors hatte ihn wie seine Puschkinschen Freunde überrast. Sie sahen in der Komödie anfangs nur ein treffendes Bild russischer Sitten, noch keineswegs eine tief einschneidende Satire. Gogol selbst war sich der Bedeutung seines Wertes kaum bewußt und erklärte sich fräppirt über das Jetergeheiß, das von der Beamtenwelt über seine Eitelkeit gegen ihre unüberwindliche Weichlichkeit, Ignoranz und Verberbnis erhoben wurde. Als die Bedeutung der Schrift nämlich von Bjelinski ins richtige Licht gestellt wurde, fühlte er sich selbst je länger desto mehr zur Rolle eines Eitelliedpropheten berufen und, was für ihn noch schlimmer war, von seinen Freunden immer weiter in diese Richtung hineingeführt.

Als schon in der Zeit des Revisors begann die später in

völliger Kasse hervortretende Gefühls- und Denkreise zu heimen. Als thatsächlicher Beweis dafür erscheint folgende Stelle eines Briefes von Gogol an Pogodin vom Mai 1836 charakteristisch: „Ich will über meine Mutterpflichten, über meine künftigen Werte tief nachdenken. Alles, was mit mir geschehen ist, war mir heilbringend. Alle Beleidigungen, alle Unannehmlichkeiten wurden mir durch die Vorsetzung in meiner Erziehung gefandt, und jetzt fühle ich, daß kein irdlicher Wille meinen Weg lenkt, der für mich unumgänglich ist.“ In einem Briefe an Schukowski vom Juni 1836 findet man dasselbe mystische Element, dieselbe hohe Meinung von sich und seinen Leistungen, denselben Glauben an das unmittelbare Eingreifen der Vorsetzung in seine persönlichen Schicksale.

Noch weiter treibt ihn sein Selbstgefühl während der Arbeit an den verstorbenen Seelen. Er stellt das Werk in einem Briefe als einen außerordentlich originellen Stoff dar, in dem ganz Anstand erscheinen werde. „Gewaltig groß ist meine Schöpfung, und sie wird nicht bald beendet sein. Neue Klassen und verschiedene Herren werden sich noch gegen mich erheben, aber was ist da zu machen! Das ist einmal mein Schicksal mit meinen Landleuten zu haben! Geduld. Ein unstillbares Stöhnen schreibt mir mit mächtigem Stabe.“

Von diesem unstillbaren Geiste, der ihm die Gedanken vorschreibt, ist der Uebergang zu den späteren Sonderbarkeiten Gogols ein sehr naher, und die plötzliche Schwermuth, die man in seinen „Auserlesenen Stellen aus dem Briefwechsel mit seinen Freunden“ finden wollte, ist nur eine weitere Stufe der längst vorhandenen Denkreise, die er aber in diesem Buche unter dem Einfluß einer krankhaften Erregung in scharfer ediger Form zuerst ausprägte.

Der erste Theil der „Verstorbenen Seelen“ (1842) bezeugt noch einen kraftvollen Schöpfertrieb. Er enthält Bilder des russischen Lebens, die sowohl durch ihre poetische Bedeutung, wie durch ihre Wahrheit Erhellen erregen. Unter dem Eindruck dieses Buches verglich Krasow Gogol mit Homer; Bjelinski datirte von dem Buche eine neue Epoche der Literatur, obwohl er mit seinem Ohr bereits einen Miston herausgehört. Gleich machte Gogol sich an die Fortsetzung; allein er gab sich dabei befremdlicher Weise nicht den unmittelbaren Regungen seines Talents hin, sondern geht von theoretischem Nachdenken über das Ziel, den Plan, die Wirksamkeit seiner Arbeit aus. Hierzu wurde er sowohl durch religiöse Strudel, durch sein langes Verweilen im Auslande, wie hauptsächlich durch den Wunsch veranlaßt, für die russische Gesellschaft eine Art Kober der Moral aufzustellen. Dieser zweite Theil sollte die hohen idealen Seiten des russischen Lebens aufstellen, wie der erste die lächerlichen und dunklen. Indessen gelang es ihm nicht; da sein Realismus sich immer mehr entwiderte, sein Ton immer herrischer wurde, ward es ihm unmöglich, die an die Wirklichkeit sich anschließenden Einführungen seines Talents mit seinen Theorien anzugleichen. Nach langem Arbeiten verbrannte er 1845 den zweiten Theil, wollte aber doch dem Publikum seine Sittenlehre nicht länger vorenthalten und publicirte daher 1846 die „Auserlesenen Stellen aus dem Briefwechsel.“

Ein Unikum in der Literaturgeschichte! Ein Mann an der Spitze der Literatur seiner Zeit und seines Volkes sagt sich plötzlich vor dem Publikum von seinen früheren Werken los und verurtheilt in einer hochschallenden, mühsam gehaltenen Sittenpredigt Diejenigen, welche seine Werte geschätzt haben. Die That läßt sich nur als die langsam gereifte, aber mit Eklat hervorbrechende Frucht eines inneren Konflikts erklären, welchen zwei in der Ver-

son Gogols auf einander stehende Strömungen hervorriefen: sein künstlerischer Instinkt trieb Gogol auf die Seite, wo die Götter sich in der Richtung einer Selbsterkenntnis als Vorbedingung besserer Zustände fortbewegten; nach seinen in Freundschaften eingefügten Begriffen hatte er aber keine Sympathie für diese Interessen. Er suchte den Konflikt dadurch zu enden, daß er sich gegen das erhob, was seine Größe ausmachte, d. h. daß er einen moralischen Selbstmord beging.

Über die darauf folgende, die beiden literarisch-politischen Richtungen Rußlands zu diesem Kampfe aufnehmende Fehde gehen wir hinweg. Nur soviel sei gesagt, daß der konservative Puschkinsche Kreis die That als einen zwar scharfen, aber notwendigen Bruch rechtfertigte und vertheidigte, während Bjelinski sie in durchaus maßvoller und verständiger Weise verurtheilte. Seinen Mahnungen konnte Gogol denn auch nicht ganz widerstehen. Spätere Briefe von ihm enthalten ein, wenn auch nur indirektes und verschämtes, doch nicht mißzuverstehendes Eingeständnis, daß seine Gegner in vielen Beschuldigungen Recht hatten. Aber es war zu spät. Ein Rückzug war nicht mehr möglich.

Über den späteren Gedankengang Gogols liegt nur wenig Material vor. Er scheint sich überzeugt zu haben, daß man aus der Ferne die russische Gesellschaft weder studiren, noch belehren könne. Aus Jerusalem zurückgekehrt, verließ er sein Vaterland nicht wieder. Allein sein Arbeiten sollte von nun an fruchtlos bleiben. Den zweiten Theil der „Verstorbenen Seelen“ schrieb er zweimal um, und selbst die dritte Redaction, bei welcher er von der Richtung des „Briefwechsels“ eingelenkt zu haben scheint, befriedigte ihn nicht; er ersparte auch sie dem Feuertode. Geführt durch physische Erschöpfung, wie durch die Unwahrheit der Anschauung, die Gogol in sich erregte hatte, sich unsäglich fühlend, den inneren Kampf zu irgend wie verhältnißlichem Austrag zu bringen, brachte er dies Opfer, um, wie Herr Pogin es ausdrückt, einer letzten Regung seines früheren freien poetischen Gefühls Genüge zu thun.

Orient.

Die Enzyklopädie der lauterer Brüder.

Gleich jener alten römischen Gottheit trägt die Wissenschaft unserer Tage ein Doppelgeschlecht. Vorwärts, in die unendliche Zukunft, in das unbegränzte, noch unerforschte Gebiet blickt das eine, das andere ist rückwärts gewendet, überhaupte das zurückgelegte, durchschneffene Weghünd. Während man auf all den jetzt mehr denn je zahlreichen Gebieten der Wissenschaft unaufhaltend forschretet, mit der Hadel der Forschung siegreich durch Dunkel und Finsternis vorrückt, immer größere Bezirke der menschlichen Erkenntnis erobert und erschließt, verabsäumt man es nicht, zu gleicher Zeit sich rückwärts zu wenden, von dem Entwickelungsgange der Erkenntnis sich Redenshaft zu geben, die Siegeslaufbahn der Forschung sich vor Augen zu führen. So geht man und im Vereine mit den Wissenschaften die Geschichte der Wissenschaften einher. Und nicht bloß das Vergangene und der Zuwachs an Einsicht, welche das stufenmäßige Wachstum zur Zeit oft durch ihre Zufälligkeiten und Unbegreiflichkeiten reißende Entwickelungsgeschichte der menschlichen Erkenntnis gemindert, sind unter den Vortheilen zu verzeichnen, die aus jener auf ihre

eigene Geschichte bedachten Richtung der Wissenschaft entspringen. Es finden sich in jeder Wissenschaft Vorstellungen, Grundröße, die aus ihren Anfängen, ihrem Niederen, noch wenig entwickelten Zustande bis auf bessere Zeiten und höhere Stufen angeordnet, mit dem Anspruche unbefleckter Gültigkeit oder der sich schweigenden Voraussetzung ihrer Wahrheit sich fortgeerbt haben und nur dadurch, daß ihre Geschichte und ihre Ursprung erkannt werden, als unberechtigte Ueberbleibsel und willkürliche Annahmen sich ausweisen, oft auch findet der Forscher in der Geschichte seiner Wissenschaften Fälschungen, die nicht weiter betreten werden, weil man aus irgend einem Grunde sie angehen möchte, auf denen aber bei neuem, entschiedenem Betreten das Ziel mit Sicherheit und leichter als auf den in der Gegenwart eingelegenen Wegen zu erreichen ist. Daher kommt es, daß selbst jene Wissenschaften, die es mit der Prüfung der Gegenwart und Nützlichkeit allein zu thun haben, die Naturwissenschaften, mit einer ihre Geschichte pflegen.

In den meisten Fällen führt die Geschichte der Wissenschaften in ihren Anfängen auf den Orient zurück, nicht dies in jenen Anfängen und Ursprüngen, die in dem Nebel der sagenumflossenen Urzeit sich verlieren und allesamt auf das Morgenland zurückweisen, als auf die Wiege des menschlichen Denkens, den Stammstamm der ersten wissenschaftlichen Abzweigungen und Erkenntnisse des Menschengeschlechts, sondern auch in jenen Anfängen und Ursprüngen, die der Geschichte angehören und in noch vorhandenen Denkmälern ihre sichersten Zeugen hinterlassen haben. Besonders aber sind es die Semiten und namentlich die Araber, denen in vielen Wissenschaften die Rolle der Begründer, in den meisten aber die der Bewahrer, Fortpflanzer und Aufwärtiger zufällt. Ihnen kommt in der Geschichte der Wissenschaften eine um so größere Bedeutung zu, als sie allein es sind, die das geistige Erbe der Griechen in einer Zeit antraten, wahrten und der Zeit erhielten, da alle übrigen Völker es liegen ließen oder gar keine Hände daran thaten. Durch sie allein sind die Griechen gleichsam die ewigen Lehrmeister der Menschheit geworden, denn sie haben ihre Ideen im vollsten Maße auf sich wirken lassen und weiter daran gearbeitet, bis dann das Abendland aus ihrer Hand zu selbstthätiger Weiterführung undankbar sie übernahm. Undankbar! denn niemals haben in der Reihe der geschichtlichen Völker die Araber diejenige Aufmerksamkeit von Seiten der ausländischen Wissenschaft gefunden, die ihnen vermöge ihrer großen Thätigkeit auch an den Kulturaufgaben der Menschheit mit mehr Recht als manchem von den übrigen gebührt. Erst unser Jahrhundert, das wie in den Wissenschaften selber die höchsten Erfolge und Errungenschaften auch in ihrer Geschichte ungeahnte Erkenntnis hat erheben gesehen, hat mit der Eingangs der alten Schuld begonnen, die die Wissenschaft dem Arabern abzutragen hat. Meist aber ist der Stoff für derartige Untersuchungen, die den Anteil der Araber an der Wissenschaft oder den Stand ihrer Kenntnis in einem Zweige derselben darstellen möchten, in der unüberschaubar reichen Literatur der Araber nur auf die mühseligste Weise zusammenzufinden, wichtige Einzelheiten, die zur Herstellung eines Gesamtbildes die unerlässliche Ergänzung bilden, sind oft nicht aufzufinden und bei den Fachmännern der verschiedenen Wissenschaften ist nur in außerordentlich seltenen Fällen jene Vertrautheit mit dem arabischen Sprachschatze anzutreffen, die ihnen die Ausföhrung einer ähnlichen Aufgabe ermöglichen würde. Von den des Arabischen kundigen Gelehrten wird aber in der Regel nach dieser Richtung hin sehr wenig gethan, da sie nur im Interesse der Sprachwissenschaft ihre arabischen Kenntnisse ausschließlich nach der philologischen Seite

hin verwenden. Besonders gilt dies von den deutschen Gelehrten, von denen auch an Uebersetzungen und wissenschaftlicher Ausnützung arabischer fachwissenschaftlicher Quellen im Verhältnis zur fremdländischen Gelehrtenwelt, sehr wenig geleistet wurde. Um so ersichtlicher und dankenswerther ist es daher, daß ein deutscher Gelehrter den glücklichen Gedanken faßte und zur Ausföhrung brachte, die Gesamtheit des arabischen Wissens, zu einer bestimmten Zeit gleichsam den getrunnen Redenschaftsbericht darüber aus dem arabischen Werke, in dem er niedergelegt und glücklicherweise auch erhalten ist, ins Deutsche zu übertragen. Wir sind in der glücklichen Lage, ein Werk überkommen zu haben, in dem wie in einem Spiegel alle Wissenschaften, die gesammte Weltanschauung der gebildeten Araber im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, klar und übersichtlich nebeneinander erscheinen, ein Werk, in dem die Bildungshöhe dieses Volkes in jedem Zweige der damals bebauten Wissenschaften zu jener Zeit deutlich verzeichnet ist, die Vorstellungen und wissenschaftlichen Anschauungen, von denen es geleitet wurde, mit der wünschenswertheften Genauigkeit zu erkennen und zu beurtheilen sind, es ist dies die Sammlung der Abhandlungen oder, wie man mit Recht sie nennt, die Enzyklopädie der lauterer Brüder.

Die lauterer Brüder, oder, treuer übersetzt, die Brüder der Reinheit, waren eine Gesellschaft, ein Orden der Araber im zehnten Jahrhundert, der seinen Stammstamm zu Bahra, aber seine Mitglieder durch Arabien und wohl auch Spanien zerstreut hatte. Das geschichtlich Sichere, das wir über sie wissen, ist von einer bedauernden Mangelhaftigkeit, bedauerndwerth darum, weil gerade der Mangel unserer Kenntnis des Selbstwesens und ähnlicher innerer Vorgänge in der Geschichte eines Volkes viel empfindlicher und folgenreicher ist, als irgend eine Lücke in der Kenntnis der äußeren Geschehnisse, wie denn überhaupt die Kenntnis des geschichtlichen Innenlebens immer mehr der Bedeutung sich nähert, die der Erkenntnis des Blutumschlags und Kreislaufs für unsere Wissenschaft vom menschlichen Organismus beansprucht. So viel scheint gewiß, daß die Verbreitung von Wissenschaft und Auffklärung ihre Hauptabsicht gewesen ist, daß sie inmitten einer alle Erkenntnis als fluchwürdige Kezerei verdammenen Blindgläubigkeit und einer, die Thatfachen des Glaubens in ungezügelter Willkür verflüchtigen Aufklärerei die Wissenschaft mit dem Glauben zu versöhnen und im Einklang zu versetzen bestrebt waren. Auch ist es durch Nachrichten aus jener Zeit festgestellt, daß zum Zwecke der Verbreitung von allerlei Wissenschaft Versammlungen stattgefunden haben, an denen auch Andersgläubige, Juden z. B., zum Kerngenie der streckfrommen Araber theilgenommen haben sollen. Als Ergebnisse dieser ihrer aufklärerischen Bemühungen liegt uns heute noch ihre Enzyklopädie in einundfünfzig Abhandlungen vor, die über das ganze Gebiet des damaligen Wissens nach der Reihenfolge, in der die Wissenschaften damals von den Männern einer freisinnigeren Richtung abgehandelt zu werden pflegten, sich verbreiten. Besonderen Dank scheinen sie für ihre ersten Bestrebungen nicht gern zu haben, denn den Frommen mußten ihre Versuche, die Wissenschaft und die religionsfeindliche Philosophie sogar als durchaus harmlos und unschädlich, ja sogar zum gleichen Ziele wie die Religion führend darzustellen, legerlich und unbedingt verdammend erscheinen, während die eigentlichen Philosophen auf ihre Arbeiten wie auf bloße veristhümliche Darstellungen von längst Bekanntem herabsehen zu dürfen glaubten. Von ihrem unmittelbaren persönlichen Wirken weiß die Geschichte nichts zu berichten, wohl aber haben ihre Leistungen nicht verfehlt, Bildung und nützliche

Kenntnis zu verbreiten und den Segen zu stiften, zu dem sie bestimmt waren. Die Bedeutung aber, die ihrem Werke geschichtlich und für unsere Tage zuerkannt werden muß, kann ihm an sich durchaus nicht zugesprochen werden. Es ist keine geklönnene Reihe selbsthändiger Gedanken, die und darin entgegentritt, ihre Leistung bezeichnet seine Fortentwicklung der damaligen Wissenschaft, sie ist vielmehr nur das getreue Abbild derselben und wollte wohl auch mehr nicht sein. Die Männer, die zu derselben sich vereinigten, haben, sind wohl kaum mit dem Anspruch aufgetreten, neue Entdeckungen und Wahrnehmungen ihren Zeitgenossen vorzutragen, sie wollten nur das, was aus der Wissenschaft ihrer Zeit her ihnen geläufig war, ihren Ordensmitgliedern oder Brüdern zum Bewußtsein bringen. Sie erweisen sich sogar mit demjenigen Merkmal befaßt, das den wissenschaftlichen Charakter als das Gegentheil von Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit kennzeichnet, erweisen sich durchweg als Effektier. Selbst das scheinbar nicht zu Vereinigende, bel ihnen ist es vereinigt, die schroffen Gegensätze, für sie bestehen sie nicht. Ob auch nachmals Aristoteles auf der breiten Grundlage der Wirklichkeit und der anerkannten Güte der Einzelwesen bis zu jener Spitze alles Daseins, seinem Gotte sich emporgearbeitet, Plato kühnlich und leicht aus seiner von vornherein feststehenden Einheit zur Vielheit dieser Klebewelt herniedersteigt, sie folgen in gleicher Weise Plato und Aristoteles und erweisen sich von beiden gleich sehr abhängig. Aber doch ist es kein wüßtes Durcheinander widersprechender Behauptungen, das sie uns bieten, sie haben das Unvereinbare nicht durcheinandergeworfen, sondern auf getrennten Gebieten zur Anwendung gebracht. Folgen sie dem Aristoteles auf Erden, so ist Plato gleichsam ihr Führer im Himmel; schließen sie jenen in allen Zweigen der auf Beobachtung beruhenden Wissenschaften sich an, so sind die Schüler dieses in allen Fragen der Theologie und des Uebernatürlichen. Darum sind sie auch in den vorwiegend wissenschaftlichen, wozu sie die Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik rechnen, die Anhänger Platons, weil in ihrer Weltanschauung die Lehre von der Zahl eine große Rolle spielt und gleichsam den Schlüssel zum Verständnis der gesamten Wirklichkeit bildet, in jenen Wissenschaften aber diese Lehre eigentlich behandelt wird. Zwar ist es nicht der Meister selber, dem sie folgen, aber dennoch sind es zum Theil seine Ideen, wenn auch in der theils entwickelten, theils getrübbten Gestalt, die ihnen die Schulen der Kenyphagender und Neuplatoniker haben zu Theil werden lassen. Wir aber in unseren Tagen, die wir nicht eine Weltanschauung und nicht nutzbare Kenntnisse aus diesem Werke lernen, sondern bloß den Wissenshaushalt seiner Zeit daraus erfahren wollen, müssen nur dankbar auf diese Einzelproben blicken, in der uns aus dem Schatz der Griechen Anschauungen und Lehren über Gebiete erhalten sind, die sonst für uns wären verloren gewesen, wie die Worten des Aristoteles oder, wenn er darüber nichts geschrieben hätte, anderer Griechen entnommenen Abhandlungen über das Pflanzen- und Mineralreich.

Herr Dr. Friedrich Dieterici, Professor an der Universität zu Berlin, hat das Verdienst, das werthvolle Werk der allgemeinen Wissenschaft zugänglich gemacht zu haben. Vieles von den einundfünfzig Abhandlungen liegen bereits in seiner Übersetzung und Bearbeitung vor, in sechs Bücher nach den zusammengehörigen Stoffen vereinigt, aber nicht zeitlich in der Reihenfolge des Originals erschienen, wie die folgende Zusammenstellung zeigt: I. Die Präzedenz der Kraker im zehnten Jahrhundert nach Chr., Berlin 1865, die Abhandlungen 1—6 umfassend; II. Die Logik und Psychologie der Kr. im X. Jahrh.

n. Chr., Leipzig 1868, aus den Abhandlungen 7—13 bestehend; III. Naturanschauung und Naturphilosophie u. s. w., Berlin 1861, mit den Abhandlungen 14—21; IV. Streit zwischen Mensch und Thier, Berlin 1868, bloß die zum Schluß der 21. Abhandlung angefügte Allegorie über den Unterschied zwischen Mensch und Thier enthaltend; V. die Anthropologie der Kraker im zehnten Jahrhundert n. Chr., Leipzig 1871, die Abhandlungen 22—30 umfassend; VI. Die Lehre von der Metempsychose u. s. w., Leipzig 1872, die Abhandlungen 30—40 umfassend. Derselbe Geschmack, der sich in der Benennung dieser Bücher äußerlich kund gibt, äußert sich auch Vortheilhafte im Inneren des Werks. Zwar ist das bisher nur handschriftlich vorhandene Werk selbst dem Gelehrten im Original nicht zugänglich, die Übersetzung enthält also gewissermaßen der Kontrolle, aber der Name eines so anerkannten und verdienstvollen Forschers wie Dieterici und die in Anhang zur Logik und Psychologie erschienene Zusammenstellung der meisten im Werke vorkommenden Ausdrücke und Erklärungen bürgen für die Treue und Reliabilität der Arbeit. Diese kann nach den ausdrücklichen Aussagen ihres Verfassers nicht durchweg als Uebersetzung gelten, sondern ist oft bloß eine Bearbeitung, ein Auszug des Sachlichen, des Sinnes im Großen und Ganzen. Die Uebersetzung ist von einer, bei wissenschaftlichen Übersetzungen ungewöhnlichen Klarheit und Feinheit des Ausdrucks, die selbst dem Laien das Verstehen dieses Werkes zu einem anregenden, Vergnügen bereiten machen kann. Freilich wird sie darin durch das Original selbst in nicht geringem Grade unterbunden, denn dieses trägt einen von den sonst dünnen und unerschöpflichen philosophischen Schriften der Kraker, wohlkühnend durch Fülle und Saffigkeit der Sprache abweichenden Charakter. So recht zur Verbreitung und Empfindung wissenschaftlicher Erkenntnis geeignet, tritt selbst der trockene und in religiösen Aufstellungen bestehende Wissenschaftlich bei den lauten Brüdern von ansprechenden Gedanken und gemüthlichen Auseinandersetzungen wie von saftschwellendem Grün durchwoben auf. Durch Benutzung besonders der vollständigen und wohl erhaltenen pariser und anderer Handschriften ist es dem Uebersetzer gelungen, die großen Abweichungen, die besonders in der Vorgeschichte der lauten Brüder in den Handschriften zu Tage treten, ansehnlich auszugleichen. Das hohe Interesse, das die Wissenschaft an dem glücklichen Zustandekommen der Arbeit, für deren äußere Förderung und würdige Ausstattung der J. C. Hinrichsen'schen Buchhandlung in Leipzig Dank gebührt, im reichen Maße nehmen muß, haben ausgezeichnete Fachmänner der Naturwissenschaften durch ihre Untersuchungen, die sie dem Verfasser boten, sattsam an den Tag gelegt.

Noch elf Abhandlungen harren der Übertragung. Möge Herr Professor Dieterici, mag auch ihr Inhalt noch so wirksam und scheinbar unwissenschaftlich sein, die der Wissenschaft nicht vorenthalten, denn in ihnen gerade mögen manche Weisheit für die Erkenntnis der religiösen Stellung der lauten Brüder enthalten sein, wie denn auch der Antheil, den die neuplatonische Weltanschauung an der großartigen Erscheinung des Eusebios gehabt haben mag, daraus mit größerer Sicherheit wird zu beurtheilen sein.

D — b R — n n.

*) Die zwei letzteren im Verlage der J. C. Hinrichsen'schen Buchhandlung erschienen.

Kleine literarische Revue.

— **Weltpost und Luftschiffahrt.** *) Unter diesem Titel hat der geniale Mann, welcher gegenwärtig an der Spitze der deutschen Reichspost-Verwaltung steht, seinen vor einiger Zeit im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrag der Öffentlichkeit übergeben. Der Vortrag errögte damals in der Versammlung durch die erstaunliche Fülle und Vielseitigkeit des dargebotenen Materials nicht geringes Aufsehen. Beim Lesen desselben wird dieser Eindruck noch erhöht, denn erst im Lesen läßt sich mit Muße übersehen, in welcher vollendeter Weise der Vortragende seine Reicherschaft im Zusammenfassen und in der Durcharbeitung des breiten Stoffes betätigt hat. Der Vortrag besitzt den Reiz einer lichtvollen unversehrten Behandlung, die sich weder zu sehr ins Einzelne vertieft, noch in das Nebenbüchliche verliert, wohl aber aus allen Gebieten das Bedeutende und Ueberraschende herbeiholt, damit es in der von dem Vortragenden aufgestellten weiten und freien Perspektive seinem Werthe nach wirke. Fernerst hat diese Wirkung in der Anerkennung beobachtet werden können, welche dem Vortragenden von Persönlichkeiten der verschiedensten Lebenslagen gesollt worden ist; vom Eingeweihten, wie vom Historiker, vom Ethnologen, vom Techniker, von dem Enthusiast aus in den Reichen des Postwesens ganz abgesehen. Besonderes Interesse muß das Urtheil beanspruchen, welches ein Mann wie Dr. Stephan über die Zukunft der Luftschiffahrt gefällt hat. Nun, die Ueberschätzung des unermesslichen sphärischen Gebietes rund um die Erde ist dem Herrn der Schöpfung schon zu nahe gerückt, als daß dieses Ziel so vieler erstrebenswerther Köpfe noch lange Zeit unerreichbar bleiben sollte. Dies ist die von der Sunst der bisherigen Erfahrungen gestützte Ueberzeugung Stephan's. Freilich das Ideal, daß der Mensch einzeln, mit Vogel- oder Engelsflügeln versehen, sich frei werde in den reinen Weiten erheben können, werden ihm Ideal bleiben lassen müssen: der Mensch würde, um seinen Leib durch die Luft zu tragen, eines Flügelpaares von 12—15,000 Quadratfuß Schirmfläche bedürfen, was jedenfalls das Vergnügen des Fliegens fast beeinträchtigen würde. Desto größer ist die Aussicht auf gemeinschaftliche Luftreisen. Sie beruht auf der Hoffnung, doch endlich das Luftschiff durch die Kraftmaschine lenkbar und von Windströmungen unabhängig machen zu können. Indes scheint es noch zu früh, für den Eintritt dieses Glückes schon jetzt Pläne von Reiserkurstationen, Ballon-Expeditionen nach dem Nordpol zu aufstellen, wie es namentlich von den langansichigen Franzosen geschieht. Erst Lösung des Problems, dann mag man in speziellen Projekten für die Ausnützung so fühlbar sein, als man die Phantasie spannen will!

G. S.

— **Wellenstern.** **) „Weil Dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du ein Dichter zu sein.“ Wenn doch dieses Ergozamm unseres großen Dichters mehr gekannt und mehr beherzigt würde, die Fluth der Gedichtsammlungen würde vielleicht etwas ebbeln, die Herausgeber würden weniger Aufschungen, die Verleger weniger Verluste erleiden. Auch dem Verfasser der vorliegenden Gedichte ist nicht nur mancher Vers, es ist ihm sogar manches Lied gelungen,

für einen Dichter können wir ihn aber trotzdem nicht erklären, wohl aber dürfen wir auf die Sammlung als das Ergebniss eines liebenswürdigen Empfindens und hübschen Formaltalents aufmerksam machen.

— **Die zweite deutsche Nordpolarfahrt.** *) Von dem Werke, welches die Resultate der zweiten deutschen Nordpolarfahrt dem größeren Publikum zugänglich machen soll, ist jetzt die zweite Abtheilung des ersten Bandes erschienen, welche die Fahrt der „Germania“ behandelt. Nach dieser Band zeichnet sich durch eine Reihe vortrefflicher Farbendruckbilder aus, welche die magischen Schönheiten der Polarregionen in höchst anschaulicher Weise veranschaulichen. Was die Erzählung selbst anbetrifft, so hat sie freilich an Gründlichkeit durch die Theilung der Arbeit gewonnen, dafür aber auch jene Anmut und Spannung eingebüßt, welche man ungern an einer Reisebeschreibung vermisst.

— **De Imitatione Christi.** **) Herr Karl Hirsche, der bereits vor Kurzem Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi nach der angeblichen Handschrift des Thomas von Kempen veröffentlicht hat, bietet dem Publikum jetzt diese selbst in der bereits in jenem Werke des Verfassers besprochenen Form, mit der eigenthümlichen Interpretation und der rhythmischen vielfach Reime hervorretten lassenden Eintheilung in einzelne Zeilen. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß diese Reime so spärlich auftreten, daß von irgend welchen rhythmischen Gesetzen so wenig die Rede und der ganze Gewinn dieser Entdeckung so gering ist, daß man fast an ihrer Berechtigung zweifeln möchte.

— **Internationale wissenschaftliche Bibliothek.** ***) Der sechste und siebente Band dieses Sammelwerkes bildet ein Werk des Engländers Edward Smith, die Rahmungs mittel. Der Verfasser ist als Forscher auf diesem Gebiete bekannt und so kann man bei ihm immerhin manche Belehrung finden. Im Ganzen muß man jedoch sagen, daß außerhalb des Rahmens einer „internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ die Uebersetzung eines solchen Buches ziemlich überflüssig erscheinen würde, da es wenig Neues bietet. Zudem steht sich die deutsche Redaction öfters genöthigt, dem Autor mit Anmerkungen ins Wort zu fallen, bald, weil sie anderer Ansicht ist, bald, weil seine Schilderungen auf deutsche Verhältnisse nicht passen. Weßhalb dieselbe insofern einige von Herrn Smith mitgetheilte Küdenrezepte aus dem vierzehnten Jahrhundert fortgelassen hat, wissen wir nicht, sie müßte sonst geführt haben, der Leser ließe sich danach kochen und bekäme einen verdorbenen Magen.

Spezial.

Auf unserm Büchertische liegt gegenwärtig die Uebersetzung der Vorlesungen über Religionswissenschaft, welche Max Müller

*) Weltpost und Luftschiffahrt. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten von Dr. Stephan. Berlin, Julius Springer, 1874.

**) Gedichte von Schmitt vom Rheine. Mannheim, J. Schneider.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874.

**) Berlin, sumptus socii librarum Lüderitziana (Carl Habel).

**) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874.

im Jahre 1870 zu London an der Royal Institution gehalten hat.) Die Uebersetzung ist zum größten Theil des Verfassers eignes Werk, und verdanken wir es diesem Umstande wohl, daß mehrere Hymnen des Rigveda in ein prächtiges deutsches metrisches Gewand gekleidet sind. Den Vorlesungen ist ein Aufsatz über „falsche Analogien in der natürlichen Theologie“ und über „Philosophie der Mythologie“ beigegeben. Die Grundzüge, nach welchen Max Müller verfährt, sind bekannt; als überaus fruchtbringend haben sie sich bereits auf allen Geieten der arischen Religionsgeschichte erwiesen. Weniger möchte den deutschen Landlesanten des Verfassers ein gewisser Predigerton begehgen, in welchen derselbe blühten fällt. Vielleicht hätte er einen Satz wie diesen: „In keiner Religion werden wir so oft an unsere eigene erinnert, als in der Buddhismus und doch haben sich die Menschen in keiner Religion so weit von der Wahrheit entfernt, als gerade in der Religion des Buddha“ — im Vaterlande Schopenhauers nicht gesagt. Der Satz gegen den Buddhismus (den Müller übrigens durchaus nicht theilt) kann im Allgemeinen dreifach als Beweis für Disfuranthismus gelten. Klemm schmäht ihn z. B. bestiger als Friedrich Schlegel in seinen geschichtsphilosophischen Vorlesungen. Oder man lese einmal die Reisen des Missionärs Gnan (verdient durch seine tamnische Bibliothek) in Ostindien, wie der auf die Buddhisten schimpft und offen und schamlos für den entarteten brahmanischen Unzucht Partei nimmt! Wenn wir Max Müllers Sorge um den Gottesbegriff nicht theilen können, so zeigt uns freilich noch viel weniger der Atheismus, wie ihn etwa Herr Büchner in einem Vortrage „der Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart“*) zur Schau trägt. Herr Büchner ist mit seinen Vorlesungen, die er im letzten Winter hier zu Berlin hielt, gründlich durchgefallen; alle Welt schämte sich seines platten oberflächlichen Geredes, und man war versucht ihm gegenüber den bekannten Pastor Knaak für einen Philosophen zu halten. Von der moralischen Bedeutung des Gottesbegriffes (Kant nennt ihn so tief ein Postulat der Moral) hat natürlich schon ein Denker keine Ahnung, die zahllosen Gebete, die schon aus Menschenherzen zum höchsten, oder zu den höchsten Wesen emporquollen, kann er nicht zusammenzählen und kennt sie nicht, hingegen theilt er die überraschende Entdeckung mit, daß es unter den Gottesgläubigen seit je viele Bösewichter gegeben habe. Unter den Vertretern der Wissenschaft auch viel Sophisten und aufgeblasene Hohlköpfe. Seht sie das herab?

Auf die deutsche philologische Manie ist von uns schon öfters hingewiesen worden. Als ein erstaunliches, besser ersprechendes Zeugnis derselben liegt ein vierbändiges Werk: Briefe von und an A. G. Bürger, herausgegeben von A. Strodtmann**) vor uns. Bürger's Popularität ist nicht dieselbe wie früher, begabtere Dichter haben ihn im Herzen des Volkes abgelöst. Trotzdem werden seine Gedichte, wie Leonore und der wilde Jäger, ewig leben. In andern wieder hört uns reden großen Schönheiten eine unerträgliche spielende Manier. Genug, Bürger's ganze Bedeutung ist erst vom historischen Standpunkt aus zu begreifen; durch seine Stellung zu den vorangehenden Geschlechtern, durch die Anregungen, die er gegeben. Seine traurigen Lebensschicksale, theilweise durch seinen hollischen Charakter ver-

schuldet, sind bekannt, und man hat es dem deutschen Volke nicht erspart, diesen Jammer auch auf den Brettern zu sehen. Nach seinen Briefen und sonstigen sein Leben betreffenden Aktenstücken war schon ein gut Theil gedruckt, denn deutsche Zeitschriften gehen von dem Grunde aus, daß Publikum müsse sich für jeder Papierchen eines berühmten Dichters interessieren. Herr Strodtmann bracht das Alles noch einmal ab, er verschweigt uns kein beschriebenes Blättchen, das sein unerwünschtes Fleisch angeschoben hat. Er hat sogar in alten Göttinger Studentenverzeichnissen nachgeforscht, wie die Musesöhne hießen, welche dem armen Dichter der Reihe nach Hörsal aufsuchten. Mit größter Gewissenhaftigkeit erspart er uns auch nicht eine orthographische Eigenthümlichkeit. Was in aller Welt soll das? Wer hat irgend einen Nutzen davon? Wer kann vier solcher Bände ohne überaus langweiliger Briefe durchlesen, ohne einen Wahnkrampf zu bekommen? Wie so dieses Werk „die Kenntniß der wichtigsten Partien unserer Literaturgeschichte geradezu erweitert“, ist uns unverständlich. Unter Literaturgeschichte verstehen wir nicht den persönlichen Klatsch, nicht die Tristram Shandy-hafte Vorgeschichte jedes einzelnen Geschichtes, sondern die Geschichte der poetischen Werke selbst und ihres Einflusses auf die Nation. Die Gelehrten ersten Ranges mag ein persönliches Interesse so mächtig sein, daß man hier gegen jedes Ueberbleibsel ihrer Feder eine gewisse Piktät hegt, obgleich schon A. W. Schlegel selbst über den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller nicht ohne Ernst spottet

War schon nicht Goethe Schillers Liebe Frau.

Die Gatte grüßt, sie grüßt und hört nicht auf zu grüßen, Dreihundertmal! Ich zähl' es ganz genau: Vier Regen fällt es an, der Auser muß es hören.

Garcin de Tassy's, des bekannten französischen Orientalisten, Buch „Islamisme“ liegt uns bereits in einer dritten Auflage vor. Dasselbe bildet eine Art Kompendium mohamedanischer Gottesgelehrtheit und eignet sich für Jeden, der sich mit Religionswissenschaft abgibt, zum Handgebrauche vorzüglich. In vier Abschnitten führt es: 1) Lehre und Moral des Islams in Koranstellen, 2) einen sunnitisches aus dem Türkischen übersehtes Katechismus, 3) eine Sammlung von Gebetsformeln und endlich 4) einen Versuch über die mohamedanische Religion in Indien vor. Der letzte Abschnitt liefert einen interessanten Beitrag zu der religionswissenschaftlichen Grundlehre, daß die Religionen sich gemäß den ihnen huldgebenden Völkern verändern. Wie in Persien, ist auch in Indien der Islam nicht derselbe geblieben, wenn er auch nicht so tiefgreifenden Veränderungen unterworfen ward, wie dort, da in Persien die arische Bevölkerung selbst ihn annahm, während dieselbe in Indien dem Glauben der Väter bis jetzt durch die Jahrtausende tren blieb. Besonders der mohamedanische Kultus, in seiner Einsamkeit dem semitischen Gottesbegriffe so entsprechend, hat zwischen Indus und Ganges eine bunte Formfülle angenommen, die auch hier freilich nicht ohne reformatorische Widersacher bleibt.

*) Paris, Maisonneuve et Cie. 1874.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Jacobs und Hoffmann) in Berlin.
Wilhelmstraße 14.
Einfach von Hans Knaak in Berlin, Hauptstraße 31.

*) Straßburg, Karl J. Trübner.

**) Leipzig, Theodor Fehrmann.

*** Berlin, Gehr. Pöhl, 1874.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 5. September 1874.

[N^o. 36.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Zum Tage von Sedan. 513. — Des Hl. Vaters B. Vichtenberger Geschichte der religiösen Ideen in Deutschland. 513.

Schweiz. Die Lage der Arbeiter in der Schweiz. 516.

England. General Pitts Gedichte. 519.

Argentinien. La Destino de Paul Harding. 520.

England. Shakespeare's Sturm, 1604 verfaßt oder 1611? 522.

Kontinentaler Alterthum. Die Frauen in Rom. Nach Götzen Peiffer. 523.

17. (Schluß.) 523.

Keine literarische Krone. Die deutsche Erpöbigen an der Vengage. 525. — Kleine Erzählungen von R. Goldschmidt. 525. — Der Kampf um das höchste Gut. 526.

Erpöbigen. Die englischen Jäger. 526. — Der Kampf um das höchste Gut. 526. — Zur Kantischen Philosophie. 527. — Bibliotheka Wissenschaften. 527.

Deutschland und das Ausland.

Zum Tage von Sedan.

Nur eine Partei feiert ihn, hat der Erzbischof von Mainz gesagt, und — nur eine Partei feiert ihn nicht, sagen wir. Was feiern wir denn? daß wir Frankreich geschmettert haben? Das war in jenem Augenblicke nöthig, davon hing unser Leben ab, aber wir thaten es mit Schmerz und gezungen, und wünschten Frankreich aufrichtige Heilung. Feiern wir den Sieg unserer Waffen, die Erinnerung seiner Feinde? Das bleibt den Sehnen und Kampfgewissen, aber es macht noch kein Nationalgefühl. — Es ist das Prinzip, das wir feiern, daß in einer Zeit, in der solche auf Verderb und Elend gebaute Kaiserthron zusammenbrach, wir ein neues Reich errichteten, das die Erfüllung der Jahrhunderte war, Barbarossa, Luther und der Wartburgischen Jugend Programm! Daß die deutschen Männer Recht beizahlen, die in Preußen den Verrath haben und weisagten, Deutschland zur Freiheit zu führen, zur Selbstachtung und zur Achtung durch die andern Völker! Daß seit dem 2. September 1870 all unser Thun und Treiben von einem höheren Tone durchklingen wird, daß wir aus der betäubenden Reflexion heraus und wiederum zum Gefühl für das Erhabene, für die höchsten Güter des Lebens gelangt sind. Nur materielle Privatität und brennendes Pflasterthum, das sich dem Wohl und Wissen des Volkes widerstrebend verhält, kann solches Nationalgefühl nicht mittheilen. Feiern wir selbst doch mehr am Sedantage den Triumph über diese fetten und finstern Mächte, als den über den Reichsfeind außerhalb. In Haupt und Gliedern eingeworfen in den Tagen, deren Mittelpunkt jener 2. September war, ist es uns weniger eine feierliche Rückschau, als ein feierlich Gedächtniß für die Zukunft, durch inneren Werth der äußeren Stellung würdig zu sein.

Der Reichskaiser hat gesagt, daß den Deutschen die Liebe des Auslandes nicht blüde, und für den Politiker ist es, wenn sonst die Stellung des Vaterlandes gesichert ist, im Grunde gleichgültig, ob uns die fremden Völker lieben oder fürchten. Anders für die Männer der Wissenschaft und der geistigen Arbeit. Sie haben zu dieser objektiven Gleichgültigkeit nicht das Recht. An ihnen ist es, auch auf geistigem Boden dem Deutschen sein Recht zu erobern. Das ist aber auch eine ständige Arbeit an uns selbst vonnöthen. Wir haben viele Fehler abzulegen, viel Tugenden

uns anzueignen. An solcher innerer Mission zu arbeiten, gehört zu den höchsten Aufgaben der Presse und vorzüglich des Journalismus. Er hat die Vergleichsmomente zwischen uns und dem Auslande festzustellen, er hat zu ermahnen, zu predigen. Mag es Tropfen auf Tropfen sein, endlich wird der Stein gehöhlet. Die Wege, die unser Blatt sich vorgeschrieben, enthalten klar und deutlich als Stationen und Ziele das Programm zu solcher Gedankarbeit. Die Sammlung gehört dem Tage, die Arbeit den Jahren und Jahrzehnten.

Das deutsche Reich aber wird wachsen und blühen, und je mehr Freunde es erwirbt, desto größer wird zwar der Keger der Feinde, desto kleiner aber ihre Zahl. Deß wollen wir lachen und frohlich sein.

Des Elisers F. Vichtenberger Geschichte der religiösen Ideen in Deutschland. *)

Der große Kampf der religiösen Gegensätze, welchen die Konsequenz der politischen Entwicklung Deutschlands nach dem vatikanischen Konzil wieder in den Vordergrund gehoben hat, ist die natürliche Veranlassung zu einer Neubelebung und Stärkung der theologisch-kritischen Literatur geworden. Die Kirchenfrage gehört eben zu den großen Hauptfragen der Zeit, aber die Glaubensfrage selbst noch weit mehr, denn die letztere, aus dem Gewissen der Zeitgenossenschaft heraus, gewährt der ersten ihren inneren Halt und ihre höchste Bedeutung. Der gewaltige Widerspruch unserer modernen Gesellschaft umfaßt nicht blos die im engeren Sinne sozialen Elemente, sondern auch die politischen, die internationalen und die religiösen Bestrebungen; keine Macht auf Erden ergreift den Menschen so tief in seinem Innersten als die Religion, deshalb ist der religiöse Kampf oft der erbitterteste, weil er der inhaltsschwerste, für die geistige wie die seelische Bildung der Menschheit der folgenreichste, der verhängnisvollste ist!

Die und hier vorliegende „Geschichte der religiösen Ideen in Deutschland“ aus der Feder des früheren Straßburger protestantischen Fakultätsprofessors und Predigers F. Vichtenberger bezeugt diese Wahrheit mit unabwehrbarer Kraft und mit warmer Verehrtheit. Der Verfasser ist von dem sozialen und kulturhistorischen Werthe der religiösen Spekulation und der Glaubensfragen überhaupt gründlich durchdrungen, er ist ein Mann der Vermittlungstheologie, jedoch deren Finken sich zurechtfinden und, was die unvollständige Gehaltung der kirchlichen Einrichtungen anlangt, von den freisinnigsten Antrieben befreit. Er ist ein ruhig-beschaaulicher und ethischer Forscher und es ist bei den vorzüglichen Eigenschaften, welche seine Behandlungsmethode der theologischen und kirchenpolitischen Erörterung auszeichnet, doppelt schade und dem deutschen Bewußtsein doppelt schmerzhaft, daß diese trefflichen Einsichten, so viel guter Wille, braver Muth und glänzende Darstellungsgabe in Folge des französischen unglücklichen Standpunktes, der den Autor für Frankreich optiren ließ, dem

*) Histoire des idées religieuses en Allemagne depuis le milieu du 18. siècle jusqu'à nos jours par F. Vichtenberger, ancien professeur à la faculté de théologie de Strasbourg. Paris, Sandoz et Fischbacher, 1873. — 3 vol. 8.

heimatlichen Boden des Elsasses, wo die wahren Wurzeln seiner Kräfte liegen, verloren gegangen sind. Wir haben diese Katastrophe Eichtenbergers nach der Predigt „L'Alsace ou death“, welche er am 26. November 1871 in der St. Nikolaikirche zu Straßburg gehalten, allerdings erwartet, wir mußten darauf gefaßt sein, daß er die Konsequenzen seiner Demonstration zu ziehen bereit sei, und wenn diese den lutherischen Professor und Prediger in einen französisch-reformierten Pastor an der Chapelle Taibout zu Paris verwandelt haben, so ist das eine Metamorphose, die mehr unter nationalen als unter religiösen Gefühls betragen muß. Denn Herr Eichtenberger ist kein Konfessionalist, er ist nie ein strenger Bekenntniskämpfer gewesen, er hat stets den Reformierten die Bruderhand gereicht, und kein Gewissenbedenken hätte ihn je verhindern können, vor Calvinisten zu predigen. Seine Forderungen freier Selbstregierung der Kirche hatten ihn längst den Calvinisten genähert. Aber was ihn nie von Deutschland wird trennen können, ist seine theologische Bildung, die er Deutschland verdankt, unmittelbar oder doch mittelbar durch Lesen und Vortrags; das erste Wort, das er unter den romantischen Einflüssen der Weltstadt Paris vollendet hat, ist der Geistesarbeit der deutschen Christforschung gewidmet worden und mußte den klaren Beweis und liefern, daß dieser Mann mit der theologischen Literatur Deutschlands auf das Innigste sich vertraut gemacht und aus den Gedanken eines Schliermacher, eines Reander, eines Karl Hase, Rothe, Ullmann und Ritsch die erweckende Anregung, ja den Kern seiner Erleuchtung des Ewigen empfangen hat. Trotz alles Sperrens und Enthalbens: der protestantische Elsass kann von Deutschland nicht los.

Eduard Renß, der berühmte Berliner Rechtsphilosoph, erzählt aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in seinem geistverwandten Buche: „Rückblicke auf Personen und Zustände“ unter dem Abschnitt „die Deutschheit des Elsass“, daß er sich in dieser Provinz nirgends so sehr unter Deutschen gefühlt habe als zu Straßburg im Vespertal unter den Professoren der evangelischen Theologenfakultät, die ganz so gemüthlich saßen, ihr Pfeifchen rauchten und gut deutsch plauderten, wie ihre Kollegen in Jena oder Heidelberg. Nun, die Herrn Eichtenberger sind wir gleichfalls mitten in Deutschland! Und derselbe versteht auch nicht, seinen früheren Kandidaten Professor Eduard Reuß, den wissenschaftlichen und geistreichen Autor der „*Historie de la théologie chrétienne au siècle apostolique*“, der natürlich sein Buch daneben auch deutsch herausgab, unter den deutschen Bibelwissenschaftlern aufzuführen und zu besprechen. Nicht minder werden wenig und Baum genannt, die mit Reuß an seiner 1847 bis 1852 zu Jena erschienenen „*Beiträge zu den theologischen Wissenschaften*“ gearbeitet haben. Allein die Festsitzung dieser Zeitschrift, welche deutsch zu Straßburg geschrieben und mitten in Deutschland gedruckt und verlegt ward, scheint freilich Herrn Eichtenberger unbekannt zu sein, denn er erwähnt lediglich, daß Eduard Renß seit 1850 zahlreiche Artikel für die vor dem letzten Kriege von Colani herausgegebene *Revue de Théologie* geliefert hat. Dagegen ist die Theilnahme der Straßburger und der gesamten protestantischen Theologie des Elsasses an der deutschen Literatur und die Erleuchtung der weitaus großen Mehrzahl der elssässischen Theologengelehrten evangelischer Konfession an deutschen Hochschulen eine unzugewandte Thatsache, die wir an Stelle des Herrn Autors ebenso wenig verschweigen haben würden, als die hohen Verdienste des Straßburgers Karl Schmidt, des Geschichtsgelehrten der Katharer und der Gottesfreunde, dessen Biographie Johann Taulers, in trefflichem Deutsch abgefaßt, vom Standpunkte des Herrn Eichtenberger vielleicht gerade deswegen

besonderer Beachtung werth gewesen wäre, weil Schmidt in der Vorrede zu seiner Lebensbeschreibung die etwa vorgekommenen Sprachfehler damit entschuldigt, daß er sein Buch in einer anderen als in seiner Muttersprache geschrieben habe! Zwar nennt ein Werk, das 1841 in Hamburg verlegt worden war und solchen gehalt den Zusammenhang der elssässisch-protestantischen Theologie mit Deutschland an der Stirn trug, gewiß nicht französische Färbung zeigen. Ebenso wenig zeigt Eichtenbergers gediegene Arbeit französische Färbung. Das gewöhnliche und im besten Sinne dahinschießende Französisch des Ausdrucks ist das einzige dem Romanenthum angehörige Element an dem Buch. Die eleganten Vorzüge und die einzelnen Schwächen desselben hat durchweg deutscher Natur. Dürfen wir, nachdem wir die Vorzüge gebührend anerkannt haben, auch die Schwächen dieser Studien and Licht ziehen, so besteht die hauptsächlichste darin, daß der Herr Verfasser, statt dem Buchtitel gemäß eine zusammenhängende Entwicklung der deutschen Dogmatik zu liefern, einfach eine Literaturgeschichte der modernen Theologie Deutschlands gegeben hat und bei dem Streben nach möglicher Vollständigkeit seiner Aufzählungen stellenweise nahezu in den Fehler einer reinen Nomenklatur verfiel. Dieser Fehlschlag des Materials gegenüber haben sich nur die Männer wie Schliermacher, Reander, Karl Hase, Ritsch, Rothe und die einzigen anderen Lieblingsautoren des Verfassers gewidmeten Abschnitten in größerer Ausdehnung ab. Eine Geschichte der religiösen Zerstörung der Deutschen ist ein philosophisches Unternehmen, und für ein solches genügt nicht die bloße literarhistorische Gruppierung der verwandten Erscheinungen, sondern es war der dialektische Fortgang des Ideenprocesses darzulegen, nicht nach der Hegelschen alleinigmachenden Schablone, sondern nach der ureigenen Fesslung des Geistes. Bei Eichtenberger laufen die Konturre der Theologenschulen dies zeitlich einander parallel, sie werden nicht aus einander als Aktionen und Reaktionen, auch nicht aus den Gesamtumformungen der deutschen Kultur abgeleitet, es wird vielmehr an vorübergehende Zeitstimmungen z. B. auf die Erleuchtung Friedrich Wilhelm II., auf die Romantik Friedrich Wilhelm IV. wie auf die persönlichen Schicksale einzelner Theologen ein vorherrschend hartes Gewicht gelegt und dadurch hin und wieder das feste Gefüge des Zusammenhanges der Darstellung erschüttert. Wie häufig erscheint unter den Auszügen seiner Lebensumstände, d. h. seiner äußerlichen Mißgeschicke die Gestalt eines Semler! Die hohe Bedeutung dieses Mannes, des Bersahers der heutigen liberalen Theologie, kommt deshalb unter Eichtenbergers filigrannder Feder nicht zu ihrer berechtigten Geltung. Und das hätte am ehesten ein Semler verdient, dessen gesammte Denkart mit der unseres Autors, mancherlei Abänderungswürdig ist. Denn Semler, ein Zeitgenosse Lessings, ist lange vor Schliermacher die selbstthätige Verschmelzung von Pietismus und Rationalismus gewesen. Er war der Mann der von ihm zuerst so genannten „freieren Lehrart“.

Was wir an dem christlichen Wahrheitsdrange des Herrn Eichtenberger am schmerzhaftesten vermissen, ist eine philosophische Weltanschauung. Der Gang der modernen Theologie Deutschlands ist seit 1750 durch nichts so eingelenkt bestimmt worden, als durch die Entwicklung der philosophischen Systeme von Christian Wolff bis auf Hegel. Die deutsche Gottesgelehrtheit ging vier Jahrhunderte hindurch geradezu am Schlepptau der Philosophie und der konfessionellen Dogmatik des orthodoxen Ententhums, welche gegen den Rationalismus und gegen die spekulative Theologie sehr wenig lehrte, daß die Schulen ihres Zornes auf der deutschen Philosophie selbst geschloß, sie ist durch

die Arbeiten der Denker des Denkvermögens anregt und erblüht werden, sie verbandt ihr Ziel, ihr Bewußtsein, ihr Pathos der Spekulation, gegen welche sie in die Schranken trat. Natürlich ist recht ihre wissenschaftliche Kunstsprache und ihre Methode, soweit sie deren bedarf. Ein Schleiermacher, der über den Gegensatz von Rationalismus und Pietismus hinauszufreten sich zur Aufgabe machte, war nicht nur der Uebersetzer des Plato, er war in eigener Person ein in sich bildender Philosoph und war er der Älteste Religionsphilosoph, so war er das kraft seiner Vermittelungsstendenz in seinem eigenen Element! Die Vermittelungsphilologie, die aus seinen Antrieben hervorgegangen ist und die Erbschaft der Ideen Schleiermachers von Reander, Nitzsch, Julius Müller, Tzschernitz und Ullmann auf Hoffmann, Tholuck, Dörner, Liebmacher, Martensen und ähnliche Geister wie Hundeshagen, Bunsen, Rothe und Habicht übertrug, um in Dunsen's Bibelkritik ihr tragisches Ende zu finden, diese Schule, von welcher die nächstfolgenden Jünger des großen Kampfermanns, ein Sanaa und ein Eysen, früh und früh sich abwandten, ist lediglich das Produkt der dialektischen Abwägung des relativen Rechtes der beiden protestantischen Hauptlager gewesen; zwischen dem absoluten Autoritätsglauben der Konfessionellen und dem absoluten Freiheitsgefühl der christlichen Fortschrittsmänner hat sie vermittelt, das Zeitbewußtsein mit der Orthodoxie auszuheilen wollen, aber sie ist in ihrem Beharren geblieben, weil sie auf einer Halbbildung beruhte, denn ihre Vermittelung schneit nicht tief genug in den Kern der großen Prinzipienfragen ein, sie hat keine Ueberwindung der beiden Extreme auf die Dauer überwinden und austreten können, weil ihr das substantielle Einheitsband des Kontrastes nicht zu fassen gelang! So geht es auch Herrn Vichtenberger an. An den Unschwänglichkeiten der Ultralutheraner und der kirchenfeindlichen Radikalen nimmt er ein ästhetisches Aergerniß, sie verstoßen ihn gegen sie warmes und mildes Herzensbedürfnis und gegen seinen feingebil deten Geschmack, aus welchen innern Gründen, aus welchen Zuständen und Erwägungen aber ihr prinzipielles Recht sich ergibt, das bleibt ihm verborgen. Wenn er die Unbilligkeit eines Goethe über Gebähr angreift, wenn er sogar über Herders Dogmatik rückwärts den Stab bricht, so fragt man sich erstaunt, weshalb er denn das Gebahren Hegel's und seiner Evangelischen Kirchengenossen so hart verurtheilt und den Auswüchsen des Rationalismus die strengste Strafpredigt hält? Weiderlei reimt sich sehr schlecht zusammen. Und was hat denn ein Julius Stahl verbrochen? Er hat doch gewiß an die Gottheit Christi und an sämtliche Wunder der Bibel geglaubt! Friedrich Julius Stahl war nun einmal ein aufstrebender Charakter, nicht der Mann für ein verschwommenes Justo milieu, er hat Alles in Allem von der Orthodoxie angenommen und dieser aus freien Stücken zum rechtgläubigen Fortschritt beherrschende Jude mußte daher katholisch sein, er gab sich dem Strom der Konfession zurückhaltend hin, und der Strom der Konfession führt ohne die repräsentative lutherische Rechtgläubigkeit unrettbar zur Hierarchie zurück. Herr Vichtenberger bemerkt das selber an Wilmar's Beispiel. Die Idee der Schlüsselgewalt, die dem evangelischen Vertrakt einzuweben soll, ist die leidenschaftliche Rückkehr zu Rom. Wilmar ist gleichsam vor Rom's Thoren stehen geblieben, aber das Prinzip der Tradition hat er gerade heraus anerkannt, und wer das traditionelle Christenthum prinzipiell anerkennt, der ist katholisch! Der Katholizismus ist ja nichts anderes als das traditionelle Christenthum, und nicht anders als hierarchisch hat sich dasselbe entwickelt!

Schreiber dieser Zeilen hat in einer Abhandlung, die Otto

ber 1870 unter dem Titel: „Das religiöse Bewußtsein der Deutschen in national-politischer Hinsicht“ im Schlußheft von Cotta's deutscher Vierteljahrschrift erschien, die Glaubensfrage nach allen Seiten kulturhistorisch beleuchtet und auf dasjenige, was Herrn Vichtenberger und seinen Gewährsmännern räthselhaft verkommt, eine klare, scharf bemessene Antwort zu geben versucht. Für den Kulturhistoriker ist des Räthsel's Lösung der historische Christus. Nicht der Jesus einer unentwickelten Nothbildung, wie David Strauß sie und zeichnet, nicht der Christus der absoluten Rechtgläubigkeit, welche nur auf pantheistischer Grundlage den Gottmenschen zwischen Gottheit und Menschheit in der Schwere erhalten kann, sondern jener Christus, der zum Zeugniß für die allwaltende Liebe, die ewige Barmherzigkeit des Ewigen persönlichen Lebensgottes und Schöpfers Himmels und der Erden ins Leben getreten und in den Tod gegangen ist, umfaßt das Heil der Menschheit für alle Zeiten, weil Sein göttlicher Vater, dessen Gnade er aus verständigt hat, jedes Seiner Geschöpfe für alle Zeiten mit Seiner Liebe umfaßt. Der starke, eifrige, zornsprühende Gott des altmalaischen Kultus ist seit Christus dem Gott der Liebe, dem Allerbarmen geworden, aber mit dem Dasein des Ewigen persönlichen Gottes und Schöpfers fällt nicht nur das Judenthum, sondern steht und fällt überhaupt alle wahrhafte Religion und mit der Idee einer Theogenie sinkt der Monothetismus. Hat der Glaube die Theogenie, die Gottesgeburt angenommen, welche anno 325 unter dem Vorherrsche eines heidnischen Kaisers und unter den Einflüssen hellenistisch-heidenischer Dialektik vom Nizänischen Konzil beschlossen ward, so ist den heidnischen Vorstellungen von der Weltgöttlichkeit des göttlichen Wesens Thor und Thür geöffnet, an den göttlichen Sohn Gottes reiht sich die Mutter Gottes, welche zuletzt selbst, wie Pius IX., das moderne Jatum des Katholizismus, beliebt hat, rein aus dem heiligen Geiste geboren ward; um den göttlichen Heiland sammelt sich die gesamte Schaar der Heiligen und Auferstehenden, Christus hat nicht einsam gepredigt, er ist nicht einsam gestorben, mit den Vätern der Erdendämmerung, mit Moses und Elias, mit seinen Aposteln, mit Gottes Engeln hat er verkehrt, und wie Er Wunder gewirkt hat, so wirkt die Kirche als die Trägerin seines Schlüsselamts durch die Thaten der Heiligen fort und fort Wonne und ihr übernatürlicher Einfluß bewährt sich bis auf den jüngsten Tag.

Es ist logisch in diesem System, nur, daß es zuletzt keinen Uebergang des Aberglaubens mehr ausmacht und den Ewigen, den geistigen Gott, den der historische Christus verkündet, in unabsehbare Ferne rückt und hinter den zum Himmel emporgethürmten Mauern eines christlichen Pantheons fast verschwinden läßt. Hiergegen hat nach fünfsch Jahren hundert Jahren christlicher Entwicklung das Gewissen der Menschheit sich aufgelehnt, die Reformation hat den Madonnen- und Heiligengienß, die Marienwunder und Heiligenwunder gestürzt, aber die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit anrecht erhalten, die Bibel an die Stelle der Ueberlieferung gesetzt und das biblische Christenthum auf das Theologon erhoben. Ist aber die Tradition gänzlich von der Reformation befreit worden? Ist nicht die Kinderstube z. B. rein traditionell? Also, die Ueberlieferung hat der Protestantismus keineswegs erlösen können, darin handelte er unlogisch, jedoch hat es zu seinen heiligsten Herzensantrieben gehört, unlogisch zu sein! Was Herr Vichtenberger viel zu kurz abhandelt, ist die katholische Reaktion des 19. Jahrhunderts und in Sonderheit die propagandistische Theologie des Romanismus. Sich stark stützend in seinem Bibelglauben behandelt er erst hart vor dem Schluß seines Werks und nur flüchtig flüchtig die

Geistesarbeit von Möblier, Döllinger, Görres und Ketteler, den berühmten Staudenmaier nennt er überhaupt garnicht und der Richtung von Hermes und Günther, welche die große Masse der Katholiken völlig unberührt ließ, mißt er eine ihr praktisch als zugehörige Bedeutung bei. In jene Spalten und Ecken der protestantischen Dogmatik ist die katholische Theologie der Neuzeit mit der schneidenden Schärfe ihres logischen Absolutismus eingerungen, die Symbolik eines Möblier, die drastischen Schriften des populär schreibenden Alban Stolz haben furchtbar aufgeräumt mit den Widersprüchen der Reformatoren und mit den schwachen Seiten des kirchlichen Freiinns! Der gelehrte Freiburger F. Laurent aus Eurenburg (Professor der Rechte an der Universität zu Gent) legt in seiner „Revue sur l'histoire de l'humanité“, namentlich in den Studien über das Christenthum und über die Reformation, diese Erfolge der katholischen Polemik unverhohlen dar. Aber er rühmt auch von Herzen das ewige Verdienst des Protestantismus! Dieses besteht nicht in seiner unlogischen Formel, im Postulatsgehalt und in der Zerbrochungsarbeit der kritischen Interpretation, sondern in der Erziehung der Geistesfreiheit, die er trotz aller Beschränkungen der Zeit gebracht hat. Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Nämlich der Geist der Geschichte, der Bildungsgeschichte, der Erziehungsgang der Menschheit, welcher in der Erkenntniß des historischen Christus den Parteigeist zum Schmelzen vertrammt!

Eine „Geschichte der religiösen Ideen in Deutschland“, dies ist unser letzter Einwurf gegen Eichtenberger, mächte auf die traditionelle Entwicklung des christlichen Lehrgeltes näher und präziser eingehen; indem er das Moment der Tradition aus seinem Spiegelbilde der modernen Dogmatik fertlich, hat der Autor sich des Kompasses beraubt, der ihm in den Wirralen der Prinzipienkämpfe den rettenden Leuchtturm gewiesen hätte. Zwar steht Herr Eichtenberger im evangelischen Pfarramt und da hat die Anerkennung der Tradition ihre Schwierigkeit. In dessen, die ewige unabänderliche, die im Kanon versteinerte Ueberlieferung soll auch kein Glied der modernen Menschheit bekennen. Was an der Kirche übrig, Herkommen, Gewohnheitsrecht ist, das ist gerade das Merkmal eines nicht menschlichen Entwicklungsprozesses, der nicht bloß aufbewahrt, sondern auch befestigt, nicht bloß festhält, sondern auch freilegt, die heilige Schrift selbst ist ein Moment der Ueberlieferung, aus der Extraktion der Christengemeinde ist sie geschöpft worden; nicht die Bibel hat das Christenthum geschaffen, sondern die Christengemeinde hat die Evangelien geschaffen, und wie Christus mitten in die Menschheit sich hineingesetzt hat, so geht von Seiner grundlegenden That aus der gesamte Strom der christlichen Glaubensbekenntnisse und der christlichen Religionsauffassung durch die Jahrhunderte, er ist seitdem Menschheitsgeschichte und die Menschheit, sie ist vervollkommnungsfähig, aber sie ist nicht unfehlbar! Die Gründe und Anker des Unfehlbarkeitsglaubens, der bei den Katholiken an die Idee des Primats und des Papstthums, bei den Protestanten an die Verbalinspiration des Schriftkanons sich anschließt, den römischen wie den papierenen Papst hätte Herr Eichtenberger und kritisch vorführen und zeigen sollen, wie die moderne Menschheit diese zwei Steine des Anlaufens zu überwinden strebt. Was gebietet der Lebensdrang der religiösen Interessen? Was bedeutet der religiöse Fortschritt bei den Deutschen der Gegenwart? Das hätte der Autor erläutern müssen und wenn er über diesen hochwichtigen Punkt zur Klarheit durchgegrungen wäre, so hätte er mit seiner historischen Studie ein gutes Stück Religionsfrage gelöst!

Trautwein v. Belle.

Schweiz.

Die Lage der Arbeiter in der Schweiz.

I.

Wer die Schweiz durch längeren Aufenthalt daselbst kennen gelernt und daher auch lieb gewonnen hat, wer die Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Landes zu räumen und im Uebersicht auf dieselben zurückzukommen liebt, der findet beim Zuhörer in der Regel nicht den gewünschten Anklang. Grund hiervon ist das mangelnde Verständnis der schweizerischen Zustände. Ursache dessen ist merkwürdiger Weise gerade der Umstand, um dessenwillen der in das Treiben der Eidgenossen einigermaßen Eingeweihte das Land Wilhelm Tell's so hoch interessant erachtet. Die Mannichfaltigkeit der schweizerischen Verhältnisse in physischer, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung erschwert das Verständnis derselben auch dem eifrigen Zeitungsläser so sehr, und erfordert einen längeren Aufenthalt im Lande selbst, um Land und Leute zu verstehen. Denn der Tourist kommt wohl mit Engländern, Führern, Wirthen und Bestlern zusammen; er kann vom Rigi herrliche Aussicht genießen und auf der Rousseau-Tafel des Abends im Anblick des bei Mondlicht in feenhafter Beleuchtung strahlenden Genfer Sees schweigen, aber wie herrlich romantisch oder auch wie platt die Erlebnisse auf einer Vergnügungsfahrt durch die Schweiz sein mögen, eine Einsicht in das Leben des Volkes erhält man nicht dadurch. Denn in Genf ist es anders, wie im nahen Lausanne, dort anders wie im Neuenburger Jura, im Jura anders wie in den Alpen, und wer wollte die orthedore Veröberung der Urkantone mit den intelligenten Anwohnern des Züricher Sees vergleichen?

Aber diese Mannichfaltigkeit ist gleichzeitig der Grund, weshalb man nicht eindringlich genug das Studium dieses Mikrokosmos empfehlen kann. „Einfache die Schweiz nicht, sie müßte erkunden werden“, sagte ein noch lebender Staatsmann. Gewiß! Welch bessere Schule ließe sich für den Staatsmann erfinden, als die Schule der tausendfachen Erfahrungen, welche bedingt von den verschiedensten Umständen, in den 25 Kantonen mit 25 Gesetzgebungen allfäherlich gemacht werden?

Vor Allem bieten die Arbeitsverhältnisse der Schweiz ein reiches Feld für Beobachtungen. Dort herrscht ungünstigste Hausindustrie; in diesem Kanton Hausindustrie, die im Uebergang zur Fabrikindustrie begriffen ist, in jenem reine Fabrikindustrie. Im Waadtlande beschäftigt sich der Arbeiter fast ausschließlich mit Ackerbau, in Glarus nicht weniger ausschließlich mit Viehhirthei. In Schwyz giebt es keine direkten Steuern, während in Zürich die Schraube der Progresssteuer und der anderen Steuern so stramm angezogen wurde, daß an dem Ufer des Jurer Sees eine ansehnliche Kolonie Züricher Millionen wohnt, welche den hohen Steuern lieber aus dem Bege gehen. In Genf verhandelt der Lohnarbeiter mit dem chef d'atelier, wie der eine Geschäftsmann mit dem andern; in vielen industriellen Orten des Kantons Neuchâtel herrscht zwischen Arbeiter und Patron ein vollständig patriarchalisches Verhältnis; man sieht keinen Unterschied zwischen ihnen; sie trinken denselben Wein, tragen denselben Rock, ja sie nennen sich On.

Professor Büchler in Zürich hat nun im Auftrage der eidgenössischen Generalcommission für die Wiener Weltausstellung „Die Arbeitsverhältnisse und Fabrikeinrichtungen der Schweiz“ in zwei umfangreichen Bänden dargestellt. Es

der Schreiber dieser Zeilen Antheil an jenem Werke genommen hat, indem er in der französischen Schweiz umherreiste, persönlich Nachrichten über die dortigen Arbeiterverhältnisse einzog, und zur Bearbeitung des gewonnenen Materials bedürftig war, wird es ihm gestattet sein, einigen besonders Interessanten aus dem Werke des Professor Böhmert mitzutheilen und auf die Hauptresultate der ganzen Untersuchung aufmerksam zu machen. Er darf wohl nun so sehr auf geneigtes Gehör beim Leser rechnen, als bis jetzt — wenn wir die bündnerischen Berichte von diplomatischen Vertretern und von Parlaments- oder Vereinsauschüssen Englands ausnehmen — kein anderes Land auf eine so methodisch angelegte, geschweige denn so ausführliche Darstellung der Arbeiterverhältnisse hinweisen kann.

Die Durchsührung des ganzen Unternehmens ist nur mit Hülfe der schweizerischen Gemeinnützigkeit, durch die vielseitige Unterstützung engerer und weiterer Kreise möglich geworden. Mehr als 200 Personen haben die Fragen des Berichterstatters beantwortet. Einzelne kantonale Korrespondenten der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft haben das Material für ihre Kantone bereits gesichtet eingeordnet; viele Regierungen und Behörden haben Gesetze und Verordnungen, Regierungsraths- und Fabrikinspektionsberichte, sowie gütliche Äußerungen von Jachtmännern mitgetheilt; eine große Anzahl von Gesellschaften, Unternehmern, Handwerkern und Arbeitern hat mehr oder minder eingehende Mittheilungen über ihre gewerblichen und wirtschaftlichen Einrichtungen und Erfahrungen gemacht und als Belege dafür Bücher, Protokolle, Statuten, Rechnungen, Jahresabschlüsse u. s. w. mitgetheilt und über zweifelhaft gebliebene Punkte bereitwillig weitere Auskunft erteilt.

Die Schweiz bietet auf einem Gebiete von 41,418 Quadratkilometern mit 2,669,147 Einwohnern (am 1. Dezember 1870) in ihren 19 Kantonen und 6 Halbkantonen die bunteste Mannichfaltigkeit industrieller Einrichtungen und sozialer Verhältnisse. Es lassen sich hier auf kleinem Raume dicht nebeneinander die Einflüsse der verschiedensten Gewerbezweige, Arbeitsmethoden, Fabrikeinrichtungen, Volksgewohnheiten, Gesetzgebungen, Verwaltungsgesetze u. s. w. mit einander vergleichen. Die Arbeiterverhältnisse haben sich naturwüchsig und frei, ohne Beeinflussung von oben und Zwang von unten entwickelt und bieten mehr Verschiedenheit und Interesse, als diejenigen mancher Großstaaten.

Die Schweiz ist aus einem Lande von Hirten und Ackerbauern nach und nach einer der industriellsten Staaten geworden. Der Boden der Schweiz kann die wachsende Bevölkerung nur theilweise mit den nothwendigsten Unterhaltungsmitteln versehen, und die Einwohner sind daher genöthigt, sich durch eine bedeutende Ausfuhr von Industrieprodukten ihren Bedarf an Lebensmitteln vom Auslande zu verschaffen. Die Schwierigkeiten, welche sich bei Einbürgerung der Großindustrie durch die Ungunst der natürlichen Lage, durch die weite Entfernung vom Meere, durch den Mangel an Kohlen und Eisen und anderen Rohprodukten, und durch die Vertheuerung des Transports in schwer zugänglichen Gegenden entgegenstellten, und durch die Schutzpolitik der Nachbarstaaten noch vergrößert wurden, konnten nur durch verdoppeltes Fleiß, durch Sparsamkeit und Genügsamkeit, durch rasche Aneignung der besten Arbeitsmethoden, der neuesten Erfindungen und technischen Fortschritte, sowie endlich durch Ausnutzung überflüssiger Abfälle zu überwinden werden. Außer dieser industriellen Naturanlage und einem trotz der Liebe zur Heimat doch auch in die Fremde gewandten unternehmenden Sinne und Wankertriebe, sind den Schweizern ihre werthvollen Wasserkräfte, ihre politisch und wirtschaftlich freien Institutionen

und einfacheren sozialen Zustände, sowie endlich ihr Drang nach Selbstbildung und ihre Gemeinnützigkeit wesentlich zu Hülfe gekommen. Ferner war es für die Schweiz von unschätzbarem Werthe, daß sich die Industriezweige sehr vielseitig, aber durchaus den Bedürfnissen entsprechend und ganz naturwüchsig von unten auf ohne jeden künstlichen Schutz des Staates und Beeinflussung oder Bevormundung von oben heraus entwickeln mußten. Dieser Umstand hat Industrien, welche der Lage und dem Klima des Landes oder den Fertigkeiten und Gewohnheiten der Bevölkerung noch nicht angemessen waren, nicht aufkommen lassen und die Unternehmung gendbittigt, nur solche Gewerbe zu betreiben, welche auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig sind. Demgemäß ist auch die Begründung und Ausdehnung der einzelnen größeren Establishments nicht überstürzt worden, sondern hat mit der Ansammlung größerer Ersparnisse des Volkes und mit der Heranbildung oder Einwanderung neuer Arbeitskräfte Schritt gehalten. Die Natur selbst verbot eine zu rasche Entwicklung, weil die Industrie den Wasserkraften nachgehen mußte und sich nur innerhalb enger Grenzen ausbreiten konnte. — Endlich ist auch die völkerrrechtliche Stellung der Schweiz für ihre Industrie-Entwicklung vorteilhaft gewesen. Die der Schweiz den benachbarten Großmächten garantierte Neutralität kann zwar nur durch die eigene Wehrkraft des Volkes aufrecht erhalten werden, allein das mit der zeitgemäßen Fortbildung des eigentlichen Heerwesens verstärkte nationale Bewußtsein, die Grenzen des Landes auch wirklich verteidigen zu können, giebt den Bewohnern mit der Aussicht, in die europäischen Händel nicht direkt verwickelt zu werden, ein erhöhtes Gefühl der Sicherheit, wodurch Unternehmungsgestalt und Gewerthätigkeit wirksam gefördert werden. Während eines Zeitraums von mehr als zwei Menschenaltern wurde die Schweiz nur durch den Sonderbündnerkrieg direkt heimgesucht, nach dessen glücklicher und ziemlich unblutiger Beendigung sie sich rasch ihre neue Bundesverfassung schuf, unter welcher sich seitdem sämtliche Kantone nicht nur freier und gesicherter, sondern auch materiell günstiger, als manche anderen europäischen Staaten entwickeln konnten. Die Schweiz blieb von den Kriegen der beiden letzten Jahrzehnte verschont und konnte sich auf eine Befestigung ihrer Grenzen beschränken. Während die europäischen Großmächte in dieser Zeit enorme Opfer an Geld und Arbeitskräften für Kriegszustörungen oder Kriegsführungen bringen mußten, erwies sich das schweizerische Milizsystem um die Hälfte billiger und die Gemeinthaftigkeit und der Vertheidiger erlitten nur geringe Störungen. Das Volk war von Steuern nicht überbürdet. Noch wichtiger war es für die Schweiz, daß sie mitten unter den europäischen Kriegen und Kämpfen der beiden letzten Jahrzehnte, durch die großen materiellen Errungenschaften der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, durch die Gemeinshaft des Gelds, Mühs, Maas, Gewichts, Post- und Telegraphenwesens, sowie durch ein von Jahr zu Jahr erweitertes Netz von Eisenbahnen in die innigste wirtschaftliche Gemeinshaft hineinwachsen und sich gesund und friedlich entwickeln konnte. Nach den Revolutionen und Ausbreitungen der Jahre 1848 und 1849 mit ihren für die Volksthätigkeit verderblichen Nachwirkungen, wurde die davon unberührte Schweiz eine vielbesetzte Stätte freier politischer und wirtschaftlicher Entwicklung, wohn zahlreiche Handwerker, Arbeiter, Kaufleute, Gelehrte und Männer aller Berufsarten aus den Nachbarstaaten überflossen, um der Schweiz ihre Arbeits- und Kapitalkräfte zu widmen und an ihrem materiellen Aufschwunge mit Theil zu nehmen.

Alle diese Umstände haben zusammengewirkt, um die schwei-

gerische Gewerbstätigkeit in den beiden letzten Menschenaltern auf eine hohe Stufe zu bringen.

Aber auch der Bauernstand ist noch verbreitet, namentlich in den Kantonen Bern, Fuzen, Argau, Solothurn, Freiburg und Waadt. In den übrigen Kantonen treibt der Landwirth entweder mehr Viehzucht oder Alpenwirthschaft, wie in Uri, Schwyz und Unterwalden, im Berner und St. Gallen Oberland und Valais, oder er ist zum großen Theile zugleich Hausindustrieller oder Fabrikarbeiter und steht nur mit einem Fuße in der Landwirthschaft, mit dem andern in der Industrie, wie in den Kantonen Neuchâtel, Jürich, dem Waadtländer Jura, Glarus, St. Gallen, Appenzell — Aargau, Basel, Thurgau, Schaffhausen. Die Schweiz ist das flässhche Land der Kleinkultur und eines sehr zerstückelten Grundbesitzes. Die Kantone, in denen die Zerstückelung am weitesten geht, sind indessen wegen der dort am meisten blühenden Industrie zugleich die wohlhabendsten.

Im Allgemeinen ist der Ackerbau der Schweiz, deren natürliche Verhältnisse schon an sich zur Getreideproduktion wenig geeignet sind, in Folge der leichten Getreidezufuhr per Eisenbahn noch weniger lohnend geworden und daher etwas zurückgeblieben. Die Erzeugnisse des Ackerbaues decken den Bedarf bei weitem nicht. An Getreide und Mehl wurden nach Abzug der Ausfuhr in die Schweiz mehr eingeführt nach einem Bericht des eidgenössischen Zoll- und Handelsdepartements:

im Jahre 1871: 1,873,358 Doppelcentner,
1872: 2,480,131 „

Der Werth der Mehlzufuhr von Getreide und Mehl in die Schweiz wird von dem eidgenössischen Handels- und Zolldepartement für das Jahr 1872 auf 91,488,626 Franken angegeben.

An die Stelle des Ackerbaues treten mehr und mehr die Viehzucht, der Viehwirtschaft und die Milchwirthschaft, welche eine alljährlich wachsende Viehwirtschaftsquelle der schweizerischen landwirthschaftlichen Bevölkerung bilden und die Käsefabrikation immer weiter ausgedehnt haben. Käse ist das einzige Nahrungsmittel, von welchem ein ganz erheblicher Ueberschuß der Ausfuhr aus der Schweiz über die Einfuhr stattfindet, bei den meisten andern begiebt die Schweiz mehr von Außen, als sie abgiebt. Der Kanton Bern hat nach einem Berichte des Berner Regierungsrathes Bodenheimer vom 26. Oktober 1872 gegenwärtig über 1000 Käseereien, welche jährlich mehr als 170,000 Zentner Käse produzieren.

Die Grundlage der einträglichen schweizerischen Käsefabrikation bilden die reichen Alpen mit ihrem wüsten Kräutern und die Täler und Niederungen mit ihrem üppigen Gras- und Kleewuchs. In neuester Zeit wetteifern die Thalbewohner mit den Sennen. Die Vermehrung der Käseproduktion ist wohl zum Theil der Migration der kleinen Viehhändler zu Gemeindegemeinschaften zuzuschreiben. „Diese Anstalten bestehen in zwei verschiedenen Formen: entweder liefern die Viehhändler ihre Milch vertragsgemäß an einen Unternehmer, der die Fabrikation und den Verkauf des Käses in eigener Rechnung betreibt, oder es besteht ein Gesellschaftsvertrag, der die Vergütung der Teilnehmer für gelieferte Milch, ihre Beitragsschuldigkeit in den Betriebskosten und ihre Ansprüche an den Ertrag für den erzeugten Käse regelt, dessen Fabrikation durch Gesellschaftsangehörige betrieben wird. Der kleine Landwirth erlangt durch diese gemeinsamen Anstalten die Möglichkeit, an einer Erwerbsart sich zu betheiligen, von welcher er, sich selbst überlassen, ausgeschlossen sein würde. Dem Landwirth, der auf eigene Rechnung im kleinen Maßstabe Käse zu machen im Stande wäre, vermindern sich die allgemeinen

Kosten und der Arbeitsaufwand, die für den kleinen Betrieb nicht entsprechend geringer sind, als für den größeren. Endlich können zweckmäßige Baulichkeiten, Reinlichkeit, Schutz gegen Verschlechterung des Produkts und rationelle Fütterung des Viehs in der gemeinsamen, einer Kontrolle unterworfenen Anstalt besser gewahrt werden, als im kümmerlichen zerstückelten Einzelbetrieb.“

Einen Hauptreichtum der Schweiz bilden endlich ihre unergleichlichen Naturschönheiten und Ausflugsorte mit den zahlreichen Bädern und Mineralquellen, deren Mineralwässer weithin Abfall finden und mit den wichtigsten Luftkurorten, wodurch die Schweiz eine große „Promenade Europas“ geworden ist und mit der Verbesserung der Verkehrsmittel immer mehr werden wird.

Der Zudrang der in der Schweiz Berge befindenden Berggänger, Fremden und der Badegäste zu den bekannten Bädern und Kurorten hat in den letzten Jahren alle früheren Erwartungen übertroffen. Fast alle schönen Ausflugsorte bedecken sich mit neuen Gasthöfen, zu denen Schienenstraßen bereit gestellt oder projektiert sind. Architekten und Bauhandwerker, Jäger, Kutscher, Pferdevermietler, Verfertiger von Meiss- und Kunst-artikeln, Wägenverkäufer, Friseur, Wirthe, Köche, Dienstmänner und Dienstboten erhalten dadurch reichliche Beschäftigung.

Die längere Gewöhnung an politische und wirtschaftliche Freiheit hat den Sinn für Selbstständigkeit gewekt, so daß man sich in unangenehmen Zeiten und Geschäftskrisen leichter zu helfen weiß. Mit großer Leichtigkeit sind schon ganze Gegenden der Schweiz von einem Industriezweig zum andern übergegangen, sobald die Zeit sich änderte und Störungen oder Arbeitslosigkeit eintrat. Wie das Seidennweben einer früheren Generation rasch der Woll- und Wollenweberei und der Stiderei gewichen ist, so wendet sich der schweizerische Arbeiter unserer Tage von der Weberei zum Baumwollweben zur Seidenweberei oder umgekehrt, sobald in dem einen Industriezweig Lohn und Beschäftigung fehlen. Die Strohschlechter trat in den vierziger und fünfziger Jahren im Argau und in den angrenzenden Kantonen rasch an die Stelle der Verarbeitung von Floretseide. Im Jura bildete sich in trübsamen Zeiten, welche die Wollschäfer vertriebsmäßig, die Fabrikation physikalischer Instrumente aus. In vielen Gegenden der Schweiz sieht man oft mit ungeahnter Schnelligkeit früher gar nicht bekannte Artikel und neue Industriezweige aufstehen.

Die Hauptindustriezweige der Schweiz beruhen auf Hausarbeit, wobei sich jedoch der Betrieb selbst in voller selbstständiger Arbeitsbetheiligung entwickeln kann. Es gehören dazu die Uhrmacherei, die Gold- und Schmiedearbeit, die Stiderei, die weitenverbreitete Weberei mit der Wollerei und Zwirnerei, die Strohschlechterei, die Schnitzerei. Alle diese Industriezweige können in gewissen Zeiten des Tages oder Jahres feiern, um in andere Zeiten und Tageszeiten desto eifriger betrieben zu werden. Sie gestatten dem Arbeiter, ein Stück Feld oder Garten nebenbei zu bearbeiten, die er umgibt, es auch größeren oder mittleren Landwirten, wenigstens ihre Winkeltun einer industriellen Arbeitsbetheiligung zu widmen und Frau und Kinder bei sich zu Hause mitzubringen zu beschäftigen, ohne sie in die Fabriken schicken zu müssen. Die schweizerischen Fabrikanten und Kaufleute, welche die besten Zeichnungen und Modelle für diese Hausarbeit liefern und den Verkauf der fertigen Produkte übernehmen, müssen auf diese speziellen Verhältnisse der Arbeiter viel größere Rücksicht nehmen, als dies in andern Ländern der Fall ist. Die politische Gleichberechtigung hat den Mangel der Herabsetzung und Unterwürfigkeit ganzer Klassen und die Ständeunterschiede früher vermehrt, als in den meisten andern Ländern. Die Fabrikanten sind daher genötigt zu werden,

sch im die Verhältnisse ihrer Arbeiter mehr zu kümmern und klerische Überhand rascher zu beseitigen; sie haben es auch vermieden, in kritischen Zeiten Massenentlassungen vorzunehmen, indem vielmehr ihre zum größten Theile ausfüllen und verheiratheten Arbeiter auch bei den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Geschäftsstockungen fortzubeschäftigten.

Vielen Vortheilen der schweizerischen Arbeiterverhältnisse bestehen aber auch nicht zu vernachlässigende Schattenseiten gegenüber, die zum Theil in Klagen gegen Mängel der bundesstaatlichen oder kantonalen Gesetzgebung oder Verwaltung ihren Ausdruck fanden. Die besonders laut in den Jahren 1871 und 1872 von der Bundesrevision ausgesprochenen realpolitischen Forderungen waren: Durchführung des Grundgesetzes eines Schweizerbürgerrechtes, freie gewerbliche Bewegung, freie Niederlassung, Stimmrechtigung der Niederelassenen in Gemeindeangelegenheiten, Gleichförmigkeit des Rechtswesens, Reform des Zollwesens, Steuerwesens und Unterrichtswesens.

Eine Delegirtenversammlung der schweizerischen Handwerks- und Gewerbevereine beschloß im September 1870 eine Petition an die Bundesrevisionskommission in Bern, worin sie u. A. die Bitte aussprach: „einem Gesuchtwort zur Revision der Bundesverfassung die Regulierung des Schuldbeitrags- und des Konkursverfahrens beizugeben und diese zu einer allgemein schweizerischen, gleichmäßigen zu machen, sowie freie Niederlassung des schweizerischen Bürgers und Niederelassenen im Territorium der ganzen Schweiz, eine eidgehörliche Zivilprozeßordnung und ein gemeinsames eidgehörliches Obligationen-, Handels- und Wechselrecht darin aufzunehmen, endlich die Entschädigungsansprüche der Gläubigern gegenüber dem geschädigten Empfänger in gerechter Weise zu erhöhen und zu regeln.“

Die Kleinewerksbetreibenden der Schweiz sehen sich durch die den Verkehr hemmende Scheidewand von 25 Kantonalgesetzen mit ihren kleinen Forderungen so beeinträchtigt, daß sie in zahlreichen Fällen lieber auf den Verkehr über die Kantonsgränzen hinüber verzichten. Sie verlangen daher im Bunde mit den Arbeitern, daß das Verkehrsrecht sowie alle persönlichen und handelsgerichtlichen Grundrechte der Bundesangehörigen von der Kantonsouveränität unabhängig und zur Bundes Sache gemacht werden. Die neueste wirtschaftliche befreiende Gesetzgebung Frankreichs, welche die Schranken des Erwerbs, der Niederlassung, der Berechtigung entfernt und allen Deutschen für den ganzen Umfang des Bundesgebietes ein gemeinsames Indigenat schafft, hat in der Schweiz überall die Ueberzeugung hervorgerufen, „daß der schweizerische Staatsbürger unbedingt ähnlicher Bestimmungen bedürfe, damit er wisse, was er in allen Ecken seines Vaterlandes an bürgerlichen Rechten und Freiheiten beanspruchen darf, ohne daß ihn die Souveränität eines Kantons oder einer Gemeinde am Genuß dieser Rechte hindern kann.“ (Z. „Arbeitserleichterung“ von Zürich vom 6. Mai 1871.)

Alle liberalen Staatsmänner und wahren Arbeiterfreunde der Schweiz haben sich in diesen Forderungen mit dem Arbeiterstande vereinigt. Besonders nachdrücklich erhob damals der bekannte Pfarrer Bihlmann seine Stimme, indem er in derber Berner Art in den „Reformblätter“ in einem die Revisionarbeit behandelnden Artikel über das Schweizerbürgerrecht Folgendes schrieb:

„Die schweizerische Bundesverfassung ist nur für die Habselichen, nicht für die Armen und nicht für den Arbeiter. Seit 40 Jahren füttern wir diese Letzteren mit den Federbissen politischer Rechte, das müßten sie dadurch vergessen haben, daß sie kein Brod haben, daß sie heimlos sind im eignen Vaterland. Gelassen schauen wir zu, wie die reicheren Landesgegenden durch

die ärmeren immer reicher, die ärmeren durch die reicheren immer ärmer werden. Das Gebirge liefert der Ebene seinen Ueberfluß an Arbeitskraft; die Ebene leidet diese an, naht sie aus und schickt sie dann ausgepreßt dem Gebirge wieder zu mit dem Geheiß: so, jetzt erhalte die Alpen und sende mir wieder Junge zu, damit ich ihnen thue, wie Jenen. Und während das in der Schweiz, dem offiziellen Quell und Ort der Freiheit, geschieht, schaffen sie drunten im deutschen Kaiserreich ohne Klagen und Proklamation ein Niederlassungsgesetz und Armengesetz, das den deutschen Arbeiter sozial besser stellt, als den schweizerischen, ihm mehr wirkliche, für ihn erreichbare Rechte verschafft, als wir unsern Leuten gönnen. Und man bildet sich ein, unsere Arbeiterverbesserung werde uns merken, daß der deutsche Bund mehr für den gemeinen Mann thut, nicht merken, daß wir ihm, allerdings unter der Druckstempelbegleitung von Schönenreden, einen Storpion bieten, anstatt des erbetenen Fisches, — wahrhaftig, die Gefahr, einmal von Deutschland angezogen zu werden, droht uns viel weniger von Deutschlands Waffen, als von seinen Gesetzen und am allermeisten von unsrer eignen Engherzigkeit und Selbstverblendung her.“

A. v. E.

Flandern.

Emanuel Hiels Gedichte.

Bindet auch die niederländische Literatur in Deutschland noch lange nicht jene Beachtung, welche sie namentlich von der gelehrten Welt — dabei haben wir besonders unsere sogenannten Germanisten im Auge — zu fordern berechtigt wäre, so läßt sich nicht läugnen, daß die Allgemeinheit aus ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem Geistesleben der Niederländer längst herausgetreten ist und man besonders in der letzten Zeit viel mehr angeschlossen hat, der literarischen Bewegung am Niederrhein eine erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

Es magelt uns der Raum, um auch nur die hervorragendsten Erscheinungen hier namhaft zu machen, welche im Laufe der jüngsten Jahre theils selbstständig, theils in Aufhebung an niederländische Publikationen oder gar als Übersetzungen von solchen, wie beispielsweise die Zandvoort'sche Literaturgeschichte, aber immer in Zusammenhang mit dem literarischen Wirken unserer niederländischen Stammesbrüder, in Deutschland die Presse verließen. Jedenfalls freut es uns, heute wieder ein Unternehmen begrüßen zu können, welches mehr wie irgend ein anderes vor ihm, von der Aufmerksamkeit Zeugnis ablegt, die immer mehr und mehr der Sprache sowohl als den Geistesgeschöpfungen der Niederländer zugewandt wird.

Die bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende „Niederländische Bibliothek“, deren erster Band*) vor uns liegt, soll nämlich nicht bloß eine indirekte Vermittlerin holländischer und flämischer Literaturpraktik werden, sondern bietet uns letztere in deren Originalsprache dar, ein Experiment, welches freilich, angesichts der bis jetzt nur geringen Verbreitung des Niederländischen in Deutschland, und trotz der Leichtverständlichkeit jenes Zeichens, als einigermaßen gewagt bezeichnet werden darf. Auch haben Verleger und Herausgeber es unterlassen, uns über die eigentliche Tendenz des „jungen Unternehmens“ näher zu unterrichten, weshalb

*) Niederländische Bibliothek, Band 1: Gedichten von Emanuel Hiels. S. 288 SS. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874.

wir uns darauf beschränken müssen, den uns überantworteten ersten Band als solchen näher ins Auge zu fassen. Derselbe, nahezu 300 Seiten stark, enthält eine Auswahl Gedichte von Emanuel Hiel.

Für die Leser des Magazins ist Emanuel Hiel längst kein Unbekannter mehr. Wir hatten wiederholt Gelegenheit seinen Namen zu erwähnen und besonders des durch ihn in Belgien eigentlich erst recht in Aufschwung gebrachten Genres der sogenannten *Dramo-lyrischen* Dichtung zu gedenken. Auch diesmal wieder ist der sonst durchaus lyrischen Sammlung ein in obigem Stile gehaltenes dramatisches Gedicht, „Helga“ beilegt, dessen Kühnheit mit einer nicht minder fräftigen Sprache gepaart der Entwurf den Dichter des Quers und des Prometheus sofort erkennen läßt. Die, der nordischen Sage entlehnte Handlung dreht sich um die Einführung Helgas durch Götter, welche mit dem gemeinsamen Untergang des Entführers und der Entführten endigt. Diese lyrisch-dramatische Dichtung, welche wir als eines der beachtenswertheften Stücke des vorliegenden Bandes bezeichnen möchten, ist dem Altmeister der römischen Literatur, Hendrik Conscience gewidmet.

Im übrigen theilt sich der Band in sieben Bücher, welche den Stoff nach Gleichartigkeit des Inhalts absondern. Die ersten zwei Bücher sind „Klaumers Leid und Streit in Verzicht und Gegenwart“ gewidmet; der warme Patriotismus des Dichters gelangt darin zum vollen kräftigen Ausdruck, wenn auch häufig eine düstere Auffassung der Zukunft den kühnen Flug der Begeisterung hemmt. Im dritten Buch wendet sich Hiel zuerst „an Deutschland“, dann „an Frankreich“; der Verfasser dürfte kein Blumling sein, wenn über die Tenazität der politischen Lieder ein Zweifel bestehen könnte; vollends aber von Hiel wissen wir, daß er dabei ein zu erbitterter Feind der „Franken“ ist, um von ihm eine andere Befangung als den alt-niederländischen Spruch „Wat valsch is, valsch is“ zu erwarten.

Gleichsam der steigenden Erbitterung selber Einhalt zu thun, schlägt der Dichter im vierten Buche die sanfteren Seiten des Minneliedes an; auf diesem Gebiete ist Hiel bekanntlich ein Meister; er hat dies schon in früheren Sammlungen von lyrischen Gedichten bewiesen, vielleicht sogar mit — mehr Glück. Diesmal befaßt er vorzugsweise die Wattenliebe, und das mag ihn wohl vielleicht zum Irrthum verleitet haben, daß es genüge, die erlaubte Liebe zum Gegenstand seiner poetischen Begeisterung zu wählen, um gewisse Fesseln des Anstandes abwerfen zu dürfen, die wir gleichwohl hier ebenso ängern vermöhen wie in jedem anderen Liebesgedicht. Immer mehr und mehr erhebt sich der Dichter über das Alltägliche mit dessen Licht und Schattenseiten: er ladet uns ein zum Genusse der ewig frischen, entzückenden Natur, mit ihm Wald und Wiese, Fluß und Acker zu durchstreifen, und mit innigem Wohlgefallen laufen wir seiner anmutigen ländlichen Dichtungen (5. Buch), unter denen die „Bädelieder“ (Weidelieder) und die „Naturgemälde“ (Naturgezeichneten) besondere Erwähnung verdienen. Letztere sind überhaupt den gelungensten Stücken des ganzen Bandes beizuzählen.

Sowohl im 6. Buche „Klärkel“, wie in der letzten Abtheilung „Von Gott und der Welt vergessen“, ist wieder der Liebe eine hervorragende Rolle zugeacht; nebenbei sind es aber wohl auch andere Empfindungen, mitunter solche, die auf dem Markte des Lebens eine immer seltener werdende Waare werden, — welche Hiel didaktischer Art schwelgen. Reicher, schwärmer, heiliger müssen die ganze Schärfe seiner unarmherzigen Geißel erdulden; dagegen öffnet sich sein feinfühlerndes Herz mittheilend dem Jammer und Leid der Mitwelt. Eingeleitet dieser Gedichte, wie z. B. jenes „Kloke klinkt“, beilegt, zeichnen sich durch ihre Aktualität aus;

alle aber beruhen auf acht menschlichen Empfindungen und sind gefunden, natürlichen Ausfluß des irdischen Berufs.

Es werden denn Hiel Gedichte wahrscheinlich ebenso wie den Beifall des ohnehin früher angelegten deutschen Genusses erheben, als sie den Verfasser dabei zu einem der beliebtesten Dichter der jüngeren Schule Nlandens erhoben haben, und es erübrigt uns bloß der Wunsch, das Hinderniß der Sprache möge sich zu keinem je bedeutungsvollen gestalten, als wir zu beschränkter Ursache haben.

Ferd. von Hellwald.

Belgien.

La Destinée de Paul Harding. *)

Die antiklerikale Reformpartei in Belgien verfügt bereits über eine Anzahl gewandter und freitbarer Kämpfer, unter denen die von Adolphe Prins eine der thätigsten ist. Prins ist Advokat am Appellhofe in Brüssel. Von Haus aus Jurist und Staatsökonom, hat er die kirchliche und Schulreform zu seiner Domäne gemacht. Die letztere betreffend veröffentlichte er, mit seinem Freunde S. Pergameni zusammen, 1871 den Versuch einer „Réforme de l'instruction préparatoire en Belgique.“ In die kirchliche Bewegung griff er neuerdings ein durch sein Werk: *Des Droits de souveraineté de l'État sur l'Église en Belgique* (S. Merzbach, 1874), welches in der *Revue de Belgique* vom 15. März eine sehr günstige Beurtheilung erfahren hat. Prins steht in der kirchlichen Frage durchaus auf der Seite der Staatsgewalt, nach seinen politischen Ansichten ist er ein entschiedener Gegner des bestehenden, dreitragenden Liberalismus. Dieselben fortschrittlichen Tendenzen sprechen sich auch in seiner neuesten Publikation aus, die als heute vorliegt und die, trotz der gewöhnlichen Remonstrationen auf durchaus tatsächlichen Verhältnissen fußend, einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der sozialen und politischen Zustände Belgiens bildet. Seine poetische Begabung hat der Verfasser bereits mehrfach dokumentirt; so 1870 durch einen mit Pergameni herausgegebenen Band „*Poésies*“ (vgl. unseren Artikel über Pergameni's „*Jours d'épreuves*“ in No. 7 dieses Jahrgangs), sowie 1872 durch einen Band Novellen: Jacques Herman, Julia Fernand etc.

Paul Harding, der Held unser Roman, ist der Sohn einer armen Hühner aus Marlaferre bei Orléans, der ein langes Leben voll Mühsal getragen hat ohne den Gedanken, daß es auch anders sein könnte. Zwei Monate nach dem Tode seiner Vaters trifft der etwa 14jährige Knabe auf den Tünen von Orléans mit einem Monsieur Mallart, Notar aus Brügge, zusammen, der alljährlich eine Zeit lang die Saison frequentirt. Monsieur Mallart ist ein alter Sagenheiß, wohlhabend, so reich, Bourgeois, aber von gutem Herzen; andererseits eifriges Mitglied der liberalen Partei in seiner Vaterstadt. In dieser Eigenschaft hält er es für Pflicht, so viel an ihm ist, für die intellektuelle Erhebung der unteren Klassen zu thun, und verschafft durch seiner Einfluß dem gewissen Knaben ein Stipendium zuerst am College zu Orléans, dann auf der Universität zu Gent. Paul studirt die Rechte und zwar mit gutem Erfolge, wie seine trefflich behandenen Examina ausweisen. Jetzt handelt es sich für ihn darum.

*) Roman par Adolphe Prins. Brüssel, C. Maquardts Hofbuchh. (H. Merzbach), 1874.

eine Stelle zu finden, die ihm die nöthigen Lebensbedürfnisse erwirkt. Wallaert verwendet sich für seinen Schilling bei einem Monsieur d'Hastière, großem Finanzier und einflussreichem Kammermitgliede in Brüssel, durch dessen Empfehlung er die Stelle eines Kommiss 2. Klasse im Ministerium des Innern mit 1000 Fr. jährlich erhält. Zwei Jahre arbeitet er in einem dampfenden Bureau, zusammen mit zwei alten, verdorrten, flecken- und hockenden Kanzlisten und einem jungen Menschen von lockern Sitten und zudringlichem Wesen, Namens Gravière Thuret, der kurz vor ihm in das Amt eingetreten. In dieser Zeit lernt er durch Zufall die Wittve eines verdienten Volksschullehrers, Madame Lindens kennen, deren Mann nach langen Leiden, bei düstern Einkommen, der aufreibenden Ausstrengungen seines Berufs erlegen ist. Madame Linden würde mit der ihr zufließenden Pension von 190 Fr. unmöglich ihr Leben fristen können, wenn sie nicht von ihrer Tochter Eugie unterstützt würde, die sich zur Lehrerin ausgebildet hat und an einer öffentlichen Schule eine Stelle bekleidet. In diesen beiden armen Frauen, den Hinterlassenen eines jener Proletariats der Intelligenz, deren Loos auch bei und noch kein beneidenswerthes ist, nimmt der Verfasser Gelegenheit, und das Glend des Standes in erschreckender Wirklichkeit vorzuführen.

Eugie ist keine Schönheit im gewöhnlichen Sinne, obwohl die tiefen blauen Augen und das glänzende, blauschwarze Haar ihrem Aeußern etwas besonders Heißvolles geben. Dabei prägt sich in ihrem Wesen jene echt weibliche Resignation, jene zum Herzen sprechende Sanftmuth und Milde aus, die, mit den Formen wahrer, innerer Bildung gepaart, Achtung, Theilnahme und schließlich Liebe erweiden. In dem Umgange mit den beiden Frauen findet Paul zuerst wieder die innere Befriedigung, die ihn, nach dem Verlust seiner Jugendliebe, der einseitigen Berufstätigkeit, das Gefühl, das er für Eugie empfindet, und das lange unter der Decke brüderlich-freundschaftlichen Verkehrs geschwimmt hat, wird ihm zum ersten Male klar, als er von Belästigungen n. erzählt, denen das schulpflege Mädchen von Seiten eines jenes Gravière Thuret ausgesetzt gewesen. Aber die Verhältnisse trennen beide, ob sie sich ausprechen können. Paul hat für eine neue, die Interessen der Volksschullehrer vertretende Zeitschrift einige sehr sachgemäße und freimüthige Artikel geschrieben. Gravière Thuret, um für eine neue Abfertigung, die er von einem bedröckelnden Avancement in jenem seinen Nebenbuhler steht, konstant durch Vergleichung der Handschrift seines Kollegen mit einem entworfenen Stück Manuscript dessen Autorschaft und denangelt ihn beim Ministerium. Paul empfängt eine scharfe Verwarnung zugleich mit der Befehl, entweder seine Mitarbeiterchaft an seinem Journal oder seine Stelle aufzugeben, während Thuret statt seiner in eine höhere Stelle rückt. Eugie wird die Unterzeichnung einer Petition verschiedener Lehrerinnen um Aufbesserung ihrer Stellen, besonders aber ihr Umgang mit dem bereits anständig gewordenen Harking von ihren Schulhebern zum Vorwurf gemacht, und sie entschließt sich, ihre Stelle aufzugeben, um als Ergieherin bei einer vornehmen Familie einzutreten, mit der sie nach Italien geht. Selbst in der Trennungskunde, die beiden hart genug wird, vermögen sie nicht ihrer stillen Neigung Worte zu geben, und diese Unterlassungshünde ist entscheidend für ihr ganzes Leben.

Paul ist in Verzweiflung, der Umgang mit der Familie Lindens, — die Mutter ist nach Glandern zu Verwandten gezogen, — hatte allein noch seinen Rath aufrecht erhalten. Er sieht sich mit Mißtrauen und Zurücksetzung behandelt, der Weg

zu den höheren Stellen scheint ihm für immer verschlossen. In dieser Stimmung trifft ihn Monsieur Wallaert, den er seit 14 Jahren nicht gesehen, und der auf d'Hastière's Veranlassung nach Brüssel kommt, um ihm Verweise zu machen. Aber die Verzeihung des armen Jungen rührt das Herz des gutmüthigen alten Mannes, und er findet sich nach Durchlesung der von Paul verfaßten Artikel so sehr in Uebereinstimmung mit denselben, daß er auf neue für ihn zu sorgen verspricht. Kaum nach Brügge zurückgekehrt, trifft ihn ein Schlaganfall, der ihn aufs Krankenbett wirft und an seinem Aufkommen zweifeln läßt. Sein Entschluß ist gefaßt. Er läßt einen befreundeten Notar rufen und vermacht seinem Schillinge sein ganzes Vermögen. Paul, der von Brüssel herbeigeeilt, drückt seinem väterlichen Freunde die Augen zu und bekräftigt ihn in aller Stille, ohne Priester und kirchliche Zeremonien, wie es der Verstorbene gewünscht, zur Ruhe. Er ist jetzt plötzlich ein reicher Mann geworden und giebt natürlich sofort seine subalterne Stellung auf. Monsieur d'Hastière und andere hervorragende politische und finanzielle Größen nehmen ihn zuvorkommend in ihre Zirkel auf. So lebt er eine Zeit lang ohne bestimmten Zweck, als Frucht seiner Studien einige Brochüren über volkswirtschaftliche Materien veröffentlicht, welche Ansehen zu machen nicht verfehlen.

Monsieur d'Hastière hat eine Tochter, Louise, eine üppige, blendende Schönheit mit großen schwarzen Augen und begabender Turnüre. Paul, der in dem Treiben der großen Welt Eugie und ihre Mutter, deren Aufenthalt er nicht einmal kennt, allmählich vergißt, läßt sich, nicht ohne Widerstand, von dem Zauber dieser imponirenden Erscheinung gefangen nehmen und hält um sie an. Dem reichen und talentvollen jungen Manne wird die Hand der Erbin nicht verweigert, und das junge Paar unternimmt, nach einer mit allem schließlichen Pomp begangenen Hochzeit, in scheinbar vollkommener Harmonie der Empfindungen eine Hochzeitsreise durch Turin, die Schweiz und Italien. Nach der Rückkehr beginnt ein Leben voll gestrenger Feste und Lustbarkeiten, wie es dem verwöhnten Kinde des Reichthums unentbehrlich ist. Bald empfindet Paul, wie wenig innere Berührungspunkte er mit seiner schönen Frau hat. Er hatte gehofft, sich mit ihr eines stillen, häuslichen Glückes zu erfreuen; sie hat nur für aufregende Zerstreuungen Sinn. Er hatte gemeint, sein Weib würde an seinen geistigen Arbeiten und Bestrebungen Theil nehmen; sie überläßt ihn gleichgültig seinen Studien und wirft sich allein in den Strudel der Vergnügungen. Ein größerer Wert, in dem Paul die Summe seiner politischen Ueberzeugungen darlegt und worin er der herrschenden Partei Mangel an Energie, politischem Dilettantismus, Gleichgültigkeit gegen den Nothstand der untern Klassen vorwirft und sie mit dem Vogel vergleicht, der seinen Kopf im Sande vergräbt, um einer nahenden Gefahr nicht ins Auge zu sehen, — Ansichten, die unstreitig des Verfassers eigene und gegen den herrschenden Zustand in Belgien gerichtet sind, — dieses Werk also entfremdet Paul seinen Schwiegereltern und den Kreisen, in denen seine Frau verkehrt, wodurch der Riß zwischen beiden nur noch größer wird. Louise läßt sich von einem Mr. Sward, einem englischen Gentleman von einer gefährlichen Lebenswürdigkeit, in auffallender Weise den Hof machen, giebt aber den Vorstellungen ihres Mannes scheinbar Gehör, und beide lieben sich auf einen Pandäus zurück, den Paul in Glandern gekauft hat. Er hat inzwischen Eugie wieder gesehen, die durch die Familie Dobberman, bei der sie sich aufhält, in die seinen Zirkel eingeführt worden. Das Wiedersehen ruft ihm die Erinnerung an das frühere glückliche Zusammenfinden zurück und macht die Dissonanz zwischen ihm

und seiner Frau nur noch empfindlicher. Er stürzt sich, Ablenkung suchend, in den Strudel der politischen Parteien und löst sich in seinem ländlichen Wahlkreise als Kandidat für die bevorstehenden Wahlen anstellen. Anfangs scheint seine Kandidatur Fortschritte zu machen. Er beruft Verammlungen der Wähler, in denen er sich als wahrer Volksheld, als Anhänger der Reformbewegung und Gegner sowohl der Liberalen als der Konservativen auspricht. Damit aber hat er sich eine schlimme Meute auf den Hals geholt. Während die Liberalen seine Persönlichkeit zu diskreditieren suchen, stellen die Konservativen ihm in seinem Nachbarn einen Baron von Meeren, einen zwar laconischen und unschönen, aber durch die Unterstützung der Pfaffen, welche die Masse bearbeiten, gefährlichen Gegner entgegen. Während seines ländlichen Aufenthaltes begegnet Paul wiederholt Eugénie; denn die Debborans sind ebenfalls seine Nachbarn, und Herr v. Debboran hält zu seiner Partei. Die alte Liebe flammt in erneuter Stärke auf, aber er sieht ein, es ist zu spät, und ist Mann genug, die Qual seiner Seele schweigend zu ertragen, trotzdem die Versuchung nahe genug an ihn herankräft.

Der Wahltag naht. Vorher beruft Paul nochmals eine Versammlung, um seine Ueberzeugungen und Bestrebungen seinen Wählern darzulegen. Aber eine, durch die Pfaffen und von Meeren's Hülfskräfte fanatisirte Menge stört die Versammlung, verhindert ihn am Erreichen und verfolgt ihn sogar, als er sich zurückzieht, bis in das Haus der Debborans. Jetzt ist das Resultat der Wahl nicht mehr zweifelhaft. Von Meeren erhält eine überwiegende Majorität, und Paul, der es für Pflicht hält, bis zuletzt auf dem Wahlplatze auszuharren, kehrt, mit sich und der Welt zerfallen, am späten Abend in sein Haus zurück. Die Tüde der Gegner fürchtend, hatte er seinem treuen Jean befohlen, an seinem Eigenthum scharfe Wacht zu halten. Indem er sich dem Hause nähert, fällt ein Schuß und Jean stürzt athemlos herbei. Er hat einen Menschen bemerkt, der die Parkmauer übersteigend, sich vorsichtig dem Hause näher schlich. Indem er denselben festhalten will, wirft er sich über ihn, und Jean giebt Feuer. Es ist Hr. Sword, der, wie es scheint, todt in seinem Wunde liegt. Lenise eilt herbei und hätte sich beinahe vor der Dienerschaft kompromittirt. Sie widerspricht zwar entrüstet, aber der Zusammenhang scheint klar genug. Die Scheidungsverhandlungen werden eingeleitet und führen binnen Jahresfrist zum Ziele. Paul ist frei. Zwar ein beträchtlicher Theil seines Vermögens ist durch Wahlplatzaktionen aufgegangen, auch hat er Lenise's Mitgift bis auf den letzten Heller zurückgegeben, aber es bleibt ihm genug zu einer unabhängigen und bequemen Existenz. Doch das Leben ist ihm isal und widerwärtig; er zieht sich nach Mariaferle zu einer alten Verwandtin zurück, im Umgang mit den rohen, aber gutmüthigen Fischern Verablang suchend. Die Badefaison zu Ostende bringt ihn mit der großen Welt zuerst wieder in entferntere Berührung. Er sieht Eugénie wieder, die mit den Debborans hier erscheint. Jetzt entschließt er sich, sich ihr zu offenbaren, aber es findet sich lange keine Gelegenheit. Eines Tages geht er an den Strand, um zu baden. Ein plötzlicher Ansturm erregt seine Aufmerksamkeit. Ein armer Arbeiter, der sich, des Schwimmens unkundig, zu weit hinausgewagt, ist vor den Augen seines Gefährten von der Fluth weggespült worden. Während der Rettung der Leiche werden das Unglück erzählt, werden, langsam genug, Vorbereitungen zur Rettung getroffen. Paul, ein tüchtiger Schwimmer, stürzt sich, in eider Aufwallung des rüstigen Lebens nicht achtend, in die Wogen und erreicht den Unglücklichen, als er eben zum letzten Male an der Oberfläche erscheint. Ehe er denselben fassen kann, hat er

ihn in Todesangst umklammert und giebt ihm mit sich in die Tiefe. Er ringt mit ihm und sucht sich Arme und Beine frei zu machen, aber der Andere hält mit verzweifelter Kraft. Drei-mal tauchen sie auf und nieder, da verlassen den Retter seine Kräfte und er geht unter, ein Opfer seiner Menschenliebe. Die Fluth wirft beide Körper an den Strand. Paul's Leiche wird von betrunkenen Fischern in die Hütte seiner Tante getragen, welche treue Leichenwacht bei ihr hält. Aber gegen Abend tritt eine schlank, schwarzgekleidete Frauengestalt in das Häuschen und sinkt mit herzbrechendem Schluchzen an dem Bette des Toten nieder. Es ist Eugénie, die hier zum ersten Male, vor einer alten Frau und Fischern, die sie nicht verstehen, zu sagen wagt, daß sie ihn immer geliebt.

So schließt die traurige Geschichte eines verfluchten Lebens, voll eider Ankerfernung und idealer Bestrebungen. Es ist ein Spiegel, den der Verfasser der stillosen Zerfahrenheit der sogenannten guten Gesellschaft verhält, und der in erschreckender Weise die Zerrüttung der sozialen und politischen Zustände wiedergiebt. Zum Glück ist es nur eine Partei, welcher die Schuld dieser Zerrüttung zur Last fällt, während zu hoffen steht, daß die gesunde Masse des Volkes durch so kräftige und ernste Mahnungen, wie sie aus dem Werken des Verfassers und seiner Gefinnungsgenossen sprechen, aus ihrer Gleichgültigkeit und Unthätigkeit sich aufrütteln lassen wird. Es scheint nicht, daß Prinz in seiner Schilderung des liberalistischen, energielosen Optimismus und der kirchlichen Wählerkreise ins Schwarze malt. Um so mehr müssen ihm seine Landsleute dankbar sein, daß er nicht nur seine sachwissenschaftliche Autorität, sondern auch sein unüßbar hervorragendes poetisches Gehaltsgenie mit solcher Freimüthigkeit und Hingebung in ihrem Interesse verwendet.

Schmalke.

England.

Shakespeares Sturm, 1604 verfaßt oder 1611?

Im sechsten Bande des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (Weimar 1872) veröffentlichte der hochverehrte Herausgeber jenes Werkes, Prof. Karl Elze in Dessau, einen Aufsatz (S. 29–47), „Die Abfassungzeit des Sturms.“ Zwei dieser Arbeit ist es, nachzuweisen, daß der „Sturm“ nicht, wie bisher allgemein angenommen ward, ums Jahr 1611, sondern bereits 1604 abgefaßt werden sei.

Die ganze Hypothese Elzens baut sich auf einer Stelle in Ben Jonsons Drama *Volpone* oder *die Fox* auf. Diese, wie Professor Elze sagt, „unfalschlich noch nie in Betracht gegangene Stelle“ ist folgende:

- Volp. III. 2. — Volp. The poet
As old in time as Plato, and as knowing
Says, that your highest female grace is silence.
Lady P. Which of your poets? Petrarch, or Tasso, or Dante?
Guarini? Ariosto? Arétine?
Cicco di Hadria? I have read them all.
V. Is every thing a cause to my destruction?
Lady P. I think I have two or three of them about me.
V. The sun, the sea, will sooner both stand still
Than her eternal tongue! nothing can scape it.
Lady P. Here's Pastor Fido —
Volp. Profess obstinate silence;
That's now my safest.

Lady P. All our English writers,
I mean such as are happy in the Italian,
Will deign to steal out of this author, mainly:
Almost as much as from Montaigne;
He has so modern and facile a vein,
Fitting the time, and catching the court-eare etc.

Professor Elze bemerkt hierzu: „Almost as much as from Montaigne!“ Gegen wen ist dieser Hieb geführt? Bei welchem Dichter der Elisabethanischen Zeit finden sich Entschuldigungen aus Montaigne? Wir vermögen keine ausfindig zu machen, als die berühmten, fast wörtlich übertragenen Verse im Sturm II., 1. Man sollte glauben, daß bei der fortgesetzten emigen Durchforschung der Elisabethanischen Literatur solche Stellen nicht verbergen geblieben wären, wenn es deren gäbe. Allerdings läßt sich an Hamlet denken und vermutlich hat Jensen ihn gleichfalls im Sinne gehabt. Hamlets Betrachtungen über die Ungewißheit des Todes und das „Reisfen ist Alles“, wie seine Gedanken über den Selbstmord haben ihr Vorbild in Essay XIX. des ersten Buches (*Que philosopher, c'est apprendre à mourir*) und in Essay III. des zweiten Buches (*Costume de l'Isle de Coe*). Elze bemerkt nun, daß jene Antiklänge im Hamlet nicht füglich als „Diebstahl“ bezeichnet werden könnten, und hält daher an der Hypothese fest, jene Worte in Wolpene seien auf den Sturm zu beziehen. Von Wolpene nun wissen wir, führt Professor Elze weiter aus, daß die Stüd die Widmung trägt: *From my house in the Blackfriars, this 11th day of February 1607.* „Wir wissen überdies, daß das Stück bereits 1605 aufgeführt ist, und Halliwell (*Dict. Old Engl. Plays*) erwähnt sogar ein Quarto von 1605, was wohl auf einem Irrthum beruht. Danach würde der Sturm spätestens in das Jahr 1604 fallen, also ein Jahr nach Hories (englischer Uebersetzung des) Montaigne. Das ist an sich schon viel glücklicher, als die Annahme, daß Shakespeare noch 1611 auf dies alldann nicht mehr in moderne Buch zurückgegriffen haben sollte; die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Verfalls hat bereits Tache Krennen demzufolge (S. Jahrb. V., 204). War Shakespeare von der überraschenden Idee des Naturstaates, wie sie ihm in Montaignes Schilderung entgegentrat, ergrißen, so wird es ihn eine Zweifel gedrängt haben, dieselbe recht bald zu verwerthen.“

Man sieht, die Angel, in der die ganze Beweisführung Elze hängt, ist die Annahme, daß jene Stelle in Wolpene auf den Sturm zu beziehen ist. Ist dies richtig, so muß der Sturm allerdings spätestens in das Jahr 1604 fallen. Sind nun jene oben mitgetheilten Worte Ben Jonsons „All our English writers etc.“ wirklich auf Shakespeare und den Sturm gemünzt? Ben Jonson sagt: „Alle unsere englischen Schriftsteller, die im Italischen glänzend sind, stehen aus Ouarint beinahe soviel, wie aus Montaigne.“ Es stehen also sehr viele englische Schriftsteller aus Montaigne, das sagt Ben Jonson ganz deutlich; es ist folglich leicht unmöglich, die Worte auf einen Einzelnen, auf Shakespeare zu beziehen.“ A priori muß zunächst an diejenigen englischen Schriftsteller gedacht werden, die ein den Montaigne verwandtes Feld, nämlich den Essay bebauen. Wir sehen den Beweis für diese unsere Annahme in einer Stelle von Ben Jonsons *Discoveries* (p. 747, *Ingeniorum discrimina*, Not. 6): „Some turn over all books and are equally searching in all papers, that write out of what they presently find or meet, without choice, by which means it happens, that what they have before or after extolled the same in another.“

*) Wohl kann man sagen, unsere englischen Schriftsteller, und nur Einen im Sinn haben; nicht möglich aber ist dies, wenn man sagt: alle unsere englischen Schriftsteller.

Such are also the essayist, even their master Montaigne. These in all they write, confess still what books they have read last.“ Sind nicht jene aus Montaigne stehenden englischen Worte identisch mit den englischen Essaysisten, die ihrem Meister Montaigne gleich aus allen möglichen Büchern zusammengetragen? Wir wenigstens glauben mit jener Stelle der *Discoveries* — die Herrn Professor Elze nicht vorgelegen haben dürfte — auch hierlich bewiesen zu haben, wovon wir a priori überzeugt waren, daß nämlich jene Worte aus Wolpene nicht speziell auf den Sturm zu beziehen sind. Hiermit könnten wir die Sache als erledigt ansehen, wenn uns nicht auch die weitere Durchführung der Elzischen Hypothese zu einigen Bemerkungen Anlaß gäbe. Es soll nach der, wie uns scheint, nicht glücklichen Erörterung des im Allgemeinen so glücklich fortschenden, scharfsinnigen Gelehrten, unwahrscheinlich sein, daß Shakespeare „noch 1611 auf das alldann nicht mehr moderne Buch zurückgegriffen habe.“ Was ist das für ein Buch, das sieben Jahre nach seinem Erscheinen nicht mehr modern ist? Gewiß nicht eins der tiefstinnigen und weisheitsvollen Bücher, die jemals geschrieben werden sind, wie dies Montaignes Ansätze sind. Ein Buch wie dieses, das gegen die Dämme der Autorität des Mittelalters den freien Strom vorurtheilslosen Denkens entfesselt, wie kein anderes in dieser Art, ein solches Buch kann nicht sieben Jahre nach seinem Erscheinen „nicht mehr modern“ genannt werden.

Ferner aber involvirt die Elzische Erörterung die Annahme, daß Shakespeare in Folge der Lektüre des Montaigne den Sturm geschrieben habe. „Es wird ihm ohne Zweifel gedrängt haben, Montaignes Schilderung des Naturstaates recht bald zu verwerthen.“ Abgesehen von unseren früheren Auseinandersetzungen, könnte dieser Satz nur dann plausibel sein, wenn Shakespeares Sturm — als ein Ganzes — als Bejahung oder Entgegnung auf Montaigne aufgefaßt werden könnte. Das aber ist nicht der Fall: unter mehreren andern, ebenso wichtigen Bestandtheilen des Dramas bildet jener Naturstaat einen einzelnen Bruchtheil. Durch Reisebeschreibungen, nicht durch Montaigne, ist Shakespeare zum Sturm angeregt: Montaigne war nur ein gelegentlich mitverwendetes Moment. Halten wir die bisherige Ansicht, besonders Malones, fest, daß der Sturm 1611 geschrieben ist, so wird es sehr wahrscheinlich, daß Shakespeare bei Lektüre der Reisebeschreibungen und des Urzustandes der Wilden sich des Montaigne erinnerte, und in seiner geistreichen, oft bewiesenen Art beide Bestandtheile kombiniert hat.

Es würde uns freuen, wenn der hochverdiente Herausgeber des Jahrbuchs mit einem Worte Retiz nähme von unseren Erörterungen, und uns wissen ließe, ob er am Jahre 1604 als Abfassungszeit des Sturms festhält, oder ob er mit allen Andern zum Jahre 1611 zurückkehrt. Th. Vaitz.

Römisches Alterthum.

Die Frauen in Rom.

Ihre Erziehung und ihre Stellung im häuslichen, öffentlichen und gesellschaftlichen Leben.

Von Gaston Boissier.

IV. (Schluß.)

Nachdem wir die Fortschritte kennen gelernt, welche die Erziehung und die Freiheit und Unabhängigkeit der römischen Frauen unter dem Kaiserreiche gemacht, erbringt uns noch, zu

untersuchen, welche Folgen diese Veränderung für die öffentliche Eitelkeit hatte. Wollte man sich dabei lediglich auf das Zeugniß der Moralisten und Satiriker verlassen, so müßte man diese Folgen als höchst besaggenwerth bezeichnen, denn dieselben schildern ihre Zeit in den düstersten Farben und schändlichen besondern ihre schwersten Klagen gegen die Frauen. Zur Beurtheilung ihres Standpunktes muß man sich aber vor allen Dingen vergewissern, daß sich in fast keinem Lande die alten Maximen so lange erhalten haben, wie im römischen Reiche. Man führte sie noch im Rom, als man sie schon lange nicht mehr übte; nachdem sie aufgehört hatten, lebendige Lehren zu sein, nach denen man sein Leben regelte, wurden sie zu eingetrockneten Vorurtheilen, die jedem Unzufriedenen bequeme Waffen boten. Die öffentliche Meinung blieb ihnen treu; selbst als man die Nothwendigkeit einsah, den Forderungen der Gegenwart Zugeständnisse zu machen, konnte man sich doch nur sehr schwer von der Vergangenheit lösen und sah jede Erregungsschuld der neueren Zeit mit scheelen Augen an. Während man den Frauen ein freieres Wesen gestattete, konnte man doch die Zeit, in welcher sie zurückgefallen gelebt, nicht genug rühmend, man beurtheilte die Sitten des einen Jahrhunderts nach den Anschauungen eines andern, nahm die neuen Grundzüge an und lehnte sich gegen ihre Folgen auf. Diese Neigung, welche wir auch heute bei den Moralisten finden, mußte und muß sie notwendigerweise zu Ungerechtigkeiten und Uebertreibungen verleiten.

Sieht man die Vorwürfe, welche Moralisten und Satiriker den Frauen des römischen Kaiserreichs machen, etwas genauer an, so entbrennt man, daß die Fehler, die sie ihnen mit so großer Bitterkeit vorwerfen, von der neuen Art zu leben fast untrennlich waren. Sie hatten ihre Quelle in jener Ehemanns- und Unabhängigkeit, von der Einige wohl einen schlechten Gebrauch machen konnten, die aber nicht desto weniger ein Fortschritt und ein Glück für die Menschheit waren. Die hauptsächlichsten Beschuldigungen, die man gegen sie erhob, waren Geizhalsigkeit, Verschwendung, Leichtsin und Untreue. Der Rhetor Porcius Catro sagt: „Will eine Matrone geliebt sein gegen jede freche Zudringlichkeit, so muß sie sich nur gerade so gut kleiden, um nicht unendlich zu erscheinen. Sie muß sich mit Dienerinnen von einem achtungsgebietenden Alter umgeben, deren bloßer Anblick schon die Galane verschreckt. Sie muß stets mit nieder- geschlagenen Augen einhergehen. Begegnet sie einem jener Possessiven, die jede Frau grüßen, so erscheine sie lieber unzufrieden als zu entgegenkommend. Kann sie nicht umhin, den Gruß zu erwidern, so thue sie es, doch unter Verwirrung und Eröthen. Ihre Haltung sei von der Art, daß wenn Jemand versacht sei, ihr beleidigende Zumuthungen zu stellen, ihr Gesicht schon vor den Worten Nein sage. Auf diese Weise würde sie die Verliebten von vornherein entmuthigen; was thun aber unsere Frauen? Sie zeigen ihr Gesicht mit allen Verführungen geschmückt, sind kaum ein wenig bescheiden, als ob sie keine Kleider besäßen (*paucis obscuris quam posita vestibus*), haben so einschmeichelnde Rede und Miene, daß sie Jedem die Frechheit geben, sich ihnen zu nähern; wie kann man also nicht erkannt sein, daß, wenn sie ihre schamlosen Wünsche durch ihren Gang, ihre Kleidung, ihr Gesicht und ihre Sprache zu erkennen geben, sich auch Leute finden, die ihren Fallstricken erliegen!“

Porcius Catro hat die Gemeinheit zu übertreiben, ein bloßes Phantastbild wird er durch die vorstehende Schilderung jedoch wohl schwerlich entworfen haben; aber die Fehler, welche er und mit ihm viele Andere den Frauen vorwerfen, lassen sich wohl nur dann ganz vermeiden, wenn man sie im Einzelnen gefangen

hält. In der That bedauerten auch die Moralisten und Satiriker jener Zeit, daß man den Frauen gestattet hatte, daraus hervorzugehen und ein unabhängigeres Leben zu führen, was doch im Grunde genommen eine absolute Rennerung nicht war. Die *franca* *romæ* hind immer freier gewesen als die in Griechenland, und obgleich sie sich eine Ehre daraus machten, daß auf ihrem Grabsteine zu lesen stand, „sie wären stets zu Hause geblieben“, so wußten wir doch, daß sie sich nicht Alawiel Elstrzel aus dem Ausgehen machten. Sie begleiteten ihre Gatten zu den Gastmählern, zu welchen sie geladen waren, ja selbst die jungen Matronen wurden von ihren Eltern mit dahin gebracht, und man brauchte nur die Verhaft, sie beim letzten Gerichte fortgehen zu lassen, nach die Kaiser vereinigten an ihrer Tafel die römischen Senatoren mit ihren Gemahlinnen und ebenso hatten die zahlreichen von den verschiedenen Korporationen gefeierten Feste stets weibliche Theilnehmerinnen. Juvenal erzählt uns, daß die Frauen die ihnen gewährten Freiheiten häufig gemißbraucht, daß sie bei den Festen jumeilen ein recht bössliches Schauspiel geboten hätten, und wir müssen es glauben; ebenso dürfen und können wir aber glauben, daß die große Mehrzahl sich angemessen betrug und daß ihre Anwesenheit dazu diente, Anstand und gute Sitte in jenen Gesellschaften aufrecht zu erhalten.

Ein anderer Vorwurf, welcher den römischen Frauen namentlich auch von Juvenal gemacht wird, ist die Verschwendung; aber hier dürfte in erster Linie zu berücksichtigen sein, daß die Verschwendung ein Vaster der Zeit war und außerdem sind unter den Ausgaben, aus denen man den Frauen ein Verbrechen macht, solche, die sich leicht rechtfertigen lassen. Sie betheiligten sich eben in hohem Maße an der greßartigen Freigebigkeit, welche die römische Gesellschaft unter dem Kaiserreich ergriffen hatte. Mania sie auch nicht direkt mit den Reichthümern ihrer Stadt betraut, so waren sie denselben, wie wir gesehen haben, doch auch durchaus nicht fremd und glaubten sich deshalb zu der gleichen Freigebigkeit gegen ihre Mitbürger verpflichtet, wie die Männer. Eine reiche Frau bleib es für eine Ehrensache, die ganze Stadt an einem glücklichen Ereignis in ihrem Hause theilnehmen zu lassen. Wodte dabei viel Gittelteil im Spiele sein, so gab es sicher auch zahlreiche Fälle, wo die Freigebigkeit der reine Ausfluß der Wohlthätigkeit war. Auf dem Grabstein einer Frau in Romdinen steht zu lesen, daß sie eine Mutter für alle Welt gewesen, allen Unglücklichen zu Hülfe gekommen sei und niemals Jemanden traurig gemacht habe — *omnium dominum parens, omnibus subveniens, tristem fecit neminem*.

Der Spott der Satiriker hat ferner auch die Pedanterei der Frauen hervorgerufen, und wieder ist es Juvenal, der eine sehr ergblische Schilderung entwirft von der Gelehrtheit, die bei Tische die Gäste langweilt, indem sie Demer mit Birgl vergleicht, die sich darauf reist, nie gegen die Regeln der Syntax zu verstoßen und ihrem Manne einen von ihm gemachten Solöismus nicht vergehen kann. Wir haben es augenscheinlich hier mit einem Auswuchs zu thun, dem so keine gute Sache entgeht, und so lächerlich Pedanterei ist, so vortrefflich ist doch eine sorgfältige Ausbildung für die Frau wie für den Mann. Unterrichtete Frauen sind aber im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Rom zahlreich, wie und dies von allen Schriftstellern mitgetheilt wird, und daß es unter dieser Zahl nun auch lächerliche Pedanten gab, hat nichts Verwunderliches und darf den Frauen ebenso wenig zur Last gelegt werden, wie andere Ausschreitungen, zu denen sich Einzelne durch die ihnen gewährten größten Freiheiten hinreihen ließen. Daß die Satiriker und Moralisten jener Zeit unter diese Ausschreitungen auch das Bestreben der Frauen

rechneten, die Gleichheit mit den Männern so weit zu treiben, um wie sie Advoaten, Rechtsgelehrte u. s. w. werden zu wollen, darf uns um so weniger befremden, als das gleiche Verlangen auch heutzutage einen Sturm der Entrüstung erregt; bedenkt man und dennoch nur in den Anschauungen der Zeit begründet ist es, daß auch von weiblichen Missethätigen und Skandalieren berichtet wird. Am beklagenswerthesten ist aber die Erscheinung, daß die Frauen, als sie sich Herrn ihrer selbst und über Andere setzen, nicht selten heftig, beschwätzig, unenträglich wurden und ihre hässliche Gewalt zu Härte und Grausamkeit mißbrauchten.

Wir kommen nun endlich zu den Schwerfthen gegen die Frauen des römischen Kaiserreichs erhobenen Beschuldigungen, zu den vielen Ehebruchs-Skandalen, den Ehescheidungen ohne Grund, zu allen jenen den Griechen und die Ordnung der Familie zerstörenden Verbrechen und müssen auch hier wiederholen, daß wir es durchaus nicht für erfinden erklären können, wohl aber guten Grund zu der Annahme haben, daß sie die Ausnahme und nicht die Regel bildeten. Man findet bei allen Schriftstellern, welche in dieser Weise über von ihrer Zeit sprechen, ganz auffallende Widersprüche. Tacitus, bei dem die römischen Frauen im Allgemeinen sehr schlecht wegkommen und dessen Lob der Deutschen ebenso viele Seitenhiebe auf seine Pandoniaminnen enthält, läßt doch in einigen verhüllten Worten errathen, welche rührende Achtung er für seine eigene Frau hegt, und ebenso rühmt er die vorzügliche Ehe, die sein Schwager Agricola mit der Domitia Trebellana führte.

Seneca, welcher noch erbarmungslos über die Frauen urtheilt als Tacitus, macht sich dadurch geradezu einer Unaufrichtigkeit schuldig. Von seiner Weisheit bis zu seinem Grabe ist er grade von den Frauen mit der lieberröthlichen Sorgfalt umgeben worden, er verbannte ihnen keine politischen Erfolge und kein hässliches Glück. Er, der große Verdächter der Ehe, hat sich zweimal verheiratet und bekennt, daß er, so sehr er auch Stoiker war, seine erste Frau doch tief betrauert hat. Als er Paulina, seine zweite Frau, heiratete, war er schon alt, aber diese Ehe sah ihm die Jugend wieder. Er hat zwar gesagt: „Die Frau eines Mannes liebt ihn ein Verbrechen, die eigene Frau liebt ihn eine Auslieferung; der Weise soll sich mit seiner Frau aus Verachtung, nicht aus Neigung verbinden,“ er scheint aber in seinem eigenen Leben diese Vorschrift, wie manche andere von ihm gegebene vergessen zu haben. Wenn er von Paulina spricht, lautet aus jedem Worte die tiefste Liebe und dieselbe ward von ihr auf das Zärtlichste erwidert. Sie wollte mit dem von ihr so hochverehrten Gatten sterben, und als man sie gegen ihren Willen ins Leben zurückbrachte, überlebte sie ihn doch nur wenige Jahre, die sie in stiller an seinem Gedächtniß gewirketer Zuneigungseligkeit verbrachte.

Paulinas Beispiel lehrt uns, daß die großen Prüfungen unter der Regierung der Cäsaren für die Frauen nicht verloren waren. Juvenal hatte Recht, wenn er sagte, das Glück habe sie verderben, das Unglück mache sie aber besser. Viele, die in überaus geistig, nahmen freiwillig Armuth auf sich, Andere begleiteten ihre Gatten in die Verbannung und Einzelne wählten selbstmordlich zu sterben. Es ist unbestreitbar, daß nach den furchtbaren Krisen unter der Herrschaft eines Nero und Domitian die römische Gesellschaft nicht durch das Leid gereinigt und daß namentlich die Tugenden der Frauen nicht wieder leuchtender und ungeweihtester geworden sein sollte. An die Stelle einer Makrina und Poppäa traten unter Trajan tugendhafte Furchtlosen, beiseiten in ihrem Anzuge, einfach in ihrem Auftreten, freundlich in ihrem Wesen. Die große Welt, die sich die Herr-

scher immer zu Mustern nimmt, wurde, wenigstens nach der Auffassung, die wir durch die Briefe des Plinius erhalten, in ihren Sitten ebenfalls reiner und ehrenhafter, und jedenfalls verbieten die von diesem Schriftsteller angeführten Beispiele ebenso viel Glaubwürdigkeit wie die, welche Juvenal vom Gegentheil beibringt.

Im Ganzen war es in Rom wohl wie überall; große Tugenden und große Laster lagen neben einander, und im Durchschnitt ist eine Zeit nicht viel besser und nicht viel schlechter als die andere. So wenig eine spätere Zeit sich eine richtigere Bild von unserm Leben machen könnte, wenn sie dieselbe nach den Klagen und Schilderungen unserer Moralisten und Satiriker beurtheilte, ebenso wenig können wir dies nach den gleichen Quellen von der römischen erhalten, und so wenig eine größere Unabhängigkeit, ein besserer Unterricht und eine größere Gerechtigkeit in der Stellung, die beiden Geschlechtern angewiesen ist, in Rom die eigentliche Quelle der Besserung war, ebenso wenig wird sie es bei uns sein.

Kleine literarische Revue.

— Die deutsche Expedition an der Coangschöhe. *) Der menschliche Forschertrieb hat allmählich das unbekannte Gebiet der Erde (wenn wir von den Eisfeldern des Nordpols absehen) auf ein Minimum eingeschränkt. Das Innere Australiens, Bornes und Afrika sind gegenwärtig zum letzten Zufluchtsort der Phantasie geworden, wenigstens die beiden letzteren, während die nördlichen Angelegenheiten, welche sich um den Rand Neu-Hollands angeordnet haben, je nicht durchzulassen scheinen. So will man denn in Bornes geschwätzte, „schwarze“ Menschen, in Afrika gar Zwergvölker entdeckt haben. Ueber diese vermeintlichen Wunder (die wir übrigens nicht etwa von vornherein in Zweifel stellen wollen), wird uns nunmehr die deutsche afrikanische Expedition hoffentlich Aufschluß geben. Die Vorangehe hat auch der unermüdbare Daltian bereits bereit und in dem oben erwähnten Buche giebt er uns eine geographisch-ethnologische Schilderung ihrer selbst und der ansehnlichen Länder, sowohl nach eigenen Erlebnissen, wie nach älteren meist von Portugiesen stammenden Berichten über sie. In Bezug auf Religion und Kultur gehört dieser Theil der Erde mit zum Interessantesten, was sich denken läßt, da dort eine Stufe der Zivilisation noch am Leben sich erhalten, die sonst überall verschwunden. Oftmals möchte man fast glauben, Afrika, dies große Problem, sei mit seinen Rassen noch im Werden begriffen. Wie sich dort Zwergvölker finden sollen, so haben sich andere Negervölker fast schon zu einer kaukasischen Leibesbeschaffenheit durchgearbeitet. Wenn wir daneben die halbtierischen Buschmänner und Hottentotten halten, bedenken, daß das alte Ägypten gleichfalls afrikanischer Boden, die Verbreitung des Mohammedanismus und das äthiopische Christenthum uns vergegenwärtigen, so müssen wir diesen Erdtheil geradezu für ein gewaltiges ethnologisches Museum erklären, zu dessen Erforschung die ewig neugierige Wissenschaft nicht genug anvroren kann.

— Kleine Erzählungen von M. Goldschmidt. **) In einer von Goldschmidts Erzählungen findet ein kleines Mädchen am

*) Jena, Hermann Gessner.

**) Aus dem Dänischen von Wilhelm Reinhardt. Bremen, J. F. Schumann & Comp., 1874.

Strande ein Stück Glas, welches sich später als Edelstein anzeigt. Und erscheint umgekehrt selbst das Stüdchen Glas, das kleine und Unbedeutende in diesen Erzählungen, durch die Berührung des Fiktiven zu einem Edelstein zu werden. Goldschmidt ist nicht nur ein poetischer, sondern auch ein überaus feiner Geist mit einem seltenen Tiefblick in das Wesen der Dinge. Das Märchen ist ihm noch eine traute Gefährtin, mit liebevollem Behagen versenkt er sich in enge Zustände und erfüllt sie mit der Wärme seines Gefühls. So sehr und aber auch sämtliche Erzählungen angesprochen haben, nehmen wir dennoch keinen Anstand, gegen davon den Preis zu erkennen, in welchen der Verfasser ein Gebot betritt, auf dem er durch Geburt und Erziehung heimlich zu sein scheint, ein Gebiet, auf welchem noch reiche Schätze für die Literatur verborgen liegen, die in richtiger, wahrhaft christlicher Weise nur von so kundiger Hand gehoben werden können. Wir meinen die beiden Erzählungen aus dem jüdischen Leben „Mose“ und „In einem Festwagen“, die wir Bernsteins berühmtem „Vögle der Maggid“ an die Seite setzen möchten. So weit sich dies ohne Kenntniss des dänischen Originals beurtheilen lässt, scheint uns die Uebersetzung eine gute zu sein.

— „**Ueber Kants Idee vom höchsten Gut**“ hat Dr. Emil Arnoldt, Privat-Dozent in Königsberg, eine sehr beachtenswerthe Habilitation-Vorlesung gehalten. Allgemein nimmt man an, Kant leide in der Kritik der praktischen Vernunft mittelst der Idee vom höchsten Gut die Postulate der Unsterblichkeit der Seele und des Daseins Gottes genügend ab, nachdem er in der Kritik der reinen Vernunft unwiderleglich dargehen, theoretisch lasse sich die Realität dieser Postulate nicht beweisen. Gegen diese Ansicht erhebt Arnoldt seine Bedenken und weist überzeugend nach, daß erstens um einen unenstehlichen Fortschritt in der Tugend zu ermöglichen, die Unsterblichkeit der Seele als Bedingung nicht ausreicht; daß zweitens das Dasein Gottes sich nicht durch den Begriff einer Glückseligkeit begründen läßt, die tugendhaften, vernünftigen Wesen nothwendig zu Theil werden muß; und daß drittens die theoretische Vernunft keinesweges durch die praktische genöthigt wird einzuräumen, daß es Gott und Unsterblichkeit gebe. „Die theoretische Vernunft reflektirt, als ob eine beherrschende Seele und ein intelligenter Welturheber vorhanden wären, die praktische Vernunft dagegen postulirt, daß sie vorhanden sind. Dieses „als ob“ und jenes „als ob“ trennt beide unablässig. Oder da theoretische und praktische Vernunft nur verschiedene Thätigkeiten in einem und demselben Subjekt ausdrücken, so darf man sagen: der Mensch gelangt, sofern er auf Erkenntnis der Dinge ausgeht, nie im geringsten Grade zu der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele und dem Dasein Gottes. Wenn er aber unter dem Einfluß moralischer Bestimmungsgründe zu dem Glauben an Unsterblichkeit und Gott gelangt, — und zwar auf anderem Wege als unter Vermittlung des obigen Begriffs vom höchsten Gut — so darf er für diese subjektive Vorstellungsbildung nie objektive oder notwendige und allgemeine Gültigkeit in Anspruch nehmen. Kants Bemühung, den subjektiven Vorstellungen des Glaubens ohne theoretische Beweise objektive Gültigkeit zu schaffen, konnte nicht anders als mißlingen.“ Daraus theilt Arnoldt die eigenthümliche Modifikation mit, welche Kant seinem Glauben an Gott und Unsterblichkeit in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Ver-

nunft“ gab, und deutet den Gang an, auf welchem, den Äußerungen Kants gemäß, der Gedanke der Gottheit im Menschen entstehen muß, und die Stimmungen und Gefühle, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der reinsten moralischen Anschauung diesen Gedanken weiter ausbilden. Arnoldt erbildet in der Fassung, welche hier die Idee des höchsten Gutes erhält, nur in der Begründung des Glaubens an Gott durch den Staat Gottes als Endzweck der Schöpfung, den Abdruck der individuellen Anschauung des großen Denkers. Das erhebende Bild des unendlichen Intelligiblen, so schließt die treffliche Vorlesung, „ist für die Idee des höchsten Gutes ein würdiges Symbol und dem Gedankenskreis derer nahe liegend, welche einerseits bei dem Mangel aller moralischen wie theoretischen Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, andererseits bei dem Bedürfnis, an Gott und Unsterblichkeit zu glauben, jedem Zweifel in dieser Richtung mit der Hypothese des kritischen Idealismus meinen bezeugen zu dürfen, daß unser irdisches Leben nichts als bloße Erziehung ist, und daß, wenn wir uns anschauen sollten, wie wir sind, wir uns in einer durch ein heiliges Urwesen regierten Welt von geistigen Naturen erblicken würden, mit welchen „unsere einzig wahre Gemeinschaft“ weder durch die Geburt den Anfang nahm, noch durch den Selbsttod ihr Ende findet.“ D. S. E.

Sprechsaal.

Charles G. Leland, welcher sich bereits durch seine im romanischen Deutsch geschriebenen Gedichte „Hans Preimanns Wallaben“ einen gewissen Ruf erworben, hat kürzlich ein sehr interessantes Büchlein über die englischen Zigeuner und ihre Sprache veröffentlicht. *) Die Zigeuner sind uns nicht mehr ein Räthsel wie früheren Jahrhunderten: die Untersuchung ihrer Sprache hat ihre indische Abkunft unwiderleglich dargehen. Auch in England haben sie das Vernachlässigte ihrer alten Heimat bewahrt, wenn auch nicht so rein, wie auf dem Kontinente. Als Beispiel derselben hat Herr Leland auch Zigeunermunde selbst eine Anzahl kurzer Anekdoten und Erzählungen (Gadli genannt) gesammelt, die uns ein treffendes Bild von der Lebensweise auf Lebensanschauung jener fenscherbaren Nomaden geben. Die Zigeunersprache (Romany) ist in England das gemeinschaftliche Besitzthum aller Heimmatten; kaum einen herumziehenden Scherenscheiterler gibt es, der nicht in ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Zu bemerken ist jedoch, daß die Verbreiter an ihr nicht theilhaben und das eigentliche Aergst höchstens einige Worte von ihnen entlehnt hat. Herr Leland liefert uns höchst lebhaft und anmuthig geschilderte Bilder aus dem Zigeunerleben: er erzählt von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Tugenden und Fehlern. Zu manchemal, wo er sich zu tief auf vergleichende Philosophie einläßt, läuft ein kleiner Irrthum unter, im Uebrigen verdient sein Buch bei allen, die sich für ethnologische Kuriositäten interessieren und als eine solche müssen die Zigeuner bezeichnet werden, Verbreitung und Anerkennung.

In einem höchst interessanten Büchlein „Der Kampf um Dasein am Himmel“ **) versucht Herr von du Prel, ein detaillirt

*) Königsberg. Verlag von Herr. Beyer vorm. Th. Theiles Buchhandlung, 1874.

*) The english Gipsies and their language by Ch. Leland. London, Trübner & Comp., 1874.

**) Berlin, Deichert Verlag, 1874.

Rechercher Schopenhauers, die Hermen des Darwinismus auch auf die Bildung und Geschichte des gesamten Weltalls in Anwendung zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß die so überaus einfachen Gesetze des Darwinismus, falls ihnen überhaupt irgend welche Wahrheit inneohnt, auf die Natur in ihrer Gesamtheit gelten müssen, wenn auch der Kampf ums Dasein in der unorganischen Natur nur von der wechselseitigen Bildung der Schwerkraft zu verstehen ist. Trotzdem muß man Herrn zu Prell danken, daß er sein Theil zu einer einheitlichen Naturanschauung beigetragen hat, zu welcher die Zeit eben nur hinrückt. Spezialisten mögen aber alle die kühnen Hypothesen die Rose rümpfen, trotzdem bleiben diese Spekulationen des menschlichen Geistes bester Theil und in „weiser Selbstbeschränkung“ auf sie ganz verzichten, heißt die eigene Beschränktheit eingestehen. Scheint doch sogar die Chemie, welche man bisher mit gutem Rechte als die geistvollste aller Wissenschaften bezeichnete, dem mächtigen Strom nicht widerstehen zu können: die bewundernswürdige Theorie des englischen Spektralanalysen Norman Lockyer veranlaßt auch ihre Elementenreihe so zu sagen in eine Entwicklungsreihe. Man wird immer mehr begreifen, daß die ängstliche, eunuchische Besorgnis vom Gedanken, welche man der Wissenschaft beibrachte, etwa jener politischen Strömung entsprang, welche Savignys verächtliches Dächlein über die Gesetzgebung verlor; auch hier sollten nur die Thatfachen beobachtet werden, der menschliche Geist hatte sich zu bescheiden und zu schweigen.

Man versucht jetzt nicht selten, die Philosophie zu einer exakten Wissenschaft zu erheben, ihr eine allgemein anerkannte Faßst zu schaffen, und kommt dabei, wie sich für den Kenner von selbst versteht, fast immer auf Kant zurück, der jedoch so verschieden ausgelegt wird, daß es mit der gewöhnlichen festen Grundlage noch gute Wege zu haben scheint. Nicht einmal über den Weg ist man einig, auf welchem er zum Apriori gelangte, und ob und wie weit dasselbe unumstößlich sei, ist eine noch unentschiedene Frage. Die „Beiträge zum Verständnis Kants“ von Dr. Johannes Witte*) sind in der Absicht geschrieben, „den bleibenden Gewinn der Ergebnisse von Kants Kritik der praktischen Vernunft für die Ethik festzuhalten“, fangen aber nicht direkt damit an, sondern bestimmen zuerst den „wahren Grundgedanken der philosophischen Ansicht Kants“, geben dann einen polemischen Exkurs über Kants Theorie der Erfahrung von Dr. Herrn. Cohen, beschäftigen sich darauf eingehend mit dem Apriori der reinen Vernunft, dessen Bleibendes und Mangelhaftes sie darlegen, und kommen endlich in der zweiten Hälfte zu ihrem eigentlichen Thema. Der Verfasser meint: „Das Bleibende und Wichtigste der gesamten kantischen Lehre gipfelt in der Thatfache, daß Kant der Entdecker des schöpferischen Apriori ist.“ Die Gegner des Apriorismus werden ihm das hartnäckig bestreiten, und Dr. Karl Möring erörtert in seinem System der kritischen Philosophie, dessen zweiten Theil wir sehnlichst erwarten, das Apriori in der Erfahrung so auflösend, daß an seinem Autor die Widerherstellung kaum gelingen dürfte. Was die Art betrifft wie Kant das Apriori entdeckte, so schließen wir uns der Hypothese H. Niehs an: er habe die Erfahrung nicht nach ihrer Entstehung geprüft, sondern die Grundbestandtheile ihrer vorliegenden Erscheinung aufgesucht; und dann mit Möring der Ansicht, dieser irre leitende Weg habe ihn dazu ver-

führt, Möglichkeit für Wirklichkeit zu nehmen. Die Erfahrung des Gebliterten beruht freilich auf Anwendung von Begriffen, die Erfahrung des Naturmenschen dagegen auf bloßer Assoziation von Sinneswahrnehmungen, wie die Beobachtung bei Kindern deutlich zeigt. Man darf nicht vergessen, daß auch Thiere Erfahrungen machen; will man auch bei diesen Kategorien und reinen Formen der Anschauung voraussetzen? Dr. Witte behauptet gegen Cohen: „daß Kants Apriori überhaupt mit psychologischen Prozessen nichts zu schaffen hat“, aber er stimmt Hans Meier zu und zitiert dessen Ausdruck: „Der Weg, den er (Kant) eingeschlagen hatte, war auch hier (auf dem Gebiet der Ethik), wie überhaupt bei seinem Aufsuchen des Apriori, der Weg der psychologischen Analyse.“ Wie löst er diesen Widerspruch? Die ganze Untersuchung, die unser Autor anstellt, ist eine sehr gründliche und scharfsinnige; er richtet sie für das Apriori beider Kritiken auf vier Richtungen, die ideale, die transzendente, die kritische und die antizipatorische. Ob seine Hoffnung „in wesentlichen Beziehungen neue und wohlgerundete Auffassungen der Kantschen Kritiken“ zu bringen, sich bewährt, wollen wir nicht verneinen, wir begreifen jedoch, daß auf diesem Wege ein Gewinn für die Philosophie zu erzielen ist. Dr. Witte geräth später „mit selbstständigen Gedanken in die philosophischen Bewegungen der Gegenwart“ einzutreten, und er scheint uns dazu gar wohl befähigt zu sein. Führt er seinen Versuch aus, so wünschen wir dringend, er möge nicht verwechseln, was leider zum großen Schaden der Wissenschaft so häufig verwechselt wird: das Bewußtsein des philosophisch geschulten Denkers, und das des unbefangenen Mannes dem Eindruck der Dinge hingebenden ursprünglichen Menschen. D. G. Z.

In diesen Tagen ist der erste Band eines bedeutenden Unternehmens angegeben worden, dessen Ermitteles großes Interesse hervorgerufen geeignet ist, und das unmittelbar nach seiner Veröffentlichung wenigstens mit einigen Worten hier angezeigt werden soll. Es ist: Bibliotheca Wissemiana. Spanish reformers of two centuries from 1520. Their lives and writings according to the late Benj. B. Wilson's plan and with the use of his materials described by Edward Böhm. I. vol. with B. B. Wilson's narrative of the incidents attendant upon the republication of reformistas antiguos españoles and with a memoir of B. B. Wilson by Isalino Wissen. Straßburg und London 1874. Fügen wir diesem ausföhrlichen Titel hinzu, daß, wie wir hören, Böhmers historische Einleitung drei, die Sammlung selbst etwa zwanzig Bände umfassen soll, so ist über Inhalt und Umfang des großen Werkes einstweilen Genügendes gesagt. Aber hervorgehoben muß werden, daß dieses Werk, wie schon so manche andere Bereicherungen wissenschaftlicher Literatur englischer Kunstsinn seine Entstehung verdankt, ein Werk, das wirklich geeignet ist, der Forschung ein neues Gebiet zu erschließen. Der vorliegende Band enthält außer den im Titel angegebenen Studien die Biographien des Juan und Alonso de Valdes, Francisco und Jaime de Gineiras und des Juan Diaz, welcher letztere auch für die deutsche Reformationsgeschichte nicht unwichtig ist und zu dessen Würdigung auch handschriftliches Material aus dem Weimarer Archiv herbeigezogen worden ist. Die Biographien sind vortreflich gearbeitet; einer jeden folgt eine chronologische Tafel für Lebensereignisse und schriftliche Zeugnisse des Geschichteten; und ein sehr genanntes bibliographisches Verzeichniß der Schriften. Hefen wir, daß das Werk rüstigen Fortgang nehme und die englische Arbeit eines deutschen Gelehrten über spanische Reformations der allgemeinen Wissenschaft treffliche Förderung gewähre. E. G.

*) Berlin. Verlag von H. N. Reclam, 1874.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 12. September 1874.

[N^o. 37.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Deutschlands Geschichte im Spiegel des Straßburger Stadt-Archivs. 529.
Frankreich. Eine terra incognita. 531.
Belgien. Die Entzweiung der internationalen Beziehungen und der Präfektural-Kongress. 532.
Schweiz. Die Lage der Arbeiter in der Schweiz. II. 534.
Italien. Nachlese zur Petrarca-Fest. 537.
Indien. Bericht über indische und englische Verhältnisse. Vom Abgesandten Dr. Eberth. III. 538.
Kleine literarische Revue. Eine glänzliche Revue. 540 — G. Woffart's Casconographie in deutschen Uebersetzungen. 540.
Sprechsaal. Gedichte. 540.

Deutschland und das Ausland.

Deutschlands Geschichte im Spiegel des Straßburger Stadt-Archivs.*)

Obgleich die blutigen Katastrophen des großen Kriegesjahres 1870 und zumal die den Belagerungsbränden zum Opfer gefallenen Bibliotheken der Stadt Straßburg und des protestantischen Seminars in das urkundliche Material der Geschichte des Elßas-Lothringens gewaltige Lücken gerissen haben, deren Ausfüllung zum Theil unwiederbringlich verloren ist, kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die neuen Reichslände und vor Allem Straßburg, Elmar und Metz noch reiche, gediegene Massen urkundlicher Schätze besitzen, die erst in geringem Umfange von der pragmatischen Geschichtschreibung ausgebeutet worden und der Erkenntniß der Vergangenheit des deutschen Westens neue, kaum je geahnte Schätze eröffnen. Die allmächtige Hand der Vorsehung hat bei jener Belagerung die beiden großen Archive Straßburgs gnädig bekümmert, das Landes-Archiv des Niederrhein-Departements und der ehemaligen Provinz Elßas ist durch des greisen Archiv-Directors Ludwig Spach eifrige Fürsorge, das Archiv der Stadt Straßburg durch die muthvolle Sorgfalt des Archivars S. C. Brucker unverfehrt gerettet worden, beiden Männern gebührt für ihre aufopfernde Thätigkeit der Dank des Vaterlandes, der ihrer Mitbürger und der ganzen wissenschaftlichen Welt! Und indem wir die letzten Worte ansprechen, machen wir und keinerlei Uebertreibung schuldig. Denn die Archive, welche Straßburgs Mauern einschließen, haben nicht bloß einen auf die Geschichte des Elßas beschränkten Inhalt, ihr urkundlicher Stoff greift weit über die Grenzen und die nächsten Umgebungen des Reichslandes hinaus, sie umfassen in einzelnen Stücken nicht nur das Elßas, Alt-Lothringen, das Westrich, die Rheinpfalz, das badiſche Oberland, den Breisgau und die nordwestliche Schweiz, sondern sie bieten zugleich unzählige Berührungspunkte mit dem Kerne der deutschen Reichsgeschichte, die bedeutungsvollen Umschwünge des Gesamtkaisers der deutschen Nation sieht man in Straßburgs Urkunden sich wieder spiegeln, diese Pergamente reden die bereedte Sprache der Weltgeschichte ganzer Zeitalter und gerade das

Straßburger Stadtarchiv ist für die Charakteristik der großen Umwälzungen, die Deutschland seit dem Mittelalter erfährt, am ergiebigsten. Man lernt an diesen Schätzen des historischen Thatſachengehalts, welche eine hohe Wichtigkeit der Reichsstadt Straßburg in dem gesammten Gebiete der Reichsverhältnisse zukam, man lernt den Werth seiner alten kerndichten Bürgerſchaft um ſo höher achten, und man empfängt einen tiefen Einblick in das Aderwerk des altdeutschen Reichsorganismus, der, ſo lange er in fruchtbarer Wirkſamkeit war, auf ganz Europa den mächtigſten Einfluß geübt hat.

Nachdem ihrer Zeit die Regierung Napoleons III. die Veröffentlichung der „Inventaires sommaires“, d. h. der Gesamtüberſichten des urkundlichen Materials aller franzöſiſchen Departementsarchive angeordnet hatte, und auch hier wiederum der Leiter des Niederrheinſchen Departementsarchivs, Herr Ludwig Spach, mit dem guten Beſpiſe eifriger Arbeitskraft unter den erſten Herausgebern vorangedrungen war, konnte die Publikation eines Ueberblicks über den maſſenhaften Stoff des Straßburger Stadtarchivs nur eine Zeitfrage ſein, und ſie iſt es trotz der mannichfachen Hinderniſſe, welche die ungetreuer weſentlichſten Einzelheiten der Verwaltung einer fünf Jahrhunderte faſt unabhängigen Republik aufzubäumen, nicht in ungebührlicher Dauer geblieben. Im Gegentheil verdient Herr Brucker, der Vorſtand des ſtädtiſchen Archivs, um ſo lebhaftere Anerkennung für die jetzt vorliegende Herausgabe des Inventars, als die ſchweren Schickſale, die ſeine Vaterſtadt durch die Belagerung und deren Schäden erlitten, der ruhigen Sichtung und Gruppierung des Stoffes, wo ſo viel dringendere Geſchäfte oblagen, mit einer möglichſt ungünſtigen Situation entgegentraten. Doch leidet keine Zeit die Sammlung des Gemüths und den Sammlerſeif mehr, als eine Uebergangsperiode. Man iſt an einem zukunftsſchwangeren Haltpunkte angelangt und von dem Gipfel der Ereigniſſe aus, den man ſo eben erſtiegen hat, läßt ſich ein weithinsehender, weithintragender und in der Tiefe des Zusammenhanges der Dinge eintauchender Rundblick thun!

Herr Archivar Brucker hat ſeine Arbeit, die ſelbſtverſtändlich lange vor Ausbruch des Krieges von 1870 angegangen war, nach den Beſtimmungen des franzöſiſchen Miniſterial-Zirkulars vom 25. Auguſt 1857 gruppiert; man muß zugestehen, daß die von der franzöſiſchen Regierung beſtellte Klassifikationsordnung den unbeſtreitbaren Vorzug der Klarheit und Ueberſichtlichkeit beſitzt. Dieſes „caden du classement pour les archives communales antérieures à 1790“ lernen wir aus der vorliegenden Schrift von ſeiner vortheilhaften Seite kennen, der Autor hat das geſammte Syſtem der Anordnung in einem Grundriß dargelegt; neun Hauptabtheilungen ſaßen präſtig ins Auge, allein bloß die erſte Hauptabtheilung „Actes conſtitutifs et politiques de la commune“ beſteht, ein Material von 10,000 Aktenſtücken bildend, deſſen ſummarisches Inventar 900 Folioſeiten umfaßt, ſonnte unter den politiſchen Stürmen der Gegenwart bis zu dem Grade der Publikation einer ſehr leſbaren Ueberſetzung des Inhalts bewältigt werden. Der Einblick auf den überwältigenden Reichthum des ganzen Archivs iſt danach leicht zu ziehen. Die eigentliche Kommunalverwaltung, das Rechnungs-, das Kämmerereifen, die Militärangelegenheiten, Juſtiz, Prozeßſachen, Polizei, Kultus, Unterricht, Armenweſen,

*) Les Archives de la ville de Strasbourg antérieures à 1790. Aperçu sommaire par J. C. Brucker, archiviste de la ville. Strasbourg, imprimerie J. H. Edouard Heitz, 1873. 163 pag., gr. in 8°.

Ackerbau, Industrie, Handel, sowie die weitwichtige Kultur des Mannichfaltigen fehlen noch in Bruders Arbeit, aber für die Geschichtsforschung ist gerade die erste Hauptabtheilung, weil sie die sämtlichen Staatsurkunden, Grundgesetze, Freibriefe und den internationalen Verkehr des Magistrats der freien Stadt Straßburg vor Augen führt, von der unvergleichlich größten Bedeutung ist. Und gerade mit dieser Abtheilung ist 1870 Vieles gerettet worden, was man schon mit dem Bibliothekenbrande untergegangen glaubte. Die Stadt hatte nämlich im Sommer des ereignisreichen Jahres eine namhafte Zahl von Handschriften aus der Stadtbibliothek zurückgezogen und im Archiv niedergelegt, das Original der Straßburger Kapitulation vom 30. September 1681 befindet sich im Archiv unter den geretteten Stücken, ebenso von den fünf Bänden Kartularien nebst einem sechsten Repertorien-Bande sind vier Bände und das Repertorium verlegt vor der Verbrennung bemerkt worden, die 27 Schwurbriefe, d. h. Rathverordnungen oder städtischen Verfassungsurkunden, die ehemals, jeder in der Sprache seiner Gültigkeit, vor Magistrat, Adel und Bürgerschaft jährlich auf dem Münsterplatz feierlich beschworen wurden, sind gleichfalls im Archiv vorhanden. Die älteste dieser Rathverordnungen datirt von 1334, die jüngste, vom 24. Dezember 1482, ist die berühmteste und wichtigste, es ist diejenige, welche bis zum 18. März 1790, dem Tage der Einführung der trifoloren Municipalität, in Kraft bestanden hat.

Die Staatskorrespondenz der Stadt Straßburg beginnt im Archiv mit einigen wenigen Urkunden aus dem 13. Jahrhundert. Zwei Schiffsfahrtsprivilegien Kaiser Friedrich II. von 1212 und 1230 erwähnen die Reide, die einige andere Urkunde aus demselben Jahrhundert rührt 1246 von Friedrichs damaligem Gegenkönig Heinrich Kade, Landgrafen von Thüringen, her, der zwei Straßburger Rittern, Sigelin Wilde und Gesselin, 200 Mark Silber für ihre Dienste im Kriege gegen den Kaiser anreichte. Heinrich war bekanntlich Sieger, allein schon 1247 befreite der Tod Friedrich II. von diesem furchtbaren Nebenbuhler. Erst die auf eine lange Reihe folgenden Urkunden aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts schlagen ein in das Gebiet der hohen Politik, die erste, von 1308, ist eine Botschaft des Magistrats von Mainz an den von Straßburg in Betreff der Wahl König Heinrichs VII., Grafen von Luxemburg, der den ermordeten Albrecht I. auf Deutschlands Thron abgelöst hat, dann kommen einige Altensätze von 1314 die Streitigkeiten zwischen Katharina von Burgund, Herzogin von Oesterreich, und dem Straßburger Bischof Johann von Dirsheim (nicht Dierheim, wie ein Tradescier bei Brucker ihn nennt). Dieser Bischof Johann von Dirsheim ist einer der auszeichneten Kirchenfürsten der Diözese Straßburg, vorher Kanzler Kaiser Albrechts I. und Bischof von Eßlingen, hatte er früh einen weitsehenden staatsmännischen Blick erlangt und sein von 1308 bis 1328 im Elßaß dauerndes Episkopat, welches in eine sehr stürmische Uebergangsperiode fiel, hat seiner weisen Mäßigung, Festigkeit und Gerechtigkeitliebe nur Ehre gemacht.

Von 1314 an fließen die Quellen reichlicher. Daß Straßburg für die Metropole des Oberrheins galt, bezeugen schon die Urkunden aus der Regierungszeit Kaiser Ludwig's des Bayern, d. h. Ludwig IV., der mit Straßburg in gutem Einvernehmen gestanden hat; die vorhandenen Stücke beziehen sich auf seinen Kampf gegen Friedrich III. von Oesterreich und Papst Johann XXII.

Noch reichlicher ist der Strom der Quellen seit 1347 unter Kaiser Karls IV. Regierung. Dieselbe weist bis 1378 schon 130 Altensätze auf und letztere offenbaren den vielfachen intimen Verkehr dieses Monarchen mit der Hauptstadt des Elßasses. Karls

Thronbesteigung, seine und seiner Gemahlin Krönung, die Wahl seines Gegenkönigs Grafen Günthers von Schwarzburg, seine Kundmachung des Reichsgrundgesetzes der goldenen Bulle auf den Reichstagen zu Nürnberg und Reg., zahlreiche Botschaften an den Magistrat in Betreff seiner Waffenerfolge in Italien, dann der Bünden von Flämingern, welche unter Anführung des Eire Engenrand de Goucy, mütterlicherseits Inseles Herzog Leopolds von Oesterreich, meist aus Engländern bestehend und daher „Engländer“ geheissen, fessend und brennend das Elßaß durchzogen, ferner wegen Aufrechterhaltung des päpstlichen Stuhles in der Stadt Rom, welchen Ely Klemens V. 1309 mit Kriegen veranlaßt hatte, wegen der dem Könige von Frankreich und dem Herzoge Albrecht von Oesterreich gegen die Stadt Zürich zu leistenden Hüfe, eine Aufforderung, seinen Bruder Bengel und den Herzog von Luxemburg aus der Gefangenschaft zu befreien, in der dieselben von dem Herzog von Zürich gehalten wurden, endlich des Kaisers Briefwechsel mit dem Straßburger Magistrat in Bezug auf die Hängel und Zwistigkeiten von Dynasten, Völkern aus Bürgerschaften, kurz eine Menge ihrer Zeit sehr wichtige Angelegenheiten der Reichsregierung belehren uns, wie Straßburg mitten im Getriebe des großen politischen Dramas stand und wie viel Werth auf seine Mitwirkung vom Kaiser gelegt war.

Unter Bengel, Karls IV. schwäbischen Nachfolger, gewahrt man die Stadt im Bunde mit den rheinischen und schwäbischen Reichsfürsten bei mannhaft wehren gegen die Uebergriffe des Adels und Herrenstandes, und gegen die Verschönerungen des Reichsoberhauptes, der die treuesten Stützen des Thrones der Wälfür seiner Wälfen Preis gab. Das war die Zeit, in welcher die Rothweir gegen die städtischen Gemeinwesen das Schreck der Selbsthülfe in Flur brachte, jedoch härteste es die selbstthätige Kraft der Kommune auf lange Dauer, insofern dieser Kampf ein reichthümlicher und vom Meistgefühle getragener war. Der schon 1376 geschlossene „große Bund“ der rheinischen und schwäbischen Städte gegen die Fürsten und vor Allem gegen den kriegsmüthigen Grafen Erhard von Würtemberg, der sich Straßburg gern zum Freunde gewonnen hätte, hat für die Entwicklung des kammannlichen Ansehens im Reiche weitgreifende und segensreiche Folgen gehabt.

Nach der kurzen Regierung Ruprechts von der Pfalz (1400 bis 1410) ist es Kaiser Sigismund, welcher die Krone Deutschlands wieder in innige und freundschaftliche Beziehung mit der Straßburger Stadtgemeinde setzt. Verhärtet und berufen sind die Kundgebungen herrlichen Einverständnisses zwischen Kaiser und Stadt, welche bei seinen Straßburger Aufenthalten 1413 und 1418, zumal bei dem ersten, drastisch genug sich zugetragen haben, aber für die politische Historie interessant sind die Einblicke in diese entente cordiale, welche Sigismund reger Briefwechsel mit sonstiger schriftlicher Verkehr mit dem Magistrat der alten Reichsstadt gewährt. In jeder wichtigen Angelegenheit hat der Kaiser sich an Straßburg gewandt, man kann jede Phase seiner Regierungsgeschichte an der Hand dieser Schriftstücke verfolgen und empfängt über das ganze Detail seiner und der städtischen Verhältnisse authentischen Aufschluß.

Während Kaiser Sigismund mit abwechselndem Glücke, aber selten ohne allen Erfolg seiner persönlichen Liebeswürdigkeit die Interessen des Hauses Luxemburg verfocht, kam die große Kirchenspaltung des Abendlandes zur endlichen Entscheidung. In den Konzilien von Konstanz und Basel spielte die Schlichtung dieses ungeheuren Konfliktes, aus denen jedoch nicht der Episkopat, sondern das alleinherrschende Papstthum mit verjüngter Kraft und erneuertem Eifer hervorging. So schien es wenigstens

außerlich. In der Tiefe der Gemüther war das Ansehen der Päpste allerdings merkbar erschüttert, das katholische Dogma selbst wird von Fuß und seinen Anhängern angefaßt und aus diesem religiösen Kampfe entspringen sich die Hussitenkriege, die Eglismund Regierung am schwersten beunruhigt und in Folge der Irenwegen nach Wien, Beseß, Frankfurt und Nürnberg berufenen Reichstage das Straßburger Stadtarchiv um eine Anzahl der interessantesten Aktenstücke bereichert haben. Und ähnliche Ereignisse, wie Innerdeutschland von den Hussiten, hatte das Elfaß zu jener Zeit von den unter dem Namen der „Armagnacs“ bekannten Abenteuerkrieger auszuweisen. Diese abgeantken Bildner Frankreichs, die erst für Rechnung des Herzogs Renatus II. von Lothringen gegen den Herzog von Bourbon, dann unter des Dauphin von Frankreich Föhrung für Kaiser Eglismund gegen die Schweizer Eidgenossen über den Wasgau marschirt waren, thaten sich verjünglich durch Wenden, Rauben und Plündern hervor und ihre zweimalige Erscheinung im Elfaß 1439 und 1444 gehört nächst dem Zuge der „Engländer“ des vorangehenden Jahrhunderts zu den schrecklichsten Erinnerungen der altsächsischen Einwohner. Das Straßburger Stadtarchiv sammelt von Dokumenten diesen Kriegesallarm betreffend.

Angleich mehr auch glänzt die Wichtigkeit Straßburgs in den Zeitaltern Maximilian I. und Karls V. Beide Kaiser bedurften für die blutigen Kämpfe ihrer verwickelten Politik der Freundschaft dieser mächtigen Stadtgemeinde gar sehr. Denn nicht bloß mit auswärtigen Feinden und unversöhnlichen Gegnern, sondern auch mit inneren Schwierigkeiten und den härtesten Feinden wie religiösen Zerwürfissen im Schooße des Reiches selbst hatten beide Monarchen sich abzumühen. Schon unter Maximilian I. beginnen die ersten Symptome der Bauernkriege, der Reformation ein Stück noch voranzulaufen, dann folgt unter Karl V. die religiöse Umwälzung, die ganz Deutschland ergreift, und in welche sich gar bald auch der großartige Hauptkampf der Bauernkriege einmischt. Straßburg muß wie sein kaiserlicher Herr nach zwei und mehr Seiten hin Front machen, es hilft häufig den Bauernaufstand bekämpfen, aber in dem religiösen Kampfe neigt es zur Bewegungspartei, in den Jahren 1524 und 1525 neigt Straßburg evangelisch, und vier Jahre später, im Februar 1529, beschließt der große Schöffenrath der 300 Junktschöffen die Abschaffung der Messe für immer. So tritt Straßburg 1530 als evangelische Reichsstadt in die Verhandlungen des Augsburger Reichstags. Doch ist es nicht die Augsburger Konfession, welche Straßburg mit den Evangelischen unterschreibt und überzieht, sondern ein eigenes von seinen Theologen Bucer und Kappe entworfenes Bekenntniß, die zwischen Luther und Zwingli vermittelnde confessio tetrapolitana, die Straßburg nebst den Städten Konstanz, Memmingen und Lindau dem Kaiser und dem Reiche verleiht. Den vollständigen Gang der Debatten dieses berühmten Reichstages kann man aus den Urkunden des Straßburger Stadtarchives erkennen. Der Stättmeister Jakob Sturm von Sturme (genannt „die Blüthe des deutschen Reichs“) vertheidigt manhaft die Rechte seiner vom Kaiser und den katholischen betrockten Vaterstadt, die Reformation ist die Sache des Bürgerthums, das denjenigen die zahlreichen Proteste, Schriften und Gegenchriften Straßburgs und seiner Freunde; nicht den Fürsten, nicht Bischöfen und Pöffen allein will man die Bewegung überantworten und ein letzter Protest der Tetrapolis Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau wendet sich gegen den Inhalt des Reichstagsabschlusses, der die Reformpartei so wenig befriedigte! Wenn irgendwo die historisch-politische Bedeutung des alten Straßburgs klar fundgegeben hat, so ist es auf diesem Froche machenden

Reichstage Deutschlands geschehen! Möchte dem modernen Archivar Herrn Bruder die Weiterführung seines Werkes über die Periode Kaiser Karls V. hinaus vergönnt sein!

Trautwein von Belle.

Frankreich.

Une terra incognita.

„Qui dit Paris, dit toute la France“, Paris ist Frankreich, lautet es stets, wenn von der stark centralisirten Nation, die all ihre besten Kräfte in diesem einen mächtigen Mittelpunkt vereinigt, die Rede ist. Daß Paris aber nicht Frankreich ist, daß Frankreich gleich anderen Reichen neben der freilich dort ungewöhnlich stark agencituten Hauptstadt noch mannichfache, dieser ganz fremdartige Elemente birgt, das überseht man bei dem steten Nachdruck, den gerade die Franzosen selbst behändig auf ihren großen Centralpunkt legen, gar zu leicht. Die von ihnen selbst verachtete Provinz bleibt ihnen wie uns ein unbekanntes Land. Wir müssen daher Herrn Dr. Baumgarten unseren besonderen Dank dafür aussprechen, daß er dies mannichfaltige, eigenartige und so wenig bekannte Leben in den französischen Provinzen in ausgiebigem gewöhnlichen und zusammengestellten, meisterhaften Schilderungen neuerer französischer Schriftsteller*) vor unseren Augen so lebendig werden läßt.

Reizend pflanz sind die Schilderungen d'Onquaires aus dem Leben der Kleinadt: Monographie de la petite ville, Une soirée de Province, Une séance académique; mit köstlichem Humor und der vollendeten Darstellungskraft einer eleganten französischen Feder skizziren sie die Schwatzereien, an denen es dort ebenso wenig fehlt wie bei uns. Doch neben den komischen Seiten thun wir auch einen Blick hinein in das gemüthliche, naive Volkstheben, in dem der Priester — dessen verschiedene Typen von J. Drucet meisterhaft geschildert werden — eine so hervorragende Rolle spielt. Mit der ganzen Fähigkeit konservativer Volksthum haben sich in den Provinzen noch so manche eigenthümliche Züge des Volksthebens erhalten. Sitten und Bräuche, Sagen und Ausdrücke, die auf eine weit hinter dem modernen Leben des Pariser liegende alte Entwicklung hinweisen. Wie anmutig sind die frischen Schilderungen einzelner noch in der Provinz bestehender altherwürdiger Bräuche, bei denen sich häufig der sonst entscheidende Wille des Individuums dem alten Herkommen beugen muß, wie z. B. in Les fiançailles de Carlemon, eine alte Sitte der Piskarie, welcher schon manch glückliches Paar, allen Hindernissen zum Trotz, die Erfüllung seiner Wünsche dankt. Es ist dies nämlich ein in Carlemon an Witschaften stattfindendes, für die Jugend der Bevölkerung höchst wichtiges Fest. Denn dort erhält jeder junge Mann ein Mädchen zuertheilt, dessen Begleiter, Tänzer, Galan er für das kommende Jahr ist. Die alten Mütterchen des Ortes herabzuheben jeden Burschen seines Hutes und bringen ihn einem Mädchen, das dadurch bis zur Wiederkehr des Festes die Seine wird. Aus solchen häufig nur neidisch angelegenen Vereinigungen entsteht dann freilich oft genug eine dauernde Verbindung. Die Schilderung dieses Festes und einer sich daraus entwickelnden Episode ist so ganz geschildert, sie gestaltet einen

*) Les mystères comiques de la Province von Dr. J. Baumgarten. Götting. C. Cnobelsch, 1873.

so tiefen Einblick in das innere Gemüthsleben, daß wir sie wohl als ein kleines Kabinetstück bezeichnen dürfen. Die von derselben Schriftstellerin, Juliette Lambert, herrührende Skizze „La Prairie“ ist gleichfalls mit einer solchen Innigkeit des Gefühls geschrieben, daß wir sie nur dem Alercenen, was aus dem Felde der Dorfgeschichte geleistet, an die Seite stellen dürfen, und zugeben müssen, daß sie die meisten der uns bekannten Ergüsse dieser Seite der Literatur an Natürlichkeit, wie Feinheit der Zeichnung übertrifft, und dabei ganz charakteristisch französische Züge enthält, die für ihre Realität bürgen.

Sehr eigenthümlich ist auch die Seite der *Réception des fleurs* in der Piskarie, die Aufnahme der Heranwachsenden in den Kreis der jungen Männer, die an den meisten Orten Allerheiligen stattfindet, und bei der jeder Aufzunehmende eine Art Examen in allen mündlichen Übungen, freilich auch im Lesen und Schreiben bestehen muß, ehe er Aufnahme findet in den Kreis der jungen Männer.

„Le château du vampyr, conte basque“ von Ernest de Saraz zeigt wieder eine ganz andere Seite des provinziellen Volkscharakters; düster, unheimlich und doch romantisch, erinnert die schauerliche Erzählung an germanische Eigenthümlichkeiten.

In anderen Skizzen treten die weniger ansehnlichen Eigenschaften der französischen Provinzialbevölkerung hervor: der oft noch kraße Aberglaube, die grenzenlose Unwissenheit, aus der er hervorgeht. Und doch bietet eben dieser Aberglaube auch wieder so interessante Seiten dar; in diesen alten Ueberlieferungen hat sich noch so mancher Keim erhalten, der an längst vergangene Zeiten, an Glauben und Sitten einer für uns untergegangenen Welt erinnert. Wie treu der Volksmund im Ganzen alte Weisen bewahrt, zeigt z. B. die in der bretonischen Volkslage noch erhaltene, freilich durch Einzelheiten späterer Ursprungs entstellte Sage von Péroannik Pilod, die in den Hauptzügen die ursprüngliche Grundlage des altfranzösischen *Parceval* ou *la Quête du saint Graal* enthielt. Freilich hat das dem Abel abeliche Volk den fähigen, allen Gefahren muthig entgegen tretenden Ritter durch einen schlaun Bauern ersetzt, der den Gefahren auszuweichen, sie durch Eiß zu umgehen weiß.

In so manchen bildlichen und poetischen Ausdrücken, besonders in der Natur entlehnten Vergleichen, die dem in und mit der Natur lebenden Landmann ja eigentlich so nah liegen sollten, zeigt sich eine tiefere Innigkeit, als man sie dem Franzosen gewöhnlich zuerkennt. So nennt der bretonische Bauer den Herbst *le décapiteur des moissons* (Saxenstöpfer), der Piskarie den Frühling *le renouveau*, und in der Betraque weiß der alte Bettler das, was geschoben ist, als *nos plus vieux chénes étaient encore des glands*, et *nos plus vieilles corbeilles des oeufs non encore couvés*.

Der Herr Verfasser sagt in der Einleitung: *Verliegendes Bedenken hat man den doppelten Zweck: einerseits in geistreichen Darstellungen aus französischen Federn die Väterlichkeiten und Krümmlichkeiten der Kleinstädter, sowie die ergötlichen Dummheiten der Bauern Frankreichs zu schildern, andererseits durch eine Reihe sorgfältig gewählter Sittenstudien, Volkssagen u. dgl. den Leser einen tieferen Blick in die sittlichen und geistigen Zustände der Hauptstämmen des französischen Volkes werfen zu lassen.* Wir glauben ihm mit unserem herzlichsten Dank für seine interessante Zusammenstellung, die er mit einem höchst willkommenen Vokalular von mehr als 1300 Redewegeln, Provinzialismen und populären Ausdrücken begleitet, die Versicherung geben zu dürfen, daß er seine Absicht vollständig erreicht hat. Fastlich tritt die Eigenart, der Kern und die Kraft des Provinziallebens neben manchen Mängeln aus dieser Darstellung hervor, und dürfen wir

aus der frohen Hoffnung hingeben, daß ein Volk, das noch so viele gesunde und lebenskräftige Elemente in sich birgt, mit ihrer Hilfe die Kraft haben wird, alle Schwierigkeiten seiner Lage endlich siegreich zu überwinden, und seine alte hohe Stellung der kräftigen Mitarbeiterschaft an der Kultur wieder vollständig einzunehmen.

M. D.

Belgien.

Die Entwicklung der internationalen Beziehungen und der Brüsseler Kongress.*)

Angesichts der blutigen Kriege, welche uns das letzte Jahrhundert von Neuem gebracht hat und der schweren Opfer, welche sie gefordert haben, sind die Bestrebungen, welche dahin gehen, andere Mittel zu finden, um die Streitigkeiten der Völker untereinander zu schlichten, und so den Krieg, diese ultima ratio, wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch so selten, wie möglich, zu machen, wohl geeignet, ein erhöhtes Interesse hervorzurufen. Wenn nun diese große Idee eines ewigen Friedens auch schon in frühern Jahrhunderten angezeichnete Geister beschäftigt, — wir nennen nur die Namen eines Dante, Rousseau, Bentham, Kant, welche alle diesem Probleme eine eingehendere Betrachtung schenken und verschiedene Pläne zur Verwirklichung ihres Ideals entwickelten, — so gebührt doch erst unserem Zeitalter das große Verdienst, diese bisher unklaren und vagen Bestrebungen fester und aus dem Gebiete unfruchtbarer Theorien auf die Praxis hinübergeleitet zu haben: so daß auf dem nammentlich eingeschlagenen Wege eine ununterbrochene fortwährende Bewegung, zu Gunsten alles dessen stattfindet, was dazu beitragen kann, die Eintracht unter den Völkern zu sichern und zu befestigen.

Eine mächtige Unterstützung findet diese Bewegung in dem mehr und mehr hervortretenden Gedanken einer Solidität unter allen Völkern der Erde, ein Gedanke, welcher, oft schon Grothe eigenthümlich seinen Ursprung in dem großartigen Schwünge hat, welchen in der Renzeit der Verkehr der Völker unter einander genommen und eine Vielschichtigkeit ihrer Beziehungen hergestellt hat, welche keine Grenzen kennt. Entwicklung des Handels und der Industrie, Reisen und Fahrt haben einen beständigen Austausch von Produkten wie Tausch geschaffen, eine vollkommenere Kenntnis der verschiedensten Länder vermittelt und endlich ein Gleichgewicht so beträchtlicher Interessen hergestellt, daß heutzutage der Bruch der friedlichen Beziehungen zu einer wirklichen Katastrophe wird, nicht nur für die direkt in den Krieg verwickelten Völker selbst, sondern auch für diejenigen, welche unmittelbar dabei nicht betheiligt sind. Außerdem hat der unermüdlich an Erfindung neuen Zerstörungswaffen gerichtete menschliche Scharfsinn die Kriegswaffen kürzer, aber auch tödtlicher und blutiger gemacht, während andererseits die allgemeine Dienstpflicht bewirkt, daß die Kosten des Krieges auch von der Allgemeinheit drückender gefühlt werden. Der Bauer, welcher seinen Heerd verlassen muß, der Arbeiter, welcher vergeblich Arbeit sucht, der Fabrikant, welcher seine Beständen, der Kaufmann, der seine Gewinne schliessen muß, das ganze Volk gewinnt ohne jede Kenntnis vom Bräckerath auf den Kosten eine sehr genaue und richtige Anschauung von der internationalen Solidität. — Das Angeführte läßt die Entwick-

*) Nach: Adolphe Prins, Revue Belge. 11. Livraison.

lung begreifen, welche in den letzten fünfzig Jahren die auf die friedliche Lösung der Streitigkeiten unter den Völkern gerichteten Arbeiten genommen haben.

Zu diesen Werken menschlichen Fortschritts ihren Beitrag zu liefern, haben sich die meisten zivilisierten Völker zur Ehre gerechnet. Vereinigungen, welche diesen Zweck verfolgen, bestehen seit 1816 in England, den Vereinigten Staaten; in Frankreich wurde 1867 die „*ligue internationale de la Paix*“ gegründet, welche sich 1871 unter dem Namen „*Société des amis de la Paix*“ rekonstituierte; in Belgien trat vor kurzer Zeit erst das „*Institut International de Gand*“ und die „*Conférence Internationale de Bruxelles*“ zusammen; endlich hat sich eine große Anzahl von ausgezeichneten Gelehrten und Staatsmännern aller Länder in den letzten Jahren damit beschäftigt, ihre reformatorischen Ideen zur Kenntnis der gelehrten Welt und der politischen Kreise zu bringen, wie J. B. Moles, Montagne Bernbard, Blanschi, Oester und Solgenborff. Sie alle fordern die Aufzeichnung des Völkerrechts und die verallgemeinerte Anwendung der Schiedsgerichte.

Die Ueberzeugung dieser Männer der Wissenschaft, welchen man wahrlich nicht den Vorwurf der Schwärmerei machen kann, von der Entwicklungsfähigkeit des internationalen Rechts, ferner Thatfachen, wie J. B. die friedliche Lösung der Niabamafage, der trotz aller Hindernisse zu Stande gekommene Vertrag von Washington, der Spruch des Genfer Tribunals: — alles das läßt sich erkennen, daß Bewegung für ein positives Völkerrecht von nun an einen wissenschaftlichen und praktischen Charakter angenommen hat und daß die Zwecke, welche sie verfolgt, nicht mehr im Bereich der Unmöglichkeit liegen. Es hieße aber, den Stand der ganzen Frage durchaus verkennen, wenn man annehmen wollte, daß sie ausreife völlig reif sei und ihre Lösung keine Schwierigkeiten weiter habe.

Im Gegenteil, diese Schwierigkeiten sind nicht minder zahlreich, als die Meinungen über den Gegenstand getheilt sind. Die Anhänger der einen Partei, überzeugt von der Möglichkeit, in Zukunft eine Regelung der internationalen Beziehungen auf friedlichem Wege zu errichten, führen aus, daß das Recht, über den Ereignissen stehend, wohl vorübergehend verletzt und verkannt werden könne, aber doch immer wieder zur Herrschaft gelangen müsse. Kennen, daß eine Zeit kommen könne, wo es unbeschränkt regieren werde, hieße das Prinzip von der Verwerfung des menschlichen Geschlechts leugnen. Wenn mit dem Fortschreiten der Zivilisation die Kämpfe zwischen Familie und Familie, zwischen Stamm und Stamm aufgehört haben, und an ihre Stelle die Entscheidung durch das Gesetz getreten sei, könne man nicht in Zukunft ein Nebenstück in Betreff der Kriege zwischen ganzen Völkern erkennen? Dieselben brauchten zu diesem Zweck ja nur die Einrichtungen als für sie selbst maßgebend anzuerkennen, welche heute die Beziehungen der Individuen zu einander regeln. Das wäre sein: ein Gesetz, ihre Rechte und Pflichten bestimmend, ein Gerichtshof, welcher es zur Ausführung brächte, ein internationales Geschwund und ein hoher Schiedsgerichtshof. Das Geschwund sei nur ein Vertrag in ausgedehnterem Maße, der Schiedsgerichtshof nur ein allgemeines, permanentes Schiedsgericht und die Völker hätten ja seit allen Zeiten die blinde Kraft der Verträge anerkannt und sich der Schiedsgerichte bedient. Die heutigen Verträge seien im Vergleich zu denen, welche die noch in der Kindheit stehenden Völker geschlossen, schon kleine Geschwünde und die Anwendung der Schiedsgerichte finde immer häufiger statt; seit 1763 (Abtretung von Louisiana an die Vereinigten Staaten) bis 1873 (der schiedsgerichtliche Spruch des Kaisers von Oesterreich in der Laurium-Frage) seien mehr als 30

Streitpunkte durch schiedsgerichtlichen Spruch erledigt worden. Das seien also ebenso viel glückliche Ausgänge zu Gunsten des Friedens. Dagegen erwidern Andere: Der Kampf um das Sein, der struggle for life findet sich überall in der Natur. Die Völker können von dieser Regel keine Ausnahme machen und ein auf der Höhe der Entwicklung stehendes hartes Volk wird niemals darin willigen, alle seine Vorteile aus der Hand zu geben, um sich vor dem Tode eines internationalen Geschwundes zu drücken und seine Sache der nicht voraus zu sehenden Entscheidung eines Schiedsgerichtes anheimzugeben. Auch gebietet der Einzelne selbst dem Gesetze nur, weil er sich zum Widerstande gegen dasselbe zu schwach fühlt. Der Krieg ist das Gesetz der Geschichte; durch den Krieg sind die verschiedenen Religionen verbreitet, die Zivilisationen verpflanzt worden, obgleich ihre Zwecke doch gewiss nur friedliche sind. Die deutsche, die französische, die italienische Einheit, wie anders als mit Hilfe der Gewalt und dem bestehenden historischen Rechte zuwider, sind sie zu Stande gekommen? Würden Schiedsrichter ebenso entstehen haben, wie die Ereignisse? Würden sie im Jahre 1648 Europa konstituiert haben, wie es durch den Westfälischen Frieden geschah? Würden sie 1866 und in den folgenden Jahren den deutschen Bund aufgelöst, Bismarck und die Staaten des Parthes an Bismarck Emanuel gegeben haben? Man darf wohl daran zweifeln.

Doch das sind noch nicht alle Schwierigkeiten, welche die Lösung unserer Frage findet. Das Prinzip des europäischen Gleichgewichts, welches seit dem Westfälischen Frieden die Politik des Kontinents beherrscht, hat dem Nationalitätsprinzip weichen müssen und in die wichtigsten Fragen, welche gegenwärtig den Frieden der Welt bedrohen, mischen sich Rassenfragen. Daber kommt es, daß wir jetzt keine Kabinettskriege mehr haben; die Völker fühlen sich persönlich an den Verwicklungen der Politik beteiligt und fangen, trotz der Verden, die ihnen der Krieg bereitet, nur zu schnell Feuer; sie brauchen dann nur einen Vorwand und der Krieg ist fertig.

Angenommen, die Regierungen erklärten sich für das Schiedsgericht und die Aufzeichnung des Völkerrechts, würden sie nicht in gewissen Fällen mit diesem Nationalgefühl zu kämpfen haben? Müßte man nicht befürchten, daß ein Volk, zu dessen Ungunsten eine Entscheidung ausgefallen ist, sich gegen das Ministerium erhebe, welches sie angenommen hat und seine Entlassung verlange, indem es so die Staatsgewalt zwänge, zwischen der Annäherung des schiedsgerichtlichen Spruchs und der gewaltsamen Unterdrückung der Erhebung zu wählen?

Alles Angeführte zeigt, daß es zu weit gegangen ist, wenn man die Aufstellung eines internationalen Geschwundes und ein permanentes allgemeines Schiedsgericht verlangt. Das hieße, den Lauf der Geschichte umkehren und in die Hände einiger Wenigen die Geschichte der Völker legen.

Auch wäre dabei noch die wichtigste Frage unerledigt geblieben: Soll dieser hohe Schiedsgerichtshof, wie jedes andere Tribunal, eine bewaffnete Macht zur Verfügung haben, welche im Stande ist, seine Entscheidungen auszuführen? Darüber herrscht die größte Verschiedenheit der Ansichten. Ohne diese Macht würde der Spruch des Gerichts einen nur moralischen Einfluß haben und mehr den Namen eines einfachen Rates verdienen. Im anderen Falle würde ein dennoch abbrechender Krieg weit fürchterlicher werden, weil er alle Mächte in denselben verwickeln und so ungeheure Dimensionen annehmen würde.

Alle diese Schwierigkeiten haben wenigstens das Verdienst gehabt, zu zeigen, was man vermeiden und welchen Weg man

einbringen müsse, um zu einem Resultate zu gelangen. Erst nachdem man sie gehörig erkannt und gewürdigt, hat die Bewegung zu Gunsten der Umgestaltung der internationalen Beziehungen einen wahrhaft praktischen Weg eingeschlagen und dadurch unterrichtet sie sich von allen vorhergehenden Versuchen.

Es ist der Fehler aller Kongresse, welche bis heute einander gefolgt sind, nicht genau genug das Menschenthum und das Mitleid auseinanderzuhalten zu haben; sie haben in Folge dessen keine positiven Resultate liefern können.

Erst das „Institut de Gand“ und nach ihm die conference de Bruxelles haben die wissenschaftliche Bewegung in engere Grenzen geleitet. Beide Versammlungen sind darin einig, daß Schritt für Schritt vorgegangen werden muß, und daß es vorläufig erstreblicher ist, an die Lösung von weniger weit aussehenden Fragen von mehr praktischer Bedeutung zu gehen. Sie haben sich daher sehr zurückhalten in der Aufstellung von Prinzipien gezeigt und sich damit begnügt, ein internationales Geseßbuch vorläufig nur als ungemein wünschenswerth hinzustellen. Mit noch größerer Vorsicht hat die Brüsseler Konferenz die Frage des Schiedsgerichts behandelt und nur eine sehr gemäßigte in den Hauptpunkten von Bluntschli und Montague Bernard vorgeschlagene Resolution angenommen. Dagegen haben sich beide Versammlungen dahin ausgesprochen, daß von der Aufzeichnung des öffentlichen internationalen Rechts noch das internationale Privatrecht zu trennen sei; daß es gelte, auf einer Menge von Gebieten Konflikte zu vermeiden, z. B. in Betreff des Personenstandes, der Willkür in den fremden Ländern gefüllten Urtheilsprüche u., und daß man so die Völker durch Uebereinstimmung ihrer privaten Geseße einander näher bringen müsse.

Man sieht, daß, wenn es zu weit gegangen wäre, falls die Menschen bestimmen wollten, daß in Zukunft die Gewalt durch das Geseß, der Krieg durch das Schiedsgericht zu ersetzen sei, es doch eine Reform giebt, die man mit Erfolg versuchen kann: nämlich die Einigung des internationalen Rechts vorbereiten und die Praxis des Schiedsgerichts feststellen; so daß, wenn einstens die Vernunft Macht genug in der Welt haben wird, die Völker zum Gebrauche friedlicher Entscheidungsmittel zu bestimmen, dieselben nicht durch Unklarheit der Geseße und verwirklichte Formalitäten davon abgehalten werden; endlich ihnen in dem Schiedsgericht ein leicht zu handhabendes und einfaches Werkzeug zu geben, so daß sie sich versucht fühlen, es anzuwenden.

Man muß zugestehen, daß es noch lange währen wird ehe die Völker so weit vorgeschritten sein werden, ehe das Schiedsgericht die Regel, wie heute die Ausnahme, sein wird. Aber die so auf dem rechten Wege fortschreitende Bewegung wird langsam, aber doch endlich zum Ziele führen, und wenn die gegenwärtigen Bestrebungen auch nur zur Unterdrückung eines einzigen Krieges führen sollten, so wäre das doch schon ein Resultat, geeignet, in reichem Maße die Anstrengungen derer zu lohnen, welche dazu beigetragen haben, es zu erreichen. Mit zu wirken an dieser Arbeit des Friedens, das ist ja auch die Aufgabe des Kongresses, welcher in Brüssel tagend, in diesen Monaten um so mehr die Aufmerksamkeit des zivilisirten Europas auf sich gezogen hat, als seinen Arbeiten nur auf Umwegen Verbreitung und Öffentlichkeit von den Leitern der Beratungen gewährt worden ist, — die Erfolge sind nun ja wohl doch durch die Tagespresse bekannt genug gewesen, — und als die Commerceausstellung auf der europäischen Halbinsel beuht, denn sie, zeigt haben, welche Grenzthaten noch im neunzehnten Jahrhundert, ein alter Vertrag und Ordnung bärer Krieg mit sich bringt und wie haßenswerth dies so schon so fürchterliche Übel wird.

Dr. J. Frießmann.

Schweiz.

Die Lage der Arbeiter in der Schweiz.

II.

Es wird ziemlich allseitig eingeräumt, daß sich im letzten Jahrzehnt auch in der Schweiz ein Umschwung in den sozialen Zuständen und Anschauungen vollzogen hat, und daß eine tiefe Währung eingetreten ist, mit welcher die Industrie der Gegenwart zu rechnen hat. Drei Thatsachen sind es, welche den Frieden zwischen Arbeit und Kapital erschüttert und das Aufstauden gewaltthamer Bestrebungen zur Lösung der Arbeiterfrage veranlaßt haben: 1) die kriegerischen Ereignisse und politischen Krisen in Europa und Amerika; 2) die politische, wirtschaftliche und soziale Befreiung und Gleichstellung der unteren Klassen in Mitteleuropa und die durch die modernen Verkehrsmittel erleichterte Beweglichkeit der Arbeiterwelt; 3) das Wiederaufstehen der sozialistischen Theorien mit der praktischen Agitation der Gewerksvereine und der internationalen Arbeiterassoziationen.

Über den Sozialismus in der Schweiz spricht sich Herr Bismert in folgender Weise aus: Die sozialistischen Theorien sind in der Schweiz nichts Neues. Sie wurden in der ersten Hälfte der vierziger Jahre durch den in Paris geliebten bekannten Schweizer Beilling in den viel gelesebenen Schriften: „Die Menschheit wie sie ist und sein soll“ und „Garanten der Harmonie mit Freiheit“, sowie in dem „Evangelium des armen Sünders“ gepredigt, worin ein ganzes Menschthum umfassender Kommunismus, ein großer Familienbund der Menschheit, vertreten durch einen Kongreß von Abgeordneten aus allen Theilen der Erde als Heilmittel von allen Leiden empfohlen und versucht wurde, dieser Lehre den Charakter göttlicher Botschaft, einer neuen Religion oder wenigstens einer neuen Auffassung des Christenthums zu geben. Die Züricher Behörden sahen sich damals zu Maßregeln veranlaßt, welche man heutzutage für ganz unvereinbar mit den Prinzipien der Denk-, Rede- und Pressefreiheit erachten würde. Der Züricher Staatsanwalt belegte das „Evangelium des armen Sünders“ am 8. Juni 1843 mit Beschlagnahme, und verhaftete den Verfasser, was jedoch nicht hinderte, daß zwei Jahre nachher dennoch der Druck der Schrift in einem andern Kanton erfolgte. Trotz der Festigkeit der Sprache, welche diese Schriften und sozialistisch gefärbte Zeitungen der Schweiz in den vierziger Jahren führten, sind jene kommunistischen Bestrebungen seit zwanzig Jahren lang ganz in Vergeßlichkeit gekommen, wegen wohl der bald darauf entbrannten Sonderbundskrieg, die liberalen politischen Umgestaltungen in den Kantonen und in der Bundesversammlung und der volkswirtschaftlichen Aufschwung der Schweiz seit 1848 am meisten beigetragen haben. Erst das letzte Jahrzehnt bringt uns wieder eine neue Auflage jener Beilling'schen Tendenzen, welche diesmal viel mehr von Außen durch die Agitation von Proudhon und Karl Marx in die Schweiz hineingetragen worden sind und im Gewande internationaler Bestrebungen auftreten.

Die Schweiz gilt in Europa als ein Hauptummelplatz der internationalen Arbeiterassoziation, welche drei von ihren fünf Kongressen auf eidgenössischen Boden abgehalten hat; denn sie tagte zuerst im Jahre 1866 in Genf, 1867 in Lausanne, 1868 in Brüssel, 1869 in Basel und 1872 im Haag. Diese Versammlungen und ihre Teilnehmer nahmen sich indessen in der That wenig harmloser und ungefährlicher als von Ferne aus und haben wohl nur wenigen Staatsmännern der Schweiz ernste Beforgnisse

eingeßigt, während sie verschiedene europäische Regierungen zu Desperden und diplomatischen Verhandlungen veranlaßten.

Die der internationalen Arbeiteraffoziation zu Grunde liegende Idee der Solidarität der Arbeiterverhältnisse der verschiedenen Nationen erscheint an sich durchaus berechtigt und der Thatfache eines Weltmarktes entsprechend. Die Gelehrte, Kaufleute, Aebder, Landwirthe, Fabrikanten und alle möglichen Berufsgenossen sich zu internationalen Verbindungen zusammenschließen, mit denselben Rechte und Vortheil können es natürlich auch die Arbeiter der verschiedenen Nationen. Wenn das Ganze auf föderalistischer Grundlage erblich, verständlich, mit weitem Blick für die allgemeinen Interessen und zugleich unter Berücksichtigung der überall verschiedenen lokalen Interessen und speziellen Bedürfnisse einzelner Distrikte und einzelner Arbeiterklassen geleitet und damit eine Ausgleichung von Angebot und Nachfrage nach Arbeit in den verschiedenen Ländern und in den verschiedenen Erwerbszweigen angestrebt würde, so könnte daraus manches Gute erwachsen und Manches für Aufklärung und Fortbildung der Arbeiter geleistet, manche Arbeitslosigkeit oder Arbeitsmangel abgemindert werden. — Allein die bisherigen Kongresse und die Thaten des Verbandes der internationalen Arbeiteraffoziation haben die ursprünglich scheinbar vorhandene Einigkeit der Arbeiterpartei wieder untergraben und im größeren Publikum nur Mißverstand und Kopfschütteln erregt. Der in Basel 1869 proklamirte Kollektivbeseß am Grundeigentum konnte am allerwenigsten in der Schweiz mit ihrer immer noch großen ländlichen Bevölkerung, mit ihrem kleinen Grundbesitz und mit dem Sparfamkeitstriebe ihrer Bewohner Anfang finden. Hierzu kam, daß der deutsch-französische Krieg den internationalen Arbeiterbund in einen politischen Revolutionsklub verwandelte, welcher für die französische Republik Gambettas agitierte und sich dadurch von dem früheren sozialen Programm gänzlich entfernte. Im September 1870 wurde in der Schweiz von Neuenburg aus der Versuch gemacht, ein Manifest des Zentralomitees der internationalen Arbeiteraffoziation zu verbreiten, welches u. A. eine Aufforderung an die schweizerischen Arbeiter enthielt, der französischen Republik bewaffneten Jutag zu leisten und Sammlungen zum Ankauf von Waffen und Geschossen zu veranstalten. Da dieser Anruf eine völlerrechtswidrige Handlung in Anstich nahm und daher unter Art. 41 des eidgenössischen Strafgesetzbuches fiel, so hatte der Bundesrath sein Justizdepartement beauftragt, unverzüglich die geeigneten Instruktionen für das Einsprechen zu geben. Die Aufforderung zum bewaffneten Jutag für die französische Sozialrepublik hatte übrigens nicht einmal in der französischen und noch viel weniger in der deutschen Schweiz Anklang gefunden.

Die „Jüricher Arbeiterzeitung“ erklärte den „Internationalen“ in ihrer Nummer vom 28. Januar 1871: „Wir wollen in erster Linie Eidgenossen sein und bleiben und die Liebe und Treue zum Vaterlande als das erste politische Gesetz eines Schweizerehren.“ Noch bezeichnender war eine im Frühjahr 1871 veröffentlichte Erklärung des durch die ganze Schweiz verbreiteten großen „Grüdlervereins“, der meist aus Arbeitern und Mitgliedern der fortschrittlichsten Demokratie besteht und sich im „Grüdlerner“ entschieden gegen den Anschluß an den internationalen Arbeiterbund ausdrückte und dies auf der Jahresversammlung in Langenthal im Mai 1872 betätigte.

Die Politik des Bundes und der Kantone geht im Allgemeinen dahin, jeden Unterschied der Klassen, und wäre es auch zu Gunsten gewisser Arbeitnehmer, bei Seite zu lassen und die individuelle Freiheit durch gesetzliche Regulirung der Fabrikarbeit nicht allzusehr zu beschränken.

Die wichtigste staatliche Förderung wird den Arbeiterverhältnissen durch das Unterrichtswesen gewährt. Der Bericht des Professor Böhmert enthält eine tabellarische Übersicht der Schulpflicht-, Schulgeld- und Schulzeit-Verhältnisse in allen 25 Kantonen. Die Schulpflicht besteht, seit Genf 1872 den Schulzwang eingeführt hat, jetzt in allen Kantonen. Die Unentgeltlichkeit des obligatorischen Unterrichts ist in der Hälfte der Kantone durchgeführt. Es ist wohl zu beachten, daß mit den Schulbestimmungen in Fabriken die Kinderarbeit indirekt unmöglich gemacht oder wenigstens ganz wesentlich beschränkt wird. Die Ausdehnung der Schulzeit betrifft hier unergleichlich mehr, als das liberaleste Fabrikgesetz.

Das Steuerwesen bildet den zweiten Theil der staatlichen Maßregeln im Interesse der Arbeitnehmer. Der darauf bezügliche Abschnitt enthält eine Charakterisirung des schweizerischen Steuerwesens überhaupt und der direkten kantonalen Steuern. Die Bewegung für Progressivsteuern und Erbschaftssteuern, die Einziehung der Militärpensionssteuern, sowie die Unterschiede der Staats- und Gemeindesteuern sind darin näher geschildert, als die hauptsächlichsten Bestimmungen der Steuergesetze von allen 25 Kantonen meist wörtlich abgedruckt. Der Verfasser motiviert die ausführliche Behandlung dieser Seite des staatlichen Lebens mit der Hinweisung, „daß die Arbeiterbewegung überall da, wo sie, wie in der Schweiz, nicht auf gewaltsamen Umsturz zu setzen brauche, sondern ihr Ziel auf friedlichem Wege durch die direkte Volksgesetzgebung zu erreichen hoffe, sich auf eine Reform der Steuergesetzgebung eichte, um die unteren Klassen von Steuern möglichst zu befreien und ihre Lage auch indirekt dadurch zu verbessern, daß man die Mittel zur Verschönerung oder Unterhaltung von Schulen, Kirchen, Spitälern, Armenhäusern, Straßen, Eisenbahnen und anderen öffentlichen Werken mit Hilfe von Progressiv- und Erbschaftsteuern vorzugsweise durch die bemittelten Klassen aufbringen lasse.“

Die direkte Einwirkung des Staates auf die Arbeiterverhältnisse erfolgt durch Fabrikgesetze, welche bis jetzt nur von den 10 Kantonen Zürich, Glarus, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Baselstadt, Baselland, Schaffhausen, Bern und Schwyz erlassen worden sind. Die übrigen 15 Kantone, unter denen sich alle Kantone der industriellen französischen Schweiz befinden, kennen keine Fabrikgesetze, was sich theilweise daraus erklären mag, daß dort die Hausindustrien vorwiegen. Von den 10 kantonalen Fabrikgesetzen enthalten einzelne nur polizeiliche Anordnungen über einzelne Industriezweige, so das bernische betr. die Büchsenfabrikation und das von Schwyz über Seidenweberei. Die Mehrzahl beschränkt sich auf den Schutz der Kinder und Unmündigen; nur einige wenige stellen eine umfassende staatliche Kontrolle auf. Unter ihnen geht am weitesten das neueste Fabrikgesetz des Kantons Glarus vom 29. September 1872. Die neuesten Gesetzentwürfe der Kantone Zürich und St. Gallen, welche einen Normalarbeitsstag für Erwachsene einführen wollten, sind 1871 und 1872 bei den Volkssammlungen mit großen Mehrheiten verworfen worden. Die Versuche, dem Bunde Kompetenzen in der Fabrikgesetzgebung zu verleihen, sind bisher gescheitert; auch eine zweimal vermittelte Vereinbarung der deutschen Kantone zu einem Konföderatsfabrikgesetz ist mißlungen. Der Bericht enthält einen bisher noch nirgends vorhandenen Abdruck sämtlicher schweizerischen Fabrikgesetze nebst Volksabstimmungen und Reglements für die Fabrikinspektoren. Ferner befindet sich darin das Protokoll der Verhandlungen über ein Konföderatsfabrikgesetz. Endlich sind die Hauptverfassungen über die Entschaffung der wichtigsten Gesetze mitgetheilt.

Unter den allgemeinen staatlichen Maßregeln findet sich endlich noch erwähnt, daß mehrere Kantone zur Verleichterung und Förderung des Kredits förmliche Staatsbanken gegründet haben, nämlich Thurgau, St. Gallen, Graubünden, Zürich und Bern.

Der spezielle Theil behandelt in 10 Hauptabschnitten die wirkliche soziale Lage der schweizerischen Bevölkerung und die von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, oder von dem gemeinsamen Publikum ergriffenen Vorkehrungen zur Abhilfe von Missethäten.

Die Wohnungsverhältnisse der Schweiz bieten die bunteste Musterkarte von neuen Systemen und Versuchen. Der Bericht behandelt die Thätigkeit der Baugefellschaften, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Im Kanton Zürich hat eine Gesellschaft für Arbeiterwohnungen schon seit dem Jahre 1860 bis jetzt 40 Häuser mit 100 Wohnungen gebaut, ein neuer Anstaltsbauverein in Zürich zu demselben Zweck den Bau von 53 neuen Häusern projektiert und bis 1873 über 30 Häuser vollendet. In Bern ist das sogenannte Perraine-Quartier mit 32 Wohnhäusern und 139 Wohnungen schon 1865 durch eine Baugefellschaft ins Leben gerufen worden. Noch älter ist das von der Association immobilière in Lausanne 1855 erbaute „Quartier du progrès“ mit 300–400 Wohnungen, welche durch Abzahlungen in 15jährigen Raten als Eigentum erworben werden können. In Genf haben zwei größere Baugefellschaften ebenfalls zahlreiche Wohnungen gebaut, die neueste, seit 1867 gegründete, hat fünf Familienhäuser mit dem Zwecke des Verkaufs in 20jährigen Ratenzahlungen gebaut. Ähnliche Baugefellschaften haben seit 1870 in Winterthur, Basel, St. Gallen, Schaffhausen größere Häuserquartiere hergestellt.

Weit thätiger sind die Arbeitgeber gewesen, um der Wohnungsnoth abzuhelfen. Der Bericht macht ungefähr 50 schweizerische Firmen namhaft, welche Arbeiterwohnungen in größerer Anzahl hergestellt haben, und beschreibt die Wohnräume, die Verkaufs- oder Mietbedingungen und sonstige Ordnungsmäßigkeiten. Die größeren Unternehmer, welche in der Mehrzahl ihre Fabriken auf dem Lande haben, betrachten die Arbeiterwohnungen als etwas zu ihrem Geschäftseckrigen, indem sie von denselben wie von ihrem übrigen Besitzthum gewisse Prozente abschreiben. Viele Fabrikanten betrachten den Mietzins als einen Theil des Arbeitslohnes und berechnen die Miete sehr niedrig, oder geben die Wohnungen ganz unentgeltlich, um ihren Etablissements einen Stamm steter Arbeiterfamilien zu sichern. Viele Firmen gewähren außer Wohnungen auch Pfandkassens; andere haben das Prinzip, solchen Arbeitern, welche eigene Häuser bauen wollen, den Bauplan oder Material zu schenken, ihnen zum Bauen ihr Fuhrwerk zur Verfügung zu stellen, oder ihnen Vorschüsse zum Kauf fertiger Häuser zu geben.

Mit der Wohnung inang verknüpft sind die Ernährungs- und Haushaltungsverhältnisse der Arbeiter. Unter den Nahrungsmitteln nimmt die Milch eine besondere Rolle ein, wenn sich auch der Konsumentenpreis derselben wegen der zunehmenden Theuerung dieses Lebensmittels von Jahr zu Jahr verengert. Die Theuerung der Milch beruht vorzugsweise auf der erst in neuerer Zeit schwunghaft begonnenen Fabrikation von kondensierter Milch. Der Kanton Bern zählt allein über 1000 Käsefabriken, welche jährlich mehr als 170,000 Ztr. Käse fabriziren. Es haben in den letzten Jahren wiederholt und an verschiedenen Orten der Schweiz, zuerst in dem Kanton Bern, dann in Zürich und Schaffhausen, Streiks von Milchkonsumenten stattgefunden, welche sich gegen die plötzliche Erhöhung der Milchpreise richteten. Es war im Februar 1870, als die Bauern und Pächter auf

2 Stunden Entfernung rings um die Stadt Bern einen freiwilligen Bund schlossen, die Milch im Zukunft namhaft höher zu halten. Doreb entstand großer Kufnubr im Lager der Milchhändler und Milchkonsumenten. Eine in der Stadt Bern abgehaltene Versammlung machte Grenz gegen die Landwirthe, die den Preis der Milch auf 20 Rappen pro Maß erhöht hatten. Die ganze Bewegung hatte wenigstens für kurze Zeit einigen Erfolg und führte zu dem Beschlusse, am weiter Entfernung nach Freiburg bin einen Milchstreik nach Bern zu lenken. Ähnliche Vorgänge ereigneten sich in Schaffhausen und Zürich, wo sich zahlreiche Familien entschlossen, eine Zeit lang auf Milch zu verzichten und sich mit Mehlsuppe zu begnügen.

Die englischen Konsumvereine fanden auf dem ganzen europäischen Kontinent zuerst in der Schweiz Nachahmung. Sehr bald verbreiteten sie sich nach allen einflussreichen bedeutenden Schaftungen, so daß es in diesem Augenblick wenige Städte gibt, in denen kein Konsumverein besteht. So gab es schon vor 20 Jahren — im Jahre 1855 — im Kanton Zürich allein 9 Konsumvereine. Der älteste und bedeutendste aller Konsumvereine ist derjenige der Stadt Zürich, welcher, im Jahre 1851 gegründet, eine überaus wechselvolle Geschichte, reich an inneren Streitigkeiten, auf welche politische und soziale Bewegungen im Kanton ihre Einflüsse ausübten, durchgemacht hat.

Für Beurtheilung der sanitarischen Verhältnisse der schweizerischen Arbeiterbevölkerung ist zu beachten, daß die Schweiz ein im allgemeinen gesundes Land ist und bisher nur selten von Epidemien beimgesucht wurde. Fast alle Kantone haben die Einrichtung getroffen, daß die Impfung kostenfrei ertheilt wird; in den meisten Kantonen ist die Impfung obligatorisch, wenn auch in einzelnen Kantonen, z. B. in Schwyz die Gefinnung der Bevölkerung der Impfung feindlich gegenüber steht. Für den Kanton Graubünden ist besonders darauf aufmerksam zu machen, daß in der erste Staat Europas zu sein scheint, in welchem die unentgeltliche und obligatorische Impfung schon zu Zeiten Napoleon eingeführt wurde.

Das Naturgefühl, welches so sehr bei den Schweizern entwickelt ist, veranlaßt sie zu Erfrischungen und Vergnügungen, welche eine wichtige sanitarische Übung sind. Jeder Wanderer der Schweiz kann zuweilen ganzen Zügen Schweizerkinder, Arbeiter oder Arbeiter auf schönen Höhenpunkten begegnen.

Die Lebensverhältnisse und Lohnzahlungsverhältnisse der Arbeiter nehmen beinahe die Hälfte des zweiten Bandes ein, welchen Professor Abbtmerr den Arbeiterverhältnissen der Schweiz gewidmet hat. Besonders interessant sind die mitgetheilten Beispiele von Gewinnbetheiligung der Arbeiter an den Unternehmungen. So wurden von der Genfer Maschinenfabrik Paul & Billon die Arbeiter nicht nur zu Theilnehmern am Gewinn, sondern auch zu Aktionären der Fabrik gemacht. Die Leiter der Fabrik sind begeistert von den guten Erfolgen ihrer Einrichtung. Der Eisler sei unglaublich gestiegen; man wolle länger als die festgesetzte Zeit (10½ Stunden täglich) arbeiten, da dies zu dem Gewinn vermehren könne. Die Leiter der Fabrik gingen nicht darauf ein. „Aber“ — so schloß Herr Billon seine Theilnehmungen über die Gewinnbetheiligung in einer Sitzung der Genfer Handelskammer, welcher der Schreiber dieser Zeilen be wohnte — „solle der Fall einmal in Genf eintreten, daß konsumistische Unruhe unser Eigentum bedrohen, so würden wir Arbeiter ihre Fabrik als deren Aktionäre zu vertheiligen wissen.“

Der Enthusiasmus dieses Arbeiterfreundes war zu groß, als daß sich die übrigen Anwesenden veranlaßt gefunden hätten, durch Äußerung abweichender Meinungen eine so heftige

Freude zu beeinträchtigen. Nach Schluß der Sitzung gab man aber dem Gedanken Ausdruck, daß gute Erfolge bei Anwendung des Prinzips der Gewinnabtheilung in einer Fabrik nicht wunderbar wären, die in einem so blühenden Industriezweig arbeite und von so hervorragenden intelligenten Männern geleitet werde, daß dies aber noch nicht die Möglichkeit der Anwendung des Prinzips im Allgemeinen involvire. Nicht überall wäre man so glücklich die Möglichkeit eines Verlustes aus den Augen lassen zu können.

Wir schließen hiermit unsere Mittheilungen über das Werk des Professor Böhmert. Die große Rolle, welche der vergleichenden Methode in der Geschichte, in der Geographie und in den Naturwissenschaften zu Theil geworden, ist offenbar derselben auch in der Wissenschaft von der Volkswirtschaft vorbehalten. Es kann dies um so sicherer behauptet werden, als ein Zweig der volkswirtschaftlichen Disziplin — die Volkswirtschaftspolitik — eine das Hülfsmittel des Vergleiches allerdings nicht auf wesentlichen Füßen stehen würde — denn der logische Gedanke hat seinen Halt in sich —, aber doch tauberen Ohren gepredigt werden müßte. Denn nur Thatfachen überzeugen die Menge. Nun wohl, von diesem Gesichtspunkte aus, erscheint es von größter Wichtigkeit, wenn einzelne Zweige der Volkswirtschaft verschierter Länder — und die Arbeiterverhältnisse eigenen sich vorzüglich hierzu — möglichst ausführlich und in abschließendem Rahmen dargestellt werden. Bis jetzt ist nur die Schweiz allein damit verangegangen und zwar die Wiener Weltanschauung als glückliche Gelegenheit ergreifend. Möglich, daß schon die Weltausstellung in Philadelphia zur Nachfolge ermutigt! —

A. v. S.

Italien.

Nachlese zur Petrarca-Feier.

Wie sich erwarten ließ, ist Petrarca's Sekularfeier in Italien mit dem Vollmaße der Begeisterung begangen worden, zu dem sich die Lebhaftigkeit des südlichen Naturells und die Freude am literarischen Heroenkultus bei den Italienern müheles aufschwingt. Nicht bloß an den offiziellen Brennpunkten des Festes, in Padua, zu Ancona und zu Vignone, sondern überall auf der hebräisch-halbitalienischen Inseln am 18. Juli zu Ehren des Sängers und seiner Laura Symmen und Reden ohne Zahl. Namentlich in Vercelli, das sich die charakteristische Verlässlichkeit, mit welcher jeder eingeordneten gebildete Italiener Heim und Metrum zu handhaben weiß, bei diesem Anlasse einmal ein redtes Genüge. Von jenen ungenügten Preten zu geschweigen, die ihr Licht bescheiden im Kreise der nächsten Umgebung leuchten ließen, erfuhren die Pressen Italiens in majorem Petrarcae gloriam eine wahrhaft unerbittliche Ueberbesetzung durch Dichtungen, deren Urheber ihren Freundschaften die Ehre des Drucks nicht vergunnt haben vermochten. Noch jetzt sind diese Wasser nicht verlaufen; ihre Quellen lassen sich in allen aus Italien und jugendlichen Zeitschriften und Zeitungen auch heute noch in reichlichem Maße wahrnehmen.

Wenn wir uns hier gestatten auf die Feier zurückzukommen, so geschieht dies wegen einiger bei derselben hervorgetretenen Momente, die für die vorzeitige Begehung des italienischen Festes nicht ohne Bedeutung sind, und soeben um einer sehr gehaltreichen literarischen Arbeit zu gedenken, die, wenn sie auch aus Anlaß des Festes hervorgetreten ist, doch nicht

mit dem Maße von Gelegenheits- oder Zeitschriften gemessen werden darf.

Die weitläufige bedeutsame Seite der Feier, die poetisch-literarische Erinnerung an den Dichter und Humanisten fand ihren natürlichen und reinsten Ausdruck da, wo der Geist des Festes selbst den heiteren Lebensabend in die ermattende Beschäftigung zugebracht und die letzte Ruhestätte gefunden hat. Zu Ancona am Fuße der Euganeischen Hügel stellte sich am 18. Juli eine glänzende Versammlung ein, darunter eine stattliche Zahl hervorragender Vertreter der italienischen Literatur. Hier und in der alten Schirmherrschaft des Dichters, der ehrwürdigen Mäusstadt Padua ward der Ruhm der italienischen Lyrik von Jüngern und Meistern seiner hohen Kunst würdig gefeiert. Die Bestreben von Alessandro Manzoni und Giosuè Carducci, die dichterischen Einflüsse von Alfieri, dem trefflichen Uebersetzer der Goethe'schen und Schiller'schen Dramen, von Regalini und Gargioli, sowie von der begabten Gramina Giovanni Pascoli fanden an der Höhe der Situation. Mit besonderer Genugthuung gedenkt der und vorliegende Festbericht der Theilnahme, die das Ausland, theils durch Erscheinen von Vertretern, theils durch literarische Spenden an den Tag legte. Hervorgehoben wird, daß vor allem die deutsche Presse sich durch eingehende Würdigung von Petrarca's Dichtergabe und durch herzliche Sympathie für Italien ausgezeichnet habe. Es darf an dieser Stelle bemerkt werden, daß die Schrift unseres Landmannes Dr. Ludwig Geiger über Petrarca die ihr an dieser Stelle prognostizierte günstige Aufnahme auch im Vaterlande des Dichters inzwischen bereits gefunden hat. Das Jochen in unsere Hände gelangte Augustheft der Rivista Europea bespricht das hübsche Buch unseres werthen Mitarbeiters in ihrer Monatsrevue der fremdländischen Literatur an erster Stelle. Die Rivista hält für nöthig dabei namentlich zu rühmen, daß der deutsche Verfasser trotz der Abneigung Petrarca's gegen die Deutschen — eine Abneigung, die ihn, beiläufig bemerkt, nicht abgehalten hat, mit Deutschen im innigsten Freundschaftsbunde zu stehen — lebhafteste Sympathien für Italien und seine Dichter zeige.

In Vignone, wo das Gedächtniß Petrarca's am 18. Juni in nicht minder hohen Ehren begangen wurde, mischten sich in die literarische Feier unverkennbar politische Anklänge ein. Die französische und die italienische Regierung waren offiziell vertreten, jene durch den Unterrichtsminister, diese durch ihren Gesandten in Paris; und Ritter Riga, der durch manche Wechselfälle des Schicksals hindurch sich stets als ein unerschütterlicher Vorsteher des franco-italienischen Bündnisses bewährt hat, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die innere Begründung dieser Allianz an dem Beispiele des Sängers von Baccile und seiner Geliebten in schwungvoller Rede darzulegen und dies geschichtliche Verhältniß der beiden hervorragenden Nationen des lateinischen Stammes zu verherrlichen. Sichtlich mußte für die Ehre seiner Zuhörerschaft, denen solche Schmeicheleien unter ferlem Herbe und Unharmonischem, was ihnen die raube Wirklichkeit bietet, eine gern zu gönnende Erquickung gewöhnen mochten. Als ein charakteristischer Zug in der Vignone-Feier tritt uns außerdem der Wettstreit von Dichtungen in provenzalischer Form und Mundart, sowie die Vertheilung von Preisen an bedeutende Leistungen der Petrarca-Literatur entgegen. Mit dem ersten Preise einer goldenen Medaille wurde die treffliche Bearbeitung und Uebersetzung gekrönt, welche Professor Joseph Graessetti aus Fermo, in Veranlassung seiner Ausgaben von Petrarca's Episteln, neuerdings von den letzteren selbst veranstaltet hat.

Wohl als das dauernde der Andenken, die dem Dichter bei dieser seiner fünften Sekularfeier errichtet worden sind, darf ein

andere, in Arzigen mit dem zweiten Preise bedachtes Werk bezeichnet werden. Es ist dies die ebenso glänzende wie beglegene Ausgabe*) einiger bisher unediter Schriften Petrarca's, durch welche ein junger Gelehrter aus Triest, Herr Attilio Hortis, sich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten sogleich einen ehrenvollen Platz in der italienischen Schriftstellerwelt errungen hat. Die *Serini inediti*, welche hier als passendste Festgabe zum ersten Male im Druck erscheinen, erweisen an sich durch ihren Inhalt ein nicht unerhebliches Interesse. Sie enthalten die lateinische Rede, welche Petrarca bei seiner feierlichen Krönung mit dem Dichterlorbeer zu Rom auf dem Capitol gehalten hat (nach einer Handschrift der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz), und drei seiner Staatsreden, nämlich die Ansprache, die er als Abgeordneter des Erzbischofs von Mailand 1355 an Senat und Pogen von Venedig richtete (aus einem Wiener Kodex), ferner eine Lob- und Reidenrede zu Ehren des Erzbischofs 1354, in italienischer Uebersetzung (aus einer Handschrift der Magliabechiana), endlich die Rede beim Eingang von Galeazzo Visconti in das von ihm abgefallene und wiedereroberte Novara 1356 (aus einer Wiener Handschrift).

Außer diesen für die Geschichte Petrarca's und seines Zeitalters nicht unwichtigen Urkunden bringt das Werk noch eine von Petrarca selbst herrührende kurze Inhaltsangabe seiner Eklogen, sowie eine kleine Sammlung von Gebeten, deren er sich auf Reisen, insbesondere bei Seefahrten, zu bedienen pflegte. Als bezeichnend für die Stellung, welche der Vater des Humanismus zur Kirche einnahm, mag hier erwähnt sein, daß jene Rede bei der Dichterkrönung mit der Versicherung beginnt, daß der Dichter sich zwar jener kleinlichen Unterwerfungen enthalten wolle, die bei theologischen Deklamationen üblich seien, daß er indessen die Ausrufung des göttlichen Namens und die Begrüßung der ruhmwürdigen Jungfrau auch an dieser Stelle nicht unterlassen werde. Und nun stehen im Texte der Handschrift die Worte: *Ede maria etc.*, auf die dann unmittelbar das Thema der Festrede folgt. Es war der Vers aus Virgil's Georgika:

Sed mo Parnassi deserta per ardua dulcis
Rapat amor. —

Gewiß ist es ein nicht geringes Verdienst, als die Petrarca-literatur, diese Dokumente aus dem Stanbe der Archive ins Licht gezogen und in kritisch laudarem Text Jedermann zugänglich gemacht zu haben. Allein dies ist der weitaus feineren und müdeleisere Theil von Herrn Hortis Arbeit gewesen. Von den nahezu 400 Seiten seines stattlichen Buches nimmt der Abdruck der *Inedita* etwa 60 ein. Auf mehr als 300 Seiten giebt der Verfasser in Form eines Kommentars zu jenen Urkunden eine Reihe der schätzenswertheften und auf den gründlichsten Studien beruhenden Beiträge zur Petrarca's Biographie. Sie enthalten eine wahre Fundgrube von Gelehrsamkeit und bieten nach vielen Richtungen hin eine Fülle bisher unbekannter Quellenstoffes. Wer immer es künftighin unternimmt, eine urkundliche Lebensgeschichte des Dichters zu schreiben, wird die gründlichen Forschungen von Attilio Hortis zu Rathe zu ziehen haben und ihnen zu Dank verpflichtet werden. H.

Indien.

Bericht über indische und englische Verhältnisse.

Vom Abgeordneten Dr. Eberts.

III.

Teiche, als Reservoirs zu Ueberfluthungen.

Allein in der Präsidentschaft Madras sind 3,300,017 Ader jetzt überfloss. Schon vor 1600 Jahren hatten die einheimischen Herrscher die Werke begonnen, seit 1836 hat sie aber Sir Arthur Cotton ihrer Vollendung entgegengeführt. Er ward hierbei durch die 43,000 Teiche in dieser Präsidentschaft, deren einige die Größe von beträchtlichen Seen erreichen, unterstützt. Sie dienen zu Reservoirs für die Bewässerungsanstalten. Gefährlich für die Umwallungen der Teiche sind die Stürme; man hat eine Gegenwehr gegen ihre Gewalt dadurch bereitet, daß man unmittelbar über der Wasserfläche Verdämme aufgeführt, auf deren Ramm Pfählen errichtet sind, welche man zur Zeit der Stürme mit Zopf und Maschinen ausfällt. Die Einkünfte, welche in dieser Präsidentschaft von der Erhaltung der Teiche abhängen, belaufen sich auf 1,500,000 R. Sterl.

Die großen Ströme der Präsidentschaft Bombay sind in der Regenzeit überfluthend, aber in den 8 trockenen Monaten sind sie dünn wie ein Zwirnstrang. Man sucht auch hier durch Teiche, Kanäle und Schlenkenwerke zu helfen.

Bewässerung und Kanalisation ist Sache des Staats.

Die britisch-indische Regierung ist gänzlich davon zurückgekommen, die Bewässerung und Kanalisation Aktiengesellschaften mit Zinsgarantie und ähnlicher Privatindustrie zu überlassen, vielmehr führt sie diese Werke mit Staatsmitteln durch. Die Hungersnoth von 1837—38, von 1860—61 in den Nordwestprovinzen und die von 1865 in Orissa haben dahin geführt und die dringende Nothwendigkeit das Land durch die Fürsorge von Generalisirenden von Staats wegen zu sichern gezeigt. Ein Generalinspektor der Bewässerungswerte steht an der Spitze dieses ganzen Verwaltungszweigs in jeder Präsidentschaft, und sie erweisen sich ungemein thätig in der Ausführung dieses großartigen Unternehmens.

In die Wirkungssphäre dieser Verwaltung gehört auch die Sorge für die Zonen, in welcher der Regen überflüssig ist, und entfernt von Hochfluthen des Meeres oder des Ganges oder Yamoddi-Überschwemmungen einzutreten pflegen, die Dämme.

Die Kommunalkanalisation.

Schönen Dämme vor dem Einbruch der Fluthen, bestärkten Kanäle hingegen die Verbreitung des Wassers, wo es fehlt, so erweisen sich diese lokalen Auskunftsmittel doch ungenügend; die Verbindungsmittel müssen, wo etwas fehlt, ergänzend eintreten, um das Land zu sichern, um der Noth, insbesondere der Hungersnoth, zu steuern. So hat denn auch die indische Regierung in den letzten Jahren diesem Verwaltungszweige sich mit größerer Energie als je, in väterlicher Fürsorge zugewandt.

Ein übersichtliches Bild giebt die dem vorliegenden Blaubuch beigelegte Karte der Eisenbahnen, Telegraphen, Ästen und Leuchtthürme. Das Hauptstamm der indischen Eisenbahnen ist beinahe vollendet. In dem Jahre 1871—72 waren 5204 engl. Meilen dem Verkehr eröffnet, wovon indess nur 684, von dem Staate dahingegen 5136 Meilen durch garantiertes Privatkapital erbaut waren. In letzter Zeit hat man sich indess auch auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens dem Staatsbau mehr zugewandt, denn von den im Bau befindlichen 2438 Meilen Bahnen werden 995 durch Gesellschaften, 1503 von der Regierung gebaut. Keine neue Eisenbahn wird mehr Privatgesellschaften anvertraut wer-

*) *Serini inediti* di Francesco Petrarca pubblicati ed illustrati da Attilio Hortis. Trieste 1874. Tipografia del Lloyd Austro-Ungario. XVI. n. 372 S. in Verico-Litae.

den, so daß sie alle mit der Zeit in die Hände des Staats kommen werden. Es sind jetzt Linien von Kalkutta nach Multan und Bombay und von Bombay nach Madras eröffnet.

Bis zum März 1872 hatten die mit Zinsgarantie ausgestatteten Gesellschaften 90,009,622 £. Sterl. ausgegeben; sie behaupten zur Vollendung ihres Werkes noch 8,000,000 £. Sterl. Die Brutto-Einnahmen im Jahre 1871 betrugen 6,146,130 £. Sterl.; die Betriebs-Ausgaben 3,302,050 £. St., so daß an ro. Gewinn 2,844,080 £. St. blieben. Die garantierten Zinsen betrugen 4,422,243 £. St. der Reingewinn für die Gesellschaften 2,839,588 £. Sterl., so daß der Staat einen Verlust von 1,582,505 £. St. hatte. Aber die Eisenbahnen sind jetzt beinahe vollendet, so daß die Finanzlage sich verbessern wird.

Die East India Eisenbahn ist jetzt in einer Länge von 1504 engl. Meilen von Kalkutta über Allahabad, Agra, Delhi und Multan im Betriebe; die große engl. 1500 Meilen lange Halbinsel-Eisenbahn von Bombay bis Allahabad mündet dort in die East India-Eisenbahn; die Madras-Eisenbahn, 862 Meilen lang, mündet hinwiederum in die große indische Halbinsel-Eisenbahn ein. Dazu kommen eine große Anzahl kleinerer im Bau begriffenen Bahnen. Die eine von diesen, die Dudd und Kohilband Eisenbahn, überschreitet 32 Flüsse und unter diesen den Ganges mit einer Gitter-Brücke von Schmiedeeisen in einer Länge von drei Meilen. Eine 480 Meilen lange Indus-Eisenbahn wird den Hafen von Karachi mit den inneren Distrikten des Punjab verbinden.

Baumwollen, Kohlen und Getreidefrüchte, welche zum Theil nutzlos liegen, werden dadurch der übrigen Welt eröffnet. Große Wegebauern sind durch Eisenbahnen überflüssig gemacht worden. Aber die glänzenden Werke der Wegebaukunst, welche zu den Heilquellen des Himalaya, zu den Kaffeegebirgen von Wynad führen, werden für viele Jahre ihre Bedeutung behalten. Zum Theil sind diese Wege erbaut und erhalten als Infuhrmittel für die Eisenbahnen. Aber man will nicht mehr große Summen darauf verwenden, da die Wassertransportmittel vorzüglich sind. Doch wird eine herrliche 10 Fuß breite Fahrstraße, welche durch den Riti-Paß über den Himalaya nach Tibet führt, viel benutzt und sorgsam erhalten.

Die Getreidemärkte zeigen, daß die Kommunikationsmittel wesentlich dazu beigetragen haben, die Ernteergebnisse auszugleichen und der Hungersnoth soviel als möglich zu begegnen. Die Verwaltung hat in den letzten Jahren auch für diese Verbindungswegs Mithrasentendes gesiegt. Bald wird eine sichere Wasser-Kommunikation von Kalkutta am Ganges entlang zum Indus nach Karachi führen. Zwei Schiffahrtsgesellschaften versorgen den Seewandel mit Dampfschiffen.

Die Häfen.

Den Hafenbau hat die indische Regierung in der letzten Zeit ebenfalls große Aufmerksamkeit zugewendet. Der vorzüglichste Hafen ist der von Karachi, in der Nähe der Indusmündung. Rasch ist er zu einem reichen, rasch anwachsenden Handelsplatze emporgeblüht. Höchst leistungsfähig ist die Art, wie man in den Jahren ein ungeheueres 1500 Fuß langes break-water gegen die an der Westküste Indiens wüthenden Südwestmonsoons in den Jahren 1869 bis 1873 erbaut hat. Die Kosten dieser Hafenwerke belaufen sich auf 468,650 £. St. Auch hier hatte man, wie im Jachdenken, vorzüglich mit Verstand zu kämpfen, der eben dieser break-water vorbeugt. In den Jahren 1871–1872 kamen 1021 Schiffe in den Hafen an. In einer Entfernung von 500 Meilen findet man keinen gleich guten Schutz. Auch dieser Hafen ist durch eine schöne Korke Kalkut. Der nächste große

Hafen an der Westküste, der von Bombay, in welchem 1871–72 3178 Schiffe ankamen, 1998 ausliefen, ist mit voller Ladung nur bei voller Fluth nahbar, was große Unzuträglichkeiten verursacht.

Die Beherrschung der übrigen Häfen der Westküste ist für Wasserbaumeister im höchsten Grade interessant, insbesondere in Beziehung auf die Benützung der Stauwasser zu Docks. Der Hafen von Kochin konnte durch geringe Beihülfe hierdurch zu einem Hafen, alle brüßlichen an Sicherheit und Bequemlichkeit übertrifft, erhoben werden.

So nähert man sich dem Kap Komorin. Aber die Durchfahrt zwischen der Insel Ceylon und der Südspitze Indiens ist bis jetzt nur für den Lokalverkehr mit Schiffen von im Durchschnitt 12 Fuß Tiefgang passierbar. Die großen Schiffe müssen um Ceylon herumlegen. Ein Schiffkanal durch die Meerenge von Ceylon und Süd-arabien würde für Schiffe von dem Rothen Meere nach Madras eine Reise von 350 Meilen ersparen. Man geht deswegen schon lange mit der Durchgrabung solchen Schiffahrtskanals, der 440,000 £. St. kosten wird, um.

Der Hafen von Madras leidet durch den Schlamme, den der Ghatwari absetzt. Man hofft durch ein break-water, welches 1,311,000 £. St. kosten würde, diesem Uebelstande abzuhelfen. 641 Dampfschiffe, 7461 Segelschiffe liefen 1871–72 in den Hafen von Madras ein.

Nun nähert man sich Kalkutta. Die Karte macht diese Reise anschaulich. Dort kamen 1871–72: 301 Dampfschiffe und 637 Segelschiffe an; und dem Hafen segelten 930 Schiffe.

Die Erleichterung der Küsten Indiens bleibt selbst hinter der von Spanien und Griechenland zurück. Aber in der neueren Zeit hat man viel dafür gethan, und an der Küste von Birma ist ein vollständiges Leuchtturmsystem hergestellt.

Die Telegraphie

verbindet jetzt alle wichtigen Punkte Indiens mit einander. Ein ausgebildetes Unterrichtssystem in der Telegraphie ist eingerichtet; man beschäftigt Reisende und verwendet vorzugsweise Soldaten als ausführende Beamte. Die Eisenbahnverwaltungen haben freie Konkurrenz mit der Regierung. Der Staat bleibt bis jetzt mehr für die Telegraphie als, als er einnimmt. Drei Linien kommunizieren mit England, die Nordlinie-Gesellschaft ist indeß jetzt unterbrochen; außerdem giebt es eine durch die Türkei, eine dritte durch Persien. Die türkische Linie verläßt das europäische System bei Konstantinopel, und geht durch Kleinasien über Mosul und Bagdad. Bis dahin erbaute sie die türkische Regierung 1863. Die indische Regierung führte sie auf eisernen Pfählen weiter bis zur Spitze des persischen Meerbusens. Von dort ward ein submarines Kabel nach Karachi gelegt. Der Theil der Linie auf türkischem Gebiet ward, weil die Türken dort wenig Macht haben, deshalb wieder von britischen Beamten auf Kosten der persischen Regierung von der Kabelstation am persischen Meerbusen aus eine Ergänzungslinie von Buhire nach Teheran und Bagdad angelegt.

Nachlässigkeiten der miteingreifenden türkischen Verwaltung sind durch die Aufnahme der russischen Linie von Tiflis nach der persischen Grenze und von dort nach Teheran gemildert.

Eine neue Kette in der Geschichte der östlichen Telegraphie brach mit dem Jahre 1870 an. Man legte das Kabel der Rethen See, und die indisch-europäische Telegraphenlinie ward nach Teheran eröffnet. Von Teheran geht der Weg nach London über Tiflis, Tabriz, Kertsch, Warshaw, Berlin und Norderny.

Die indische Regierung hat seit 1862 1,150,000 £. Sterl. für die Verbindung mit Europa ausgegeben; aber die Ausgaben übersteigen die Einnahmen bei Weitem. Eine einfache Dersche

von London nach Indien kostet 4 Liv. 10 Sh. Seit dem 4. Januar 1871 verbindet ein Kabel auch Madras mit Penang und Singapur, und geht von dort seit dem 10. Januar 1871 auch nach Hongkong.

Kleine literarische Revue.

— Eine neue vlämische Revue. Im Laufe des Jahres ist durch das nationale Streben der Vlamingen ein beachtenswerthes literarisches Unternehmen gerichtet, welches zugleich beweist, in welchem Tempo die vlämische Bewegung fortschreitet. „Nederlandsch Museum“), so heißt die Revue, ist die erste derartige vlämische Zeitschrift, welche sich, die sonst übliche politische Neutralität verschmähend, offen und entschieden zu den liberalen Grundbegriffen bekennt, an welchen die Partei gemäß den Traditionen aus großen Zeiten muthig festhält. Das „Niederlandsch Museum“ stellt sich ihrem sonstigen Zwecke nach der thätigen Revue de Belgique an die Seite, von welcher es auch freudig begrüßt wird. Es hat sich durch seine erste Lieferung sehr gut eingeführt. An der Spitze steht eine Abhandlung zur Reform des Strafrechts von dem Advokaten J. D. Devigne. Von einem Gedanken Montesquieus in dem „Esprit des lois“ ausgehend, welcher lautet, daß bei den vorgeschrittenen Völkern einkelt die größte Strafe die Übergangung sein wird, eine schlechte Handlung begangen zu haben, weist der Verfasser die Nothwendigkeit nach, in die Gesetzgebung da, wo die materielle Strafe übermäßig oder nicht zweckentsprechend ist, rein moralische Strafen einzuführen. — Prof. M. Verschaffelt ist mit einem Artikel zur Geschichte der Geschichte über die Umwandlung der Arten vertreten, worin aufsteigend die Ansichten von Buffon, Lamarck, Cuvier, Geoffroy-Saint-Hilaire, Al. von Humboldt, Cuvier, de Quatrefages, Agassiz und Darwin zusammengestellt werden. — Von dem Direktor der Revue selbst, dem gelehrten Heremans, Professor an der Universität Gent, enthält die Zeitschrift eine Rückschau über die Veröffentlichungen der Gesellschaft der vlämischen Bibliophilen, welche sich damit beschäftigt, archivalische, auf die vlämische Literatur oder die Nationalgeschichte bezügliche Dokumente durch den Druck zu verbreiten. Es folgt eine frische, den Sitten vlämischer Landleute entnommene Novelle von Hrl. Virginie Povelin, ein Nachruf an den zu früh dahingegangenen wackeren Anton Bergmann (Tonn), welcher der Zeitschrift früher ein allbereiter Mitarbeiter gewesen sein würde, eine artistische Chronik, worin u. A. Kantbachs „Nero“ besprochen wird, und eine geübene politische Übersicht nebst orientirender Klarlegung der Probleme unserer Zeit. Das Unternehmen empfiehlt sich somit durch den Ernst seines Planes ebenso wohl, als durch die Vielseitigkeit und den inneren Werth seiner Gaben. Wir hoffen darauf zurückzukommen.

— G. Massaris Canonicographien in deutschen Uebersetzungen. Bei dem lebhaften Antheil, welchen Deutschland dem Andenken des Begründers der italienischen Einheit zollt, war zu erwarten, daß die im „Magazin“ gleich nach ihrem Erscheinen eingehend gewürdigte Biographie Garbours von Joseph Massari nicht unübersetzt bleiben würde. In der That liegen uns bereits von zwei Seiten deutsche Übertragungen des ansprechenden Werks vor, von denen die eine aus der Feder von Dr. Ernst Heyd in München im Verlage von F. M. Barth in Leipzig, die andere

von Eduard Rüffer in Jena bei Cokenoble erschienen ist. Beide können demjenigen, welchen das italienische Original nicht zugänglich ist, empfohlen werden.

Sprechsaal.

Als ein sonderbarer Gegenjah zur chinesischen Rückkehr und zu jenem lebhaften Nationalismus, dem, wie bekannt, die Söhne des Reiches der Mitte seit jeder geschädigt haben, war schon längst die chinesische Kritik, sowohl in den literarischen Stellen der Dramen, als in den eigentlichen Gedichten bekannt. Rücker machte den Anfang mit einer Uebersetzung chinesischer Poesien. Sein Vordruck aus dem Schi-King fand Anfangs wenig Gnade. Späterhin indessen hat man auch die Muse in diesem etwas fremden Gewande schätzen gelernt. So kann denn Bettinier Böhm mit seinen chinesischen Liedern aus dem Livre de Jade von Judith Mendel*) von vornherein auf ein williges Gehör rechnen. Wie der Titel zeigt, sind die Lieder nicht direct aus dem Chinesischen überseht, sondern nach einer französischen Uebersetzung in ein deutliches poetisches Gewand gefeilt. Zu beklagen ist nur, daß auch Herr Böhm uns nicht aufklärt, was jede denn bedeutet. Einmal heißt es

Im Meilen entfeint des Haisles Rier
Ihr Perlen von Jade dort und hier,

woraus man aber nicht viel klüger wird. Möglicher Weise liegt hier indessen eine zufällige Unwissenheit des Nachgedruckten vor. Im übrigen sind die Lieder geschickt verfaßt und verdienen ihres inneren Werthes halber das größte Lob. Fast jedes bietet ein reizendes Kleinod, in den sonderlichen Zufallsfarben ausgeführtes Genrebild da, nirgends treffen wir auf Gemeinplätze oder heikle Phrasen, sondern überall tritt uns die konkreteste Anschaulichkeit entgegen. — In eine andere Welt verlegen uns Hans Grabbergers Gedichte „Aus dem Karmesin der Liebe.“**) Hier tritt uns das moderne Leben mit allen seinen schrecklichen Zugaben, den verlorenen Seelen und gebrochenen Herzen entgegen. Grabbergers Ablichten sind leider häufig größer, als sein Hermament. Wir sind keine Platonsche Silbengedächtnisse, verlangen nur, daß ein guter Vers beim Lautlesen einen guten Klang und einen guten Sinn gibt. Gegen dies Gebot indessen sündigt der Dichter mitunter. Trotzdem ist anerkennen, daß sein Streben aus das konkrete Leben geht. übrigens möchten wir den neueren Dichtern den Rath geben, ein wenig jugendlichen Leichtsinns nicht so fern gar zu tragisch zu nehmen und sich gleich in Den Swan- oder Tannhäuser-Phantasien zu versenken. Im schroffen Gegenjah zu Grabbergers Liebespoesie steht Ernst von Wildenbruchs Heldengedicht Villonville.***) Die durch Scherernberg ins Leben gerufenen Schlachtgedichte sind im Ganzen kein besonders günstiges Terrain für Poesie. Das Grob- und Kleingewehrfeuer, die Dramen und Possannen des Schlachtfeldes, verleiern sich nur zu häufig in Bombast und Schwall. Ernst von Wildenbruch hat bereits früher poetische Begabung („die Söhne der Elbollen und der Roren, die Philologen am Parнас“) bewiesen, die er nur leider an nebelhafte Stoffe verschwembte. Sein jüngstes Werk hat ihn gezwungen, sich auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen, was er immerhin mit einigen Glücke gethan hat.

*) München, Theodor Ackermann, 1874.

**) Stuttgart, H. Kröner, 1874.

***) Berlin, Stilke und van Wapen.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Schömanns Originaldruckerei (Herrlich und Schömann) in Berlin.
Preis des Bandes 1 Mark 25 Pf.
Druck von Eduard Reiser in Berlin, Franzosen-Strasse 52.

*) Nederlandsch Museum. Tijdschrift voor letteren, wetenschappen en kunst, onder het bestuur van J. F. J. Heremans. (Erste Lieferung vom Jahr. 1874.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 19. September 1874.

[N^o 38.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Die Verfälscher der vergleichenden Mythologie. I. 341.
Frankreich. Die Kaiserin Elisabeth. 343.
England. Aus dem römischen Weltmuseum. 345.
Belgien. Tölsan van de Werer. 346.
Polen. Die Jesuiten und der Aufstand Polens. 347.
Russland. Der neue russische Kaiser-Tarja-Beirat. 349.
Amerika. Jahresbericht des Smithsonian Instituts. 350.
Ägypten. Aufzüge bei Memph. 352.
Kleine literarische Notizen. Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika. 354. — Bericht des kais. preuss. Generals und Gefandten Th. v. Radowitz von Radowitz an einen Staatsbeamten. 355.
Sprengel. Zur Statistik des Katholicismus in England. 355. — Eine Festschrift zum Sedan-Feste. 355.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Verfälscher der vergleichenden Mythologie.

I.

Erst die neueren Forschungen über das orientalische Alterthum haben recht einleuchtend gemacht, daß gerade die Dinge und besonders die religiösen Vorstellungen, die uns am alltäglichsten und vertrautesten sind, in der Regel die längste Vergangenheit hinter sich haben. Unsere Ägypter heißen die arabischen, weil sie im Mittelalter von den Arabern zu uns gekommen sind, aber sie sind keine arabischen Erfindung, sondern man weiß jetzt, daß sie von dem viel älteren Kulturvolk der Aegyptier herkommen. Unsere Zifferblätter danken wir einer Entdeckung, die wohl noch früher in Babylon gemacht wurde.

Der Teufel, den der deutsche Volksglaube mit so malerischen, meist aus der altheidnischen Mythologie entlehnten Attributen ausgestattet und zum Schreckbild unserer Kinderjahre gemacht hat, ist dies direkt aus dem neuen Testament, indirect aber aus einer der ältesten Religionen, der joresathischen, zugekommen, der auch andere christliche Dogmen, die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Todten, von dem jüngsten Gericht entnommen sind. Mit dieser Behauptung betrete ich freilich schon ein schätzbares, wenn auch höchst anziehendes Gebiet, da es nicht um solchen Feind, welche entweder in den erwähnten Uebereinstimmungen zwischen persischer und christlicher Theologie nur zufällige Ähnlichkeiten erblicken oder aber, weil dem doch das Zusammenstreffen beider in den nämlichen Vorstellungen, ja theilweise, wie bei dem bekannten Dämon Komodorus der Bibel, den nämlichen Namen, gar zu auffallend ist, um eine bloße Wirkung des Zufalls zu sein, umgekehrt dem Zarathustra oder seinen Jüngern ein Entleeren biblischer Ideen Schuld geben und in den alterthümlichen Büchern des Zendvesta nach Spuren hebräischer Einflüsse forschen. In der That ist es ganz in der Ordnung, wenn in einer unserer eigenen Religion so nahe angehenden Frage die größte Vorsicht beobachtet wird, nur sind die historischen Beweise, die für die vorhin aufgestellte

Behauptung sprechen, derart, daß sie auch den kühnsten Kritiker überzeugen müssen, wenn er sie mit unbefangenen Geiste prüft. Es ist eine alte Thatsache, daß ein Leben nach dem Tode dem alten Testament noch nahezu unbekannt ist. In dem Buche Hiob heißt es, daß der abgehene Baum noch einmal grünen, den Erdenlohn aber, wenn er sich niedergelegt hat, nichts mehr aus seinem Schlummer wecken könne; und wenn die nach ihm, jedoch nirgends in Gesetzbestimmungen, ein Schoel als Bezahlung der Todten erwähnt wird, so ist diese Hölle, wie Luther, oder Hades, wie die Septuaginta richtiger übersetzt, kein Strafauferhall für unflüchtigen Lebenswandel, in den nur die Schlechten binabgeschoben werden, sondern vielmehr als ein Ort des Grauens zu denken, an welchem die Menschen nach ihrem Tode eine schattenhafte Existenz weiterführen, ähnlich wie auch der Meinung der Griechen. Erst in den späteren Büchern des alten Testaments finden sich bestimmtere und edlere Vorstellungen in Betreff der Unsterblichkeit, und in der christlichen Lehre haben dieselben dann ihre bekannte Ausbildung erfahren, die in der Hölle- und Himmelfahrt des Erlösers selbst und in der Verheißung des Gerichts, das er als am Ende der Tage über die Lebenden und Todten abhalten wird, einen besonders schlagenden Ausdruck findet. Fragt man aber nach dem Woher dieser starken Umwandlung in den religiösen Ansichten des Hebräervolkes, so kann, den geschichtlichen und geographischen Verhältnissen nach, nur das Bekanntwerden mit der Religion der benachbarten und übermächtigen Iraner es gewesen sein, was ihre eigenen Anschauungen nach und nach umgestaltete und veredelte — wenn auch nicht durchgängig, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß noch zu der Zeit, als Christus auftrat, die Sadducäer von der Fortdauer nach dem Tode als einer schriftwidrigen Lehre nichts wissen wollten. Sie hatten sich von den ausländischen Anschauungen und Religionslehren mit der bekannten Fähigkeit des israelitischen Nationalcharakters fern und frei gehalten, machten aber hiermit eine Ausnahme; denn es wäre in der That zu verwundern gewesen, wenn nicht die Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Berührung mit den Persern, die in politischer Beziehung dem kleinen, ohnmächtigen Everstamm so unendlich überlegen waren, wenn nicht der Allem der Aufenthalt in der Weltstadt Babylon mit ihrem großartigen und verschärferten Kultur- und Genußleben die Hebräer dazu gebracht hätte, eine oder die andere Gewandtheit und Religionslehre ihrer Hebräer an und bei der Rückkehr aus dem babylonischen Exil in die Heimat mitzunehmen. Selbst ein orthodoxer katholischer Theologe, Hr. Windischmann, der zugleich einer der gründlichsten Kenner der joresathischen, sowie der hebräischen Literatur war, hat dies vollkommen zugegeben und in seinen „Joresathischen Studien“, die nach dem Tode des Verfassers von Spiegel herausgegeben worden sind (1863) nachgewiesen, daß sogar der Name eines jüdisch-christlichen Dämons, des Komodorus, der nachher in der ganzen mittelalterlichen Literatur und selbst noch in einem bekannten Roman von Voltaire, dem Dämon boioux, als der böse Geist der Wollust figurirt, aus dem Zendvesta entlehnt ist. Er heißt hier Keshomobura, und dieser in seiner Ableitung vollkommen klare Name bedeutet wörtlich den Eier- oder Eustein. Auch ist Komodorus nicht der einzige christliche Dämon, der aus der Lehre

Zarathustra herkommt, sondern aus ihr schreibt sich die ganze Idee einer dualistischen Gegenüberstellung der guten und bösen Mächte in einem verkörperten Unheilsfister her. Denn der Satan tritt erst in dem während oder nach der babylonischen Gefangenschaft abgefaßten Buch Job an und ist, wenn auch kein so mächtiger Geist als der persische Ahirman, doch diesem unendlich nachgebildet. In seiner Geschichte des Testaments hat Roskoff, in für noch weitere Kreise bestimmten Werken haben Ostwald, Freytag, David Strauß u. A. dieses Ergebnis der vergleichenden Religionsgeschichte mit Recht bereits dem ganzen Lesepublikum vermittelt; doch auch jene noch wichtigeren Lehren, die sich auf die Fortdauer nach dem Tode beziehen, aus den Persern zugekommen sind, ist bis jetzt zwar eine mehr nur unter den Fachgelehrten, unter diesen aber, wenn man wenige feindselig Befangene ausnimmt, allgemein herrschende Ueberzeugung.

Aus diesem Beispiele eines durch scharfsinnige und gewissenhafte Geschichtsforschung erhaltenen Resultates der vergleichenden Religionswissenschaft erhebt neben der hohen Bedeutung zugleich auch die Schwierigkeit solcher Forschung, bei der mehr als anderwärts die allgeringste Behutsamkeit geboten ist. Nur weil eine Erwägung der historischen Beziehungen zwischen Hebräern und Persern so möglich, ja wahrscheinlich machte, daß erstere eine oder die andere ihrer religiösen Ideen von den letzteren entlehnt haben mochten, konnte man überhaupt daran denken, etwaige Ähnlichkeiten in dieser Hinsicht statt aus bloßem Zufall, aus einer stattgehabten Entlehnung zu erklären. Unterstützung wurde diese Auffassung durch die Wahrnehmung, daß die Dogmen, die, wie man wohl auch früher schon tie und da bemerkt hatte, dem Parsismus und dem jüdisch-christlichen Religionsbegriff gemeinlich sind, den Hebräern erst von der Zeit an geläufig werden, wo sie durch das babylonische Exil mit den Persern in genauere Berührung gekommen sind. Als man daher bei näherer Prüfung des Zendavesta, das man erst seit wenigen Jahrzehnten im Wert zu lesen im Stande ist, die erwähnten Lehren als echt persisch erkannte und sogar den vorhin erwähnten Testamentsnamen, der im Hebräischen ein Fremdwort ist, aus der Sprache des Zendavesta mit leichter Mühe zu erklären vermochte, da waren allerdings für jeden Eingeweihten alle Bedenken beseitigt.

Weiter geht aber aus dem Obigen auch hervor, wie wir uns das Fernbild der vergleichenden Gegenforschung anzumalen haben. An die Stelle kritischer und gründlicher Prüfung der Quellen selbst tritt bei dem Mythenvergleich, wie er im Buche steht, ein wüthes und planloses Umherhüpfen in oft ganz werthlosen Schriften über die sämtlichen Religionen des Alterthums und der Neuzeit, ohne Sprachkenntnis verstreut er sich doch zu den gewagtesten Etymologien, blind gegen die einfachsten Tatsachen der Geschichte rechnet er von den Göttern zu den Mähren, um die Religionen der nach Zeit und Raum entlegenen Völker zu einander in Beziehung zu bringen und läßt sich in dem Glauben nach oberflächlichen Ähnlichkeiten nicht selten durch Falschheiten gräßlich hinter sich führen. Letzteres hat sich noch unlängst mit einem französischen Mythenforscher, M. Jaccollet, ereignet, und es ist der Mühe werth, die ergäßliche Geschichte, wie er die Quelle der biblischen Erzählung von Adam und Eva in Indien zu entdecken glaubte, in dem sechsen erschienenen neuen Werke von Max Müller über „vergleichende Religionswissenschaft“*) nachzulesen. Im Folgenden gebe ich einen Auszug aus der ergäßlichen Religion Max Müllers über diese moderne und

über eine ähnliche Mythologien, die im vorigen Jahrhundert in Indien entdeckt wurde.

Unter dem pomphaften Titel „La bible dans l'Inde. Vie de Jesus Christa“ gab vor einigen Jahren M. Jaccollet, der Präsident des Orient-Instituts in Chandernagore, zu Paris ein Buch heraus, in dem er die Resultate seiner durch einen längeren Verkehr mit gelehrten Brahmanen unterstützten Forschungen über Religionsgeschichte mittheilt. Ein ihm günstiger Kritiker sagt diese bloß erkaunten Resultate dahin zusammen, daß „unsere Zivilisation, unsere Religion, unsere Sagen, unsere Götter uns von Indien gekommen seien“, indem sie vermittelt einer langen Wanderung durch Aegypten, Persien, Indien nach Griechenland und von da endlich in die übrigen Länder des Westens gelangt seien. Unter den zahlreichen Beispielen, mit denen M. Jaccollet diese Behauptung zu belegen sucht, beansprucht die angebliche Originalität der Geschichte von Adam und Eva, oder wie sie bei ihm heißen, Adima und Hava, auch deshalb ein besonderes Interesse, weil sie wirklich poetische Partien enthält. Nachdem der Herr Adima und Hava — diese beiden Namen tragen wirklich ein original-indisches Gepräge — geschaffen, wies er ihnen die Insel Golon als Wohnsitz an; der Rest der Erde sei noch unbewohnbar und sie sollten daher zuerst ihren Kindern und Kindeskindern so lange auf dem herrlichen Eiland wohnen bleiben, bis es einmal ganz bevölkert sein werde. Lange Zeit lebten Adima und Hava in ungetrübtem Glück auf dem paradiesischen Eiland, bis der Fürst der Rakshasas (Dämonen) den Adima mit einer unruhigen Binde kerkerte.

Gefolgt von seiner Gattin, schreift er Tage, Meilen lang umher und jagerte mit Hava am Rande starrer Quellen unter Felsenbäumen, die ihnen die Sonne verbrüllten. Einmal stieß sie das junge Weib von einem unerklärlichen Schreden erzittern, sie merkte, daß sie dem Willen ihres Schöpfers und Herrn widerstrebe, indem sie sich von dem angesehnen Ruhestatthalter entfernte; aber Adima redete ihr ihre Furcht aus, und so wanderten sie weiter und weiter, bis sie endlich an die Küste gelangten. Und nun folgt eine pathetische Scene. Jenseit einer schmalen Meerenge, über die ein Felsenfahd hinüberführte, erblickten sie ein Festland, das sich bis ins Unendliche ausdehnen schien; es war eine schöne Landschaft, von großen Bäumen bedeckt, in deren Laubwerk lausenfarbige Vögel umherflatterten. „Was für schöne Dinge, sagte Adima, und welche guten Früchte müssen diese Bäume tragen. Laß uns sie versuchen...“ Hava gitterte und hat Adima insändig, nichts zu thun, was den Herrn erzürnen könnte.“ Aber Adima schritt voran, ohne diese Warnung zu beachten, er nahm sein Weib an die Schultern und überschritt mit ihr die Meerenge. Aber kaum hatten sie ihren Fuß auf das jenseitige Ufer gesetzt, als ein erschütterndes Getöse entstand; in einem Nu verschwanden Bäume, Früchte, Vögel und sie sahen sich auf einer nackten, von der Hatz umplünderter Meerestyppe; die Vegetation, die sie vorher entdeckt hatten, war ein Blendwerk gewesen, das der Fürst der Rakshasas dem Aufbeschwörer hatte, um sie zum Ungehorsam gegen Gott zu verleiten. Meinend sank Adima auf den Sand nieder, aber Hava warf sich in seine Arme und sagte: Verzweifle nicht, laß uns vielmehr den Schöpfer aller Dinge ansehen, daß er uns vergehe. Da ertönte eine Stimme aus den Wolken und redete also: Weib, du hast nur gehändigt aus Liebe für deinen Mann, und ich vergehe dir, und ihm um deinetwillen. Das Paradies aber soll dir nicht mehr betreten, das ich für euch geschaffen habe. Durch euer Verfehlen ist der Geist des Bösen auf die Erde getragenen, und eure Kinder, durch eure Schuld zum Leiden und Arbeiten

*) Concini in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen von Max Müller. Strassburg 1874.

verarbeitet, werden verderbt werden und mich vergessen. Aber ich werde Bishoun senden, der durch ein Weib geboren werden und Allen die Hoffnung auf Belohnung in einer anderen Welt und auf Besserung ihrer Leiden in dieser bringen wird.

So weit diese „indische Legende“, und es erübrigt nur hinzuzufügen, daß M. Jacquot über die Nothe, die hier der Eva zufällt, in Erstale geräth und mit echt französischer Galanterie ausweist: Daß ist die wahre Eva, das wahre Weib! Schade, daß die ganze Geschichte, wie der Engländer sagt, zu gut ist, um wahr zu sein. Es bedarf nach den mitgetheilten Proben wohl keiner weiteren Beweisführung mehr, um meine Leser zu überzeugen, daß M. Jacquot, anstatt die Stammutter anderer Geschlechter von dem Makel befreit zu haben, der Jahrtausende lang auf ihr lastete, vielmehr das Opfer eines schamhaften Betrugs geworden ist. Mar Müller ist es gelungen, die Art, wie derselbe verübt wurde, aus den eigenen Worten des eifigen Franzosen zu errathen. Bei der Lectüre einer englischen Uebersetzung des Geschichts des Mann stieß ihm die Spur einer Legende von der beabsichtigten Opferung eines Sohnes durch seinen Vater auf, die durch Gott verhindert wurde, nachdem er sie zuerst anbefohlen hatte. Raschlich witterte er, auf antiquarische Entdeckungen stets erpicht, hinter dieser Erzählung das Urbild des biblischen Opfers des Isaac, und sofort wurde es bei ihm, wie er selbst sagt, zur Idee, in der wüsten Wüste der indischen Literatur die älteste Form dieser Geschichte aufzufinden; dies würde ihm aber nie gelungen sein, ohne die „Gefälligkeit“ eines befreundeten Brahmanen, der auf sein Drängen aus der Bibliothek seiner Pagode gewisse theologische Werke hervorholte, die M. Jacquot bei seinen Untersuchungen die größten Dienste leisteten. Offenbar hat der Brahmane des M. Jacquot, als er bemerkt hatte, was hinter in der Sanskritliteratur zu finden wünschte, mit echt indischer Freigiebigkeit die Schriften selbst fabrizirt, in denen die meisten der wunderbaren Dinge standen, die uns der betrogene Mittheilender mittheilt, und die nicht nur in dem Inhalt des alten, sondern auch des neuen Testaments in der genauesten Beziehung stehen, wie z. B. die Behauptung, daß gegenwärtig die Brahmanen den Titel Jesus nur dem „Christna“ beilegen, der kein von den Anbetern des Bishoun als das Wort, das wahrhaft Fleisch gewordene anerkannt werde. Wenn er dagegen von diesem Christna (Christus) behauptet, daß sein Name im Sanskrit bedeute: von Gott gesandt, heilig, so ist diese Behauptung jedenfalls ebenso auf seiner eigenen Waise gewachsen, als die von beider Jenern zeugende Begründung, die er ihr giebt: Da der Name Christus oder Christos nicht hebräisch sei, woher könne er genommen sein, als von Krishna, dem Sohne der Devanagur?

Frankreich.

Die Kaiserin Elvia.

Der Gegenstand eines Aufsatzes, den Henri Blaze de Bury neuerdings veröffentlicht hat^{*)}, ist das Verhältniß der Kaiserin Elvia, der Gemahlin des Augustus, zu dem ganzen übrigen Kaiserthume, vorzüglich in Julia, der einzigen Tochter des Kaisers. Der Verfasser hat es auf eine Charakteristik der ein-

zelnen Hauptpersonen des Kaiserthums abgesehen, und es ist bekannt, daß die Franzosen gerade hierfür eine eigenthümliche Begabung haben. Freilich liegt bei derartigen Charakteristiken die Gefahr der Romantisirung nah; es ist zu reizend, das gegebene historische Material auszukunsten, der Phantasie Spielraum zu lassen und somit ein Gemälde zu entwerfen, das zwar ganz abgerundet und durchsichtig ist, aber zum Theil auf unhistorischen Grundlagen ruht, ja in solcher Klarheit gar nicht aus den Quellen entwickelt werden kann. Den Vortheil und Nachtheil dieser Richtung finden wir im Aufsatz des Verfassers vor. Geben wir vorerst ein kurzes Resumé des Inhalts:

Elvia ist bei aller Liebenswürdigkeit und ehelichen Treue eine der intrigantesten und ehegigigsten Frauen, die wie Augustus sich stets in der Gewalt hat. Ihr Hauptstreben ist, ihren ältesten Sohn erster Ehe, Tiberius, auf den Thron zu bringen. Allein Augustus hat, wenn auch seine Söhne, so doch Erben und Verwandte; so seinen Neffen Marcellus, dem er die einzige Tochter Julia anvermählt und ihn zum Thronfolger bestimmt. Allein dieser stirbt bald nach der Heirat. Man vermutet Gift der Elvia; der Verfasser erklärt sich dagegen: die blühende Julia habe dem jungen Jüngling zu viel zugemuthet; die Schwindsucht habe ihn ergriffen und hinweggerafft. Julia ist Blüthe und tritt nun in ein Bündniß mit den übrigen kaiserlichen Frauen: ihrer leidlichen Mutter Scribonia, der ersten verstorbenen Gemahlin des Kaisers und ihrer Schwiegermutter Octavia, der Schwester des Kaisers, gegen die Kaiserin Elvia, während diese eine Neudemählung Julias mit ihrem Tiberius anstrebt. Allein Octavia vereitelt dies und betreibt die Vermählung Julias mit Agrippa, dem ersten Feldherrn des Kaisers. Elvia beschied sich mit vollkommener Selbstbeherrschung. Die neue Ehe der Julia wurde durch vier Kinder gesegnet: Caius, Lucius, Julia, Agrippina, und nach dem Tode Agrippas kam noch ein Nachzügling Agrippa Postumus. Augustus adoptirt seine Enkel, und die Hoffnung der Elvia scheint völlig verfehlt zu sein. Allein die kluge Frau gab das Spiel nicht verloren. Schon während ihrer Ehe mit Agrippa hatte Julia ein ausschweifendes Leben zu führen angefangen; ihre Liebshafte waren unzählige; allein sie wußte sie dennoch dem Auge der großen Welt zu entziehen. Nach Agrippas Tode aber brachte es Elvia endlich dahin, daß Tiberius mit Julia vermählt wurde. Zwar wußte der ruhige Tiberius wohl, was seine Mutter beabsichtigte, allein dieses Ehebündniß war doch zu viel für ihn, den stets ruhigen, berechnenden Mann. Denn nun stürzte sich Julia noch völliger und offener in den Strudel unraubarer Liebschaften. Sie war eine Natur, der alle Sündelkeit fremd war und stand dadurch im offenkundigen Gegensatz zu Augustus, Elvia und Tiberius. Aber eben dadurch bot sie Jenen Blöße auf Blöße, die nur die blinde Liebe des Kaisers nicht entdeckte, während Elvia mit eifrigster Konsequenz beobachtete und schmeigte, um die Summe der Sünden Julias zum unentrinnbaren Verderben derselben anzuwachsen zu lassen. Und nun vergleicht Bury beide Frauen: die kalte, äußerlich keusche, aber rücksichtslose Intrigantinnen Elvia und die in allen Lagen rücksichtslos schmeigende, feingebildete und liebreizende Julia; der Vergleich fällt zu Gunsten letzterer aus. Dürfen wir darin den Franzosen erkennen, der weit lazer über die völlige Unästhetik und Anstößigkeit aller Familienbände als über einen festen, freilich gewissenlosen Ehrgeiz mit durchaus geschloffenem Bistru denkt? Tiberius hält die Ehe nicht länger aus und begiebt sich in freiwillige Verbannung nach Rhodus, worauf er seine Ehe mit Julia auflöst. Wieder scheint Elvias Berechnung vereitelt; aber sie löst nicht ab. Julia taucht immer tiefer in

^{*)} L'impératrice Elvia et la fille d'Auguste par Henri Blaze de Bury (revue des deux mondes 1. April 1874 p. 591—637.).

die skamiofische Hofluft ein, und nur Augustus bleibt darüber in völliger Blindheit. Endlich, als Julia das Maß voll gemacht hatte — und in der Beschreibung aller dieser Umstände scheint mir die Phantasie des Verfassers mit sich fortgerissen zu haben — wurden auch ihm die Augen geöffnet; Julia wurde verbannt und mit ihr ging Scribonia; Livia blieb als Herrin des Schlafstufes zurück, und setzten war Augustus in ihren Händen und von ihrem größeren Geist regiert. Tiberius kehrt zurück und sehr bald danach sterben die beiden älteren Söhne der Julia, Calus und Lucius. Auch hier wird die Mitwirkung der Livia vermuthet.

Bald darauf werden die jüngere Julia und Agrippa Posthumus wie ihre Mutter verbannt. Augustus ist gebrochen. Wenn Plage de Dury sagt, sämtliche Nachkommen des Kaisers seien vernichtet, so irrt er; es lebte noch Julias Tochter Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, des Neffen von Tiberius. Aber dennoch war der Kaiser gebrochen. Nicht freuzig, wie Verf. meint, sondern willenlos oder mit bitterstem inneren Widerwillen ließ er nun Tiberius in die Stelle seiner Nachkommen treten, wie das Th. Mommsen so treffend ausdrückt: „Unmittelbar darauf erfolgte die Annahme des Stiefsohns an Sohneskath, und der vergessliche Versuch, den einzigen noch übrig gebliebenen üblichen Enkel (Agrippa) neben ihm zu halten, zeigte nur, wie ungern und im Inneren gebrochen der alte Monarch sich in sein Schicksal ergab und der Gewalt desjenigen Mannes unterwarf, der das letzte Gericht an dem römischen Gemeinwesen ins Werk zu setzen bestimmt war.“ Der letzte Versuch der Milderanziehung der Agrippa war fruchtlos; Augustus erkaufte ihr schon nach und unmittelbar nach seinem Verschwinden wurde Agrippa umgebracht, dem Namen nach auf Befehl des Augustus; doch scheint mir der Autor nicht sehr zu greifen, wenn er den Versuchungsversuch des Kaisers mit Agrippa als Motiv zu einer Intrigue der Livia hinstellt, die mit dem schleunigen Tode beider endigte. Livia hatte ihr Ziel erreicht; Tiberius war Kaiser. Aber damit begann die Zeit ihrer Enttäuschung; sie hatte gehofft, in Tiber ein gefügiges Werkzeug zu eigener Herrschaft zu finden, und fand statt dessen einen Feinschmecker, der bei Beobachtung aller Form und Ehrerbietung gegen die Mutter diese dennoch im Schatten an einer zweiten Stelle duldete. Vergebens rang sie gegen ihn und bildete endlich den Mittelpunkt einer Koterie von Unzufriedenen. Verfasser beginnt nun gegen das Zeugnis des Tacitus über Tiberius zu kämpfen; er schreibt Erstere bitteren Haß und Joru gegen den Kaiser zu und daher auch ungerechte Beurtheilung; er prelschert gegen Tacitus' Ausspruch „sine ira et studio“ schreiben zu wollen. Und doch muß er Tacitus' Angaben adoptiren, muß das Gute und Böse anerkennen; die düstere Verschlossenheit, das Verhehlen der inneren Gefinnung, die energielose Staatsleitung und die völlige Rücksichtslosigkeit gegen alle Zuwiderhandlungen; er muß anerkennen, daß Tibers Schreckenperiode erst nach dem Sturz Sejans anfängt, ja daß seine Eliten erst seit dem Aufenthalt auf Capri sich so sehr verschlechterten: wie das alles auch von Tacitus angegeben wird. Er thut unrecht, Tacitus für alle Gerüchte verantwortlich zu machen; nicht Tacitus erfand sie, sondern fand sie in seinen Quellen vor. Es ist eine sehr falsche Ansicht, in Sueton ein historisch richtiges Urtheil über den Kaiser finden zu wollen. Bei diesem vielmehr besteht Tibers Charakter aus einer unmöglichen und unüberwindlichen Mischung der allereiften und allerschlimmsten Züge; bei Tacitus ist Alles zu einem gemäßigten Gesamtbild verarbeitet.

Der Kampf zwischen Livia und Tiber dauert fort, bis letzterer Rom für immer verläßt, nach dem Verf. aus Widerwillen

gegen die Mutter und ihre Mäntel, in Wahrheit aber wohl aus anderen Gründen, aus dem inneren wachsenden Misanthras, der durch die niederträchtige Schlaueit Sejans stets genährt und gemehrt wurde. Mit 88 Jahren stirbt Livia; die Regierungszeit Tibers war wohl ihre schwerste Zeit, da sie sich getäuscht sah und statt zu herrschen, beherrscht wurde. Und doch hat Tiber ihr unendlich viel nachgegeben; ihr Tod mag ihm eine Erleichterung gewesen sein; seine Gegner hatten nicht mehr den mächtigen Schutz der Kaiserin Mutter, er wurde rücksichtsloser. Aber erst der Sturz Sejans und die Verzeihung, die Tiber über den Betrug dieses Mannes erkaufte, erst dieser Umstand entseelte alles Böse und löbte alles Gute in des Kaisers Brust; erst dann war er das Schenkel, als welches die moderne Trablion ihn meistentheils von Anfang an auffaßt.

Was das Formale des Aufbaues betrifft, so zeichnet er sich durch eine wirklich glänzende Darstellungsweise aus, ein Umstand, in welchem wir Deutschen immer noch von den Franzosen lernen können. Das beabsichtigte Bild tritt klar und scharf hervor; die Behandlungsweise hat etwas Plaisisches. Allein, was die Wahrheit der Charakteristik betrifft, so läßt sich das Eingekerkerte aufheben. Wir machten schon auf die reiche Aufmalung der Ausschweifungen Julias aufmerksam; der ganze Charakter hat etwas Modernes und Romanhaftes erhalten; er erinnert fast zu sehr an die Derolnen der Pariser Demi-Monde, ja er wird mit einer gewissen Sympathie vom Autor behandelt. Das scheint mir unrichtig; eine so nackte Unstlichkeit, wie sie Julia ausstrahlt, verlangt eine nackte, unverblümelte, schonungslose Kritik. Die Charakteristik der Livia ist wohl richtiger und weniger romanhaft; nur scheint der Verfasser sie mit starker Abneigung angehen zu haben, wie wir schon sagten. Daß die schöne mächtige Frau im Verlauf ihrer ganzen Ehe mit Augustus eine tadellose Matrone war, muß in Betrachtung jener Zeit für etwas Hervorragendes gelten. Daß sie lieber ihren eigenen Sohn Tiberius als dem Thron sah, als die ihr ganz fremden und abgeneigten Nachkommen Augustus, kann auch nicht verwundern. Daß sie unerlaubte Mittel zur Verdrängung der letzteren anwandte, wird zwar vermuthet, aber ich nicht absolut konstatirt. Daß ihr Ehrgeiz keine Schranken kannte und die Feinde stürzte, ist nach antiker Anschauungsweise nicht unmöglich; war doch zugleich das Motiv dafür eine unbegrenzte Mutterliebe und ein gleicher Mutterehrgiz. Daß sie eine höchst bedeutende und kluge Frau war, läßt sich nicht leugnen; daß sie sich aber jenseits in Tiberius geirrt und an ihm vergangen hat, muß man zugeben. — In ihrer Hand lag gewiß die Erziehung des Knaben, und sie schürte von Anfang in ihm den Ehrgeiz, legte den Grund für die seine Berechnung, scharfe Beobachtung und Berstellungsgabe des Mannes, natürlich auf Kosten einer idealen Richtung, deren Tiberius wohl fähig gewesen zu sein scheint, wie seine tiefinnige Liebe zu seiner ersten Gemahlin und seine blinde und absolute Hingabe an den heimtückischen Verräther Sejan beweist. Die Strafe für die Sünde an Tiberius ließ auf Livia zurück, als letzterer Kaiser war. Er hatte die Berstellungsgabe so völlig erlernt, daß sich seine eigene Mutter in ihm getäuscht hatte, und der Sohn hatte seine Gegenbeziehung mehr für seine kluge Mutter. In diesen Punkten differire ich von dem Verfasser und glaube, daß er sich getäuscht hat. Es will mich auch sehr bekümmern, als ob das letzte französische Kaiserhaus der Stiegl gewesen sei, in welchem Verf. das römische Kaiserhaus sich abbilden läßt, natürlich mit einer Reihe von Verengungen; es lassen sich wenigstens Parallelen zwischen Livia und Eugenie bei dem Verfasser ziehen.

England.

Aus dem römischen Volksmunde.)

Bei dem eifrigen Suchen nach den Sagen und Mährchen, die sich im Munde des Volkes erhalten, das sie sich erzählt, ohne zu ahnen, welche weittragende — für die Geschichte der Entwicklung der ganzen Menschheit bedeutende — Resultate in ihnen verborgen liegen, fing man beinahe an zu fürchten, der Boden möge bald erschöpft sein. Doch immer neu, immer frisch, den Produzenten der unerschöpflichen Natur selbst fast gleich, treten uns stets wieder neue Sammlungen entgegen. In den reizensten und anziehendsten unter vielen, an denen wir uns seit langer Zeit erfreut, gebühren unstreitig die vorliegenden Erzeugnisse römischen Volksthum. Hat doch Alles, was dem klassischen Boden entsprossen, stets mit Recht das größte Interesse in Anspruch genommen; möglich daher, daß Referent schon unbewußt mit günstigem Vorurtheil sich der vorliegenden Sammlung zugewandt und nun mit doppelter Freude auspricht, lange nichts so Aufsparendes in der Art gelesen zu haben. Es ist natürlich in den eigentlichen Mährchen nichts wirklich Neues; die araliten Bestandtheile des besten Kaleidostops sind nur in anderer Weise durcheinander geschüttelt, neue Bilder, neue Formen dadurch entstanden. Am wirklichen Inhalt hat der Volksmund Italiens kaum etwas verändert. Aber in der Form, in der reizend ansprechenden, leicht fließenden Art, die bei aller Klarheit doch so fein abgerundet ist, so hart jeden Kustoch vermeidet, zeigt sich wieder der vorzügliche Formstump des in dieser Hinsicht so überaus glücklich begabten Scialtorelli, des Bewohners des klassischen Bodens maßvoller Schönheit.

Der Busch, dessen bedeutendes Erzählertalent in dieser Sammlung weit mehr zur Geltung kommt, als in seinen vorhergehenden Arbeiten — Patrucco, Sagen vom far East u. s. w. — theilt in der Einleitung einige Bemerkungen mit über die besondern Schwierigkeiten, gerade auf diesem Boden eine reiche Ernte von Mährchen und Sagen zu erzielen. Gerade in Rom und seiner Umgebung, wo er die meisten der hier mitgetheilten Erzählungen sammelte, ist es schwierig, die Leute aus dem Volke, die sich in ihrer Beziehung weit weniger abergläubisch zeigen, als der Nordländer, vor in düsterner, nebliger Umgebung viel leichter an Geister und Geheißer herglaubt, zur Erzählung solcher Kindergeschichten zu bewegen. Sie fürchten beinahe, sich Erwachsenden gegenüber damit etwas zu vergeben, in den Verdacht zu geraten, selbst dummer zu glauben. Anders verhalten sie sich zu den Wundergeschichten ihrer vielen Heiligen, denen gegenüber freilich auch nicht selten eine gemüthliche Skepsis hervortritt. Die Stelle, welche diese Heiligengeschichten einnehmen, ist überhaupt natürlicherweise auf diesem Boden, dem sie so recht eigentlich entsprechen, eine hervorragende; wir möchten beinahe sagen, daß diese Vorgesagen geradezu mit an die Stelle eines andern Elementes treten, das in dieser römischen Sagenwelt vollständig fehlt. Nirgends findet sich eine Spur des Heroischen; der Ritter mit seinen kühnen Heldenthaten, seinen Kämpfen mit Riesen und Zechen fehlt vollständig. Dagegen zeigt sich in der Bewahrung und Darstellung so mancher alten, an Mysterische Namen geknüpfter Familiensagen, die in letzter Zeit des alten Quiritenstolzes. Der Römer berichtet von dem Geschick, von den Tugenden und Euphemien

der großen altrömischen Familien mit einem Behagen, das erkennen läßt, daß er sie als etwas ihm ganz speziell Zugehöriges betrachtet.

In der Darstellung so mancher alten Märe zeigt sich auch eine direktere Einwirkung christlicher Elemente, in der Benutzung und Anpassung altverbundener Sagen zu ähnlich gearteten Erzählungen mit christlichen Elementen und kirchlicher Tendenz.

Die Erzählungen der vorliegenden Sammlung zerfallen in vier verschiedene Kategorien, nach den Bezeichnungen, welche die in formeller Beziehung genauen Römer ihnen immer selbst beilegen:

- 1) Esempi, Erzählungen, welche irgend eine Lehre der Religion oder der Moral enthalten.
- 2) Geistergeschichten und isale wie Familiensagen.
- 3) Favole, der im römischen Dialekt allgemein zur Bezeichnung von Mährchen gebräuchliche Ausdruck; und endlich
- 4) Ciarpe, allerlei Erzählungen, theils recht humoristisch, wie L'occolotto, La Spina etc.

Als besonders reizend in der Darstellung möchten wir auf folgende aufmerksam machen: „The little Bird“, eine allerliebste naive und humoristische Darstellung, die den Sündenfall von Adam an Eva anschaulich als höchst natürlich und entschuldigend schildert; The Devil who took to himself a Wife, die alte Geschichte von dem bösen Weib, das weit schlimmer ist als der Teufel selbst, und vor dem er wieder in die Hölle zurückflüchtet, ganz allerliebst geschildert; und endlich The Root, eine so iannige Darstellung ebensolcher Leiden, wie sie sich noch jeden Tag wiederholen, daß wir uns wirklich nicht entsetzen können, sie zum allgemeinen Lachen hier mitzutheilen:

Die Wurzel.

Es war einmal ein reicher Graf, der eine verschwenderische Frau heiratete. Da er sehr viel Geld besaß, so ließ er sie ausgeben, so viel sie wollte. Aber er hatte keine Ahnung davon, was eine Frau ausgeben könnte, und war höchst verwundert als er fand, daß Schneiderinnen und Putzmacherinnen, Friseur und Schuster ein solches Loch in sein Vermögen gemacht, daß ihm nur noch sehr wenig übrig geblieben. Er sah, daß es hohe Zeit war, sich darum zu bekümmern, und er mochte einige hässliche Worte leichten Tadel; aber in dem Augenblick, wo er davon zu sprechen anfing, bekam sie hysterische Anfälle. Es gab eine so furchtbare Scene, daß er sich davor fürchtete, das Thema wieder zu berühren, doch die Dinge wurden so ernst, daß er endlich gezwungen ward, es zu thun. Doch die geringste Anspielung veranlaßte neue hysterische Anfälle.

Was sollte er anfangen? Es war unmöglich, so verschwenderisch weiter zu leben; ebenso unmöglich war es, die schrecklichen Szenen zu ertragen, welche auf jeden Versuch, sie vernünftiger zu machen, folgten.

Endlich ging er zu einem Arzt, den er kannte, und fragte ihn, ob er ihm irgend ein Mittel gegen hysterische Anfälle geben könne; dabei erzählte er ihm die ganze Geschichte, wogu er es brauche.

„Ach ja!“ erwiderte der Arzt; „ich habe ein unfehlbares Mittel. Es ist eine gewisse Wurzel, die sehr scharf auf dem untern Theil des Rückens angewendet werden muß. Wenn es bei dem ersten halben Dugend des Gebrauchs nicht hilft, so müssen Sie fortfahren, bis es wirkt. Es hilft am Ende fast.“ Mit diesen Worten gab er ihm eine starke Wurzel, so dick wie ein Spazierstock, mit einem knorrigen Ende.

Stark im Vertrauen auf das versprochene Heilmittel ging der Mann heim, und ließ all den Schneiderinnen und Putzmacherinnen, den Frisuren und Schuftern sagen, er würde nichts weiter bezahlen, als das was er selbst bestellte. Gerade an der Thürschwelle traf er den Schuster, der eben gekommen war, um das Maß zu einem Paar Sammetpantelchen zu nehmen.

„Bringen Sie Sie nicht“, sagte er; „Sie hat schon sieben oder acht Paar, und das ist vollkommen genug!“

Dann ging er hinauf zu seiner Frau, und erzählte ihr, was er eben gethan hatte. Da erwartete ihn aber eine solche Scene hufischer Kufälle, wie er sie sich bisher nicht hätte träumen lassen; doch er, voller Vertrauen zu seinem Mittel, kümmerte sich nicht weiter darum, ging nur auf sie zu und brachte die Wurzel sehr lebhaft mit dem unteren Theil ihres Rückens in Berührung, wie es ihm vorgeschrieben worden.

„Mir scheint es aber, daß das ganz so war, als wenn er sie mit einem Stiefel geschlagen hätte“, rief eine andere alte Frau aus, die im Zimmer saß und strickte.

„Natürlich! Das ist ja gerade der Hitz dabei!“ erwiderte die Erzählerin. „Und das Beste dabei war, daß er so einfüßig war, zu denken, in der Wurzel sei irgend eine Heilskraft verborgen, welche die Besserung bewirken sollte.“

Die hufischen Kufälle hörten auf und er eilte zum Arzt, ihm für das vorzügliche Mittel zu danken. Die Frau eilte auch fort, sie zu ihren Freunden, weinte und klagte schrecklich, ihr Mann wolle ihr nicht gestatten, ein einziges Kleidungsstück anzuschaffen, und hätte sie sogar geschlagen.

Als der Graf vom Arzt zurückkam, fand er ihren Vater und die Hälfte der Familie vor, die ihm Vorwürfe darüber machen wollten, daß er seine Frau ohne Kleidungsstücke umhergehen lasse und sie obendrein schlage.

„Es ist Alles ein Irrthum“, sagte der Graf. „Ich will ihr Alles gestatten, was recht ist, aber ich will das, was ich beschle, selbst besteuern, und was das Schlagen betrifft, so wachte ich nur diese Wurzel an, die ich von dem Arzt zur Heilung hufischer Kufälle erhielt, weiter nicht.“

„Ob! es handelt sich um hufische Kufälle, ach so!“ sagte der Vater; „dann ist Alles ganz in der Ordnung;“ und er wie die Uebrigen entfernten sich; und der Graf und seine Frau konnten fortan sehr gut mit einander aus, und er hatte es nie wieder nöthig, von der Wurzel des Arztes Gebrauch zu machen.“

The Value of Salt ist eine Version der Cordella, die aber durch die Klingheit der Heldin, welche in ihrer Reib endlich den Koch ins Vertrauen zieht, und so die Unenbedenklichkeit des Salzes praktisch beweisen läßt, zu einem glücklichen Ausgang geführt wird. — How Cassius was married ist ein Beispiel der hier öfter vorkommenden Mischung entlegener Elemente; es ist eine mit nordischen Bestandtheilen selbstsam verquante Version von Rabbin's Wunderlampe; Amadon dagegen eine klassische Tragödie, wie sie sich selten so rein im Munde des Volkes erhalten.

Herr Bauf macht die erfreuliche Mittheilung, daß die in diesem Bande enthaltenen Erzählungen nur ein Theil des auf römischem Boden von ihm gesammelten Materials sind, und daß er den Rest auch noch herauszugeben hofft. Indem wir ihm unsern aufrichtigen Dank für die vorliegende Arbeit sagen, dürfen wir alle die Hoffnung ausdrücken, die Fortsetzung bald zu erhalten, der wir voller Erwartung entgegen sehen. R. B.

Belgien.

Sylvan van de Weyer.

Der Tod von de Weyer, durch eine Depesche von London am 23. Mai angekündigt, hat in Belgien einen großen Eindruck gemacht und aufs Neue alle Sympathien wachgerufen,

welche der berühmte Todte sich erworben hatte. Alle erinnerten sich, wie viel Verdienste sich dieser Patriot durch seine geleisteten Diplomatie im Jahre 1830 erworben hatte, und, obwohl von de Weyer Belgien seit vielen Jahren verlassen hatte, wußte man dennoch, daß er von Hergen Belgier geblieben war, daß er es gewesen, der Belgien in die Reihen der europäischen Staaten eingeführt, „non comme un bétail, mais comme un Benjamin.“

Zwei Bände unter dem Titel: „Choix d'opuscules philosophiques, historiques, politiques et littéraires de S. Van de Weyer“ waren schon durch M. D. Delepoerre, der erste im Jahre 1863, der zweite im Jahre 1866 veröffentlicht. Das noch zum Druck vorhandene Material wird noch 3 Bände bilden. Für jeden Politiker wird die im Jahre 1871 veröffentlichte vollständige Biographie mit vielen Einzelheiten von Theodor Juste in seiner großen Sammlung „Fondateurs de la monarchie belge“ von Interesse sein. Eine Menge Geschichtsschreiber haben sich gleichzeitig mit diesem Werke beschäftigt, welcher eine so wichtige Rolle, nicht nur in der Geschichte seines Landes, sondern auch in der allgemeinen Weltgeschichte gespielt hat, und dessen Name an denkwürdige politische Akte geknüpft ist. Die Dissertation sur le devoir“ wurde Sylvan van de Weyer im Jahre 1823 vor der Rechtsfakultät der Universität von Löwen den Dokortitel magna cum laude. Reisende Vlaanderen, betitelt: Le Moyen facile économique d'être bienfaisant, welchen Pensées diverses folgten, wurden im Jahre 1825 zur Unterstützung der durch eine Überschwemmung in Holland Verunglückten von ihm veröffentlicht. Der Discours sur l'histoire de la philosophie schließt diese Lebensperiode des Gelehrten im Jahre 1827; es sei nach dieser Richtung und späterer Zeit nur noch Weyer's Betheiligung an der Gründung der Universität Brüssel erwähnt, deren Professor honorarius er blieb.

Die Jahre 1828, 1829 und 1830 sind dann vorzugsweise durch öffentliche Thätigkeit van de Weyer's ausgezeichnet. Er schrieb zu dieser Zeit für mehrere Journale, leitete mehrere zum Theil von ihm gegründete literarische und politische Vereine an und vertheidigte als Advokat die für Freiregungen verfolgten Publizisten.

Er griff seine Gegner mit jugendlicher Heftigkeit an, und bot ihnen mit unbegrenzbarer Ausdauer die Spitze, indem er sie durch Ironie und Sarkasmus verwirrte, ohne ihnen Zeit zu geben zur Besinnung zu kommen. Le Choix d'opuscules bringt uns nichts von diesem erregten Leben, und wird man auf die späteren Werke warten müssen, um jede charakteristischsten Züge zu finden. Die Berichte und die Akten des jüngsten Diplomaten, die zuerst so viel von sich reden machten, fehlen uns ebenfalls; zwei seiner Schriften jedoch: „La lettre à lord Aberdeen“ (1832) und „La Hollande et la Conférence“ (1833) offenbaren uns die neue Welt, in welcher er sich in so schneller und glänzender Weise ausgezeichnet hatte.

Diese beiden Werke erschienen jedes unter einem anderen Namen. Man begreift die Gründe, welche den hochachtbaren Minister Belgiens in London verhindern, in der Debatte öffentlich zu interveniren. Aber es kannte einem Belgier, Freunde seines Landes und selbst der Miturheber der Revolution, nicht unterjagt werden, eine Sache zu vertheidigen, welche ihn seine eigene war. Der Urheber war Zeuge gewesen, und durch die neue Stellung, welche er einnahm, hatte er das Recht, sich zum Richter aufzuwerfen. Vertraut mit einer Sache, die der beständige Gegenstand seiner Thätigkeit, seiner Kämpfe und seiner Triumphe gewesen, befand er sich mehr als irgend Jemand in der Lage, die belgische Revolution als eine Justizforderung der gerechtesten und gerechtfertigten Rechte zu rechtfertigen.

Van de Weyer hatte damit seine politische Aufgabe vollbracht und war es ihm gestattet, zu seinen Lieblingsstudien zurückzukehren. Geistreiche Schriften, wie „*Elimen Sévén*“, reizende kleine Werkehen, wie die über „*les Anglais qui ont écrit en français*“ und „*la Littérature du XVI^e*“ waren unter anderen die Früchte dieser Ruhe-Studien. Großes Aufsehen erregte dann im Jahre 1862 Richard Cobden, rei des Belgen. Die Stellung, die sich van de Weyer allgemach in der politischen Welt Europas erworben, stellte ihn als einen der bedeutendsten europäischen Staatsmänner hin, wie Einer mit der inneren und äußeren Politik eines jeden Staates vertraut, wurde seine Bedeutung als Diplomat und Publizist doch noch weit übertroffen durch die Eigenschaften des Privatmannes; seit dem ersten Theile seines Lebens, als er Student, dann Advokat, dann Professor geworden, war er stets und immer derselbe geblieben; er hatte sich in Nichts geändert, als daß er Erzeußer geworden, und mit seinen Freunden zu reben, schen er in den letzten Jahren noch an Liebenswürdigkeit gewonnen zu haben.

Er selbst schreibt im Jahre 1825 in seinen *Pensées diverses*: „Die Macht, das Glück, das Vermögen und die plötzlichen Erfolge verderben nur diejenigen, welche schon vorher verderben waren.“

Nichts in ihm glich dem Eigensinn und dem Hochmuth und dennoch hatte Keiner mehr das Recht, auf seine Werke stolz zu sein, als er. Jede Mittelzeit war ihm fremd, und zu verschiedenen Malen hatte er den Adelstitel, den ihm der König Leopold I. zuertheilen wollte, abgelehnt. Blühige Einsätze, pikante Anekdoten, eine Menge persönlicher Erinnerungen und verschiedener Eindrücke, durch einen aufmerksamsten Beobachter gesammelt, gaben seiner Konversation einen angenehmen Reiz. Er ehrte über Alles den Werth der ehrlichen Ueberzeugung, ohne welche jede bewusste That unangenehm sein würde, und übte Toleranz mit wahrhaft philosophischer Ruhe.

Man kann behaupten, daß er keine persönlichen Feinde besaß; die von ihm vertretenen Ideen hatten ohne Zweifel Gegner, und oft wurden seine Handlungen durch Verleumdung entstellt; dies ist jedoch das Schicksal eines jeden Staatsmannes. Auch sprach er selten von diesen Angriffen, welche ihm weder Kummer noch Zorn verursachten, und wenn er einmal darauf ansprach, beschränkte er sich, mit seinem Bismarck und glänzenden Augen hinzuzufügen: „*Travailleurs sans relâche à faire des ingrats!*“ Dr. F. R.

Polen.

Die Jesuiten und der Niedergang Polens.

In der Revue de Belgique stellt Herr Praxmiz den historischen Gesichtspunkt auf, daß der Untergang Polens, der geistige wie der politische, dem untergeordneten und zerstörenden Einflusse der Jesuiten zuschreiben sei. Der Versuch, mit diesem der Betrachtung schmeichelnden Hinweise die sonstigen Umstände zu verschleiern, welche nach unumhülllichem Spruche der Geschichte an dem Sturze des großen slavischen Reiches mitgewirkt haben, und die auf eine tragische Schuld eines Theils des Polenvolkes selbst zurückzuführen, ist zwar als gelungen nicht anerkennen, wie denn der Artikel des Herrn Praxmiz überhaupt von Einseitigkeit und Schiefe der geschichtlichen Auffassung nicht frei ist. Immerhin ist es jedoch ansehnlich, daß der deutsche Kampf wider

den Jesuitismus lehrreich, mit Herrn Praxmiz und im Einzelnen den Unheils zu erinnern, welches in einem des festen staatlichen Gefüges ohnehin entbehrenden Lande wie Polen die Zulassung der Jünger Popolus zur Folge gehabt hat.

Lange vor anderen Nationen Europas, sagt Herr Praxmiz, beobachtete Polen die breitere Toleranz gegen alle bei den Nachbarn verfolgten religiösen Sekten. Einen Augenblick konnte man glauben, daß es sich ganz und gar in die Bahnen der Reformation schwingen werde. Wenn man es selbst in die intoleranten Lehren des Ultramontanismus zurückfallen sah, so sind es die Jesuiten, bei denen es sich zu bedanken hat, und in diesem Unglücksfalle hat Polen nicht minder die Anstifter seines inneren Haders, ja die Ursache des Verlustes seiner Unabhängigkeit zu suchen.

Schon inmitten des Mittelalters finden wir die Juden in Polen im Besitze weit ausgedehnter Rechte als im übrigen Europa. Zu welcher Zeit sie in Polen eintrugen, läßt sich genau nicht bestimmen; sicher ist, daß sie schon vor offizieller Einführung des Katholicismus (965) dort waren. In Folge der Verfolgungen im ganzen übrigen Abendlande kamen sie später um das Ende des 11. Jahrhunderts in großer Anzahl an. König Mieslaus III. (1175—1177) beschützte sie gegen die Injurien der Studenten, der Böglinge des katholischen Klerus. Im Anfange des 13. Jahrhunderts besaßen sie bereits Grundstücke. 1264 bewilligte ihnen Boleslaus, Herzog von Kalisch, weite Privilegien, welche von König Kasimir (1333—1370) bestätigt und erweitert wurden. Die besondere Günst, welche dieser Fürst den Kindern Israels zuwandte, wird von dem zeitgenössischen Adel mit Unrecht (?) der Schwäche zugeschrieben, welche er für die schöne Erbsche hatte; vielmehr begünstigte Kasimir in seiner dem Jahrhunderte überlegenen Auffassung in gleicher Weise auch das Landvolk, was ihm den zum Ruhmetittel gewordenen Spitznamen des „Bauernkönigs“ einbrachte. Die glänzende Lage der Juden währte bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo ihnen, nach zeitgenössischen Berichten, sogar erlaubt war, den Tegen zu tragen und demasket zu gehen, kurz, wo sie sich aller Rechte der andern Staatsbürger erfreuten.

Nicht minder duldsam erwies sich Polen gegen die übrigen akatholischen Religionsgenossen: der gastfreundliche Boden Polens stand jedem offen, der auf ihm ein Asyl suchte. So rückten die überaus vertriebenen Waldenser nach Böhmen, wo sie ihre Lehre am so leichter ausbreiten konnten, als der katholische Klerus, welcher damals die Heiligkeit nicht genau beobachtete und dieses Joch gänzlich abzuwerfen wünschte, sich ihrer Propaganda nicht entgegenstellte. Dieselbe Freiheit wurde den Anhängern des Luth und des Hieronymus von Prag gewährt, bis König Ladislaus Jagellen, allerschwach, den Vorstellungen des Papstes nachgab und die Begünstigungen widerrief.

Dann kam Enters große Reformation. „Damals zog, nach dem Historiker Morawjewski, Polen, welches seit Jahrhunderten die Gabe gezeigt hat, alles mit Elan und Hefigkeit zu thun, die Reformer eher als andre Länder an. Der Eintritt wurde ihnen leicht gemacht; denn die Bischöfliche Macht war schwach, während den Fremden der Aufenthalt durch die Gastfreundschaft der von Reichthum schimmernden und von Überfluth strehenden Schloßer ungemein angenehm gemacht wurde.“ So verbreiteten sich die neuen Lehren, zumal unter dem gern als lutherfreundlich geltenden Adel, wie im Fluge über das Land. Die katholischen Priester wurden aus den Städten und Dörfern verjagt, an ihre Stelle traten Diener des neuen Kultus, oft junge Leute aus den besten Familien, sogar Söhne von Senatoren.

Priester, Mönche und Äbte verhetzten sich und gingen aus dem Schoße der katholischen Kirche zur Ketzerei über. Auf den Schloßern und in den Bürgerwohnungen hielt man Versammlungen ab, in denen man, anweilen recht geräuschvoll, religiöse Fragen erörterte. Begierig überlegte man die Wörter der fremden Apostel und errichtete Brudereien, um rathlose Proseliten zu machen. An solchen fehlte es denn auch nicht; denn jeder polnische Edelmann, absehlender Herr wie er auf seinen Gütern war, konnte die kühnsten Reformatoren vor jeder Verfolgung schützen. Auf diese Weise sprossen in kurzer Zeit eine Menge von Sekten empor. Man hat deren bis zu 32 gezählt. Die bedeutendsten von ihnen hielten im Jahre 1570 eine Art Synode ab, um eine polnisch-christliche Kirche zu gründen, was freilich nicht erreicht wurde. Za der Erzbischof von Gnesen selbst, der Primas Jacob Uchanski ging mit der Absicht an, sich von Rom zu trennen und diese Trennung in einem nach Piotrkow zu berufenen nationalen Konzil feierlich zu proklamieren. Aber auch dieser Gedanke gedieh nicht zur Reife; der Erzbischof ließ ihn wahrscheinlich deshalb fallen, weil er bemerkt hatte, daß die der Reformation ergebenden Polen über ihn hinwegschritten und sich von ihm nicht leiten lassen wollten. „Es ist sehr zu bedauern, sagt Herr Prondziak, daß Polen damals nicht völlig mit Rom gebrochen hat; es würde sich mit seinen neugläubigen Angehörigen nicht überwerfen, ja es würde die Kriege mit Moskau, Schweden und den Kosaken, die es unterwühlten und zerrißen, vermieden haben, es würde das Volkwerk der europäischen Zivilisation geblieben sein. Diefem Fehler verdankt Polen seinen langsamen Niedergang und selbst seinen Fall.“

Nach 1573 verkündete der Reichstag in Warschau allgemeinen Religionsfrieden und die Gleichheit aller christlichen Bekenntnisse; der in nämlichen Jahre zum König gewählte Heinrich von Anjou mußte demzufolge bekanntlich den darauf bezüglichen Artikel der *pacta conventa* beschwören, und als er zögerte, rief man ihn zu „*Si non jurabis, non regnabis.*“

Nach war der Höhepunkt der Bewegung, welche bei alledem an der Oberfläche der polnischen Gesellschaft blieb, ohne in die Tiefe dringen zu können. Inmitten des Reformaufschwungs erschienen die Jünger Vopolski. Der Fürstbischof von Ermland, Hofin, einer der Vorfürher des Tridenter Konzils, rief sie bald nach dem Schlusse des Konzils herbei. Andere Bischöfe folgten, hohe Damen verbanden sich mit ihnen, und selbst der Nachfolger Heinrich von Anjou, König Batoren, begünstigte sie aufs beste, obwohl er sich darin geist zu sagen, Gott habe sich drei Dinge vorbehalten, das Schaffen, die Kenntnis der Zukunft und die Leitung der Gemüther. Während seiner Regierung entstanden nicht weniger als vier Jesuiten-Kollegien; ungeachtet des Privilegiums der Krakauer Universität übergab er den Jesuiten die Leitung der Akademie zu Wilna, und, was das Schlimmste war, er ließ sich von dem päpstlichen Nuntius, dem Jesuiten Possevin, so zu sagen auf der Nase herumtragen.

Gleichwohl konnte der Jesuitismus in Polen erst unter der viel zu langen Regierung Sigismunds III. Wasa zur rechten Blüthe gelangen. Unter ihm wußten sie sich der Kanzel, des Reichstuhls und des öffentlichen Unterrichts zu bemächtigen, und bald beherrschten sie ebenso die Regierung und die Kirche, wie den Reichstag, das Heer und die Rechtsprechung. Sie hielten den König förmlich belagert, zwangen ihn, nichts ohne ihren Rath zu thun, und beeinflussten die Besetzung des Senats dergestalt, daß nach und nach alle Dissidenten zu Gunsten von Jesuiten-Jünglingen von dieser Körperschaft angeschlossen wurden.

Nicht ohne energischen Widerspruch nahm man in Polen

diese Thatfachen hin. Klar blickende Männer warnten einzeln, und suchten den überwucherten des Jesuitismus zurückzuhalten. Ein Edelmann am Hofe König Sigismunds III. selbst veröffentlichte unter dem Pseudonym „Philopolites“ (Patriot), mehr als eine Schrift gegen die Jesuiten, und der Brief, welcher Prondziak's *Żaśnej Góry* 1609 an den Senat richtete, und worin mit bürren Worten die Vertreibung des Ordens gefordert wurde, hat durch seine Kühnheit, offene und eindringliche Sprache eine nicht geringe Berühmtheit erlangt.

Solche Warnungen und Rathschläge wurden indeß mißachtet. Der Orden baute sich immer fester an, ließ seinen Herrschergelüsten immer dreister die Fägel schließen. Nachdem er einen entscheidenden Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gewonnen und dabei die Lutherische Reformation im Königreiche gehemmt und abgeschwächt hatte, überließ er die neue Ketzerei einem ungefährliehen Schlummer und warf sich auf die alte, mehr zu fürstende Häresie, auf die griechische Kirche. Die östlichen Provinzen des Reichs, namentlich die Ukraine, zeigten sich als ein großes Feld solcher Thätigkeit, welche von dem Vorwande einer Union der morgenländischen und der römischen Kirche begonnen wurde. Gerade dort aber hätte die Regierung Polens fluge Schonung walten lassen müssen. Denn die Kosaken waren der Republik aufrichtig ergeben, hatten zum Batoren gute Dienste geleistet und wollten in dieser Haltung zu verharren, wenn man sie nur im Besitze ihrer Freiheiten und ihres Kultus beließ. Indem die Jesuiten das Geheiß der Klugheit übertraten und blindlings an ihrem Bekehrungsheißel, drängten sie die Kosaken auf Anstandslos Seite und wandelten dieselben aus nützlichen Freunden in erbitterte und gefährliche Feinde. So waren es auch die Jesuiten, welche Polen in den unheilvollen Kriege mit Schweden und Moskau verwickelten und den Kabinetten von Berlin und St. Petersburg Gelegenheit zur Einmischung verschafften, da sich an diese Heile die Wunden und Schismatischer um Schuß gegen das eigene Vaterland zu wenden gezwungen sahen. „Ohne diese langen, unglücklichen und ewig beklagenswerthen Kriege würden die Kosaken zu Dniepr nicht das Vordereckeln im Heere des Zaren geworden sein, ja vielleicht hätte man die Schöpfung eines Königreichs Preußen nicht erleben müssen. — Was insbesondere das Jarenreich betrifft, so ist es den Jesuiten zuzuschreiben, daß der erste Sohn Sigismunds III., gleich von den Bojaren gewählt, den demnach Thron nimmer bestiegen hat; ohne die jesuitischen Schläuche würde der polnische Prinz nicht dem Gründer der Donau-Romanow Platz gemacht haben, und da er von seinem Vater ziemlich unabhängig war, so würde er wahrscheinlich freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Völkern hergestellt haben.“

„In zwei Jahrhunderten haben die Jesuiten, indem sie den religiösen Fanatismus predigten, es vermocht, den polnischen Nationalgeist gänzlich zu verderben. Zwar haben sie, es ist wahr, nicht so viel Vortriege angestrichelt, wie in anderen katholischen Ländern, immerhin aber ist durch ihre Praktiken Blut geschien. Trotz der Drosselung, die sie der fränkischen Inquisition machten, kann man ihnen den Verwurf nicht ersparen, daß sie die Jesuiten in Polen nachgebildet haben. In Folge ihrer Wirksamkeit wurde Johann Tyszkiewicz aus Biela 1611 als Arianer erkannt, Kasimir Czajkowski als Atheist zum Scheiterhaufen verurtheilt, durch Johann III. Sobieski von dieser Strafe begnadigt aber enthauptet, weil er an den Rand eines schlecht gehaltenen Buches über die Erbsünde Gottes ironisch die Worte vermerkt hatte: Ergo non est Deus.“ — wurden der Bürgermeistern

Männer in Idorn und neun andere Bürger, lauter Protestanten, noch 1724 grausam hingerichtet, weil sie während der Unruhen, welche die Jesuiten durch eine Procession in jener fast gänzlich protestantischen Stadt angestiftet hatten, das Bild der heiligen Jungfrau verbrannt haben sollten.

Sind aber auch die Opfer an dem Scheiterhaufen und dem Schaffot nicht sehr zahlreich, so fällt den Jesuiten doch immerhin zur Last, daß das durch sie aufgeheulte Volk oft genug erschrocken über die Törmel der Diffidenten und Zuden herfiel, und daß sie 1658 die massenhafte Verbannung der Arianer und Seginianer durchsetzten."

Nicht unerwähnt endlich darf bleiben, welche Wunden die Jesuiten der Intelligenz des Volkes schlugen. Zudem sie nach Kräften den religiösen Fanatismus einauspflanzten, die lehrreichsten Bücher, ja ganze Bibliotheken den Flammen überlieferten, läßt sie zugleich den blässen Obscurantismus. In welcher Weise sie ihren gerühmten Unterricht ertheilten, läßt sich aus einigen Fragen beurtheilen, welche sie ihren Zöglingen noch kurz vor ihrer Unterdrückung in Polen, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, vorzulegen pflegten. „In welcher Jahreszeit hat Gott die Welt geschaffen, im Frühling oder im Herbst?“ „Hatte das Mama, das Gott den Israeliten schickte, denselben Geschmack für Gute und Böse?“ „Hat die Jungfrau Maria aufrecht gestanden oder gesessen, während sie mit Gott sprach?“ „Kann Jemand sein eigener Vater werden?“ Antwort auf die letzte Frage: „Nein, nur durch ein Wunder!“ Eine andere Lehre der Jesuiten hatte noch besonders schlimme Folgen; sie lehrten nämlich: daß allein der Adel und das Klerikale den Menschen vom Dämon zu erlöse. Natürlich wurden die Gelehrten, mit solchen Gedanken genährt, gegen das Schicksal der armen Landleute unempfindlich und jedem Fortschritt abgeneigt.

Darf einem solchen Verfahren vor der Abrechnung der polnischen Literatur, die im 16. Jahrhundert einen so schönen Anlauf genommen hatte, unvermeidlich. Kaustat die bereits in heftiger Reinheit dastehende Sprache eines Kochanowski und Gernicki zu pflegen, geschähe es den Jesuiten, den unnatürlichen Makaronismus ihrer Literatur einzuführen, d. h. lateinische und polnische Worte durcheinander zu mischen oder den polnischen Worten lateinische Endungen zu geben. Erst nach dem Fall der Jesuiten und nach der ersten Theilung Polens fing die polnische Literatur an sich wieder zu erheben.

Die Polen, so leicht Herr Prawdzic, begreifen noch nicht genug, daß die ewolvierten es waren, welche durch ihre tödtende Thätigkeit die großmüthige und mächtige polnische Nation von dem 1573 so glücklich eingeschlagenen guten Wege abgelenkt worden. Das Vaterland hauptsächlich herbeigeführt haben. „Sie haben Recht, sowohl der russischen Orthodoxie wie dem sogenannten Evangelismus Preussens zu widersprechen, da beide in ihrer Haltung etwas Brutales an sich tragen. Allein haben die Polen deshalb nöthig, ihre nationale Sache mit dem Ultramontanismus zu identifizieren? ... Das Jahrhundert wird nicht enden, ohne die Grundlagen einer gründlichen religiösen Reform, als die von Luther und Calvin ist, hergestellt zu sehen, einer Reform, die der menschlichen Vernunft und dem menschlichen Gewissen entspricht und die Forderung ebenso wie das übernatürliche ausschließt. Dann allein wird man mit Recht ausrufen können:

„Magnus ab integro seclorum nascitur ordo.“

R u s s l a n d.

Der neue russische Amu-Darja-Bejirk.

Durch den mit dem Chan von Chima abgeschlossenen Friedensvertrag hat Rußland sich am Amu-Darja, am Fuß der Alta, festgesetzt, dessen Quellen in den nordwestlichen Abhängen von Afghans höchstem Gebirge, vom Himalaya, entspringen, und zwar ist es das Land am östlichen Ufer, welches Rußland zugefallen ist. Der Friedensvertrag bestimmt, daß der Amu-Darja die Gränze zwischen dem russischen und Chima'schen Gebiete bilden soll, von Kiserli an der Gränze von Buchara bis zur Mündung des westlichen Armes in den Kaspi'schen See, daß weiter die Gränze am Ufer des Sees bis zum Vorgebirge Urga und von da bis zu dem scharf nach Westen zum kaspi'schen See sich wendenden alten Bette des Amu-Darja zu ziehen ist. Auf diese Weise hat Rußland sich wie ein Keil zwischen Chima und Buchara eingeschoben. Was dem Chan von Chima an Ländern verblieben ist, hängt, an drei Seiten von dem ehrenwerthen russischen Reichthum begrünt, trostlos zwischen dem neuen russischen Gebiete und dem russischen kaspi'schen See, und der Chan mag sich in seiner Hauptstadt Chima, die von der neuen Gränze gar eng umschlossen ist, recht unbehaglich fühlen. Es ist nicht abzusehen, wie er sich in dieser Lage unabhängig halten soll, wenn, was nicht ausbleiben kann, Rußland ihm die Nothwendigkeit seiner Existenz einmal bestreiten würde.

Der neue Gränzbezirk Rußlands besteht aus den beiden Abtheilungen Schurachana und Tschimbal. Provorkoff ist auch ein Theil des Territoriums Kasii-Kum, einer unergiebigen Sandsteppe, zugeschlagen worden.

Das Bild, welches Herr K. V. Kuha in der russischen Revue von dem Gebiete entwirft, läßt sich nicht als verlockend bezeichnen, wenn das Land auch nicht gerade das magerste Ethel des Chanas zu sein scheint. Darnach lassen sich, nach den physischen Zustand des Terrains befragt, vier sich ziemlich scharf sondernde Bandarien unterscheiden: das Delta des Amu-Darja am Kaspise, hieraus sich südlich ausbreitend ein für die Kultur günstiger Landstrich, ferner die Sandsteppe Kasii-Kum, im Osten endlich ein sich mitunter zu kleinen Bergen erhebendes Hügelland.

Das Delta des Amu-Darja am Kaspise zeigt den Fluß in eine Menge von Armen getheilt, welche bis zur Mündung viele Inseln, Seen und Sümpfe bilden. Die Inseln liegen meistens so niedrig, daß sie zur Zeit des Frühlings mit klaren Ausnahmen gänzlich vom Wasser überflutet sind. Es sind nicht mit Schilf bedeckt, zwischen welchem die und da kleine Salzkraut-, Tamarisken- und Pappelbäume ein einsames Dasein fristen. Der kulturfähige Landstrich ist ziemlich ausgedehnt und steht auch in der That zum großen Theil unter Kultur. Die Bewässerung wird durch den Charakter des Amu-Darja sehr begünstigt. Der Fluß bildet nämlich in seinem Laufe von Meschett auf eine Menge Arme oder natürliche Kanäle, welche man Kest nennt. Sie dehnen sich zuweilen zu Seen aus, von denen der Salzsee Suljan-Sarai, die Salzquelle der Giumeber, verzeugt zu nennen ist. Wird den Landwirthen schon durch diese natürlichen Wasserläufe und Seen vortheilhafte Gelegenheit zur Bewässerung der Felder gewährt, so haben Fleiß und Intelligenz der Bewohner noch weitere künstliche Mittel zu gleichem Zwecke geschaffen. Aus dem Amu-Darja zweigen sich nämlich verschiedene große Kanäle ab, aus welchen wiederum eine Menge Kanäle zweiten Grades auf die Weiden und Acker der Giumeber

geleitet werden. Diese läßt sich unser Gewährsmann nicht darüber aus, ob diese Kanäle neuen Ursprungs sind, oder ob nur sie als Ueberreste jenes Bewässerungssystems zu betrachten haben, durch dessen Anlage die Perser des Alterthums sich um in einem so glänzenden Lichte zeigen.

Die Bevölkerung des Amu-Darja-Bezirks besteht aus sesshaften Einwohnern und aus Nomaden. Herr Kuhn nimmt an, daß dieselbe sich auf den von ihm benannten Punkten erst in neuerer Zeit, etwa im 15. und 16. Jahrhundert gebildet habe, ohne insofern leugnen zu wollen, daß auch in den ältesten Zeiten hier eine Bevölkerung gelebt habe (das Veltre ist doch wohl außer Zweifel — es handelt sich eben um das Hochgebiet des Syr-Darja); nur meint er, daß jetzt Ueberreste der Ureinwohner nicht mehr zu finden sind. Ungefähr die Hälfte der Bewohner nomadisiert; doch beschäftigen sich viele ebenso wie die Sesshaften mit Ackerbau und Viehzucht, vorzugsweise mit Schafzucht.

Was die Abstammung betrifft, so besteht die Bevölkerung aus Uzbeken, Kirgisen, Karakalpakken und einer kleinen Anzahl von Turkmenen und Persern.

Die Uzbeken sind vom linken Ufer des Flusses aus Mangel an eigenem Landbesitz herübergezogen. Hier wohnen sie größtentheils in den Städten und in den dieselben umgebenden Landhäusern, wo sie sich mit Acker- und Gartenbau beschäftigen. Nach den Angaben der Einheimischen zählt man gegen 6000 Uzbekenhäuser. Die Kirgisen berechnet man auf 12—15,000 Zelte, die Karakalpakken sollen deren 18—25,000, die Turkmenen 1500—2000 besitzen. Die Perser schätzt man auf 6000 Seelen. Die Perser bilden die Anseher auf den ausserirdischen Ländereien, die sich zum Theil schon früher vor der Annehmlichkeit freigegeben haben, zum Theil aber noch bis jetzt darin verleben sind. Jede dieser Bevölkerungen gruppiert sich in Massen und hat ihre Mittelpunkte.

Die hauptsächlichsten festen Punkte des Bezirks sind: die Stadt Schurachana, die Stadt Schah-Abbas-Bali, Rahman-Berdi-bi-Basar, Kutuk und Tschimbai, wozu noch Tschangasi und Tugai-Tschalli, die beiden Befestigungen der halbwüchigen Kirgisen treten. Jeder dieser Punkte bildet den Zentralmarkt für die in weitem Umkreise zu ihm gehörenden zahlreichen Metereien.

Der bedeutendste Theil des Bezirks bestand aus Wild-Ländereien, d. h. aus den vom Khan den einzelnen Personen zu wirklichem Eigenthum verliehenen, und aus Ländereien des Khans, welche gegen eine Abgabe vom Ertrage der Felder und Gärten verpachtet wurden. Die Khane ertheilten auf dem rechten Ufer:

- 1) eine Gelddarlehne von den nach Rußland ziehenden und von dort zurückkehrenden Karawanen;
- 2) eine Steuer das Recht, auf den Stadtmärkten Handel zu treiben;
- 3) eine Salzsteuer;
- 4) eine Geldsteuer von den Eigenthums-Ländereien;
- 5) eine Naturaliensteuer, d. h. einen bedingenen Theil der Ernte von den verpachteten Ländereien und vom Vieh.

Die kleinen Grundbesitzer hatten dem Khan nichts, sondern nur den größeren Grundbesitzern eine Abgabe zu zahlen.

Wieviel das rechte Ufer an Abgaben dem Khan und den Grundbesitzern einbrachte, hat, ist kaum mit irgend welcher Sicherheit zu berechnen. Kuhn meint, daß jedes Zelt der Nomaden etwa 3 Rubel, jedes Haus der Sesshaften etwa 3 Rubel 60 Kop. zu zahlen haben werde, was bei jenen zusammen 111,000 Rubel, bei diesen 21,500 Rubel und mit Hinzurechnung einiger weniger bestimmten Abgaben eine Gesamteinnahme von 200,000 Rubel bilden würde.

Der natürliche Reichthum des neuen Gebiets besteht vorzugsweise in den zum Ackerbau geeigneten Ländereien. Die Umgebungen der Städte Schurachana, Rahman-Berdi-bi-Basar und Tschimbai werden als diejenigen geschätzt, welche die reichsten Ernten im ganzen Ghanat liefern. Die Quantität des gewonnenen Getreides ist so groß, daß nicht allein viele Märkte auf dem linken Ufer damit versorgt werden, sondern daß auch eine beträchtliche Ausfuhr in das Land der Turkmenen und weiter nach der Stadt Kasaninsk stattfinden kann.

Nach Angabe der Einheimischen soll der Gobi-Darja Schmelzschmelz Kupfer- und Silberminen enthalten. Khan Mahomet Emin ließ dort den Versuch anstellen, Kupfer zu schmelzen; es wurde auch in der That eine Hütte eingerichtet, aber aus Mangel an geschickten Meistern mußte das Unternehmen bald wieder aufgegeben werden.

Der Handel hat auf dem rechten Ufer keine fernerliche Bedeutung erlangt. Nur Karawanen pflegen aus dem russischen Turkestan, aus Chelad und Buchara nach den Zentralmärkten auf dem linken Ufer durch das Gebiet zu ziehen. Die Handelsverbindungen zu Wasser beschränken sich auf Buchara und finden nur während einer sehr kurzen Zeit des Jahres statt. Die Ussachen hievorn liegen in der Beförderung der überfüllten der Turkmenen und in der langsamsten des Transports der Waren hinauf. Der Mittelpunkt des ganzen Gebiets befand sich bisher auf dem linken Ufer des Amu-Darja, in dessen Hauptmärkte sich die gesammte Bevölkerung drängte. Deshalb konnte das rechte Ufer noch zu keiner großen Bedeutung gelangen. Die Russen schmeicheln sich nun mit der Hoffnung, daß jetzt, nachdem das rechte Ufer in ihren Besitz übergegangen ist, dasselbe in kurzer Zeit den Handelsverkehr des Ghanats im Wesentlichen an sich ziehen wird, und zwar lediglich durch die Ruhe, die Sicherheit des Lebens und Eigentums, welches die russische Verwaltung ihren neuen Unterthanen zu bieten in der Lage ist.

Amerika.

Jahresbericht des Smithsonischen Instituts.

Den Jahresbericht des Smithsonischen Instituts für das Jahr 1871 haben wir in der diesjährigen Nr. 21 (S. 306 ff.) des Magazins vom 23. Mai eingehend besprochen. Raumher liegt uns der folgende Band vom Jahre 1872 vor. Wir recapitulieren hier, daß dies Jahrbuch nach Bestimmung vom 26. April 1871 im Saal des Senats zu Washington auf dem Tische liegt, und daß der Präsident der Vereinigten Staaten ex officio Mitglied des Instituts ist. Der gegenwärtige Präsident desselben ist E. P. Chase, Chief Justice of the United States. Ähnliche Berichte über Bestand der Kasse und der Bibliothek, wie das vorige Mal, leiten die Mittheilungen ein. Wiederrum beginnt mit p. 108 der literarische Theil des Jahrbuchs. Die wissenschaftlichen Aufsätze sind auch diesmal zum Theil Uebersetzungen, so gleich der erste über Ampère von M. Krage. Ebenfalls aus dem Französischen für das Institut übertragen, ist die nächste Abhandlung, die wissenschaftlichen Arbeiten von Edward Cartet von Dr. P. Röhr.

*) Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures and condition of the institution for the year 1872. Washington 1873, 456 pp.

(Du à la séance générale annuelle de la société géologique de France). Deutschen Ursprung ist der folgende Beitrag „Organische Böden“, Verlesung des Professor A. Bauer vor der Gesellschaft für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse zu Wien.

Dieser chemischen Abhandlung folgt eine derselben Wiener Quelle entnommene über The Boundary-Line between Geology and History von Ed. Such. — Man sieht, daß die Amerikaner auf dem wissenschaftlichen Felde den Grundriss, sich das Beste der europäischen Leistungen anzueignen, festhalten: wir hatten neulich Gelegenheit, im Bericht über die International Review anzuführen, daß man im Gebiete der Kunst gleichfalls — und gewiß sehr verhältnißmäßig — auf Originalarbeiten verzichtet, um desto mehr Sorgfalt auf die Erwerbung guter Nachbildungen der Originale zu legen.

Die „Prinzipien der Archäographie“ von Aristides Brezina (aus dessen Mineralogischen Mittheilungen, Wien, 1872) werden hierauf referirt. Es folgt „Meteorologie in Rußland“ von Dr. Woiw, von der Geographischen Gesellschaft in Petersburg. Phänomene, die sich bei Telegraphenlinien während des großen Südturnes vom 4. Februar 1872 gezeigt haben, behandelt hierauf, in Zusammenhang mit dem Nordlat, Professor Donati, Vorstand des astronomischen Observatoriums in Florenz. — Ein ethnologisches Thema, in Amerika nächst den ersten Wissenschaften besonders kultivirt, folgt sodann mit den „Treglobden oder Höhlenbewohnern des Thales der Sajoire“, behandelt von P. Broca (aus La Revue Scientifique, Nov. 1872). — Wie es nun im vorigen Jahrgange des Buches der Fall war, und wie es der Natur der Sache durchaus gemäß ist, empfangen wir nach den wissenschaftlichen Beiträgen der alten Kulturländer Europas spezifisch amerikanische Arbeiten, die sich, wie das vorige Mal, auf dem ethnologischen Gebiete mit Vorliebe bewegen: denn in gewissem Sinne reiset ja dem relativ geographischen Amerika die ethnographische Forschung die eigentlich historische. Wie wir das vorige Mal eine sehr interessante Abhandlung über „Indianische Grabhügel (Mounds) im Dakota-Territorium“ erhielten, so liegt und diesmal ein ähnlicher Aufsatz über den „alten Handel der Ureinwohner von Nordamerika“ vor; der Verfasser, der noch einige kleinere Beiträge bringt, ist Karl Rau.

Die Thatiade, daß unter den Indianern — vor der Einwanderung der Europäer — Handel betrieben werden ist, wird dadurch freigestellt, daß man häufig indianische Erzeugnisse antrifft, welche Materialien aus weit entfernten Gegenden enthalten. In manchen Fällen mögen nun diese industriellen Erzeugnisse allerdings als Kriegsbeute, nicht als Handelsartikel ihren weiten Weg zurückgelegt haben. Auch die mehreren Indianer steben laufend und mehr Meilen weit zu Kriegszwecken ins Land; die kriegerischen Völkern z. B., welche den jetzigen Staat New-York bewohnen, haben ihren Kriegszug häufig bis zum Mississippi ausgedehnt. So machten im Jahre 1680 600 Seneca-Indianer einen Einfall in das Gebiet von Minois, wo sich der Reisende La Salle damals befand. Vor mehr als 100 Jahren erfuhr der Reisende Carver von den Winnebago (im jetzigen Wisconsin), daß dieselben bisweilen Kriegszüge bis zum jetzigen New-Mexiko machten; sie gebrauchten Monate, um dorthin zu gelangen. Es scheint in der That — so schließen wir aus den Andeutungen — der Krieg hier älter als der Handel zu sein oder doch die Linie, die Beides trennt, sich der schärfsten Bestimmung zu entziehen. Die archäologische Untersuchung des Autors erstreckt sich nun wesentlich auf dasjenige weite Gebiet, das von dem Mississippi, den Großen Seen, dem Atlantischen Ozean und dem Golf von Mexiko begränzt wird.

„Eine Anzahl von Archäologen“, führt man fort, „unterscheidet zwischen den Erbauern der ausgedehnten mauerartigen Erdwerke und der tumuli von Nordamerika, und den Stämmen, welche die Weichen im West des Landes fanden; und folgerichtigweise trennen sie die Ueberreste der sogenannten Hügel-Erbauer (mound-builders) von jenen der späteren Einwohner. Eine solche Grenzlinie muß ohne Zweifel als gänzlich verweicht erscheinen im Hinblick auf die Beziehungen, die ich zu erörtern im Begriff bin, aus welchem Grunde ich keinesfalls meinen Ruf auf diese vage Eintheilung anknüpfe, sondern lediglich der früheren indianischen Bevölkerung im Allgemeinen mein Augenmerk zuzuwende.“

Es werden nunmehr in getrennten Kapiteln die einzelnen Handelsartikel jener gleichsam vorhistorischen Zeit durchgenommen. Die wesentlichsten darunter sind: Kupfer, Gold, Obsidian, Mica von Metallen, dann Schiefer, Feuerstein, Schildpatt und Perlen.

Der nördliche Theil vom Staate Michigan, am oberen See, ist beinahe reich an Kupfer; man hat — im Jahre 1847 — die Spuren alter indianischer Bergwerke in diesem kupferreichen Distrikt entdeckt (vgl. Squier and Davis, Ancient Monuments of the Mississippi Valley, Smithsonian Institution, Washington 1848). Kupfer ist das einzige Metall, dessen Gebrauch den Indianern vor der europäischen Einwanderung in Nordamerika bekannt war. Anzeichen von der Bearbeitung des Silbers sind im Vergleich hiermit so selten und geringfügig, daß des Metalls kaum in Betracht kommt. Aber auch die Anzahl der aufgefundenen Kupferartikel ist verhältnißmäßig nicht sehr groß und scheinen die letzteren vorwiegend auf bestimmte Gegenden beschränkt gewesen zu sein. So ist es z. B. dem Verfasser während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes in der Umgegend von St. Louis, die ganz besonders reich an Grabdenkmälern und andern Zeichen indianischer Niederlassung ist, nicht gelungen, ein einziges jener Klasse angehöriges Stück aufzufinden. Kupferne Geräte, wie Äxte, Messer, Grabhügel, Messer, Speere, sind besonders in indianischen Grabmälern gefunden worden; die meisten dieser Gegenstände aber sind bloße Schmuckstücke, ein Umstand, der hinlänglich beweist, daß das Kupfer nur eine untergeordnete Stelle in der industriellen Entwicklung der Rasse einnahm. Wenn die alten Einwohner die Kunst besaßen hätten, Kupfer zu schmelzen, oder noch mehr, wenn die Natur sie mit ausreichendem Vorrath an Zinnern versehen hätte, um Bronze zu produziren, jener eigenthümlichen Kempektion, deren die Mexicaner und Peruaner sich bedienten, so wäre der Stand ihrer Zivilisation ohne Zweifel ein viel höherer gewesen, als die Weichen zu jener Gegend kamen.“ Ihre Benutzung des Kupfers aber bestand einfach darin, daß sie dasselbe, ohne es zu schmelzen, mit großer Mühe hämmerten und die Formen ihrer Hausgeräte hervorbrachten. Innerhalb dieser Beschränkung indeß entfalteten sie eine bedeutende Geschicklichkeit. „Es ist nun wahrscheinlich“, sagt der Verfasser, „daß kleine Völkern verschiedener nördlicher Stämme periodisch erkundeten nach jener Gegend machten und nach ihren Heimstätten zurückkehrten, wenn sie sich mit genügenden Quantitäten des vielgeehrten Metalls — das sie nach den Berichten der Reisenden des 16. Jahrhunderts höher als Gold schätzten — versehen hatten. Die Angehörigen dauernder Niederlassung indeß, namentlich Begräbnishätten, Vertheilungswerke, Spuren des Landbaues und der Wohnstätten fehlen hier; die Jagd ist geringfügig und wenig verlosend für dauernden Aufenthalt; und allem das fehlt man eben, daß keine dauernden, sondern nur peripetische Niederlassungen zu dem angegebenen Zwecke hier stattgefunden haben.“

Verfasser bespricht nun das Blei (Galena): dasselbe scheint gleichfalls sehr gelehnt gewesen zu sein; man findet es häufig

an den Altären gebettelter Grabbügel. Die Besten, die man in Ohio gefunden hat, wurden wahrscheinlich in Illinois oder Michigan gewonnen und kamen, wie man annimmt, auf dem Wege des Handels in das Thal des Ohio. — In ähnlicher Weise werden nun auch die andern mutmaßlichen Handelsartikel beiraden: mit Interesse verfolgt man die Darstellung, deren Resultate naturgemäß nicht sehr in die Augen fallend, aber doch ansprechend sind und dem Verufenen zu weiterer Forschung sehr anregend und förderlich sein mögen. — Sodann untersucht der Verfasser jene Grundlage aller höheren Kultur der Menschheit, die Theilung der Arbeit bei den alten Indianern. Unter den späteren Indianern nun, wenigstens unter denjenigen, welche östlich von den Felsen-gebirgen lebten, wurde fast alle Arbeit von den Weibern vollbracht. Die Arbeit des Mannes war eben der Krieg und die Vorbereitung auf denselben durch Übungen, die Kraft und Geschicklichkeit des Körpers förderten; abgesehen hiervon ergab man sich Vergnügungen, unter denen Glücksspiele vorzuziehen. Naturgemäß oder legte bei schwierigen und anstrengenden Arbeiten, wie bei dem Zimmern eines Hauses oder eines Kahnes, auch der Mann Hand an. Alles andere aber, das Bereiten der Speisen und Kleidung mit allem Zubehör, lastete auf den Weibern. Das Loos derselben war in der That wenig beneidenswerth, während die Männer lediglich deshalb in Pelagämie gelebt zu haben scheinen, um über mehr Hülfsleistung in ihren häuslichen Angelegenheiten zu verfügen. Die merkwürdigen Erzeugnisse der uralten einheimischen Industrie aber sind die geschnittenen Steinpießsen von beiderseitiger Gestalt, welche man in den Grabbügeln von Ohio ausgegraben hat; manche derselben sind so kunstreich angefertigt, daß ein moderner Künstler, ungeachtet seiner ungleich vollkommenen Instrumente, Mühe haben würde, sie in gleicher Güte herzustellen. Diese mühselige Arbeit muß einen Zweig der einheimischen Industrie ausgemacht haben.

Dem interessanten Artikel folgt ein solcher desselben Verfassers, Karl W. W., über nordamerikanische Steingebäude. Abbildungen veranschaulichen die primitive Natur derselben. Gleichfalls mit den Indianern beschäftigt sich die Schlussaufgabe des Jahrbuchs; der erste von J. O. Bruff behandelte Indian Engravings on the Face of Rocks along green River Valley in Sierra Nevada Range of Mountains. Diese zeigen neben hieroglyphenartigen Inschriften oder Einmetzelungen an den Felsflächen der Sierra Nevada nicht unendliche Abbildungen von Menschen und Thieren; ein Faksimile derselben ist beigegeben.

Einige kleinere Mittheilungen über indianische Grabbügel, wie dieselben in verschiedenen Gegenden der Union ausgegraben worden sind, beschließen wie den vorigen so den neuesten Band des interessanten Jahrbuchs.

Ed. W.

Egypten.

Anfänge des Romans.

Wenn wir uns demüthen diejenige Gattung unserer schönen Literatur, welche augenblicklich mit ihren, sich nach allen Richtungen hin ausdehnenden, üppig wuchernden Blüthen beinahe die übrigen zu erstickn droht, Lebensfalls den bei weitem größten Raum für sich in Anspruch nimmt, bis in ihre ersten und deklamatorischen Anfänge zurück zu verfolgen, so werden wir auch hier — wie in beinahe Allem, was geistiges Leben betrifft — zu dem

alten Egypten hingeleitet, dem räthselhaften Lande der Hieroglyphen. Nur sehr wenig von den schöpferischen Erzeugnissen dieser Art, die am Ufer des Nil entfaulen, ist bisher wieder an das Licht gefördert, aber dieses Wenige nimmt mit Recht das größte Interesse in Anspruch, selbst da, wo es nur fragmentarisch und unvollendet auftritt. Daher darf Referent wohl annehmen, daß einige Mittheilungen über den altegyptischen Roman, welcher der bedeutende französische Egyptologe Herr Z. Chabas in den Comptes Rendus der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Bulletin d'Avril-Mai-Juin 1874) giebt, auch für einen größeren deutschen Leserkreis anziehend sein dürften. Wir theilen mit daher Herrn Chabas Mittheilungen der Hauptsache nach — mit nur geringen Beseitigungen der zu speziellen Bemerkungen — hier wiederzugeben:

„Als in die neueste Zeit war nur ein einziges, dem Pharaonischen Egypten entkauftenes Erzeugniß der Phantasie bekannt: Die Geschichte von den beiden Brüdern, welche Herr de Rougé auf dem Papyrus der Mme. d'Orbigny, jetzt im Besitz des Britischen Museums, entziffert hat. Dieser Papyrus, welcher für die Egyptologie die erste Grammatik wie das unerschöpfliche Vocabularium bildet, hat den Erschörstern der ägyptischen Schrift mindestens zehn Jahre des Umbastards erspart. Dank seiner klüglichen Einführung, wie der verbesserten Übersetzungen, die davon erschienen, ist dieser Text beinahe populär geworden; die seltsamen und wunderbaren Abenteuer des Isis und seiner klügelnden Frau sind einem großen Theil des gebildeten Publicums bekannt.

Die nicht minder wunderbare Erzählung, welche Herr Dr. Brugsch auf einem demotischen Papyrus des Museums des Louvre entziffert, und welche dieselbe Geschichte den Roman des Setnan genannt hat, bietet, seines späteren Datums wegen, weniger Interesse. Außerdem ist die von Herrn Brugsch mitgetheilte Uebersetzung auf mehreren Stellen nicht klar. Es wäre zu wünschen, daß dieser Gelehrte, der in der Kenntniß des Demotischen nicht seines Gleichen hat, den Text einer nochmaligen Prüfung unterziehe.

Voriges Jahr entdeckte ich, bei Durchsicht der hieratischen Papyrusrollen des Turiner Museums, welche die Herren Planch und Rosk herausgegeben, die Reste eines dritten kleinen Romant. Leider enthalten die von diesem Papyrus erhaltenen Fragmente weder Anfang noch Ende der Erzählung, und sind noch außerdem voller Lücken. Daher habe ich geögert, meine kleine Entdeckung der gelehrten Welt mitzutheilen. Doch nun findet sie eine passende Stelle als Anfang einer Kritik über ein viertes Erzeugniß der Phantasie, welches so eben mitgetheilt worden.

Diese neue ägyptische Erzählung ist auf einem hieratischen Papyrus der Harrischen Sammlung entdeckt, die das Britische Museum kürzlich erworben und der Öffentlichkeit noch nicht übergeben hat. Wir verdanken diese Entdeckung Herrn v. Z. Goerdin, einem der wenigen Egyptologen, dessen Übersetzungen man ohne Controlle annehmen darf. Dieser Gelehrte hat der kenden archäologischen Bildergesellschaft den Inhalt des kleinen Romans folgendermaßen mitgetheilt:

Die Erzählung vom predestinirten Prinzen.

Dieser interessante Roman, der leider nicht vollständig ist, erzählt, wie ein gewisser ägyptischer König in Folge drückender Gebete einen Sohn erblickt, von dem die sieben Götter (Parna) prophezeiten, daß er einen dreifachen Tod sterben werde: durch ein Arofelil, durch eine Schlange oder durch einen Hund.

Um seinen Sohn am Leben zu erhalten, verachtet ihn der

Vater in ein verschwenderisch eingerichtetes Gemach und umgibt ihn mit zahlreicher Dienerschaft, der es unterlag ist, ihm von der Götting dieser drei Alerarten zu sprechen.

Eines Tages erblickt der eingelassene Prinz einen Gärtner, der, von seinem Hunde begleitet, auf die Jagd geht. Sofort wünscht er ein solches Thier zu besitzen. Die Kundschaft dieses Bundes herabzieht die Mittheilung des ihm bestimmten Schicksals. Doch durch vieles Trängen erhält er von seinem Vater die Erlaubnis nach seinem Bundes zu handeln, da er ihm sagt, daß es vergeblich sei, seinem Schicksal entkommen zu wollen.

Dann bestimmt er den König ihn reisen und die Welt durchziehen zu lassen, und benutzt die erlangte Erlaubnis dazu, allein eine Reise nach Naharan (Mesopotamien) zu unternehmen, auf der er sich für den Sohn eines ägyptischen Edeln, der von einer grausamen Stiefmutter schädelt, ausgiebt.

Am Hofe des dort herrschenden Königs angekommen, besucht er die Herren vom Hofe. Diese theilen ihm die sonderbare Lage mit, in der sich die Tochter des Königs befindet, die in einem Thurm eingesperrt ist, und nur von dem Bewerber befreit werden kann, den es glückt das Heer ihres Gefängnisses zu ersteigen. Alle Prinzen von Naharan haben das Unternehmen versucht, und Allen ist es mißlungen; aber dem jungen Gärtner, dessen seines Benehmen das Herz der Prinzessin gewinnt, gelingt es sie zu befreien.

Doch der König von Naharan will sie einem unbekannten Aushändler nicht zur Frau geben. Aber die Prinzessin droht mit Selbstmord, und der König willigt in die Verbindung der beiden Liebenden.

Nachher reist der Prinz mit seiner Gattin nach Ägypten. Am Eingang eines Tempels, in dem er seine Andacht verrichten wollte, wird er von einem heiligen Aresobit angegriffen, das er zuvörderst, und von einem Niesen, den er besiegelt. Von diesen Kämpfen ermüdet, kehrt er zurück in seine Wohnung, um etwas zu ruhen, während seine Gattin bei ihm wacht. In dem Augenblick kommt eine Schlange aus ihrem Loch hervor, und versucht ihn im Schlaf zu beißen; aber die Prinzessin bringt ihr einen berausenden Trank bei, und als das gefährliche Thier betrunken ist, ertränkt sie es in ihrem Bahr.

Beim Erwachen bringt der Prinz, im Verein mit seiner Frau, den Hören Dankansagen dar, dafür, daß er aus zweien der ihm zuerbestimmten Todesarten errettet worden.

Dann macht er einen Spaziergang und degnet wieder einem Niesen und einem Aresobit, die ihm sein unabwehrbares Schicksal verkünden. Er beachtet es gar nicht.

Zwei Monate später geht der Prinz aus, und nimmt seinen Hund mit

Hier endet der Papyrus. Wir werden den Schluß der Geschichte nie erfahren, wenn nicht ein glücklicher Zufall den Rest des Manuscripts auffinden läßt.

Diese Erzählung läßt sich, wie Herr Weidman bemerkt hat, mit gewissen Legenden des Mittelalters vergleichen. Man findet in ihr nicht, wie in der Geschichte von den beiden Brüdern und dem Roman des Setnaui, Züge, welche durchaus an die ägyptische Dektira erinnern. Aber wie in diesen beiden ist auch hier der Stolz einfach, die Erzählung zusammenhängend; auch wird man eine reiche Anekdote lexikographischer wie grammatischer Nachweise, wie sie mythologische Texte niemals bieten können, daraus entnehmen. Die schlaue Verfertigung des hieratischen Textes wird sojaglich ein großer der Wissenschaft erwiesener Dienst sein.

Das Fragment, welches ich auf einem hieratischen Papyrus

von Turin erkannt habe, bietet nicht dieselben Vorzüge; nicht etwa weil der Stolz weit weniger einfach wäre; aber in dem Anlauf der Bestimmung, in dem es ist, wird der Text zu häufig unterbrochen, um mit genügender Sicherheit grammatische Beobachtungen daraus ziehen zu können. Dennoch finden sich einige beachtenswerthe Ausdrücke darin, die es wohl verdienen, in alle Anzüge aufgenommen zu werden.

(Der von Herrn Chabas nach sorgfältiger Prüfung geordnete Text des Papyrus bildet eine Episode, die er Die Episode des Blumengartens nennt, und folgendermaßen, — nach Einschließung einzelner Wörter und sogar einiger Sätze, um die durch Lücken unterbrochenen Theile des Textes zu verbinden — mittheilt.)

Die Episode des Blumengartens.

Sie führte mich, meine Hand in ihrer Hand. Wir gingen in ihren Garten, um zu plaudern. Sie ließ mich dort wenig kosten, der vortheilhaft war. Seine Blumen grünten, seine Büsche waren von Blüten bedeckt; Stachelbeeren waren in ihm und Kirchen, röthlicher als der Rubin; seine Perleas glühten der Bronze; sein Gebüsch war von der Farbe des Metalls Naktum, seine Rennis wie Kokosnüsse, die man enthüllt darbringt; sein Schatten war frisch und duffig; wohlthätiges Ruhen war darin leicht.

Als sie mir begegnete, hatte die Tochter des Vergleichen der Obstgärten sie als Botin gesandt. „Komm zu mir, hatte sie zu mir gesagt; weite einen Tag in dem Gemach eines jungen Mädchens, das mein ist; der Garten hat seinen Tag; Terrasse und Boudoir sind da.“

Hier endet die erste Seite, der eine Zeile fehlt. Die Unterhändlerin wendet sich an die verführerische der Phronen des Plages:

Die edlen Männer sind erstent, entzückt von deinem Anblick; laß sie ihre kostbaren Kleider bringen in deine Wohnung kommen. Hört! sie kommen mit ihren Reichthümern; sie bringen das Getränk daq für alle Gefährtinnen, alle Orten Brod für die Mähle, frische Kuchen von gestern und von heut, und all die vorzüglichen Früchte froher Feste. Komm! bereite einen Tag des Glüdes!

Vom ersten bis zum dritten Tage blieb sie im Schatten sitzen. Ihr Phnemes (Herr) war zu ihrer Rechten; er hatte seinen Diener mitgebracht, um alle seine Befehle auszuführen. Im Biersteller ward das Unterste zu oberst gestellt, damit sie sich, gleich ihrem Bruder (Geliebten) nach Gefallen berausche. Die Dienerin bei diesen Zusammenkünften war eine Schwester. „Ich, sagte sie, ich habe verbergene Eingeweide, um nicht zu sagen was ich sehe. Komm!“

So endet die zweite Seite; der Text wird durch eine Zeile unterbrochen, die auf der folgenden Seite, von der auch der Anfang aller übrigen Seiten verschwunden ist, fehlt.

Der ebe Gärtner hat die Beseuerungen der Beschwiegenheit der jungen Frau gehört.

Da kommt die Unterhändlerin, die anten Gefinnungen, die sie bei ihm veranfaßt, auszubrennen.

„Schenke ihr ein Halsband von Lapis und Eiten und Tulzen; bringe die Blumen des Freubaus, Liqueur, Wohlgerüche, daß es für alle Gefährtinnen sei! Bereite einen Tag des Glüdes!“

Ich kam aus dem Gebüsch, aus dem reservierten Platz. Die Frauen enthielten mich und sagten: „Lebt, er kommt wirklich herau!“

Sie hatte am Munde eine Zykorensenke. Ihr Gärtner kam und sprach mit ihr: „Gieb Acht! es ist der Bruder der Re-

gentin; du bist also mit der erhabenen Prinzessin vergleichbar! Wenn seine Bediente da sind, will ich der Diener sein, der den bedient, den du gekostet hast."

Sie ließ sich in ihren Pavillon bringen. Sie bot mir keinen solchen Trank zum Trinken; nicht mit Wasser, das man aus dem Halse schöpft, füllte ich meine Eingeweide.

Man hatte den Einsatz zu scherzen und sagte: "Man muß nicht trinken! Bei meinem Leben! Ich meine Vielgeliebte, führe mich zu dir. Die Esplomerenzeige"

Da sind wir am Ende der dritten Seite, die alle unteren Zeilen hat; die folgende ist von Oben vollständig, aber der Anfang aller Zeilen fehlt. Doch ist die Lücke wenig beträchtlich. Die ersten Zeichen der vierten Seite lassen die Gruppe errathen, welche essen bedeutet, was uns zu folgender Verbindung veranlaßt: "Die Esplomerenzeige, welche dein Mund berührt, laß mich sie essen."

Das waren meine Genüsse im Boisquetpavillon. Ich blieb dort zu jeder Zeit. Sie war gegen mich wie eine Schwester gegen ihren Bruder.

Andere kamen; sie berauschten sich an Wein und Most; sie berauschten sich an Palmenwein und an dem wohlriechenden Liqueur, der *Kimi* heißt.

Jeder Gedanke an Entfernung hatte sich in diesem Garten von mir gewandt; ich verbrachte dort zwölf Monate.

Aber ich bemerkte, daß man mich täuschte. Da warf ich die Tulpe weg, die, welche ich am Abend zuvor in meinem Zimmer gehabt. (Diese Tulpe ist sicher in einer der zerstörten Stellen des Textes erwähnt worden). Ich, der ich ein großer Militärschreiber bin (Die Lücke enthielt hier eine Aufzählung der Titel) sie betrachtete mich wie einen Zweiten. Wenn sie wieder anfangen so zu handeln, werde ich es ihnen nicht verzeihen.

Bei der folgenden Zusammenkunft sagte ich zu ihr: "Das Verbrechen ist entsetzt". Ich dulde die Strafe deines Verlebens. Mäge der Gott Trum"

Hier endet unser Text entschieden. Der unzufriedene Copist scheint den Gott Trum mit der Aufgabe, ihn zu rächen, zu betrauen. Wir können anßerdem nichts vorhersehen in Bezug auf den Fortgang des Romans, der wenigstens noch über eine, vielleicht noch über mehrere Seiten reicht. Aber, so verstümmelt wie sie ist, kann dennoch die Epilode des Blumen Gartens ihre Stelle unter den seltenen Überresten einnehmen, die dem Untergang der Literatur der alten Ägyptens entgangen sind.

Die Geschichte von den beiden Brüdern, der Roman des Selman und Die Epilode des Blumen Gartens zeigen uns, daß die Verlockungen der Liebe in den Zeiten der Pharaonen wie in den unsrer das Hauptelement des Interesses in den Ereignissen der Phantasie bildeten. Ein hieratischer Papyrus unter den von Herrn Mariette-Bon für das Museum von Brontas gesammelten, enthielt auch eine Liebesgeschichte, welche in einigen Stellen an die Epilode erinnert.

Leider ist dieser Text traurig verstümmelt; es sind nur 17 Fragmente, und nichts bezeichnet ihren Zusammenhang. Dennoch erkennt man, daß die Geschichte sehr bewegt war: Trauenseil, gute Mahlgärten, reiche Gewänder, Verästelungen, Schlägereien, Diebstähle, Gefährnisse u. s. w. Aber diese vereinzelten Punkte orientiren uns nicht einmal so weit, daß es möglich wäre auch nur einen Titel für diese neuen Trümmer der ägyptischen Literatur vorzuschlagen. M. E.

Kleine literarische Revue.

— "Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika" ist der Titel eines vortheilhaften, auch in topographischer Hinsicht musterhaft ausgeführten Werkes von E. Steiger in New-York, dessen unermüdlichem Eifer die amerikanische Abtheilung der Wiener Ausstellung eine Zusammenfassung der Erreichte sämtlicher periodisch erscheinenden Schriften der Union verdankt. Um seinen Bestrebungen den ephemeren Charakter zu nehmen, hat der Besitzer der Sammlung nunmehr einen Katalog veröffentlicht, der sicher ein Dokument von dem größten kulturhistorischen Interesse bleiben wird und doppelt beachtenswert ist in einer Zeit, in welcher das geschriebene Wort eine Weltumstellung erlangen hat. Die Sprache der hier verzeichneten Publikationen ist zum überwiegenden Theile englisch. Die nächste Stelle danach nimmt die deutsche Sprache ein. Im Staate Ohio zählt die periodische deutsche Presse sogar 65 Organe und davon allein 15 in Cincinnati. Die französische Sprache ist durch 38 periodische Blätter repräsentirt, 21 davon kommen aus Louisiana. Von den übrigen romanischen Sprachen zählt am meisten Nummern, 17, das Spanische; 3 das Italienische, ein Blatt, das in New-York erscheinende *O novo Mundo* wird portugiesisch publizirt. Dänisch, Norwegisch, Holländisch und Schwedisch sind mehr oder weniger stark vertreten. Von den slavischen Sprachen bezeugen wir dem Griechischen, Polnischen und Russischen. Vier Organe erscheinen in Waller's Mandant. Einer von den zahlreichen deutschen Mundarten, wie sie aus Charles Kellogg's Zeichnungen näher kennen gelernt haben, das pennsylvanische *Patois* hat ebenfalls eine periodische Zeitschrift untergeordnet, das *Patois*, The Pennsylvania Dutchman von Lancaster aufzuweisen. Endlich wollen wir noch den isländisch und englisch erscheinenden *Chronic* Advocate der Stadt Tahlequah im Indian Territory und die englisch und chinesisch gedruckte *California China Mail* and *King Dragon* von San Francisco erwähnen. Der Inhalt dieser Literatur von 8381 Nummern ist selbstverständlich sehr verschieden. Ein Blatt von Hialeah, z. B. in New-Hampshire, *The New England Banner* beschäftigt sich nur mit der Ausbeutung von Betrügereien und Schwindelunternehmungen. Werden wir nicht an Bret Hart's Schilderungen erinnert, wenn wir im Indian Territory eine Zeitung *The Violator* finden? 87 Nummern allein gehören den Mäßigkeits-Vereinen an, nur 52 dagegen der Chuzurige, ebenso viele dienen den Interessen der römisch-katholischen Kirche, 6 des Zweierberglaners, 5 dem Spiritismus. 5 ebenfalls sind freisinnig dem protestantischen Bekenntnis gewidmet; 51 Zeitschriften nennen sich evangelisch, 5 mennonitisch. 56 methodistisch, 7 folgen der Richtung Binsendens, eins: The Desert Evening News in der Salzsee ist offizielles Organ des Mormonenthums von Brigham-Heung'scher Führung, während die Soterphidischen Mormonen in Illinois über 3 Organe verfügen. An den Katalog der periodischen Literatur der vereinigten Staaten schließt sich eine Probe eines Verzeichnisses der amerikanischen Original-Literatur. Abgeschlossen ist in demselben alle Schulbücher und Dichtwerke unterdrückt. Das Ganze — 201 enggedruckte, zweispaltige Seiten umfassend — macht mehr den Eindruck einer Probe, welche bestimmt ist, die Methode des Sammelers zu charakterisiren, als eines abgeschlossenen Werkes. Jedenfalls vermögen wir darin Manches, z. B. Schönerer's

haies, Barlet's Surveolements, Simbert's Reise in Texas &c. Ohne dem System einen Vorwurf zu machen, hätten wir diese wichtigen Sachen gern bereits in dieser Probe gefunden. —

— Briefe des königlich preussischen Generals und Gesandten H. H. Komus von Kadow an einen Staatsbeamten.*) Diesen Briefen ist eine von ihrem Verfasser nie geahnte Ehre dadurch angethan worden, daß zwei erste Männer sie hervorholten, um sie als Material, als Beiträge zur Geschichte der preussischen Reaktionszeit von 1828 bis 1833 zu verwerten. Der Verfasser ist in dem schönen Glauben beeingegangen, daß der Vertraute, dem er die Briefe schrieb, sie sogleich nach dem Empfangen vernichtet haben werde, wie der Verfasser so oft und dringend gebeten. Nun hat die Briefe als Beweise der viel beobachteten Erscheinung nieder aufgefunden, daß ein kleinsilbes Regiment noch viel kleinsilbere Menschen findet, um ihm als Werkzeuge zu dienen. Kadow von Kadow war Gesandter in Bern, später in Stuttgart. Nach diesen Briefen an einen anscheinend bei der Bundesgenossenschaft in Frankfurt a. M. beschäftigten Hofrath zu urtheilen, hat er seine Aufgabe etwa als die eines Polizei-Kommissars ausgeführt. Mit dem preussischen Eifer sammelt er Nachrichten über die Männer, die damals das Ideal der deutschen Jugend, ein krafftvolles Deutschland nicht nur im Herzen zu tragen, sondern auch als erstrebenswerth hinzustellen wagten. In diesem Sinne glaubt er namentlich Süddeutschland und die Schweiz überwachen zu müssen. Jede Freierklärung der Presse ist ihm ein Verbrechen, die Presse selbst nur ein ausgereitetes Infrat. Jeder Schritt süddeutscher Regierungen, der nicht dem engsten Rahmen des Polizeistaats sich anpaßt, erregt ihm Beklemmungen. Vergeblich sucht man in den Briefen die Angabe eines großen Gesichtspunktes, die Anerkennung einer fruchtbarer Idee, den Keim einer staatsmännischen Wirksamkeit. Einige Prophezeiungen über drohende kirchliche und soziale Konflikte ausgenommen, Prophezeiungen, die er der durchdringenden Beobachtung seines scharfen Auges verdankt, findet man nichts als die Leidenschaft des Verfolgers. Die Art seines Patriotismus, dessen Vorhandensein nicht geleugnet werden kann, zeigt sich darin kund, daß ihm durch Umwäg die Ehre Preussens nicht beeinträchtigt erscheint. Verleumdungen in dem nahezu 350 Seiten starken Buche ist allein das von Prof. Dr. Mendelssohn-B. verfaßte Verwort, ein motivirtes Erkenntnis der Geschichte. Die in extenso abgedruckten Briefe selbst in vollem Umfang darzustellen, wird sich Niemand ohne Noth zumuthen können.

G. H.

Sprechsaal.

Gebiet d'Afrika gibt in der Revue de Belgique interessante statistische Notizen über das Wachsen der Zahl der katholischen Religionsbekenner in England und Wales nach den offiziellen statistischen Aufnahmen und nach den scharfsinnigen Beobachtungen des Statistikers M. G. H. Ravenstein im „Geographical Magazine“; dieser Gelehrte nämlich weist nach, daß das Wachstum des Katholizismus, wie es die Zahlen der Statistik (1780: nicht ganz 70,000 Seelen; 1871: 915,800) ergeben,

nur ein scheinbares ist, daß im Gegentheil das römisch-katholische Bekenntnis an Boden in Großbritannien verliert. Ravenstein setzt zur Unterstützung seiner Behauptung auseinander, daß die katholische Bevölkerung sich in England gegenwärtig aus drei Bestandtheilen zusammenfügt, einmal den Nachkommen der alten katholischen Familien, die 1870 69,380 Mitglieder zählten und, entsprechend der Bevölkerungsvermehrung des ganzen Landes multipliziert, jetzt 140,840 Seelen ergeben müßten, ferner den fremden Katholiken und ihren in England geborenen Kindern, die einen Zuwachs von 55,620 ausmachen, endlich den Irländern, die 1871 in Großbritannien sich in einer Anzahl von 566,540 Personen befanden, darunter etwa 436,236 Katholiken, mit ihren in England geborenen Kindern, gegen 383,700. Die Totalsumme der aus diesen drei Elementen sich zusammensetzenden katholischen Bevölkerung ist 848,900, während die offizielle Statistik für das Jahr 1871 die Katholiken 965,800 zählt. Ravenstein weist nun nach, daß eine heraus mit einem Schein der Berechtigung zu gebende Annahme, daß sich etwa durch Befragung die Zuwachssumme von 61,900 ergebe, falsch ist. Es ermannt bei obiger Berechnung noch des Anlasses der durch die vor 1871 in Großbritannien und Wales geborenen Nachkommen der in diesen Ländern wohnenden Fremden und Iren, welche die sorgsame Beobachtung auf ca. 255,000 schätzen läßt, eine Zahl, die allerdings die obige Schätzung von 66,900 weit übersteigt und eine deutliche Abnahme der katholischen Bevölkerung zeigt. Alle weiteren Studien auf diesem Gebiete aber, Studien über die frische Ein- und Auswanderung, über das Verhältnis der Zahlen über das Jahr 1865 und 1871, über die Verschiedenheit in der Publizierung der Befragungen zu, resp. von den katholischen Bekenntnissberechtigten die Statistiker zu der Annahme einer wachsenden Abnahme der katholischen Bevölkerung Großbritanniens, hervorgerufen nicht durch Auswanderung, sondern durch das Vergehen der Kirche, durch das Verlangen, Kinder aus gemischten Ehen der römisch-katholischen Kirche zu überweisen, durch die Intoleranz des Klerus und schließlich das Infallibilitätsdogma, dessen Proklamierung die schnelle Abnahme der Anhänger des katholischen Bekenntnisses wesentlich einleitet.

Von den unzähligen gedruckten Festreden zum 2. September des vergangenen und dieses Jahres ist die von Dr. A. Clüffen aus dem Martztage zu Göttingen 1873 gehaltene eine der besten; sie ist jetzt in zweiter Auflage in Leipzig*) erschienen und zeichnet sich aus durch zündende Kraft der Sprache, Wärme des Gefühls und vor Allem — dies läßt sie auch überhaupt nur hier besonders anführen — durch christliches offenes Aufgreifen etwaiger Schatten, die der Glanz dieses Tages nicht gänzlich zu verdecken im Stande ist und die kein Hinwegleugnen verschwinden macht, durch kurze klare Darstellung des Entwicklungsganges deutscher Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege bis zum Tage von Sedan, des schweren, unsäglichen schweren Ringens der Besten der Nation bis zu den letzten Jahren und der energischen Betonung des wahren, deutschen Charakters auch der vorhergehenden Kämpfe, die nun doch einmal, wenn auch blutige, doch notwendige Stadien waren auf dem Wege zur deutschen Einheit.

Ir.

*) Als Beitrag zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Dr. Ernst Richter und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Barnbeide. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1873.

*) Verlag von Hms Clüffen, 1874.

Magazin für die Piteratur des Auslandes.

Erscheint jeden Sennabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 26. September 1874.

[N^o 39.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Die Verfälschten der vergleichenden Mythologie. II. 557. — Die Psychologie der Eise. 559.
Frankreich. Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich. II. 561.
Italien. Die Italiener im Ausland. 564.
Amerika. Jollus Bearbeitung von Wilmanns Vorlesungen über die Sprachwissenschaft. 565.
Neue literarische Werke. Selection of the new technical literature of England. 567. — Die Unlösbarkeit des Papstes vom protestantischen Standpunkte und nach ihren politischen Folgen betrachtet durch Graf Reichenbach. 568.
Erzählung. Ein böhmischer Freimaurer. 568. — Kurzgefasste Zusammenstellung. 568. — Die Wiener Wasserleitung. 568. — Frauen-Emancipation in England. 568.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeigter Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Verfälschten der vergleichenden Mythologie.

II.

Die zweite Fälschungsgeschichte Max Müllers spielt ebenfalls in Indien und gehört zwar einer längst vergangenen Periode in der Geschichte der vergleichenden Mythologie an, ist aber infolgedessen noch wichtiger als die vorhergehende, als einer der Aeneiden der Sanskrit-Mythologie, ja ihr eigentlicher Begründer, Sir W. Jones, unter den Gelehrten figurirt. Es war am Anfang des vorigen Jahrhunderts, als eben die Schätze der alten Sanskrit-Literatur sich dem erkennenden Blick der in Ostindien lebenden Engländer aufzuthun begonnen hatten, daß mit einem Male ein ungeheurer Enthusiasmus für diese ehrwürdigen Ueberreste einer tausendjährigen Kultur erwachte, der sich je nach dem Beruf und der Bildungsstufe der davon Ergreifenen auf mannigfache Weise äußerte. Die Missionäre erblühten in der indischen Mythologie den deutlichen Abglanz einer alten Völkern der Erde zu Theil gewordenen Urfassenbarung, ja sie versetzten sich in ihrem Ueber-eifer sogar zu der Behauptung, schon jetzt seien die Hindus Christen; denn was seien ihr Brahma, Vishnu und Siva anders als die christliche Dreieinigkeit. Umgekehrt glaubten die Freunde der Alterthumsforschung in dem indischen Pantheon nicht nur das Prototyp des Jupiters, Apollons, Jannas, sondern auch der Persönlichkeiten und Erzählungen des alten und neuen Testaments wiederzufinden. Zu diesen begeisterten Antiquaren — einer häufigen Species bei den Engländern — gehörte auch Velezant, später Oberst Wilford, der den ehrgeizigen Entschluß faßte, um jeden Preis den letzten Schleier von den Sagenfälschungen Indiens zu heben; denn nur die Zurückhaltung der indischen Priesterkaste trug nach seiner Meinung die Schuld daran, daß die eigentlichen Originalversionen der Sagen des klassischen und hebräischen Alterthums, die irgendwo in der Sanskrit-Literatur verborgen sein mußten, noch nicht ans Tageslicht gekommen waren. Um die vermeintliche Verschlossenheit der Brahmanen

zu besiegen, wendete er daher alle erdenkliche Mittel an: er erzählte ihnen, so gut er konnte, die bekanntesten Sagen des griechischen, römischen und hebräischen Alterthums, er versicherte ihnen, daß alle diese Dinge in ihren alten Büchern finden müßten, wenn sie nur suchen wollten, er versprach ihnen reiche Belohnungen für die Lieferung von Auszügen aus ihrer alten Literatur über die Geschichten von Deukalion, Prometheus, von Adam und Eva — und erreichte zuletzt seinen Zweck. Die sonst so störrischen Brahmanen gaben nach, und die Folge war, daß bald darauf in den „Asiatic Researches“ Kuffah um Kuffah zu erscheinen anfing, worin zum folgenden Erscheinen des gelebten Publikums Auszüge aus Sanskrit-Handschriften mitgetheilt werden, in denen nicht allein die Namen von Prometheus und Deukalion und anderen Figuren der griechischen Mythologie, sondern auch die biblischen Persönlichkeiten, von Adam und Eva angefangen, auftraten. So überraschende Mittheilungen konnten nicht verfehlen, bei allen besonnenen Beurtheilern statt auf Zustimmung auf Mißtrauen und Widerspruch zu stoßen, aber Velezant Wilford unterbreitete die Sanskrit-Manuskripte, aus denen er zitiert hatte, Sir W. Jones und anderen Autoritäten auf dem Gebiete des Sanskrit zur Prüfung und erzielte die Genußnahme, daß im dritten Bande der „Asiatic Researches“ ein von Sir W. Jones, damals Präsidenten der Asiatic Society in Calcutta, unterzeichneter Artikel erschien, der eine vollständige Ehrenerklärung für ihn enthielt. Er habe, bewirkt Jones, die zahlreichen von Wilford angeführten Stellen wiederholt theils für sich, theils mit einem Pandit in der Ursprache gelesen und sich von ihrer Echtheit überzeugt. Er selbst theilt einen Abchnitt aus dem Padmapurāna in buchstäblich getreuer Uebersetzung mit, den Max Müller reproduziert; ich hebe folgende Stellen daraus hervor: „Dem Satnavarman, dem Beherrscher der ganzen Erde, wurden drei Söhne geboren; der älteste hieß Scharma, der zweite Scharma, der dritte Dajapeti... Einest Tages, als der König durch die Bestimmung des Schicksals Netzh getrunken hatte, wurde er betäubungslos und lag im Schlafe nackt da. Scharma erblckte ihn und rief seine beiden Brüder herbei. Zu denen sagte er: Was ist jetzt geschehen? In welchem Zustande ist dieser unser Herr? Von jenen beiden nun wurde Satnavarman mit Kleidung bedeckt und zur Besinnung gebracht. Da er seinen Verstand wieder erlangt hatte und merkte, was vorgefallen war, verkündete er Scharma, indem er sagte: Du fällst der Knecht der Knechte sein... Dann gab er Scharma das weite Gebiet im Süden der Schneberge, und dem Dajapeti gab er Alles im Norden der Schneberge. Aber er selbst erlangte durch die Macht frommer Betrachtung die höchste Seligkeit.“ — Nachdem so der gelehrte Sir W. Jones selbst die Fälschtheit von Noah und seinen drei Söhnen Sem, Ham und Japhet in den von Wilford benutzten indischen Quellen wiedergefunden hatte, meinten sich die Entdeckungen des letzteren zusehends, und die von ihm aus Licht gezogenen Uebereinstimmungen zwischen dem alten Testament und den indischen Purānas wurden immer ersichtlicher. Bis zuletzt denn doch das Mißtrauen der Gelehrtenkreise auf Neue rege wurde, und eine nochmalige Untersuchung der von Wilford benutzten Manuskripte ergab, daß er und Sir W. Jones sich von ein paar geschickten Fälschern hatten täuschen lassen. In sechs

nnd alte Handschriften waren Blätter neu eingefügt worden, und auf diesen Blättern hatten die Brahmanen, die Wilford nur Mittelung ihrer Geheimnisse bestrahlt hatte, also was sie von dem neugierigen Engländer über die jüdischen Erzähler und griechischen Heroen vernommen hatten, in correcten Sanskrit-Verse wiedergegeben. Wilford ärgerte seinen Augenblick öffentlich einzugestehen, daß er unpassig worden sei, aber ganz war das Unheil, daß er mit seinen Publikationen angerichtet hatte, nicht wieder gut zu machen: sie verblieben in den „*Asiatic Researches*“ so noch haltig war der Einbruch, die sie bei der Gelehrtenwelt nicht bloß Zaubers, sondern auch Europas hervorgerufen hatten, daß man noch jetzt in manchen der abenteuerlichen Vorstellungen, die über die Religionen des Alterthums bald da bald dort entstanden, einem Nachhall der Wilfordschen Phantasien begegnet.

Die Ähnlichkeit dieser Mystikergeschichte mit der vorangeführten ist so groß, daß man fast aus dem Eingangs hervorhebenden Fortschritten der orientalischen Alterthumskunde zweifeln möchte. Noch heute feiern, wie vor achtzig Jahren, die vergleichende Mythologie ihre Saturnalien und, was am bezeichnendsten stimmt, nicht bloß in den Werken französischer Phrasenmacher, sondern auch mehrerer namhafter deutscher Forscher, die sich zwar durch Fälschungen nicht irre machen lassen, aber nur zu oft in die anderen oben gerügten Fehler methodischer Sagenvergleiche verfallen. Es ist oben gezeigt worden, daß zwischen gewissen hebräischen und persischen Religionsföhen eine auf Entlehnung beruhende Gemeinschaft besteht; aber es ist zweierlei zu behaupten, daß die Lehre vom Teufel oder von der Auferstehung, die erst nach dem babylonischen Exil und der intimen Berührung der Hebräer mit den Persern bei den Hebräern auftraten, aus dem Persischen stammen — und zu zeigen, daß schon zwischen der Genese und gewissen Partien des Zendavesta auffallende und nur aus einem frühen Verkehr zwischen beiden Völkern erklärbare Ähnlichkeiten beständen. Letztere Ansicht ist wirklich von einem so berühmten und verdienten Gelehrten wie Hr. Spiegel in dessen „*Kran oder das Land zwischen Zabud und Tigris*“ aufgestellt worden, wo er u. A. von der Schöpfungsgeschichte und den vier Weltacten des Zendavesta behauptet, dieselben entsprächen dem Inhalt der Genese so genau, daß diese Uebereinstimmung nur aus einem sehr alten Verkehr der Iranier und Hebräer erklärbar sei. Nun ist geschichtlich von einem solchen Verkehr, der also weit über das Zeitalter des Cyrus hinauszurücken wäre, nichts überliefert, Spiegel macht sich aber einen gewissen Gleichklang, der zwischen den Namen von Zarathustra und Abrahams Geburtsort besteht, zu Rasse, um daraus zu schließen, daß zwischen dem persischen Religionsstifter und dem jüdischen Erzähler ein persönlicher Verkehr und Ideenkreislauf stattgefunden habe. (!) Das ist schwierig, ja unmöglich ist, sich von einer derartigen Entdeckung uralter Volksgeschichten aus Religionsgelehrten zweier Propheten eine Vorstellung zu bilden, fühlt jeder selbst; aber auch die Spiegelischen Prämissen sind von anderer Seite widerlegt worden. Nicht nur hört die von ihm vorausgesetzte Namensähnlichkeit zwischen Haran und Arran, der (übrigens mythischen) Heimat des Zarathustra an, sowie man auf die älteste Form des letzteren Wortes, nämlich Airyana Vaudesa, zurückgeht, sondern selbst die sachlichen Uebereinstimmungen zwischen Genese und Avesta, die er hervorhebt, schwanken bei näherer Betrachtung auf ein höchst bescheidenes Maß zusammen. Ähnlich wie in der Genese vollzieht sich auch im Avesta die Schöpfung in sechs Tagen, die zusammen ein Jahr andauern, und endet mit der Schöpfung des Menschen; in Allem, was folgt, gehen aber

die hebräische und die iranische Schöpfungsgeschichte, wie Spiegel selbst sagt, weit auseinander. Und die angelische Gleichheit der Auffassung, die zwischen der streng systematischen und schematischen Eintheilung der Weltgeschichte in vier Zeitalter, die das zarathustrische Religionsbistum macht, und den vier ungefähre gleich langen Perioden besteht, in denen von Adam bis auf Noah von diesem bis auf Abraham, von Abraham bis zum Tode Isaaks, endlich vom Exil in Babylonien bis die Geschichte des Volkes Israel verläuft, reduziert sich auf ein Minimum, wenn man bedenkt, daß der Verfasser der Genese selbst auf diese Vertheilung nirgends den geringsten Nachdruck legt.

Max Müller selbst hat in dem neuen Buche, dem die zweifeligen Hypothesen entnommen sind, mehrere der gewagtesten Hypothesen aufgestellt, durch die er zwar nicht das Wandern, die Entlehnung gewisser Lehren von Volk zu Volk zu beweisen sucht, wie er denn überhaupt dieses für die Geschichte unserer eigenen Religion so interessante Gebiet gar nicht berührt, wohl aber aus ganz vagen Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Götternamen und Kultusformen der Chinesen einerseits, der „*Reichthümer*“, s. h. der Hinnen, Kappen, Samsoben, der alten Hunnen u. a. mongolischer Völker, andererseits Rückschlüsse auf eine der Gemeinsamkeit dieser Völker, d. h. ihren noch als ein Volk zusammenlebenden Vorfahren einst gemeinsame Urreligion macht. So führt zwar nach seiner eigenen Angabe die höchste Gewissheit bei den Hinnen, Samsoben, Sordänen und den meisten andern Stämmen des ural-altaiischen Sprach- und Völkersammes übereinstimmend den Namen Inma oder Inmala aber ähnlich, während dagegen der Himmelsgott der Chinesen Tien heißt. Gleichwohl ist Max Müller überzeugt, daß auch jene ursprünglich boscige Wesen als oberste Gottheit verehrt, denn im Mongolischen giebt es ein Wort *mong-ki*, dessen erste Bezeichnung also an das chinesische *tien* anknüpft, und dieses Wort bedeutet wie *tien* zuerst Himmel, dann Himmelsgott, dann Gott im Allgemeinen, schließlich guter oder böser Geist; die Hunnen aber gaben ihren Anführern den Titel *mong-kutu*, was in ihrer Sprache „*Sohn des Himmels*“ bedeutet haben soll und an den gleichen Titel erinnert, den, wie man weiß, die chinesischen Kaiser zu führen pflegen. So gelangt Max Müller zu der Gleichung (a. a. D. 183):

Hunnisch	Mongolisch	Chinesisch
taang-li	teng-ri	tien

Ein kauderwelscher Einfall, aber nicht weiter. Und weiterhin, wo Max Müller auch unter den Gottheiten niedrigerer Ordnung, auf welche sich der Kult der fraglichen Nationen richtet, Ähnlichkeiten nachzuweisen sucht, hören sogar Namensanklänge von dem Schlage des eben angeführten auf — Anklänge, die doch nur unter der Voraussetzung aus historischen Werken Ansehen hätten, daß von Seiten der vergleichenden Sprachwissenschaft der Nachweis einer unter diesen Völkern bestehenden linguistischen Verwandtschaft erbracht wäre; weit entfernt hiervon steht aber die Sprachwissenschaft der Gegenwart die ural-altaiischen und die chinesischen Sprachen sogar auf zwei ganz verschiedene Stufen des Sprachbaues, jene auf die stehende, diese auf die agglutinirende. Trotzdem hält es Max Müller, am Schluß der dritten Vorlesung seine Ergebnisse rekapitulirend, für ausgemacht, daß nicht nur in Betreff des obersten Gottes, den sie verehren, sondern auch in einem Kultus der Naturmächte und der Geister der Vorfahren alle jene über den ganzen Norden des alten Continents verbreiteten Völker übereinstimmen, und der indogermanischen und semitischen stellt er eine nordiranisch-chinesische Urreligion gegenüber.

Auch die kühnsten Vergleichen, die unser phantastischer

Vandemann früherhin, namentlich in der zweiten Serie seiner Vorträge über vergleichende Sprachwissenschaft aufgestellt hat, klagten wenigstens durchgehend auf sprachlichem, etymologischem Boden zu stehen, wenn sich auch manche seiner geistreich durchgeführten Etymologien bei näherer Prüfung als unhaltbar erwiesen. Wie gefährlich es aber ist, aus der Lücke nicht durch sprachliche Uebereinstimmungen unterdrückten Mangel religiöser Vorstellungen und Kulte, die sich bei verschiedenen Völkern fanden, historische Schlüsse zu ziehen, zumal wenn dieselben so roher Natur sind, wie dies bei dem Ahnendienste der Chinesen und der Jinnen der Fall ist, dafür läßt sich eine Reihe höchst instructiver Beispiele aus dem trefflichen neuen Werke*) Pischels, des bekannten Leipziger Professors der Exegetik, gewinnen. So sind allerorten die Menschen darauf verfallen, den kalten, leblosen Steinen Verehrung und Opfer darzubringen. Im alten Testamente eifern die Propheten in Israel und die frommen Könige in Juda unablässig gegen den Dienst der „Götzen“, d. h. hoher Steinfelgen, die als Standbilder des Heiligsten galten. Der schwarze Stein in der Moschee zu Mekka ist das geachtete Heiligtum der Anhänger des Islams. Sollte man aber diesen Steindienst zweier semitischer Völker nach der Max Müllerschen Methode als Ueberrest der semitischen Ketzerei auffassen, so würde ein Umsehen in anderen Welttheilen alsbald eines Besseren belehren. Denn auch in Merito wurde ein Stein, der in der sagenberühmten Kaskasit von Chicomoztli dahinsah, als der Sohn eines Götterpaares verehrt; auf den Hülschneisen werden noch heute Steine in Pfahlschale, vielleicht vereinzelt gebliebene Säulen eines Palastgangs, angebetet; die Cromlech oder Steinische, denen man überall in dem ehemals keitischen Europa beugen, dienten entweder als Opferstätten, oder der Gläubige mußte unter ihnen durchkriechen; und noch im Jahre 567 mußte ein Knecht in Tours den Mann gegen die Fortsetzung des Steindienstes antreiben. Noch widerwärtiger und fiesamer erscheint uns der Schlangendienst; demangewohnt kommt er bei Völkern aller Zonen vor, bei denen der Gedanke an eine Entleerung oder an eine ursprüngliche Stammesgemeinschaft völlig angeklungen ist. Noch heute erhebt sich dieser Kult ungebrochener Lebenskraft in dem Regereiche Dahome; in einer schwachen Stunde hat auch Mese die eberne Schlange aufstellen lassen, die dann nach Jerusalem wanderte und erst um 720 v. Chr. durch den frommen König Hiskia aus dem Tempel entfernt wurde; selbst innerhalb des Christenthums hat es eine Ecke der Opfriten gegeben, die ihren Namen von dem griechischen Wort für Schlange herleitete: nirgends aber war die Schlangeneverehrung so verbreitet wie in Indien, wo eine ganze Anzahl Ortschaften, wie z. B. Nagapur, Baghavanagara den Namen Schlangenkult führen und noch jetzt die Cobra oder Brillenschlangen alljährlich an einem hohen Festtage von den Brahmanen öffentlich angebetet werden. Der Ahnendienst ferner ist nicht nur bei den Chinesen und den ural-altaiischen Völkern heimisch, sondern es werden auch in ganz Südamerika die Seelen der verstorbenen Eltern um Hilfe anrufen, in Polynesien werden den Hauptlingen nach ihrem Tode Heiligtümer errichtet, auf den neuen Hebriden wird den verstorbenen Hauptlingen als Schutzgötterinnen für den Erntesegen gedankt u. s. w., wozu sich ähnliche Anschauungen europäischer Kulturvölker gesellen, z. B. der Römer, bei denen die Verehrung der Manen die bekannte Rolle spielte.

Nach überausendern Begegnungen zwischen wilden und halb-civilisirten Völkern aller Welttheile treten auf dem Gebiete des

Schamanismus zu Tage, wie Pischel mit einem aus dem indischen Pakt entlehnten Namen alles Zauber- und Ritualwesen nennt. So ist der Brauch der kirchlichen Schamanen, an der schmerzlichen Körperstelle ihrer Patienten zu saugen und dann als den ertappten Verursacher des Uebels einen Käfer oder einen Stein oder irgend einen anderen unerwarteten Gegenstand hervorzubringen, so eigentümlich, daß man den Glauben an solche Hegerel für eine Infelsthat der dortigen Menschen halten müßte, würden nicht ganz ähnliche Dinge aus helten americanischen Gefallen von glaubwürdigen Reisenden berichtet. Und unter den Eingeborenen wurde eine Priesterin über einem ähnlichen Betrug von der Frau eines Missionärs ertappt, indem sie nämlich eine Anzahl Maiskörner trügerischer Weise an dem Leib des Kranken herantrog; vor dem Pöbelsturm hatte sie, um sich Vordrehen zu erregen, Tabakblätter verschluckt. Ueberhaupt aber gleichen sich die kirchlichen Priester, die sogenannten Medizinmänner der Nothbühne in Nordamerika, auf die sie spekuliren, stimmen bis auf die merkwürdigsten Einzelheiten unter einander überein. Was folgt aber hieraus? Doch nur die Wahrheit eines Satzes, den Pischel an einer anderen Stelle seines Werkes aufstellt, wo er von der verrückten Sitte des sogenannten Männerkindes spricht, welcher in allen Theilen des Erdballs vorkommende Brauch darin besteht, daß der Mann, dem ein Kind geboren worden ist, sich auf das Lager streckt und wie eine Wöchnerin gebärdet. „Das Denkvermögen aller Menschenschlämme gleicht sich bis auf seine seltsamsten Erträge und Verfabren.“

Diese einfache, aber goldene Regel sollte jeder Untersuchung über vergleichende Mythologie als warnendes Motto vorangestellt werden. Schon ist ein gewisses Mißtrauen gegen alle Forschungen dieser Art im Publikum verbreitet, und gerade deshalb habe ich ein ganz sicheres Ergebniss derselben an die Spitze dieser Bemerkungen gestellt. Wenn sie energisch ablenkt von den abschüssigen Bahnen, auf denen sie sich gegenwärtig bewegt, aber auch nur dann wird es der angestrebten Disziplin gelingen, sich in der allgemeinen Achtung zu rehabilitiren und noch manche weitere Erfolge zu erzielen.

3. 3.

Die Psychologie der Liebe.

Es geht mit der echten Liebe, sagt Parocheoucault, wie mit den Geisteserkrankungen; alle Welt spricht über sie, aber wenige Leute haben sie gesehen. Hat er Recht? Ist echte Liebe wirklich so selten? Die Antwort ergäbe sich leicht, wenn sich erst feststellen ließe, wodurch echte und unechte Liebe sich von einander unterscheiden, allein da sich eben der Knoten; Merkmale, die der Eine für zuverlässig erklärt, leugnet der Andere und so bleibt es bei endlosem Hin- und Herreden. Da ist es denn wirklich kein überflüssiges Unternehmen, daß ein Benutzer sich ernstlich darauf macht, die „Naturgeschichte des Gefühls, welches die Geschlechter zusammenführt“ zu schreiben, sein Entstehen, seinen Verlauf und sein Ende gründlich zu untersuchen, und das was ist zum Bewußtsein zu bringen ohne Schönzürerei, ohne Phrase und Deklamation, nüchtern, gewissenhaft und möglichst vollständig. Das hat Julius Duboc gethan;*) er hat die Eskala der Lang-

*) Die Psychologie der Liebe. Von Julius Duboc. Dr. phil. Hannover, Carl Rümpler, 1874.

*) Völkertunde von Oscar Pischel. Leipzig 1874.

weiligkeit überall sehr geschickt vermeiden, ohne deshalb je in die Echarabris des Irrefolgs zu geraten, und wenn er auch nichts eigentlich Neues zu Tage fördert, so hat er doch das Alte geistlich, geordnet, ins rechte Licht gestellt und zur Eutänerung des Urtheils über die einschlagenden Punkte einen erheblichen Beitrag geliefert.

Die Liebe beginnt damit, daß ein Mensch einen anderen Menschen als den Gegenstand des höchsten Gefühls und Wunsches erfährt. Aus dieser ersten Stufe ergibt sich die zweite, das sehnliche Begehren dem Ideal das zu werden, was es für den Liebenden bereits ist. „Hoffen und Wunschen, Hängen und Bangen, Freude und Enttäuschungen liegen in diesem Stadium durchaus in dieser Richtung.“ Die „unvergleichlich emporgehobene Selbstliebe“ feiert hier ihren berauschesten Triumph. Auf der dritten Stufe erscheint endlich das Ich dem Zu gegenüber des Eigenwerthes völlig entfaltet. „Von da ab sind alle Mysterien der Liebe, ihre dunkelsten Blüten, der niemals angelegene Stoff aller Liebespoesie und ihrer Tragik selbsteig vergessen der ganzen Welt, völlige Taubung und Enttäuschung des eigenen Selb, Aufopferung bis zur freiwilligen Selbstvernichtung u. s. w. möglich und — je nach den Umständen — notwendig.“ Wo eingeleitete Selbstsucht den eigenen Genuß ohne Rücksicht auf den geliebten Gegenstand, oder gar auf dessen Leben erbt, da fehlt der Boden für wahre Liebe, da überwiegt die bloß sinnliche Begierde. Der Mangel an Opferfähigkeit bildet die Grenzschleife zwischen entflammter Sinnlichkeit und edler Liebesempfindung. Andererseits, wenn das Gefühl einen Ueberfluß des geistigen Elementes aufweist, entstehen die „geschlechtlich angehauchten Sympathie-Verhältnisse, aus denen der volle Genuß der Liebe das heisse Verlangen nach sinnlich-seelischer Vereinigung, gleichfalls nicht hervorquillt.“ Die Ausföhrung dieser Gedanken und die daran geknüpften Bemerkungen über die Tragik der Liebe verdienen uneingeschränktes Lob, und von gleicher Trefflichkeit und Tiefe ist der Abschnitt über „die ethischen Beziehungen der Liebe.“ Wir theilen vollkommen die Ansicht Dubois, daß Liebe und Pflicht als zwei gleichberechtigte Heiligthümer im Leben des Menschen dastehen und daß bei einem ersten Konflikt, der zur Verletzung des einen von beiden zwingt, das Individuum unheilbar geschädigt wird, gleichwie ob die Liebe der Pflicht oder die Pflicht der Liebe zum Opfer fällt. Leidet könnte man hier eine Forderung geben, die zum Abwenden führe, aber der Verfasser unterläßt nicht den Begriff der Pflicht vor jeder angehörigen Erweiterung nachdrücklich zu schützen und das, „was wir thun sollen (obwohl wir etwas Anderes thun könnten)“ von dem zu trennen, „was wir thun müssen (weil wir nach unserer Natur gar nicht anders können).“ Auch das Verhältnis der Liebe zur Leidenschaft wird hier festgestellt. Die alles andere, selbst die Pflicht einschließende Leidenschaft mit ihrem verzehrenden Gluthauch ist weder Bezeichnung noch charakteristisches Symptom der Liebesempfindung; sie kann freilich die volle Liebe in sich bergen, allein diese wird nicht notwendig zur Leidenschaft und ist von ihr getrennt aufzufassen.

Zu sehr interessanten Erörterungen bewegt sich das Kapitel über den Don-Juanismus, welches unter Anderem die Fragen behandelt, ob es möglich sei mehr als einmal wahrhaft zu lieben, welche Bedeutung der Treue in der Liebe zukomme und ob die Liebe wirklich im Leben des Weibes eine bedeutendere Rolle spiele als in dem des Mannes. Auch hier verläßt man sich niemals die amfichtigste, alle Seiten veranschlagende Prüfung. Mit Beantwortung der Frage: Wie weit Achtung zur Liebe erforderlich sei, beginnt die Abtheilung „Von wahren und falschen Ideal.“ Da die Liebesempfindung auf höchstem Gefallen beruht, so wird sie durch mangelnde Achtung nur dann tödtlich getroffen, wenn

die moralische Gefunkenheit des geliebten Gegenstandes das volle Gegenbild des Gefühls, den stürmischen Ekstase erregt. Das ist wahr, allein bei hohem Grade der Verworfenheit wirkt nicht mehr echte Liebe, sondern blinde Leidenschaft, krankhaft gereizte Sinnlichkeit, um gemeine oder ruchlose Menschen, die mit dämlicher Gewalt edle Naturen in unlösliche Gefesseln schlagen, müssen doch zu den falschen Idealen gerechnet werden. Dabei zieht die Grenze zwischen dem wahren und falschen Ideal scharf aber zu eng, wenn er meint, bei der Bildung des echten Ideals verlegt die Seele ihr höchstes Gefallen wirklich aus sich hinaus, beim necthen bleibt sie mit ihrem Gefallen bei sich. Das paßt allerdings für den Eifer, der nur da liebt, wo man ihm kultigt, aber es reicht nicht hin für die eben angedeuteten und für die zahllosen Fälle, in denen der Liebesidee dem geliebten Gegenstande Eigenschaften ambicht, welche in diesem gar nicht vorhanden sind, und auch diese Idealbildung muß doch eine falsche genannt werden. „Liebe und Freundschaft“ bilden das Thema der folgenden Abhandlung. Sie dreht sich um den einleitenden Gedanken: „Vergäbter und bewandert werden ist im Unterschiede von der Freundschaft das Sticht der Liebe, das Stichwort der Freundschaft im Unterschiede von der Liebe dagegen heißt: gekannt, begriffen und geschätzt werden.“ Geht man diese Auffassung unbedingt an, dann wird man sich seiner Forderung entziehen können, welche der Scharfsm des Verfassers aus den Prämissen ableitet, aber das Grundverhältnis scheint doch viel zu scharf formuliert. Schon die Umwandlung der passiven Form in die aktive würde, so dünkt uns eine wesentliche und notwendige Wöderung herbeiführen und mehr dem entsprechen, was wirklich ist, während jetzt, hauptsächlich bei der Freundschaft, mehr das eine Schilderung erfährt, was dem Ideal des Autors nach sein sollte. Wahre Liebe, wenn auch ihre Natur ihre Dauer beschränkt, sendet oft ihre beglückenden Strahlen in das Dunkel des Lebens, wahre Freundschaft, wie Dubois meint, dürfte kaum je zur Realität gelangen. Ausreicht uns reich an Gedanken ist übrigens die Partie des Buches wie alle anderen und ebens bringt das letzte Kapitel „Die Liebe und die Gesellschaft“ den mannichfaltigsten Stoff zum Nachdenken.

Vier Anmerkungen, die (wohl nur zum Theil) mit dem Gegenstande der Schrift in enger Verbindung stehen und nur aus formellen Gründen nicht in den Text aufgenommen wurden, schließen das Ganze. Das die erste, „Die Reckhardt“, anlangt, so stehen wir auf Seite der öffentlichen Meinung, die mit vollem Recht dieses Verbrechen sehr strenge beurtheilt. Die „nicht zu Sache gehörenden Einschüß“, denen sie unterliegt, gebören unserm Erachtens so sehr zur Sache, daß sie gar nicht von ihr zu trennen sind. Die vierte wendet sich gegen „Die Hartmann- Schopenhauer'sche Metaphysik der Liebe.“ Wenn der Autor es durchsöthig fand, diese Anmerkung drucken zu lassen, so hätten wir gewünscht, er hätte die Darstellung Schopenhauer's beschnitten und nicht die des Herrn von Hartmann, der auf diesem Gebiet nichts thut als Schopenhauer überhöherhöhen. Als metaphysische Leistung schlagen wir auch die Arbeit des Meisters gering an, — was hat denn jemals die Metaphysik Brauchbares geleistet, und was kann sie überhaupt leisten? — aber so leicht wie Hartmann ist doch Schopenhauer nicht abzufertigen. Wenn die Anmerkung dienen soll, vermögen wir nicht zu erkennen; sollte sie, so würde das Ganze keinem Leser weniger, den Verlesenen gewiß mehr zulegen. Die zweite Anmerkung, „Ueber Stuart Mill“ und besonders die dritte, „Zur Frauenfrage“, halten wir dagegen für höchst schätzbar. Theile des Buches. Es ist sehr an der Zeit zu erörtern, mit wie viel Schaden für sie und die Menschheit der mögliche Gewinn erkauft werden mußte, den eine wesentlich veränderte Erziehung

und gesellschaftliche Stellung den Frauen einbrachte. Nahe liegt die Gefahr fernerlich, daß das schöne Geschlecht an Weiblichkeit größeren Verlußt hätte als einzelne Mitglieder desselben an persönlicher Geltung zu Gunsten käme.

D. S. S.

Frankreich.

Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich.

II.

Ich glaube genug gesagt zu haben, um den von mir aufgestellten Satz: „Frankreich besitzt keinen höheren Unterricht“ zu beweisen. Wenden wir uns jetzt zu den Mitteln zur Abhilfe dieses Uebels und beschäftigen wir uns zu diesem Zwecke zunächst mit dessen Ursachen.

Der Mangel an höherem Unterricht ist zunächst auf historische Ursachen zurückzuführen. Für manche Personen fallen diese in ein einziges Wort zusammen: die Revolution. Sie hat die Universitäten zerstört und mit ihnen den höheren Unterricht, dessen Traditionen sie seit dem Mittelalter bewahrten. Der Vorwurf ist ein sehr ungerechter. Die Revolution hat nicht so viel zerstört, wie sich ihre Widersacher und ihre Bewunderer einbilden. Sie war nicht der Zerstörer des *ancien regime*, sondern dessen Testamentvollstrecker und hat die Aufnahme des *ancien regime* einen schredenerregenden Bankrott ergeben, so ist es nicht, die man dafür verantwortlich zu machen hat. Das monarchische Gefühl war todt lange ehe die Revolution den König gestürzt und der höhere Unterricht existierte nicht mehr als die Revolution durch Aufhebung der Korporationen auch die Universitäten beseitigte. Je mehr man die Organisation des Frankreich vor 1789 studirt und es mit dem vergleicht, was das erste Kaiserreich und hinterlassen hat, um so mehr erkennt man, daß die ersten Traditionen des alten Frankreich nicht durch die Revolution, sondern schon durch das *ancien regime* getrocknet waren und daß die vorgelegten durch den revolutionären oder imperialistischen Geist eingeführten Neuerungen meistens eine Nachbildung des ganzen administrativen Systems dieses *ancien regime* waren. Der höhere Unterricht existierte an der alten Pariser Universität auch nicht. Es gab eine juristische und eine medizinische Fakultät, aber die Fakultät der schönen Künste, welche im Mittelalter der wichtigste Theil der Universität gewesen war, besaß nur zwei philosophische Klassen, welche die Sekundärstudien in den Kollegien trönten und zum Bakkalaureat der Lizenz und Matrise für die schönen Künste vorbereiteten. Uebriglich die theologische Fakultät, in welche man nur aufgenommen war, nachdem man die matrise *es arts* erlangt hatte, konnte als eine Anlauf für den höheren Unterricht betrachtet werden. Die Universität von Paris beschäftigte sich hauptsächlich mit der Admistration des Sekundär-Unterrichts, den sie in den vielen Kollegien ihres Reichthums erhielt und für den sie das Monopol in ganz Frankreich beanspruchte. Als Napoleon die Universität von Frankreich schuf, verwarf er das und den Traum der Pariser Universität, nur legte er das, was ehemals das Privilegium einer Körperschaft gewesen, in die Hände der ministeriellen Admistration. Er behielt die juristische und medizinische Fakultät bei und schuf die Fakultät der schönen Wissenschaften, die mit dem *lyceeum à l'athénée* des vorhergegangenen Jahrhunderts correspondirte; die philosophischen Klassen der kaiserlichen *lyceen* setzten die Traditionen der philosophischen Klassen der Fakultät

der schönen Künste fort. Aber weder die Revolutionen, noch Napoleon haben daran gedacht, wirkliche Universitäten einzurichten und sie sonnten sie nicht zerstören, denn sie haben sie nicht vorgefunden.

Ebenso ungerecht wie die Anklage gegen die Revolution ist die von anderer Seite erhobene Anklage gegen die Jesuiten, auch sie haben die Universitäten nicht zerstört; sie haben sich stets nur mit dem Sekundärunterricht beschäftigt und sind sie dadurch in Rivalität mit den Universitäten getreten, so geschah dies nur, weil letztere sich weit mehr um den Sekundär- als um den höheren Unterricht bekümmerten. Die Jesuiten haben übrigens ihre großen Verdienste um den öffentlichen Unterricht, denn es ist ihrer Konkurrenz zu verdanken, daß die Kollegien der Universitäten sich aus dem Verfall erheben mußten, in den sie seit dem 16. Jahrhundert gerathen waren. Wieder Andere beschuldigen das Königthum, welches der Universität ihre Privilegien nahm und das *College royal* oder *Kollegium von Frankreich* schuf; noch Andere endlich schreiben den Ruin der dem Geiste des Mittelalters treu gebliebenen Universitäten der Negligenz zu. Alle diese Erklärungen sind unzureichend. Die wahren Ursachen dieses Ruins sind zahlreicher und verwickelter. Wie die ganze Geschichte Frankreichs seit dem 15. Jahrhundert nichts ist, als ein Kampf gegen die Traditionen, denen im Mittelalter der Ruhm und Einfluß unseres Landes zu danken war, so ist auch die Geschichte der Universität von Paris seit jener Zeit nur der langsame Verfall dieser berühmten Korporation, dieses Mittelpunktes der Auktorsität und der Belehrung, dieser beendeten Ruhestätte des 13. und 14. Jahrhunderts in eine große Admistration des Sekundärunterrichts.

Vergehlich wäre es unsern höhern Unterricht durch Anknüpfung an die alten Traditionen unserer Universitäten beleben zu wollen; man müßte bis zum 13. Jahrhundert zurückgehen. Wohl können wir an den Universitäten Deutschlands und Italiens sehen, was aus den Universitäten, die wir verkommen ließen, zu machen war, wohl kann uns dieses Beispiel von Nutzen sein, nicht um fremde Einrichtungen zu kopiren, was unpraktisch und gefährlich wäre, sondern um zu lernen, was und fehlt, um zu dem Ziele zu gelangen, das wir erreichen müssen; aber wir müssen Alles vom Grund auf neu schaffen.

Mit den historischen Ursachen, welche den höheren Unterricht zu Grunde richteten, sind die moralischen aufs engste verknüpft. Wäre die Nothwendigkeit eines höhern Unterrichtes klar begriffen und lebhaft empfunden worden, hätte die Jugend das Bedürfnis einer höhern geistigen Ausbildung gefühlt, wären die Lehrenden durchdrungen gewesen von der Verpflichtung, ihre Zöglinge im recht wissenschaftlichen Geiste zu erziehen, so würde der höhere Unterricht durch den Willen der Einzelnen bestanden haben trotz des Mangels an Universitäten. Unsere jungen Leute hindert nichts, sich zwei oder drei Jahre in Städten, die Akademien besitzen, aufzuhalten und dort unter Leitung von Professoren wissenschaftliche und literarische Studien zu treiben. Wären diese wiederum von Fernenden umgeben, denen es wahrhaft ernst mit der Sache ist, so würden sie alle Sorgfalt darauf verwenden, ihnen den Unterricht zu ertheilen, den sie verlangen. Leider haben wir aber heutzutage wenig junge Leute, die den Mangel eines höhern Unterrichtes empfinden. Die Ursachen dieser Gleichgültigkeit sind mannigfaltig; sie sind auf mehrere Regionalfehler und auf einige Regionalnachteile zurückzuführen, am meisten jedoch auf einen materiellen Grund, den Mangel an Organisationen. Wir befinden uns in einem Kreis eingeschlossen, aus dem sich schwer herauskommen läßt. Der höhere Unterricht allein ist

im Stande, die Ideen, Neigungen und Bedürfnisse, die seine Existenz erheischen, zu schaffen; er ist in Frankreich nicht vorhanden, weil es weder Lehrende noch Lernende gibt, und wenn es diese nicht gäbe, so hat das wieder seinen Grund darin, daß wir keinen höheren Unterricht haben.

Nicht mit Unrecht schreibt man die geringe Neigung, welche die französische Jugend für rein wissenschaftliche Studien besitzt, der Notwendigkeit zu, schnell eine Stellung zu erringen und Geld zu verdienen, bedingt durch eine Gesellschaft, deren Reichen sehr dicht, in der das Leben sehr theuer und die Genußsücht stark entwickelt ist. Ganz man einen jungen Franzosen, zu welcher Laufbahn er sich bestimmt, so wird er antworten Advokat, Lehrer, Industrieller; ein junger Deutscher antwortet auf die gleiche Frage mit dem Namen der Wissenschaft, die er studirt, er wird Jurist, Historiker, Philologe, Chemiker. Sind aber die Deutschen deshalb weniger darauf bedacht, Geld zu verdienen als die Franzosen? Keineswegs, die Bezahlungen, unter denen sie leben und Studiren, sind nur andere. Für die Zöglinge der französischen Schulen ist das Studium nur die obligatorische Vorbereitung auf das ihnen den Zugang zu einer bürgerlichen Laufbahn eröffnende Examen; die Studirenden an den deutschen Universitäten treiben Studien, welchen das endliche Examen nur eine untergeordnete Wichtigkeit hat und denen in erster Linie das Studium selbst Zweck ist. — Unsere politischen und religiösen Spaltungen sind ebenfalls ein Hinderniß für den höheren Unterricht. Die übermäßige Beschäftigung mit der Politik seitens unserer jungen Leute ist ersten Studien beinahe ebenso gefährlich wie die übertriebene Vergnügungssucht. In beider Hinsicht übt die Centralisation des höheren Unterrichtes in Paris einen verberblichen Einfluß aus. So vertheilt sich der Einsaltung des höheren Unterrichtes ein von der gesammten Jugend getheilter und getragener patriotischer Enthusiasmus ist, so verberblich ist ihr der Kampf der Parteien. Ein großer Theil der französischen Jugend wird in geistlichen Anstalten erzogen und saugt dort Ideen ein, welche denen, die der Unterricht der Anstalten des Staates begünstigt, feindselig sind. Die so erzogenen Jünglinge streuben sich gegen den Befehl der weltlichen oder juristischen Schule, die dem Staat unterworfen sind; ihr ganzes Streben ist darauf gerichtet, die Einheit des höheren Unterrichtes zu brechen, sich zu isoliren, das Recht zu erlangen, ohne in den Staatsanstalten gewesen zu sein, das Examen machen zu können. Der höhere Unterricht wird in Frankreich nicht als Mittelpunkt der geistigen Kultur betrachtet, man den sich ohne Parteilichkeit alle Schichten können, die zur geistigen Elite der Nation gehören, an deren Ausbildung die ganze Nation ein gleiches Interesse hat. Aber auch dieses Interesse fehlt. Seit langer Zeit haben die Vertreter der höchsten Klassen, deren Grundbesitz und Vermögen ihnen Unabhängigkeit und Mäße gewährt, die Gewohnheit angenommen, sich fern zu halten und den sozialen Zustand Frankreichs als etwas ihnen Fremdes und Feindseliges zu betrachten. Sie denken nicht daran, unsere Fakultäten befüßt der Fortschung und Vervollnung ihrer Studien zu besuchen. Soll insofern in einem Lande der höhere Unterricht den ihm zukommenden Einfluß ausüben, so müssen auch diejenigen, die durch ihn keinen Grad, kein Privilegium, keine Anstellung zu erlangen brauchen, sich in ihrer Eigenschaft als gebildete und unterrichtete Menschen daran theilzunehmen für verpflichtet halten. Und auch hier würde wiederum die Zersplitterung in Parteien, die Zerstückelung der Nation in mehrere einander feindselige Volkselemente, welche den Aufschwung des höheren Unterrichtes lähmt, keinen so hohen Grad erreicht haben, hätten wir einen höheren Unterricht besessen.

Neben den von mir angeführten nationalen Unglücksursachen und nationalen Fehlern, bleibt es nun aber noch freigelegt französische Eigenthümlichkeiten und sogar Vergleiche, welche ebenfalls der Entwicklung eines höheren Unterrichtes hinderlich seelen. Es giebt bei jeder wissenschaftlichen Arbeit zwei Theile; einen traditionellen, unpersonlichen Theil, der sich lehren und übertragen läßt, nämlich die Methode, die Kritik, die Analyse, die Gesamtheit der erworbenen Thatfachen und festgestellten Gesetze, und einen sehr wesentlichen persönlichen, individuellen Theil, der sich nicht lehren und nicht lernen läßt — die schöpferische und erfinderische Kraft. Männer, welche die letzteren Eigenschaften besitzen, sind gewöhnlich mittelmäßige Lehrer, grade ihre Originalität isolirt sie. Die französische Wissenschaft unseres Jahrhunderts hat nun grade eine große Anzahl solcher Original-Genies hervorgebracht, welche neue Wege angebahnt, aber in der Gesamtheit, ohne Lehrer und ohne Schüler gearbeitet haben. Hierzu kommt endlich noch die bedeutende Rolle, welche bei unsern Gelehrten die Form spielt, und zwar nicht blos der Stil, sondern auch die Kunst der Exposition, der geistvollen Anordnung und Beweisführung, und das dies alles Dinge sind, die sich aber nicht lehren lassen.

Unsere jungen Leute werden nicht blos an den erörterten Gründen, sondern auch durch die Feigheit und Schmiegsamkeit ihrer Fassungsgabe dazu verleitet, den Mangel eines höheren Unterrichtes weniger zu empfinden. Sie denken, die Thatfachen stehen in den Büchern und Methode und Kritik brandt man nicht zu erlernen, dafür hat man Geist, Verstand und Geschma. In gewisser Hinsicht ist das wahr; ich habe junge Deutsche sich sechs Monate mit Regeln abmühen sehen, welche Franzosen sofort begreifen und anzuwenden verstanden. (??) Warum also eine so unnützbare Pedanterie? Well ohne diese an den Gelehrten als Lehrer werden und die jungen Leute nicht Schüler sein wollen. Wir besitzen einen Generalstab ohne Autorität und ungeschulten Haufen als Soldaten. In der Wissenschaft wie im Kriege ist es nicht ausreichend, auf das Genie und das Auge des Anführers zu zählen und sich im übrigen auf die *suris franceses* zu verlassen. Um eine Nation auf einem intellektuellen Niveau und ein beständiges Fortschreiten in wissenschaftlicher Beziehung zu erhalten, bedarf es nicht der großen Entdeckungen, die Früchte des Genies und des Zufalls sind, sondern der allen Dingen einer guten Organisation der Arbeit, einer Verbindung der Ältern mit den Jüngern, der Lehrenden mit den Lernenden, einer Zusammenwirkung Aller, damit keine Anstrengung verloren geht.

Man könnte behaupten, die hier empfohlene Art des Arbeitens widerspreche der Eigenart des französischen Geistes, setze sich damit aber in Widerspruch zur Geschichte. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert stand Frankreich an der Spitze der geistigen Bewegung in Europa, sowohl was Philologie und Geschichtsforschung, wie was Mathematik und Jurisprudenz anbetraf. Unter den Humanisten des 16. Jahrhunderts, in unsern alten Rechtsschulen, wie in dem gelehrten Orden der Benedictiner fand man die Gewohnheit der gemeinsamen Arbeit, diese Übertragung der wissenschaftlichen Traditionen, die wir bei unserm höheren Unterricht vermischen. Sie nimmt dem Geiste nichts von seiner schöpferischen Kraft; sind unsere heutigen Gelehrten abgeschlossen, so kommt dies mehr von der Art und Weise ihres Bildungsganges; sie sind Autodidakten und haben bei ihrer einsamen Arbeit eine Art eiferfüchtige Hast vor Mittheilung ihrer Wissenschaft angenommen. Ein Gelehrter, den ich fragte, weshalb er seinen Schülern keinen Einblick in den Gang gestatte, den er

gemacht, um zu den Resultaten zu gelangen, die er lehrt, antwortete: „Wer so viel wissen will, wie ich weiß, mag auch so viel arbeiten, wie ich gearbeitet habe.“ Hätte er eine Universität besucht und die Erbschaft einer wissenschaftlichen Ueberlieferung empfangen, er würde nicht so gesprochen, sondern mit dem Historiker Wailly gesagt haben: „Ich wünsche, daß jeder meiner Schüler, wenn er mich verläßt, so viel weiß wie ich, um weiter gehen zu können als ich.“

Unsere jungen Leute verlassen sich auch um dessentwillen zu viel auf ihre glänzende Begabung, weil man sie nicht lehrt, was eigentlich wissenschaftliche Arbeit ist. Gebt ihnen wirklichen höheren Unterricht, und sie werden mit Gehuld, mit Stetigkeit und mit Methode arbeiten. Man braucht um die gerügten Fehler zu verbessern vielleicht nur äußere Dinge zu verändern.

Die drei größten Ursachen der Unzulänglichkeit des höheren Unterrichtes sind nach meiner Ansicht materieller Natur, sie sind in der mangelhaften Organisation des öffentlichen Unterrichtes zu suchen. Statt die Fakultäten der Wissenschaften und Literatur zu dem zu machen, was sie sein müßten, der Mittelpunkt des höheren Unterrichtes, thut man Alles, die jungen Leute davon fern zu halten. Statt ihnen die Fakultäten als notwendige Voraussetzung des in den Elyseum empfangenen Sekundärunterrichtes hinzustellen, läßt man sie glauben, ihre Erziehung sei vollendet, sobald sie vom Elyseum das Diplom als Bakkalaureus empfangen haben. Das Bakkalaureat wird als hindernißvoller Anspruch auf Zulassung zu einer großen Menge von Ämtern betrachtet und mehr will die Masse nicht. Aber auch diejenigen, welche sich einem Berufe zuwenden, der tiefere Studien erheischt, geben deshalb nicht an die Fakultäten; die polytechnische Schule, die Zentralschule, die Normalchule, die Ecole des Chartes öffnen ihnen ihre Pforten. Aber nicht alle Lehrer sind aus der Normalchule hervorgegangen. Wo haben sich die Andern an ihren Beruf vorbereitet? Auf den Fakultäten? Keineswegs. Hätten Sie selbst den guten Willen dazu gehabt, so hätten sie es nicht gekonnt. Um wirkliches Mitglied der Universität zu werden, muß man pflichtmäßig im Unterricht verbleiben, d. h. beim Überantreten aus dem Bakkalaureat die professoralen Pflichten übernehmen, die man zu erfüllen unfähig ist, oder die lästige und oft sogar demoralisierende Stelle eines Auffichtsamteiers bekleiden. Dadurch werden aber diejenigen, welche sich in diesem fünfjährigen Dienst entschließen, verhindert, sich durch ernste Studien aus ihr Examen vorzubereiten.

Es giebt nun freilich junge Leute, die, ohne Lehrer zu werden, ihre Studien weiter treiben, um die Ehre oder den Doktorgrad zu erwerben oder sich gelehrten Arbeiten zuzuwenden; aber das für die Ersteren notwendige Examen hat mit dem höheren Unterricht wenig zu thun, es besteht entweder in einem schülerhaften rhetorischen Exerzizium oder in einer Schaukellung, bei welcher eine die vollständige Reife des Mannes erfordernde literarische Arbeit überreicht wird. Wer sich aber gelehrten Arbeiten widmen und zu diesem Zwecke vergleichende Philologie, romanische Philologie, und orientalische Sprachen studiren will, der muß nach dem Collège de France und nach der Ecole des hautes études gehen.

Auf diese Weise hat man die Fakultäten systematisch der Studirenden beraubt und als Ersatz dafür absolute Öffentlichkeit und Unentgeltlichkeit der Vorlesungen eingeführt, so daß Männer und Frauen ohne jede Auswahl daran theilnehmen können. Ist es da zu verwundern, daß die Professoren die Gelehrsamkeit der Verehrsamkeit und dem Gelehrtschein um Opfer bringen, daß sie ihrem Publikum die Art geistiger Nahrung

geben, die es zu ertragen vermag und daß selbst den besten unter ihnen der Begriff was eigentlich höherer Unterricht ist, abhanden kommt? Ein Professor an der Sorbonne behauptet alles Erstes, dieselbe habe nicht die Aufgabe, Historiker, Philosophen und Philologen zu bilden, sondern nur den Geschmack an den betreffenden Wissenschaften unter diejenigen zu verbreiten, welche sie nicht zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben. Wenn dem wirklich so wäre, thäte man bei diesem Werk der Vulgarisation eigentlich besser, die Kurse an der Sorbonne durch Revenen zu ersetzen; der Staat betrachtet aber jedenfalls die Fakultäten aus einem andern Gesichtspunkte. Wenn man sie verhindert, Schüler zu haben und sich gelehrten Arbeiten zu widmen, so geschieht dies, weil man ihnen mehr Zeit für ihre eigentliche Thätigkeit als Examinatoren lassen will. Man verbraucht ihre Kräfte in diesem aufreibenden Amte, dem sie sich nicht entziehen dürfen, weil daraus die Hälfte ihrer Einkünfte fließt. Die Fakultäten sind nicht als Zursä für das Examen, für das Bakkalaureat und die Ehre.

Zahlreiche Stimmen empfehlen als Abhilfe dieses Übels die Freiheit des höheren Unterrichtes. Der Staat, man muß es zugeben, hat seine Pflichten in Betreff des öffentlichen Unterrichtes zu schlecht erfüllt, um mit Recht eine hohe Forderung abzuweisen zu können; ja es dürfte sogar gut sein, daß sein schlafender Eifer durch die Konkurrenz geweckt und angestachelt würde. Ich glaube jedoch nicht, daß wir gut daran thun, sehr darauf zu bringen, daß der höhere Unterricht dem Staate genommen und in das individuelle Belieben gestellt werde. Nach meiner Ansicht ist gerade der höhere Unterricht wesentlich ein öffentlicher Dienst und Sache des Staates, er darf nicht von einer Partei, einer Kirche, irgend einer Gruppe von Bürgern abhängig sein, sondern soll Alles vereinen, ein Knäuel der wissenschaftlichen Thätigkeit der ganzen Nation sein. Der freie höhere Unterricht würde zum großen Schaden der Gesamtheit in die Hände politischer und religiöser Parteien fallen, die Wissenschaft würde den Vorurtheilen einer religiösen oder philosophischen Sekte untergeordnet, wie das Vaterland den Leidenschaften einer politischen oder sozialen Partei. Die Konkurrenz zwischen den freien Fakultäten und denen des Staates würde ferner die Gefahr bieten, kein wissenschaftlicher Wettstreit, sondern eine Rivalität recht untergeordneter Natur zu werden; es würde sich nicht darum handeln, wer besser unterrichtete, sondern wer die meisten Kandidaten zum Examen lieferte. Die freien Fakultäten würden für den höheren Unterricht das sein, was die Fakultäten der Bakkalaureen für den Sekundärunterricht sind — der Tod alles ernsten Unterrichtes.

Neben den interessirten Freunden der Freiheit des Unterrichtes, die sich desselben als Waffe bedienen, welche sie Andern versagen, und den kalten Bewunderern dieser Maßregel, welche in ihr das Heilmittel gegen alle Übel sehen, giebt es aber auch ernster Geister, welche den Staat für lästig halten, wichtige Veränderungen herbeizuführen und eine vollständige Wiedergeburt unseres höheren Unterrichtes von ihm fordern. Ihre Pläne sind sehr schön und stimmen in der Hauptfache merkwürdigerweise sämmtlich überein; sie wollen für Frankreich Universitäten nach dem Muster Deutschlands und Italiens. Ich schließe mich für die Zukunft ihren Wünschen und Hoffnungen an, glaube jedoch nicht, daß es möglich sein werde, ihre umfangreichen Pläne auszuführen. Ohne den bedeutenden Geldmitteln, welche eine solche Reform erforderte, zu reden, frage ich, wo ist der Minister, wo die Regierung, die dessen Durchführung wagte? Wäre es nicht eine große Unverständlichkeit, das ganze Erziehungssystem des Landes über den Haufen zu werfen, um es durch ein in der

Theorie sehr wünschenswerthes System zu ersehen, dessen praktische Anwendung vielleicht unmöglich ist? Man mag mancherlei gegen die poltechnische und die Normalsschule vorzubringen haben, das steht doch fest, daß sie große Dienste geleistet haben und noch leisten. Wäre es nicht vermessen, sie aufzulösen, ohne daß man genau wisse, was man an ihre Stelle zu setzen habe? Solche Reformen lassen sich nicht im Handumdrehen durchführen, sie müssen lange vorbereitet sein, und wie soll man sie unternehmen in einem Lande, wo nicht allein jedes Ministerium, sondern auch jede Regierung schwankend und kurzlebig ist? Das heute bezogene Wort würde vielleicht morgen unterbrochen und zerstört. Jede Regierung, die eine Reform der Gesamtheit des höheren Unterrichtes unternehmen wollte, könnte sich mit Gewißheit versprechen, daß sie überall Bewehrung antrifft und nirgend etwas Nützliches und Haltbares schaffen würde.

Italien.

Die Italiäner im Auslande.

Als die letzte Volkszählung in Italien vorbereitet wurde, beschloß man zum ersten Male den Versuch einer Zählung der im Auslande lebenden italienischen Staatsangehörigen zu machen. Zu dem Zwecke, welches den allgemeinen Census auf die Jahresfrist vom 31. December 1871 festsetzte, wurde angeordnet, daß gleichzeitig durch Vermittelung der diplomatischen Agenten und des Konsularpersonals die innerhalb ihrer Sprengel sich aufhaltenden Italiäner gezählt werden sollten. Trotz der nicht unbedeutlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieser Maßregel entgegenstellten, gelang der Versuch in überraschender Weise. An vielen Orten traten innerhalb der italienischen Kolonien statistische Komitees zusammen, welche die Gesandten und Konsuln bei Sammlung der nöthigen Angaben aufs wirksamste unterstützten. Mehrfach wurde den Beamten ihre Aufgabe auch durch die Gefälligkeit der auswärtigen Regierungen erleichtert^{*)}. Wo die wirkliche Zählung nicht ausreichte, behalf man sich mit möglichst sorgfältigen Schätzungen, und so ist man denn dazu gelangt, eine besondere Statistik der Italiäner im Auslande aufstellen zu können, welche von dem statistischen Bureau des Königs in einem statistischen, mit einem reichen Apparate von Tabellen ausgerüsteten Bande unter dem Titel: *Censimento degli italiani all' Estero* vor Kurzem veröffentlicht worden ist.

Auf das Material dieser Publikation stützt sich ein interessanter Vortrag, welchen Ritter Cristoforo Regni vor einigen Monaten in der geographischen Gesellschaft zu Hamburg über die italienische Auswanderung und Kolonisation gehalten hat und den wir nach der, wie es scheint, ausführlichen Inhaltsangabe im Augusthefte des *Geographischen Magazins* mit einigen Bemerkungen hier wiedergeben. Ohne bei den einleitenden Mittheilungen aus der Geschichte des italienischen Orienthandels im Mittelalter zu verweilen, dessen Umfang und Bedeutung unseren Lesern aus der Beschreibung des Werkes von G. Branca über die italienischen Entdeckungsgereisen in Erinnerung sein wird, wenden wir uns sofort der Gegenwart zu. Hier gestalten uns die Tafeln des vor-

erwähnten Zählungswerks nicht nur einen Einblick in die Zahl und Vertheilung der auswärts lebenden Italiäner nach den einzelnen Ländern, sondern auch in die Ursachen, welche dieser Auswanderung dabei zu Grunde liegen, und in die Ziele, welche sie in der Fremde verfolgt.

Nach den amtlichen Ermittlungen betrug die Gesamtzahl der Italiäner außerhalb Italiens am Zählungstage zwischen 432,000 und 478,000; sie erreicht daher zur Zeit vielleicht eine halbe Million. Für eine Nation von fast 30 Millionen, die ein zum nicht geringen Theile bergiges Land ohne hervorragende Industrie bewohnt, keine allzu hohe Ziffer. Und doch ist es größtentheils der Mangel an heimischer Arbeit, der diese Auswanderung verursacht. Denn der überlegende Theil der Emigranten entstammt Provinzen, welche wegen ihrer vorzugsweise gebirgigen Beschaffenheit ihren Bewohnern nicht genügenden Kulturboden gewähren: der Felsenküste von Ligurien, den Apenninthalern Piemonts und der nördlichen Lombarei, Parma, den Abruzzen und der Basilicata. Dem entsprechend ist das Trachten der Auswanderer vornehmlich auf lehrende Handarbeit und auf Sonderwerb gerichtet. Nicht die Künstler, von der Primadonna bis zum Drehorgelspieler herab, sondern die Tagelöhner und Erdarbeiter, welche die Eisenbahnen in der Schweiz, in Tirol, in Süddeutschland bauen und denen man neuerdings auch schon in Mittel- und Norddeutschland zu begegnen anfängt, die Fischer und Schiffer, die an harte Feldarbeit und schwere Last gewöhnten Arbeiter und Pfläner: sie sind es, die den weitaus stärksten Bestandtheil der Auswanderung bilden. Dabei strömt dieselbe am reichlichsten nach Amerika, und zwar vorwiegend nach dem Aufstiegsgebiete des Rio de la Plata, wo Südbrasilien, Uruguay und die Argentinische Republik italienische Ansiedlungen von beiderseitigem Umfange und beträchtlichem Einflusse enthalten. Es ist in Erinnerung, welche Rolle diese Einwanderer unter Garibaldi's Leitung in den politischen und kriegerischen Ereignissen von Uruguay eingenommen haben. Die Einwohnerzahl von Buenos Ayres ist zum dritten Theil, die von Rosario, weiter nördlich am la Plata, ganz italienisch. Bis an die Flussmündungen Patagoniens dringen die italienischen Ansiedler vor. Auch in Peru bilden sie einen nicht unerheblichen Bruchtheil der Bevölkerung. In Nordamerika ist ihre Zahl ebenfalls nicht gering; man schätzt sie in den Vereinigten Staaten auf 70,000, wovon 10,000 allein auf Kalifornien kommen.

Ein zweites Hauptgebiet der italienischen Einwanderung bilden naturgemäß die Uferländer des Mittelmeeres. Sie ist, durch alle Traditionen und nächste Nothwendigkeit begünstigt, ungemein zahlreich in Syrien und Palästina; sie bildet einen der hervorsteckendsten Züge in der Volkswirtschaft sämtlicher Handels- und Hafenplätze des türkischen Reiches. In Konstantinopel, Smyrna, Alexandria, Tunis ist die italienische Sprache beinahe ununterbrochenes Hülfsmittel für den geschäftlichen Verkehr. In Egypten allein berechnet man die Zahl der im Lande residirenden Italiäner auf 20,000, von denen viele einflußreiche Stellungen in der Verwaltung des Aelbde einnehmen. Auch in Alger ist die italienische Kolonie von Ansehen und Umfang. Von diesen Ansiedlungen an der Nordküste Afrikas dringen einzelne Pioniere tief ins Innere vor. Namentlich sind es die Missionärsstationen einzelner Orden, welche sich durch die Sahara bis an den Atlas und in den Sudan erstrecken. In Spanien konzentriert sich die italienische Einwanderung auf wenige Punkte, wie Gibraltar, Cadix, Malaga, Valencia und namentlich Barcelona. Die Gesamtzahl dieser Kolonien ergibt indeß nur die auffallend geringe Zahl von tausend Angehörigen. Dagegen beherbergt Frank-

^{*)} Am weitesten ging hierin das deutsche Reich, welches der italienischen Regierung förmliche auf ihre Angehörigen in Deutschland bezügliche Ergrünisse der Volkszählung vom 1. December 1871 übermittelte, so daß eine besondere Ermittlung der in Deutschland lebenden Italiäner nicht weiter statufinden brauchte.

reich, als Nachbar und durch den Besitz zweier Provinzen von italienischer Rationalität (Genoa und Lissa) in besonders intima Beziehungen zum Kaiserthume, 90,000 Staatsangehörige zehnten innerhalb seines europäischen Gebiets.

Weitans geringere Zahlen weisen die Länder von Mittel- und Nordeuropa auf. Fast unglaublich will uns scheinen, daß für ganz Deutschland nur die Anwesenheit von 1400 Italienern ermittelt worden ist. Bei dem immerhin nicht unbedeutenden Geschäftsverkehr zwischen beiden Nationen, dem im erstrecklichen Maßes begriffenen Aontingent junger Gelehrten, die Italien unsern deutschen Hochschulen zusetzt, bei der erheblichen Zahl von Festtheatern in Deutschland, an denen Italiener als Sänger, Tänzer und Musiker figuriren, endlich bei der großen Menge jener braven Feiernänner, die auf italienische Sprache mit ausgebreitetem Katholische stehen und die Frage weher? belaahe auszuwählen mit: „Da Parma, Simore.“ beantwortet: würden wir diese Zahl für viel höher gehalten haben. Zu Großbritanniell ist zu unserer Verwunderung die Zahl der Italiener (3000) mehr als doppelt so hoch, wobei unzweifelhaft die Handelskolonien in London und Liverpool am meisten ins Gewicht fallen. Nur vereinigt halten sich die Söhne Hesperien in den eigentlichen Nordländern, Dänemark, Schweden und Norwegen, Nordrußland u. a. auf. Dagegen finden sie sich in beträchtlicher Zahl in Südrußland, wo die Gestade des schwarzen Meeres seit Jahrhunderten dem italienischen Handel willkommenes Stapelplatz darbieten.

Dringen wir weiter nach Asien vor, so finden wir auf den Plätzen, welche in den Tagen Marco Polo's dem unternehmenden Geiste der venezianischen und genuesischen Kaufleute zugänglich und vertraut waren, gegenwärtig die Italiener fast ausschließlich nur als Missionäre vertreten, deren man in Persien, China und Indien einige Hundert zählt. Dagegen hat der bedeutende Aufschwung, den die Ausfuhr von japanesischen Seidenwärrern nach der Lombardie nimmt, eine namhafte Einwanderung von Italienern nach Japan zur Folge gehabt. Auch ist die italienische Flagge, unter der vor zwanzig Jahren kaum ein Schiff in den ostasiatischen Gewässern zu finden war, seit der Eröffnung des Suezkanals dort zahlreich vertreten. In Australien und Polynesien erscheint die italienische Rationalität, abgesehen von einigen Pflanzern in Viktorien und Neuseeland, vorwiegend wiederum nur im Gewande des Missionärs.

Ritter Regni knüpft an diese Uebersicht der italienischen Auswanderung eine Vergleichung mit der deutschen, die mehrfach zu interessanten Bemerkungen Anlaß bietet. Deutschland bestärkt den argermanischen Wandertrieb und die kolonisationsartige Begehung seiner Bevölkerung durch die große Zahl seiner in die Fremde lebenden Söhne, welche die der italienischen Emigranten weitans übertrifft. Regni unterschätzt die deutsche Auswanderung zwar augenscheinlich, indem er sie nur auf viermal so stark als die italienische veranschlagt. Fast man die Verbreitung beider Nationen über die Erde ins Auge, so finden wir die Deutschen überwiegend im Norden von Europa, von Asien und von Amerika, ferner in Afrika, Südafrika, Ostindien, Australien und Polynesien. Namentlich stark tritt dies Uebergewicht in den skandinavischen und mittleren Staaten der Union zu Tage. Dagegen kommen die Italiener den Deutschen an Zahl gleich in Mexiko, Centralamerika, Kolumbien und Nordbrasilien. In Südbrasilien, Chili, Peru und den La Plata-Ländern, sowie an den Küsten der Mittelindischen und des Schwarzen Meeres leben mehr Italiener als Deutsche.

Die Sorgfalt, welche die italienische Regierung darauf verwendet, den Zusammenhang der in der Fremde lebenden Landes-

kinder mit der Heimat zu stärken und die Interessen der Emigranten zu fördern und zu schützen, wird von Ritter Regni mit Recht gerühmt. Die Anstaltungen, welche er in dieser Beziehung gegen Deutschland erhebt, sind, wenn die Vergangenheit ins Auge gefaßt wird, leider nicht unbegründet. Klein unser Gewöhnlichkeit schenkt sich zu ausschließlich an die frühere Zeit gehalten zu haben. Ueber die Gegenwart zeigt er sich in einer wichtigen Beziehung nicht ausreichend unterrichtet. Denn nur auf mangelhafter Information kann es beruhen, wenn Signor Regni geltend macht, daß während der letzten Kriege keine Sammlungen für die deutschen Verwundeten unter den Deutschen im Auslande veranstaltet worden seien. Bekanntlich ist das gerade Gegenteil wahr. Aus Amerika, aus Asien und Australien haben die dort lebenden Deutschen in allererheblichstem Maße zu den Stiftungen für die Verwundeten und Hinterbliebenen der deutschen Heere beigetragen. Die Summe der von den Deutschen im Auslande für diese Zwecke eingesandten Gaben beläuft sich auf viele Hunderttausende von Tholern. Gleich haltlos ist der Vorwurf, den Ritter Regni gegen die deutsche Wissenschaft erhebt, daß sie bei ihren Forschungen im Auslande sich wenig um die dort lebenden Volksleute kümmere. Wir fragen erkaunt, welche Thatfachen einer so schweren Anklage zu Grunde liegen. Wer mit einiger Aufmerksamkeit die deutsche geographische Literatur verfolgt, wird mit Gewohnung wahrnehmen, daß die Entdeckungen deutscher Forscher durch die Theilnahme unserer im Auslande lebenden Landsleute wesentlich gefördert werden. Einstimmig heben die deutschen Reisenden hervor, in welchem Maße der geistige Zusammenhang unserer Auswanderung mit dem Vaterlande durch die politische Uebersicht Deutschlands befestigt, ihre Stellung dem Auslande gegenüber erhöht und gesichert worden ist.

A.

Amerika.

Jahrg. Bearbeitung aus Whitneys Vorlesungen über die Sprachwissenschaft.*)

Es ist schon über ein halbes Jahrhundert, daß die vergleichende Grammatik in den Kreis der selbständigen Wissenschaften eingetreten ist. Mit jedem Schritt vorwärts ward es deutlicher, in welcher launiger Beziehung sie zu den höchsten und letzten Fragen der Geschichte stehe, ein wie wichtiges Glied sie in der Kette von Fortschritten bilde, denen sich die besten Kräfte der Gegenwart gewidmet haben. Philologie, Philosophie, Ethnologie, ja die Naturforschung selbst hat von ihr Aufschlüsse zu fordern, die schlechterdings auf keinem anderen Wege zu erlangen sind; sie bildet das gemeinsame Band, das die einzelnen Disziplinen der Philologie unter einander verknüpft und gleichsam einem höheren Zweck dienstbar macht. Nichtsdestoweniger hat es bisher insbesondere in Deutschland an Werken gefehlt, die geeignet gewesen wären, den Anfänger in die Sprachwissenschaft einzuführen und ihm die reipolze Perspektive auf die zu durchwandernden Gebirge zu eröffnen, die es dem Spezialisten ermöglicht hätten, von der beschränkten Sphäre eines einzelnen Zweiges aus einen Überblick auf das Gesamtgebiet der Sprachwissenschaft zu werfen. — War es eine gewisse Unbeholfenheit, welche der philologischen

*) Die Sprachwissenschaft. V. D. Whitney's Vorlesungen über die Prinzipien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publikum bearbeitet und erweitert von Dr. Julius Solis, Dozenten an der Universität Würzburg. München 1874. H. Wilmann.

Gesellschaft vor anderen innewohnt, ein Mangel an Formenplan und Gestaltungsabgabe, war es der Bahn, es vertrage sich eine solche Verarbeitung und Zugänglichmachung nicht mit der Würde der Wissenschaft? — Es giebt kaum einen Zweig der Sprachwissenschaft, in dem nicht deutsche Gelehrte bahnbrechend gewirkt hätten, kaum einen Fortschritt, bei dem nicht deutsche Namen unter den ersten und bedeutendsten genannt werden müßten; aber der Werte, in welchen die Resultate der Forschung einem größeren Publikum, das selbst danach verlangt, zugänglich gemacht wurden, sind sehr wenige. Wenn man unter den blenden Darstellungen französischer und englischer Jünge die bescheidenen Citate deutscher Gelehrter liest, auf welchen sie fußen, möchte man fast an die Fabel von der blinden Henne denken, deren ausgeharrte Körner der sehenden zur Nahrung und Berein dienen.

Es waren bisher hauptsächlich zwei Werte, die dem Bedürfnis einer gemeinschaftlichen Darstellung der Sprachwissenschaft dienten, ohne es vollständig zu befriedigen; Schellers Buch: „über die deutsche Sprache“ und die deutsche Ausgabe von Max Müllers „Lectures on the Science of the language“. Während das erstere wegen des philosophischen Standpunktes seines Autors vielfach Anstoß erregte, wird das letztere und wohl nicht ganz mit Unrecht für ungenügend und oberflächlich bezeichnet, wie denn überhaupt das Ansehen Max Müllers in Deutschland etwas ins Sinken geriet und er fast nur mehr zitiert zu werden pflegt, um widerlegt werden zu können.)

Bei diesem fühlbaren Mangel an einheimischen, brauchbaren Werken für den Zweck kommt die Einfuhr eines fremdlandischen in der That einem Bedürfnis entgegen. Es ist schon früher im „Magazin“ (No. 6, 10, 11, 14 und 16 d. J. und heut) auf die Bedeutung des amerikanischen Sprachforschers W. D. Whitney hingewiesen worden, dessen Hauptzweck aus hier von dem durch seine Schriften über „die Geschichte des Infinitivs, über Schulgrammatik und Sprachwissenschaft“ und zahlreiche wissenschaftliche Referate in der gelehrten Welt vortrefflich bekannten Privatdozenten an der Universität Würzburg, Dr. Julius Jahn, in deutscher Bearbeitung geboten wird.

Whitney verbindet eine gründliche, zum Theil in Deutschland erlangte Gelehrsamkeit mit einer großen Originalität der Auffassung, einem überraschenden Gedankenreichtum und seltener Klarheit der Darstellung. Es ist natürlich unmöglich, daß, wer sich über ein so weites Gebiet, wie die gesammte Sprachwissenschaft verbreitet, in der fast jeder einzelne Zweig die ganze Kraft eines Gelehrtenlebens erfordert, in Allem aus dem Eignen schöpfe. Das Verdienst solcher zusammenfassender Darstellungen liegt vielmehr in der systematischen Gruppierung des Materials, in der

kritischen Sichtung, in dem richtigen wissenschaftlichen Instinkt, der das Wesentliche und Vernünftige von den blenden Hypothesen gelehrter Phantasten zu unterscheiden weiß. Selbst eine gewisse Skepsis ist hier am Platze und in der That besteht Whittens davon eine ziemliche Dosis. Mit vieler Entschiedenheit macht er unter anderem gegen die materialistische Richtung in der Sprachphilosophie Front, ohne freilich dabei in allen Punkten gleich glücklich zu sein. Gewiß enthält so zum Beispiel die Annahme, es bilde sich die Sprache wie ein selbständiger Organismus gleichsam außerhalb der Menschheit, von selbst und ohne Zutun der Menschen, viel Absurdes, aber auch Whittens Behauptung, jeder ihrer Veränderungen sei eine Folge sowerdener Willensakte der Menschen, hat wenig Überzeugendes. Der Verfasser räumt hier den äußeren Motoren nicht den genügenden Spielraum ein und seine ganze Beweisführung deckt sich mit den Behauptungen seiner Gegner schon darum nicht, weil diese mehr die Entstehung der Sprache im Auge zu haben scheinen, während Whittens Gründe und Belege nur auf die Fortentwicklung einer schon ausgebildeten Sprache passen.

In der Frage der Einheit der Ursprache, die den bibelstheologischen Philologen so sehr am Herzen liegt, weil sie mit dem Beweis der Abstammung von einem ersten Menschenpaar zusammenhängt, bleibt Whittens neutral. Das Unergebene, zu dem er in dieser Richtung gelangt, ist folgendes: „haben von Anfang an verschiedene Rassen bestanden, so brachten ihre Sprachen nicht stärker von einander verschieden zu sein, als die thatsächlich vorliegenden Sprachen sind; fassen dagegen alle Menschen von einem einzigen Paare ab, so brauchen ihre Sprachen einander nicht ähnlicher zu sein, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Weder läßt sich aus der Sprache die Vielheit der Menscherrassen als ursprünglich, noch läßt sich auf diesem Wege das Zurückgehen derselben auf eine ursprüngliche Einheit darthun.“

Wie bereits bei Gelegenheit der Besprechung der linguistischen Essays im „Magazin“ ausgeführt wurde, gehört Whittens bezüglich der Frage über die Entstehung der menschlichen Sprache zu den Befürwortern der sogenannten „Bauwantheorie“. Es wurde an derselben Stelle nachgewiesen, wie viel die Annahme, es seien die ältesten Benennungen für Gegenstände und Handlungen aus der Nachahmung von Naturlauten hervorgegangen, vor komplizierteren Hypothesen voraus habe. Jedermann hat Gelegenheit sich von ihrer Richtigkeit durch die Beobachtung der Kinder zu überzeugen, die sich wenigstens im ersten Stadium ihres Sprachunterrichts mit den Urmenchen in gleicher Lage zu befinden scheinen. Man wird dabei die Erfahrung machen, daß die ersten Laute, die sie aussprechen, nicht allenfalls nachgesprochene Worte sind, deren Sinn sie nicht verstehen könnten, sondern Nachahmungen der Hausthiere, die denn auch in der Regel zuerst ihr Interesse in Anspruch nehmen. Fast alle Kinder nennen den Hund *Wauwau*, die Kuh *Mu*, das Schaf *Mä*, die Ente *Schli*, die Ferkel *Gaga* u. s. w. Vielen mag freilich aus dieses vorgefaßt werden, aber daß in der That Kinder die Erfinder der Kindersprache sind, geht schon aus dem Umstand hervor, daß in dieser Richtung fortwährend Neues zu Tage gefördert wird. So selbst konnte ein Kind, das das Wischern der Pferde aus eigener Erfahrung mit dem Worte: *Waha* nachahmte und von einem anderen wurde mir erzählt, daß es den Flügelgeschlag der Tauben und damit diese selbst mit den Worten: „*Wafel*, *Wafel*“ anzudeuten verfuhr habe.

Bei Eintheilung der Sprachstämme glaubte Whittens sich gegen die in Deutschland übliche Bezeichnung „indogermanisch“ lehnen zu sollen, da sie nach nationaler Verringerungsmacht schwache. Er setzt dafür „indoeuropäisch“, was aber von dem

*) Trotz des Mangels an populären sprachwissenschaftlichen Werken in deutscher Sprache, werden wir doch in dem „Kreis der Sprachwissenschaft“ der Steinhal, wenn dieser vollständig ist, ein Werk besitzen, dem eine fremdlandische Literatur kaum etwas Ähnliches an die Seite setzen könnte. — Max Müller hat, wenn er auch nicht immer in glücklicher Weise selbständig auf dem Gebiete der vergl. Sprachwissenschaft und Religionswissenschaft thätig gewesen ist, dennoch das unläugbare Verdienst, zuerst ein größeres Kompendium dieser wissenschaftlichen Bestrebungen geliefert und die Ergebnisse der Forschung in ungewöhnlich sprechender Weise popularisirt zu haben. Wenn unter gelehrter Mitarbeiter behauptet, daß man ihn in Deutschland nur noch zitiere, um ihn zu widerlegen, so vergesse er, daß Max Müller ein Werk von der wissenschaftlichen Bedeutung seiner *Veda*-Ausgabe, daß er eine Geschichte der Sanskritliteratur hinter sich hat, daß er überhaupt sich auf dem Gebiete der indischen Philologie Verbohren erworben hat, die ihm keine Gelehrte auf dem sprachwissenschaftlichen Real nicht werden rauben können.

Beurtheiler mit Recht abgewiesen wurde. Im übrigen folgt der Verfasser der üblichen Eintheilung, indem er insbesondere das Verhältniß eines fremdsprachigen Sprachstammes einer scharfen Kritik unterwirft. Interessant und zum Theil neu sind seine Anmerkungen über die amerikanischen Sprachen, die er aus unmittelbaren Quellen schöpfen konnte.

Die Methode*) Whittneys ist eine streng und konsequent durchgeführte induktive. Von den Vorfagen über die Geschichte, den Stoff und die Aufgaben der Sprachwissenschaft ausgehend, stellt er die treibenden und ändernden Kräfte in der Sprache dar, behandelt die Wurzelsysteme, die Entstehung der Abzweigungen, die Ursachen des Bedeutungswechsels, die Bildung der Dialekte, die Eintheilung der Sprachstämme und ihre charakteristischen Besonderheiten. Überall knüpft er an Bekanntes und Selbstverständliches an und erst nachdem er den Weg durch einen wahren Reichtum von Beispielen geebnet, führt er den Leser zu den letzten und höchsten Problemen der Sprachphilosophie, zu dem Ursprung der Sprache und Schrift und ihrem Zusammenhang mit den hervorragendsten Leistungen des menschlichen Geistes.

Natürlich dürfte sich die Aufgabe des deutschen Bearbeiters nicht auf eine bloße Uebersetzung des bedeutenden Werkes beschränken; und nur ein Philologe von umfassender Befähigung und vollkommenem Vertrautheit mit seinem Fache konnte sich ihr unterziehen. Nicht zu den geringsten Schwierigkeiten mag es dabei gehört haben, die englischen Beispiele Whittneys durch analoge deutsche zu ersetzen, denn nur in wenigen Fällen half hier die Ähnlichkeit zwischen dem deutschen und englischen Idiom. Jollu bewies besonders in dieser Richtung eine sehr glückliche Hand, wenn sich auch vielleicht da und dort ein leiser Irrthum einschlichen haben mag. So brüht zum Beispiel anstatt Wollens der Berliner Provinzialismus: „aber so blau!“ nicht „einen Knäuel der Verwendung über etwas noch nicht Dagewesenes“ aus, — gleich als stünde er mit dem „ein blaues Wunder“ in Beziehung, sondern ist mehr eine Mischung des „wie grün!“ d. h. wie künstlich und annerfahren. Auch kann der Grund, warum wir

das Wort Kaffee mit dem Ton auf der zweiten Silbe aussprechen, schon darum nicht in einer Nachahmung des Französischen liegen, weil die Franzosen beide Silben gleich betonen und wenn eine Bevorzugung stattfinden sollte, diese in diesem Falle entschieden die erste Silbe treffen würde. Ebenso wenig kann man behaupten, daß das Wort: „abrüsten“, das in diplomatischen Notizen eine so große Rolle spielt, „aus der feinen Gesellschaft aus dem deutschen Sprachgebiet ausgeschlossen sei.“ Ferner war vor dreißig Jahren das Du nicht die alleinige Form der Anrede unter Personen niederen Standes, indem laut der Formularbücher das „erzeln“ selbst im Kreise der Familie gebräuchlich war. Unrichtig ist sodann, daß „fattala“, „er tödtete mit Abicht, ermordete“ heiße. Die Bedeutung der zweiten Form im Arabischen ist im Gegentheil nur eine intensive, frequentative oder kausative. Endlich wirkt schließlich die Ungleichheit in der Transkription orientalischer Worte, bei denen bald die englische Weise beibehalten, bald die deutsche angenommen wurde.

Um Whittneys Werk zu einem handlichen Hand- und Lehrbuch umzuformen, schienen ziemlich bedeutende Befugnisse geboten. Und zwar hätte hier der Bearbeiter im Interesse der symmetrischen Ökonomie des Werkes, besonders in der ersten Hälfte, noch viel weiter gehen können, indem die zu große Weitschweifigkeit der Beispiele für wenig dunkle Punkte mehr ermüdend als belehrend wirken muß.

Wichtiger noch als die Befugnisse sind die Zusätze, welche der Bearbeiter dem Werke gegeben hat, um es auf den Standpunkt der neuesten Forschung zu erheben. Es sind insbesondere Berichtigungen über Geschichte und Klassifikationen des indogermanischen Sprachstammes, Notizen über den jetzigen Stand der vielbehandelten Frage über den Stammbaum, die Urheimat und den Kulturzustand der Indogermanen. Ganz aus der Feder des Bearbeiters flossen die beiden letzten Kapitel, welche eine dankenswerthe Uebersicht über die Geschichte der Sprachwissenschaft enthalten.

Auch der Theil des Buches, welcher einfache Uebersetzung ist, verdient wegen seiner Form rühmend hervorgehoben zu werden. Nur in seltenen Fällen ließ sich Jollu kleine Anglizismen und Scherzereien zu Schaden kommen; im Allgemeinen aber muß man gestehen, daß er seinen Zweck: den Ausdruck und Stil des Originals in adäquater, aber nicht slavischer Weise wiederzugeben, vollkommen erreicht habe.

So darf die Bearbeitung als in jeder Beziehung des Originals würdig bezeichnet und als gemeinnützige, beglückende Werk auch in seiner neuen Form den weitesten Leserkreisen empfohlen werden.

Geoffried Böhm.

Kleine literarische Revue.

— *Selection of the new technical literature of England.**) Unter diesem Titel hat der Professor W. Eger vom Polytechnicum zu Darmstadt eine Auswahl von Aufsätzen aus der neuesten technischen Literatur herangezogen, welche nach seiner Ansicht das Reichthum bei dem Unterricht in der englischen Sprache auf polytechnischen Lehranstalten, sowie auch von Technikern zum Selbststudium dieser Sprache benutzt werden soll. Ob dieses Mittel ein zweckmäßiges ist, darüber läßt sich, obgleich der Direktor der polytechnischen Schule zu Kaden, v. Raven, das Buch noch in

*) A reading-book for the use of technical schools and private studies of technicians. With a vocabulary and 27 woodcuts. Heidelberg, 1874. Rari Winter Universitätsbuchhandlung.

*) Wir würden Bedenken tragen, Whittneys Methode als streng induktiv zu charakterisieren. Er ist der Sohn seines Landes und verbindet mit dem praktischen, nützlichen Bild des Amerikaners auch dessen Abneigung gegen tiefergehende Fragen philosophischer und metaphysischer Natur. Common sense allein reicht aber bekanntlich zur Philosophie nicht aus; der klarste Verstand muß dialectisch geschult sein. Und das ist es, was uns Whittney oft vermissen läßt. Gerade auf dem Gebiete der Sprachphilosophie und Wörterpsychologie aber müssen wir uns vor dem Irrthum hüten, als sei die einfachere Erklärung schon deshalb der komplizirteren vorzuziehen. Um einem verwandten Gegenstande ein Beispiel zu entnehmen, wie leicht kommen wir zu der Anschauung, die Annahme der Empfindung sei proportional der Annahme des äußeren Reizes! Und doch lehrt uns die Philosophie auf experimentellem Wege, daß dies keineswegs der Fall ist, daß die Annahme der Empfindung sich wie der natürliche Vagarrhythmus des äußeren Reizes verhält. Wenn wir aber so schwierigen Gelegenheiten schon in den Bewegungen des natürlichen Organismus der Menschennatur begegnen, so dürfen wir auf dem so viel unabherrschbaren Gebiete des geistigen Lebens nicht gerade Einfacheres erwarten. Wir werden uns daher gegen alle Erklärungen höchst skeptisch verhalten müssen, die einen Vorgang des Mechanismus, der unser geistiges Sein durchdringt, einfacher und verständlicher darstellen als er in der That ist. Und das, fürchten wir, daß Whittney mehrfach gethan. Zugleich sei dies unsere „Antikritik“ für die heilige Polemik, welche Whittney in seinen „Essays“ Professor Steinthal angeblich läßt, eine Polemik, welche leider zu einem Streit geführt hat, der mit der Entgegnung des hochverehrten Prof. St. in der „Zeitung für Wörterpsychologie“ noch nicht seinen berechtigenden Abschluß gefunden haben dürfte. K. v. N.

einem besondern Vorworte empfiehlt, streiten, da ja in keiner Wissenschaft selbst treffliche und epochemachende Arbeiten so schnell verfallen als gerade in den technischen Fächern, und deshalb, sobald man eine fremde Sprache an technischen Aufstellungen erlernen oder üben will, die Benutzung der neuesten Hefte guter Fachjournale stets, ganz besonders aber beim Selbststudium vorzuziehen sein würde. Wesen wir aber über die Breitefrage hinweg, nehmen wir an, daß in einem Fortschrittsstudium die Anschaffung so vieler Exemplare der betreffenden Journale als Schüler sind, so kostspielig sein würde, so erkennen wir gern die sorgsame und geschickte Auswahl an, welche der Verfasser getroffen hat, so daß die Aufsätze wohl geeignet sind, neben der Förderung in der Kenntniss der englischen Sprache, auch die Kenntnisse der Schüler in den technischen Vorgehensthänden zu fördern, und besonders ihr wissenschaftliches Interesse anzuregen, so daß das Buch wohl eine recht große Verbreitung finden dürfte. Als eine besonders schätzenswerthe Bereicherung unserer sprachlichen Literatur erachten wir das kleine, dem Werke angehängte Wörterbuch, da sich selbst in den besten Diktatoren eine große Anzahl der jetzt in der Technik gebräuchlichen Ausdrücke nicht findet.

— Die Unschärfe des Papstes vom protestantischen Standpunkte und nach ihren politischen Folgen betrachtet durch Graf Neidenbach, Königl. Rath. *) Der Verfasser ist gläubiger protestantischer Christ, vom echten Luther-Geiste befeuert, von der Kraft der Vernunft auch in religiösen Dingen überzeugt. Seine Stimme repräsentiert also nicht das katholische Lager in der evangelischen Kirche, welchem desamtllich die römischen Dogmen von 1570 katastrophisch widerstehen; er geht in der Verurteilung des päpstlichen Vorgehens im Gegentheil viel weiter, als für gewöhnlich geschieht. Wie er z. B. in den 22 Kirchensynoden nicht eine Spur von Christenthum zu finden vermag, so meint er auch, die in dem Unschärfe-Dogma liegende Vergötterung des Papstes laufe dem christlichen Lehrebegriff schamhaft entgegen, und man habe daher auf protestantischer Seite fortan den Papst und alle, die dem neuen Dogma anhängen, als außerhalb der christlichen Kirche stehend zu betrachten. Auch nach der politischen Seite hin zieht der Verf. scharfe Konsequenzen, und die zum Schutze des Staates und des Reiches ergriffenen gesetzlichen Maßregeln haben seine vollkommene Billigung. Mehr als die Emigration des jetzt bei den Ausländerpflichten allgemein zur Ueberzeugung gewordenen Urtheils interessiert uns die Beobachtung, die der hochbetagte Herr Verf. in seinem erfahrungsgereichen Leben gemacht hat, die eigene Beobachtung nämlich von dem langsame, aber bewußt sicheren Vorgehen der Propaganda auch in den bis dahin konfessionell vollkommen friedlichen Gauen Deutschlands, und die Beobachtung von Erfolgen in den niederen Schichten des Volkes, welche die Lehre von der Omnipotenz des Papstes allerdings in der praktischen Perspektive als recht bedenklich erscheinen lassen. Gleichwohl meint der Verf., die römischen Welt Herrschaftsgelüste beschränken sich auf dem Punkte, wo eine Reaktion gegen ihre Erfolge eintreten müsse: 12 Jahrhunderte seien seit der Erbauung Roms bis zum Sturz des abendlichen Kaiserthums, und wiederum 12 Jahrhunderte von der Erhebung des römischen Bischofs zum Papste bis zur Erklärung der päpstlichen Unschärfe vergangen — eine Kaskade der „Zwölfe“ in den Jahrhunderten, welche der römischen Welt Herrschaft nicht günstig sei und von den Beteiligten beherzigt werden möge. G. H.

*) Breslau, Marcksche und Berndt, 1874. (Die Einsamkeit zum Reiten des Waisenhaus in Gumburg.) Preis 6 Gr.

Sprechsaal.

In dem in diesem Jahr verstorbenen holländischen Schriftsteller Thierri oder Derk Hudding's *) hat die Geisteswelt einen Spezialhistoriker verloren; ein bekannter auf diesem Gebiet ist kein Ant Jan den dooper an Evangelist (1870) und sein wissenschaftlicher Katalog der Bücher seiner speziellen Tage ist nicht für Arbeiten dieses Genres. Von seinen zahlreichen andern Werken, — er war höchst produktiv und hat gegen 300 Bücher geschrieben — behandeln die meisten die Gebiete der Pädagogik, vaterländischen Geschichte, besonders alt-niederländische Literatur, dann Geographie, Statistik und hauptsächlich germanische und skandinavische Alterthümer. Der *Messenger des Sciences historiques* brachte im vergangenen Jahre die französische Uebersetzung von Hudding's: *Insula Batavorum*; damals war er ein Dreißigjähriger. Lange Jahre früher erschienen von ihm holländisch geschriebene Kritiken in den *Annalen der archaischen Akademie* folgend und unter seinen letzten Arbeiten sind zwei von demnächstem Interesse: *Cosmos en Zodiac van het oost Noorden*; ein fest en Feestdagen; *Natuur-kerken volksfeesten*. Es sei noch erwähnt, daß der 34 Jahre alte Lehrer sich in die literarische Welt 1824 durch die Publikation der *Dialoge über die Schönheit der Natur von Euler* einschrieb, und daß die Frucht seiner Reise in Nordamerika aus dem Jahre 1850 ein Werk in drei Bänden war, das er 1852 in Utrecht veröffentlichte, behandelt die holländische Kirche von Rouvenau-Belgion (Rouvenau) und Schul und Wissenschaft in den Vereinigten Staaten. H.

In der Königlich-Preussischen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart erscheinen gegenwärtig die gesammelten Werke von Hermann Kurr, herausgegeben von Paul Henck. Hermann Kurr hat sich im gemüthvoller Revellist — besonders durch seine letzten *Kunst- und Schiller-Heimatjahre* — nach den „Sonnenwurz“ — bei den deutschen Publikum einen so gewichtigen Namen erworben, daß diese Hinweis genügen dürfte, um die Theilnahme des Publikums für das erwähnte Unternehmen zu wecken.

Für alle diejenigen, welche sich mit der Anlage von Schuttlungen für große Städte beschäftigen, dürfte der schon im Buchhandel erschienene Bericht über die Mitwirkung der k. k. Genie-Truppe beim Bau der Kaiser Franz Joseph-Hochquellenleitung von Alphonse Mafowiez, Oberst, von großem Interesse sein. Der Bericht hebt in kurzer Darstellung die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der neuen Anlage für Wien hervor, und gibt dann eine klare und verständliche Darstellung der ausgeführten Arbeiten, und sind zur Erläuterung der Darstellung vier Tafeln mit einer Situations- und Profil der Kanäle, den Zeichnungen einzelner Bauwerke und den Abbildungen der benutzten Sprengvorrichtungen beigegeben.

In Rußland tritt die Frage der Frauen-Gymnasien in ein neues Stadium. Man geht dort mit dem Plane um, eine der von Universität für unverheiratete Damen einzurichten, welche einen Gymnasialkursus absolvirt haben. Es heißt, daß die Befehle über Russische Geschichte und Literatur, Weltgeschichte, Kulturgeschichte, Kunst und Physik obligatorisch sein sollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hermann Kurr.
Verlegt von Ferd. Neumann's Verlagsbuchhandlung (Hermann Kurr) und Sohnemann in Berlin.
Wilhelms-Strasse 44.
Druck von Georg Kroschke in Berlin, Friedrichs-Strasse 44.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.)

Berlin, den 3. Oktober 1874.

[N^o. 40.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Heinrich von Sebels Geschichte der Revolutionszeit. 569. — Die Natur und Entstehung der Fäulnis. 571. — Die Frage einer elbgenössischen Universität. 572. **Belgien.** Alexander Wendrich, einer der Mitbegründer der Belgischen Monarchie. Nach Theodor Juste. 573. **England.** Our Library Table. Von G. G. Goldschmidt. 575. — Für Müller als Wissenschaftler. 577. **Italien.** Francis West Beschreibung von Rom. 578. **Nord-Amerika.** Nord-Amerikanische Analekten. (Nach der International Review.) I. 579. **Orient.** Fragments relatifs à la doctrine des Ismaélites. 580. **Seine literarische Revue.** Shakespeares Vater. 582. — Les tronts de Ballades joyeuses von Theobald de Panville. 582. — The pilgrimage of the Tiber. 582. — Unteroffizier-Zeitung. 582. **Schweden.** Statistisches aus der Gelehrtenwelt. 582. — Geschichte der Fortschritt von Alter und Herrern Staaten-Geschichte. 583.

Deutschland und das Ausland.

Heinrich von Sebels Geschichte der Revolutionszeit.

Es ist bekannt, wie die den französischen Darstellungen entgegengesetzte Auffassung, die die Revolution von 1789 schon frühzeitig in Deutschland wie in anderen Ländern fand, zum ersten Mal dem unserm Landmann Sebels in einer auf die eingehendsten Studien der Archive wie der Literatur, der mündlichen wie der schriftlichen Überlieferung begründeten Darstellung zum Klarheit und antekontinentalen Ausdruck gebracht wurde. Es ist bei der Betrachtung dieser Sebelschen Darstellung viel über dessen Parteilichkeit oder Parteilosigkeit, Lobens- oder Freilichens von jeder tendenziösen Auffassung gesprochen worden, von beiden Seiten, wie uns scheint, nicht ganz mit Recht noch mit Unrecht. Sebels hat sich erst an die Darstellung seines großen Gegenstandes gemacht, nachdem er nicht nur eine klare Übersicht über den Zeitablauf gewonnen hatte, sondern auch so tief in das Innere der treibenden Kräfte, Ideen und Zustände eingedrungen war, daß sich ihm eine feste Anschauung aller Ursprünge, Entwicklungen und Wirkungen der Revolution nach jeder Richtung und in jeder Beziehung wie von selbst darstellte. Von dem so gewonnenen Standpunkt aus unternahm er dann seine Darstellung mit aller möglichen Umsicht und Besonnenheit, und offen steht er diesen seinen Standpunkt, wie in der Vorrede des ersten Theils des ganzen Werks, der Darstellung der Zeit von 1789 bis 1795, so auch in der des zweiten und Schlußtheils, der die Jahre 1795–1800 zu umfassen bestimmt ist und dessen dritte Abtheilung unlängst erschienen ist¹⁾, ein. „Lange Zeit“, sagt er hier, „war leuchtete die Anschauung aller Liberalen in Europa von dem Gedanken beherzigt, daß die französische Revolution der Ausgangspunkt eines neuen Weltalters und ihr Programm die maßgebende Richtung für alle künftige Freiheitschöpfungen sei. In der That aber ging seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts durch unseren ganzen Welttheil eine Reformbewegung, in welcher die französische Revolution nur als ein einzelnes Moment, jedoch schwerlich ... als ein für praktische Politik ergiebiges erscheinen kann. Dies

trat gleich 1789 ans Licht; die Revolution zeigte sich mächtig im Fortschreiten, aber nicht vermagend, auch nur für einen Tag ein geordnetes Staatswesen herzustellen. Sie erklärte die Freiheit für die Befugniß jedes Volkshaufens, sich gegen das bestehende Gesetz aufzulehnen; sie tief die Gleichheit Aller aus, ohne die zahllosen Verschiedenheiten in der Fähigkeit und der Gesinnung unter den Menschen zu beachten. Sie that dies in einem Lande, wo die bestehende Centralisation jeder jeden Minderheit verhalf, durch einen Handstreich in Paris sich zum Herrn des ganzen Staats zu machen, unter einem Volke, wo die Ungleichheiten der Bildung und des Vermögens tiefer und fester als irgend sonst in Europa waren. Es konnte nicht fehlen: vom Anbeginn an warf eine solche Revolution das Land in eine allgemeine Auflösung und Verwirrung, bei der keine andere Berufung, als die an die materielle Stärke, an die durchgreifende Gewalt mehr übrig blieb. Zuerst kam dann die Gewalt des Wohlstandes auszusuchen, d. h. der Klubs und der von ihnen geschulten Pöbelmassen; bald genug aber zeigte sich, daß wo die Gewalt das entscheidende Maß giebt, der Degen stärker ist als die Bastille, und der Heerführer stärker als der Volksherr. Das Empire hatte mit Robespierre die Unterdrückung der Freiheit und die Verherrlichung der Gleichheit gemein; dennoch wurde es im ersten Augenblick von dem bestehenden und gebildeten Theil der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, weil es in seiner militärischen Ordnung die Straßenunruhe beseitigte und das Privatrecht zwar einengte, aber nicht in seinem ganzen Bestande vernichtete. Auf die Dauer aber wurde der Druck des soldatischen Despotismus unerträglich; die zurückgebrachten Freiheitstriebkräfte rührten sich von Neuem, fanden aber auch jetzt keine andere als die alte revolutionäre Form, und in etwas langsamerer Entwicklung begann der verhängnisvolle Kreislauf zum zweiten Male. Es wird in Frankreich auch zum dritten und vierten Male nicht ausbleiben, wenn das Land nicht die Anschauungen der revolutionären und egalitären Demokratie von 1789 gründlich berichtigt, wenn es nicht das heilige Juliuszessionsrecht ein für alle Mal ächtet, anstatt des Rufes: gleiches Recht für Alle, die Forderung gleicher Gerechtigkeit für Alle weht, und zunächst sich begnügt, die erstbeste Gleichheit in der Beschaffenheit der Menschen und Dinge vorzubereiten.“

Von einer solchen festen und gutbegründeten Anschauung ausgehend, gelangt er dann selbstverständlich zu einer Art der Darstellung, die mit den meisten früheren, ja auch der großen Zahl der Darstellungen neuesten Datums in vielen Punkten scharf kontrastirt. Wie man sich kaum einen größeren Gegensatz denken kann, als den von Thiers Darstellung dieser Epoche in seiner allgemeinen Auffassung, in der Charakteristik der einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten, dem Verfolg ihrer wahren Anzügen zu der Sebels, so weicht dieser doch auch in der Auffassung des Verhältnisses der beiden deutschen Großmächte zu einander und zu Frankreich nicht nur von den Gegnern seiner ganzen Auffassung, Hüßer und dem jüngst verstorbenen Oesterreicher Bienenst, sondern auch von den ihm näher stehenden deutschen Darstellern dieser Epoche in vielen, wesentlichen Punkten bedeutend ab und bringt über manche zum ersten Mal eine Klärung. Das was die Sebelsche Darstellung charakterisirt, und vor

¹⁾ Heinrich v. Sebels: Gesch. der franz. Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Bd. 5. Abth. 1. Düsseldorf 1874. Julius Tiedemann.

allen übrigen gleichartigen behandelt, ist anerkanntermaßen die Universalität seines Blicks, der gleicherweise die inneren wie die äußeren Verhältnisse aller in Betracht kommenden Staaten Europas, wie der außer europäischen Länder umfaßt, die sich nicht mit der Beschreibung der Ereignisse begnügt, sondern tief in den Kern der Dinge hineindringt, Ursache und Wirkung gegen einander prüft und abwägt, die Vernetzung der Verhältnisse bei allen an den Kriegen des Revolutionszeitalters beteiligten Staaten Schritt für Schritt und bis in die kleinsten Einzelheiten, die verborgenen Winkel hin verfolgt. Dennoch verliert man, Dank der Klarheit seiner Exponenue nicht den Faden der Entwicklung über der Fülle der die große Katastrophe durchkreuzenden und verwirrenden politischen und sozialen Komplikationen; immer wieder wird man aus der Wirrnis der sich neben einander abspielenden Verhandlungen, Intriguen, Revolutionen und Kämpfe zurückgeführt zu den leitenden Persönlichkeiten und dem Fortschritt der sie bewegenden Ideen.

Wenn der Verfasser uns in dem ersten Bande seiner Fortsetzung, dem vierten des ganzen Werks, der die Jahre 1795 bis 1797 umfaßt, zunächst die Herrschaft des Direktoriums, sodann den Beginn der kriegerisch-politischen Laufbahn des neuen Kriegsgottes Napoleon Bonaparte bis zum Niedertrich Oesterreichs und Italiens im Frieden von Campo Formio geschildert hatte, so bringt uns die erste Hälfte des 5. Bandes im 5. und 6. Buch der Fortsetzung den Fortgang der französischen Eroberungen im südlichen Europa, den Zug nach Ägypten und die Geschichte der Bildung der zweiten Koalition zwischen Oesterreich, Rußland, England und Neapel in den Jahren 1797 und 1798. Die Hauptereignisse dieser Jahre sind schon so häufig dargestellt worden, daß Ebhel sich mit Recht darauf beschränkt, sie in höchst präzisier Weise aneinanderzureihen; dagegen beruht über den Ursprung einer ganzen Reihe von Begebenheiten gerade dieser beiden Jahre, über die politische Stellung und Stimmung der maßgebenden Mächte und ihrer leitenden Staatsmänner bisher ein solches Dunkel, daß Ebhel die von ihm zuerst in ihrer Vollständigkeit herangezogenen archaischen Urkunden und Nachrichten, besonders der Archive zu Wien, Paris, London, Berlin und Neapel auf das Glückliche dazu verwendet hat, uns eine, wie wir glauben, definitive Lösung aller bisher ungeklärten Räthsel zu geben. Gerade solchen Punkten hat der Verfasser nun auch die größte Ausführlichkeit der Darstellung zugewandelt, hier die Kraft seines Darstellungsvermögens konzentriert, so daß wir bei ihrer Lectüre lebhaft an die Schönheiten der früheren Abschnitte erinnert werden, während die Reihe der schon früher bekannten Begebenheiten in einer mehr geschäftsmäßigen Weise abgehandelt wird. Und hierbei kommt es den Lesern zu gut, daß der Darsteller des Revolutionszeitalters nicht nur Geschichtsschreiber, sondern auch ein eminenter Forscher auf diesem Gebiete ist, daß er jahrelange Studien auf die Klärung und Erforschung einzelner Elemente verwandt und seine Ergebnisse darüber in besonders publizierten Aufsätzen feststellt und bekannt gemacht hat. So war es ihm vergönnt, überall auf festen Boden zu bauen, so daß wir in dem eben veröffentlichten Abschnitt die zusammenfassende, ineinandergreifende Darstellung aller bisher fragmentarisch behandelten dunklen Partien vor Augen sehen. Daher giebt es kaum ein Kapitel in dieser ganzen Abtheilung, das nicht im Vergleich zu allen bisherigen Darstellungen unsere Kenntnis jener Tage mit mehr oder minder bedeutsamer Kunde bereichert, und man läßt sich gern die dabei unvermeidbare ungleichmäßige, bald knapper, bald breitere Darstellung in Anbetracht dieser vermehrten Kunde gefallen.

Wir heben hier nur Einiges hervor. Stets herrschte bisher eine gewisse Dunkelheit über den Ereignissen bei der Proklamirung der römischen Republik im Jahre 1798, dem Angriff auf die französische Botschaft am Rom durch päpstliches Militär, dem Tod des französischen Generals Daphe. Hier erscheint letzter nicht mehr als der an der demokratischen Erhebung unbeteiligte Friedensvermittler, sondern als einer der Hauptkatalogen zur Herbeiführung des Umsturzes, der durch die Durchführung der römischen Jakobiner in die französische Botschaft und die Festsetzung des Kampfes gegen die draußen lagernden päpstlichen Truppen die Vertilgung des Bodens der Botschaft nothwendig nicht Anderen mit herbeiführte.

In ähnlicher Weise wird hier zum ersten Mal volles und klares Licht auf die durch das französische Direktorium, vor allem durch Napoleon selbst, provozierten und in Scene gesetzten inneren Umrühungen in der Schweiz geworfen, die bekanntlich mit der blutigen Verwüsthung der in ihrem Rechte tödtlich gekränkten unabhängigen Kantone, mit der Proklamirung der helvetischen Republik als Abklatsch der französischen, mit ihrer völligen Unterdrückung und Auflösung endeten.

Das erste Kapitel des sechsten Buches, das die Ergebenissen nach Ägypten schildert, zeigt uns zunächst, daß die Berechnungen Bonapartes bei rechtzeitiger Abfahrt von Toulon, Mitte Mai 1798, das Mittelmeer von den englischen Flotten völlig frei zu finden, in der That völlig richtig waren, daß nur unglückliche Witterung ihn, wie kurz vorher seinen Gegner Nelson, über die Berechnung hinaus unterwegs hielt. Auch über die Abreise des Zugel durch Unterdrückungen, über die Mängel und Entbehrungen des Heeres, über die dadurch erzeugte Stimmung bei den Soldaten wie ihren Führern, erhalten wir eine an den Tagebüchern Napoleons und einzelner seiner Generale geschöpfte Darstellung, die nicht wenig von den brillanten Schilderungen Thiers abweicht.

Mit befeuertem Eifer hat Ebhel sich sodann in die komplizierten Verhandlungen verkennt, die zum Abschluß der zweiten Koalition führten und dabei vor allem in zum ersten Mal völlig authentischer Weise die Rolle nachgewiesen, die der neue russische Monarch, Kaiser Paul, dabei gespielt hat. Die Handlungen dieses Fürsten, seine steten Auerbietungen und sein Zurückziehen im entscheidenden Augenblick, werden nur verständlich durch einen Einblick in die damalige Gemüthsverfassung dieses merkwürdig angelegten Mannes, von dem ein Ebhel folgendes Bild entwirft: „Er war kein hervorragender und schöpferischer Geist, immerhin aber wohl begabt, empfänglich für mannichfaltige Interessen, mit rascher Auffassung und scharfer Beobachtung ausgestattet. Dabei ging sein Wille von Natur durchaus auf das Gute und Große; er hatte Menschenliebe und Patriottismus und den lebhaften Wunsch, dereinst für das Wohl seiner Unterthanen zu wirken. Bei solchen Anlagen wäre es einer einsichtigen und wohlwollenden Behandlung nicht schwer geworden, ihn zu einem tüchtigen und glänzenden Manne zu erziehen. Aber das gerade Gegenteil trat ein. — Als er ein Mann geworden, hatte er vor allem den Trieb, gegen auswärtige Feinde sich Ruhm zu erwerben und sah dem Vaterlande als künftiger Leiter zu bewahren. Katharina II. aber blieb unerwähnt bei ihrer Belagerung. — Nun war er weder apathisch noch fähig, sondern im Gegentheil höchst erregbar und aufbrausend, von heftigem, wenn auch nicht von stetigem Willen. Nichts wäre wichtiger für ihn gewesen, als innere Ruhe und Zügelung der leidenschaftlichen Affekte und bei der ursprünglichen Gesundheit seines Wesens hätte es dafür nichts bedurft, als eine Umgebung, die ihm Ruhe giebt und Kühlung einflößt hätte. Aber der bevermündende Druck, unter dem er Jahr für Jahr

dahinleitet, rief in ihm kein anderes Gefühl als verbitterten Trotz hervor. Nicht die Leidenschaft zu bändigen, sondern sie bis zur Stunde der Befreiung zu verheben, war er bemüht.“ Und diese leidenschaftliche Erregbarkeit brach dann in den wenigen Jahren seiner kurzen Regierung mit ungeheurer Heftigkeit hervor und führte, wie sie sich in den Verhältnissen des täglichen Lebens und am Hofe selbst jeden Augenblick sehr geltend machte, so auch in den großen Kämpfen der hohen Politik zu einem so häufigen und plötzlichen Stimmungswechsel, daß alle die, welche mit ihm zu verhandeln und zu schlichten hatten, fast zur Verzweiflung darüber getrieben wurden. Trotz alledem erreichte der energische österreichische leitende Minister Thugut Ende 1798 seinen Zweck, den Abschluß der Koalition und die Entsendung zweier starken russischen Hülfsheere nach Deutschland zu gemeinsamen Operationen gegen den gemeinschaftlichen Feind.

Zu dem letzten Kapitel des sechsten Buches und dieser Abtheilung, das das Ende des unruhigen und lange währenden Kaiserthums Konrad's erzählt, widmet Sobel eine besonders ausführliche und zwar die Schlussfolgerung der Akte, der das Andenken dieses Kongresses so denkwürdig und verhängniß gemacht hat, dem Mordanschlag auf die abreisenden französischen Gesandten Bonnier, Robertet und Debry, von denen die zwei ersten den auf sie gestürzten Streichen erlagen, der dritte im nächsten Dunkel entkam. Die Thatsache der Ermordung durch Geyler, Fajars und zwar auf höhere Anordnung, stand schon vorher fest. Uebrig blieb nur, das Dunkel zu lüften, das über dem eigentlichen Urheber der That schwebte und über die Gründe aufzuklären, die zur Mordthat führten. Die sehr umsichtige und consequent durchgeführte Forschung des Verfassers kommt nun zu dem Resultat, daß die That nicht auf Anstiften des Ministers Thugut, sondern des bisherigen Kaiserthums Gesandten Lebrun, der den Erzherzog Karl als Oberkriegskommissar begleitete, erfolgt sei, daß es sich dabei nur um die Beugung der Papiere der Gesandten gehandelt, ein etwas zweideutiger Ausdruck Lebrun's dagegen zu ihrer Niederwerfung geführt habe. So erfolgte hier ein augenblickliches Mißverständnis auf dem andern, wobei nur noch hervorzuheben ist, wie der Mord über die That die Herbeiführung einer glänzenden Genugthuung durch die Bestrafung der Thäter sich im österreichischen Heer, in Deutschland überhaupt weit energischer geltend machte als in Frankreich, wo das Volk die Kunde davon mit kühler Gleichgültigkeit, mit einer gewissen gebornen Schadenfreude gegen das Directorium aufnahm.

Sobel läßt uns am Ende dieser Abtheilung in der Perspective den großen Kampf schauen, der noch einmal aller Orien entbrannt, die Schlussabtheilung wird uns die Entwicklung dieser Kämpfe und ihren Abschluß durch die großen Friedensschlüsse im Anfang dieses Jahrhunderts bringen. Wir sehen dieser hoffentlich bald erscheinenden Abtheilung erwartungsvoll entgegen, um dann die Fortsetzung des Werks, die Geschichte der Jahre 1795 bis 1800 einem zusammenfassenden Urtheil zu unterwerfen. S.

Die Natur und Entstehung der Träume.

Man denkt selten an den gewaltigen Einfluß, welchen das Traumleben auf den Gang der Kulturgeschichte gehabt hat und mitunter noch läßt, aber es bedarf nur einer Andeutung, um die Wichtigkeit der Thatfache außer Zweifel zu stellen. „Der Traum brachte den frühesten Menschen das Bewußtsein einer anderen als der sinnlich wahrnehmbaren Welt zum Bewußtsein und ließ eine reichhaltige Gruppe übernatürlicher Vorstellungen entstehen. Er

erzeugte die Ahnung von der Fortdauer nach dem Tode und eben hiermit einen Theil der dem Todtenkultus zugehörigen Gedanken und Handlungen. In ihm erblickte der Mensch fremde Wesen und hörte eigenthümliche Stimmen, deren Eindruck sich in sein Bewußtsein eingeschrieben fortsetzte. Der Traum wurde eine Brücke, auf welcher höhere Mächte mit ihm und er mit ihnen verkehrte, und hatte allerlei die Weltanschauung des Menschen betreffende Vorstellungen zur Folge, welche zum Theil die Grundzüge späterer Religionsentwidelungen geworden sind.“ Aus dem Traumleben sind verschiedene Mächte eines Gedankenkreises erwachsen, den der Naturtheile und wissenschaftlich Gebildete gegenwärtig für Wahn und Aberglauben hält, der aber in der Geschichte der Menschheit eine große Rolle spielt, seit den Drakeln träumender Priester und Priesterinnen bis auf die noch in der Gegenwart beliebten Traumdeutungen. Nicht weniger hat der Traum auf die politische und soziale Stellung der Völker seine Macht und Bedeutung geübt. Durch ihn sind Volkshäupter auf die Wanderung geführt; er hat ihnen Furcht und Schrecken oder Hoffnung auf eine glückliche Erlösung eingeblasen. Er hat schwache Wesen zu Trägern hoher Ideen gemacht und die Kriegshelden zu Heldenthaten begeistert. Er hat die künftige Größe solcher Männer erblicken lassen, die derufen waren, ihrer Zeit eine andere Richtung zu geben, und hat die Träumenden und Traumgläubigen in Beschützer und Anhänger solcher Männer umgewandelt.“ Der Aberglaube währt, daß der Traum dem Menschen die Verbindung mit überirdischen Mächten eröffne; diesen Wahn zerstören zu heißen, die Überzeugung zu befestigen, daß die Träume ganz und gar innerlich der Reihe der natürlichen Vorgänge liegen, ist der Hauptzweck einer psychologischen Arbeit“; des Professor E. Strümpell, der unser Jutat angeht. Der Verfasser beschränkt sich, was die Entstehung der Träume anlangt, auf die einfachsten aber wohl zahlreichsten Fälle, die der sogenannten Nerventräume, und geht offen: „viele Traumbildungen sind noch Räthsel, zu deren Lösung die Wissenschaften das Erreichbare beschränkt sich auf einige Gruppen und ist auch für diese unvollständig.“ Im Wesentlichen verdienen seine Ausführungen überall Anerkennung, nur eine rüchlichtvollere Behandlung der Sprache dürfen wir wünschen. Unter Vermögen oder Unvermögen, sich eines Traumes zu erinnern, kann man nicht „Erinnerungsfähigkeit“ und „Vergesslichkeit des Traumes“ nennen.

Als charakteristischer Unterschied zwischen der wachen Seele und der träumenden ergibt sich: daß nur die wachende im Stande ist, zu unteruchen, ob ihre Vorstellungen bloß subjektiv sind oder wirklich von außer ihr vorhandener Dingen herrühren, während die träumende ohne Kritik an die Gegenständlichkeit ihrer Vorstellungen unüberdacht glaubt. Hält man dieses Merkmal fest, so gestaltet das Phänomen, daß Jemand, der kein Latein und Griechisch gelernt hat, im Traum lateinisch oder griechisch spricht, noch eine andere Erklärung, als Professor S. bietet. Der Träumende spricht eben weder das Eine noch das Andere, sondern bildet sich nur ein es zu thun, wie man sich im Traum einbildet allerlei Handlungen zu vollbringen oder zu leiden, die man weiter selbst noch vollbringt. Der Schreiber dieser Zeilen machte eine Zeit lang im Traum Gedichte, die ihm äußerst gelungen vorkamen und bedauerte lebhaft, daß beim Erwachen jede Spur derselben verloren war. Endlich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, gelang es ihm wenigstens den wohlklingenden letzten Reim

*) Wir erinnern an J. E. Smith, den Stifter der Normenlehre.

**) Die Natur und Entstehung der Träume. Von E. Strümpell, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Veit & Comp., 1874.

sefzhalten, und der lautete: *Blatt und Himmel*. Der gänzliche Mangel an Urtheilssähigkeit, welcher das Trauimeiren kennzeichnet, liefert vielleicht auch einen kleinen Beitrag zur Deutung der wunderbaren Erscheinung, daß man im Traum an vorliegende Fragen nicht zu antworten weiß und höchlich erschaut, wenn ein Dritter fort und fort mit größter Sicherheit die Probleme löst, während man es doch selbst ist, der fragt, die Antwort schuldig bleibt, und sie als Dritter im nächsten Augenblick befriedigend ertheilt. So lange man die Frage und die scheinbar glänzende Erlebigung derselben nicht dem wachen Bewusstsein zur Prüfung vorzulegen vermag, bleibt die Annahme berechtigt und wahrscheinlich, daß die Frage eine unverständliche war und die Beantwortung keinen Sinn hatte. D. E. S.

S c h w e i z.

Die Frage einer eidgenössischen Universität.

Die Schweiz besitzt zwar eine eidgenössische politechnische Hochschule, die durch ihre Lage gewiß alle ihre Schwächen, nicht bloß die deutschsprechenden übertrifft, und durch ihre Leistungen gar manchen gleichkommt, aber keine eidgenössische Universität. Diesem Mangel abzuheffen wurde schon mehrfach versucht, aber dahingehende Anträge nicht zum Beschluß erhoben. Erst vor wenigen Monaten wurde von dem Ständerath der Beschluß gefaßt: „Der Bund ist befugt, neben der bestehenden politechnischen Schule eine Universität und andere höhere Unterrichtsanstalten zu errichten.“ Statt daß aber dieser Beschluß, wie man aus den ersten Ansätzen glauben sollte, allgemeinen Jubel erregte, tief er an manchen Orten große Mißbilligung hervor.

Diese ausfallende Erscheinung wollen wir an der Hand einer sehr belehrenden, lebhaft und gut geschriebenen Schrift beleuchten.*)

Die Schweiz befindet sich nämlich nicht in dem paradoxischen Zustande, überhaupt keine Universitäten zu besitzen, sondern leidet eher an einem *embarras du richesse*, sie besitzt nämlich deren sechs und zwar drei in der deutschen Schweiz: Basel, Bern, Zürich, drei in der französischen: Genf, Lausanne und Neuenburg. Von diesen trägt nur die letztgenannte, welche auch die jüngste ist, mehr den Charakter einer höheren Lehrerbildungsanstalt an sich, die übrigen sind vollständige Universitäten, Genf und Lausanne allerdings nach französischem Zuschnitt. Der angeführte Bundesbeschluß trägt nun zwar nicht auf Vernichtung dieser Anstalten an, wie er auch der Bundesregierung nicht den Befehl giebt, eine neue Anstalt zu gründen; aber da die Möglichkeit nahe liegt, daß der Bund von der Befugniß Gebrauch mache, so war es auch an der Zeit, die Zweckmäßigkeit der Errichtung zu erörtern.

Diese Zweckmäßigkeit nun kann der Verfasser unserer Schrift nicht anerkennen. Er wendet sich mit großem Nachdruck gegen die Vereinigung des deutschen und französischen Elements auf einer Zentraluniversität, kommt dadurch zu dem Schluß, daß es notwendig sein würde, eine deutsche und eine französische eidgenössische Universität zu errichten und spricht, nun ausschließlich

bei den deutschen verweilend, gegen die Gründung einer solchen. Zu diesem Behufe geht er die einzelnen Universitäten durch, zieht besonders bei Basel stehn und zeigt durch einen geschichtlichen Nachweis, wie eine jede derselben dem gleichen Anspruch biete, der Sitz der Landesuniversität zu werden, wie jede gerade durch die angespanntesten Anstrengungen ihres Kantons zu der Bedeutung gelangt wäre, die sie jetzt besitze, wie jede durch die Anstrengungen, zu denen nicht am wenigsten die gegenwärtige Konkurrenz der Schweizeranstalten beigetragen hätte, in eine achtungswürdige Stellung auch zu den Universitäten Deutschlands gekommen sei, wie eine jede aber doch mit ihrer Stadt und ihrem Kantone als hohe geistige Pflanzstätte unauflöslich verbunden sei. Es würde daher nicht wohl anhen, eine derselben auf Kosten der übrigen zu bevorzugen, und geschähe es doch, so würde eine solche Bevorzugung nur die Wirkung einer Niederdrückung der zwei andern Anstalten haben, denn dem Bund gegenüber würde die Konkurrenz der Kantone nicht mehr bestehen. Diese Nachtheile würden aber durch die Vortheile keineswegs aufgewogen. Denn eine eidgenössische Universität wäre doch nur einer deutschen Mittel-Universität gleichen; der Vortheil, welchen man dadurch zu erreichen hoffte, daß nämlich Schweizer Professoren den Berufungen nach Deutschland widerständen, würde, wie der Verfasser ausführt, doch nicht erreicht werden, und eine größere Bedingung des Patriotismus erweist sich von einer eidgenössischen Universität nicht. Daher schließt er ab, der Bund möge die zur Errichtung der letzteren bestimmten Summen unter die Universitäten der einzelnen Kantone theilen und dadurch die Fassen, welche die letzteren sich selbst auferlegt und bis jetzt rühmlich getragen haben, erleichtern.

Die Befürchtung, daß der oben mitgetheilte Beschluß des Ständeraths zum Erfolg erhoben würde, hat sich nicht erfüllt. Vielmehr ist demselben in der neuen Bundesverfassung der Schweiz, nach den Schlussworten: „Unterrichtsanstalten zu errichten“, der Zufall beigelegt worden: „oder die bestehenden zu unterstützen.“ Aber die Beforgniß bleibt, und da sie gewährt ist, auch die Wahrscheinlichkeit, daß von ihr über kurz oder lang Gebrauch gemacht werde. Ist Gerüchten zu trauen, die in der Schweiz vielfach gehört werden, so wäre gerade jetzt die Absicht einer solchen Gründung ziemlich lebhaft und Seitens Zürich würde der Plan unterstützt, Genf zum Sitz einer solchen gemeinlich, eidgenössischen Universität zu machen.

Ob und wie dieser Plan zur Ausföhrung gelangt, wollen die Thatsachen bald lehren. Mir scheint die Notwendigkeit der Errichtung einer solchen Universität nicht erwiesen, es möglich sich denn bei der blötherigen Lage der Dinge Schöden herausgestellt haben, welche die Beibehaltung des bestehenden Zustandes unmöglich machten. Dagegen würde die Becluträchtigung, welche durch diese neue Anstalt auf die jetzt existirenden geübt würde, gewiß nicht gering sein, und es frage sich, ob der dadurch entstehende Vortheil die Nachtheile wirklich aufwiegt.

In keinem Falle aber würde Basel, wenn es auch mit seinen mächte, von der Errichtung einer allgemeinen Bildungsschule tödtlich getroffen werden. Denn diese Universität, die nun bereits ruhmvolle Traditionen von vier Jahrhunderten aufzuweisen hat, und die immer von Renom, und nicht am wenigsten Seitens der Verfasser der hier skizzirten Schrift, die schönsten Beweise hoher Opferwilligkeit erhält, muß im Stande sein, Stürme anzuhalten, durch welche eine minder kostbare niedrigeren werden würde.

Edmwig Geiger.

*) Eidgenössische Universität und Kantonschule. Offener Brief an Herrn Ständerath Kappeler, Präsidenten des eidgenössischen Schulraths von Wilhelm Vischer jun., Prof. d. Gesch. a. d. Univ. Basel. Basel und Genf, G. Georg, 1874.

Belgien.

Alexander Gendebien, einer der Mitbegründer der Belgischen Monarchie*).

Nach Theodor Juste.

Die französische Julirevolution, welche sofort in Belgien ihren Niederschlag fand, ist, wie Jedermann weiß, 1830 das Signal der Trennung Belgiens von Holland gewesen. Das im Jahre 1814 durch den ersten Pariser Frieden und den Wiener Kongreß gestiftete Königreich der Niederlande war der diplomatische Versuch, aus den Bestandtheilen der ehemaligen holländischen Republik, den sogenannten „vereinigten Provinzen“ und den früheren österreichischen und bis 1701 spanischen Niederlanden einen bedeutenden Staat zweiten Ranges und eine lebenskräftige Schranke gegen Frankreichs Übergriffe zu schaffen. Man konnte zu Gunsten dieses Versuches anführen, daß einst die 17 Provinzen eine politisch-nationale Einheit gebildet und Jahrhunderte lang, bis 1581 der Kampf mit Spanien sie schied, bewahrt hatten, man konnte eine uralte Interessengemeinschaft und die Stammesverwandtschaft der Holländer mit den Flamingen geltend machen und doch war dieser Versuch ein verfehlter! Nicht nur hatten die dritthalb Jahrhunderte der Absonderung und die große Verschiedenheit der Regierungssysteme in den wichtigsten Gebieten des Staatslebens eine zunehmende Entfremdung herbeigeführt, es war auch bei dem Gegensatz der zwischen Nord und Süd immer entgleitener sich anstalt, die Religion im Spiele, gerade diejenige Macht, welche in der Befreiung des Nordens vom spanischen Joch den Ausschlag gegeben. Der überwiegende Calvinismus Hollands und der ausschließliche Katholicismus Belgiens standen sich lange schroff gegenüber und befeuchteten selbst da, wo die religiöse Spaltung an der Oberfläche zurücktrat, die Gemüthsstimmung der feindlichen Klassen. Es bedurfte kaum einer unvorsichtigen Verschmelzungspolitik, um in der Zeit von 1815—1830 den Widerwillen der Belgier gegen holländische Bevormundung zu einer erbitterten Feindseligkeit zu steigern. Das Bestreben der Regierung im Haag, die holländische Sprache als „Nationsalsprache“ aller Provinzen zur Herrschaft zu bringen, goß Öl in das Feuer. Kaum war die Nachricht von der Pariser Julirevolution nach Brüssel gedrungen und die Tage des holländischen Regiments waren gezählt!

Den Staatsmännern, welche 1830 und 1831 an der Gründung der belgischen Monarchie sich betheiligten, hat der berühmte Geschichtschreiber Theodor Juste eine Reihe biographischer Denkmäler gesetzt, wie sie glänzender nicht hätten ausfallen können. Die gesammte europäische Kritik hat dieselben mit einstimmigen Lobsprüchen begrüßt. Eine gleiche Anerkennung verdient auch die Lebensbeschreibung des Advokaten Alexander Gendebien, der im August 1830 zu jenen belgischen Patrioten gehörte, die, um das Land vor dem Strudel der Anarchie zu retten, sich an die Spitze der Bewegung stellten, energisch die Ruber in die Hand nahmen und deren festes männliches Auftreten die Zustände ihrer Heimat gar bald in eine bleibende Ordnung hinfügteleitete hat.

Alexander Gendebien, der Sohn eines hervorragenden Juristen

und Staatsmannes, war am 4. Mai 1789 zu Mons geboren. Er empfand in seiner Jugend große Neigung zum Kriegerstande, trat aber dennoch 1811 in die Advokatur und heiratete gleich darauf die einzige Tochter des angesehenen Brüsseler Advokaten und Stadtraths Barthélemy, der 1821 Mitglied der zweiten Kammer der Generalstaaten ward, in welcher Versammlung Gendebiens Vater schon seit 1815 saß. Der junge Gendebien wurde durch diese günstigen Verhältnisse frühzeitig emporgehoben, errang bald eine sehr geachtete Stellung unter den Sachwaltern der belgischen Hauptstadt und kam als Reiter der Prelimnarverträge in freundschaftliche Beziehungen zum Großmeister, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, und auch zum Thronerben, dem Prinzen von Oranien. Allein 18 Monate vor der Revolution schied er aus dem Völkerverbände aus, weil er der katholisch-liberalen Union sich angeschlossen. Diese Union der Katholiken und der Liberalen Belgiens hat den raschen Erfolg der Schilderhebung ermöglicht. Sie sollte eine Vereinigung aller Parteien darstellen und war wenigstens im Vergleich zwischen den Führern der beiden Hauptparteien, denen der Gegenatz, welcher Nord- und Südniederland in spalten drohte, den viel schärferen Gegensatz der Parteiprinzipien in den Hintergrund drängte. In den Zeitungen schrieb Alexander Gendebien gegen den ausschließlichen Gebrauch der niederländischen Sprache und die den Belgiern ungerecht scheinende Vertheilung der Ämter in Zivil und Militär. Schon 1828 beriefen ihn seine Mitbürger in das Wahlkollegium von Brüssel und im März 1830 übertrug ihm der Volkstribunal de Potter in seinem zweiten großen politischen Prozeß seine Vertheidigung neben van de Weyer und van Meenen. Jedoch alle drei warmen Jüdisprecher richteten vor dem Äußersten nichts aus, de Potter ward auf 8 Jahre aus dem Reiche verbannt und Gendebien hatte nur den Trost, daß der Ausgewiesene ihm nicht grolle, sondern im Gegentheil ihm eine große staatsmännliche Zukunft verheißt.

Natürlich begrüßte Gendebien die Julirevolution mit Begeisterung. Er wandte seine Blicke auf Frankreich, in den ersten Augusttagen schrieb er nach Paris, man solle sich kategorisch erklären, ob man die Rheingränge haben wolle oder nicht, er verbürge im Angriffsfall den deputirten Erfolg, empfing aber keine Antwort und ebensowenig, als er wissen wollte, ob Frankreich eine preussische Intervention in die belgischen Angelegenheiten durch die seinige verhindern werde. Ein französischer Agent verfügte ihn dann, man wage dergleichen nicht wegen des beklagenswerthen Zustandes der Armee. Nun wollte Gendebien persönlich in Paris die Sache betreiben, auf seiner Durchreise durch seine Vaterstadt Mons traf ihn daselbst die Kunde von den Anrufen, die am 26. August in Brüssel angedrungen waren, seine politischen Freunde in der Provinz wollten sofort die französische Fahne aufziehen, indeß Gendebien rief davon ab, weil dies die Deutschen, die auch zur Revolution geneigt seien, werde kesseln machen, er reiste nach Brüssel zurück, versammelte die achtbarsten Bürger im Bureau des Courrier des Pays-Bas und verlangte, damit man Zeit gewinne, die Abordnung einer Deputation nach dem Haag. Wegen seines Wunsch wurde er selbst in dieselbe gewählt und trotz der drohenden Haltung der holländischen Bevölkerung ließ er seinen Kollegen von König Wilhelm I. ganz freundlich empfangen. Dennoch war die Ausbeute vom 31. August 1830 resultatlos. Der König verwies die Abgeordneten an den Minister des Innern de La Geste, der Belgier sei, mit ihm solle die Deputation sich beraten, gegen Gendebien und d'Hoogvorst degente er ein würdevolles Vertrauen in deren Loyalität, der Minister ersuchte aber alsbald den Deputirten, die

*) Les Fondateurs de la Monarchie Belge. Alexandre Gendebien, membre du gouvernement provisoire et du congrès national, d'après des documents inédits par Théodore Juste. Bruxelles, C. Muquardt (H. Merzbach). IX, et 111 pag. gr. in-8.

Vage sei derartig, daß in Holland ein Aufstand ausbrechen würde, falls die Regierung den Beschwerden der Belgier abhelfen gedenke. Dieser Auspruch brachte für Gendebien das erste Licht in die Situation. Nach Brüssel zurückgekehrt am 1. September, bezog er sich, wie der König gewünscht, mit d'Hoogvorst unmittelbar zum Prinzen von Oranien, der am Morgen ohne Ceremonie in die mit Barricaden überzogene Stadt wieder eingezogen, und gab Bericht von dem Ergebnisse der Sendung. Die Unterredung dauerte nicht weniger als vier Stunden, Gendebien schlug dem Prinzen als einziges Rettungsmittel vor, sich den folgenden Tag zum König der Belgier ausdrücken zu lassen, worauf der Prinz erwiderte: „Die Nachwelt soll nicht sagen, daß ein Kaffian die Krone seinem Vater von der Stirn gerissen hat, um sie auf die seinige zu setzen!“

Als am 3. September die belgischen Mitglieder der Generalstaaten, vom Prinzen in Audienz empfangen, erklärt hatten, die vollständige Trennung des Südens vom Norden sei der heftigste Wunsch der Belgier und nur eine Personalunion könne bestehen bleiben, reiste der Prinz von Oranien ab; danach hätten die Vertreter Belgiens nicht mehr an der Sitzung der Generalstaaten Theil nehmen dürfen und sie hätten überdes den Einwohnern Brüssels versprochen, daß sie in der Hauptstadt aushalten würden, ihr Abzug nach dem Haag gegen Gendebien und van de Weyer's Protest war ein politischer Fehler, der die schweren Tage des 26. bis 28. September 1830 über Brüssel verhängt hat. Am 18., sobald man erfahren, daß die königlichen Truppen von Willemde aus im Anrücken sind, schlägt Gendebien auf dem Rathhause vor, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, er bittet mit van de Weyer und dem Grafen Felix de Mörébe ins Geheim eine provisorische Regierung und versucht die Potter, auf dessen Popularität man das härteste Gewicht legt, von Lille herbeizubekommen; statt de Potter, der sich weigerte, bringt er mit van de Weyer am Abend des 24. 300 bewaffnete Freiwillige nach Brüssel und am 25. wird von beiden und den bisherigen Vertretern des Widerstandes, Charles Rogier, d'Hoogvorst, Jolly, Felix de Mörébe, van der Linden und Anderen die provisorische Regierung auf dem Rathhause formell konstituiert. Ein weißer Heiligthum, der aus einer Nachstube entnommen, zwei leere Stühlen, die als Leuchter mit Lichtern bestückt wurden und die zehn Guldren sechsunddreißig Cent's, welche die Stadtkasse enthielt, waren die Ausstattung des Amtsstols jener Männer, denen die Schöpfung des belgischen Staates gelang!

Daß am 28. September der Sieg Brüssels über die Holländer entschieden war, ist bekannt. Schon am 1. Oktober finden sich Gendebien im Antrage seiner Kollegen zu Paris, er setzt schnell beim Ministerrathe Ludwig Philipp durch, daß Frankreich das Prinzip der Nichtintervention zu wahren und Belgien gegen jede Eventualität zu schützen verspricht, dann arbeitet er daran, seinem Lande ein Staatsoberhaupt zu verschaffen, er scheidet bei Lafayette, der seines hohen Alters wegen ablehnt, worauf er sein Augenmerk dem Herzog von Nemours zuwendet. — Allein, so leicht es war, von den Ministern Ludwig Philipp's ein allgemeines Versprechen zu erlangen, so schwierig wurde die Unterhandlung, als es auf die Präsignatur dieses Versprechens ankam und die Wahl des Herzogs von Nemours der Julidynastie näher gelegt ward. Eine zweite Sendung Gendebien's nach Paris, kurz vor dem Bombardement Antwerpens durch die Holländer, hatte gar keinen Erfolg. Der jaghafte Geist Ludwig Philipp's stand unter dem Einflusse Laferrière's. Man wartete ab und ließ die Belgier für sich allein handeln.

Am 3. November 1830 wurde Alexander Gendebien gleichzeitig von Brüssel und von Mons in den National-Kongreß gewählt, er nahm an für Mons, sein Vater ward Abgeordneter von Leignies und sein Bruder, ehemalsiger Officier des französischen Kaiserreichs, für Charleroi. Der am 10. November eröffnete Kongreß arbeitete eifrig. Die Potter wünschte die republikanische Regierungsform und wurde von Gendebien energisch bekämpft, am 18. November stimmte dieser für die Unabhängigkeit Belgiens und am 22. desselben Monats, nicht, weil er die Monarchie für die beste Regierungsform hielt, sondern aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen, für die konstitutionelle Monarchie. Zwei Tage später gebirte er zu den 161 Mitgliedern, durch deren Mehrheitsbeschluß das Haus Nassau-Oranien für immer von jeder Gewalt in Belgien ausgeschlossen ward. Vergebens hatten den Morgen zuvor die französischen Diplomaten von Vandevelde und Bressien diesen Beschluß zu hintertreiben gesucht. Gendebien und nach ihm Charles Rogier antworteten im diplomatischen Komitee des Kongresses mit getraulichem Freimuth den Einwänden der Londoner Konferenz und was sie voraussetzte, geschah alldah, mit um so größerer Majorität wurde die Ausschließung decretirt.

Den größten Dienst erwies Gendebien seinem Lande durch sein entschlossenes Auftreten bei seiner dritten Mission nach Paris. Es mußte einmalt klar werden, ob und wie weit Frankreich Belgien unterstützen wollte. Gendebien machte den französischen Staatsleitern begreiflich, daß von einer Rückkehr der Belgier unter die oranische Herrschaft nicht mehr die Rede sein könne und daß ihnen nur übrig bleibe der Herzog von Nemours als König oder der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der alsdann eine französische Prinzessin heirathen sollte. So wurde die Kandidatur eines Oraniers, hinter welche Ludwig Philipp's Unentschiedenheit sich verschangen wollte, bestritten. Aber Unheil genug wäre vielleicht noch geschehen, wenn der Erztz der Einsicherungen des Grafen von Selles, der Gendebien auf seinem Peste abließ, Recht gegeben hätte. Nachdem Ludwig Philipp und Sebastiani, sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Kandidatur des Herzogs von Nemours Gendebien gegenüber entschieden zurückgewiesen hatten, sollte nun plötzlich bei ihnen eine Sinnesänderung eingetreten sein und auf diese von den oranischen Diplomaten gekünstelt genährte Hoffnung hin wurde der Herzog am 3. Februar 1831 vom National-Kongreß zum König gewählt. Allerdings nur mit einer Mehrheit von 97 unter 192 Stimmen! Diese geringe Majorität bot Ludwig Philipp, der lediglich zu Gegen-Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg, eines Schwanken der Bonaparte, hatte entfernen wollen, den erwünschtesten Verwand, nach mehrwöchentlichem Schwanken der belgischen Kronverträge das offizielle Nein zu erklären!

Aus dieser fatalen Situation riß der National-Kongreß das Land heraus, indem er seinen Präsidenten Surlet de Chokier zum Regenten von Belgien ernannte. Das geschah am 24. Februar 1831, am 7. Februar war die Konstitution fertig geworden, es wurde nun dieser Verfassung gemäß regiert, nur, daß der Kongreß die ausschließliche Legislative und das Recht der Wahl des definitiven Staatsoberhauptes behielt. Gendebien wurde unter dem Regenten Justizminister und zugleich Erster Präsident des obersten Gerichtshofes zu Brüssel. Aber der politische Kämpfer überzog in ihm den Juristen, schon am 23. März diskutierte er die Basis der Association nationale zur Abwehr der Oranienpartei und der Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Belgiens und schied unmittelbar darauf aus seinen Ämtern. Als Führer jenes patriotischen Bundes hat er nach Rothschild's Ausdruck die

Revolution im Innern gerettet. Er blieb ein unverwundlicher Gegner der Londoner Diplomaten-Konferenz, in dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, gegen dessen Kandidatur er jetzt auftrat, bekämpfte er den Schützling der heiligen Allianz, doch ohne persönliche Bitterkeit, und Leopold war edel genug, ihm nach seiner Wahl diesen Bitterkeit sofort zu vergeben! Die 15 Artikel der Londoner Konferenz, welche 450,000 Belgier an Holland überwiesen, wurden von Gendebien auf das Festigste angegriffen, doch vergeblich; zwölf Tage nach deren Annahme durch den Nationalkongress leistete der neue König Leopold den Versöhnungs Eid. Aber der unglückliche August-Tag von 1831, in welchem Gendebien, obgleich Oberstleutnant der Brüsseler Bürgergarde, als einfacher Freiwilliger mitfocht, legte dem belgischen Staate die viel härteren Bedingungen der 24 Artikel auf, nämlich die Zerstückelung Limburgs und Luxemburgs. An der Spitze der Linken der Repräsentantenkammer war Gendebien unermüdlich im Kampfe gegen diese Vertragspropositionen. Bekanntlich kam der König der Niederlande hierin den Belgiern insofern zu Hülfe, als er seinerseits auch die 24 Artikel nicht unterschreiben wollte. Erst am 14. März 1838 ließ der Holländs. Gesandter auf der Londoner Konferenz, daß sein König sich füge. Dieser Entschluß brachte die Angelegenheit von Neuem vor das Forum der belgischen Vertretung und Gendebien protestirte heftiger denn je. Wenn man den schändlichen Bedingungen der Diplomatie sich unterwerfe, wenn man Hunderttausende von belgischen Landesleuten zum Verlust ihres Vaterlandes verdamme, so verurtheile er sich selbst zum politischen Drazzinismus, rief er aus, und als am 19. März 1839 die Repräsentantenkammer den Londoner Vertrag genehmigte, hielt Gendebien sein Wort, noch an demselben Tage legte er sein Mandat nieder und hat kein einen Sitz in der Landesvertretung mehr angenommen.

Gendebien war ein Charakter von altörmlicher Unbeugsamkeit, aber zu stark und zu streng für einen leitenden Staatsmann. Seine nächsten Freunde haben ihm das ins Gesicht gesagt. Daß er 1832 den ihm von Leopold angetragenen Posten des Generalpräfektors am Kassationshofe in Brüssel, hatte keinen gerechtfertigten Grund; daß er am 28. Dezember desselben Jahres die Befestigung des Lebens von Waterloo beantragte, war eine unpolitische, harte aus Unpatrietische streifende Handlung, seine maßlosen Angriffe gegen die Minister Debaux und Rogier verwickelten ihn mit Weiden in Zweikämpfe, seine Anklage gegen den wackeren Justizminister Lebeau, den er wegen Auslieferung eines französischen Bankerottiers der Verfassungs-Verletzung beschuldigte, und dann im April 1834 sein hülfiger Tadel gegen die Unterdrückung der Unruhen in Brüssel und seine Parteinahme für den französischen Militärgouverneur, den Lebeau ausgewiesen hatte, brachten den eifrigen Oppositienemann fast um einen Theil seines politischen Kredit. In seinen letzten Lebensjahren widmete er sich ganz der Advokatur und daneben der Verwaltung der Hospitaller Brüssels, deren Generalsekretär er nach dem Tode seines Schwiegervaters, Anton Vanhellem, geworden war. Er starb zu Brüssel am 6. Dezember 1869, einundachtzig Jahre alt. Die glänzende Grabrede, die ihm von Humbert, der Vizepräsident der Repräsentanten-Kammer, hielt, hat er um des Übermuthes willen, den er in der Gefahr seines Landes entwickelte, reichlich verdient.

Frankfurt von Belle.

England.

Our Library Table.

Von H. E. Goldschmidt, Edinburgh.

Unter dem Titel *Coomassie and Magdala**) hat der unermüdete Henry R. Stanley, der Ruffinder von Livingston, eine volle und höchst anziehende Beschreibung der Feldzüge in West- und Ost-Afrika, vom Standpunkt des Special-Korrespondenten aus, veröffentlicht und durch sorgfältige Karten sowie durch zahlreiche hübsche Bilder recht anschaulich gemacht. Der stattliche Band liegt bereits in zweiter Auflage vor uns, kein übler Beweis, daß das Werk Anklang gefunden — selb doch Coomassie selbst erst zu Anfang dieses Jahres! Herrn Stanleys Stil ist ungemein lebhaft und zugleich klar; er giebt sein Urtheil und äußert seine Meinung mit außerordentlicher Bestimmtheit und gelegentlich treibt er die Freiheit des Ausdrucks ein wenig weiter als wir in englischen oder in deutschen Kreisen gewohnt sind; zu empfindet er z. B. dem englischen Kommandeur gewisse rein militärische Maßregeln, und der Königin Viktoria giebt er den Rath, einem allerdings vertriebenen, Hauptmann das Tapferheitskreuz (Victoria-Cross) zu verleihen. Durch das ganze Werk zieht sich aber ein höchst anpreisender Ton: Herr Stanley hat genau beobachtet und das Gesehene gut geschildert; seine kleinen „Americanisms“ wollen wir ihm denn auch gern zu gute halten; verleihen Sie ja sogar dem Buche etwas gewissermaßen Vitastens gerade durch die absolute Unbefangeneheit mit der sie an den Tag treten. Wir empfehlen Coomassie and Magdala allen Lesern, die sich ein Bild von den beiden so verschiedenen Feldzügen und den schwierigen Umständen unter welchen dieselben durchgeführt wurden, zu machen wünschen. Man hat den Afrikanischen Feldzug „a campaign of the Engineers“ und den an der Westküste „a campaign of the Doctors“ genannt: beide Feldzüge, kurz und entscheidend, bieten viel Interessantes und Beherreichendes.

Die große Schriftstellerin, die unter dem angenommenen Namen „George Eliot“ die gesamte Weltwelt schon so lange durch ihre wunderbaren Romane — *Romola*; *Adam Bede*; *The mill on the moss*; *Silas Marner*; *Felix Holt*; *Middlemarch* — entzückt, hat jetzt ein Bändchen**) herausgegeben, in welchem sie verschiedene, zum großen Theil bereits früher einzeln veröffentlichte Dichtungen zusammengestellt. Können wir ihr auch nicht als einer großen Dichterin von Gottes Gnaden huldi gen, so müssen wir doch die tiefe Empfindung, den großen Ernst und die edle, reine Sprache bewundern, durch welche sich diese Dichtungen auszeichnen. Die *Legend of Jubal* beginnt mit einer Beschreibung des Lebens, das Cain und seine Kinder und Kindeskinde führten, nachdem Cain aus Jehovahs Land vertrieben war.

In Cain's young city none had heard of Death
Save him, the founder; and it was his faith
That here, away from harsh Jehovah's law,
Man was immortal.

War er doch selbst, obwohl sechshundert Jahre alt, noch

*) Coomassie and Magdala: the story of two British campaigns in Africa. By Henry M. Stanley, Special Correspondent of the New York Herald, Gold Medalist of the Royal Geographical Society &c. &c. Second Edition. London: Sampson Low, Marston, Low & Searle, 1874.

**) The Legend of Jubal; and other Poems. By George Eliot. Edinburgh and London, Blackwood and Sons, 1874.

immer rüftig und kraftvoll, und der Stempel der Güte war noch immer klar und bestimmt erkennbar an seiner Stirn; auch seine Nachkommen tragen ihn, unbewußt des Ursprungs und der Bedeutung.

His race

Bore each one stamped upon his now-born face
A copy of this brand no whit less clear;
But every mother held that little copy dear.

(Diese letzte Zeile ist reizend und recht natürlich.) Freudig leben Alle, bis der gewaltige Ramech eines Tages im Spielen seinen Lieblingssohn mit einem Steine verwundet und zu Älter Entsetzen das junge Leben plötzlich endet. Da muß Cain denn erlärtern wie sie Alle unter einem Fluche stünden und wie Älter Leben einmal enden müsse, denn

... though we live for countless moons, at last
We and all ours shall die like summers past.

Ran kommt ein neuer Geist über Alle; man will etwas leisten während der kurzen Spanne Zeit die Einem vergönnt; man arbeitet mehr, liebt mehr, geniest mehr.

Now glad Content by clutching Haste was torn,
And Work grew eager, and Device was born.
It seemed the light was never loved before,
Now each man said: "Twil go and come no more."

Die Schöne Ramech's vor Allen wollen etwas erwirken; der Eine, Jubal-Gala, unterjocht die Elemente;

He urged his mind through earth and air to rove
For force that he could conquer if he strove,
For lurking forms that might new tasks fulfil
And yield unwilling to his stronger will.

Der Andre, Jubal, lauscht den Melodien der Vögel und dem plätschernden Gemurmel der Bäche — versucht sie nachzuahmen und erfand die Fier.

Then Jubal poured his triumph in a song —
The rapturous word that rapturous notes prolong
As radiance streams down — all things that burn,
Or thought of loving into love doth turn.

Fange erhebt er, allein auf den ewigen Bergen, der Fier Nacht und seiner Stimme Schöne; endlich tritt er, als in abendlicher Stunde Alle in friedlichem Kreise ruhen, als Alle sich der vollendeten Tagesarbeit freuen und doch eine gewisse geistige Ferre, an unnamed discontent, unbestimmt empfinden, unter seine Lieben und

there 'mid the throng
Where the blank space was, poured a solemn song,
Touching his lyre to full harmonic throbs
And measured pulse, with cadences that sob,
Sault and cry, and search the inmost deep
Where the dark sources of new passion sleep.

Die Wirkung ist absolut elektrisch; festsitz ist das Leben verschmolzen und gegeben; Jubal ist die edle Kunst und verbreitet sie, doch endlich padt auch ihn ein unnamed discontent und er zieht in die Ferne.

I will get me to some far-off land,
Where higher mountains under heaven stand
And touch the blue at rising of the stars,
Whose song they hear where no rough mingling mars
The great clear voice. Such lands there must be
Where varying forms make varying symphony —
Where other thunders roll among the hills,
Some mightier wind a mightier forest fills
With other strains through other — shapen boughs;

Where bees and birds and beasts that hunt or browse
Will teach me songs I know not. Listening there,
My life shall grow like trees both tall and fair
That rise and spread and bloom toward fuller fruit each year.

Lang, (lange Jahre wandert er singend und spielend von Land zu Land; endlich padt ihn eine noch gewaltigere Sehnsucht als damals; es ist aber kein unnamed discontent, sondern der Wunsch heimzukehren.

My brethren will I see, and that fair plain
Where I and Song were born
My tribe remembering
Will cry: 'tis he! and run to greet me, welcoming.

Der Weg ist weit und mühsam; er spielt und singt in fernsten Regionen, strange with Gentle homes and faces; er läßt ihnen Harmonien-Güsse zurück, entzückt sich endlich den Hiesigen durch Hinterlassung seiner Fier und wandert fort und fort, heimwärts jetzt ein müder, halb erblindeter Greis, mit zitternder Stimme und schwachen Händen. Endlich, endlich naht er sich dem Ziele, doch kann er das vielfach veränderte Land, die anderen, neuen Menschen kaum wieder erkennen; himmlische Musik ertönt rings umher, man hält ein Heil zu Ehren des großen Jubal, des Erfinders der Fier — sein Name ist auf Allen Lippen —

all his being leaped in flame
To meet his kindred as they onward came
Sackening and wheeling toward the temple's face:
He rushed before them to the glittering space,
And, with a strength that was but strong desire,
Cried: "I am Jubal, I! . . . I made the lyre!"

— Als! Hochgeklacht empfängt den Vielgewanderten, den Lebensmüden; man hält ihn für unwirksam; wie kann der schwache Greis der unsterblichen Jubal sein? Seine wirren Worte, seine ganze Erscheinung, Alles trägt das schöne Jubal-Heil; man treibt ihn hinaus um ungehört mit Gehang und Ruck das große Andenken weiter zu vererrlichen; er stakt sterbend hin.

The immortal name of Jubal filled the sky,
While Jubal lonely laid him down to die.

Die Vergangenheit, die er so sehr geliebt, erscheint ihm und eine Stimme flüstert dem Sterbenden zu:

"It is the glory of the heritage
Thy life has left, that makes thy outcast age:
Thy limbs shall lie dark, tombless on this sod,
Because thou shined in man's soul, a god,
Who found and gave new passion and new joy
That wrought but Earth's destruction can destroy.
Thy gifts to give was thine of men alone:
'Twas but in giving that thou couldst atone
For too much wealth amid their poverty." —

Und so schwebt seine Seele den ewigen Harmonien zu!

Wir haben uns nicht Raum gelassen auf die andren Gesichte einzugehen; wir möchten noch Kirnart hervorheben — phlogologisch höchst interessant — worin eine reichbegabte deutliche Zügerin aus Liebe zur Kunst die Hand elact von ihr geliebten Mannes ausschlägt, dann durch Krankheit ihre göttliche Stimme verliert, da der durch die Kälte des Geliebten gesteigerten Verzweiflung sich den Tod geben will und nach entschlossenem Kamrit sich doch entschließt in schlichter Pflichterfüllung Trost und Befriedigung zu suchen. — Unsere große Verehrung für „George Eliot“ sei unsere Entschuldigung, wenn wir vielleicht zu lange über der Besprechung verweilt.

Ein anderes Werk, auch von Frauenhand, liegt jetzt vor uns. Es gilt dem immergrünen Andenken der Königin Louise von Preußen. Wir dürfen es doppelt über das Erscheinen dieses Wertes *) freuen; erstens, daß dem großen englischen Publikum, welches sich stets durch ritterliche Verehrung edler Frauen auszeichnet, jetzt ein volles Bild unserer unvergessenen Königin vorgeführt worden, und zweitens, daß das Bild von einer so kompetenten und zugleich so liebend verehrenden Hand gezeichnet worden ist, als der des Heulens Hudson. Wolfgang Menzel und Thomas Carlyle, auch ältere und nicht immer leicht jugendlich Duellen sind fleißig benutzt; für zeitgenössische Ereignisse hat die Verfasserin viel aus Sir Archibald Alison's Geschichte von Europa geschöpft, einem recht verdienstvollen Werke, obwohl Disraeli einem seiner Charaktere das bescheuerte Diktum in den Mund legt, das ganze Werk (es enthält beiläufig 37 Bände) sei geschrieben um zu beweisen, daß im Ganzen die Vorsehung stets auf Seiten der Tugend gewesen! — Die beiden Bände, die vor uns liegen, sind mit dankenswerthem Gaste und mit großem Fleiße ausgearbeitet und wir wünschen denselben recht viele Aufmerksamkeit in dem Lande, für welches sie ursprünglich bestimmt zu sein scheinen; aber auch unseren deutschen Lesern und Referenten können wir dieselben gerne empfehlen. Einfachheit, Sorgfalt und Treue zeichnen die Graphie vor anderen aus.

Mit einem Blick auf ein eigenthümliches, aber in seiner Weise recht anziehendes Werk **) wollen wir heut von unserem Library Table Abschied nehmen. Familiar Words ist ein hübsch ausgestattetes Buch, welches ein förmliches Dictionar von Zitaten aus englischen Schriftstellern, mit Einschluß der englischen Uebersetzung der Bibel, enthält; dieselben sind durch einen sorgfältigen Zuber recht zugänglich gemacht und durch Anführung von ähnlichen Stellen, sogenannten parallel passages, aus dem Lateinischen, Deutschen, Französischen und Englischen bereichert. So wird unter madness n. B. das Gelümbe, aus Drydens Absalom und Achitophail zitiert

Great wits are sure to madness near allied,
And thin partitions do their bounds divide.

Als parallel passages führt Herr Griewell an:

What thin partitions sense from thought divide.
Pope: Essay on Man.

und: Nullum in magnam ingenium absque mixtura dementiae est.
(Seneca.)

Byrons Zeilen (aus der Braut von Abydos)

Know ye the land where the cypress and myrtle
Are emblems of deeds that are done in their clime

werden natürlich mit den Anfangszeilen von Wagners Ionfrontist, die in Carlgots Uebersetzung also lauten:

Know'st thou the land where the lemon trees bloom
Where the gold orange glows in the deep thicket's gloom,
Where a wind ever soft from the blue heavens blows,
And the groves are of laurel, of myrtle, and rose?

*) The Life and Times of Louise, Queen of Prussia. With an introductory sketch of Prussian History. By Elizabeth Harriot Hudson. Two volumes. London, Ishier & Co., 1874.

**) Familiar Words: an Index verborum or Quotation Handbook, with parallel passages, or phrases which have become imbedded in our English tongue. By J. Hain Friswell. Third Edition, with Supplement and entirely new Verbal Index. London, Sampson Low, Marston, Low, and Searle, 1874.

Interessant ist der Vergleich zwischen dem folgenden Zitat aus Chaucers prächtigen Canterbury Tales:

The first virtue, sone, if thou wilt here,
Is to restrain, and kepen wel thy tonge

und Gatos:

Virtutem primam esse puta compescere linguam.

In seinem Roman Woodstock sagt Sir Walter Scott:

What can they see in the longest line in Europe save that it runs back to a successful soldier?

Und Racine sagt — wo? giebt Herr Griewell leider nicht an —
Le premier qui fut roy fut un soldat heureux.

Wir glauben genug angebeutet zu haben um auf das bereits in dritter Auflage erschienene Werk aufmerksam zu machen. Die hübsche und wertvolle Idee der parallel passages hätte weiter ausgebeutet werden können; aber auch einfach als Zitat-Nachschlagetuch ist das Buch von Werth, und wir dürfen hinzufügen, daß, wie die Genauigkeit der angeführten Zitate und — was sehr wesentlich ist — für die englischen auch die Quellenangaben — mehrfach durch sorgfältiges Korrigiren geprüft und ohne Ausnahme richtig befunden haben. So sei denn dieser Index Vorburum den Lesern unseres Magazins bestens empfohlen.

Mar Müller als Missionsprediger.*)

Wenn schon die vorangegangenen Werke Mar Müllers hinlänglich bewiesen, daß er geeignet ist, der englischen Orthodoxie Angehörnisse zu machen, welche vielleicht mehr dem Absich seiner Bücher, als seiner Bedeutung als Gelehrter zu gut kommen, so mußte doch die Kunde einmarmen überraschen, daß er am 3. December des Jahres 1873 in der Westminsterabtei eine Missionspredigt gehalten habe.

Man kennt die Leidenschaft der Engländer für Missionen. Fast über die ganze bewohnte Erde streuen ihre Bibelgesellschaften mit offener Hand Bibeln in allen Zungen und besonders über Indien zieht sich ein Reg von Missionären, die in „amerikanter Geistesoffenheit“ wissen und jeden Vortheil ihrer Sache wahrnehmen. „Der Hammer des Krieges“, heißt es in der Einleitungsrede des Vortrags von Westminster, Arthur Penrhyn Stanley, „die schredliche Kluft auf die indische Hungersnoth können und gerade die offene Bahn verschaffen, die wir so sehr erschauen. Sie können die Prüfsteine bilden, wodurch diese leidenden Heiden die praktische Wirksamkeit einer christlichen Regierung, einer christlichen Nation, christlicher Missionäre und christlicher Menschen erproben und nach dieser Probe beurtheilen werden“.

Freilich möchte gerade so manche Eigenthümlichkeit des englischen Systems, so manche Gräueltthat, die sie an halbivilisirten Völkern begingen, auf den Gedanken bringen, daß die Engländer weniger als Andere geistesoffenheit seien, die Prinzipien der Humanität und christlichen Liebe zu verbreiten; aber sie selbst scheinen dies am wenigsten zu fühlen und jedes Mittel ist ihnen willkommen, wenn es dazu dient, eine Idee zu fördern, die unter ihnen fast etwas von Monomanie an sich hat. So wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, führt Herr Stanley aus, die Hülfen von Reien freimüthig angreifen und freimüthig gewährt wurde, so soll es auch jetzt wieder geschehen. So wie Originus, wie

*) Eine Missionspredigt in der Westminsterabtei am 3. December 1873 gehalten von F. Mar Müller. Mit einer einleitenden Predigt von Arthur Penrhyn Stanley, D. D. Dean von Westminster. Straßburg, Karl S. Trübner, 1874.

Pantänus, wie Telemachus, wie Antonin, wie Franz v. Assisi, wie Thomas Morus als Väter predigten, so soll auch War Müller, „dessen Kenntniß aller heidnischen Religionen, verbunden mit der Erfahrung der christlichen Missionen, vermuthlich die jedes Einzelnen in Europa übertrifft“, sich im Schiff der Westmission betheiligen lassen, „in der Hoffnung, daß so unserer Erkenntniß eine systematische Gestalt und unserem Eifer eine konzentrierte Richtung gegeben werde“.

Es richt zu befürchten, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging. Die wissenschaftliche Ausbeute wenigstens der so vielversprechend eingeleiteten Missionen darf als eine ziemlich geringe bezeichnet werden. War Müller wendet sich hauptsächlich der Eintheilung der Religionen in bekehrnde und nichtbekehrnde an, von der er findet, „daß sie sich nicht blos auf ein äußerliches und unwissenschaftliches Merkmal gründe, sondern auf das Mark des religiösen Glaubens gehe. Unter den sechs Religionen der arischen und semitischen Welt zählt er drei als grundsätzlich alle Bekehrungs- oder Missionsländer an sichliegend auf — die Jüdische, die Brahmanische und die Zoroastriische — drei, deren Charakter von Anfang an und mit ausserordentlicher Befähigung ihrer Gründer durch den Geist der Bekehrung gekennzeichnet ist, — die Buddhisische, Mohammedanische und Christliche. War Müller hat entschieden wenig Glück mit seinen Religions-Klassifikationen. In seinen eigenen (in arische, semitische und turanische), die er in seiner „Einführung in die vergleichende Religionswissenschaft“ aufgestellt hat, auf lebhaften Widerspruch gestoßen, so wird es auch wohl der von ihm adoptirten kaum besser ergehen. Es wird sich sehr fragen, ob das Merkmal der Bekehrungsstufe in der That so sehr mit dem Wesen der verschiedenen Religionen zusammenhängt, daß man darauf eine wissenschaftlich brauchbare Eintheilung gründen kann, und ob die Nichtbekehrung nicht viel mehr ein Ausfluß nationaler und geographischer Abgeschlossenheit, als des religiösen Dogmas war. An und für sich muß doch offenbar jede Religion ursprünglich das Prinzip der Bekehrung gehabt haben, da sonst wohl keine jemals über das Stadium des Entwurfs hinausgekommen wäre. Ebenso muß es dahin gestellt bleiben, ob man gerade den „Geist der Mission“ als das eigentliche Lebens- und Element der Religionen bezeichnen kann. Es ist wahr, die nichtbekehrnde Religion Zoroaster's schmolz auf ein kleines Häuflein Bekenner zusammen, aber das Judenthum hat sich trotz äußerlich sehr ungünstiger Verhältnisse in ziemlich starker Stärke erhalten und die Brahmanische Religion zählt nicht weniger als 110,000,000 Anhänger. Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß sie faktisch todt sei, „weil sie die frische Lust des freien Geistes und das Vordringen höherer Bildung nicht ertragen könne und seine Propheten und Märtyrer mehr begeistern“, denn dies würde offenbar auch auf manche andere passen, die ungewisselhaft faktisch leben.

Von Missionen unterscheidet War Müller dreierlei Arten: die österliche, die sich auf das Prinzip der Autorität gründet, die kaisersische, welche offensiv vorgehen hat und „den stillen Einfluß, den das bloße Bewußtsein des Zusammenlebens Andersgläubiger hervorbringt“. Besonders viel verpricht sich War Müller von dem letzteren. Er führt aus, daß das bloße Nebeneinanderleben der Religionen in der Regel zu einer Reform oder zur Gründung einer neuen Sekte geführt habe. Interessant sind die Beispiele, die er hierfür aus der Geschichte Indiens selbst anführt und die sich bis auf die neueste Zeit erstrecken. In den Augen der englischen Missionäre haben solche Reformen der indischen Religion nach Müllers Auslage freilich wenig Gnade gefunden. „Ihre Absicht ist es ja, das Christenthum wo möglich so, wie es in England sich entwickelt hat, nach Indien zu ver-

pflanzen, wie wir etwa einen vorwüchsigsten Baum, der uns lieb geworden, aus einem „Garten in den anderen zu verpflanzen suchen“. Dagegen ärgert ihnen Müller das Wort des Bischofs Pattison, sie möchten doch nicht so sehr darauf bedacht sein, Englische Christen zu machen und ermahnt sie, sich mit Verbreitung des Grundgesetzes: „Liebe Gott und Deinen Nächsten“ zu begnügen. Dieser Gedanke wird noch weiter ausgehoben und schließlich der Wunsch ausgesprochen, die Kirche möge „den ehemaligen Helm und den schweren Panzer“ ablegen, um es den „ausgezeichneten Männern, die in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Politik den größten Einfluß üben“, zu ermöglichen, auch fernerhin in ihrem Schosse zu verbleiben. Es charakterisirt diese Forderung so recht den Standpunkt der Halbheit, welcher in der Regel mehr ein Ausfluß der Bekehrung, als des religiösen Bedürfnisses zu sein pflegt. Ob man bei einer Trennung von Dogma und Moral vom Christenthum schließlich mehr behält als den Namen, um einen philosophischen Satz an seine Stelle zu setzen, dessen Keime sich füglich in allen Religionen finden und dessen Verbreitung jedenfalls christliche Missionen nicht erfordern würde, danach wird dabei wenig gefragt. Es ist der alte Irrthum zu wahren, daß man den tiefen Zwiespalt zwischen Wissenhaft und Glaube durch Kompromisse überbrücken könne, die weder das religiöse noch das wissenschaftliche Bedürfnis befriedigen, den Verschommenheiten und Halbheiten widerstreben und dessen erste und letzte Forderung sein bleiben wird: Wahrheit und Klarheit! E. B.

Italien.

Francis Wey's Beschreibung von Rom.

Mit der höchsten Eleganz französischer Topographie ausgestattet und durch die Hand der ersten französischen Künstler reich geschmückt ist der stattliche Grosquartan (2), der, nachdem die erste Auflage wenige Tage nach ihrem Erscheinen vergriffen war, bereits in zweiter Edition vor uns liegt. Er enthält weniger eine Beschreibung, als vielmehr Erinnerungen an Rom, Erinnerungen, die der Verfasser, Herr Francis Wey, zu einer vollständigen Enzyklopädie der ewigen Stadt zu gestalten sucht, die aber doch vorwiegend den Stempel persönlicher Eindrücke an sich tragen. Die Frucht mehrjähriger Aufenthalte und sorgfältiger Vorbereitung, stellt uns die kostbare Publikation Rom vor Augen, wie es in den letzten Jahren des vorigen Decenniums, kurz vor dem Zusammenbruch des letzten Restes des dominium temporale, unter der Herrschaft der Päpste bestanden hat. Es ist, als ob die französische Offapazzen durch dies monumentale Werk noch gerade vor ihrem Abzuge sich für mehr als zwanzigjährige Gastfreundschaft auf römischem Boden habe dankbar erwiesen wollen; sie scheint das Bedürfnis empfunden zu haben, das von ihnen beschützte Rom der Päpste für das Andenken der Mit- und Nachwelt gleichsam zu inventarisiren.

Es ist streng genommen ein Tagebuch, was diese Blätter enthalten; ein Tagebuch, das durch eingehende Betrachtung des wunderlichsten Stadtwesens der Weltgeschichte, sowie durch zahlreiche Excursionen in die Gebiete der Alterthumskunde, der Kunstgeschichte,

*) Rome, description et souvenirs par Francis Wey. Avec 258 gravures sur bois. Nouvelle édition. Paris 1873, Hachette et Co. XII und 732 S. in Grosquart. Preis 50 Francs.

der politischen Vergangenheit und des kirchlichen Rituals zu ungewöhnlichem Umfange ausgedehnt ist und daß durch die Mitwirkung der trefflichsten Illustratoren eine besondere, ja wir dürfen es nicht verkennen: seine verzügliche Weihe empfangen hat. Als Tagebuch charakterisiert sich der Text dieses prachtvollen Bilderwerks durch den Mangel jedweder systematischen Anordnung des Stoffes, der vielmehr theils nach rein subjektiven Gesichtspunkten in Angriff genommen, theils artistischen Zwecken entsprechend gegliedert ist: Szenen aus dem Weltleben der römischen Straßen, Märkte und Gassen wechseln in bunter Reihe ab mit der Beschreibung und den Abbildungen der Ruinenwelt, der zahllosen Kirchen, der ragenden Paläste, der grandiosen Museen Rom's. Anknüpfungen in die Kampagna, in die weltbekannten Berglandschaften Latiums und der Sabina gewähren dem Schriftsteller und seinem pittoresken Generalstab weitere Anknüpfungen. Tagebuchartig ist endlich auch der Stil, der sich selten über den allerdings mit Virtuosität behandelten Ton eleganter Geniestellen und Salonplauderei erhebt und deshalb bei allem Anziehenden mit dem deklamatorischen Gegenstande des Werkes und seinen sonstigen Ansprüchen die und da in fühlbaren Kontrast geräth. Trotz seiner englisch klingenden Namen echter Franzose, verweilt der Verfasser mit unverkennbarer Vorliebe bei seinen Erlebnissen und Eristagen in der römischen Gesellschaft; er schildert die bunte Mischung von Verhältnissen aller Grade und aller Länder, die sich auf dem glatten Parquet der römischen Hierarchie, Diplomatie und Kriegerkaste bewegte und durch das Vorwiegen der kirchlichen Charakterfiguren, durch die Mitglieder der internationalen Gelehrten- und Künstlerkolonien und durch die Menge der von allen Orten zufließenden Reisenden von Disziplin ein durchaus ungewöhnliches Gepräge empfing. Mit der Lebhaftigkeit des Geistes betheiligte sich unser Autor an den Festen, den Empfängen, den Ceremonien und der Unterhaltung dieser Kreise; sein Bericht vergegenwärtigt uns jene Hälle der Gerichte, der Mediane oder, gut deutsch gesagt, des Klatsches, die schon im Altertum ein besonderes Kennzeichen der ewigen Stadt war und die sich noch jetzt auf ihrer antiken Höhe zu erheben weih.

Über diesen Jagen, die sofort hervorgehoben werden mußten, um den literarischen Standpunkt des Werkes zu kennzeichnen, darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß dasselbe auch ernsteren Zielen gerecht zu werden bestrbt ist. Wenige der zahllosen Blätter, in denen die Romjahre aller Völker Jahrtausend jahrein ihre persönlichen Eindrücke und Erlebnisse niederlegen — von wissenschaftlichen Forschungen sehen wir ab — beschäftigen sich so eingehend wie dieses mit den Anknüpfungen, vielleicht keines so ausführlich mit den kirchlichen Monumenten der Zeichenwelt. Unterstützt durch überaus zahlreiche, fast durchgehend wohlgeordnete und theilweise trefflich ausgeführte Abbildungen, gewährt Kapitel wie die Beschreibung des Sankt Peter, des Vatikan, der Ausgrabungen auf dem Palatin u. a. m. ein ebenso anschauliches wie reichhaltiges Bild jener gewaltigen Monumente, erfreulich und empfehlenswert für Alle, die Rom nicht nur gesehen haben, und doppelt willkommen als Anhalt und Vervollständigung eigener Erinnerungen des Lesers.

Die Abbildungen sind es, wie schon bemerkt, die dem Werke einen hervorragenden Werth verleihen: wir kommen daher, ohne auf ein diesen Blättern fremdes Gebiet der Kritik übergreifen zu wollen, mit einem Worte auf sie zurück. Mehr als vierhundert Holzschnitte, zu nicht geringem Theil im vollen Format des Buchs, ziieren dasselbe; allen Richtungen des römischen Lebens entzogen, führen sie uns die majestätische Geschichte Rom's in der Fülle ihrer Denkmäler, die überwältigende Größe und Zahl der

öffentlichen und der privaten Monumente der Kunst, den unzerstörbaren Zauber, der diese einzige Stadt noch heute umgibt, anschaulich und treu vor Augen. Dies gilt vorzugsweise von den Zeichnungen eines großen im Beginn seiner Laufbahn dahingestraften Talents. Henri Regnault, der sich den Wettbewerb von Paris angeregt hatte und bei der letzten blutigen Ausfallschlacht vom 19. Januar 1871 den Tod gefunden hat, bewährt sich in den charakteristischen Stichen, in denen sein Griffel die Erlebnisse des römischen Tagebuchs mit scharfen Umrissen wiedergibt, als ein Künstler von seltener Begabung; seine Blätter, von ihm selbst aus den Holzkloß gezeichnet und somit ein unverfälschter Ausdruck seines Schaffens, leuchten mit dem Gepräge des Genius unter der Masse der übrigen Illustrationen hervor und rechtfertigen den Schmerz, welchen die französische Kunstfreunde noch jetzt über das vorzeitige Dahinscheiden dieses bedeutenden Malers empfinden.

3.

Nord-Amerika.

Nord-Amerikanische Analecten.

(Nach der International Review.)

I.

Die günstigen Erwartungen, welche wir nach Einsicht in die ersten beiden Hefte der völkerverknüpfenden Review ausgesprochen haben, sind durch die beiden neuen Nummern (3. Mai — Juni. 4. Juli—August) bis auf den neuen Umfang vollkommen gerechtfertigt worden, daß die internationale Völkerverknüpfung, welche das ursprüngliche Programm in Aussicht stellt, noch immer einer großen Ergänzung bedarf. Wiederum ist die Wahl der Thematika ebenso wie die Lösung derselben durch bewährte, ja zum Theil berühmte Autoren, eine durchaus lobenswerthe; aber mit Ausnahme des Prof. Angelo de Gubernatis in Florenz, eines französischen Schweizer, und der Prinzessin Dora d'Astria — beide im 4. Heft — finden wir nur amerikanische und englische Mitarbeiter in diesen neuen Lieferungen, obgleich wir nicht unerwähnt lassen wollen, daß sogar aus Melbourne ein Artikel über Australien (Heft 3) mitgetheilt wird. — Ein Beitrag eines der ausgezeichnetsten Historiker und trefflichsten Schriftsteller in England eröffnet Heft 3. Es ist Edward G. Freeman, London, dessen höchst kenntnißreiche „Historische Essays“ sowie seine „Entwicklung der englischen Verfassung“ auch in Tauchnitz Kollektion erschienen und unfererseits an dieser Stelle eingehend gewürdigt worden sind. Freeman giebt hier „First Impressions of Rome.“ Der Eindruck der klassischen Alterthümer und derjenige des Pontifikats überwiegt in Rom, wie Freeman ausführlich, während an Überresten aus dem Mittelalter die Stadt zwar an sich genommen reich, vergleichungsweise aber arm sei. Jene Mittelalterlichkeit Rom's erscheinen neben dem unbegrenzten Reichthum anderer italienischer Städte aus jenem Zeitalter als ein Nichts. Während in den Grundgründen von Venedig und Verona die heimische Architektur vom 12. bis zum 17. Jahrhundert sich spiegelt, fühlt man fast, daß Rom dem nichts entgegenzusetzen hat. „Rom war das Opfer seiner eigenen Größe“, bemerkt Freeman, der hier eine Fülle von historischen, kultur- und kunsthistorischen Perspektiven entwirft, wie es eben nur ein so bedeutender und so ge-

*) The International Review. Six Times a Year. New York: A. S. Barnes & Co. Trübner, London. A. Asher & Co., Mohren-Strasse, Berlin. Boyveau, Paris. Fraissinet Bocca, Rome. Subscription, Doll. 5.00 per year. Single Numbers Doll. 1.00.

schlichter Historiker zu thun im Stande ist. Besonders originell sind ferner in diesem Aufsatze die Parallelen, die Freeman zwischen Rom, dem eigentlichen Stütz der Cäsaren, und den Pflanzstätten derselben in andern Ländern zieht: besonders wird Trient — das zweite Rom — hervorgehoben. Dem Beobachter der ewigen Stadt dränge sich ferner alsbald die Ueberzeugung auf, daß die letzten drei Jahre zu den wichtigsten Jahren in der ganzen Geschichte der Stadt zählen: indem dieselben letztere zum Haupte Italiens gemacht, haben sie der Stadt die letzten Ansprüche genommen als Haupt der Welt betrachtet zu werden. Schließlich hebt Freeman hervor, daß Italien — frei bis zur Adria — sein neues politisches Dasein „Deutscher Freundschaft und Deutschen Siegen verdanke, Siegen einer Macht, die allerdings nicht (wie Frankreich) für eine Idee Krieg anfängt, deren Kriegszug aber im Allgemeinen das gewaltigste Beispiel der unübersehblichen Logik der Thatfachen ist.“ Freeman schließt: „Die Geschichte kann nicht beanspruchen, die Tiefen des Dogmas von der Uebelbarkeit anzugehen; aber die Geschichte zeigt, daß die geistliche und weltliche Macht Rom aus denselben wirkenden Ursachen entspringt, und sie zeigt gleichfalls, daß jetzt, wo diese Gründe ganz und gar in Wegfall kommen, nicht länger mehr Grund vorhanden ist, die universale Herrschaft eines Römischen Pontifex zu bejahen als die universale Herrschaft eines Römischen Kaisers.“ Hier hören wir den Verfasser der „Hands“ wieder und freuen uns, daß unser Urtheil sich überall gleichbleibt. — Eine brennende Frage der Vereinigten Staaten, die Indianer-Frage, wird demnach behandelt von General Francis A. Walker, dem Regierungskommissar in dieser Angelegenheit. „Gemäß der vorkommlichen Politik der Vereinigten Staaten“, sagt der General, „war der Indianische Agent ein Ministerpräsident bei einer einheimischen, abhängigen Rasse.“ Die Akte vom 3. März 1871 vernichtet die Nationalität und läßt den Agenten in der anomalen Stellung, seine Autorität innerhalb des Stammes zu finden, an welchen er sich wenden kann, während er doch in seiner Person keine geistliche Autorität besitzt über den Stamm oder die Mitglieder desselben.“ Hier sei große Differenz erforderlich. „Doch jedes Jahr wird die Kontrolle weniger wirksam, und Agenten und Häuptlinge beklagen es mehr und mehr, daß sie die jungen Tarrieren nicht in Schach halten können.“ Die Schwierigkeit der Situation sei im Wachsen, der weitere und engere Kontakt der beiden Rassen werde dem Kongreß bald veranlassen, das weite Gebiet der Indianer-Angelegenheit zu revidieren und Beziehungen festzusetzen, die, wenn sie, der Natur der Sache nach, auch nicht von Bestand sein könnten, doch wenigstens auf die gegenwärtige und tatsächliche Sachlage Bezug nähmen, sowie auf die unmittelbare Zukunft; dann müsse der Kongreß sich entscheiden entweder für Ausschließung (exclusion) oder für das Bürgerrecht (citizenship). „Entweder muß die Regierung die Indianer auf engeren Reservatorten platzieren, die ihren Ansprüchen an Existenz durch den Ackerbau und nicht mehr durch die Jagd gemäß sind; Reservatorten, welche mit dem Hinblick lokalisiert werden müssen, den Kontakt der Rassen soviel als möglich zu vermeiden und die der anderweitigen freien Entwicklung der Bevölkerung, so wenig es geht, Hindernisse bereiten, und um dieselben herum die Barrieren von vor vierzig Jahren anzupflanzen, verführt wie die veränderten Umstände es zu verlangen scheinen: oder die Regierung muß sich darauf vorbereiten, die Indianer in die Körperschaft des Volkes aufzunehmen, indem sie für sich und für das allgemeine Ganze von freien Stücken alle die Gefahren und Unzuträglichkeiten persönlicher Berührung und geistlicher Gleichheit in den Kauf nehmen.“ „Manche

Stämme“, fährt der Verfasser, der jeden Mittelweg für unhaltbar erklärt, fort, „sind schon so vollständig allen erzieherischen Einflüssen der Berührung mit den Weißen unterworfen als sie es nur sein könnten, wenn sie unter der Körperkraft der Bürger verstreut wären, während sie noch ohne irgend einen der Vortheile sind, welche man gewöhnlich dem Bürgerrecht zuschreibt.“ Verfasser erörtert nun, wie man sich gegen die Politik der „Ausschließung“ und des „Nicht-Verkehrs“ (non-intercourse) einwenden lasse, wie sehr der Fortgang in Eisenbahn-, Bergbau- und andern zivilisatorischen Unternehmungen darunter leiden würde. Jumeist kommt hier das weite Gebiet zwischen dem Missouri und dem Pazifik in Betracht. Es handelt sich hierbei um eine nomadische Bevölkerung von 200,000 bis 240,000 Personen. General Walker, der alle Schwierigkeiten der wichtigsten Angelegenheit einer eingehenden Erörterung unterzieht, schließt seine Darstellung mit folgenden Worten. „Die Nachwelt wird sehr gelinde über alles das urtheilen, was in der Folge des Kulturvergleichs, im Kampfe um das Leben und den Besitz des Bodens seitens der früheren Kolonisten geschehen ist; sie wird es nicht allzu sehr tadeln, daß in unserer Industrien und territorialen Ausbreitung und der Unterwerfung einer wilden Rasse, die mit ungekümelter Schnelligkeit vor sich gegangen ist als es von irgend einem andern Volke berichtet werden ist, der wilde Mann etwas von unserer Hand gelitten hat; sie wird die gegenseitigen Unbilden der Grenzbesitzer keiner allzuartigen Vertheilung unterwerfen, zu entscheiden, ob auf Seiten des weißen oder des rothen Mannes das erste oder das äußerste Unrecht gewesen ist; sie wird eingehende Erwägungen haben für die Schwierigkeiten, welche der Regierung sich entgegengestellt haben in Aufrechterhaltung des Friedens zwischen den Eingeborenen und den kühnen, rauen Pionieren der Zivilisation. Wenn aber, nachdem die Indianer hilflos und auf unsere Gnade angewiesen sind, eingeschlossen und entworfen durch die Ausdehnung der Ansiedlung und durch eben die Gründe zur Verarmung gebracht, welche unsere Wohlstand und unsere Größe befördern, wir es unterlassen, aus unserm Überfluß ihnen reichlichen Lebensunterhalt zu gewähren, und es ihnen mit aller Gewalt und mit aller Schwermühsamkeit aufzulegen zu lassen, um diese Ueberbleibsel eines einstmaligen mächtigen Volkes am Leben zu erhalten, und sie mit der Zivilisation zu verbinden, so haben wir viel Ursache zu fürchten, daß wie wirksam wir uns auch bei uns selbst entschuldigen mögen, indem wir für die offenbare Bestimmung der Anglo-Sächsischen Rasse plaidieren, die unparteiische Geschichte uns als Abtrünnige erklären wird gegenüber einer geheiligten Pflicht.“

Orient.

Fragments relatifs à la doctrine des Ismaélites.)

Zu den künftigen Gestalten, welche in der Tragödie der Kreuzzüge auftreten, gehören die Assassinen, jene Mordgesellschaften, die den Dschih mit Messerhand führten, vor denen weder der Höhe noch der Niedrigkeit sicher war, und die, wenn sie ergriffen, unter Qualen zu Tode gemartert wurden, der Pein spottend stamm ihr Oberhaupt beneidend dahinschieden. — Woher diese Macht über die Gemüther, mit welcher ein geheimer Oberer jeden seiner An-

*) Texte publié pour la première fois avec une traduction complète et des notes par M. S. Guyard. Paris 1874. (272 S. qu.)

Weniger zur vermeintlichen Kühnheit zur Heude in der Todesqual treiben konnte? Dies Räthsel hat schon seit langer Zeit die Orientalisten beschäftigt. Schon Silvestre de Sacy, der eigentliche Begründer der Arabischen Philologie, machte durch die Veröffentlichung einiger Akrilien Rousseaus auf diese Frage aufmerksam und hat in der neueren Zeit M. Deffremery diese Frage wieder aufgenommen. In der deutschen Literatur haben wir von Hammer Purzfuß, Geschichte der Kassen aus morgenländischen Quellen, ein Werk, welches mehr die spätere Entwicklung und politische Bedeutung dieses Geheimbundes behandelt. M. Gûnard giebt und nun in dem oben genannten Werk eine richtigernde Quelle für den eigentlichen inneren Werth und die Entwicklung dieser Sekte durch die Veröffentlichung jenes schon von Rousseau aufgefundenen Manuskripts, welches voller Fehler zunächst nicht Sicherheit zur Herausgabe bot, aber durch Vergleichung mit einer anderen Handschrift und durch die kritische Sichtung des Verfassers geläutert und mit einer guten Übersetzung und Anmerkungen versehen.

Es ist nun höchst interessant, die eigentliche Lehre dieser Sekte zu betrachten. Die Sekte der Ismaeliten wurde auch genannt Bafini, d. i. die Verehrer einer inneren esoterischen Erklärung des Koran, oder Valimi, d. i. Desterind oder Dschaschin, die durch Jafschich (canabâ indica) Berauschten. Dieses letztere Wort kam von den Kreuzzüglern, mißverstanden als assassinier meuden, in die französische Sprache.

Sie gehören den Schiliten, jenem Theil des Islams an, welche nur Ali und seine Nachkommen verehren, während sie die anderen Secten der des Islams, Abu Bekr, Othman und besonders Omar verhasen. — Während aber die Schiliten 12 Imame, d. h. echte Nachkommen Ali's anerkennen, von denen der letzte Mahdi einst niederkommen werde, erkennen die Ismaeli nur sieben an, und kann als ihr eigentlicher Begründer Caddas 864 betrachtet werden. Ihr unter dem Einfluß der damaligen geistlichen Strömungen gebildet und mit alten geistlichen Kulturresten versetzter Glauben ist etwa folgender: Gott der Einzige, ist ohne alle Attribute — (cf. das On der Neoplatoniker), und alles was man von ihm aufzählt erreicht sein Wesen nicht. — Auch schuf er nicht direkt, sondern offenbarte nur einen Willensakt (amr, Befehl), welcher die allgemeine Vernunft hervorrief. In dieser ruhen nun alle göttlichen Attribute, sie ist die eigentliche Gottheit, weil überhaupt durch die Attribute erkennbar. Ihr Hauptattribut ist das Wissen. Sie schafft die allgemeine Seele, deren Attribut blindeckend das Leben. — Die Seele ist der Vernunft gegenüber das unvollendetere; jene, die Vernunft, gleichsam der Mann, diese, die Seele, gleichsam das Weib. — Durch beide entsteht erst Bewegung. Die Seele schafft nun die Urmaterie, deren Wesen die Passivität, d. i. die Annehmbarkeit aller Formen, die in der Urmaterie enthalten sind, ist.

Zwei neue Wesen entstehen, Zeit und Raum, und so wird die geistige Welt durch diese fünf Urmengen herbeigeführt.

Durch sie drehen sich die Ephemere in Epicyklen und die Elemente in gerader Bewegung. Jedes der Elemente hat dann seine Sphäre für sich. Unter dem Mondkreis zunächst das Feuer, darunter die Luft, das Wasser, die Erde, welche als die letzte und entfernteste am meisten von allen Einfluß erleidet, denn unter dem Einfluß der früheren Emanationen verbinden sich die

Elemente und schaffen die Produkte Stein, Pflanze, Thier. — Wir sehen in alle dem freilich nichts Neues. Es sind die Neoplatonischen Ideen. Schon Plotin kennt jene drei, das On, die Vernunft, die Seele, die Form, das Eidos oder die Idee der Materie geht der wirklichen Materie nach platonischem System voraus, wäre also als die Vier, jene ideale Materie, berechtigt. Zeit und Raum ferner sind nöthig um überhaupt die Bewegung im Werden der Dinge zu insinuliren und haben wir hier einfach die Grundzüge des neoplatonischen Systems.

Doch nun zum Menschen.

Der Mensch existirt, weil die Aalsee sich zur Aüvernunft erheben, d. h. das vollkommene Wissen erwerben will. Ist das einmal erreicht, hört alle Bewegung auf und kehrt die ganze Schöpfung mit der Aüvernunft zu Gott zurück. — Die Aalsee breitet sich zu diesem Zweck in den individuellen Serien der Menschen aus, um in ihnen d. i. den Seelen der vernünftigen Menschen sich zur höheren Stufe zu erheben. Denn da die Seele stets zwischen der höheren Aüvernunft und der niederen Materie schwankt, sendet ihr die Aüvernunft Stärkung durch den Erzug (Nadit), der alle Einzelheiten durchdringt. — Wir haben hier die Parallele mit den alten griechischen Systemen hervor, welche in den ersten Jahrhunderten des Christenthums insgesammt diese sichtbare Welt nur als einen Väterungsprozeß für die zu Gott zurückführende Aüvernunft betrachteten.

Besonders aber inkarnirte die Aüvernunft und Aalsee, um die Wissenschaft den Seelen zu spenden, in Muhammed dem Propheten und durch ihn in den Imamen, welche, wie oben erwähnt, von dem siebenten Imam der Schiliten aus, auf das Oberhaupt dieses Geheimbundes überging.

Zu sechs früheren Offenbarungen in den sechs Rednern Gottes (nadis), dem Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus, Muhammed, tritt eben jener siebente. Jedem Nadia steht als Erklärer (Asas) ein anderer zur Seite, ihre Reihe ist: Seth, Sem, Ismael, Aaron, Petrus, Ali.

Über jene sechs herrscht keine Differenz, doch war jener siebente, das ist die Frage, und werden hier verschiedene genannt um als Beispiel zur Übertragung der Information auf die Imame dieser Gemeinde zu dienen. Darin beruhte die Gefahr des Geheimbundes. Der Imam, der Aste vom Berge, eine direkte Information Gottes, konnte verlangen und verlangte wirklich die absolute Hingabe der ganzen in sechs verschiedene Klassen getheilten Gemeinde. Unter ihm standen die Ais seine Helfershefter, welche aber selten die sechste Stufe überschritten, er hatte die siebente. Die weißen Adepten aber hatten nur die erste oder zweite Stufe inne, durch die absolute Hingabe an jene Information Gottes, der Enthüllung der tieferen Geheimnisse, d. i. der höheren Stufen brennend. — Daher die Gefahr und jene Folge, daß die auf Ethik und Spekulation gegründete Gemeinde zur blutigsten aller Mörderbanden ausartete.

Diese kurzen Züge mögen genügen, das sowohl für die allgemeine Kulturgeschichte als speziell für die arabische Philologie so wichtige Werk des Herrn Gûnard auch in großen Kreisen bekannt zu machen.

St. P.

*) Die Muzigila im Islam behauptete deshalb ebenfalls, daß alle Eigenschaften Gottes keinen Bestand an sich hätten, sondern nur Namen wären. Derselbe Streit entwickelte sich im Mittelalter zwischen Nominalismus und Realismus.

*) Wir müssen hier hervorheben, daß in dem alle Wissenschaften umfassenden System der lauten Brüder, deren Schriften etwa hundert Jahre nach der ersten Begründung dieser Sekte verfaßt sind, die Reihe der Entwicklung nach Recepthologischem Prozeß in den neun Sphären sich herstellt. 1. Gott, 2. Vernunft, 3. Seele, 4. idealer Stoff, 5. die Naturkraft, 6. der wirkliche Stoff mit Länge, Breite, Tiefe, 7. die Welt mit ihren Sphären, 8. Elemente, 9. Produkte. (cf. bef. Dieterich, Lehre von der Weltseele. Leipzig, 1872, pag. 6.)

Kleine literarische Revue.

— **Shakespeares Vater.** Wir waren die Ersten, welche vor vier oder fünf Jahren einen Vortrag von Mr. Roach Smith in den Druck brachten. Mr. Roach Smith hielt denselben vor den Mitgliedern der naturhistorischen Gesellschaft von Maidstone in Mid-Kent, unter dem Titel: „Shakespeares Vandalen“. Er feilschte des Autors Ideen über die früheste Jugendzucht des großen Dramatikers und deren Einfluß auf seine Werke. Diese Aufzeichnungen waren vollständig neu; und gleich die Stellen, welche sich auf ländliches und bürgerliches Leben beziehen, gut bekannt waren und anerkannt wurden, so hatte doch Niemand vorher dieselben gesammelt, um daraus Schlüsse über Shakespeares Jugendzucht im Knabenalter zu ziehen. In seiner Heimat erhielt er in der That eine Doppelerziehung: die der Natur auf dem Feldern und die der Welt und der Menschen in der Stratford Grammar School. Dieser Vortrag erschien darauf im Druck für die Mitglieder der Gesellschaft. Eine zweite sehr vergrößerte Auflage erscheint jetzt bei George Bell Sons, York Street, Covent Garden. Über dieselbe werden wir später Bericht erstatten; unterdessen freuen wir uns aus der Vorrede eine jüngst gemachte, bemerkenswerthe Entdeckung veröffentlichen zu können, welche von Mr. J. D. Phillips (früher Dahlwisch) gemacht wurde, durch welche er in schlagender und unabhängiger Weise die Ansicht von Mr. Roach Smith bestätigt. Mr. Phillips hat nämlich in seinen Nachforschungen, welche in Kurzem veröffentlicht werden, unter andern interessanten Dingen, Beweise gefunden, welche zeigen, daß Shakespeares Vater ein Händler mit allen Arten von Agrarprodukten gewesen ist. (Aus dem Maidstone and Kentish Journal.)

— **Les trente-six Ballades joyeuses von Thierb de Banville.** Sind diese 36 lustigen Balladen ihrem Inhalte nach dem eigenen rechtlichen Geiste des beliebten Dichters entsprungen, oder sind sie Ergebnisse einer begeisterten Vertiefung in die Balladenquellen der französischen Literatur? Der Dichter wird nicht schwanken dürfen, wenn man das letztere annimmt. Überdies leitet hierauf der Umstand hin, daß den Balladen eine Geschichte der Ballade von Charles Baudelaire vorangeschickt ist. Im Sinne dieser Geschichte scheint der Dichter seine Balladen geschrieben zu haben, um ein amüßiges Spiel zwischen Geschichte und Dichtung zu ermitteln. Hinter dieser Ballade schaut Karl von Orleans hervor, hinter jener Meister Franz Villon, der lustige Schreiber, der seine Verse gern an die Knechtchen mit den Schwendmädchen in der Aneide kloppte. Mit Meister Olivier Basselin singt Banville eine Ballade „à la sainte Boverio“ zur Vertreibung von Durst und Weichmuth, mit Clement Marot die Ballade „des enfans sans soucy“ (unter dem Titel „La ballade de la bonne doctrine“), nur kann Banville weder in den Ton der Bescheidenheit, noch in den des leichtesten Scherzes, den der alte Dichter ihm so leichtlich verleiht, völlig einsinken. Auch Veranlager befindet sich ganz wohl in Banvilles heiterem Kreise, in welchem sogar deutsche Formen nicht verschmäht werden. Über diese Welle zu dichten spricht sich der Dichter mit dem Worte aus: „J'ai voulu être de mon temps dans un cadre archaïque!“ In Deutschland sind — nicht gerade zum Vortheil der alten Volkslieder — ebenfalls Versuche der Umbildungen gemacht worden; man hat aber das Experiment öffentlich dargestellt. Herr von Banville geht von anderen Gesichtspunkten aus; er rechnet darauf, daß auch der-

jenige, welcher in seinen lustigen Balladen das Klyen-Unternehmen mit längst abgeschiedenen braven Sängern emblemt, durch seine blendenden Verse zur Bewunderung und — zum Schweigen bingewiesen wird!

— **The pilgrimage of the Tiber** ist der Titel eines vor Kurzem in London*) erschienenen Buches, dessen Verfasser, Mr. William Davis, seinen Aufenthalt in Italien dazu benutzte, um den Lauf des Römischen Stroms von seiner Mündung aufwärts bis zur Quelle literarisch und artistisch zu illustriren. So wiegend von pittoresken Gesichtspunkten ausgehend und durch eine beträchtliche Zahl von größeren und kleineren Landschaftsskizzen unterstützt, bringt der Reisebericht des Verfassers die Ufer des Tiber in ihrer wechselvollen Geschichte und in ihren heutigen Zuständen anschaulich und ausführlich zur Darstellung. Auch eifrige Benützung der reichen Literatur und stetenwels wörtliche Wiedergabe der klassischen Schriftsteller sind die persönlichen Eindrücke und Eindrücke des Autors zu abgerundeten Schilderungen vervollständigt, so daß kein Buch, ohne aus wissenschaftliche Bedeutung oder besonderen literarischen Werth Anspruch zu erheben, als eine angenehme, unsere Kenntnis der mittleren Preteriten Italiens mehrfach ergänzende Schrift auch deutschen Lesern deßens empfohlen werden darf.

— **Unteroffizier-Zeitung.** Es ist heut zu Tage die Mode, — ein ist sie berechtigt — daß jeder Stand seine Zeitung habe. Dieser Tage lag uns wieder die Probe Nummer eines neuen, von Neuzeit ab erscheinenden Blattes vor, die von Hrn. v. Masenapf redigirt „Unteroffizierzeitung“, die sich auch als Zeitschrift für Unteroffizier-Aspiranten und — (Einjährig-Freiwillige) (*) ankündigt. Sie macht vor Allem die geistige Hebung des Unteroffiziersstandes in seiner Militär- und späteren Zivilkarriere sich zur Aufgabe. Beisprechungen aus dem Gebiete der Geschichte, der gesammten Naturwissenschaft, der Technik u. s. w. werden deßhalb angekündigt und um Theil schon in der ersten Nummer unter Beigabe von Abbildungen begangen. Außerdem stellt die Redaktion stilistisch-wissenschaftliche Preisaufgaben u. s. w. Die Idee des Unternehmens ist gut, die Probe Nummer aber wohl noch keine Muster Nummer.

Sprechsaal.

Wie viel anerkannte Gelehrte hat es in den letzten 200 Jahren gegeben? Der bekannte französische Naturforscher A. de Gondolle sagt: 736. Aber wie ist er zu dieser Angabe gekommen? Nun, in ganz einfacher Weise. Er hat die ausländischen Mitglieder (wirkliche wie korrespondirende) der drei berühmtesten wissenschaftlichen Institute in der Welt: Académie des sciences in Paris, royal Society in London und Akademie der Wissenschaften in Berlin zusammengezählt und so die obige Zahl gefunden. Zusammen, in ihrer Bestimmtheit besonders, von vielen Seiten der angreifbar; aber gewiß doch der Wahrheit, im Allgemeinen wenigstens, sich nähernd. Übrigens liegt das Interessanteste seiner Schrift**) auch gar nicht in dieser Zahl, sondern vielmehr in den

*) Sampson Low, Marston, Low & Searle, 1873.

**) Histoire des Sciences et des Savants etc., Genf 1872. Neben unter Gelehrten versteht er zunächst nur Mathematiker (Astronomen), Physiker und Naturforscher.

*) Paris, Lemerre, 1874.

mancherlei Resultaten, die er aus einer Vergleichung der einzelnen Persönlichkeiten und Elemente dieser Zahl gefunden hat. Mögen hier einige der interessantesten folgen:

Seit ihrem Bestehen (1666) zählt die Pariser Akademie im Ganzen 94 wirkliche Mitglieder, welche dem Auslande angehören. Unter den 92 Betreffenden, von denen man es weiß, stammen 37 aus adligen, sehr reichen oder patrizischen Familien, 49 aus den mittleren, 6 aus den niederen Ständen (Arbeiter oder Bauern). Unter diesen wieder giebt es nur drei Namen, wo solche Bezeichnung zugleich vom Vater auf den Sohn übergegangen ist; nämlich Jak. Bernoulli (aber mit 2 Söhnen!), Leonhard Euler und William Herschel. Von einem Fortleben des Genies scheint man also höchstens bei den Mathematikern sprechen zu können. Von den 89 auswärtigen wirklichen Mitgliedern der Pariser Akademie, deren Kenntnisse man kennt, sind nur 16 römisch-katholische Christen, die übrigen sind Protestanten. Vor zwei Jahren hatte sie acht ausländische Mitglieder, welche sämtlich der protestantischen Kirche angehörten (Omen, Grevenberg, Kuebig, Böhler, de la Rive, Kummer, Kirz, Wapfisch). Unter den 16 genannten Katholiken befinden sich weder Engländer noch Irländer, noch Schweizer noch Oesterreicher und nur wenige Deutsche. Kein Stand ist unter jenen 94 Ausländern häufiger in seinen Söhnen vertreten, als der der protestantischen Geistlichen (14 Predigerstühle). Von den etwa 500,000 Protestanten, welche in Folge der Verdrängungen des 16. Jahrhunderts und der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich nach der Schweiz und Holland auswanderten, gehören 25 — natürlich zumieist erst in ihren Nachkommen — der französischen Akademie als Mitglieder an. Bezüglich der Rationalität ist unter jenen 94 Rußland und Spanien durch gar keine, Nordamerika durch 2, Holland durch 6, Schweden durch 4, die Schweiz durch 12 Landleute vertreten. England hat dazu und zwar von Anfang an (1666) stets ein so ziemlich sich gleichbleibendes Kontingent gestellt; Deutschland dagegen immer mehr — und besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts — an Bedeutung gewonnen. Bis 1800 war die deutsche Nation nur durch 6 Mitglieder, von da ab bis 1872 durch 17 vertreten. Am fruchtbarsten an Gelehrten zeigen sich verhältnismäßig die kleinen Staaten und unter diesen wieder vorzugsweise die Schweiz.

In der royal Society zu London waren die Franzosen in dem Zeitraum von 1750 bis 1830 von 34 Mitgliedern auf 13 herabgesunken, fanden indeßens damit noch immer an der Spitze aller Ausländer. Augenblicklich aber zählen sie nur noch 16 Mitglieder gegen 22 Deutsche.

Dagegen in der Berliner Akademie sind die Franzosen noch immer stärker als jede andere Nation vertreten. Wenn sie darin 1750 schon 18 Mitglieder zählten, so jetzt 25. Im Allgemeinen, wird man sagen müssen, daß sie in dieser Beziehung auf gleicher Stufe stehen geblieben; die Deutschen dagegen, besonders seit Beginn des 19. Jahrhunderts, außerordentlich vorgeeilt.

Zum Schluß endlich noch die interessante Mitteilung, daß es unter den auswärtigen Mitgliedern der drei genannten Institute bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch immer französische resp. italienische Geistliche, Abbés, Jesuiten und Franziskaner gab; augenblicklich aber nur noch der Vater Sechi in Rom als korrespondirendes Mitglied der französischen Akademie genannt werden kann.

gegeben von H. E. Heeren und F. A. Ullert" vor, in welchem Dr. von Giesebrecht erörtert, daß vielfach mit Recht beklagt worden sei, daß dieses Werk, unter Heeren und Ullerts Redaction vor nahezu einem halben Jahrhundert begonnen, in den letzten Jahrzehnten nur langsam fortschreite. Die Befürchtung drängt sich auf, daß so grolartig angelegte und in den verschiedensten Beziehungen nützliche Unternehmen möchte ganz in Stoden gerathen und, obwohl zum größeren Theil vollendet, doch nicht zum Abschluß gelangen. Nicht mangelnde Theilnahme des Publikums hat den Fortgang des Werks gehemmt, vielmehr lag der hauptsächlichste Grund darin, daß die ersten Mitarbeiter zum größten Theil abstarben und sich bei der veränderten Richtung der historischen Studien, die sich mehr monographischen Arbeiten und zwar vorzugsweise auf dem Gebiete der deutschen Geschichte zuwandten, schwer geeignete Kräfte fanden, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Die Verlagshandlung, von dem lebhaftesten Eifer besetzt, das Unternehmen zum Abschluß zu bringen, habe sich deshalb an ihn mit der Bitte gemeldet, die Redaktionsgeschäfte zu übernehmen. Trotz großer Bedenken habe er es doch nicht für Pflicht gehalten, den Wünschen des Verlegers sich zu fügen, da es sich um die Vervollendung eines Werks handle, welches in seiner Art in unserer historischen Literatur einzig dasthe und in ähnlicher Weise kaum wieder unternommen werden könnte, welches der gebildeten Welt großen Nutzen bereits gewährt habe und in der Vervollendung noch größeren verspreche. Wenn unsere historischen Studien sich wieder entscheidender der universalhistorischen Betrachtung und umfassender Darstellungen zuwenden und damit auf Bahnen eintreten sollten, die sie doch nie auf die Dauer verlassen können, so werde Giesebrecht die Redaction übernehmen und seine Redaktionsfähigkeit damit beginnen können, zunächst für die Fortsetzung der Abtheilungen, die noch weit zurückgeblieben sind, wie die Geschichte Spaniens, Serbie zu tragen. „Von der Geschichte Schwedens, theilt der neue Herausgeber mit, befinde sich ein neuer Band unter der Presse; auch von der Geschichte Polens steht die Fortsetzung in naher Aussicht. Die Fortsetzung der preussischen Geschichte ist in Bearbeitung. Einzelne Abtheilungen, die bereits früher zu einem vollständigen Abschluß gebracht waren, werden bis in die neueste Zeit fortgeführt werden, wie die russische und französische Geschichte. Für die griechische und Schweizer Geschichte, die bisher noch nicht in Angriff genommen waren, sind Bearbeiter gewonnen. Es ist die Absicht, auch die Geschichte einzelner deutscher Staaten, die bisher nicht besonders behandelt sind, der Sammlung einzuverleihen. In Frage steht, ob nicht auch für die italienischen Länder, welche Jahrhunderte lang eine besondere staatliche Existenz gehabt haben, selbständige Bearbeitungen erforderlich sein werden. — Einen bestimmten politischen Charakter kann das Unternehmen seiner Natur nach nicht tragen; sehr verschiedene Ansichten haben sich in den publizierten Arbeiten herausgegeben und werden auch in der Folge laut werden. Nur ist stets im Auge behalten worden, daß die Ereignisse getreu und wahrhaft berichtet werden und in der Beurtheilung leidenschaftliche Parteilichkeit ausgeschlossen bleibt. Die Wahl der Mitarbeiter bürgt dafür, daß hierin, wie in allem übrigen, die Fortsetzungen im Einklang mit den Ansätzen des Unternehmens, welche die allgemeine Billigung fanden, stehen werden. — Willigst es dann, das Werk glücklich zum Abschluß zu bringen, so wird es ohne Zweifel eines der hervorragenden Denkmale der deutschen Geschichtswissenschaft im neunzehnten Jahrhundert bilden.“

Es liegt uns ein als Manuscript gedrucktes Schreiben des Geheimen Rathes W. von Giesebrecht in München an die Mitarbeiter der „Geschichte der europäischen Staaten, heraus-

Zu unsern Bezugs sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Grimm, Herman, Reine ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Weimarer. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. In Weimarer gebunden 2 Thlr.
Grimm, Herman, Fünfzig Essays. Zweite erweiterte Auflage der Reinen Essays u. Weimarer. 8. eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr. In Weimarer gebunden 3 Thlr. (186)
Das Leben Raphaels von Urbino. Italienische Text von B. B. B., Uebersetzung und Kommentar von Herman Grimm. Zweite Aufl. Mit Raphaels Bildnis und zwei Tafeln Facsimile. Kupferstichpapier. gr. 8. eleg. geb. 4 Thlr.
Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm. Weimarer. 8. geb. 1 Thlr. 10 Sgr. In Weimarer gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.
Zwecken, Karl, Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der staatlichen Kulturmeister und der Regierer in ihrer historischen Entwicklung dargestellt. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Kappeler. Zwei Bände. gr. 8. 4 Thlr.
Dr. Bois-Reymond, Emil, Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. — Ueber Geschichte der Wissenschaft. Zwei Bände, gehalten in öffentlichen Sitzungen der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Kupferstichpapier. gr. 8. geb. 10 Sgr.
Freder, Dr. Oswald, Die Physiologie und Psychologie des Lebens und des Bewusstseins. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. gr. 8. geb. 20 Sgr.
Kappeler, Prof. Dr. M., Ein physiologischer Blick in unsere Zeit. Beitrag im wissenschaftlichen Verein in der Singalademie am 20. Januar 1872 gehalten. Zweiter Abdruck. Weimarer. 8. geb. 7 Sgr.
Kappeler, Prof. Dr. M., Ueber die Ideen in der Geschichte. Reden, gehalten am 14. November 1863 gehalten in der Aula der Hochschule zu Berlin. (Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft III. 4.) Zweite Auflage. gr. 8. geb. 20 Sgr.
Deufsch, Emanuel, Der Islam. Aus dem Englischen übertragen. Autorisierte Ausgabe. gr. 8. geb. 12 Sgr.

Herr. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Hofmann) in Berlin.

In Herr. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Hofmann) in Berlin erschienen:

A. Kuhn, Ueber Entwicklungsstufen der Mythenbildung.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1873.

Gr. 4. geh. Preis: 10 Sgr. (197)

In Herr. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Der Talmud von Emanuel Deutsch, Bibliothekar am Britischen Museum in London. Aus der neuesten englischen Auflage übertragen. Autorisierte Ausgabe. Zweite Auflage. gr. 8. 12 Sgr.

„Viele werden hier über Dinge belehrt werden, die ihnen bis dahin völlig neu gewesen, Allen aber wird die reines Genie einer Arbeit gewährt, die auf gewissenhafte Studien gegründet und erfüllt ist von dem Geiste einer hohen Poesie.“ Nationalzeitung.

Im Verlage von Robert Oppenheim in Berlin erscheinen:

Deutsche Schulzeitung,

Centralorgan für ganz Deutschland. Redigirt unter Mitwirkung namhafter Pädagogen und Schulmänner von

Fr. Ed. Keller, Seminarlehrer a. D.

Allwöchentlich eine Nummer von 1–2 Bgn. Fol. Preis vierteljährlich 15 Sgr.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Die „Deutsche Schulzeitung“ im Jahre 1871 begründet, im freisinnigen Geiste redigirt und am weitesten in Deutschland verbreitet, ist der Jugend vieler gründer Lehrerwerre. Sie bringt über das höhere und das Volksschulwesen fortwährende, Prolegomena und Berliner Nachrichten, eine Tobenstunde, Recensionen, Ungenügen exakter Lehrerstellen und andere Angaben. — Die Insertionsgebühren betragen 3 Sgr. für die prozentuale Petition oder deren Raum.

Die „Deutsche Schulzeitung“ ist, in Folge ihrer vielfältigen Verbindungen in den Stand gezeit, bei den vornehmsten Verhältnissen des Unterrichtswesens im preussischen Landtage schnell und authentisch zu berichten und die Interessen der Schule und des Lehrstandes bei den maßgebenden Behörden, namentlich der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhaus, jederzeit zum Ausdruck zu bringen.

Deutsche Schulfest-Sammlung.

Centralorgan für das gesamte höhere und niedere Schulwesen im Deutschen Reich, in Oesterreich und der Schweiz, herausgegeben von

Fr. Eduard Keller.

Allwöchentlich eine Nummer von 1–2 Bgn. Fol. Preis vierteljährlich 25 Sgr.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Die „Deutsche Schulfest-Sammlung“, von den Direktoren in Preußen, Oesterreich, Bayern u. s. w. allen Unterrichts- und Schulbehörden, Direktoren und Rectoren zur Beachtung empfohlen, bringt alle Gesetze, Erlasse, Verfügungen u. s. w., die auf das höhere und niedere Schulwesen Bezug haben, aus dem Gebiete des Deutschen Reiches, aus Oesterreich und der Schweiz. — Die Insertionsgebühren betragen 3 Sgr. für die prozentuale Petition oder deren Raum. (199)

Vorlag von Fr. Wih. Gruenow in Leipzig.

Bandwin, Eulogius und Alvar. Ein Abschnitt spanischer Kirchengeschichte aus der Maurenbesetzung. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

M. B., Zur Geschichte der Internationalen. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

v. Dommer, Handbuch der Musikgeschichte. Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Dasy, R., Geschichte der Mauren in Spanien bis zur Eroberung Andalusens durch die Almoraviden. 2 Bände. Gr. 8. Preis 7 Thlr.

Gubersilis, Angelo de, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. 2 Bände. Gr. 8. Preis 7 Thlr.

Jahn, Max, Das französische Heer von der grossen Revolution bis zur Gegenwart. Gr. 8. Preis 4 Thlr. 10 Sgr.

Jahn, Max, Ross und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. 2 Bände. Gr. 8. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Jahn, Fr. Wih., Carl Maria von Weber. Gr. 8. Preis 15 Sgr.

Maarenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Hosmann, Vom Gestade der Cyclopaen und Sirenen. 8. Preis 2 Thlr.

Schmiedel, Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Schmidt, Julian, Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 2 Bände. Gr. 8. Preis 7 Thlr. 20 Sgr.

Schmidt, Julian, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. 3 Bände. Gr. 8. Preis 8 Thlr. 15 Sgr.

Schmidt, Julian, Geschichte des griechischen Lebens in Deutschland von Leibnits bis auf Lessings Tod. 2 Bände. Gr. 8. Preis 7 Thlr. 20 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bandow, K. Dr. Oberl. a. d. Locution. Gewerbesch. zu Berlin. **David Hume, history of Charles I. and of Commonwealth.** Mit einem kurzgefassten Commentar. 8. geb. 15 Sgr. (201)

— **Readings from Shakespeare.** Scenes passages and analyses. Leeseben eine Shakespeare mit Einleitung u. Wortverzeichnis. I. Theil enthaltend: Merchant of Venice, Midsummersnights dream, Hamlet, Othello, King Lear, Macbeth. 18. geb. 20 Sgr.

Die amnest-har nach Erscheinens dieser Leeseben erfolgte Einführung derselben an Schulen in Ansbach, Berlin, Caid, Crefeld, Coburg, Crotstadt, Darmstadt, Königsberg/Pr., Lippstadt, Rostock, Rudolstadt, Upsala, Wiesbaden, sowie an Privatanstalten dürfte am besten dem Brauchbarkeit beweisen.

In 7ter Auflage erschienen:

Abbeysen, C. H., The schoolboys first storybook. A preparation for speaking and writing the english language, being a collection of easy tales and anecdotes. 7th edition revised and corrected. 8. geb. 8 Sgr.

Robert Oppenheim Berlin. Verlagsbuchhandlung.

Diese Nummer liegt ein Vortrag von A. Grahmann in Leipzig über Generalen-Ersten 12te Aufl. bei. (202)

Magazin für die Literatur des Auslandes. A. Redaction verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin. Druck von G. H. H. in Berlin. (199)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 10. Oktober 1874.

[N. 41.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Zwei Bände, von Heinrich Dünker. 585.
Decker'sche. Rückblicke und Erinnerungen von Hans Rüdich. 586.
Frankreich. Guizot. 588.
Italien. Literarische Briefe aus Mailand. Von Ludwig Geiger. I. Mailänder Zeitungen. 590.
Nord-America. Nord-Amerikanische Analecten. (Nach der International Review.) II. 594.
Orient. Das indische Erbrecht. 595.
Seine literarische Revue. Monographie Gottes und der Heiligen, von J. G. Weissh. 598. — Die Frau von Karthago. 598.
Sprengel. Die deutschen Stämme in Böhmen. 599. — Forschungen Scherer. 599. — Damen-Promotion in Göttingen. 599. — Karl Hillebrand's Italia. 599.

Deutschland und das Ausland.

Zwei Bände, von Heinrich Dünker.

Es ist wohl eine seltene Erscheinung, daß Werke von ernster, literarhistorischer Bedeutung, von strengwissenschaftlichem Inhalt, alle Reize zu einem Roman im edelsten Sinn des Wortes in sich tragen; daß sie, während sie den Anspruch auf strenggehaltene Monographien vollständig befriedigen, doch auch wie eine gut angelegte und durchgeführte Erzählung die herrschenden Zeitverhältnisse in maßvoller Totalität zur Darstellung bringen. Eine jener seltenen Ausnahmen liegt im oben genannten Buche vor und. Ist es von literarhistorischer Seite von höchstem Interesse, die uns bis jetzt nur in schwankenden Umrissen bekannten beiden Gestalten Zacharias Berners und Sophie v. Schardt's in concise, feste Form gefaßt zu sehen, so findet der Psycholog dagegen das Interessanteste so unendlich viel in den Zuständen, Entwicklungsläufen, Entschlüssen, Thaten, zumal der einen Hauptperson des Buches (Berners), daß dieser Stoff sich von selbst zum psychologischen Roman fügen muß. — Daß dem Buche überdies noch besonderen Werth verleiht, sind die darin mitgetheilten reichen Briefe von Herder, Goethe, Wieland, Stolberg, Frau v. Stein u. a.; besonders die höchst interessanten von Frau v. Stoll, die, wie sich hier zum ersten Mal deutlich zeigt, dem mächtigen Bauber Goethens ebenso wenig wie anderen Frauen hals widerstehen können, von heiserer Neigung zu ihm erfüllt worden war, und ihn zu sich hatte heranziehen wollen.

Was uns bis jetzt über die räthselhafte Natur des Dichters Zacharias Berner bekannt war, war sehr ungenügend, zerstreut und unvollständig. Zum ersten Mal findet sich hier leicht übersichtlich das ganze Leben des „wunderlichen Heiligen“, dem die von der Mutter geerbte reiche Phantasie Zeit seines Lebens nur eine unruhig flackernde Flamme gewesen, deren Licht ihn bald zum Schwärmer für Polens Freiheit, bald zum satanischen Freimaurer, bald zum schlimmsten Lebemann, bald zum Katholiken, schließlich gar zu einem a. Santa Clara'schen Kanarienvogel gemacht hatte. Nur zwei Neigungen ist er Zeit seines Lebens, im Pübel der Sünde und auf schwankender Höhe der erdärmten Seelenaltermung treu geblieben: der neuromen Liebe zu seiner Mutter, und, wunderbar genug, der schwärmerischen, demüthvollen Verehrung Goethens. Die Wahlverwandtschaften des

Meisters haben ihm, wie wir aus seinem eigenen Gesandnisse wissen, den Muth gegeben, allen äußeren Bedenken zum Trotz, den großen Schritt zur Veruhigung seiner von Neuen gequälten Seele zu thun.

Seine Bände bezeichnen genau die Periode seines geistigen Lebens. Ueberall sehen wir in denselben ein Suchen nach dem Ideal; nur wie das Ziel zu erreichen sei, davon hatte Berners wilde Schwärmerie keine klare Vorstellung. Christus als Symbol der „vergöttlichten Menschheit“ wieder aufzustellen, das war der Traum seines Lebens; für dessen Charakteristik es wohl bezeichnend genannt werden mag, daß er wenig Herr der Form für auszuweisendes Lob war und Pindars Warnung an sich selbst nur allzu oft vergaß; im Tadel Anderer, im „Lachen mit scharfer Zunge“ jedoch Meister war.

Berners Leben ist ein Leben voll von ununterbrochenem Ringen, voll Überheben, voll kriechender Vestrückungen, einflussreiche Männer, wie z. B. Pfand, für sich zu gewinnen. Selbst zu seinem besten Stücke, „Luther, oder die Weihe der Kraft“, das bei allem Mysticismus doch viele Schönheiten enthält, trieben ihn nicht gerade lautere Beweggründe: „Den Jesuitenriechern in Berlin wollte er Kulder, den wohlmeinenden reformatorischen Plumpsal entgegenstellen“. Die innere Strenggluth seiner unruhigen Seele läßt es dabei in allen seinen Stücken nur selten zu wahrer Charakteristik kommen. Man betrachte nur im oben genannten Stück die Gestalten Elisabeth, Theobalds und Theresens. Aus der Zeit des Jüdens seines „Solilo“ Goethe stammen seine schönsten, ängstlich formgerade Sonette. Goethens Einfluß war so mächtig auf ihn, daß er sogar den Plan faßte, der Musik zu entsagen, und nur „auf-sührbare Stücke“ zu schreiben. Freilich hielt er es nicht lange in solcher reinen Geistesatmosphäre aus; Zweifel und Wismuth, Ekel an der Gegenwart, „dieses dümmenden, leeren, nach Leben vergebens sich sehnenden, ewig entbehrend sich dehnenden Traums“ umfängte ihn bald wieder mit krankhaft gesteigerter Macht. Noch einmal freuzen sich seine und Goethens Wege, dessen wohlverdienter Jern über Geschmacklosigkeiten u. s. w. ihn tief erschüttert; Verführung und Scheiden für immer. — Da, fern von dem fast angebeteten Meister, bewirkten die Wahlverwandtschaften, dieses tragische Zeugnis für die Heiligkeit der Ehe, an dem einmal in leichtsinniger Weise vermählt gewesenem Manne das Wunder der Sinnesänderung: Uebertritt zum Katholicismus, ein Glücken in den gehofften sicheren Post erfolgte. Die Stationen seines Erdenwallens bezeichnen von nun an: Eintritt in den Priesterstand nach langer Wartezeit, Neigung zur Presbyterienmacherei, heisse Sehnsucht nach Goethe, wahrhaft rührend ausgedrückt im Sonett: Das schwerste Scheiden, und in der selbstverfürgten Elyse seines Lebens für das „Welch-ten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit“, worin er halbwegs des „großen, des einzigen Goethe“ gedenkt, Prediger in cunlich-mystisch-strömmeinder Weise, unter ganz ungemeinem Zulauf des Publikums, kurze Krankheit, die am 18. Jan. 1823 der Tod beendete.

Neben der ewig lodernen Flamme seines unruhigen Geistes steht ein stilles, ruhiges Licht, das Bild einer bis jetzt wenig bekannten Frau aus dem Weimarer Kreise, der Schwägerin

Charlotte von Stein, Frau v. Schardt; am Ende ihres Lebens saßen beide Plannen einmal zusammen auf, um dann in demselben Elemente im Katholicismus zu erlösen.

Sophie v. Schardt, geb. 23. Nov. 1755 in Hannover, lebte 1779 mit ihrer Tante nach Weimar über, trat dieselbe bald in Verkehr mit den hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit, verging sich mit Herder, dessen Briefe an sie von „warmer Verehrung und Anerkennung ihres herzensguten und lieben Charakters, ihrer süßen Kindesseele“ sprechen. Sie war selbst eine dichtend reich begabte Natur, fand aber in ihrem Familienleben nicht das Glück und den Frieden, den sie ersehnte. Bald trat in ihrer Seele das traurige Gefühl hervor, kein dauerndes Lebensinteresse, keinen sich entwickelnden Familienkreis zu haben; dies Gefühl fiel wie der erste schwere Schlag auf ihren Geist; ohne den feinen, belebenden Hauch eines auf wahrer Bildung beruhenden Talents wäre sie wohl schon viel früher zu dem später doch volligen Schritt gekommen. Da geschah ihr erstes Begegnen mit Berner. Sophies Verhältnis zu ihm darf nicht mißdeutet werden. Alles beweist, daß ihr nichts so fern lag, als gleich ihrer einstigen Freundin, der Frau v. Werther, „eine enthusiastische Märin“ zu werden; daß, was er so heiß suchte, war nun auch das Ziel ihrer Wünsche: Ruhe aus Zweifeln und Kämpfen, aus Kämpfen und Schmerzen. Bei Sophien war jenes Sehnen geboren aus dem allgemeinen Brautengedahl, einmal im Leben für Alles, was eine reiche Seele bieten kann, vollen Ersatz zu finden; sie suchte kein Individuum, sie suchte eine Seele. Wie oft sie in ihrem Tagesstudium mißverstanden worden ist, beweist unter Andern der Bericht des Schillers Martin, in Bezug auf Sophie, daß selbst Frau v. Stein mit ihrem theilnehmenden Herzen für den Schmerz Anreger, nicht auch für die Schmerzen der Phantasie schonend sein könne.

Aus allen Wirren und Befängnissen heraus rückte Sophie schließlich vertrauensvoll zu Steubner, der ihr rathend den dem großen, unter den Augen Goethes fast unmöglich erscheinenden Schritt des Uebertritts zur katholischen Kirche zur Seite stand. Ihr ungestümes, nach Liebe verlangendes Herz hoffte um die Ruhe gefunden zu haben in der „ewiggleichen Liebe des Heilands“.

Wilhelm Berg.

Oesterreich.

Rückblicke und Erinnerungen von Hans Audich.*)

Wenn es Frühling werden soll auf der Erde, dann wissen es die Keime und die Knospen und Alles, was an Licht soll, daß ein Ende hat die Hast und die Zeit der Knoschenschaft vorüber ist. Da geht ein Dehnen und Schwellen durch die ganze Natur, es kann sie nicht mehr halten im dunkeln Versteck, die lichtfreundlichen Erzeugen, unter der weißlichen Ackerkrume wird es lebendig, hinter der rauhen Baumrinde erwacht ein geheimnißvolles Reges, aus dem Boden guckt wie vorwiegend die festsitzende Halmspitze, am harten Holzkamm springt die schwellende Knospe, als hätten alle Lebensgeister der Natur die Fesseln abgestreift, die Kerker durchbrochen, um mitzufliegen die große Auferstehung und sich zu freuen der herrlichen Zeit. Anders ist im Leben der Völker, der Menschheit, in der Geschichte. Hier scheint nicht noch unumwandelbaren Gesetzen der Tag auf die Nacht zu folgen, zur

Stunde wenigstens ist es noch naanbedeckt und dürfte wohl niemals entdeckt werden, das Gesetz, nach dem der Lauf der Menschheitsgeschichte sich abwickelt. Hier streicht nicht auf einmal, wenn der Winter des Trüdes und der Knoschenschaft zu lange gewährt hat, der erste Hauch des Frühlings durch die Lände, der den Eispanzer splittert, die Eisküste schmelzt und allen Geseffelten zufließt: Tretet heraus und kommet an Licht, hier wieht das Större nicht unglücklich lebendig und der Drang nach Licht und nach Freiheit ergreift die Menschen, die lange in Enge und Finsterniß dahinkleben, nicht von selbst wie die Gräser des Feldes. Aber der Mensch ist auch nicht wie der Baum und das Gras des Feldes, mit ihm geschieht nichts, er wolle es denn selber und was er erting, soll er sich selbst verdanken. Schon hierin liegt es ausgesprochen, daß Veränderungen, Neugegestaltungen im Staats- und Völkernleben nicht notwendige, gleichsam unter dem Zwang eines Naturgesetzes eintretende Ereignisse sein können, sondern im Willen wurzeln, in freien menschlichen Entschlüssen. Aber die Mehrzahl der Menschen ist der Gewohnheit knoschhaft unterthan und kann es nur schwer oder gar nicht über sich bringen, aus den Geleisen heraustraten, in denen sie sich einmal eingeschoren, und um den Aertschritt würde es übel bestellt sein, wenn es nicht immer Einzelne gäbe, die mit kräftigem Ruf das Gefährte heraustrufen und in glücklichere Bahnen zu bringen wagen und versehen. Was man auch von dem Geist reden mag, so die Geschichte treibt, und von all den unsäglichsten Mühen und Leiden, denen man Kraft zuschreibt zum Verändern und Neugehalten, unsere Zeit hat es wieder einmal einkeln gelernt, daß es denn doch immer Einzelne sind, die die Dinge ins Rollen bringen, wenn auch freilich ihre endliche Gestaltung nicht in ihrer Macht und Verrechnung liegt. Wenn ein Sturm herüberfährt, so sind es zuerst die hochragenden Hügel, die von ihm gefegt und geschüttelt werden, in erhabene Gegenstände, in einschießende Spitzen schlägt mit Vorliebe der Wind; so sind es Einzelne, die Hügel der Menschheit gleichsam, in denen zuerst die Gedanken der Umgestaltung und Neubildung erwachen und von denen alles weltgeschichtliche Werden seinen Anfang nimmt. Alle sorgfältige Geschichtsschreibung bestätigt es, daß es immer Einzelne waren, in denen die gleichsam schimmernden Streben und Bedürfnisse der Rassen leben und hinreichende Kraft annehmen, durch die allein eine Umwälzung zu Stande kommen kann. Man sagt so gern dem großen Freiheitshelden 1848, daß der Ruf nach Freiheit auf einmal darin ertönt sei, als wäre die Bewegung von selber gekommen und nicht vielmehr von Einzelnen aus weiter verhängt worden. Der Drang nach Freiheit ist wohl vorhanden in jeder Menschenbrust, aber er muß geweckt werden, nicht in allen Menschen bricht er von selber hervor. Es wäre wahrhaftig ein Wunder zu nennen, wenn z. B. in dem Lande der Knoschenschaft und Finsterniß, im vormärzlichen Oesterreich, von selber auf einmal ein solches Verlangen nach Freiheit und Licht laut geworden wäre, da die Gewohnheit bereits alle freien Regungen zur Ruhe gebracht hatte und vielfach mit der Menschenwürde die Sehnacht nach derselben dem Unterthanen geraubt wurde. Aber es hat auch hier wie überall die Freiheit sich nicht selbst gemacht! Und daß es Einzelne waren, die zuerst nach ihr gerufen und am eifrigsten um sie gerungen haben, bis auch die Uebrigen ihres Wertes sich erinnern und für ihren Pfahl sich zu begeistern anfangen, das zeigt wieder einmal aufs Neue der neueste Beitrag zur Geschichte jenes denkwürdigen Jahres, „Rückblicke und Erinnerungen des großen Bauernbefreiers und Freiheitshelden Hans Audich.“

Wahrlich, wenn Einer es werth ist, als „neuer Zeuge in den Schwurgerichtsverhandlungen der Weltgeschichte“ über jene Zei-

*) In drei Bänden. Wien, Pest, Leipzig, H. Hartleben, 1878.

gehört zu werden, so ist er es, der wacker Bauernsohn aus Pödenstein in Schloßen. Denn keiner von all den Männern, die um die Freiheit damals sich verdient gemacht haben, ist mehr mit allen Ereignissen verknüpft und vertraut gewesen, als er. Vom ersten Aufbruch bis zum letzten Abzuge hat er die junge Freiheit begleitet, in tausend Gefahren für sie gekämpft, gelitten und geblutet, niemals gewankt, wo es galt, sie zu verteidigen. Und wenn die Geschichte eines Menschen zeigen kann, wie ein Mensch ohne sein Privatthum durch tausend Hindernisse hindurch seiner Bestimmung entgegengeführt wird und die Werkzeuge der Freiheit wie aller großen Ideen über allen Widerstand hinweg zu ihrem Verstande gleichsam gezogen werden, so ist es die Hand Rudolfs. Es war nichts in seinem Leben, was Unstirngedanken in ihm hätte zeitigen können und in seiner Erziehung wird man vergeblich die Antriebe suchen, die ihn nothwendig zu einem Freiheitskämpfer hätten machen müssen. Durch seinen Geburtsort hätte er ganz gut ein Freudenstreser, was damals gleichbedeutend war mit einem guten Oesterreicher, ein Stadtfremder und wohl gar feindseligstimmter Mann werden können. Die Mutter hatte ihn zum Geistlichen machen wollen, aber die Beweisheilelogischen Schwarzsinn, die er schon früh an den Tag legte, brachten die gute Frau gar bald dazu, von ihrem Vorhaben abzustehen. Köstlich ist, was er uns darüber selbst erzählt: „Meine Mutter gab sich eines Abends große Mühe, uns Kindern den und ganz unsahbaren Begriff der Ewigkeit klar zu machen. Zu ihrer Auseinandersetzung blieb mir nur ein Satz haften, der einzige, den ich verstanden zu haben glaubte: „Die Ewigkeit nimmt gar kein Ende!“ Ich verstand Entz und frag die Mutter zuletzt ganz erstaunt: „Nimmst denn die Ewigkeit auch keine Gnade?“ (I, 22). Sie, selbst der Bildung sollte er bereits für Immer entzissen werden. Wohl hatte ihn, wie es in Pödenstein Sitte, das ob seiner zahlreichen Studirenden, das lateinische Wort“ hieß, sein Vater ins Gymnasium geschickt, aber dem frischen Knaben befiel das trockene Lernen nicht und zwei Jahre nach einander kam er mit schiedlichen Zeugnissen nach Hause. Da verstand der Vater länger keinen Rath und gab den unsüßigen Rängen zu einem Schuster in die Lehre. Da wurde es denn erst unserem Hans klar, daß es noch ärgeres Dinge giebt als das Studiren und bald wurde ihm selbst das Latein lieber, als Kinder herumtragen zu müssen. Rummthig bat er den Vater, ihn wieder nach Troppau ins Gymnasium zu schicken und versan kehrte er mit glänzenden Zeugnissen nach Hause zurück. Eines aber erwachte in ihm früh, um ihn nie wieder zu verlassen, die Liebe zum Bauernstande und der Haß gegen seine Unterdrücker. Der junge Knabe schon ersah als Roboter die Mühe nicht, die er auf den fürstlichen Geldern als Feinde des Fürsten und folglich als „seine Verbündeten“ an sah. Und so hat ihm denn auch in seinem späteren Leben stets das Wohl der Bauern am Herzen gelegen; von Anfang an, als noch Niemand den Gedanken wagte, der Bauer könne einmal von der Roboter befreit sein, schwebte ihm diese Befreiung als ein erhabenes Ziel vor, dem mit allen Kräften nachgeholfen werden müsse, und wenn auch dem fränkischen Jürsten, dem sein Doktorräm vor Allen wichtig sein mußte und der niemals so recht entschlossen war, in politische Händel und Wirren sich zu mischen, ein so feuriger Anwalt der Freiheit, ein so übermuthigen Held und ein so gewaltiger Roboter wurde, so hat diese erste Liebe, der Händel aus jenes hohe und heilige Ziel, die Befreiung seines geliebten Bauernstandes nicht den kleinsten Theil daran, sah er doch nur in der Stellung als Abgeordneter die Möglichkeit, an der Verwirklichung, an der Ausübung und Förderung wenigstens dieses seines innig gehegten Gedankens zu arbeiten.

Aber Rudolfs Buch will keine Lebensbeschreibung sein, er spricht nicht von sich, weil er von sich reden will, sondern allein darum, weil es ihn zur Darstellung der Ereignisse drängt, die alle mit seinem Leben im engsten Zusammenhange stehen. Es war schwer, solch ein Buch zu schreiben. Man muß eine von aller Ruhm- und Gesaltschaft reine Seele besitzen, wenn nicht ein solches Buch Spuren der Selbstbespiegelung und Ruhmredigkeit aufweisen soll. Rudolfs Buch ist frei davon, frei von aller Eitelkeit und Prahlerei, als spräche ein Anderer, will es was oft darin verkommen. Wie ist der Ton der strengen Wahrhaftigkeit, dem man das Bedürfnis nach Mittheilbarkeit anhört, der bloß schriftstellersuchen Art gewichen, es spricht kein Schauspieler darin von der Bühne zum Volk herab und trägt ihm den farbenreichen Bericht über eine ruhmreiche Vergangenheit vor. Der Urheber durchlebt darin gleichsam nochmals die Geschichte, erneuert die alte Eitelkeit, thut nochmals seine Thaten. Diese Lebendigkeit und innere Wahrheit der Darstellung macht sie auch zu einer für die Geschichte so werthvollen. Der lebendige Strom der Gegenwart rauscht vorüber und dem kommenden Geschichtsschreiber wird es nützlich, sein treues Abbild zu liefern; denn zu einem Bilde gehören Farben, die Berichte aber und Quellen, die ihm die Züge bieten zu seiner Darstellung, sind dürr und abgebläht. Wie eine Wohlthat empfindet daher die Geschichte solche Bücher, deren Urheber es verstanden, die Gegenwart, deren sie Zeugen gewesen, wie in einem ewigen Spiegel für die Nachwelt festzuhalten. Ein besonnenen Pauschlag ist in diesem Buche verneinbar, es weht darin der Zug der großen Zeit, nicht herrscht die Grabesruhe darin, die Kirchensessile, die oft in geschichtlichen Darstellungen die Ereignisse der Geschichte wie Leichensteine nmlagert. Wir glauben die Zeit mitzuleben, von der und darin erzählt wird. Und mitten, wie and der Gegenwart heraus, „aus dem Jugh der Dinge sieht man darin die bedeutenden Individualitäten hervortreten, die mit seinem, scharfbildendem Auge in ihrer Eigenart erkannt und mit wunderbarer Geschicklichkeit gekennzeichnet, wie gemeißelt klar vor uns hingestellt werden. Was sie auch heute geworden sein mögen, die Männer von 1848, was sie damals waren, wie sie zu jener Zeit sich gaben, das erfahren wir aus diesem Buche sicherlich getreu und zuverlässig. Sein Urheber hängt mit seinen großen Erinnerungen noch so sehr an jenem glorreichen Jahre, daß es mit seinen Strömungen und seinen Männern noch ganz klar vor seinen Augen steht, daß ihm das Bild dieser Männer von damals nicht durch den Seitenblick auf das Gestrüß und verestelt wird, was sie mittlerweile gethan haben oder geworden sind. Nur manchmal hilft ein Hinweis auf die Gegenwart das Bild jener Zeit und ihrer Führer ergänzen, wird der Wandelth und die Schwäche, die damals von manchem nur vermutet werden konnte, durch seine nachträgliche Ueberläufer und Fahrensucht gleichsam mit der Probe an der Wirklichkeit versehen. Selbst wer niemals von Borroch, von Pöbner, von Schufella, von Emolla oder Jüster oder Goldwart sollte gehört haben, lern sie aus diesem Buche kennen, wie sie damals lebten und lebten, in ihrer eigenen Art.

Es ist viel an ihr gesündigt worden, an der Geschichte jener denkwürdigen Zeit. An einigen ihrer Darsteller hat Rudolf selber in scheinbarer Weise Kritik geübt, mögen ihre Unrichtigkeiten von der Parteileidenschaft und der wissenschaftlichen Falschung angesehen, wie bei Helfert oder aus der Ungerechtigkeit und Kurzsichtigkeit herkommen, wie bei Springer. Treffend und von ausgedehnter Anwendbarkeit ist, was er von dem Buche des letzteren sagt: „Mit viel Gleich zusammengefaßt, enthält es eine gut geordnete Menge von Thatfachen. Allein selbst er von der ein-

fachen Erzählung ins Raisonnement überpringt, spricht er, wie etwa ein Blinder von den Farbentönen eines Delgemäles sprechen mag, er schilbert die Qualität der Feinwand, die Größe des Gemäldes, den Geruch desselben, die mehr die aufgetragenen Stellen der Farbe, ohne von dem Dufte, der die Darstellung verliert, eine Ahnung zu verrathen" (I, 155). Die That ist wahrhaft zu greifen, daß ein Hauptzeuge jener Zeiten sich von der Weltgeschichte ins Verhör nehmen ließ und entgegen den lächerlichsten Ausagen, den Entstellungen und Verzerrungen der amtlichen Darstellungen und Vohngeschichtschreiber mit dem Grimm, der ihn von jeher geodet hat, seine Aussagen niederlegte. Wohl ist er auch heute noch ganz Partei und belächelt nicht seine Begeisterung und Heldenglut wie eine jugendliche Schwachheit, noch ist er nicht von jener fischblütigen Objektivität, die aus Mangel an Urtheil und Entschiedenheit am Ende das Recht und die Wahrheit bei beiden Theilen findet, aber er ist genügend gereift, die Leidenschaft ist verträumt und das klare, besonnene Urtheil vermag sich durchzusetzen. Wie er für den abtrünnigen Freund Schweikha noch liebevolles Verständnis hat, so bringt es der Freiheitsmann über sich, selbst dem ermerdeten Freiheitskrieger Dautour gerecht zu werden. Diese Reife und Geliegenheit der Gesinnung hat seiner Darstellung Maß und jene edle Ruhe gegeben, die allein den Eindruck eines Werkes zu einem erhebenden machen kann.

Wehr aber noch als dadurch, was sein Buch für das Verständnis der Vergangenheit und für den Dienst der Geschichte leistet, wirkt es durch seine unmittelbare Bedeutung für die Gegenwart. Eine wahre Fundgrube echt deutscher Gesinnung wird es in den Händen Deutschösterreichs das Stammelbewußtsein kräftigen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke nähren und befehen. „Auf den Händen tragen sollten und die Tschechen und uns alle Zug um Gottes Willen bitten, bei ihnen in Oesterreich zu bleiben" (II, 48), das ist seine Ueberzeugung, denn ihm sind die Deutschen Oesterreichs Lebens- element, sein völlerbindender Kitt, das Geheimniß seines Zusammenhalts und Fortbestands. Er hat das Hinübersehen nach der Gegenwart in seinem Buche vermieden, aber da wo er sein geliebtes Oesterreich heute noch unter den Füssen jener Meute bluten sieht, die damals bereits der Reaktion es zum Opfer brachten, da hält es ihn nicht länger und er verfehlt nicht, sein Donnerwort zu erheben gegen die Feinde von ehemals, die wilden Mörder von heute. Wie seine Liebe zum Bauernstande und zum Deutschthum an vielen Stellen seines Buches mit wahrer Ungeduld hervorbricht, so lodert oft die Flamme seines Hasses gegen Tschechen und Alles Slawenthum mit unabwägender Heftigkeit darin auf. Er hat die stolze Zeit erlebt, da seine Bonobünde mit Freue bilden können auf die siegesgetränkten Brüder draußen im Reich, aber er war zu allen Zeiten für kräftigen Anschluß an Deutschland, selbst in den kaiserlichen Zeiten ein wahrer deutscher Mann, wie er selber uns erzählt: „Die deutsche Einheitsidee wurde aber nicht bloß offiziell verfolgt, sondern auch von anständigen Leuten als lächerliche Phantazieerei verachtet. . . Selbst freisinnige Männer verdröhnten gelegentlich den Schwerm, den ich darüber äußerte, daß die deutsche Ration den schändlichen Raub von Elsaß und Lothringen geduldet und noch nicht gerächt habe —" (I, 159). Aber ihm hat sich auch wie zum Entgelt für seine reine Liebe zum Deutschthum der Geist der Muttersprache gefestigt und den Schlüssel zu ihrem geheimen Schatzkammer anvertraut.

Nicht weil Rudlich mit der Aushebung der Robot unsterblich verbunden ist, ist er ein so großer Freiheitsheld, weil er im Ringel- hagen, den Tod im Angesicht, als Parlamentär beim Zenghous-

sturm sich vorzog, um nicht mit leidenschaftlicher Bluthat sein Volk sich bestechen zu lassen, weil sein Leben ihm nichts, Freiheit und Volkswohlthat Alles war, bleibt er eine der redendsten Erscheinungen jener großen Zeit, ein ewig leuchtendes Muster für Oesterreichs Jugend. Sein Volk hat es ihm gelohnt, als er 1872 nach 24jähriger Trennung wieder den Boden des Vaterlands betrat und von Hütte zu Hütte der Name Rudlich drang und alle Herzen dem Bester warm entgegenstießen, aber auch er hat ein schönes, ein bleibendes Angebinde zum Andenken an jenes beglückte Wiedersehen seinem Oesterreich gewidmet, die reise, die schönste Frucht seiner Ruhe, seine: Rückblicke und Erinnerungen. D. R.

Frankreich.

Guizot.

Am 12. v. M., sechsundzwanzig und ein halbes Jahr nachdem man die Juli-Dynastie zu Grabe getragen, starb zu Val Riber der Todtengräber derselben, Franz Peter Wilhelm Guizot, und ward auf dem Kirchhofe zu St. Owen begraben. „Die Reiben der Alten lüchten sich, dort oben wird zum Aufstieg geblasen." Dieß Wort des Marshall Soult fiel wohl keinem schwerer auf's Herz, wie dem alten Tiers, als er den Tod seines früheren Kollegen und politischen Gegners erfuhr und an den überlebenden Sohn desselben einige Worte der Veröhnung und des Bedauerns richtete. Vergessen und Vergessen predigt ein jedes Grab und so auch dieses; was der Verrigete schuldet, die Geschichte möge es richten, der Mittelwelt gehört nur bedauerndes Auerkennen. Und was die Lebenden von ihm sagen müssen, was die Nachwelt ihrer Zeit anerkennen wird, ist dieß: er war ein Charakter, ein stolzer, starrer, wenig lebenswürdiger Charakter, sich zum Schaden und der Sache, der er diente, — aber ehrlich, fest, unerschütterlich, inmitten einer Welt von Verfehlung. Louis Blanc, Sozialist und Republikaner, emagrierter Gegner von Guizots Politik, entwirft ein Portrait von ihm, das, bei aller Parteilichkeit der Beurteilung, im Grunde anerkennend ist. „In diesem (dem provisorischen Juli-) Ministerium sah Herr Guizot, ein trockener und hochmüthiger Mann, der ganz von seinem Stolz beherrscht wurde und trotz seiner kalten Außenseite leidenschaftlich war. Er war leicht zu erkennen an seiner elben, aber finstern Stirn, an seiner schmal aufgeschnittenen Lippe, an seinem kalten und verächtlichen Lächeln, an einer gewissen Ermattung seines Körpers, in welcher sich die Kämpfe seiner Seele offenbarten. Wir haben ihn später in den Versammlungen gesehen: ich von weitem erkannte man seine gahlige, ärgerliche Erscheinung unter allen andern heraus. Worte er von seinen Gegnern gereizt, so ließ er auf sie einen beleidigenden Blick fallen und richtete mit einem unaussprechlichen Ausdruck des Jerns und der Ironie sein Haupt auf seiner gewölkten Gestalt in die Höhe. — Sein Talent bestand darin, eine außerordentliche Dürftigkeit der Gesichtspunkte und Empfindungen ohne alle Größe unter Felerlichkeit des Ausdrucks und dem Pomp der Formeln zu verbergen. Dennoch hatte sein Wort Gewicht, und seine Ungeignenheit, der Ernst seines Lebens, seine hässliche Tugend, seine Sittenstrenge verhalfen ihm in einer frivolen und habgierigen Gesellschaft zum Ansehen."

Wir werfen auf sein Leben und seine politische Laufbahn nur einen kurzen Blick, der Charakter des Mannes ist uns die Haupt-

*) Histoire des dix ans 1830—40. I. Bd. 8. Kap.

sache. Guizot war geboren den 4. Oktober 1787 zu Nîmes. Sein Vater war Advokat und starb auf dem Schafot; seine Mutter zog sich nach Genf zurück, wo der Knabe den ersten Unterricht empfing und nachher die neueren Sprachen und die Geschichte studirte. In einem Alter von 18 Jahren kehrte er nach Paris zurück und ward Hauslehrer der Kinder des damaligen schweizerischen Gesandten am französischen Hofe, Herrn von Stapfer, in dessen Familie er seine nachmalige Gemahlin, Mlle. Pauline de Meulan, kennen lernte. Pauline war 14 Jahre älter als er, Schriftstellerin und langjährige Mitarbeiterin beim „Publiciste“, und stand in engen Beziehungen zu den royalistischen Parteien. Unterstützung, die ihr der junge Guizot während einer langen Krankheit bei ihrer journalistischen Thätigkeit zu Theil werden ließ, bewog sie, den Altersunterschied zu vergessen und sich im Jahre 1812 mit ihm zu verheiraten. In demselben Jahre ward der 25jährige junge Mann, der sich kaum erst durch einige philologische und literar-geschichtliche Veröffentlichungen hervorgethan hatte, Titular-Professor der neueren Sprachen und Geschichte an der Sorbonne und nach dem Sturze des Kaiserreichs im Jahre 1814 Generalsekretär des Ministers des Innern, Abbé von Montebello, in welcher Eigenschaft er sich besonders um die Reform des öffentlichen Unterrichts verdient machte. Die Rückkehr Napoleons von Elba vertrieb ihn aus Paris, und er folgte seinem Souverän Ludwig XVIII. nach Gent in die Verbannung, ein Schritt, der ihm nachmals mancherlei Vorwürfe zugezogen hat. Nach der zweiten Restauration trat er als Generalsekretär in das Justiz-Ministerium unter Bardi-Morbois, verließ aber schon nach einem Jahre zugleich mit seinem Chef seine Stellung und ward vom König zum Staatsrath und Direktor der Departemental- und Kommunalverwaltung ernannt.

Sein Eintritt aus dem Ministerium gestattete ihm, eine selbständige politische Rolle zu spielen. Er ward mit Royer-Collard der Gründer der konstitutionell-doktrinären Partei, deren Programm er in seiner Schrift: *Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France**) definitiv feststellte. „Es ward ihm klar,“ sagt Gerdinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts**), „daß die Interessen des neuen Frankreichs die gebieterische und entscheidende Thatsache in der gegebenen Lage seien, und daß sich die Regierung, die sich ihnen offen bergebe, die sich die fruchtbaren Grundzüge der Revolution aneigne und der berechtigten Lebenskraft im Volke bewacht, eine unermessliche Macht schaffen werde. Er verlangte, daß sich die Reste des alten Regimes in das neue einleiten oder mit dem unterlegenen System absträten, daß die Regierung vor ihnen alle Rechte aller Tronngen eröffne, hinter ihnen alle Rücksicht und Dämpfung schließe. Nur eine solche Regierung nannte Guizot eine „Regierung der Ehre.“ Gleichwie die Partei der Unabhängigen, deren Herz in den Salons des Herzogs von Broglie war, saßen diese Doktrinärs die Ehre als die „richtige Sammlung der gerechten Forderungen“ an, die die Revolution von 1789 errungen habe für die notwendigen Fortschritte des menschlichen Geistes. Diesem Programm ist Guizot Zeit seines Lebens mit eifriger Konsequenz treu geblieben. Er war der Mann des konstitutionellen Königthums, lebhafter Parteilänger seines Souveräns, aber entschlossener Gegner der Reaktion und des privilegierten Standes, dessen Hauptquartier damals in St. Marjan bei dem Grafen von Artois, dem nachmaligen Karl X. sich befand. Gleichzeitig mit seinem Partei- und Gesinnungsgenossen Deleaze war er 1819

gänzlich vom Schauplatz des öffentlichen Lebens ab und widmete sich fast zehn Jahre iang ausschließlich seiner akademischen Thätigkeit. Doch auch diese blieb ihm durch den Haß der ultraroyalistischen Reaktion nicht unvertümmert. Das Ministerium Billäe, das von ihm mehrfache Angriffe zu erdulden gehabt, entzog ihm 1824 seinen Lehrtstuhl an der Faculté des lettres und reizte den energischen Kämpfer zu immer leidenschaftlicherer Opposition. Die verschärften Preßgesetze, unter denen Guizot speziell zu leiden hatte, sowie ungerechtfertigte Beschränkungen des Wahlrechts riefen die Gründung einer politischen Partei hervor, die nach ihrer Devise *Aide-toi, le ciel t'aidera* benannt wurde und zu deren thätigen Mitgliedern alsbald Guizot rechnete.

Unter dem Ministerium Martignac im Jahre 1828 erhielt er seinen Lehrtstuhl zurück, trat März 1829 wieder als außerordentlicher Staatsrath ein und war seit Januar 1830 Deputirter für die Stadt Eperay (Departement Galtvades). Seitdem gingen die Bogen der Revolution immer höher, und Guizot mit seiner Partei, die sie zwar nicht gemacht hatten, bereiteten sich, an ihre Spitze zu treten. Das Ministerium Polignac (August 1829) bezeichnete den Anfang vom Ende. Guizot war unter den 221 Unterzeichneten der Oppositionsadresse; das neue Preßgesetz vom Juli 1830 und die erneuerten Beschränkungen der Wahlberechtigung schlugen dem Hasse den Boden aus. Am 30. Juli trat Guizot in das provisorische Ministerium ein und am 11. August ernannte ihn Ludwig Philipp zum Minister des Innern, als welcher er eine Thätigkeit aufnahm, die, zwar oft unterbrochen, aber immer wieder mit Konsequenz fortgeführt, dem Lande zum wirksamen Nutzen gereichte. Es war die Reformation des elementaren Unterrichts, um die sich Guizot in dieser Zeit die anerkanntesten Verdienste erwarb, und die als die vornehmste und werthvollste Errungenschaft des Bürgerkönigthums auch von den Gegnern anerkannt wurde.

Wie oft er in der Zeit von 1830—1840 aus den verschiedenen Ministerien ab- und wieder beitrat, kann uns hier wenig interessieren; genug, er blieb der alte Doktrinar mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Das Portefeuille des Innern brachte ihn 1836 bei der ersten Konstituierung des Ministeriums Nois in ein Verwähn mit Thiers, das seitdem nicht wieder ausgeklüffelt worden ist. Seine Thätigkeit als Gesandter in London, wo er, unter allerdings sehr schwierigen Verhältnissen, nicht nur die Interessen Frankreichs in bedeutender Weise vortrug, sondern auch seine Unabgibtigkeit den auswärtigen Verhältnissen gegenüber konstatirte, was seiner Populartät seinen geringen Abbruch that, verlebte Ludwig Philipp nicht, seinen treuesten Parteilänger in das Oktober-Ministerium von 1840 zu berufen, dessen nemischer Präses der Maréchal Soult, thatsächlicher Tonangebender Guizot war.

Seine Thätigkeit in diesem fast siebenjährigen Regime, das nach Soult's Rücktritt (September 1847) auch seinen Namen trug, dokumentirte Guizot als einen von denen, die wenig dazu gelernt und nichts vergessen haben. Mit Recht hatte er sich mit seiner Partei in den Jahren 1815—1819 dem Treiben der Reaktion entgegengestellt und in den Jahren 1824—1828 ein gewisses Mäthverhören dafür übernommen. Es war ein Zeichen politischen Talents, daß er, ein Mann der Ordnung und der konservativen konstitutionellen Entwicklung, sich in die Bogen der Revolution und ihnen entgegenwarf, um die Krone und die Verfassung daraus zu retten. Aber es war auch ein Zeichen seines bedeutend angewachsenen Stolzes, daß er sich und seinen Namen sieben Jahre lang zur Defension ihrer politischen und sozialen Bestimmung hergab, welche in wiederholten skandalösen

*) 1. Ausgabe 1816, 4. umgearbeitete 1821.

**) 2. Ed. S. 291.

Projekten zum Ausdruck kam und ihn und seine Verwaltung der öffentlichen Mißbilligung anheim gab; daß er sich durchaus keine Reform der thatsächlich vorhandenen Mißstände in der Verwaltung wie in den auswärtigen Beziehungen (Schweiz, Ostreich, Italien) wollte gefallen lassen und durch eigenhändigen Bekehrer zur Revolution hindrängte. In dieser Zeit war es, wo die Königin Marie Amalie von ihm sagte: „Er ist wie ein hitziger Krebs, der sich an einen Felsen anklammert. Um ihn loszumachen, muß man den Felsen selbst niederbrechen, d. i. die Monarchie.“

Und so geschah es. Das hartnäckig aufrecht erhaltene Verbot der Mesermbanquette rief die Revolution vom Februar 1848 hervor, das Ministerium Guizot stürzte und riß in seinem Sturze die Juli-Dynastie mit sich fort. Guizot mußte fliehen, nachdem das Blut seiner Mitbürger vor seinem Hütel vergossen worden war, und langte ungefähr gleichzeitig mit seinem Könige in London an. Zwar kehrte er Ende des folgenden Jahres wieder nach Paris zurück und versuchte von neuem sein Ansehen im Zanteree der Orleans geltend zu machen, aber sein Credit war bereits zu sehr gesunken. Seit dem Staatsstreich vom 2. December lebte er in unfreiwilliger Muße und spielte nach dem Kriege von 1870 eine erfolglose Rolle hinter den Kulissen, um Thiers in der Gunst der öffentlichen Meinung zu verdrängen und eine Wiederherstellung seiner Dynastie möglich zu machen.

Ein Urtheil zu fällen über Guizots politische Thätigkeit ist schwer; noch hat sich das Gerede der Parteien nicht beruhigt und schwankt sein Bild in der Geschichte. Was er als Forscher, als Gelehrter, theils durch eigene Arbeiten, theils durch Anregung geleistet hat, wird überall Anerkennung finden. Er veranlaßte als Minister des öffentlichen Unterrichts im Jahre 1832 die Wiedereinrichtung der „Académie der moralischen und politischen Wissenschaften“, die durch Napoleon im Jahre 1803 aufgehoben worden war, und fungirte seit 1854 als deren Präsident. Er gab durch Gründung der *Comité historique*, sowie durch Herausgabe wichtiger Quellen-sammlungen, die er theils selbst leistete, theils anregte, dem historischen Studium in Frankreich einen besondern Schwung, so daß die Geisteswissenschaften auf diesem Gebiete noch heute einen Stolz der französischen Wissenschaft ausmachen. Enorm ist, was er in seinem vielbewegten Leben an wissenschaftlichen und politischen Publicationen zu Tage gefördert hat. Die Zeiten seiner unfreiwilligen Muße, 1824–28 und 1848–74, waren besonders fruchtbar in dieser Beziehung. Die letzteren interessiren uns weniger und beanspruchen nicht so bleibenden Werth: Unter den ersteren nennen wir als besonders epochemachend und noch heute werthvoll jene *Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps depuis 1814 jusqu'au 22. Février 1848**, ferner seine Untersuchungen über die englische Revolutionen: *Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre* (1823), *Histoire de la révolution d'Angleterre* (1826), *Pourquoi la révolution d'Angleterre n'e-elle réussi?* (1830), — *Monarchie de la république et rétablissement de la monarchie en 1690* (1851), — *Révolution d'Angleterre, études historiques et biographiques etc.* (1854), — *Histoire de Richard Cromwell* (1856). Nicht weniger bedeutend sind seine Arbeiten zur französischen Geschichte, wie die *Collection de Mémoires relatifs à l'histoire de France depuis la fondation de la monarchie française jusqu'au XIII. siècle* (1831)*, die er, wie die, die englische Geschichte betreffenden *Remoires* im Verein mit mehreren Gelehrten herausgab, und seine „*Essais sur l'histoire de France*“ (1823), die bis 1845 nicht weniger als sieben Auflagen erlebten.

Guizot entwickelt in seinen geschichtlichen wie in seinen bio-

graphischen Werken, von denen wir nur seine „*Vie, correspondance et écrits de Washington*“ und seine „*biographie de Robert Peel*“ anführen, weil sie auch bezeichnend für seine politische Richtung sind, außer einer wirklich haarenberichten Gelehrsamkeit auch eine glänzende, rhetorische Darstellung und ist durch seinen historischen Stil musterhaft für die moderne französische Prosa geworden. Das letzte Werk seines Lebens war seine „*Histoire de France racontée à mes petits enfants*“, welches er eigentlich auf seinem Todtenbette vollendete. Die letzten Monate, seit Mai und Juni, war sein Zustand so lebensfähig, daß er den größten Theil des Tages ohne Bewußtsein lag aber wie ein Kind phantasirte. In gewissen Stunden aber schien sich sein strenger Geist wieder aufzuraffen, und er machte Einem aus seiner Umgebung ein Zeichen, daß er diktiren wolle. Dann ergriß der Betreffende die Feder, und der Sterbende diktierte ohne sich zu unterbrechen, ganze Seiten mit einer bewundernswürdigen Schärfe des Ausdrucks und der logischen Gedankenfolge. So schien der Historiker nicht nur den Staatsmann, sondern den Menschen selbst zu überleben und die Vollendung seines Werkes abwarten zu wollen, um seinen letzten Seufzer auszuhauchen Pax erit mihi ipso superstiti.

H. Schmölke.

Italien.

Literarische Briefe aus Mailand.

Von Ludwig Geiger.

I. Mailänder Zeitungen.

Reisbücher vergleichen gern Mailand mit Paris. So wenig aber sonst ihre Vermuthungen, sobald sie sich von dem Boden einfacher thatsächlicher Mittheilungen entfernen, auf Beachtung Anspruch machen dürfen, verdienen sie doch in dieser Zusammenstellung Glauben. Denn wer hätte nicht gleich beim Eintritt in die Stadt, bei einem Blick auf die Straßen den Eindruck, daß ihm ein, zwar vertheiltes Bild der Noth und der Armut, mit Haß Reum nachfolgenden, von vielfältigem Leben erfüllt, ganz in der Öffentlichkeit lebenden, selbstbewußten und doch liebendwürdigen Eine Stadt entgegenstehe. Das öffentliche Leben aber soll sich, wenn es gesund ist, am besten und klarsten in den Organen der öffentlichen Meinung, in den Zeitungen ausdrücken.

Unter den Mailänder Zeitungen ist allerdings keine von solchem Klange, wie manche Pariser, keine, die für das Land, oder etwa für die ganze Welt tonangebend war und ist, deren Äußerungen von der lauschenden Menge aufmerksamen Ohrs gehört und zur Nachachtung bemerkt werden; gleichwohl findet sich zwischen denen beider Städte, außer der äußeren Ähnlichkeit des Formates, der Einrichtung, der Art des Heftens, des Ausschneidens, das unwillkürlich an die Zeitungsverkäufer in Pabulaves: Paris ou Amérique erinnert, der erstaunlichen Billigkeit ein Gemeinsames: nämlich die Betrachtung des Vaterlandes als des Mittelpunktes der Welt und die Beschäftigung der eigenen Stadt, als dessen köstlicher Perle. Diese besondere Art von Vaterlandsliebe, dieser Enkalpatriotismus, der schon in einzelnen schwächeren Städten eindringlich predigend hervortritt und der die vorzüglichsten Wirkungen haben kann, mag an folgenden Beispielen illustriert werden.

An verschiedenen hiesigen Zeitungsstuden hängt ein einzelnes Blatt: Profesia del padre Tranquillo Vollano, den Prophezeiungen des Schöpfers Thomas nicht unähnlich, das sogar aus einer deut-

schen Quelle entsanden, das die Geschichte der Welt von 1874 bis 1880 enthält. Es soll nicht gesagt werden, daß der Inhalt dieses Blattes die wirkliche Übergangung aller Kreise wiedergibt, aber, wie so einigen Jahren einmal ein jezt sehr gefeierter Mann die Historie mit der Entstehung des großen deutschen Bismarckkrieges in Verbindung brachte, so mag es gestattet sein, auch diese Vorherausgung als Echo eines Theiles der öffentlichen Meinung aufzufassen. Da heißt es nun, nachdem für das Jahr 1874 der Tod Pius IX. und der Sturz Mac Mahons gewissermaßen, für das Jahr 1875: Krieg zwischen Frankreich und Italien, Belagerung von Paris, Einnahme Algiers durch italienische Truppen, Plebiszit in Korsika und Savoyen; für das Jahr 1876: Einnahme von Paris, Frieden, durch welchen Nizza, Savoyen und Korsika wieder an Italien kommen; 77: europäischer Kongreß in Rom; 79: Reformation der Kirche durch den Papst, allgemeine Entzweiung und Verbrüderung der Bistümer; 80: Segnung der geistlichen Väter durch den Papst. Sonst geschieht gar nichts, denn daß der Prophet alle europäischen Herrscher, außer Bismarck-Garnier, sterben läßt, will nicht viel beagen, und daß er in Bayern ein Diktat gegen die Cholera gefunden werden läßt, macht seiner Menschenfreundlichkeit und Sehergabe alle Ehre, ist aber kein wesentlich politisches Ereignis.

Wie dieses Blatt das ganze Vaterland in den Vordergrund der Ereignisse stellt, so die einzelnen Zeitungen der einzelnen Städte und also auch Mailands, die Stadt, in welcher es erscheinen und deren Namen sie vielfach tragen. Ein Handelsblatt bringt eine Notiz über den Orientalistenkongreß in London, vielleicht in der kometischen Bemerkung, daß auf denselben mehr über chinesische und japanische Waaren, als über hinterindische Sprachen verhandelt würde; sein Bericht aber beschränkt sich darauf, daß Prof. Riccioli aus Mailand Italien auf denselben vertritt. Ein anderes bringt Mittheilungen von dem Pädagogikongreß in Bologna: sein ganzer erster Artikel ist aber dem Referat gewidmet, das der Mailänder Jesuit Sacchi daselbst gehalten hat.

Dieses Hervorheben des eigenen Vaterlandes, dieses vorzugsweise Behandeln der besonderen Interessen zeigt sich dann in dem ganzen Inhalt der Zeitungen, der zumieist in der Betrachtung allgemeiner europäischer Politik und in der Besprechung italienischer Verhältnisse besteht. Korrespondenzen aus dem deutschen Reich hat keine Zeitung, wohl aber aus Wien; und Artikel, die ausschließlich der Auseinandersetzung deutscher Angelegenheiten gewidmet sind, begegnet man höchst selten. Vielmehr ist es nur die Stellung Deutschlands unter den europäischen Mächten, welche den Gegenstand der Erörterung abgibt; Deutschland und Rußland ist ein beliebtes Thema, bei dessen Behandlung die *Gazzetta di Milano* nur glauben machen will, daß die abweichende Ansicht beider Reiche über die Anerkennung der Regierung Serranos ein Zeichen der eingetretenen Entzweiung sei, die eintreten mußte, weil Rußland nun seiner Anlehnung mehr bedürfte, die aber schlimme Folgen für die verlassene Wittve, für Deutschland, haben würde.

Ferner ist es die religiöse Bewegung in Deutschland, im Augenblick der Kongreß der Katholiken in Freiburg, der nicht ohne Interesse verfolgt wird. Aber auch dafür begnügt man sich mit der äußerlichen Mittheilung der daselbst gefaßten Beschlüsse aus deutschen Zeitungen, da die telegraphischen Berichte allerdings zu dürftig waren, ja selbstverständlich weiß man nichts Genaues über die Rede des Italieners Guerrieri Gonzaga, da deutsche Blätter sich nicht darüber vernachlässigen ließen, und begnügt sich mit der kühlen Notiz, daß einseitigen über Wahrheit der Rede und der darüber existierenden Berichte nichts gesagt werden könne.

Nur die Unterhaltung, welche der Korrespondent eines deutschen Blattes mit Döllinger über die Lage der katholischen Kirche bei dem Absterben Pius IX. gehabt haben soll, erscheint einem Mailänder Blatte wichtig genug, um mit der schreibenden Ueberschrift: *alla morte del Papa, del ja, wenn aus P. Wollgang nicht geküßt hat*, noch dieses Jahr eintreten muß, überseht und verbreitet zu werden.

Wie man sieht, ist die den deutschen Verhältnissen gewidmete Betrachtung keine besonders eindringende, sie ist aber auch keine durchaus theilnehmende. Vielmehr ist der Eindruck, den wir aus diesen Berichten und Betrachtungen empfangen, der der kalten Achtung eines Erkauanten, nicht der warmen Begeisterung eines Freundes. Denn wenn man auch heute nicht mehr wie vor 4 Jahren hier und anderwärts den Sedanstag als allgemeinen Trauertag begeht, so ist man weiter als bis zur Doppelung noch keineswegs gekommen. Da aber nur der Grund sich bemächtigt, selbst Kleinigkeiten zu erschöpfen, so darf es auch nicht wundern, daß die fernestehenden Mailänder Blätter z. B. Breslau zu einer Stadt Sachsen's machen und den modernen Albatros in Liverpool verwandeln.

Also Italien sind die Besprechungen gewidmet. Und zwar sind unter den augenblicklich vielbesprochenen Fragen folgende zwei die besprochensten: die Besetzung des italienischen Unterrichtsministeriums und die Lage der italienischen Gefangenen in Spanien. Die letztere Angelegenheit hat einen besonders mailändischen Anstrich. Als nämlich Emilio Casale in diesen Tagen hier war und sehr gefeiert wurde, erhielt er auch eine Blattschrift, welche ihre Lage zum Gegenstande hatte. Italienische Jünglinge haben sich von karlistischen Werbemethoden verschoren lassen, in das Heer einzutreten, und schmachten nun, nachdem sie von den spanischen Truppen gefangen worden, in Gefangenschaft auf den baskischen Inseln. Werkwürdig genug, daß dieses Ereignis, statt Gegenstand diplomatischer Erörterung zu werden, zwischen Bürgern des einen Reiches und einem Privatmann des andern verhandelt wird, denn Casale lehnte, trotzdem er sein Interesse für das Schicksal der jungen Leute betonte, die Möglichkeit selbständiger Einwirkung vollkommen ab. Die Besetzung oder richtiger Nichtbesetzung des italienischen Unterrichtsministeriums ist eine wohl auch in deutschen Blättern ventilirte Frage; hier werden nur die verschiedenen Gerüchte erzwogen, die neu auftauchenden Namen registriert, besonders aber die Frage der Demission des bisherigen Generalsekretärs Bonaparte besprochen, der von seinem schwierigen und verantwortlichen Posten abgehen wollte, weil er sich übergangen glaubte. Andere, weniger ausführlich behandelte Fragen sind: die Reise des Ministers Minghetti in Süd-Italien; die künftigen Wahlen; der Beschluß des Mailänder Gemeinderaths, das Haus Alexander Manzoni nicht anzufassen, nachdem ein Mitglied erklärt und wegen dieser Erklärung in der Versammlung seine Mißbilligung gefunden hatte, die Sache sei in Mailand nicht populär, und endlich die Verhandlungen des Pädagogikongresses in Bologna. Namentlich die letzteren, insbesondere die schönen Beschlüsse über Schule und Religion, über Hebung der häuslichen und ländlichen Volksschulen, werden auch in Deutschland die gebührende Beachtung finden.

Essen wir nun die einzelnen täglich, theils Morgens, theils Abends, alle nur in einem, mehr oder minder großen Bogen, ohne Beiblätter erscheinenden Zeitungen, eine Revue passiren, wobei ich der Leserfreundschaft nur im Vorbeigehen gedanke, da sie auch außerhalb der Thore Mailands, auch in Deutschland gut genug

*) über den inzwischen besprochenen Ponghi als Schriftsteller berichten wir in der nächsten Nummer.

bekannt ist, so sei dem offiziellen Blatt La Lombardia der Vortritt gestattet. Wenn das Ausliegen in den Caffes und das Heilieten seitens der Verkäufer einen Schluß auf die Verbreitung des Blattes gestattet, so ist das Blatt recht wenig verbreitet. Es enthält die neuen Gesetze, die Verordnungen der verschiedenen Landes- und Stadtbehörden, hat nur offizielle Inserate, kein regelmäßiges Feuilleton, und bringt außer einer politischen Übersicht und einer kleinen Chronik nur Auszüge aus anderen Blättern, selbst über italienische Verhältnisse.

Seit reichthaltiger ist die eigentliche Hauptzeitung Mailands, die Gazzetta di Milano. Sie bringt nach einer großen politischen Übersicht, welche durch ihre Reichthaltigkeit die Lectüre des übrigen Theiles des Blattes fast überflüssig macht, einen oder zwei größere Zeitartikel, meist über italienische Verhältnisse, dann eine Reihe kleinerer Aufsätze, die in bunter Mischung in- und ausländische Angelegenheiten besprechen, theils als Originalbeiträge, theils aus Auszügen anderer Blätter bestehen, darauf die auswärtigen Korrespondenzen. Unter diesen fehlt die römische niemals, meist sind es sogar zwei; aus anderen italienischen Städten kommen Beiträge je nach der Wichtigkeit der daselbst geschehenen Ereignisse, vom Auslande, aus Paris, Prag, Wien, wie denn die Kaiserreise nach Böhmen für dieses Blatt und manche anderen einen beliebigen Gegenstand der Besprechung bildet; eine Berliner Korrespondenz bespricht die dortige Kunstausstellung, d. h. die angestellten Werke von Italienern oder von Deutschen in Italien. Außer anderen kleinen Mittheilungen, in denen auch gewöhnlicher Stadtklatsch nicht fehlt, bringt die Zeitung musikalische und literarische Recensate. Ihre Gesinnung ist durchaus liberal, ohne irgendwie weder religiös, noch politisch aggressiv zu sein, und wenn sie je aus ihrer ruhigen Würde heraustritt, wie z. B. gegen die offiziellen Blätter und deren Alibiweisheit, so geschieht dies mehr mit gutmüthigem Spott als mit verber Heftigkeit.

Diesem größeren Blatte stehen drei kleinere gegenüber, die alle entschieden lokalen Charakter an sich tragen. Sie haben das Gemeinsame, daß sie, wenn überhaupt, nur unregelmäßig und selten Korrespondenzen vom Auslande haben; daselbe vielmehr nur durch Mittheilung von Telegrammen und Auszüge aus Zeitungen berücksichtigen, und daß sie den größten Theil jeder Nummer mit städtischen Nachrichten und kleinen Mittheilungen anfüllen.

Unter ihnen ist der Pungolo das älteste, das schon 16 Jahre zählt. Bei ihm ist nur der Titel *Giornale politico-letterario* nicht recht klar, denn für den lehreren Inhalt geben der Roman und die Berichte über Auffassungen und Theater, die keineswegs täglich erscheinen, doch kaum eine Berechtigung. Erst ist das Blatt politisch sahm, indem es z. B. die Verhaftungen in Rimini, das Einschreiben städtischer Beamter in die römischen Häuserlisten billigt und deswegen mit den demokratischen Blättern anderer italienischer Städte in Streit geräth, während es mit der Haltung der Regierung in der Befegung des Unterrichtsministeriums nicht einverstanden ist. Die Bißigkeit der Gesinnung hindert es aber nicht, äußerst rege zu sein: so sucht es mit Hinweis auf andere Städte, für die künftigen Wahlen aus in Mailand den politischen Sinn zu wecken, welchem Bedruf aus den andern Blättern kein Echo entgegenkallt. Religiös ist es weniger zahn, bringt vielmehr häufig seine gegen die Ultramontanen gerichtete Gesinnung zum Ausdruck, registriert mit Bedauern die antikirchlichen Demonstrationen in Belgien und verweilt mit Mißbilligung bei dem Übertritt des englischen Lord Ripon zur katholischen Kirche.

Jüngeres Datum ist il Socolo. Es ist, von dem Rechte der

Jugend Gebrauch machend, freisinniger als sein älterer, eben beschriebener Bruder, es mißbilligt in der entschiedensten Weise, in Briefen und Zeitartikeln die Verhältnisse in Rimini, kampf aber diese Angriffe gegen die Regierung zu dem Bekenntniß, daß es gut monarchisch-konstitutionell gestant sei. Den übrigen Ländern steht es ziemlich kühl gegenüber: die besänftigten Mägen in Frankreich beklagt es, ohne theilnahmewolle Wärme; die Vertreibung dänischer Unterthanen aus Schleswig erzählt es ohne Mißbilligung und wendet das alte Wort: *vo vicius* auf die unterliegenden, überhaupt auf die kleinen Staaten der Jetztzeit an. Während es nicht einmal auf dem Titel den Zusatz „literarisch“ bringt, beschäftigt es in der That mit Vertriebe aus mit Verstandniß geprüfte Beschreibungen, besonders die Unterrichtsfrage. In letzterer Beziehung brachte es ausführliche Berichte über den pädagogischen Kongress in Bologna, vor allem die Verhandlungen über die Volksschule, woraus ich hervorhebe, daß es gegenwärtig 43,300 sogenannte Primarschulen giebt und daß das Lernen mit den Worten des M. Caecilia empfohlen wurde: *agero et pati fortiter Romanus est*; ferner einen Brief über das ägyptische Unterrichtswesen, in welchem die vortrefflichen Einrichtungen des dortigen Sches vom 2. März 1873 hervorgehoben wurden; ein neuer Beweis, wenn es eines solchen noch bedürft, dafür, daß in den Ländern des Orients solche Pflanzungen nur gedeihen, wenn sie wirklich aus dem Boden des Landes ersprießen, nicht aber, wenn sie von außen her importiert werden.

Das jüngste dieser kleineren Blätter ist der *Corriere di Milano*. Auch er ist freisinnig angehaucht, aber stark antiradikal. Erst läßt sich nicht aufrufen von ihm berichten, als daß es den Karlisten feindlicher gegenübersteht, als manche anderen Blätter, daß er das kleine Dänemark im Gegensatz zu dem mächtigen Deutschland lächerlich macht, und daß er der Arbeiterfrage eine in liberalem Sinne, aber sonst ohne bestimmte soziale Tendenz gehaltene Berücksichtigung widmet. Diese kurzen Notizen über den Inhalt gellen freilich nur von der ersten und einem Theile der zweiten Seite jeder Nummer, denn der größte Theil der zweiten und die dritte Seite sehen sich in den verschiedenen kleinen Zeitungen so ähnlich, daß man doch zur Überzeugung kommt, wie gar sehr übereinstimmend auch unter italienischem Himmel Stil, Anschauungsweise und Gesichtskreis der Berichterstattung über tägliche Vorkommnisse ist.

Das letzte der täglich erscheinenden Blätter endlich ist il Sole. Es darf in dieser Reihe mitgezählt werden, weil es mit den zuletzt angeführten die kleine Chronik, die neuesten Nachrichten und die politische Übersicht theilt, welche letztere, ziemlich objektiv gehalten, die fremden Länder ebensovoll wie Italien selbst berücksichtigt, und gerade durch die nur referierende Haltung die politische Gesinnung des Blattes schwer erkennen läßt. Es mühte aber einer besonderen Abtheilung zugehört werden, weil es nicht ausschließlich ein politisches, sondern ein Handelsblatt ist, das denn auch, seinem Zwecke entsprechend, außer den obengenannten Abschnitten, Artikel über die Handels- und Finanzlage, telegraphische Börsenberichte, Korrespondenzen über Märkte und Messen, Preiszusammenstellungen von Waaren aus verschiedenen Orten enthält. Doch liegt es mir zu fern, über die Leistungen des Blattes in dieser Beziehung ein Urtheil zu fällen.

Ja echt französischer Weise ist die 4. Seite der Nummer eines jeden Blattes den Inseraten gewidmet; gleichfalls in Nachahmung der Franzosen besitzt jede Zeitung ein Feuilleton, das bald der Besprechung wissenschaftlicher und künstlerischer Fragen, bald, und zwar fast täglich, der Mittheilung von Romanen gewidmet ist. Aber in diesen letzteren zeigt sich eine seltsame Abhängigkeit vom

Ankünde, die überhaupt augenblicklich der italienischen Erzählliteratur anzuhaften scheint; der *Secolo* bringt: „Ein Jugendfehler“ von Ponson du Terrail und „das Verbrechen des Kapitäns“ von Ern. Daudet, dessen Name jedenfalls auf den Franzosen schließen läßt; der *Corriere* die Übersetzung eines spanischen Romans des Ramon y Hernandez; der *Pungolo* „Am Altar“ dal Todesco, womit der auf seine „Gartenlaubenthiere“ stolze Verfasser nicht besonders einverstanden sein wird; auch die *Personnanza* hat die Übersetzung der Spielhagenschen Erzählung: „Was die Schwalbe sang“, und nur die würtliche *Gazzetta* bringt einen Original-Roman von Pietro Poccione.

An die Betrachtung schließt sich wohl am passendsten die Betrachtung der Wochenblätter an, von denen die meisten Illustrirte sind, deren Hauptbilder während der Woche verlegend genug an den Straßenden und den Zeitungsbuben hängen.

Ein nicht Illustrirtes Wochenblatt ist *Liberta e associazione*, das erst im zweiten Jahrgang steht, aber schon mit dem Unterfang kämpft und zur Verhütung desselben eine Subskription ausgeschrieben hat, in welcher selbst die geringfügigen Beiträge von einem Lire figuriren. Es ist ein lehrhaftes, klar und gut geschriebenes, nicht eigentlich politisches Blatt. Denn der größere Theil desselben ist moralischen Auseinandersetzungen: über Freundschaft, über Armut und Reichtum, medizinischen und naturwissenschaftlichen Bemerkungen gewidmet, und auch der übrige Theil bringt keine politischen Nachrichten, sondern Betrachtungen. In diesen machen nun freilich die Verfasser kein Hehl aus ihrer Verehrung für Magini, aus ihrer Ansicht von der Theilnahme des ganzen Volkes an der Staatsarbeit, von ihrer Begeisterung für die Republik. Sie weisen mit einem Wink auf Amerika nach, um wie viel geringer die Willkürherrschaft in einer Republik sei und schließlich eine Betrachtung über die Geschichte Italiens mit den Worten: „Unsere ruhmvollen Traditionen; unsere nützlichen Eroberungen sind alle republikanisch; unsere schwerelichen Unglücksfälle sind monarchisch.“ Sollte dieser Radikalismus der Grund sein, daß sich das Blatt einer so geringen Theilnahme erfreut und zu einer öffentlichen Sammlung seine Zusucht nehmen muß?

Eine Mittelstellung zwischen politischen und unpolitischen Blättern nimmt ein Illustrirtes Blatt ein, das schon 14 Jahre zählt: *Lo spirito folletto*. Diese humoristische Zeitung besteht, in der Art der französischen, und den anfrigen entgegengesetzt, nicht aus kleinen einzelnen Artikeln, sondern aus mehreren größeren sogenannten humoristischen Aufsätzen und Reihen zusammenhängender Bilder. Beide, die Aufsätze und Bilder, theilen sich in politische und unpolitische, neigen sich wohl beide der Satire zu, sind aber ziemlich zahm, mögen sie nun *Wismars* Nase als diejenige schildern, die sich jetzt in Alles mischen muß, oder mögen sie die Schrülen großer Männer der Vorzeit ausfüllen, oder die Motten der Reute der Gegenwart lächerlich machen. Außerdem enthält jede Nummer eine zwei Seiten füllende Zeichnung, die manchenmal ein hübsches Kunstblatt ist, so unter den mir vorliegenden die Darstellung der „Familie des Spielers“, auf der die Mutter ganz und ängstlich ihre Kinder vor der Kneipe vorbeiführt, in welcher der Mann sein die Familie beschimpfendes Gewerbe treibt oder trieb.

Noch harmloser sind die übrigen Illustrirten Zeitschriften, welche ich nach der Zeit ihres Erscheinens aufzähle. Sie erscheinen alle wöchentlich, theils Donnerstags, theils Sonntag, und sind, da sie einzeln und meist zu sehr billigen Preisen verkauft werden, — bei manchen ist eine Prachtausgabe nur für die Kennennten bestimmt — stark verbreitet.

Das älteste, der *Emporio pittoresco*, das bei dem Verleger des eben genannten humoristischen Blattes, der *Gazzetta* und des *Secolo* erscheint, gleicht, außer den nun allen Illustrirten Blättern gemeinsamen Bestandtheilen: Schachaufgaben, Rebus u. s. w., neben seinen, nicht sehr glänzend ausgeführten Illustrationen, nach Kunstwerken, Gegenden und Trachten Beschreibendes und Unterhaltendes in bunter Folge. Von den sogenannten wissenschaftlichen Artikeln hebe ich den einen hervor, der das Leben *L'assiette* behandelt, und der, wenn er als Maßstab für die Bedeutung des Blattes überhaupt genommen werden dürfte, ein verwerfendes Urtheil rechtfertigen würde. Denn von *L'assiette* literarischer Thätigkeit kennt der Verfasser nichts als die Schrift gegen Julian Schmidt, durch welche, nach den Worten unseres Gewährsmannes, *il povero Schmidt cadde per non rialzarsi mai più*; von seiner sozialen Bedeutung weiß er nur, daß *L.* in der Stiftung von Arbeitervereinen „mit dem anderen unermüdlichen Volksfreund, mit Schütze - Zeilisch, wettsierte.“ Solche Dinge, wie manche andere Bemerkungen des Blattes, zeigen freilich, daß der gute Wille nicht genügt, um den Beruf des Schriftstellers zu erfüllen.

Welt reichhaltiger und interessanter ist die *Illustrazione popolare*, bei der nun unangenehm auffällt, daß mitten in die Textseiten Buchhändlerreklamen neu erschienenen Bücher gerückt werden. In ihr werden die vielen blattgroßen Illustrationen in einer jede Nummer einleitenden Übersicht besprochen, dieser folgen Erzählungen und Beschreibungen, viele Gedichte, unter denen auch ältere, von Angelo Poliziano wieder abgedruckt werden; eine geschickt geschriebene *Chronik* berichtet die Ereignisse der vergangenen Woche, den Schluß macht, nun schon mehrere Wochen hindurch, eine lehrwerthe Arbeit: Bürger - Rechte und - Pflichten.

Während das letztgenannte Blatt sich schon auf dem Titel als Volksblatt ausgibt und diesem Charakter in Inhalt und Ton treu bleibt, richten sich die beiden folgenden, wie schon aus Ausstattung und Preis hervorgeht, mehr an das gebildete Publikum.

Doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, als wenn, wie man die gleiche Beobachtung ja oft an den Tafeln der Reiden im Gegenjah zur guten bürgerlichen Hausmannschaft macht, wenigstens die in dem *Journal La varieta* gebotene Speise der Gekundheit weniger zuträglich wäre, als die eben geschilderte. Die mir vorliegenden Nummern sind fast ausschließlich mit wirklichen oder romanhaften Reisebeschreibungen angefüllt, die durch viele sehr elegant ausgeführte, aber doch nicht selten den Charakter des Erfundenen an sich tragende Zeichnungen erläutert werden; von dem einen Roman enthält eine Nummer nur 15 kleine Halbseiten Text, aber zwei fast blattgroße Zeichnungen, die hübsch ausgeführt sind, aber doch ganz modern - geglierte Kindergruppen darstellen.

Ein wirklich schönes Blatt dagegen, das sich unsern deutschen Illustrirten Zeitungen würdig zur Seite stellen kann, ist die ganz neue — sie steht erst im ersten Jahrgange — mit einer Redaction verbundene, in Mailand und Rom erscheinende *Novva illustrazione universale*. Freilich wird die Universalität mehr heißen, als wirklich geübt, aber gerade diese meist in Gehaltene Beschränkung auf Mailand — und hier besonders auf die augenblicklich eröffnete Industrierausstellung und auf die Kunstausstellung in der Brera, über welche ein anderes Mal die Rede sein soll — und auf Italien, macht das Blatt für dem Fremden doppelt interessant und werthvoll. Auch der Text, der sich theils erläuternd an die Bilder anschließt und auch dann dem nicht-

italianischen Leser manches Neue bringt — z. B. die Biographie des Schriftstellers G. v. Amici's u. A. —, theils selbständig ist, bietet nicht unwichtigen Inhalt, von dem ich besonders die in jeder Nummer erscheinenden politischen, literarischen, wissenschaftlichen Übersichten hervorhebe. In der ersten kann sich nie und da der Deutschsehnde oder besser gesagt, die Feindschaft gegen Österreich nur schlecht verbergen, in der zweiten sind scharf, aber wohl richtige Bemerkungen gegen Garibaldi's neues Buch: wie wäre es, fragt der Verfasser, wenn Garibaldi von Roullou das „befreite Jerusalem“ und einer der Teilnehmer des Königs Artus den „rasenden Roland“ geschrieben hätte?

Das sind im Wesentlichen die Tages- und Wochenblätter, welche in Mailand erscheinen und welche, wenn ich nicht irre, im Auslande fast ganz unbekannt sind. Doch verdienen sie wohl, daß man ihre Bekanntheit macht und kurz bei ihnen verweilt. Wird der Eindruck, den man von ihnen empfängt, auch kein imponirender, keine Ehrfurcht einflößender sein, so ist es ein freundlicher, angenehmer, der sich bei längerer Dauer der Bekanntheit eher steigert als vermindert, weil die lebenswürdige Frische und regsame Geschäftigkeit, die ausprüdelnd aus dem Leben theilnehmen will, ohne für sich Herrschaft und Unterwerfung der Andern zu verlangen, gern Gewährung und das Maß der Achtung findet, das sie verdient.

Nord-Amerika.

Nord-Amerikanische Anekdoten.

(Nach der International Review.)

II.

Der nächste Artikel behandelt „die Kunst in der nationalen Hauptstadt.“ Die Bemerkung, daß die künstlerische Bildung des Publikums und die Entwicklung eines guten Geschmacks in Amerika reichende Fortschritte in den letzten fünfzig Jahren gemacht habe, heben wir hier hervor. Die Gallerie zu Washington verbannt ihr Dasein einem reichen Mitbürger, der in derselben Stadt bereits eine großartige Stiftung für Frauen aus den Südstaaten durch seine Freigiebigkeit ins Leben gerufen hatte: mit seinem als Philanthropen weltbekannten Freunde Peabody gemeinsam hat Mr. Corcoran gethan was eben nur in Amerika einem Privatmann möglich ist sein scheint. In der Nähe des fassonablen Bestehens von Washington erhebt sich im Stil der französischen Elysée-Renaissance das Corcoran Art Building — das Corcoran-Museum, das bereits 1859 begonnen, bei Beginn des Bürgerkrieges unter Dach kam. Die werthvolle Privat-Sammlung des Stifters bildet den Kern der Gallerie, in welcher die besten Erzeugnisse amerikanischer Maler vertreten sind. In Bezug auf die Kunstkennerhaftigkeit seiner Landsleute bemerkt der Verfasser hierbei, daß die Zeiten verläßt seien, wo gewinnstüchtige Händler in Italien den amerikanischen Reisenden nachsteuerten Domenichinos und Salviati Rosas ausschmücken konnten.“ „Es ist“, bemerkt der Verfasser weiterhin, „eher gereiften Personen von Bildung, in unserem Charakter sowohl als in unserer Lebensart, ein Mangel an Ruhe angesehentlich. Wir bedürfen der Betrachtung idealer Schönheit und Vortrefflichkeit, nicht professionellen oder geschäftlichen Lebens, sondern der Natur und deren Erläuterung durch die Kunst. Der Wunsch, unsere Heimstätten und öffentlichen Gebäude mit Nachbildungen der Meister oder Bildern unserer einheimischen Künstler zu schmücken, ist nicht,

wie Margaret Fuller annimmt, lediglich eine unserer Meben-, ältere Nationen nachzuahmen“, sondern er „entspringt“, um ihrer weiseren Eingebung und zu bedienen, „aus einem Bedürfnis, dem Earm und der Sorge des täglichen Lebens das Gleichgewicht zu halten, indem wir unsere ruhigere und höhere Natur entsalten.“ Es ist nun, im Gegenfall mancher älteren Gallerien Amerikas, die nur Originalwerke der italienischen, französischen, niederländischen Schule, selbst in verhältnißmäßigem Zustande zu erhalten suchten, das Bestreben der Corcoran-Gallerie, „zur Kopien von fundiger moderner Hand“ zu gewinnen: dies liegt im Bereiche des Möglichen. Man wird diese Praxis gewiß als eine sehr verständige nur billigen können. Ohne in das Innere der Gallerie mit dem Verfasser einzutreten, beenden wir die Andeutungen über ein Institut, in welchem, so scheint uns, ein wichtiges Moment der amerikanischen Kulturentwicklung sich ausdrückt: Humboldt's Hütte von Ehr. Rauch schmückt das Corcoran-Museum, in welchem auch eine Nachbildung unseres Hildesheimer Silberfundes ihre Stelle gefunden hat.

Aber auch dem beschleunigten Gange unserer Berichterstattung nützlich der nun folgende Ausfluß über Australien einen verweilenden Blick ab. Eine kurze Skizze über die Kolonisation Australiens wird veranlaßt; es folgt eine Charakteristik der jetzigen Zustände. In Neu-Süd-Wales hat die Gesellschaft, wie man nach dem vergleichungsweise Alter derselben annehmen kann, eine geistigere Form angenommen als in den jüngeren Kolonien. „Hier kann man manchmal unter den Einwohnern antreffen, welche sagen können, daß nicht allein sie selbst, sondern auch ihre Väter und Mütter in der Kolonie geboren sind. Jähr Zuneigung zu dem Lande hat, folgerichtigerweise, angefangen etwas von dem Charakter des Patriotismus anzunehmen“ — in den jüngeren Ansiedlungen ist statt dessen nur der Stolz auf das Werk der eigenen Hand zu verspüren. Das westliche Australien, obgleich die zweite der Kolonien dem Alter nach, ist am meisten zurück und am wenigsten begünstigt: es kommt das zum Theil daher, daß das dort gefundene Gold niemals die Kosten des Aufstehens geleht hat. Gerade durch das Gold war N. S. Wales und Queensland und ganz besonders Victoria emporgestiegen; ferner war der Vertrag an Kupfer für Süd-Australien höchst erfolgreich gewesen. Im Jahre 1845 waren die reichen Barroo-Barroo-Minen entdeckt, welche das Kupfer als einen Hauptfaktor des künftigen Wohlstandes dieser Kolonien nachwiesen. In den ersten sechs Jahren ergabte man einen Ertrag von fast einer halben Million Pfd. Sterling. Noch reichere Mineralien wurden zu Ballaroo und Moonta entdeckt. Im Jahre 1873 waren auch nach dem Bericht von Mr. Trevello — einer Haupt-Autorität über Australien — die bereits erschöpft geglaubten Barroo-Barroo-Minen einer neuen Durchforschung unterzogen worden. Erwähnenswerth ist die Telegraphen-Linie, die von Port Darwin im Norden, der Insel Timor gegenüber, bis nach Adelaide im Süden läuft; die Länge derselben beträgt 1800 Meilen. Mittels des atlantischen Kabels ist hienach die Verbindung mit London hergestellt. Die erfolgreiche Durchführung dieses Unternehmens hat zu einem andern, noch viel großartigeren Projekt ermuntert, einer Eisenbahn nach Port Darwin von Adelaide aus, durch die weite Zentral-Wüste von Australien; die Kosten hierfür sind auf 10 Millionen Pfd. Sterling angeschlagen. Das Gebiet, durch welches die Bahn führen würde, ist ohne Einwohner; nur einige hundert weißer Bewohner leben bei Port Darwin. Aber am Ende dieses projektirten Schienenweges findet sich Kupfer in reichlichem Maße, während am entgegengesetzten sich Gold in ähnlicher Fülle befindet. — Es wird hierbei bemerkt, daß der

Umfang der Kolonien im südlichen und westlichen Australien denjenigen von England, Irland, Schottland, Frankreich, Belgien und Holland und Dänemark zusammengekommen, überschreitet. Dies ungeheure Territorium hatte im Jahre 1873 nicht mehr als 120,000 Einwohner. Der Versuch, Kolonisten heranzuziehen, ist nicht immer glücklich ausgefallen; auch erfolgten Rückwanderungen, zumal in Queenland, wo 1858 das erste Gold entdeckt wurde: diese Kolonie produziert Weintrauben, Orangen und Ananas, aber keine Äpfel, Stachel- und Johannisbeeren; Weizen und Sauer korn faum in einem Grade fort, der die Mühe der Anpflanzung lohnt. Dagegen gedeiht der Zucker ganz außerordentlich, so daß derselbe wahrscheinlich der Rival der Baumwolle im Handel werden wird. Auch der Ertrag an Zinn ist beträchtlich. Für den Farmer aber — das ist das Resultat — ist diese Kolonie wenig verlockend.

Miel mehr ist Viktoria begünstigt. Die Zahl der Millionäre in dieser Stadt soll verhältnißmäßig diejenige von London übersteigen. Doch wird das Geld nicht zu dissoluten Zwecken verwendet; man verstreut Alles in Vergnügungen; in vielen Distrikten von Viktoria muß das Schulhaus zur Kirche dienen. Der Banbau liegt brach, da die Leute in der Stadt mehr verdienen können; die Zunahme der Bevölkerung außerhalb der Stadt ist sehr gering, da sie nur aus dem natürlichen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle erwächst. Die Zahl der Einwohner beträgt ca. eine Million, darunter gegen 42,000 Handwerker und 55,000 Minenbauer; diese 95,000 Arbeiter haben alle politisches Stimmrecht und sind unglücklicherweise die verwegensten Politiker des Landes; ihr Programm lautet: „Protektion für einheimische Industrie.“ Die Minenbauer vertreten nämlich Alle, nicht nur Chinesen, — die zu geringeren Lohnsätzen arbeiten wollen als sie selbst es thun. Doch ist die Änderung zum Besseren im Anzuge.

Der Gegenstand der nächsten Monographie dieses Heftes sind Monopole, es folgt John Stuart Mill, dessen Selbstbiographie ja bei uns bereits wohlbekannt geworden ist.

Reichlich sind die Bücheranzeigen dieser Nummer der *Revue* ausgefallen, unter welchen eine eingehende über John Forster, Dickens Leben, hervorgehoben ist. Einen wesentlichen Bestandteil dieser literarischen Anzeigen bilden die „*Reuven*“ italienischen Publikationen, besprochen von Professor Gubernatis in Florenz.“

Wir geben nunmehr zum 4. Hefte der Zeitschrift über: (Juli–August), „William Gullen Bryant und seine Schichten“ von Ray Palmer steht hier am Eingang. „In einem Zeitpunkt, welcher noch vollkommen innerhalb der Erinnerung mancher jetzt lebender Personen liegt“, so beginnt der Verfasser, „hatte unser Vaterland nichts was man füglich eine Literatur nennen konnte.“ Die Geburtskata einiger Korymben der nunmehr entstandenen amerikanischen Literatur werden zur Illustration dieser Thatsache angeführt. Prekott wurde im Jahre 1796 geboren, George Bancroft 1800, Nathaniel Hawthorne 1804, Longfellow 1807, Whittier ebenfalls 1807 und Oliver Wendell Holmes im Jahre 1809. — Älter als diese ist Bryant, bereits 1794 zu Gunnington in Massachusetts — dem geistreichsten Staate der Union — geboren. Amerika vereicht in ihm einen wahren Dichter und einen unermüdbaren Schriftsteller, der noch in seinem 71. Lebensjahre (1866) eine neue Uebersetzung der *Iliade* unternahm. 1869 war die sechs vollendet, 1871 diejenige der *Odyssie*. Die Arbeit wurde, wie die früheren Werke des Verfassers, sehr günstig aufgenommen. Die *Saturday Review* in England giebt der Uebersetzung Homers seitens des Amerikaners den Vorrang vor der neuen in Eng-

land erschienenen des Earl of Derby. Der letztere ist glänzender, gefeilter, Bryant einfacher und wortgetreuer z. B. auch, als Pope in seiner Uebersetzung. — Sehr geschätzt in Amerika sind auch die religiösen Hymnen Brants, der aller Phrasen und allem Wertgeringe in der Poesie abhold ist.

Vom dichterischen zum wirklichen Feuer ist ein leichter Übergang, den indeß unsere Zeitschrift hier thut, um über „Kohlen und die Surrogate derselben“ demächst zu handeln. Es folgen „Dreizehn Jahre Freiheit in Italien“, von Gubernatis, dann „Die katholische Reformation in der Schweiz.“ Beide, gut geschriebene Abhandlungen, bauen sich an einem festen Gerüst der Thatsachen und der Statistik auf.

Im 5. Artikel behandelt Prof. W. F. Fisher von Yale College die „*Neue Revision der Englischen Bibel*.“ Der Aufsatz bezieht sich auf das Werk „*The Revision of the English Version of the New Testament*.“ By J. B. Lightfoot, Richard Chevenix Trench, C. J. Elliott. With an Introduction by Philip Schaff D. D. New-York 1873.“ Eine kenntnißreiche und übersichtliche Skizze der Bibel-Übersetzung in England wird der Erörterung des Themas vorausgeschickt, in welcher mit philologischer Genauigkeit das Griechische des Grundtextes mit der früheren und der revidirten Uebersetzung verglichen wird.

„Die orthodoxe, das ist die Griechisch-Katholische Kirche“ ist Gegenstand der Abhandlung von Vera d'Juria; auf umfassender Literatur über denselben, auch deutschen Werken, basiert dieselbe, wie Schlosser: Die Morgenländische orthodoxe Kirche in Rußland, Heidelberg, 1845. — Die deutschen Worte aber sind hier leider mit bedeutendlicher Inakurtheit wiedergegeben.

T. B.

Orient.

Das indische Erbrecht. *)

Im Nr. 34 dieser Zeitschrift ist in einem Artikel über den Urstamm der Indogermanen auf einige neuere Untersuchungen hieüber hingewiesen worden. Ohne Zweifel dürfen die jetzt sich häufenden Forschungen, welche das indogermanische Urvolk betreffen (einen summarischen Bericht darüber gab kürzlich Hintner in der Zeitschrift für österr. Gymnasien), die volle Aufmerksamkeit aller Freunde der Kulturgeschichte in besonderer Maße beanspruchen; denn nicht trockene chronologische Notizen, sondern lauter stichhaltige Thatsachen kommen durch diese Forschungen zu Tage, die das Bild unserer Altvordern mit immer detaillirteren Zügen auszuklaren erlauben. Nachdem man Sprache und Sitte, die Religion und das häusliche und soziale Leben der indogermanischen Völker verglichen hat, beginnen nun auch die Juristen die vergleichende Methode auf ihre Studien anzuwenden und dürfen dabei großer Resultate mit Zug gewärtig sein. Denn nachdem die historische Durcharbeitung des römischen Rechts nahezu zum Abschluß gebracht, die des deutschen auch schon erheblich weit gefördert ist, scheint es zeitgemäß, ja geboten, zuzusehen, welche neue Gesichtspunkte sich aus der vergleichenden Betrachtung der Rechtsgeschichte verwandter Völker gewinnen lassen. Es ist ein recht hoffnungsvoller Versuch in dieser Richtung, den ich in den folgenden Zeilen, etwas verspätet, besprechen will.

*) Das indische Erbrecht von Karel Mayr, Dr. jur. et phil. Wien 1873.

Das Erbrecht ist dasjenige Rechtsgebiet, in dessen Ausgestaltung gerade die entwickeltesten Partikularrechte am weitesten auseinandergehen. Andererseits sind die Grundlagen bei verwandten Völkern durchaus die nämlichen, da sie auf der Organisation des Familienlebens ruhen, und fehlen selbst auf den frühesten Stufen des Rechtslebens nicht. Aus der ersten Wahrnehmung erklärt es sich, daß die Engländer, als sie nach der Eroberung Ostindiens an die Regelung des Erbrechts gingen, die Rechtsprechung zwar in allen übrigen Theilen des Rechts im Wesentlichen auf die englischen Gesetze begründen konnten, im Erbrecht aber, wollten sie den Rechtsanschauungen ihrer neuen Unterthanen nicht geradezu vor den Kopf stoßen, zu einer neuen Kodifikation auf Grund der einheimischen Gesetzbücher schreiten mußten. So wurden sie schon im vorigen Jahrhundert auf die Bearbeitung des indischen Erbrechts geführt, mit dem sich dann englische Sanakritkenner seiner praktischen Wichtigkeit wegen bis in die neueste Zeit hinein wiederholt beschäftigt haben. Um nur die zwei bedeutendsten Erscheinungen der auf diese Weise entstandenen Literatur zu nennen, so hat schon Celebreffe, der hervorragendste Sanakritist seiner Zeit, zu vielleicht allen Zeiten, im Anfang unseres Jahrhunderts ein umfassendes Meisterwerk veröffentlicht, das auf Grund eines ungeheuren Quellenmaterials an indischen Gesetzen und Kommentaren das gesammte Erbrecht behandelt. Noch wichtiger für die Gegenwart ist der Krieh des indischen Erbrechts, welcher den bis jetzt allein erschienenen ersten Theil des Digest of Hindu Law von West und Bühler bildet. In diesem 1867 in Bombay erschienenen Buche findet sich nämlich nicht nur eine vollständige, übersichtlich geordnete Darstellung des indischen Erbrechts auf Grund der Smritis, d. h. des alten, im Grunde der Heiligkeit stehenden Gesetzbuches des Manu, Pajnavalkya u. A., sowie auf Grund neuerer Entscheidungen der angloindischen Gerichtshöfe, sondern auch aus den alten Quellen selbst werden eine Reihe von Auszügen mitgetheilt. Diefelben enthalten nur Ungebrückte, betreffen eine Anzahl der wichtigsten Punkte und werden dadurch in ihrem Werthe noch erhöht, daß ihnen von der Hand Bühlers eine auf die einheimischen Kommentare basirte Uebersetzung beigelegt ist.

Das letztere Werk war es, was Herrn Aurel Mahr, Dr. jur. und phil. und Professor der Sanakrit in Pesth, veranlaßt, seine Studien auf das indische Erbrecht zu richten. Auch der obige Gesichtspunkt, nämlich daß das Erbrecht die beste Handhabe für die Vergleichung verschiedener Volkrechte darbietet, wiewohl seine Wahl beruht auf dem Umstande, daß die alte Sprache der Indier, das Sanakrit, so gewährt auch ihr Recht einen Einblick in so alterthümliche Entwickelungsstufen, wie man sie bei keinem der verwandten Völker thatsächlich mehr antrifft, aber als den und bekannten Entwickelungsstufen vorausliegend notwendig annehmen muß. Welchen wir uns, bemerkt Mahr in der Einleitung, eine Kenntniß derjenigen Entwickelungsstufe des römischen Rechts verschaffen, auf der das indische anzuheben steht, so würden wir gleichzeitiger Quellen gänzlich entbehren, und ein Rekonstruierungs-Versuch würde kaum so sichere Resultate liefern, als hier vorliegen.

Die Sicherheit dieser Ergebnisse ist nun freilich nur eine relative; bekannt man aber die Schwierigkeiten, die sich jeder historischen Untersuchung auf indischem Kulturgebiet entgegenstellen, so wird man das hier Geleistete mit Dank anerkennen. Nur das selbst stehende Erbrecht hatte in den angeführten englischen Bearbeitungen Berücksichtigung gefunden, und von deutschen Sanakritisten hatte sich, da kein praktisches Motiv drängte und an und für sich die religiöse und geistliche Literatur

der Indier mehr zur Bearbeitung zeigte als die juristische, mit Ausnahme von Stenzler kaum Einer auf indische Rechtsgeschichte näher eingelassen. Wie schwer es aber ist, die Entwicklung oder gar die Entstehung eines Gesetzes oder einer Rechtsgewohnheit der Indier zu erforschen, dürfte daraus am besten erhellen, daß über die Abfassungszeit ihres berühmtesten Gesetzbuchs, das den Namen des Manu (nach Andern einer „Schule des Manava“) an der Stirn trägt, die Meinungen der Kenner nicht um Jahrhunderte, nein, um Jahrtausende differiren. Während sein verdienster französischer Herausgeber und Uebersetzer, Monsieur Delangchamps und noch nach ihm A. B. Schlegel für ganz ausgemacht hielten, daß es frühestens 1000 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung entstanden sei, giebt es jetzt Manche, die es bis in die nachchristliche Ära hinaustragen wollen, und Max Müller hält wenigstens so viel für sicher, daß es unmöglich vor dem zweiten Jahrhundert v. Chr. entstanden sein könne. Ebenso wenig läßt sich das relative Alter der indischen Gesetzbücher bis jetzt mit Bestimmtheit darthun. Stenzler hatte hierüber einige scharfsinnige und sorgfältig begründete Vermuthungen aufgestellt, wenn auch von West und Bühler auf gewisse Citate aus Manu und anderen Gesetzbüchern aufmerksam gemacht, die sich auf ganz andere Texte derselben als die uns bekannten gründen. Mindestens also sind unsere Texte in ziemlich moderner Zeit stark umgearbeitet und entstellt worden, so daß ihre ursprüngliche Fassung kaum je wieder hergestellt sein und die Frage nach ihrer Entstehungszeit somit noch komplizierter wird. Um das relative Alter der in ihnen enthaltenen Gesetzesbestimmungen festzustellen, ist man lediglich auf innere Gründe angewiesen.

Läßt sich demnach auch der Gang der Rechtsentwickelung nicht überall mehr erkennen, so ist es doch schon an sich interessant genug, die Auffassungen der verschiedenen Autoren mit einander zu vergleichen, da sich auch in den juristischen Denkmälern der Indier die ihnen eigenthümliche Geistesstärke und Feinheit nicht verliert. Mahr's Darstellung der indischen Lehren über die Vertheilung des Vermögens, die Aufeinanderordnung und die Stellung der Weiber im Erbrecht folgt in der Anordnung dem West und Bühlerschen Werke und läßt die Hauptpunkte klar hervortreten, während die gründliche Behandlung verschiedener Detailfragen von der Gelehrsamkeit und der wissenschaftlichen Methode des Verfassers, die er sich durch seine in Wien, Tübingen und Berlin gemachten Sanakrit- und juristischen Studien angeeignet, einen günstigen Begriff erweckt. Nur ist es im Interesse der nicht des Sanakrit kundigen Leser seines Buches zu beklagen, daß er die meisten der indischen Kunstaussprüche unberücksichtigt gelassen und auch die zahlreichen von ihm citirten Gesetzesstellen nur spärlich mit Uebersetzungen begleitet hat.

Um wichtigsten für die indische Kulturgeschichte ist ohne Frage der letzte Abschnitt seines Werkes, der der Uebersicht zufolge von der Stellung der Frauen im indischen Erbrecht, thatsächlich aber im Allgemeinen von dem Recht der Frauen in Indien handelt. Es ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, der den landläufigen Ansichten von der gedrückten Stellung der indischen Frauen schnurstracks zuwiderläuft, daß schon von alter Zeit her in Ermangelung männlicher Nachkommen die Töchter als Erbin eingesetzt werden konnten. Noch überraschender wird für den Laien auf diesem Gebiete die Wahrnehmung sein, daß das Erbschaftsrecht der Witwe ausführlich erörtert und der berühmtesten Sitte der Wittwenverbrennung auch nicht mit einem Worte gedacht wird. Daß in der ältesten Epoche der indischen Geschichte, in der Entstehungszeit der Vedas, die ehesten Pflichten

der Wittve nach dem Tode ihres Gatten für erloschen galten, war schon aus der Thaten, auf die Bestattung eines Brahmanen bezüglichen Beobachtung zu ersehen, welche May Müllers populäre Aufsätze in weiteren Kreisen bekannt gemacht haben. Dagegen ist für die Zeit, in der die Griechen mit den Indern in Berührung kamen, die Existenz des abentheuerlichen Brauchs allerdings durch eine gute griechische Quelle verbürgt. Nun liegt bei May die lange Reihe detaillirter Bestimmungen vor, durch welche das Recht der Wittve an dem Vermögen ihres verstorbenen Gatten geregelt wird, ein Recht, das Anfangs nur so weit geht, daß die Wittve dhartooja ist, d. h. einen Anspruch auf Unterhalt aus der Hinterlassenschaft ihrer Gatten hat, späterhin dagegen in gewissen Fällen, namentlich bei Kinderlosigkeit, sich bis zur Berufung der Wittve zur ganzen Erbschaft erweitert. Auch was im Falle ihrer Wiederverheirathung zu geschehen hat, wird angegeben, und es bedarf noch alle dem seiner weiteren Erörterung, daß die Wittvenverheirathung in der allen Zeit höchsten eine losere Sitte gewesen sein kann. Der Glaube an eine gesetzliche Sanktionierung derselben ist erst in neuerer Zeit von fanatischen Brahmanen zu verbreiten gesucht worden.

Noch belangreicher als für die indische Kulturgeschichte ist, wie schon Eingangs angedeutet wurde, das May'sche Werk für die rechtsvermittelnde Wissenschaft. Der Verfasser selbst hat allerdings in der Anführung von Parallelen aus fremden Rechten eine große Zurückhaltung bewiesen, wie es denn auch zweckmäßig ist, die unbefangene Auffassung, das geschichtliche Begreifen eines Nationalrechts nicht durch zu häufige Seitenblicke auf die Rechte anderer, wenn schon verwandter Völker zu trüben. Nur seine Verlobungsprothese, nämlich daß in ältester Zeit noch keine Monogamie bestanden habe, sondern alle sämmtlichen Weiber des Stammes gemeinsames Gut gewesen seien, das abwechselnd gegessen wurde, möchte sein Produkt der Sanskritstudien des Verfassers sein, sondern als seiner Beschäftigung mit den germanischen Rechten oder vielmehr mit den Schriften darüber herrührend. Denn es ist eine unter Germanen viel verbreitete Meinung, daß die deutsche Rechtsentwicklung auf diesem Gebiete allerdings, wenn auch in unordenlicher Zeit, mit einer solchen Weibergemeinschaft innerhalb der Familie oder des Stammes, wie sie M. für Indien voraussetzt, begonne habe. Wie es sich mit der Begründung dieser Annahme auf deutschem Rechtsboden verhält, muß hier dahingestellt bleiben: jedenfalls ist es zulässig, aus dem indischen Spruche, daß eine gekaufte Frau Unrecht thue, mit anderen Männern als ihrem Käufer zu verkehren, zu schließen, daß alle übrigen Frauen mit jedem betriebligen Manne ihres Stammes freisittlichen Umgang gepflogen hätten. Nicht besser sind aber die anderen Argumente, mit denen May seine Ansicht zu stützen sucht: daß es den Weibern ausdrücklich verboten gewesen sei, mit den Verwandten ihres Gatten zu verkehren, daß die Zugänglichkeit der Weiber an gewissen Stellen des Algebda a lo epitheton ornans für die Götter gebraucht werde, daß es einen Sakras der Huren gegeben habe u. dgl. m. Auch giebt May selbst zu, daß aus der übereinstimmenden Benennung des Schwiegervaters, der Schwiegermutter, der Schwiegerkinder in allen indogermanischen Sprachen folge, daß das Familienleben schon vor der Trennung der indogermanischen Stämme fest organisiert gewesen sein müsse. Hiermit wird die Periode der Weibergemeinschaft, die mit der abentheuerlichen, nur bei ganz verwandten Völkern begegnenden Sitte der Weibemannerei aus eine hinausragt, in den Reben einer grauen, ich denke einer gar nicht dagesessenen Vorzeit entrückt.

Weit ansprechender und wirklich höchst wichtig sind folgende

andere Analogien zwischen dem Recht der Frauen in Indien und bei anderen deutschen Völkern. In mehreren der alten deutschen Volksrechte wird unter dem Namen „Gerade“ ein Komplex von weiblichen Anordnungsgegenständen, Schmuck, Kleidern, Hausrath u. dgl. erwähnt, der beim Tode des Mannes im Besitz der Wittve bleibt, während das gesammte übrige Mobilienvermögen der Ehegatten, das bei seinen Verkeilen unter einer eheherrlichen Begleit und Verwaltung stand, an seine männlichen Leibeserben übergeht. Ursprünglich werden der Frau bei Auflösung der Ehe nur solche Stücke zugesprochen sein, die sie in dieselbe mitgebracht hatte, im Sachsenspiegel ist aber der Begriff der Gerade schon ein viel weilerer, indem nicht mehr nach der Herkunft jedes einzelnen Stückes gefragt, sondern alles, was der Natur der Sache nach zu einer weiblichen Ausstattung zu gehören pflegt, gleichviel ob es vom Mann oder der Frau herrührt, darunter begriffen wird. In eben denselben Bahnen hat sich in Indien die Entwicklung des Vermögensrechtes der Frauen bewegt. Auch sie gingen ursprünglich bei der Theilung des ehelichen Guts leer aus, auch bei ihnen war es der Schmach und die Knechtung, an dem sich ihre Vermögensfähigkeit langsam entwickelte. In der ältesten Zeit durften sie sogar ihren Schmuck nur so lange behalten, als ihre Gatten lebten; dann erhielten sie das Recht, ihre oft kostbaren Schmuckgegenstände Zeilebens zu tragen; dann kommt zum Schmach Anderes hinzu, und in dem Gesetzbuch des Bakhshia ist nach den Kommentatoren unter dem parivahya (Gerade) zu verstehen: Hausräthe, Betten, Stühle, Tische, Pfannen u. dgl.; endlich hat im neueren Recht das Wittthum schon einen ganz ansehnlichen Umfang erreicht.

Unter den acht Formen der Eheverhältnisse, welche die indischen Gesetzbücher anführen, befinden sich vier oder fünf, welche auf Raub oder Kauf der Braut beruhen. Sie werden allerdings schon von Mann streng verpönt, allein May hält sie mit Zug für die ältesten Formen. Betreffe der auf Raub, mit oder ohne Zustimmung der Braut, beruhenden Heirathen muß Mann selbst einräumen, daß sie bei Mithyliebern der Sakhratapaste als gesetzlich erwähnt würden. Durch Kauf werden noch heutzutage in Indien Ehen geschlossen; wenn aber Mann bei Brahmanen nur eine der Arten der Kaufe zulassen will und auch dieselbe sich verwahrt, in dem Kinderpaar, welcher der Vater des Mädchens von dem Bräutigam zum Geschenke erhält, einen Kaufpreis zu erheben, so folgt daraus nichts weiter, als daß bei den untern Klassen der Kauf der Frauen in allen Formen üblich war, bei den Brahmanen aber verpönt wurde, dem schmutzigen Kaufgeschäft ein Mäntelchen umzuhängen. Später sank allerdings, indem andere Formen der Ehe aufkamen, der Kauf zu einem Scheinkauf herab, und von dem einstmaligen Frauenraub blieb nur die zum Hochzeitsritual gehörige Ergreifung der Hand der Braut übrig. Vergleiche man hiermit die ältesten Rechtsaufsätze bei den verwandten Völkern, so findet sich die Begründung der Ehe durch Frauenraub am deutlichsten bei slawischen und litauischen Volksstämmen. In Polen, Litauen, Rußland, sagt Kuback in einer von May beigebrachten Stelle seines bekannten Werks On the Origin of Civilization, pflegten ehemals die jungen Männer ihre Geliebten mit Gewalt zu entführen und nachher erst die Eltern um ihre Zustimmung zu bitten. Auch die Sage vom Raub der Sabinerinnen hat deutlich Fährde in seiner „Völkerkunde“ als eine dunkle Erinnerung an das Bestehen eines ähnlichen Brauchs in der römischen Urzeit gedeutet. Ganz deutlich aber hat sich bei den Römern das Gedächtniß an die Kaufe bewahrt; denn die coemptio, die sich lange Zeit als eine bräutliche Form der Eheverheirathung erhielt, war anfänglich ohne Zweifel ein

Nichtgeschäfts zur künftigen Aneignung eines Mädchens. Bei den Griechen war es sogar noch im Zeitalter Homers stehende Gewohnheit, die Braut ihrer Familie durch Erzeugung eines ziemlich hohen Kaufpreises, der größtentheils in Rindern bestand, abzukaufen. Nach isländischem Recht ist keine Ehe gültig, ohne daß vorher der Kaufpreis (mundr) erzeugt worden ist; dagegen kommt bei den Franken der Kaufkauf nur noch als Form vor.

Im Vorstehenden habe ich nur, im Anschluß an Maur, einige der Ähnlichkeiten hervorgehoben, welche zwischen dem Frauenrecht bei den Äthern und den hammerverwandten Völkern bestehen. Noch bedeutendere Coincidenzpunkte scheinen in anderen Theilen des Erbrechts, namentlich in der Verwandschaftsfolge vorzuliegen. Auch über das Erbrecht anderer indogermanischer Völker ist neuerdings, zum Theil nach dem Erscheinen von Mayers Buch, viel geschrieben, Bedeutendes geleistet worden. Das altgriechische Erbrecht ist unlängst von einem französischen, das gesammte slavische Familienrecht von einem slavischen Gelehrten in geschickter Weise bearbeitet worden, über alte keltische Rechtsgebräuche giebt ein eben erschienenes Werk eines Isländers, über „die Erbfolge des altfränkischen Rechts“ eine gleichfalls im laufenden Jahre herausgekommene Abhandlung von Amira guten Aufschluß. Es wäre gleich sehr im Interesse der Rechtswissenschaft und der Forschungen über indogermanische Urgeschichte gelegen, wenn auf Grund eines so reichen Materials eine vergleichende Darstellung des Erbrechts bei sämtlichen indogermanischen Völkern unternommen würde. Zellh.

Kleine literarische Revue.

— Ikonographie Gottes und der Heiligen von J. E. Wessely *).

Das Mittelalter ist das Zeitalter der religiösen Ideen und Vorstellungen. Ein Historiker, dem es um ein klares Bild nicht nur der äußeren Strömungen, sondern auch der inneren Bewegtheit einer mittelalterlichen Zeit zu thun ist, muß vorzugsweise dem religiösen Inhalt derselben auf den Grund gehen. Für diese Forschung findet er überreichlich Material in der Literatur der Heiligen-Legenden und in deren Verkörperung, den Heiligenbildern, wie sie durch Mäusel, Pinsel und Grabstichel hergestellt worden sind. Indes ist die Durchbringung und Aufbarmachung des Stoffes mit Schwierigkeiten verknüpft. Der fromme Glaube hat im Laufe der Jahrhunderte eine überraschend große Anzahl von Heiligen geschaffen und fordert dazu auf, in jedem einzelnen eine besondere Tugend, eine besondere Eigenschaft zu verehren oder zu beachten, die, in Fiktion der damit verbundenen Vorstellungen, durch Symbole und Attribute der Heiligen markiert werden. In ihrer Gesamtheit sind diese Darstellungsweisen dem Laien ein Urwald voll zum Theil sehr wunderlicher Gebilde. Der Forscher aber tritt an ihn mit denselben Empfindungen heran, welche dem Botaniker beim Betreten des natürlichen Urwaldes erfüllen. Die Ikonographie, die Hülfswissenschaft der Bildforscher, dient ihm als Leiterin. Im Sechszahljahr der Heiligen ist die Ikonographie bisher in der Literatur nur wenig vertreten gewesen; das erste Werk, von Radowich, datirt von 1834. Es ist deshalb dankbar anzuerkennen, daß sich dieser mühevollen Richtung ein Mann zugewendet hat, welcher, wie Herr Wessely, schon durch seine amtliche Stellung an den Berliner Museen und durch seine umfassende Kenntniß der europäischen Galerien, sich

in der Lage befindet, eine gewisse Bürgschaft für die thunliche Vollständigkeit seiner Arbeit zu gewähren. Wesselys Ikonographie Gottes und der Heiligen ist ein Handbuch von vorzugsweise praktischem Werthe. Dies ergibt sich schon aus der Einteilung. Als besondere Abtheilung hat der Verfasser als nützlich den Symbolik Gottes, der Trinität, der drei göttlichen Personen vorangestellt. Ein zweiter Abschnitt ist der Maria gewidmet. Es folgen die Heiligen, alphabetisch, mit ihren Attributen nach den Angaben der ihre Darstellung enthaltenden Kunstwerke und der betreffenden Künstler. Der vierte Abschnitt führt die Attribute und Symbole in alphabetischer Reihenfolge an, mit Hinweisung auf die sie tragenden Heiligen; er ist die notwendige Ergänzung oder, wie der Verfasser sagt, der Index des dritten Abschnittes. Ein letzter Abschnitt behandelt das Patronat der Heiligen; er belehrt uns, welche Heilige von einzelnen Städten, Ländern, Städten besonders verehrt, und welche von ihnen zu Gunsten bestimmter Wünsche oder gegen gewisse Uebel angerufen werden — eine wahre Fundgrube von Anregungen zur Ergreifung. In den Erläuterungen, welche er den einzelnen Abschnitten vorangeschickt hat, zeigt sich übrigens der Verfasser auch als tüchtiger Kenner der Geschichte der religiösen Symbolik. Riß sein Werk die verdiente Anerkennung finden!

— „Die Brant von Karthago“, Tragödie in fünf Akten von Karl Hartz. *) Aus Moskau wird uns dieses als Manuscript gedruckte Drama übermittelt. Wir haben Ursache, dasselbe als ein gutes Zeugniß dafür zu bewillkommen, daß die deutsche Lyrik in der ehrwürdigen Jarenstadt es an der Pflege der vollständigen Dichtkunst nicht ermangeln läßt. Der Verfasser hat bereits als Autor der dramatischen Arbeit „Demetrius“ einen Namen bekannt. In seiner neuen Dichtung hat sich sein Name in das Alterthum, in die Wirrnisse der punischen Kriege vermischt. Er führt uns in die Zeit zu Ende des zweiten dieser Kriege. Karthago in Verdrängung, Scipio im Siegeslaufe. Die bedrückte punische Treue dort, römische Staats- und Kriegeskunst hier, ein todesreiches Schwanken bei den Bundesgenossen dazwischen und schließlich. Aus diesem Chaos von Speculationen ragt die Gestalt der Heldin des Stückes, Sophonisbe, der Tochter Hasdrubal, durch Charakterstärke hervor. Sie, die Verlobte des kleinen Numidenkönigs Massinissa, des Verbündeten der africanischen Republik, opfert sich ihrem Vaterlande, indem sie sich, im Banne ihres Vaters gemäß, dem gewaltigen Könige von Massinissa zum Ehegemahl hingibt, um diesen Verbündeten Remo aus Karthagos Seite zu ziehen. Dadurch wird ihr Verlobter in die Umarmung mit Rom gedrängt. Er empfängt auch Beweise ihrer inneren Treue. Aus dem Wechsel dieses Verhältnisses entspringen Intrigen und Morden, welche Scipio in römischen Interesse nur durch den Aufschlag, Sophonisbe nach Rom zu entführen, lösen zu können glaubt. Bei der Einnahme von Girta, der Stütze Karthagos auf africanischem Boden, ist dies Verbotenen angeführt worden. Alle Umstände drängen uns auf ein (für die Helden des Drama's) tragisches Ende hin. Girta, wo Sophonisbe und Massinissa wieder zusammenfinden, wird von den Römern mit Verräther-Hülfe genommen. Massinissa bestimmt Sophonisbe, um sie vor römischer Sklaverei zu bewahren, den Giftbecher zu trinken und tötet sich selbst neben ihr. Vereint sind Beide den entsetzenden Anblicken der Römer entzogen. Man darf diese Lösung, vom tragisch-dramatischen Gesichtspunkte aus, befriedigend nennen. Die ganze Anlage des

*) Leipzig, F. D. Weigel, 1874.

*) Moskau, Buchdruckerei von Th. Rief, 1874.

Stückes ist von umhätigem, großgeartetem Einschitte, die verfeinerte Sprache edel, kräftig und gedankenreich, der Bau der Szenen oft voll hoher dramatischer Spannung. In Etwas hat der Verfasser zu viel gethan: in der Verschönerung der mannigfachen sich durchkreuzenden Intrigen. Das Gelingen erlangt nicht selten der notwendigen Durchsichtigkeit. Summirt hält das Drama, was wir von dem Verfasser des „Demetrius“ erwartet haben.

G. H.

Sprechsaal.

In Prag besteht ein „deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.“ Eins seiner Mittel zu diesem Zwecke ist nach deutscher Art das Halten mündlicher Vorträge, welche demnach durch den Druck in Vortragsform verbreitet werden. Das 12. Heft der bezüglichen Sammlung*) bildet ein Vortrag über die deutschen Stämme in Böhmen von Dr. Jöbisch in Leitmeritz. Gegenüber den bekannten tschechischen Ansprüchen wollte der Vortragende nachweisen, daß die Deutschen in Böhmen keine Fremdlinge, sondern seit den ältesten Zeiten dort angekommen und als Träger der Kultur im Lande anzusehen sind. Wenn es sich dabei in erster Linie darum handelte, das deutsch-nationale Bewußtsein unserer Landsleute jenseits des „bercinischen Waldes“ zu stärken und vor ungeschämten tschechischen Angriffen zu wahren, so muß doch diese Zusammenfassung der von der Geschichte, Ethnographie und Statistik gelieferten Thatfachen auch auf denjenigen, welcher dem Ringen zwischen der deutschen und tschechischen Partei in Böhmen nur vom Standpunkte der historischen Wahrheit aus seine Aufmerksamkeit widmet, einen der deutschen Guts- und förderlichen Eindruck hinterlassen. Es ist der nämliche Eindruck, welchen Jeder empfangen haben wird, welcher Böhmen mit offenem Auge bereist hat. „Was würde wohl in Böhmen herrschen, würde der heil. Engel tschechisch sich einmal herbeilassen, das Deutschthum im Lande zu vernichten?“ Angesichts der überall hervorschauenden Thatfache, daß Handel, Fabrikwesen, Industrie, Vergnügen, Pflege der Intelligenz von der Landeshälfte bis zur Universität von deutscher Hand, von deutschem Bürgerthum in zum Theil viele Jahrhunderte lang beharrlich seghaftem Streben zur gegenwärtigen Blüthe gegeistigt worden ist, wird man Dr. Jöbischs Antwort auf jene Frage verstehen, die da lautet: „Rationales Elend unter junkerlicher Willkürherrschaft und dem kirchlichen Krummschabel!“

Von der seit einem Vierteljahr erschienenen Sammlung „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker“, herausgegeben von Bernhard Ten Brink und Wilhelm Scherer**) liegt bereits das zweite Heft vor: „Abgedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi.“ Das erste Heft der Sammlung bot die „geistlichen Poeten der deutschen Kaiserzeit, Stäube von Wihl. Scherer. I. Zu Genesis und Exodus;“ weitere Hefte werden deren Fortsetzung (drei Sammlungen geistlicher Gedichte: Mühlthaler Handschrift; Karajans Fragmente; Vorauer Handschrift), dann „Altthöndische Metrik von K. Ladmann, bearbeitet von Scherer“, von demselben Verfasser: „Deutsche Dich-

tung im 11. und 12. Jahrhundert“, — ferner von Ten Brink: „Untersuchungen zur englischen Lautlehre und Metrik“, von J. M. Wagner: „Liber Valagorum“ und endlich „Literarstudien aus dem Seminar für deutsche Philologie an der Universität Straßburg zu Leipzig und Göttinge“ bringen. — Was das gegenwärtig vorliegende von Ernst Martin herausgegebene Heft, betrifft, so enthält es 24 recht literarhistorisch interessante Briefe zwischen Jacobi und seinen großen Zeitgenossen, eingeleitet durch eine ausführliche, quellenmäßige und sorgsam gearbeitete Biographie des Dichters von dem Herausgeber, Erweiterung eines Vortrages, den er im Januar 1874 in der Aula der Freiburger Universität gehalten.

Fr. Simonewitsch, die erst in Zürich, später in Bern Medizin studirte, hat in Bern summa cum laude promovirt. Sie ist die erste Dame, welche in Bern den Doktorgrad erworben.

Die Georgia Augusta hat jetzt auch einer Dame die Doktorwürde erteilt. Zureich ist es nicht das erste Mal, daß sie eine Dame dieser Ehre gewürdigt. Unter den Vätern, die den historischen Saal der Göttinger Bibliothek schmücken, ist eine der schönsten die des Doktors Dorothea Schöler, Tochter des berühmten Schöler, welcher, nach vorhergegangener Prüfung, der Doktorgrad erteilt worden. Einem solchen Präcedenzfall aus den Zeiten der Väter gegenüber konnte die Universität die Anfrage, ob sie Damen zur Promotion zulassen würde, nur bejahen, denn was dem Einen recht, ist dem Andern billig; und so ward am 27. August vom Hofrath Lege als Dekan der philosophischen Fakultät Sophia von Komalewsk, aus Moskau gebürtig, wegen ausgezeichneter Kenntniß der Mathematik (Nr. 1) und nach Veröffentlichung einer Dissertation über Partial-Differential-Gleichungen zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste kreirt.

M. B.

Mit dem Anfang des gegenwärtigen Monats wird, nach der Verheißung des uns vorliegenden Prospekts der Verlagsbandlung von G. Hartung und Sohn in Leipzig, der erste Band eines fürs Erste in unbestimmten Rissen erscheinenden periodischen Sammelwerks ausgegeben, das sich die dankenswerthe Aufgabe stellt, das nationale Leben des heutigen Italien nach allen Richtungen hin der Kenntniß und der Theilnahme der gebildeten Kreise Deutschlands zu erschließen. Professor Karl Hillebrand in Plorenz, ein alter Freund des „Magazin“, und unsern Lesern durch sein geistvolles Buch über Frankreich und die Franzosen wohlbekannt, hat sich der Leitung dieses löblichen Unternehmens, das den Namen „Italia“ erhalten hat, unterzogen, ein Rattlicher Generalstab italienischer und deutscher Mitarbeiter steht ihm zur Seite und verspricht durch eingehende Studien, die sich vorzugsweise auf die lebendige Gegenwart Italiens erstrecken werden, eine intimere Bekanntschaft mit dem Geistesleben der uns befreundeten Nation zu ermitteln. Durch Originalbeiträge namhafter italienischer Politiker und Schriftsteller (in deutscher Uebersetzung) werden die Bände der „Italia“ sich zu einer internationalen Revue gestalten, wie Deutschlands Presse trotz ihrer Mannichfaltigkeit bisher im literarischen und politischen Gedankenaustausch vielfach vermissen ließ. Das Magazin, das die geistige Bewegung in Italien besonders auf dem literarischen Gebiet mit lebhaftem Interesse beachtet und in ihren wesentlicheren Erscheinungen zu würdigen sich bemüht, darf mit Genugthuung den Bundesgenossen begrüßen, der ihm in Hillebrands „Italia“ zu erwachen verspricht.

*) Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben von dem deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Verlag des Vereins.

**) Straßburg, Karl J. Trübner. Gießen, Trübner & Co.

Verlag von B. Wöhlker in London, zu haben in allen Buchhandlungen:

Geschichte der Englischen Dichtkunst

und
Skizze der wissenschaftlichen Literatur England's
von E. Wäghenberger.

Groß Octavo, 380 Seiten. Preis 7 Mark.

Dieses Werk ist die unumstößliche und durch die Literatur des 19. Jahrhunderts vervollständigte Geschichte der Englischen Dichtkunst, welche von Gervinus befohlen und von Liebig, v. Spruner und anderen Gelehrten des Marquillonordens dem Könige Max II. von Bayern empfohlen, mit dessen Worten und Unterstützung erschien, die Kritik des In- und Auslandes mit ihrem Beifall und in jedem guten Conversations-Besitz, in jeder größeren Literaturgeschichte als Quellenwerk genannt wird. Diese originelle, ansehend gelehrte Literaturgeschichte zum Gebrauche für Gymnasien, höhere Lehrerschulen und zum Selbstunterrichte, wiewohl, ja, das Studium der so überaus reichen und interessanten Englischen Literatur in Deutschland, wie in Nordamerika täglich im Zunehmen ist, findet seinen Abßug haben. Die neue Auflage ist bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, während alles Ueberflüssige des ursprünglichen Werkes beseitigt wurde, um das wirklich Interessante und Lehrreiche in Einen Band zusammenzufassen zu können.

Zwei Perlen des Englischen Dramas

für die deutsche Bühne bearbeitet von
E. Wäghenberger.

Inhalt: Neues Recept alte Schulden zu bezahlen. Intriguen-Spiel in 5 Akten von Ph. Massinger. Die Rettung Benedicks. Trauerspiel in 5 Akten von Thomas. 15 Bogen 12^{te}. Preis 3 Mark.

Massinger's Neues Recept, alte Schulden zu bezahlen, ist vielleicht das beste Intriguenstück, und was Thomas's Rettung Benedicks anbetrifft, ist bekannt, daß das Schicksal seiner Helden größere Abwechslungen kennen soll, als dem Lybeus und Verdemann. Beide doch auch Schiller dasselbe interessante Thema, die Verführung des Marquis von Sabor, dramatisch behandeln, wie aus seinem Nachlaß zu ersehen. (203)

Der Uebersetzer hat diese Dramen von obigen Ausdrücken jener derben Zeit vollständig gereinigt, zu breiter Lesarten zusammengeordnet, Manches besser metrisirt, ohne an der Hauptbeziehung sich Berührungen zu erlauben, so daß sie auch für das deutsche Theater jetzt vollkommen dienlich zu erweisen. Aber nicht nur Theaterbesuchern, Schauspielern und Schöner der dramatischen Kunst — jedem Literaturliebenden, jedem Wissenschaftler sind diese Meisterwerke, die Perlen einer verstorbenen Literatur auf's Beste zu empfehlen. (H 34645)

(Maximilian Jofal's „Goldmensch“) — einer der brillantesten Romane der Neuzeit, in der einzigen Original 5 Bänden, in einer eben vollendeten Ausgabe 4 Bände, bestehend — erschien unter dem Titel von „einem Denkmal und Jünglingsleben des Jofal's“ in der sehr verbreiteten „Universal-Bibliothek“ von Philipp Reclam jun. in Leipzig, alle 5 Bände (33 Bogen, 608 Seiten stark) zusammen für 10 Sgr., abt. 15 Sgr. — Nr. 521 — 523 vertheilt. „Universal-Bibliothek“ brachte auch Jofal's historischer Roman „Die goldene Zeit in Eberdingen“, deutsch von Leopold Kretzer, für 6 Sgr. (307)

Sieben erschien vollständig:

Joannis Buxtorff

Lexicon

chaldaicum, talmudicum et rabbinicum

Denuo editum et annotatum auxit

Dr. B. Fischerus.

2 vols. Preis 21 Thlr. br.

Diese zweite, mit vielen Zusätzen neuer Forschung vermehrte Auflage, welche bereits während des Erscheinens die grösste Anerkennung fand, liegt nun vollendet vor. Leipzig, 1. October 1874. (306)

Moritz Schäfer.

In unterzeichnetem Verlage ist sieben erschienen:

Hermes, F., Ueber den Begriff der

Psychologie. Aus den Abhandlungen

der Königl. Akademie der Wissenschaften zu

Hertin 1874 4 Bgn. gr. 4^{te}. Preis 15 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung

(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Zur Einführung in Schulen und zur

Benutzung beim Privat-Unterricht

empfehlen Ferd. Dümmler's Verlagsbuch-

handlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin:

Lehrbücher

französischen und englischen Sprache

von

Dr. Bernhard Schmitz.

Französisches Elementarbuch, nebst Be-

merkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorbereitende der französi-

schen Sprache. Sechste, sorgfältig durchge-

sehene Auflage. 1874. Preis: 12 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik u. Redensge-

brauch für mittlere Klassen. Vierte Auf-

lage. 1874. Preis: 18 Sgr.

Vollständig, Kürze und Uebersichtlichkeit

sind die Vorzüge dieses Elementarbuches.

Französisch. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durch-

gehender Beziehung der Aussprache. Am

Besten, mit welchem man noch selbständig

die englische Sprache leicht und richtig erlernen

kann. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auf-

lage. 1873. 9 Bogen. 12 Sgr. (210)

Englische Grammatik, nebst einer literari-

schen Einleitung in das Studium der englischen

Sprache überhaupt. Fünfte Auflage. 1874. 1 Bld.

Der Uebersetzer, dessen eigener Name, der

für die Verbreitung des Nützlichen in der neuen

Erkunde des Vaterlandes, die Interessen der

Schulbildung und der Wissenschaften, die

Seine in dritter Auflage erschienene „Qualität

Grammatik“ ist unstreitig eine der gelungensten.

Vortrag. Kirch.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Schreibungen nehmen alle Buchhandlungen und Ver-

schäfter des In- und Auslandes an, in Berlin auch

die Zeitungs-Redaction.

H. B. Redaction verantwortlich: Dr. Hermann in Berlin.

Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. Schriftführer: M. Prof. von Oberst in Berlin. Druck: H. G. 21.

**MEYERS
KONVERSATIONS
LEXIKON**

Subskriptions-Einladung auf die
Dritte Auflage

360 Bülertafeln und Karten.

Heftausgabe

240 wöchentliche Lieferungen à 5 Sgr.

Bandausgabe

30 broch. Bülertafeln à 1 Thlr. 10 Sgr.

15 Leseausgaben à 3 - 5 -

15 Halbbücher à 3 - 10 -

Bibliographisches Institut

in Leipzig (vormals Hildburghausen).

Erschienen ist der II. Band (Aien-Berliche) und in allen Buchhandlungen vorrätig. Der III. Band (Berlin-Berne) wird Ende November komplett.

In unseren Verlagen erschienen:

Der Talmud

von

Emanuel Deutsch.

Aus dem Englischen übertragen.

Autorisierte Ausgabe.

Gr. 8. gebf. 12 Sgr.

Der Islam

von

Emanuel Deutsch.

Aus dem Englischen übertragen.

Autorisierte Ausgabe.

Gr. 8. gebf. 12 Sgr.

Ein Seitenstück zu der vorigen Schrift.

Volksthum und Meerwesen

von

Max Jähns, Hauptmann.

Vertrag, gehalten im wissenschaftlichen

Berein in Berlin.

1870. gr. 8. geb. 74 Sgr.

Ein psychologischer Blick

in unsere Zeit.

von (305)

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zweiter Abdruck.

1872. Velinpapier, gr. 8. 74 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Vor Kurzem erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin:

Emil Du Bois-Reymond:

Ueber eine Akademie der deutschen Sprache.

Ueber Geschichte der Wissenschaft.

Zwei Featrden, gehalten in öffentlichen Sitzungen

der königl. preuss. Akademie der Wissenschaft zu Berlin.

Kupferdruckpapier, gr. 8. geb. 10 Sgr. (306)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 1/2 Rthl.

43. Jahrg.]

Berlin, den 17. Oktober 1874.

[N° 42.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Grundzüge der Psychologie. 601.
Wieland und Georg Joachim Göshen. 601.
England. Sir Gilbert Elliot. 602.
Italien. Warum die italienische Literatur in Italien nicht populär ist. Kritische Briefe von Auguste Benschl. I. 606. — Literarische Briefe aus Mailand. Von Ludwig Schöper. II. Neue Schriften: Flugblätter, Biederungsstücke und Bücher. 608.
Frankreich. George Sand über Verkauferverbrechen. 610.
Schweiz. Schweizer Briefe. (Kritisch.) 611.
Kleine literarische Revue. Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution. 614. — Die Kolerapandemie. 615. — Biographieen englischer Juristen. 615. — The Kamb-Land von James O'Reilly. 615. — Ausbeuten von Thaddeus und Diderot. 615.
Sprengel. Theaterbau für Lehrerinnen. 615. — Vorlesungen an der Akademie für moderne Philologie. 615.

Deutschland und das Ausland.

Grundzüge der Psychologie.

Über die Wichtigkeit einer guten Seelenlehre braucht man ebenso wenig zu fragen, als über die Schwierigkeiten, welche dieser Wissenschaft hindernd entgegenstehen. Wir freuen uns über jeden neuen Versuch, der gemacht wird, das dankte Gebiet zu erweitern, auch wenn er nur von geringem Erfolg begleitet ist. Auf dem richtigen Wege führen die kleinen Schritte doch näher ans Ziel, und auf dem richtigen Wege, dem der Beobachtung, wandelt der Verfasser der „Grundzüge“, ein Holländer, der sich bald Harten, bald v. Harten nennt, in Gannee lebt, schon mehrere nicht uninteressante kleine Schriften in deutscher Sprache veröffentlicht hat, und in diesemmal eine etwas wunderliche Arbeit vorlegt. Für die allerdings sehr zahlreichen Sprach- und Stilfehler bittet der Ausländer und Kranke um Entschuldigung, so zu mögen sie denn auf sich beruhen, aber die Terminologie, die er zum empfindlichen Schaben seines Buches gebraucht, kann man nicht hinhängen. Er stellt die für jede wissenschaftliche Nomenclatur vollständige Regel auf: sich so wenig wie möglich von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zu entfernen, und wählt als allgemeinen Ausdruck zur Bezeichnung jeder geistigen Erscheinung die Worte „geistige Eigenschaft.“ Obwohl leicht er von dem üblichen „Seelenzustand“ ab? Dann muß er in einer Anmerkung sagen: „Wenn wir den Ausdruck „eigenthümliche Natur“ gebrauchen, so wollen wir damit das bezeichnen, was man gewöhnlich Qualität nennt. Wir gebrauchen in diesem Buch diesen Ausdruck zur Vermeidung der Zweideutigkeit, da wir das Wort „geistige Eigenschaft“ gewählt haben als allgemeinen Ausdruck für die Erscheinungen der geistigen Welt.“ So rächt sich der Fehler. Alle Seelenzustände, die unter der Schwelle des Bewusstseins bleiben, nennt man Spuren. Dadurch, daß Harten die Spuren auch „Gedanken“ und „Vorstellungen“ nennt, richtet er nicht nur Verwirrung an, sondern er überhebt, daß die Vorstellung die wichtige Grundeigenschaftlichkeit der Seele ist und gewiss einer Erörterung bedarf. Das Wesen der Vorstellung besteht im Allgemeinen, wie A. Spir sich ausdrückt, „darin, daß sie selbst an sich nicht das ist, was sie versteht, d. h. daß Alles, was

in ihr vorkommt, nicht von ihr selbst, sondern von etwas Anderem — von ihrem Gegenstande — gilt.“ Außer der Vorstellung hat die Psychologie als hauptsächlich passiver Seelenzustände die Empfindungen, d. h. die Eindrücke zu behandeln, welche in der Regel die Außenwelt auf unsere Sinneindrücke macht, sodann die Gefühle, welche fast immer Wirkungen der Empfindungen sind und sich als Lust, Unlust und sittliche Gefühle äußern, endlich, als aktive Zustände der Seele, die Willensregungen, das Begehren und Betrachtheten. Entweder der Verfasser ist sich selbst nicht immer klar oder er beherrscht die Sprache nicht genugsam. Ob ein Seelenzustand normal sei oder nicht, will er darnach beurtheilen, ob sich dieser Seelenzustand unter ähnlichen Umständen in der Mehrzahl der zukünftigen Menschen bilden wird. Auf diese Art verliert die Gegenwart jede Berechtigung des Urtheils. Empfindung und Gefühl unterscheidet er so, daß die Empfindungen gleichgiltig, die Gefühle angenehm oder unangenehm sind, aber trotzdem spricht er von traurigen Empfindungen. Wie soll man es ferner verstehen, wenn er sagt: „Ein krankhaftes Gefühl heißt in anderen Worten ein unmoralisches Gefühl.“ Meint er wirklich, jedes krankhafte Gefühl sei ein unmoralisches? Nur die „zurückstehenden Begierden“ sollen von unangenehmen Gefühlen herrühren; der Hunger ist ein sehr unangenehmes Gefühl, aber die Begierde, die er erzeugt, ist gewiss keine zurückstehende. Die „Einleitung“ und die beiden ersten Kapitel: „Von den geistigen Eigenschaften und ihren Beziehungen im Allgemeinen“ und „Von den geistigen Eigenschaften und ihren Beziehungen im Besonderen“ machen häufig den Eindruck der Unfertigkeit; das dritte Kapitel: „Von den Verhältnissen zwischen der geistigen Welt und der stofflichen“, sagt uns bei weitem mehr zu. Dieser im Ganzen treffliche Abschnitt zeigt, wie wenig wir noch über die fraglichen Punkte wissen, und wie außerordentlich viel der Beobachtung zu thun bleibt. Auch die Anmerkungen enthalten manches Beachtungswerthe, das leichter benutzt werden könnte, wenn in dem Text auf die hinten gedruckten Anmerkungen verwiesen wäre, was leider verkannt ist. Harten nennt es kurzweg ein Vorurtheil, das Charakteristische der Kausalität darin zu erblicken, daß die Wirkung der Ursache stets nachfolgt, aber er theilt uns nicht mit, worin er das Charakteristische der Kausalität sieht; es hätte sich doch der Mühe verlohnt, ein so allgemein verbreitetes „Vorurtheil“ zu widerlegen. Die beigefügten vier Lithographirten Tafeln erläutern durch saubere Figuren die Seelenzustände und ihre Beziehungen unter einander. D. S. S.

Wieland und Georg Joachim Göshen.

Dr. Karl Buchner, der sich schon früher um die Kenntniss von dem Verhältniß Wielands, des Schriftstellers und Menschen, zu seinen Zeitgenossen Verdienste erworben hat, hat neuerdings einen zuerst im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel publicirten, sodann von der Göttingischen Buchhandlung besonders abgedruckten interessanten Aufsatz veröffentlicht, der das Verhältniß Wielands in erster Reihe zu dem Begründer der Göttingischen Verlagsbuchhandlung, Georg Joachim Göshen, sodann zu der Weidmannschen Buchhandlung unter der Leitung Reichs, beider zu Leipzig, behandelt.

*) Grundzüge der Psychologie von H. A. Harten. Mit 4 Lithographirten Tafeln. Berlin, Carl Landers Verlag (G. Heymann), 1874.

Der Verfasser der kleinen Schrift hat diesen seinen Gegenstand nicht nur mit großem Fleiß und Umflucht, sondern mit wahrer Liebe behandelt und weiß uns an dem Faden einer Geschäfts-Korrespondenz und aus den Akten eines langwierigen Nachdruck-Prozesses Weidmann contra Göbichen nicht nur in die damaligen Schriftsteller- und Verlegerverhältnisse, sondern gleichzeitig auch in das Innere, die Häuslichkeit, das Familienleben der dabei ins Spiel kommenden Persönlichkeiten einzuführen. Die Ausföhrung des Ganzen ist so sauber und geschickt, daß wir über der des Reinen und Interessanten Mannigfachen bietenden Darstellung die Trostlichkeit der eigentlich darin behandelten Materien völlig übersehen. Den Mittelpunkt des Ganzen, den Grundstein, von dem alles übrige sich abhebt, bildet der Vertrag, den Wieland, der allgemein gefeierte und beliebte Dichter, mit dem jungen, damals eben aufkommenden Verlagsbuchhändler Göbichen betreffs einer Ausgabe seiner „Gesammelten Werke“ in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts abschließt, ein Vertrag, der von dem bisherigen Verleger in einer Reihe einzelner Wielandscher Werke, der Weidmannschen Handlung als ihre Rechte vertretend, freilich erfolglos, gerichtlich angegriffen wird. Interessant ist daraus die Kritik über die Ausstattung, den Subskriptionspreis und das Honorar für die auf einige dreißig Bände berechneten Gesammelten Werke. Dieselben erschienen trotz der Protestationen des Schriftstellers über die zu große Kostbarkeit und den in Folge dessen zu befürchtenden Mißerfolg, auf Grund der richtigern Ansichten des geschäftskundigen Göbichen in vier Ausgaben: Einer Großquartausgabe mit Kupfern auf Velin zum Subskriptionspreise von 250 Thaler, nach den damaligen Verhältnissen einer heute mindestens dreimal größeren Summe entsprechend, in der That also ein ganz rechtschaffener Buchpreis, sodann in einer Ausgabe Großoktav mit denselben Kupfern und gleichfalls auf Velin zum halben Preise der ersten, eine dritte in Taschenformat fast im gleichen Preis mit der zweiten und endlich eine vierte wohlfeile Ausgabe in 39 Bänden mit 6 Supplementen zu dem immerhin für jene Zeiten nicht unbeträchtlichen Preise von 27 Thlr. Während und nützlich zugleich ist es, den alternen Dichter seinem Verleger gegenüber reden zu hören, um ihm die proponirte Ausgabe besonders der ersten, kostbaren Art, als zu vornehm (und wohl auch zu wenig vorthellhaft) auszurehen. „Sachen Sie nicht“, schreibt Wieland an Göbichen im Verlauf der Unterhandlungen im 3. 1792, „aber ich muß Ihnen meine Schwachheit, wenn es eine ist, gestehen: ein inneres Gefühl, daß mir etwas mehr als bloße Bescheidenheit scheint, repugnant in mir dem Gedanken, alle meine Schriften in einer so prächtigen Ausgabe als Ihre Quartausgabe sein wird, in die Welt gehen zu sehen. Es kommt mir gerade so vor, als ob ich mich zum Barock oder Oraken machen lassen sollte. Ein Autor muß wenigstens ein König sein, um sich ohne Schamröthe eine so außerordentliche Ehre anthon zu lassen. Also, im Ernst, wäre es nicht für Sie und mich besser, wenn die Großoktav-Ausgabe die vornehmste wäre? Sie muß immer noch sehr hoch im Preise kommen und wird doch wahrlich schon genug sein, daß der erste Schriftsteller in der Welt nicht mehr verlangen kann.“ Dabei entnehmen wir zugleich aus den Angaben der Geschäftsblätter der Weidmannschen Handlung wie aus der Korrespondenz mit Göbichen, daß das unsern Dichter damals gezahlte Honorar in der That ein recht beträchtliches war und zwar ein solches, wie es heute verhältnißmäßig in Deutschland jetzt mehr bewirkt wird. Wenn es auch eine Fabel ist, daß das Honorar für die Gesammelten Werke gerade genügt habe zum Ankauf des Gutes Dömannshaus für die Summe von 22,000 Thlr., so dürften die nach einander erfolgten Zahlungen die Hälfte dieser Summe wohl

erreicht haben, und trotzdem der Dichter das Gut später mit größerer Einbuße verkaufen mußte, trotzdem er eine höchst zahlreiche Familie mit Enkelkindern auf würdige Art zu erhalten genötigt war, sah er sich dennoch in seinem hohen Alter in der Lage, die einzig und allein Dank seiner Feder — und müssen wir hinzufügen — Dank seiner musterhaften Wirtschaftlichkeit, zu vermögen. Auch in den letzten Tagen seines Lebens trägt er sich mit Gedanken über künftige Arbeiten, bis ans Ende seines Lebens in warmer, aufrichtiger Freundschaft mit dem Verleger Göbichen verbunden, der hier als ein ebenso thätiger und umflüchter Geschäftsmann, wie als charaktervoller, kenntnißreicher und feinführender Mensch erscheint.

3

England.

Sir Gilbert Elliot.*)

Ich muß bekennen, daß ich mit einem gewissen Gefühl des Unbehagens an die Lectüre der drei ziemlich starken Bände ging, welche das Leben und die Korrespondenz des Mannes, der sich gerade als Generalgouverneur von Indien so besonders ausgezeichnet, mit dem Zeitpunkt seiner Annahme dieses außerordentlichen Postens abschließen. Doch nachdem ich den ersten Band zu Hand genommen, dachte ich nicht wieder daran, das Buch vor dem Schluß niederzulegen, und muß gestehen, daß ich mich kaum erinnere, eine derartige biographische Zusammenstellung mit gleich warmem Interesse, mit so mannichfachen Genuß gelesen zu haben. Hauptächlich ist es freilich, wie das ja auch im Gegenhast begründet liegt, die Persönlichkeit des Mannes selbst, die die warmste Interesse in Anspruch nimmt, den lebendigen Mittelpunkt bildet. Doch außerdem bewegt sich dieser lebendige, charaktervolle Mann in einem Kreise von bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten; sein Leben fällt in die Zeit der wichtigsten, die Verhältnisse Europas umgestaltenden Ereignisse, und seine Stellung bringt ihn häufig in unmittelbare Berührung mit vielen der historischen Größen dieser bewegten Zeit. Er nähert sich ihnen mit dem klaren, geschärften Blick des praktischen Staatsmannes, und schildert den Eindruck, den Welt und Menschen auf ihn machen, in dieser vertraulichen Korrespondenz mit der ganzen Frische und Unmittelbarkeit, in der man sich nur in Mittheilungen sehen läßt, die einzig für das Auge der zunächst Theilenden bestimmt, ohne irgend einen beschränkenden Einblick auf Veröffentlichung niedergezeichnet werden.

Die meisten der Briefe Sir Gilberts sind an seine Gattin gerichtet. Ein überaus inniges Verhältniß hatte sich zwischen den beiden ausgezeichneten Naturen während der langen Jahre der Ehe in beinahe brünnlicher Zärtlichkeit erhalten, wie das aus so vielen Stellen dieser Briefe hervorgeht. So schreibt er seiner Frau nach fünfzehnjähriger Ehe: „the post is the first blessing for absent lovers, but it is hard work waiting for it;“ und ähnliche Ausprüche wiederholen sich sehr oft. So seine Sehnsucht nach ihr und den Kindern; sein einziger Trost während der häufigen Trennungen sind ihre Briefe mit den ausführlichsten Berichten über ihr und der Kinder Thun und Treiben. Witten in dem Drang wichtigster Staatsangelegenheiten, an denen er sie auch, soweit es irgend möglich, durch seine Briefe Theil nehmen läßt,

*) Life and Letters of Sir Gilbert Elliot, first Earl of Minto from 1751 — 1806. Edited by his Great-Niece the Countess of Minto. London, Longmans, Green and Co. 1874.

zeigt er das wärmste Interesse für jedes größere wie kleinere Ereigniß, das sich im Kreise der Seinen trägt. Jedes Detail in Betreff der Arbeiten wie der Erholungen der Kinder, jede Anordnung im Familien- und Hauswesen ward ihm mitgetheilt; und wie sehr beschäftigt auch solche Briefe ihn finden mochten, so fand Sir Gilbert doch stets Zeit nicht nur von seinen eigenen Erlebnissen ausführlich zu berichten, sondern auch auf jeden Gegenstand einzugehen, welcher seine Korrespondenten interessirte; aus jeder Zeile athmet sein rücksichtsloses, theilnehmendes Wesen. Leider sind die meisten, ja beinahe alle derartigen, rein persönlichen Verhältnisse betreffende Äußerungen aus Distrikten unterdrückt worden, was wir sehr bedauern; denn sie würden einen ebenso interessanten Bild in das damalige häusliche und Familienleben gewähren, wie die mitgetheilte Korrespondenz ihn für das politische und soziale Leben giebt.

Mancherlei Verhältnisse zwangen die Gatten, sich oft auf längere Zeit zu trennen, und dann waren diese blässlichen Briefe der einzige Erlaß für das innige Zusammenleben. Auch aus den wenigen hier von der Gattin mitgetheilten zeigt sich, wie innig das Verhältniß von beiden Seiten war, und wie diese Liebe in der Tüchtigkeit und hervorragenden geistigen Bedeutung beider Gatten wurzelte. Die Tüchtigkeit von Lady Gilbert's Charakter, die freilich aus jeder einzelnen Äußerung hervorgeht, spricht sich auch besonders in einem Briefe, die Antwort auf einen, in dem ihr Gatte ihr seine Entlassung in Bezug auf bedeutende Ausichten mitgetheilt, in so charakteristischer Weise aus, daß wir das nur kurze Schreiben hier wohl mittheilen dürfen: „Ich sehe den Enttäuschungen dieses Winters ganz gefaßt entgegen, und habe eine starke Neigung zu glauben, daß „was ist, das beste ist.“ Obgleich Reichthümer und Ehren, wenn wir sie nahe wohnen, willkommen erscheinen müssen, bin ich mir doch klar darüber, daß eine Familie durch irgend eine hohe politische Stellung am Ende selten viel reichler ist; die Ausgaben, an die man sich mehr und mehr gewöhnt, nehmen zu und werden so selbstverständlich, daß Tausend nicht weiter reichen als sonst Hundert, und zuletzt immer weit weniger gesparrt wird, als man sich anfangs vorgenommen. . . . Du Palmerston hat Dich, wie Du weißt, immer Sir Ralph's Cousin genannt, weil Du Deine eigene Frau liebst, und ich versichere Dich, daß ich auf die Eigenheit stets sehr stolz bin. . . . Du weißt eben so gut wie ich es Dir sagen kann, welche Genugthuung es mir gewährt, all das zu lesen, was du der Überzeugung Deiner Liebe und Achtung fähig; beide sind gleich unentbehrlich zu meinem Glück, und bilden, um wahr zu sein, nebst der Gesundheit und dem Wohlergehen unserer Kinder, so sehr die wichtigsten Bestandtheile desselben, daß ich, da ich mich ihres Besesses gewiß fühle, vielleicht für zu gleichgültig gegen irgend weltliche Ertragsenschaften gehalten werden mag, obgleich ich nicht einleken kann, welches Verdienst oder welcher Vortheil es für mich sein könnte, mich im Suchen nach dem, was vielleicht nie erreicht wird, unglücklich oder unbedeutlich zu machen. Ich kann Dir versichern, daß ich nicht zu sagen wage, wie gering die Betrübniß war, die ich über die Enttäuschungen dieses Winters empfand, ich meine die, welche sich auf Geld und Ehrgeiz beziehen, und ich glaube, ich würde in der guten Meinung und der Gnade Deiner Verwandten sehr certieren, wenn ich bekennen wollte, wie gleichgültig ich gegen solche Dinge bin. Ich kann nicht begreifen, wie sie denen wichtig scheinen können, die weit befriedigendere Motive des Glücks und der Zufriedenheit haben.“

Außer mehreren Briefen seiner Gattin, bilden auch einige der Lady Harris (später Lady Malmebury), deren Schwester, einen Theil dieser interessanten Sammlung. Als Gattin des Ge-

sandten Sir James Harris (später Lord Malmebury), hatte sie Gelegenheit, manch herrlichen Einblick in die Verhältnisse thun zu können, und zeigt einen selten seinen Scharfbild in Beurtheilung politischer Zustände. Mit gewohnter Heber versteht sie es, die Ereignisse, welche sie schillert, gleichsam mit erleben zu lassen; sie zeigt diese geschichtlichen Ereignisse in ihrer Wirkung auf die Kreise, in denen sie sich bewegt, als Faktoren des täglichen Lebens.

Den Hauptbestandtheil der vorliegenden Bände bilden natürlich die Briefe Sir Gilbert's an seine Gattin, und die an sie gerichteten Tagebücher. Alle übrigen dienen meist nur dazu, Lücken in der Folge der Ereignisse, die durch das Ausbleiben der Korrespondenz — wenn die Gatten beisammen waren — auszufüllen; wo es an geeigneten Briefen dazu fehlt, tritt ein kurz zusammengefaßter, die Ereignisse verbindender Text von der Hand der Herausgeberin an deren Stelle. Die Anordnung des Materials ist ausgezeichnet. Alles trägt dazu bei, die Hauptfigur in hellem Lichte erscheinen zu lassen; der Faden der bedeutendsten Ereignisse aus deren Leben, der meist mit denen der großen geschichtlichen Thatfachen der Zeit in nahestm Zusammenhang steht, wird klar festgehalten, doch stets in knapper Form; nirgend ein Zuviel biographischer Zuthat; nur das, was zum allgemeinen Verständniß noth thut. Das warme Interesse an dem Manne, das immer mehr wächst, je besser man ihn kennen lernt, wird einzig durch sein Wesen geweckt, wie es sich in seinen eigenen Briefen, denen seiner Freunde, sowie in der Thätigkeit und Stellung seines öffentlichen Wirkens spiegelt.

Gilbert Gilbert ward 1751 geboren, als Sohn einer alten schottischen Pfarrersfamilie, deren Glieder sich schon in mancher Weise ausgezeichnet hatten. Einige seiner Erziehungsjahre verlebte er in Paris, wohin er und sein jüngerer Bruder Hugh unter Leitung ihres Hofmeisters, Mr. Wilson, geschickt wurden. Zu den näheren Freunden der jungen Leute in Paris gehörte der Ehevalier de Mirabeau. Nach der Rückkehr aus Frankreich ward Gilbert nach Göttingen geschickt, wo die Jahre 1766 und 67 zum Studium von Jure, Moral- und Naturphilosophie, Humaniora, Geschichte und Metaphisik, sowie auch zur Einführung in die Gesellschaft der schottischen Hauptstadt benutz wurden. 1768 gingen beide Brüder nach Oxford; 1770 wieder nach Paris, von wo Gilbert allein nach Oxford zurückkehrte. Bald darauf, 1772, machte er die Bekanntschafft seiner späteren Gattin, Miss Amyand. Doch schien eine Verlobung seiner Familie noch nicht ratsam, und um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ward er während der Gerichtsjahren auf Reisen geschickt, von wo aus er aber dennoch häufig mit ihr korrespondirte, und ihr lebendige Schilderungen der neuen Eindrücke sandte. Im November 1773 kam er zurück und ging nach London, wo er sich eifrig seinem juristischen Berufe widmete. Es gelang ihm auch bald darin Erfolge zu erringen, welche ihn zur Hoffnung auf eine baldige unabhängige Stellung berechtigten; und nun erneuerte er, mit Zustimmung der ganzen Familie, seine Verlobung mit Miss Amyand. Im Herbst 1774 verheirateten sie sich, kurz nachdem er in das Parlament gewählt worden. Im Januar des folgenden Jahres, wo sein Vater starb, übernahm er, nun als Sir Gilbert, das Familiengut Minto.

Die erste längere Trennung von seiner Frau ward durch eine Reise nach Petersburg veranlaßt, von wo er die einzige Schwester seiner Frau, damals noch Lady Harris, Frau des englischen Gesandten, welche das Klima nicht länger ertragen konnte, sammt ihren Kindern wieder nach England eskortirte. Seine Reiseberichte — ausführliche Briefe an die Gattin — von dieser für damalige Zeiten sehr weiten Reise, sind voller Leben und Anschaulichkeit.

Hauptsächlich waren es Sir Gilberts parlamentarische Pflichten, die ihn zu längeren Trennungen von seiner Familie zwangen. Je mächtiger die bevorstehende Erbhuldigung der ganzen politischen und sozialen Welt sich fühlbar machte, je entschiedener der nahe Sturm empfunden ward, desto nothwendiger war es für jeden Einzelnen, seine volle Kraft einzusetzen im Dienst für das Allgemeine; die große Zeit forderte ganze Männer, und Sir Gilbert, dessen Pflichtgefühl so entschieden war wie seine feste Überzeugung, daß Gut und Bist nie besser verwandt werden kann als im Dienste des Vaterlandes zur Vertheidigung nationaler Unabhängigkeit und individueller Freiheit, stand stets mit voran in der Reihe Derer, die voll und ganz für ihre Überzeugungen eintraten. Er scheute weder Opfer noch Anstrengung, wo es das allgemeine Wohl galt, und trug endlich sein Theil bei zum Verstand der Bewältigung der schweren Aufgaben, die sich die liberale Oppositionspartei in Bezug auf die drängenden Fragen der Zeit gestellt. Es ist hier nicht der Ort, näher auf das damalige überaus interessante politische Leben Englands einzugehen, doch dürfen wir Jedem, der ein lebendiges Bild desselben — natürlich in den durch den Zweck vorliegender Arbeit gezogenen Grenzen — zu erhalten wünscht, auf diese Biographie verweisen. Die Briefe Sir Gilberts an seine Gattin wie an einige politische Freunde, verschiedene Briefe von Burke, von William Windham, Thomas Petham, William Elliot of Wells, Henry Cröfline, Schloßer Douglas, Lord Auckland, Lord Malmesbury, Lord Nelson, Lady Palmerston und Lady Malmesbury geben ein lebensvolles, unter der unmittelbaren Einwirkung der Verhältnisse entstandenes Bild der politischen Parteien in England, wie auch die sorgsam erwogenen Ansichten bedeutender Staatsmänner über die großen politischen Tagesfragen. Sie zeigen auch die höchst angenehme Stellung, die Sir Gilbert im öffentlichen Leben einnahm, und entrollen, last not least, ganz unabhässig nebenbei in einzelnen mehr hingeworfenen Bemerkungen unwillkürlich ein Bild der Gesellschaft der Zeit, das einen Blick thun läßt in eine Welt der Extreme, wie man sie wohl selten nur so nahe beisammen findet. Im politischen wie im sozialen Leben ist es hauptsächlich die Einwirkung der großen französischen Revolution, welche nach allen Seiten hin die verschiedenartigsten Wirkungen hervorbringt. Hier der Ernst der Zeit in kräftiger und dennoch gemäßigter Abwehr der Umsturzbieren; dort neben sentimentalem Haß und Abscheu vor den Schändern von Thron und Altar, die bis an die äußerste Gränze der Privatität getriebene Annahme der neuen revolutionären Moden und Sitten.

Im December 1793 ward Sir Gilbert, als ganz speziell durch seine Persönlichkeit wie auch durch den äußeren Umstand seiner theilweis in Frankreich erhaltenen Erziehung, zu einem derartigen bedeutenden Vertrauensaposten befehligt, an der Spitze einer Art Vermittlungskommission, von der man sich viel versprach, nach Toulon gesandt. Doch die Eroberung von Toulon verleitete bald den Zweck dieser Sendung. Sir Gilbert kehrte aber nicht heim nach England, sondern ging als bevollmächtigter Kommissar des Königs von Großbritannien nach Korsika, um diese Insel vor Frankreich zu wahren, und um so möglich von dort aus auf eine Einigung der bedröhten italienischen Staaten zu einer festen Abwehr gegen Frankreich hinzuwirken. Korsika stellte sich, wie bekannt, unter britischen Schutz, und erkannte den König als seinen Souverän. Im Oktober 1794 ward Sir Gilbert zum Vizekönig von Korsika ernannt, und ließ darauf seine Familie nachkommen. Die Briefe aus dieser, damals beinahe noch völligen terra incognita, deren eigenartigen Reiz die neuen Bewohner im höchsten Grade empfanden, sind voll des ergiebigsten

Lebens, das sie wieder spiegeln, und das in seiner idealischen Zurechtweisung selbstam abhilt von den bedeutenden historischen Ereignissen, die stets aus unmittelbarer Nähe hineinziehen.

Paoli, Lord Nelson und Poggio di Bergo treten hier in den Kreis, der sich um Sir Gilbert bewegt.

Nachdem die britische Regierung Korsika aufgegeben, ging Sir Gilbert, während seine Familie nach England heimkehrte, als außerordentlicher Gesandter nach Neapel, wo er mit großer Zuversicht empfangen ward. Seine Briefe von dort geben den Eindruck wieder, den der Hof, die Königin mit ihrem Jüngling — in dem Lady Hamilton sich besonders hervorthat — auf den unparteiisch beobachtenden Weltmann hervorbrachte. — Auf der Rückreise von Italien ward er Augenzeuge der Schlacht von St. Vincent, und sein Schiff überbrachte die Siegesnachricht.

Im Oktober 1797 ward er zum Pair erhoben als Lord Minto und verkaufte sogleich das House of Commons mit dem House of Lords, wo er mit dem gleichen Eifer seinen politischen Pflichten oblag.

Der Briefwechsel aus den nächsten Jahren enthält ziemlich häufige Erwähnungen der unglücklichen Prinzen of Wales, welche Lord Minto in ihren Kreis zog, und sich häufig am Hofe in ihn wandte, und dürfte als Material zur Geschichte dieser Prinzen nicht ohne Interesse sein.

Im Juni 1799 ward Lord Minto zum außerordentlichen Gesandten nach Wien ernannt, ein Posten, der bei den Verwicklungen der damaligen Politik von der größten Bedeutung war. Seine Gattin folgte ihm erst im Frühjahr 1800 dorthin nach, und seine, sowie später auch ihre Briefe geben ein frisches Bild des Wiener Lebens, das den englischen Gästen, welche dort mit gewohnter Wiener Lebenswürdigkeit empfangen wurden, den angenehmen Eindruck machte. Der Janber Wiens, die Schönheit seiner Lage, der Reiz und die leichte Anmuth seiner Gesellschaft, die ungewöhnliche Lebenswürdigkeit der Persönlichkeiten und näheren Kreise fesselten sie. Trotz ihrer englischen Reizungen und Berathurtheile gestand Lady Minto, daß sie das Leben in Wien liebt, und es nur ungern aufgibt. So schreibt sie ihrer Schwägerin einmal: „I assure you I have seen nothing here that does not surpass my expectations.“ Lord Mintos Briefe, sowie seine Berichte an die Minister gewähren einen interessanten Einblick in die überaus verwickelte politische Lage vom Standpunkte eines Mannes aus, dessen Stellung ihm wohl einen tieferen Einblick, als den weiteren überblick gewährt. Doch es ist unmöglich, hier ausführlicher auf diese wichtigen historischen Notizen einzugehen. Nur eine pikante Schilderung des berühmten russischen Feldherrn Swarow, die in einem Briefe an Lady Minto enthalten ist, sowie ein interessanter Ausspruch über das Papstthum, aus dem Munde des damaligen österreichischen Premieres, dürften wohl auch den Lesern willkommen sein. — Eine Depesche des Gesandten aus dem Jahre 1799 enthält folgende Stelle: „Baron Thugut argued strongly on the possibility of doing without a Pope, and of each sovereign taking on himself the function of the head of the national church as in England.“

Seine erste Zusammenkunft mit Swarow schildert er seiner Frau folgendermaßen:

„Prag, 3. Januar 1800.

Ich bin hier, um mit Swarow geschäftlich zu verhandeln, und die Gelegenheit, Jemand, von dem man so viel und so ungewöhnliches gehört hat, zu sehen, ist mir nicht unliebe. Es ist in der That unmöglich, so sagen, wie ungewöhnlich er ist. Es giebt nur ein Wort, um es wirklich auszudrücken. Ich darf kaum aus nicht als Quacke genannt werden, aber er ist der vollendetste

Beclamst,*) den man je hat frei umhergehen lassen. Ich habe niemals etwas so verrücktes und mir in jeder Hinsicht so verächtlich-scheuendes gesehen. Um Dir eine Idee seines Benehmens zu geben: ich kam, um ihm meinen ersten, von ihm erwarteten Besuch zu machen, der, wie man mir gesagt hatte, rein ceremoniell sein würde. Ich war natürlich in Gala, und obgleich ich nicht erwartete, daß er es auch sein würde, war ich doch nicht vorbereitet auf das was ich erbllickte. Nachdem ich eine ziemliche zeitlang mit einigen Adjutanten in einem Vorzimmer gewartet, öffnete sich eine Thür, und ein kleines, altes, eingekrumptes Wesen, in Hemd und rothen Hosen als alter Toilette, kam auf mich zu, nahm mich in die Arme, schlang seine Hemdärme um meinen Hals und machte mir eine Reihe höchstnender, schmeichelhafter Komplimente, welche es durch einen Kuß auf beide Wangen schloß, und es heißt, ich könne von Glück sagen, daß mein Mund verkehrt ward. Sein Hemdkragen war zugeknöpft, doch ohne Haldbinde, und er war von einem Stoff, und so weich und rein, wie Du ihn etwa bei einigen Arbeitern dahem gehen haben magst. Bei seiner Ankunft hier machte ihm der Kommandant nebst allen österreichischen Offizieren seine Aufmerksamkeit, und er empfing sie in genau demselben Kostüm. Sein ganzes Wesen und sein Gepräch sind ebenso wohlfühnig wie seine erste Erscheinung, und seine Umgebung scheint das auch zu wissen, denn Niemand darf ihn allein sprechen. Er ist immer von einem oder zwei Kesseln begleitet, die ihn behändig im Auge behalten, und es scheint mir, daß sie ihn in der Art von Unterwürfigkeit halten, wie sie meist ein Knecht ausübt. Sie gehen zugleich die größte Sorgfalt, damit sein ungewöhnliches Wesen und seine noch ungewöhnlicheren Reden ihn nicht bloßstellen, und seinen wahren Zustand verrathen lassen möchten. Dies ist mit der größten äußerlichen Unterwürfigkeit verbunden, und mit dem Aushören, als betrachte man all diese Eigenthümlichkeiten und all den Unfuh als Eingebung eines Dämons. Er gibt vor, oder bildet sich zuweilen ein, Wisknen gehabt zu haben; und ich habe einen offiziellen Brief gesehen, den er an Mr. Wiskham geschrieben, oder vielmehr diktiert hatte, in dem er sagt, sein Herr Jesus Christus habe ihm dies und das befohlen. Er ist so zerstreut, daß er nur mit äußerster Schwierigkeit zwei Sätze im Zusammenhang hält, und um das zu thun, hält er beständig die Hand vor die Augen und wendet sich an seine Kesseln um ein Wort oder den Gegenstand, von dem er spricht. Was er sagt, ist durchaus nicht verständlich, wenigstens bedarf man großen Nachdenkens und Scharfsinns, um Sinn herauszubringen. Er schreibt genau wie er spricht. Mittlen zwischen dem allen ist eine Art dunkeln Verständnisses, das durch sein verrücktes Gepräch zu gehen scheint, und viel von der Art ist und Scharfsinn in Bezug auf seine eigenen persönlichen Ziele, welche ein Egoismus des höchsten Grades ist. Bei alle dem ist er der unwillkürlichste und unglücklichste Offizier von der Welt; thut nichts selbst, und kann nichts selbst thun, und weiß beinahe nie was vorgeht; steht nie eine Karte an, inspiert nie einen Posten, rekonnoist nie das Terrain; ist um 8 Uhr Morgens zu Mittag, legt sich während des übrigen Tages schlafen, steht Abends wie und wüthlich auf einige Stunden auf, und hat seinen ganzen Erfolg in Italien den vorzüglichsten österreichischen Offizieren verdankt, die unter ihm dienten. Er ist nicht so wohlfühnig, daß er das nicht wüßte, und weigert sich daher entschlossen, mit einem russischen Heer allein zu operiren, er will österreichische Offiziere wie Soldaten haben. In Schwierigkeit und Gefahr renkt er gänzlich den Kopf, und läßt sich unterwürfig leiten;

sobald die Gefahr vorüber, fängt er an zu probiren, und alle Ehre für sich zu beanspruchen.

Das sind Felden, und so wird die Welt regiert, und das ist Ruhm und Namen.

Dies ist ein korrektes Bild dieses wahnwitzigen Marktschreiers."

Eine der ersten Nachrichten, die Lord Minto 1801 aus England erhielt, war Pitts Austritt aus dem Ministerium, und den diejenigen der Minister, die ihm am nächsten standen, gleichmäßig zuträufelten, er sich auch früher schon gegen ihnen entschieden für die politische Gleichberechtigung der irischen Katholiken (des Königs Entschluß, diese Gleichberechtigung nicht zu bewilligen, veranlaßte Pitts Austritt) erklärt hatte, so schickte er sofort ein Entlassungsgesuch ein. Die Übergabe seiner Geschäfte an seinen Nachfolger nahm noch einige Zeit in Anspruch, doch im Herbst des Jahres trat er wieder in England ein. Mit seiner Rückkehr beginnt die letzte Periode seiner politischen Laufbahn dort, welche 5 Jahre später mit seiner Ernennung zum Generalgouverneur von Indien schloß. Die Verhältnisse, unter denen er sie von Neuem begann, glichen denen, in denen er sich vor der Sendung nach Toulon befanden. Er gehörte wieder der Opposition an, und nahm in ihren vordersten Reihen einen so hervorragenden Rang ein, wie ihn ein Mann einnehmen konnte, dessen Scheu vor häufigem Reden ihn hinderte, sich aktiv an den Debatten zu betheiligen. Seine alte Billigkeit, sein bekanntes Maßhalten verliehen seiner Ansicht ein beinahe entscheidendes Gewicht; doch nun trat noch reichere Lebensenergie hinzu, sowie persönliche Bekanntschaft mit fremden Fürstern und Staatsmännern, die für Fragen auswärtiger Politik von der höchsten Bedeutung war. — Manderlei Verhältnisse zwangen ihn von seiner Heimath während eines Theils der Parlamentskassungen getrennt zu sein. Diesem Umstand verdanken wir die Wiederaufnahme seiner tagebuchartigen Briefe an sie, die gleich denen aus früherer Zeit so manche interessante Mittheilung enthalten.

Die Ernennung Lord Mintos zum Generalgouverneur von Indien, deren Annahme er nach langer reiflicher Überlegung für seine Pflicht hielt, schloß seine ehrenvolle politische Laufbahn in Europa ab. Er schreibt über seine Annahme der glänzenden, aber so manches schwere Opfer erfordernden Stellung: My own personal comforts, enjoyments, and happiness can be preserved only at home with yourself and the children. On the other hand, the general benefit of all those who depend on me for comforts that extend beyond my own short period, would undoubtedly be best provided for by this measure; and the ultimate happiness of witnessing the fruits of that sacrifice is certainly not out of possibility, or, I might say, of fair probability. It is a question so painful to decide, that it would be natural to wish it might be determined for me. But I cannot put that task upon you. I must, however, add that my mind would be entirely settled by a positive opinion or desire of yours, and that if after weighing everything, you express a wish against it, that will be decisive. — Besonders war es die Trennung von seiner Familie, welche die Umstände erforderten — denn Lady Minto durfte es nicht wagen, ihre eigene und ihrer jugendlichen Töchter Gesundheit dem indischen Klima auszuweisen — die ihm den Entschluß so sehr erschwerte. Im Dezember 1806 schiffte er sich nach Indien ein, und mit diesem Ereigniß schloßen die verliegenden Bände, nur kurz noch den tragsichen Abschluß seines Lebens erwähnend. Nachdem er die weite Reise von Indien in die Heimat zurück glücklich überstanden, und mit beinahe allen den Seinen in London zusammengetroffen war, erläuterte er sich bei Lord Audlands Begräbnis, und starb auf der Heimreise nach

*) Beclam, bekanntlich die größte englische Zerknallst.

Schottland, ohne die geliebte Geliebte wieder gesehen zu haben. Sie erwartete ihn in Winto, weil sie sich beim Scheiden versprochen, sich dort, wo von nun an ihre bleibende Heimat sein sollte, wiederzutreffen. Das ganze Land sah seiner Ankunft freudig entgegen, in der Stadt Hawid harrte das Volk, um seinen Wagen selbst durch die Straßen zu ziehen; auf den Hügeln waren schon die Vorbereitungen zu Freudenfeuern getroffen, da gelangte durch die Triumphhogen, die zu seinem Empfang bereit, die Todesnachricht zur Gattin, die ihn daheim erwartete.

Die Herausgeberin, Gräfin Rina Winto, Großnichte dieses bedeutenden Mannes, welche mit großem Geschick diese interessanten Blätter anzuordnen, wird hoffentlich den Theil der Korrespondenz und des Lebens, der sich mit seiner indischen Wirklichkeit beschäftigt, der eifrigen Erwartung nicht allzu lange vorzuenthalten. Denn wenn auch dieser Abschnitt seines Lebens ein Kapitel in der Geschichte des britischen Reiches bildet und als solches schon bearbeitet worden, so läßt doch gerade das hier Gebotene erkennen, wie manch belebendes Detail, wie manch werthvollen Einblick in das innere Treiben des großen Rades der Geschichte wir erwarten dürfen. Im Gange möchten unserer Altmeisters Worte wie immer auch hier am besten den Werth der Gabe zusammenfassen, wenn er sagt: „Das Vorigste, was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, ist: uns in einen früheren, vorübergehenden, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Reliquie noch Erzählung, nicht schon durchgedacht und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen uns aus einmischen von dem Person zu Person.“

Sollen wir es eingestehen, daß wir bis vor nicht zu ferner Zeit diese Bände nicht ohne ein Gefühl des Reides hätten betrachten können? Doch Dank den großen Umwandlungen in Deutschlands politischem Leben, hat sich dieser Anlaß zum Reide in eine frohe Hoffnung verwandelt. Der Kern des Inhalts dieser Bände ist der alte Patriotismus, wie ihn die Verfassung eines Staates wie England ermöglicht, das Einsinken des Einzelnen mit ganzer Kraft für seine Ansicht, die erste, eingehende Beschäftigung jedes Einzelnen mit den bedeutendsten Staatsfragen, auf deren Entscheidung er selbst früher oder später von dem größten Einfluß sein kann; die erste Geistesarbeit der Beiden für das Wohl des Staates, des Vaterlandes. R. B.

Stalien.

Warum die italienische Literatur in Italien nicht populär ist. *)

Kritische Briefe von Ruggiero Bonghi.

I.

Es sind fast zwanzig Jahre her, daß Ruggiero Bonghi, damals ein junger aufstrebender Philologe, der sich durch die Übersetzung und Herausgabe einiger Dialoge Platons Ruf erworben hatte, von einem Freunde aufgefordert wurde, kritische Literaturbriefe für eine florentiner Zeitung zu schreiben. Bonghi, der wie so viele seiner Landsleute aus dem Kreis der Boutenonen hatte flüchten müssen, biest sich eben bei dem edlen, auch in Deutschland

verehrten Marchese Arcenati in dessen Villa zu Pallanza am Lago Maggiore auf und hatte das Glück, mit Alessandro Manzoni und mit Rosmini, wie in jenem Herste ebenfalls am piemontesischen Ufer des schönen Sees, der Eine in Strofa, der Andere in Lesa, ihre Alleggiatori blieben, in einigen persönlichen Besuche zu treten. Angeregt durch die Gespräche mit diesen Fürsten der italienischen Literatur, ergreift unser Jüngling die Aufforderung des Freundes mit süßlichem Feuer und schreibt alsbald eine Epistel an den „Sponsatore“ nach Florenz, um die Behauptung anzustellen, die italienischen Schriftsteller würden in Italien wenig gelesen, und um eine Untersuchung über die Gründe dieser Erscheinung anzukündigen. Und da der Brief keine besondere Aufschrift hat, so benutzte sich der Freund und Redakteur Celestino Bianchi, um für die Leser seines Sponsatore noch einiges Geringe darauf zu streuen, und läßt das Schreiben drucken mit dem pikanten Titel: *Perchè la letteratura italiana non sia popolare in Italia*.

Diese etwas arglistige Reizbombe hat sich Bonghi nach einem Sträuben gefallen lassen; die Briefe, für die er sich, wie wir sehen werden, ein ziemlich eng begränktes Ziel gesteckt hatte, erschienen sämtlich unter jenem weitläufigen Alarmschild und haben denselben bei wiederholter Herausgabe in Buchform, auch bei der vor kurzem veröffentlichten dritten Auflage, unweigerlich beibehalten.

Wir stellen diese Anekdote, die man bei Bonghi erst am Schluß erfährt, an die Spitze unserer Besprechung, um einer Enttäuschung vorzubeugen, die das Buch seinem Leser zu bereiten droht. Ruggiero Bonghi, in diesen Tagen zum Unterrichts-Minister ernannt, nimmt seit geraumer Zeit in dem literarischen, wissenschaftlichen, politischen und sozialen Leben seines Vaterlandes hervorragende Stellungen ein. Er leitete bis jetzt zwei große politische Tageszeitungen, die *Nazionale* und die *Perseveranza*, und die *Napoleonische Unita Nazionale*, nach welcher die politischen Monatsblätter der *Nuova Antologia*, des bedeutendsten literarischen Journals von Italien. Gleichzeitig war er Professor der alten Geschichte an der Universität in Rom und Mitglied des höchsten Unterrichtsrates. Als Deputirter zum italienischen Parlament gilt er als Hauptkraft seiner Partei, der unvermeidliche Referent in den wichtigsten politischen und nationalökonomischen Fragen, der Urheber der Gesetzentwürfe, durch welche das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Italien geregelt wird. Wenn nun von einem Manne dieses Ranges ein literarische Untersuchung dargeboten wird, deren Titel dem gesammten Schriftthum seines Volks die Volkstümlichkeit absprechen und somit den Vorwurf zu erheben scheint, daß in Italien nicht bloß, wie wohl anderwärts leichtsinig gesagt worden ist, die Literaten, sondern die Literatur selbst ihren Beruf verfehlt habe: alldann darf man erwarten, daß der Ankläger zur Begründung einer so schweren Beschuldigung seine Beweise aus dem Urquel des Geisteslebens seiner Nation schöpfe, daß er die Schäden, an denen dasselbe nach seiner Meinung krank, schonungslos aufdecke, daß er die Ursachen des von ihm beklagten Übels bis in die innersten Wurzeln verfolgen werde. Diese Erwartung ist um so mehr berechtigt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Literatur Italiens anerkannt ist als einer der stolzeiten Schmuckstücke der Nation und daß in Italien Sinn und Theilnahme für literarische wie für jede andere künstlerische Thätigkeit, der hervorragenden ästhetischen Begabung des Volks entsprechend, weit verbreitet sind. Unpopulär, fragt man sich erstauet, soll die Literatur sein in dem Lande, wo Dante's Terzinen das Gemeingut der Gebildeten sind, wo Schiffer und Hirten sich Tassos ottave rime anhören, wo der Tod des großen Romandichters eine Nationaltrauer hervorruft und die Sarkurstage der großen Poeten in allgemeinen und erhebenden Volksfesten werden?

*) *Perchè la letteratura italiana non sia popolare in Italia. Lettere critiche di Ruggiero Bonghi. Terza edizione aumentata e corretta. Milano 1873, Valentini & Mues. XLV und 309 S. 81. Ottav. Preis: 4 Virr.*

Als Antwort hierauf muß uns zunächst dienen, daß Bonghi kritische Briefe denjenigen Theil der italienischen Literatur, an dem wir, wenn ihr Name genannt wird, ungewißhaft zuerst denken, überhaupt nicht mit in Betracht ziehen. Die gesammte Poesie bleibt ausgeschlossen von der Untersuchung, und zwar aus dem an sich unanfechtbaren Grunde, weil Poesie und Prosa sehr verschiedene Dinge sind. Die Poesie, sagt Bonghi, ist die Blüthe der Literatur, die Prosa ist ihre Frucht; beide unterliegen abwechselnden Gesetzen und haben ihre besondere Geschichte. Ganz richtig; aber Beide sind doch Theile der Literatur, beide stehen in innigem und untrennbarem Zusammenhang, Beide schöpfen aus gemeinsamen geistigen Quellen: ist es denkbar, daß die Eine im Kerne ihres Wesens krank und in ihrer eigentlichen Wirksamkeit gelähmt sein kann, ohne daß die Andere in Mitleidenhaft gezogen wird? So giebt uns schon die mit der Aufschrift des Buches in Silberdruck tretende Beschränkung seines Inhalts auf die italienische Prosa einen Hinweis, daß es sich bei dem angekündigten Strafgericht nicht sowohl um den inneren Gehalt als um die äußere Erscheinung, weniger um das Wesen als um die Form handeln werde.

Nun so ist es denn in der That. Von den sechzehn Briefen, welche das Buch enthält, beschäftigen sich die zehn letzten und längsten (200 Seiten von den 280 des Buches mit Ausschluß der Vorreden und Anhänge) lediglich mit dem Stil der italienischen Prosaalter. In den ersten sechs Briefen werden neben verschiedenen ebenfalls formellen Gesichtspunkten auch einige der Fragen berührt, auf deren gründliche und eingehende Erörterung aus der Titel der Schrift gekannt macht. Im Ganzen erhalten wir statt des Nachweises, daß die italienische Literatur in Italien unpopulär sei und warum, eine Betrachtung über die Stilfehler der italienischen Prosa: ein Luidproque, das einigermaßen an den freisinnigen Verfasser erinnern würde, wenn es nicht so sehr bezeichnend für die Richtung der italienischen Kritik wäre.

Wenn einer der angeführten Vertreter dieser Kritik es wagen oder zulassen darf, daß wesentlich aus stilistischen Gründen die Literatur seiner Nation der Unpopularität beschuldigt wird, erkennt er dadurch nicht an, daß diese Nation in ihrem literarischen Schaffen und Gelingen dazu neigt, den Stil über den Inhalt, die Form über die Sache zu stellen? Doch es überhaupt möglich ist, einem Buche über Stilfragen diesen Titel zu geben, schließt aber auch das Bekenntnis ein, daß die Kritik an jener Überhöhung des Formalen selbst Theil nimmt, daß auch sie in ihrem Urtheil vorwiegend durch die Vorzüge oder die Mängel der Form sich bestimmen läßt. Für uns aber enthält dies unfreiwillige Zugeständnis einen Fingerzeig, der auf eine wirkliche Schwäche der in so vielen anderen Hinsichten reich bevorzugten italienischen Geisteshaltung, auf ein Gebrechen ihrer Literatur hinweist, durch welches der Einfluß derselben auf die Bildung der Nation allerdings erheblich beeinträchtigt werden muß.

Jener tiefe Drang nach Wahrheit, den Lessing in seinem berühmten Briefe an den Hamburger Hauptpastor mit so edlem Ansturm und doch so treffend als die Wurzel seines schriftstellerischen Wirkens geschildert hat, und der einen Grundzug des germanischen Volkscharakters darstellt, ist jenseits der Alpen zwar keineswegs ein unbekannter Fremdling; allein er ist nicht in demselben Umfange wie im Norden der Alpen und die Haupterlebensbedingung des literarischen Schaffens. Am leichteren Arbeit gewöhnt und mit leichterer Kost zufrieden, empfindet der Italiener auch als Schriftsteller selten das Bedürfnis, sich in die Kälte des Daseins zu versenken; er liebt es, sich der holden Gegenwart zu erfreuen, und er weiß mit Gleichgültigkeit den Dingen aus dem

Wege zu gehen, welche ihm diese Freude zu verkümmern drohen. Die angeborene Gewandtheit, mit der er das wundervolle Instrument seiner durchgebildeten Sprache zu handhaben versteht, verlockt ihn dazu, sich mündlich und schriftlich hören zu lassen, ohne daß er Wesentliches zu sagen hätte: in keinem andern Lande wird man so leicht und so jung Autor, aber nach dem häufigsten Wort eines geistreichen Italieners ist diese Fruchtbarkeit steril; sie ist es vornehmlich deshalb, weil ihr die Ausdauer und die Bearbeitung des Bodens, gründliches Wissen und strenge Geistesguth, mangelt.

Daß dies Urtheil kein zu hartes ist, würde durch das Zeugnis einflussvoller italienischer Schriftsteller leicht zu belegen sein. Unter Anderen könnten wir uns auf Bonghi selbst berufen. Weit entfernt sein Auge vor jenen Fehlern zu verschließen, erkennt er ihr Vorhandensein auf das Nachdrücklichste an; er erblickt mit vollem Recht in ihnen ein Hemmnis des geistigen Aufschwungs in Italien und verlangt sich nicht seinen Landsleuten über diesen Text eine derbe Strafpredigt zu halten. Was ist der Grund, fragt er an derjenigen Stelle seiner Untersuchung, wo er das Wesen und den Inhalt der Literatur — freilich auch hier nur im Vorbeigehen — am schärfsten ins Auge faßt, aus welchem Grunde sind wir Italiener im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert hinter der englischen und der französischen Prosa zurückgeblieben? Weil wir an den großen politischen und religiösen Bewegungen jenes Zeitalters nicht theilnahmen, weil wir keine Gesichts- mitleideten, weil wir aus Trägheit unzeitig und den Fremden unterthänig blieben, als jene Nationen sich politisch und religiös organisierten. Wir blieben in fauler Ruhe, während in Frankreich und in England auf den Plätzen und Straßen, in den Kirchen, kurz überall die dringendsten Lebensfragen der modernen Zivilisation erörtert wurden. Aus dieser lebensvollen Bewegung der Geister entsprangen dort die Männer, die der modernen Menschheit das Lösungswort Vorwärts gaben und die dem menschlichen Denken Werth und Begründung zurückgaben: Bacon und Descartes, die Schöpfer der modernen Prosa; keiner unserer Schriftsteller, auch nicht Galilei, ist ihnen an Kraft des Gedankens und Folgerichtigkeit der Entwicklung zu vergleichen. Anstatt und durch festes Wollen und energisches Denken zu klaren Ideen durchzuarbeiten, begnügten wir uns mit Nachahmungen der Klassiker, denen später Nachahmungen der Franzosen folgten; wir vergaßen oder verkannten, daß die Kunst des Schreibens, wie Balzac in Frankreich bereits am Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts gesagt hat, nicht darauf beruht, durch die Kleinheit des Stils und die Annäherung der Sprache zu gefallen, sondern daß ihre Aufgabe ist, durch die Fülle des Wahren und die Macht des Verstandes zu überzeugen.

Bonghi hat es unterlassen, diesen richtig erfaßten, aber nur in den Urtheilen angelegenen Gedanken im Verlaufe seiner Schrift weiter zu entwickeln und durch einen umfassenden geschichtlichen Nachweis zu begründen. Er hat jedoch den Muth gehabt, die von ihm angegebenen kritischen Grundzüge an der Prosa von drei hochangeesehenen modernen italienischen Autoren zu erproben, deren Einer überdies als Vertreter der italienischen Unabhängigkeit und als feuriger Poet die Sympathien seiner Landsleute in hohem Maße besitzt. Zu diesem Waffengange erwählte er sich nämlich Ugo Foscolo, Giordani und Tommaseo, und er vertritt an einigen ihrer Schriften eine schnelle, durchaus auf die Sache und auf den Gehalteneinhalt gerichtete Kritik, an der nur zu bedauern ist, daß wir uns mit einer so bruchstückweisen Anwendung derselben zu befriedigen haben.

In gleich fragmentarischem Ton berührt Bonghi in den

ersten Briefen noch einige andere allgemeine Gesichtspunkte, deren eingehendere Entwicklung von bedeutendem Interesse sein würde, weil sie sachliche Mängel des italienischen Schrifttums betreffen, wenigstens nicht zu erkennen ist, daß sich gerade in den hier gerügten Zuständen seit der Abfassung der Briefe Vieles zum Bessern gewendet hat. Ich glaube nämlich zunächst nicht, daß es heute noch in erheblichem Umfange zutrifft, wenn Bonghi als eine Ursache der Unpopularität der italienischen Literatur die Abgeschlossenheit der italienischen Schriftsteller, die ungenügende Breite ihres Gesichtskreises und ihren Hochmuth gegenüber dem Auslande hervorhebt. Wenn jene Uebelstände vor zwanzig Jahren sich empfindlich fühlbar machten, so lag ihnen doch wohl vorzugsweise die politische Zersplitterung Italiens zu Grunde, der zu Folge die Nation eines Brennpunktes für die gemeinsamen Angelegenheiten entbehrte. Nachdem Cavour's geniale Politik und die Ereignisse von 1866 und 1870 diesen Schaden beseitigt haben, nachdem Italien sich wiedergefunden hat und sich bei der Errichtung, dem Ausbau und der Eiderung des Nationalstaates vor reale Aufgaben von der höchsten Bedeutung und der größten Schwierigkeit gestellt sieht, hat auch der Inhalt des italienischen Schriftthums unvereinbar an Gegenständlichkeit und lebendigem Interesse gewonnen. Es mag sein, daß die Zahl der absolut leeren und unnützen Hervorbringungen, über deren Menge Bonghi bittere Klage führt, noch gegenwärtig in Italien größer und lästiger ist als anderswo; allein wer wie er die Entwicklung der letzten zwanzig Jahre als Politiker miterlebt hat, sollte nicht vergessen, daß die Wiedererhebung Italiens von einer geistlich-sittlichen Literatur begleitet und gefördert worden ist, die durch äußeren Umfang und inneren Gehalt die Aufmerksamkeit und die Achtung des Auslandes auf sich zieht. Er hätte nicht minder, um seine kritischen Briefe vor dem Verfall zu bewahren, bei der gegenwärtigen Wiederherausgabe derselben der bedeutenden Publikationen zu bedenden gehabt, welche die Literatur des Völkerrichts in Italien während des letzten Decenniums aufzuweisen vermag, Werke, durch welche Italien sich würdig und wirksam an den höchsten Aufgaben der internationalen Rechtsbildung und Kultur theilnimmt, und denen es gerade in diesen Tagen die Ehre des Vorstehes auf der Genfer Konferenz der hervorragendsten Völkerrechtslehrer aller Länder zu verdanken gehabt hat. Offenbar ungerechtfertigt ist es ferner, daß Bonghi den Vorwurf der Nichtachtung des Auslandes auch gegenwärtig noch in voller Schärfe an die Axtkreise der italienischen Literatur richtet. Denn gerade in diesem Punkte konnte ihm die inzwischen eingetretene Veränderung und Verbesserung unmöglich entgehen. Wie er selbst sich als ein eifriger Leser deutscher, englischer und französischer Werke erweist, so hat die Kenntniss und das Studium dieser Sprachen und ihrer Literatur seit dem letzten Menschenalter in Italien sich in ganz erheblichem Maße vermehrt, die wissenschaftlichen Erscheinungen des Auslandes werden mit steigendem Interesse verfolgt und durch zahlreiche Übersetzungen allgemein zugänglich gemacht; kurz, jene Forderung des italienischen Geisteslebens, die vielleicht schon vor zwanzig Jahren nicht ganz so schlimm war, wie die kritischen Briefe behaupteten, kann jetzt einfach zu den überwundenen Standpunkten gezählt werden.

Nicht ebenso bestimmt läßt sich das von einem anderen Uebelstande verkündet, der sich seit alten Zeiten als ein empfindlicher Schaden der italienischen Literatur geltend gemacht hat. Das literarische Altklammern ist zwar auch anderwärts nicht so ganz unbekannt; auch außerhalb der Mauern Roms wird hierin gesündigt, und es würde uns Deutschen schlecht zu Gesicht

stehen, wollten wir in dieser Beziehung mit dem Hochmuth der Phylarchen auf die Jümler und Sinder anderer Länder bezubilden. Wir können indeffen Bonghi nicht Unrecht geben, wenn er die Wirkungen dieses schädlichen Treibens unter den italienischen Schriftstellern als besonders antheilvoll und verwerflich bezeichnet. Wie unbedeutend sind die Gegensätze zwischen den verschiedenen Gruppen, und doch — mit welcher Erbitterung verfolgen sich diese Hetszer und Engherzer des Katheders und der Feder! Die Schilberang, welche Bonghi, sicherlich aus rein reichen Külle eigener Erfahrungen, von diesen Altklammern entwirft, ist bei aller Kürze anschaulich und drastisch. „Jede Gruppe hat ihr Idol; sie beschäftigt sich ausschließlich damit, diesen Götzen anzubeten, ihm nachzuahmen und ihn zu beschützen. Die angebliche Verehrung, mit der man von dem Autor seiner Gruppe redet, kommt nur dem eingewurzelten Hoffe gleich, den man dem Autor der anderen Gruppe widmet. Die eine Klique spricht von der anderen nicht, ohne durch bissige Reizenzen und durch ungenügende Anspielungen die tiefste Überzeugung durchzubilden zu lassen, daß das Dasein des Gegners eigentlich mit dem Frieden der Welt unvereinbar sei.“ Jurklos und frei von nationaler Besessenheit, weist Bonghi seine Parteileute zur Befreiung von diesen nichtigen Fehden auf den hohen Berg hin, den die literarische Kritik in andern Ländern zu erfüllen hat; er zeigt vor Vorbildern Frankreichs, Englands und Deutschlands, wie die Kritik der Kling ist, der Schriftsteller und Leser verbindet, wie sie die literarische Produktion mit belebendem und erfrischendem Hauch durchzieht, wie sie Sinn und Antheil für die Geisteswerke der Vergangenheit und für die Anstrengungen der Gegenwart regt, erhält und verbreitet. Stellen, wie diese, sind es, wo der Verfasser der kritischen Briefe sich den hohen Ansprüchen und der weitgehenden Verantwortung des Richteramtes, welchem er durch diese Schrift sich unterzieht, gewachsen zeigt und wo sein Buch dem Schrifttumen seines Vaterlandes neue und fruchtbringende Pfade erschließt.

Literarische Briefe aus Mailand.

Von Ludwig Geiger.

II. Neue Schriften: Hingdriften, Lieferrungswerke und Bücher.

Wenn die wirkliche Bildung einer Stadt in gleichem Verhältniß steht zu dem in derselben produzierten schriftlichen Material, so muß Mailand für eine der geblühtesten Städte gehalten werden. Denn fast jeder Tag bringt Anfindigungen neuer Schriften, jede Woche das Erscheinen neuer für das größte Publikum bestimmter Bücher; die freilich wissenschaftlichen Blätter natürlich von dieser Ueberfluth ausgeschlossen.

Zunächst seien einige Publikationen besprechen, die aus dem Bedürfnisse des Tages heraus und für den Tag geboren, auf Unberücksichtigung gewiss keinen Anspruch machen, aber zur Erkenntniss der Gegenstände, die augenblicklich von Interesse sind, große Bedeutung haben.

Und was wäre da wohl anlehnender als der Titel: *Fughe ed evasioni celebri*, wenn nach dazu die *Tipografia editrice Dante Alighieri* als Unternehmerin genannt ist. Das Werk erscheint in Lieferungen von einem Bogen in gr. 8. Drei derselben sind bis jetzt erschienen, von denen die erste auf ihrem Titelbilde die Feste und das Meer der Insel St. Marguerite zeigt, mit der Unterschrift: „an dem Seil ein Marichall von Frankreich, in dem Rade eine schöne Merisamerin.“ Dem Jagdbilde entspricht der Inhalt. Zuerst wird die Stadt Bazaine erzählt, treu nach den Quellen,

freilich nach solchen, welche die spätere historische Kritik nicht als ganz glaubwürdig herstellen wird, nämlich Bagnard eigener Erzählung. Nr. 2 ist Hofeet und seine vier Gefährten. Auch sie erhalten der Wichtigkeit der Sache wegen ein Bild, — und schade, daß sich auf denselben die fünf Genossen so zum Verwechseln ähnlich sehen, und bei der Erzählung dieser Nacht kann sich der Verfasser nicht enthalten, die stark abgebrauchte Wendung auch zu der seltsamen zu machen, daß es wohl kaum verschledener Männer gäbe, als die beiden hier dicht zusammen genannten. Doch das wäre ein schlechter Italiener, der in einem solchen Werke, in welchem zwar die That nicht immer Billigung, aber die Entschlossenheit und Verwegenheit doch immer Zustimmung und Anerkennung findet, nur die Ausländer, und seien es selbst die hammerwunden Franzosen, erwähnt. Daher folgen den beiden Erstgenannten, die freilich augenblicklich das meiste Interesse erregen, zwei Italiener: Orsini und Pius IX. Bei dem Ersteren führt uns der Verfasser nicht etwa, wie man vielleicht erwartet, nach Paris, sondern erzählt die weniger bekannte Nacht aus dem Gefängnis zu Mantua (1856) mit der ganzen Wärme eines italienischen Patrioten und mit der noch immer frischen Abneigung gegen die österreichische Fremdherrschaft. Und Pius IX.? Nun, er war ja auch einmal liberal und Liberale haben alle dieselbe Neugier, einmal die Freiheit zu genießen, wenn auch der Papst sich nicht durch Völler zwingen an Seilen in einen schlamigen Graben herabzulassen brauchte, sondern gemächlich, aber auch freilich nicht ganz in päpstlichem Ernste, im Wagen des bairischen Gelanden Rom verlassen nach Gaeta fuhr. Da er aber durch diese Nacht und von seinem Zustandsort aus, seiner Vergangenheit untreu werdend, das liberale Rom verläßt, statt es zu segnen, so muß er sich, trotz seiner berühmten Nacht, von dem Verfasser unserer Schrift eine weniger glänzende Behandlung gefallen lassen, als seine milder hochheiligen Vorgänger, Pöten Russo Petromö, „der Silvio Pellico Pelico (1846)“ — ich bediene mich des Vergleichs des Herausgebers —, und andere berühmte Nachtlinge verschiedener Nationen.

Die Schrift hat nicht blos ein augenblickliches Interesse, sondern wird wegen des in ihr behandelten Gegenstandes auch wohl später interessant bleiben. Sie ist anziehend und ohne Unschicklichkeit geschrieben und zeichnet sich vor ähnlichen Elaboraten dadurch aus, daß der Verfasser die jeder Erzählung seine Quellen nennt und dadurch eine Kontrolle möglich macht. Ob er dies freilich immer zu thun im Stande sein wird? Der Prospect besagt nämlich, daß die Schrift die Ereignisse vom Jahre 684 v. Chr. bis auf unsere Tage erzählen soll; für jene entfernten Zeiten giebt es aber, soweit meine historischen Kenntnisse reichen, als Quellen für die Beschreibung von Nachtversuchen, keine Memoiren und keine Zeitungen.

Beschäftigt sich diese erste Publikation mit Vergehen, die ihrem ordentlichen Richter entzogen worden sind, so hat es eine zweite, die gleichfalls jetzt in wöchentlichen Lieferungen — nämlich Hernani — zu erscheinen anjängt: Delitti celebri contemporanei, mit wirklichen Verbrechen und Verbrechen zu thun — also „der Neue Pitaval“ in verkleinerter Form. Sie will sich ihrem Programm nach auf Italien beschränken und wenn die Verhältnisse zu eigentümlicher Art sind, um die Thatfachen, namentlich die Namen in unverkürzter Wahrheit hervorzutreten zu lassen, auch von dem Rechte Gebrauch machen, sich der romanhaftesten Einkleidung zu bedienen. Dieses Recht bedient sich der Verfasser denn sogleich in der ersten Lieferung. Zwar verwahrt er sich dagegen, durch glänzende Ausstattung oder schreiende Bilder für sein Unternehmen Reklame zu machen; aber ist der Titel für schwache

und aufregungsbedürftige Menschen nicht Anpreisung genug: Der Delatich ins Herz oder der geheimnißvolle Mord? Und dann folgt die gewöhnliche traurige Geschichte:

Zwei Schwestern kommen jung in die Stadt, die eine erliegt bald der Verführung, wird zuletzt wahnsinnig und stirbt, die andere muß sich opfern, um den Geliebten zu retten und tödtet sich vor Scham. Der Geliebte, der von dem Väteren keine Ahnung hat, entleert und findet, als er nach fünfundsiebenzig Jahren zurückkommt, die beiden Schwestern todt und, da er sich an dem Kuppler, der beide Unglückliche ins Elend gebracht hat, rächen will, läßt er, daß derselbe gerade an demselben Tage ermerdet worden, was, nebenbei bemerkt, ganz gut ist, denn sonst hätte auch der Rächer, mit dem Strafgeheim in Konflikt gerathend, sein Leben lassen müssen. Ist diese Geschichte erfunden, so beweist sie nicht eine besonders gestaltende Phantasie des Dichters, ist sie wahr, so bezieht sie, um wirksam zu sein, nicht eines so peinlich genauen Eingehens in die tiefsten Tiefen der menschlichen Gesellschaft. Führt der Verfasser fort, in dieser Weise seine Beispiele zu wählen, so ist zu fürchten, daß seine Sammlung statt des beabsichtigten Aufhebens bei gar Manchem niedrige Lüste und Leidenschaften erweckt.

Eine merkwürdige Erscheinung tritt aber auch hier hervor. Selbst in dieser Sammlung nämlich, die doch keinerlei politischen Anstrich hat, kommt das Rationalgefühl, das Selbstbewußtsein zum lebhaften Ausdruck, und zwar in zwei Beziehungen: in der Feindschaft gegen Österreich und in dem Feiern der nationalen Größe. Der Verfasser ist ein österreichischer Offizier und der niedrige Helfershelfer ist ein österreichischer Spion, und be gegentlicher Ausführung eines Wortes Manzoni's heißt es: „dessen Haus, statt als heilige Stätte der vaterländischen Erinnerungen erhalten zu werden, in diesen Tagen öffentlich versteigert worden ist.“

Beschäftigt sich die beiden blätter besprechenden Publikationen mit der Wirklichkeit, so führen zwei andere auf das Gebiet des Romans. Hierbei tritt die Erscheinung an Tage, auf welche ich schon früher aufmerksam gemacht habe: die Erzählungsliteratur krankt an einer starken Abhängigkeit vom Auslande, besonders von Frankreich.

Die erste dieser Sammlungen Romani piacevoli erscheint, wie die eben besprochene in kleinen wöchentlichen Lieferungen à 10 Cent., und hat bisher in 5 Heften Romane von Paul de Kock, Smetvel, Piquet und Ober gebracht. Eine zweite größere Romansammlung, die seit dem Jahre 1872 in 144tägigen Lieferungen erscheint und es bereits auf 60 gebracht hat: Biblioteca romantica economica unterscheidet sich von der eben genannten nur durch das Format und den Preis — 1 Lire für den Band — nicht aber im Inhalt, denn auch hier sind die Franzosen die vollständigen Herrscher des Gebietes; unter den 60 Bänden gehören, wenn ich richtig gerechnet habe, 45 den Franzosen an, — um nur die neueren zu nennen: Emile Gaboriau und Penon du Tertail. Einer ganz besonderer Beliebtheit scheint sich aber von den modernen französischen Autoren Jules Verne zu erfreuen; dessen Schriften — und zwar zuletzt: Le tour du monde und Nouvelles fantastiques — mit vielfachen Illustrationen, in wöchentlichen Lieferungen ausgegeben werden und schon in verschiedenen Übersetzungen erscheinen.

Überhaupt ist diese Lieferungs- und Bibliotheksweise nicht leicht irgendwo so verbreitet als gerade hier. Außer den genannten, bei denen eine Anführung genügt, da die von ihnen gebotene Waare ja eine ausländische ist, habe ich noch zwei citirt, die eine: Biblioteca illustrata*, die in schönen, wohl ausgestatteten Bänden, eigene und Übersetzungen fremder Werke giebt:

*) Milano, Paolo Carrara.

Deſſes Robiſon, Montolou, der Schweizer Robiſon und Giulio Sergano: Angiola Maria: die andere: Biblioteca tecnico-politica“), naturwiſſenſchaftliche Volksbücher, von denen drei mit biſher zu Geſicht gekommene Bänden allgemein verſtändliche Mittheilungen über Wein, Eiſſig, Nahrungsmittel enthalten.

Ein Kleindruckwerk ganz anderer Art, das nicht bloß mit kurzer Erwähnung und halbverſtändlicher Gleichgültigkeit abgemacht werden darf, ſondern das längerer Verweilen und wärmſte Erwähnung verdient, iſt die Biblioteca classica economica. Sie erſcheint an dem erſten jedes Monats, in ziemlich gut ausgeſtatteten, meiſt durch genaue Textreviſion, Einleitungen und Anmerkungen ausgezeichneten Bänden von mindedeſt 25 Bogen, zu dem beſpielloſen billigen Preiſe von 1 Lire. Der Verleger dieſes ſchönen Sammelwerkes iſt der Buchhändler Edoardo Sonzogno, deſſen vielfache journaliſtiſche Publikationen im vorigen Briefe gewürdigt wurden, der Herausgeber iſt Eugenio Camerini. Bisher ſind von der Sammlung, welche in Serien à 12 Bänden erſcheint, 20 Bände veröffentlicht worden. Wenn es geſtattet iſt, einzelne Ausſtellungen zu machen, ſo wären es die, daß die Herausgeber verſtändlich haben, ein Programm zu geben, in welchem der Umfang und Inhalt der Sammlung auseinandergeſetzt würde und dann, daß dieſe Klafferausgabe nicht ſo viele Überſetzungen geben dürfte (5 unter 20 Bänden und zwar Homers Illas und Odyſſee, Virgils Aeneis und dann, merkwürdigerweiſe: Lucretius Carus über die Natur der Dinge und Apuleius, der goldene Veſel), welche doch als Überſetzungen keineswegs den klaffenden Werth beſitzen, welchen die Sammlung gewähren ſoll.

Wie billig beginnt die Sammlung mit Dantes göttlicher Komödie; dann folgen, wenn wir weniger die Reihenfolge der Bände, als die Wichtigkeit ihres Inhalts ins Auge faſſen: Torquato Taffes befreites Jeruſalem, Arioffs raſender Roland, Machiavellis Florentiner Geſchichte; Benvenuto Cellinis Biographie; Manzoni's Verliebte und deſſelben Tragödien und Dichtungen; zwei Bände von Giacomo Leopardi, Proſa und Poefie enthaltend; die Selbſtbiographie Vittorio Alfieris, und endlich unter dem Geſamttitel: I drammi de' biondi e delle marine Drammen Torquato Taffes, Baptiſta Guarini u. A.

Die übrigen Bände enthalten Schüſſe, welche jedenfalls im Auslande ſich nicht der gleichen Bekanntheit und Popularität erfreuen, als die biſher genannten, nämlich: Werke des Franco Berni, Tragödien und Geſchichte von Vincenzo Monti, Briefe von Filippo Caſſati. Über die einzelnen durch dieſe Ausgabe zur allgemeiſten Verbreitung gebrachten Werke zu ſprechen, wäre vermögen und überflüſſig. Vielmehr iſt dem dankenswerthen Unternehmen nur eine immer gleichbleibende Sorgfalt der Herausgeber und eine ſich immer ſteigernde Theilnahme des Publikums zu wünſchen, das freilich durch leiſchtere und den Gaumen mehr ſüßende Koſt verwehrt, dem in Italien gleich ſtets richtigen Grundſatze, daß das Alte das Beſſere ſei, nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu ſchenken ſcheint.

Frankreich.

George Sand über Feindesverderbung.“)

Wenn ſich eine Feder, wie George Sand's, einer Frage bemächtigt, ſo muß auch die trockenſte Unterſuchung eine gewiſſe

künſtleriſche Form annehmen. Hier iſt es die dramatiſche, die Weipracheform, welche die berühmte Schriftſtellerin mit wichtigem Taſte gewöhnt hat, um das Für und Wider des Gegenſtandes zu erörtern und zwar wiß, wie es bei einer Sand nicht anders zu erwarten war, auch der weibliche Theil in dieſer Frage zum Worte geſaſſen. Nicht mit Unrecht; denn der Gegenſtand iſt nicht bloß von rein praktiſchem, theils ökonomiſchem, theils ſanitäts-politiſchem Intereſſe: es iſt vielmehr eine Frage, bei der auch Gefühl und Gemüth ein Wort mitzureden haben, und in dieſer ſelben gebührt der allem dem Weibe ein Urtheil. Schließlic iſt es auch nicht der Methodiker Theodor, der mit ſeinen Vernunftgründen die Sache zur Entſcheidung bringt, ſondern Julie, eine Frau von feiner Bildung des Geiſtes und Gemüthes, welche die Sprache des Herzens redet und damit den Ausſchlag giebt. — Zunächst begründet Theodor in rationeller Weiſe die Nothwendigkeit einer Reform des Beſtattungswefens, welche hauptſächlich drei Punkte ins Auge zu faſſen ſollte: erſtlich Vermeidung der Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens, ſodann Vermeidung jeder ſchmerzhaften Einfluſſe auf die Überlebenden, endlich Vermeidung des im Tode ſchuldigen Reſpekts und Schöpfung der Gefühle der Überlebenden. Es müßte alſo ein Verſahren gefunden werden, welches die beiden erwähnten Mißſtände, die dem jezt üblichen mit Recht zum Vorwurf gemacht werden, anſchloß; welches billig genug wäre, um an die Stelle des jetzigen zu treten und weite Verbreitung zu finden; welches endlich ein ſo berechtigtes, theils rein menſchliches, theils religiöſes Empfinden der Überlebenden keinen Anstoß gäbe. Man werden die verſchiedenen, bis jezt angewandten und geſchichtlich bekannten Beſtattungs-Methoden unterſucht. Das Einbalsamiren iſt, abgesehen von ſeiner Koſtspieligkeit, abſcheulich durch die mannigfachen, höch komplizirten Manipulationen, welche mit der Leiche vorgenommen werden müſſen, und fördert ſchließlich nur ein widerwärtiges Reſultat zu Tage. Um unſere Leichen, wie die Juden und Ägypter thaten, in verſchloſſenen Heiſenſamern aufzubewahren und durch den Einfluß der Luſt langſam austrocknen zu laſſen, dagn ſelbst der Raum, und in den meiſten Gegenden iſt auch die Lebensbeſchaffenheit nicht danach. Es bleibt ſchließlich nur die Verbrennung übrig. „Es iſt richtig“, ſagt Julie, „der Körper muß verſchwinden. Er darf nicht verfaulen und giftige Dünſte erzeugen, welche die Atmoſphäre erfüllen und den Lebenden verderblich werden. Wir wollen auch keine Mumien haben, die, in lächerlicher Weiſe zubereitet, einen Gegenſtand grobſten Entſekens abgeben. Er muß zu Aſche werden. Wenn es unmöglich iſt, daß er ſich in das Nicht auflöſe und verſchmelde, ſo iſt dies noch das Beſte; denn die Koſte des Körpers muß ein Ende haben, ſobald dieſelbe der Erde wieder anhängt. Um an Unſterblichkeit und Auferſtehung zu glauben, darf man gar nicht daran denken, was der Prozeß der Fäulnis aus den ſchönen Formen des Körpers macht. Wir wiſſen die Leichen unſerer Theuren der Vernichtung anheimgeben, gleich wie wir das Reich, das ein lieber Freund im Leben getragen, lieber verbrennen, als im Kothe unterſchleppen laſſen. Ich adoptire die Idee der Verbrennung und ich finde ſie religiös, moralisch, zivilisatoriſch.“ — Wir fügen von unſerem Standpunkte hinzu, daß das Reſultat der Verbrennung viel weniger einer verſchlingenden Vernichtung gleich zu achten iſt, als das der Beerdigung. Oder in welchem Falle bleibt uns mehr von den theuren Überreſten eines geliebten Gegenſtandes, wenn dieſelben ſechs Fuß unter der Erde verſanken oder wenn ſie zu Aſche verbrannt werden? Iſt der Grabhügel, der unſere Lieben deckt, iſt das Kreuz, das wir ihnen zum Andenken ſetzen und an dem wir beten, etwas von ihnen ſelbſt? Aber die Aſche iſt es, die wir aufbewahren

) Milano, Felice Legros.

**) Revue de Belgique, Zuliſteft.

Können in unseren Zimmern, in unserer nächsten Umgebung, in Krügen und Urnen, wie es die Griechen thaten, die mit den Mäusen der Geschiedenen einen feinsinnigen Kultus trieben. Ist das heidnisch? Kann ich nicht ebenso beten oder vielmehr besser, ungeheßler, öfter, vor dem Wickenkrug: zu Hause in meinem Allerheiligsten, als draußen auf dem entlegenen, ungesunden Kirchhof am Graubügel? Das hätte Frau Julie wohl noch für ihre Kunst anführen dürfen.

Gschm.

Ö t w e i z .

Schweizer Briefe. (Kirchliches.)

Die Stimmung, welche sich in der mehrbeisprochenden Sitzung des Kantonsraths von Zürich hinsichtlich der katholischen Kirchenfrage geltend gemacht hat, die Abneigung nämlich gegen eine abschneidende konstitutionelle Regelung, findet in dem Verhalten dieser Behörde zur protestantischen oder Landeskirche ein Seitenstück. Es scheint das fast unbegreiflich einer gerade hierin sehr thätigen Geistlichkeit gegenüber; doch verstehen wir die Rückhaltung besser, wenn wir bedenken, wie schwer es ist, auch auf diesem Felde zu einem die Mehrheit befriedigenden Resultat zu gelangen. Zwar hat es die Geistlichkeit in Zürich auch nicht an der nöthigen Eifer und Konnatenz gegenüber dem auch hier zur Dmaltzung aufsteigenden Staate fehlen lassen — im Gegentheil, bei vielen Mitgliefern der Synode mochte der Wunsch, die demokratischen Normen auf die Kirche übertragen, die Rücksicht auf die kirchlichen Bedürfnisse überwiegen; trotzdem verblieb der Kantonsrath in seiner passiven Haltung.

Die neue (demokratische) Verfassung hatte nämlich die neue Regelung der kirchlichen Verhältnisse und der Beziehung zwischen Staat, Schule und Kirche vorgegeben, und demgemäß hatte die Synode, das Recht zu Initiativ-Vorschlägen benutzend, den Entwurf eines Kirchengesetzes beraten und dem Kantonsrath unterbreitet. Die Landeskirche sollte demnach alle Bewohner evangelisch-reformirten Bekenntnisses umfassen, welche sich nicht ausdrücklich von derselben lösen wollten; das Stimmrecht wäre an die Moranzugehörigkeit des politischen geknüpft. Die Kirchengemeinde wählte ihre Behörde, die Geistlichen und die unteren Kirchenbeamten u. befreit den Bau und Unterhalt der Kirchen, Pfarrhäuser, Schulkolaten und Begräbnisplätze, besorgt die äußeren Angelegenheiten; zu den Kosten der Kirchen und Begräbnisplätze müssen alle Steuerpflichtigen beitragen; Geistliche, Diener und Wäre, aus der Reihe der laut dem theologischen Konfessionstexten entnommen, werden von den Kirchengemeinden auf die Dauer von sechs Jahren gewählt mit einer Befristung von 2400–2800 Fr.; nach 10 Dienstjahren, unter Umständen auch schon früher, hat der abtretende oder nicht wieder bestellte Geistliche Anspruch auf ein Ruhegehalt von höchstens halber Befristung. — Die Kirchenpflege, welcher der Pfarrer als Mitglied nicht angehören braucht, hat neben der Aufsicht über die Aufrechterhaltung der Geistlichen auch für Ordnung in den Gottesdiensten, für Sittenzucht innerhalb der Gemeinde zu sorgen und hat das Vorschlagsrecht für die Wahl der unteren Kirchenbeamten. Der Kirchenrath von sieben Mitgliedern, deren 5 die Synode und 2 der Kantonsrath wählen, ist die kantonale Aufsichts- und Prüfungsbehörde, stellt Anträge an die Synode, vollzieht auch deren Beschlüsse; er hat Disziplinarrückfälle, bis zur Verbannung der Süßgespenst gegen schismatische. — Die Synode endlich,

welche bis dahin ausschließlich aus Geistlichen besteht, wird durch freie Wahl gebildet, wobei auf je 2000 Seelen der reformirten Bevölkerung ein Abgeordneter kommt; ihr ist die Regelung der rein kirchlichen Angelegenheiten angewiesen; hinsichtlich anderer Materien kann sie in unerbittlicher Weise ihre Wünsche ausdrücken, doch unterliegen ihre Beschlüsse der Genehmigung des Kantonsraths.

Ein Vorschlagsvorschlag, wonach von den Religionsgenossen kein Bekenntnis noch irgend eine bindende Erklärung gefordert wurde und wonach der Geistliche keiner Behörde ex officio angehören sollte und jeder Gemeinde ein verhältnismäßiger Spielraum gelassen war, wo auch der Staat seines Aufsichtsrechts nicht beraubt wurde, dürfte um so mehr Beachtung finden, als die Urhebersin durch manche Beschlüsse deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß sie an dem Grundsatz der Sonderkirche nicht rütteln wollte, ohne darum nach irgend einer Seite Zwang auszuüben. Schon vor Jahren war an die Synode die schwierige Frage wegen des Glaubensbekenntnisses herangetreten und man hatte sich, die positive und die Reformrichtung als gleichberechtigt anerkennend, zur Aufstellung eines sogenannten Admissionsbekenntnisses und zur Ausarbeitung doppelter Gebete und Formulare für alle geistlichen Handlungen entschieden; die Synode hatte da eingewilligt, daß der Religionsunterricht in der Primarschule durch Lehrer und in konfessioneller Weise erteilt werde und hatte die Verpflichtung zum Besuch derselben für alle anderen Stufen und des Konfirmationsunterrichts aufgehoben. Es hieß Alles nicht; anno 1871 sollte die Rücksicht auf die bevorstehende Bundesrevision, 1872 wohl umgekehrt der Umstand, daß dieselbe gescheitert war, Grund der Verchiebung sein.

Wären nun auch die Zürcher Verhältnisse gegenwärtig liegen wie sie wollen; das Verlangen nach selbstständiger Konstitution der Kirche auf freireligiöser Grundlage aber im Schooße der Landeskirche ist berechtigt und darf nicht zurückgewiesen werden, will man nicht den Wünschen eines erheblichen Bevölkerungsteils entgegenwirken. Und zwar treffen hier unstreitig die Absichten der beiden kirchlichen Parteien zusammen. Die streng kirchliche — das hat sich in fast allen Kantonen gezeigt — hat keine Lust an der Landeskirche zu scheitern, in welcher sie lange genug die Oberhand hatte; sie weiß ganz genau, daß ihr nur die Rolle der Sekte beschieden wäre. Und umgekehrt sind nicht überall die Reformen so sehr erstarbt, daß sie mit Zuversicht ohne Staatschutz auf einen felsen, bleibenden religiösen Verband rechnen könnte — ihre Erfolge sind rein peripetische Erfolge —; warum also der Kirche nicht etwas mehr freien Raum gewähren, damit sich die einzelnen Elemente einmal ungehindert messen können?

Daß der Kampf mit so vollständiger Trennung von Kirche und Staat endet wird, darüber ist wohl Niemand zweifelhaft; aber auffällig ist — trotz dem Vorgehen von A. Vinet — daß auch hier wiederum und zwar theilweise schon jetzt die extremen Parteien in diesem Verlangen sich begegnen und es ist fast ein Zufall, daß man nicht hier oder dort damit einen Versuch gemacht hat. Waren doch 1869 und 1871 in Neuchâtel und Gené dahin zielende Gesetzesentwürfe der obersten Landesbehörde vorgelegt und von derselben diskutiert worden. Wenn die Verlangen nicht zum Geich erhoben wurden, so mag die von Rom und dem vatikanischen Konzil ausgehende Strömung die nächste Ursache sein, insofern dadurch die Stellung nicht nur des Staates, sondern auch der einzelnen Individuen zur Kirche grundsätzlich alterirt werde. Sollte man also auch der protestantischen Kirche völlig freie Hand geben wollen, so wäre das doch nicht für die

katholische angegangen, bei welcher, außer den genannten Motiven, noch das völlige Verschwinden nationaler Tendenzen eine total veränderte Lage geschaffen hätte.

Für Neuenburg, das mit überlegendem Mehr der evangelisch-reformierten Konfession angehört, hätten indeß die Vorgänge von 1870 nicht notwendig eine Frontveränderung herbeizuführen brauchen. — Nachdem 1869 dieselbe die kirchliche Reformpartei, wie man sich ausdrücken beliebte, ihren lärmenden Einzug gehalten hatte, wurde von ihr, in der Hoffnung, damit rascher Boden zu gewinnen, jene Trennung urgirt und der Staatrath, auch hier den Reformen gefällig, legte alsbald einen begütiglichen Entwurf dem großen Rathe vor; die Synode wurde um ihre An- und Abzichten befragt. Wohl hätte die strengkirchliche Partei, welche damals unbestritten die Oberhand hatte, unbedingt zugreifen sollen bei dieser sich so unerwartet darbietenden Gelegenheit; sie verhielt sich aber kühl, wenn nicht abweisend dem Projekte gegenüber und schlug offenbar die Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung der Kirchengüter und der Bildung von Gemeinden auf völlig freier Basis zu hoch an. Dessenungeachtet verließ die erste allgemeine Versammlung im großen Rath im Sinne des Projekts und nur durch den plötzlichen Kriegsausbruch und die folgenden Ereignisse, welche namentlich hier die öffentlichen Aufmerksamkeiten auf andere Dinge leiteten, wurde die Weiterführung der Debatte verzögert.

Inzwischen hatten die Treisinnigen Ruhe, den Plan der Trennung näher zu überlegen und damit die Aussichten für die Zukunft zu vergleichen; sie fanden nur zu bald, daß ihrer mit Hälfte des Staates ein leichteres Fortkommen warte, als ohne dieselbe. Und warum sollte dieser eine Gewalt aus den Händen gehen, welche ihm Niemand bestritt, womit ihm doch auch gegenüber den paar katholischen Gemeinden gedient sein konnte?

Nur, das Projekt wurde zurückgewiesen und der Staatrath mit Umarbeitung eines neuen Kirchengesetzes beauftragt, das zubereiteten, genau betrachtet, Aufgabe der Synode gewesen wäre. Und nur zu bald wurden die Orthodoxen inne, daß ein ganz anderer Wind wehe. Die Synode sollte wesentlich modifizirt, die Beistehenden ausgeschlossen werden; glänzige Aufbaur der Geistlichen, Aufhebung jeder Beitrittserklärung, Beseitigung jedes religiösen Zwangs nicht nur für die Gemeindeglieder, sondern auch und zwar in starker Betonung für die Geistlichen im Verhältnis zu seiner Gemeinde; Wahl der theologischen Professoren durch den Staatrath statt durch die Synode; Vornahme der letzten durch ein ausgebreitetes Veto Seitens des Staatrates und konkurrierende Befugnisse des letzteren und — last, not least — Wählbarkeit von Geistlichen, die irgend ein Eramen gemacht oder irgend eine Pfarrei besiedelt hätten — das war der Rückschlag gegen das Projekt von 1869!

Das war nun freilich viel, sehr viel auf einmal, und welche gewaltigen Fehler man damals begangen hätte, ward den Positiven sofort klar. Als ihre Vertreter die Annahme des Gesetzes im großen Rath nicht hindern konnten, protestirten sie gegen das Geschickliche des ganzen Vorgangs — vergeblich; rekurrierten deshalb an den Bundesrath — vergeblich; veranlaßten dann eine Massenpetition von 10,000 Bürgern, welche die Vorlage an das Volk beizugehen Abstimmung verlangte — vergeblich; und das Einzige, worauf der große Rath einzog, war eine Abstimmung im Sinne einer variablen Verfassungskonvention. Das Volk sollte darüber entscheiden, ob diejenigen Paragraphen, welche die Beziehungen zwischen Staat und Kirche regeln, geändert werden sollten: also Landeskirche — im Sinne des 7er Gesetzes oder völlige Trennung. Und mit 7873 gegen 7857 Stimmen mit

16 Boten über das absolute Mehr wurde auch diese Forderung der altkirchlichen Partei verneint.

Hätte man sich über die im Volke herrschende Stimmung getäuscht? Die Synagogen unter den Orthodoxen riefen zum Austritt aus der veranfalteten, aller ihrer Eigenmächtigkeiten, ja ihrer religiösen Grundlage beraubten Landeskirche, und 16 Geistliche thaten auch diesen Schritt — aber sie blieben allein. Wenn sie auch ein Häuflein von Getreuen am sich sammelten; die große Mehrheit blieb in der Landeskirche.

„Wir haben jetzt, sagt Kantjes Hünler in seiner Rede zur Eröffnung der Zürcher Synode, nichts, als was wir schon seit 1845 im Waadtland haben und kennen, eine Nationalkirche und eine sogenannte freie Kirche, die sich in Abicht auf Lehre und Bekenntnis von dem positiven Theil der Nationalkirche in nicht unterscheidet und eben darum, obgleich sie sich unabhängige Nationalkirche nennt, kaum zu kräftigem Gedeihen wird gelangen können. (Es ist schade, meint Hünler, daß man sich nicht zur Trennung entschlossen hat; wir hätten dann wirklich etwas Neues erlebt, zwei Kirchen, nach Verhältnis zum Ertrag der Kirchengüter partizipirend, eine orthodoxe und eine liberale; wir hätten in der Praxis erfassen können, worüber wir uns jetzt ohne Resultat streiten.) — Anfangs, als die Trennung erklärt wurde, war der Anschein freilich ein anderer. Einmal war das Motiv zur Trennung ein viel bedeutenderes als in Waadt, sobald ging in einer Reihe von Gemeinden die Initiative zur Trennung nicht von den Pfarrern aus, sondern sie gieng aus der Mitte der Gemeinden hervor, und endlich schien auch die Zahl der sich trennenden Gemeindeglieder verhältnismäßig viel größer, als sie im Waadtland gewesen. Jetzt zeigt es sich, daß die Bewegung doch nicht den Umfang erreicht, den man hätte erwarten können“ — die Zurückbleibenden trösteten sich damit, „daß wenn das neue Gesetz das Bekenntnis völlig freigebe, es doch auch dasselbe Niemandem wehre.“

Kantjes Hünler hatte Recht zu sagen, daß man sich wirklich Lust haben werde, das Beispiel Neuenburg nachzuahmen, denn, wie der Ruf nach Trennung von Kirche und Staat verknüpft ist — er wird gegenwärtig einzig in den Kreisen des Protestantismus als das Schicksal des Kirchenheils wiederholt — so sind auch die Dinge für ein Schisma wenig günstig angelegt. Das hat sich dieses Frühjahr in Basel aufs deutlichste gezeigt, wo, wie in einem Brennpunkt die konstitutionelle und die liturgische Frage zusammen trafen. Die nächste Veranlassung gab eine, ohne Wissen der Ausschüssebehörde vom Kirchenrath erlassene neue im Wortlaut der Gebete wesentlich zugeschnittene Liturgie, welche vom kirchlichen Reformverein mit einer Petition um Modifikation des alten hebräischen Glaubensbekenntnisses beantwortet wurde. Da in Basel, trotz der widerholten Bemühungen mancher Männer, namentlich der Wähler, die Landeskirche keine eigentliche Organisation hatte, war jene Petition an den großen Rath gerichtet, welcher sie auch nach langer eingehender Beratung der Regierung zur Berichterstattung und Antragstellung überwieb. Schon damals wurde im Grundsatze festgehalten, daß man, ohne besondere Einschränkungen darum zu verweigern, an dem Institut der Landeskirche festhalten wolle und sodann, daß, wenn möglich, eine Spaltung innerhalb derselben durch doppelte Formen der Liturgie vermieden werden sollte.

So kamen denn im letzten Herbst drei Entwürfe vor die oberste Behörde: ein Beschlußprojekt hinsichtlich des Apschaltens, ein Pfarrwahl und ein Gesetz über Organisation der Landeskirche, während schon früher durch den Eintritt in das Konkordat mit den meisten protestantischen Kantonen über Prüfung und

Anheftung von Geistlichen durch Kreirung einer theologischen Professur für freie historische Forschung sowie durch Einführung der Zivilttaunung, nachdem den Geistlichen die Zivilttaunungsbezüge abgenommen worden, die alte Tradition durchbrochen worden war. — Ich will hier auf die Details nicht näher eingehen, so interessant sie wären. Es mag genügen, zu sagen, daß jene Vorlagen angenommen wurden, allerdings nicht ohne vorher weltliche Veränderungen erlitten zu haben. Es gilt das von den beiden letzten, wo der Grundsatz der Widerwahl der Geistlichen, der bloß theilweisen Officialvertretung der Geistlichkeit in der Synode und das Veto des großen Rathes gegen deren Beschlüsse erst eingefügt und nach sonst erhebliche Änderungen vorgenommen wurden. Am stärksten zeigten sich natürlich die Gegenkräfte beim Glaubensbekenntnis, welches als Anknüpfung der Taufe und Tränung einem integrierenden Bestandtheil der ganzen Pöterlichkeit gebildet hatte. Nach langen Beratungen, welche durch den Widerstand der meisten Geistlichen nicht wenig erschwert wurden, hatte nämlich der Kirchenrath den Antrag gestellt, zwar materiell das Glaubensbekenntnis, welches zugesandener Mäßen manches Veraltete enthält, nicht zu revidiren, dafür aber die verpflichtende Ein- und Ausgangsformel so zu ersetzen, daß Niemand dadurch in seiner individuellen Übergangung eingeschränkt oder gar zur Heuschrecke getrieben würde. Er mochte glauben, mit dieser Aenderung auch die ängstlichen Gemüther zu beruhigen; um so unerwarteter kam die Erklärung von 19 Geistlichen, daß sie sich zwar dem Beschluß des großen Rathes, welcher den Antrag angenommen, nicht direct widersetzen, wohl aber die bloße Verlesung des Apostolikums stetsfort als ein Bekenntnis oder als Verpflichtung für sich und die Gemeinde ansehen würden. Nur zwei im Amt befindliche Geistliche hatten nicht mitunterzeichnet, der Eine, weil er mit jenem Beschluß einverstanden war, der Andere, weil er darin eine Befestigung der Grundhäfen des Glaubens erblickte; unter den 19 Geistlichen waren auch alle nicht weltlichen Mitglieder des Kirchenrathes.

Diese Erklärung, so hintenrein vom Einzel gelassen, hatte natürlich hohe Wellen emporgeschrien und wurde in den Zeitungen sehr scharf kritisiert, führte indeß zu keinem weiteren Nachgeben. Doch sollte die Kettenkassette nicht ausbleiben. Die Wahlen für die Synode hatten zwar keiner der extremen Parteien den Sieg gebracht, obgleich die Liste der Reformfreunde (noch immer ohne Vertretung im Kapitel) in allen Wahlkreisen erhebliche Minoritäten auf sich vereinigt hatte. Als aber der zuletzt erwählte Geistliche von seinem Amte zurücktrat, berief die Wählerkraft — zum ersten Mal übten neben den Kantonsbürgern die reformirten niedergelassenen Schweizer ihr Stimmrecht aus — einen Vorkämpfer des freien Christenthums an die erledigte Stelle und angelächelt einer entscheidenden Majorität ließ sich auch nichts dagegen anrichten, vielmehr wird erwartet, daß man einige weitere Konfessionen macht, um nicht bei einer neuen Wahl ähnliche Früchte zu ernten. — Noch muß ich indeß bemerken, daß das Gesetz über die Bundeskirche im großen Rathe nur mit knappem Mehr durchging und sicher durchgefallen wäre, hätte sich die äußerste Rechte mit der Linken combinirt.

Es sehen schon aus dem Mitgetheilten, daß die Zeitfragen selbst in der Schweiz durchaus keine einheitliche Beantwortung gefunden haben, ich möchte aber meine Übersicht durch Mittheilungen aus andern Kantonen, welche mir zur Verfügung stehen, vervollständigen. Sie werden daraus sehen, wie mannigfaltig die Antworten gesagt werden können. Ich werde mich nehmals zur Ostschweiz zurück, zunächst an das Zürich denkbare Thurgau, welches sich vor nicht gar langer Zeit in aller Stille eine Ver-

fassung auf breiterster demokratischer Grundlage gegeben hat. Ob diesem Kanton die Modernisirung der Kirche so leicht gelingen wird, ist freilich sehr fraglich; erst die nächste Zukunft wird darüber aufklären.

Auch hier war der Streitpunkt das Glaubensbekenntnis, zunächst in seiner Anwendung auf die Taufe (nachdem die Gebete und Gesänge bereits früher umgearbeitet worden waren). Im Sommer 1873 hatte die Synode eine Kommission mit dem Auftrage beauftragt, die Frage wegen des Apostolikums zu beraten, und dieselbe hatte einen Mehrheits- und einen Minderheitsantrag hinterbracht. Danach sollte neben einer neu gefassten Bekenntnisformel, worin die streitigen Dogmen der unnatürlichen Geburt, der Höllenfahrt, der Auferstehung, der Sündenvergebung u. a. ausgelassen werden, der Gebrauch des alten gar nicht oder — der Minderheit zufolge — in denjenigen Gemeinden gebraucht werden, deren Mehrheit sich dafür entscheiden würde. Die Debatte, eingeleitet durch Zeitungsbartel und Broschüren von hüten und drüben, war außerordentlich heiß, endete aber mit einem Siege der Reformer, indem die Synode mit 43 gegen 40 Stimmen gegen die fakultative Verwendung des Apostolikums sich entschied.

Die folgende Aufregung ist begreiflich. Zehn Geistliche legten förmliche Verwahrung ein und einer verließ sofort sein Amt, während Andre mit dem Austritt drohten, mehrere Gemeinden erklärten, sich an den Beschluß der Synode nicht halten zu wollen und zugleich nochmalige Berathung forderten. Auch ließ die Opposition nicht nach, als der Kirchenrath die Einführung der neuen Bekenntnisformel auf Pfingsten angesetzt hatte, und so wird nun doch die Synode nochmals die Sache zur Hand nehmen. „Die Frage ist schwierig,“ schreibt mir ein mit dem Gang der Angelegenheit wohl vertrauter Freund, „dann die Aufhebung ist gleichbedeutend mit einer wenn auch unbedeutenden Niederlage der liberalen Partei, welche sich eine solche nicht gefallen lassen will. Die Festhaltung gefährdet den Grundrath der Glaubensfreiheit und vielleicht den Bestand der Bundeskirche, während der Minderheitsantrag, welcher meine volle Sympathie hat, die Gemeinde als kirchliche Einheit hinstellt und ihr eine gewisse Freiheit zugesichert. Was die Synode beschließen wird, ist nicht abzusehen, wahrscheinlich wird sie bei ihrer ersten Beschlussnahme verharren. — Das Volk ist im Ganzen so gestimmt wie seine Geistlichen und trotz ihnen aus persönlichem Vertrauen Manches zu lieb, doch würde kaum eine Gemeinde mit ihrem Pastor aus der Liturgie willen aus der Bundeskirche austreten.“

Das Vorgehen Thurgaus ist in zweifacher Beziehung demeritendwerth, erstens als Versuch, die Einheit der Bundeskirche auch nach innen festzuhalten und dann als Versuch, den durch die neuen Weltanschauungen modifizirten Religionsbegriff einen wenn auch abgeblasenen Ausdruck zu verleihen und eben darum dürfte die weitere Entwicklung in diesem Kantone selbst über die Grenzen der Schweiz hinaus die Aufmerksamkeit aller erwerben, bei denen das Interesse für kirchliche Fragen nicht ganz abgestorben ist. Es zeigt sich übrigens hier wie in Zürich und Neuchâtel unverkennbar, daß die kirchliche Frage im Grunde nur eine konstitutionelle oder besser eine Emanzipation derselben ist. Je nach der Stellung der einzelnen Kirchengemeinde zum Ganzen und je nach der Stellung des Geistlichen zur Gemeinde wird sich der Entscheid anders gestalten. In Thurgau sucht man die Gesamtheit künstlich oben zu erhalten, in Neuchâtel ist umgeben die Gemeinde vielmehr auf sich selbst. Im Thurgau anbeimgelassen: beides sind Extreme, wegen Zürich weit eher das Richtige getroffen zu haben scheint. Daß aber auch damit

der Proceß der Herbeiführung nicht für alle Zeiten aufgehalten ist, läßt sich schon heute mit Bestimmtheit voraussagen.

So hatte St. Gallen, dem von Zürich gegebenen Beispiel folgend, doppelte Formeln eingeführt und Gebete sammt Gesängen unterbin einer Revision unterstellt. Aber indem man das neue Gesangbuch, welches stark freisinnig ausgefallen war, protestantisch einführt, entfernt man wenigstens eintheilweis das alte, welches den Leuten positiver Richtung entsprach. Und vollends in sich widerstreitend ist das Verhältniß Berns. Die Synode daselbst, aus Geistlichen und zwar überwiegend von der älteren Schule bestehend, hat das Glaubensbekenntniß auch in Berathung gezogen, aber männlich sträubt sich dagegen, Zürich nachzufolgen und die Duplizität christlicher Anschauungen anzuerkennen, vielmehr geht man darauf aus, eine einheitliche Formel zu finden. Zu gleicher Zeit wird aber in dem neuen Kirchengesetz nicht nur das Recht zur Bildung beliebiger Religionsgenossenschaften garantiert, sondern auch noch jeder Gemeinde das Recht gewahrt, gegen die Beschlüsse der Synode ihr Veto zu brauchen, und es hätte wenig gefehlt, daß man sie nicht noch unabhängiger gestellt hätte. Und das geschieht in demselben Augenblick, wo man sich eutlich dazu entschließt, die Pfarrwahl an die Gemeinde zu übertragen, wo aber trotzdem der Regierungsrath die Bezeichnung der Pfarrverwalter für sich zurückbehält!

Zu kann nur im Blick auf den großen Umfang meiner Korrespondenz von einer Erörterung des Berner Kirchengesetzes absehen. Einer Schwierigkeit, welche den Landeskirchen die neue Bundesverfassung bereitet, ist aber noch nicht gedacht worden und sie allein gewährt uns einen annähernd sichern Blick in die Zukunft. Jene garantiert nämlich Glaubens- und Gewissensfreiheit, schützt Jedem vor dem zwangsweisen Eintritt in eine Religionsgenossenschaft und von der Verkürzung zu deren Gunsten ab. Die Frage liegt nahe, was aus den Landeskirchen werden soll, auch da, wo der Schwerpunkt in die Gemeinden verlegt ist. Denn hier ist ja ebenso wenig wie dort von jetzt an die Minorität an die Majorität gebunden; es kann heute eben sein, was morgen überstimmt wird und so muß, bei gewissenhafter Beobachtung der Verfassung, ein befähigtes Dilemma in unzähligen kleinen Kreisen entstehen. Nimmt man hinzu, was heute als ausgemachte Sache betrachtet werden muß, daß, sofern die Zügel nicht etwas losgelassen werden, die römisch-katholische Partei immer fester zusammenwächst und bald einen Faktor bildet, mit dem man, da er sich auf jene Artikel stützt, rechnen muß,*) so ist die schließliche Durchführung völliger Trennung von Staat und Kirche absolut unvermeidlich. Denn eine völlige Zertrümmerung aller kirchlichen Institutionen — das wäre die andre denkbare Möglichkeit — wird sich das Schweizervolk nicht gefallen lassen. Man mag der Kirche einen guten Theil ihrer alten Nimbus rauben; die religiöse Empfindungswelt hat ihre Anziehungskraft noch lange nicht verloren. — Was demnach seit 1849 an Tage gefördert worden ist, ist nur Durchgangsform, kein definitives Schicksal.

*) Das wird mir auch durch die Thurgauer Korrespondenz bestätigt. Der Kanton hat es bis jetzt zu zwei altkatholischen Vereinen — nicht Gemeinden — gebracht, wozu die übrigen Katholiken sich immer enger zusammenschließen und in der katholischen Synode bestig gegen die Gewaltthaten der Regierung geistert wird. Wenn die selbe trotzdem das Verbot des amtlichen Besuchs der Pfarren mit dem Bischof Eusebius aufrecht erhalten kann, so ist nämlich Ursache die Wägung der Führer, welche ohne ultramontan zu sein, den Verband mit Rom und die Einheit der Kirche aufrecht erhalten zu müssen glauben.

Kleine literarische Revue.

— Rheinisch-Westphälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution ist der Titel einer sehr inhaltsreichen historischen Publikation des Bonner Professors der Rechte Hermann Hüffer, welcher eine Sammlung von Briefen seines Urohegators, des weiland Kur-Kölnischen Geheimen-Raths Johann Tillmann von Peyer aus den Jahren 1795 — 1798 mit ausführlichen Erläuterungen zuerst in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein mitgetheilt hatte und dieselbe dann als selbständiges Werk herausgegeben hat. Tillmann von Peyer, ein ehrenhafter Beamter und treuer Diener seines Kurfürsten, ein Mann von altdeutschem Schrot und Korn, tritt uns in dieser, aus seiner Zustuchthütte Amberg an seine in Bonn zurückgebliebene Frau gerichteten Briefen als ein aufmerksamer Beobachter vor gefundenem Urtheil und braver Genugthuung entgegen. Wir empfangen aus seinen Schilderungen ein lebendiges Bild von der Lage der Dinge, in welche die rheinisch-westphälischen Grenzlande durch das Vordringen der Franzosen über den Mittel- und Niederrhein versetzt waren. So sehr sich der Berichterstatter in den Schwanken der Mäßigung hält, obgleich die Ereignisse mit der Macht des unmittelbaren Eindruckes auf ihn einwirkten, das Bild ist für beide Theile nicht gar schmeicheltüchtig geraten, waren auch die Zustände in den Gebieten Kur-Kölns unergiebiglich viel besser und geordneter als in den weltlichen Kleinstaaten rings umher. Aber zeigten sich Kleinmuth, gegenstelliges Mißtrauen und Gerissenheit, die Mängel des Auftretens der deutschen Mächte und Obmannschaften, so vertieft das reinzionäre Frankreich, das den Bevölkerungen die Befestigung des Feudalismus, jedoch dabei nicht wenig Anarchie und Verwirrung und die Jüggellosigkeit einer verwirklichten Soldateska brachte, einen bedeutenden Theil seines Nimbus, die bürgerliche Rechtschaffenheit der gekrönten Deutschen steht in scharfem Kontrast mit dem hochfahrenden und öfters gewissenlosen Gebahren ihrer französischen Befreier. Zwar läßt sich der lebensfrohe Rheinländer auch von Krieg und Unruhen, von Einquartierung und Staatsentwöhnung seinen Karneval nicht rauben und das Betragen seiner republikanischen „Patrioten“, welche mit dem Franzosenthum liebäugeln, hat selbst einen farnvalistischen Anstrich, spiegelt indeß keineswegs die Grundstimmung der Einwohnerlichkeit ab. So bereitwillig wie in Mainz ist man in Köln nicht den Franzosen entgegengekommen. Der alte Rath hatte in der freien Reichsstadt am Niederrhein einen großen und often veranworteten Anhang, man dachte nicht verächtlich von seiner Vergangenheit und die gereiften Männer nicht allzu zusehnen von den Hoffnungen, die Frankreich erweckte. Dieselbe Stimmung athmen die Briefe des wahren Peyer, er steht die Schwächen der von den Franzosen mit Füßen getretenen Ordnung sehr wohl, er ist kein Liebhaber des deutschen Fürstenthums damaliger Zeit, über welches er vielmehr oft freimüthig genug urtheilt, aber, daß für Deutschland aus der Franzosenherrschaft am Rhein Heil sprießen könne, ist dem deutschen Manne eine Unmöglichkeit zu glauben. Und in der That, erst die Napoleonische Regierung, die Peyer nicht mehr erlebt hat, vermochte die guten Früchte der Umwälzung, die Verbesserung des Zivilrechts, des Strafrechts und das Gewissensgericht zu zeitigen. Mit Wehmuth erfüllt es, daß der brave Berichterstatter in dem Augenblick hinsinkt, wo es zur Gewissheit geworden, daß seine heimliche Erde von Deutschland losgerissen war. Er hat seine Gattin nie wiedergegessen und sein Brief vom 14. März 1798, der sein und der Helmut Geschick in ein paar Zeilen bitter beklagt, ist der letzte gewesen, den er

über den Wechsel der Ereignisse schreiben konnte. — Möchte das in diesen wiederbezüglichen Mittheilungen eines schlichten Ehrengemannes dargebotene Material den Herrn Herausgeber oder einen ihm gleichstrebenden Geist zu weiteren Einblicken über diesen interessanten Zeitschnitt deutscher Geschichte, dem Hr. Prof. Hüffer schon mehrere tüchtige Arbeiten gewidmet hat, auch fernershin anfeuern!

T. v. B.

— **Die Rosenprinzessin.** *) Wir möchten zuvörderst unser Bedenken dahin ausdrücken, daß der Verfasser der uns vorliegenden, allerdings drei Bände umfassenden Arbeit die Bezeichnung Roman gegeben hat. Mit Karl Frenzel, der sich darüber fürzlich in der *National-Zeitung* ausgesprochen hat, hatten wir „die Geschichte der Entwicklung eines Helden nur dann für einen Roman, wenn sich in ihr zugleich ein Abschnitt des allgemeinen Lebens, sei es des vergangenen oder des unmittelbar gegenwärtigen, darstellt und neben dem persönlichen Schicksal auch das Zuständliche der Gesellschaft und die Ideen, die sie bewegen, zur Geltung und zum Ausdruck in der Fabel selbst kommen. Wo dies Element des Allgemeinen fehlt, wo nur Schicksal ohne die Akter hier und die Trajektorie dort auftritt, sollte man mit dem Titel eines Romans largen.“ Die vorgedachten Bemerkungen treffen nicht zu. „Die Rosenprinzessin“ hat allerdings den Hintergrund einer großen Zeit, das Jahr 1866, wir erfahren auch gelegentlich etwas über das Verhalten und über die Stimmung der deutschen und tschechischen Bevölkerung Böhmens, welches der Schauplatz der Erzählung ist, es treten auch nebenher tschechische Bestrebungen auf, aber das Alles verläuft doch im Sande und in der Hauptsache hat es dieser „Roman“ nur mit den Lebens- und Liebesgeschickalen einiger junger Paare zu thun, die nach mancherlei Abirrlichkeiten, welche wir eigentlich nie recht ernst nehmen können, glücklich in den Hafen der Ehe einlaufen. Man ist versucht am Ende hinzuzufügen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch!“ so schön sagt sich Alles. Hätte die Arbeit nicht den aufpruchsvollen Titel „Roman“, für eine Erzählung lassen wir sie gern gelten und bezeichnen sie als anmutige Unterhaltungsektüre.

J. H.

— **Biographien englischer Juristen.** Unter dem Kollektivtitel: „The lives of the Chief Justices of England“ veröffentlicht die Buchhandlung von Estes und Lunnait in New-York eine Reihe interessanter Juristen-Biographien aus der Feder von Ford Campbell. Der erste Band der Sammlung ist erschienen; er beginnt mit der Lebensbeschreibung des Lord Chief Justice Holt unter der Herrschaft Wilhelms und Marias und schließt mit der von Lord Mansfield in Georg des Dritten Zeit. Das Werk soll drei Bände umfassen.

— J.

— **The Mambi-Land von James O'Shelly.** **) Ein New-Yorker Perichterblätter hat in diesem Buche eine treue Geschichte des jüngsten blutigen Krieges auf der Insel Kuba niedergelegt, so wie ihm dieselbe seine mit vieler Beweiskraft und großen Gefahren verbundene persönliche Beobachtung während des Feldzuges vorbereiten ließ. Die Darstellung ist reich an treuen Bildern von dem Leben und Sitten der Bewohner des Landes und den mannichfaltigsten Abenteuern. Mambi-Land ist die erste bisher veröffentlichte authentische Darstellung der Insurrektion und zeichnet sich durch die Objektivität des Verfassers aus.

J.

— **Anekdoten von Thackeray und Dickens.** *) Als zweiter Band der „Brie-a-Banc Series“, die Hr. R. S. Stoddard in New-York unter dem passenden Titel: „Anecdotes of a little room“ herausgibt, bietet er uns, d. h. den Verehrern von Thackeray und Dickens, eine unendlich reichhaltige Sammlung charakteristischer Anekdoten und interessanter Notizen aus dem Leben beider Schriftsteller, geschöpft aus vielen und reichhaltigen Quellen, und wenn auch manches Bekanntere darunter, doch Alles werth der Erinnerung überliefert zu werden. Hr. Stoddard selbst, der talentvolle Erfinder und Herausgeber der „Brie-a-Banc Series“, schickt diesem Bande eine Vorrede voraus, welche die Geschichte von Oliver Twist in einem Briefe von Mr. Cruttschank giebt.

J.

Sprechsaal.

Frau Jeanne Mithöne hat einen „Aufruf zur Errichtung eines Feierabendhauses für Lehrerinnen“ erlassen, der den Zweck hat, Lehrerinnen und Erzieherinnen am Ende ihrer Laufbahn einen geruhsameren Lebensabend zu schaffen. Treuen Arbeiterinnen, ohne Unterschied der Konfession, für ihre letzten Lebensjahre eine Behausung bieten zu können, sei es durch Gewährung eines Geldzuschusses, sei es durch Aufnahme in ein zu gründendes Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen, und ihnen so zu einer Altersversorgung zu helfen, ist augenblicklich das vorrätigste Streben des Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen. Der Gedanke, unterstützt von der Ministerin Hall, hat zur Begründung eines „Feierabendhauses“ geführt, und Dr. O. Krenenberg in Jerslohn hat in Wort und Schrift für diesen Gedanken gearbeitet. Auch die beabsichtigte Errichtung einer Pensionskasse ist vielfältig mit Freuden begrüßt worden. Ein hiesiger hochachteter und wohlthätiger Kaufmann, Herr E. Delmer, hat zum Feierabendhaus eine umfangreiche Bankette in der Nähe Berlins geschenktweise zur Verfügung gestellt. Wir empfehlen Allen, welche ein Herz haben für die hochwichtige Sache der Jugendberufung, für diese Sache zu wirken, und dieselbe durch Geldpenden zu fördern. Der Vorstand des Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen, darunter Jeanne Mithöne, Charlottenstraße 14, II. SW., und Dr. Ferd. Wicherlen, Kronenstr. 68, 69 W., nehmen Beiträge entgegen und legen Rechnung.

Aus dem Verzeichniß der Vorlesungen der Akademie für moderne Philologie heben wir hervor: Encyclopädie der modernen Philologie Prof. Dr. Herrig; Syrische Grammatik der deutschen Sprache, Estrids Evangelienbuch und Griechische Bibelübersetzung Dr. W. Wegmann; Angelsächsisch und Altsächsisch Dr. Jernial; Chaldeischer Vortrags Dr. Th. Basse; Syrischer Hamlet Professor Dr. Eze; Sketches von Ch. Diers Dr. Herpe; Goldsmith und his Friends Prof. Benke; Elina von Gertrude A. Bende; Altfranzösisch Dr. Schelle; Provenzalische Gedichte und Sonnet der Rösche Prof. Dr. Hahn; Maltese Dr. Geuze; Dante's Purgatorio Dr. Buchholz; Lattinische Sprache Prof. Raffaele Palumbo; Don Quixote von Cervantes Dr. Kretzer; Komödien von Selberg Dr. Chr. Rauch; Teutonic Antiquities von Nordenskiöld.

*) Roman von Adolf Schirmer. Berlin, Weidmann u. Schönlager.

**) New-York, J. R. Lippincott & Co.

*) New-York, Scribner, Armstrong & Co.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Tlrl.

43. Jahrg.]

Berlin, den 24. Oktober 1874.

[N^o. 43.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Ein neuer Band von Heneggers Allgemeiner Kulturgeschichte der neuesten Zeit. 617. — Ethika von Alois Salerno. 619.
Italien. Literarische Preise aus Mailand. Von Eulwieg Geiger. II. (Schluß). 619.
Ungarn. Maurus Jotai als Humerrist. 622.
Dänemark. Nachlese zu den dänischen Werken. Fest-Kantate von H. Schacht, überreicht von Dr. Hugo Gaebele. 623.
England. Noch einmal der englische Enzyklopädiereiz. 624.
Frankreich. Die Ecole alsacienne in Paris. 625.
Schweiz. Studien zur Geschichte der römischen Kaiserzeit. 626.
Neue literarische Revue. Deutsche Rundschau. 628. — Freigedachte Epigramme. 629. — Vantören der Literatur. 629. — Neue Bilder von Julian Schmidt. 629. — Strafrecht. 629.
Spanien. Die Universität Cordoba. 629. — Polar-Expeditionen. 630. — Der Postkongreß. 630. — Schott und der Buddhismus. 630.

Deutschland und das Ausland.

Ein neuer Band von Heneggers Allgemeiner Kulturgeschichte der neuesten Zeit.

„Wir stehen mitten in der Dast und Unruhe eines Ringens, welches die momentanen Zustände rasch begräbt, die Ideen jagt und die Personen schnell altern macht. Dieser Zeitcharakter, welcher eine scharfe Spaltung zwischen Äußerlichkeit und Innerlichkeit bedingt, trägt sich in allen Lebensgebieten aus, reicht bis in die Kunst hinein. Daher in ihnen allen die so bunterfärbt laut werdende Alage: Nichts Fertiges und Ganzes, keine Lösung und Befriedigung.“ Diese Worte, die sich in der Einleitung des neuesten, fünften Bandes von Heneggers Allgemeiner Kulturgeschichte finden,*) hätte der eifrige Verfasser füglich an die Spitze des ganzen Bandes als Motto seiner selbst, als die geistige Signatur desselben setzen können. Auch bis in die Kunst hinein, hier in die Kunst der Darstellung des gewaltigen Gegenstandes, der sich dem philosophischen Geschichtsschreiber bietet, der Geschichte der menschlichen Kulturentwicklung, ist jene Dast und Unruhe getragen, in einem Ringen, das die Ideen jagt und die geistige Persönlichkeit ihres Trägers schnell altern läßt. In kurzen Zwischenräumen hat dieser unermüdet thätige, äußerst fleißige, äußerst feurige Schriftsteller eine ganze Reihe von starken Bänden zur Kulturgeschichte der Menschheit erscheinen lassen, die bei manchen Bezügen nur den einen Fehler haben, daß sie zu wenig geben, indem sie zu viel bieten. Allgemeine Kulturgeschichte der neuesten Zeit! Ein gewaltiges Problem in der That und wie wir glauben, nur in einer Art Lösung: dadurch nämlich, daß man die Aufgabe rein vom philosophischen Standpunkt aus angreift, das Einzelne und Besondere auf das Allgemeine, das Einzelliche zurückführt, dadurch, daß man mit feinem psychologisch eindringenden Blick das Wesen der Erscheinungswelt einer ganzen Epoche in sich aufzunehmen, mit dem der vorhergehenden und der folgenden kritisch zu vergleichen bestrebt ist. Wie wird indeß der sein Ziel erreichen, der statt des eben angedeuteten gewissermaßen den statistisch-empirischen Weg wählt, der eine Leisefte Zäule einzelner Ideen,

Thatfachen, Namen und Zahlen aneinanderreicht und mit einander vergleicht, um aus dem schließlichen Ergebnis dieses arithmetischen Exempels einen Gradmesser für den Fortschritt der allgemeinen Kultur wie der eines jeden einzelnen Kulturvolkes zu gewinnen.

Und dieses ist der Hauptvorwurf, den wir auch diesem neuesten Bande des Heneggerschen Werkes machen müssen. Eiferne Rechen gehören wahrlich dazu, sich durch einzelne Partien desselben durchzuarbeiten, ohne unter der Masse des auf uns anflutenden, namenlosen Stoffes erdrückt zu werden. Und damit man nicht glaube, daß wir mit diesem herben Urteil auch nur ein Jota zu viel sagen, wählen wir, um den Leser selbst urtheilen zu lassen, eine und die andere Stelle aus dem Buche feist, auf Verabwohl aus. Es heißt es z. B. über die Geschichtsschreibung im neunzehnten Jahrhundert, nach einigen einleitenden Bemerkungen (S. 247): Die National-Arbeit (nationale Geschichtsschreibung) angezogen, stehen die Deutschen in bedeutendem Vorprung; wenn ihnen die Franzosen nachzu folgen, so haben sie dieses Ergebnis einzig der relativ höchsten Zahl von Tagebuchsnotizen und Memoirenschreibern zu danken; mit ihnen bricht die Reihe in merkwürdigen Sprüngen ab. Zählen wir bei den Deutschen über neunzig, bei den Franzosen in den achtzigern, so fällt bereits die dritte große Nation, die Engländer, bei denen der geschichtsschreibende Trieb wie manchen andere sich nur dann und wann in vereinzelten Häuptern von besonderem Rang ansetzt, unter 4 der letzteren Zahl ab; Stellen weißt ihrer über ein Duzend. Schweden, Spanier, Russen, Amerikaner folgen in stetig abnehmender Zahl. Dänen, Polen, Ungarn, Niederländer und Schweizer sind die letzte Reihe mit jenen nur einigermassen Weisern des Rangs. Dabei ist es von maßgebender Bezeichnungskraft für die Nationalcharaktere, wie sich die aus den verschiedenen Völkern herausgewählten Vertreter zur Geschichte der einzelnen Länder und Zeiträume verhalten. Wenn die Deutschen in ihrer Ferrikenheit ohne Zweifel mit einer berechtigten Vorliebe auf die großen Phasen ihrer einstigen römisch-deutschen Kaiserherrlichkeit (?) zurückblicken, welche sie lange mit dem Traum einer Unverwundbarkeit unterliegt, so macht sich daneben sofort wieder der kosmopolitische Zug geltend, welcher ihnen wohl oder übel auf allen Wegen anliegt. 1/3 jener geschichtsschreibenden Häupter wenden sich der Entwicklung einzelner Länder- und Staaten zu, und von ihnen sind es 1/3 Deutsche über Deutschland, 1/3 über alle möglichen anderen Länder. Ganz anders verhält sich der Franzose, bei dem der Patriotismus zur Gallomanie wird. Das Verhältnis der Staatengeschichtsschreiber zur Gesamtzahl ist bei ihnen ein noch härteres, das sich durch die Ziffer 1/3 ausdrückt; aber von dieser letzten Durchschnittszahl sind es wieder 1/3, die ausschließlich ihr Land und Volk (beneden etwa noch Universalgeschichte) ins Auge fassen, einzig das letzte Kapitel wendet sich anderen Ländern zu, und dem Franzosen im Ganzen geht hierfür des Entschiedensten die Liebe und das Verständnis ab. Das eine Drittel der Engländer wirft sich auf ihr Land und ihre Kolonien; ähnlich ist das Verhältnis bei den Italienern, und da hat es noch weit mehr zu befragen: Geschichte als Forschung und Darstellung sowie Literatur sind zweifelslos mächtige Hebel der nationalen Kräftigung geworden. Etwas Ähnliches findet sich, und hier ohne jedweden äußeren Anstoß oder Tendenz, bei den Schweden.“

*) Dialekt der Kulturgeschichte und seine Endresultate. Leipzig, J. F. Weber, 1874.

So heißt es ferner in der Besprechung der nicht ganz fünf Seiten füllenden Entwicklung des Rechts im neunzehnten Jahrhundert: „Ganz überwiegend wird immer noch das römische Recht gepflegt, insbesondere auch als ein sehr wesentlicher und mit Glanz vertretener Theil Geschichte desselben, derart, daß es das volle Viertel aller Kräfte absorbiert. Römisches Rechtsstudium und römische Rechtsgeschichte nach ihrer modernen Ausbildung sind in den Anfängen des Jahrhunderts durch hervorragende Häuser förmlich begründet worden; die Darstellung seiner geschichtlichen Entwicklung im Mittelalter ist ein ganz neues und großes Werk. Erforschung des historischen Rechts ist allgemein ein mit Auszeichnung angegriffener Punkt. Unser Jahrhundert hat ferner die jetzige baltische Rechtswissenschaft begründet und das amerikanische Recht erst der allgemeineren Kenntniß geöffnet. Recht und Verwaltung, Staats- und Rechtsgeschichte von Frankreich, mehrfach bearbeitet, sind in förmlich fundamentaler Weise angefaßt worden. Dasselbe gilt ganz allgemein von der Staatsrechtslehre. Kriminalrecht und Prinzip einer, Zivilrecht andererseits sind ungefähr gleich stark vertreten; weniger das Kirchenrecht, ein von etwa einem halben Duzent, und zwar lauter Deutschen, ausgegriffener Zweig. Die historische und die in Opposition zu ihr stehende philosophische Schule des Rechts, beide von Haupten ersten Ranges vertreten, sind deutsches Produkt. Eine deutsche Rechtswissenschaft hat sich erst eigentlich in unserem Jahrhundert herausgebildet.“

Welche Bereicherung unserer Kunde der modernen Kultur-entwicklung tragen wir denn davon, wenn wir erfahren, daß von den $\frac{1}{2}$ der geschichtstreibenden Männer Deutschlands, die sich mit allgemeiner Geschichte befassen, $\frac{1}{2}$ über Deutschland, $\frac{1}{2}$ über alle möglichen anderen Ländern schreiben; daß französische Staats- und Rechtsgeschichte in unserem Jahrhundert mehrfach in fundamentaler Weise angefaßt worden sind? Haben wir die Kunde solcher Daten überhaupt noch als eine Bereicherung unseres Wissens zu erachten? Gelangt man auf diesem Wege zur Erkenntniß der Fortschritte der Kultur und der Theilnahme der einzelnen Völker an diesen Fortschritten?

Und dabei fällt die Darstellung der Entwicklung auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste noch die größere Hälfte des Bandes, die kleinere nur entfällt auf die der Politik und der sozialen Fragen, welche letzteren der knappe Raum von etwa $\frac{1}{2}$ Bogen zuläßt. Dennoch sind wir im Gange von diesen ersten Abschnitten mehr befristet worden als von jenen letzteren. Wir hoffen hier doch wenigstens öfters auf längere Perioden, bei deren Lektüre uns der Athem nicht beengt wird, deren Inhalt wir getrost unterschreiben. Doch auch hier macht sich über kurz oder lang das überhandnehmende, nutzlose, widerprüchliche Element in dem Verfasser immer wieder geltend; blödsinnig finden sich nur, durch wenige Seiten getrennt, Sätze, die, wenn auch nicht einander durchaus ausschließen, so doch schwer zu vereinen sein möchten. So urtheilt Henzger über die jetzige Epoche: daß ganze Jahrhundert ringt um nichts Eringeres als um die Auflösung der alten, abgelebten Weltanschauung, von deren Fesseln es sich, erst theoretisch und dann praktisch, freimachen möchte, ohne noch die Gedächtnisse und Formen einer neuen gefunden zu haben. (S. 5), und bald darauf: Der Völker am Steuer der Zeit ist ein großer Kulturjung; die Zeit ist groß in den Augen dessen, der sie begreift. (S. 9). So wagt er sich mutbig den Anklägern des Zeitgeistes von rechts und links entgegen und stellt sich doch auch selbst denselben zu in manchen Punkten, deren übertriebene Ungerechtigkeit er vorderer selber verurtheilt, so S. 10 in seinem Urtheil über

die Bourgeoise. Und gleich neben solchen widersprüchlichen und unabgeklärten Ausprüchen finden wir andere, die man eher, prägnanter, allgemein gültiger kaum ausdrücken könnte: So die Worte, mit denen er seine allgemeine Vorberathung über die politische Richtung des Jahrhunderts schließt:

„Der Einfluß Einzelner, mögen sie noch so groß sein, hat sich entschieden verringert in dem Maße, als das Niveau der allgemeinen Kultursteigerung sich unter den größten Massen ausgeglichen und zugleich erhöht hat. Wenigstens kann der Einzelne nur dann beträchtliche Stellung gewinnen, wenn er sich lentend in eine große Strömung nationalen oder allgemein zeitgemäßen Zuges hineinwirft.“

Wenn so unser Urtheil über den Inhalt dieses neuen Bandes der Henzgerischen Kulturgeschichte nur ein sehr begnügtes zustimmendes ist, wenn wir bei voller Anerkennung der Selbstständigkeit seiner Auffassung, des zahllosen Fleißes, von dem es Zeugniß ablegt, dennoch weder die Auffassung für eine richtige noch diesen Fleiß für einen wahrhaft fruchtbringenden zu halten vermögen, so müssen wir uns doch ungleich entscheidener gegen die äußere Form, gegen den Stil desselben wenden.

Die erste Forderung, die wir an den Darsteller einer jeden großen Aufgabe zu stellen berechtigt sind, ist nämlich die, daß er und die Resultate seiner Studien und Forschungen, seiner eigenen Gedanken wie derer seiner Vorgänger, die er sich zu eigen gemacht, in wohl verarbeiteter, eng zusammenhängender Form und zwar so gebe, daß wir uns zu ihrem ruhigen Erwägen, ihrer Aufnahme und Weiterverarbeitung in uns wie von selbst gedrängt fühlen. Nichts stellt sich diesem Eindruck störender entgegen, als wenn uns stets die Gedanken jener Dritten in ihren eigenen Worten geboten werden. Statt daburd geistigt zu werden, wird der Leser gestört, von dem eigentlichen Gegenstande der Darstellung abgelenkt und endlich ermüdet; er geht des Gefühls der wohlthuenden Ruhe, die eine stetige, klare Entwicklung erzeugt, verlustig und steht sich genöthigt, sich nach der Lektüre weniger Seiten von den Anstrengungen des unfreiwillig mitgemachten Kennens zu erholen. Betrachten wir z. B. den Abschnitt, in dem der Verfasser sich über die Bedeutung der Bourgeoise unserer Tage für die Entwicklung der allgemeinen Kultur äußert. „In der einen Behauptung“, heißt es hier (S. 11) „hat Thiers Recht, daß nämlich jeder Stand darauf ausgeht, alle über ihm Stehenden zu sich herabzureißen; der andere Theil seines Satzes, daß er alle Niedriggestellten zu seiner Höhe emporzubeheben strebe, hat sich nirgends bewährt. Was die Zeit nach dieser Seite gethan — und es ist Viel! — das hat schwer erstritten werden müssen. Noch steht Lauberts Anspruch in welchem satirischen Rechte: „Jedes System bedarf der Kritikstralle; die Heubalseren unserer Tage sind die großen Kaufleute und Fabrikanten.“ — Der dritte Stand und seine Regierungsfähigkeit sind an der Hand der Geschichte der letzten Jahrzehnte sehr richtig von Bluntzli geschätzt: zwar fähig zur Verwaltung und zur Kontrolle der Regierung, aber nicht fähig, große Völker zu regieren und große Politik zu üben; ihm gebühre sonach nicht eine beachtenswerthe Stimme im Rathe der Nation, aber nicht das entscheidende letzte Wort. So läßt sich bei scharfem Zusehen eine politisch soziale Parallele ziehen. Es ist nämlich vom national-ökonomischen Gesichtspunkte aus treffend bemerkt worden: Wie das Handwerkerthum eine geistige Verwandtschaft aufweise“ u. s. w.

Störend noch als diese durch übermäßige Citate erzeugte Unruhe wirkt das Streben des Verfassers durch neue Wortbildungen, durch die Zusammenfügung mehrerer Worte zu einem

sonst nicht üblichen Gängen recht drastisch, recht radernd zu wirken. Wir können uns nicht genugsam verwahren gegen diese Tendenz modernsten Datums, die zuerst von Johannes Scherr mit einem gewissen äußeren Erfolge und größter Selbstgefälligkeit in Szene gesetzt, uns damit bedroht, die Reinheit und teufeliche Strenge unserer Schriftsprache mit reisender Schnelligkeit zu untergraben und an die Stelle der strengen Regel, der festen Form, Formlosigkeit und Willkür zu setzen. Was sollen wir mit Ausdrücken anfangen wie die „Annozerei des Marktes und Teilschens“ (S. 10–11), eine innere Wohnung in Kunst und Wissenschaft (S. 24), das Haus der Rückwärtserei (S. 28), eine gleich nach der frühen Revolution berufene Kammer (S. 31).

Es ist noch deutlicher, wenn Verfasser schreibt: Diese Führerschaft war längst von Oesterreich okkupirt. Jener Zeit und jenem Volke paßte der thätlose, genüß-ruhefüchtige Charakter eines Metternich, der ausnahmsreichen Mittelmäßigkeit und der lägenhaftesten Phrasen. Die Inbelsung des trügen Beharrens in verrosteten Zuständen, Konserveren bis zur Zehnheit — ward jetzt das laut gepredigte Prinzip der Staatsweisheit die Panacee in allen Wirren und Nöthen. — Erst desatellisirten, wenn man demonstrieren wollte u. s. w.

Der Stil ist der Mensch! Dieses alte wahre Wort bewährt sich auch bei dem hier vorliegenden Werke. Der sich zu solchen Willkürlichkeiten in der Sprache hinreißt läßt, wie sie uns fast auf jeder Seite dieses Werks entgegenstehen, der, fürchten wir, ist auch in großer Gefahr, die Gewalt über den Stoff selbst zu verlieren, von ihm bewältigt zu werden, statt seiner Meister zu bleiben und am Ende inmitten auf dem Wege nach dem lebenden Ziel Schiffbruch zu leiden ohne jedwedes Mittel der Rettung. Ein solches Ergebnis aber ist um so betrübender, wenn es sich dabei um einen Mann handelt, der seiner natürlichen Anlage nach wohl befähigt wäre, die Aufgabe, so hoch gestellt sie auch sein mag, bei richtigem Angreifen und eifrigster Selbstbefriedigung glücklich zu lösen.

3.

Elfrida von Monte-Salerno.

Die hochgeschätzte Person, welche unter dem Namen G. Conrad Dramen schreibt, hat ein neues Trauerspiel Elfrida von Monte-Salerno in fünf Aufzügen bei Otto Götter in Berlin erscheinen lassen. Das eigenthümlich geartete Talent des Dichters macht sich in dem neuen Trauerspiel in der bereits bekannten Weise wieder geltend. Ein hoher poetischer Auffassung theilt sich mit einer Poesie der suchtbarsten Phantasie, des nämlich-grauenhaftesten Zaubers, der entsetzlichsten Grausamkeit. Ein überaus seiner Kenner der Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts, ein vollendeter Schilder der Stimmung der neorealistischen Landschaft und Bevölkerung und jener Zeit, in der ein streng monachisches Kirchenthum und ein in den gewissenlosesten Egoismus ausgearteter Humanismus sich schroff gegenüberstanden, hat der Dichter uns verschaffen, also diese Elemente zu poetischer Gestaltung zu bringen. Bei alledem ist das Stück, dem auch freieste Erfindung nachsprüchen ist, nicht von allen den Merkmalen freizusprechen, an denen die moderne französische Romantik, ganz insbesondere der Zbelle, welcher den Verfallschen Opernorten zu Grunde liegt, leidet. Der Selbst Elfrida, einer in der kaltesten Einnulst lebenden, aller religiösen Angst und Beklemmung baren Schönheit, paßt es, daß sie sich menschlich und unphilosophisch verliebt — leider aber in ihren Bruder, dessen Verwandtschaft sie durch eine Verletzung von grauenvollen Familienverhältnissen nicht admt. Da sie häßlich

sein will als Heiligen und Sittengefäß, geht sie rasend dem Tod und dem Verderben entgegen. Die erste Klippe, an welcher das dahinschwebende dramatische Schiff scheitert, ist die Verrätherei in Elfridas eigener Seele. So lange sie sich mit Leib und Seele als Philosophin über die Geirge dieser Welt nach hinwegsetzt, konnte sie Theilnahme erregen; in dem Moment, wo sie zur Anstifterin von Unheil und Mord wird, hat sie die Theilnahme des Zuschauers vermisst. Der weltlichen Gerechtigkeit greift der elementare Zufall vor; ein Ausbruch des Besuns, dramatisch geschickt benutzt, setzt dem wüthen Treiben in Schloß Monte-Salerno ein Ziel. Dennoch liegt hierin die zweite Klippe, da das Stück seiner Anlage nach Gerechtigkeit erheischt, und was an den Menschen nicht mehr vollzogen ist, vollzieht im letzten Akt der Dichter an ihren abgeschiedenen Geistern, die als Gespenster umherlaufen. Diese beiden Fehler werden jede Bühnenvirkung lähmen müssen. Und das ist Schade! Denn das Stück ist voll hoher Vorzüge allererwähnlicherer Art. Der 4. Auftritt des ersten Aufzuges, eine Art Glaubensbekenntnis Elfridas, zeigt trotz der Verderbtheit der Zeit eine solche innige Güte höchster Poesie, eine solche tiefe Kenntniss jener Zeit und der von ihren Übertreibungen inkurirten Charaktere; die beiden ersten Auftritte des fünften Aufzuges sind, wenn man davon absteht, doch so unmittelbar zu Ernst-Ercheinungen führen sollen, menschlich betrachtet so rührend, daß es im höchsten Grade ungeschmackhaft gewesen wäre, das Schema des Ständes hätte dem Dichter länger vorgelegen, um bei genauerer Abmessung der dramatischen Äquivalente zu einem anderen menschlicheren, Schluß zu führen. Nicht daß wir dem Dichter einen Vorwurf aus der Grausamkeit seiner Lösung machen wollen; das mag der Stoff erheischen; aber wer mit Elfrida aus dem Brunnen heidnischen und mahomedanischer Weltanschauung sich geholt hat, den Glauben an die christliche Legende mit der objektiven humanistischen Kritik, mit historischer Überlegenheit lächelnd der Seite zu stecken, für den sind die Puppen des fünften Aufzuges mit ihren finstlich mittelalterlichen Anschauungen von Hölle und Verdammnis nicht mehr in der beabsichtigten Weise schrecktoregend.

Italien.

Literarische Briefe aus Mailand.

Von Ludwig Geiger.

II. (Schluß).

An die in dieser Sammlung erscheinende Ausgabe der Schriften Manzonis schätze ich am besten eine neue Schrift über Manzoni an, welche die schon so überreiche Manzoni-Literatur um einen werthvollen Beitrag bereichert. Ober besser keine ganz neue, sondern eine wiederum aufgelegte, die fast in Vergessenheit geraten war, und dieses schändliche Schicksal nicht verdiene.

Als nämlich vor nun fast 50 Jahren die Promessi sposi, die seitdem zum Eigenthum der ganzen gebildeten Welt geworden sind, erschienen, wurde die Frage aufgeworfen, ob die hier erzählten Ereignisse auf historischem Grunde beruhen. Diese Frage beschäftigte auch den damals jungen, jetzt allgemein bekannten und hochverdienten Cesare Canù und veranlaßte ihn, um den Werth jenes Romanes durch den Nachweis, daß er eine treue Schilderung der Zeit gebe, auch bei denen, die sich nicht in historische Studien einlassen könnten, zu erhöhen, jener roman-

haften eine historische Darstellung an die Seite zu legen. So entstand der historische Kommentar^{*)}, der, seitdem nur selten neu gedruckt, fast vergessen war, da die Begeisterung für Manzoni durch seinen Tod frische Nahrung erhalten hat, mit Recht aufs Neue, wenn auch in alter Gestalt, herausgegeben werden ist.

Doch würde man sich eine falsche Vorstellung von diesem Werke machen, wenn man meinte, daß es, nach Art unserer Klassiker-Kommentare Schritt für Schritt dem Romane folgte; vielmehr ist es eine durchaus selbständige historische Darstellung und führt daher mit Recht, außer dem bereits angeführten, den Nebentitel: die Lombardei im 17. Jahrhundert. Der Verfasser giebt nach einer allgemeinen Übersicht der Geschichte und des Zustandes der Lombardei ein kurzes Leben des Friedrich Borromäus, des Gründers der Bibliothek Ambrosiana, für dessen Denkmal die Worte Manzonis als Inschrift gesetzt haben; die übrigen Kapitel tragen, in ihrem Anschlusse an Worte des Dichters, folgende Überschriften: Der Ungekannte, unter welchem G. den Francesco Bernardino Visconti vermuthet, die Rönne von Menzja, die Befreiung Mailands; Göttergesehe, Jünglingsliebe, Empörung in Mailand, Krieg von Montferrat, die Minister Olivarres und Richelieu; das deutsche Heer; Die Pest; die Eismäuer; Übersicht über die spätere Entwicklung des Landes. So ist das Buch, mit kaum sichtbarem Faden an die Manzoni'sche Erzählung geknüpft, eine historische Darstellung, die durchaus selbstständig für sich bestehen kann, eht wissenschaftlich gearbeitet, mit zahlreichen Verweisungen in den Anmerkungen und 7 ziemlich ausführlichen Beilagen, welche ungedruckt oder wenig bekanntes Material mittheilen und besprechen.

G. Cantu, der Verfasser der eben genannten Schrift, der ungemein thätige Schriftsteller und Gelehrte, hat in diesem Jahre auch ein dreibändiges Werk abgeschlossen, dessen Erörterung wenigstens Pflicht ist: eine Sammlung von Biographien berühmter Italiäner.^{**)} Es ist ein stattliches Werk — der letzte kürzlich erschienene Band ist gegen 700 Seiten stark — in welchem der Verfasser seinen Bandenleuten, im weiteren Sinne den Italiänern, einen Ehrenempfang errichtet hat. Oder sagen wir lieber im weitesten Sinne, denn daß Cicero und Cäsar, daß auch Napoleon unter den berühmten Italiänern figuriren, wird Manchem nicht recht billigenwerth erscheinen. Überhaupt treffen wir in dem Werke eine etwas gemischte Gesellschaft an. So werden in dem letzten Band folgende Personen, der Reihe nach, behandelt: Tommaso Grossi, Gelsio Curione, Pietro Maritre Vermiglio, Pietro Carnesecchi, Pietro Giannone, Enrico Pagani, Ludovico Castelletto, Antonio Rosmini, Giovanni Branc, S. Cocini, Giuseppe Palmi, Donato Silve, Angere Beresovic, Giovanni Giorgio Prellino, Massimo d'Azeglio, Galileo Galilei, Alessandro Volta, Savonarola.

Wie man sieht, herrscht in der Auseinanderfolge der Biographien keinerlei weder alphabetische, noch chronologische, noch sachliche Ordnung. Naturforscher stehen friedlich neben Ideologen, Schriftsteller der neuesten Zeit neben Märtyrern der alten, Künstler neben Gelehrten. Auch auf Vollständigkeit hat der Verfasser keinen Anspruch erhoben, die ja auch bei dem für ein solches Werk geringen Umfange und der verhältnismäßigen Ausführlichkeit der einzelnen Biographien nicht zu erreichen gewesen wäre, sondern hat die Aufzunehmenden nach eigenem Gutdünken

gewählt. Dabei fällt es nun freilich auf, daß während Dante und Tasso selbstverständlich behandelt werden sind, Ariost, Boecaccio, Petrarca fehlen, um so mehr, als gerade in diesen Jahren Gedankte der drei Weltgenannten gefeiert werden.

Was die Behandlungsart betrifft, so ist das Werk, trotzdem es erstlich für ein größeres Publikum bestimmt ist, durchaus wissenschaftlich gearbeitet. Anmerkungen und Literaturangaben fehlen bei keiner Biographie, wobei auch die deutsche Literatur die gebührende Berücksichtigung findet; bei manchen sind im Anhang bisher handschriftlich gebliebene Briefe oder Mittheilungen aus Archiven denen Venetiz und besonders Mailands selbst beigegeben worden. Auch einzelne Zeichnungen sind dem Werke beigegeben, deren Auswahl gleichfalls eine willkürliche gewesen ist, die Bilder von Antonio Rosmini, Torquato Tasso, Muratori und Vincenzo Monti. Zur Charakteristik des ich aus dem reichen Inhalte des Werks nur zwei, gelegentlich herausgerissene Aetizen hervor, die eine, daß sich der Verfasser entschieden und wohl mit Recht dagegen verwahrt, Savonarola als Verkäufer der Feinmalen anzufassen, die andere, daß er eine längere Anmerkung dazu bestimmt, zu beweisen, daß Niccolò Caprinus kein Deutscher gewesen sei, und daß daher König Ludwig von Bayern Unrecht gethan habe, sein Bild in die Sala Terrena aufzunehmen.

Es ist schwer, von diesem großen gründlichen Werke eine Übergang wieder zur leichteren Tagesware herabzuführen, und doch muß es geschehen. Denn ich muß es dem Urtheile kompetenter Richter überlassen, ob das durch seinen Umfang — drei starke Bände — allerdings imponirende Werk des Lucio Alicenti: *L'universo, an Werth und Bedeutung wirklich, wie ein Mailänder Kritiker es gethan hat, Humboldt's Kosmos gleichgestellt werden darf, und Auguste de Gasparis Überlegung von Ludwig Friedländer's *Sittengeschichte Roms* ist, trotzdem sie einem bewissenschaftlichen Werke gewidmet ist, doch nur eine Übersicht, die einfach registriert wird, ohne weiter besprechen zu werden.*

Denn die Schrift Felice Calzavottis ist, obwohl sie den wissenschaftlichen Titel führt: *Alcibiades, die Kritik und die Zeitalter des Pericles*), keine wissenschaftliche und keine literarische. Vielmehr ist sie die polemische eines Dichters, der in Drama „Alcibiades“, oder, wie er es lieber genannt sehen will, griechische Szenen geschrieben hat, sie in Florenz hat aufführen lassen — gedruckt sind sie bisher noch nicht worden, — damit durchgeschallen ist und sich für diese ihm seiner Meinung nach widerfahrene Unbill an den Kritikern rächt. Unter den ihm gemachten Verwürfen war der größte der, daß er die griechische Republik ungerecht beurtheilt und falsch dargestellt hätte, und dessen Entkräftung wird nun von ihm versucht. Sein Buch — und als Antwort auf einige Zeitungsartikel ist ein Heft von 135 eng gedruckten Seiten stark genug — macht einen sehr gemischten Eindruck, wie es denn aus zwei Abschnitten besteht, die ganz gut von einander getrennt gedacht werden können: einem polemischen, in welchem der Verfasser mit seinem Widerspruch nicht eben glimpflich verfährt, und einem historischen, in welchem der Verfasser, wie es scheint, mit Benutzung der Quellen die Richtigkeit der Ansicht, welche er in seinem Drama ausgesprochen hat, zu verstehen sich bemüht. Denn das ist ihm die Hauptsache: nicht der historische Nachweis, der um der Sache willen

*) *Compendio storico ai promessi sposi o la Lombardia nel secolo XVII.* Milano, Giacomo Agnelli, 1874.

**) *Italiani illustri. Ritratti da C. C. Milano Libr. Brigola 3 voll. gr. 8. 1873 und 1874.*

*) *Studi intorno agli usi ed ai costumi dei Romani.* Milano F. Manni, 1874.

**) *Alcibi, la critica e il secolo di Pericle Lettera a Yorick* figlio di Yorick. Milano, Fratelli Rechiedei, 1874.

unternommen wird, sondern die Ausführung, daß er Recht gehabt habe und daher ungerecht getadelt werden sei. Warten wir, um ein Urtheil zu fällen, ab, bis das Drama, das sich bereits unter der Presse bewegt, gedruckt vorliegt. Eins aber kann ich nicht verschweigen: wenn jeder dramatische Autor und besonders jeder Verfasser eines historischen Dramas in dieser Ausführlichkeit und mit diesem Tone den Strauch mit seinen Artifikern versehen wollte: welch schöne Literatur würden wir dann bekommen. Eine Literatur, weit unfruchtbarer als jede andere polemische. Denn Autoren und Kritiker werden sich niemals gegenseitig überzeugen, und das Publikum freut sich über ihr Gerede und vergißt die Sache. Da ich gerade von historischen oder fälschlich sich als historische ausgebenden Schriften rede, so will ich auch einer merkwürdigen Karte gedenken, die, vielleicht älteren Datums, noch jetzt an den Schaustauern zu sehen ist. Auch sie giebt, wenn es eines solchen noch bedürfte, einen neuen Beweis für das lebendige, entfaltete Einheits- und Vaterlandsgedühl, das heute noch so frisch ist, wie unmittelbar nach den Einheitskämpfen. Die große Karte*) zeigt in kleinen, hübsch ausgeführten Bildern 76 Könige, nennt bei jedem das Antrittsjahr der Herrschaft und zählt ganz kurz die Hauptereignisse der Regierungszeit auf. Unter diesen 76 Königen, unter denen ostgothische, lombardische, deutsch-römische Kaiser und italienische in Königen gekrönte Markgrafen durcheinander stehen, wie sie aber von den Verhältnissen erhoben und fallen gelassen wurden, ist der dritte der deutsche Kaiser Karl V., dem dann nur noch Napoleon der Große — so wird er vom Verfasser Leo Tettini genannt — und Viktor Emanuel folgen. Über diese beiden letzten sagt der Zusammensteller in seiner den Bildern vorausgeschickten kurzen Einleitung: „Nachdem Napoleon I. gestürzt war, der das neue italienische Reich gegründet, und dessen Krone sich aufgetheilt hatte, fiel der schönste Theil des Reiches Franz I., Kaiser von Österreich zu, der es mit Venedig vereinigte und aus beiden Theilen das lombardisch-venetische Königreich bildete. Sein Sohn Ferdinand I. kam nach Mailand im Jahre 1838 und ließ sich als König der Lombarden und Venetiens mit der eisernen Krone krönen. Die revolutionären Bewegungen, die 1848 begannen, erschütterten die Gebäude und bildeten das gegenwärtige Königreich Italien, welches die Italiäner dem *re gabuto* anvertrauten.“ Nach dem Bilde Viktors Emanuels sind nur noch zwei Felder zur Aufnahme neuer Bilder freigelassen worden; wir hoffen nicht, daß dieser Zufall nach dem Sinne des Verfassers eine schlimme Verleumdung für die Zeitgenossen sei.

Erwähnen wir noch in aller Kürze zwei Schriften, die gleichfalls für weitere Kreise bestimmt sind: ein päbagogisch-politisches, das, an das Werk des Engländers Samuel Smiles anknüpfend, den Charakter bei den Italiänern**) behandelt, und unter Andern auch ein Italiens Einseitigkeit trotz begründetem Rort Berthold Auerbachs anführt und ein anderes, für Arbeiterkreise berechnet, das ein Bruchstück aus einer Mazzinischen Schrift über den Sozialismus***) wieder zum Abdruck bringt und geben wir dann zum Schluß auf die neueste Publikation eines nicht bloß in Mailand, sondern in ganz Italien augenblicklich viel genannten Schriftstellers: Edoardo Amicis über.

Eduardo v. Amicis, so drückte sich neulich ein illustriertes Blatt aus, das Bild und Biographie dieses jungen Mannes

brachte, ist heute der populärste Schriftsteller in Italien.“ Er ist am 21. Oktober 1846 zu Oneglia geboren, verlor früh seinen Vater, und lebte seitdem mit seiner Mutter in rührender Innigkeit zusammen. Er wurde zu Genua, dann in der Militärschule zu Turin erzogen, machte hier ein Gedicht — übrigens sein erstes und letztes — das er an Ranzoni schickte und von demselben ein anerkennendes Schreiben, gleichsam seine Dichterweihe erhielt. Er trat, entsprechend seiner Erziehung, ins Militär ein, machte den Krieg von 1866 mit, übernahm dann die Leitung einer militärischen Zeitung in Florenz, und zeichnete sich besonders durch eine Schrift über die Einnahme Roms aus. Außer dieser Schrift, die ihm seinen eigentlichen schriftstellerischen Namen verliehen zu haben scheint, hat er seine Reisen nach Holland, Spanien, neuerdings auch nach England beschrieben und veröffentlicht und in diesen Tagen ein neues Büchlein: „*Pagine sparse*“) herausgegeben.

Es enthält außer dem Bilde des Verfassers sechs Journalartikel und hat mir deswegen kein besonderes Vertrauen eingeflößt, weil diese, freilich sehr sehr zu Recht gekommenen, zusammenfassenden Schriftsteller sich eher für diejenigen Irem, die allein von solcher Anknüpfung leben, als für solche, die im Stande sind, etwas Selbständiges zu schaffen. Aber der Eindruck wird günstiger, wenn man das Büchlein aufmerksam betrachtet. Freilich erheben sich manche Auffätze nicht über das Gewöhnliche. Der Besuch bei Giovanni Ruffini erregt, da die Persönlichkeit des Geschickerten wenig bekannt und die Art der Schilderung wenig anziehend ist, geringes Interesse; die Charakteristik Gafelars entbehrt darüber, daß sie zu sehr bei den kleinen Eigenheiten und Schwächen des Menschen verweilt, der Würde, welche der Bedeutung des Gegenstandes angemessen ist; und das Aufstehen: die Fektüre des Wörterbuchs ist ein phrasenreiches, aber inhaltsloses Stück.

Tagegen sind die drei anderen Aufsätze über Beachtung werth. Der einer derselben „Ein Besuch bei Alessandro Manzoni“ zeigt, wenn er auch zu viel von dem Besuchenden spricht, eine wohlthuende Verehrung für dieses würdige Haupt der neuesten italienischen Literatur, das den Meisten der jüngeren Generationen Förderer, Berater und Anreger geworden ist; die beiden andern sind wahre Herzenstergüsse des Schriftstellers und darum für seine Beurtheilung die werthvollsten. Sie betiteln sich: „Schriftstellernöthe“ und „Studienkämpfe“, denn so glaube ich am besten die italienischen Aufschreie: *Seccaggiamenti* und *Battaglie di tavolino* wiedergeben zu dürfen.

Der erstere — ein Geßrah des Schriftstellers mit seiner Geliebten — giebt die Stimmung wieder, die jeder ideale Mensch zu wiederholten Malen gehabt hat, der sich zum Schriftsteller geben glaubt, jene Stimmung, die zwischen stetem Selbstgefühl und verzweifelter Entmutigung dem Höchsten gegenüber, das man verehrt, schwankt, die, wenig zufrieden mit dem von Anderen gespendeten Lobe, in der pelzenden Empfindung, daß man den eigenen hochgeachteten Anforderungen durchaus nicht entsprechen habe, ein wellüstiges Behagen findet, jene Stimmung, die bei dem Schwachmüthigen mit seiner Aufgabe des gesteckten Ziels, bei den Gewandten und Starken mit Befreiung durch eigene Kraft oder durch Hülfe eines liebenden Wesens endet. Amicis mag sie erlebt haben, denn er schildert sie wahr und schön.

Aber nach der Vernichtung dieser Stimmung ist das schriftstellerische Werk nicht beendet, sondern wird nur begonnen. Auch der Arbeitsschritt steht noch Kämpfe, weniger ideale, welche

*) Cronologia dei re d'Italia, incoronati o no colla corona ferrea.

**) Ampelo Salina, *Il carattere negli Italiani*. Milano, Serafino Muggeri, 1874.

**) Mazzini e la questione sociale fin dal 1840. Milano, Giuseppe Collo, 1874.

*) Milano tipografia editrice Lombarda. 1874.

vielmehr schon den Anfang der Arbeit unmöglich machen, als physische: den Streit zwischen der Lebenslust, dem nicht verächtlichen Streben nach Genuß und der Pflicht, die gewaltsam bannend an dem begonnenen Werke festhält. „Ich sah auf meine starken Glieder“ — sagt Amicis und beneidete den Tagelöhner, der Lasten tragen könnte; ich hörte das Rauschen der Freunde und wollte hinausströmen, um an ihrer Fröhlichkeit theilzunehmen.“ Aber von dem Pflichtgefühl, und wohl nicht in geringem Maße auch vom Ehrgeiz zurückgehalten, wartet er aus und beendet die Arbeit. Er hatte seiner Mutter gesagt, daß Ordnung in seinem Zimmer die Veranlassung des schweren Stüßes verkünden sollte; und, ohne daß er vorher gesagt hatte, daß der Abschluß seiner Arbeit so nahe sei, macht er sich ans Werk und gestaltet den chaotischen Wirrwarr seiner Studirstube zu geordneter Behaglichkeit. „Dann setzte ich mich hin und wartete: mein Herz schlug hörbar, mein Gesicht brannte, der Schweiß troff mir von der Stirn. Aber es vergingen einige Minuten, ohne daß Jemand kam, da fing ich an zu husten, zu trauern. Endlich hörte ich im Nebenzimmer den Schritt meiner Mutter; ich erhob mich und ging ihr entgegen. Sie aber betrachtete mich verwundert und fragte: „Was ist dir?“ Da führte ich sie an den Tisch, auf welchem die letzten Seiten des Manuscriptes lagen und sagte: Sieh hin! Sie sah sie, begriff es nicht sogleich, blieb einen Augenblick nachdenklich stehen, dann stieß sie einen Freudenstrei aus und rief: Alfo, Du bist fertig. Ich konnte nicht sprechen, stürzte ihr um den Hals und bürte nur, wie sie unter Thränen murmelte: Mein armes Kind!“

Wer solche Kämpfe erlebt, solche Siege erstreitet und sie künstlerisch schön beschreibe, wie Amicis es that, der ist freilich bedrögen noch kein Meister. Aber wenn auch Amicis noch keine Proben der Meisterschaft abgelegt hat, er ist ein talentvoller und liebewürdiger Schriftsteller, dessen Bekanntheit gern gemacht wird und dessen Schritte werth sind, verfolgt zu werden.

U n g a r n.

Maurus Jokai als Humorist.*)

Wer doch Ungarisch könnte, damit man den vollen Genuß hätte, diese prächtigen Dichtungen im Original lesen zu können! Das war mein beständiger Gedanke, während ich mich an dieser köstlichen Schöpfung erfreute. — Mal wieder ein ächter Dichter, der mit seinen Dichtungen tief in das Herz der Menschen und Dinge hineinreicht, und sie als ächter Dichtermaler mit kräftigen Strichen in vollster Realität, greifbar, sichtbar vor uns hinstellen weiß. Was schade es, wenn auch hier und da eine kleinere oder größere Unwahrscheinlichkeit mit unterläuft? Die beachtet man zuerst gar nicht. Es geht ja alles so natürlich her, und dennoch so außergewöhnlich, in einer so realen, und aber trotz all ihres greifbarwirklichen Lebens so fremdartig anmutenden Welt, daß die Überlegung erst nachhinkt, die da meint, dies und das ist aber gar nicht wahrscheinlich, selbst nicht in der Welt, wie sie der Dichter da vor uns aufbaut.

*) Tellhäuserwirtschaft. Humoristischer Roman von Maurus Jokai. Nach der zweiten Ausgabe des Originals und dem Ungarischen übersetzt von einem Randomane und Jugendfreunde des Dichters. Berlin, Otto Janke, 1873.

Schon häufig, mündlich wie schriftlich, hatte ich Jokai hören hören, doch so viel hatte ich nicht erwartet. Dieses volle, pulsirende Leben, das in all den mit so wenigen kräftigen Pinselstrichen hingeworfenen Gestalten glüht. Eine ganz neue Welt geht uns auf in den beiden dünnen Bändchen, und man begreift kaum wie es möglich sei so viel Leben, eine solche Mannigfaltigkeit der Personen auf so beschränktem Raume zu entrollen. In größter Knappheit löst jeder einzelne Strich des Pinsels seine besondere Wirkung, jedes Wort, jeder Zug verleiht mitten hinein in das Leben, das sich auf dieser Bühne abspielt, mitten hinein in die Seele der Spielenden, die diese Welt bilden. Da sind weder lange noch kurze psychologische Darstellungen, nicht von den so beliebten feinen Analysen jeder Regung, jeder Empfindung; statt dessen Bilder, knappe, kurz, schlagend, in denen ab in wenigen Strichen all das spiegelt, was einer feintastenden feinen Analyse des ganzen Gefühlsliebens bedurft hätte. In dieser Hinsicht mahnt das Buch an alte, laugvergeßene, nicht mehr gelebte Romane, die vor der Zeit der Entdeckung der feinen psychologischen Darstellung geschrieben wurden. Bisher, in denen die Handlung einfach berichtet wird, die ergreifenden und bedeutenden Dinge sich ereignen, ohne daß man erlaube. Wie sie auf das Gemüthleben der handelnden oder leidenden Helden und Heldinnen gewirkt haben. Später folgte, — wo wir stehen mitten darin, die psychologische Zeit; da wird leicht und unterdrückt; jede Gefühlsäußerung, jede Handlung weigert sich auf den tief im Gemüthe haustenden Impuls, dem sie entspringt, zurückgeführt. Nun kommt Jokai mit seiner frischen, bildlichlebendigen Darstellung, in der er der psychologischen Studien nicht bedarf; seine Schilderung ist so anschaulich, so lebendig, daß der Leser, ohne darauf besonders hingewiesen zu werden, unter der äußeren Hülle diese ganze innere Arbeit vor sich gehen fühlt. Der Dichter braucht sie nicht zu schildern, denn der Leser empfindet sie selbst. Es ist nicht wie bei den zuvor erwähnten Romanen Mangel an psychologischer Darstellung, sondern Überwindung derselben. Die Faltten, die das Gewand wirft, schwingen sich dem Bau der Glieder so weich und nachgiebig an, daß man die Anatomie des inneren Baues durchfühlt, und nicht nöthig hat auf sie aufmerksam gemacht zu werden, wenn man so laus darf. —

Prächtige, kerniggreifbare Gestalten sind sie alle, die uns der Dichter da vorführt; von dem köstlich geschilderten Hund bis zum Pferd bis zu dem durch und durch tüchtigen, ehrenhaften Hauptcharakter des „Mannes aus dem Etwas werden kann“, des Jula Jeker, und dem etwas Tüchtigen wird; bis hinauf zu dem rechtigen Großen Schwermode, den Alle lieben und ehren müssen: der offenberzig derden Rentmeisterin, mit ihren entzückenden Ab- und Zureichungen, zu der lieblichen, kaum mit letzten Strichen amrissenen, und dennoch so lebensvoll vor uns stehenden Gestalt der sanften, festen Geilie; zu der launenhaften, bewundernswürdigen, schwärmerisch-ethischen Serena. — Einem großen Vortheil hat freilich auch der Dichter, der uns in eine noch unbekannte Welt hineinführt. Die Originalität des Lebens und der Verhältnisse, in die er uns versetzt, mag wohl mit beitragen zu dem Reiz, den er auf uns ausübt. Doch auch nur der ächte Dichter vermag und lebendig hineinzuversetzen in eine uns so dahin fremde Welt; sie und lebensvoll und wahr erscheinen zu lassen, wie es Jokai mit seiner, in einer gewaltigen Umgestaltung begriffenen Heimat, wie es Brei Horie mit seiner überhaupt erst im Werden begriffenen Kalifornischen Welt that.

Schade, daß der zweite Band etwas so schnell zum Schluß drängt, wir hätten da bei manchem gern etwas länger verweilen

mögen, gern einige Zwischenglieder mehr eingeschoben gesehen; so besonders bei der gar zu überraschend schnellen Verlobung Erenas. Doch kein Mäkel; danken wir vielmehr dem Dichter, der uns so vieles bringt, und hoffen wir, daß immer nähere, vertrautere Bekanntschaft, der wir entgegensehen, eine neue Lebensader in unsere eigene Romanliteratur bringen möge. Eine Anregung, wie sie von Tolstai ausgeht, muß mächtig wirken.

Nun nur noch einige Worte über die Übersetzung. Der Übersetzer ist wohl kein Deutscher, und wir sind ziemlich sicher in dieser Arbeit dieselbe Hand zu erkennen, die wir in den Übersetzungen Pöschscher Gedichte, Russischer Lieder bewundert haben. Die Gedanken, die Hauptsache, waren wiedergegeben, und was die und da an der Form der Sprache etwas zu tabeln war, das ward eben mit poetischer Freiheit entschuldigt. Hier stehen die Sachen anders. In einem Roman verlangt man eine schöne und kräftige Sprache auch in der Übersetzung. Schade, daß der Herr Übersetzer, der der deutschen Sprache im großen und ganzen so vollkommen Herr ist, seine Übersetzung nicht der letzten feilenden Durchsicht eines Eingeborenen unterwerfen hat, um so die unzähligen kleinen Wendungen und Wortstellungen, die den Nichtdeutschen verrathen, und bei einer detartigen Arbeit, die auch in der formellen Wiedergabe die größte Sorgfalt verdient, auszumergen und umzuändern. Es würde das keine allzu große Mühe sein, und wir empfehlen ein solches Verfahren jedenfalls für eine zweite Auflage, auf die wir wohl hoffen dürfen, wie auch für fernere Gaben aus dem reichen Vorrath des ungarischen Dichters, denen wir mit freudiger Erwartung entgegensehen, und durch welche sich der Übersetzer sich den wärmsten Dank des deutschen Publikums erwerben wird. M. B.

Dänemark.

Nachlese zu den dänischen Lyrikern.

Herr F. Heiles Anekdote von Richardt, übersezt von Dr. Hugo Gaebele.

(Bei F. Heiles Anekdote gesungen im Studenten-Gesangsverein.)

Ghor.

Van'schesdes Studentenvolk,
Noch zu applaudiren,
Wann ein lust'ges Melodram
Brachte vom Klavier!
Sei wie dein Klavier verstimmt,
Weil sein Spiel nun Abschied nimmt,
Er will auf die Reife!
Denk mal ihr
Brantfische hier,
Was redet' ihr ohne Reife?

Singenbes Studentenvolk
Mit und ohne Stellen,
Mit und ohne Schwarzen, ihr
Teiler und ihre Stellen!
Stürzt euch in ein Tränenbad:
Dessen Stab gelenkt euch ha',
Er geht auf die Reife!
Ihr kennt nach
Zur Reife bis h—
Doch nicht mehr nach Heile!

Melodrama.

Doch du, o Freund, den Crepter willst du küssen,
Dem du geschwungen hoch im lust'gen Reiche,
Daß nicht ein Löwenzahn die Längereiche,
Die schwankte Reiter lacht empor sich schleiche,
Den Frieden brechend und die Harmonien,
Der du im Klang
Der Schienen willst hintertun
Zur Stadi mit ihren alten Prachtgedenken,
Vergiß nicht ganz
Die alten guten Zeiten:
Was Jugend gab, wird Niemand dir bereiten!
Wann dort die Knabenstimme schrieß
Mit Wehe, Wehe, Wart') Ich müden will,
Gedank des Klanges,
Studentenlanges!
Vergiß nicht den Tenor, den lieblich summennden,
Und auch nicht ihn des Bass, den treulich brummennden!
Vergiß nicht, wer, auch wenn der Frühling nah,
Vetrol gejubelt hat: „Der Herbst ist da!“

Solo.

In Serö Land
Da sollst du wandern
Zur Abendstund
Und lauschen die
Nächtlicher Breden
Saitenspiel,
Und deuten schön
Balkongelein
Nähergehn.
Auf Serö So
Sollst du dich schaukeln
Am Pincenfer,
Und lauschen viel
Pekenter Wegen
Hofenspiel,
Und tief im Pian
Hören das Lied
Der Wasserfrau.

Ja, Götternatur
Ist esner Käfig
Der Löwe um:
So lang sie bedacht:
Stup nicht die Schwingen,
Zähne sie lacht,
Und laum geschön —
Sind es Romanzen,
Sollst du sehn!

Quartett.

Wann ein armer Fink pfeift einsam im Gd:
Der Herbst ist da!
Wann der Nachtigall ihr grünes Versteht
Die Orgelpfeife des Sturmes ist,
Dann ist es trüb,
We du nicht bist,
O Serös Organist!
Du sitzt in gelbten Stuben traurig,
Betrübt von Allem, was Fräulein und fräulich,
Und läßt die die fuchelnde Traube kribbeln,
Und fällt das Parier mit roten und Schwingen;

*) Singabungen; die sogen. Kräusenprache.

**) Ein Lied von Richardt, das Heile komponirt hat.

Und befehm' von frankreiden Unverwandten
Briefe auf Briefe und von gänzlich Unbekannten,
Und empfängt von Bürgern gleichgültige Enten
Und Kränken von höchst adreären Händen.

Schlußgesang.

Trum hänge nie zum Kothem
Die Feder hin:
Du zeichnst auf Holbergs Kosten,
Hab das im Sinn!
Text! sein! Das halt' dir immer
Der Wig im Muth —
Doch sollst du werden nimmer
Hieroglyphen!*)
Schreib' uns ein Epikel zum Singen,
Das Vienne schafft,
Darauf stehn uns die Schwärzgen
In voller Kraft.
Ja, schlag die Saiten immer
Mit Aug und Noth,
Doch schlag die Zungen nimmer,
Denn das wär' schlecht!

England.

Noch einmal der englische Sensationsroman.

Der einiger Zeit**) veröffentlichten wir ein französisches Urtheil über die heutigen englischen Schriftstellerinnen und es dürfte vielleicht als eine nicht uninteressante Ergänzung jenes Aufsatzes erscheinen, wenn wir heute einen Auszug aus einer Studie mittheilen, welche ein Engländer in einem geachteten Journal über den in England mit besonderer Vorliebe gepflegten Sensationsroman und dessen Vertreter und Vertreterinnen erscheinen ließ.

„Obgleich die Zeit der Abenteuer,“ heißt es in der Abhandlung, „wie sie uns Marraulas aus den Regierungstagen Karls II. mit so glänzenden Farben schildert, für England längst und unwiederbringlich verüber ist, so beweisen die Romane und Novellen unserer Epoche doch zur Genüge, daß die Romantik in unserem Volke noch keineswegs an Kraft verloren hat. Selben vom Schloße des Glaude Tural, jenes französischen Pagen des Herzogs von Richmond, der das berühmte und berüchtigte Haupt einer gefürchteten Bande von Straßenräubern ward, sehen noch immer in großer Gnast; die wahren oder erfundenen Streiche eines interessanten Taugenichts werden noch immer mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgt; mit einem Worte, trotz aller Veränderungen, welche die fortschreitende Bildung, welche Zeit und Verhältnisse herbeigeführt haben, ist die menschliche Natur im Großen und Ganzen doch dieselbe geblieben und wird es wohl auch ferner bleiben.“

In der Literatur unserer Zeit und namentlich in dem einen so breiten Raum derselben einnehmenden Sensationsroman ist das Vorherrschende des weiblichen Einflusses eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung. Frauen sind nicht nur in den meisten dieser Romane die eigentlichen Helden, die Romane selbst sind auch von weiblichen Schriftstellerinnen verfaßt und da dieselben besonders von jüngeren und ungebildeteren Lesern gelesen und je

abenteuerlicher sie sind, mit um so größerer Leidenschaft verschlungen werden, so ist die Frage nach dem Nutzen, den diese literarischen Ergüsse stiften und nach dem Schaden, den sie anrichten können nur leider arbeits, eine hochwichtige.

Es wäre nun ein großes Unrecht, wollte man sämtliche Schriftstellerinnen sofort verurtheilen und ihre Arbeit verwerten. Man wird vielmehr wohl zu unterscheiden haben zwischen solchen, deren Arbeiten dem Leser einen wahrhaften Genuß gewähren, und solchen, die sich in Ungeheuerlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibungen der schlimmsten Sorte zu gefallen scheinen. Es ist eine erklärliche und häufig vorkommende Erscheinung, daß Frauen die Zeichnung männlicher Charaktere nicht gelingt, schlimmer wird dies aber noch, wenn sie sich an Gefallen wagen, die selbst bei einer vorzüglichen Schilderung wenig Erfreuliches haben, in der Karikatur aber unerträglich wirken.

Gerade derartige Schilderungen waren aber eine Zeitlang in der Mode. Das Romane lesende Publikum erhielt in Büchern, in denen statt des guten Englisch Slang und Gaunersprache herrschte, die Schilderung von Scheulichen, deren Vorbilder bestialisch zwischen Himmel und Erde nicht anzutreffen sind. Diese Romane sind noch jetzt in Aufnahme und werden bei einem künftigen Studium der Viktorianischen Aera gewiß viel zu denken geben, neuerdings haben aber die schreibenden Damen eine Schwermuth gemacht, den Schwerpunkt ihrer Komposition in die Heldin verlegt und aus zum Theil wahre Kleinodien von Frauencharakteren gezeichnet. Höchst beachtenswerth und charakteristisch für den dominirenden weiblichen Einfluß ist es, daß die Männer ihren Kolleginnen auf diese Bahn folgen*), ja daß wir diese Reizung sogar in den poetischen Schriften der Neuzeit finden. Tennyson, welcher als einer der vornehmsten Vertreter der Dichtkunst unserer Zeit gilt, zeichnet Frauengehaltnen, mit denen sich die von ihm geschaffenen Männercharaktere in keiner Weise messen können.

So erfolgreich indeß die Frauen das Feld des Sensationsromanes bebauen, kann ihnen doch dabei nicht das Verdienst (wenn es überhaupt ein solches zu nennen ist) zugesprochen werden, diese Schule gegründet zu haben. Die Ehre gebührt vielmehr Horace Walpole, dessen „Schloß von Otranto“ als Urtitel des heutigen Sensationsromans betrachtet werden darf. Hört wir, wie er sich in einem vom 9. März 1769 datirten Briefe über den Ursprung dieses höchst eigenthümlichen Madwerks äußert:

„Ich erwachte im Juni des verflohenen Jahres aus einem Traum, von dem ich weiter nichts behalten hatte, als daß ich in einem alten Schloße gewesen war, und daß ich auf dem obersten Geländer einer großen Treppe eine riesige mit einem Eisenband umhüllte Hand erblickt hatte. Am Abend setzte ich mich hin und fing an zu schreiben, ohne nur im entferntesten zu wissen was ich schildern oder erzählen wollte. Die Arbeit wuchs mir unter den Händen und ward mir lieb. Ich ward endlich von

*) Die Romanschriftsteller Englands folgen ihren Kolleginnen nicht nur darin, daß sie sich vorzugsweise der Schilderung von Frauencharakteren befleißigen, es kommt sogar vor, daß sie unter weiblichen Autoren schreiben. Eine als Übersetzerin geschätzte deutsche Dame hat ihnen ihr zusagendes angeblich von einer Dame verfassten englischen Roman gelesen und sich durch Vermittelung der Verlagsabhandlung an die vermeintliche Kollegin gewendet, um sie um Überlassung des Übersetzungsrechts zu bitten. Die Erlaubniß dazu ward bereitwillig erteilt, gleichwohl empfand sich aber die Verfasserin in dem uns vorgelegten Briefe als ein Mann, der es vorgezogen habe, unter einem Pseudonym zu schreiben. Ob dergleichen häufiger vorkommt, wissen wir nicht, dieser eine Fall ist aber verhängt.

*) Die Figur des Zwieglüblers in Holbergs Komödien.

**) Nr. 33 Jahrg. 1874.

meinen Roman, den ich in zwei Monaten vollendete, so vollständig in Anspruch genommen, daß ich ein Mal von 6 Uhr Abends bis halb 2 Uhr Morgens ununterbrochen schrieb, bis meine Finger so steif waren, daß ich die Feder nicht mehr zu halten vermochte. Man mag über den Ernst, mit dem ich meine Erzählung behandelt habe, immerhin lachen; habe ich meine Feder durch die glänzend treue Schilderung der alten Zeiten nur unterhalten, so bin ich zufrieden."

In „dem Schloß von Ditrante", das als der Künzler aller Sensationsromane zu betrachten ist, finden wir denn auch schon alle Elemente, aus denen er heute noch besteht. Schloß und Gerippe, geheime Thüren, unterirdische Gemäße, Hallen und verborgene Zimmer, Fenster, durch die nie ein Lichtstrahl dringt, Kreuzgänge u. s. w. Ist der Zuhörer nicht ganz Ohr, so ist es sicher nicht die Schuld des Erzählers, er nimmt den Mund voll genau.

War somit der erste Sensationsroman unstreitig das Werk eines Mannes, so folgte seinem Beispiele doch unmittelbar eine Frau, nämlich Mrs. Adelaide, welche sich die Aufgabe stellte, in ihren Erzählungen Überraschung, Grauen, Furcht und Schrecken zu erregen, indem sie aufscheinend übernatürliche Mächte wirken ließ. Sie verleihe ihre Fieber auf einen Schauspiel, der ganz dazu angethan war, abergläubische Vorstellungen zu erregen und die Einbildungskraft zu erhitzen. Der Unterschied zwischen ihr und ihrem Vorgänger ist nur der, daß jener wirklich die Geisterwelt als vorhanden und eingreifend schildert, während Mrs. Adelaide, nachdem sie das Herz mit Grauen und Entsetzen erfüllt hat, das gespenstliche Geschehnisse auf natürliche Weise erklärt. Mander Leser wird sich vielleicht der Enthüllung erinnern, die er empfand, als das geheimnißvolle Etwas, das in „Ulthosops Geheimnisse" vier Bände hindurch hinter einem Vorhange verborgen war, sich endlich als eine Nachsicht entpuppte. Eine andere Eigenthümlichkeit im Stil dieser unstreitig sehr talentvollen Schriftstellerin ist die große Freiheit, die sie sich bei landschaftlichen und Naturschilderungen erlaubt. Sie ist sogar so weit gegangen, in einem ihrer Bücher die Sonne an demselben Abend zwei Mal untergehen zu lassen. Trotz dieser Glückseligkeiten sind aber gerade ihre Landschaftsbilder von großer Schönheit, was um so mehr zu bewundern ist, da es ihr nie vergönnt war, die italienischen Gegenden, die sie mit Vorliebe beschriebt, je mit eigenen Augen zu sehen.

In einer ihrer reizenden Novellen perflucht Miß Austin in gutmüthiger Weise den Gang ihrer Schwester in Apello für das Wunderbare. Ihre Helzin besucht Northanger Abbey in der Erwartung, in dem alten Hause ganz besondere geheimnißvolle Dinge zu entdecken. Ihre Aufmerksamkeit wird denn auch durch eine in ihrem Schlafzimmer befindliche alte Truhe rege gemacht. Sie öffnet dieselbe mit vieler Mühe, findet in einem Schloßschloß ein Bündel vergilbter Papiere, sieht dieselben in der Hoffnung, die Bekanntschaft eines unglücklichen Gefangenen zu erfahren — und entdeckt — alte Wäsche!

Man wird hierbei unwillkürlich an Hauffs Clauven so unübertrefflich perflüchten Mann im Monde erinnert oder, und das liegt vielleicht noch näher, da es sich um zwei Frauen handelt, an jene Erzählung Hanns Kewold, welche die Art und Weise der Gräfin Ida Hahn-Hahn geistete.

Unter englischen Original verweilt zu unserem Erstaunen nicht der zwei Schriftstellerinnen, welche das Feld des Sensationsromans in unermüdlicher Weise bebauen, Mrs. Wood und Mrs. Braden. Die Erstere krönt die Kunst, durch einen an und für sich geringfügigen Gegenstand eine Spannung zu erzeugen, die

den Leser Bände hindurch beherrscht. Läßt sich doch in ihrem berühmten Roman „Lord Dalberns Taughiber" das Geheimniß, daß die Phantasie am meisten beschäftigt, auf ein schwarzleidendes Tuch zurückzuführen, das eine Dienstmagd der Zahnschmerzigen halber um die Waden geknüpft hat. Mrs. Bradens Romane haben einen besseren Stolz als die ihrer Kollegin, beide nehmen es aber mit der Wahrscheinlichkeit nicht genau, lassen ihre Helden allerlei Verbrechen gegen das Strafgesetz begehen — die Wölb schildert mit Vorliebe vornehme Schmuggler — und dabei hochachtbare Leute sein. Wir können nicht umhin, diese Art der Sensationslektüre entschieden zu verwerfen und es kann den beiden Schriftstellerinnen wahrlich nicht zur Entschuldigung gereichen, daß es Andere mit weniger Talent und noch dickerem Pinsel weit ärger getrieben haben als sie.

Obern verweilen wir dagegen mit dem englischen Aufsatz noch bei Charlotte Brontë, der Verfasserin von Jane Eyre, ein und so bekannter Roman, das ein Eingehen auf seinen Inhalt vollständig überflüssig erscheinen dürfte. Auch in dieser Arbeit ist Sensation genug und sie ist für eine ganze Reihe englischer und deutscher Nachahmerinnen ein bedenkliche Kippe geworden, indem sie das Herbe und Schrecke im Charakter des Helden, das durch seine Lebensschicksale motiviert ist, in Härte und Rohheit verwan-deln, die seine menschlichen Grund hatte als den, daß dieser Typus männlicher Charaktere nun einmal Weib ist. Neben der Sensation finden wir aber in den Romanen der Charlotte Brontë Gedanken, Grundzüge und richtiges Empfinden angedrückt, und das ist mehr als sich von vielen ihrer Nachfolger sagen läßt.

Wir finden es ganz in der Ordnung, daß die Abhandlung Englands große verdorbene Romandichter, Dickens und Thackeray, ebenso aus dem Spiele läßt, wie seine lebende große Romandichterin George Elliot. Konnten jene und kann auch diese der Sensation bei ihren Werken nicht entbehren, so haben sie doch mit dem Sensationsroman im engeren Sinne nichts zu thun und sollen besser nicht genannt werden, wo man von ihm spricht.

J. S.

Frankreich.

Die Ecole alsacienne in Paris.

Mit dem neuen Semester tritt unter dem Namen Ecole alsacienne in Paris eine höhere Lehranstalt ins Leben, welche bestimmt ist, eine neue Unterrichtsmethode zu erproben. Dem Namen erhält sie nur zum Theil, weil sie für die Kinder der aus den beiden Provinzen Ausgewanderten bestimmt ist, sondern vielmehr weil ihre Gründer fast ausnahmslos Elsässer sind. Die leitenden Grundzüge sind bisher nur an einer pariser Schule und zwar mit gutem Erfolg befolgt worden; dieser zweite Versuch kann daher auch bei uns auf aufmerksamste Theilnahme rechnen.

Während in den französischen höheren Schulen (écoles secondaires) der Schüler im neunten oder zehnten Jahre gleich seine „klassischen" Studien, d. h. zunächst das Lateinische beginnt, soll die neue Anstalt den altfranzösischen Unterricht bis zum zwölften Lebensjahre hinauschieben. In der That ist die elementare Vorbereitung des französischen Sertanens (élève de huitième) eine äußerst nachdrückliche, mit der des deutschen Schülers nicht zu vergleichende. Die lateinische Grammatik mit all ihren Schreden, und überdies in einer trockenen, maßlosen Weise gelehrt, ist wenig geeignet, den jugendlichen Geist, der das Lesen und Schreiben knapp bewältigt hat, mit seinen quatre règles (Vergleiche)

aber noch auf sehr gespanntem Buge steht, normal auszubilden. Die kleinen Köpfe, vom Gedächtnißtrümmer erdrückt, verkümmern frühzeitig; die Schule liefert zum Schluß nur wenige erste Früchte, sonst nur Raufen oder Rauf gegen Null konvergierend; jedenfalls nicht die wünschenswerthe Zahl von Mittelgrößen.

Die Ecole alsacienne organisiert eine die Jahrgänge 6 bis 12 umfassende Vorschule, in der neben dem Französischen als Unterrichtssprache das Deutsche, dann das Rechnen und mit einer großen Stundenzahl der deutsch und französisch betriebene Anschauungsunterricht (*enseignement des choses*) seine Stelle findet. An Stelle trockener Grammatik treten also festere, konkretere und, was vor Allem wichtig, der kindlichen Fassungskraft näher liegende Kenntnisse, welche die Beobachtungsgabe des Kindes wecken und ihm mit der Zeit einen Schatz freilich erworbener Thatsachen giebt, welche eine wirkliche Liebe zur Wissenschaft erzeugen. Von den elementarsten Begriffen ausgehend werden die Naturwissenschaften vorgeführt, die Gegenstände der persönlichen Anschauung und Beobachtung unterbreitet. Damit wechseln dem Leben, der Geschichte u. s. w. entnommene Gegenstände. Zur gründlicheren Erlernung des Französischen soll ein stetes Vergleichen des Deutschen führen, während man sonst auf das mechanische Auswendiglernen der grammatischen Regeln angewiesen war. Im zwölften Jahre sollen die Schüler das Französische einigermaßen beherrschen, das Deutsche fließend lesen, korrekt schreiben und nöthigfalls sprechen. Das Rechnen soll so gelehrt werden, daß das Kopfrechnen (*calcul oral*) die Grundlage bildet und an Stelle der mechanischen Fertigkeit richtiges und sicheres Schließen tritt.

An diese elementare Vorschule schließt sich die allsprachliche Abtheilung (*division classique*), welche die Klassen Quarta, Tertia und Untersekunda umfaßt (*quatrième, cinquième, quatrième*). Abweichend von den in Frankreich herrschenden Methoden soll auch hier die Lectüre die Grundlage bilden; die Grammatik nicht Selbstzweck sein und stets die naheliegenden Vergleiche des Lateinischen mit dem Französischen und Deutschen, des Griechischen mit dem Lateinischen benutzt werden. So glaubt man wohl nicht ohne Recht die zwei lateinischen Jahrgänge (8., 7.) in drei Jahren nicht nur wieder einholen, sondern sogar überholen zu können. Denn beim Eintritt in die Quarta dürfen die kleinen Geister anhalt überbürdet, geschwächt und abgetrieben, frei, kräftig und empfänglich sein. Die in Fleiß und Blut übergegangene beobachtende Methode, gestützt auf einen gewissen Vorrath von selbst angelernten Thatsachen, muß das bestreifte Gedächtniß schließlich überflügeln, um so die anfängliche, ansehnliche Vergeßung am Ende sich als eine Bescheinigung und Vertiefung erweisen. Wenn die hier kurz skizzirten Grundzüge schon an und für sich auf unsere Sympathien rechnen können, so wird der Name des Dirigenten Rieder, der achtzehn Jahre hindurch an einem der besten Collèges Frankreichs unterrichtet hat, eine Gewähr sein, daß die Erfolge den Erwartungen nicht allzusehr nachstehen werden.

Dr. Boeckel.

S c h w e i z.

Studien zur Geschichte der römischen Kaiserzeit.^{*)}

Es sind dies Studien, die das höchste Interesse in Anspruch nehmen. Einmal ist der Verfasser bekannt als gründlicher For-

^{*)} Zwei Vorträge von Dr. J. J. Müller, a. o. Professor der Geschichte an der Hochschule zu Zürich, Friedrich Schützky. 56 G. gr. 8. 1874.

schcr auf dem Gebiet der römischen Kaiserzeit, wie er zum ein Hauptmitarbeiter der von R. Büdinger herausgegebenen „Untersuchungen zur römischen Kaiserzeit“ ist; andererseits sind die Studien, wenn auch in Gestalt von Vorträgen abgefaßt, in keiner Weise oberflächlich oder ohne die nöthigen wissenschaftlichen Nachweise, vielmehr finden wir unten nicht nur Quellenzitate, sondern auch Bezugnahme auf abweichende Ansichten und speciellere Auseinandersetzungen. Wir müssen die Studien daher durchaus als wissenschaftliche ansehen.

Der erste Vortrag, gehalten am 22. April 1871, behandelt die Geschichte der prätorianischen Präfectur bis zu Konstantin dem Großen in ihrem Zusammenhange mit der gleichzeitigen allgemeinen Entwicklung des römischen Kaiserthums. Was die Prätorianer im kaiserlichen Rom waren, ist wohl so ziemlich bekannt, nämlich ursprünglich die Leibwache des Kaisers, die dann zu einer Sicherheitsmannschaft für das kaiserliche Regiment wurden, und schon unter dem Kaiser Liberius die Höhe von 10,000 Mann erreichten, und endlich seit dem dritten Jahrhundert besonders diejenigen wurden, welche die Werbung des Zitierten selbst in Anspruch nahmen und mit denen der jetzmalige Kaiser abzurechnen hatte, bis bei der konstantinischen Aenderung die Veränderung mit dem Tode vorgenommen wurde. Der Kaiser als Imperator war Befehlshaber dieser Truppen; er stellte als solcher einen Stellvertreter ein, und dieser ist der *praefectus praetorio*, der Vorgesetzte in der feldherrlichen Umgebung der Gardetruppen.

Mit dem Anwachsen dieses zu Anfang untergeordneten Amtes geht Hand in Hand die Umwälzung in der römischen Verwaltung- und Regierungsmaschine; Verf. nennt sie mit Recht dann Begleiter für die im Staatsleben sich geltend machenden Zeiten. An ihrer Hand und zugleich durch sie brach das Kaiserthum im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung den letzten Schatz der Volksherrschaft und die Bedeutung der republikanischen Magistratur, bis in das dritte Jahrhundert hinein gelang es ihm, dem Senat als Regierungsgorgan aufzuheben und endlich die Macht der eigenen Beamten zu vernichten. So spricht es der Verf. aus.

Die eigentliche feste Begründung dieses Instituts trat erst unter Tiberius nach den vernichteten Schatz des Lebens, der in festes Lager unmittelbar vor Rom für die Garde anlegte, so dieselbe nun als kaiserliches Schwert fungirte.

Es war das Streben des Kaiserthums, unter Befähigung der republikanischen Formen und Nennern diesen doch allmählich die Bedeutung zu nehmen. So blieben zeitweilig Volkswahlmengen, Senat, Consuln, Prätores n. s. w. bestehen, allein es bald nur noch Carven zu sein. Am längsten blieb der Senat von Einfluß, dem die Befehle der Statthalterstellen in einer Reihe von Provinzen vorbehalten wurde; allein dazu wurden nur solche Provinzen ausgesucht, in denen ein Heer zu halten nicht nöthig war, so daß alle Truppen unter kaiserlichen Statthaltern standen. Es war dies auch schließlich mehr ein formelles Verrecht des Senats, als daß es tatsächliche Bedeutung gehabt hätte, denn dem kaiserlichen Willen wurde stets auch Gehorsam auch in diesen Punkten gefolgt. Ein weiteres Verrecht war die Übertragung der Kapitalgerichtsbarkeit auf den Senat, der zugleich als der legale Überträger aller Herrschaftsrechte auf die Kaiser angesehen wurde.

Die Hauptkraft des Kaiserthums lag in dem militärischen Oberbefehl über alle Truppen im Reich; das war natürlich eine sichere Handhabe zu absoluter Macht, und daraus ging das weitere Recht her, in allen den Provinzen, wo Heere standen,

als jedesmaligen Stellvertreter des Kaisers einen erhabenen General anzustellen, der zugleich Zivilgouverneur war.

Im inneren Staatsleben verband sich das Kaisertum nicht mit dem im Range vornehmeren Senatorenstand, sondern vor Allem mit dem geringeren Ritterstand, aus dem alle Zinnsbeamte des Kaisers und besonders auch der *Præfectus praetorio* hervorgingen, welcher letztere nicht Senator sein durfte.

Die Hauptpflicht der Präfecten war der Schutz der kaiserlichen Person; als Konsequenz davon gewannen sie dann auch das Recht des Vorgehens gegen jeden Mitterhand und damit eine Art kriminalistische Thätigkeit, zu welcher die Jurisdiktion über alle militärischen Vergehen in Italien kam. Als Verwalter des allgemeinen Zeughauses gewann der Präfect großen Einfluß auf die Ausrüstung der Armeen; Verf. vergleicht ihn hierin mit einem Kriegsminister. Auch im Kriege, wenn der Kaiser selbst auszog, hatte der Präfect oft eine bedeutende Stellung, welche Verf. die eines Generalstabschefs nennt. Ferner wurden die Präfecten Mitglieder des kaiserlichen Geheimraths, und als natürliche Vertrauensmänner der Kaiser gelangten sie sehr leicht in den Besitz der Regierungsgelheimnisse, ja der Kaiser übertrug ihnen bald auch den stellvertretenden Vorsitz in Kriminal- und Zivilprozessen der höheren Gattung. Diese Stellvertretung dehnte sich dann auch auf andere Gebiete des öffentlichen Lebens aus, so daß die Präfecten allmählich als Arbeitsgenossen und Stützen des Thrones galten. Es kam es, daß trotz des Ritterranges, den die Präfecten beibehielten, sie dennoch thatsächlich den ersten Platz nach dem Kaiser einnahmen.

Alle diese allmählichen Errungenschaften waren den Gardepräfecten auf Kosten der republikanischen Beamten und besonders des Senats zugefallen. Dies geschah besonders, seitdem Hadrian alle Majestätsverbrechen nicht mehr im Senat, sondern in seinem geheimen Staatsrath richten ließ. Und seit dieser Zeit wird der Rath ein stehender, von dem Kaisern stets fortwährend seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts präsidirten die Gardepräfecten diesem Staatsrath der Abwesenheit des Kaisers. Der weitere Schritt, die Präfecten vielfach an Kaiserthum richten zu lassen, brachte es mit sich, daß dies Amt von Rechtsgelahrten angestrebt wurde, die nun ihrerseits den größten Antheil an der Ausbildung des römischen Rechts hatten; ich erinnere beispielsweise an den berühmten Papinian und den ihm ebenbürtigen Ulpian. Auch Gesetzverordnungen wurden allmählich von den Präfecten eingebracht, und dieselben erhalten durch Alexander Severus das Recht, Reskripte mit Gesetzeskraft zu erlassen. Bald erhalten sie den größten Einfluß auf die Befehle der Offiziersstellen in der Armee, und endlich wird ihnen das ganze militärische Versorgungswesen übertragen. So waren sie denn die allmächtigen Reichsminister geworden.

Es war das der Höhepunkt der Macht. Entweder das Kaisertum selbst, oder die Präfectur mußte jetzt weichen. Da war es die kluge Ordnung der Verhältnisse unter Konstantin, die die so gefährlich gewordene Präfectur entwarf und nun den Kaiserthron zum völlig absoluten machte. Die Zivilverwaltung wurde von der militärischen getrennt und letztere den Präfecten genommen; das Gleiche widerfuhr allen Provinzialstatthaltern, während die Provinzen in eine Reihe von gleichberechtigten Theilen zerlegt wurden. Diese ganze Summe von Provinzen wurde dann in vier große Gruppen getheilt, an deren jeder Spitze nun ein *Præfectus praetorio* ohne militärisches Kommando gesetzt wurde. Somit waren die Präfecten zu dem herabgesunken, was ehemals die senatorischen Provinzialstatthalter waren.

Dadurch war das Kaisertum gerettet. Verf. sagt zum Schluß: „Mit der räumlichen Beschränkung war ihr (der Präfecten) Einfluß auf das ganze Reich, mit der Abtrennung der militärischen Gewalt und der genauen Abgränzung aller Befugnisse ihre positive Macht und mit der Entfernung vom Kaiser ihr Einfluß auf deren Person und den kaiserlichen Hofstaat verloren. Ihr Amt hatte sich so dem System der Beamtenhierarchie vollständig einfügen müssen; aus dem Universalstatthalter und Reichsverwalter der vorigen Periode ist ein Theilstatthalter, aus dem allmächtigen Minister ein Theilminister des Innern und der Justiz geworden, dem ebenso hohe kaiserliche Beamte zur Seite stehen, und dafür entscheidende nicht der Scheln besonderer Ehre und Auszeichnung, die ihnen zuerkannt wurden. Alle diese Veränderungen aber trugen zur Sicherung der öffentlichen Ordnung, zur Stärkung der Kriegsmacht (deren Oberleitung nun hauptsächlich in die Hände von Eunuchen aus Barbarenblut geleitet wurde) und zur Befestigung der Kaiserergewalt bei. — Diocletian und Constantin konnten sich daher, auf Caesar und Augustus zurückweisend, das Verdienst beimeffen, das Reich zum zweiten Mal vor dem Untergang gerettet zu haben, und im Besitze absoluter Gewalt erheben sie sich nun auch zum Gegenstand heiliger Verehrung.“ Referent hat die Zustände dieses, des 4. Jahrhunderts nach Christus, schon früher in diesem Blatte auseinandergesetzt; er verweist in Bezug auf das Weitere darauf (vergl. Nr. 35, 36, 37 vorigen Jahrgangs).

Der zweite Vortrag des Verf., gehalten am 15. Februar 1872, ist betitelt: „Staat und Kirche unter Alexander Severus (222—235 n. Chr.).“ Richtiger würde er wohl: „Staat und Christenthum unter Alexander Severus“ genannt werden sein; denn das, was wir jetzt unter „Kirche“ verstehen, nämlich die staatlich anerkannte und allgemeine Religionsgenossenschaft der christlichen Konfession, gab es damals noch nicht. Der Vortrag hat es mit dem ganzen Lebenslauf des Kaisers Alexander Sever und besonders mit den politischen Verhältnissen seiner Zeit zu thun. Verf. erzählt, wie Alexander unter der Herrschaft seines Vaters und Vorgängers Elagabalus oder Heliogabalus von den Prätorianern gegen diesen in Schutz genommen und nach dessen Beseitigung auf den Thron gehoben wurde. Es war eben damals die Zeit, in welcher die Prätorianer die unbeschränkte Gewalt über den Thron selbst anwöhnten. Alexander aber war noch minderjährig, und so wählte er als Vornamen und Reichsverweiser den berühmten Juristen Demetrios Ulpianus aus. Dieser reorganisirte das Beamten- und Regierungswesen; er auch war es, der den Senat ganz in den Hintergrund schob. Wieviel Verdienst Ulpian um die Ausbildung des römischen Rechts sich erwarb, ist genügend bekannt. Er trat gleichfalls an die Spitze der Gardetruppen, wurde dann aber durch verschiedene Umstände in seiner Stellung gehindert, einmal durch die Eiferlust der kaiserlichen Mutter Mammea auf seine Allmacht, andererseits durch sein Sparamkeitssystem, das ihm die Gardetruppen entfremdete, bis er bei einem Ausfall von demselben erschlagen wurde. Fortan regierte der Kaiser selbständig, wenn freilich unter dem Einfluß seiner Mutter, die ihn aber unter Andromachos wohlzogen und dem Christenthum geneigt gemacht hatte; ferner Willkür und Energie fehlten dem Kaiser. Ulpian's Schöpfungen gingen zum Theil durch die Jägelielikeit der Truppen unter, während das Volk allen Bewegungen gleichgültig blieb. Nach dem Willigen des syrischen und germanischen Feldzuges entstand Unzufriedenheit in der Armee, und der Kaiser wurde sammt seiner Mutter im 13. Jahre seiner Regierung erschlagen, während ein r. seiner Feldhauptleute, Maximinus, ein Thracier von

Geburt, den Thron einnahm. Damit hatte die militärische Zugelassenheit über die Ordnung gesetzt und das Reich eilte seinem Verfall entgegen.

Auf diesem modernen Boden fand das Christenthum schnelle Verbreitung. Schon während des zweiten Jahrhunderts hatte es sich über alle Theile des Reiches ausgedehnt; eine strenge Verfolgung hatte auch in jener Zeit nicht stattgefunden. Dadurch aber hatte sich auch eine laze Auffassung des Christenthums geltend gemacht, die erst mit dem Beginn des dritten Jahrhunderts hauptsächlich durch Tertullian einer strengeren Richtung Platz machte. Nun traten die Christen unter Anderem in schärfere Opposition gegen die Kaiservergötterung, und obgleich sie sich gegen eine Mißachtung der Kaiser verwahrten, wurde ihnen doch vom heidnischen Römer der Vorwurf der Staatsfeindschaft gemacht, und Letzteres nicht ohne Grund, da die Christen sich möglichst von allen staatlichen Funktionen fern hielten. Daraus entspann sich ein beiderseitiger Kampf, der eine scharfe Gegenüberstellung des Gottesstaats und Kaiserstaats mit sich brachte. Und schon finden sich bei Tertullian Aeußerungen, die gegen den Kaiserstaat die kirchliche Tradition ins Feld führen; er nennt die mit Recht die konstitutiven Grundlagen der alt-katholischen Kirche; die Christen als Träger des idealen treten dem realen römischen Kaiserstaat schroff gegenüber.

Neben diesem Feind des Kaiserthums aber machten sich zwei äußere Feinde, zwei Zukunftsdämonen und Staaten geltend: die Germanen und Perser. Unter dem gemeinschaftlichen Andrängen dieser drei Gegner erliegt das Römerreich. Verf. schließt mit den Worten:

„Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Wir können beide Verträge dem allgemeinen Publikum nur empfehlen. Der erste hat speziellere wissenschaftliche Bedeutung, der zweite aber bewegt sich auf mehr allgemeinen Gebieten, die uns über größeren Verwandtschaft mit den heutigen Zuständen ein um so lebhafteres Interesse auf sich ziehen. D. G. L.

Kleine literarische Revue.

— **Deutsche Rundschau.** Die seit längerer Zeit angekündigte Deutsche Rundschau, herausgegeben von Julius Rodenberg, ist mit dem ersten Monatshefte, Oktober 1874, ins Leben getreten. Bei großer äußerer Ähnlichkeit mit der Anschauung der Revue des deux mondes, die sich bis auf Form und Farbe des Papiers erstreckt, hat die Zeitschrift dennoch einen deutschen und, wie sagen zu unserer Freude, berlinischen Charakter erhalten, und ist wohl im Grunde, einem großen Bedürfnis entgegenzukommen. Einem Bedürfnis? Wenigstens doch nur eines wäre! Alles Gute, was derart gedoten ist, ist in unserem Lande aus Mangel an Theilnahme der Lesewelt untergegangen. Sieht es doch beinahe so aus, als ob das Bedürfnis nur bei den produzierenden und bei einer kleinen Gemeinde von wenigen hundert Lesern vorhanden wäre. Oppenheims politische Monatshefte, Rodenbergs eigenes Magazin und noch manche andere literarische Unternehmungen sind an diesem Mangel gescheitert. Der Salon, den Rodenberg schon angefangen, ist nach und nach offenbar den Bedürfnissen des Publikums und Verlegers zu Liebe eine Stufe tiefer gesunken, wenn auch nicht so weit, wie es die eigentliche deutsche sich aus Millionen zusammenschende Lesewelt zu unserm

innigsten Bedauern zu verlangen scheint, zum Marxistsaam, d. h. zu einer untergeordneten Spezialliteratur, wie sie die geschichtsfreundlichen, dennoch aber eben erfundenen, d. h. erlogenen Romane der Gartenlaube, die noch, ehe sie vollendet sind, etliche Stücke auf den Volkstheatern abgeben, enthalten. Und wenn noch überall das Talent einer Maritz zu finden wäre: aber die Nachtreter liefern dieselbe Waare nicht mit Baummaterie durchwirft, sondern mit dem elendesten aufgewalften Lumpenstoff.

Es hat sich in Deutschland seit den letzten, durch zwei blutige Kriege eingeleiteten Ereignissen viel geändert. Wir von unserem Standpunkte aus, würden uns über nichts so freuen, als wenn sich auch die Lesewelt zum Besseren hin geändert hätte, und das wäre der Pathospruch für das neue Unternehmen, dem wir als wohlgeplante Geratener zur Seite stehen. Die deutsche Rundschau ist nicht für einen kleinen Kreis wissenschaftlicher Leute, am wenigsten für Fachmenschen bestimmt; sie kann eine Rundschau, eine wirkliche Revue und Parade nur dann werden, wenn sie auf weite Länderstrecken aufgestellte Mannschaften in Tausenden und aber Tausenden überstreift und von ihnen gelebt wird. Sonst ist der Reichthum vergeudet, der Bestenverdienst mit dem großen Publikum nicht möglich. — Die besten Rame zeigen sich im ersten Heft: Berthold Auerbach, Knackhaus Grim, Heinrich von Söbel, Theodor Storm, Kreuzig, Karl Haupt, Handl. Das beste, was das Heft aber bringt, ist nicht diese von den bekannten und beliebten Literatoren gegebenen Mittheilungen, sondern wir geben die Krone den von Kennern aus ihren Spezial-fächern gelieferten Aufsätzen und sehen hierin recht eigentlich das Charakteristik der neuen Zeitschrift. Von solchen Arbeiten liegt eine militärische von Voss, eine botanische von Ferdinand Göhn und eine mathematische von Louis Hebert vor. An dergleichen wirklichen Essays ist in Deutschland Mangel und die drei Arbeiten können als Muster bezeichnet werden. Freilich in einem ersten Heft wird dergleichen leicht: der Dichter kann sich Seban, der Musiker Richard Wagner, der Botaniker seine höchsten Probleme vornehmen; in späteren Epochen, wenn auch die Dinge zweiten Ranges mit einem Interesse zweiten Ranges zur Behandlung gelangen, wird das schwieriger. Aber es ist wohl möglich, daß sich Redaktionen und Publikum zu dauernder Wechselwirkung verbinden. Schließlich bezeichnen wir als ein besonders interessantes Kabinetsstückchen des ersten Heftes die Mittheilungen aus dem Versteher Kautschads mit dem alten Schüler. Der Freund Kautschads, der nach mannichfachen Anschauungen von ultramontaner Seite innerhalb der katholischen und protestantischen Kirche, die das Reformationsbild in Berliner Museum erfährt, der eigentliche Durchführer der Kautschadschen That gewesen ist, gehört selbst unter die modernen, in Vordergrund aufgestellten Humanisten feinsten Geistes und höchster Bildung. So hat der Schreiber dieser Zeilen ihn noch persönlich gekannt. Und es ist nur eine Schade, daß nämlich von dem Vielen und Vortrefflichen, was er geschrieben hat, wenig in das Publikum eingebracht ist. Vielleicht giebt die Kennung seines Namens in der neuen Rundschau Veranlassung, daß der Schillerische Nachlaß geordnet und dem deutschen Publikum in angenehmerer Form, als dies jetzt eben der Fall ist, zugänglich gemacht werde. Dergleichen kleinere Memoirantentatist ist von höchster Wichtigkeit, die liebendwürdigste Lektüre für mehrere Stunden, und daher der recht eigentliche Stoff, der in solchen Revuen gepflegt werden sollte. Möchte das neue Unternehmen dem in der ersten Nummer liegenden Programm auch nach dieser Richtung treu bleiben.

— **Fritz Rauthe's Epigramme.** Hätte man jedes in der Entwicklung begriffene Talent gleich im Keime unterdrücken wollen, gewiß würde die Mit- und Nachwelt auf manche große Schöpfung verzichten müssen. Ein solcher Gedanke wird angeregt, wenn man Fritz Rauthe's Epigramme „Die große Revolution“ durchgelesen. Fritz Rauthe ist mit seinen 65 Sonetten, welche ein Stück französische Geschichte behandeln, zu früh oder zu spät gekommen, wenn man dabei die Geschichte der Gegenwart ins Auge faßt; allein bei dem Dichter muß man vor Allem die Fantasie ins Auge fassen, und da findet man bei Fritz Rauthe eine Fülle, welche diesen jungen Dichter gewiß noch zur Lösung höherer Probleme führen wird. Daß er seine Aufgabe in die Sonettform eingewöhnt, mag ihm bei der Bekämpfung seines Stoffes mehr als einmal hinderlich gewesen sein, allein er wollte wahrscheinlich damit zeigen, wie seinem Genie die engen Formen wohl Zwang, doch keinen Abbruch anthun konnten. Der strenge Richter würde an dem Sonette „Louis XVI.“, „Danton“, sowie an dem Schlußsonette n. m. a. zu kritisiren Stoff genug finden, allein im Ganzen zeigt diese Sammlung Gedichte auf eine in der Götterwelt bewährte Dichterkraft, welcher, wenn sie geklärt sein wird, vor gewiß noch manche schöne Arbeit zu verdanken haben werden.

Dr. — s. r.

— **Pantheon der Literatur.** Der Charakter dieses Buches erläutert sich durch die dem Titel beigegebene nähere Bezeichnung: „Veruch eines Auszugs aus einer allgemeinen Literaturgeschichte aller Völker und Zeiten bis zum Beginn unseres großen Jahrhunderts in biographischer Form.“ Das heißt also, daß der Verfasser Alles, was er in der Literaturgeschichte an biographischem Material gefunden, in einen Diktir-Apparat gegeben hat und das Ergebnis als Nachschlagewerk zum praktischen Gebrauche angeberner Literaturfreunde darbietet. Der Verfasser selbst schickt voraus, daß das Werk auf besonderen literarischen Werth verzichtet und auch nicht auf eigenen Ruhm steht. Dies Bekenntnis entwarf die Kritik. Diese begnügt sich zu erklären, daß zu einem Unternehmen solcher Art kein Bedürfnis mehr vorliegt. Albrecht Herzfeld, so heißt der Verfasser, ist, wie man vernimmt, ein sehr geachtetes Mitglied der Hofbühne in Mannheim. Es gereicht seiner Kunst flüchtig zum Vorzug, daß er mit einer umfassenden Kenntniß der Literatur angereichert ist. Das gewährt ein schönes Bewußtsein, und damit würde sich der Reize begnügen.

— **Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit von Juitan Schmidt.** Diese Sammlung literar-wissenschaftlicher Schriften schließt sich den früheren gleichnamigen Publikationen des Verfassers als dritter Band an und enthält folgende Aufsätze: Fragmente über Schafspeare, Willibald Alexis, Fritz Reuter, Friedrich Spielhagen, Hermann Grimm, Georg Herwold, die Theate und mehrere andere kleinere Artikel, die der Verfasser Pianzeilen nennt. Die Vorzüge seiner Schreibweise hat der Verfasser auch in dieser Sammlung zur Geltung gebracht. Er fühlt den leichten Putschschlag des geistigen Lebens und weiß ihm mit froh bereiten Worten Ausdruck zu geben; er hat eine unvergleichliche Felsenwelt, zumal in der neueren und neuesten Literatur zur Verfügung, und es wird ihm ebenso leicht, gleich einem gewandten Generalfeldoffizier jedem Mitglieder des großen Heeres der Ritter vom Geiste in allgemeiner

ner Musterung die ihm gebührende Stellung anzuweisen, als, in das Eingenie eingehend, in analysirender Thätigkeit die verborgensten Geheimnisse des literarischen Lebens und Lebens anzudeuten. Ein gesundes, kaum jemals sein Ziel verlassendes kritisches Urtheil unterstützt ihn in seiner orientirenden Wirksamkeit. Alle die Vorzüge treten in den Aufsätzen über Fritz Reuter, Friedrich Spielhagen, Herwold besonders glänzend hervor. Doch geht Jul. Schmidt in ihrer Anwendung zu weit. Die genaue und überreiche Kenntniß der literarischen Beziehungen verführt ihn oft, dieselben aus zu großer Ferne herbeizuholen oder sie in allzu dunkle Tiefen zu verfolgen. Einen ursprünglich kernigen Gedanken läßt er unter der Feder zerbröckeln, und der Leser mag dann sehen, wie er die pulverisirte Masse in sich wieder zusammenformt. In dem Aufsätze über Hermann Grimm spricht er über diesen ein ungemein treffendes Wort aus: H. Grimm schreibe so feinsinnig, daß er den Leser nervös mache. Man wird bei J. Schmidt selbst zuweilen an das Wort erinnert. So gerade in „Hermann Grimm“ und in den Fragmenten über Schafspeare. Es kommt vor, daß er seinen Abhandlungen wiederum Abhandlungen einfügt, welche selbstständig auftreten zu können verdienen. Das macht ungebührlich. Jul. Schmidt ist daraus angelegt, anregend und vermittelnd literarische Noththaten zu trennen. Dafür, jedoch nicht für die Verhewerzung seines Gedankenreichthums, wird er auf Dankbarkeit rechnen dürfen!

O. P.

— **Handbuch des deutschen Strafrechts.** Im Verlage von Carl Habel in Berlin ist soeben das Handbuch des deutschen Strafrechts in Einzelbänden, herausgegeben von Holtendorff, durch Beendigung des dritten Bandes und Beilage eines umfassenden Registers von Dr. Ernst Beyerle vollendet worden. Wir haben über das Werk bereits früher aus gesprochen und können ihm jetzt, da es vollständig vorliegt, die Wiederholung unseres Lobes nicht versagen.

Sprechsaal.

Während die Universität Berlin ihren Vertreter nach Agrim schickt, um der Inauguration einer kroatizischen Landesuniversität beizuwohnen, scheint man in Deutschland die Stammverwandten Niederländer und die dreihundertjährige Jubelfeier der Universität Leiden ganz vergessen zu haben. Wenn richtig, wäre hier Gelegenheit gewesen, unsern Brüdern an den Wundungen des Rheins den Dank und die Grüße des nunmehr gereinigten Deutschlands zu überbringen. Was wäre aus unserm Vaterlande geworden, wenn nicht jene freiheldigen Geister den Kampf mit der ungeheuren Übermacht Philipps II. aufgenommen hätten, wenn nicht Niederländischer Muth und Thatkraft jene auf Errichtung einer katholischen Universitätsmonarchie gerichteten Pläne vereitelt. Die Stistung der Universität Leiden im Innern des gefahrbelagerten Krieges erinnert einigermaßen an die der Universität Berlin während der bittersten Lebensjahre des preussischen Staates, nur daß die gegenwärtige Hauptstadt des deutschen Reiches auch nur Mänscherde, wie jene berühmte Belagerung, nicht angehalten hatte. Als über Deutschland immer mehr die „Zeit der schweren Noth, die schwere Noth der Zeit“ hereinbrach, war Holland die Zufluchtsstätte der, die dem heimischen Jammer ausathmen und nicht vergessen wollten, was es heißt, Mensch und Mann zu sein. Denn wenn hätte dies in Deutschland die dreihig-

*) Erhalten bei Edgar Reimer in Leipzig, nunmehr im Verlage in Karl Andre's (Karl Reichender) Buchhandlung in Prag.

**) Mannheim, Schall und Kallberger, 1874.

***) Leipzig, Tunder und Hummel, 1873.

jährige Kriegsfurie gehaftet? In London studierten nicht nur alle jene Väter unserer neueren Literatur, deren Väter vergessen sind, aber deren Name stets mit Dankbarkeit genannt werden soll, auch der große Kurfürst besuchte die dortige Universität. Es war die Tradition niederländischer Größe, die er mit nach Hause nahm und aus welcher dann der brandenburgisch-preussische Staat erwuchs. Es will und daher nicht gefallen, daß man das Vorgehen der Leipziger Universität so unbeachtet hat vergehen lassen. H. H.

Wir sind durch eine Reihe hochverehrter Mittheilungen über die neueste Nordpolar-Expedition von Dr. Petermann, dem Redakteur der geographischen Mittheilungen, erfreut worden. Diese Angelegenheit hat dermahen das Interesse der ganzen gebildeten Welt in Anspruch genommen, daß die politischen Zeitungen voll von allen Details sind; und wenn unsere Wochenchrift damit nachhinkt, so würde sie nur Eulen nach Athen tragen. Einen herzlichen Gruß der Freude aber versagen wir uns nicht, auch an dieser Stelle den österreichischen Forschern und Entdeckern und den tüchtigen Seelen aus Bismarck zuzurufen, die die Romantik alter lagenhaft geworbener Stoffe in unserer Zeit wieder aufleben lassen.

Wer sich noch des sogenannten Völkerfrühlings von 1848 zu erinnern im Stande ist, der wird wissen, daß eine Reihe von unaussprechbaren Utopien sich an die Bewegung des Februars und März knüpften. Aus dieser Zeit sind die ersten Versuche der Friedensliga; der Reisende in Diktatoren, Elisei Baruti, glaubte seine Zeit gekommen und man habe von einer Abschaffung der Kriege, Enttönnung aller Völker Europas und einem Bundesfriedensgericht, das die geklebte Welt umfassen sollte.

Im Jahre 1866, als der norddeutsche Bund gegründet wurde und eine reiche thatliche Kompetenz noch nicht bekommen wollte, war es Bismarck, der auf sein Programm einige Augenblicke schrieb, die dem norddeutschen Reichstage unterstellt sein sollten, darunter die Zell-, Verkehrs-, Handels-, Gewerbe- und Münzangelegenheiten als Hauptstücke. — Man fand im ersten Augenblicke das Programm entsetzlich mager; statt der geträumten Herrlichkeit des wiedererstandenen Barbarossa, der in Alt-Deutschland von einer Gede zur andern zichen sollte, einige, schelmisch nur äußerliche Einlungsmomente für Ost-Deutschland, und dennoch gerade hieraus hat sich der Zustand des neu geeinten Reiches, mit dem wir anfangen zu streben zu werden, herausgebildet. Der leitende Staatsmann hat die Wichtigkeit der Verkehrsmittel richtig gefaßt; sie haben ein Kuherordentliches dazu beigetragen, Einigkeit im Vaterlande zu erwecken.

Wenn man nun jene großen unaussprechbaren Schwärmereien der Weltbegeisterung von 1848 mit denselben Maße wie der schwärmerische Glaube unserer Väter an die wiederherzustellende Herrlichkeit eines geeinigten Deutschlands, so dürfte die Einigung der gebildeten Welt, welche in diesem Augenblicke für das Verkehrswesen in Bern zu Stande gekommen zu sein scheint, nicht gering angeschlagen werden. Freilich ist sie nur ein Scheitern in jenem geordneten Völkerfrühling; aber der erste norddeutsche Reichstag von 1867 hat und befehle, wie schnell es im kleineren Vaterlande fröhlich werden kann, und wenn wir in diesem Augenblicke das vierte Glied unserer Proportion noch nicht bezeichnen, sondern nach altem Brauche mit dem nebelhaften Zeichen x versehen, so glauben wir dennoch hinreichend angedeutet zu haben, welche Wichtigkeit wir den Ereignissen in Bern auf dem Postgebiete beilegen.

Die Schweiz mit ihren drei Sprachen, mit ihrer ersten Welt durch die befehlende Natur und die Eiferfucht der Großmächte

gebetenen, aber auch durch den tüchtigen Sinn der Bewohner ansehnlich erhaltenen Neutralität, ist ein sehr geeigneter Platz für solche internationalen Versuche. Der Postvertrag hat aber eine weit größere Tragweite als die Oester Konvention über völkerrechtliche Pflichten im Kriege. Nicht den Ausnahmezustand, sondern den regelmäßigen trifft sie, nicht mit dem, Gott sei Dank, nur selten entsetzlichen Charakter der Menschheit, sondern mit seinen täglichen Bedürfnissen befaßt sich diese neueste Konvention. Die Nationen, die sich verpflichtet haben, hängen nicht von der Willkür jedes einzelnen Generals oder Obersten, so jedes einzelnen Freischüters ab, sondern der ganze Nachdruck der Zwangsgewalt steht hinter der redlichen Aufrechterhaltung dieses Vertrages. Ist er ein paar Jahre in Wirksamkeit gewesen, so ist mehr geschehen, als zur Blüthezeit des großen Römerreiches; denn nicht bloß die lokale Ausdehnung des geeinigten Völkergemeins ist eine unendlich viel größere, sondern es steht in der freien Uebersicht der Nationen ein bei weitem höheres ethisches Moment, als in dem Zwange, welchen eine Welt Herrschaft auf welt Landstrecken auszubreiten im Stande ist. E. E.

Nach den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ist besonders erschienen*) ein Beitrag zur Literatur des chinesischen Buddhismus von W. Schott. Mit Beziehung auf eine größere akademische Arbeit: „Der Buddhismus in Ostasien und in China“ (1848) und den buddhistischen Werke betreffend Abschnitt seines Entwurfs einer Beschreibung der chinesischen Literatur (1854) bezieht der Verfasser hier einige mehr weltanschauliche Sätze hinsichtlich der Bedeutung des Systems, die dem abgestorbenen Klerus desselben theils durch eigenthümliche den Vengenden und Bäumen unterstützte Ueberzeugungsanstalt, theils durch Erregung schweißtreibenden Entschlusses vor langer, aber doch wenigstens niemals erlöschenden Hölle neuen Leben einzubringen versuchten. Die einseitigen Systeme, oder wenn man will, Religionen, Religionen ohne jeden Befehl und Einwirkung, werden nicht gerufen zu werden, sondern nur als unvollkommen dargestellt, da diese ein Fortdauer der Seele und ein Jenseits nicht anerkennen, und die höchste Glückseligkeit im vorausgesetzten Ruhm bei der Auferstehung suchen.

In der Einleitung beantwortet der Verfasser die Frage, warum der Buddhismus in China sich nicht zu einer Priesterherrschaft gestalten konnte, wie z. B. in Tibet, und gerade des oberwähnten Vaterlandsgefühls chinesischer Buddhismen, welches sie trotz ihrer gewöhnlich bescheidenen, dem Jethen möglichst sich entfernenden Lebensweise bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen haben. Wir erfahren aus der Abhandlung, daß auch in China der bekannte Hölle-Bräutigam seines Gleichen gefunden hat, und daß die katholische Kirche des Mittelalters kaum raschener in der Einführung der einzelnen Qualen war, die jenen humoristisch-phantastischen Niederländern der neueren Zeit zu solchen wilden Szenarien Anlaß gaben, als der Buddhismus in China mit seinen Kothellen, Ekstasenqualen und mit den einseitigbedrückenden Fanden. Das Buch der geistigen Zweifel geräth eines Malers Uao-tzu, dessen bildliche Darstellungen der Qualen Verdammter viele Leute bestimmt haben sollen, die Sünde zu meiden und das Gute zu thun. — Hin auch Werthers Leiden haben in einem mehr auf Religion und Moral gerichteten Romane ein Seitenstück an Rücksicht und Theilnähme gefunden. H. H.

*) In Kommission bei Dümmlers Verlagbuchhandlung.

Vor Kurzem erschien in Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin:

Emil Du Bois-Reymond:

Ueber eine Akademie der deutschen Sprache.

Ueber Geschichte der Wissenschaft.

Zwei Festreden, gehalten in öffentlichen Sitzungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
Kupferdruckpapier. gr. 8. geh. 10 Sgr. (220)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag gehalten von Professor Dr. M. Lazarus.

Zweiter unveränderter Abdruck. 1873. Velinpapier. gr. 8. gebettet. 7½ Sgr. (221)

Bei Dr. Wth. Ortmann in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Jugenderinnerungen Carl Friedrich's von Klöden, herausgegeben und durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigt von Max Jähns. Mit dem Bildnisse Klöden's. 8°. broch. 2 Thlr. 10 Sgr., gebd 2 Thlr. 26 Sgr.

Amerikanische Humoren. I. Band. Prudence Palfrey und andere Leute von Thomas Bailey Aldrich. 8°. broch. Preis 2 Thlr. (Der 2. Band erscheint in einigen Wochen und wird enthalten „Skizzen und Erzählungen von Mark Twain.“)

Drei-Parte, Die Argonautenfahrten, Spanische und amerikanische Sagen und Stadt- und Charakteristiken. 2 Bände. 8°. broch. Preis 3 Thlr.

Zeitsfaden zur elektrischen Telegraphie mit Ruhestrom (System Morse). nebst einem Anhang über elektrische Glockensignale, Hotel- und Bureau-Telegraphen von Josef Krämer. Mit 16 Tafeln. Preis 26 Sgr.

Dommer, A. von, Handbuch der Kunstgeschichte. Von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens. gr. 8°. Preis 3 Thlr.

Dözy, R., Geschichte der Mauren in Spanien bis auf die Eroberung Andalusiens durch die Almoraviden (711—1110). 2 Bände gr. 8°. Preis 7 Thlr.

Gubernatis, Angelo de, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Aus dem Englischen übersetzt von R. Hartmann. 2 Hälften. gr. 8°. Preis 7 Thlr.

Jähns, Max, Das französische Meer von der großen Revolution bis zur Gegenwart. gr. 8°. Preis 4 Thlr. 10 Sgr.

Jähns, Max, Volk und Kultur in Eden und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. 2 Bände. gr. 8°. Preis 5 Thlr. 20 Sgr.

Maunder, Wilhelm, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. gr. 8°. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Benjowsky, Oberst, Die russisch-asiatischen Grenzlande. Aus dem Russischen übertragen von Krämer, Hauptmann im königl. Preuss. Großen Generalstabe. Mit 2 Uebersichtskarten. Preis 5 Thlr. (222)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

A. Kuhn, Ueber Entwicklungsstufen der Mythenbildung.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1873.

Gr. 4. geh. Preis: 10 Sgr. (223)

In dem unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem:

Serman Grimm: Fünfzehn Essays.

Zweite vermehrte Auflage der Neuen Essays etc. Ein Band in gr. 8. (28½ Bogen.) 1874. Velinpapier. Elegant gebettet. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesen neuen Band Essays sind aus den früheren beiden Bänden (den Essays, 1859, und den Neuen Essays, 1865) nur 8 Essays übergegangen, die andere Hälfte des Bandes besteht aus neu hinzugekommenen Studien. Es sind in diesem Bande aufgenommen alle auf Literatur- und politische Geschichte bezügliche Aufsätze vereinigt.

Inhalt: Voltaire. — Friedrich der Große und Maranay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wahlverwandtschaften. — Goethe und Schleier. — Goethe und Emilie Scheller. — Derich von Kleist's Grabstätte. — Der Byron und Edgar Poe. — Alexander von Humboldt. — Schleiermacher. — Herrn von Barmhagens Tagebücher. — Cervantes. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson. (224)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage erschien im v. J.:

Die Physiologie und Psychologie des

Lachens und des Komischen.

Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für

Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien.

Von (225)

Dr. Ewald Hecker.

Zweitem Abt. an der Anstalt für Nerven- und Gemüthsheile in Göttingen.

6 Bogen. Gr. 8. Preis: 20 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Bei George Bestermann in Braunschweig erschien ferner:

Theodor Storm's Novellen und Gedichtblätter.

Miniaturausgabe.

geb. 1 Thlr. 6 Sgr. eleg. geb. m. Goldsch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zur Empfehlung dieser neuen Novellen des berühmten Verfassers bedarf es wohl nur der Versicherung, daß sie seinen besten früheren Dichtungen vollkommen ebenbürtig sind.

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kants Teleologie und ihre erkenntnisstheoretische Bedeutung. Eine Untersuchung von August Stadler.

1874. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Die systematischen Begriffe in Kants vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältnis zum kritischen Idealismus. Von Dr. phil. Hermann Cohen.

1873. gr. 8. geh. Preis 12 Sgr.

Kants Theorie der Erfahrung von Dr. phil. Hermann Cohen. 1871. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. (227)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

In der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt von Karl Grün. 277 Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Der zweite Band (Schluss) wird auch in ganz Kurzem erscheinen. (228)

In unserem Verlage ist erschienen:

Carl Twesten: Die religiösen, politischen und sozialen Ideen

der asiatischen Culturvölker und der Aegypter

in ihrer historischen Entwicklung dargestellt

Herausgegeben von (229)

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 Thaler.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorwiegend in allen Buchhandlungen und Vertriebsstellen:

(230)

Der slavische Bauernkönig.

Historischer Roman

von Heinrich W. Venn.

2 Bände. 8°. broch. 2 1/2 Thlr.

Leben um Leben.

Roman

von Carl Cornew.

2 Bände. 8°. broch. 3 Thlr.

Erzählungen aus der Seimath.

von Edmund Hofer.

2 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Novellenblüthen.

von Maurus Jókai.

Von dem Ungarischen von T. B. Dlaboh. 4 Bände. 8°. broch. 5 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. (18. Aufl. 1873.) Mit 8 Bildern in Farbendruck nach Paul Meyerheim.

Rein: Ausgabe.

Wohlfle: Ausgabe. (231)

Mit farbigem Titelbild in engl. Einb. 1 Thlr.

In farbigem Umschlag sauber geb. 15 Sgr.

Diese neue Auflage zeichnet sich durch farbige Bilder nach Zeichnungen von Paul Meyerheim aus, ein Schmuck, durch den dieses schönste aller Märchenbücher der Kinderwelt noch willkommener wird.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Ernhard's Wegweiser durch die deutschen Jugendliteraturen.

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goshmann) in Berlin.

In Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

(232)

Der Talmud

von Emanuel Deutsch, Bibliothekar am Britischen Museum in London. Aus der fünften englischen Auflage übertragen. Autorisierte Ausgabe. Zweite Auflage. gr. 8. 12 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

(233)

Voigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

In einem Bande in Leinwand gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk zeichnet sich nach dem übereinstimmenden Urtheile der angesehensten kritischen Organe durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch eigene selbständige Forschung und objektive Darstellung des Tatsächlichen aus. Weitere Vorzüge desselben sind die Hervorhebung der die unterbrochenen Zusammenhang zwischen der märkischen und deutschen Geschichte und die besondere Berücksichtigung der Kulturgeschichte, namentlich die übersichtliche Darstellung der inneren Verhältnisse, der Verfassung der einzelnen Bundesstaaten, der Germanisirung und der Lebensweise ihrer Bewohner, der Veränderung in der Verfassung u. s. w.

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goshmann) in Berlin.

Hr. Gerstäcker's Gesammelte Schriften!

Zahlreiche Beschwerden der geehrten Abonnenten wegen unregelmäßiger und nicht pünktlicher Lieferung der Fortsetzung nöthigen die Verlagsbuchhandlung zu der Erklärung:

„daß die Fortsetzung stets regelmäßig in Zwischenräumen von 8–14 Tagen erscheint und pünktlich ausgegeben wird.“

Das Unternehmen erschien bereits bis Heft 102.

Die folgenden Hefte enthalten: Der Kunstreiter, Jagd und Streifzüge, Taktik, Roman der Süßes, Die Colonie, Heimliche und unheimliche Geschichten, Das alte Haus, Die Inselwelt.

Stelle also, selbst ein Reklamations bei der betreffenden Buchhandlung, bei der man abonnirt, Fortsetzung nicht zu erlangen sein, so wolle man sich gef. an eine andere dortige Buchhandlung wenden, oder direkt an unterschriebene Verlagsbuchhandlung, falls keine Buchhandlung in der Nähe ist.

Neue Abonnenten können jederzeit eintreten und das Erscheinen in beliebigen Zwischenräumen nachbeziehen. — Heft 1 und 2 in allen Buchhandlungen vorrätig.

Jena.

Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung. (234)

Zur Einführung in Schulen und zur Vergnügen beim Privat-Unterricht empfiehlt Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goshmann) in Berlin:

Schrehrücher

französischen und englischen Sprache

von Dr. Bernhard Schmitz.

französisches Elementarbuch, nebst Bemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorkurs der französischen Sprache. Erste, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1874. Preis: 12 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte Auflage. 1874. Preis: 18 Sgr.

„Bestimmte, klare und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuches.“

Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Besprechung der Aussprache. Ein Lehrbuch mit welchem man sich selbstständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1873. 9 Bogen. 12 Sgr. (235)

Englische Grammatik, enthält einer literarischen Vorlesung in das Studium der englischen Sprache überwiegt. Fünfte Auflage. 1874. 1 Thlr.

„Der Verfasser, dessen Väter Klement, der für die Methode des Unterrichts in den neuen Sprachen ein Interesse hat, ignorieren darf, ist durch andere, werthvolle, Berücksichtigung der Schulbuchliteratur bereit rühmend bekannt. Seine in deutscher Sprache erschienen „Englische Grammatik“ ist untreue eine der gelungensten.“

Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaisten, nach Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Vereinfachung der Aussprache; nebst einer dreizehnen Auswahl von leichten Materialien zur Styl- und Sprachlehre. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1862. (25 Bogen.) 25 Sgr.

„Dieses mit Geduld und Geschmack veranstaltete Sammelwerk der durch seine Reichthum und Reife vorzüglich bekannten Verfasser ist durch die erläuternden Anmerkungen aus für den Selbstunterricht recht brauchbar.“

Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache ist möglichst einfacher und verständlicher Darstellung nach E. v. d. Walder, K. v. d. Walder und E. v. d. Walder. Eine Ausgabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. geb. 15 Sgr.

„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferen Interesse gründlich betriebene, endlich zuverlässiger Darstellung.“

Pädagog. Archiv.

Hr. Gedlitz's französisches Lesebuch für mittlere Klassen. Herausgegeben von Dr. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 8. 124 Sgr.

„Klar, was auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargelegt wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Weiterbilden an sich.“

Allgem. Schulzeitung.

Des Herrn Lehrers haben auf direkt ausgeprochenen Verlangen Exemplare dieses Buches gratis zur geeigneten Prüfung zu Diensten.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von „Alphons Ritz in Leipzig“ bei. „Deutsche Jugend“ etc. (236)

Magazin für die Literatur des Auslandes. H. v. Kautzsch herausgegeben: Dr. Gries in Berlin, Berlin; von Frh. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Goshmann in Berlin, Leipzig, u. s. w. Druck von Georg Meißner in Berlin, Frankfurt, etc. u.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.

Berlin, den 31. Oktober 1874.

[N^o. 44.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Deutsche Volkswirtschaftslehre in Italien. 633. — Herman Grimm's fünfzehn Essays, ein Buch von weltweiter Bedeutung. 634.
England und Frankreich. Henry Perle (de Sternbach). 636.
Belgien. Article des Ausländers über die Mittelschiffen. 637.
Italien. Manzoni's Jugend. 638. — Warum die Italienische Literatur in Italien nicht populär ist. Kritische Briefe von Ruggiero Pengi. II. (Schluß). 639.
Jüdische Literatur. Jüdische Familienpapiere. 641.
Griechenland. Eine Ude von Balauritis. 644.
Kleine literarische Revue. Das Versicherungswesen. 645. — Allenland Blumen. 645. — Die Bevölkerung von Wien und seiner Umgebung nach dem Verste und der Beschäftigung. 645. — Cavour-Biographie. 646. — Der Zugschrauben. 646.
Epigramm. Sonderbare Dittensverteilung in Preußen. 646.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Volkswirtschaftslehre in Italien.

Zu den erfreulichen Anzeichen der Theilnahme, welche die gebildeten und die strebsamen Kreise Italiens dem deutschen Geistesleben in steigendem Maße zuwenden, ist der Einfluß zu zählen, den die deutsche Volkswirtschaftslehre neuerdings auf die literarische Bewegung in Italien ausübt. Nachdem die Dogmen der Engländer mehr als ein Vierteljahrhundert hindurch in unabweisbarer Geltung gestanden hatten, beginnt sich auch in Italien der Trieb nach tieferer Erforschung und fruchtbarer Erfassung der wirtschaftlichen Fragen zu regen; jenseits wie diesseits der Alpen scheint in der Nationalökonomie auf naturrechtliche Konstruktionen die Periode der geschichtlichen Begründung zu folgen. Der Verlaufs, welchen dieser Umschwung in Deutschland nimmt, wird daher in Italien mit Aufmerksamkeit beachtet. Die Auseinandersetzung zwischen den Hängern der alten und denen der neuen Doktrin, die nach mancherlei anliegensamen Auftritten sich bei uns gegenwärtig in einer der deutschen Wissenschaft angemessenen Form zu vollziehen verheißt, bildet für die italienischen Fachgenossen nicht nur den Gegenstand lebhaftesten Interesses, sondern sie beginnt die Italiener in thätige Mittheilung zu ziehen: auch dort erheben sich bereits die Banner der Kathedersozialisten gegen die altbestehenden Herrschäfte des Monarchismus, und an der Spitze der Rebellen stehen dort, wie bei uns, vorzugsweise jüngere Gelehrte von tüchtiger Kampfkraft und schlagfertiger Produktivität.

Zu ihnen darf unbedingt Professor Alberto Errera aus Venedig gezählt werden, welcher seit einiger Zeit fast der demutwürdigen Aufgabe unterliegt, in der oft von uns erwähnten Rivista Europea über die Erörterungen der nationalökonomischen und staatswissenschaftlichen Literatur Italiens eingehende und ansprechende Berichte zu erstatten. Verfaßter eines nicht bloß innerhalb der Grenzen seines Vaterlands geschätzten Werkes über den italienischen Gewerbesinn, setzt sich Prof. Errera auch in seiner journalistischen Thätigkeit als ein Kenner und Verehrer der deutschen Volkswirtschaftslehre. Man höre nur, mit welcher Energie er den Vertretern der älteren Richtung in seiner Fachwissenschaft ihre Abneigung gegen die deutsche Wissenschaft zum Vorwurf macht!

„Wir haben in Italien nicht wenige Gelehrte von unbewiesenen Wissen und bedeutendem Geist, welche beharrlich gegen die Deutschen ankämpfen, obwohl sie ihre Sprache und ihre Schriften nicht verstehen. Sie sind von der Ueberzeugung besetzt, die sie in ihrer Kindheit mit der Muttermilch eingelesen haben, daß die Hegelianer, die Idealisten oder, wie sie sagen, die Utopisten noch gegenwärtig die Träger des deutschen Gedankens seien. Vergebens würde man ihnen die positiven Entdeckungen, die realen Arbeiten und Experimente von Männern vortragen, die in jedem Zweig des Wissens durch Thaten gezeigt haben, daß die deutsche Wissenschaft nicht die Finsternis oder das Hellschwarz liebt, sondern das Licht der Wahrheit . . .“

Mit der lebhaftesten Anerkennung gedient der Bericht Errera's, dem diese Sätze entlehnt sind,*) der Schriften unserer deutschen Forscher. Er preist die schöne Arbeit von Gustav Schmoller: Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, der, wie er, sein eigenes Werk bestehend übergehend, sagt, nichts Ähnliches in Italien an die Seite gestellt werden könnte. Er lenkt die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die finanzwissenschaftlichen Schriften von Adolph Wagner; er fragt sich, warum Schriften wie diese und wie die forstwirtschaftlichen Studien von F. Conzen und von Bernhardt nicht ins Italienische übertragen würden, während doch fast alle und jede französische Publikationen in Italien ihren Uebersetzer finde. Die deutsche Forstwirtschaft und ihre Literatur bildet den Gegenstand der besonders nachdrücklich ausgeprochenen Bewunderung des italienischen Volkswirt, der mit Kummer auf die Verwüstungen blickt, welchen die Wälder seines Vaterlandes beim Mangel wirksamer Sechsehung und sachverständiger Verwaltung in so betrüblichem Maße angesetzt sind. Kein Land führt die Schäden jener heillosen Abwaldung und Beseitigung der Gehirne tiefer als Italien, dessen Oberfläche zum größeren Theil wachen und auf Waldwirtschaft angewiesen ist. Millionen von Hektaren dieser Abhänge sind jetzt mit magerem Gestrüpp bedeckt; sie sollen gänzlicher Verödung anheim, wenn der Staat sich nicht zu einer durchgreifenden und thatkräftigen Reform seiner forstwirtschaftlichen Sechsehung und Verwaltung nach deutschem Vorbilde entschließt!

Nur aus der Erreraschen Uebersicht bekannt ist und der Bericht, welchen Dr. Vito Cusumano, ein jüngerer italienischer Fachgenosse, über den gegenwärtigen Zustand der nationalökonomischen Studien in Deutschland u. a. d. in dem Archivio Giuridico veröffentlicht hat. Die wissenschaftliche Bewegung der deutschen Volkswirtschaft wird hier auf Grund eingehender Prüfung und persönlicher Befahrung mit den deutschen Verhältnissen von einem der neueren Richtung geneigten, aber doch unparteiischen Beobachter geschildert und sowohl in ihrem Entstehen als in ihren bedeutendsten Zielen und Vertretern dem Verständnisse der Italiener näher gebracht.

Diesen Zeugnissen aus dem Kreise der jüngeren Generazien dürfen wir mit Vergnügen die Stimmen einiger Männer anreihen, denen unter den Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft in Italien eine langjährige und bewährte Autorität

*) Rivista Europea, Juliheft 1874.

beohnt. Das ausführliche Lehrbuch der Volkswirtschaft des Senators Fedele Lampertico läßt erkennen, welche Sorgfalt dieser hervorragende Gelehrte den deutschen Erscheinungen auf seinem Gebiete zuwendet, mit welchem Eifer er die Ergebnisse der neuesten deutschen Forschungen zur Belebung und Vertiefung der wissenschaftlichen Bestrebungen in seiner Heimat zu verwerthen bemüht ist. — Mit rückhaltloser Offenheit erkennt endlich Professor Angelo Messedaglia, seit vielen Jahren geachteter Lehrer der Volkswirtschaft an der berühmten Hochschule zu Padua, in seinem lebend erschienenen Werke über den Einfluß der Wissenschaft auf die Kultur, die hohen Leistungen und die immense praktische Bedeutung des deutschen Wissens an. Er stellt am Schluß dieser Schrift, welche durch die geistreiche und scharfe Behandlung des Wesens unserer gegenwärtigen Bildung ein ungewöhnliches Interesse erweckt, Deutschland und Frankreich einander gegenüber und entwirft in kurzen Zügen ein Bild der wissenschaftlichen Bewegung der letzten Jahrzehnte in beiden Ländern. „Am Tage des Streits“, sagt er, „erkannte man mit Staunen und Bewunderung, wie in dieser (der deutschen) Nation, die mit Blitzgeschwindigkeit auf den Schlachtfeldern aneinanderstieß, Alles vom Höchsten bis zum Niedrigsten den Stempel einer weitaussehenden, und dabei zugleich scrupulös genauen Intelligenz an sich trug: Anstrengung, Disziplin, Bewegungen, strategischer Gedanke und taktische Anknüpfung. Und der Sieg fiel dem Theile zu, welchem schon der hellenische Mythos und der Sang des göttlichen Homeros, da wo er die Götter seines Olympos unter sich streiten läßt, die Palme zuerkannte: es war der Sieg der bekannnen Palas über den stürmischen Ares.“

Herman Grimms fünfzehn Essays, ein Buch von weltweiter Bedeutung.)

Das ist denn doch wieder einmal ein Buch in unserer Literatur, an dem man, von Anfang bis zum Ende, seine höchste Freude haben kann und muß, wenn man nicht, wie leider so Viele in unseren Tagen, der Oberflächlichkeit und einseitigen Richtungen sich aufs Gerathewohl hingeeben hat. Recht gelesen, viel und stets wieder gelesen, könnte es eine Begriffsverwirrung, eine Menge der verschiedensten Beurtheile werfungen, welche nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande vollständig grassiren, und sich immer weiter fortpflanzen. Unser Autor ist ein Mann, der nach gleich von vorn herein für sich einnimmt. Geistesvoll, von allseitiger Bildung, dem feinsten Geschmacke, selbständig im Urtheil, kläglich im Ausdruck, in der Vergangenheit wohl bewandert, für unsere Gegenwart, wo irgend sie es verdient, in hohen Grade eingenommen, reich an neuen Gedanken, überraschenden Gesichtspunkten, können wir ihn und sein köstliches Buch unsern Zeitgenossen nicht dringend genug empfehlen. Die Deutschen haben sich den je her in Bezug auf andere Nationen der grobsten Gerechtigkeit beklüßten. Die Ausländer haben auch bereit angefangen, das an uns anzuerkennen. Die Deutschen haben jedoch vor lauter Gerechtigkeit sich oft selbst vergessen. Das ist eine sehr bedenkliche Untugend. Sie sind eben drauf aus, sie abzulegen. Es ist eine der dankenswerthesten, glänzendsten Eigenschaften dieses Buches, daß der Verfasser die unvergleichlichen Mission der Deutschen für die gesamte Weltkultur,

besonders seit Goethe, nach Gebühr und mit allem Rechte unumwunden hervorhebt, ohne der Einseitigkeit anderer philistrischen Nationen im Geringsten zu nahe zu treten. Im Gegentheil, auch ihnen wird er vollständig gerecht, und feiert sie und ihre Heroen, wo er nur irgend Gelegenheit hat.

Es kommt bei einem Titel, einem Ausdruck meist darauf an, wer ihn braucht. Selbst die Rede wird durch einen Mann vom Ael der Intelligenz mit geartet, idealisch und sogar sehr treffende Poesie, sie athmet einen Duft besonderen Reizes aus, der uns an einem andern Autor vielleicht nicht erkaufen würde. Hier aber erkaufen er uns. Moderne Lieblingstitle sind: Lichtstrahlen und der Fremdling Essay. Des Verfassers „Essays“ sind solche, wie sie sein sollen. Nirgend hier, weder im Inhalt noch im Stil, auch nur eine Spur von Kotletterie mit sich selbst, mit dem Mode- und Zeitgeist, keine Jiererei, nichts von Manier, alles und jedes gelegen, natürlich, fräftig, elegant, aber mehr als das: anmuthig, wo es nöthig ist: scharf. Der Titel: „Essays“, wo man im vorigen Jahrhundert einfach Versuche oder Versuch sagte, das für unser Zeitalter eine sinnige Prägnanz darin, daß Engländer, Franzosen, Amerikaner und alle philistrischen Nationen im Beginne sind, auch sprachlich sich auszutauschen, von einander anzunehmen. Ja, wir Deutsche sind jetzt im Fortschritte so weit geblieben, daß Franzosen und Engländer von unserm Verfasser mit Gewinn lernen können, wie Essays eigentlich geschrieben werden müssen. Das wir noch, bevor wir auf Einzines eingehen, nicht unbemerkt lassen dürfen, ist, daß wir wahrhaft froh sind, und großes Gewicht darauf legen, daß hier in den einzelnen Artikeln Dinge ausgebrochen sind, die wir noch bei keinem andern Schriftsteller gefunden haben, die uns seit Jahren auf dem Herzen lagen, so daß es von dem segensreichsten Erfolg sein wird, daß es hier von unserm vortheilhaften Autor für alle Zeiten gebucht werden ist.

Zunächst der erste Abschnitt: „Voltaire und Frankreich“, wie fein, tief greifend ist diese Charakteristik! Gewiß, Voltaire, wie er dichtet und denkt, wie er schreibt und konversirt, kann nur aus den Franzosen selbst verstanden und begriffen werden. Freilich, wie relativ unter Menschen alles ist, macht sich auch hier sofort bemerkbar. Alle Franzosen zusammen geben noch lange keinen Voltaire, und wiederum Voltaire repräsentirt noch lange nicht alle Franzosen. Schon von seiner Zeit gilt das. In der Wärme und Tiefe des Gemüths, im Reichtum an Phantasie überlegen Jean Jacques und Diderot Voltaire bei Weitem, und die Ueberlegenheit, der Ueberfluth, sie treten heute erst recht zu Tage. Dennoch ist und bleibt Meißter Aretas das Ebenbild seiner Vandalen. Die heutigen Franzosen, ausgebeutet an Eitelkeit, Dunkel, übertriebenster Meinung von sich, thäten gut, auf die eben wieder ausgedichtete Benömensale statt Napoleons I., der ebenhin Einringling war, und statt eine dreifarbige Fahne oben auf der Spitze vikariren zu lassen, die Statue Voltaires aufzustellen, um ganz Paris und dem frequenten Zustrom aus der Provinz, allen Franzosen den Franzosen par excellence zur Augenweide und Nachahmung Preis zu geben. Von welcher Niederlage hätte sich nicht aus Voltaire stets wieder erhoben, ungeachtet er jedenfalls — eine Warnung für die große Nation — von Friedrich dem Großen schon in der Hölle des Charakters und der Weite und Schärfe des Weltbegriffs glänzend bezeugt worden ist! — Dieses historische Bild, welches in diesem ersten Essay der Verfasser vor uns aufstellt, vor allem König Ludwig und sein Zeitalter, die großen dramatischen Dichter der französischen Literatur jener Periode, Voltaire wieder unter ihnen, wenn auch verticteertheilt nicht als Oberführer, dann aber als Histo-

*) Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harnig und Gehmann), 1874.

rifer, wo ihm in schöner Ehrlichkeit der Autor alle die Vorbeeren wieder aufsteht, die ihm so Viele früher abgerissen hatten, das Meisterstück einer Kritik der Henriade, mit der organisch eingearbeiteten, sehr belehrenden Angabe der Franzosen, wie sie auch jetzt sind, alles das sind Proskriptionen schon im ersten Esan. Unsere Bewunderung steigert sich mehr und mehr. Im zweiten wird wieder Friedrich der Einzige in seiner vollen Größe uns vor Augen gebracht. „Friedrich der Große und Macaulay.“ Es thut uns Preußen, ja Deutschen wohl, daß gegen den berühmten Engländer hier so scharfe Waffen geführt werden. Die historische Ehrlichkeit hat schon längst zu diesen Waffen gerufen. Derselbe Macaulay, dessen bedeutendes historisches Talent, bis auf seine Kunst der Darstellung, auch von uns durchaus anangesehen bleibt, derselbe Macaulay, von dem die Deutschen, leicht gebildet wie sie vom Auslande nun einmal sind, vor Jahren einen solchen Karm des Aufstauens schlugen, daß sich Schulerst, beschränkt über Friedrich den Großen ausgesprochen, ihn so gänzlich verkannte, daß wir allerdings eine solche Schmach von einem Enkel Albiens nicht auf uns sitzen lassen durften. Macaulay trotz seiner sonstigen Verdienste ist an dem Versuch, eine solche Gestalt, wie Friedrich, noch einmal ins Leben zu rufen, vollständig gescheitert.

Was Macaulays schändliches Mißlingen und Verscheitlen eigensamers entschuldigt, ist, daß er dieselbe Schwerfälligkeit und gänzliche Unfähigkeit, sich in die Eigenarten und Originalitäten anderer Nationen zu versetzen, mit Engländern und Franzosen gemein hat. Ausländische Nationaltypen anderer Individuen und Stetten, oft so interessante Vertreter, zu verstehen, gar noch nachzuahmen, ist den Franzosen — wie oft versucht sie sich schon vergeblich am deutschen Faust — verlagst, vom Kleinsten bis zum Größten. Der Deutsche von Bildung, nun vollends der Dichter, kennt und malt den Franzosen vom Gamin bis zur Gräfin, dem Pariser Studenten, dem Offizier und Minister, und trifft sie in jeder Faser; der Franzose unser Wesen nie. Höchstens lasse ich George Sand als Ausnahme gelten. Bei den Engländern, die noch dazu uns stammverwandte sind, bin ich bereit, sogar drei Ausnahmen zu statuiren: Thomas Carlyle, die Times, und wenn er noch einmal wiederkäme: Shakespeare. Sonst aber auch nicht einen. Zumal die Times hat ein Weltange für alles, und trifft auch das Eigenartige anderer Nationen. — Wir Deutsche könnten hoarschaff nachdichten, inkastiren, zeichnen, malen, den englischen Lord und Gentleman in jedem Betracht, die Vaides der ersten Familien, den Studenten von Cambridge, den englischen Maratzen von derbster Sorte, den englischen Kungelballen und Pächter. Die englischen Romanschriftsteller, selbst die Humoristen, würden es schwerlich aus das Parier bringen, wie ein Bürgermädchen von München, ein lebenslustiger Wiener oder eine Wienerin, ein deutscher Student, ein Berliner Referendar sich geriren, wie sie sprechen und sich markiren. Diese Weltphantasie, die dazu gehört, haben im Durchschnit nur Deutsche. — Carlyle dagegen ist und bleibt dennoch ein wahres Wunder, wie er uns Deutsche weg hat, wie er es an Friedrich dem Großen, an Goethe, Schiller, Jean Paul, Rosalbi in herrlichen, historischen Bildern bewies. Aber auch die Amerikaner haben einen so Seltenen, auf den wir am Ende zu sprechen kommen.*

In den fünf nächsten Essays sieht und leuchtet der Verfasser schon in seinem Wollgang, der noch dazu später nicht abnimmt:

„Goethe in Italien“, „Schiller und Goethe“, Goethe und die Wahlverwandtschaften“, „Goethe und Euleia“, „Goethe und Kaise Selbster.“ Betrachten wir das ganze Buch, wie wir wohl dürfen, als ein großes, kulturhistorisches Gemälde, so ist es sicher Goethe der sich zugleich als die Hauptgestalt fund zieht, und von dem erst aus sich die einzelnen Lichter dann sinnig über das Totalbild vertheilen. Wie Viel des Trefflichen ist über Goethe geschrieben worden, hier bezeugt man bei jedem Schritte Neuen. Schillers und Goethes Freundschaft, Goethes merkwürdige Metamorphose durch Italien, Goethes unvergleichliche, alles übertrahlende Dichtergabe, Goethe als Mensch, als stets sich aufopfernder Wohltäter der Menschen, Goethes edelste, zarteste Fürsorge für hülflose Frauen, es ist alles so lebenswahr, auch das von Andern nie Wahrgenommene ist hier so überzeugend, so ehrenvoll für Deutsche, beglückend herangestellt, und, was die Hauptsache ist, der Werth des Menschenlebens, der Ernst seiner unendlichen Bedeutung greift hier so an unser Herz, reißt uns so mächtig zum Nachdenken, Nachhandeln, daß wir von der Erstüre dieser Abschnitte aus kaum trauen konnten, und dem Verfasser während des Lesens fort und fort unsern erkenntlichsten Dank sagten.

So weiß er uns aber auch im Folgenden, selbst da, wo er unsere Mittrauer erregt, auch aus dem Schmerz wieder zu unbesiegbarem Muth erhebt, aus Augenblicke zu unterhalten, aus Geisteskräfte zu unterrichten: „Heinrich v. Kleist Grabstätte.“ Zwar Wehmuth ergreift uns. Wir empfinden die ganze Schwere des Verlorenen, gedenken so vieler Dichter Deutschlands, die, wie Kleist, ähnlich hart vom Schicksale gepackt und entzissen wurden, aber, was uns an ihm immer verloren gegangen ist, versteht unser Muth so künstlerisch gelungen aus dem Grabe zu einem festen Standbilde zu konsolidiren, daß auch unser preussischer Patriotismus und Dichterberuf Trost und volle Genugthuung erhält. Auch im glücklichsten Romantiker bewahrt sich das, was es hier heißt: „nicht allein weil Kleist ein Preuze ist, haben seine Schriften erhöhten Anspruch auf Theilnahme gerade bei uns, sondern deshalb, weil er im Norden geboren, das norddeutsche, oder noch deutlicher zu sagen, das preussische Element in der Literatur vertritt. Nur Achim von Arnim wäre hier noch neben ihm zu nennen. — Kleists Sprache hat das Scharfe, ironisch Gehaltvolle, das heute noch die beste Seite der Berliner Bildung ist. Felsing erwarb das erst bei uns, Kleist besaß es von Natur.“

Der Verfasser obiger Essays ist ein eben so nobler Ehrenreiter, wie ein seiner Schicksalsträger auch da, wo er die Vornehmheit des Genies und Standes zugleich durch die Vornehmheit des bloßen Standes, durch zufällige Verdrängung beeinträchtigt, plump angefaßt sieht, wie der Artikel „Lord Byron und Light Hunt“ beweist; er ist ein außerordentlicher Maler im ganzen Portrait, im Portrait in Lebensgröße, und zwar in der Vollständigkeit der Idealität und realistischen Ausführung des Kolorits, wie jedes Einzelzuges, wofür „Alexander von Humboldt“ und „Schleiermacher“ sprechende Belege sind; er ist aber auch nachdrücklich fühlbar und ein Wahrheitsfreund ohne jede weiche Rücksicht da, wo er mit der Rüge, mit der Strafe nicht zurückhalten darf, wie „Herrn von Barnhagens Tagebücher“, und was Tadel mit Schonung vereint betrifft, wie „Gervinus“, „Dante und die letzten Kämpfe in Italien“ in eminenter Weise darthun.*) Wie Wenige sind es heute, die auf Dantes Dichter-

*) Wir haben diesen Absatz unverändert wiedergegeben, haben aber in späterer Zeit Gelegenheit, unserer völlig abweichenden Meinung bei derartiger Völkervergleichung Ausdruck zu geben. Die Red.

*) V. vergl. den Roman „Darm.“ Von Alexander Jung. II. B. S. 187, Jena, Hermann Göttsche.

gröÙe, philosophische und politische Bedeutung sich ganz und besonders historisch-treu versehen, in einer Zeit, die im Idealen aus wahrhaft Liberalen — trotz aller ledigen Tageschreier — so weit zurückgefallen ist!

Was sollen wir aber gar über den letzten Essay des Verfassers bemerken? Wir fühlen uns im tiefsten Herzen bewegt, eben weil es Emerson ist, den wir seit einer langen Reihe von Jahren guis Innigste hegen. Wie schwer es auch ist, über einen eben so originellen wie genialen Autor, nach dem wir uns in bisherigen Kultur- und Literaturgeschichten stets zum vergebens umsehen, etwas Bedeutendes zu sagen, da der heutigen Generation sicher noch eine incommensurable Größe ist, so hat ihn unser Verfasser gleichwohl unübertrefflich charakterisiert. Rezensent gesteht, daß er, als er aus Emersons „Essays“ die ersten Preden in einer Zeitschrift las, vor Entzünden sich nicht zu bergen wußte. Diese Überfälle von Ideen — Gedanken zu sagen wäre ein abgeblatter Ausdruck —, mit der ihn der Amerikaner überprüfende, diese Kenntniß der Theorie und Praxis und Liebe zu beiden, diese glühende Liebe zur Wahrheit, diese ergreifend nachbelebende Resonanz für jede Schönheit der Natur und Kunst, diese gründliche Bekanntschaft und Verwandtschaft mit germanischem Geist, diese Manneshöhe und Energie, diese Psychologie der Menschheit und nicht bloß des Menschen, diese Platonische Phantasie, Goethe'sche Klarheit in einem Amerikaner, diese Weltreligion, die nitend eine Grenze ihrer Ausdehnung findet, endlich diese Gelassenheit durch und durch bemächtigt hat den Verfasser dieser Kritik dergestalt, daß er nicht früher sich beruhigte, bis er das Buch Emersons besaß, und es von Stund an zu seinem Brevier machte. Emerson hat nur zwei Geistesverwandte im heutigen Geschlechte, es Rud Gortle, der mit ihm derjenige des Auslandes ist, welcher sich gleich trefflich auf Goethe wie auf jede deutsche Spezialität versteht, worauf wir oben schon hindeuteten, der zweite aus dieser seltenen Geistesfamilie dürfte dann kein Anderer sein, als der Verfasser der „Häufigen Essays“ selbst, welche wir jeder Bibliothek als Bedingung sine qua non, so zu sagen, in die Hand drücken. Nach jener Vorsehung im Umgange mit Emerson war es für mich eine um so schmerzlichere Enttäuschung, daß ich in der modernen Sprößlingszeit so Wenige entdeckte, die mit mir über Emerson aufjauchten. Möchten die Germanen und Emerson'schen Essays wiederholt gelesen werden! Dankbar freuen wir uns, mit einem so hervorragenden Autor, dem würdevollsten, ebenbürtigsten Sohne und Reffen zweier der größten Deutschen, die erste Berührung gehabt zu haben, dessen Lebenswürdigkeit sich und durch obiges Buch dauernd eingepreßt hat.

Alexander Jung.

England und Frankreich.

Henry Boyle (de Strandahl).

Der englische Schriftsteller Andrew Archibald Paton hat sich durch seine „Untersuchungen über die Dama und das Adria-tische Meer“ und durch seine „Geschichte der spanischen Revolution“ auch auf dem Kontinent einen geachteten Namen erworben. Im ersten Werk liefert er wertvolle Beiträge zur modernen Entwicklung der Länder im Südosten Europas, im zweiten behauptet er die Geschichte Englands von der Herrschaft der Normannen bis zum Tode Richard III. Nun tritt er als Biograph

vor uns*), und es hat den Anschein, als sei er durch Einsicht in Original-Dokumente und noch nicht veröffentlichte Briefe, die sich im Privatbesitz der Familie Boyle befinden, veranlaßt worden, die Lebensgeschichte Henry Boyles zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung zu machen. Über den Werth des Mannes giebt er sich keiner Täuschung hin; er hält ihn für nicht mehr als er wirklich war, für einen der originellsten neueren französischen Literaten, der, abgesehen von seinem populären und höchst anmutigen „Leben Rossinis“, eigentlich Kaviar fürs Volk bleibt, und mehr von denen genossen wird, die eine gewisse gesellschaftliche und intellektuelle Bildung besitzen, als vom größeren Publikum. Boyles hauptsächlichste Schriften, die Paton (sämmlich einer eingehenden und unparteiischen Kritik unterzieht, sind: „Harden, Mozart und Metastasio Leben“; „Geschichte der Malerei in Italien“; „Rom, Neapel und Florenz“, ein Titel, der, wie unser Autor sagt, vielmehr lauten sollte: „Einblick des italienischen Charakters, entworfen nach jahrelangem Aufenthalt in Rom, nach gelegentlichen Eilzügen der Gesellschaft in anderen italienischen Städten, besonders Bologna“; „Über die Liebe“; ein Hauptfehler des Rufes, den Boyle als Menschenkenner genießt, „Racine und Shakespeare“; „Rossini's Leben“; „Exergänge in Rom“; „Denkwürdigkeiten eines Touristen“; „Kleinere Erzählungen“; darunter „Der grüne Jäger“, der unbeachtet blieb, aber Vortreffliches verfaßt, und drei größere Romane, „Armanet“, „Koth und Schwarz“, und „Die Karthause von Parma“.

Am Wechseljahre fehlte es dem Leben Boyles nicht. Im Grenoble 1793 geboren, nervös, sanguinisch, neugierig und An-regungen suchend, mit dem Triebe, heimlich Wirkungen hervor-zubringen, ohne als Urheber erkannt zu werden, aber keineswegs niedrig, sondern edelgestimmt, zeigte er früh schon literarischen Talent. 1799 schickte ihn sein Vater, ein wohlhabender Advokat, nach Paris in die neu errichtete polytechnische Schule. Mit der Familie Daru verwandt, kam er durch sie in die Kreise des Direc-toriums, und mehrmals im Lauf seines Lebens boten ihm diese Verwandten Gelegenheit, sein Glück zu machen, mehrfach gerich-teten sich vortreffliche Heiratsprojekte; was profane Welt-men-schen freudig ergriffen hätten, und was er in späteren Jahren schmerzlich entbehrte, verwarf sein unbeschränkter, laienhafter Geist und sein Künstler-Temperament. Nach dem 18. Brumaire (9. November 1799) zog ihn Daru als Supernumerarius ins Kriegsministerium, er begleitete die Armee nach Marano, fun-gierte kurze Zeit als Dragoner-Unterstinentant, trat dann aus, und ging in Paris seinen Lieblingsbeschäftigungen nach, der Malerei, der Kunst des Vortrags, dem Studium der alten und neuen Klassiker und dem der Gesellschaft und der Menschen. 1805 versuchte er es mit einer Kommissi-on in Marseille, hielt aber das Eilgen im Komtur nicht lange aus. Der Dämon seines Lebens, sagt Paton, war Raugewalt in tausend Gestalten, bald als Mangel an geistigem Umgang, bald als Mangel an Speise für seinen literarischen und künstlerischen Appetit, bald als lästiger Zwang einer Jeremie beizumohnen, häufig in der Verfeue eines Einsattpinsels, dessen Schwabigkeit oder vulgäre Platz-beit ihn in seinen goldenen Träumereien führte. Boyle war ori-ginell, energisch, von Geist funkelnd, aber ein mannafter, fester, sich im Gleichgewicht haltender Charakter war er nicht. Mangel an Geld trieb ihn 1806 wieder in den Staatsdienst. Als Inten-

*) Henry Boyle (otherwise de Strandahl). A critical and biographical study, aided by original documents and unpublished letters from the private papers of the family of Boyle by Andrew Archibald Paton. London, Trübner & Comp. 57 & 59 Ludgate Hill, 1874.

danturbeamteter machte er den Krieg gegen Preußen mit, war in Berlin, wo er, wie überall, wenn es möglich war, das Theater eifrig besuchte, wurde als Einnehmer der Domänen-Einkünfte nach Braunshweig kommandirt, schickte Wolfenbüttele Manns-
 stripte an die Kaiserliche Bibliothek nach Paris, wohnte dem Herrschlichen Kriege 1809 bei, und lernte das Leben in Wien kennen, wozu noch ein Ausflug nach Ungarn in Provinzialgeschäften kam. 1810 nach Paris zurückgekehrt, wurde er Auditor beim Staatsrath und Inspektor der Schätze und Möbel der Krone, lebte vorzüglich, setzte seine Studien fort, benutzte einen Urlaub um Italien wiederzusehen, und wünschte schon damals dort für immer bleiben zu können. Aber das Jahr 1812 führte den Intendantenbeamteten nach Rußland. Er verließ Moskau Mitte Oktober und hatte das Glück, freilich nicht ohne Leiden und gänglich abgeriffen, vor Mitte November Mainz zu erreichen. In seinem Amte befand er sich dann bei Kämpfen und Kämpfen, war lange Zeit Oberbefehlshaber des Kaiserlichen Hausbataillon in Schlesien, erkrankte, kurbte sich in Dresden, ging zur Erholung wieder nach Italien, war 1814 an der Schweizer Grenze dienstlich beschäftigt, kehrte nach Paris zurück und verlor mit dem Sturze des Kaiserthums, für das er sein Leben lang schwärmte, Stellung und Einkommen. Er hätte wohl bei der Alysie einen Unterschlupf finden können, aber Liebe zur Muse und zu literarischer Beschäftigung befehlten die Oberhand. Er veröffentlichte unter dem Pseudonym Alexander César Bombet — später nannte er sich de Stendahl — seine Schrift über Hamlet, Mozart und Metastasio, und begab sich nach Mailand, wo er in nicht eben glänzenden Verhältnissen bis 1816 lebte und Bekanntschaft mit Monti, Manzoni, Grassi, Silvio Pellico und Byron machte. Nach einer Reise durch Italien, auf welcher er Rossini, Spedoni und Brougham kennen lernte, ging er 1817 nach Paris, wo er schriftstellerte, doch bald zog er wieder nach dem Comer See und Mailand zurück. Im Jahr 1819 starb sein Vater, mit dem er auf seinem besonders guten Fuß gestanden hatte, und hinterließ bedeutend weniger als Beyle erwartet hatte. Man sah ihn 1821 ältlicher Weise für einen französischen Spion an, die Österreicher wiesen ihn aus seinem geliebten Mailand fort, und schweren Drogen mußte er wieder nach Paris, wo er sich als Kunstkritiker zu beschäftigen suchte. Mehrmals besuchte er England und Rom, allmählich aber begann seine Gesundheit zu wanken. Von Natur heiter, verlor er jezt nicht selten in die trübsten Stimmungen, die ihn 1828 fast zum Selbstmord trieben. Nach der Revolution von 1830 ernannte man ihn zum Konsul in Triest, wo es ihm sehr schlecht gefiel. Zum Glück verweigerte ihm die österreichische Regierung das Equatour, er bewarb sich um ein anderes Konsulat, man versetzte ihn nach Civita Vecchia, hier stellte er sich 1831 endgültig an, war aber stets mit seinem Posten unzufrieden und verließ ihn mit und ohne Urlaub so häufig, um nach Rom zu gehen, daß er mit seinen Vergeßlichkeiten in beständiger kleiner Hede lebte. Endlich, 1836, erhielt er Urlaub, um seine Gesundheit herzustellen, reiste zu Frankreich umher, gab mehrere Schriften heraus, und kehrte erst 1839, als sein Beschützer, Graf Melé, das Ministerium verlor, auf seinen Posten zurück. 1841 erlitt er einen Schlaganfall, suchte Heilung in Rom, dann in Paris, und starb daselbst, auf eine neue vom Schlag getroffen, im März 1842.

Herr Patoz wollte nicht nur das Leben Beyles, sondern auch eine Beleuchtung der politischen Zeitgeschichte liefern, und das ist ihm in hohem Maße gelungen. Sein Buch bietet daher eine Fülle von interessantem Stoff, und erhält einen besonderen Reiz durch die zahlreichen Mittheilungen aus Beyles Briefen an seine von ihm innigst geliebte Schwester Pauline, und aus seinen

Werken, die stets amüsant sind, wenn sie auch häufig nicht genau das halten, was der Titel verspricht. Cardenreich entrollt sich das Bild französischer und italienischer Zustände aus jener Epoche vor den Augen des Lesers, und mit unverlöblichen Zügen prägt sich ihm das Portrait des mittelgroßen, dickbäuchigen, athletischen, immer nach neuester Mode getriebenen Stutzer's Beyle mit den langen, sorgsam gepflegten Fingernägeln ein, dessen unschönes, grobes, hochrothes, von einem dunkelbraun gefärbten Vadenbart eingerahmtes Antlitz durch die schöne Stirn, das feurige Auge, und den jordanischen Mund Leben und Ausdruck gewann. Man wird sich gern des ehrsüchtigen, geistvollen Mannes erinnern, der die Gabe der Unterhaltung in seltenem Grade besaß, die nie seine Zeit mit unnützen Komplimenten und Gemeinplätzen verlor, der den Fehler paradoxer Behauptungen durch den Zauber seltener Originalität wieder gut machte, und jedem Gespräch unerwartete Wendungen gab. Seine Stärke lag nicht in Poesie und wichtigen Ausgrabungen, sondern in einem feinen, trockenen Humor. Er fesselte seine Zuhörer mehr durch beständiges Witzeln als durch zuckende Witzge, und nie stieg er zu bloßen Wortspielen hinab. Diese Biographie zu lesen ist keine Mühe, die sich am Ende belohnt macht, sondern ein nachhaltiges Vergnügen, das kein Bedauern über vergessene Stunden zurückläßt. D. E. E.

Belgien.

Urtheile des Auslandes über die Aikatholiken.

Es ist interessant zu hören, wie man im Ausland die aikatholische Bewegung in Deutschland und die mutmaßlichen Chancen ihres Gelingen beurtheilt. Man könne, heißt es, die Lage von verschiedenen Seiten betrachten, je nachdem man gewohnt sei, die Dinge rosenfarbig oder schwarz zu sehen, und diese Verschiedenheit der Ansichten mache sich auch im Schoße der Partei selber geltend. Die Einen, die Optimisten, sähen einer festen und definitiven Konstitution der Bewegung in nicht ferner Zeit entgegen, und mancherlei schiene ja dafür zu sprechen. Erstlich sei die protestantische Kirche in Deutschland innerlich zerfallen und könne kaum mehr als eine Kirche gelten, da Liberale wie Orthodoxe ihren eigenen, höchst persönlichen Überzeugungen zu folgen gewohnt seien und um Übereinstimmung mit dem Kirchenglauben sich Niemand kümmerge. Jene würden unfehlbar bei der vielleicht bald bevorstehenden Trennung gänzlich in das Lager des Rationalismus übergehen, während diese, um sich doch einer Kirche anzuschließen, nicht anders könnten, als sich dem Aikatholizismus in die Arme werfen, der sich mit der Staatsregierung in Preußen im besten Einvernehmen befände. Dieses Einvernehmen aber ist ein weiterer Grund, um Hoffnungen für die Zukunft zu schöpfen. Fürst Bismarck sei den Aikatholiken verpflichtet für ihre Beihilfe bei Durchbringung und Ausführung der Wahlgesetze und brauche auch ferner ihre Unterstützung, schon um mit Personen aus ihrer Mitte erledigte Bischofsstühle und Pfarstellen zu besetzen. Die Bischöfe in Preußen seien mit ihrem nächsten Anbange schon zu sehr verrannt in ihre Opposition gegen diese Gesetze und gegen die bestehende Staatsgewalt, als daß sie noch zurückkönnen; die Regierung aber sei rückfichtlich ihres Verfahrens gegen jene genau in derselben Lage und werde sie alle der Reihe nach absetzen müssen. So könne es nicht fehlen, daß Aikatholiken allmählich überall

an ihre Stelle träten und die offizielle Führung des katholischen Deutschlands übernahmen. Wenn aber die Bischöfe wirklich zurück wollten und ihren Frieden machen mit der Regierung auf Grund der Majestäts, so würden sie sich ohne Zweifel alles Kredit bei der Masse des katholischen Volkes berauben, wenn dieses sähe, wie rasch sie ihre Meinungen änderten und, was sie heute als satanisch verdammt, morgen für gut und annehmbar erklärten.

Dem gegenüber urtheilen die Pressen nicht mit minderen Gründen der Wahrscheinlichkeit. Der Zerfall der protestantischen Kirche stehe durchaus nicht so nahe bevor, als jene meinten, und habe diese Kirche gerade in neuester Zeit entschiedene Anstrengungen zu einer innerlichen Konsolidierung gemacht. Sollte er aber in fernerer Zukunft wirklich eintreten, so habe die altkatholische Bewegung unterdeß genug Zeit, ihren letzten Seufzer auszuhauchen. Auf Fürst Bismarck's Gunst und Rücksichtnahme sei keineswegs so bestimmt zu rechnen. Der Reichskanzler benutze die Bewegung und nütze sie aus für seine Zwecke, würde sich aber keinen Augenblick bedenken, im Fall die ihm entgegenstehende Partei eine annehmbare Kapitulation anbiete, sie für seine politischen Zwecke aufzuopfern. Die altkatholische Partei sei noch zu wenig zahlreich, um aus ihr eine parlamentarische Partei von hinreichender numerischer Stärke zu bilden, welche die Kirchenpolitik des Kanzlers unterstützen könnte. Hier sei ihr Einfluß nicht mehr als Null. Endlich habe sich in der Frage der altkatholischen Schulen und Parochien thatsächlich die Haltung der Regierung der Bewegung nicht so günstig gezeigt, als man hätte erwarten können. Die ultramontanen Bischöfe aber würden sich nicht bedenken, im letzten Augenblicke mit der Staatsgewalt Frieden zu schließen, das wisse Fürst Bismarck recht gut. Sie verachteten eben, wie weit sie gehen könnten, und läßen sie eine unvermeidliche Niederlage vor Augen, so würden sie sich nicht scheuen, nachzugeben und einen Pakt zu schließen. Wie sie den Schein der Erschließung, wie ihre Gesandten beweiße. Die stöckgläubige Menge würde ihnen auch hierin folgen, wie sie bei der Unfehlbarkeitsfrage gethan, wo die Bischöfe ebenfalls erst Expedition gemacht hätten, um nachher ihre Knäseln in der aufschaulichsten und schamlosesten Weise zu ändern. Die Jesuiten konnten ihren Ruhm nur zu gut und wußten das Volk zu gut zu behandeln, als daß man annehmen könnte, sie würden eine eventuelle Schwankung nicht mit Scheingründen zu motiviren und sich die gute Meinung ihrer Gläubigen zu erhalten wissen.

(Indépendance Belge).

Italien.

Manjonis Jugend.*)

Wenn man in den letzten Jahrzehnten in Italien nach bedeutenden Ereignissen der Literatur frug, erhielt man zur Antwort, daß das Ringen aller Talente, alle Thätigkeit des Genies, die ganze Kraft des Volkes von dem nationalen Werk der politischen

tischen Einigung absorbirt würde. Das Werk der Einigung ist nun vollbracht, aber noch immer fehlt es in Italien an neuen Ereignissen der Poesie, die geeignet wären, das Interesse daran zu fesseln. Je ärmer aber das Land an Dichtern ist, die sich über das Niveau ausständiger Mittelmaßigkeit erheben, um so höher wendet es sich den letzten Ausläufern seiner einst bedeutenden Literatur zu. Dem Patriotismus muß es verzeihen werden, wenn hierbei zumellen einige Überbühnung und übergroße Ausführlichkeit mit waterläuft. P. D. Gisler hat kürzlich im Magazin (Nr. 29. d. J.) eine Übersicht der zahlreichen Schriften gegeben, welche der Tod Manzoni ins Leben rief. Auf den Titel der „Nachlese“ macht das untengezeichnete Werkchen des Antonio Steppani Anspruch, dessen Inhalt zu Theil dadurch entschuldigt wird, daß es sich mehr an die mittere Jugend wendet. Insekten werden hier Dinge von so großer Unbedeutendheit und Pointiertheit erzählt, daß sie kaum interessieren könnten, wenn sie sich an das Leben eines weltanschauenden Monarchen oder Staatsmannes knüpften, geschweige an die Jugendjahre eines Schriftstellers, dessen Hauptbedeutung das nicht mehr in seinen Werken, als in seinem Leben zu suchen ist. Antonio Steppani hat es sich vorgenommen, „die Lebendigen und die Todten sprechen zu lassen“, die Hände der Kinder, die Schulbänke, Manzoni's Intenzung, ja selbst seine Biographie wird manchmal der Schrift gebau, welcher das Schlimmste väterlichen trennt. Nicht ohne lächerlich dünken z. B. Steppani an folgender Stelle vorüberkommen: Es ist von einem Händchen die Rede, das zum Versehenja dient; nun aber von seinem ursprünglichen Standpunkt weggenommen ist und zur Erinnerung aufbewahrt wird. Tretet ein und leset die folgende Zeile: „In diesem Hause, welches am Ufer des Sees von Biccamano stand, wachte vielleicht (i) der große Manzoni, während er auf der Verheirathung ergabte, an den Roman „I promessi sposi“. Kleines, aber werthvolles Andenken! Wärdet auch die spätere Gabel mit gleicher Freude und Bewunderung wiederholen: „Da saß Manzoni!“ — Wir wollen nicht sehen, wo die Späteren her, aber es dürfte doch vielleicht etwas zu weit führen, wenn man alle Erstlichkeiten, an denen Manzoni saß, in die Kategorie der Regionalreliquien erheben wollte.

Bekanntlich stammte Manzoni von einem sehr frühen Geschlechte ab. Die Urthantinnen, die am Schloß seiner Väter vorübergingen, waren genüßig, selbst vor den Jagdbanden ihres Herrn den Hut abzugeben und zu grüßen: „Reveriss, signor!“ Noch heute, wenn die Viverra, der Fluß, der das Thal des Balsassina durchfließt, antritt, kann man das Sprüchwort hören:

„Corri, Piovra e Manzoni
Minga intendere de reson.“

Wenig Torquatisches lag in dem Wesen dessen, der in da unvergleichlichen Scene des Fußfalls vor Don Rodrigo den Torquato aller Zeiten ein Letzten gab, aber vielleicht daß eine gewisse Heftigkeit und Energie in seinem Charakter auf Stimmungsart zurückzuführen ist. Steppani erzählt, daß Manzoni in seinen frühen Jahren ein eifriger Spieler war. Es fiel dies in die Zeit seiner Bekanntschaft mit Vincenzo Monti, der nicht verachtete hatte, mit dem Janber seiner Persönlichkeit und eines hohen gewordenen Rufes aus dem strebsamen Jüngling zu wirken. Auch saß Manzoni wieder beim Spiele, als ihn auf einmal Vincenzo Monti bestrichender Blick traf. „Wenn Sie so einmal Barmherzig er ihm ernst, „werden Sie in Zukunft sanftere Verse machen.“ Dies wirkte. Manzoni sagte den Entschluß, die gefährliche Leidenschaft bei sich auszuerothen. Als ihm seine Mutter eine Zeit nach Paris vorschlug, um auch der Gelegenheit auszuweichen

*) I primi anni di Alessandro Manzoni, spigolature di Antonio Steppani. Con aggiunta di alcune poesie inedite e poco note dello stesso A. Manzoni. Milano (Gietano Brigola. R. Abb.

weigerte er sich, weil dann kein Verdienst dabei wäre. Nach einem Monat lang bejahte er die Spielhöhe, ohne jemals wieder eine Karte zu berühren.

Als ein Beispiel der besseren mag auch folgende Anekdote hier eine Stelle finden: Bekanntlich sagt man, daß, wer bei Tisch ein Glas umstößt, zuerst unter den Anwesenden heiraten werde. Dem kleinen Messandro paßte einst bei einer Galathei dieses Mißgeschick. Wohl um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, rief jemand das süßliche: „Sarò il primo marito.“ (Du wirst zuerst heiraten.) Der Kleine erob die Hände in der Geste der Abwehr und des Abkneus und antwortete mit dem Vorspiel: „Me lo sono meritato!“ (Ich hab's verdient!)

Einem Theil der reiferen Jugend, an welche die „spigliature“ gerichtet sind, wird es zum Tzeste gereichen, daß Messandro Manzoni, wie so Mancher, dessen spätere Geltung im Leben mehr eine Folge des Reichthums seiner Phantasie, als der Stärke seines Verstandes war, wie insbesondere sein großes Vorbild, Walter Scott, ein ziemlich schlechter Schüler war.

Viel Rührung giebt sich Antonio Steppani, in Manzoni's Jugenderinnerungen die Originale seiner Romanegehalten wiederzufinden, wobei manch interessante Selbstbeziehung, aber auch manch gemagte Vermuthung zu Tage tritt.

Von den beigegebenen, bisher unerschienenen, oder wenig bekannten Poesien Manzoni's haben fast alle literarhistorischen Interesse, insbesondere eine Satyre, die sich auf den Kampf der romantischen und klassischen Schule bezieht, eine poetische Epistel über italienische Literaturverhältnisse aus dem Jahre 1804, die Wiederherstellung des von der Jesue verführten „coro dell' Avvelchi“ n. a. m.

Daß das kleine Buch deutschen Lesern besonders empfehllich, ist außer der sehr eleganten Ausstattung die Bezeichnung der Aussprache. In den hauptsächlichsten, wenn nicht einzigen Schwierigkeiten derselben gehört bekanntlich der richtige Vortzatz und der Unterschied zwischen offenem und geschlossenem o und e. Worte mit dem Ton auf der dritten End sind häufiger, als die meisten der italienisch redenden Ausländer zu ahnen scheinen und wie überrascht es nicht wenig osimero, stierle, angelo, Brigitta, anedotto, periodo, parolisi, inedito, biografto, Rickoli u. f. w. sprechen zu hören.

Die „spigliature“ nun sind nach den in der italienischen Unterichtsliteratur üblichen Normen gedruckt. Alle Worte, in denen nicht die vorerzte End betont wird, sind mit dem Akzent versehen, der je nachdem er ein offenes oder geschlossenes e oder o bezeichnen soll, Graviss oder Akutus ist. Gottfried Böhm.

Warum die italiänische Literatur in Italien nicht populär ist.

Kritische Briefe von Angiero Bonghi.

II.

Der bei weitem größere Theil von Bonghi's Briefen bezieht sich, wie wir schon neulich bemerkt, nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form der geistigen Produktion; er behandelt den Stil, oder richtiger gesagt, die Stilfehler der italiänischen Prosaisten. Denn so durchdrungen sich Bonghi von dem positiven Verurs der literarischen Kritik gezeigt hat, mit so warmen Ausdrücken wir ihn die Hebratung ihrer aufbauenden und belebenden Thätigkeit hervorheben hörten: so vorwiegend verneint ist die Stellung, welche er bei der Beurtheilung seiner Landsleute

einnimmt. Die Schonungslosigkeit, mit welcher die stilistischen Gebrechen aufgedeckt, die Schärfe, mit der sie gerichtet werden, werden aber durch die fast ausschließlich tadelnde und abweisende Haltung des Kritikers in ihrer Wirkung ganz erheblich beeinträchtigt. Ermüdet durch den nöthigen, etwas anmaßlichen Ton, in welchem unser Rhadaman sein Wahrprühe abgibt, steht ihn ein deutlicher Fester vor sich, wie er, gleich jenem Hofrath Hüden, dessen Bild uns Goethe in jener köstlichen Galerie der franfurter Originale geschildert hat, „mit Gott und der Welt in Dyppeisgen“ an Weiden Fehler zu entdecken weis.

Für einen deutschen Leser bedarf es allerdings eines deasoneren Grades von Ausdauer und Geduld, sich ein paar hundert Seiten hindurch mit Stilfragen zu beschäftigen. Wir Deutsche können uns von dem Werthe, den man in den Ländern lateinischer Jange auf die Vollendung der sprachlichen Form legt, kaum eine Vorstellung machen. Wir begreifen nur schwer die beständige Wirkung, welche eine stilistisch meisterhafte Seite auf ein französisches oder italiänisches Publikum auszuüben vermag. Unsere Stärke ist zugleich unsere Schwäche: über der geistigen Durchdringung und Vertiefung vernachlässigen wir die Darstellung; bis zur Ungebühr gefatten wir jedem, der wirklich etwas zu sagen hat, es zu thun, wie es ihm eben guttut. Wir dürfen ohne Murren, daß die Behandlung unserer Sprache, hier durch übergehen Eigenwillen, dort durch vollständige Reglosigkeit, zur Mißhandlung ausartet; und wir haben es deobald erleben müssen, daß neuerlich bei festlichem Anlaß von dem geistreichen Vortzähler der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Beeinträchtigung der deutschen Sprache öffentlich gesagt und auf die Nothwendigkeit des staatlichen Einschreitens gegen dies Übel hingewiesen worden ist. Diesen Zuständen gegenüber ist es nicht ohne Interesse, die vielleicht übertriebene Sorgfalt kennen zu lernen, mit welcher man in anderen Ländern Sprachregeln treibt; es ist lehrreich zu sehen, mit welchem Eifer dort auf Reinhaltung des Vortzages, auf Richtigkeit und Präzision des Ausdrucks, auf Richtigkeit und Eleganz des Satz- und Periodenbaues geungen wird.

Reichlich ist es aber auch, an einem hervorragenden italiänischen Staatsmann, der voll im Leben der Gegenwart steht, zu sehen, in welchem Maße die Verwegen des formellen Elementes in der schriftstellerischen Thätigkeit dazu führt, den veralteten Schuldgegriffen der Metrik, dem Streitfragen der Grammatik eine für uns fast unbegreifliche Thätigkeit beizulegen. Bonghi hält es für unerlässlich, seine Erörterungen über das Wesen des Stils mit einer Bekämpfung der aus den griechischen Sophistenschulen herkommenden Eintheilung der Stiltarten zu beginnen. Er wendet sich in ausführlicher Weise gegen die Auffassung, die, auf eine mißverstandene Aukerung Cicero's gestützt, den Stil nur gewissen Gattungen der literarischen Produktion beilegen, ihn demnach von dem Inhalte des Schriftwerkes abhängig machen will. Cicero's Ideal des vollendeten Redners, wie er dasselbe in seinem gleichnamigen Buche aufgestellt und verherrlicht hat, ist für den Italiäner eine Quelle von Verirrungen geworden, die ihren unheilvollen Einfluß noch denutzutage ausübt. Belehrt durch die ipissima verba des sommo, des divino oratore, ist die italiänische Jugend, und nicht bios die Jugend, seit Jahrhunderten vornehmlich um die Ausbildung des rhetorischen Elementes demüth; die Vorliebe des Meisters, der magna graviter dicere empfiehlt, verleiht diese unglücklichen Jünger, sich der angebeenen Rannth und Natürllichkeit ihrer Rede zu entziehen, um eine hohle mit dombastischem Schmuckwerk verzierte Phrasologie zu handhaben, deren Langweiligkeit, wie Bonghi scherz, dem

Schlafgötze mehr Bekatomben bereitet, als einß der Groll des Peliden dem Tode Odyß gebracht hat.

Sicherlich ist der Gifer, mit welchem Bonghi gegen diese falsche Rhetorik zu Felde zieht, durchaus löblich und berechtigt. Fragen wir uns jedoch, was unser Kritiker an die Stelle dieser Irrthümer setzen will. Was ist, nach seiner Lehre, das Wesen des Stils? Der Stil ist, antworten an die kritischen Briefe in lebhaftem Ton, das in Worten ausgedrückte Leben des Gedankens. Die Auseinandersetzung, durch welche diese Definition eingeleitet wird, läßt deutlich erkennen, daß Bonghi den Stil mehr in der Erfindung und Beherrschung des Gegenstandes, als in der Form der Darstellung erblickt. Damit stimmt es denn auch überein, daß er keinen Vordileuten als bestes Mittel zur Verbesserung ihres Stils ernstliches Nachdenken über den Gegenstand und fleißiges Studium der Logik anempfiehlt. Nun ist es natürlich nicht zu bezweifeln, daß das richtige Denken die unerläßliche Vorbedingung des richtigen Schreibens, und wiederum das richtige Schreiben die Grundlage des guten Schreibens, des Stils, ist. Scribendi recte sapere est et principium et fons, mahnt Horaz. Aber so gewiß man ohne richtiges Denken nicht gut schreiben kann, so gewiß ist es auch, daß das richtige Denken allein noch nicht gut zu schreiben vermag, daß das Eine nicht mit dem Andern identisch ist. Außer der Beherrschung des Gedankens muß, wer gut schreiben will, ungewöhnlich ebenso die Sprache beherrschen, und erst in der Anwendung dieses Instruments zur Darstellung des Gedanken gelangen wir zum Stil.

Wie nuznreich die uns so schönbar runde und flare Definitionen ist, welche Bonghi von dem Wesen des Stils giebt, erhebt am deutlichsten daraus, daß er, sowie es sich um die Anwendung jenes Begriffs handelt, sich genöthigt sieht, zu bildlichen Ausdrücken, zu malerisch ausgeführten Vergleichen zu greifen. Er will darthun, daß das Leben des Gedankens sich auf zweierlei Weise ausdrücken läßt, und daß es somit zwei Stilarten giebt. „Stelle dir“, sagt der Briefsteller, „eine Welle vor. Du siehst, wie ihre Erhebung sich wölbt, wie sie bald hier bald da emporsteigt, indem sie bald mehr, bald weniger vorrückt, und jetzt in größerer, jetzt in geringerer Entfernung sich zu senken beginnt. So der Gedanke. Wenn du ihn in seiner ganzen Schlangenlinie zum Ausdruck bringst, ihn in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Bewegung darstellst, so hast du den einen Stil. Wenn du dagegen seine Erhebungen streichst, die Eigenthümlichkeit und den Wechsel seiner Senkungen im Auge faßt und durch diese Betrachtung dahin gelangst, ihn lediglich durch die Zeichnung der Erhebungen und Senkungen anzudeuten, so hast du den anderen Stil.“

Die Stilarten, welche durch dieses Bild in, wie uns scheint, nicht eben glücklicher Weise veranschaulicht werden sollen, nennt Bonghi den natürlichen und den Reflektionsstil. Er führt als vollendetes Vorbild des ersten Plato, des anderen Tacitus an, und hält demnach eine rasche Nachahmung der italienischen Schriftsteller, um sie unter die eine oder die andere Stilgattung einzureihen. Diese Übersicht, die natürlich keinen Anspruch auf irgend welche Vollständigkeit erhebt, bietet dem Kritiker die Gelegenheit zu einer Fülle von anziehenden Bemerkungen, durch die er nicht selten in anfassendem Gegensatz zu der herrschenden Meinung tritt. Bonghi erklärt es für durchaus begründet, daß die italienischen Prosaisten sich in dem natürlichen Stil besonders ausgezeichnet hätten. Als den einzigen Italiener, dessen Stil sich mit der natürlichen Lebendigkeit und Fülle von Platons Prosa vergleichen lasse, erkennt er Benvenuto Cellini an, freilich auch diesen nur mit weitgehenden Vorbehalten. Im

übrigen stimmt er keinesweges in die allgemeine Bewunderung ein, welche den Prosaikern des Trecento und des Cinquecento wegen der Natürlichkeit ihres Stils entgegengebracht zu werden pflegt. Er wagt es, demjenigen Autor, in welchem das Zaland und das Ausland das Muster italienischer Redemannuth zu erblicken gewohnt ist, geradezu Stilmangel vorzuwerfen: Boccas, der seine Unfähigkeit in der Beschreibung durch künstlichen Reichtum verdeckt, ist Schuld daran, daß die Ausartung des natürlichen Stils, der Stilo florido, ein falscher, weber Gedanken noch Leben enthaltender Stil, unter den Italiänern eine so unheilvolle Verbreitung gefunden hat. Gegenüber den Dilogationen, Variationen, Imitationen und sonstigen Redekunststücken, durch welche die italiälische Jugend zur Stil-Verderbniß förmlich angeleitet wurde, mahnt er mit gerechtem Unwillen an ernstes Denken; er führt mit Befriedigung das schöne Wort eines genauen Kenners und anfrichtigen Freundes von Stalien an, unseres Ritters Dunsen, der unserm Kritiker Folgendes schrieb:

„Die italiälische Prosa ist ein wenig vortheilreich geworden, weil der Rayon die freie Bewegung aus dem Gelde des geschichtlichen Wissens fehlte, und dadurch das Gleichgewicht gestört war zwischen der wissenschaftlichen Vertiefung und der natürlichen Fülle und Wehbretheit des italiälischen Genies. O mir fehlt Stalien schon lange im Bestkämpfe des Geistes!“

Nicht minder scharf ist das Urtheil Bonghis über die Autoren des Reflektionsstils. Nach einer eingehenden Betrachtung dieses Stils, „der den Gedanken nicht in seiner Bewegung, sondern in seinen Hauptpunkten darstellt“, wendet er sich zu den zahllosen Nachahmern, welche Tacitus neben Thukydides und Salustius der Hauptvertreter dieser sentenziösen Schreibweise, in Stalien von jeher gefunden hat. Er prüft eingehend, warum die modernen Tacitusse-Italiens, warum Danzanti, der Übersetzer der Annalen, warum unter den neueren Historikern Botta, Colletta und Zanini so weit hinter ihrem antiken Vorbilde zurückgeblieben sind. Sie haben ihr Ziel nicht erreicht, weil sie äußerlich nachahmen suchten, anstatt den Geist wiederzugeben.

Von allen italiälischen Prosaisten ist Machiavelli der vornehmste. Bei seiner Prosa die irgend eines anderen Italiäners vorzieht, beweist damit, wie Bonghi es sehr kategorisch ausdrückt, lediglich, daß er selbst eine mittelmäßige Größe ist. Trotzdem ist nach dem Urtheil unseres Kritikers selbst Machiavellis Stil keineswegs laßfabel. Bonghi läßt diesen führen Ausbruch an den berühmten Schlussätzen des Principe zu erweisen, dem Schönen was Machiavelli geschrieben, vielleicht dem Vollkommenen, was überhaupt in italiälischer Sprache vorhanden ist. Wir können diese an die Besonderheiten des sprachlichen Ausdrucks und der Satzbildung sich anstoßende Kritik im Deutschen nicht wiedergeben: es genüge zu wissen, daß Bonghi sich in dem Schlussbruche berufen fühlt, Machiavelli habe weder eine vollständige noch eine zuverlässige Vorstellung vom Wesen des Stils gehabt, und hierin liege der Grund, weshalb man ihn in Stalien nicht so viel liebt, als er verdiente. Den Beweis jedoch für diese Behauptung liefert Bonghi schuldig.

Unsere Mittheilungen an seinem Buche, das zwar für deutsche Leser mancherlei Anknüpfungspunkte darbietet, jedoch vorwiegend auf das italiälische Publikum gerichtet ist, sind vielleicht schon über Gebühr ausführlich. Wir eilen zum Schluß. Würden die Erwartungen, die der Titel der Schrift erwecken muß, in ihrem wichtigsten Begehnen nur unvollständig befriedigt, können wir uns mit der formellen Kritik, die uns an Stelle einer sachlichen Beurtheilung dargeboten wird, keinesweges in allen Punkten einverstanden erklären: so besitz der originelle Versuch, die gesammte

italianische Prosa einer stillischen Nachahmung zu unterziehen, doch auch für deutsche Freunde der italienischen Literatur viel Lehrsreiches und Gehaltvolles. Dieser Kern der Schrift entschädigt für die Rauheit der Schale, und wir können dennoch nur wünschen, daß sich unsere Leser die allerdings beträchtliche Mühe, die es kostet, sich durch Bonghis kritische Briefe hindurchzuarbeiten, nicht verbieten lassen.

P. D. Fischer.

Jüdische Literatur.

Jüdische Familienpapiere.*)

Wir leben in der Zeit des herrschenden Staatsgedankens. Gleichberechtigt, gleichverpflichtet stehen die Einzelnen dem Staate gegenüber, mögen sie auch noch so sehr verschieden sein an Meinung, Glauben und — Gesichtsbiidung. Man fragt nicht mehr nach Weltanschauung und gläubiger Ueberzeugung, um sein Seelenheil darf sich Jeder allein bekümmern. Nur die Ueberezeugung, die der Einzelne auf den Markt des Lebens bringt, wird gewogen, über Abstammung und Glaubensgemeinschaft braucht er sich nicht auszuweisen. Sein Bekenntniß verpflichtet Jeder im Herzen und muß es nicht öffentlich mit sich herumtragen, daß es ihm entweder als Ehrenzeichen sein Fortkommen in der Welt erleichtere, oder als Schandmal Verachtung zuziehe und allgemeine Verfolgung. Man unterscheidet nicht mehr Bekenner und Acker, Gläubige und Ungläubige, es giebt nur noch Menschen auf der Welt.

So sagt man gewöhnlich. Daß dies nur gesagt, durchaus aber nicht wahr ist, lehrt der Judenhaß genugsam, der selbst heute noch lange nicht todt ist. Wie in einem Gebäude, in dem ein Feuer wüthete, hier und da durch eine Mauerreißer noch ein Flammchen emporjagte, als wollte es zeigen, daß der Brand im Innern noch nicht völlig erloschen ist, so hören wir den Judenverfolgungen aus den verschiedensten Gegenden zum deutlichen Beweise, daß der Judenhaß noch nicht geschwunden ist. Ober sollte er wirklich zur Unsterblichkeit verdammt sein, wie noch jüngst mit überzumerummter Böswilligkeit behauptet wurde? Soll wirklich die Hoffnung auf sein ewiges Aufhören die knochenhafte Schwärmer sein, welche man in ihr hat finden wollen? Der Judenhaß ist Massenhaß und als solcher ewig: alle Vernüpfung, ihn zu tilgen, ist eitel und unnütz. Denn die Eigenart des Semiten werde dem Arier immer wider bleiben, so hört man behaupten. Aber auf die eine Frage muß diese neueste Weisheit die Antwort schuldig bleiben: wober es bei der ewigen Arier-versechiedenheit zwischen Arieren und Semiten denn komme, daß ein wenig Wasser das ganze Semitentum mit seiner Unsterblichkeit herunterzuspuhlen und in das allerbilligste Arierthum zu verwandeln im Stande ist, dem dann der Weg zu den höchsten Ehren der Gesellschaft offen steht. Auf diese Frage giebt es nur dann eine Antwort, wenn man im Judenhaß nur Glaubens-fernschaft, nur ein Vorurtheil erblickt, wie dies auch jederzeit von allen Verstandenen gesehen ist.

Ja seiner blutausgossenen Art ist der Judenhaß erst nach dem Entstehen des Christenthums aufgetreten. Man hat dies vielfach leugnen wollen und auf Römer und Griechen hingewiesen,

bei denen die Juden bereits nicht sehr beliebt waren. Aber es war die Verachtung und Verhöhnung gegen ihre fremde Herkunft, die man ihnen entgegenbrachte, von Verfolgungen hielten wir nichts; Daß man des Glaubens willen ist eine Erfindung neuerer Zeiten. Es läßt sich aber auch leicht einsehen, warum mit dem Auftreten des Christenthums die Verfolgungssucht und Unbuddsamkeit gegen Andersgläubige, nicht Juden allein, mächtig zunehmen mußte. Jeder Glaube merkt im Besitze der Wahrheit zu sein und, da die Wahrheit nur eine ist, allein sie zu besitzen. Wie könnte dies auch anders sein? Wer würde, ehrlich betrachtet, etwas glauben, wenn er es nicht für wahr hielte? Für die Gesellschaft bleibt dies völlig gleichgültig. Es kann ja Jemand sich allein im Besitze der Wahrheit wähnen, er mag vielleicht den Reueamenen bedauern, bemitleiden, weil er ihn im Irrthum steht, schwerere Folgen hat dies nicht. Leben ja auch sonst Menschen der verschiedensten Meinungen darmlos und eintätig neben einander. Anders aber stellt sich die Sache, wenn ein Glaube nicht allein im alleinigen Besitze der Wahrheit zu sein glaubt, sondern auch durch diesen Besitz sich allein das Recht zuspricht, Wechsel auf das Himmelreich auszusprechen und alle Andersgläubigen vom ewigen Seelenheil auszuschließen. Das war eben von Anfang an der Lehrbegriff der christlichen Kirche, in ihr war allethet die Brücke, die zum Himmel führt, verzweifelt die übrigen Christen hatten auf ihr Raum, und sollte nicht die übrige Menschheit dem ewigen Verderben preisgegeben bleiben, so mußte sie mit allen möglichen Mitteln in den Schoß der Kirche hineingezogen werden. Nach dieser Anschauung verliert der Zwang, mit dem dies geschah, seine Härte, geschah es doch nur zum Heile der Gewagungen, die in ihrer Blindheit nicht von selber sahen, was zum Heile führt. Um selig zu werden, mußten diese darum im Leben unglücklich sein. Kein Volk und keine Lehre haben unter dieser Unbuddsamkeit des Christenthums so viel zu leiden gehabt wie das Judentum und seine Bekenner. Bekannt ist das fast achtzehnhundertjährige Martyrium, dem die Juden sich unterziehen mußten, weil sie sich weigerten, in die große Heilversicherung einzutreten, die Leiden und Qualen, die sie erdulden mußten, fällen schwarze Blätter in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Aber auch die Lehre, das Judentum wurde herabgesetzt und verunglimpft, sollte das Christenthum doch seine Vorzüge himmelhoch überragen. Da es als unumstößlich galt, daß das Christenthum das Heil auf die Welt gebracht habe, mußte es „faul“ sein im jüdischen Gesetze, in Mose's Lehre durfte all das nicht finden, was jetzt alle Heiden sollte lehren und selig machen. Jene Vornehmheit, mit der die Töchter auf die Mutter herabsehen zu müssen glaubte, im Haube mit flatterter Unbuddsamkeit, hat jenen Haß und die Verfolgungswuth gezeugt, deren Spuren noch heute nicht verwischt sind. Wenn aber der Haß vor dem Strahle der Aufklärung immer mehr zurückweicht, so wechelt seine Wurzel, das Vorurtheil gegen die jüdische Lehre noch munter fort. Nach dem Urtheile selbst der heutigen Wissenschaft, das sie vom Judentum in seinem Verhältnisse zum Christenthum fällt, erscheint es selbst noch in unseren Tagen als eine strafwürdige Verblendung, wenn die Juden sich ferner weigern, dem neuen Bunde sich anzugesellen. Selbst Männer, die in ihren Ueberzeugungen längst öffentlich mit der Kirche gebrochen haben, glauben daru wenigstens dem hergebrochenen Urtheile verpflichtet zu müssen, daß sie „christliche Moral“, „christliche Liebe“ im Munde führen, als habe mit dem Christenthum die wahre Moral und Sittlichkeit erst angefangen. Die „christliche Zivilisation“ gilt nun vollends als feststehend, über jeden Beweis erhaben.

*) Von B. Herzberg. Zweite Ausgabe. Hamburg. Otto Meißner,

Es ist darum von hohem Interesse und für jeden Rechtlichen wahrhaft Bedürfnis, alle diese mit so viel Vorliebe gebrauchten Redensarten auf ihren wahren Gehalt geprüft zu sehen, nicht allein für den Juden, sondern für jeden Freund der Wahrheit war es hoch an der Zeit, einmal mit Ernst und Freimuth die Fragen untersucht zu finden: 1) Waren und sind die Juden wirklich davor verblendet, daß sie den Erlöser leugnen und der Erlösung sich entgegennehmen? 2) Hat das Christenthum wirklich das Heil, die Sittlichkeit und Zivilisation auf die Welt gebracht? 3) Steht das Judenthum wirklich so tief unter dem Christenthum, daß man in unserer Zeit unmöglich damit auskommen kann? Eine ebenso lächerliche und überraschende, als durch den Ernst der Untersuchung über jede gemeine Verdächtigung erhabene Antwort finden wir in dem Buche: „Südlische Familienpapiere“, das unbedingt würdig ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Heinrich Ewald hat in seiner Geschichte des Volkes Israel es zu zeigen unternommen, wie die Erwartung des Messias dem jüdischen Volke vom Anbeginn eigen gewesen sei, wie die Juden diese aus Ägypten schon mitgebracht hätten. Als aber der Erlöser kam, seien sie so blind gewesen, ihn nicht anzuerkennen. „Zerbarbar“, meint unser Buch, „die gedrückten Treuarbeiter Ägyptens verstanden den Erlöser und nach einer Nationalgeschichte von fünfhundert Jahren, deren Mittelpunkt der Zweige bildet, war man so thöricht, dem Handgreiflichen zu leugnen.“ (71) Wohl ist es wahr, daß in dem Trunde, den Kom auf die Juden in Palästina ausübte, eine Sehnsucht nach einem Retter unter ihnen erwachte, aber dieser mußte ein Mensch, kein vermenschielter Gott sein, denn ein solcher war den Juden unfassbar, ein Sohn des höchsten Gottes, und dann mußte er sie wirklich befreien, erlösen aus dem entsetzlichen Trunde des Römers. Keine dieser Bezeichnungen hat der „Erlöser“ erfüllt. Einer anderen Erlösung bedurften die Juden nicht, bei ihnen gab es keine Sündhaftigkeit von ewig her, die gelöst werden mußte, von ihr hat auch Jesus nicht erlösen wollen. „Welches der Grundgedanke dieses Mannes gewesen, bleibt verbüllt. Er erscheint als eine jener partikulären, auf's Reinste zur Sittlichkeit gestimmten Naturen, wie sie nicht selten unser Volk hervorbringt. Die eigene Reinheit und der Mangel an Leidenschaft täuscht ihn über die Gewalt der menschlichen Begierden, und er scheint es wie Epinoga für möglich gehalten zu haben, das Gefühl an die Stelle der Institution zu setzen.“ (224) Was heute als Christenthum gilt, ist gar nicht die Lehre seines Stifter. „Welches auch das geheime Dogma dieses Mannes gewesen sei, auf die Geschichte der Welt hat seine persönliche Religion wenig gewirkt. Die weit verbreitete Kirche, die sich nach ihm Messianismus, d. h. Christenthum nennt, ist durchaus nicht Träger seiner Lehre. Diese konnten weder Katholiken, noch Protestanten brauchen. Du fragst, warum nicht? Weil die Religion jenes Mannes das Judenthum war, allerdings etwas sentimental aufgesetzt, allerdings ein wenig mit Jüdischthum vermischt, aber im Grunde Judenthum, das verbotene Judenthum — so behauptet selbst die sagenhafte Geschichte jenes Mannes.“ (226) Paulus ist es, „der die Christenthum genannte neue Religion gegründet hat.“ „Dieser Mann hatte nicht das persönliche Vorbild des Meisters genossen, er war nicht im heiligen Lande, sondern in Cilicien unter Heiden aufgewachsen, er konnte es wagen, eine eigene Lehre aufzustellen und als nachgeheurer Schwärmer die schon mythisch gewordene Vergangenheit phantastisch zu deuten. Wie hat er dir mitgeteilt, armer Freund von Nazareth! Du verdienst ein besseres Audent.“ (228) Paulus war es, der die Lehre der Juden von der Sünd-

haftigkeit des Fleisches in das Christenthum aufnahm und die Menschheit durch den Opertod des Erlösers davon erlöst werden ließ. „Also sah Paulus die innliche Lehre von der Erbsünde, die dem Buhdissen der Grund alles Uebels und aller Schmerzen ist, des Alters und des Todes, sie sah er der mosaikischen Erzählung vom Ungeretham der ersten Eltern unter, und wie dem Jüder der Blick seiner bösen, der Segen seiner guten Thaten, die Seele durch ihre tausendfachen Körperlichen Christen genügt, so ließ Paulus, allerdings auf eine äußerliche Art, die Sünde fortsetzen bis auf die spätesten Geschlechter. Welches Gewerbe, o Aechel! Ist das der Gott deiner Väter? Der Gott der Gerechtigkeit und Liebe, der sich seines Schöpfers erbarmt, vor dessen Gnade die Erde voll ist? Der rasende Tyrann im Morgenlande begnügt sich, die Kinder seines Feindes zu schlachten, dein Gott verfolgt die Nachgeborenen bis ins tausendte Geschlecht, weil ihre Vorfahren unbedachtam gesündigt. — Diesen Tyrannen nennt du einen Gott der Liebe, du hästest dich bestärken sollen, o Paulus, ehe du deinen Vater Abraham corrigirtest.“ (230) Ueberhaupt ist das dunkle Gebiet der Entfesselung des Christenthums mit tiefer Sachkenntnis und seinem Abwägenvermögen in diesem Buche dargestellt und als Antwort auf die erste Frage wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß es wenigstens nicht Blindheit ist, wenn die Juden der Annahme des Christenthums sich entgegensetzten.

Vielleicht beweist aber die Geschichte dennoch, daß mit der neuen Lehre erst der Morgen der Erlösung und sittlichen Erhebung angebrochen sei, vielleicht beweist der Erfolg das, was wir in der Prüfung der Lehre nicht zu finden vermochten? Es werden zu diesem Zwecke die christlichen Jahrhunderte vom Anfang an sorgsam durchforstet, es vielleicht eine ausnehmende Hebung der Götting durch das Christenthum in der Welt hervorgebracht wurde. Die Bilder sind erschreckend, die da vor uns aufgerollt werden, wir möchten und manchmal bei dem Anblick an den Kopf greifen und rufen: Was das nennt man bebarisch christliche Liebe und Götting? Etwa etwas der sittliche Zustand der Christenheit, die sich doch im glücklichen Besitze des wahren Lichts und der Heilversicherung befand, als unaufrichtig werthlos von dem der blindgläubigen, wahnethörten Juden ab? „Wenn Irrthum und Verstocktheit die Juden aus unzähligen Verfolgungen erretteten, wenn sie jeden erbarmlichen Schwärmer in einen todesmüthigen Märtyrer, jede ärtliche Birne in eine Brauen und Leiden verpönte Heilgen umschaffen konnten, wenn dagegen ihre Wahrheit und ihr Glaube die Christen zu blutigeren Fanatikern machten, die alles menschlichen Gefühls baar, in der Raserei von Kannibalen um die Scheiterhaufen ihrer Opfer jubelten, so trete ich schwauend zurück und wage es kaum, ein Urtheil zu fällen.“ (99) Das sind unmittelbare Einwirkungen der Religionen, denn wenn man die reinere Sittlichkeit und das mildere Verhalten der Juden vor dem der Christen hervorheben wollte, dann könnte der freilich schwache Cluand erhoben werden, daß die Völker des Christenthums meist aus dem rauhen Heidenthum und völliger Kluft in den neuen Bund hineinamen. Und wenn so der Kenner der Geschichte die Redensarten von christlicher Liebe und Zivilisation so aller Unterlagen beraubt, dann pflegt das ganze Vorurtheil in das letzte Bollwerk sich zurückziehen und die Behauptung zu wagen, im Geiste und in den Weisern, wenn auch nicht im Leben und in den Menschen, sei der Gedanke der Liebe und Götting durch die Saat des Christenthums emporgepfossen. Aber, es ist dem Kenner der Geschichte unangenehm, daß Küfflung und Duldung im modernen Europa durch die Restauration der Wissen-

schaften geklungen sind. Die theologischen Zänkereien und Abjur-
diktionen knieten bald die im fünfzehnten Jahrhundert aufsprin-
gende Blüthe der Wissenschaft und Kunst; erst als die in Folge
der sogenannten Religionskriege geschwächte Menschheit wider-
willige Wunde hatte, das Werk jenes großen Jahrhunderts wieder
aufzunehmen, da erblühten im Sicht der Wissenschaft die Phan-
tome, mit denen die Priester die thörichte Menge geschreckt
hatten, da begannen Humanität und Menschenliebe im Herzen
der Völker Wurzel zu fassen. — Man kommen Euerer Frommen,
greifen nach den Früchten dieses Baumes, dessen Gebeihen sie aus
aller Nacht gehindert haben, und rufen: „Siehe da, den
Segen unserer Lehre!“ (84) So wird auch die herkömmliche,
mit dem Knebel der Unbestreitbarkeit vorgetragene Behauptung
zurückgewiesen, es sei im neuen Bunde erst die wahre Moral an's
Licht getreten. „Der Menschheit Bahn hat der ewige Schöpfer
der Dinge vorgezeichnet als Kampf mit dem Bösen, überall hemmen
unsern Fortschritt Unkraut und Schmaroger —, mit dem Räuber,
der sich von unserem Blut nährt, Mitleid haben, ist eine fran-
kose Schwärmerie, die die Welt mit dem Unrath der Heuchelei
und des pöblistischen Despotismus überzogen hat.“ (225) „Die
schöne Trümmerei von dem Leben im Geiste und in der Wahrheit
wird zur Wirklichkeit werden, wenn die Menschen ohne Körper
geboren werden.“ (240).

Die Verurtheilung der christlichen Moral hängt in unserem
Buche mit der Ehrenrettung des jüdischen, „pharisäischen“, viel-
geschmähten Jeremiasgesetzes zusammen. Das Christenthum
hat sich über die wahre Natur des Menschen einer Täuschung
hingegeben, indem es seine Sinnlichkeit überhäuf, die jüdische
Lehre hat mit ihr gerechnet, darum hat sie die „harte Gerechtigkeit“
geschaffen; die „freie Sittlichkeit“ ist dabei nicht zu kurz
gekommen. Man rühmt gewöhnlich sehr friedlich, daß Paulus
„die Moral von dem Gesetze löste“; trauriger Ruhm, war das
ja gerade der verhängnißvollste Schritt des großen Apostels.
Mit der Natur des Menschen muß einmal gerechnet werden,
„daraus verordneten unsere erhabenen Lehrer, wohl wissend, daß
man die menschlichen Schwächen durch Regeln nicht aushebt,
daß der Mensch sich gewöhne, an jedem Tage zu verschiedenen
Zeiten sich an Gott zu wenden, daß er sich jeden Gehn durch
das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Schöpfer heilige und
verdiene. Also legten sie der Thätigkeit und Leidenschaft für
das Irdische die Leidenschaft und Thätigkeit für das Ewige entgegen.
... Mein Leben gleicht einem großen Kleide, von un-
zähligen goldenen Fäden durchwirkt. Während die anderen
Wandrer auf der Erde in Sturm und Haß fortellen, steht der
Jude von Zeit zu Zeit still, übersteht den Weg vorwärts und
rückwärts, und läßt Ruhe und Frieden vom Ewigen über sein
Herz kommen. — Darum ist es und Pflicht, mein Sohn, jener
vielschmähten, von Stubeapilosophen verpöhten Talmudisten
in inniger Dankbarkeit zu gedenken; ohne den Panger des heil-
ligen Dienstes, den sie uns geschmielet, wären wir den Streichen
der Feinde erlegen, wir wären zu dem Gesindel von Gaunern
und behafteten Eitellen herabgesunken, zu dem die satanischen
Priester uns machen wollten, damit sie sagen könnten: Sehet da,
so vermessen sind die, welche den lebenden Messias verwar-
ten!“ (242) So denkt unser Buch über die Formen, das Gefühl
der Gotteslehre. Wie es über den Inhalt selber spricht? Seit
den Propheten, so kann man kühnlich behaupten, ist über die
Erhabenheit des reinen Gottesgedankens selten so glühvoll und
überzeugend zugleich geredet worden. Und als Trüger dieses
Gedankens bezeichnet es das jüdische Volk! Was Zebuda Halevi,
der große jüdische Dichter und Denker, aus der Tiefe seiner Seele

behauptet hat, trägt dieses Buch unerschrocken mit der Kühnheit
der flammenden Ueberzeugung vor: „Wie der Ewige sich zur Er-
reichung seiner Zwecke überall natürlicher Mittel bedient, so hat
er, um seine Erkenntniß über diese Erde zu verbreiten, seine typische
Idee in das Herz dieses Volkes gesenkt; es ist kein Verdienst
Juda's, an dem Herrn zu halten, denn es hat keine Wahl.“ (309)

Diese Fragen finden sich nirgends in unserem Buche in der
gegebenen Fassung angeführt, aber sie scheinen und die Grund-
fragen des Ganzen zu enthalten, gleichsam die Stützwerke, in
deren Räumen noch gar manch herrliches Kleines verborgen ist.
Kann man von einer Schatzkammer einen Begriff geben, wenn
man nur Einzelnes heraushebt, wo jedes der Beachtung werth
ist? So geht es mit unserem Buche, es kann nur eine Andeu-
tung seines Werthes gegeben werden, die seinen wahren Werth
nicht voll begreifen läßt. Werden doch darin die wichtigsten
Fragen mit erster Unerkrodenheit und frischer Ursprünglichkeit
in durchweg anziehender Weise behandelt! Von aller Einseitig-
keit frei, wird darin die Nöthigkeit und hohe Bedeutung nicht
einer bestimmen, sondern der Religion überhaupt vorgetragen.
Die verständigende Aufgabe und Kraft des Idealismus wird mit
jener von der Gluth eines tiefen Gemüthes erwärmten Gesichts-
und Ueberzeugungsfülle darin aufgewiesen, die des mächtigen
Eindrucks sicher ist. Die Schäden der Zeit erfahren eine Be-
leuchtung, wie sie nur von einem scharfsinnenden, vielerfahrenen
Betrachter ausgehen kann. Wohl ist es wahr, daß im Geiste der
Beweisführung manche unbeweisbare Behauptung, in der Strenge
des Urtheils manch übertriebenes Urtheil sich einfindet, besonders
dürfte mancher Anspruch über das Christenthum zu hart und
ungerecht erscheinen, aber nirgends trägt die Behauptung jenen
verlethenden Charakter, dem man leicht den niedrigen Ursprung
aus Verurtheil und wissenschaftlicher Lüge anmerken kann. Vergessen
wir doch das Eine nicht, daß es selbst dem nichtjüdischen
Menschenfreunde schwer wird, angesichts der namenslichen Lei-
den, die den Juden aus dem Schooße der alleinseligmachenden
Kirche zufließen, ruhig zu bleiben und nicht hart zu werden im
Urtheil? Wie viel Schmähschriften sind nicht aus christlichem
Lager gegen das Judenthum geschleudert worden; hat man je
Anstand genommen oder nimmt man selbst heute noch Anstand,
mit den grundlegenden Annahmen nach Herzenslust Juden
und Judenthum zu beschimpfen und zu verlästern? Wer zählt
die Brandschriften und Traktätslein, die zum Haß und zur Ver-
achtung der Juden und ihrer Lehre aufreizen und offen auf-
fordern? Es bleibt eine Ehre unseres Buches, trotz des her-
umschwebenden Wehs ob all der Unbilden nirgends in den feilen-
den Ton des Hasses verfallen zu sein, vielmehr immer die Sprache
der Würde und der Wissenschaft bewahrt zu haben. Und daß
ein Jude es sich herausnimmt, über das Christenthum zu ur-
theilen, wer kann das ernstlich angedehnt finden? Wir
wollen nicht sagen, daß der Jude über das Christenthum zu ur-
theilen dasselbe Recht habe, wie der Christ über das Judenthum.
Es giebt hierzu noch ein höheres Recht, das der freien For-
schung. Und der Suche der Wahrheit und Aufklärung kann
nach Mill's übergengenden Beweisen ja kein besserer Dienst er-
wiesen werden, als wenn von verschiedenen und entgegengesetzten
Seiten die Erscheinungen beurtheilt werden; die ebrliche Mei-
nungsäußerung kann nie von Nachtheil sein. Statt das Auf-
treten dieses Buches zu verurtheilen, wollen wir uns vielmehr
desselben freuen als eines Zeugnisses der Zeit, als eines Zeugnisses
der wahren Verehrung der Juden, daß es ein Jude einmal gewagt
hat, mit mannhafter Kühnheit die lange verschlossene Ueber-
zeugung auszusprechen vor aller Welt.

übersehen wir auch das nicht, daß es sich hier nicht um Angriff und Herausforderung, sondern um Selbstverteidigung und Abwehr handelt; so lange es einem Menschen freisteht, seine Haut zu schüßen, werden wir über solches Auftreten, solch fähige Sprache und nicht entrüsten können. Auch werden alljährlich Summen vergendet, mit denen man die Qualen der Armut und des Verbrechens verstopfen könnte, um einige Auswürlinge der Gesellschaft — und selbst diese gehen nicht auf den Reim — zu ergattern und aus dem Judenthum, das sie gerne los wird, in die Kirche hinüberzuziehen, noch stehen erlauchter Männer, Spitzen der Gesellschaft und der Wissenschaft, an der Spitze von Vereinen, besonders in England, die es zur Aufgabe haben, einige Juden oder andere Heiden und Ketzer für das Himmelreich anzuwerben. Wohl scheint es unnötig, gegen diese Befehrsucht ernstlich anzukämpfen, scheint sie doch nur eine milde Schwachheit zu sein. Bei der Diamant sich zur Kohle verhält, wie beide aus demselben Stoffe sind, jener leuchtet und blüht, diese aber schwarz ist und brennt, so verhalten sich Mission und Judentum, sie sind beide aus einem Stoff, in ihrem Kerne allein der Wahn der Kleinlichkeitsmacherei. Diese „Briefe eines Missionärs“ sollte Seher zur Hand nehmen, der angehen will, um die Juden zu lehren; er wird von seinem Wahn geheilt werden und seine Kraft nicht ferner an dem Unsinnsigen vergeuden und den Juden vom Felde bleiben, die man um ihr Seelenheil selbst soll sorgen lassen.

Gaß scheint es überflüssig, bei so reichem Inhalt von der Form zu sprechen. Aber auch diese ist in unserem Buche so eigenartig und hervorhebendwerth, daß es nicht zu übertrieben klingen möchte, wenn man es als ein Bestückum der deutschen Literatur hinstellt. In die wirksamste und anziehendste Form, die der Stoff fordert, haben wir das ganze Gold der Gedanken gegossen. Jene Gattung künstlerischer Darstellung, die des höchsten Eindruckes durch die einfachsten Mittel fähig, in unserer Literatur durch Goethe's Berther heimlich ist, die Briefform ist für dieses Buch gewählt. Samuel, ein früh der Eltern verbaubter Judenknabe, der von einem hochsinnigen Christen in England — dem gelobten Lande der Befehrer — als Pflege Sohn aufgenommen und erzogen wurde, wird in christlichen Glauben unterwiesen und beschließt, da er groß geworden und dem Sinnenrausche ungerügt sich hingegen, in einem Anfall von Hiebersphantasie, seinen Stamm zu bekehren. Da er ein kleiner Knabe war, sprach ihm sein Vater vom Dunkel drüben in Deutschland, dem großen Rabbi, der soll darum das erste Ziel seines frommen Eifers sein. Als Jude bringt er in das Haus des Rabbi ein, der, eine aus Weisheit und Sittlichkeit seßhafte Gestalt, ihm entgegentritt. Der Sohn des Rabbi, den ebenich schon lockeren Benjamin, gelingt es ihm zu beschwören und vollends im Glauben zu erschüttern, und während dieser in den Reigen einer Schauspielerin sich verfangt, wird der Befehrer selber durch die Gedankenkraft des Rabbi das verabscheute Judenthum geliebt. Wie Samuel ein glühender Jude ward und des Rabbi Tochter freite, die wunderholde Rachel, wie es dem Rabbi gelang, seinen Benjamin aus den Reigen der Schauspielerin zu befreien und dabei noch einen anderen abtrünnigen Sohn an's Vaterberg und an's Herz des alten Glaubens zu ziehen, das lese man in dem Wunderbuche selber nach. In Briefen an seinen Pflegerater schildert uns Samuel all diese Begebenheiten, zeichnet er und seine wechselnden, von tiefer Zerrüttung bis zu freilichem Entzünden sich abspühenden Gemüthsstadien, berichtet er uns getreu die Zwiegespräche mit dem Rabbi, mitten in seinen Briefen erzählt er auch jene Geschichte „des Mädchens von Tanger“, eine Perle der Erzäh-

lungskunst, die er seiner Rachel vorerzählte. Was ist das erste Meisziel, dem das neuermählte Paar sich zuwendet? Der christliche Pflegerater ist's, dem seine Kinder danken wollen, seine jüdischen Kinder. Dieser Abschlus zeigt schon äußerlich den Geist der Milde und Verschämtheit, der in dem Buche weht und selbst die Strenge mildert und durchdringt. „Barten wir, sagt einmal der Rabbi zu Samuel, bis die Röser und anerkannt haben, so viele uns auch heute noch schmähen, dann wird es an Verkündern unseres Bessens nicht fehlen. Wir haben von unserm Lehrer Mose her eine gelehnte Zunge, ich fühle gleich ihm die Gluth des heiligen Geners, wir fehlt der Mann Karen mit klarem Kopf und warmem Herzen zum Volke zu sprechen.“ (127) Es ist wahr, diese Zunge war gelähmt, man hat sie den Gebrauch der freien Rede vergessen lassen, wir diese Zunge aber sprechen kann, wenn sie erst frei sich regen darf, das zeigt unser Buch. Klarer Kopf und warmes Herz, ja das sind die Kräfte, die sich eine Leistung an Wege bringen; ein Geist, der die Wissenschaft unserer Tage umspannt und in sich aufgenommen hat, und ein Herz, in dem die Gluth der Propheten lebendig ist, in dem die Religion schauet mit ihren tiefsten und süßesten Ahnungen, das waren die Mächte, die am Bestehel der Jüdischen Familienpapiere gearbeitet haben. Werden sie „zum Volke sprechen“? Auch ruht die Buch unbekannt auf dem Grunde unserer Zeitliteratur, wie ein Schatz im tiefen Meer. Es genügt, den Fundort der Perle zu zeigen; der Finder wird weitere Schönheiten an ihr entdecken.

David Kaufmann.

Griechenland.

Ein Ode von Valerios.

Als der Kussand der Griechen gegen die türkische Herrschaft 1821 ausbrach, glaubte die türkische Regierung durch Hinrichtung des Patriarchen von Konstantinopel, Gregor V., die Kraft der neuen Bewegung im Herzen zu vernichten, denn es war ja gerade die griechische Kirche, welche unter dem türkischen Regime das Gefühl nationaler Einheit neben religiösen Interessen gepflegt, und es war religiöse Begeisterung, welche den lange schlummernden Genias des griechischen Volkes neu entsacht hatte. Darum enthielt man auch am fünfzigjährigen Gedenktage des griechischen Freiheitskampfes vor dem Universitätsgebäude zu Athen das Marmoranbild dieses ersten Märtyrers der jungen Freiheit, und eine Ode des beliebten neugriechischen Dichters Krihoteles Valerios verherrlichte auf Erfinden des Rectorats den heiligen Tag. Gegenwärtig liegt und dies gelungene poetische Erzeugnis im Druck vor, begleitet von einer deutschen Übersetzung von Antonio Manaraki. Die Ode charakterisiert sich bereits auf dem Titel als *proponosis*, sie wendet sich direkt an das Stabbild des Gefeierten und führt kurz die ganze Entwicklung des griechischen Kussandes vor, der mit der Hinrichtung des Patriarchen seinen Anfang nahm.

„Ein schwarzer Vogel kommt gejagt, von fern hergefliegen, Der düstern Wetterwolke gleich, aus wilden Winden gezogen; Die weingelbten Fittige sieht man die Erd' umwandeln, Mit Löwen schauernd und dumpf, die 's Herz erbeben machen, Krächzt er herab das Donnerwort: „Schlagt drin, ihr Vögelwägen!.. Vertilget alles, was sich regt... Man hängt den Patriarchen!“

*) Ο ἄνθρωπος τοῦ δόξουτος Γρηγορίου δ. Πατριάρχου Κωνσταντινουπόλεως — προσφώνησις Ἀποστολέλους Βαλαμώτος. Ἀθήνη. Κορυμωλες. 1874.

Da erhebt sich Meron, der Erzbischof von Patros, Germanos, segnet die Freiheitskämpfer ein und proklamiert damit den Aufstand, die Zitate von Enli, Kiala, einst gekrönt von Ali Pascha, wird nun befestigt, denn selbst die Todten stehen wieder auf, in Patra geben die Freiheitskämpfer in Schaaren dem Feindtode entgegen. Kala und Tripolis werden eingegeben, aber wo ein Arm ermattet sich senken will, hebt er sich wieder auf den Ruf: „Schlagt drein, ihr Polemarchen! Vertilgt alles, was sich regt... Man hängt den Patriarchen!“ Und mag auch Wanderer, wie der heldenmüthige Diakos, einen grausamen Tod in den Händen der Türken erleiden, Androsos tapfter Sohn, Odysseus, trotz den Krantenfahrern Omer Priens in der Felsenrotte Gravia, und das Meer, das Tenedos und Samos besetzt, erglüh't von Blut und Flammen, wie Kanaris und Marius ihre Brandher in die türkische Flotte leiten. Die tapferen Vertheidiger Vissolunghis gleichen dem Tod der Knechtschaft vor und ihren Blick auf der Spitze sprengen sie sich in die Luft. Der Strid des Patriarchen wird dem Feinde selbst zur Schlinge, und aus Totengebein und der Asche der Städte erhebt sich der Tempel der jungen Freiheit. Aber wenn auch schon Mord und Vorber seine bescheidenen Wände umgrünen, die starre Hand des Patriarchen erhebt sich noch immer nicht zum Segen, sein marmorner Mund schweigt und wird sich erst wieder beleben, wenn Berg und Thal, Land und Meer von Neuem der dem Lösungsworte erbeben: „Schlagt drein, ihr Polemarchen! Vergesst, Kinder, nie den Strid des heiligen Patriarchen!“ — So der Dichter. Die Übersetzung ist wie das Original in Alexandrinern abgefaßt, die sich ja besonders zu einem erregten, apostrophirenden Tone eignen. Sie kann selbstverständlich die ganze Glat, das leidenschaftliche Pathos der Dichtung des Balasorit nicht vollständig wiedergeben, ja manche Ausdrücke, welche sich im Griechischen sehr gut in den Ton des Gesangs fügen, erregen bei dem deutschen Leser entschieden Anstoß. So z. B. wenn wir *sogero kamini* durch „holzer Flammenfchlott“ wiedergegeben finden. Und wenigstens wird es schwer, sich eine Unübersicht als solchen zu denken. n.

Kleine literarische Revue.

— Das Versicherungswesen ist der Gegenstand einer interessanten und quellenmäßigen Abhandlung des Münchener Dr. Ernst Bögels, die als 39. Heft des 3. Jahrgangs der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“, herausgegeben von Dr. v. Holtenhoff und Dr. Oden, kürzlich erschienen ist; die Versicherung geht von dem *foenus nauticum* des Corpus iuris aus, beleuchtet die im Mittelalter ausgebildete Seefassierung und wendet sich besonders zu den Streitfragen, die die modernen Versicherungsarten, vorzüglich die Feuerversicherung, hervorgerufen hat. „Besonders brennend ist die Frage in der allerneuesten Zeit in Folge der Kollisionsbrände Chicago's und Bestens in Nordamerika geworden“, und von den dortigen zahlreichen Streitchriften hat Bögels den Aufsatz von Professor Peabody an die Spitze seiner eigenen Arbeit gestellt, welcher in das erste Heft der „International Review“, New-York 1874, aufgenommen ist. Die vorliegende Arbeit ist überaus sorgfältig und sachlich kurz abgefaßt und zeigt das Gute, wie das Schlimme des modernen Versicherungswesens *suo ira et studio* in klarem Lichte; sie ist wesentlich kompilatorischer Natur. J. G.

— **Älterland-Blumen.** Zunächst wilde Rosen!*) Der zierlich ausgestattete Band führt eine junge Schriftstellerin recht glücklich in die Literatur ein. Sämmtliche Aufsätze verrathen ein beachtenswerthes Talent und wenn auch in Erzählung, Ausführung und Stil noch nicht Hervorragendes geleistet wird, so giebt sich doch überall das Streben kund, das Beste zu liefern, es sich nicht bequem zu machen, sondern zu arbeiten. So richtig und lässlich es von der Verfasserin ist — wir glauben keine Inbelsregion zu begehen, wenn wir verathen, daß die wilden Rosen von einer weiblichen Feder herrühren, obgleich auf dem Titelblatt nur der Anfangsbuchstabe des Vornamens angegeben ist — wenn sie sich nach tüchtigen Vorbildern anseht, diese findet und allenfalls anfänglich auch ein wenig kopirt, so möchten wir sie doch davor warnen, ein solches Musterbild in Glise Polko zu sehen, die nicht ganz ohne Einfluß auf sie geblieben zu sein scheint. Die sichtlich flüchtige Manier dieser begabten Schriftstellerin möge aber im Interesse unserer Literatur lieber nicht zur Grundlage einer Schule gemacht werden. Wir empfehlen das Buch als eine anmuthige Gabe und wünschen der Verfasserin den besten Erfolg auf der betretenen Bahn.

Unter dem Gesamttitel „Bliesenblumenstrauch“ veröffentlicht die unter dem Pseudonym T. S. Braun schreibende in diesen Blättern schon öfter erwähnte fleißige Schriftstellerin drei Bände Novellen und kleinere Schriften**), welchen wir den Vorzug zuerkennen, daß sie der heranwachsenden weiblichen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden können. Manche der Erzählungen sind sehr hübsch in der Erzählung, am besten hat uns auch in dieser Beziehung „Mädchenkreische“ gefallen, sie werden aber beeinträchtigt durch eine gar zu behagliche Breite und dadurch, daß die Verfasserin gar zu viel moralische Reden fallen läßt oder selbst hält. Der ausgezeichnet hübschen und originellen Idee, welche der Erzählung „Ein Zeitungs-Anferat“ an Grunde liegt, hätten wir eine bessere Pointe gewünscht; völlig unbefriedigt müssen wir uns aber mit der Abhandlung „Wie ist ein Blauschmerz“ erklären, denn da sie keinen eigentlichen Schluß hat, nehmen wir Anstand, die Arbeit Novelle oder Erzählung zu nennen. Wenn eine Frau Gattin und Mutter ist, so ist es nach unserer Ansicht ihre erste Pflicht für ihr Haus und die Erziehung ihrer Kinder in umfassender Weise zu sorgen und sich erst nach diesen andern Beschäftigungen hinzugeben; wenn aber eine allein stehende Frau den Beruf der Schriftstellerin zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat und sie beschäftigt sich nun den ganzen Tag mit Kochen und Waschen, Graben, Pflanzungen u. s. w., lediglich für sich allein und schreibt nur Abends nach den Beschäftigten des Tages, so kann uns selbst die ihr nachgerühmte Wohlthätigkeit nicht bestimmen, dies nicht mindestens sehr absonderlich zu finden und das hier verfaßte Plaidoyer für den Blauschmerz als ein veranlaßtes zu erklären. J. G.

— Die Bevölkerung von Wien und seiner Umgebung nach dem Zensus und der Beschäftigung.***) Zu diesem Werke, dessen erster Theil schon erschienen ist, veröffentlicht die k. k. statistische Central-Kommission die Ergebnisse der letzten Volkszählung der Stadt Wien, und erhalten wir so eine Uebersicht der Bevölkerung

*) Bilder aus Rath und Fern von J. von Sydow. Berlin, Erzählung des Sonntagsblattes, Franz Dunder u. Co. 1874.

**) Leipzig, Dr. W. G. G. G. G.

***) Auf Grundlage der jüngsten Volkszählung bearbeitet von G. H. v. Schimmer. Wien, P. Ueberreuter's Buchdruckerei. 1874.

der Bevölkerung nach den verschiedenen Berufsarten, und zwar nicht nur für die Gesamtbevölkerung, sondern auch für die Bevölkerung der einzelnen Stadttheile. Interessant für einen größeren Kreis dürfte die Mittheilung sein, daß die Stadt Wien 807,615, die 25 Vororte 229,505 Einwohner enthält, was eine Gesamt-Einwohnerzahl von 838,120 Individuen ergibt. Darunter sind 413,082 Personen männlichen Geschlechts und 415,008 Personen weiblichen Geschlechts, also 49,89% Männer und 50,11% Weiber. Dieses Verhältnis ist aber in der Stadt und in den Vororten sehr verschieden; in der Stadt selbst gehören 49,5% dem männlichen und 50,5% dem weiblichen Geschlecht an, in den Vororten dagegen 51,1% dem männlichen und 48,9% dem weiblichen Geschlecht. Es sind also dort 2,2% mehr Männer, und dürfte dieses auffallende Verhältnis theilweise wohl darin seinen Grund haben, daß eine große Anzahl der in den Fabriken der Stadt beschäftigten Arbeiter aus Wohltheilkeitsrückichten in den Vororten wohnen. Nach den Beschäftigungen in großen Gruppen (die Unterabtheilungen zeigen 147 Gruppen) stellt sich die Bevölkerung folgendermaßen zusammen: in der Stadt Wien 5,6% Personen, die Ständen mit höherer Schulbildung angehören, 43,0% Gewerbliche und Industrielle, 3,7% Haus- und Rentenbesitzer, 13,8% Dienende und 33,9% Personen ohne bestimmten Erwerb, und in den Vororten 2,3% Stände mit höherer Schulbildung, 47,7% Gewerbliche und Industrielle, 2,3% Haus- und Rentenbesitzer, 9,9% Dienende und 37,8% Personen ohne bestimmten Erwerb. Wegen der Unterabtheilungen verweisen wir auf das Buch selbst, und bemerken nur noch, daß wir in demselben vergebens eine Angabe des Tages, an welchem die der Arbeit zu Grunde gelegte Zählung stattgefunden, gesucht haben.

O. v.

— **Cavour-Biographie.** Wir haben in ausführlicher Weise der Massari'schen Cavour-Biographie und in kurzer Andeutung bereits der Bezeligen'schen Übersetzung Erwähnung gethan. Letztere mit Cavour's Portrait *) liegt nun vollständig vor und bildet für den Liebhaber zeitgenössischer Geschichte gewiß einen der interessantesten Bände.

— **Der Jungdrummen,** die schönsten deutschen Volkslieder gesammelt von Georg Scherer **), liegt in dritter Auflage vor. Das kleine Büchlein ist durch seinen Inhalt und seine Anerkennung wohl das reichste Schatzkästlein für die deutsche Volkspoesie der letzten Jahrhunderte, und damit so recht eigentlich des Besten, was unsere Poesie überhaupt geistet hat. Robert Schumann hat in seinen musikalischen Haus- und Lebensregeln gesagt: „Höre fleißig auf alle Volkslieder; sie sind eine Jungdrumme der schönsten Melodien“, und er hat sich bei seiner Produktion selbst im besten Sinne nach diesen Worten gerichtet. Das volkstümlichste Element in seinen Liedern, ja aber auch in seinen höchsten Kompositionen bis zur Faustmusik ist es, welches in so hohem Grade geheimnißvoll anziehend auf uns wirkt — ganz dasselbe aber läßt sich von dem Besten, was uns die deutsche Lyrik in ihren edelsten Schöpfungen von Goethe und Heine geliefert hat, behaupten. Eine solche Jungdrumme liegt in diesem Jungdrummen, und Verbeide und Annenkungen sind noch ein Paar besonders anregende Zugaben. A. H.

*) Leipzig, 1874, Johann Ambrosius Barth.

**) Berlin, Verlag von Wilhelm Herp, 1875.

Sprechsaal.

Eine Ordensvertheilung eigenthümlicher Art findet alle Jahre in Brüssel im „Templo des Augustins“ statt, die jedesmal einen besonders anziehenden Charakter hat. Gewöhnlich ist es im September, zuletzt am 24. vorigen Monats, wo diejenigen, welche sich durch eine That des Muthes, der Aufopferung oder der Humanität ein Verdienst erworben haben, öffentlich durch die Bekende eine Anerkennung empfangen. An diesem Tage versammeln sich alle, die auf eine solche Auszeichnung ein Recht haben, in dem genannten Locale, um die Verdienstmedaillen aus der Hand des Ministers in Empfang zu nehmen. Man sieht hier Greise und Knaben, Männer aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, Arbeiter, Soldaten, Matrosen, Offiziere, Geschäftsleute, die sich gegenseitig die Hände schütteln und zu dem erworbenen Verdienst Glück wünschen. Die Schranken gesellschaftlicher Unterschiede fallen vor der wechselseitigen Achtung, und man sieht nicht deutlich, wie die öffentliche Anerkennung zur Nachahmung reizt. Hier steht ein Greis, bereits mit mehreren Ehrenzeichen geschmückt, der einem Jüngling, welcher auch schon zu der Zahl der Rekrueten rechnet, die Details seines letzten Erlebnisses erzählt; dort drückt ein vornehm gekleideter Herr einem schlichten Dienr die Hand, der ihm mit verzeihlichem Stolz eine That der Selbstaufopferung beschreibt. — Das letzte Mal waren zwei Mitglieder des belgischen Repräsentantenhauses unter der Zahl der zu Dekorirenden: der eine hatte in einem Badeorte mit eigener Lebensgefahr einen Menschen gerettet, der sich, ohne schwimmen zu können, zu weit hinausgewagt hatte; der andere hatte bei gefährlicher Feuerbrunst, ohne sich selbst zu schonen, einen Nachbar werthvolles Eigenthum in Sicherheit gebracht. Ein halbwachener Knabe wurde vorgeführt, der seiner kleinen Schwester aufopfernd zu Hüfte gestanden war, als deren Kleider durch erlösendes Petroleum in Brand geraten waren. Er hatte sein Schwesterchen nicht retten können und selbst nur die unerschütterlichen Brandwunden davongetragen. Als die Einzelheiten seiner That an öffentlicher Stelle gelesen wurden, begann er in der Erinnerung des schmerzlichen Ereignisses laut zu schluchzen und war kaum zu bewegen, die verdiente Belohnung in Empfang zu nehmen. Ein sechzehnjähriger Knabe hatte einen Mann und ein Kind aus dem Wellen des Kanals von Charleroi gerettet; ein Mann aus Blankenberge nicht weniger als drei Menschen in einem Jahre mit eigener Gefahr vor dem Tode bewahrt. Die Vertheilung der Ehrenzeichen geschah durch den Minister des Innern, welchem der Generaldirektor seines Departements mit zwei Abtheilungsdirigenten und einem Bureauchef assistirten. Der König und die Königin, sowie Mitglieder der königlichen Familie wohnten dem Akte in einer Loge bei und gaben wiederholt der versammelten Menge das Zeichen des Applauses, welcher nach jeder Verlesung reichlich geknallt wurde. Die Ordensvertheilung begann vor Mittag ein Viertel nach 10 Uhr und währte etwa 1½ Stunde; darauf folgte in Gegenwart der Allerhöchsten Herrschaften unmittelbar die Vertheilung von Verdienstmedaillen an hervorragende Künstler und Kunsthandwerker. E.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Das Leben Raphaels von Urbino

Italienischer Text von Vasari, Übersetzung und Commentar

von

Herman Grimm.

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphaels Bildniss nach dem Original in der Münchener Gallerie, in Kreide gezeichnet von Ludwig Grimm, in Albertotypie und zwei Tafeln Facsimile in Photolithographie. Kupferdruckpapier. Gr. 8. Eleg. geb. Preis 4 Thlr.

In der Wiener Abendpost (vom 6. Februar 1873) sagt ein unparteiischer Kritiker über das Werk u. A.:

„Bei Raphael bleibt zum Glück auch bei schärfster Forschung genug übrig, um die Idealität seiner historischen Erscheinung keineswegs zu verlichten und seinen Nimbus nicht auszulöschen. Einem Werke so sehr exactorischer Forschung voll, begegnen wir in dem Buche von Herman Grimm, dessen erster Band vor uns liegt, — möge der zweite bald nachfolgen! ... Grimm kennt natürlich für das zierliche novellistische Gewebe (Vasari's) keine Schonung. Aber seine Darstellung, wenn sie auch sehr oft Detailfragen mit dem ganzen trocknen Ernst des Gelehrten untersuchen muss, ist nichts weniger als trocken oder schwerfällig. Wir hören stets den Mann von Geist und Bildung. ... Sei es genügt, den Fleiss, die Gewissenhaftigkeit und den Schriftbilders Grimm's durchaus und in hohem Grade anzuerkennen. ... Wir erwarten mit ungeduldigem Antheil den zweiten Band. Scherzsideel und Wichtiges aus Raphael's Leben zurück ist.“ (287)

Vor Kurzem erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin:

Emil Du Bois-Reymond:

Ueber eine Akademie der deutschen Sprache.

Ueber Geschichte der Wissenschaft.

Zwei Vorträge, gehalten in öffentlichen Sitzungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Kupferdruckpapier. gr. 8. geb. 10 Sgr.

(288)

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von
Julius Rodenberg.

Verlag von
Gebr. Paetel, Berlin.

Er erscheint
in monatl. Heften von 10 Bogen gr. 8.
in elegantester Ausstattung.

PREIS:
pro Quartal 4 Mark = 2 Thlr.
pro Jahrgang 16 Mark = 8 Thlr.

Bestellungen

nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die Postanstalten Deutschlands und Oesterreichs entgegen.

Prospecte gratis; Probehefte zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Inhalt des soeben ausgegebenen ersten Heftes:

- I. Arrthold Auerbach, Auf Wache. Novelle.
- II. Anaschus Wink, Zum Concil. Gedicht.
- III. Heinrich von Seydel, Die erste Theilung Polens.
- IV. J. v. Uebig, (Oberst und Generalstabchef d. I. Armee) Der Zug nach Sedan. Persönliche Erinnerungen aus seinem Tagebuche.
- V. Zur Kenntnis Kaulbach's. Mittheilungen und Briefe an den Geh. Ober-Postrath Ed. Schüller.

Das zweite Heft wird u. A. Beiträge von Emanuel Geibel, Paul Heyse, Gustav von Puttitz, Ed. Lasker, Max Maria von Weber, Bruno Meyer, Julius Oppenheim, R. Lindau und Direktor Schwabe enthalten, denen sich zunächst solche von Rudolf Virchow, Karl Hillebrand, Friedrich Spielhagen und Ad. Willbrandt anschließen werden.

Hinsichtlich der Bedeutung der neuen Zeitschrift verweisen wir auf die in Nr. 43 des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ enthaltene Besprechung. (289)

- VI. Dr. Ferd. Cohn, Botanische Probleme.
- VII. Eberhard Storm, Waldwinkel. Novelle.
- VIII. Friedrich Hegffig, Literarische Rundschau.
- IX. Karl Frenzel, (Berliner Chronik. (Theater).
- X. Eduard Ganslich, Wäner Chronik. (Musik).
- XI. Louis Ehler, Rich. Wagner's Tristan und Isolde. Aufführungen in Weimar.
- XII. Politische Rundschau.

Auf jeden Schreibtisch gehört

MEYERS

HANDLEXIKON

Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Kränze, Datum, einer Zahl oder Thatsache augenblicklichen Bescheid. 1868 kl. Octavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Zeichnungen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen. Bibliographisches Institut in Leipzig (vormals Altdorferhansen).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschienen:

Briefwechsel

zwischen

Barnhagen und Rahel.

(Aus dem Nachlass Barnhagen's von Enke.)

Erster und zweiter Band.

8. Geh. 4 Thlr.

Mit dem vorliegenden Briefwechsel erhält das Publikum eine lange vermisste Gabe von letztem Gehalt. Als Barnhagen kurz nach dem Tode seiner Gattin in dem so berühmt gewordenen Pudel „Rahel“ einen Theil ihrer Briefe zum Andenken für ihre Freunde herausgab, bemerkt er im Vorwort: „Man wird aus ihnen erkennen, was in dieser Zeit einem künftigen Zeitpunkt ein vollständiger Aufschluß über das Leben bietet.“ Und für diesen Zeitpunkt, der jetzt eingetreten ist, hat er die Sammlung noch mit eigener Hand erweitert und bruchfertig hinterlassen. Der schriftliche Verkehr zwischen den beiden geistreichen Naturen in der Vollständigkeit, wie er nun hier vorgeboten wird, darf als charakteristische Quelle zur Kenntniss einer ganzen wichtigen Cultursache gelten und als solche hervorragenden und dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen. (291)

Vor Kurzem erschien die Vollstausgabe von

Luise, Königin von Preußen.

Ihre Lebensgeschichte von Friedrich Abami.

Sechste Auflage. Mit gekürzten Anmerkungen.

15 Bogen. 16. in Leinwand 15 Sgr. (292)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Das Atom

über
das Kräfteelement der Nüchternheit, als
letzter Wirklichkeitsfactor.

Ein Versuch,
Nüchternheit und Abhängigkeit auf ein
gemeinsames Princip —
und das

Abstrakte „Kraft“ als einen obersten Kern
zurückzuführen.

(Unter Mitwirkung der Bezeichnung auf
Dr. H. Pfeiffer's der Durchdringungstheorie
und Dr. J. M. Noer's der Kraftausdruckslehre.)

Naturphilosophische Erörterungen ohne
mystischen Hintergrund
von Alexander Hießner.

Preis 1² Thlr.

(293)

Leipzig.

Th. Thomas.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouqué's Andine.

Miniar-Ausgabe.

1874.

Mit 60 Holzschnitten. In Kellertband mit Goldschnitt: 1 Zhr.

Miniar-Ausgabe.

1871.

Mit Titelkupfer gez. von Ludwig Richter. In Kellertband mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stattstyp-Ausgabe. Mit Titelbild in Holzschnitt; in Umschlag gebd. 5 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinsten Ausdruck romantischer Poesie“, schildert die Natur der Alpen, wie sie in der Gegend rund, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (244)

Delus'

(245)

SHAKSPERE

III. (Stattstyp-) Auflage

— jetzt complet — 3 starke Bände, brochirt:

1. Band, 10 Sgr.

2. Band, 10 Sgr.

Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, kostet von jetzt an jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Kataloge werden, soweit der Vorrath reicht, auch in der 2. Auflage geliefert.)

Erfurt, Verlag von R. L. Fröde.

Vorhandig in allen Buchhandlungen:

Die Lehre von der Erkenntniß.

Vom physiologischen Standpunkte allgemein verständlich dargestellt von

Dr. med. G. Mayer in Mainz. Preis 2 Zhr. (246)

Leipzig.

Th. Thomas.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (247)

Voigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staats.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile, 8. Geh. 2 Zhr.

In einem Bande in Leinwand gebunden 2 Zhr. 10 Sgr.

Das Werk zeichnet sich aus dem breitenreichen Urtheile der angesehensten kritischen Organe durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch eigene sorgfältige Forschung und scharfe Darstellung des Tatsächlichen aus. Weitere Vorzüge desselben sind die Hervorhebung des mit ununterbrochenen Zusammenhanges zwischen der politischen und bürgerlichen Geschichte und die besondere Berücksichtigung der Culturgeschichte, namentlich die überblickende Darstellung der inneren Verhältnisse, der Verfassung der einzelnen Landestheile, der Verwaltung und der Verfassung ihrer Bewohner, der Verfassung in der Verfassung u. s. w.

Hr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe, (18. Aufl. 1873.) Mit 8 Bildern in Farbendruck nach Paul Heyrich.

Leinwand-Ausgabe.

Wohlfühl-Ausgabe. (248)

Mit farbigen Titelbild in engl. Einb. 1 Zhr. In farbigen Umschlag sauber gebd. 15 Sgr.

Diese neue Auflage zeichnet sich durch farbige Bilder nach Zeichnungen von Paul Heyrich aus, ein Schmuck, durch den dieses schönste aller Märchenbücher der Kinderwelt noch willkommener wird.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Emmrich'sche Verlagsbuchhandlung durch die deutschen Buchhändler.

Hr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CARL TWESTEN:

Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände. 1872. gr. 8. geh. 4 Zhr. (249)

„Was dem Buch einen dauernden Werth und eine in die gegenwärtige Lage der Wissenschaften einflussreiche Bedeutung giebt, ist seine sogenannte Einleitung, die Darstellung der Begründung und des Ganges der theoretischen Cultur der Menschheit im grossen und ganzen, abgeschlossen an Comte's berühmte Theorie, nach welcher in einer theologischen, metaphysischen und positiven Auffassungsweise die Behandlung der hervorragenden Probleme und Erfahrungssachen verläuft.“

In dem historischen Theile dürfen wir auch, so wie er herausgegeben ist, die beste Zusammenfassung des Materials willkommen heissen; grosse Gesichtspunkte beherrschen das Ganze.“

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Zur Einführung in Schulen und zur Benutzung beim Privat-Unterricht empfiehlt Hr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Sehrbücher

französisch und englischen Sprache

Dr. Bernhard Schmitz.

Fransösisches Elementarbuch, nach Verbesserungen über Methode und Ausgabe.

Erster Theil: Geschichte der französischen Sprache. 1874. Preis: 12 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte Auflage. 1874. Preis: 18 Sgr.

„Vollständigkeit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuches.“

Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Begründung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbstständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Sechste, vollständig durchgesehene Auflage. 1873. 9 Bogen. 12 Sgr. (250)

Englisches Grammatik, nach einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überarbeitet. Fünfte Auflage. 1874. 1 Zhr. „Der Verfasser, dessen Bücher die Welt, die für die Verbreitung der Literatur in den neueren Sprachen ein Interesse hat, hiermit dort, ist durch andere werthvolle Bemerkungen der Schulbuchliteratur bereits hinlänglich bekannt. Seine in dieser Auflage erschienene, „Englisches Grammatik“ ist unentbehrlich eine der geistreichsten.“

Pädagog. Reform.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, aus Shakespeare das Macbeth, mit einer Uebersetzung der Geschichte der englischen Literatur, erläuterten Anmerkungen und einigen Zeichen zur Vereinfachung der Aussprache; sehr einer belebten Auswahl von reichen Materialien zu Stil- und Sprachübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1862. (25 Bogen.) 15 Sgr.

„Dieses mit Reichthum und Geschmack ausgestattete Lesebuch ist durch seine Reichthum und Kräfte der erläuterten Anmerkungen auch für den Selbstunterricht sehr empfehlend.“

Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und verständlicher Darstellung nach Scheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Ausgabe zu jeder englischen Grammatik, die Verhältnisse für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht, geb. 15 Sgr.

„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferen Interesse gründlich befragende, endlich verständlichere Darstellung.“

Pädagog. Reform.

Dr. Gebite's Fransösisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1874. 12 Sgr.

„Alles, was uns aus dem Gebiete der modernen Literatur, das uns durch seine Dargestellt wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel der Tüchtigkeit, des Reichtums an sich.“

Wien. Schulzeitung.

Des Herrn Schmitz'schen Buchen auf gefundene Verträge. Exemplare des Buches gratis zur Vereinfachung des Unterrichts.

Dieser Hammer liegt ein Prospect aus Wilhelm Meier in Leipzig bei. (251)

Magazin für die Literatur des Auslands. H. L. Reichenow veranlaßt: Dr. Hermann in Berlin, Verleger von Hr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelm Meier in Leipzig, Dr. Hermann in Berlin, Dr. Hermann in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Hlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 7. November 1874.

[N^o. 45.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Für Longfellow gegen E. Eckstein. 649. — Historische Porträts und Schlachtenbilder auf der Berliner Kunstausstellung. 651.
Italien. Zeichnungen des nördlichen Italiens. Von Ludwig Geiger. I. 652.
England. Der 3. November in England. 655.
Neulatinische Literatur. Olympia Julia Morata. Von Dr. Hermann Müller. I. 656.
Nien. Jüdische Archäologie. 659.
Kleine literarische Revue. Sainte-Beuve, Premiers Lundis. 660. — Der moderne Digenes. 661. — Leib und Luft. 661. — Religion und Naturwissenschaft. 661. — Petrus de Ebalo, liber ad honorem Augusti. 662. — Kosmopolitismus und Patriotismus. 662.
Sprechsaal. Fünfundsiebzig Jahre Kaiser. 662. — Höhere Bürgerschule in Karlsruhe. 663. — Antike Malerei. 663.

Deutschland und das Ausland.

Für Longfellow gegen E. Eckstein.

Die Nr. 33 der Gegenwart, vom 8. August, bringt einen Auffass von Ernst Eckstein, Aphorismen über die poetischen Übertragung. Obwohl der Streit dort ausgelassen ist, wegen mit einige nachträgliche Bemerkungen gestattet sein. Mit den hohen Anforderungen, welche Herr Eckstein an den Übersetzer eines Gedichtes stellt, von dem er mit Recht eine Nachdichtung verlangt, wird sich Jeder gern einverstanden erklären, ebenfalls auch damit, daß in einem Kolliktionsfälle „die äußerliche Treue der inneren Vollenbung“ oder, mit anderen Worten, der bloße Wortlaut des Originals der Schönheit des Ausdrucks geopfert werden dürfe. Es kann indessen nicht genug betont werden, daß die hierbei dem Übersetzer eingeräumte Freiheit nicht zu weit getrieben werden muß. Sehr bedenklich erscheint es deshalb, daß Herr Eckstein dem Übersetzer nicht nur das Recht einräumt, sondern sogar die Pflicht auferlegt, von der Ausdrucksweise des Originals in gewissen Fällen abzuweichen, „selbst wenn eine genaue Verdeutschung keine künstlerischen Schwierigkeiten böte“, den Dichter also zu korrigieren, wohlverstanden, nicht nur in Bezug auf den Ausdruck, sondern auch den Sinn seiner Verse, sobald der „Nachdichter“ etwas Besseres an die betreffende Stelle zu setzen wüßte. Damit ist der Willkür Thür und Thor geöffnet. „Den Unfuss mit Pietät zu behandeln“, wäre allerdings „ein albern Besurteilung“, aber ein geschmackvoller Mensch braucht ja Unfuss überhaupt gar nicht zu überlegen! — Herr Eckstein sagt: „Der literarische Durchschnittspöbel meint zwar, es komme dem schlichten Übersetzer nicht zu, einen anerkannten Poeten zu korrigieren, ich nehme mir indessen die Freiheit, bei einer etwaigen Verdeutschung fremder Schöpfungen das absieht Unberechtigte durch etwas Besseres zu ersetzen“, und zu fernerer Begründung dieses Rechtes heisst es am Schluß des Aufsatzes: „Es fällt hier noch der Umstand ins Gewicht, daß der Leser instinktiv Alles, was ihm an meiner Übertragung mißfällt, mir, dem Übersetzer, zur Last legt, während er das Ansprechende und Schöne aufs Konto des Originals setzt.“ Der einsichtsvolle und intelligente Leser wird den Übersetzer immer nur für die Form verantwortlich halten. Über dem Wunsch, à tout prix zu gefallen, darf die Pflicht gegen den Autor, zu dessen Interpreten man sich macht, nicht vergehen werden.

Übrigens scheint Herr Eckstein die Anfechtbarkeit seiner oben erwähnten Ansicht selbst zu fühlen, da er sich gegen diejenigen, welche etwas anderer Meinung sein möchten, in so sehr kräftiger Sprache verwahrt. Der literarische Durchschnittspöbel meint, — wer also mit den Verbesserungen des Herrn Eckstein nicht einverstanden ist, gehört zu diesem Pöbel! Ein gefährlicher Enkylismus! Von der freien Darlegung einer abweichenden Ansicht (wenn auch in gemäßigter Sprache) soll er indessen nicht abherrschen, namentlich, da es darauf ankommt, Longfellow, den mit Recht berühmten und beliebten amerikanischen Dichter, der für Deutschland und die deutsche Literatur ein so tiefes Verständnis und inniges Interesse, besonders durch seine meisterhaften Übertragungen deutscher Gedichte bewiesen hat, gegen die heftigen Ausfälle seines deutschen „Nachdichters“ zu verteidigen.

Eigentlich ist es befreudlich, daß Herr Eckstein sich gerade an Longfellow's Gedichte macht, da ihm „die gottwohlgefügigen Pleber des frommen Genro“ wenig sympathisch zu sein scheinen. — Allerdings ist Longfellow leichter zu überlegen als viele andere englische Dichter, einmal, weil in seiner Sprache das angelsächsische Element entschieden vorwiegt, und dann, weil er für viele seiner lyrischen Gedichte ein Vermaß wählt, welches uns Deutschen geläufig ist: vierzeilige Strophen mit Wechsel, oft mit weiblichen Reimen, die bekanntlich im Englischen selten vorkommen. — Nicht gründlicher Vertrautheit mit der Sprache in allen ihren Eigentümlichkeiten ist aber eine gewisse Sympathie für das zu übertragende Gedicht ein unerlässliches Erforderniß. Ein zu starkes Vorwiegen des kritischen Elementes hindert nicht nur die Produktion, sondern auch die poetische Reproduktion. Wer sich nicht ganz in die Stimmung des Dichters versetzen, nicht seine Empfindungen sich momentan zu eigen machen kann, sondern dem Originals mit vornehmer Überlegenheit, ja vielleicht mit leiser Schone gegenüber tritt, der wird schwerlich durch seine Nachdichtung den rechten Eindruck erzielen; wer z. B. für die wahre und tiefe Gröndigkeit, aus welcher Longfellow's Psalm of Life hervorgegangen, sein Verständnis hat, der darf kaum hoffen, für die ersten und erhabenen Gedanken dieses wunderbar schönen Liedes den entsprechenden Ausdruck, den rechten Ton zu treffen. — Es ist zu bedauern, daß Herr Eckstein uns nur so sparsame Proben seiner Kunst gegeben hat, sonst wären wir vielleicht im Stande, zu beurtheilen, ob eine seiner Nachdichtungen „in ihrer Totalität ein vollendetes Kunstwerk repräsentire als das Original.“ Denn dieses soll ja von dem deutschen Übersetzer englischer Gedichte, wann freilich auch nur in Ausnahmefällen, zu erreichen sein. Sollten wir uns indessen an die vorliegenden Proben. Es liegen uns zunächst zwei Strophen aus dem Psalm of Life vor:

Lives of great men all remind us,
We can make our lives sublime,
And, departing, leave behind us
Footprints on the sands of time;
Footprints, that perhaps another
Sailing o'er life's solemn main,
A forlorn and shipwrecked brother,
Seeing, shall take heart again.

Mörtliche Überfetzung:

Das Leben aller großen Männer mahnt uns,
Daß wir unser Leben erhaschen können
Und, scheidend, zurücklassen können
Fußspuren auf dem Strande der Zeit;

Seuren, die vielleicht ein Kahrer,
Auf der Fahrt über des Lebens rauhes Meer,
Ein verlassener schiffbrüchiger Bruder,
Erblidt und neuen Muth gewinnt.

Übertragung von Herrn Eckstein:

Helden sind vorangefritten,
Die sich gang der That gewiebt;
Laßt wie sie von euren Tritten
Spuren in dem Sand der Zeit;

Spuren, die vielleicht ein Kahrer,
Der den heißen Pfad beginnt,
Ein verirrter müder Wanderer,
Schaut und neuen Muth gewinnt.

In sprachlicher Hinsicht ist Folgendes bemerkt: so wohl, braucht man nicht nothwendig mit segeln zu übersetzen, das Wort wird bekanntlich für „zur See reisen“ im Allgemeinen gebraucht. Während man segelt, kann man freilich nicht Fußspuren am Strande wahrnehmen, wohl aber während einer Fahrt, auf der man Schiffbruch leidet. — Der Plural too sands ist ein gebräuchlicher Ausdruck für Ufer, Geschiebe, Strand. — forlorn ließe sich besser durch verlassen, hilflos wiedergeben als durch verloren oder verirrt (Reihe der Bohaten forlorn = desperato, hopeless, deserted). — Herr Eckstein schreibt, bei seiner wirklich in Übersetzung, in der zweiten Zeile der ersten Strophe ein so ein und macht dazu die Parenthese: „daß wir so (nämlich indem wir handeln, uns der That weihen) unser Dasein veredeln können“ — wahrscheinlich um die Übertragung dieser Zeilen zu rechtfertigen, welche nur durch das Verbmäß, aber nicht durch Sinn und Ausdruck an die entsprechenden Verse des Originals erinnern. — Es kommt indeß am meisten darauf an, Longfellow gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er in den oben angeführten Strophen „in höchst unfünftlicher Weise“ zwei ganz verschiedene Gleichnisse vermische, nämlich das vom Wüstenwanderer und das vom Seefahrer. Longfellow hat entschieden nur an den letztern gedacht, und es ist bezeichnend, weshalb Herr Eckstein den Sand durchaus in der Wüste suchen will, während er ihn am Meeresstrande viel näher haben könnte. Herr Eckstein findet es seltsam, daß „dieser auch an mannigfachen Schwächen und Tautologien (an welchen?) laborirende Lebenspfaum in allen Christenmaten und Wüstenleben figurirte, ohne daß es einem der begeisterten Sammler beigegeben wäre, die kernbegierige Jugend auf den kolossalen Papyrus des transatlantischen Dichters aufmerksam zu machen.“ Aber für Longfellow begeistert ist, oder besser: wer ihn richtig versteht, der findet hier aber gar keinen Papyrus, sondern ihm ist das Gleichniß sofort klar. (Für die kernbegierige Jugend, welche noch mit den Elementen der Sprache ringt, mag es allerdings anders sein.) — Also: Auf der Fahrt über das Meer des Lebens strandet der Seefahrer; da erblickt der hilflose schiffbrüchige am Strande Fußspuren, deren Anblick ihm neuen Muth einflößt. Das Bild ist klar und bezeichnend. Den „Anstun von den Stichspuren auf der Meeresfläche“ brauchte Herr Eckstein nicht „in sein geliebtes Deutsch“ zu übertragen, noch weniger aber durfte er denselben Longfellow zur Last legen. Von „zwei vermalgarnigten und verpfuschten Gleichnissen“ kann also hier keine Rede sein. Wenn Herrn Eckstein

seine Übertragung besser gefaßt als das Original, so ist das Geschmachtsache; daß er aber durch dieselbe „das, was Herrn Herrn Madgworth Longfellow vorsetzte, viel klarer und leuchtender zur Gestalt bringe“, muß man bestreiten, und wenn Herr Eckstein die Strophen richtig verstanden und wiedergegeben hätte, so wäre es nicht, wie er sagt, nöthig gewesen, sie in „dummes Gedächtnis“ zu verwandeln. Herr Eckstein findet, seine beiden Strophen seien sich ganz beghällig, — ja wohl, warum denn nicht? Andere und Wanderer reimt sich ja höchst bequem, der schiffbrüchige ließe sich lange nicht so leicht in den Vers bringen, und wäre dies als Grund der Veränderung angegeben, nun, dann möchte es hingehen, wie manche andere Freiheit, die sich ein Übersetzer nimmt. Nur eine grundsätzliche Anshuldigung Longfellow's darf nicht getadelt werden; weil er einige Verse geschrieben, die schwer zu überlegen sind, darf ihm nicht „Anstun“, ein kolossaler Papyrus und verglichen vorgeworfen werden! — Was nun die Gleichnisse betrifft, sei es das vom Seefahrer oder das vom Wanderer, der einen heißen Pfad erstimmt (vermutlich also doch ein Wüstenwanderer), — so haben ja beide ihre Berechtigung. Ich nicht aber das Bild des einsamen Seefahrers, der bei dem Gedanken, daß Andere vor ihm Gleiches erlitten und überwunden haben, von Neuem Muth faßt, ungleich kräftiger und wirkungsvoller? Und wenn wir die Zeit als eine Schwänze unsers irdischen Daseins ansehen, ist dann nicht das Geschiebe der Zeit ein treffendes Bild?

Doch gehen wir zur zweiten Probe über.

„Neben der formellen Korrektur, deren Recht ich dem Übersetzer einräumig habe, sagt Herr Eckstein, läßt sich in gewissen Fällen auch eine sachliche kompositionelle vertheilung.“ Also, in der Anwendung, wenn dem Übersetzer eine Strophe des Originals nicht gefaßt, so darf er dafür beliebig eine andere wählen!

Longfellow's Reinsignation nennt Herr Eckstein selbst „eine tief empfundene Clogie“, aber leider behagt ihm die Schlussstrophe nicht, die klingt ihm „banal“, und er kann es als Übersetzer nicht über sich gewinnen, dieses „jämmerliche Geklimper“ beizubehalten, schließt also „mit Klängen, die der ganzen Kampfeslust widerstehen“, d. h. mit einer Strophe, von der bei Longfellow kein Wort steht.

Das Original lautet:

And though at times, impetuous with emotion,
And anguish long suppress'd
The swelling heart heaves moaning like the ocean
That cannot be at rest; —
We will be patient and assuage the feeling,
By what not wholly stay;
By silence sanctifying, not concealing,
The grief that must have way.

Die Übertragung:

Und wenn das Herz in einer dunklen Stunde
Des Kummer nicht mehr trägt,
Und ächzend wie das Meer aus tiefstem Grunde
An seine Ufer schlägt.
So lehre du uns, Herr, dem Sturm gebieten,
Der wild im Pufen tobt!
Du gibst ja Trost für jedes Weh kienieden.
Dein Name sei gelobt!

Das Gleichniß schließt in rührender Weise den Schmerz an den Tod eines geliebten Kindes, — eine Strophe mahnt an den ergreifenden Bibelwort: Kibel weinte um ihre Kinder und weinte sich nicht trösten lassen — der Gedanke an das verklärte Kind, Lieben der verstorbenen Tochter, das wichtigste Wiedersehen soll über-

dings zur Ergebung führen — aber der Schmerz bricht doch wieder hervor, und so schließt der Dichter mit der Mahnung, sich in Geduld zu fassen und durch Schweigen den Kummer, der doch seinen Lauf haben müsse, zu heiligen, nicht ihn zu verhehlen. Das ist der Gedanke, welchen Herr Estlin in „Hiezbürgerlich“ findet, um ihn in das Gewand der Melodie zu kleiden; gerade dieses Gewand thut aber oft viel dazu, einen Gehrausen aus der Mächtigkeits emporzuhoben. Das mußte Herr Estlin jedenfalls versuchen, wenn er ein Gedicht übertragen wollte, und das konnte um so mehr von ihm verlangt werden, als ihm die Wiedergabe der vorletzten Strophe ganz vorzüglich gelungen ist.

Beiläufig bemerkt, ist es recht schade, daß Herr Estlin, der ein so empfindliches Ohr für die unreinen Reime im Englischen hat, hienieden und gebieten reimt und zwar in einer Strophe, die ganz und gar sein Eigen ist! — Auf das eingehen, was er über die unumfängliche Verfalligkeit der englischen Dichter, namentlich auch Byron's und Thomas Moore's (!) sagt, würde zu weit führen. Wer je die Lieder der genannten Dichter gut vorlesen hörte, mag selbst entscheiden, ob sie nicht vielleicht doch etwas mehr als eine „dämmernde Ahnung von den Prinzipien des Wohlklangs“ gehabt haben!

G. R.

Historische Porträts und Schlachtenbilder aus der Berliner Kunstausstellung.

Interessant sind die Urtheile des Auslandes über die diesjährige Berliner Kunstausstellung und was daran für Bemerkungen über die jüngste Entwicklung der deutschen Kunst geknüpft worden. Herr Charles Marelli, ein belgischer Kritiker, konstatiert eine große Veränderung, die in der deutschen Kunst vorgegangen sein soll und welche man bemerken könne, wenn man nur einen Blick auf die diesjährige Berliner Ausstellung werfe, wofür diese wirklich die deutsche Kunst in ihrer Gesamtheit repräsentire. Danach zu urtheilen müßte dieselbe in den letzten 2 Jahren eine ähnliche Krise, einen „Krad“ durchgemacht haben, wie die Industrie, der Handel und die hohe Finanz. Gefallen sei die seit Albrecht Dürer in der deutschen Malerei herrschende metaphysisch-mystisch-poetisch-idealische Richtung und habe einem gewissen Realismus oder Naturalismus Platz gemacht, daher denn das Genetbild und das Porträt den weitaus größten Raum einnahmen, während die historisch-allergeisternde Gattung so ziemlich verschwunden sei. Als die letzte bedeutende, aber auch alle Fehler der Richtung aufweisende Erscheinung dieser Art bezeichnet Herr Marelli A. von Berners großes Ölgemälde für die Rotunde der Siegeshalle, das jetzt in Rom in Glasmalerei ausgeführt wird. Er charakterisirt es als eine genial gedachte, historisch-philosophische Komposition, welche die Ereignisse des Jahres 1870/71 nebst dem, was vorberging und unmittelbar folgte, gleichsam in einem Moment kristallisiert vorführe. Die malerische Ausführung, die Technik, die Farbeneffekte seien so brillant und durchsicht, wie man es von einem solchen Gemälde nur erwarten könne. Auch ein gesunder Zug von Realismus finde sich in dem sogenannten „Untergeschloß“, wo gekrügte Kasse, verwundete und blutende Soldaten, zerbrochene Kanonen den Krieg in seiner ganzen grauenhaften Wirklichkeit vorführe. Dagegen die mittleren Gruppen, welche den Kern der ganzen Komposition ausmachten, — diese, meint er, litten an allen Mängeln der ideologisch-historischen Richtung, um sie so zu nennen, wie nur irgend ein Gemälde von Cornelius oder Kaulbach. Unmäßige Färbung der Töne, in Folge dessen Verwirrung der Handlung, Zerstückelung der Hauptpläne in viele

Nebenfiguren, Formen- und Gruppenzusammenstellungen, wie sie in Wirklichkeit nie vorkommen können, kurz sonderbares Hin- und Hersehen über die Gesetze von Raum und Zeit, daß sei das eigentlich Kennzeichnende dieser Richtung, welche, anstatt auf einen rein materiellen Grund hinzuwirken, lieber dem Beschauer etwas zu rathen aufgabe; dieser aber lasse sich nur zu leicht verführen, das unmittelbare Vergnügen, das er bei der Lösung des gemalten Rebusse empfand, ein Vergnügen des Verstandes, für die künstlerische Empfindung, die doch zunächst nur ein Vergnügen des Gemüthes sei, zu nehmen. Dieses Urtheil des belgischen Ästhetikers trifft auch in seiner näheren Begründung mit demjenigen zusammen, welches die neuere deutsche Kritik, Alfred Woltmann an der Spitze, über Kaulbach und seine Richtung fällte; vor diesem aber hat Berner, nach Marelli treffender Bemerkung, noch den wesentlichen Vorgang, daß er auf seinem Gemälde trefflich gelungene Porträts, den Kaiser, den Kronprinzen, Bismarck, Moltke vorgeführt hat, was Kaulbach und Cornelius nie vermocht hätten.

Damit sind wir wieder bei der Kunstausstellung angelangt, aus deren überreichem Vorrath unser Kritiker besonders die Porträts und die historischen Kriegsbilder hervorhebt. Unter den Ersteren beschäftigt ihn vornehmlich die Kolossalporträts fürstlicher Personen in dem ersten Hauptsal der Ausstellung, die Bilder des Kaisers, des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Oesterreich, das Reiterporträt des Kaisers von Camphausen, das Porträt des Fürsten Bismarck von Dietrich u. a. m. In Betreff der drei erkannten weicht sein Urtheil wesentlich von dem des deutschen, speziell des Berliner Publikums ab, und es ist von Interesse, seine Gründe zu hören. Man table, meint er, diese Bilder mit Unrecht und meist nur wegen Ängstlichkeiten, übersehe aber dabei einen ihrer Hauptvorzüge, nämlich die stimmungsvollen Treue und Naturwahrheit, durch die sie zu Porträts ersten Ranges würden. Diese aber leugnen gerade die Berliner, welche doch das beste Urtheil in dieser Sache haben sollten, und bespaßten, der Kaiser z. B. jege eine einen solchen starren und strengen Gesichtsausdruck, wie ihn sein Bild habe. Man höre die Gründe des Kritikers. Die Berliner, meint er, sehen den Kaiser meist nur von seinem Wägen aus, wenn er im raschen Vorüberfahren freundlich ihre Grüße erwidert. Was die Ähnlichkeit in einzelnen Zügen beträfe, so müsse man sich einigermaßen auf das Auge des Künstlers verlassen, welchem der hohe Herr stundenlang zu dem Bilde geistig habe, und überhaupt hätten darüber eigentlich nur die nächsten Angehörigen und Hausgenossen des Kaisers, die ihn täglich aus nächster Nähe sehen, ein kompetentes Urtheil. Was aber den Ausdruck des Gesichtes anlangt, so sei Angelis Kaiser allerdings nicht der halbvolle Vandalenalter, wie er freundlich aus dem Wägen grüßt oder sich seinen lieben Berlinern bei irgend einer feierlichen Gelegenheit zeigt; aber er sei der historische Kaiser, der kaiserliche Held, der mit eiserner Hand sein Preußen dorthin geführt, wo es jetzt stehe, der Soldatenkönig, der strenge, pünktliche Militärdies, dem Preußen die Armeeorganisation zu danken habe. Wir gestehen, daß diese Gründe und zu denken geben, und möchten unsern Lesern rathen, das Bild sich darauf hin so möglich noch einmal anzusehen. Dagegen müssen wir dem Kritiker vollständig beistimmen, wenn er Camphausen's Reiterbild als steif und allzu konventionell bezeichnet; überhaupt entspricht eine dergleichen Stoffe, wie sie das Oesterreich'sche Reiterbildes verlangt, nicht mehr recht dem heutigen Geschmack, welcher nur die Person ohne fremdes Beiwerk, aber diese in einer charakteristischen, das innere Leben zur Aufschonung bringenden Auffassung zu sehen verlangt. — Auf die Porträts

des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Anagni geht Marcell nicht so weitläufig ein. Er hebt bei beiden wiederum die große Ähnlichkeit und Naturtreue hervor. Bei dem Bilde der Kronprinzessin, meint er, werde mancher überrascht sein über das sozusagen jugendfräuliche Aussehen der hohen Frau und Mutter einer so zahlreichen Familie, aber der Maler habe doch nicht geschmeichelt: die Prinzessin habe wirklich dieses Aussehen. Mancher werde sich wundern über das Kostüm, welches der Renaissance trefflich nachgeahmt sei, aber man müsse bedenken, daß die Kronprinzessin selbst Künstlerin sei und als solche einen eigenen Geschmack habe, den man gewiß nach dieser Probe als seinen schlechten bezeichnen könne. In dem Bilde des Kronprinzen bezeichnet er als das Charakteristische den einfach edlen und männlichen Ausdruck des Gesichts, das gutmüthige, sympathische Lächeln auf den Lippen und im Bild. Bei dieser Gelegenheit giebt er eine kleine Geschichte zum besten, die er selbst miterlebt hat, und die wir uns nicht verlagern wollen hier mitzutheilen. In einer Sitzung einer der zahlreichen gelehrten Gesellschaften Berlins, die in irgend einem Hotel stattfand und bei der Marcell zugegen war, erscheint unerwarteter Weise plötzlich der Kronprinz, nimmt unter den Anwesenden Platz und verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die Verhandlungen, die eigentlich nur für den Fachgelehrten von Interesse sein konnten. Nach Schluß der Sitzung verläßt er es nicht am Souper theilzunehmen und setzt sich mitten unter die gelehrten Professoren. Des Kronprinzen Nebenmann, ein junger Professor, dessen Namen wir nicht erfahren, trägt das eiserne Kreuz. „Wo haben Sie das Kreuz bekommen?“ fragt ihn der Kronprinz mit natürlichem selbständigem Interesse. „Bei Königgrätz.“ ist die Antwort. „Und wodurch haben Sie sich ausgezeichnet?“ fragt der Kronprinz weiter. „Bühnenhaftig, Kaiserliche Hoheit!“, antwortet der Gelehrte lachend, „ich weiß es nicht.“ „Ja, ja“, erwidert der Kronprinz, „das sagen Sie alle. Nun, so muß sich die Schlacht wohl selbst gewonnen haben.“

Unter den historischen Kriegsbildern scheint unsern Kritikern am meisten W. Meibtreus „Scenae“, im Bestz Sr. Kaiserl. Hoheit des Kronprinzen, aufgefallen zu sein. Auch uns erschien dieses Bild beim ersten Anblick etwas mehr als originell, fast gesucht. Jeder Besucher der Ausstellung wird sich des Bildes erinnern, das den Kronprinzen auf einem Hügel in der Nähe der Schlacht, umgeben von seinem preussischen, bairischen, württembergischen Generalstabe, darstellt, wie er eben von einem am Knie vermandelten Offizier eine Meldung empfängt. Interessant sind die Gruppen der Offiziere im Mittel- und Vordergrunde, die theils stehend, theils liegend die Schlacht beobachten oder Karten studiren; rechts weiterhin auch der Schlachtmaler und der Reporter. Man kann nicht leugnen, ein gut Stück Geschichte liegt in dem Bilde, aber wo in aller Welt ist die Schlacht? Die kleine graue Rauch- oder Staubwolke rechts im Winkel in weiter Ferne? Die Auffassung ist entschieden neu und originell, aber ob malerisch, beweisen wir. Herr Marcell scheint ähnlich zu empfinden, wenn er sagt, man müsse sich einmal vorstellen, daß der große Schlachtmaler Homer dieses Bild betrachte; was dieser wohl zu dieser Veramalgamirung der „Fürsten der Völker“ sagen würde, die hier vom Berge aus, der eine durch ein Fernglas, der andere durch sein Pince-nez, den Gang der Schlacht beobachtet und ihre Zigarren oder Pfeifen dazu raucht. Da sei doch noch die Schlacht selbst oder vielmehr eine Episode aus derselben, in der sich eine Mannichfaltigkeit von Figuren, Gruppen, Szenen mit dramatischem und malerischem Effect anbringen

lasse, für die künstlerische Darstellung vorzuziehen. Wir möchten noch hinzufügen, daß wir in diesem Bilde, so treu es der Situation angepaßt, so wahr es in Porträts und Gesichtern sein mag, eigentlich nur eine gelangene Anfraktion erblicken können. Weit höher scheint uns, — und darin stimmen wir mit dem belgischen Kritiker überein, — das große Schlachtenbild Hr. Adams aus München zu stehen, welches mit packender Lebendigkeit uns den riesigen Kavallerieangriff bei Sedan auf die 22. Infanterie-Brigade verführt. Herr Marcell versteht die Szene durch einen leichten *l'homme en action* nach Wörth, im Ubrigen aber Charakteristischer ist das Bild sehr treffend. Hier, meint er, sei Handlung, malerischer und dramatischer Effect, Mannichfaltigkeit der Szenen und Gruppen, die alle mit ergreifender Anschaulichkeit dargestellt würden. Wer erinnert sich nicht der ungeheuren Cavallerie-Massen, die aus fernster Ferne im wildesten Galopp gegen das kleine Häuflein Jähzoll links im Vordergrunde heranziehen und vor ihrem Schicksal reihenweis zu Boden stürzen oder unter ihren Bajonetten ihr Leben ausathmen? Welches Leben, welche mächtige, kühnste Bewegung in diesem Theile des großen Gemäldes, welche ergreifende Deutlichkeit der Zeichnung und Farbengebung auch in den fernsten Partien! Wir meinen, das Bild muß auf Jedem Eindruck gemacht haben.

Schw.

Italien.

Zeitungen des nördlichen Italiens.

Von Ludwig Geiger.

I.

Nis vor etwa einem Jahre in Genua die neue Oper „Salvatore Ressa“ angefaßt wurde, fand sie, ebensoviel bei dem Publikum der Stadt, als in deren Zeitungen die gütigste Aufnahme. Nun aber, da die Oper in der Scala zu Mailand einen nur mäßigen *successo d'ordine*, wie das hergebrachte Wort nun einmal lautet, erlangt hat, ändern die geneueren Blätter ihre Sprache, und suchen nach Art der Schwachmüthigen und Urtheilslosen die Bedeutung des von ihrer Seite gesendeten Beisfalls abzuschwächen, weil, — nun denn, weil sie nicht anders artheilen wollen, als Mailand.

So lautete — bald nach der ersten Aufführung der genannten Oper — das Urtheil, das man in verschiedenen Variationen in allen Mailänder Blättern lesen konnte. Ist dasselbe richtig, so bedeutet es nicht nur eine Unzufriedenheit in künstlerischem Geschmacke, sondern überhaupt eine nicht geringe Abhängigkeit von der stolzen Rivalin.

Die geneueren Blätter — d. h. zunächst die in italienischer Sprache, nicht die in dem gemeinsamen, nur den Einheimischen verständlichen Dialekte, welche, obwohl sie vielleicht das laute Zeugnis der Denkart abgeben könnten, den Fremden durchaus unzugänglich bleiben — unterscheiden sich von den Mailändern schon durch ihr Format: sie haben etwa die Gestalt unserer kleineren Provinzialblätter, nicht die der französischen oder englischen Riesenzeitungen. Dieser Gehalt entspricht denn auch der Ton. Der Große geht gemessenen Schrittes einher, während Manche, aber selten aus seiner Würde heraustretend, der Kleine schreit heftig, heftig geschlulend, die äußere Würde nicht selten vernachlässigend.

Und um von den letzteren gleich ein Beispiel zu geben, beginnen wir mit dem jüngsten Blatt und zugleich dem lebhaftesten, das erst im ersten Jahrgang steht und doch schon manchen

*) Stimmt nicht!

D. Red.

Sturm eriebt hat: La Bandiera. Viefi man das Blatt, dessen Agenten verfuhen, ganz gegen den bei den übrigen Verfallblättern beobachteten Gebrauch, ihr Spiegelbild auch in anderen Städten Italiens heimlich zu machen, so weit man erichtlich von Schanden ergriffe über die Größtmöglichkeit der Zustände, nicht bloß der Stadt Genua, deren angeblichste Hauptinteressen: Gaugefellfchaft und Ueberfchwemmung, ein deutliches Publikum wohl nicht fonderlich intereffiren werden, fondern auch des ganzen Königreiches. Da giebt es keine Maßregel der Regierung, kein Wort der einzelnen Minifter, das nicht heftige Kritik und zugleich Angriffe mit dem stärkften Worten erfährt. Unter den letzteren habe ich zwei Ausdrücke angemerkt, die kennzeichnend find für die Gefinnung und die Heftigkeit des Blattes. Gegen die Monarchiften heißt es einmal: „Sie fagen zwar, daß sie irren können, fügen aber nicht, daß ihre Irrthümer nicht bemerkt, nicht fentirellt, nicht getadelt werden dürfen“; vom König: „das Staatsüberhaupt, — so nennen ihn nämlich die monarchifchen Journale.“

Was von der Bandiera mit heftigem Poltern gefagt wird, wird von dem zweiten Genuefer Blatte: La voce libera, trotz der radikalen Gefinnung, in mäßigem Tone vertragen und macht auf die Hörer, die tolerant genug find, jeder Meinung Raum zu gönnen, wenn sie nur nicht in widrigem Schreien sich allein geltend zu machen fucht, weit besseren Eindruck. Wie weit diese Blätter mit ihrem rückfichtlofen Urtheil Recht haben, kann der Fremde, ohne anmahnen zu fein, nicht vollständig beurtheilen. Nur das Eine erkennt er klar, daß Italien sich in einer schweren Krise befindet. Und wenn es dem Herausgeber scheinen möchte, als wenn diese nicht bloß Schuld der Personen, die augenblicklich das Staatsruder lenken, sondern auch der Verhältnisse wäre, der ohne rechte Vorbereitung sich vöthelichen Einseitigkeit und der durch die Haff und die böswillig geknüpften Verwickelungen entftehenden Schwierigkeiten, so mag der Bürger des Landes, traurig über die enigen Schwankungen und die anfehlige Verwirrung leicht den hiftorifchen Gefichtspunkt verlieren, der Beruhigung verfehafft und feinem Groll in heftigen Worten Luft machen, welche der augenblicklichen Unzufriedenheit entfpringen.

Trotz ihrer Deutfchfreundlichkeit weif die genannte Zeitung in deutlichen, wie in nothwendigen Verhältniffen überhaupt nicht allzuviel Befcheid. Ihr Irrthum, daß die öfterreichifche Kaiferin die deutlichen Prinzeffinnen zu einem Kongreß zusammenberufen habe, ift ebenso laßig wie die von ihr und allen übrigen genuefer Blättern gebrachte telegraphifche Mittheilung aus London vom Saturday, welche begann: La Rivoluzione.

Nach der Movimento zeigt schon durch seinen Titel und durch sein Motto: E par si muove, daß er nicht zu den rückfichtlofen Blättern gehört. Seine Sprache ift entschieden und würdig und wenn man zwischen ihm und den vorgenannten Blättern einen Unterfchied bemerken will, so ift es eine färfter ausgeprägtere Heinfeligkeit gegen den Katholizismus, eine noch größere Dürftigkeit in auswärtigen Nachrichten und eine bedeutendere Berücksichtigung der Handelsverhältniffe. Den letzteren ift ganz befonders der Corriere Mercantile gewidmet, der sich politisch einer großen Popularität befehligt und deswegen von den vorgenannten Blättern manchen Tadel zu erfahren hat. Freifinnig — nämlich der Regierung gegenüber — ift auch il cittadino, giornale del popolo. Sonst freilich ift seine Freifinnigkeit in ziemlich enge Grenzen gefefft, denn das Blatt ift kathollisch. Da wir aber das Wefppl einer folchen kathollischen Wefpplung ausführlicher bei Turin zu beleuchten haben, so können wir uns hier mit dieser kurzen Bemerkung begnügen.

Unter allen Städten Ober-Italiens hat wohl Turin die

meisten Zeitungen: neue und alte, große und kleine. Die neuefte, vielleicht in diesen Tagen angebegeben,ieß den wenig veränderten Titel: la polce, führen, muß aber von meiner Betrachtung ausgefchloffen werden, weil sie zur Zeit meiner Anwesenheit zwar täglich als „morgen erfeheinen“ angekündigt, aber nicht wirklich veröffentlicht wurde.

Befchäftigt man sich mit den vielen, täglich oder wöchentlich mehrmals erfehehenden, so ift es weit fchwerer, einen Gefammtcharakter derselben anzugeben, als von den genuefer und mailänder Blättern. Dieser einseitige Zug fehlt. Weder find sie alle von der dynastifchen Treue befeelt, welche Manche in einer Stadt fuchen möchten, die, zuerst Hauptstadt eines kleinen Landes, ihren Fürften dem ganzen Reiche zum König gegeben hat, und noch heute von diesem geliebt und gern aufgeführt wird, noch von dem Opyoffionsgeifte erfüllt, das, anderen, uns gar wohl bekannten Hauptstädten eigen, in diesem Galle dadurch erklärt werden könnte, daß die Stadt trotz aller hiftorifchen Bedeutung von der Hauptstadt zu einer Provinzialstadt herabgedrückt worden ift. Beide Merkmale finden sich, fauchen noch ein drittes, das man nicht erwarten sollte, das kathollisch-ultramontane.

Das offizielle Blatt ift „Il conte Cavour“, trägt also den Namen des Mannes, den fast jede Stadt Italiens durch einen Platz, eine Straße, ein Bild oder ein Denkmal verewigt hat, da man seinen Geist nicht bannen konnte. Es zeigt seine offizielle Natur schon dadurch, daß es, vom König fprechend, immer „Se. Majestät“ beifügt, was von den übrigen italiänifchen Blättern nur höchst selten gefchieht, befonders aber durch die Art seines Auftretens. Diese ift felfbverftändlich eine energifche Vertheidigung der Regierung und eine fchroffe Bekämpfung der Gegner derselben, eine Polemik, die fefst in die Spalten des Zeitungsblatts hinabfteigt, indem hier, bei Mittheilung eines überfetzten englischen Romans von Manne Reed, in welchem die römifche Republik von 1849 verherrlicht wird, die Rezhafio ausdrücklich erklärt, die Anfichten des Verfaßers nicht zu theilen. Die Zeitung würde nicht offiziell fein, wenn sie nicht hauptfächlich bei dem verweilt, in welchem die augenblickliche Regierung ihr Hauptverdienst erblidt, nämlich in der Finanzverwaltung; und wirklich ift, außer vielen kleineren Artikeln, eine größere Welt, eine Gefchichte der öffentlichen Schuld des Königreichs Italien diesem Gegenstand gewidmet. Dem Kulanze gegenüber beobachtet das Blatt eine gewiffe Zurückhaltung; doch fchimmert bei den Berichten über Frankreich eine gewiffe bonapartifche Färbung hindurch, Deftland gegenüber bezieht es eine mäßig-fremdliche Haltung. Es ift eins der wenigen italiänifchen Blätter, in welchem ich angebliche Originalberichte aus Berlin gefehen habe; ich fage angeblich, weil der Verfaffer J. V. das „Waterslaab“ als Berliner Zeitung nennt und Anderes mittheilt, was nicht gerade berlinifch geprüge zeigt. Das Blatt nennt sich „politisch-literarifch“ mit mehr Recht, als manche seiner Kollegen; jein Senileton ift gut redigirt und seine literarifchen Mittheilungen find ziemlich reichlich.

Die beiden Hauptblätter Turins find die Gazzetta di Torino und die Gazzetta Piemontese (S. Jahrgang), die sich in ihrem Bermat den kleineren mailänder Zeitungen nähern. Die erfte, die in ihrem Senileton zwei Romane bringt, natürlich beide franzöfifchen Ursprungs, und wichtige Gerichtsverhandlungen in der Art der „N. fr. Pr.“, ift ein fcharfes Opyoffionsblatt, das sich ebenfalls gegen das Ministerium des Innern wendet, den traurigen Zustand der öffentlichen Sicherheit beklagt, als gegen das des Unterrichts, dessen geringe Thätigkeit durch die Nothwendigkeit felfbändigen Vorgehens feines einiger Privatgefchwiften „kustirt wird, als gegen das der Finanzen, dessen Wirkungen

für schlimmer als die ehemaligen traurigen Zustände der Zersplitterung erklärt werden. In Betreff des Auslandes begünstigt das Blatt in Frankreich und Spanien die republikanische Partei, — Deutschlands wird wenig gedacht. Eine besondere thätliche Antheil ist die Chronik der von der Metastol grüßten Wohlthätigkeit gegen Arme, die mit Namen und Wohnung bezeichnet werden, ein Verfahren, von dem man glauben möchte, daß es meier für Spender, noch für Empfänger besonders ehrenvoll, — und vortheilhaft sei.

Weit weniger oppositionell, aber immerhin mäßig freisinnig, ist die *Gazzetta Piemontese*, das Organ einer ruhigen Bürgerchaft. Als Solches berücksichtigt es, weit mehr als das vorgenannte Blatt, die städtischen Angelegenheiten sogar in der Weise, daß dieselben ihren Platz vor der politischen Uebersicht erhalten. Diese ist ziemlich farg, Inland und Ausland durch objective Mittheilung der wichtigeren Thatfachen ziemlich gleichmäßig berücksichtigend, während einer oder der anderen der brennenden Fragen in einem Leitartikel eine geordnete Betrachtung gewidmet worden ist. Auch die Handelsnachrichten fehlen nicht, Notizen über Theater und eine literarische Rundschau, die, wie es scheint, wesentlich einmal wiederkehrend, in recht vorzüglicher Weise über einzelne neuere literarische Erscheinungen orientirt.

Diesen beiden größeren Organen der Bürgerchaft steht: *L'Italiano, gazetta del popolo* gegenüber, der sich schon durch seinen Titel, dann auch durch sein Format als Volkszeitung dokumentirt. Es erscheint in 8, manchmal in 16 kleinen Seiten, in welchen ganz gegen die Sitte der übrigen italienischen Blätter die Annoncen vorzulegen, welche oft dem Texte gleichkommen, manchmal ihn überragen. Soweit sein Raum nicht durch Annoncen und kleine Nachrichten in Anspruch genommen ist, bringt es politische Artikel, welche der Regierung nicht aufzufrenzlich sind, und das Sündenregister des Ministeriums, das es einmal als Warnung für die Wähler zusammenstellte, mag, bei der Verbreitung des Blattes, für die künftigen Wahlen nicht ohne Einfluß sein.

Die bisher besprochenen Blätter, mit denen die Reihe der täglich erscheinenden noch keineswegs abgeschlossen ist, bieten nichts der Stadt Turin besonders Eigenthümliches; die folgenden thun dies um so mehr.

Da ist zunächst der *Ficcanaso*, der, um seinen Namen verständlich zu machen, als Titelbild einen Mann zeigt, ein sein gekleidetes Herrchen mit einer ungeheuren langen, von einer mächtigen Brille bewaffneten Nase, in der rechten Hand eine Peitsche, in der linken eine Laterne, mit der er ins Dunkel hinein leuchtet. Das kleine Blatt hat noch nicht das erste Jahr hinter sich und schon Manches erfahren. Vier Wochen lang war es unterdrückt und sein Herausgeber im Gefängniß; während dieser Zeit erschien für diejenigen, welche die gewohnte Kost nicht entbehren wollten, ein *Ficcanaso* *aglio*, der in Bild und Wort seinen Vater nachzuahmen, ja zu übertreiben suchte.

Dieses Blatt ist nun ein echtes Wähler- und Schimpfblatt, das in Stadt und Land Skandal zu machen und an dem bereit bestehenden seine Freude auszudrücken, seine Theilnahme zu beweisen liebt. Mit solchem Streben kann sich ja wohl Gewissenshaftigkeit und Gesundheit der Anschauungen verbinden und ich zweifle nicht, daß das angeführte Blatt in seiner Polemik gegen Regierung und Stadterveraltung manches Tadelnswerthe aufgedeckt und vielleicht auch durch häufige Hinweisung zur Besserung angeregt hat; aber seine Polemik hat zwei Fehler, die ihre Wirksamkeit, namentlich auch ihren Eingang in die gebildeten Kreise verhindern: sie ist zu grob und zu persönlich. Denn nicht die Grundsätze werden angegriffen, sondern die be-

stellten Vertheidiger derselben, und diese nicht mit erster Tadelung ihrer Schuld oder spöttischem Aufweisen ihres Unrechts, sondern mit Schimpfwörtern. Der Staatsprokurator wird einmal mit dem wenig parlamentarischen Ausdruck „Esel“ benannt und die Beamten, welche die Gefängnißstrafe über den Rebellent verhängt hatten, werden von dem der Freiheit Wiedergegebenen mit den Worten angetrieben: „Wir können einen Angebliden durch Euch wiedergerückt werden, dann aber erheben wir uns mit um so größerer Stärke, um Euch für Dummköpfe und Schelte zu erklären.“ Die politische Bekanntheit des Blattes ist natürlich die politische Bekanntheit: Mazzini und Garibaldi die Helden, deren Andenken geehrt, deren Werke treulich berichtet werden. Um politische Neuigkeiten — von literarischen ganz zu geschweigen, denn sein sogenannter Roman ist nichts als eine zeitgemäße Hoffen- und Geschehnisse — kümmert es sich nur in so weit, als es mit denselben Exemplaren verbinden kann: Thiers Besuch in Turin dient ihm dazu, um die Schwäche und Haltlosigkeit der französischen Republikaner zu zeigen, die projektirte Kaiserreise nach Rom, um die Gesinnungslosigkeit der dortigen Bevölkerung zum Gegenstand wenig schmeichehafter Erörterungen zu machen. Denn schließlich, was soll sich ein Blatt um das Ausland kümmern, das namentlich einmal erklärt: „noch haben wir Männer, die bedeutender sind, als die jeden anderen Völker.“?

Holt *Emporio popolare, giornale quotidiano universale*, gleichfalls ein kleines Blatt, das noch in seinem ersten Jahrgang steht. Freilich ist die von ihm angekünztete Universalität und Volkschämlichkeit eines derart, wie bei unsern „allgemeinen Volkszeitungen“, nämlich eine vollkommen katholische. Demgemäß findet Deutschland und vor Allem die altkatholische Bewegung sehr wenig Gnade in den Augen des Blättchens, während die italienische Regierung, wenn auch nicht mit Gespür überhäuft, so doch ganz respektvoll behandelt wird. Dagegen kommt der fromme Haß gegen einzelne Infanten, z. B. den Pöbelgegensatz gegen in Bologna, oder einzelne Personen, die sich Schwärmungen oder Verleumdungen des Papstes erlaubt haben, in äußerst lebhaftem und manchmal nicht unglücklichem Ausdruck.

Außer diesem kleinen, wenn man das Wort gebrauchen darf, heimlichen katholischen Blatte, besitzt Turin auch eine große, offene katholische Zeitung: *Unità cattolica*. Sie erscheint, wie die bisher genannten, täglich, aber mit dem kennzeichnenden, uns geläufigen, hier aber und in Frankreich auffälligen Unterschiede, daß es an den Tagen nach Festen nicht ausgegeben wird, und mit dem ferneren, daß es an den Festtagen für die Hälfte des gewöhnlichen Preises verkauft wird. Es hat als Wette, außer Bibelstellen, ein Stück aus einem Briefe des Papstes Pius IX. an den Herzog von dem 29. August 1865 und erhebt sich augenblicklich mit einem Trauertanze, als Beileidbezeugung für den Gesangenen in Vassan. Wie sich die besondere Rücksichtnahme auf Börsen- und Handelsverhältnisse mit der streng katholischen Bekanntheit des Blattes verträgt, ist nicht recht ersichtlich, sonst ist aus der letzteren alles Ubrige erklärlich: die Unfreundlichkeit gegen Deutschland, die sich selbst so weit versteigt, daß unser Vaterland nicht einmal in der Zusammenstellung der Abkommensbedingungen aufgeführt wird; der Unwille gegen den Kaiser, dessen projektirter Besuch bei dem Papst mit dem des Zaren Nikolaus bei Gregor XVI. verglichen wird; die Zärtlichkeit für die Karlisten, — um von den europäischen Mächten anerkannt zu werden, bemerkt das Blatt einmal, muß man entweder Serrano oder die Türkei sein; das antheimliche Schwärmen für Frankreichs angeblich sich Regierungshaupt und das Verhältniß zur italienischen Regierung. Dieses ist natürlich ein bitter

feindlich: jede antipäpstliche Maßregel wird aufs Heftigste getadelt; der Verkauf der Güter der Gesellschaft als propaganda fide; die Ernenennung des antikirchlichen Bonghi zum Unterrichtsminister; die Thaten des Ministeriums rüchstlos kritisiert; Markus Ringhetti — so wird der Premier stets genannt, dem der stärkste Haß gilt — mit dem ewigen Juden verglichen und mit derselben Strafe wie dieser bedroht; für die neu vorzunehmende Wahl die entschiedene Wahlenthaltung empfohlen, um in keiner Weise dem kirchenfeindlichen Regiment eine Anerkennung zu gewähren; und selbst antikirchliche Blätter Artikel entnehmen, wenn sie nur gegen die Regierung gerichtet sind. Dagegen werden natürlich alle Akte des Papstes mit haltender Verehrung angelegt, alle dem Kirchenhaupt erwiesenen Ehren mit Dank und Ruhmestherhebungen registriert, — die italienischen täglich in einer besonderen Liste. Bei dieser streng katholischen Gesinnung kann es nicht fehlen, daß die anderen Religionsparteien mit Eppelt oder heftigen Jornausschüden bedacht werden. Von den Protestanten findet in den Augen des Blattes nur Gerlach Gnade, und diejenigen Engländer, welche, wie mit Bedagen berichtet wird, zum Katholizismus übergehen; sonst wird ihrer nur feindselig gedacht, und die Errichtung eines neuen protestantischen Betrafs in Rom in der Nähe des Parlamentsgebäudes gibt zu wenig schmeichelhaften Bemerkungen zwischen beiden Anlaß; von Juden ist merkwürdig wenig die Rede.

England.

Der 5. November in England.

Was anders hat die christliche Kirche zu dem gemacht, was sie heutigen Tages ist, als die furchtbaren Verfolgungen der ersten Jahrhunderte; statt unterdrückt zu werden, traten viele Christen, die in dumpfer Leihargie dahinlebten, von Neuem für ihren Glauben in die Schranken und von dem Gedanken begeistert, Märtyrer ihres Volkes zu werden, gingen sie, die Hüter des irdischen Lebens verachtend, freiwillig in den Tod. Leider hemmte das Sonderinteresse, besonders die Herrschsucht und der Geiz derer, welche die christliche Demuth predigten und die Armuth als den einzigen Weg zum Himmelreich priesen, jedes weitere einmütige Handeln. Katerthalbjahrtausend später finden wir die Christenheit in zwei große Lager geschieden, jede der beiden Parteien mit Argwohn die Bewegung der andern beobachtend, um ihr, sobald sie sich eine Miße geben würde, schnell in die Platte zu fallen. In Deutschland wurde bekanntlich der Glaubenskampf nach langjähriger Dauer in einer für die Protestanten günstigen Weise durch den Augsburger Religionsfrieden beigelegt, aber nur in dem nächsten Jahrhundert um so verstärkender zu entbrennen. Frankreich verwüsteten viele Jahre lang die Hugonottenkriege; nur Schein war es gewesen, als ob die Bartholomäusnacht dem Treiben der Reformierten ein Ende gemacht; die Köpfe der Synder wuchsen von Neuem. In England dagegen, wo durch Haaz, einen Schüler Calvin's, die reformirte Lehre eingeführt worden war und allgemeine Verbreitung gefunden hatte, bedrohte Jakob die immerhin gleichberechtigte Existenz des Katholizismus, obwohl er ihm bei seinem Regierungsantritt und später zu wiederholten Malen Duldung und Schutz zugesichert hatte. Er verbot die Jesuiten und Seminarpriester des Landes, von allen katholischen Gaien aber forderte er eine so hohe Monatssteuer, daß deren Besahlang

für die meisten bald ein Ding der Unmöglichkeit ward. Handlungen, um das vermeintlich verborgene Geld zu finden, wurden vorgenommen, Gefängnisstrafen waren an der Tagesordnung, ja sogar einige Hinrichtungen sollen stattgefunden haben. Der britische Salomo, wie Jakob von seinen Bewunderern genannt wurde, ahnte in seiner Herrscherweisheit nicht, welch Unheil er durch solche Maßregeln heraufbeschworen werde. Erbittert über den Treubruch und das unmensliche Verfahren des Königs verbanden sich mehrere Katholiken in einem Paktbündel, das nur der erbitterte Fanatismus auszukunnen im Stande war. Die Hauptster der Verschwörung waren Robert Catebby, ein Mann aus einer angesehenen katholischen Familie Englands, der als Jüngling zur Protestantische übergetreten, jedoch bald, da sie ihm innerliche Befriedigung nicht zu gewähren vermochte, wieder von ihr abgefallen und nun ein eingesehelter Katholik geworden war; Thomas Percy, aus dem Hause Northumberland, und Guay Fawkes, ein Engländer in spanischen Diensten. Diese verabredeten mit mehreren andern den Plan, an dem Tage, da der König das Parlament eröffnen, ihn und beide Häuser durch Pulver in die Luft zu sprengen. Zu dem Ende mieteten sie ein altes Haus in der Nähe des Westminsterpalaßes, in dem am 7. Februar 1605 die Parlamentskammern gehalten werden sollte. Den hier aus wurde ein unterirdischer Gang nach dem Parlamentsgebäude gegraben und die Kellermauer eingestrichen. Zum großen Schrecken aber ließ man auf eine Steinsehnenniederlage, die das weitere Vordringen hemmte. Die Verschworenen verzagten nicht und ließen nichts unversucht, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ihre rastlose Thätigkeit und Umsicht ward vom Glück durch den Zufall begünstigt, indem zu derselben Zeit jene Kellerräume anderweitig vermietet werden sollten und es Percy bei rechtzeitiger Bemerkung gelang, sie mietheweise zu erhalten. Nur eine kleine Brüst war den Verschworenen gegeben, ihre Vorbereitungen zu treffen; aber selbst bei der größten Eile wäre ohne Verzögerung der Eröffnung des Parlaments, die auf den 5. November anberaumt wurde, die Ausführung des Plans unmöglich gewesen. — 32 Hüßer Pulver wurden in die Kellergewölbe gebracht und unter Reiß und Kohlen versteckt; um Verdacht zu vermeiden, ließ man die Kellertüren offen. Das Gelingen des so raffinierten Plans, der bei der Mitwisserschaft so vieler doch geheim gehalten worden war, scheiterte an dem entschlossenen Widerstande einiger Verschworenen, mehrere ihnen befreundete Parlamentsmitglieder durch gleiche Schicksal ihrer Feinde theilen zu lassen. Am 26. Oktober gegen dem Lord Mounteagle, dessen Schwager (Freßham) einer der Verschworenen war, in einem anonymen Brief die Warnung zu, der Eröffnung des Parlaments beizumohnen, „weil dasselbe einen schweren Schlag erhalten werde, ohne daß man werde leben können, woher er käme.“ Sonderbarerweise vermochte der Lord trotz der hierin ziemlich unverbündet gegebenen Andeutung auf eine Pulververschwörung den Sinn des Schreibens nicht zu entschlüsseln; auch dem Staatssekretär waren es Hieserzogen. Der König ergriff die richtige Lösung zu geben, und ungeschämt traf er Vorsichtsmaßregeln, die zu dem gunglosen Resultate führten, daß man kurz vor der Ausführung der That am 5. November Nachts 2 Uhr die Pulvervorräthe verlor und einen der Verschworenen Guay Fawkes, als er mit Blendlaternen und Fackeln bereinbart, ergreifen konnte. Guay Fawkes entdeckte auf der Fester seine Mitschuldigen; auch sie wurden nach vergeblichem Widerstande, — Catebby und Percy erlitt der Tod an dem Kampfplatze — festgenommen und mußten ihr frevelndes Beginnen auf dem Schaffot büßen. — Einen großen Umschwung in religiöser Hinsicht brachte dieser kühne Plan der Novemberbrüder, die keine Mühe gelassen, ja ihr

Leben auf das Spiel gesetzt, um ihn durchzuführen, in dem Herzen Jakobs hervor. War er vorher der entschiedenste Gegner aller Andersgläubigen, insbesondere der Katholiken, gewesen, so legte er jetzt gegen sie, in der richtigen Einsicht, daß Gewalt in Glaubenssachen ein wirkungsloses Remedium sei, eine nicht geachtete Toleranz wider den Willen des Volkes an den Tag; nur insofern wußte er ihm, als er seine Zustimmung zur Einführung des Treueides gab, durch den jeder Katholik die vom Papste usurpirte Macht über den König und dessen Länder für null und nichtig erklären mußte. Daß die liberalen Ansichten bei seinen Epigonen Wurzel gefaßt und das englische Volk durchdrungen, dafür spricht am lauteften die im vorigen Jahre allerdings nach schwerem Kampfe erfolgte Aushebung der Hochkirche in Schottland, die seit Jahrzehnten der Gegenstand ernster und langer Beratungen gewesen war, aber bei der Pietät der Engländer für die alten Institutionen auf bis dahin unübersteigbare Hindernisse gestoßen war.

Das Andenken an die Pulververschwörung ist im englischen Volk, das übrigens mehr denn alle anderen Nationen empfänglich für geschichtliche Traditionen, heutigen Tags noch nicht erloschen. Kürzlich am 5. November ziehen in den meisten Städten Englands, besonders aber in London, verummte Schaaren singend und lärmend durch die Straßen; voran wird ein wunderbar aufgepuzter Streikmann, den Guy Fawkes vorstellend, getragen, welcher nach Vernichtung der Prozeßion auf einem Scheiterhaufen unter ohrenzerreißendem Geschrei der Zuschauer feierlichst verbrannt wird. Dabei wird ein Lied gesungen, das wie folgt lautet:

Please to remember
The fifth of November
Guy Fawkes treason and plot.
I have no reason,
Why gunpowder and treason
Should ever be forgot.

Guy Fawkes, Guy,
Stick him up high,
A rope, a rope, to hang the popo,
A pound of cheso, to choke him,
A quart of beer, to wash it down,
A stick, a stick, to poke him,
Burn him in a barrel of tar,
Burn him as a blazing star (Komet).
And then, we can say, the devil is dead.
Hip! Hip! Hurrah!

Neulateinische Literatur.

Olympia Fulvia Morata.

Von Dr. Herrmann Müller.

I.

Unter den geistreichen, durch hervorragende klassische Bildung und humanistische Gelehrsamkeit ausgezeichneten Frauen des sechszehnten Jahrhunderts, welche deshalb mit Recht die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt auf sich gezogen haben, ist gebührendermaßen der Olympia Fulvia Morata stets eine ehrenvolle Stelle angewiesen worden. Eine Darstellung ihres Lebens, ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und ihres Charakters ist schon

öfter zum Gegenstand besonderer Schriften gemacht worden, von denen mit folgender Befand bekannt geworden sind:

- 1) Georg Ludovicus Nosterius, *Commentatio historico-critica de Olympia Moratae vita, scriptis, fatis et virtutibus*. Francofurti ad Viadr. 1731, 4^o. Neue Ausgabe ibidem, 1775, 8^o, mit einer Vorrede von Joh. Gunt. Bili. Hesse. — Die in der Vorrede von Nosterius versprochene, allerdings höchst wünschenswerthe, neue und berichtigte Ausgabe der Werke der Olympia ist nie erschienen.
- 2) J. G. Kneschke, *De Olympia Fulvia Morata Commentatio* 1a—3lla. Zittavia, 1808—10, 4^o.
- 3) E. Muench, *Olympia Fulvia Morata*. Greifburg, 1827, 8^o.
- 4) Olympia Morata, her Times, Life and Works. London, 1834, 12^o.
- 5) Jules Bonnet, *La vie de Olympia Fulvia Morata*. Paris, 1850, 8^o. 2me Edit. Paris, 1851, 8^o.)

Alle diese Schriften sind selten und dürften nur sehr Wenigen zugänglich sein; ich selbst habe deren keine benutzen können, sondern fenne sie nur aus Zitaten und ich war bei der nachfolgenden Darstellung, außer einigen höchst dürftigen Notizen, welche sich hier und da in den Handbüchern der Literaturgeschichte finden, lediglich auf Olympias eigene Schriften angewiesen, welche mir auch nur in der sehr schlechten und überaus inkorrekten Ausgabe vorliegen, die ein Freund der Familie, (Coelius Secundus Curio**), besorgt hat. Die Ausgabe führt den Titel:

*Olympiae Fulviae Moratae, foeminae doctissimae ac plane divinae, opera omnia, cum eruditiorum testimoniis, quibus praeter C. S. C. epistolae selectae et orationes, nunc demum accesserunt M. Antonii Paganantii Fabulae ex Aesopo Latine factae et Iannis Boccacii quaedam ex Italico. Basileae, ex officina Petri Perna 1580, 8^o.***)*

Diese Ausgabe enthält allerdings vielerlei gar nicht dahin gehöriges, welches aber aus dem Grunde auch wieder von Interesse und Bedeutung ist, daß es als authentisches, in Olympias Nachlasse vorgefundenes oder bei deren Freunden wieder entdecktes Material zuverlässigen Stoff und Anhalt für eine Biographie der Olympia darbietet und deshalb alle Berücksichtigung verdient.

Olympia Fulvia Morata, die älteste Tochter des italienischen Gelehrten aus Mantua, Fulvio Pellegrino Morato, ward 1526 in Ferrara geboren, woselbst ihr Vater, welcher zuvor in

*) Die bei Michaud, *Biographie universelle* Tome XXX. p. 241 gütige Schrift von H. Wildermuth scheint aus keinem Bücher-Versteig nachgewiesen.

**) G. E. Curio ward 1530 im Trentinischen Gebiet geboren, erwarb sich durch Lehre und Schrift in Trelland, Paris, Turin und an mehreren anderen Orten großen Ruhm, wurde aber in Folge Uebertritts zum Protestantismus gänzlich eingezogen und in Ketten gelegt. Durch Güte seiner Freunde gelang es ihm, aus dem Kerker zu entweichen und naangesehten die Schweiz zu erreichen. Hier erhielt er zuerst die Rektor-Stelle an der Schule zu Langenau und gab später einem Ruf als Professor der Rechtswissenschaft an die Universität Basel Folge. Als solcher starb er 1569. An Schriften hat er hinterlassen: 1) *De providentia Dei*, 2) *De immortalitate animae*, 3) *De utilitate historiae* legendae, 4) *De amplius boni regni libri II.*, 5) *De bello Nesten-*, 6) *Thesaurus linguae Latinae*, 7) *Institutiones religionis Christianae*. Ueber seine Familienverhältnisse habe ich nur die Nachrichten ausfinden können, daß er eine, später in Straßburg verheiratete Tochter, Ramens Violante hatte.

**) Die früheren, ebenfalls von G. E. Curio besorgten Ausgaben, sind erschienen Basileae, 1558, 8^o. Ibidem, 1562, 8^o. Ibidem, 1570, 8^o.

verschiedenen Städten Italiens mit großem Ruhm und glänzendem Erfolg die schönen Wissenschaften gelehrt hatte, in Folge einer ehrenvollen Aufforderung des Herzogs von Ghe, eine von ihm begründete Schule leitete, welche hauptsächlich von den Ebdenen der zum Hofe gehörenden Familien und andern jungen Adelligen besucht wurde, und in welcher auch die beiden Söhne des Herzogs Unterricht empfingen. In den Verdacht gekommen, im Geheimen die Ansichten und Neigungen mehrerer Keuerungsfürchtigen, mit den bestehenden Zuständen unzufriedenen zu theilen und der Verfasser einer anonym publicirten Schrift zu sein, in welcher den Reformbestrebungen jener das Wort geredet ward, sah er sich gezwungen, 1531 Ferrara zu verlassen und in Venedig seinen Wohnsitz zu nehmen, wohin der Auf seiner Gelehrsamkeit ihm vorausgegangen war und wo ihm von den dortigen Gelehrten eine höchst ehrenvolle Aufnahme bereitet wurde. Durch die Vermittlung seiner Freunde, von denen insbesondere Johannes Sinapius*) mit Erfolg sich verwendet hatte, von dem Herzoge amnestirt und mit der Erlaubnis, nach Ferrara zurückkehren zu dürfen, begnadigt, lebte er seit 1538 wieder an dem letztgenannten Orte und starb ebendasselbst 1547.**)

Den wissenschaftlichen Unterricht seiner ältesten Tochter Olympia hatte er seit deren zarterer Jugend allein geleitet, ihre schon im Kindesalter unverkennbar großen geistigen Anlagen an das Sorgfältigste zu pflegen und zur Entwicklung zu bringen sich angelegen zu lassen, und er hatte die Freude, seine Bemühungen durch wahrh. Fortschritte, welche seine Tochter in der Kenntniß der Geschichte, der Philosophie und der beiden alten Sprachen machte, belohnt zu sehen. Durch eine besondere Vergünstigung erhielt Olympia den Unterricht gemeinschaftlich mit der jungen Prinzessin Anna von Ghe, deren Mutter, Herzogin Irene, die klassischen Studien vor andern liebte und ihre Tochter eifrig dazu anhielt. Das zwischen Olympia und Anna von Ghe damals geknüppte Freundschaftsbündel ist bis zum Tode jener ein höchst herzliches und inniges gewesen. Olympia starb noch im letzten Jahre ihres Lebens und während ihres Aufenthaltes in Hettelberg mit der genannten Prinzessin in Briefwechsel; in diesen Briefen bezeichnet sie die gemeinschaftlich betriebenen Studien

als das feste Band dauernder Freundschaft.) Ihr Verhältnis zu der Prinzessin, zu deren Hofe und Hofstaat sie später auch gehörte, brachte sie ferner mit den Gelehrten am Hofe des Herzogs in Verbindung, und die Schlagfertigkeit, die staunenswerthe Gewandtheit, mit welcher sie die in lateinischer oder griechischer Sprache an sie gerichteten Fragen in demselben Idiom treffend und überzeugend zu beantworten verstand, machten sie bald zum Gegenstand der Bewunderung des ganzen Hofes. Nach einem ausdrücklichen Zeugniß eines ihrer Zeitgenossen schrieb und redete sie lieber in der lateinischen oder griechischen als in ihrer Muttersprache. In den Versammlungen des Hofes zu wissenschaftlichen Zwecken und literarischer Unterhaltung erklärte sie, erst sechzehn Jahre alt, zur besonderen Befriedigung der anwesenden Gelehrten und unter ehrender Anerkennung ihres scharfsinnigen, richtigen Urtheils Ciceros Paradox. Aber auch die Dichter beider alten Sprachen, von den Griechen besonders der Homer, über welchen sie einen nicht mehr auf uns gekommenen Kommentar geschrieben hat, zogen sie lebhaft an und sie selbst hat sich bereits im größten Jahre in lateinischer und griechischer Versifikation mit Glück versucht. Nach dem einstimmigen Urtheil aller gekrönten Poeten ihres Vaterlandes Italien verdienten namentlich ihre Versuche in der griechischen Poesie alle Anerkennung, und Olympia ward als Dichterin auch in ihrem Vaterlande sehr gefeiert. So habe die Beobachtung gemacht, daß ihr auch in den in lateinischer Prosa geschriebenen Briefen häufiger als bei sonst irgend wo vorkommen dürfte, unbewußt Herameter einschliüpfen sind. Chiliasm Sinapius, welcher nebst seinem Bruder Johann die durch den Unterricht ihres Vaters, im Verhältnis zu ihrem Alter, schon sehr weit vorgeschrittene Olympia mit den jungen Prinzessinnen von Ghe annehmen im Griechischen unterrichtet hatte, spricht in einem Briefe an G. S. Curio d. d. Speier 1560 sich dahin aus, daß die tüchtigen Lehrer der Olympia zwar viele Verdienste um dieselbe haben möchten und deren hervorragende wissenschaftliche Ausbildung durch sie begründet sei; übrigens nennt er aber Olympia, *τοιοῦτο ἀνδρόδωρον; imitator et magis magistra* (i. e. liber) *maam.* Den Chiliasm Sinapius hielt Olympia, welche nach eigenem Bekenntniß in Nachahmung Alexanders des Großen alle ihre Lehrer verehrt, ganz besonders in hohen Ehren und widmete ihm auch die in griechischer und lateinischer Sprache von ihr verfaßte *laus Mucii Scaevolae*. Die eigentliche weibliche und häusliche Beschäftigung, die *sua et acua*, wie Sinapius sich ausdrückt, sprach sie nicht recht an und erziehen ihr als eine untergeordnete, nicht ganz würdige Thätigkeit (*manera vilissima*), durch welche sie sich in ihren gelehrten Arbeiten (*studia mansuetiora*) sehr wenig fördern ließ; deshalb sagt Coelinius Callaginnus von ihr, sie habe *pro colo calamus, pro lino liberos, pro acua stilum gerit.**) Der Aufenthalt am Hofe und die nähere Beziehung zu den Ge-

*) Joh. Sinapius war Bischof des Bisthofs von Würzburg, Reichler Jodel, und (schrieb): 1) *Urbis Svinfurtensis historia*, abgedruckt in *Erst. Münfers Cosmographie*, S. 1102. 2) *Oratio adversus eorum ignaviam qui litteris humanioribus negligunt*, Jahr 1561.

**) *Ein Schreiben hat G. P. Morato (italienisch):* 1) *Il Rimario di tutto le cadentie di Dante e Petrarca*, Venedig, 1528, 8°. Neu aufgelegt edw. 1529, 1533, 1550 und mit Zusätzen edw. 1565, 8°. — Es ist dies das älteste bekannte Reim-Wörterbuch, welches 44 Jahre vor dem ersten französischen, von Jean Et Jövre veröffentlichten Worte dieser Art erschienen ist. Morato verspricht in der Einleitung die Erklärung der dunkeln Stellen des Dante und Petrarca. Das Werk ist leider unvollendet geblieben. 2) *Carminum quaedam Latina*, Venetia, 1533, 8°. Dies Buch ist vergriffen selten, daß weder Tirabochi noch andere italienische Bibliographen oder Bibliophilen dasselbe jemals zu Gesicht oder zu Händen haben bekommen können. 3) *De significato de' colori e de' mazzoli*, Venetia, 1535 und 1543, 8°. 4) *Ein Brief an seine Tochter Olympia über die richtige Aussprache des Lateinischen* (abgedruckt *ES*. 65–71 der oben citirten Ausgabe der Werke der Olympia). 5) *Epistola ad Barth. Prosperum*. *Vgl. Anecd. litterar.* Tom. III. p. 381 und Gerdos Florley p. 255, Misc. Duisburg, Tom. I. p. 339. — Handchriftlich und gedruckt sind in der Göttinger Bibliothek in Modena noch vorhanden: 1) ein Kommentar zum 4. Buche von Virgil's Aeneide, 2) ein Kommentar zu Horaz's Satiren, 3) ein Kommentar zu Ciceros Rede pro Archia poeta und zur Philippica II., 4) ein Kommentar zu Jul. Caesar De bello Gallico lib. I. und IV.

*) Allerdings war die briefliche Correspondenz eine Zeitlang sistirt gewesen und Olympia zweifelhaft geworden, ob ihre Briefe der inzwischen verheirateten Freundin noch angenehm seien; daher bittet sie in einem Briefe um Auskunft über diesen Punkt.

**) Olympia selbst hat in dem Schickel auf Eutychus Bembas vv. 5–10 ihre Aeneidung gegen die gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten und ihre vorzuziehende, überwiegende Neigung zu geistiger, gelehrter Beschäftigung offen bekannt:

... ego foemina nata, tamen muliebris liqui,
Staminaeque et radios pensaeque cum calathis,
Et placuisse mihi Musarum florida prata,
Parnassaeque cervice laetificasse choros.
Matronas illas rapit sua quaeque voluptas,
Haec mihi gloria sunt, haec mihi laetitia.

lehrt, desselben war auf die weitere Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten von vortheilhaftem Einflusse, gleichwohl ward sie aber auch durch die Herzogin von Ferrara mit den von dieser vertretenen neueren Ansichten und Reformbestrebungen bekannt und derselben zugänglich gemacht. Dies hatte schließlich ihre Entfernung aus der Gemeinschaft des Hofes zur Folge. Sie lebte in ihre Familie zurück, pflegte den inzwischen erkrankten Vater auf seinem letzten Lager und sah sich, als sie kurz darauf auch nach dem Tode der Herzogin und damit die von dieser bisher empfangene Unterstützung verlor, mit ihrer kranken Mutter Lucretia, ihren übrigen drei jüngern Schwestern und einem kleinen Bruder, deren Versorgung und Erziehung ihr anheimfiel, verlassen, ohne Vermögen und ohne Substanzmittel.

Damals studirte in Ferrara ein junger Deutscher aus Schweinfurt, Namens Andreas Grumbler, die Arzneiwissenschaft, welche er auf deutschen Hochschulen begonnen hatte und dort absolviren wollte. Der mit gründlicher klassischer Bildung ausgerüstete Jüngling, welcher die philosophischen und humanistischen Studien neben seinen eigentlichen Berufswissenschaften nicht hintersetzte, machte Olympias Bekanntschaft, verlobte sich mit ihr und, selbst vom Katholicismus zum Protestantismus übergetreten, bewog er auch seine Braut, ihren Uebertritt zur evangelischen Konfession zu erklären. Es ist eine durchaus ungegründete und unermessene Behauptung, daß Olympia in Folge und aus Veranlassung ihres Religionswechsels, des Uebertritts zum Protestantismus, und um sich dieserhalb vor Unannehmlichkeiten, Verfolgungen u. s. w. in Italien zu bewahren, ihrem Geliebten nach Deutschland nachgereist und heimlich aus ihrer Heimat entflohen sei. Vielmehr erfolgte, nachdem Grumbler seine Studien beendet hatte und zum Doctor der Medicin promovirt war, im Jahre 1548 die Verheirathung noch in Ferrara. Olympia folgte ihrem Manne nach Deutschland. So sehr sie ihren Mann liebte und mit ganzem Herzen an ihm hing, den sie selbst als von außerordentlicher Gelehrsamkeit und seiner mannichfachen Bildung schätzte, und der auch die von ihr in griechische Verse gedachten Psalmen in Musik setzte, wurde ihr der Abschied von Italien doch schwer; es bekümmerte ihr Herz sehr, daß sie dort eine in dürftigen Verhältnissen lebende Familie, eine kranke Mutter und drei Schwestern, welche sie selbst heirathsfähig nennt, hinterlassen mußte.^{*)} Gegen Ende August 1548 langte das junge Ehepaar in Deutschland an und Grumbler entließ sich, seinen Geburtsort Schweinfurt für seine Niederlassung als praktischer Arzt zu bestimmen, nachdem er noch auf der Heimreise seinen ursprünglichen Plan, Würzburg dazu zu erwählen, wieder aufgegeben hatte. Olympia nahm ihren damals acht Jahre alten Bruder Emil mit sich nach Deutschland, leitete und überwachte mit aller Sorgfalt dessen Erziehung und geistige Ausbildung. Vorsetzt hat zwar die Behauptung aufgestellt, daß der unter dem Namen Emil gehende, Olympia beziehlende Knabe, nicht deren Bruder, sondern vielmehr der Sohn des Francesco Porto, Namens Emilio, gewesen sei; allein die eigenen Briefe der Olympia, viele in der oben angeführten Ausgabe abgedruckte Briefe Kubers an Olympia, sowie nicht minder die unten anzuführende *inscriptio sepulchralis* auf dem Grabmal

der Olympia beweisen zur Genüge das Gegentheil. Auf der Reise nach Schweinfurt, welche nicht in einer ununterbrochenen Tour zurückgelegt wurde, hielten sie sich zunächst einige Monate in Augsburg auf und machten sodann bei ihrem Freunde Johannes Sinapius in Würzburg einen längeren Besuch. Während dieses Besuchs aufenthaltes in Würzburg hatte Olympias kleiner Bruder das Schicksal, aus einem Jenseit im zweiten Sterbend des Hauses auf das Straßenhofster herabzufallen, ohne sich erheblich zu beschädigen. Durch die vereinten Bemühungen Sinapius und Grumbler wurde der Knabe so gut geheilt, daß nachthätige nachtheilige Folgen nicht verspürt wurden. Von ihrem Aufenthalt bei Sinapius in Würzburg berichtet Olympia in einem Briefe andrücklich, daß er durch gemeinsam betriebene Studien und gelebte Konversation mit der Familie, bei welcher sie zu Besuch waren, sowohl für sie selbst als für ihren Mann von nicht zu unterschätzendem Werth gewesen sei. Von Würzburg wurde die Reise direct nach Schweinfurt fortgesetzt. Olympias Mann muß in Schweinfurt ein vielbeschäftigter Arzt geworden sein; die von Bekannten an ihn gerichteten Briefe beantwortet sie oft in seinem Namen, mit dem Hinzufügen und der Bitte, damit vorlieb zu nehmen, weil ihr durch Vorbesuche sehr in Anspruch genommener Mann verhindert sei, selbst zu schreiben. Olympia trieb mit großem Eifer in Schweinfurt das bisher ziemlich vernachlässigte und hintangesetzte Studium der heiligen Schrift, worin sie eine besondere innere Befriedigung fand, und welchem auch ihre religiösen Gedächtnisse die Entstehung verdanken. Ihre Freunde, mit welchen sie in brieflichem Verkehr stand, ermahnte sie ebenfalls fleißig, ein Gleiches zu thun.^{*)} Auch hat sie von Schweinfurt aus ihrer häufig beschwerlichen Mutter oft mit Geldunterstützungen ausgeholfen und durch nach Italien reisende Freunde an dieselbe besördernd lassen. Olympia fand noch und nach in dem Protestantismus immer mehr Befriedigung des Herzens und Gemüths; verus Christianus ist ihr ein Protestant, im Gegensatz zu dem qui sacris Pontificum & per qui idololatriam Italiae utitur. Ihrer Freundin in Italien, welche um der Religion willen aus ihrer Anhänglichkeit an den Protestantismus verfolgt und gepeinigt wurden, hat sie sich, so viel an ihr war, noch von Deutschland aus angenommen. Auch die Weiterverbreitung und Befestigung der protestantischen Lehre in Italien ließ sie sich nach Kräften anlegen sein, sendende oft Schriften Luther's und seiner Gesinnungsgenossen nach Italien, mit der Bitte, sie in geeigneter Weise zirkuliren zu lassen. Für das Lutherthum und den Protestantismus machte sie, wo sie nur konnte, Propaganda. In dieser Absicht schrieb sie an Matthäus Giacomus Viterbens, bat ihn, ihr behülflich zu sein, ihre Landleute, deren Wohl ihr auch noch in der Ferne am Herzen liegt, von den religiösen Irrthümern und Irrwegen abzu-

*) Bei solchen Ermahnungen zur Bekanntschaft mit dem Inhalt der Bibel, zur Gottesfurcht und religiösen Lebensmoral, macht es einen durchaus unangenehmen Eindruck, wenn eine solche Angelegenheit noch dazu bemerkt wird, um in einer höchst offenkundigen Weise gewisse Kenntnisse zur Ehre zu tragen; ich halte entschieden dafür, daß Olympia in dem Briefe an einen ungenannten deutschen Prediger (Epist. I. 36) bies gethan hat, wenn sie denselben ermahnt, dem eines wissenschaftlich erzeugten Menschen so unwürdigen Eifer der Tugend, welcher für einen Gelehrten, der sie Andere ein Vorbild des Lebens und Wandels sein sollte, um so demüthiger sei, zu entlagen, am Schluß als Moral die Bemerkung hinzufügt: „Wer Ehen daför empfängt, um Andere mit gutem Beispiel voranzugehen und that dies nicht, begreift ein *fortuna*“ denn ich sehr darin eine bei den Aahren herbeigelegene Weisheit, den Beweis zu liefern, daß sie, um auch nur ein wenig, von Intelligenz vertheilt.

*) Von diesen drei Schwestern war die eine, Victoria, später in Mendislon bei Helena Rangana Feminola, die andere, Udermina, bei deren in Mailand verheiratheten Tochter, woselbst sie sich, unter ausdrücklichem Verzicht des Verhältnisses auf eine Künstlerin, sehr gut verhielt, die dritte, deren Name sich nicht ergibt, Ursula, welche die Schwester des Camillus Arimund, der Levinia Arimund in Rom. An die letztere hat Olympia besonders oft aus Deutschland geschrieben.

bringen und entweder eine deutsch geschriebene Schrift Luthers, welche diese Irrthümer beleuchtete, ins Italiänische zu übersetzen, da sie selbst aus mangelnder Kenntniß der deutschen Sprache dazu nicht recht im Stande sei oder selbst ein im Sinne Luthers geschriebenes Buch in italiänischer Sprache zu verfassen; er, dessen Schriften auf sie einen so tiefen Eindruck gemacht, schenke ihr dazu besonders geeignet und berufen; für gehörige Vervollständigung der Schrift werde sie selbst Sorge tragen. Auch an Petrus Paulus Bergerin, welcher beistehend mit Olympia Bekanntschaft anknüpfte und ihr über die Religionshändel und Wirren in Ferrara Nachricht gab, stellte sie das Ersuchen, den gegen Katholicismus Luthers, welchen Vincentius Dipsosoni ins Lateinische übersezt hatte, ins Italiänische zu übertragen.

Das stille häusliche und glückliche eheliche Zusammenleben in Schweinfurt sollte nur kurze Zeit ungetrübzt bestehen, als das Kriegsglück und die Verwüstung der Stadt auch die jungen Eheleute von da vertrieb und für kurze Zeit ganz von einander trennte. Markgraf Albrecht von Brandenburg hielt mit seinen Soldaten die Stadt besetzt und diese wurde dergestalt von den Reichtümern, Bambergern, Würzburgern, Nürnbergern und Braunschweigern zernichtet. Die Stadt und deren Einwohner litten während der Belagerung von der eigenen Beschuhung unendlich viel zu leiden. Albrechts Soldaten haßten im Innern der Stadt als wahre Feinde, es wurden Kontributionen ausgefordert, welche die Mittel der Bürger und der Stadtkasse überstiegen und bei nicht rechtzeitiger Bezahlung Alles verwestete. Der gefeßte und rechtlose Zustand brachte manche zur Verzweiflung und zum Selbstmord. Das häufige Vorkommen von Feuerbränden nöthigte viele Einwohner, in den Kellerräumen zu logiren, wodurch sie sich Krankheit und Tod zuzogen. Es ist uns ein in der Zeit der Belagerung Schweinfurts geschriebener Brief Olympias an Ravenna Ursina erhalten. Sie schildert darin die Schreden der Belagerung und spricht ihren innigsten Dank gegen Gott aus, daß er sie und ihre Familie bis jetzt vor den feindlichen Geschossen bewahrt, auch trotz der großen Theuerung und Hungersnoth gnädig alles zum Unterhalt Nöthige gewährt habe; auch von der Pest, welcher so viele Menschen zum Opfer gefallen, sei ihr ebenfalls daran bedenklich erkrankt gewesener Mann wieder genesen. In dieser Zeit der Trübsal und immerwährenden Besorgniß habe sie nur das unwandelbare Vertrauen an Gott und das Gebet zu ihm aufrecht erhalten. Nach vierzehnmönatlicher Belagerung räumte Albrecht 1554, nachdem er sich von der ferneren Unhaltbarkeit des Platzes überzeugt hatte, bei Nacht die Stadt, welche unumwunden von den Feinden in Besitz genommen, geplündert und eingeäschert wurde. Bei dem Brande der Stadt flüchtete Olympia sammt ihrem Manne in eine Kirche; ein gutmüthiger feindlicher Soldat, warnte sie noch rechtzeitig vor dem ferneren Verbleiben in derselben und theilte mit, daß demnach diese Kirche ebenfalls angezündet werden solle. Sie verließen also diesen Aufenthaltsort wieder. Bei dem Passiren der Straßen wurden sie von den Soldaten sämmtlicher Habelligkeiten, welche sie in der Eile mitgenommen hatten, beraubt, Olympia sogar ihrer Kleider bis auf das Hemd entblößt. In Gemeinschaft mit ihrem jugendlichen resp. Bruder oder Schwager, dem kleinen Emilio Morato, durchwanderten sie einen Theil von Franken, überall umhergewiesen, wo sie um Hilfe und Unterstützung anzusprechen. Auch gerieth Grundler unterwegs in feindliche Gefangenenschaft, in welcher er mehrere Tage zubringen mußte, bevor er, wie Olympia glaubte, in Folge ihres Bleibens zu Gott erlöst und wieder freigelassen wurde. Hierauf wendeten sie sich zunächst nach Hammelburg, einem Orte drei Meilen von Schweinfurt, woselbst Olympia vom

Hierher befallen und sehr krank wurde. Von den Einwohnern Hammelburg waren sie, trotz entgegengelegter Weisung, erbarungsvoll aufgenommen worden; es konnte jedoch hier ihres Bleibens nur vier Tage sein, als sie von dem Vorstande des Ortes die Ermöglichung erhielten, ungesäumt die Stadt zu verlassen, da die Aufnahme früherer Einwohner Schweinfurts bei hoher Strafe verboten sei. Auf der Weiterreise den hier wurde Grundler wiederholt und zwar von einem Bischöflichen des Bischofs von Bamberg gefangen genommen, welcher den Auftrag zu haben behauptete, alle Schweinfurter, deren er habhaft werden könne, zu tödten oder wenigstens gefesselt an seine Obrigkeit auszuliefern. Auch diese Gefangenenschaft währte indeß nur einige Tage, als Grundler, in Folge eines eigenhändigen Schreibens des Bischofs an seinen Beamten, wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Nach einigen ferneren Verweilen, eine bleibende Stätte zu finden, nahm zuerst der Graf von Reined,*) alsdann ein Verwandter desselben, der Graf von Erbach, beide eifrige Anhänger und Beschützer des Protestantismus, für welchen sie schon öfter mit Gut und Blut eingestanden waren, der flüchtigen Frau an. Die Wohlthätigkeit und Zuneigung der Gräfin von Erbach gegen Olympia ging so weit, daß sie bei der Krankheit der letzteren nicht allein deren persönliche Pflege und Wartung sich nicht nehmen ließ, bei Tage an deren Krankenbett saß und Nächte bei ihr durchwachte, sondern dieselbe auch nach der Biebergangenschaft mit einem kostbaren Kleide im Werthe von 1000 Gulden besenkte. Auf Verwendung dieses Grafen von Erbach erhielt Grundler durch Kurfürst Friedrich II. eine Berufung als Professor der Medizin nach Heidelberg. Die Reise nach diesem Orte seiner Bestimmung trat er in Begleitung seiner Familie 1554 an, nachdem er vorher noch durch einen gänzlich Unbekannten, wahrscheinlich einen Freund der gräflichen Familie, mit einer namhaften Summe Geldes unterstützt worden war. Kurz vor dem Umzuge nach Heidelberg hatte ein dortiger Freund, dessen Familienname nicht bekannt ist, Hubertus R., (vgl. Epist. I., 37), sein Haus der Familie Grundler als Wohnung zur Disposition gestellt.

A f i e n.

Indische Archäologie.**)

Der rastlos forschende Alexander Cunningham, dem die Wissenschaft schon so viel neu entdecktes Material verdankt, hat

*) Während des Aufenthaltes bei dem Grafen von Reined schrieb Johannes Sinapius an Grundler und Olympia, er habe es sich bedauert, daß sie nicht nach Würzburg gekommen seien und es sich in seinem Hause haben gefallen lassen; seine Frau sei am 28. Juni 1553 gestorben und Olympia würde ihn zu besonderem Danke verpflichtet haben, wenn sie die Erziehung und den Unterricht seiner Tochter Theodora für eine Zeitlang übernommen hätte; denn auf dem, bei Gelegenheit des früheren Besuchs von ihr geleigten Fundamente, könne auch nur sie selbst weiterbauen. Dabei spricht Johannes Sinapius die Bitte aus, seine Tochter zu Olympia nach Fürstenauf schicken zu dürfen und damit einen Dank zu leisten, welchen seine sterbende Frau ihm aus dem Lebenbette angelegentlich an das Herz gelegt habe. Olympia antwortete darauf, daß sie nicht nur gern die Erziehung und Unterweisung der Theodora übernehmen und gewissenhaft führen, sondern auch deren Bekanntschaft und Umgang mit den dort jungen, tugendhaften gräflichen Brüdern von Erbach vermitteln werde.

**) Archaeological Survey of India. Report for the year 1871—72. By Alexander Cunningham, C. S. J. Vol. III., Calcutta 1873.

den reichhaltigen dritten Band seines *Archaeological Survey of India* veröffentlicht. Er enthält die Resultate seiner eigenen und seiner Assistenten Arbeiten während des Jahres 1871–1872. Im großen Ganzen kann Referent nur wieder auf das hinweisen, was er schon früher, bei Gelegenheit der Anzeige des vorhergehenden Bandes dieser gehaltenen Arbeit in diesen Blättern*) gesagt. Auch der vorliegende Band bietet wieder reiche Ausbeute an neuem Material, mit der gewöhnlichen Sorgfalt und Übersichtlichkeit vom Verfasser zusammengeordnet. Besonders beachrend für alle Archäologie Treibenden möchten die aus langjähriger Erfahrung geschöpften praktischen Anweisungen sein, welche Generaldirektor Cunningham in Bezug auf alle die Punkte erteilt, welche bei archäologischen Untersuchungen beachtet werden müssen.

In Rücksicht darauf, wie sehr eine übersichtliche Einteilung die Behandlung eines weitläufigen Materials erleichtert und vereinfacht, macht der Herr Verfasser — der selbst gerade so bedeutend zur Vermehrung des reichhaltigen Materials für indische Archäologie beigetragen — den Vorschlag, alle bis jetzt angekauften Reste derselben in große, umfassende chronologische Sectionen einzuteilen, welche dazu dienen würden, die Daten jeder Periode klar zu bezeichnen, während das Ganze eine fortlaufende und zusammenhängende, die Geschichte der indischen Kunst veranschaulichende Reihenseite bilden würden. Er schlägt dann folgende übersichtliche Einteilung vor:

Hindu-Periode.

Von 1000 v. Chr. bis 1200 n. Chr.

1. Archaisch	1000 v. Chr. bis 250 n. Chr.
2. Indo-Griechisch	250 " " 57 "
3. Indo-Scythisch	57 " " 319 "
4. Indo-Sassanisch	319 " " 700 "
5. Mittelalterlich-Brahmanisch	700 " " 1200 "
6. Modern-Brahmanisch	1200 " " 1750 "

Mohammedanische Periode.

Von 1200 v. Chr. bis 1750 n. Chr.

1. Oberer Pathan	1191 v. Chr. bis 1289 n. Chr.
2. Mittl. Pathan	1289 " " 1321 "
3. Tughlak Pathan	1321 " " 1450 "
4. Alghani	1450 " " 1555 "
5. Bengal Pathan	1200 " " 1500 "
6. Jaunpuri Pathan	1400 " " 1500 "
7. Früh-Mughal	1556 " " 1628 "
8. Spät-Mughal	1628 " " 1750 "

Auf diese Einteilung folgt, zu ihrer Begründung, eine knapp gehaltene, aber doch das Bedeutende zusammenfassende Charakterisierung jeder einzelnen Periode, für deren Wiedergabe es leider hier an Raum gebricht. Ein Zusammenziehen ist auch nicht möglich, denn die Darstellung ist, wie gesagt, schon so gedrängt, wie sie der Gegenstand irgend zuläßt.

Der vorliegende Band zeigt so recht, wie sehr die Archäologie eigentlich illustrirte Geschichte ist; d. h. nicht allein Bilder zu einer schon vorhandenen Geschichte bietet, sondern weit mehr noch unbekannte, unklare Geschichtsperioden und den Resultaten ihrer bildlichen Darstellungen erkennen und klarer hervor-treten läßt.

Bedauerndwerth ist es, daß auch in diesen fernen Regionen das kleine Volk der Griechen — das Kunstvolk — einen über-

wiegenden Einfluß ausgeübt. Selbst die überflüssigste Phantasie der Indier, die das Kolossal, das Mäthiose, das aus uner-schöpflichem Überfluß Hervorprudende, das die umgebende Natur bietet, auch in ihren bildlichen Darstellungen, wie überhaupt in ihren geistigen Erzeugnissen liebt, hat sich dennoch dem mähtigen, künstlerisch in sich geschlossenen Einfluß der griechischen Kunstanschauung nicht ganz entziehen können, und die Einwirkung der Griechen, besonders auf die indische Sculptur, ist, wie man jetzt allgemein annimmt, und wie es auch Herr Cunningham's Ansicht ist, zweifellos. Der Herr Verfasser ist der Ansicht, daß die Indier diese Kunst überhaupt nicht von den Griechen lernten: „The Indians derived the art of sculpture from the Greeks. It is a fact, which receives fresh proofs every day, that the art of sculpture, or certainly of good sculpture, appeared suddenly in India at the very time that the Greeks were masters of the Kábul valley, that it retained its superiority during the period of the Greek and half-Greek rule of the Indo-Scythians, and that it deteriorated more and more the further it receded from the Greek age, until its degradation culminated in the wooden inanities and bestial obscenities of the Brahmanical temples.“ In der That läßt sich in Vorderindien, besonders in den nördlichen Provinzen, vor Einwirkung der Griechen keine Sculptur nachweisen, allein in Südindien spricht vieles dafür, daß die Urbewohner schon eine ganz selbstständige Sculptur besaßen, auf welche die der Griechen dann wohl einen umgestaltenden Einfluß ausgeübt hat, jedoch ohne ihre Selbstständigkeit ganz unkenntlich zu machen.

Die Abbildungen, welche den Text begleiten, und deren eingehende Beschreibung so mancher Erläuterung giebt, sowie „die Phototypographien der neu aufgefundenen Inschriften, nebst Uebersetzung, so weit sie herzustellen war, gewähren Jedem die Möglichkeit, sich selbst ein Bild dieser neuen Kunde zu machen, und sich ein einigermaßen selbstständiges Urtheil über diesen Zweig der Entwicklung eines der bedeutendsten und geistvollsten Völker der Erde zu bilden. M. B.

Kleine literarische Revue.

— *Sainte-Beuve, Premiers Lundis.* Anfang October dieses Jahres ist bei Michel Lévy der erste Band der *Premiers Lundis* von Sainte-Beuve erschienen, dem ein zweiter in nächster Zeit folgen soll. Der erste Band enthält die Artikel aus dem *Globe* von 1824 an, also die Erstlingsarbeiten des französischen Kritikers, ferner aus dem *National* von 1832, aus der *Revue des deux mondes* und dem *Temps* von 1835 bis 1869, aus dem *Moniteur universel* und der *Revue contemporaine*. Diese *Lundis* sind — ebenso wenig wie die früher herausgegebenen, der Abfassungzeit nach jedoch meist späteren *Causeries* du *Lundi* und *Nouveaux Lundis* — nicht Montagsartikel allein; sie sind von Sainte-Beuve's früherem Sekretär, Herrn Troubat, besorgt — wie er sagt, auf den Wunsch des Verfassers, wie er ihn kurz vor seinem Tode zu erkennen gegeben hätte. In der Vorrede zu seinen *Portraits contemporains* hatte sich Sainte-Beuve gegen eine vollständige Ausgabe seiner Jugendarbeiten ziemlich entschieden ausgesprochen; er scheint daher vor seinem Tode anderen Sinnes geworden zu sein — oder, Alles in Allem, sich eines Besseren besonnen zu haben, denn wenn man hinsichtlich der Auswahl (es ist eigentlich wenig ausgewählt,

*) Nr. 26. 28. Juni 1873.

*) Paris, Michel Lévy, 1874.

sondern vielmehr Alles gesammelt worden) auch hier und da sein Bedenken haben kann, so finden sich doch auch in diesen Premiers Lundis die Glimpsen Sainte-Beuves so schön wieder, daß man dem Herausgeber dankbar sein muß. Es ist dieselbe Reichhaltigkeit der Gegenstände, dieselbe Sicherheit der Kenntnisse, dieselbe Mäßigkeit des Urtheils und geistreiche Feinheit der Analyse. Von einzelnen Artikeln seien hier nur die über Diderot, Lamarque, B. Scott, H. Hugo, Diderot erwähnt. Dem zweiten Band soll Sainte-Beuves Briefwechsel beigelegt werden. B.—I.

— Der moderne Diogenes. Der Verfasser des vorliegenden Buches bekennt in seiner Vorrede, daß er selbst, als er den größten Theil seines Buches schrieb, noch vor dem verklärten Bilde zu Tode gestanden habe; so wird ihm das Gedächtniß des Lesers nicht befremden, auch er habe lange Zeit gebraucht, ehe er heimlich wurde in den Gedanken, die sich vor ihm ausbreiteten, vor den Bildern, die sich vor ihm entrollten. Mit dem Gange und plötzlichen Begriffe dürfen wir nun keinesfalls an diesen Roman herantreten, nirgends zeichnet uns der Verfasser Bilder der Wirklichkeit, immer nur müssen wir uns aus deren idealen Abganz wie er sich im Geiste des schaffenden Dichters spiegelt, die realen Menschengestalten erst abstrahiren. Nicht einmal die Synergie vermögen wir festzuhalten, in der sich die Figuren des Romans bewegen; denn wohl erfahren wir, daß Neumerke der Schaulap der Handlung, daß der vierjährige, blutige Bürgerkrieg Nordamerikas, in welchem Lincoln mutig und beharrlich den Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei durchkämpfte, die Zeit der erwähnten Begebenheiten ist; — der Schilderung von Zeit und Schaulap ist jedoch nur nebensächliche Bedeutung verliehen; es ist uns, als ob eine glühende Seele große, brennende Wahrheiten habe verkünden wollen, als ob deren wehende Schatten über ungemessene Zeiten dahinküßten, oft in goldenen Nächten, oft mitternachts gleich ausleuchtend im selben Schimmer, bis der goldene Freiheitsmorgen dann wirklich angebrochen — da schließt kurz und schnell das Buch. Das ganze Gebilde des Romans, das hier vorliegt, scheint dem Gedanken entsprungen zu sein, daß die Größe des Menschen, seine wahrhaft bewundernswürdige Bedeutung entweder in der Fähigkeit beruht, nur zu empfinden und ganz in diesem einen Sinn des Gefühls aufzugehen, oder aber alle Kräfte des Geistes einem klaren ruhigen Handeln zu widmen, das sich zum Gefühle verhält, wie die bewußte Kunst und ihre Krieger zum Natur. Mit diesem Bewußtsein von dieser doppelseitigen Fähigkeit des Menschen scheint der Verfasser in das volle frische Kerneleben, in den Kampf um Menschenrechte auf unentwikeltem Boden drei Charaktere hineingebracht zu haben, von denen jeder einer der Prinzipien repräsentiert, welche unsere moderne Welt regieren.

Der Verfasser hat es uns schwer gemacht, die Beziehungen jener Gestalten zu einander recht klar vor die Seele treten zu lassen; wir müssen oft den Gattungsbegriff des vorliegenden Werkes vergeffen, um uns in die Gedanken finden und den idealen Gehalt des Buches übersehen zu können. Die Sprache des Werkes erleichtert durchaus nicht das geistige Verständnis. Es ist uns oft, als ströme eine reichschillende Quelle aus zu enger Fassung hervor, als überprüfende und brenne sich das reine Rah oft selbst. Oberflächliche Leser werden kein Behagen an dem Romane finden, solche, die über die höchsten Wahrheiten des Lebens zu denken gewohnt sind, desto mehr.

— Leid und Lust. Auch in dem zweiten und dritten Bande der neuen Romane, die Robert Waldmüller (Edward Duboc) unter dem Gesamttitel „Leid und Lust“ erscheinen ließ, bekennt sich das eigenartige Talent dieses begabten Erzählers. Es sind neun größere und kleinere Bilder, und schon die Verschiedenheit der Landschaften und Orte — der Autor hat sie fast alle besucht und schildert lebhaft und farbig meistens nach persönlicher Anschauung, — bietet eine reiche Abwechslung. Nach Paris und Unterlaken, nach Meß und dem Peloponnes, auf einen Hamburger Schlepptampfer, in das Coups eines verhassten weltphälischen Bahnhofs, über Land und Meer werden wir geführt, und der Inhalt steht an Mannichfaltigkeit der Estalität nicht nach, wir finden eine spannende, pikant dargestellte Salongene und Herzengeschichten in den obersten, mittleren und unteren Klassen der Gesellschaft, mit einem Wort, Unterhaltungssstoff in Hülle und Fülle. Die feste Zuversicht Waldmüllers auf die Glandwürdigkeit seiner Mittheilungen, die Unbesonnenheit, mit welcher er seine manchmal noch etwas künstliche Ausdrucksweise vertritt, die aus dem Leben gegriffenen Jüge, die er seinen Empfindungen beimißt, die Anregung, die er dem Gemüth zu geben versteht, der Geist und die Menge von Spezialkenntnissen, die er offenbart, scheinen immer aufs neue; die fühlbare Wärme des Erzählers überträgt sich auf den Leser, und Vieles, was man als meisterhaft bewundert mag, hebt über Einzelheiten fort, welche die Augen fähren könnten. Unter den neuen Romane ragen besonders hervor „Almea Vibert“, eine Dichtung, die man nicht ohne tiefe Bewegung lesen wird; „Im Schlepptau“, ein allerliebtes Genrebild, das wohl Jedem ein freundliches Lächeln des Beifalls abnündigt, und „Das Räthsel der Rue Croulebarbe“, eine religiöse Darstellung des Pariser Salonslebens, welche durch die Drolerie des „Schattens“ „ombre“ amüsiert, einer Person, die einen berühmten Mann kopirt und in Gesellschaften dazu benutzt wird — wie Waldmüller berichtet — um das Original, wenn es sich läßt gemacht hat, fern zu halten. Wie eine Perle in ihrer Muschel glänzt in dieser passenden Umgebung die phantastische Illustration von Chopins Trauermarke. D. E. E.

— Religion und Naturwissenschaft. Dies stark moderne, viel ventillierte Thema findet eine recht interessante Besprechung in einer Brochure von Dr. G. Friebe. Rodmann“), deren Titel lautet: „Die Religion vom medizinisch-naturwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet.“ Der Verfasser theilt in Bezug auf Religion die ganze Menschheit in drei Klassen: in Abergläubige, Gläubige und Ungläubige; er geht sich zu denen, die den blinden religiösen Glauben der großen Masse bekämpfen, will aber ebensowenig zu den letzteren zurechnen sein, sondern im Bewußtsein jenes Wortes, das der große Friedrich gesprochen: „Der erste Schritt zum Wissen ist Zweifel“, alles bezweifeln, was man nicht glauben kann, und so zeigen, daß er und seine Gefinnungsgenossen nicht dem Glauben, sondern nur dem Aberglauben feindlich gesinnt seien. Ein anderes Wort Friedrichs heißt nun: Jeden solle man nach seiner Façon selb werden lassen, — und so mag auch jeder Feind des Christentums sich selbst prüfen, wie weit er auf den Wegen, die Dr. Rodmann und mit ihm ja eine große Anzahl unserer beteu-

*) Beryl. No. 31 des Magazins.

**) Neue Romane von Robert Waldmüller. (Edward Duboc.) Zweiter und dritter Band. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1874.

***) Friedrich A. Rodmäl. Kretschschin, 1874.

*) Kulturgeschichtlicher Roman in 3 Bänden von Hermann Rietze.

tendenz Naturwissenschaftler und Ärzte bahnen, gehen will, das Anhalten ist allerdings, wenn einmal der Weg betreten, schwer, denn wer in solchen Punkten der sogenannten Religion überhaupt etwas von Vagel hören will, muß dieser Vagel weichen. Hier seien nur um des großen Interesses an der Frage willen die drei Theisen angeführt, zu denen unser Autor für die Praxis des modernen Lebens gelangt; sie heißen:

1) Naturwissenschaften müssen auf allen Schulen, besonders aber auf Gymnasien einen Haupt-Beleggegenstand bilden;

2) dem Schüler darf in den Schulen vor seinem 10. Lebensjahre und über seine Einsegnung hinaus kein Religionsunterricht erteilt werden;

3) Verbot der Verheiratung unter Nutsverwandten bis ins dritte Glied.

Die letzte These ist jedenfalls in ihrer Allgemeinheit und drakonischen Strenge stark zu bestreiten. — 6.

— Petrus de Ebulo, liber ad honorem Augusti.*)

Das historische Gedicht des Magisters Petrus de Ebulo über Heinrich VI. Erwerbung des sicilisch-normannischen Königreichs ist bisher drei Mal gedruckt worden. Es erschien zuerst unter dem Titel: „Petri d'Ebulo carmen de motibus Siculis et rebus inter Henricum VI. Romanorum imperatorem, et Tancredum seculo XII. gentis. Nunc primum Msc. Codice Bibliothecae Publicae Bernensis editum, notisque cum criticis tum historicis illustratum, cum figuris edidit Samuel Engel. Basileae, typis Eran. Thurnisii, 1746. 4to.“; dann in der „Raccolta di tutti i più rinomati scrittori dell'istoria generale del regno di Napoli. Tomo decimosesto. Napoli, nella Stamperia di Giovanni Gravier 1770. 4to.“ und zuletzt 1845 in den „Cronisti e scrittori sincroni Napolitani edili e inediti pubblicati da Giuseppe del Re. Storia della monarchia. Vol. I. Napoli. kl. fol. p. 408—456. Die Ausgabe von Eduard Winkelmann hat diesen früheren wenig zu verdanken; sie geht durchaus auf die einzige vorhandene Handschrift zurück und den Zweck, für akademische Übungen verworther zu werden. Der Ausgabe ist eine genaue Beschreibung der Handschrift, die bisher gänzlich fehlte und eine Vorlesung dessen, was von dem Leben des Verfassers bekannt ist, vorausgeschickt. Es läßt sich — meint Winkelmann — allerdings nicht bestimmt sagen, ob etwa dieser Petrus der Ebulo camerarius gewesen ist, welcher in den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts unter König Wilhelm II. und anscheinend in der Terra di Lavoro im Amte war, dagegen werde der Dichter identisch sein mit dem gleichnamigen Manne, der in Friedrich II. Güterbesitzung von Montevergine vom Mai 1219 genannt wird, angeweischaft aber sei es der in der Güterbesitzung desselben Kaisers für das Erzbisthum Salerno vom Februar 1221 erwähnte, nach welcher Stelle der Dichter damals schon gestorben, und zwar etwa um 1219 oder 1220. Es könne daher schon auf diesem Grunde an eine Identität des Autors mit dem Petrus Dominus Ebulo nicht gedacht werden, welcher 1225 in Gemeinschaft mit Nicolaus de Glacis Anstaltler der Terra di Lavoro war. Die Abfassung des Werkes selbst setzt der Herausgeber in die Mitte der neunziger Jahre des 12. Jahrhunderts und theilt mit, daß der Dichter zur Zeit, da er an dem über ad honorem augusti arbeitete, geistlichen Standes war; das zeige die Insur des poeta, der auf dem Wille fol. 46 der Handschrift sein Werk dem Kaiser überreichte. Dr. Fr.

*) Leipzig, Dunder und Humblot, 1874.

— Kosmopolitismus und Patriotismus. Die Erörterung dieser beiden Begriffe durch Professor Dr. Edmund Pfeleiderer in Kiel bildet den Inhalt von Heft 36 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen.“) Der gelehrte Herr Verfasser stellt die beiden Begriffe, aus deren Wägung er eine Frage der philosophischen Moral macht, gegenüber und tritt, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Verhältnisse und Anschauungen, zu Gunsten des Patriotismus gegen den Kosmopolitismus in die Schranken. Wie überzeugend aber auch seine berechneten Worte klingen, so scheint es uns doch, daß seine Forderung mehr als nöthig dem Einflusse nachgegeben hat, welchen die Ereignisse des letzten Jahrzehnts auf das deutsche Gemüth ausübten. Heil uns, daß wir uns jetzt voll und ganz einer Vaterlandsliebe hingeben können, welche eine ganze Nation umfaßt und nicht in den beschränkten Grenzen eines engeren Vaterlandthums zu verkümmern braucht. Ist es nun aber auch erforderlich, von der weltbürgerlichen Höhe, die Deutschland erklommen hat, herabzusteigen? Von einer solchen Nothwendigkeit können wir am „Magazin“ nicht überzeugen. Getreu einer Richtung, welche das „Magazin“ seit fast fünfzig Jahren nicht ohne Beifall und Nachfolge vertritt, meinen wir noch jetzt, daß Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe, weit entfernt sich anzuschließen, sich vielmehr nicht allein vertragen, sondern sich ergänzen. Es ist nicht zu befürchten, daß diese Richtung eine Verwechselung mit dem Kosmopolitismus der schwarzen und rothen Internationalen erfahre oder dem Verdachte ver falle, die überschwellenheit theilen zu wollen, welche Deutschland als Quelle von „Geisteswahn“ für alle Welt betrachtet. Sollte es nicht schon in dem unbewußten Triebe des Menschengefühls liegen, aus engeren Schranken zu höheren Gesichtspunkten aufzusteigen, aus der Familie, dem Stamme der Nation sich zum Weltbürgerthum zu entwickeln, so verdient jedenfalls der Zug nach dem Allgemeinen-Menschlichen, der im deutschen Wesen liegt, der Drang, mit dem Weltlegenden und Einzelnen auch das große Ganze im Auge zu behalten, anerkennende Beachtung. Bleiben wir doch dem Zuge treu; ohne ihn würden wir leicht in die Gefahr gerathen, die Liebe zum Vaterlande mit blindem Verliebtsein in das Vaterland zu verwechseln, eine Gefahr, deren Folgen uns gerade jetzt durch die besagtenworte Lage mehr als einer Nation belehrend vor Augen geführt werden!

Sprechsaal.

Nachdem es Eduard Rüffer nicht geglückt, sich als Strategie die gewünschten Vorbeurtheile zu erringen, und er als Romanhistoriker mit seinem, wie und da von Zweifeltigkeiten wachenden Romane „Die letzten Tage Altherrschs“, sowie mit seinen militärischen Schrifteniasco gemacht, versucht er sich nunmehr auf dem Felde der Politik und glaubt in dem jüngst stattgefundenen fünfundsiebenzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers von Oesterreich den Stoff zu einer politischen Broschüre gefunden zu haben, welche den Titel führte: „Fünfundzwanzig Jahre Kaiser von Oesterreich. Ein historischer Rückblick auf das erste Jahrzehnt der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph, von Eduard Rüffer, Kommandeur des Kaiserlich-Königlichen Ordens.“ Nebenbei sei hier zum Ergötzen der Leser von

*) Herausgegeben von Fr. v. Holtenhoff und W. Duden. Berlin: Literarische Verlagshandlung (Carl Haber), 1874.

dem Dantio-Orden erzählt, daß zwölf Stück Dekorationen desselben an eine gewisse Persönlichkeit in Prag gelangt, welche dieselbe nach Guldunkten vertheilen konnte, und nur dem Spender derselben die Anzeile zu erhalten hätte, wer mit diesem Orden beglückt wurde, um es in die betreffende Antiquität zu bringen. Einen solchen Orden erhielt auch Eduard Rüßer von seinem Freunde, dem Dekorationsvertheiler, und annahm glaubt er sich dadurch berechtigt, eine politische Broschüre zu schreiben, und in derselben den Slavismus zu verberlichen und dem Deutschtum in Oesterreich ein paar Seitenhiebe zu versetzen. Um diesen Zweck zu erreichen, muß der Heil von Kovara mit Zitate verhalten, die er sich gewiß verbeten hätte, wenn er noch am Leben wäre. Mit einem wahren haut- und geistlich schildert er die Revolution in Ungarn, und besonders jene Momente, wo sie durch die Kaiserlichen besetzt wurde, hierauf schildert er das erste unverantwortlich genordnete Ministerium, in welchem Graf Leo Thun der Unterrichts- und Kultusminister „weit mehr an den Himmel, als an den Jökälismus dachte.“ Rüßer schildert hierauf die inneren Zustände Oesterreichs und seine Stellung nach außen, welche den italienischen Krieg 1859 zur Folge hatte, womit der erste Abschnitt der Broschüre „Die kaiserliche Diktatur“ geschlossen wird. Der zweite Abschnitt „Der freiwillig konstitutionelle Kaiser“ beginnt mit der Schilderung des verfluchten Reichsraths. Die darauf gefolgte Benennung in Ungarn wird von ihm mit besonderer Vorliebe behandelt, sowie er dem Ministerium Belcredi eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Bei dem Kriege von 1866 unterläßt er es nicht, mit der Leichtigkeit der geschichtlichen Bilder zu klantern, welche dem preussischen Manifest „An die Bewohner des glorreichen Königreichs Böhmen“ tapfer widerstanden und das Geknatter des Kaisers während der preussischen Okkupation mit Begeisterung gefeiert. Hätte die Vorlesung anders ausgefallen, wären Russen und nicht Deutsche als Sieger in Prag eingesetzt, wer weiß, wovon er zu berichten gehabt hätte. Wahrhaftig widerlich ist es zu lesen, wie Rüßer die Aunzungen gegen die von Belcredi geschaffene „freie Bahn“, gegen die Eistritzung der Verfassung beschreibt, wie er die Restauration der Februarverfassung behandelt, wie er die Leistungen des Bürgerministeriums bewundert. Dafür werden die nationalen Temperamenten in Böhmen um diese Zeit in schwärmerischer Weise beschrieben, Kaiserfeld dafür verantwortlich gemacht, daß der Ausgleich mit den Nationalen und Jökälisten ohne Verletzung der Verfassungspartei unangenehm geblieben. Er gleitet über das Ministerium Potocky hinweg, weil er nicht gesehen will, daß die Geschehnisse, das ein weltlicher Wettstreit zwischen dem Grafen Heinrich Clam-Martini und dem Dr. Kieger, wer von beiden Landesminister sein soll, die Thätigkeit dieses Ministeriums gelähmt. Weil dieses Ministerium „keine glückliche Hand“ hatte, wurde Graf Hohenwart mit der Bildung eines Ministeriums betraut, um damit Oesterreich, ohne alle nationalen Suprematien, auf der Basis seiner natürlichen Verhältnisse zu reorganisieren, „was aber in Berlin auf keinen Beifall rechnen durfte.“ Das Hohenwart seinen Zweck nicht erreicht, soll darin liegen, weil er zu sehr Beamter und zu wenig Bismarck gewesen; darüber treten Rüßer Thränen in die Augen, vielleicht vergleicht er aber diese Thränen, weil das Ministerium Auerberg-Kasser, welches Hohenwart gefolgt, bis jetzt noch der Fester Gerechtigkeit, dem es noch immer nicht gelungen, das slavische Volk aus Böhmen und Mähren in den Reichsrath zu bringen. (Daß die slavischen Wähler die Erklärung abgegeben, demnächst im Reichsrathe zu erscheinen, ist bekannt; vielleicht folgen ihnen auch die in Böhmen wohnenden Tschechen.) Rüßer schließt seinen Auf-

blid mit dem Wunsche, daß es dem Kaiser gelingen möge, alle seine Wähler zu befriedigen, d. h. daß die Zaubramentalartifel zur Geltung kommen mögen, worer der liebe Gott Oesterreich bewahren wird.

Dr. — s. r.

Die höhere Bürgerschule in Karlsruhe, deren Eröffnung als erste wichtige Friedensarbeit der Stadt den 12. Oktober 1871 erfolgte, und deren neues, prächtiges Gebäude im Sommer dieses Jahres eingeweiht wurde, beschreift mit einer Schilderung des Wehlfestes in einer uns vorliegenden Broschüre Dr. Jirabacher daselbst. Hier seien daraus einige Einflüsse wiedergegeben, die die Wände der Aula zielen und von dem die Anstalt belebenden Geiste ein wohlthunendes Zeugnis ablegen. Zwischen den Büsten des deutschen Kaisers und des Großherzogs stehen die Worte:

„Die Frucht des Herrn ist der Weisheit Anfang“;

rechts von letzterer:

„Auch Vaterland, auch theuere, schließ Dich an!“

und von ersterer:

„Ehre und Eid geht über Land und Leute“

zwischen den Büsten Schillers und Goethes:

„Nichts im Übermaß“;

links von Schillers Büste:

„Nur Beharrung führt zum Ziel“,

und rechts von der Goethes:

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

An der westlichen Langseite neben den Eingangsthüren ferner nach rechts:

„Grüß übt sich, was ein Meister werden will“,

und links vom Eingange:

„Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.“

— 6.

Während wir uns von der antiken Baukunst und Bildhauerkunst feste Begriffe zu bilden gelernt haben, sind uns Werth und Umfang der Malerei noch ziemlich unbekannt. Um so trauriger wirken auf den über die Alpen ziehenden Reisenden die mehr als seit achtzehnhundert Jahren bemalten Wände in den Museen von Neapel und Pompeji. Sie geben im Gegensatz zu dem Wenigen und Unbedeutenden anderer Sammlungen ein so fertiges, abgeschlossenes Bild einer ganz eigenartigen Kunstrichtung, sie stellen in Bezug auf Inhalt und technische Ausführung dem Beschauer so viele Räthsel, daß jeder neue Gesichtspunkt, den er erlangt, dankbar aufnehmen ist. Einmal von dem Interesse der Alterthumsforschung abzuweichen und die Bilder vom Standpunkt eines modernen Kunstausstellungs-Berichtes, wie über den Pariser Salon zu betrachten, hat sich Souffray in dem 1. Septemberheft der Revue des deux mondes die Aufgabe gestellt, eine Aufgabe, welche er anziehend und verständlich durchführte. Eine Eintheilung nach dem Stoffe in historische, Genrebilder, Landschaften, Stillleben und rein dekorative Malereien lag dann nahe. Am meisten stauete wir über die ersten Gattungen, während die moderne Dekoration von der antiken einen so häufigen Gebrauch macht, daß wir, um mit Burkhart zu reden, eine Menge alter Bekannter antreffen, freilich in unheimlicher, angründloser Form. Einige Renaissance-über die Ausführung und den Werth der Malereien, die aber mehr den Charakter der heitern Causerie als der Zerknung haben, beschließen den wohlüberlegten Artikel.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 14. November 1874.

[N^o. 46.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Moderne Kulturzustände im Elsaß. (Neue Folge.) Nach Ludwig Spach. 665. — Grillparzer als Archibischof. 667.

Neuklassische Literatur. Olympia Julia Morata. Von Dr. Hermann Müller. II. 669.

Italien. Zeitungen des nördlichen Italiens. Von Ludwig Geiger. II. 672. **Frankreich.** Guizots Testament. 674. — Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich. III. 675.

Griechenland. Eine weltliche Uebersetzung der Drosche. 676.

Orient. A Grammar of the Arabic Language. 677. **Klein literarische Notizen.** Das österreichische Hochdeutsch. 678. — „Am Deutschen Erb.“ 678. — Der Landrichter von Wippenhausen. 678. — Rückblick der Blätterwelt. 678.

Deutschland und das Ausland.

Moderne Kulturzustände im Elsaß. *)

(Neue Folge.)

Nach Ludwig Spach.

Den ersten zwei Bänden seiner „Moderne Kulturzustände im Elsaß“, welche 1873 bei Trübner in Straßburg erschienen, hat der greise Archibischof Ludwig Spach kürzlich einen dritten Band hinzugefügt, dessen Inhalt an gelegenen Mittheilungen über die wichtigsten Interessen des Elsaß hinter den beiden vorangegangenen keinesweges zurücksteht. Der Revisor der altsächsischen Geschichtsschreibung, indem er zugleich ein genauer Kenner und aufmerksamer Beobachter der Gegenwart seines Landes ist, schildert uns in der vorliegenden Fortsetzung namentlich die Verwaltungsverhältnisse der Provinz, zumal des Bezirks Unterelsaß und der Gemeinde Straßburg, daneben aber auch in einzelnen Stücken und Beurtheilungen das geistige Leben seiner Heimat. Es ist keine zusammenhängende Darstellung, die der Verfasser uns bietet, denn die elf Kapitel des Buches sind eben Aufsätze, welche zuerst die Spalten der Straßburger Zeitung und des Niederelbschen Anzeiger gegliedert haben, doch schlingt sich durch diesen mannichfaltigen und mit gewandter Sicherheit gruppierten Stoff das Einheitsband einer gleichartigen Auffassung und harmonischen Darstellung des Gegebenen, und das Gegebene selbst hat seinen Einheits- und Sammlungspunkt in dem Schauplatz der Betrachtung, von welchem der Autor die Entwicklungsphasen unseres Jahrhunderts vorführt. Will man wissen, wie das Elsaß, das den Deutschen 1870 wieder anheimfiel, unter dem buntenfarbigen Wechsel der Regimentsobernahme nach der Revolution geworden ist, so braucht man nur Spachs Berichte mit offenem geistigen Auge zu verfolgen. Der Verfasser, der überall aus den authentischen Quellen schöpfen konnte, ist in alle Einzelheiten der Vorgänge und der Zustände eingeweiht; was den Generalrath des Niederelbsdepartements (jetzt „Bezirksrat des Unterelsaß“ genannt) und die Municipalität Straßburgs betrifft, hat er die amtlichen Protokolle zu seiner Verfügung gehabt, aber das Beste, was er beibringt, ist seine wohlorientirte Kritik der

Personen und Thatsachen, der man in jedem Sinne ihre innere Berechtigung zuerkennen muß. Spach, der mit seiner Geburtsstadt Straßburg und mit seinem engeren Vaterlande auf das Innigste verwachsen ist, giebt in seinen Schilderungen den lebendigen Reflex der Eindrücke, wie er sie die Zeitfolge hindurch empfangen hat, daher er denn auch die Zeitstimmung stets getreu wiedergiebt und bei der Behaftung seines Urtheils auch da, wo er eine entgegengesetzte Überzeugung befaßt, immer zur Charakteristik der Standpunkte beiträgt.

Die Anstalten des Generalraths, welcher Herr Spach den dritten Theil der vorliegenden Studien gewidmet hat, bildet einen sehr wichtigen Factor in dem öffentlichen Leben des heutigen Frankreichs, oder sollte ihn wenigstens bilden, weil in diesen Departementalanstalten der Keim des provincialen self government enthalten ist. Die *conseils généraux* verankern der Organisationspolitik des Ersten Kongs ihren Ursprung, das letzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts hat sie ins Leben gerufen, der General Bonaparte, damals von gefunden praktischen Beweggründen getrieben, wollte über die nächsten Interessen der Provinzialbevölkerung aus deren eigenem Munde unterrichtet sein und er schenkt zu diesem Zweck Departementalanstalten von freilich sehr eingeschränkter Befugnis. Neben der Vertheilung der Staatssteuern unter die Arrondissements und der Votirung des Departementsbudgets haben die Generalräthe noch *auditeurs (avis)* abzugeben und *voies (votus)* auszusprechen und dürfen dies auf der ganzen Scala der Angelegenheiten und der Reformbedürfnisse des von ihnen vertretenen Verwaltungsbereichs, jedoch mit strengem Anschluß der allgemeinen Politik. Die *Conseils* Napoleons auch für die allgemeine Stimmrecht einführen, waren es lediglich Versammlungen der Höchstbevorzugten, jetzt ist für die Wohlthätigkeit zum Generalrath überhaupt nur Zahlung einer direkten Steuer nöthig, im Ubrigen aber hat sich die Phosphonomie der französischen Bezirksräthe wenig geändert, es sind Vereinigungen der Notabeln aus den Klassen der Grundbesitzer, der Kaufleute und Gewerbetreibenden, das große Kapital ist und bleibt am Stärksten vertreten.

Herr Ludwig Spach, der bei seinen Lesern die Bekanntschaft mit den Attributungen der Generalräthe voraussetzt, geht sofort an die Schilderung der Arbeiten des ersten, der in Straßburg getagt hat. Das Sprichwort sagt: neue Weisen sehen gut, und dieses dritte Volksthum hat seine Wahrheit an dem Generalrath des Niederelbsdepartements vollkommen bewährt. Die am 1. Thermidor des Jahres VIII. (20. Juli 1800) von dem Präfecten Lamouron eröfnete Notabelnversammlung ist von den besten Intentionen befeuert gewesen, man hatte das Bewußtsein, daß die Wunden, welche die Revolution und der Krieg geschlagen, Heber an seinem Theil müsse zu heilen suchen, man wollte den Wiederaufbau der Gesellschaft, die Wiederherstellung der öffentlichen Wohlfahrt, und abgesehen einige revolutionäre Deklamation sporadisch mit einfließen, hat die Versammlung in allem Wesentlichen ihre Schuldigkeit gethan, denn sie hat nach allen Richtungen die praktischen Ziele ins Auge gefaßt, welche eine gedeihliche Zukunft der Provinz zu verhüten schienen. Herr Spach bemerkt, daß die Versammlung Alles geleistet hat, was man von einer so jungen Institution hätte erwarten können. Und was den Reichthum

*) Moderne Kulturzustände im Elsaß von Ludwig Spach. Dritter Band. Straßburg, Karl J. Trübner, 1874. IV. und 312 S. 8.

Beiraths besonders erhöhte, war ihr Freimuth! Es war kaum sechs Jahre nach der Schreckenszeit und nach ihrer Zusammenfassung ein Beweis von sehr unabhängiger Meinung, daß die Departementalvertretung die Zurückberufung sämtlicher Emigranten forderte. Für das Elsass allein soll deren Zahl 30,000 betragen haben. Schon in der zweiten Session des Generalraths konnte der Präfect Cammond anzeigen, daß die Regierung diesem Wunsch zuvorgekommen sei, indem er die provisorische Rückkehr der „Entzogenen“ unter den „Stüchtlingen“ habe gestatten dürfen.

Die Anschauung davon, was „gut gesinnt“ sei, hat nun freilich in Frankreich allzu häufig gewechselt. Die französische Staatsleitung zeichnet seit der Revolution ihr empfindlicher Mangel an Stetigkeit aus, der Wechsel der Regierungssysteme, noch häufiger als der der Regierungsform, bringt ein unauflösliches Schwanken in den Grundverstellungen vom Staatswohl hervor und dieses Schwanken vermischt alle Begriffe von Loyalität! Bald ist der Republikaner loyal, bald der Legitimist, bald der Despotist, bald der demokratische Monarchist, die Stimmung des Volkes ist zum Chaos der Parteilichkeiten geworden, aus welchem Chaos die Politik der jeweiligen Regierung für ihren Bedarf nach Belieben schöpft. Daß die Generalräthe sich nicht mit Politik beschäftigen sollten, ward ihnen tadelnswürdig zu Gemüthe geführt, allein, wenn die Regierung bei jeder Verwaltungsmaßregel den Gesichtspunkt ihres politischen Systems verlegen läßt, müssen auch die harmlosesten Generalräthe den politischen Barometerstand wieder spiegeln, der Systemwechsel bedingt den Wechsel in der Person des Präfecten und gegen den neuen Präfecten stellen sich die Führer des Generalraths wieder auf. Rämlich anders zustimmend, wenn sie gefügig sind, ablehnend, wenn der Oppositionsgeist die Oberhand hat. — Als die erste Republik zum Kaiserthum hinübertrat, erhielt Herr Schöbe den arbeitsamen Präfecten Laumond, als das Kaiserthum auf dem napoleonischen Gipfelpunkt angelangt ist, tritt 1810 der Marquis Adriaan van Vegay-Marnessa, der beste Präfect, den das Unterelssas jemals gehabt hat, an die Stelle seines Vorgängers. Ebenso wechselt der Charakter des Generalraths. Obgleich seit dem Jahre XII. der Republik aus direkter Wahl der Eingeweihten hervorgegangen, wird der Rath von Jahr zu Jahr aristokratischer und dynastischer, der rastlos thätige Vegay-Marnessa, der Alles im Voraus bedenkt, für Alles im Voraus sorgt, läßt dem Generalrath nur das Zustimmung übrig und dieß setzt sich fort, nachdem Vegay 1814 das legitime Königthum anerkannt hat und selbst über seinen Tod hinaus: den rühmlich tragisch Dahingegangenen, der aus den ersten Beweggründen sich vieler Staatsüberfahrungen schuldig gemacht, hat nicht der geringste Zweifel seiner Mitbürger getroffen, im Gegentheil, man sprach die Regierung um Deckung dieser Schuldenlast an.

Wie die außerordentliche Session vom März 1815 der grelle Reflex der Napoleonischen Zwischenzeit war, so in hundert Tagen eine ganze Staatsumwälzung und deren völliger Sturz sich zusammenhängte, so folgt der Generalrath des Niederrheins unter der Restauration wie unter dem Kaiserthum an seiner Zusammenkunft und seinem Betragen gegenüber all den verschiedenen Präfecten, die als Regierungskommissare mit ihm verhandeln, die bunte Aufeinanderfolge der Tendenzen, die von 1815—1848 abgewandelt haben. Merkwürdig ragt in die Session von 1848 heraus. Aber, nachdem den Präfecten Renaudon (einen Orléanisten) Herr Chéanal, diesen 1851 Herr César West und Herrn West 1855 Herr Migneret abgelöst hatte, kam unter dem zweiten Kaiserreich eine Periode, die einzigmaßen an

die Wirksamkeit Vegay-Marnessa erinnerte. Unter der Verwaltung Mignerets, der mit treuem Eifer sich der geistigen wie der materiellen Entzerrung des Landes annahm, war der Generalrath des Unterelssas fast nur das Echo der guten Absichten des Verwaltungschefs; das dauerte zehn Jahre hindurch, bis unter dem imperialistischen Baron Pron, über den die Katastrophe vom 1870 hereinbrach, ein mehr prunkendes als gemeinnütziges Streben sich geltend machte und die Initiative der Departementalvertretung zu einer sehr jaghaften und laubnen Kritik herabsank.

Allein ungeachtet dieser Mängel, die großentheils der Institution als solcher schon anhaften, da ihr Spielraum zu eng abgegrenzt ward, haben diese Versammlungen nicht bloß „schätzbares Material“ aufgehäuft, sondern oft auch erfolgreich an dem Lande wohl mitgearbeitet und wenigstens ahnen lassen, was die Stimme der Kolabeta einer Verbesserung und die thätige Unterstützung ihrer Vertreter durch sachliche Erörterungen zu leisten vermag. Späts Urtheil über die Generalräthe ist im Ganzen ein lebendes, es haben zu arbeiten verstanden und nichts, was in seiner Art für die Provinz von Wichtigkeit war, entging ihrem Scharfblick. Diese Begriffsirre waren blieb ein Versuch mit der Selbstverwaltung, oder man kann nicht behaupten, daß dieser unscheinbare Versuch mißglückt sei.

Noch weniger hat die Municipalität der großen Stadtgemeinde Straßburg durch ihr Wirken ein wegwerfendes Urtheil verdient. Späts geschichtliche Überschau über die städtische Verwaltung von 1800 bis 1870 gewährt in scharfen, knappen Grundzügen ein farbenreiches Bild von der Theilnahme der Straßburger Bürgerschaft an der Rürsorge für die kommunalen Angelegenheiten. Die Municipalität war in sehr vorwärtigem Maße die Nachfolgerin des alten reichshädtischen Magistrats, der am 18. März 1790 vom Rante geschieden; aber, was auch der Wirksamkeit nach der Revolution beschränkter geworden, an reger Thätigkeit und selbst an Sturm und Drang hat es keineswegs gefehlt. Die erste Arbeit des Municipalrats war es, den städtischen Zusammenhang mit der Vergangenheit wiederzugewinnen, die Nothstände der Stadt wieder herzustellen, die nachfolgenden dagegen, den hohen Anforderungen gerecht zu werden, die das erste Kaiserreich in seiner Glanzperiode und noch mehr in der Epoche seiner Niederlagen durch seine fortwährenden Kriege an den Stadthäupter stellte. An Aufopferung wurde die Straßburger Bürgerschaft gewöhnt. Als dann in der Nacht vom 1. zum 2. September 1815 unter den Augen des Generals Marm wegen des rückwärtigen Soldes ein Aufruhr der Straßburger Bevölkerung ausbrach und während die Stadt in der Gewalt der Meuterer war, um jeden Preis Geld beschafft werden mußte, eine halbe Million Franken, da hat die städtische Verwaltung eine Zwangsanleihe aufschreiben müssen und der von den Kriegslasten erschöpften Bürgerschaft mit bestem Erfolge das Sättliche zugemuthet. Dieser Opfermuth hat noch die ganze Restaurationsperiode hindurch Stand gehalten. Aber die bereitwillige Loyalität, welche den Bourbonen entgegenkam, verwandelte sich dem Kaiserthum gegenüber in einen fast kühnlichen Widerstand. Eine Ergreifendadresse an Ludwig Philipp wegen des Attentats vom November 1832 fiel im Stadtrath mit 21 unter 27 Stimmen! Die Mairie war mit solchen Mitarbeitern ein sehr unerquickliches Amt, die Maires Friedrich von Fardheim, Vacombe und Friedrich Schügenberger haben das zu ihrem Ärger bitter genug erfahren. Und doch geschah sehr Vieles zum Nutzen und zur Verschönerung der Stadt. Schon 1840 z. B. kam eine Omnibuslinie von den Stadthoren nach der Rheinbrücke hin zur Anregung und ward bald angeführt. Wegen

der Gasbeleuchtung war 1838 bereits mit der Gesellschaft l'Union eine Übereinkunft abgeschlossen worden und schon 1839 strahlten die Straßen der altäthischen Metropole im Lichte der Gaslaternen.

Nach der Reizung, welche der Munizipalrath überall dem Sozialismus hatte angedeihen lassen, war es eine unerwartete Erscheinung, daß gerade in den stürmischen Monaten des Jahres 1848 die städtische Verwaltung das Ruder energisch in die Hand nahm. An Stelle des fortgesetzten Präfecten ernannte der Stadtrath eigenmächtig eine Departementalkommission mit Fleckenberger an der Spitze, der Einsetzung einer allgemeinen Volksversammlung ward vorgebeugt, die Nationalgarde reorganisiert, die öffentliche Ruhe kräftig erhalten, das Tragen revolutionärer Abzeichen verboten, die angeregten Arbeiter mit Aufwendung großer Kosten auf der Rheininsel und mit Bodenmelirungen beschäftigt. Doch war die Stimmung, als der Prinz-Präsident Louis Napoleon 1850 Straßburg besuchte, in der Bürgergarde noch sehr republikanisch, weshalb dieselbe im Februar 1851 aufgelöst ward, und am 3. März 1852 verweigerten zehn Mitglieder des Munizipalraths den Eid auf die Kaiserkonstitutionen. Erst der im Herbst 1852 neu gewählte Stadtrath hatte einen überwiegend monarchisch konservativen Charakter. Trotzdem wurde er in Folge eines Streikts mit dem Maire Coulaux Anfang 1854 aufgelöst und durch eine vom Präfecten ernannte Munizipalkommission ersetzt. Dieselbe war in ihrer Mehrheit katholisch und mit ihr vereint hat der Maire Coulaux 1854 den so viel besprochenen Angriff auf das protestantische St. Thomaskirche gemacht. Die Wahl eines neuen ordentlichen Gemeinderaths am 24. August 1855 war das deutliche Zeichen von dem Einlenken der Regierung und der neue Stadtrath bewährte auch seine verständliche Stimmung, indem er der Fortsetzung des Prozesses gegen das Thomaskirche seine Genehmigung verweigerte. Ein Präfectenwechsel war vorhergegangen. Der Maire Coulaux dagegen blieb noch volle neun Jahre im Amt, ihn folgte nicht sein kirchenpolitisches Mißgeschick, sondern ein Doppelbruchversuch, den er 1863 bei der Neuwahl zur Deputirtenkammer durch Empfehlung eines orleanistischen Kandidaten sich herausgenommen hatte. Sein Nachfolger Theodor Humann, der in Eintracht mit dem unter ihm wieder neu gewählten Munizipalrath fungierte und in wirksamer Weise eine vermittelnde Stellung zwischen den Konfessionen einnahm, hat sein Regiment bis in die Mitte der Katastrophe von 1870 fortgeführt können.

Das Verhalten der Straßburger Gemeindevertretung während der Belagerungsdrangsal der Stadt ist des höchsten Lobes würdig gewesen und Herr Spach spendet es reichlich. Es war kein ordentlich gewählter Munizipalrath, der Krieg hatte die Wahl verhindert; eine unter dem Druck der Umstände improvisierte Munizipalkommission von 47 Mitgliedern umgab den Maire Humann und seit dem 14. September den republikanischen Maire Dr. Rüß. Die fünfzehn Septembertage hat diese Munizipalkommission ihren Mitbürgern in heldenmüthiger Hingebung rastlos thätig zu erlichten gesucht, sie war nicht Schuld an den Verwüstungen des Monats August, sie hat Alles gethan, was bei der schwierigen Sachlage möglich. Ihre „männliche Haltung in den Tagen und Nächten der Feuerprobe“ hat der Bevölkerung das Schlimmste erspart.

In einer Besprechung des von dem Pfarrer Max Reichard herausgegebenen Buches „Aus den Tagen der Belagerung Straßburgs“ kommt Herr Spach nochmals auf die traurigen Scenen vom August und September 1870 zurück. Der evangelische Pfarrer Reichard, welcher sein Tagebuch zuerst in der deutschen Zeitschrift „Dahem“ veröffentlicht hatte, ist deutschen Lesern

ein unverdächtig Zeuge und nicht minder für den Bericht-erhalter. Als die Schwetzerlandtschicht hülfebringend in Straßburg einzog, erkannte Herr Reichard in einem der drei eidgenössischen Delegierten, dem Obersten von Büren, einen persönlichen Freund; von ihm erfährt er die wunderbar klingende Nachricht der Kapitulation von Sedan und des jähren Sturzes der Napoleonischen Regierung. Spach glaubt an die strenge Wahrhaftigkeit der Reichardschen Darstellung und macht auf den Hauch religiöser Begeisterung und stillen Gethiertrauens aufmerksam, der die Schilderungen des geistlichen Erzählers durchweht.

Was und Spach in einer Abhandlung über den wissenschaftlichen Kongreß mittheilt, der im September und Oktober 1842, also in der besten Zeit der Julidynastie, in Straßburg tagte, ist von hohem Interesse, es zeigt uns in dem Rahmen der damaligen Zustände das einträchtige Wirken deutscher und französischer Geistesarbeit, die in Bestimmung freundlich vereinten Gelehrten beider Nationen und bildet einen greßen Hüßlich gegen die Scenen des Unfriedens und blutigen Bürgerkriegs, denen Deutschland die Wiedergewinnung des Elßs verdankt. Spachs deutsche Kritik von dem 1847 erschienenen Werke des Hülfsleibes Jacob Matter: „De l'état moral, politique et littéraire de l'Alsace“ (Paris, Amyot) ist eine treffliche und sehr zutreffende Ergänzung des über jenen Kongreß vorangehenden Berichtes.

Eine Name, der in den Annalen der christlichen Humanität den schönsten Klang hat, schließt den vorliegenden Band. Es ist der des Genesers David Richard, der von 1840 bis 1859 dem Landes-Trennral in Straßburg vorgestanden. Dieser hochgebildete, unermüßliche Bekämpfer der Weiskrankheit ist einer der edelsten Menschen seines Zeitalters gewesen, eine ehrwürdige Tochter des Pfarrers Friedrich Oberlin, Frau Kaufherr, war ihm innig befreundet; wie der berühmte Jüdischtor des Steinthal hat auch Er bis zum letzten Athemzuge für das Wohl der Menschen gewirkt. —

Frankwein v. Belle.

Grillparzer als Archidirektor.

Daß ein Fremder von einem Menschenleben mehr zu sagen wissen sollte, als der Eigner selber, ist von vornherein kaum wahrscheinlich; die Lebensbeschreibung*) eines Mannes zu geben, der sein Leben selbst beschrieben, scheint ein sehr wenig dankbares Geschäft zu sein. Und doch gilt dies nur von dem inneren Leben! Den „lebensvollen Worten“, aus dem die innere Kraft emporgequollen, kann kein fremder Ohr haben rauschen hören, zu den Worten eines Charakters herüberzuweisen vermag Niemand, wenn nicht er selber. Wo wir also über das Leben eines bedeutenden Menschen von ihm selber Nachrichten, eine Zeichnung und Schilderung seines Werdeganges haben, da werden wir gern auf Aufklärungen von fremder Seite verzichten dürfen, die aus etwa seinen Entwicklungslauf klarer, oder gar richtiger darstellen sollten. Wo es aber gilt, das äußere Leben, seine Geschehnisse zu erfahren, da kann ein Fremder uns oft viel, ja mehr als der Eigner erzählen, der über manche Verhältnisse schweigend hinweggeht, weil ihn Schonung oder irgend eine Art von Zurückhaltung daran hindert, die volle Klarheit über sie zu verbreiten. Darum können aber solche scheinbar äußerliche Mittheilungen

*) Grillparzer als Archidirektor von J. Wolf. Wien, Brüder Winter, 1874.

über ein Menschenleben oft viel zur Aufhellung seiner Innengeschichte beitragen und lichte Helle über Gebiete ausgleihen, die sonst das Dunkel der Räthselhaftigkeit gedrückt haben würde. In der Reihe der Besitzthümer, die das deutsche Volk in Selbstbiographien seiner großen Männer ausweist, glänzt die *Tranz Grillparzer's* in ganz besonderem Glanze. Selten hat ein Denker so tief und unerforschend über sein eigenes Wesen und seine Geschichte nachgedacht, selten mit so reiner Wahrhaftigkeit und so eindringendem Urtheil seine ganze Eigenart bloßgelegt, wie dieser österreichische Dichter. Aber gerade bei ihm können wir wahrnehmen, wie die Verschweigung mancher äußeren Verhältnisse oder deren nur flüchtige Erwähnung auch auf das Verständnis des inneren Menschen tiefes Dunkel werfen kann. Wie er gewesen, das hat er uns sonnenhell gezeigt und meist können wir an seiner Führbarkeit erkennen, warum er so geworden, aber oft steigen dem aufmerksamen Beobachter seines Lebens Fragen auf, deren Beantwortung wir bei ihm vermissen, Räthsel, deren Lösung wir aus seinen eigenen Angaben kaum ahnen können. Man weiß aus seinen Werken, daß eine tiefe Klage über die amtlichen Stellungen, in denen er sein Leben hindurchbrachte, sie durchdringt, und dennoch müssen wir uns über die Gründe zu dieser Klage mit bloßen Andeutungen begnügen. Wenn eine Darstellung seiner Aufgaben und Wirksamkeit als Beamter sich heute aus amtlichen, verlässlichen Quellen noch herstellen ließe, so würde sie ein dankenswerther Beitrag zur Aufhellung seines Lebens sein, da sie uns vielfach anstalt flüchtiger Striche und Umrisse ein Bild zu liefern vermöchte. Es ist bekannt, daß der Dichter nahezu ein Vierteljahrhundert das Amt eines Archivdirektors im österreichischen Finanzministerium bekleidete, wie er aber sein Amt verwaltete, worin seine Thätigkeit hierbei zu bestehen hatte, darüber sind nur höchst unklare, leere Vorstellungen verbreitet. Es war daher ein ansprechender Gedanke des mit den Wiener Archiven wohl vertrauten Geschichtsforschers G. Wolf, ein Bild von Grillparzer's Wirksamkeit als Archivdirektor, so weit dies thunlich ist, zu entwerfen und in seine Darstellung Beiträge von des Dichters Hand, Zeugen seiner Amtsthatigkeit, am geeigneten Orte einzuwoben.

Es wird gut sein, die Skizze im Zusammenhalt mit des Dichters Selbstbiographie zu lesen. Am 23. Januar 1832 erhielt Grillparzer die Archivdirektorstelle. Man muß die Thatfache genau im Auge behalten, wenn man nicht zu einer ungerechtfertigten Kritik gegen das Andenken des Dichters sich versucht fühlen soll. Zieht man nämlich, daß mit diesem Amte ein Gehalt von jährlichen Eintausendfünfhundert Gulden und dem Quartiergehälde, jährliche dreihundert Gulden C.-M. verbunden war, und erinnert sich hierbei noch des Umstandes, daß in jener Zeit das Geld noch viel theurer, das Leben nämlich viel billiger war als heutzutage, so könnte man leicht aus den Gedanken kommen, es sei bei solchen Verhältnissen eigentlich gar kein Grund zu einer Klage gewesen und müßte einen Augenblick wenigstens dem Dichter, der trotzdem zu Klagen nicht müde wurde, wohl das Gegentheil von Anspruchsvollheit zur Last zu legen geneigt sein. Aber selbst einen Augenblick lang darf eine solche Vermuthung nicht gehegt werden, weil dabei nämlich nur der einzige Umstand vergessen sein würde, daß Grillparzer eben, so lange er Dichter, nicht Archivdirektor war. „Es ist etwas vom Lasse in mir, nicht vom Gewöhnlichen, sondern dem wirklichen. Man hätte mich hätteln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Poge fertig zu werden, und man wird mich nie mit selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Clement, sonst läßt sich das Innere zusammen, und verlagert den

Dienst. Ich habe wohl versucht, das zu überwinden, oder mir dabei nur Schaden zuzuthun, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können“, so erzählt der Dichter uns selber. (X. 433). Und nothwendig, man hat ihn nicht gebührend, kein Wunder, daß sich sein Inneres bereits zusammengezogen hatte, als man endlich, freilich aber zu spät, ihm warm zu begegnen anging. Der Dichter der *Kunstraum*, der *Sappho* und des *Goldenen Blüthes*, der viel bewunderte, vom Buchhandel Mittheilungslaut (X. 39) umwerbene, bewirbt sich am 8. März 1832 um die Stelle eines Hofkonszipisten an der L. F. Hofkammer, weil er bis dahin nur ein Gehalt von 300 Fl. bezog. Aber man eilt etwa nicht, einen der größten Söhne des Vaterlandes zu befördern, wieviel selbst höchstgeachtete und einflußvolle Beamte sich für ihn verwenden, man läßt ruhig Befürwortung auf Befürwortung, Empfehlung auf Empfehlung folgen, Beamte, die, nicht nur an Geist und Bedeutung, selbst an Dientzeit ihm nachstehen, werden befördert, in die erledigten besten Stellen werden Unfähigerer eingelegt, er wird regelmäßig übergangen, als wenn man dem Ruhme leben und mit Werken eine Familie ernähren könnte. Und daß es nicht viel mehr als der Ruhm war, von dem er damals hätte leben müssen, zeigt die Thatfache, daß er z. B. für die Aufführung der *Sappho* von einer deutschen Holzbühne drei Tausend erhielt. Wohl ist es ein Wunder zu nennen und bleibt ein mächtiges Zeugniß der unendlichen Schöpferkraft, die in dem Manne wirkte, daß er aller Zurücksetzung und Kränkung im eigenen Vaterlande ungeachtet Blüthe an Blüthe seinem Geiste entpfloßen ließ und gewissermaßen trotzdem der äußeren Dürftigkeit den inneren Reichthum entgegensetzte. Hier ist jene Eigenschaft des Dichters dankbar zu preisen, die ihn über die äußere Noth und Niedrigkeit wie auf frischem Gluth emportrug, bei Engberzigen und Spaltterrichtern aber freilich ihm viel Verkenntung eintrug, daß, sein erhabenes Selbstbewußtsein, das seinen Muth beleuerte, seine Schöpferkraft bewahrte, sein ganzes Wesen und Können in treibendem Wachthum versetzte. Er konnte es sich sagen und hat es sich immer gesagt, daß seine Lebensleistungen nicht in Heu- und Halerrechnungen allein bestanden und das, was er am Ende seiner Beamtenlaufbahn in seinem Pensionatseinkünfte verbringt: „Nun hat er aber außer seinen Amtseinkünften sich auch literarischen und vor Allem dramatischen Arbeiten hingegeben. Was er im letzteren Fache geleistet, dürfte leicht unter das Beste gehören, was seit Schiller's Tod in Deutschland erschienen ist. Hierbei war immer die Verdienlichkeit seines Vaterlandes eines seiner Hauptanwerthe“, hat ihn als solches Bewußtsein in jedem Augenblicke seiner Amtsthatigkeit erfüllt. Als aber das Gestirn seines Ruhmes dem Untergange sich neigte, Verkenntung und Tadel an die Stelle der alten Hochachtung und Verehrung traten, Deutschland ihm immer mehr sich entfremdete und den Österreichern eben „draußen“ ließ, die Vereinskennung immer bedrohlicher zu werden anfang, da mühen auch bange Gedanken um seine Zukunft den sorglichen Mann beschlichen und die Flamme des Gneies mit ihren Nebeln bis zum Bewußtsein umgeben haben. So erklärt sich die Erscheinung, daß er gerade da, wo seine äußeren Verhältnisse sich freundlicher zu gestalten begannen, innerlich immer mehr verdußterte, daß sein geistiges Schaffen gerade von da ab schwächer zu werden, abzunehmen anfang, da seine Lage sorgenfrei, seine Stellung eine hohe wurde. Er sagt es und auch selber: „Wer mich so viel den amtlichen Ausichten oder Honoraren reden hört, dürfte wohl zu dem Schlusse kommen, daß es mir an jenem hohen Sinne gefehlt habe, der den Künstler nur die Kunst im Auge halten und alles Andere gering schätzen ließe. Vielleicht hat er recht; ich will mich aber

auch nicht besser schildern, als ich bin, sondern wie ich bin. Da ich aber einmal die Last des Staatsdiensts auf mich genommen hatte, wollte ich doch aus der Reihe der Handarbeiter herauskommen und durch eine bessere Stellung mir die Möglichkeit verschaffen, in ein anderes Fach überzutreten, das meinen Neigungen mehr zusagte, als der Dienst bei den Finanzen. Zugleich hat die immerwährende Zurücksetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menschen nur gar zu gern ihre Amtsbefugnisse gegen mich geltend machten, mein Gemüth verblüht. Als nun noch dazu die Abnahme meiner Geltung in der deutschen Literatur kam, bemächtigte sich meiner ein Gefühl von Verlassenheit, das, bei einer hypochondrischen Anlage, endlich auch jener Stimmung gefählig war, die gerade zur Hervorbringung poetischer Arbeiten vor Allen erforderlich ist" (X, 129). Daß es aber auch nicht gerade einer Einsicht in den Hohen des Glückes gleichkam, die Archivdirektorsstelle zu bekommen, zeigt seine Äußerung: „Ihr Eintritt war nämlich auch zugleich ein Aufheben aus jenem Geschäftsbereich, der zu höheren Veränderungen berechtigte, gemüthlichen ein Aufheben jeder weiteren Aussicht" (X, 186). Der alte Satz bleibt demnach nach wie vor zu Recht bestehen: Der Dichter Grillparzer war ein Opfer der Verhältnisse.

Was das wohl bei so verblühter Stimmung für eine Amtsführung gewesen sein mag, darüber wird mancher sich höchst ungünstige Vorstellungen machen. Mit großem Unrecht! Und dies zeigt sich zu haben, ist mit ein Verdienst von Wolffs Schrift. Der bebarrieste Pflichter, eine wahrhaft rührende Scene vor der Heiligkeit gleichsam seines Amtes, die rührligste Wachsamkeit in der Wahrung der ihm anvertrauten Aktenstücke, ja selbst die willkürliche Notwendigkeit gegen die vorgesetzten Oberbehörden, und bei alledem die Hütung der eigenen echten Manneswürde, die moralische Engherzigkeit charaktervoller Sprache selbst im dienstlichen Verhältnis, das fast nur einige von den Vorigen, die nach den übernommenen Jenseitigen den Archivdirektor Grillparzer geadet haben. Er sträubt sich gegen die Miswirthschaft, die von oben herab aus seinem Amtsbereich zu erreichen droht und gesteht, mit einer Art heiliger Scheu diesen Spuren vergangener Zustände gegenüberzustehen, und er ist nicht amtlich abgehärtet genug, um bedeutenden Eingriffen in diesen ehrenwürdigen Überfluß anders als mit innerem Widerstreben die Hand zu bieten, da man überflüssige Urkunden zu vernichten ihm anordnet. Ihn beherrscht unausgesetzt ein redliches Pflichtgefühl, ob es zwar zu seinen jährlichen wiederkehrenden Aufgaben gehörte, um Bewilligung zur Reinigung der Amtschristen und um Quittationen für die Wachselwerber und Scheuerfrauen einzuschreiben, und er in einem Staate diente, wo nach am 12. September 1825 „den Staatsbeamten aller Grade das Tragen sog. Volkbürtig gänzlich abgehehlt" wurde. Der gesunde Weltbild, die scharfsichtige Beobachtung, der ordnende, formbeherrschende Sinn kommen auch in dem Beamten Grillparzer erstlich zum Durchbruch. Auf der Pflichttreue und Reinheit seines Beamtenhandels ruht die Wohlthat eines Staates. Und so fügt es sich denn schon, daß der Mann, der durch sein Schaffen für die Ewigkeit es erreicht hat, daß das Herz jedes treuen Österreichers bei seinem Namen höher schlägt, auch in seinem geistlichen Wirken ein Muster und ein Vorbild wurde für die Kinder jenes Staates, der das Glück hatte, seinen treuen Sohn, Bürger und Beamten nennen zu können: Franz Grillparzer. David Kaufmann.

Neulatinische Literatur.

Olympia Sulvia Morati.

Von Dr. Hermann Müller.

II.

In Heidelberg wurde Olympia Mann ein beliebter Lehrer, dessen Vorträge unter den Studierenden viel Beifall fanden; darauf scheint sich übrigens seine Thätigkeit während des kurzen Aufenthaltes in Heidelberg beschränkt zu haben, ein Nachweis, daß er auch durch Schriften gewirkt habe, ist nirgends aufzufinden. Olympias Thätigkeit in Heidelberg war zwischen häuslicher Wirksamkeit, dem Unterricht ihres kleinen Bruders, eifriger Fortsetzung der klassischen Studien, daneben eingehender Beschäftigung mit der Bibel und denjenigen Pflichten getheilt, welche ihr als Wertheilerin einer Privatfamilie, die höhere Ausbildung bezweckte und von ihr an jenem Orte errichtet war, oblagen. Bei dem übrigens sehr sorgfältigen Gehalt Grundlers in Heidelberg blieben die Verhältnisse der Familie, nachdem einmal in Schweinfurt ihr ganzes Vermögen, welches Olympia selbst als sehr beträchtlich bezeichnet, eine Beute der Feinde geworden und für sie verloren war, in ziemlichem Mangel. Das Gehalt Grundlers wurde, wie er offen bekennt, dazu von der Akademie nicht einmal pünktlich und zu den sechseghenden Terminalen bezahlt, reichte oft längere Zeit und er sah sich deshalb genöthigt, auswärtige Bekannte, z. B. seinen in Schweinfurt noch lebenden Freund, den Schulmeister Andreas Campanus zu bitten, ihm einen Mann nachzuweisen, welcher ihm, gegen Hinterlegung eines Hauptpfandes von einigen goldenen Ketten und Ringen, die Summe von 20 Gulden auf längere Zeit vorstrecke. Zwar fehlte es in Heidelberg nicht an Gelegenheit, ein solches Geschäft zu machen, allein die Ansprüche der Geldverleiher in Betreff der Zinsen seien gar zu übertrieben und offensbare Wucherer, weshalb er dort ein solches Geschäft nicht eingeben möge. Campanus war in der Lage, selbst mit dem gewünschten Darlehen aufzehen zu können. Aus dem eben angegebenen Grunde war Grundler auch nicht im Stande, dasselbe am Verkaufstage zurückzahlen und mußte um fernere Stundung auf ein halbes Jahr nachsuchen, welche der Verleiher gern und willig gewährte, da das Kapital Eigenthum seiner Mündel war, und er als Vormund daher die Sache ganz in der Hand hatte. Olympia mochte nicht ein Dienstmädchen zu halten, da die Ansprüche der Heidelberger Dienstboten ihre Mittel überstiegen, und wendete sich deshalb mit der Bitte um Beforgung einer kleinen, mit Wenigem zuierenden Aufwärterin, welche im Hause keine Handreichungen leisten und sie zur Kirche begleiten könne, an die in Schweinfurt zurückgelassenen Freunde. Diese wiesen ihr eine alte Frau, welche in Schweinfurt nichts verdienen konnte, als Dienstmagd nach. Olympia gab ihr jährlich 5 Gulden Lohn, während in Heidelberg durchschnittlich 12 Gulden für das Jahr gefordert wurden. Dazu kam Andreas Campanus Tochter nach Heidelberg und unterstützte Olympia in der Führung des Haushaltes und der Wirthschaft. Im übrigen fühlte sich

*) Campanus erhielt das gegebene Darlehen in Geld nie wieder, sondern später, als er selbst Schweinfurt bereits verlassen und eine Anstellung in Reibach erhalten hatte, dafür als Requant, wahrscheinlich in Folge testamentarischer Disposition, die Kleider Grundlers und der Olympia, sowie den Hausrath der Familie, womit ihm — wie er selbst sagt — eine bleibende und werthe Erinnerung an die künftigen Freunde zufiel.

Olympia in Heidelberg, welches sie una inter Germanias academias, non postrema nennt, soweit dies bei ihrem Gesundheitszustande, welcher gleich näher besprochen werden wird, möglich war, recht zufrieden und glücklich. Dies geht aus einem an Carolina Uffina gerichteten Schreiben deutlich und bestimmt hervor. Nur ein Uebelstand war ihr in der Universitätsstadt sehr empfindlich, der Mangel an guten Büchern, von dem sie sagt, er gehe über alle Beschreibung. Als Beleg dazu kann allerdings gelten, daß Olympia, welche von Andreas Campanus gebeten worden, für diesen in Heidelberg einen guten Kommentar zu Ciceros Briefen an Atticus zu kaufen, nicht im Stande war, diese Bitte zu erfüllen, da weder ein dortiger Buchhändler einen solchen auf Lager hatte, noch unter der großen Zahl ihrer gelehrten Freunde auch nur ein einziger war, der einen solchen bejah und leihweise hätte überlassen können. Schwer empfand Olympia den Verlust ihrer „stummen Freunde“ d. h. ihrer Bücherammlung. Johann Sinapius fand Gelegenheit, eine wertvolle Ausgabe der Lebensbeschreibung des Plutarch, welche einst Olympias Eigenthum in Schweinfurt gewesen war, durch Kauf von dem damaligen Besitzer wieder zu erwerben und sendete sie zur großen Freude Olympias und deren Mannes nach Heidelberg nach. Auch die Buchhändler Gisinger, Sporinus, Herrguth, Frobenius und Episkepius suchten durch unentgeltliche Überlassung von Exemplaren theils ihrer Verlage, theils ihrer Lager-Artikel, Olympia für den erlittenen Verlust zu entschädigen, welche sich dieser literarischen Geschenke sehr freute und die ihr dadurch gewährte geistige Nothfreude dankbar anerkannte.

Ungeachtet die Verhältnisse der Grundlerschen Familie in Heidelberg — wie wir gesehen haben — keineswegs gänzlich zu nennen waren, wurde diese doch von den in Schweinfurt zurückgebliebenen, ihrer Thätigkeit beraubten oder ihrer ärmlichen einkommenden Verwandten, Freunden und Bekannten vielfach um Unterstützung, auch um Verwendung wegen Wiedererlangung einer Anstellung und angemessenen Beschäftigung angesprochen. In einem Briefe an den Hofgerichtsrath von Speyer, beklagt Olympia lebhaft die Beschränktheit der eigenen Mittel, welche es ihr nicht vergönnen, den Drang und Wünsche ihres Herzens zu folgen und alle dort betreffenden Einwohner Schweinfurts thätiglich zu trösten und zu unterstützen. Bei aller eigenen Bedürftigkeit sendete sie dennoch eine Summe Geldes, welche sie zusammenbrachte, an Andreas Campanus nach Schweinfurt, zur Verteilung unter die Ortsarmen. So wurde z. B. Grundler auch von Andreas Campanus gebeten, sich durch die Erziehung der Knaben seiner verstorbenen Schwester angenehm und dieselben wo möglich in seinem Hause in Heidelberg zu beherbergen. In der Antwort darauf klagt Grundler über die eigene Mittellosigkeit und Bedürftigkeit, verspricht aber dennoch, dem Wunsche seines Freundes, bezüglich des ältesten dieser Knaben, Folge zu leisten, vorausgesetzt, daß derselbe wissenschaftlich bereits weit genug vorgeschritten sei, um zusammen mit dem nunmehr zwölf Jahre alten Bruder seiner Frau, Emil, die öffentliche Schule in Heidelberg besuchen zu können.

Durch die vielen in letzter Zeit ausgestandenen Strapazen und das erlittene Ungemach war Olympias Gesundheit im Inneren erschüttert und angegriffen. Leidend war sie in Heidelberg angekommen, leidend und krank beschloß sich zu erholen. Die Krankheit trat aber bald in stärkerem Maße auf und fesselte sie an das Lager, von dem sie nicht wieder erheben sollte. In der letzten Zeit ihres Lebens war ihre Beschäftigung und ihr Sinn nur auf das Himmlische und die Ewigkeit gerichtet, keine Klage

über ihren augenblicklich nahen frühzeitigen Tod ließ sie laut werden, keine Thränen und Seufzer über die Bitterkeit des baldigen Abschieds von ihrer Familie hat sie verloren. In den Klagesedern des Jeremias suchte und fand sie hauptsächlich Trost und Linderung für die seither erduldeten Schläge des Schicksals. Ueber ihre letzten Augenblicke ist uns der Bericht ihres Mannes in einem Briefe an seinen Freund Curio, den Herausgeber von Olympias Schriften (Epist. II., 31) erhalten. Dieser erzählt: Sie starb mit einer wahren und innigen Sehnsucht nach dem Tode, der sie zum ewigen Leben und den himmlischen Freuden einführen sollte; Inz vor ihrem Abscheiden erwachte sie noch einmal aus dem Schlafe und schlief vor innerem Entzücken und Seligkeit heimlich und verholet zu lächeln. Von ihrem Krankenbette stehenden Manne nach dem Grunde dieser freudigen Erregung befragt, antwortete sie: ich sah im Traume einen hell und glänzend erleuchteten Ort. Als sie dann vor Schwäche nicht weiter reden konnte, tröstete ihr Mann sie und sagte: Als ob guten Muths, in jenem glänzenden Lichte wirst du selbst wohnen, worauf sie wiederum lächelnd, durch Kopfschmerzen ihr Einverständnis zu erkennen gab und nach kurzer Pause hinzusetzte: Nun bin ich ganz voll Freude und Entzücken. Nach diesen Worten schlossen sich ihre Augen und als sie noch die Worte gesprochen: Euch, die Ihr am mich steht, erkenne ich zwar nicht mehr, sonst aber dünkt mich, ich wäre in einem Garten voll der lieblichsten, süßesten Blumen, schloß sich ihr Mund für immer, sie versank in einen ruhigen Schlaf, während dessen sie ihre Seele aushauchte. Schon mehrere Tage vorher hatte sie den lebhaftesten Wunsch geäußert, recht bald von ihren irdischen Leiden erlöst und mit ihrem Erlöser und Seligmacher Christus vereint zu werden, dessen in reichstem Maße ihr erwiehlener Wohnsitz sie während der Krankheit oft auf das Dankbarste gedacht hatte, insbesondere, daß er durch sein Wort ihren Geist erleuchtet, dem Gange und dem Trachten nach den Freuden und Genüssen dieser Welt entfremdet und die Sehnsucht nach dem bessern Jenseits und der Ewigkeit in ihr wachgerufen habe. Daher nannte sie sich selbst auch ohne Bedenken filia Dei. Abnehmend verhielt sie sich sehr, wenn Bekannte und Freunde, welche ihr während des Krankenlagers einen Besuch machten, sie mit der Aussicht auf baldige Wiedergenesung und Beseitigung zu trösten suchten und versicherten, sie habe durchaus nicht Lust, von dem erlöschten Ende aus den Anfang (a calce ad carceres) zurückzukehren. Auf die Frage eines frommen Priesters, welcher ihr wahrscheinlich einige Stunden vor ihrem Tode noch das Abendmahl gereicht hatte, „ob sie noch etwas auf dem Herzen habe, was sie peinige und ihr Schrupel verursache, erwiderte sie, „daß der Teufel sie volle sieben Jahre in Versuchung zu führen und vom rechten Glauben abwendig zu machen versucht, in letzterer Zeit aber, wie wenn er alle Pfeile verschossen, sie gänzlich unangefochten gelassen habe, sie fühle nun die größte Ruhe und den tiefsten Frieden Christi in sich.“ In dem oben angeführten Briefe demüthigt Grundler zugleich Curio davon, daß seine verstorbenen Frau noch auf dem Todtenbette einen Brief an ihn eingelen, aber nicht habe vollenden können, welchen er nicht einigen dem Curio gewidmeten griechischen Psalmen und Epigrammen überfendete. Auch spricht Grundler die Beforgnis um das fernere Wohl seines jugendlichen Schwagers aus, dessen Erziehung und weiterer Ausbildung er selbst, durch seine mannich-

fachen Berufsgefhäfte und Pflichten behindert, ſich nicht ſo wie es geſchehen müſſe und wie er es wünſche, widmen könne, und es ſei doch einer ſeiner ſchönſten Wünſche, daß der Jüngling in die Fußſtappen ſeiner Schwestern und Lehrerin treten möge. Daneben enthält der Brief die Bitte, Olympias Mutter in einer möglichſt ſchonenden Weiſe auf die Trauerbeſuchung vorzubereiten. In einem vom Anfang Januar 1556 datirten Schreiben an die Mutter Olympias entliehe Curio ſich dieſes ihm von Grunbler gewordenen Auftrages und bot alles Mögliche auf, mit Gründen der Religion und der Bibel entnommenen Troſtſprüchen, der fern lebenden Mutter die Nachricht von dem Tode ihrer Tochter einigermaßen erträglich zu machen. Olympias Tod wurde alſo ihrer Familie erſt ziemlich ſpät bekannt. Gleichſeitig ſprach zum Troſte der Mutter Curio die Verſicherung aus, dem jungen Emil demnächſt zu ſich zu nehmen und nach beſten Kräften für deſſen priſtiſchen Wohl zu ſorgen, weſern nicht das total in Verfall gerathene Schweifeln ſie Heidelberg baldigſt die dringenden nothwendigen Reform erfahre und darauf für den mit den beſten Anlagen begabten Jüngling größere Fortſchritte zu hoffen liege. Die Ehe Grunblers mit Olympia hat nicht ganz fünf Jahre gedauert. Sie kann mit Recht eine ſehr glückliche genannt werden; gegenſeitige Achtung vor der beiderſeitigen Geſchicklichkeit und Tugend hatte ein feſtes Band um die Ehegatten geſchlungen. Olympia ſagt in Briefen an Freunde und Bekannte ſtets von ihrem Manne: qui mihi vita carior, quo mihi nihil in vita carior; ſie ſchätzte es als ein ſo hohes Glück für ſich an, Grunbler zum Ehemanne bekommen zu haben, daß ſie es dagegen als etwas ſehr geringes bezeichnede, wenn ſie ſelbſt mit ihrer ganzen Familie von der Gnade des Hofes in Ferrara noch ſehr mit Reichthümern bedacht und mit Ehren überhäuft worden wäre; der Aufenthalt an jenem Hofe — geſand ſie ſelbſt — ſei für ſie nur eine Laſt und das Hinderniß geweſen, göttlicher und erhabener Gedenken und Handlungen ſich ſelbſt zu machen und habe ſie von der Beſchäftigung, welche ihr in ſpäteren Jahren ſo viel Befriedigung und Troſt gewährte, dem Studium der heiligen Schrift, ab- und ferngehalten. Italien war ihr überhaupt verleidet und ſie geſand in einem Briefe an Curio ein, daß ſie mit der Abſicht nach Deutſchland gegangen ſei, die ingrata patria Italien nie wieder zu ſehen. Ein gewiſſes Intereſſe war ihr, wie erſcheinen wiß, ſoſt gegen ihren Willen, dennoch an Italien geblieben; dortige Freunde erſuchte ſie oft ſchriftlich um Nachricht über italiäniſche Zuſtände. Auch auf dem Todtenbette ſchrieb Olympia, welche auch während ihrer Krankheit und Bettlägerigkeit, ſoweit ihr Zuſtand dieſes überhaupt geſtattete, den Briefwechſel mit ihren gelehrten Freunden ſtets fortgeſetzt hatte, einige früher in Schweifurſt angefertigte Gedichte, deren Manuſcript bei dem Brande der Stadt mit zu Grunde gegangen war, auf Carlos Bitte für dieſen aus dem Reſte und ſo gut ſie ſich deren noch erinnerte, auf und überſendete ſie ihm mit dem Erſuchen, an deſſelben die Rolle des Ariſtarch zu übernehmen und nach Gutdünken zu verbeſſern. Olympia ſtarb am 26. October 1555 in den Nachmittagsſtunden in einem Alter von etwas über 28 Jahre. Grunblers Schmerz über den Verluſt der theuern Gattin, an welcher er mit größter Zärtlichkeit hing, war ſo groß und übermächtig, daß er in ſtummer Verzweiflung nicht einmal durch Thränen ſeinem gepreßten und gebeugten Herzen Erleichterung verſchaffen konnte; der ſtille Gram riß ihn bald auf und er ſelbſt ſowohl als ſein junger Schwager überlebten die Olympia nur um wenige Monate. Nach einem von Grunbler auf dem Sterbelager geäußerten Wunſche, wurde der Sarg mit ſeiner Leiche in eine Gruft an der Seite ſeiner Frau eingetaſcht, auf Veranſtaltung von Freunden der Familie ſpäter auch noch

Olympias Bruder in deſſelben Grabe beigeſetzt. Das gemiſchſchaftliche Grab in der St. Petriſche in Heidelberg ſchmückt ein Gedenkſtein mit doppeltem Epitaphium von Wilhelm Raſcalon, einem Heidelberger Kollegen Grunblers. Daſſelbe lautet für Olympia:

Virtuti ac memorie Olympiæ Moratæ, Andreae Fulvii Morati Ferrariensis philoſophi filiae, Andreae Granthieri medici conjugiæ lectiſſimam foeminam, cuius ingenium ac ſingulari ubique lingue cognitio, in moribus autem probitas ſummamque pietatis ſtudioſum, ſupra communem modum ſemper exiſtimata ſunt, quod de ejus vita hominum judicium beata morte ſanctiſſimæ ab ea obita divino quocumque confirmavit teſtimonio. Obiit mutato ſolo a ſalute DGV ſupra mille, ætatis viæ XXIX. Hic cum marito et Aemilio fratre ſepulta.

Für Grunbler:

Andreae Granthiero Snevfordiano, magnæ peritiæ viro, medico et philoſopho, qui ſimulacque ſchola, in qua vixit ad exitio artem proſtrati cooperat, peſtis metu hic diſſiparetur, ſolvi a corpore exoptavit, proque ſoluto ſolatus eſt, non tædio ſolo amine incomparabilis exempli ſociæ ac conjugiæ Minervæ suæ (erat enim in omni fortuna homo modetiſſimus) ſed ut ex denas hac rerum coeleſtium ignoratione in lucem traductus ab errationibus Denam non amplius offenderet. Hic in ſpem reſurrectionis quieſcenti ſodalit ſodalit, medicus medico Gubertinus Raſcalonis poſuit.

Die vielen Epigramme, Epitaphien und Apotheoſen, welche ihr in griechiſchen und lateiniſchen Verſen nach ihrem Tode gewidmet wurden, z. B. von E. S. Curio, Joh. Herold, Valthazar Caſtillonius, Libertus Cognatus Kegeranus, Theodor Zwinger, Philipp a Marais, Hieronymus Angenoffus, Carolus Udenhofius, Chilianus Sinapius, Jacobus Micellus und Andere, ſind pp. 244 bis 250 der älteren Ausgabe abgedruckt.

Die in der von Curio veranſtalteten, oben beſchriebenen Ausgabe uns erhaltenen Schriften machen nur einen ſehr geringen Theil ihrer verfaßten geiſtigen Producte aus, bei Britten das Weiße iſt in dem Brande von Schweifurſt eine Beute der Flammen geworden, von dem wirtlich aus dem Brande Geretteten oder ſpäter Geſchriebenen Weiße nur durch Carlos angeſtandene Bemühungen und eifrige Recherchen danach bei Freunden und Gelehrten, mit welchen Olympia in Verbindung ſtand und deren nicht wenige waren, zuſammenggebracht und uns überliefert worden. Was den Werth ihrer Schriften betrifft, ſo ſind die Urtheile darüber in den verſchiedenſten Werthſchätzungen doch ſo ziemlich auf daſſelbe hinauslappend und übereinflimmend, und zwar, wie es mir ſcheinen wiß, gar ſo überſchwänglich lobend und übertrieben. Curio ſagt in Bezug darauf: Ex his quæ ſuperius ſpecimen capere quis potest religioſum (ſc. quæ interiorum) quæque ex ungue leonem, ut dicitur, æſtimare, nennt ſie bei einer andern Gelegenheit (Epist. II, 20) Italiæ decus, ſæculi lux und ſtelte ſie geiſtig und wiſſenſchaftlich hoch genug, um ſich ein Urtheil über einige ſeiner nach dem Erſcheinen ihr zugeſendeten Schriften zu erlauben. In einem Briefe an Joſeph Buteſius ſchildert er ſie ſo: Fuit literis et diſciplinis tum Græciæ tum Latiniæ ſupra quam quis credere poſſet excolta et ſcientia religionis illuſtrata, und in einem andern Briefe wird ſie von ihm mulierum decus et ornamentum ſingulare, pietatem patriſ imitata genannt. Baſilius Joann. Anton. Herolds Schilderung von Olympia lautet: Forma muliebri, ingenio hominæ majori, animo quo ſolum Chriſtum caperet, ſperneret mundum totum. Ceſtine Gaſcagninus ſagt von ihren Briefen, ſie ſeien Muſis dictantibus geſchrieben und nicht einmal der Gott Romas ſelbſt könne mit Grund daran etwas ausſetzen, von ihren Abhandlungen über Cicero, daß dieſe die Venereſ Graſiaque paternæ repræſentiren und ſchreibt ihr ein ingenuum ſentiſſimum,

plenum leporis et eruditiois und eine felix et praedivus verborum suppellex et argumentorum copia zu. Auch Pubertus Thomas Ecodius, der sogenannte Communes seines Jahrhunderts, spricht in den *Annales de vita et rebus gestis Frederici II. Electoris Palatini* p. 292 in der schmeichlichsten Weise sein Urtheil dahin aus: Olympias, si laudes recto dicere velis, Lesbiam Sappho vero diceres. Und Franciscus Medius, in den *Lectiones nov-antiquae* p. 49 sagt, nennt sie virgo lectissima und fährt dann fort: Quae (scilicet ingenii Olympiae monumenta) ego cum his diebus forte loquerem, doleremque fructum uberrimum qui ex ejus studiis, si modo illa maturuisset, ad omnes maximeque amantes optimarum artium pariter et pietatis studiosos redimere potuisset, immaturo illius obitu tanquam calamitate quadam repentina subito interceptum etc. Über ihr Schicksal läßt er sich folgendermaßen aus: Talia et tam acerba tulit dum vixit, ut numerum malorum cum quibus assidue conflictata fuit inveniit et ad casum quibus eam cum hominum perfidia, tum bellorum atrocitas aliaque quae commemorare nihil attinet exercere varietatem respiciens, non ausu decessisse videri non debeat. Voll ihres Lebens ist auch P. G. Gualdus, *Opp. Tom. II.*, p. 575. Puella supra sexum ingeniosa; nam non contenta vernaculo sermone, Latinae et Graecae linguae apprime erudita, miraculum fore omnibus, qui eam audiant, esse videtur; ähnlich sagt Hieronymus Freber, *Fascic. poem. Graec.* p. 80 über sie: Poemina Graeco et Latine supra aetatem ac sexum docta und Andreas Rosarius nennt sie in einem Briefe: pietate et eruditione clarissima, bezeichnen an einer andern Stelle: mulierum tum castitate et pietate tum Sapientia decus, welchem sich noch Carol. Melināus anschließt: Poeminarum decus, doctissima et Christiana. Mit besonderer Rücksicht auf ihre Gedichte ist sie von Gilbertus Cognatus Rojorensis und von E. S. Curio mit Praetia, Sappho und Gerinna verglichen, ja ihr noch der Dingen der Vortag gegeben. Das wichtigste und maßvollste Urtheil über sie findet sich bei Don. Georg. Morhof, *Polyhist. L.*, p. 508: „Non est omnino eloquentiae Latinae gloria privanda“; ich stimme damit vollständig überein. Tiraboschi, *Storia della Letterat. Ital. Tom. VIII. vol. 3.*, p. 1197, spricht ihr ein talento raro zu und beklagt von seinem Standpunkte aus lebhaft ihre religiöse Betrügnung und den Uebertritt zu den errori de' Protestanti, welcher allein die Ursache ihres wenig glücklichen Lebens gewesen sei und die Schuld daran habe, daß sie so wenig des sonst wohl verdienten Ruhmes gefunden habe.

Olympias und erhaltene Schriften sind folgende: 1) Drei Abhandlungen über Ciceros Paradoxa, welche sie in einer ausgearbeiteten Gedächtnissschrift am Hofe von Ferrara vertug. 2) *Elogium Mucii Scaevola*, Lateinisch und Griechisch. 3) Lateinische Uebersetzungen der Reden Pompeians und Reden des Decacius. 4) Einige Dialoge. 5) Zwei Bücher Briefe. 6) Zwei Bücher griechische und lateinische Gedichte, meist religiösen Inhalts.

Am Schluß mögen noch einige kurze Bemerkungen über die Eingangs erwähnte von E. S. Curio besorgte Ausgabe der Schriften Olympias eine Stelle finden. Dieselbe ist der wahren Patrocin der christlichen Kirche, der Königin von England, gewidmet. Über den bei der Ausgabe befolgten Plan äußert sich der Herausgeber in der Vorrede dahin: er habe außer Olympias eigenen Schriften auch noch mancherlei in Betracht kommende und vernunft Schriften Aenderer, theils Schreiben Fremder zu Olympias, theils Urtheile über die letztere, ihre Gelehrsamkeit und

wissenschaftliche Bedeutung, aus dem Grunde beigegeben, damit ein Jeder sich zu überzeugen Gelegenheit habe, daß er, der Herausgeber, die italienische Frau, seine Landsmännin, nicht höher stelle, als er zu thun wirklich Berechtigung habe. Einen Werth haben diese Beisagen allerdings insofern, als sie für die Erkenntniß der Lebensumstände und Schicksale Olympias als eine zuverlässige Quelle angesehen werden können, in eine Ausgabe den Olympias Schriften gehören sie aber fehlend nicht. Zur Herstellung dieser Ausgabe durch Curio gab auch Gbilianus Sinarius die noch in seinen Händen befindlichen Briefe und Schriftstücke Olympias heraus und unterließ nach dem Tode seines Bruders Johann, dessen einziger Tochter Verwund und Vermögens-Kurator er wurde, zu demselben Zwecke die von jenem nachgelassene Bibliothek und Correspondenz. Das Aufgefundene überließ er vollständig und bereitwillig an den Herausgeber. Dieser hatte in der Vorrede zur ersten Ausgabe, für einen etwa nöthigen neuen Abdruck, um Mittheilung hier und da etwa noch verborger Schriften und Briefe Olympias gebeten. Andreas Campanus, welcher dies gelesen hatte, lieferte durch Uebersetzung von fünf noch nicht gedruckten Briefen Olympias an den Herausgeber einen Beitrag für die Vermehrung und Vervollständigung des folgenden Abdrucks. Eine neue Ausgabe der Schriften Olympias, welche das Angehörige von dem Zusammengehörigen scheidet und fähig, dabei die mit Wichtigkeit, theils durch die einzelnen Stellen unterstehende bestimmte Latierung, theils aus dem Zusammenhang mit Sicherheit zu erkennen und festzustellende chronologische Ordnung beobachtet und auf diese Weise die Übersicht erleichtert, wäre, zumal der Text der mehrfach bezeichneten Ausgabe an unzähligen sinnentstellenden Druck- und Sprachfehlern harzt, sehr wünschenswert.

Statten.

Zeitung des nördlichen Italiens.

Von Ludwig Heiger.

II.

Unter den wöchentlich — richtiger viermal im Monat — erscheinenden Zeitungen Turins nenne ich zuerst: *Il Pinta*, „artistisch-literarisch-theatralisches“ Blatt. Ob es seinen nicht sehr anheimelnden Namen mit Recht trägt, vermag ich nicht zu bestimmen: jedenfalls klingt kein Lob und Tadel sel, als wenn sie mit den Wörtern der beurtheilten Personen und Zustände in naher Beziehung ständen. Der Inhalt des Blattes ist weit kürztig, als der eben angeführte Zusatz auf dem Titel verheißt, er beschränkt sich fast durchaus auf theatrale Nachrichten aus Turin und den übrigen italienischen Städten. Einen Abschnitt des Redactionstheils nehmen auch Nachrichten über abgeschlossene Engagements — besonders durch die Agentur des Blattes — ein, auch „Dienstgesuche und Anerbieten“ von Künstlern und Künstlerinnen, in welchen diese mit ihrem vollen Namen genannt und etwa in folgender Weise eingeführt werden: „... eine Sopranistin, bedürftigen Aufse, geleitet durch tausend Triumphe auf italienischen und anderen großen Theatern“ ist noch immer ohne Beschäftigung. Daß der Kempten Hofenbach „Hofenbach“ genannt wird, ist für die, welche wissen, in welcher Weise italienischeblätter fremde Namen und Dinge behandeln, keine auffällige Erscheinung, aber kein besonderes rühmliches Zeugnis für die Kenntnisse des Blattes.

*) Diese lateinischen Uebersetzungen aus Decaccio, welche, wie dies Gbilianus Sinarius bezeugt, in Olympias früheste Jugend fallen, haben aus diesem Grunde, in Bezug auf stilistische Korrektheit, einen besondern Anspruch auf nachsichtige Beurtheilung.

Ein ebenfalls wöchentlich erscheinendes, ganz harmloses Blattchen ist: *Il veterano*. Es dient den Interessen von alten Soldaten, krank, wie diese, an äußerster Knappheit der Mittel und ist, wie diese von Knäglichkeit zum Heere, von Liebe zur Monarchie zum zeitigen Träger der Krone befestet. Diese Liebe zeigt es besonders in einer Reihe von interessanten Artikeln über den König Karl Albert, dessen Tod nun bald ein Vierteljahrhundert her ist; die Knäglichkeit an das Heer durch Erinnerungsblätter an den auch von den übrigen Blättern schmerzlich betrachteten, kürzlich gestorbenen General Serieri.

Dem harmlosen Blatte müssen wir dann die weniger, oft gar sehr wenig harmlosen Blätter anreihen. Turin besitzt solcher satirischer Blätter nicht weniger als drei, von denen eins: *Il Fischietto*, wöchentlich dreimal, die beiden übrigen: *Il Pasquino* und *Il diavolo*, wöchentlich einmal erscheinen. Die beiden erscheinen in sehr hübscher Ausstattung und in ständlichen Kreisen werden sich mehr an die gebildeten Klassen, das letztere mehr an das Volk. Alle drei haben keine entpöhlischen Vertreter der Regierung und grimmige Feinde der päpstlichen Kirche. Viel mehr läßt sich aber über diese Blätter nicht sagen; denn den Werth und die Bedeutung eines Blattes zu erkennen, welches so eng mit den Selbstkeiten der Sprache, mit den Eigentümlichkeiten der Stadt und des Landes verwaehen ist, wird dem Fremden schwer, ja überhaupt unmöglich. Aber eins bemerkt man doch: nämlich die Rücksichtslosigkeit, welche in Sprache und namentlich in Bild gegen die Minister und selbst gegen den König, nun von den Nachschobern anderer Länder nicht zu reden, geübt wird, eine Rücksichtslosigkeit, die allerdings ein gutes Zeugniß von der Freiheit der hiesigen Preßhände ablegt, aber ein ziemlich schlechtes von dem gesellschaftlichen Anstande, dessen Beobachtung auch Blättern Pflicht sein sollte.

Endlich ist noch von einem Wochenblatte zu reden: *Serata Italiana*, *lettare per le famiglie*, das zwar in Turin erscheint, aber für ganz Italien bestimmt ist und jetzt noch in seinem ersten Jahrgange steht. Die nämlich Italien bis vor Kurzem kein illustriertes Blatt ersten Ranges besaß — die vielen kleinen Blätter machten das Aufkommen eines großen unmöglich — so hatte es auch kein würdiges Unterhaltungsblatt, das nun erst in Turin zu erscheinen angefangen hat, wie jenes illustrierte in Mailand. Die *Serata*, wöchentlich in einem hübsch ausgefalteten Quartbogen erscheinend, zählen zu ihren Mitarbeitern die bedeutendsten jetzt lebenden italienischen Schriftsteller, z. B. J. de Amicis, M. de Unbornatis, M. Pessona, und sind ein gut redigiertes, ziemlich reichhaltiges Blatt. Allerdings ist es durchaus der leichteren Unterhaltung gewidmet und schließt darum wissenschaftliche Artikel aus; trotzdem herrscht in dem, was es bietet, angenehme Abwechslung: größere und kleinere Erzählungen, Skizzen, viele Gedichte, römische Chronik, Kunst- und Literaturberichte aus Mailand. Wenn das junge Unternehmen durch seine Originaturnovellen der Übersetzungs-Fabrikarbeit etwas entgegenwirken könnte, welche in den Penultimen fast aller Zeitungen und in manchen besonderen Publikationen betrieben wird, so thäte es schon ein gutes Werk und dürfte mit seinem Erfolg zufrieden sein.

Ich bin, wohl nicht mit Unrecht, bei den beiden Hauptplätzen Oberitaliens: Turin und Genua — denn Florenz und Venedig verdienen wegen ihrer Eigenartigkeit eine besondere Betrachtung — länger stehen geblieben und darf nun bei den übrigen Plätzen schneller vorübergehen. Die einzelnen Städte mögen nach der Reihe, wie sie berührt werden, genannt und ihre Zeitungen kurz besprochen werden.

Varia liegt nahe genug an Mailand, um sich von dieser Stadt mit Neuigkeiten versorgen zu lassen, aber es wäre seiner Bedeutung als Universitätsstadt und seinem altbewährten Rufe gänzlich untreu, wenn es nicht ein eigenes Blatt besäße. Und wirklich hat es sogar deren zwei, wöchentlich zwei oder dreimal erscheinende: Erstes: *Il Patriota*, das offizielle Blatt für Stadt und Provinz, das aber zu patriotisch ist, um sich mit deutschen Dingen zu beschäftigen, und daher den „Reichsanzeiger“; *Il Monitor* und den Münchener Erfinder der neuesten Telegraphenverbesserungen mit dem eher chinesisch klingenden Namen: *Hoer Kon Kor* nennt; sonst Regierungspartei, Stadtrathesverbändungen, politische und vermischte Nachrichten bringt. Mit ihm in beständigem Streit liegt das zweite Blatt *Varia*: *La libertà*, das sich „demokratische Zeitung“ nennt, was seiner republikanischen Orientierung kein Hehl macht und wegen dieser nicht selten mit den Gerichten in Konflikt kommt. Es ist ferner bittig antiklerikal und verfolgt deshalb mit theilnehmender Aufmerksamkeit die kirchlichen Kämpfe in Deutschland und der Schweiz; es sucht seine Volkswissen dadurch zu erfüllen, daß es besonders der ökonomischen Lage des Volks vielfache Berücksichtigung schenkt und in seinem Feuilleton belehrende, geschichtliche und naturwissenschaftliche Artikel bringt.

Nach Bercelli, wohin mich wissenschaftlicher, diehmals selber unbelohnter Eifer führte, hat seine zwei Zeitungen, die natürlich, — denn sonst würden sie eben nicht beide da sein, einander feindlich gegenüberstehen. Und wie die beiden Rüstkorps der guten Stadt — die Bücherei und die Militärkapelle, sich dicht hintereinander am Sonntag Abend auf der Piazza Savour, die durch ein ziemlich miltungenes Denkmal des großen Staatsmanns, zum Theil ausgefüllt, um nicht zu sagen geleert ist, hören lassen, um ihre Kräfte zu messen und eine vergleichende Beurtheilung zu ermöglichen, so erscheinen auch diese beiden Zeitungen, jede einmal die Woche, dicht hintereinander, die ein Donnerstag, die andere Freitag. Beide Blätter vergnügen, da sie darin mit den schnell erreichbaren Mailänder und Turiner Blättern nicht weichen können, vollständig darauf, politische Mittheilungen zu bringen, sie sind nur städtischen Angelegenheiten gewidmet und wegen verschiedener Auffassung derselben im Streite.

In Cremona hat sich gleichfalls bereits seit zehn Jahren das Bedürfnis herausgestellt, der älteren, zweimal wöchentlich erscheinenden, offiziellen Zeitung: *Corriere Cremonese*, eine jüngere Schwester: *Popolano Cremonese* an die Seite zu stellen, die freilich nur einmal wöchentlich ausgegeben wird. Die von ihr behandelten Gegenstände sind aber keineswegs bloß städtischer Natur. Vielmehr bevorzugt das Blatt, die speziellen Angelegenheiten nicht verachlässigend und auf Mittheilung von Neuigkeiten vollständig verzichtend, allgemeine Fragen und bespricht dieselben mit geringer Schärfe, tadelt die Bürgerschaft wegen ihrer Theilnahmslosigkeit am politischen Leben und die Regierung wegen ihrer Rücksichtslosigkeit gegen konstitutionelle Vorurtheile. Dagegen berücksichtigt das größere — Stadt- und Kreisblatt, wie wir es wohl bezeichnen würden — politische Neuigkeiten, Berichte und Notizen über städtische Angelegenheiten, und über Männer, welche durch ihre Geburt der Stadt angehören, und sucht in Zeitartikeln in nicht ungeschickter Weise die Maßregeln der Regierung zu verteidigen, ihre Verdienste darzulegen und daher zu ihrer Vertheidigung durch freundliche Wahlen anzuregen. Neben der Vertheidigung der eigenen Partei steht die Betämpfung der feindlichen, der republikanischen, der, ihren Grundfagen nach, das Recht abgeprochen wird, sich in der Kammer vertreten zu lassen, der jungen und alten Einflüsterer, deren Vereinigung ironisch begrüßt wird.

Brescia zeigt, gegenüber den eben besprochenen kleineren Städten, seine Bedeutung schon dadurch, daß es täglich, eine sogar in Morgen- und Abendausgabe erscheinende, größere Zeitungen beisteht. Beide Blätter machen schon äußerlich einen für eine Provinzialstadt ganz stattlichen Eindruck, dem sie auch durch ihren Inhalt ziemlich entsprechen. Nur zeigt sich hier das Auffallende, daß das offiziellere Blatt: *La provincia di Brescia* — offiziell freilich nur für die *Camera di Commercio* und *Comizio agrario* — das freisinnige und das andere *La sentinella Bresciana* ein schlecht vertheiltes offizielles Blatt ist. Diese Eckenung giebt sich schon in der hässlichen Art und Weise kund, in welcher von den Redactoren gesprochen wird, während diese sonst bei den Typographenblättern eine merkwürdig form- und rücksichtslos ist, des Weiteren natürlich auch in den Artikeln, die, der Schärfe nach rechts und links entbehrend, den Mangel selbstständiger Meinung bezeugen. Inhaltlich aber ist das Blatt bei weitem reicher als sein christlicher und freisinniger Nebenbuhler und bringt besonders vom Auslande ausführlichere, gut orientirte Mittheilungen.

Und endlich Verona. Wie ein Jeder, der diese Stadt zum ersten Male betritt, eilt sie seine Schritte nach dem auch in seinen Flecken großartigen römischen Theater, der *Arena* lenkt, so mag er auch zuerst nach dem gleichnamigen Blatte greifen. Stünde auf seinem Titel nicht der Beisatz: *letterario*, der größere Erwartungen erregt, ohne daß der Inhalt sie erfüllt, so wäre am Blatte nichts anzusetzen. Es ist ein gut-liberales Mittelblatt, das freisinnige Ansichten bezieht und bekennt, ohne in Verherrlichung oder behändige Herabsetzung der Regierung sich einzulassen. Interessant ist es, auch bei diesem Blatte, das schon dem Geleite des ehemaligen Veneziens entkam, zu beobachten, wie sehr der Einheitsgedanke auch in äußerlichkeiten herrschend geworden ist: der römische Brief, der in seiner Nummer steht, übertrug an Ausdehnung und Bedeutung alle übrigen Artikel des Blattes.

Nach weniger politisch erregt ist die *Alleanza, corriere Veronese*. An Umfang dem oben genannten Blatte gleich, ist sie an Inhalt weit ärmer, indem sie außer einem Leitartikel, der auswärtige und einheimische Artikel bespricht, aller selbstständigen Berichte entbehrt. Statt derselben enthält das Blatt viele kleinere Mittheilungen und besonders südliche Nachrichten, welche dem Leserfreis des Blattes wohl wichtiger sein werden, als die großen Weltbündel.

Und am endlich von dem friedlichen Verona das allerfriedlichste, nämlich das offizielle Blatt nicht unerwähnt zu lassen, so geben wir zum Schluß, ohne durch die Stellung einen Mangel an der nöthigen Achtung zeigen zu wollen, der *L'Adige*. Es ist ein großes Blatt, mit merklich geringem Inhalt, das nicht, wie seine Namensschwester, reich den Pluthe wölft, sondern in dem gedruckten Bette ziemlich träge dahinschliefet.

Doch würde man sich eine solche Vertheilung machen, wenn man diese drei überaus gemäßigten Veroneser Blätter als Maßstab für die politische Gesinnung ganz Veneziens nehmen wollte, und meinte, daß diese Provinz, der letzte größere mit dem Königreich Italien vereinigte Länderkomplex, ihre Dankbarkeit für die endlich vollzogene Vereinigung durch vollkommenste Friedlichkeit bezeugen wollte. Daß dem nicht so ist, beweisen die Zeitungen des rührigen Padua, ganz besonders Venedigs, die aber zu zahlreich und selbständig sind, um in dieser Übersicht Platz zu finden.

Frankreich.

Sulpis Testament.

Das Testament des Staatsmannes, welcher eine Zeit lang die Geschicke Frankreichs mitgesteuert hat, darf wohl auch als ein Zeugnis für die entschieden religiöse Stimmung unserer Zeit betrachtet werden, die sich in immer größerem Umfange kundgiebt. Das protestantische Blatt *le Christianisme* am XIX. d. d. theilt die erste Seite dieses Testaments mit, welche eine Art von Glaubensbekenntnis enthält, und folgendermaßen lautet:

„Ich sterbe im Schoße der christlichen reformirten Kirche Frankreichs, in der ich geboren und in der geboren zu sein ich mich freue. Stets in ihrer Gemeinschaft verharrend, habe ich von der Gewissensfreiheit Gebrauch gemacht, welche sie ihren Gläubigen in ihren Beziehungen zu Gott zuerkennt, und welche sie selbst zu ihrer Erwinnung angerufen hat. Ich habe geforscht, ich habe geirrt, ich habe geglaubt, daß die Kraft des menschlichen Geistes hinreiche, die Räthsel zu lösen, welche Welt und Menschen bieten, und daß die Kraft des menschlichen Willens hinreiche, das Leben des Menschen nach seinen Gesetzen und seinem moralischen Zweck zu regeln.“

Nachdem ich lange gelebt, gealtert und nachgedacht habe, habe ich mich überzeugt, und verharre in der Überzeugung, daß weder die Welt noch der Mensch genüge, sich naturgemäß und aus sich selbst zu erklären oder zu regeln, allein durch die Kraft der permanenten Gesetze, welche darin herrschen, und der menschlichen Willensrichtungen, welche sich darin entfalten. Es ist mein fester Glaube, daß Gott, welcher die Welt und den Menschen erschaffen, sie erhält und bewahrt oder modifizirt, sei es mittelst jener allgemeinen Gesetze, welche wir natürlich nennen, sei es durch spezielle Akte, welche wir übernatürlich nennen, und die, gleich den allgemeinen Gesetzen, aus seiner Vollkommenheit und freien Willkür und seiner unendlichen Macht hervorgehen, welche in ihren Wirkungen zu erkennen und verstehen, doch deren Wesenheit und Zwecke zu kennen, uns verjagt worden.

So bin ich zurückgekehrt zu meiner Wiege, stets festhaltend an der Vernunft und der Freiheit, die ich von Gott empfangen, und die meine Ehre wie mein Recht auf dieser Erde sind, dennoch wieder dahin gelangt, mich als ein Kind in der Hand Gottes zu fühlen, in aufrichtiger Ergebung, in meinen so großen Antheil von Unwissenheit und Schwäche.

Ich glaube an Gott und verehere ihn, ohne den Versuch zu machen, ihn zu begreifen. Ich sehe ihn gegenwärtig und danke, nicht allein in der festbestimmten Ordnung der Welt und in dem verborgenen Leben der Seelen, sondern auch in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften, besonders im Alten und Neuen Testament, Denkmale der Offenbarung und der göttlichen Thätigkeit durch die Vermittelung und das Opfer Unseres Herrn Jesu Christi zum Heile der Menschheit.

Ich beuge mich vor den Geheimnissen der Bibel und des Evangeliums, und ich halte mich außerhalb der wissenschaftlichen Erörterungen und Lösungen, durch welche die Menschen sie zu erklären gesucht haben.

Ich hege das Vertrauen, daß Gott mir gestattet, mich einen Christen zu nennen, und ich bin überzeugt, daß wir in jenem Rechte, in das ich wohl bald eingehen werde, den rein menschlichen Ursprung und die Nichtigkeit der meisten unserer irdischen Erörterungen über die göttlichen Dinge klar sehen werden.....“

Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich.

III.

Was ist nun zu thun, da wir weder an die Traditionen früherer Jahrhunderte anknüpfen, noch eine Reform auf dem Wege des natürlichen Fortschrittes der Geister hoffen dürfen? Da es gefährlich ist, den Einzelnen die Freiheit zu geben, die Fehler des Staates zu verbessern, da der Staat außer Stande ist, eine durchgreifende Reform des höheren Unterrichtes in die Hand zu nehmen, soll man deshalb untätig bleiben? Keineswegs. Der einzige Weg aus diesem Labyrinth dürfte der Versuch sein, ob sich nicht im Einzelnen Reformen einführen ließen, deren Nutzen in die Augen springt und die einfach und ohne das bestehende System zu erschüttern, bewerkstelligt werden könnten. Einmal eingeführt, müßten sie alsdann im höheren Unterricht das schöpferische Prinzip werden, durch welches sich die Umgestaltung allmählich ganz von selbst vollziehe. Frankreich könnte Ministerien und Regierungen fügen, die allgemeine Reform müßte trotzdem langsam, aber sicher von Statten gehen. Statt schlecht vorbereiteter Gemüthern aufzureden zu werden und überschüßigen Gewohnheiten feindselig entgegenzutreten, entwickelte sich das System nach und nach, beseitigte nimmerlich ein Hinderniß nach dem anderen, schuf neue sich beseitzende Gewohnheiten.

Die hier angezeichnete Reform läßt sich aus dem bereits Gesagten folgern. Der Zweck des höheren Unterrichtes ist einerseits, den Geschmack an den Traditionen der wissenschaftlichen Forschungen zu pflanzen, andererseits die geistige Einheit der Nation herzustellen, indem er dem intellektuellen Leben Anfang und Mittelpunkt giebt. Frankreich kann diesen Zweck nicht erfüllen, weil es den Fakultäten der Wissenschaft und der schönen Künste an ersten Zuhörern fehlt und sie in Folge dessen keinen ersten Unterricht erteilen; es müssen ihnen mithin solche Zuhörer geschaffen werden. Der Staat kann nur von einer einzigen Kategorie junger Leute einen längeren oder kürzeren Besuch der Fakultäten fordern, ohne dadurch den Schein der Übertreibung auf sich zu laden, nämlich von den Aspiranten zum Professorat. Ja, diese Forderung kann sogar in eine Wunsch umgewandelt werden, indem man die fünf Jahre, die in einer Subalternstellung zugebracht werden müssen, durch einige Jahre freien, anziehenden Studiums ersetzt. Gerade für die Mitglieder des Lehrkörpers ist aber die Theilnahme am höheren Unterricht unerlässlich, denn sie allein können den wissenschaftlichen Geist durch das ganze Volk verbreiten. So viel Universitäten man auch besitzt, würden sie doch immer nur von einer schwachen Minorität, der Elite der Jugend, besucht werden. Es genügt aber, daß alle Lehrer an den Sekundarschulen und an den Normal-Primarschulen höheren Unterricht genossen haben, um den Geist, von dem sie durchdrungen werden, allmählich durch die ganze Gesellschaft zu verbreiten. Die Reform, welche ich vorschlage, heißt also: die Verpflichtung für alle junge Leute, die sich dem öffentlichen Unterricht widmen wollen, sich drei Jahre in einer Stadt, wo sich eine Akademie befindet, aufzuhalten, um dort unter Leitung der Fakultäts-Professoren zu arbeiten.

Die Resultate einer solchen Maßregel würden nicht lange auf sich warten lassen. Unsere Fakultäten würden wieder zahlreiche Zuhörer bekommen und dadurch in die Möglichkeit versetzt werden, einen wirklich wissenschaftlichen Unterricht zu erteilen. Man kann die Zahl der auf diese Weise den Fakultäten jährlich zugeführten Schüler auf vier bis fünfhundert veranschlagen, und sie würde sich noch bedeutend vermehren, wenn man diese Bestimmung

auch auf diejenigen ausdehnte, welche sich dem Privatunterricht widmen.

Die Professoren der Fakultäten brauchten einem solchen Auditorium gegenüber nicht mehr zur Anlockung durch Phrasenschwall ihre Zukunft zu nehmen und mit dem Charakter würde der Unterricht auch die Form ändern. Das sogenannte große Publikum brauchte gar nicht ausdrücklich ausgeschlossen zu werden, es bliebe von selbst weg; an die Stelle der großen Amphitheater, wo die Menge sich häuft und drängt, könnten kleinere Säle mit Tischen treten, an denen man Notizen machen könnte. Die Studierenden müßten vorher eingeschrieben werden, ihre festen Plätze haben, und gestattet man den gelegentlich kommenden Zuhörern wirklich noch den Zutritt, so dürfen sie nur die Plätze einnehmen, die noch frei sind. Der Professor würde bald einsehen, daß für seinen jetzt vollständig umgekehrten Unterricht, in dem er den Schülern nicht nur die Resultate seiner Arbeit, sondern den Gang seiner Forschungen selbst darzulegen hätte, in welchem er sie mit seiner Methode bekannt machte und sie übte, selbständig zu arbeiten, etliche Stunden in der Woche nicht genügen; er würde deren Zahl vermehren, ohne daß diese neue Art des Unterrichtes ihm mehr Mühe verursache als die literarischen Kompositionen, mit denen er sich früher abquälte. Auf diese Weise könnte sich eine Verbesserung des höheren Unterrichtes vollziehen, ohne daß der Staat weiter etwas dazu thäte, als daß er den Fakultäten Freiheit zu dieser Umgestaltung ließe.

Ist der Staat indeß nicht verpflichtet, die Herbeiführung dieser Reform direkt zu bewirken, so muß er doch das Geld hergeben, um sie zu ermöglichen und zu diesem Zwecke für die meist unentgeltlichen Aspiranten des Bedürfnisses eine Anzahl Stipendien schaffen. Diese an den verschiedenen Fakultäten gegründeten Stipendien hätten, verbunden mit dem themen Leben in Paris, auch noch den Vorteil, daß sie viele junge Leute veranlassen würden, ihren Studien in der Provinz obzuliegen und das gefährbringende Leben der Hauptstadt zu meiden. Allerdings erwiesene dem Staate dadurch auch noch die weitere Verpflichtung, die Akademien in den Provinzen auf gleiche Höhe mit der in Paris zu bringen, die zerstreuten Fakultäten vielleicht an drei bis vier Mittelpunkten vereinigen und die Zahl der an denselben wirkenden Professoren bedeutend zu erhöhen, was übrigens ohne bedeutende Kosten für den Staat geschehen könnte, indem man Privatdozenten gestaltete, sich an den Fakultäten zu habilitiren.

Von dem Augenblicke an, wo ein Fakultätsprofessor neun oder zehn Stunden die Woche regelmäßig zu lesen hätte und in dieser Weise neun Monate des Jahres in Anspruch genommen wären, träte die Unmöglichkeit ein, daß er noch wie bisher mit dem für ihn sehr zeitraubenden, aber auch sehr einträglichen Amte des Examinators betraut wäre; ja man dürfte es ihm nicht einmal lassen, damit er nicht in Versuchung geriete, seine Vorlesungen in Vorbereitungen zum Examen zu verwandeln. Die Reform des Examen würde mithin ein Hauptpunkt in der Reform des höheren Unterrichtes sein, der vielleicht die größten Schwierigkeiten machte und mehr als jeder andere die Intervention des Staates brauchte, sie bedarf reichlicher Überlegung und braucht erst eingeführt zu werden, wenn die vorher angegebenen Verbesserungen vollzogen sind und das ganze Wesen des Unterrichtes verändert haben. Die wesentlichsten Züge dieser Veränderung dürften folgende sein: Abschaffung der philosophischen Klasse in den Lyceen. Das Baccalaureat ist die Sanction des Sekundärunterrichtes und wird Mitgliedern der Lehrerschaft für den Sekundärunterricht unter Aufsicht von Delegierten der Universitäts-

Reinistrazion anvertraut. Die Fakultäten nehmen nur wissenschaftliche Examen ab, die sich auf den von den Professoren erteilten theoretischen Unterricht beziehen und stellen nur in diesem Sinne Diplome aus, die für alle Studierenden leicht zu erlangen sind, an und für sich noch keinen Anspruch auf eine Anstellung im Staate geben, wohl aber nöthig sind, um zu einem solchen zu gelangen. Die für den Eintritt in einen Beruf notwendigen Examen sind praktischer Natur und werden nicht von ausschließlichen Gelehrten, sondern von Männern der Praxis, die der Staat dazu erwählt, abgenommen. — Ich sage ausdrücklich: Eintritt in einen Beruf, denn der Staat wird bald dahin kommen, die Verpflichtung eines dreijährigen Universitätsstudiums auf alle Zweige auszuweiten, für die jetzt das Bakkalaureat genügt. Außerdem wird sich bald unter den besseren Klassen die Anschauung Bahn brechen, daß ein dreijähriges Studium eine unerläßliche Bervollständigung der Erziehung eines gebildeten jungen Mannes sei.

Ich verhehle mir nicht, daß derartige Veränderungen dem Staate große Opfer auferlegen, habe aber das Vertrauen zu unserem Lande, daß es davor nicht zurückzucken werde. Heute giebt Frankreich für seinen gesammten höheren Unterricht nicht den vierten Theil dessen an, was Deutschland eine einzige Universität kostet. Man hat keinen Anstand genommen, die schon so ungeheuren Kosten für die Armee und Marine um hundert Millionen zu erhöhen, sollte man da zögern, den zehnten oder zwanzigsten Theil dieser Summe der nationalen Erziehung zuzuwenden, welche doch mindestens die gleiche Wichtigkeit hat wie die Landesverteidigung.

Gehen wir nun noch auf andere Folgen über, welche diese Reform, wenn auch nicht in nächster Zeit, aber doch unweigerlich nach sich ziehen muß. Die lediglich der wissenschaftlichen Arbeit sich hingebenden Fakultäten werden hoch über allen andern Unterrichtsanstalten stehen und auf sie einen sehr direkten Einfluß üben. Sie werden sich mehr und mehr vergrößern und in gleichem Maße an Unabhängigkeit gewinnen. Die angeordneten Reformen sind nur ausführbar, wenn der Staat den Fakultäten die Freiheit der inneren Organisation läßt und sie nicht der Autorität einer höheren Verwaltung unterworfen sind. Sie müssen ihre Professoren selbst wählen, ihr Programm selbst aufstellen, ihr Budget selbst regeln. Nur so ist eine heilsame Konkurrenz zu bewirken, welche die Mitglieder der Fakultäten zwingt, ihre persönlichen Rücksichten stets dem Interesse des Unterrichtes unterzuordnen.

Um dem Lehrkörper an einer Universität Körpergeist und hingängliche Lebendigkeit zu verleihen, wird es nothwendig werden, die vier Fakultäten der Literatur, der Wissenschaften, der Rechte und der Medizin durch eine gemeinsame Organisation zu verbinden, und damit werden wir wirkliche Universitäten haben, durch die sich wiederum eine Vereinigung der Studierenden ergibt. Sie werden besser als jetzt die sie umschlingenden Bande fühlen, an Menschenkenntniß gewinnen und gleichzeitig ohne Zeiterlust ihre Studien vertiefen, kombinieren, ja selbst mit deren Spezialität wechseln können. Mit einem Wort, Lehrende wie Lernende werden Freiheit haben.

Es ist vielleicht kühn, vergleichen voraussetzen zu wollen, und doch scheint mir, als werde es in dieser neuen Organisation der Dinge das Schicksal der Spezialschulen sein, von den Universitäten absorbiert zu werden. Diejenigen, welche bestehen bleiben, werden praktische Schulen sein, bestimmt, einer gewissen Anzahl von Studenten während oder nach ihrer Universitätszeit noch eine besondere Ausbildung zu geben. Man denke sich die Sor-

bonne, das Collège de France, die École de droit, die École de médecine, das Muséum, die polytechnische Schule, die École normale, die École des sciences politiques zu einer einzigen Universität von Paris vereinigt, und sie würde in Europa nicht ihres Gleichen haben. Errichtete man daneben noch vier bis fünf ähnliche Anstalten in den Provinzen, so würde man mehr für die Größe und Erhebung Frankreichs gethan haben, als dadurch, daß man Millionen Menschen bewaffnet, Milliarden für Kestungen und Kanonen ausgießt, ja selbst Schlachten gewinnt. Man würde dadurch aber auch dem jezt unter uns herrschenden Geist der Uneinigkeit, der Eifersucht, des gegenseitigen Mißtrauens, der uns schwächt und unsere Unternehmungen lähmt, entgegenwirken; die Streitigkeiten der philosophischen und religiösen Parteien würden verschwinden vor dem höheren Begriff Wissenschaft, die der politischen vor der höheren Idee Vaterland.

Das sind jedoch noch seltene, einer fernen Zukunft angehörige Träume, für jezt handelt es sich um beiseitene, leicht durchführbare Reformen, wie ich sie empfohlen habe. Sind sie einmal durchgeführt, so verlange ich vom Staate für den höheren Unterricht nur Eine: viel Freiheit, hätte vielleicht aber noch ein Zweites hinzuzufügen: viel Geld; das letztere jedoch erst dann, wenn der höhere Unterricht, indem er sich selbst reformirt, bewiesen haben wird, daß er die Geldopfer seitens des Staates verdiene. Die Freiheit wird aber diese Reform bewirken, indem sie den Lehrenden das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit giebt, indem sie dem höheren Unterricht die Möglichkeit giebt, sich nach den wahren Bedürfnissen des Landes in normaler und organischer Weise zu gestalten. — Ich verlange diese Freiheit vom Staate und nicht von der Individualität Einzelner, denn der Staat allein kann Schutz gewähren gegen den Geist der Ketterien und Partien. Ich verlange sie vom Staate, weil er allein im Stande ist, der Entwidlung des höheren Unterrichtes, sobald er dessen Nothwendigkeit erkannt hat, große Summen zu opfern; ich verlange sie vom Staate, weil ich darin das einzige Mittel sehe, Frankreich einen Begriff vom Staate zu geben, ohne welchen für eine Nation kein politisches Leben denkbar ist. Man identifiert in Frankreich Staat und Verwaltung, ihm dienen heißt auf seine Unabhängigkeit, auf seine Individualität verzichten; frei sein heißt bei den Franzosen nicht allein unabhängig vom Staate sein, sondern ihm feindlich gegenüberstehen. Universitäten, die abhängig vom Staate und dennoch frei sind, lehren eine Nation am besten, im Staate nicht eine despotische Administrazion zu sehen, sondern das Vaterland selbst, dem Alle angehören, Alle dienen sollen, ohne dabei unsere Freiheit oder unser Gewissen zum Opfer zu bringen.

P o l e n .

Eine polnische Uebersetzung der „Opfer“).

Ein großer und wichtiger Gewinn ist heute auf dem Gebiete der polnischen Literatur zu verzeichnen. Es ist zwar nur eine Uebersetzung, aber eine Uebersetzung des Homer, ein Werk langer, mühseliger Arbeit, das aber die Mühe reichlich beizahlet. Der schon als Uebersetzer des Horaz rühmlichst bekannte Lucian Stenieski,

*) Homers Odyseen, übersetzt von Lucian Stenieski. Selbstverlag des Uebersetzer. Krakau, 1874.

Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, ebenso als Dichter, wie als Gelehrter ausgezeichnet, hat eine vollständige Übersetzung der *Odyssée* geliefert, deren Druck eben vor einem Monate beendet wurde.

Es ist wohl schon vieles über die Übersetzungen des Homer geschrieben worden, jedes zivilisierte Volk hat sich auch bemüht, sich seine unsterblichen Werke zu Eigen zu machen; auch bei uns war man längst bemüht, sie dem Publikum in guter Übersetzung vorzuführen; die bisherigen Leistungen waren aber nicht befriedigend, vorzüglich deshalb, weil sie immer von Philologen, aber Philologen alter Schule unternommen wurden; wenn sie also auch wesentlich den Sinn des Originals wiedergaben, so waren sie doch zu schwer und unbeholfen, um in weiteren Kreisen Aufnahme finden zu können.

Nun tritt aber eine Übersetzung zu Tage, die von den alten Schulleistungen himmelweit verschieden, wirklich im Stande ist, die Kenntniß der griechischen Sprache zu verbreiten, und auf diese Art auf die allgemeine Bildung dauernd und fördernd einwirken kann. Es wäre unnütz, hier die einzelnen Schönheiten der Übersetzung des Hübners zu besprechen, es sei nur darauf hingewiesen, wie der Übersetzer es verstanden, jenes Produkt der klassischen Zeit und als belehrende, anziehende und spannende Lektüre darzustellen. Der Übersetzer hat den Platz derjenigen verlassen, die mit Homers Werken auch seine Form notwendig verbunden denken und dies ist nun, speziell was die polnische Sprache anbelangt, mehr als gerechtfertigt, da diese Sprache kein eigentliches Silbenmaß besitzt und bisherige Versuche, alte rhytmische Formen anzuzeigen, kein befriedigendes Resultat erwießen. So war also der Hexameter überhaupt unmöglich, weil besonders der Daktylus im Polnischen nur künstlich hervorzubringen ist, und gewöhnlich durch Trocheen und Anapäste vertreten wird. Es war aber schon eine Form gegeben, die nach Rieflewiez Vorgang im Epod Bürgerrecht erlangt hat, der dreizehnheilige weithin gereimte Vers. Biewohl es nun fremdartig erscheint, Homer in so modernem Kleide zu sehen, so muß man doch bei näherem Eingehen gestehen, daß der Übersetzer hiermit einen sehr glücklichen Griff gethan und den einzig richtigen Weg gefunden hat.

Was nämlich durch dieses Modernisiren an Rhythmus, Würde und Feierlichkeit verloren ging, wurde genaugam ersetzt durch eine edle gemöhlte Sprache und sorgfältigen Reim. Die Sprache wurde besonders dadurch bereichert, daß der Übersetzer sich in den Schatz der alten Sprache und der Dialekte zurückgriff, und manches schon vergessene treffliche Wort, manche Wendung zu Tage förderte, die in ihrer urwüchsigen derben Natur den alten griechischen Sinn, die gesunde und einfache Anschauung klar und richtig abspiegelt. Überhaupt ist der ganze Bau der Sprache edel und kräftig, kernig und inhaltsvoll, und als Beweis mag dienen, daß, obgleich die polnischen Verse kürzer sind als die Hexameter, doch die Anzahl der Verse die der griechischen in den einzelnen Büchern nur um 5–10 Verse übersteigt. Trotzdem ging kein Gedanke verloren, keine acht homerische Wendung wurde übergangen, Homer steht sich in seiner vollen Kraft und Würde, Kürze und Gebantenfülle dar.

Es hat ihn eben kein Philolog, sondern ein Dichter, nach den edelsten Mustern gebildet, überseht, der die Vorzüge des Originals gehörig zu schätzen verstand, und seine Arbeit und Mühe schenkte, um sie der Nation zum würdigen Geschenk zu machen.

In der Einleitung hat der Übersetzer genügende Auskunft über Homer, und besonders über die *Odyssée* gegeben, die sogar den nicht klassisch gebildeten Leser in das griechische Leben einweisen und das Verständnis des Gedichtes erleichtern kann.

Die gesammte polnische Presse hat sich auch über diese treffliche Übersetzung lebend ausgelassen und unter diesen sei besonders auf den umfassenden Aufsatz von Hugo Jathen in der Monatschrift „*Polnische Revue*“ hingewiesen, der einerseits die Übersetzung das gebührende Lob zollt, andererseits aber auch wegen seiner Gründlichkeit und Obdogenheit einen wichtigen Beitrag zu der Homer-Literatur bei uns bildet. — Es ist eben ein neuer Beweis dafür, daß ein treffliches Werk nach allen Seiten anregend und fördernd wirkt, und Kräfte erweckt, die sonst wohl unbeachtet geschlummert hätten.

Wie verlautet, soll der Übersetzer der *Odyssée* sich auch mit der Übersetzung der *Iliade* beschäftigen, und wir glauben, daß die freundliche Aufnahme jener, ihm auch den Erfolg der zweiten Übersetzung verbürgen kann, welche wir sehnlichst erwarten.

German.

Orient.

A Grammar of the Arabic Language.*)

Die Behandlung der arabischen Grammatik nach den eingeborenen Grammatikern hat, wie jeder Philolog der semitischen Sprache weiß, die schönsten Früchte getragen. Der große Eisa, de Saen, der eigentliche Begründer der arabischen Philologie, erkannte mit sicherem Takt, daß wir bei den Arabern selbst in die Schule gehen müßten, um eine sichere Kenntniß ihrer Sprache zu gewinnen. Denn es giebt wohl kein Volk, welches mit größerer Treue, größerem Fleiß und größerem Schaffsinne die eigene Sprache zum Gegenstand seines Studiums machte. Viele Jahrhunderte hindurch treten die Meister der gelehrten Forschung in der Arena der grammatischen Kunst auf, mit diesem oder jenem Gegner über eine grammatische Frage die Lanze zu brechen und in den alten Schulen von Baana und Kufa, den ersten Stützen der arabischen Bildung, wird mit der größten Ehrfurcht und Umsicht jede Frage von dieser oder jener Seite her erörtert. Das war natürlich, denn die dem Islam unterworfenen Völker, wie besonders die Perser, bedurften der Grammatik, um das nur arabisch geoffenbarte Wort Gottes, den Koran, dessen Übersetzung also verwendet war, zu verstehen. Das Buch Sidawani's, eines Persers, über die Grammatik galt schon seit dem 2. Jahrh. d. H. als das Haupt- und Fundamentalwerk für alle weitere Forschung. — Nicht allein die Fragen der Grammatik, sondern auch die des Satzbau's werden von den arabischen Grammatikern auf das Genaueste ventilirt, und wird man öfter von ihnen recht eigentlich in die Urwerkstätte des menschlichen Geistes, als derselbe sein erstes großes Kunstwerk, d. i. die Sprache, ausgearbeitet, hineingeführt. Was Wunder, daß das Studium der arabischen Originalgrammatik auch im Orient stets in Ehren blieb und besonders in Deutschland kultivirt ward, seitdem Fleischer, der größte Schüler des großen Meisters de Saen, gerade für die grammatischen Studien das Hauptgewicht seiner umfassenden Kenntnisse und scharfen Genauigkeit in die Wagbalken warf und seine Schüler zur Bearbeitung der arabischen Originalgrammatik ermunterte.**) Fern sei es von uns, deshalb andere mehr systema-

*) By E. H. Palmer, Professor of Arabic in the university of Cambridge. London, Wm. Allen u. C. 15 Waterloo Place, 1874.

**) Die vollständige Arabische Original-Grammatik des Ibn Kall ist von Dieterici 1851 edit und 1852

tische Arbeiten solcher Orientalisten, wie Gwald (Grammatica arabica), zu unterstehen. Gewiß bringen solche Arbeiten gerade das, was den Original-Grammatiken fehlt, das System, aber ebenso gewiß ist, daß eine vollständig klare systematische Grammatik der arabischen Sprache erst nach genauer Durchforschung des Gesamtstoffes, d. h. besonders der Original-Grammatiken gegeben werden kann.

In dem vorliegenden Werk von Prof. Palmer begrüßen wir eine tüchtige Arbeit auf diesem Gebiet. Der im Orient gekulte Verfasser giebt uns, gestützt auf drei neuere arabische Grammatiken, welche in Beirut 1854, 66, 67 erschienen sind, eine ganz nach dem Muster der Original-Grammatiken gearbeitete Darstellung der arabischen Sprache. Seit den im Osten geltenden Paradigmen werden alle Theile der Etymologie und vorgeführt, die Kunstausdrücke mit dem Stoff zugleich eingepreßt und wird so dem Schüler die Gelegenheit geboten, sobald in der Kunstsprache der Kommentare sich heimlich zu machen. Es begegnet uns hier an vielen Stellen eine viel größere Klarheit und Durchsichtigkeit als die arabischen Grammatiker selbst haben, da hier der Stoff um Vieles objektiver geordnet und geordnet ist und vielfach jene bei den Original-Grammatikern oft nur zufälligen Anschlüsse nicht zusammengehöriger Kapitel vermieden wurden. — Eine große Anzahl von gut gewählten Beispielen erklären die einzelnen grammatischen Fragen, und wird uns die Übersicht sehr durch ein vollständiges Register der Kunstausdrücke erleichtert.

Eine besondere Sorgfalt hat der Verfasser auf die Ausarbeitung der Prolegomena verwandt, wozu er ebenfalls mehrere noch nicht benutzte Original-Wörter heranzog.

Das Werk ist korrekt und kann dasselbe somit einem jeden jungen Arabiker zur Erlernung der Sprache, jedem weiter vorgeschrittenen Orientalisten aber zur näheren Kenntniss der grammatischen Kunstsprache und zum besseren Überblick über die arabischen Original-Grammatik bestens empfohlen werden.

G. D.

Kleine literarische Revue.

— **Das österreichische Hochdeutsch.** Je näher die oberdeutschen Mundarten sich mit der gewöhnlich als „Hochdeutsch“ bezeichneten Schriftsprache berühren, um so leichter und häufiger werden beim Gebrauch der letzteren Übergriffe aus der ersteren vorkommen, welche einem feinsinnigen gebildeten Norddeutschen um so mehr auffallen werden, als ihn schon von vorn herein die bei Weitem schärfer ausgeprägte Verschiedenheit und Abgrenzung seiner heimischen Mundart, des Nieder- oder sogenannten Plattdeutschen, von einer Vermischung und Verwässerung mit der Schriftsprache bewahrt hat. So mußte dem Verfasser der unten bezeichneten Schrift, *) der als Korrektor an einer der größten Wiener Zeitungen (der „Neuen Freien Presse“) thätig ist, sich eine große Menge von Ungehörigkeiten in dem österreichischen, zumal in dem Wiener Hochdeutsch unangenehm demerklich machen und man

kann ihm nur dankbar sein, daß er durch eine zusammenfassende Darstellung bestrebt war, auf eine größere Reinheit und Korrektheit im Gebrauche der Schriftsprache an seinem Theile mit einzuwirken. Mancher von ihm getadelte Gebrauch ist, wie er selbst bemerkt, freilich nicht auf Österreich beschränkt; aber gerade deshalb darf das Büchlein um so mehr der Beachtung ausserhalb Österreichs empfohlen werden, wobei wir zum Schluß nur noch bemerken wollen, daß in einigen — allerdings sehr wenigen und unwesentlichen — Punkten das Getadelte wohl nicht als ganz unbedingt tadelhaft zu bezeichnen wäre. E.

— **„Am deutschen Herd“** ist der Name einer neuen illustrierten Wochenchrift, die im Verlage der Heinrich Bornmannschen Buchhandlung in Berlin ihren ersten Jahrgang beginnt und sich nach Ausstattung, Text und Ausstattung recht vortheilhaft einführt. Die erste Nummer enthält u. A.: Stiefmütterchen, Revue von Marie Guhn, — Philosophische Skizzen von Dr. Otto Zachariae in Gera I. und II., — Die Dornaubergschlacht in Trol, Bild von Professor Krabbes mit Text, — Stigen aus Ausland vom Staatsrath A. von Wald — und mannichfaltige Plaudereien am Herd.

— **Der Landrichter von Wittenhausen.** Dr. Ludwig Medinger in Wien setzt in einem vierten Hefte seine Berichte über die Untersuchung von Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels fort, und bespricht jetzt eine derselben, welche unter der geringen Zahl, die entschieden nachweisbar in diesem und jenem bestimmten Bezirke oder in diesem und jenem bestimmten Orte in wirklichem Gebrauche bei Gericht gefunden, beziehungsweise die für einen ganz bestimmten Ort oder Bezirk abgefaßt sind, in ganz besonderem Grade weitere Bedeutung beanspruchen darf, den „Landrichter“ von Wittenhausen, d. h. die dortselbst in amtlicher Geltung gefundene Handschrift des Rechtsbuchs. Die für den Juristen und Philologen gleich interessanten Berichte des Carl Gerold Sohn in Wien. Dr. G.

— **Lehrbuch der Würfelkunst.** Auch das Würfeln ist eine Kunst und will gelernt sein und Herr E. H. Reepold in Berlin hat sicherlich einem „tief gefühlten Bedürfnis“ abgeholfen, als er jüngst unter dem feinen Motto „Jacta est alia“ ein derartiges Lehrbuch schrieb und herausgab. Der Lehrstil in dem seltsamen Büchlein ist ein gebräugter und dem Gegenstand angemessen freier und unbefangener; besonders befanden die Titel der einzelnen (156) Lizenzen — die nicht alle der Tradition darzubieten Generationen ihren Ursprung verdanken, sondern zu einem kleinen Bruchtheil gleichwie die gebornliche Pallas aus dem Haupte des elapsischen Gottes, schlagfertig dem Haupte des Verfassers entsprungen sind, eine lebhaft Phantasie und quakenden Humor; den Herren Philologen sei die hübsche Etymologie des Wortes „Knobeln“ zur Begrüßung vorgelegt. Reepold leiht es vom griechischen: γυμνασιν, knemen, und βάλαν, werfen, ab: γυμνασιν = kneten! Nichts ist einfacher, als dies! Das Lehrbuch ist geschrieben „zum Gebrauche für Jedermann, der die 4 Species inne hat“, darf also wohl auf weite Verbreitung Anspruch machen. F. F.

ins Deutsche übertragen. — Al-Mufassal des Zamachschari ist von Proch 1859 in Charkow abdr. — Ein Supracommentar des Ibn Jalsi zum Al-Mufassal wird von Dr. Jahn verbeiv. — Der Mischnä über das ehal ist als Probe 1873 in Halle erschienen.

*) Das österreichische Hochdeutsch. Versuch einer Darstellung seiner hervorragenden Fehler und fehlerhaften Eigenthümlichkeiten von Hermann Wehl. Wien, 1875.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CARL TWESTEN:

**Die religiösen, politischen und socialen Ideen
der asiatischen Culturvölker und der Aegypter
in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.**

Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände, 1872, gr. 8. geh. 4 Thlr. (263)

„Was dem Buch einen dauernden Werth und eine in die gegenwärtige Lage der Wissenschaften eingreifende Bedeutung giebt, ist seine sogenannte Einseitigkeit, die Darlegung der Beweggründe und des Ganges der theoretischen Cultur der Menschheit im grossen und ganzen, angeschlossen an Comte's berühmte Theorie, nach welcher in ihrer theologischen, metaphysischen und positiven Auffassungsweise die Behandlung der hervorragenden Probleme und Erfahrungskreise verläuft.“

In dem historischen Theile dürfen wir auch, so wie er herangegeben ist, die beste Zusammenfassung des Materials willkommen heissen; grosse Gesichtspunkte beherrschen das Ganze.“ (Illustr. Deutsche Monatshefte.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 und die Bestimmung der Entfernung der Sonne.

Gemeinsamlich dargestellt von

Dr. F. Schorr, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Tafel, gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Jetzt complet: (265)

THEOLOGISCHES UNIVERSAL-LEXIKON

zum Handgebrauch für
Geistliche und gebildete Nichttheologen.
2 starke Bände.

120 Druckbogen gross Lexikon-Format.
Subscript.-Preis 5 Thlr. = 15 Mark.

Dieses „Universal-Lexikon“ will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechenden, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften betreffen. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispiellos billig.
Eberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Auf jeden Schreibtisch gehört

MEYERS

HANDEXIKON

Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Factum, Ereignis, Datum, einer Zeit oder Theorien aus dem Bereich der Wissenschaften.
1868 kl. Oktavseiten mit 54,000 Artikeln und über 100 Karten und Zeichnungen.
Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliographisches Institut in Leipzig
(formale Hildburghausen).

Im Verlage von H. Hartung & Sohn
in Leipzig erschienen: (268)

ITALIA.

Herausgegeben von KARL
HILLEBRAND.

BAND I. PREIS: 2 1/2 Thlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Delius* (269)

SHAKSPERE

III. (Stereo-typ.) Auflage

Jetzt complet - 5 starke Bände, brockürt:

5 Thlr. 10 Sgr.

In 3 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.
Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, kostet von jetzt an jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)
Eberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

In der E. Schweizerbart'schen Verlags-
handlung (E. Koch) in Stuttgart erschienen
soeben: (270)

Ch. Darwin's gesammelte Werke.

Aus dem Englischen übersetzt
von J. Victor Carns.

Complet in ca. 60 Lieferungen
mit über 200 Holzschnitten, 7 Photo-
graphien, 4 Karten etc.

und dem Portrait des Verfassers in Kupferstich.
Preis der Lieferung Mark 1. 20 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben sind erschienen und durch alle
Buchhandlungen zu beziehen:

Büchner,

Dr. Ludwig, Verfasser von
„Kraft und Stoff“ u. a.,
Natur und Geist. Ge-
spräche mit Freuden über den Water-
nassismus und über die real-philosophischen
Fragen der Gegenwart. Dritte Auflage.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Geist u. naturwissenschaftliche Ges-
präche, als diese, gleich interessant und
wichtig für den Freund, wie für den Gegner
der von Büchner vertretenen philosophischen
Richtung, hat wohl selten geschrieben werden.
Sie finden in der Klarheit, wie in der
und allgemein-verständlich in der Form
und erweisen so recht deutlich, dem Leser
einen vollständigen Einblick in die wichtigsten,
jetzt die Welt bewegenden Fragen über
alten und neuen Glauben, über Religion
und Wissenschaft und deren Fort und
Wider zu geben. Kein Gebildeter sollte
dieses Werk des berühmten Verfassers
ungelesen lassen.

Georg Forster,

der Natur-
forscher, der der Welt
des Volke. Von Jacob Wolfsthal. Neue
Volksausgabe, mit dem Portrait von Forster.
Preis: 2 Sgr. (271)

Diese Biographie des berühmten Natur-
forschers, Reisenden und Weltumflegers, von
einem ebenfalls berühmten Naturforscher ver-
faßt, darf mit Recht das Interesse aller ge-
bildeten Kreise beanspruchen und wird be-
sonders auch Selbstkultivierenden, Volksbiblio-
theken, Fortbildungsinstituten u. d. zur An-
schaffung empfohlen werden.

Sermann Gehenius in Halle.

In dem untenzeichneten Verlage erscheint der siebente Jahrgang der Zeitschrift:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Sklarek.

In Wochennummern wie in Monatsheften vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Fortschritte unserer Kenntnisse der Natur und unserer Einsicht in ihre Erschei-
nungen und Gesetze sind, Dank den rastlosen Arbeiten zahlreicher Forscher, so schnell
und grosse, dass auch die beste naturwissenschaftliche Bildung ohne fortlaufende
Bekanntschaft mit neuen Entdeckungen und Aufschlüssen bald unzureichend wird.

Es handelt sich nun darum, den „Naturforscher“ hat das Ziel nach dem Urtheile
aller Berufenen mit Verdienst und Glück angestrebt, die Resultate der Forschungen
aller Länder - zum Theil aus den Verhandlungen der Vereine und Akademien,
zum Theil aus Monographien und Fachjournalen - aufzunehmen und in gedrängter
Kürze wiederzugeben.

Eine solche Darstellung wird allen Denjenigen willkommen sein, die Berufstätigkeit
oder innerer Drang und Wissenslust zur Beschäftigung mit der Natur führen. Bei dem
engen Zusammenhange, in dem alle Seiten der Naturbeobachtung mit einander stehen,
darf eine Zeitschrift, die aus allen neuen Entdeckungen auf diesem weiten Gebiete das
Wesentlichste bringt, auf grosse Theilnahme rechnen, was der bisherige Erfolg dieses
Unternehmens auch vollständig bestätigt.

Eins Probenummer ist durch jede Buchhandlung zu erhalten. (267)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 21. November 1874.

[N^o. 47.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Deutsche Wandertage in Italien. 681.

— Adolf Schmidt. Epochen und Katastrophen. 681.

Kranke. Der Totentanz in der Kirche des S. S. Innocents zu Paris. 682.

Italien. Der öffentliche Unterricht in Italien. 683.

Spanien. Zur Spanischen Romangehe. Von Adolf Baum. I. 685.

Nord-Amerika. Die Razzia in New-Amerika. 688.

Afrika. Bei den Nam-Nam und Konbottu. 689.

Australien. Englands neueste Missionen. 690.

Kleine literarische Notizen. Fisch-Vorbringen unter deutscher Verwaltung. 693. — Die Reformation des Zeitalters. 693.

Sprechsaal. Professor Sommer. 693. — Oratorio Deciani über die literarischen Dilettanten im alten Rom. 694. — Ein römischer Ebel. 694.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Wandertage in Italien. *)

Kein Ferienausflug auf der Heerstraße Stangenenscher Vergnügungs-Exkursionen, keine Erholungskreise von sechs oder acht Wochen haben dem italienischen Wanderbuche von Woldegar Kaden das Fehlen gegeben; es enthält die Aufzeichnungen und Gedanken fröhlicher Pilgerfahrten, die den Verfasser in das Herz des Landes führten und mit den Besonderheiten des italienischen Volkes vertraut und befreundet werden ließen. Eine leicht empfangliche Natur, begierig für die Schönheit des Südens, schildert unser Wanderer in schwingender Erzählung, in welche sich gelegentlich poetische Ergüsse einfließen, seine Villégiatur auf Seebädern lieblichen Nebeneilands, das Erben am Strande von Cumae und am Golf von Neapel, sowie zwei prächtige Aufreisen durch die samnitischen und die latiniischen Gebirge, deren erster namentlich Ziele gesteckt waren, welche von Fremden selten erreicht und trotz der überreichen Touristenliteratur über Italien bisher noch selten beschrieben worden sind.

Das Grenzgebiet des früheren Kirchenstaates und des Königreichs Neapel enthält in der Mitte des italienischen Stiefels die höchsten Erhebungen der Halbinsel. Am Berggipfel, die wie der Gran Sasso d'Italia zur Schneegrenze dieses südlichen Himmelstrichs aufragen, erstreckt sich ein Gewir von wilden Gebirgskämmen mit tief zerklüfteten durch Querriegel regellos verschobenen Thälern, deren spärlicher Ackerboden den Nachkommen des herben mannhaften Samniterstammes, der troglichen Feinde des alten Roms, den fargen Unterhalt gewährt. Die Raubhester hängen die Anhöhen dieses Kernvolkes an den Felsenklippen, und Furcht vor Briganten ist es auch, die den meisten Reisenden Samnium unnahbar macht. Um so willkommener sind uns die Schilderungen von Woldegar Kaden, der dies unzugängliche Gebiet, dies Reich des jähren Schutens, des harten Käses und des unalkoholischen Brodes, wie er es nennt, im Schutze seines Angehens und übrigens ohne weitere Fährlichkeit von Teano bis Capri durchzogen hat. Ohne Aufpruch auf tiefer eindringende ethnographische Studien zu machen, gewähren uns die Stigen des deutschen Wanderers ein in vieler Hinsicht interessantes Bild

aus einer der abgelegenen Provinzen von Italien; sie legen uns in den Stand, das Entstehen und die Fortdauer des Brigantaggio inmitten eines kultivierten Staatswesens begreifen und die Schwierigkeit der Aufgabe zu würdigen, welche der Regierung des neuen Königreichs aus der Hinterlassenschaft des Papstes und der Bourbonen hier zugefallen sind. Unser Wanderer kann nicht genug die Armut, die Erwerbslosigkeit dieser Gebirgsbevölkerung hervorheben; er beklagt, daß die Staatslenker Italiens für diese Uebel noch keineswegs ausreichende Abhilfe geschaffen, daß sie nicht mehr als bisher für Herstellung von Kommunikationen gesorgt haben, daß sie unterlassen, den Unternehmungsgeist der Wohlhabenderen, den Eifer der Armeren anzuregen. Wer indessen erwägt, wieviel für den Bau von Eisenbahnen in Süd- und Mittelitalien seit der Errichtung des Einheitsstaates bereits geschehen ist, wird die Vorwürfe, welche Herr Kaden vornehmlich gegen die Saumseligkeit und die Parteilichkeit des italienischen Parlaments zu erheben sich getraut hat, für starke Uebertreibungen halten müssen. — Die Schilderungen der rauhen Natur dieses Gebirgslandes und seiner Hirtenbevölkerung gehören zu den anziehendsten Ergebnissen der neueren Reiseliteratur über die Apenninen-Halbinsel und verpflichten die Freunde Italiens zu aufrichtigem Dank. Auch die Stigen aus den Wolfesbergen werden, wenngleich sie sich auf Gebieten bewegen, welche durch deutsche Maler und Schriftsteller weithin bekannt sind, vielfach durch ihre Frische und Anschaulichkeit Interesse erregen. Nur schade, daß der Verfasser in der Ungezogenheit seiner Darstellung sich nicht selten auf Kosten der Klarheit bis zur Unverständlichkeit gehen läßt. Mit ihm, der Deutschlands Volk durch ein besonderes Wiederbuch „aus dürftigen Tagen“ bereichert hat, ist am wenigsten darüber zu rechten, daß er auch auf weissem Boden den deutschen Durs und die Leiden und Freuden desselben in den Kreis seiner Studien zieht; indessen daß diese Wiedererleben dieser Epochen wirkt etwas eintönig und manchmal finst, wie jene Erzählung von den drei Galernertrinkern im Seilantenfester zu Neapel, wenn wirklich thatsächlich, jedenfalls recht ungelogen.

3.

Adolf Schmidt.

Epochen und Katastrophen.

Unter unsern Historikern nimmt Adolf Schmidt aus Jena einen hervorragenden Platz ein. 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, und jetzt wiederum Mitglied des deutschen Reichstages, hat er persönlich an der Gestaltung des Vaterlandes regen Anteil, und daß er in der Zeit der Reaction, wie viele andere geachtete Leute seinen Platz in der benachbarten Schweiz gesucht, hat der Wissenschaft nicht zum Schaden gereicht. In seinem mündlichen Auftreten wie auch in der schriftlichen Form, der er sich bedient, liegt stets eine überaus maßvolle Bescheidenheit. Dennoch ist der deutsch-nationale Standpunkt des Mannes, mit Energie gewonnen, festgehalten und in jeder Zeile, die er noch geschrieben hat, zu erkennen. So ist es denn kein Wunder, daß Schmidt noch härter als seine Berufsgenossen, die einen schärferen Schwert werfen, wenn sie in die Sonne treten, sein-

*) Woldegar Kaden, Wandertage in Italien. Stuttgart 1874. Meyer und Zeller. 482 S. 8.

rich von Sabel wo er von französischen, Drosfen, wo er von alt-preussischen, und der Ritterer Ränke, wo er von Dingen der ganzen modernen Welt redet, gleichwohl stets den eigentlichen Nerv trifft. Ohne Weiteres kann man ihn als den bezeichnenden, der zuerst wieder die eifrig-lehrthätige Frage in Fluß gebracht und nach den Freiheitskriegen die ersten nationalen Werte über diese Länder geschrieben hat. Er hat durch wichtige Publikationen den energischsten Hies gegen das moderne Österreich geführt, von ihm mehr als den tragend einem anderen historisch gebildeten Manne haben wir gelernt, daß der Schwerpunkt des neu zu einigenden Deutschlands nicht in Wien liegen könne. — Er ist es ferner gewesen, der, in der Zeit, als man Deutschland durch Fürstenbündnisse einigen wollte, die Geschichte und Kritik dieser Fürstenbündnisse in einer Weise gegeben hat, daß ein konsequenter Leser auf die Idee des neuen deutschen Reiches kommen mußte. Mit einem Wort, von den Tagen an, da er zu den Männern gehörte, die Friedrich Wilhelm dem Vierten die deutsche Kaiserkrone anboten, bis zu den Tagen, da er im Parlament des Kaisers Wilhelm Deutschlands Herz, das thüringische Land vertritt, haben wir es mit einem folgerichtig und kritisch denkenden und im edelsten Sinne nationalen Manne zu thun. Wenn ein solcher Historiker aus sehr entlegenen Zeitläuten kleinere Essays herauszieht, so ist deren Vorzug mehr als ein alltäglicher. Daß sie auf den sorgfältigsten Quellenstudien, auf der intuitivsten Fähigkeit, sich in die beschriebene Epoche zu versetzen, beruhen, daß sie den Vorzug einer vortheilhaften Darstellung besitzen, versteht sich beinahe von selbst; die Parallelen, die, obwohl der Historiker sich nicht in philistischer und belehrender Weise darüber ausdrückt, ja sie nicht einmal zu suchen scheint, welche aber dennoch der Faser zwischen den Zeilen finden muß, geben solchen Essays eine höhere Bedeutung. Aus diesen Gründen haben wir das Buch „Epochen und Katastrophen“ mit hoher Spannung gelesen. Die alte Geschichte, das Mittelalter und die Neuzeit haben je ein Thema für den Historiker hergegeben. Das Zeitalter des Perikles, des Justinian und des spanischen Philipp sind es, welche den Gegenstand dieser Abhandlungen bilden, und so entlegen und das klassische Athen, das christliche oströmische Reich und das Spanien der Inquisitionen auf den ersten Blick scheinen, so sind in allen drei Abhandlungen so überaus verwandte Dinge mit dem, was die Menschheit heut Heberhaft erregt, d. h. mit dem, was alle Zeit der Menschheit höchste Interessen waren, daß man bei der Lektüre keine Ebnheit, sondern Dramen vor sich zu haben glaubt, wie feiner, charakteristischer und wunderbarer in unserem an wunderbaren Ereignissen so reichen Jahrhundert sich nicht abgepielt haben. Oft scheinen es eitle Dinge zu sein, über die sich die Leidenschaften der Menschen erheben, und dennoch, steht man genauer zu, so sind es allemal dieselben höchsten Fragen: Hier der Wunsch durch Autorität zu herrschen, der dann leicht in Dross ausartet, und dort das freie Pflichtgefühl, die selbst gewonnene Überzeugung zum Ausdruck gelangen zu lassen.

It nun aber auch der historischen Ideen Zahl in der Weltgeschichte eine ebenso geringe, wie die Zahl der ästhetischen Konzepte, so ist die Art, wie sie zum Ausdruck kommen, an sich mannichfaltig. In der Darstellung vergangener Jahrhunderte aber im höchsten Grade die Phantasie des Lesers erregend. Die Vollständigkeit, Sitten und Weltanschauungen, die kleinen Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, Klima und Umgebung geben Millionen und aber Millionen von Varianten, in denen jene großen Grundgedanken bald dieses, bald jenes Gesicht zeigen. Ohne der selbständigen Lektüre der bezeichneten Abhandlungen

vorzugreifen, wollten wir an dieser Stelle nur auf den ganz besonderen Reiz aufmerksam machen, der darin liegt, daß ein in jeder Beziehung ganz dem heutigen Tage angehöriger Mann sich in diese entlegenen und doch so belehrenden historischen Gebiete begeben hat und uns mit sich hinreißt.

Frankreich.

Der Todentanz in der Kirche des S. S. Innocents zu Paris.

Das obige Büchlein, nur in 350 Exemplaren abgedruckt, bildet einen Theil der Collection de Documents rares ou inédits relatifs à l'histoire de Paris. Bei weitem den Hauptbestandtheil des jüdischen Bändchens bildet (S. 1—116) die Abhandlung des Herausgebers, La Danse Macabre du Charnier des Innocents. Es folgt La Danse Macabre composée par Maître Jehan Geuain 1425. Auf funfzehn Holzschnitten wird hier der alte Todentanz des funfzehnten Jahrhunderts reproduziert und der Ant. achtzeilige gereimte Jamben-Strophen, in der Schreibart des altfranzösischen Originals beigelegt. — Dufour beginnt mit der Erörterung der altfranzösischen Heerstrafen (nach Nic. Bergier, hist. des grands chemins de l'empire romain, 2 vol. in-4, Bruxelles, 1788), welche vom Joram in Rom ausgingen und sich bis an die Enden des Reiches erstreckten. Eine derselben, die gallische Hauptstraße, überschritt die Alpen, ging über Evron, Sens, Paris Ma Reconnue sur Mer. Im Ausgange von Lotetia Parisiorum überschritt die alte Straße das rechte Seine-Ufer, verzweigte sich dann nach Reuen und Sens. Das Terrain bei diesen höher als das ringsum liegende Land gelegenen Heerstrafen ist dasjenige, einst der ältesten Kirchhöfe von Paris. Hier lag auch l'Eglise des Innocents.

Paris zählte sechs Kirchen, deren Kirchhöfe von weiten Galerien umgeben waren, geschmückt mit den festbarsten Monumenten zum Andenken an die Verstorbenen. Das Weinhaus (charnier) von Sanct Paul war lange Zeit der aristokratische Kirchhof, le charnier des Innocents derjenige des Volkes. Der letztere ist in Bezug auf die bildliche Darstellung der Todentänze der wichtigste. Die hier in Sculptur-Arbeit ausgeführte Legende von den Trois Morts et des Vifs, französische Nachahmung des Triumphs de la Mort, d'Orcagna, im Campo Santo zu Pisa, ist nach Dufour Ansicht, die Einleitung zur Danse macabre (gemalt zwischen 1421 und 1425), als Drama betrachtet ist La Danse im Gegenbild Epilog, Erklärung, Krönung des Triumphs. Das Datum dieser Freske kennt man aus dem wichtigen Werk, Journal d'un bourgeois de Paris sous Charles VI. Dort heißt es, es sei im April 1429 ein Mönch, Brazer Richard, nach Paris gekommen, der auf dem Kirchhofe des Innocents gepredigt habe, von Tausenden gegeben „et était mort, quand il prechoit, sur un haut escaffaut, qui estoit de près de toise et demie de hault, le dos tourné vers les charniers encontre la charronnerie, à l'endroit de la Danse macabre.“ (Dufour S. 56).

Was der vielbesprochene Name Macabre bedeutet, so lautet sich Abbé Dufour S. 77: „Ce mot est une des conquêtes de l'esprit français: il nous vient en droite ligne des croisades: il a été

*) D'après l'édition de 1481. Précédée d'une Etude sur le Charnier, le Charnier et la Fresque peinte en 1425. Par l'abbé Valentin Dufour Parisien. Paris, Léon Willem, Paul Basse, 1874.

emprunté aux langues de l'Orient; il a son étymologie dans l'hébreu: machabé, qui signifie „la chair qu'ilte les os“, a son dérivé en arabe maqbarah, magborah et maghlabir. Par corruption macabre signifie cimetière; la Dance macabre est donc la dance du cimetière, et par extension la dance des morts.“

Von dem Texte des merkwürdigen Kunstwerkes führen wir einige Strophen an:

- Le Mort.** Vous faites lesbay ce semble
Cardinal rus legierement
Sulvons les autres tous ensemble
Rien ny vault esbaïssement.
Vous avez vescu haultement
Et en honneur a grand devis
Prenez en gre lasolacement
En grant bonheur se pert ladvis.
- Le Cardinal.** Jay bien cause de meschier
Quant je me voy de cy pres pris
La mort mest venue assaillir
Plus ne vestiray vert ne gris.
Chapeau rouge robbe de pris.
Me fault laisser a grant detresse.
Je ne lavoys pas apris
Toule joye fine en tristesse.
- Le Roy.** Je nay point apris a glanser
A dance et note se sauvaige
Las on peut bien veoir et penser
Mort destruit tout cest son usage
Aussi lost le grant que le mendre.
Qui moing se prise plus est sage
Enla fin fault devenir cendre.
- Wir nennen ferner:**
- Le Mort.** Ha maistre par la passerres
Nalezia song de vous defendre
Ne iamsis abbe neseres
Mourir vous fault sans plus attendre.
Ou pensez vous cy fault entendre
Tantost aurrez la bouche close
Homme nest fors que vent et cendre
Vie donnee est moult peu de chose.
- Le moine.** Jamasse bien mieulx encore estre
En cloistre et faire mon service
Cest ung lieu devost et bel estre.
Or ay je comme fol et nice
Ou temps passe commis maint vice
De quy nay pas fait penitance
Souffissant dieu me soit propice
Chascun nest pas lyeux qui dance.
- Le Mort.** Usurier de sans desrengles
Vouez tost et me regardez
Dusure estes tant aveugles
Que dargent guigner tout ardez.
Mais vous en serez bien lardez
Car te dieu qui est merveillex
Na pitie de vous tout perdez
A tout perdre est cop perilleux.
- L'Usurier.** Me convient il si tost mourir
Ce mest grant paine et grevance
Et ne me pourroit secourir
Mon or, mon argent, ma chevance.
Je vais mourir la mort avance
Mais il me desplaist somme toute
Quest ce de male acoustumance
Tel a beaux yeux qui ne voit goutte.

Le povre Homme. Usure est tant masulvaise pechie
Gomme chascun dit et racompte
Et cest homme qui approche
Se sent de la mort nen tient compte.
Mesme largent quen ma main compte
Encore a usure me preste.
Il devra de retour au compte
Nest pas quitte qui doit de reste.

Italien.

Der öffentliche Unterricht in Italien.

Seitdem Italien politisch wieder aufgelebt ist, hat es auch angefangen, die Zustände des öffentlichen Unterrichts zu reformiren. Zunächst handelte es sich darum, die Schule dem ausschließlichen Einfluß der Kirche und speziell der Jesuiten zu entziehen und die Rechte des Staates auf dieselbe wieder geltend zu machen. In Parma war bis dahin der Clementar-, wie der höhere Unterricht vollständig in den Händen der Jesuiten; im Gebiet des früheren Modena war es die Congregation des heiligen Philipp von Meri, welche d. n. öffentlichen Unterricht leitete; in Toskana, wo früher die Inspektion der niederen und höheren Schulen in Valenbänden gewesen war, ging sie durch die Reaction von 1849—1850 auf den Erzbischof, d. h. auf die Kirche über; im Königreich beider Sizilien endlich waren die Universitätskollegien ausschließlich aus Ordensmitgliedern zusammengesetzt und auch die Stellen an den Clementarschulen wurden hauptsächlich durch die Mönchsorden besetzt. So war in allen den kleineren und größeren Staaten, aus denen das Königreich Italien hervorgewachsen ist, der öffentliche Unterricht allein in den Händen des Klerus, und merkwürdig, je länger dieser Zustand dauerte, desto mehr nahmen Unwissenheit und Unkenntniß in allen Sphären des Volkes überhand.

So mußte sich mit Nothwendigkeit jede ernstlich gemeinte Reform zunächst auf Beseitigung dieses Abhängigkeitsverhältnisses richten. Der erste Schritt in dieser Richtung war das Gesetz vom 13. November 1859, publizirt durch das Ministerium Casati, welches für Piemont und Lombard die Zustände der Fakultätsstudien, Gymnasien, Lyceen, technischen und Clementarschulen regelte und die Befugnisse der Zentral- und kommunalen Verwaltungen in dieser Hinsicht abgränzte. Ein Artikel dieses Gesetzes ordnete für alle fünf Jahre eine General-Inspektion und Berichterstattung an die Landesvertretung über sämtliche höhere und niedere Schulen an, von denen 1865 und 1868 solche stattfanden. Ein Rapport von 1865, durch Sign. G. Matteucci, einen der verdienstvollsten und in diesem Jahre gewichtigsten Staatsmänner und Publizisten Italiens, gerichtet an den König Viktor Emanuel selber, konstatirte mehr als traurige Zustände in den mittleren und südlichen Theilen des Königreichs. Von 1000 Individuen männlichen Geschlechts kamen aus Piemont und Lombard ex. 350 ohne alle Schulbildung, aber schon 470 in der Emilia, in Umbrien, in Toskana, und gar 812 in dem früheren Königreich von Neapel. Noch tröstlicher stellten sich der Procentsatz für die weibliche Bevölkerung: von 1000 Personen weiblichen Geschlechts hatten in Piemont und Lombard 450, in der Emilia, Toskana und Umbrien 553, also schon über die Hälfte, in Neapel und Sizilien gar 938, also 94 auf 100 ihr Lebelang keine Schule besucht. Muß nicht das gesamte italienische Volk sich glänzend

schöpfen, sich von einer Regierung oder von Regierungen befreit zu sehen, welche die Bevölkerung in einem solchen Zustande von Unnothwendigkeit förmlich verkommen ließen? Einer der reichsten und von der Natur gesegneten Länder lag darüber in Folge einer gewissenlosen und selbstthätigen Verwaltung; eine der intelligentesten, von der Natur trefflichst veranlagten Bevölkerungen, die durch Jahrtausende ihre Stelle in der Entwicklung der europäischen Kultur gespielt hatte, verfiel, dank ihrer Regierung oder ihren Regierungen, in die tiefste Barbarei; aber freilich, je dümmere und beschränkter ein Volk, desto bequemer läßt es sich regieren.*)

Einer der wichtigsten, aber auch delikatesten Punkte in der Reform des öffentlichen Unterrichts ist in Italien, wie auch bei uns, der Religionsunterricht. Die Verhältnisse und Anschauungen des bürgerlichen und politischen Lebens, vor allem das Verhältnis des Staates zur Kirche haben sich dort in den letzten Jahren fast noch mehr und besonders noch gewaltfamer und schneller verändert als bei uns. Diesen tatsächlichen Veränderungen und den Anforderungen, welche dieselben an den modernen Menschen und Staatsbürger richten, gemäß, den elementaren und höheren Religionsunterricht umzugestalten, ohne doch den im Volke eingewurzelt und demselben lieb gewordenen Überzeugungen einen zu starken Kasten zu geben, ist allerdings eine der schwierigsten und verantwortungsvollsten Aufgaben. Der Gesammtwurf, den Sign. Scialoja im Januar dieses Jahres der italienischen Kammer vorlegte, und der, trotz der energischen Fürsprache des Ministers und des Berichterstatters, Sign. Correnti, an den unvereinbaren Gegensätzen der vorhandenen Meinungen scheiterte, setzte an die Stelle des bisherigen Religionsunterrichtes eine Art Unterweisung in der öffentlichen Moral und in dem öffentlichen Glauben und drückte sich damit mindestens sehr wenig korrekt und scharf aus. Daher ward denn mit einem gewissen Rechte von der einen, der kirchlichen Seite eingeworfen, wenn man unter Glauben nicht den Christlichen, also katholischen verstehe, was denn das für ein unbekannter Glaube sei; während man von der andern, der liberalen Seite geltend machte, wenn überhaupt Staat und Kirche geschieden seien, so habe der Staat mit dem Glauben nichts mehr zu thun, sein Interesse bestände darin, Staatsbürger, nicht Gläubige zu erziehen. Damit war der Entwurf leider gescheit, aber die Tendenzen, die derselbe verfolgte, und die im Allgemeinen den Beifall des Publikums und der Selbstvertretung fanden, werden nicht verloren sein, sondern ihren Ausdruck in dem neu vorzulegenden finden. Namentlich der eine Artikel, Erziehung der Gehälter der Volksschullehrer betreffend, den alle Parteien ohne Unterschied mit Beifall willkommen ließen, wird zweifelsohne auch in dem neuen Entwurfe wiederkehren.

Die Einführung der allgemeinen Schulpflicht stößt freilich in Italien wie auch in Frankreich noch auf vielfachen Widerspruch selbst bei dem aufgeregten und freidenkenden Theile der Bevölkerung; man betrachtet sie als einen Eingriff in die Rechte der Familie und in die Freiheit der persönlichen Selbstbestimmung. Auch würde die Durchführung einer solchen Bestimmung dennoch mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft sein. Zunächst wäre die Gründung zahlreicher neuer Schulen und Anstellung vieler neuer Lehrkräfte erforderlich; aber zu beiden haben meist die Kommunen nicht die Mittel und außerdem sind die nöthigen Lehrkräfte nicht einmal vorhanden, zumal es an geeigneten Vorbildungsanstalten fehlt. Aber auch ohne eine solche Bestimmung

haben sich unter dem Drange der veränderten Verhältnisse die öffentlichen und privaten Lehranstalten seit den letzten 10 Jahren erheblich vermehrt. Im Jahre 1862 unterrichteten im Königreich an 28,490 Anstalten 28,173 Lehrer und Lehrerinnen 61,200 Schüler; man sieht den riesigen Mangel an Lehrkräften! Im Jahre 1872 unterrichteten an 43,380 Lehranstalten 43,505 Lehrkräfte eine Anzahl von 171,725 Kindern. Man sieht, die Zahlen der Anstalten und der Lehrer haben sich nahezu, die der Zehrenden, also der Schulbesuch überhaupt aber hat sich mehr als verdoppelt, so daß die Frage der Gründung neuer Schulen und Anstellung neuer Lehrkräfte eine noch brennender geworden ist. Das ist ein glänzender, friedlich erfochtener Sieg des erwachten Nationalbewußtseins über die eingelegene, planmäßig geführte Barbarei und Verkommenheit. Dennoch ist die Durchführung der allgemeinen Schulpflicht bereits zur Nothwendigkeit geworden. Es ist wahr, ein jeder Vater hat ausgedehnte Rechte über sein Kind und die Familie über ihre Angehörigen, man darf hier nicht leichtfertig und gewaltiam eingreifen. Aber diese Rechte gehen doch nur bis zu einer gewissen Gränze: auch der Staat und die Gesellschaft hat Ansprüche an den jungen, werdenden Staatsbürger und ein Interesse an seiner geistigen und sittlichen Erziehung. Es kann dem Staate unmöglich gleichgültig sein, wenn der aufblühende Nachwuchs, die junge Kraft des Landes, in die Hand gewerksamer und eigennütziger Väter gegeben, in dumpfigen Jatrofiskalen bei aufreibender Thätigkeit verkennt oder Gegenstand eines schändlichen, das ganze Land entehrenden Handels wird und ins Ausland verkauft, für fremde Kette beizeln geben muß. Hier hat der Staat ein volles Recht einzuschreiten und die Ehre, der Nation wie den Nutzen der Gesellschaft zu wahren. Freilich, der Durchführung einer dahn gehenden Reform müßte dem brennendsten Bedürfnisse, dem Mangel an geeigneten, pädagogisch und wissenschaftlich gebildeten Lehrkräften abgeholfen werden. Es bestehen zu diesem Zwecke bereits 23 königliche, 17 städtische Normalschulen oder Seminarie für Volksschullehrer und 26 königliche, 38 städtische Seminarie für Lehrerinnen. Merkwürdig ist der große Andrang zu den letzteren; im Verhältnis fassen viel mehr junge Mädchen den Gedank, den Lehrberuf zu ergreifen, als junge Männer; auch hier erhebt weitaus fleißiger und eifriger beuhls Erreichung ihres Zieles als die letzteren. Der Grund ist klar. Dem jungen Manne stehen zahlreiche andere, gewinnbringendere Berufskarten offen; bei abnehmender oder unermügender Mädchen findet nur in diesem einen Beruf Gelegenheit, sich eine selbständige und geachtete Stellung zu erringen. Das Weib, Milde, Rücksichtsvollheit ihrer ganzen Natur macht das Weib zum vorzüglichst geeignet zur Erziehung der jarteren Altersklassen, und man hat bereits auch in Italien ernstlich daran gedacht, die Kinder beider Geschlechter vom zweiten bis zehnten Jahre in dazu errichteten Anstalten ausschließlich weiblichen Erzieherinnen anzuvertrauen, was eine direkte Nachahmung unserer vorzüglichsten Kindergärten wäre. Es ist nicht abzulehnen, was für eine außerordentliche Wohlthat eine solche Einrichtung gerade für die unteren Volksschichten dieses Landes sein würde.

(Nach der Revue des deux mondes.) E. G.

*) Wirklich?

R. d.

Spanien.

Iur Spanischen Romanzen - Poesie.

Von Adolf Laun.

I.

Die Zeitungen bringen uns täglich neue Nachrichten, die das Bild, welches wir uns seit lange von den traurigen Zuständen und der, wie es scheint, hoffnungslosen Lage des schönen Spaniens machen, vervollständigen. Der Blick auf seine neuere und neueste Geschichte ist ein in hohem Grade betrübender, zumal wenn man die große Vergangenheit des Landes mit seiner jetzigen Verkommenheit vergleicht.

Um nicht am politischen Spanien zu verzweifeln, muß man von Zeit zu Zeit zu seiner älteren Poesie und besonders zu den Romanzen zurückkehren. In ihnen ist der Kern der Nationalität enthalten. Wie viel auch vom altspanischen Geist und Charakter sich allmählich vermischt hat, so stimmt doch manches Eigenthümliche in ihnen zu dem, was noch heute für Land und Volk bezeichnend ist. Dies ist der Grund, weshalb ich mir erlaube, in einem verzwweifelte den Erscheinungen der Gegenwart gewidmeten Blatte kurze Andeutungen über eine höchst eigenthümliche Dichtungsart mitzutheilen, die freilich schon oft in Literaturgeschichten besprochen worden ist, die aber ein nie ganz versiegendes Interesse gewährt. Die einzelnen Übersetzungsproben, die ich zur Illustration anfüge, suchen Sinn, Ton und Farbe der Originale möglichst treu wieder zu geben, erheben aber die Fiktion, die dem ungewöhnten Ohre entfliehet, durch den Reim. Ich entnahm sie zum Theil in der *Primavera y flor de romances* von Wolf und Hofmann, Berlin 1856. Der Gelehrtsinn und dem Scharfsinn dieser beiden Männer gelang es, die ältesten Texte herzustellen und dieselben von den Zusätzen und Umänderungen der späteren Kunstdichter zu säubern. Wir haben in ihnen somit die erste Quelle lange Zeit nur traditionell erhaltener Volksdichtungen, von denen heute noch manche im Munde des Andalusiers leben. — Werken wir zunächst einen Blick auf den Boden und in das Volk, aus dem diese erotischen, eigenthümlichen Blumen emporblühen. Der Spanier *cuenda* flüßigt sein Land so:

Das Antlitz Europas (so nennen die Spanier ihr Land) ist ernst und traurig, von düsterem, aber stets erhabenem Anblick. Nimmt man die Küstenfrische und Porenäus aus, so verläugnet das Land nirgends diesen trauigen Charakter. Die reichen Thäler und Gartengelände Italiens, den deutschen Wald sucht man hier vergebens. Wolfenbüsche Gebirgswände, vom Geier und Adler überschwebt, oder unendliche, sonnenverbrannte Flächen voll Einsamkeit und Grabesruhe, wie für bösartige Anachoreten geschaffen, sandige Steppen, wo die Trappe läuft, harte Felsen, nackt und kahl, wie in Norwegen durchgehend fast ganz Spanien. Die Wohnstätten der Menschen liegen meistens auseinander, Felseninseln herrscht zwischen ihnen; jene Weiler und kleinen Städte, aus denen Wohlstand und Sauberkeit den Reisenden in Deutschland und England anlocken, kennt man hier nicht. Hoch am Felsenabgrund dagegen hängt ein Dorf. Der Bergpfad von dort zum Gipfel gleicht einer ungeheuren Schlange, deren Kopf eine alte Feste mit Mauern und Ringmauern bildet. Und doch ist Spanien schön, doch wirkt es Staunen und Bewunderung. Es ist etwas unendlich Erhabenes, und diese Strenge, diese Nacktheit der Natur, sie lebt an den Charakter des Volkes erst begreifen, diesen glühenden Stolz, diese Kälte, Kühnheit, diese tiefe Ruhe bei gewaltiger Leidenschaft, die Vering-

schönung, mit welcher es auf alles Gewöhnliche und Gemeine herabsieht, die unaussprechliche Verachtung, die es gegen weibliches Wesen und Feigheit hegt, seine Ruhe und seinen Selbststolz.

Der deutsche Reisende Meßner sagt, den Schatten vom Lichte hinzufügend, vom Spanier: Er ist der wahre Dichter unter den Nationen mit der kindlichen Einsicht und dem originellen, ergetzlichen Stolz einer poetischen Natur. Er ist tapfer im Kriege, aber, wenn er gereizt wird, auch grausam, wie der erbitterte Löwe, und sein Zorn, von afrikanischem, dauerndem Feuer im Wein und in der Atmosphäre durchglüht, schredlich. Er allein war fähig, das Ritterthum, die Chivalerie so ernsthaft zu nehmen, und so vollkommen auszubilden, wie es bei ihm geschehen ist, so wie es uns nicht wundern darf, daß er, der Freie, vom Stolz der Ehre allein geleitet, seinen Nacken so unbedingt und kläglich unter den Fuß der Damen, der Kirche und seines Königs beugte, und, daß er selbst die Fessel der Inquisition wie einen jenseitigen Halsband mit Hülfskraft tragen konnte. Sein ganzes Leben wird zur Poesie, und darüber gar oft der vrasalliche Theil verläßt, so daß in dem geeigneten Lande Tausende in Dürftigkeit schwanden, der Staat bei seinen unermesslichen Hülfquellen höchst arm, und das Land kaum zur Hälfte so bevölkert ist, als es sein sollte. Er nimmt nie die Sitten fremder Völker an und wird nie sehr nach Gemessenshaft mit ihnen geigen. Wehe dem Fremden, der ihn antasten und unterjochen will. Er sieht in seine Ferne und kämpft von da an ein Jahrausend, bis er seinen Feind er-müdet hat und so begewint.

Neben diesem freilich mehr dem alten, als dem gegenwärtigen Spanien entsprechenden Bilde genügt es, mit zwei Werten auf die früheren Entwicklungsmomente der spanischen Geschichte hinzuweisen, um daraus die Eigenthümlichkeit der spanischen und ins Besondere der Romanzeneposie zu erklären. Diese Momente sind: Die halbinselartige Abgeschlossenheit im Süden Europas, das nach Afrika hingewendete Angesicht, die häufigen Invasioren, die Spuren zurückließen ohne den Grundcharakter des keitberischen Stammes zu alteriren, die Jahrhunderte lang dauernde römische Okkupation, die sie bis zum Vorkommen der ersten und die eine radikale Einwirkung auf Staat, Kultur und Sprache hatte. Die Herrschaft der Westgoten, welche sich erst nach endlosen Kämpfen während der Völkerwanderung daselbst festsetzte, die Einführung des Christenthums, der Einfall der Mauren, der beinahe acht-hundertjährige Kampf gegen dieselben, das schöne Land fast ganz beherrschten und bei so langer Berührung mit demselben ihm viel von seiner Eigenthümlichkeit mitgetheilt haben; das Erwachen des ritterlichen und religiösen Geistes, der nirgends so ernsthaft auftrat und wegen der Dauer dieses Kampfes hier am längsten gedauert hat.

Auch die Eigenthümlichkeit der Sprache hat auf die Gestaltung der Poesie und besonders auf die Romanze eingewirkt.

Der, sagt Ludwig Garas, für Spracheigenthümlichkeit und Ranzierung feineren Sinn hat, wird in dem kastilischen Idiom die Majestät und raube Schönheit der Sierras, welche seine Wiege umstehen, den Selbstenmuth und Thatsendurst der Männer, welche es zuerst sprachen, den hohen, einsamen, durch arabischen Kunst phantastischen Charakter und die stehende Kraft, welche die christlichen Königreiche allmählich hervorrief und vereinigzte, wiedererkennen. Er wird inne werden, wie hier römisches und germanisches Wesen in einen eblen, einander durchdringenden Bund traten, wie sich arabischer Orientalismus jenen Elementen beiseite drückte und die von ihnen erhaltene Erbschaft selbsterleuchteter Fortschritt zu verschönernder Eintracht geziehen ließ.

Diese Romanzen und Volkslieder, die zu Tausenden in den

Romanceros und Cancioneros niedergelegt sind, sind etwas so Eigentümliches, wie keine andere Literatur dergleichen bietet. Sie sind in umfassender Weise der Ausdruck des Nationalcharakters, als es die volkstümlichen Lieder anderer Völker sind, denn an ihnen haben sich vom Geringsten bis zum Höchsten von jeder alle Stände betheiligt, sei es schaffend oder genießend. Ein Gegensatz zwischen einer vornehmen und vulgären Sprache, einem höheren und niederen Dialekt besteht in Spanien nicht. Die Maaschichtreiber und Kriegerdichter registiren und singen die alten Lieder und Romane mit eben so reinem kastilianischen Kigent, als die Sennores und Sennoritas, und der gemeine Spanier hat in Anstand und Haltung, wie im Ausdruck seiner Leidenschaften eine gewisse Würde und Bornehmtheit, eine Graciosa, die ihn den höheren Ständen nahe bringt. Andererseits haben die Bornehmen mehr als in anderen Ländern sich das Eigenartige des Nationalcharakters bewahrt und sind weniger dem allgemeinen Niveau der modernen Bildung anbeigefallen. Eine Folge davon ist, daß die Romane allgemein verständlich und mundgerecht geblieben ist. Sie zieht sich wie ein rother Faden durch alle Entwickelungsphasen der Poesie. Wo dieselbe zeitweilig fremden Einflüssen anliegt, wie in der Hofsichtung nach provenzalischen Mustern im funfzehnten, der italienischen unter Bocca und Herreros im sechzehnten und der französischen Dichtung im achtzehnten Jahrhundert, bedeutet die daneben fortlaufende und zu höherer Kunstform sich entwickelnde Romaneendichtung die Aufrechterhaltung und das Wiedererwachen des nationalen Geistes, wie es sich in unserem Jahrhundert nach Abwerfung des französischen Geschmacks fundig. Ähnlich ist es mit unserem Volksliede, das wie ein ewig frischer Brunnen im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert neben der gelehrten Stubenpoesie hinstand, und an das Günstigen und Goethes naturwahre Quell wieder anknüpfen konnte. Nur ist der Unterschied dabei, daß die Romane nie ganz aus der höheren spanischen Poesie verschwunden ist und von den genialsten Dichtern seit Lope und Quevedo bis zu Vera und Bretón los Herreros immer neben den anderen Poesiegeattungen kultiviert worden ist.

Lope de Vega sagt in einer seiner Komödien: Estos romances nacón al sembrar los trigos, (diese Romane entstehen beim Säen des Weizens) und deutet damit ihre Volkstümlichkeit an, er sagt aber auch: „Ich halte sie für fähig, nicht allein jeden Gedanken mit leichter Annuth auszudrücken, sondern auch in einem Gedichte jede große Handlung durchzuführen. Dies, daß sie jeder Empfindung, jedem Stoffe gleichmäßig gerecht wird und das Kleinste und Größte in umspannen vermag, beruht auf ihrer sich stets gleich bleibenden bequemen Form, dem achtzehnten Vers, der bei dem Affenangehörigen dem vorstreichenden, sonoren Sprache sich innig an den Genius derselben anknüpft und fast so leicht wie die Pflanze zu handhaben ist. Daher konnte sich Jeder, selbst Frauen und Kinder mit dem Romaneendichten abgeben.“

Diese Romane ist somit die eigenartigste Schöpfung der spanischen Poesie, und sie muß für Jeden, der das spanische Volk und seine Literatur kennen lernen will, die Grundlage seiner Studien sein. Das Volk und seine Geschichte spiegeln sich in ihr in tausendfachem Reflekt. Es giebt kein geschichtliches Ereigniß, keine heroische That, die sie nicht besänge, sie thut es in größerer Kontinuität und Mannichfaltigkeit, als die historischen Volkslieber anderer Völker und ersetzt damit den Mangel des eigentlichen Epos. Ces poèmes sont les originaux décaus de leur histoire, sagt Cornélis. Doch nicht allein in die Geschichte, auch ins Privatleben führen sie uns ein und geben uns eine

Fülle von Situationsbildern, die ethnographisch wie kulturhistorisch gleich wertvoll sind, denn sie malen das innere und äußere Leben aller Stände vom Ritter bis zum Gänsefänger und Zigeuner, und zwar durch den Verlauf der Jahrhunderte hindurch. Wo sie, wie oft, einen mehr lyrischen Charakter annehmen, sind sie der unmittelbare Stimmungsabdruck von tiefer, glühender Leidenschaft bis zum Kesseln, oft sehr unwillkürlichen Scherz. Ich lasse zuvörderst hier ein Paar kleinere Romane folgen, die dem Charakter der Gattung im Großen und Ganzen entsprechen, die aber in der Form — sie haben oft den Reim statt der Affenangehörigen und lieben den Refrain — sich von ihr entfernen, überwiegend singbar und musikalisch sind und sich unserer Liederweise nähern. Man nennt sie deshalb auch canciones. Ich wähle solche Proben, die mir ein spezifisch nationales Gepräge zu haben scheinen und das oben Gesagte bestätigen.

Saamen ist' ich meiner Liebe,
Heute, einst belohnt zu sein,
Aber die erste Ernte
Trug nur Leidenskörner ein.

Saamen streut' ich meiner Liebe
Auf der Hoffnung Blumenau,
Pflügte auf den nahen Sommer
Ich, mit seligem Vertrauen;

Aber kaum war er erschienen,
Ning' umkreist von Sonnenchein,
Da erucht' mir aus der Freude
Tausendfältig Angst und Pein.

Al mein Mühen, all mein Sorgen
Wehr' ich meinem Veiungstheil,
Hatte wie ein flüger Gärtner
Es zur rechten Zeit bestellt.

Doch vergeßlich war die Arbeit,
Denn die Ernte trug nicht ein,
Und es ward mir statt der Freude
Tausendfältig Angst und Pein.

Mit dem Wasser meiner Augen
Halt' ich oft das Herz befeuchtet,
Mit der Stärke meines Glaubens
Weggelöst manch böses Kraut.

Doch die Wüsten, die sich zeigten,
Baren, ach, nur falscher Schein,
Und es ward mir statt der Freude
Tausendfältig Angst und Pein.

Das Innere und die spezielle Ausmalung eines einzigen, den Gedanken und die Stimmung malenden Bildes, das den Inhalt des ganzen Gedichtes ausmacht, ist charakteristisch für diese Poesie, das bezeugt neben dem obigen auch folgende Lieder:

Wo die Woge brandet,
Wär' ich fast getrandet
Mit dem leichten, schwanken
Schifflein der Gedanken.

Freie Fahrt verkehrend
Winkte klar das Meer,
Friede, Ruh' und Hoffnung
Wüßten um mich her.

Doch von jallchen Bogen
Ward ich fortgezogen
Mit dem leichten, schwanken
Schifflein der Gedanken.

Durch den Nebel strahlte
Schon das sel'ge Land,
Doch mein Schifflein warf mich
An den Unglücksstrand.

Nach von Hoffnung trunken
Wär' ich fast versunken
Mit dem leichten, schwanken
Schifflein der Gedanken.

Ähnlich ist es mit folgendem Liebesen

Die frohen Vögel schwingen
Sich durch der Lüfte Plan,
Des Waldes Kneipen springen,
Die klaren Quellen klingen,
Es schlägt sein Rad der Plan.

Ich kenne traurig nieder
Aus meines Kammers Pfad,
Denn wir zeigt nimmer wieder
Mit strahlendem Gesichte
Die Lieb' ihr sel'ges Rad.

Vergewisse sind aber diese Lieder kleine Situationsgemälde, sie haben die Eigenschaft mit der eigentlichen Romane gemein und malen wie sie eben so kurz wie anschaulich.

In meiner Haare Schatten,
Unwacht von ihrer Bluth
Soll ich den Liebsten wecken
Der mir am Fuße ruht?

Wohl hatt' ich diesen Morgen
Sie sorgsam aufgestekt,
Leht flattern sie im Winde,
Der spielend sich drin nest.

Vom leisen Hauch umhaucht,
Unwacht von ihrer Bluth,
Soll ich den Liebsten wecken,
Der mir am Fuße ruht?

Er sagt, daß meine Strenge
Ihn zur Verzweiflung zwingt
Und daß mein bräunlich Kattik
Ihm Leth und Leben bringt.

Er nennt mich die Sirene,
Die Wunder an ihm thut,
Soll ich den Liebsten wecken
Der mir am Fuße ruht?

Der Raum gestattet keine ferneren Mittheilungen, sonst könnte ich zeigen, daß neben der Liebe, die das Hauptthema dieser Lieder ausmacht, dieselben auch das Volksleben nach allen Seiten hin schildern. Der Ton der meisten ist ein ernster, wehmüthiger, indeß begegnen wir mitunter einem schalkhaften Humor, der sich treu und krafftig genug ausdrückt, z. B. in der

Eckhandelsölle.

So muß es in der Hölle sein,
Jauna macht mir schlimme Tage,
Denn sag' ich ja, so sagt sie nein,
Und wieder ja, wenn nein ich sage.

Hin ich frühlich, ist sie traurig,
Wein' ich, bist vor Lust sie jaß,
Sag' ich ihr, daß ich sie liebe,
Sagt sie mir, daß sie mich haßt.

So muß es in der Hölle sein,
Jauna macht mir schlimme Tage,
Denn sag' ich ja, so sagt sie nein,
Und wieder ja wenn nein ich sage.

Bist' empor ich, blickt sie nieder,
Bist' ich nieder, sie empor,
Sag' ich ihr, sie sei ein Engel,
Ruft sie Lenzel! wir ins Dör.

So muß es se.

Glaub' ich' daß gesteht ich habe,
Zeigt sich's, daß besteht ich bin,
Kloß' ich an das Thor des Himmels,
Schickt sie mich zur Hölle hin.

Drum glaub' ich auch schon dort zu sein.
Jauna macht mir schlimme Tage,
Denn sag' ich ja, so sagt sie nein
Und wieder ja, wenn nein ich sage.

Mitunter haben diese Gedichte einen satirischen Charakter und schließen mit einer Pointe, wie es die folgende alte Romanze thut, man könnte sie für den Scherz eines neueren Satirikers, etwa eines Heinrich Heine halten.

Die Kapelle von Sanct Simon.

In Sevilla die Kapelle
Dem Sanct Simon ward geweiht.
Potend wollen alle Damen
Hin zu ihm seit alter Zeit.

Hin auch wolket meine Herrin,
Sie, die Schönste aller Frauen,
Kleid und Mantel rauscht von Seide
Schön und herrlich ist sie anzusehn.

Am den Rand, den anmuthvollen,
Spielt ein Vöckeln hart und fein,
Und im Klangschall, dem blaffen,
Schimmert jauchter Rhyth' Edeln.

Gleich der Sonn' aus Wolken strahlt
Geisterhelle, rein und klar,
Aus dem dunkelblauen Auge,
Wie sie schreitet zum Altar.

Und der Alt, die Messe leand,
Pringt sein einzig Wort hervor,
Ame! Ame! statt des Amen!
Spricht der jungen Mäde Ober.

Viele dieser romances jocosas haben einen parodischen Charakter und benutzen, wie es die heutigen Offenbachaden thun, die Mythologie zu sturillen Darstellungen:

Amor und der Tod bringen auf dem Wege nach Madrid und Sevilla sich beegnend die Nacht zusammen in einer Schenke zu und verwechseln bei Ausmarsch am folgenden Morgen ihren Bogen:

So kommts, daß Amors Bogen
Leth und Verderben bringt,
Sobald den jungen Leuten
Ins Herz sein Pfeilschuss bringt.
Des Todes Pfeil dagegen
Trifft mit der Liebe Macht
Besahnte Leute, denen
Er senkt den Leth gebracht.
Die Welt hat sich verkehrt.
Was weis war, ist jetzt roß,
Des Todes Pfeil bringt Leben,
Der Liebe Pfeil bringt Leth.

Orpheus steigt zur Hölle hinab, um sein Weib wieder zu holen und erweckt mit seinem Gesänge bei den Verdammten und den Todtenrichtern ein spöttisches Gelächter. Sein Gesuch wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß nicht umsehen. Er thut

dies aber doch und hat das Glück, daß sein Weib in Folge dessen zurückbleibt.

Durch diese Fabel wird bewiesen,
Wie oft im heiligen Gesehnd
Durch Klugheit mancher schon das Falsche,
Durch Irrthum man das Rechte fand.
Denn einmal wieder freigesommen,
Das Glück ist wahrlich schon sehr g'reß;
Doch zweimal Junggeselle werden, —
Ist ein beschwerliches Loos!

Diese Romanze ist vom großen Erzähler Querebo, der es befandert auf die Weiber und unter ihnen auf die Schwiegermütter abgesehen hat.

Nord-Amerika.

Die Negerfrage in Nord-Amerika.)

Das vorliegende fünfte Heft der mit dem Beginn dieses Jahres in's Leben getretenen Zeitschrift giebt uns wiederum Anlaß, wie bei den früheren Lieferungen derselben werthvolle, von Spezial-Autoritäten herflammende Aufsätze und Beiträge zu besprechen. Kreisch die von uns gewünschte internationale Vielseitigkeit in Bezug auf die Mitarbeiter scheint bis jetzt noch nicht genugsam vertreten. Wir haben diesmal wiederum fast nur Engländer und Amerikaner vor uns, Deutsche fehlen ganz, während man doch in den ersten Heften mehrfach aus dem Deutschen überlegte Beiträge antraf. Wir haben ein anderes periodisches Werk der Amerikaner an dieser Stelle zu besprechen gehabt — das Jahrbuch der Smithsonian Institution — welches gerade und vorzugsweise deutsche wissenschaftliche Abhandlungen in englischer Übertragung reproduziert. Erwarten wir von der so rüstig vorwärtsstrebenden International Review, daß sie auch deutscher Literatur und Wissenschaft demnachst sich wieder erinnert. Wir pflegen in unserem Referat insbesondere diejenigen Arbeiten in der Review zu erörtern, die außereuropäische Dinge betreffen, da wir hier aus erster Quelle schöpfen und somit Neues oder relativ Neues bieten können. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der erste Artikel von G. T. Winkler, D. D. Georgia, besonders zu betrachten, der The Negroes in the Gulf States behandelt.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges erfolgte bekanntlich durch Präsident Lincoln die Freiheits-Erklärung der Neger. Seit dem 3. 1863 hat der Neger in den Vereinigten Staaten Schulen und Kirchen, Gerichte und Alles empfangen, was die Zivilisation erfordert. Welches sind nun die Früchte dieser Einrichtungen? Es ist hier der Zustand der Golf-Staaten in's Auge zu fassen, zu deren industrieller Entwicklung die Neger in früheren Jahren soviel beitrugen. Die geschäftlichen oder vielmehr ungeschäftlichen Zustände, die durch das Wahlrecht der Neger in den Südstaaten geschaffen wurden, waren der traurigsten Art. Den inexperience Negro wußte man auszubilden, die Abgabe bestand in Geld anstatt in Blut. Vom Jahre 1861 bis 1871 wuchsen die Staatsschulden von Texas den 2 zu beinahe 14 Millionen, diejenigen in Louisiana von 11 zu 40, in Mississippi von nichts zu 14, in Alabama von 8 zu 92, in Georgia von 2 zu 42 Millionen. Die Veranlagungen des Staates sind in diesen Theilen Amerika's derartig, daß die Steuerzahler nicht im Stande sind,

den Anforderungen ihres speziellen Landes und des General-Gouvernements zu entsprechen. Der Handel mit fremden Nationen wird dadurch geschädigt. Es giebt keinen Kaufmann in New-York oder Liverpool, den die Negers-Regislaturen nicht empfindlich benachtheiligt hätten. Wenn dem System nicht in irgend einer Weise Einhalt gethan wird, so leidet das dem Lande mehr als man brauchen würde, um die ganze Rasse nach Afrika zurücktransportieren. Man hat die Weichen in den Südstaaten wegen dieses Zustandes der Dinge getadelt; doch die natürlichen Leiter derselben waren von der Regierung ausgeschlossen. Sie konnten sich einer Partei öffentlicher Plünderer nicht anschließen, die in Folge von Unwissenheit, sozialer oder moralischer Degradation gegen Scham unempfindlich waren. Die Neger aber nahmen an den öffentlichen Mißthänden eben nicht den geringsten Antheil. Einzelne Weiße, mit gutem Willen, veranlagten gänglich. Der Neger ist ein Werkzeug in der Hand der Parteien geworden. Dank seinem haltlosen, flüchtigen Temperament vergiebt er vergißt der Afrikaner mit gleicher Leichtigkeit; ein Bündniß mit ihm ist nicht möglich. Wer zuletzt gesprochen, hat sie gewonnen. Für Recht und Gerechtigkeit hat er wenig Sinn. Die Zunahme der Verbrechen in den letzten Jahren ist besonders im State Louisiana auffallend. Wo aber farbige Nichter fungieren, ist nicht allein der Lauf der Gerechtigkeit unterbrochen durch Parteilichkeiten, es kommt noch ganz besonders der Moral-Gesetz der Afrikaner zur Geltung. Die beiden Hauptverbrechen in ihrem Auge sind Mord und — Zauberei; letztere aber ist das grüßere von den beiden. Diebstahl, Meineid und Ehebruch hat geringen, wenn nicht läßliche Vergehen; sie sehen alles dies als vernünftige Schwächen an. Einige nehmen an, daß sie durch das Wort der Bibel, „daß Einer die Last des Andern tragen solle“, in ihrer Denkart geleitet seien. Ein farbiger Junge sieht es als eine Art der Verrätherie an, einen Eid zu leisten, der einem fremden Schaden würde. Ganz besondere Virtuosität aber besitzt der Neger im Diebstahl. Von der Erde haben sie eine sehr geringe Meinung. Ein besonders intelligenter Neger kommt einst zum Gefängnis, an jedem Arme ein Frauenzimmer, und verlangt, daß er mit beiden getraut werde. Er konnte nicht begreifen, weshalb man ihm das abschläge. „Wenn er wollte und die Weiber Willen wären, so könnte er nicht einsehen, weshalb irgend Jemand das Recht habe Einspruch zu thun. Ist denn nicht Freiheit eingeführt worden?“ — Es wird ferner hervorgehoben, wie die Neger, besonders die Weiber, in der letzten Zeit körperlich in Verfall gerathen seien, wie die Zahl der Neugeburtten kaum die Hälfte gegen das Durchschnittsmaß betrage. — Auch das Verbrechen des Mordes nimmt in denjenigen Gegenden zusehend zu, wo die afrikanischen Elemente überwiegen. Es pflegte sonst selten zu sein. Der Neger ist lebensschafflich, und plötzlichen Anlässen der Erregung unterworfen, gleich seinem Verwandten im südländischen Asien, doch hat er nicht den Muth noch den Muthwillen des Malaien. Gemüthlich ist, wenn er tödtet, die That in einem Wuthausfall geschehen, in welchem der Verbrecher von dem Besitze des Verstandes, das er lobt, sich keine Vorstellung macht. Das Weib empfängt einen unglücklichen Schlag von der Hand des Gatten, oder das Leben des Kindes wird der Rache zum Opfer gebracht. — Den Zauberei sind sie nicht genügt sich zu sprechen; doch erkennen sie die Existenz der Macht an. Sie glauben, daß gewisse Charlatans unter ihnen, durch Tränke, Manipulationen u. s. w. im Stande sind, Krankheiten zu heilen und zu verursachen, den Tod zu bringen und lebende Kreaturen in den Körper zu versetzen. Doch ist das Meiste was von Besessenen berichtet wird, bloße Erfindung. In Mobile, einer Stadt, die

*) The International Review. Six Times a Year) September-October, 1874. (New-York, London, Paris, Berlin, A. Asher & Co.

als ein Zentrum hierfür genannt wird, wissen intelligente Leute nichts von der Sache zu berichten. Von mannichfchem Sozial-Überglauben aber liegen Zeugnisse vor. Überdies ist moralischer Rückgang ihrer Entwicklung zu bemerken. Von Familienleben ist wenig bei ihnen zu finden.

Heute wir nur noch einige Züge des Bildes hervor, das der Verf. von dem gegenwärtigen Zustande der Golf-Staaten entwirft. Viele der Pflanzungen sind wiederum der Verwilderung anheim gefallen. Uebl., wie die „gelbe Krankheit“, welche die Kultur stänig Jahre lang verbannt hatte, sind wiedergekehrt. Eine große Anzahl von Produzenten haben auf Feldarbeiter verzichtet. Quantität und Qualität in Betracht gezogen hat die Arbeit des Negers um die Hälfte abgenommen.

Als eine beachtenswerthe Erscheinung in der Negerfrage wird weiter darauf hingewiesen, daß ihr Wandertrieb bei den Staaten des Westens drängt; das politische Aussehen Alabamas hat sich hierdurch innerhalb zweier Jahre wesentlich geändert. Die Bevölkerung der farbigen in Texas hat durch diesen Zug seit 1870 um hunderttausend zugenommen. Der Neger sucht eben diejenige terra vergo zu erreichen, wo das Gewinnen des Lebensunterhaltes ihm die geringste Mühe bereitet, besonders bevorzugen sie die fruchtbaren Uferstriche der Flüsse. Dort führen sie eine Existenz, welche derjenigen ihrer Vorfahren in den fruchtbaren Teilen des Nigers nicht unähnlich sein mag. — Die Rassen im Süden sind im Begriff sich zu trennen; der neue Bürger ist der Kriol des alten. Der Handel tritt in Wettkampf mit dem Geiste. Was das Resultat sein wird, kann kein Prophet vorher sagen. Die Weißen sind im Vorteil. Trotz ihrer Niederlagen und Verluste haben sie substantielle Wohlthaten durch den Emancipations-Krieg errungen. Der neue Kreuzung hat gleich dem alten isolierte Gemeinschaften in Verührung gebracht mit den öffentlichen Angelegenheiten, und den Unwissenden zur Kenntnismahme in Politik, Krieg, Handel, mechanischen Veredlungsmitteln und internationalen Beziehungen gewonnen. Industrie und praktische Künste haben gewonnen, der Krieg war ein großer Erzieher des Volkes; als derselbe beendet war, sicherte der Süden sich einen höheren Preis für Baumwolle und setzte den Preis für die Lebensmittel herab, außer in den schwarzen Distrikten.

Was die Neger jetzt bedürfen, urtheilt unser Verf., ist nicht eine weitere Garantie ihrer politischen Rechte, sondern Unterweisung und Antrieb in Bezug auf ihre persönlichen und gegenseitigen Pflichten; sie müssen erzogen werden. Die Amerikanische „Millions-Gesellschaft“ hat in dieser Beziehung viel geleistet und einen heben Eifer entwickelt. In den Instituten und Schulen dieser energischen Gesellschaft werden in den Golf-Staaten ca. 5000 Schüler unterrichtet. Die Amerikanische Baptisten-Gesellschaft hat innerhalb der letzten vier Jahre 200,000 Dollars für Freedmen School Fund empfangen; dazu kommen ferner 100,000 aus anderen Kassen. Die freien Schulen, welche diese Gesellschaft im Süden unterhält, ebenso die Schule für freigelassene Frauen in Neu-Orleans werden mit Geschick und Verstand geleitet.

Sehr viel Anerkennung Verf. aber diesen Bestrebungen zollt, kann er doch nicht zugeben, daß sie im Stande sein werden, die Neger (the freedmen) zu einem homogenen Elemente der amerikanischen Gesellschaft zu machen. Die Divergenz beider Rassen trete tagtäglich schärfer hervor. In Louisiana und Arkansas stehen beide mit den Waffen in der Hand einander gegenüber. In Texas und Mississippi besteht nur ein zeitweiliger Waffenstillstand. Für die Neger selbst wie für den Staat sei es das Beste, wenn erstere eine getrennte Kolonie bilden würden. Mit

dieser Lösung verläßt Verf. das Problem, dessen Erörterung der Aufsatz gewidmet ist.

Der weitere Inhalt vorliegenden Heftes bietet dar: Leonardo da Vinci, von Prof. George F. Austin, Cambridge, Mass. Ferner eine Tragödie, Ariston; dann „Der moralische Zustand Frankreichs im J. 1874“ von E. de Pressensé, D. D. National Assembly, schließlich einen Aufsatz über die Sonne von Prof. G. H. Young, Dartmouth College, und „Charles Sumner und der Internationale Friede“, von G. F. Magoun, D. D. Pratt Iowa College. — Beigefügt sind eingehende wissenschaftliche und literarische Buchrecensionen. B.

Afrika.

Bei den Niam-Niam und Monbutus.

Georg Schweinfurths Reisen sind unter dem Titel: „Im Herzen von Afrika“ in zwei stattlichen Bänden erschienen und enthalten das bisher an Fortträgen und kürzeren Mittheilungen nur insoweit bekannte Material, das unsere höchste Neugierde reizt, in schöner Darstellung systematisch zusammengefaßt. Der unergründete Reisende hat bekanntlich von 1868 bis 1871 Länder durchwandert, in denen er wahrscheinlich der erste moderne Europäer, jedenfalls der erste wissenschaftliche Forscher gewesen ist. Weit über seine ersten Absichten und Zwecke hinaus hat er erreicht und erforscht, was man kaum ahnen konnte. Von Chartum aus ist er durch die Wüsthäuser des Dinka-Volkes nach der großen Seriba Ghattas aufgebrochen und hat von hier aus seine erste Bekanntschafft mit dem Niamniam-Lande gemacht, welches das Hauptziel und die Hauptneugiertheit unter seinen Entdeckungen bildet. Dem Aufenthalt bei den Niamniam und Monbutus gilt denn auch der bei Weitem größte Theil des Reiseberichtes und er hat Namen und Gesichte, Königthum und Volk, Kunst, Architektur, Verfassung, Industrie und Tracht dieser noch ungesannten Völker, dann aber auch die Natur und Beschaffenheit des Landes, seiner Thiere und Pflanzen in der gründlichsten Weise kennen gelernt und zur Darstellung gebracht; ohne eigentliche Krankheit hat er Schweinfurth dahin gebracht, frisch und gesund nach Chartum zurückzukehren, und von da aus langsam und vortheilhaft Europa wieder zu gewinnen. Der südliche Punkt, den Schweinfurth im Monbuta-Lande erreicht hat, die Residenz Munja, liegt nur wenige Grade nördlich vom Äquator, während das Vindhongene Udschidshi nicht allzuweit südlich vom Äquator liegt; eine Reise, weit kürzer als die Vindhongene von Zanzibar nach Udschidshi und nur ein Drittel der Schweinfurths Fahrt von Chartum nach Munja betragend, würde hinreichen, um die beiden getrennten Gebiete zu vereinigen. Das Problem einer Ausforschung der letzten Nilquellen ist danach nicht mehr in jene nebelhafte Ferne gerückt, und des „Nilstroms“ unersforliche Quellen werden nun wohl bald aus den Dichtwerken weichen müssen. Zanzibar und Mexca liegen nördlich von dem 40 Grad östlicher Länge, die afrikanischen Reiseabenteuerer Vindhongene und Schweinfurth haben sich 10° westlich davon zugezogen. Auch eine Reihe von Flüssen, die zu den Nilquellen gerechnet werden müssen, hat Schweinfurth bereits kennen gelernt. Was an dem Gebiete fehlt, liegt östlich davon, nicht im Mondgebirge, wie früher angenommen wurde, wie denn überhaupt der Begriff des Mondgebirges an seiner präzisen Bestimmtheit verlorren hat, sondern in der Nähe des Buntanfers, der im Winkel des

dreißigsten Längengrades und des Äquators beginnend, in meeres-
ertriger Länge und Breite nach Nordosten reicht, dort aber sich in
unbekannte Abflüsse begiebt, die dann noch möglicher Weise zu den
sonst gesuchten Rissquellen gebären mögen. Es ist als ein beson-
ders Glück dieses Werkes zu betrachten, daß der Verfasser ein
guter Zeichner ist; wir danken diesem Umstande zahlreiche Illus-
trationen, die zur Anschauung in hohem Grade beitragen, so
z. B. eine Lagerstätte während der Niamniam-Campagne, die ein
reißes Bild zwar nicht des Landes, aber doch der Leute zu geben
im Stande ist.

Am 1. Dezember 1870, um die Mittagsstunde, erlebte Schwein-
furth das größte Unglück seiner Reise: „Ich war dem Vormittag
über mit Briefschreiben beschäftigt gewesen, erzählt er, um meine
Erlebnisse seit Abgang der letzten Nachrichten zusammenzufassen.
Eben hatte ich mein beschriebenes Nadel zu mir genommen, das
Briefschreiben wieder begonnen, als mich plötzlich der Ruf eines
Bongo mit Poodu! Poodu! d. h. Gener! erschütterte. Dieses schreck-
liche Wort wird jetzt lebend in meinen Ohren widerhallen. Be-
ständig auf dem Sprunge, es zu vernehmen, wußte ich in dem-
selben Augenblicke die ganze Tragweite des Unglücks. Ich eilte
vor die Thür und erblickte auch schon, nur durch drei Hüften
von der Meinen getrennt, die unheilvolle Loke und der Spähe
eines Kegelschusses emporgeschlagen. Um jene Tageszeit erreicht der
beständig wehende Nordost seine größte Heftigkeit, die Windrich-
tung führte die Flammen direkt zu meiner Behausung, da blieben
mir kaum zwei Minuten Zeit zum Retten. — Sofort kamen alle
meine Leute herbeigesprungen und, ohne viel Worte zu machen,
griff ein Jeder nach demjenigen, was ihm gerade unter die Hände
fiel; die Regentkuben machten sich zunächst an die Zeug- und
ihre eigenen Kleider, als dem in ihren Augen Werth vollsten
auf diese Art wurde auch mein Bettzeug und zwar der Federkissen
außerhalb der Seriba in Sicherheit gebracht. Ich selbst kletterte
die für einen solchen Fall bereits vordrängte Leiter hinauf,
stieg in einen großen Holzkasten. Es war ein eitelles Bemühen.

Überdies gelang es meinen Dienern im Handumdrehen noch
fünf von den nahen Koffern und zwei Kisten hinauszuschleppen
und auf den nahen Freiplatz der Seriba zu schleppen, wo sie
auch bei der herrschenden Windrichtung geschützt zu sein schienen,
allein nur zu bald begann der glühende Luffstrom planlos nach
allen Seiten hin umzuschlagen und setzte die Loke über den ganzen
Platz. Da hätte kein Mensch mehr Stand zu halten, noch Hand zum
Retten anzulegen vermocht. Auf der Flucht vor der immensen
Gewalt der Flammen — die Menschen erschienen wie Rücken
an einer brennenden Kerze — warf ich noch einen Blick auf den
angstlich gezitterten Rest meiner Habe, mit Entsetzen aber nahm
ich schon wahr, daß die Kisten zu rauchen begannen und die
langen Flammenlilien sie begünstigten. Es war für mich ein
berührender Anblick. Enthielten doch diese Kisten alle meine
Manuskripte, die Reisejournale und Notizbücher; im Vergleich
zu diesem Verlust erschien die Einbuße der von vornherein den
Flammen preis gegebenen Effekten im Hause selbst sehr un-
bedeutend, und doch waren es zusammen über die hundert Träger-
lasten. In meiner Aufregung achtete ich nicht des vom Winde
umhergetragenen Funkenregens, der mir das Haar verjagte,
beulend folgten mir mit verbrannten Füßen die Hunde, und
athemlos blieben wir endlich unter einem großen Baume, um
vor der allseitigen Flammengluth und dem Sonnenbrand auf
der Höhe-Schutz zu suchen. — Ich hatte wenig mehr als das
nackte Leben gerettet, ohne Kleider, ohne Waffen und Instru-
mente, ohne Thee und Wein stand ich jetzt vor dem Haufen
Kohle und Asche, welcher, unüberbringlich verloren, die Tracht

mehrbähriger Anstrengungen und im Übrigen sehr beipiellos
glücklicher Konjunkturen barg. Meine schöne Ausrüstung für
die projectirte Niamniam-Expedition, die jüngsten Sammlungen,
die Handschriften mit allen meteorologischen Beobachtungen,
welche ich von meinem Aufbruch von Suakin an täglich gemacht
und die gegen 7000 barometrische Ablesungen enthielten, die Reise-
journale mit den Erlebnissen und Wahrnehmungen von 825 Tagen,
die mühsam erlangten Körpermessungen und Vokabularien schließ-
lich, Alles war in wenigen Minuten ein Raub der Flammen ge-
worden.“

Der Reisende mag sich übrigens in dem Augenblicke des
Unglücks die Tragweite desselben schlimmer vorgestellt haben, als
es in der That war, nicht die Resultate der Reise selbst waren
verloren gegangen, wie das glücklich erschienene zweibändige Werk
Taus Schweinfurths gutem Gedächtnisse zeigt, sondern im Wesent-
lichen nur eine Reihe detaillirter naturwissenschaftlicher Beob-
achtungen, deren Besitz im Verhältniß zum Werthe dessen, was
Schweinfurth unübertriebenes Eigenthum geworden war, gering
erscheint. Messungen und Wetterbeobachtungen, Insektensam-
mlungen und dergleichen Dinge lassen sich bei richtiger Zeit wieder-
holt sammeln und aufstellen; daß dem Reisenden die zu seiner
eigenen Bequemlichkeit notwendigen Bedürfnisse aus der Hand
gekommen waren, ja sogar, daß er fürchten mußte an seiner
Gesundheit Schaden zu leiden, das war wohl freilich im ersten
Augenblicke das Schlimmste, was er zu überwinden hatte; aber
auch hier hat offenbar seine gute Gesundheit, sein an Entbe-
hrungen gewöhnter Körper und sein zuverlässiger, der Gefahr
trotzender Geist allem Trost gegeben, was der mörderische Cam-
pistrich des äquatorialen Afrika mit sich zu bringen pflegt.

Das Fatalistischste, was sonst über den Entdeckungstrieb in
Afrika schwebt, die in Europa verbreitete Meinung, daß die Ent-
decker nicht wieder nach Hause kämen — schon durch Heinrich
Bartls Reisen und seine Heimkehr hat sich diese vergessene Mei-
nung geändert; auch unter den Körpern der Europäer finden sich
solche, die es wagen dürfen sich dem gefährlichen Klima auszu-
setzen. Wenn wir, wie es in diesen Tagen scheint, bald das
Glück haben werden, den Bagirmisforscher Dr. Nachtigall wieder
in Europa zu sehen, so ist er der dritte Deutsche, der die weite
und umfassende Reise mit jahrelangem Aufenthalt glücklich voll-
endet hat, wobei denn auch die Verdienste des ihnen sich gleich
anschließenden Gerhard Rofsky nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Australien.

Englands neueste Anexion.

Die bereits länger als zehn Jahre dauernden Unterhandlungen
Englands mit dem Häuptlinge der Fidschi-Inseln Thalombau
über die Abtretung des genannten Archipels an die englische
Krone, sind, wie der Telegraph jüngst meldete, durch den englischen
Botschaftsminister, Sir Hercules Robinson, endlich zu einem be-
friedigenden Abschlusse gebracht worden. Lord Carnarvon, der der-
zeitige Kolonialminister Großbritanniens, hat den Feststellungsvertrag,
welcher die Inseln ohne Bedingung der Oberhoheit Englands
unterstellt, am 18. d. M. ratifizirt und genehmigt. Die
Fidschi-Inseln als englische Kron-Kolonie haben entscheidende ein-
Zukunft, und die englische Regierung wird nunmehr im eigenen
Interesse dafür zu sorgen haben, daß geordnete Zustände in dem
so reich gesegneten Inselstaate eintreten.

Gegenwärtig scheinen die Zustände freilich trostlos. Thakombau, der sich „Tui Viti“ d. i. Herr der Fidschi nennt, aber eigentlich nur der mächtigste der zahlreichen Häuptlinge ist, hatte zuerst im Jahre 1860 die Abtretung der Inseln den Engländern angeboten, hauptsächlich bewogen durch den englischen Consul Mr. Phillips, der auch seine Befestigung in Bege gebracht hatte. Er war Anfangs nicht mehr als irgend ein anderer Häuptling, aber ein glücklicher Krieg, den er in den Jahren 1850–54 führte, und wobei er sich zuerst in ausgedehnterem Maße der Feuerwaffen bediente, legte den Grund zu seiner Macht, die sich im Laufe der Jahre über eine große Zahl von Inseln ausdehnte und noch mehr befestigt wurde durch ein Bündniß, welches er im Jahre 1854 mit Georg Tuboa, dem Ursprung des Tongo-Archipels, schloß. Dieser unternehmende Fürst, welcher mit einer Anzahl von 3000 Kriegeren auf den Fidschi-Inseln landete, um einige dieser waldigen Eilande in Besitz zu nehmen, weil er Holz zum Bau von Schiffen bedurfte, fand unter dem direkten Einflusse der Engländer, die ihn zum Christenthum bekehrten und sogar mit nach Seiden genommen hatten, am ihm einen Begriff von der Macht Großbritannien zu geben. Als er zurückkehrte, wandte er seinen Einfluß an, um seinen Freund Thakombau gleichfalls der Religion der Weißen zuzuführen, und leistete den Anstößen des englischen Consuls bereitwillig Vorschub.

Aber Thakombaus Macht war nicht für die Dauer begründet und vermochte keine friedliche Entwicklung der Dinge herbeizuführen. Die Fehden der einzelnen Häuptlinge unter einander dauerten mit der alten Grausamkeit fort, und häufig erhob sich sogar der eine oder andere dieser kleinen Machthaber gegen Thakombau und fügte ihm den Gehorsam an. Daß bei diesen Zuständen weder das Christenthum noch die europäische Kolonisationsrechte Fortschritte machen konnte, liegt auf der Hand. Auch ist leider nicht zu leugnen, daß europäischer Handelsneid und Hassenhass das glimmende Feuer vielfach schürte. Die Engländer hatten von Anfang an den größten Einfluß auf den Inseln, aber auch die Amerikaner hatten Antheilungen. Zwischen beiden entspannen sich bald Rivalereien, zumal als französische Wäden ankamen, welche den englischen Missionären Konkurrenz machten und darin von den Amerikanern unterstützt wurden. Die englischen Missionäre waren Methodisten und gehörten der Wesley'schen Missionärgesellschaft in London an, welche sich um die Bekehrung der Inseln die größten Verdienste erworben hat. Die sekulären Oester, die sie für ihren menschlichen Zweck gebracht hat, beliefen sich bis zum Jahre 1860 auf ungefähr 75,000 Pfund Sterling, wozu noch die Privatgeschenke kommen, die den Missionären von ihren Freunden gemacht wurden. Aber viele dieser Leute waren ihres Zeichens meist Handwerker oder Geschäftleute und lagen neben ihrer Befehrungsarbeit, der sie sich mit anerkennungswerther Aufopferung widmeten, auch dem Betriebe ihres Gewerbes ob, was ihnen von den Amerikanern zum schweren Verwurp gemacht wurde. Diese behaupteten, die englischen Missionäre trieben Handelsgeschäfte mit den Eingeborenen und kauften deren Erzeugnisse auf, um sie für eigene Rechnung zu verschiffen; wenn dann amerikanische Schiffe kämen, so fänden sie keine Waaren und seien genöthigt, dieselben von den Engländern zu kaufen, welche dadurch zu reichen Leuten wurden. Man sieht, es war parer Geschäftseid, was die weißen Kolonisten an einander hegte und bewog, die Heimseligkeiten der Eingeborenen unter einander zu säubern, um ihren Gegnern zu schaden. Wenigstens verschmähten es die Engländer nicht, ihren Einfluß auf Thakombau zu benutzen, um diesen dahin zu bringen, daß er alle Amerikaner von den Inseln verbannte; diese aber lehnten unter dem Schutze

eines amerikanischen Kriegsschiffes zurück, und der alte Zwist begann von neuem.

So lagen die Sachen, als Thakombau, der sich nicht im Stande fühlte, seine Herrschaft überall aufrecht zu erhalten, der englischen Regierung zum ersten Male die Abtretung der Inseln anbot. Es war im Jahre 1859 oder 1860. Seit dieser Zeit erfolgte das Anerkennen des Fidschi-Häuptlings noch zu wiederholten Malen, und jedesmal ward es von den Engländern zurückgewiesen. Meistentheils zerhiengen sich die Verhandlungen an dem Bestreben Thakombaus, sich gewisse Souveränitätsrechte zu wahren und die auf seinem Gebiete lastende Schuld von mehr als 80,000 Pfund Sterling auf England zu übertragen. Jetzt endlich scheint die Festschließung jede Bedingung erfolgt zu sein, denn anders hätte der englische Kolonialminister erklärt sie nicht annehmen zu können, und der Fidschi-Archipel ist damit zu einer großbritannischen Kronkolonie geworden.

Durch diese neue Erwerbung hat England ein Verhältniß gut gemacht, das leicht für das Gedeihen seiner australischen Kolonien und die weitere Entwicklung seiner Seeherrschaft verhängnisvoll werden konnte. Die Franzosen bewiesen einen viel größeren Eifer, indem sie sich bei Zeiten im großen Ocean nach festen Stützpunkten umsehen und den Archipel von Drabreiti, die Marquesen-Inseln und den Nieu-Kaledonien ihrer Herrschaft unterwerfen. Die Engländer, welche doch die ausgedehntesten Besitzungen auf der südlichen Halbkugel haben, hätten am ersten daran denken sollen, sich auch nach Westen hin die Verbindung mit ihren Kolonien zu sichern und sich in der großen Wasserstraße zwischen Amerika und Australien Stationen zu verschaffen, bei denen ihre Schiffe anlegen und sich verproviantiren konnten. Von dem Abschlusse eines dahingehenden Vertrages hielt sie wohl hauptsächlich ihre grundsätzliche vorsichtige Politik und die Ecken sich in schwierige Verhältnisse zu mischen ab. Nun der entscheidende Schritt gethan ist, ändert er Beisatz fast bei allen politischen Parteien.

Der Fidschi-Archipel, welcher mit dem Dampfschiff in sieben bis zehn Tagen von Neußbüduals aus erreicht werden kann, enthält 235 größere und kleinere Eilande mit einem Areal von etwa 378 Quadrat-Meilen. Die Inseln bestehen meist aus Korallenkalk, theils sind sie vulkanischen Ursprungs, also aber mit einer dicken Schicht fruchtbarer Humuserde bedeckt. Das Klima ist außerordentlich fruchtbar und gesund, auch für Europäer, da die tropische Hitze durch die regelmäßigen Passatwinde bedeutend gemäßig wird: die Durchschnittswärme des Jahres beträgt 19 Grad Reaumur, doch fällt der Thermometer nie unter 17 Grad und steigt nicht über 20 Grad, ein Temperaturhaub, wie er angenehmer nicht gedacht werden kann. Die Erzeugnisse des Bodens sind außerordentlich mannichfaltig und reich. Einheimische Früchte sind: Kokosnüsse, aus denen Öl, Lard und Nuss, aus deren oft 30 bis 40 Pfund schweren Kernen Mehl gewonnen und zu Brot, Kuchen und Pudding verarbeitet wird; ferner Bananen und süße Bataten, die wie unsere Kartoffeln gegessen werden. Der Brotfruchtbaum kommt in neun Varietäten vor und trägt acht Monate im Jahre und zwar so reichlich, daß drei Bäume zum Unterhalt eines Menschen ausreichen. Außerdem erzeugt das Land Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Tabak, Mais und Baumwolle, obwohl letztere in einer für den englischen Markt zu feinen Qualität. Die Anpflanz ist demgemäß sehr bedeuten, der Bodenpreis im Verhältnis zum Ertrage sehr gering, der Arbeitslohn beträgt für einheimische Arbeiter pro Tag nur 1 Schilling.

Die Eingeborenen gehören der über alle Inseln des stillen Meeres verbreiteten, mit der malaischen verwandten, sogenannten

polinesischen Rasse an und sind meist von schönem und kräftigem Körperbau; doch stehen sie durch ihre aufbraune, schmutzige Hautfarbe und durch ihr dichtes buschiges Haar, das sie in den phantastischsten Formen tragen, sowie durch den etwas negerhaften Gesichtsausdruck, wenigstens der niederen Volksklassen, hart an dem Übergange zu den Negritos und Papuas, die den Binnen-gürtel der australischen Inseln besetzen. Sie werden von den meisten Reisenden als gutmüthig, freundlich, trefen, sähig und fleißig geschildert, doch scheint es, als ob sie dieses Lob erst seit kurzer Zeit, nämlich seit der Annahme des Christenthums verdientes, und als ob sich diese Lobspürde nur auf die Bevölkerung der Küstengegenden, nicht auch auf die Bewohner der Gebirge bezügen, welche von jenen auch in ihrer Körperbildung sich unterscheiden sollen. Früher schändete das Völkchen des Kanniballismus das ganze Volk, vorzüglich aber die herrschende Klasse, die Hauptlinge und den Adel; den gemeinen Leuten war das Menschenfressen nur unter Umständen gestattet. Es war nicht nur die Religion dieser Inselbewohner, welche den schrecklich barbarischen Brauch begünstigte: die Menschenfresserei diente sich bei ihnen zu einer Art Heilmittelentwicklung entwickelt. Es war nicht selten und galt für ein Zeichen der Heiligkeit, wenn einer einem guten Bekannten einen feinen Arm oder Schenkel zum Präsent machte, und ein solches Geschenk wurde stets mit Branntwein und mit Speise versehen, auch wenn es schon etwas angegangen war. Die zahlreichen Kriegsgefangenen, die Mannschaften gescheiterter europäischer Schiffe lieferten den nöthigen Vorrath. Aber nicht nur das Fleisch der Feinde, auch das der Freunde wurde gegessen, und wozu wir den Bericht glauben dürfen, tauchten in Zeiten der Noth selbst befreundete Familien ihre Kinder, um doch nicht ihr eigenes Fleisch und Blut zu vergehen. Das Fleisch von Frauen und jungen Mädchen galt für einen besonderen Vorbehalt. Kapitän Wilkes, der im Jahre 1840 die Insel besuchte, erzählt uns in seinem Werke*) die schauerlichsten Geschichten. Wenn er den Inselanwohnern das Schrecken ihrer Gewohnheiten vorhielt und sie ermahnte, davon abzulassen, so antworteten sie ihm kalt, es schmecke doch gar zu süß. In jeder Stadt gab es öffentliche Öfen, in denen Menschenleiber in ganzer Größe gebraten wurden; in jeder anständigen Küche bestimmte Tische und sogar Stühle für dieses ledere Gericht, während jede andere Speise direkt aus der Hand in den Mund wanderte. Diese hatten bestimmte, oft obersene Namen und wurden als Vorrathstisch zu hoch geschätzt, daß sie von einer Generation zur andern vererbt. Rings um die Burn, das Fremdenlogis, Rath- und Versammlungshaus, wurden die Knochen der Geffessenen zur Zierde aufgehängt und für jeden verzehenden Feind ein Stein hingelegt, so daß diese Häuser mit der Zeit von gewaltigen Steinpyramiden eingeengt wurden. Doch gab es schon damals unter den Inselanwohnern eine Partei, welche die Menschenfresserei im Prinzip verabschiedete, und die wir in Ermangelung einer besonderen Bezeichnung die „liberale“ nennen könnten. Sie behaupteten, diese abscheuliche Völlerei würde mit der Zeit den körperlichen Ruin des ganzen Volkes herbeiführen, und schrieben ihr die häufigen Hautkrankheiten zu, von denen das Volk heimgegriffen wird. In der That scheint Menschenfleisch schwer verdaulich zu sein, denn auch die härtesten und gesündesten Männer sind nach einem solchen Kannibalenmahl auf zwei bis drei Tage unwohl. Tagelang behaupteten die „Konservativen“, es sei für einen großen Hohn und Ekelmann unbedeutend nöthig, Menschenfleisch zu fressen, um dem niederen Volke Schrecken

einzuführen. Wirklich scheinen in diesem Punkte die Inselbewohner ähnlich zu empfinden, wie unsere Kleinen beim Hadden des Kammernärschens, in dem der Kiese nach Hause kommt und die verdorbenen Kinder nicht.

Dies führt uns auf einen Punkt, den wir zu Gunsten des vielfachmündigen Willkürs geltend machen können, nämlich auf ihre große Vorliebe für Märchen und wunderbare Geschichten. Diese hängt zusammen mit ihrer Religion und ihrem Aberglauben. Die Zahl der Götter, welche sie verehren, von denen sie sich aber keine Bilder machen, ist begrenz. In jedem Strauch, in jedem Baum, in Felsen, Steinen, Thieren, Menschen vermahren sie göttliche Wesen, vor denen sie eine abergläubische Furcht haben. Dabei auch ihre Viehdarstellung für Wundergeschichten. Man läßt diesen Leuten keinen größeren Gefallen thun, als wenn man ihnen „Tausend und eine Nacht“ oder Grimms Märchen in ihrer polinesischen Dialekt übersezt. Ein Engländer, Herr Davies, der sich lange Jahre auf den Fidschi-Inseln aufgehalten hat und daselbst anfänglich war, erzählt, die Geschichte von „Aladin und der Wunderlampe“ wurde mit einem letzten Schwein in Form von 8 Teller bezahlt, und die „Berg- und Thier-“ brachten ihm viel, so oft sie auch wiederholt wurden. Doch haben die Inselanwohner auch ihre eigene Literatur, und epischen Volksepien besitzen, welche die Thaten berühmter Helden und ihrer Besuche bezeugen. Der Verfasser der Fidschi- und des Semak zu Ausbildung einheimischer Lehrer zu Mataijawa, Rev. B. Kew, ein gründlicher Kenner der Fidschi-Sprache, hat die meisten Texte, welche ihm sein verantwortliches Amt übrig ließ, dazu benutzt, diese alten jetzt immer mehr in Vergessenheit gerathenden Sagen zu sammeln und auszugeben.

Die Uebersetzung dieser Pieder ist eine mühselige. Sie werden nach Art der griechischen Epien bei Trinkgelagen getragen, wenn die Kawa-Beute freit und die Gemüther zu werden. Kawa-Meth ist das Nationalgetränk der Inselanwohner. Es wird aus gereinigtem oder gekauten Kawa-Beuten bereitet und wirkt, im Uebermaß genossen, zwar berauschend, aber nicht anregend, sondern eher beruhigend, wie der Tabak. Auch weisse, namentlich Angehörige der niederen Volksklassen, haben sich dieses unheimlichen Getränk angewöhnt, und es gilt als das Zeichen eines ansehnlichen Namens, den Kawa zu verabschieden. Trinkgelage und Partien bilden bei den Eingeborenen den unvermeidlichen Abschluß jeder feierlichen Zusammenkunft und sind hergebracht bei Beirathungen, Volksfesten u. dgl. m. Ein deutscher Reisender, Herr B. Kew, der die Inselgruppe im Jahre 1860 besuchte, giebt uns darüber interessante Nachrichten. Er besuchte nach einander die größeren Inseln Taruini, Van, Moalan, Bili Kew und Kauru, welche letztere den besten Hafen der ganzen Gruppe bildet, der der amerikanische Kapitän Wentworth, Kriegsschiff John Kew, im Jahre 1855 entdeckte. Bili Kew ist die größte der Inseln und hält etwa 310 Quadrat-Meilen; hier liegt Van, die Küsten des Königs Tafomban und Kauru, am Fluße gleiches Namens, der mit dem Kawa durch einen großartigen Kanal verbunden ist, der sich des mächtigen Herginglers Kauruadua, welchen wir Landsmann in Begleitung des Konsuls Prichard besuchte.

Ihre Aufnahme war eine glänzende, wenigstens nach Fidschi-Begriffen, denn die Nacht nach ihrer Ankunft wurde zunächst die große Trommel, „Vall“ genannt, ihnen zu Ehren geschlagen, was den müden Reisenden keine geringe Unbequemlichkeit verursachte. Am folgenden Tage hatten sie Gelegenheit, einem großen Volksfeste beizuwohnen, welches zu Ehren des ältesten Sohnes Kauruadua, der eben ins Mannesalter trat, gefeiert wurde. Eigentlich war ein Kriegszug beschloffen gegen eine rebellische

*) United States Exploring Expedition. New-York, 1840.

Stadt, deren Einwohner ohne Unterschied getödtet werden sollten, um den nöthigen Vorrath herzugeben, den man für das Fest brauchte. Es ist nämlich Sitte, daß ein junger Hähntling, wenn er ins Mannesalter treten soll, eine möglichst hochgeschickte Weidenpyramide besteigt, auf welche ein lebendiger Elawe mit der Brust nach oben gelegt wird. Auf diesen tritt er und hält dabei eine mächtige Keule oder ein Feuergewehr in der Hand. Darauf besteigen zwei Weiber des Gefierten das schauerliche Gerüst und bekleiden ihn mit einem Streifen wollenen oder fattenenen Zeug, das bei einer Breite von 8 bis 10 Zoll auf 180 Meter in der Länge hat. Wenn der junge Mann so eingewickelt ist, ist kaum noch etwas von seinem Körper zu sehen, und nur ein Dheim darf ihn wieder entkleiden.

Im vorliegenden Falle boten es sich die anwesenden Europäer als göttliche Auszeichnung an, den jungen Hähntling mit dem „Dheim“, — so heißt das primitive Gewand, — bekleiden zu dürfen. Die Zeremonie fand statt, ohne daß vorher eine Stadt zerstört worden wäre, und so retteten sie einigen Hundert Menschen das Leben. Konul Prithard hielt an den Jüngling eine kurze Ansprache im Hirsch-Dialekt, in welcher er ihn ermahnte, seinem Velle zu dienen und nach edleren Thaten zu streben, als seine Vorfahren gekannt hätten. Dem alten Hähntling rannen dabei die Thränen die Backen hinab, darauf aber erzählte er, schnell gefaßt, seinen Gästen von der Feler seiner Schwertnahme und wie viel Menschen dabei getödtet wären.

So schildert unser vielgereister Wandersmann die Sitten dieser Inselwelt, und wir beschließen mit diesem originellenilde am besten unsere heutige Mittheilung. H. Schmolke.

Kleine literarische Revue.

— **Elisa-Kochingen unter deutscher Verwaltung.** (Eine Denkschrift.) Der Verfasser zeigt sich in den unten vorliegenden Abschnitten „Kirche, Schule und Universität“, sowie „Finanzlage und Steuerverfassung“ über die Verhältnisse der Reichslande, einige Einzelheiten abgedruckt, genau unterrichtet. Sein Urtheil ist der deutschen Verwaltung günstig, es beruht auf einseitigen Erwägungen und auf objektiver Würdigung der Gesamtlage. Im ersten Abschnitte weilt er zum Lobbe der Regierung festzustellen, daß dieselbe auf kirchlichem Gebiet, wenn auch noch nichts Neues geschaffen, so doch feste Stellung genommen und ihr Ansehen kräftig gewahrt hat, und daß sich auf allen Gebieten des Unterrichts höchst lobenswerthe Thaten zeigen. Die Universität in Straßburg nennt er ein Muster für die Gattung, namentlich in sofern, als an derselben mehr als anderswo eigentlich unterrichtet wird. Es ist erfreulich zu vernehmen, daß einzelne Einrichtungen, besonders im Seminarwesen, bereits Vorbild für die übrigen deutschen Hochschulen geworden sind. — Bezugs Durchführung des ungewohnten Schulwanges in der Volksschule giebt der Verfasser der Regierung den Rath, schleunigst die Befragung der Schulverhältnisse den Gemeindevorständen aus der Hand zu nehmen und den Kreisdirectoren zur vorläufigen Befestigung zu übergeben, andernfalls an die Durchführung des wohlthätigen Gesetzes nicht zu denken wäre. — Auf dem Gebiete der Steuern zeigt sich noch

ein großes Feld für die Thätigkeit der Regierung. Es werden mehr Steuern als nöthig erhoben, die bestehenden Steuern sind ungleich vertheilt und belasten hauptsächlich den ärmeren Theil der Bevölkerung. Die Klagen sind an sich gerecht, treffen jedoch, was die Natur der direkten Steuern anbelangt, nicht die deutsche Regierung, sondern die französische, aus deren Zeit noch kümmerliche Steuererträge herrühren. Eine dringende Reform ist nothwendig. Doch findet die Regierung es noch nicht an der Zeit, sich mit ihr zu beschäftigen. Nur in Bezug auf die indirekten Steuern hat sie eingehende Änderungen vorgenommen, die der Verfasser zum Theil als verfehlt bezeichnet. Die Regierung hat für zwei Millionen Steuerermäßigungen eingeführt und dabei auf Befestigung einiger sehr lästigen französischen indirekten Steuern Bedacht genommen, darunter auch anderthalb Zuschlagsschatel zu den Abgaben des Enregistrement; sie hat dagegen die Weinsteuer, wenn auch in erleichteter Weise, fortbestehen lassen. Der Verfasser meint, es sei vorzuziehen gewesen, die Zuschlagsschatel, an welche man sich seit Jahrzehnten gewöhnt habe, und deren Befestigung die Kosten der Erhebung des Enregistrement nicht vermindert, bestehen zu lassen und dafür die seit langem verhasste Weinsteuer aufzuheben, zumal man ja an deren Abschaffung im ganzen Reiche denkt. Der Verfasser schlägt vor, noch jetzt in diesem Sinne den Mißgriff zu verbessern; er verspricht dafür der Regierung den Dank der Bevölkerung, welche, wie er versichert, bei einer solchen Maßregel aufjubeln würde!

— **„Die Reform des Zollvereinstarifs“** (ist von Dr. F. Perrot in Heft 37 der Blätter „deutsche Zeit- und Streit-Fragen“) zum Gegenstande einer wirtschaftlichen Abhandlung gewählt worden. Die Materie liegt dem Zwecke des „Magazins“ zu fern, als daß wir die Abhandlung einer eingehenden Besprechung unterziehen könnten. Mit der Tendenz der Schrift, welche die völlige Herstellung des Freihandels zum Ziele hat, einverstanden, beschließen wir und darauf, zu bemerken, daß der Verfasser die gegenwärtige prinzipielle Verfassung des Zollvereinstarifs einer scharfen Kritik unterwirft, die durch das Reichsgesetz vom 7. Juli 1873 eingeführten Modifikationen als des Systems und der Konsequenzen ermangelnd bezeichnet und Postulate aufstellt, welche in der unbedingten Befestigung aller Schutzzölle, in der Herabminderung aller Zollsätze bis auf wenige gleichmäßige Gebühren, und in der Durchführung einer kombinierten Vermögens- und Einkommensteuer gipfeln. Diese Reform des Zolltarifs müßte getragen werden von einer im großen Maße angelegten aktiven Staats-Verkehr-Politik, welche sich in Verbindung mit einer jenen Postulaten entsprechenden Zoll-Politik in einer großen bewußten Staatswirtschafts-Politik entwickeln sollte. Insofern, so meint der Verfasser, diesem Ziele sind wir, so günstig auch nach dem Kriege die Verhältnisse gelegen haben, zur Zeit ferne als je.

Sprechsaal.

Durch den Tod des Geheimen Ober-Tribunalraths Hr. Homeyer, der zu Berlin in der Mitte des Oberen im Alter

*) Abdruck aus dem XXXIII. Bande der Preussischen Jahrbücher. Berlin, Georg Reimer, 1874.

*) Herausgegeben von Hr. v. Hopfenberg und W. Luten. Berlin, G. S. Lüderische Verlags-Buchhandlung (G. Habel) 1874.

von 79 Jahren verschied ist, hat die gelehrte Welt, vor Allem aber die Jurisprudenz, einen schweren Verlust zu beklagen. Die philologisch und juristisch gleich hervorragende Herausgabe und Erläuterung des „Sachsenpiegels“ hat den Namen des Verstorbenen ja besonders zu einem weithin berühmten gemacht; durch ihn ist das Verständnis dieses alten Sächsischen Land- und Lehnrechtes ja erst ganz erschlossen worden. Hommer war am 13. August 1785 in Wolgast geboren, hatte sich 1821 in Berlin als Privatdozent habilitirt, und wurde an dieser Universität 1824 außerordentlicher, 1827 ordentlicher Professor. Als solchen präsentierte ihn die Universität im Jahre 1854 zum Mitglied des Herrenhauses, in das er unter gleichzeitiger Ernennung zum Kronenrath durch Kabinettsordre vom 27. November desselben Jahres berufen wurde. Dort gehörte er der konservativen Richtung an. Der Parlamentarismus war aber nicht sein Fahrwasser. Vom Jahre 1845 bis 1867 gehörte er dem Obertribunal an, wurde 1850 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und erhielt 4 Jahre später einen Sitz im preussischen Staatsrath. Sein glänzender Geist und die tiefste Gerechtigkeit haben ihm für alle Zeiten einen der ersten Plätze in der Zahl deutscher Juristen gesichert.

Die literarischen Dilettanten im alten Rom schildert in glänzender, pikanter Form eine Rede des Prof. Donato Decioni, gehalten bei der feierlichen Eröffnung des Schuljahres 1873—1874 an der Königl. Universität in Rom, deutsch von Professor Julius Schanz*). Die geistreiche Abhandlung ist doppelt interessant um der Schlaglichter willen, die sie auf literarische Zustände, auch unsere, wie aller Zeiten wirft, ohne daß aber, wohlbedenkt, der Verfasser beabsichtigt, unsere Zeit mit dem Alterthum zu vergleichen, noch weniger mit der Zeit des Verfalls des Kaiserthums, wo der Schwarm der Dilettanten größer denn je war. „Wer es liebt,“ sagt Professor Decioni, „berartige Vergleiche anzustellen und über die Zunahme des Elends zu klagen, beweist unter Andern, daß er weder jene Zeit genau kennt, noch die unsere, über die wir, was man auch sagen möge, und nur freuen können, er tiefer wir in das Studium jener eindringen.“

Sicher wandelt das gegenwärtige Zeitalter auf einem durchaus verschiedenen Wege als die Zeitgenossen der Cäsaren; die bürgerliche Gesellschaft, die ihre Freiheit zurückerobert hat und stolz im Bewußtsein ihrer selbst und ihrer eigenen Rechte ist, schützt vorzugsweise wissenschaftliche Entdeckungen, weil diese der allgemeinen Thätigkeit und der Wohlfahrt der Nationen am meisten zu Gute kommen. Die Freude der schönen Literatur werden immer seltener. „Noch mehr, da das Licht der Freiheit die Menschen und ihre Werke befeint, ist die Schen der Schriftsteller eine größere geworden; denn vor dem Tribunal des wachsamem Gewissens ist der Handel mit Schmeicheleien und Schändlichkeiten, der bei dem natürlichen oder gezwungenen Schloß unterdrückter Völker so leicht vor sich geht, unmöglich oder zum Mindesten sehr selten.“ So giebt es heut zu Tage Nichts mehr, was mit jenem Gesindel, wie es uns Decioni in grellen Farben, aber in treuem Anschluß an zeitgenössische Maler schildert, zu vergleichen wäre! „Können wir aber deswegen behaupten, daß die Hebe, die Juvenal anstößt, und die Verschrienen, die Horaz giebt, wenn sie für ihre Zeit nicht neu waren, für unsere Tage zu spät kommen und keinen Werth mehr haben?“ Gewiß nicht,

und wenn Gioberetti schrieb: „Ich preise die mathematischen Wissenschaften glücklich, wo kein Dilettant aufkommt, so ist dies aber ein wahrer Stiefhücker, der auch in unseren Tagen an manche Gelehrten-Brust dringen mag. Die vorliegende Abhandlung ermahnt die schlimmen Herren Dilettanten — daß die häßlichen, gewöhnlichen, in solches bleibenden Spielbürgerdilettanten damit nicht gemeint sind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, — daß zur heimlichen Selbstzergewissung recht aufmerksam durchzulesen.“ Die Übersetzung der kleinen Schrift ist eine untadelhafte. H. J.

(Ein römischer Efel.)

Im Drogenmüllchen, schattenumglaubt
Steht ein graubehaarter Efel und fauet
Und nagt und nagt und nagt dabei
Und stülzt inzwischen in Trümmerei.

„Ei! schändlich, so soll ich nach Rom mich trösten
Mit Kohl! Herrgott, was muß man sich teilen
Vom Bäder zum Krämer, vom Krämer zum Bäder
Hab' ich zu tragen, ist das nicht linder?
Das ist ein Leib, kramt nichts dagegen,
Und obenhin trug ich gestern den Segen:
Grüßlatter! hing mir so schön in's Gesicht;
Für die Kuxen vor'n, für die Jöhne nicht.
Der Schelmensack hat mich mit Wasser befeuert,
Und die Jungen lachten, als mich vertrieben.
So im Hungrig war ich und so schlief ich,
— Zeist sich's, ich verziege ihr Eins, du Hühn!“

Und er fauet und fauet und fauet,
Indem er als Heiler drein schauet.

„Eins hab' ich mir stets zu Kopf genommen:
Wie kann man wohl von dem Efel abkommen?
Ei! doch begabt, so stille zu stehen.
Als ich klein war, weiß ich, ist es gelinde,
Da ritt mich ein Herrlein, es wollt' emsigen,
Ob auch in Rom wohl Efel finden.
„Die Erde geht wirlich“, — das trug er vor,
Und ich hör' ihn von Gallei was drummen.
In Phillosophie ist mein Herr von den Dummern.
Und als ich so hoch und laufe' und steh, —
„Ich hab' ein ganz ungeschicktes Dör, —
Da schlägt mich mein Herr, — ach, das hat weh! —
Und ich verlier die Contenance
Und der fremde Herr weiter die Balance.“

So manches Mal fällt mir's noch ein,
Wenn mein Herr mich fassen will und kastein,
Ist es wirlich wahr? wenn die Erde sich dreht,
Was braucht es, als daß man stille steht,
Und hat nur lachte den Fuß zu heben,
Und kommt doch dahin, wohin man will ehen,
Und kann doch drinoh im Schlaf eiden?
Stets macht es mir Freude, darüber zu kugeln, —
Wein Herr aber, der mich allezeit prügeln.“

*) Nach dem Dänischen des Richardt, übersetzt von Hugo Gasse.
(Vergl. die Nothleje zu den Dänischen Rurtern in No. 43.)

Ankündigung.

In unterzeichnetem Verlage wird demnächst erscheinen:

(282)

Auswahl

aus den

Kleineren Schriften von Jacob Grimm.

Zweite Ausgabe. Bohnenpapier. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Das Buch ist eine Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm. Er hat seinen gelehrten Apparat beiseite gelassen und tritt uns in der Form freier und heftiger Darstellung nun mit Resultaten seiner Studien entgegen. Es sind gerade zwölf größere Schriftstücke, denen etwa ein halbes Duzend kleiner Nachträge folgt. Der Stoff ist mannichfaltig genug: eine Selbstbiographie; über seine Entlassung in Öttingen; Reise-Eindrücke aus dem Süden und dem Norden; Gedächtnis an Bachmann, Wilhelm Grimm, Schiller; Abhandlungen über Schalk, Unverfälscht mit Kabbala, über den Ursprung der Sprache, über das Substantiv in der deutschen Sprache. So viele Stücke, so viele Seiten. Wer immer mit reinem Sinn und aufgeschlossener Gemüthsheit an die Schätze des Buchs herantritt, der wird es anjehen und schätzen; und hat er es gelesen, so wird die Sehnsucht in ihm bleiben, in dem Buche zurückzukehren und es wieder und wieder zu lesen.“

Wir sehen uns der Hoffnung hin, daß Alle, die uns eigener Lektüre den billenden Einfluß dieses Werkes empfangen, gern dazu beitragen werden, denselben auch Anderen zugänglich zu machen, und namentlich unserer Jugend.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Emil Du Bois-Reymond:

Ueber eine Akademie der deutschen Sprache.

Ueber Geschichte der Wissenschaft.

Zwei Festreden, gehalten in öffentlichen Sitzungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Kasperdruckpapier. gr. 8. geb. 10 Sgr. (283)

In dem unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem:

Herman Grimm: Fünfzehn Essays.

Zweite vermehrte Auflage der Neuen Essays. I. Ein Band in gr. 8. (281/2 Bogen.)

1874. Bohnenpapier. Elegant gebunden. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesen neuen Band Essays sind aus den früheren beiden Bänden (den Essays, 1859, und den Neuen Essays, 1865) nur 5 Essays übergegangen, die andere Hälfte des Bandes besteht aus neu hinzugekommenen Studien. Es sind in diesem Bande namentlich alle auf Literatur- und politische Geschichte bezügliche Aufsätze vereinigt.

Inhalt: Volkstheorie. — Friedrich der Große und Maecenas. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wohlverwahrheiten. — Goethe und Europa. — Goethe und Louis Braille. — Heinrich von Kleist's Grabstätte. — Lord Byron und Leigh Hunt. — Alexander von Humboldt. — Schillermörder. — Herrn von Arnim's Tugendbücher. — Cervantes. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson. (284)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Neuer Verlag von Dietrich Reimer in Berlin, SW.

November

Anhaltische Strasse No. 12.

[1874.]

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

H. Kiepert's Neue Wandkarte von Palästina. 8 Blätter.

Maassstab 1: 200,000. Neueste überarbeitete Text. Vierte vollständig neu bearbeitete Auflage. 1874. Preis in Umschlag 2 Thlr. 30 Sgr. — Auf Leinwand in Mappe 5 Thlr. — Auf Leinwand mit Stäben 5 Thlr. 17½ Sgr. —

Die vorliegende neue Bearbeitung der weitverbreiteten Karte beruht zum grossen Theil auf persönlichen Forschungen des Verfassers während seiner letzten Reise in Palästina und berücksichtigt zugleich auch alle wichtigen topographischen Daten, welche in den letzten Jahren veröffentlicht sind. — Die Verlags-handlung hat es sich angelegen sein lassen, die schöne Karte in technischer Beziehung höchst elegant darzustellen und der wertvollen Arbeit in allen Theilen entsprechend würdig anzusetzen.

In Vorbereitung sind und erscheinen in einigen Monaten:

H. Kiepert's Volks-Schul-Wandkarte von Palästina

in 4 Blättern. Maassstab 1: 300,000.

H. Kiepert's Neue Schul-Wandkarte von Palästina

in 1 Blatt. Maassstab 1: 800,000. Dritte vollständig neu bearbeitete Auflage.

(285)

Ferner erscheinen soeben:

H. Kiepert, Karte der Nordpolar-Länder. Nebst Darstellung der

Wärmeverbreitung von H. W. Dove. Neue bearbeitete Ausgabe. 1874. Preis 10 Sgr.

Deltus' (286)

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

— jetzt complet — 3 starke Bände, brochirt:

5 Thlr. 10 Sgr.

In 4 feinen Halbdrucken: 7 Thlr.

Um die Einführung in Schulen zu

erleichtern, kostet von jetzt an

jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht,

sowohl in der 3. Auflage geliefert.)

Eberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kants Teleologie und ihre erkenntniss-theoretische Bedeutung. Eine Untersuchung von August Stadler.

1874. gr. 8. geb. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Die systematischen Begriffe in Kants vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältnis zum kritischen Idealismus. Von Dr. phil. Hermann Cohen.

1873. gr. 8. geb. Preis 12 Sgr.

Kants Theorie der Erfahrung von Dr. phil. Hermann Cohen. 1871. gr. 8.

geb. 1 Thlr. 20 Sgr. (287)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lazarus (Prof. M.), Ein psychologisch-erklärender in unsere Zeit. Vortrag. Zweiter Abdruck. 1873. gr. 8.

geb. 7½ Sgr. (288)

Im Verlage von H. R. Mecklenburg

in Berlin C., 38 Klosterstrasse, ist

erschienen: (289)

Beiträge zum Verständniss Kants

von

Dr. Johannes Witte.

(Privat-Dozent der Philosophie in Bonn.)

Preis 20 Sgr.

Der Verfasser dieser Schrift will den Ergebnissen der Kant'schen Philosophie von Seiten der Ethik die Anerkennung ihrer bleibenden Bedeutung sichern. Jedoch hat er auch deren theoretische Grundlage selbstständig geprüft und zwar unter eingehender Rücksicht auf die in den letzten Jahren von Bonn Meyer und Herrn Cohen über Kant veröffentlichten Schriften. Autoritäten haben sich über diese Schrift sehr anerkennend geäußert.

Jetzt complet: (290)

Theologisches UNIVERSAL-LEXIKON

zum Handgebrauch für Geistliche und gebildete Theologen. 2 starke Bände.

120 Druckbogen grosse Lexikon-Format.

Subscript-Preis 5 Thlr. — 15 Mark.

Dieses „Universal-Lexikon“ will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften betreffen. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispieleso billig.

Eberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwig und Hofmann) in Berlin wird demnächst erscheinen:

Luise, Königin von Preußen.

Von Friedrich Adami.

Siebente vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis der Königin und einem Facsimile der Namens-Unterschrift. 8. eleg. geb. 1 Zbl. 15 Sgr., in engl. Einband 2 Zbl.

Die erste Ausgabe kam aus der Feder der Frau v. Berg, der Freundin und Gesellschafterin der Königin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unveröffentlichte Hefenblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Sublerin“ mitzutheilen.

Die fortwährende Theilnahme für dieses Buch spricht sich wohl am besten in dem Umstand aus, daß in dem letzten Vierteljahrhundert sechs harte Auflagen erschienen sind.

Gerade gegenwärtig giebt der Vergleich jener für Deutschland und Preußen so trübten Zeit, in welcher die Königin zukeilte und litt, mit der glänzenden Gegenwart, nicht minder das natürliche Band, welches die Königin mit unserem Kaiser Wilhelm verbindet, dem Werke ein erhöhtes Interesse. Diese neue Auflage ist wiederum sorgfältig durchgesehen, durch mannichfaltige Zusätze wesentlich bereichert und ihrer eleganten Ausstattung wegen, welche durch ein dem Buche vorangesetztes schönes Bildnis der Königin aus deren jüngeren Jahren, das die Kunst ihrer Erscheinung besonders glücklich zum Ausdruck bringt, noch erhöht wird, namentlich zu Geschenken zu empfehlen. (291)

Ankündigung.

In unterzeichnetem Verlage erscheint demnächst eine Ausgabe der

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm in Bilderbüchern.

Wr. 4. in Farbendr.-Umfassung kartonirt. Preis jedes Heftes 7½ Sgr.

Dieselbe ist für das frühere Kindesalter berechnet, enthält je ein Märchen mit dem Grimm'schen Originaltext und ist mit vier brillanten Farbendr.-Bildern nach Zeichnungen von Rudolf Weisler schmückt.

Zunächst gelangen folgende Märchen zur Ausgabe:

Aschenputtel, Hänsel und Gretel, Schneewittchen

welchen sich später anreihen werden:

Brüderchen und Schwesterchen, Rothkäppchen, Dornröschen, Altes Eisen, Schneeweiß und Rosenroth.

Die Verlagsbuchhandlung glänzt sich am die universalliebten Märchen der Brüder Grimm durch Betheiligung ihrer neuen Ausgabe für das frühe Kindesalter ein besonderes Verdienst zu erwerben und war auf eine Ausstattung in Zeichnung und Farbendruck bedacht, wie sie dieser Sammlung würdig erscheinen mag. (292)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwig und Hofmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouqué's Hindernis.

Neuere Ausgabe.

1874.

Mit 60 Holzschnitten. In Kastenband mit Goldschnitt: 1 Zbl.

Miniat.-Ausgabe.

1871.

Mit 120 Holzschnitten, von Ludwig Richter. In Kastenband mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stempel-Ausgabe. Mit Titelbild in Holzschnitt; in Umfassung gebunden. 5 Sgr.

Diese herrliche Erzählung, das reichste und tiefste Märchen, reiner Ausdruck romantischer Poesie, schildert die Natur der Alpen, wie sie in der Gegenwart ruht, aber auch amüßig und hat sich namentlich die Kunst der Frauen in hohem Grade erworben. (293)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

(294)

Voigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Zbl.

In einem Bande in Leinwand gebunden 2 Zbl. 10 Sgr.

Das Werk zeichnet sich nach dem überaus scharfsinnigen Urtheile der angesehensten kritischen Organe durch wissenschaftliche Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch eigene selbständige Forschung und objektive Darstellung des Thatbestandes aus. Weitere Vorzüge besitzen sind die Hervorhebung des als untergeordnetes Zusammenhanges zwischen der märkischen und deutschen Geschichte und die besondere Berücksichtigung der Culturgeschichte, namentlich die überblickende Darstellung der letzten Verhältnisse, der Vertheilung der einzelnen Landestheile, der Verfassung und der Verhältnisse ihrer Bewohner, der Veränderung in der Verfassung u. s. w.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwig und Hofmann) in Berlin.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Jüdische Familienpapiere.

Von W. Herzberg.

Zweite Ausgabe. 15 Sgr. (295)

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Studien über die Frauen.

Von

Dr. Eduard Reich.

gr. 8. eleg. broch. 4 Zbl. (296)

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Schöpfung oder Entstehung.

Aphorismen zur Enttöndung des organischen Lebens von

Adolf Bastian.

gr. 8. eleg. broch. 3½ Zbl.

Für die Lehren Darwin's und Huxley's ist vorzügliches Wert von hervorragender Bedeutung (297)

Verlag von Breit & Co. in Leipzig.

Seeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (298)

Die Welt als Entwicklung des Geistes.

Von

monistischen Weltanschauung

Von Ludwig Noir.

Forma mentis generalis.

Leipzig.

Preis 3 Zbl.

Preis 3 Zbl.

Auf jedem Schreibstisch steht

MEYERS

HANDELEXIKON

Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Eigenschaft, Datum, einer Zahl oder Thatsache augenblicklichen Bescheid. 1865 kl. Octavseiten mit 51,000 Artikeln und über 100 Karten und Tabellen. Gebunden in 1 Halbfelleisband 5 Thlr. Fürwärtig in allen Buchhandlungen. Bibliographisches Institut in Leipzig (vormals Hirschwald).

Dieser Nummer liegt ein Beiblatt zur 25. Spemann in Stuttgart über „Das Ausflugsbuch“ bei. (300)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beschreibungen nehmen alle Buchhandlungen und Buchhändler des In- und Auslandes an, in Berlin und in den übrigen Städten. Die Beiträge sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Beremittlung an die Verlagsbuchhandlung zu richten. Anfragen werden die Welt. Seite mit 1/2 Sgr. bezahlt. 8. 2. Neudruck herausgegeben: Dr. Gering in Berlin. Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwig und Hofmann) in Berlin. (301)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 28. November 1874.

[N^o. 48.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Eine neue Begründung der Ethik. 697.
— Charlotte von Strin. 698.
Oesterreich. Aus dem vieldingigen Oesterreich. 699.
Spanien. Zur Spanischen Nemanzen-Poesie. Von Adolf Baum. II. 700.
England. Colleen. 703.
Italien. Die Bibliotheken von Ravenna und Cremona. 703.
Russland. Die Russische Revue. 705.
Frankreich. Zwei Blätter. 708.
Kleine literarische Neuigkeiten. Tagebücher von Friedrich von Gump. I. von Emmaillia Kising. 708. — „Frauenliebe“, Roman von Karl Perlow. 709. — Dem amerikanischen Büchermarkt. 709. — Das Heale und das Deale als weltbewegende Kräfte. 709.
Sprekhal. Sitzungsbereiche der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Kaiserprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1873. 710.
Der Verein für deutsche Literatur und Denkmalpflege Schwerinbach. 710.

Deutschland und das Ausland.

Eine neue Begründung der Ethik.

Wenn Leute, die ziemlich gleiche ethische Forderungen stellen, über den Weg streiten, aus welchem man am besten zu diesen Forderungen gelangt, so übersehen sie leicht, daß für verschiedene Personen, die verschiedene Ausgangspunkte haben, die Wege zum selben Ziel notwendig verschieden sein müssen. Den wir bekannten, altgewohnten und lieb gewordenen Pfad, wie sollte ich dazu kommen ihn anzugeben, weil mir ein Anderer den selbigen anpreist? Behauptet er gar, nur seine Bahn dürfe betreten werden, jede fremde sei mit unüberwindlichen Hindernissen besetzt, man könne auf keiner anderen als der selbigen den erstrebten Endpunkt erreichen, so verzweifelt er wohl, daß die Menschen mit sehr verschiedenem Denkfähigkeit begabt sind, und daß unsere Gedankengänge wesentlich von unserer Erfahrung und unseren Denkgewohnheiten abhängen. (Professor Seidel,*) dem alle bisherigen Methoden die Ethik zu begründen nicht Genüge thun, glaubt tiefer gehen zu können als seine Vorgänger, indem er noch hinter das Sein zu dringen vermeint. Die Ethik ist die Lehre von dem, was sein soll. Unser Autor sagt: „Von jedem Seienden oder Seinmüssen muß erst gefragt werden, ob es gut ist, ob es sein sollte, ob es aufgeführt werden kann als ein ethisches Organ, als ein ethische Vertheilung entscheidendes und aus sich entspringendes Prinzip. Prinzip der Ethik ist also niemals ein Sein oder Seinmüssen; sondern hinter allem Sein, über allem Sein, abseits alles Seinmüssens, muß das Prinzip der Ethik stehen. Dieses Prinzip richtet über alles Sein; es bestimmt, ob irgend Etwas als dasjenige anerkannt, gleichsam, das irgend Etwas ist, Dasjenige, was werth ist zu sein, oder sein soll. Auch das Sein Gottes kann hiervon keine Ausnahme begründen. Gottes Sein, wenn es sich nach der normalen Idee des Guten bestimmt, ist ein gutes, nur weil es sich nach dieser Idee bestimmt. Verhielte es sich umgekehrt, wäre Alles, was gut ist, nur darum gut, weil Gott es will, ohne daß

es für Gott eine normative Idee des Guten gäbe, so wäre der Begriff des Guten damit einfach geirrt. Denn das Gottgewollte wäre dann nicht an sich selbst gut; das Prädicat der Güte existierte überhaupt nicht als einer Sache selbst zukommend; dieses Prädicat wäre vielmehr zu ersehen durch das des Gottgewolltseins; es wäre nicht einzusehen, wie hierzu noch das zweite Prädicat hinzutreten könnte, welches ein Lob der Sache selbst und ein an sich selbst Einseitiges bedeutet. . . . Wurzel aber die Ethik nicht im Seienden irgendwelcher Art, noch im Seinmüssen, sondern hinter und über allem Sein: wo wurzelt sie dann? Im Nichts? Jedenfalls muß sich die Ethik dahin verlegen, wo noch Nichts ist; denn sie will erst bestimmen, was da sein soll. Also denken wir alles Seiende hinweg, so bleibt noch übrig das unendliche Feld des Möglichen: aus möglichem Sein hätte hiernach die Ethik auszumachen, was sein soll. So verfahren wir auch, wie es scheint, bei jeder ethischen Entscheidung im gemöhnlichen Leben.“ Diese Gedanken betrieblicher Herr Professor Seidel, vielleicht gewohnt sich Mancher seiner Zuhörer an sie und ist gleichfalls überzeugt davon, daß das Mögliche im Eide zurückbleibt, wenn man alles Seiende da ablaufen lassen, nur aber lassen die Sache ganz anders auf. Was sind „Denken“ und „Sein“ Correlativa; schwindet das Sein, so giebt es auch kein Denken, d. h. Bewußt — sein, und von Möglichem oder Unmöglichem ist dann auch nicht die Rede.

Professor Seidel ist ein Schüler von Christian Hermann Weisse, und verliert über den Lehrer hinaus zu forschen. Für Seidel ist die oberste, die schiedlichste oberste Wissenschaft die Dialektik, „das Absolute der reinen Möglichkeit.“ In dieser Dialektik ist von realer Möglichkeit und Unmöglichkeit noch nicht die Rede, der Stoff der Dialektik ist „die Möglichkeit nur als Denkmöglichkeit aufgeföh.“ In direct absezierender Methode stehen aus dieser Wissenschaft zwei andere, die Metaphysik, d. h. die Wissenschaft dessen, was an sich selbst sein muß, und die Ethik, d. h. die Wissenschaft dessen, was an sich selbst sein soll. Diese drei Wissenschaften, des Denkmöglichen, Realemöglichen und moralischen Möglichen, erschöpfen den Begriff des „Absoluten der reinen Möglichkeit“, und bilden die drei ersten Theile der Gotteslehre. „Erst aus dem metaphysischen und dem ethischen Absoluten, aus absoluter Ursprünglichkeit und absolutem Endzweck (αρχή και τέλος. Α και Ω), kann im vierten und letzten Theile der Gotteslehre der Begriff des wirklichen Gottes gewonnen werden, von welchem also die Ethik so wenig abhängt, daß vielmehr der Begriff des wirklichen Gottes erst durch die Ethik einen seiner wesentlichsten Bestandtheile empfängt. Nur einen solchen Gott erkennen wir als Gott an, welcher mit der Idee des Guten übereinstimmt; einen unethischen Gott würden wir nicht glauben, und möchte er durch die erschönlichsten Wunder bezeugt sein.“ Welche Mittel haben Herrn Seidel zu Gebot um Ansprüche von so unerhörten Dimensionen zu erfüllen? Sehen wir zu, wie er es mit der Ethik macht. „Im Reiche des Denkmöglichen rein als solchen mit Denknöthwendigkeit das an sich selbst Einseitige aufzusuchen, ist die Aufgabe der Ethik.“ Die endlich gefundene Lösung lautet: „Das unbeschränkte, vollendete Wohlhaben ist das unbedingt Seiende, das durch die in der Unvernunft denfnotwendig liegende immanente Teleologie zum Sein Be-

*) Ethik oder Wissenschaft vom Seinmüssen. Den begründet und im Urtheile ausgeführt von Dr. phil. Rudolf Seidel, außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. (Eingeföhlet: eine bisher ungedruckte Abhandlung von Ch. v. Weisse.) Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1874.

himme." Wie ist das Kunststück vollbracht worden vom rein Denkmöglichen zum Wohldasein zu gelangen? Darüber giebt ein Satz Aufschluß, den der Professor niederschreibt als er die Frage erörtert, wozu die Ethik einzig und allein abhängig sei. Seiner Theorie nach hängt die Ethik nur ab „vom Inhalte des Denkmöglichen und den mit demselben gegebenen Gesetzen der Denknothwendigkeit," und der für uns wichtige Satz heist: „Es handelt sich dabei nicht darum, ob und welche Vorstellungen, die an sich selbst anderen Wissenschaften angehören, als Hilfsmittel zur Hervorlockung der wahren ethischen Gedanken benutzt werden können, und in menschlichem, unvollkommenem Wissenschaftsleben sogar benutzt werden müssen." Darnach weicht die Praxis stark von der Theorie ab. Man erinnert sich unwillkürlich des wohlgenährten Dermisch, der von einer Suppe aus Kieselsteinen lebte, aber es gern sah, wenn beim Kochen derselben etwas Salz, Mehl, Gemüse, Eier und Fleisch zugegeben wurden, denn der Professor benutzte die gesammte Wirklichkeit und die volle Erfahrung unseres neunzehnten Jahrhunderts um das Einkleben aus dem bloß Denkmöglichen herauszuleiten. Aber dann ist die Frage berechtigt: wozu der enorme Umweg?

Für uns liegt die Möglichkeit nicht jenseit des Seins, sondern sie ist nur eine Form, in welcher das Sein vom Menschen aufgeföhrt wird. Außerhalb unserer Auffassung existirt keine Möglichkeit. Die Wirklichkeit kann doppelt da sein, in uns, gedacht, und außerhalb unserer Vorstellung, real. Die Möglichkeit kann nur als etwas Gedachtes vorhanden sein, und empfängt ihren Inhalt lediglich als Elementen der Wirklichkeit; die Möglichkeit ist eine Denkform und keine Existenzform. Unter Was dahin zu kommen, wo Professor Sendel mit so gewaltigen Anstrengungen anlangt, dünkt uns gangbarer als der feinsie, und wir denken ihn möglichst kurz an. Der Mensch ist ein empfindendes und denkendes Wesen; oft empfindet er Schmerz, er denkt: das soll anders sein, und benutzt sein Denken um die Wirklichkeit so zu verändern, daß der gewünschte Zustand erreicht wird. Wir machen die Erfahrung, daß, wenn wir unser augenblickliches Wohlbefinden rückwärts verfolgen, wir uns dauernd empfindliche Leiden zugeben. Die Erwegung dieser Thatfache in immer weiterem Umfang und größerer Tiefe führt uns unmittelbar in gerader Linie zu dem Satz: das Wohldasein aller empfindenden Wesen ist das höchste Ziel, welches der Mensch streben kann; und so viel er vermag dazu beizutragen, daß dieses Ziel erreicht wird, ist das Vernünftige, was der Einzelne zu thun hat. Abgesehen von der Unvernunft und ihrem teleologischen Anbeld halten wir diese Formel für gleichwerthig mit Sendels oben angeführter Fassung des „unbedingt Einklebenden", aber wir wollen Niemand behindern, der den Weg über die reine Denkmöglichkeit bequemer findet.

So viel über die neue Grundlegung. Es kommt nicht unerwartet, wenn ein so eigenenthümlich gearteter Denker wie Sendel auch im Umriß der Ausführung überraschendes leistet. Mit dem Kreuz der Systematiker und Besterklärer, mit dem Abel und Bösen in dem Werke des Oeuvres der Klugheit und Liebe, wird unser Autor vermöge seiner genauen Kenntniß „des potenziellen Subjekts, des Erkennens, der Urpotenz" leicht fertig. Besagte Urpotenz will nämlich gern bleiben, was sie ist, bloße Potenz, reine Möglichkeit. Aber in ihrem Begriff liegt Trieb, Gehet und Abhängigkeit zum Sein, also zum Aufheben ihrer selbst. Wer kann wider seinen Begriff? Die träge Urpotenz mag, weil ihr Begriff es verlangt, wirkliches Sein werden, und „so entsteht der Dualismus aus der Einheit des Prinzips selbst, und darum ist er kein unüberwindlicher." Wir hätten das Obergewicht ver-

mutet, wir hätten geglaubt, eben weil der Dualismus zur Einheit des Prinzips gehört, sei er so fortzuschaffen, aber wir müssen gestehen, daß wir mit der Urpotenz nie Umgang geföhrt haben, und Sendel wird ja nichts sagen, was er nicht schon weiß. (Er sagt: „Aus dem Biegemilde des Potenziellenwunders nun, das dem ethischen Prozesse sich von Anfang an anhängt, wollen wir die weiteren Verwicklungen des Bösen entstehen lassen und leicht erklären können. Immer trachtet der böse Wille den ethischen Prozeß anzuhalten: er verwickelt sich ins Natursein, in die Sinnlichkeit, um das höhere Sein, das Geistige, in welchem das ethische Ziel erreicht werden soll, zu verderben; er verwickelt sich ins individuelle Sein, in die Selbstheit, um die Allgemeinheit des ethischen Ziels zu vereiteln; er wird endlich, in der Bosheit seines Geföhls, nie fähig zu können, zum allgemeinen Gasse und zur Liebe des Mächtigen und der Lage und des Schmerzes." Haben wir Sendel richtig verstanden, so nimmt also diese Noth ein Ende, wenn die Urpotenz ihren Begriff verliert. Daß es doch daselbst gebliebe!

Im letzten Abschnitt des Buches trägt der Verfasser „das ethische Werden," die Pflichtlehre vor, in einem Sinn, den wir gern lebend anerkennen. Wie wir schon sagten, am Ziel beugen wir einander und können uns freundlich die Hand reichen, aber daß seine Dedukzion allen Anforderungen an eine exakte Wissenschaft genügt, das einzusehen geht weit über unsere Kräfte.

D. E. E.

Charlotte von Stein.

Schnell ist dem ersten Bande von Heinrich Dünkers „Charlotte von Stein" der zweite geföhrt,*) der am Schluß das Gesamturtheil des Verfassers über die von ihm außerordentlich hoch gestellte Frau enthält, und mit den Worten endet: „Wenn Goethe später mit ihr anzuknüpfen suchte, so war es nicht bloß Dankbarkeit, was ihn zu ihr zurückführte und ihn manches Harter von ihr erdulden ließ, bis es ihm endlich gelang, sie sich wieder ganz genügt zu machen, sondern auch das Gefühl von der hohen Bedeutung der seltenen Frau, deren Herz er so viel hatte verstehen müssen. Und der Wunsch eben dieses Gefühl durch das ungeschminkte Bild ihres Lebensganges auch im Lichte der Nachkommen zu begründen und zu erhalten, und so ihr Andenken vor der Entstellung leichtfertiger Einseitigkeit und Blendens, gewissenloser Historiker noch nachhaltig zu sichern, hat mich zu der vorliegenden wahrheitsgetreuen Darstellung ermuntert." Zwar dagegen steht sie bekanntlich mit sehr ungünstigen Augen an, und wer unbefangenen und ohne Vorurtheil die Schriften der bösen Gegner durchnistet, wird wohl zu dem Resultat gelangen, daß sie weiter der halbe Satau war, zu welchem sie Lohndes lech nach Netten so willige Hand hinunter drückte, noch der halbe Engel, zu dem sie die wahrlich nicht leichte Feder Dünkers emporhob, sondern daß die Wahrheit auch hier in der Mitte liegt. Der Ankläger nimmt wenig Rücksicht auf die trefflichen Eigenschaften, die sie doch unlesbar besessen haben muß, um dauernd und fast so viele hervorragende Männer und Frauen zu interessieren, der Verteidiger glättet gern, was uneben und rauh anseht. Ein paar kurze Beispiele werden das deutlich erhärten.

*) Vergl. No. 32 des Magazins.

*) Charlotte von Stein, Oeuvres Frankfurt. Ein Lebensbild mit Benutzung der Familienpapiere, entworfen von Heinrich Dünkers. Zweiter Band von 1794 bis 1827. Mit einer Abbildung und einer Tafel. Stuttgart, J. B. Cotta, 1874.

Um Charlotte in ein unvortheilhaftes Licht zu setzen, deutet Stahr nachdrücklich den Schmerz, den Goethe fühlte, als er 1788 Statien verließ, und sagt nichts davon, daß zu jener Zeit auch ganz andere Eindrücke dem Dichter sich geltend machten, daß er dem Herzoge, der ihn aufforderte noch länger dort zu verweilen, antwortete: „Gar Manches macht mir den Rückweg nach Hause reizend. Ohne Ihren Umgang, den Umgang gestörter Freunde länger zu leben, ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird einem im fremden Lande, merk ich, leicht kalt und froh, weit Liebe und Anzügen selten angewandt ist.“ Stahr erzählt: Sie war „nach dem Zeugnisse ihres eigenen Sohnes und ihres Freundes Knebel von ihren Untergebenen schwer zu befriedigen.“ Es ist bezeichnend für ihren Charakter, daß sie im Volke als eine „schlimme Frau“ bekannt und verurtheilt war, weil sie unanständig mit ihren Diensthofen wechselte, an jedem Ende anzusehen hatte, und oft nur mit Mühe eine Kammerjungfer finden konnte, die sich dazu verstehen mochte, in ihren Dienst zu treten. So berichtet Knebel, an den sie sich mit dem Kusttage, ihr eine solche zu schaffen, gewendet hatte. „Es ist seltsam,“ sagt er hinzu, „wie eine so gute Frau doch so wunderbare Tücken haben kann.“ Es kam zuletzt dahin, daß sie in späteren Jahren gar keine Köchin mehr hielt, und sich zum großen Verdruß der übrigen tiefer vom Traiteur freilen ließ.“ Bei Dünker sieht das ganz anders aus, da heißt es: „Knebel hatte von ihr den Auftrag übernommen, ihr eine neue Kammerjungfer zu verschaffen; da aber das Mädchen, welches er dazu ausgewählt hatte, sich darüber bedenktlich zeigte, daß Frau von Stein gern mit ihren Leuten wechselte, so theilte er ihr dies freimüthig mit.“ — „Es ist seltsam, wie eine so gute Frau doch so wunderbare Tücken haben kann,“ schreibt Knebel etwas wunderlich an seine Schwester. Charlotte hielt sehr auf Keuschheit, Ordnung und Anstand, war aber sonst sehr wohlwollend gegen ihre Diener und Dienersinnen, denen sie sich nachsichtig und freundlich erwehte, wenn sie nur sich anhänglich, ergeben und zuverlässig zeigten.“ Knebel, „so gute Frau“ kommt bei Stahr ein für allemal nicht in Rechnung, und was den letzten Satz des von ihm zitierten Ausspruchs betrifft, so klingt die Sache bei Dünker wie opferndelie Mutterliebe, nämlich: Frau von Schiller theilte Fritz von Stein mit, „welche Entbehrungen die Mutter sich selbst wegen auslegte, woraus dieser sie hat, gar nicht mehr für ihn zu zahlen, da es alles Erforderliche mit dem Bruder verabrechen werde; ihre Gesundheit erfordere durchaus Ruhe und ihre Augen Schonung. Da er dringend wünschte, seine Mutter möchte zu einer besseren Pflege gelangen, ersuchte er die Freundin ihr zuzureden, daß sie wieder eine Köchin nähme und über die Mangelhaftigkeit solcher Personen mit leichtem Sinn wegzehle.“ Die letzten Worte allein hat Stahr festgehalten und vergessen, daß Charlotte, um Jansen für ihren Sohn Fritz zahlen zu können, sich entseffen hatte, ihren Haushalt aufzugeben und sich das Essen und einem Koffhaus kommen zu lassen. Stahr rügt an Charlotte die ansehnliche Heftigkeit ihres Temperaments, die sie zuweilen über alle Schranken der Heiligkeit hinauswies. So schreibt sie einmal an Kette Schiller über einen Zaun, den sie mit Knebel gehabt (1791): „Ich habe mich so mit ihm entzweit, daß meine Schwester (die zugegen war) glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben.“ Bei Dünker lautet derselbe Vorfall: „Nach der dritte Mal kam Knebel mit seiner Schwester Henriette, die zur Erzieherin der Prinzessin Karoline bestimmt war, nach Weimar. Der alte Freund war noch unruhiger als früher. Mit Charlotte gerieth er einmal, ohne Zweifel in einem politischen Gespräch, in einen so heftigen Streit, daß die Jnsolenz (Charlottes Schwester) glaubte, sie werde ihm eine Ohrfeige geben,

und seine eigene Schwester wünschte, sie möchte es gethan haben.“ Stahr fährt fort: „Dieselbe Schlagfertigkeit sehen wir wiederkehren in dem Briefe, in welchem sie der Freundin über ihre Reise zu ihrem Sohne nach Schlesien und über die Trübsale berichtet, welche sie auf derselben von Vorkaufshern und Postmeistern zu erdulden gehabt habe. Der ganze Brief ist eine Mißtrauensrede über den geschilderten Verfall gegen Leute niederen Standes. Als ein braver Posthalter ihr vorstellig zu machen wagte, daß sie doch ihren Vorkaufshern nicht so bräuen“ und ihm den erbetenen Verspaß bewilligen möge, erzählt sie: „Der kleine fatale Posthalter wollte mich ordentlich kommandiren! Er stand mir so recht zur Hand am Wagen, daß ich, hätte ich mich nicht vor den Leuten geschämt, ihm gern eine rechte Ohrfeige gegeben hätte.“ Man sieht, die damals (1808) doch bereits einundsechzigjährige Dame erscheint hier als ein richtiger Junfer im Unterrock der vornehmen Zeit. Dünker schreibt darüber: Nach einer zehntägigen Reise kam Charlotte unter mancherlei Unannehmlichkeiten, welche ihr der theuer genug gemietete Vorkaufsherr auf dem Wege bereitet hatte, ohne aber ihre feste Ruhe irgend stören zu können, mit ihrem Kammermädchen und Diener am 20. in Strachwitz an.“ Beide Herren erkranten ihren Verlust gewiß bona fide, aber beide haben im Herzen Partei ergriffen, und so erklärt Stahr den Posthalter für brav ohne ihn zu kennen, und Dünker den Vorkaufsherr als theuer genug gemietet ohne von der Abmahnung zu wissen.

Die Masse von Nachrichten über alle Mitglieder der Familie v. Stein und v. Schardt, über unsere Dichter-Hezzen, den Hof von Weimar und seine Gäste, die napoleonische Zeit und hundert andere mehr oder minder wichtige und unwichtige Personen und Dinge macht das Dünker'sche Werk, das über neunhundert starke Oktavseiten zählt, zu einer lehrreichen und stellenweise sogar unterhaltenden Lektüre. — n.

Österreich.

Aus dem vierzigjährigen Österreich. *)

„Das Land der Ueberraschungen“ ist eine der Bezeichnungen, mit welcher man in neuerer Zeit Österreich öfter erweisen hört. Der Pöbel aber, der ihm diesen Namen gegeben, verrieth damit vielleicht einige Unwissenheit, die man ihm nur verzeiht, weil er mit jener Bezeichnung einverstanden, daß er von Verurtheilung ausging, die er nun — zu seiner Ueberraschung — als solche erkannte. Was hat man nicht Alles von dem verlaunten, unverständigen Beamtentum in Österreich zu fabeln gewagt! Und nun, nachdem es ungeachtet eines der Charakter-Entwicklungen höchst gefährlichen östmaligen Systemwechsels im großen Ganzen unter Noth und Entbehrungen aller Art, denen erst die letzte Gebaltsaufbesserung einige Abhilfe brachte, seine Solidität, seinen trotz starker ständischer Verwicklung doch sehr fernstehenden Gegensatz zur corrupten weltlichen Prästenwirtschaft des zweiten Kaiserreichs glänzend aufweist, nun betrifft es körperlich auch das literarische Feld und zeigt sich auch im Ganzen, obgleich jugendfrisch, doch nicht als Anfänger, sondern als würdig der Klassiker, die aus seiner Mitte hervorgingen, wie Galm und Grillparzer.

Der in diesem Jahre ausgegebene 3. Band der „Diskussionen“, Jahrbuch des österr. Beamtenvereines, gibt neuerdings Anlaß zu

*) Diskussionen 3. Bd.; v. Burgbach biogr. Skizzen 26. u. 27. B.)

dieser Bemerkung. Welch reiches Leben quillt hier hervor und abgesehen von einigen überschwenglichkeiten, welche besonnene Denkfraft waltet darin! Zwar könnten die ersten und letzten Worte des umfangreichen Buches in eine eigenthümliche Verbindung gebracht werden; denn scheint die Redaction mancher der gebotenen Spenden entschuldigend zu wollen, mit Goethes Worten: „Mitgetheiltes aufzunehmen wie es geboten wird, ist Bildung“, und am Schluß finden wir aus dem Spruchstabe eines sinnigen greifen Ministerialrathes (Zandner) den Reim:

„Ein tapfres Schwert und ein weises Gefäß,
Und alles andre ist eitel Geschwätz.“

Aber wer das Buch durchgeht, erkennt sofort, daß nur ein nothwendiger Zufall diesen Schein außenbeiwander Selbstkritik verurtheilt hat; denn das hier Gebotene ist kein Geschwätz, dessen Aufnahme Entschuldigung erheischt; sondern wieder ein dufftiger Aorh voll reigender Blumen, in dem auch labende Früchte stecken, alles Produkt eines wunderbar üppigen, noch immer zu wenig gekannten Bodens. Im deutschen Dichtergarten füllen die Österreichischen seit lange ein schönes Beet; sie haben an kräftiger Farbe nicht verloren; A. Grün ist auch hier mit dem wackrigen Gebichte „In Belveder“ der alte lebendige Protest gegen die einseitige Verurtheilung des politischen als eines gasigen Lebens; Ed. Mauthner in der „Deutschen Kriegsbekunde“ schlägt den rechten Ton an, kennzeichnet, wie der Deutsche kämpft, und Hameling, unter allen österreichischen Dichtern der Gegenwart der begabteste, ehrt sich selbst, indem er dem großen viel zu wenig verstandenen Friedrich Heilm einen reichen Vorbertrauf auf das frische Grab legt.

Aber das vierzungigste Österreich vermittelt den Deutschen auch die literarischen Schätze der anderen Sprachfamilien, wie diesen die der deutschen. So finden wir hier nicht bloß noch einen Gruß an Polen von einem Polen, dem Grafen Jankowski, in schwungvollen deutschen Versen, sondern auch Übersetzungen aus dem Ungarischen, wie Gavay's „König Mathias in Gömöd“ und „Tah's dreizehnte Wunde“, denen sich Charakteristiken magyrischer Dichtersinnen: der Theresie Gerencs und Julie Spendren, der Frau Petzky's in erster Ehe, anschließen. H. Blumenfeld sucht dem Polen J. Slowacki gerecht zu werden, G. Franzos bringt russische Volkslieder, Dögg ältere magyrische Volksdichtungen; vor Allen aber glänzt G. Gerst durch eine mit Geist und Herz geschriebene Charakteristik des südtürkischen Dichters H. Prall, in welcher nur die zur Übersetzung getroffene Auswahl trotz der vortheilhaften Mitgabe für Denjenigen Befremdeten „erregt, der viele weit schönere Gedichte Prall's kennt.“

Übrigens beschränken die Dichturen ihre literarische Vermittlung nicht bloß auf die in Österreich vertretenen Völkerfamilien; die einheimische Übersetzung ist so vielseitig und erstreckt nicht; das zeigt eine mit A. B. gezeichnete Übertragung von Robert Schönders Wasserfall von Lebere und das von Barth nach dem Serbischen gesungene Lob der Schönheit.

Wird noch erwähnt, daß zwei Aufsätze deutschen Denkern („Der Kämpfer David Strauß“ von Emil Kuh und „Die Politik des Epiaoz“ von Beschöfer), zwei den wichtigsten Kulturfragen, („Der öffentliche Unterricht in den vereinigten Staaten“ von Grefching und „Die Frauen-Emanzipation in ihren Schranken“ von J. W.), einer endlich in geistvoller Weise der Aufgabe des Diplomaten (Diplomaten-Breiter von „L.“ gewidmet wurden, so ist wohl genug gesagt, um den großen Reichtum dieser Gabe und die feine Bildung des Kreises zu kennzeichnen, dem wir sie verdanken.

Bekanntlich gehört demselben auch der Herr d. österr. österreichischen Biographie: Konstant v. Wurzbach an, dessen Wien-

unternehmen so viel beigetragen hat, über Österreich nicht in Auslande zu verbreiten, wie es indirekt und in kleinerem Maßstabe eben auch durch obiges Sammelwerk geschieht. Es sei daher gestattet hier gleich die Nachricht anzuschließen, daß seit unserm letzten Berichte wieder 2 Bände des biogr. Verzeichnisses des Kaiserthums Österreich erschienen sind; der 26., Klobner-Rosenauer und Nachträge VI. Folge 419 S.; dann der 27., Rebenberg-Rykowetz 374 S.) — Aus den mehr als halben tausend Ektzen denkwürdigen Personen, denen man hier begegnet, seien nur die wie gewöhnlich mit reichem Quellenmaterialie ausgeschatteten farbenreichen Artikel über die Geschlechter der Rosenbergs, Rothschilds und Rykowskis, die Industriellen Richter und Richter, die Künstler Rosz-Gruntag, Ruben, Kuh, Kuba, den Wiener der Siebenbürger Sachsen Roth, unser Generalarzt Kuh, der Montanist Ruppger, der Gletscherkudige Rutzner, der Philosoph Rodmim, der Jelt Radigier und der — Nichte Königs Sander herangezogen. In den Nachträgen findet sich u. A. auch eine kurze Skizze über die durch seltsame Wäsen und echt weibliche Bescheidenheit bei außerordentlicher Begabung vortreffliche Dichterin Josefa v. Hoffinger, die, obwohl die erste deutsche Frau, welche Dante und zwar anerkannt heimlich überlebte, doch noch, so viel wir wissen, in keinem deutschen Verzeichnis, die doch jeden englischen Blaustrumpf verewigen, sich gefunden.

Die Art und Weise, wie v. W. schreibt, ist bekannt: auf in mühsamem Herforschlich strengem erregener Adhe solistisch freich und verwegend! Es ist hoch erfreulich, daß die reichen Eltern, die dem wackern Verfasser nun endlich im 30. und Allmähle zu theil werden, seine Unbesorgtheit nicht ankränken; ein treuer Anhänger des Hauses Österreich verträgt er doch weder heuchel noch lernt er diplomatisch kausen. Was in seinem kürzlich erschienenen „Walter eines Poeten“ steht:

„Die schweren Stunden
Trag', die sie überwunden;
Durch die guten laß Dich führen
Zu edlen Werken.“

das erfüllt er in seinem immer gleichmäßig ehrlichen Buche, das gar oft Selbst mit Gutem vergilt, nach dem Spruche:

„Lernt doch, wenn auch ein solcher Stein
Bertrümmert euer Glück,
Standhaft und guten Muthes sein;
Werst Rosen nur zurüd“

und wenn sich einer etwa über dies oder jenes wundet, so ist er im selben Pfalter:

„Wenn uns die Welt nicht mehr versteht,
Das hat nicht viel zu sagen;
Wenn man sich selbst nicht mehr versteht,
Das ist nicht zu ertragen.“

Spanien.

Iur Spanischen Romanen — Poesie.

Von Adolf Laun.

II.

Das Feld der eigentlichen Romanze, die beim Zurückstreifen des Empfindungsandrucks einen überwiegend epischen Charakter hat, ist ein äußerst reiches. Kriegs- und Liebesabenteuer, wie sie

vor Allem die Maurenkämpfe mit sich brachten, Familienzwiste, Entführungen, wunderbare Fügungen und Wiedererkenntungen, Thaten der Rache, Eifersucht und Großmuth, Schlächten und Einzelskämpfe, Tournoi's, Feste, Spiele, Stierkämpfe und Ringelstechen in ansehnlicher Beschreibung sind die Stoffe der Romane. Sie brauchte, wie sie that, nur die Wirklichkeit abzuzeichnen, um poetisch zu sein, denn die Wirklichkeit war und ist zum Theil noch in Spanien mehr Poesie wie anderwärts.

Für das Verständniß der spanischen Literatur und der Poesie besonders, sind die Romane von größter Wichtigkeit. Denn fast alle Gattungen derselben knüpfen an sie an, und das Drama, Spaniens größter Stolz, hat von jeher seine Hauptnahrung aus ihnen gezogen und auch für seinen Dialog ihre Form zu Grunde gelegt. Die Helden derselben sind auch meistens die der Romane, wie zum Beispiel Guillelm da Castro Mocedades del Cid, Jugendthaten des Cid, die Cornelle zum Ausgangspunkt und Muster seines berühmten Dramas nahm, ganz und gar auf den Eidenromane beruht. Im affonirenden adelsvollen Verß der Grundform der älteren Romane sind alle älteren Dramen geschrieben mit Ausnahme der Stücken, wo sie nach höherem lyrischen Schwung und kunstvollen Reimverschlingungen streben. Das Innere dieser Form, die noch heute so zu sagen die Normalform der spanischen Poesie ist, hat zugleich mit dem weniger wandelbaren, sich in jener inflexiblen Abgeschlossenheit treu bleibenden Charakter des Volkes viel zur Benahrung der poetischen Originalität und des spezifisch Nationalen in der spanischen Literatur beigetragen.

Die größeren Romanzenzyklen, romances caballerescos ó historicos, behandeln sagenhafte oder historische Stoffe aus den Maurenkriegen, aus den Zirkensgeschichten, aus dem Sagenkreis Karls des Großen, aus dem biblischen und heidnischen Alterthum und sprechen von den Großthaten des Cid, Bernards del Carpio, von dem tragischen Tode der Kinder Lara's, vom Schicksal des Königs Rodrigo, vom Begründer der Größe Castiliens Hernant Gonzales u. s. w. Sie hier näher zu charakterisiren, gestattet der Raum nicht, es würde das eine umfangreiche Abhandlung verlangen. Ich begnüge mich deshalb mit Andeutungen über eine andere Gattung, die neben dem poetischen ein kulturhistorisches Interesse gewährt. Es sind dies die romances varcos oder auch novelescos, vereinzelte novellenartige Romane, die ein einzelnes Ereigniß erzählen, eine besondere Situation schildern. Sie lebten, wie auch zum Theil die größeren historischen, traditionellen im Volke, das an ihnen mitdichtete, und modifizierte sich in der mündlichen Überlieferung, sie flogen dann auf fliegenden Blättern umher und wurden erst im sechzehnten Jahrhundert in den Romanzenbüchern (romanceros y cancioneros) gesammelt. Man hat sie im Gegenßatz zu den größeren historischen Romanen, die man die spanische Ilias nannte, die spanische Odysee genannt. Sie befeigen mehr einzelne Abenteuer und Heldenthaten, besonders aus den Maurenkriegen, in denen die geschichtlichen Erinnerungen des Volkes kulminiren, als große, folgenschwere, geschichtliche Ereignisse, und haben mehr einen anekdotenhaften Charakter. Insofern entsprechen sie den salzsauren der nordfranzösischen Trouvères, bilden aber gegen diese geschwägigen Erzählungen den schroffsten Gegenßatz. Sie tragen ganz den Charakter einer einfachen Volkseidichtung an sich und sind im höchsten Grade naiv, knaflisch und objectiv. „Ihre Kraft, wie Rosenfranz sagt, lag darin, aus der Wirklichkeit das Element herauszuheben, in welchem sich die Bedeutung des Gegenstandes konzentriert. Weil dies ohne Reflexion geschah, so übt eine solche unbefangene Skizzierung den höchsten Reiz.“

Viele auf der Basis der Rationalität beruhenden Gesänge

spiegeln die nächste Wirklichkeit fast ohne alle Idealisierung ab. Hässere Dinge, wie Waffen und Kleider, werden ausführlich geschildert; dagegen wird die Haupthandlung meist ohne Vorbereitung und Nachklang mit ergreifender Energie an den kurz abbrechenden Schluß hingestellt. Dabei aber ist die Erzählung in hohem Grade dramatisch, zugleich sprunghaft und müßig verweilend, und geht unorbnet in's Zirkelsprech über, das macht sie auf den ersten Anblick oft räthselhaft und unverständlich. Manche Eigenheiten des späteren Dramas sind hier schon vorgebildet. Die beiden folgenden Romane, die ich besonders ihrer Kürze wegen zur Mittheilung wähle, mögen das hier Gesagte bestätigen.

Der Moheentänig.

C Valencia, o Valencia,
C Valencia, schönes Land,
Maurich bist du einst gewesen,
Bist nun in der Geheilen Hand.

Ich nicht lange wie es dauern,
Wie du maurich, bist du mein,
Und dem stolzen Christenthum
Wird sein Hart geistern kein.

Und die Kön'gin, seine Gattin,
Zieht als Skavin in mein Haus
Und des Königs schöne Tochter
Wähl' ich wie zur Rube aus.

Aber durch des Himmels Fügung
Hat der König sich geliebt,
Geht zum Schloße der Infantin,
Die er aus dem Schlummer löst.

— Tochter meines Herzens, die Ich
Nicht wie die das Leben leid,
Steht eilig auf vom Bette,
Hält' Euch in ein festlich Kleid.

Geht zum Moheentänig, laßt ihn
Ins Geiselschloß mit Finger fesseln.
— Schönes Mädchen, sag, warum du
So verlassst einjam bist?

Herr im Kampfe weilt mein Vater,
Meine Mutter ruht im Schlaf,
Auf dem Felde ruht mein Bruder,
Wo der Feindes Dolch ihn traf.

Schönes Mädchen, sag was drüben
Für Weis' herüberbring!
— Ist des Vaters Woge, welcher
Seinen Fiedeln Gitter bringt.

Schönes Mädchen, wohin gehst
All die reifen Männer dort?
— Einde die Wogen meines Vaters.
Ziehst aus dem Felde fort.

Keine Rau' und enge Bande
Schließen schon den Weibern ein.
— Schönes Mädchen, kannst du sagen,
Was wird meine Strafe sein?

Auf dem Scheiterschaufen wirst du
Deinen Uebermuth bezorn,
Und die Woge deines Leibes
Wird man in den Wind verstreuen.

Rico Franco.

Um zu jagen, um zu jagen,
Zog der Königs Jagdvogel aus,
Doch es drachte seine Braut,
Keine Braut mit nach Haus.

Selbst die Falken sind verloren,
Droß des Königs Jern entbrannt,
Und sie nahen sich einem Schlosse,
Welches sich Schloß Raimon nennt.

Dritt befindet sich ein Felslein,
Das gar hold und flehlich war,
Um sie werben stoben Vögel
Und drei Könige sogar.

Nico Franco, Nico Franco,
Der aus Kragomen kam,
War es, der sie dort entführte,
Der sie heimlich mit sich nahm.

Wie sie fortzuehn, hältst in Thränen
Sich ihr schönes Angesicht,
Nico suchte sie zu trösten,
Nahet sich jählich ihr und spricht:

— Weinst nun Vater du und Mutter
Wieder sehn wirst du sie nie,
Weinst du um deine Brüder,
Selbst erschlagen hab' ich sie.

Wein' um Vater nicht und Mutter,
Wein' um meine Brüder nicht,
Wein' um meine eigne Zukunft,
Weiß nicht, was sie mir verspricht.

Nico Franco, Euer Messer
Reicht mir, das so leich und scharf,
Will des Schleiers Borden trennen,
Die ich nicht mehr tragen darf. —

Nico Franco hat gar köstlich
Ihr den Dolch ans Handgriß an,
Sie ergreift ihn und verhielte
Was mit Füssen sie erzann.

Stich ihn tief sich in den Vorne,
Den sie seiner Spitze bot,
Nächte Vater so und Mutter,
Nächte dreier Brüder Tod. —

Eine subjektive Betheiligung von Seiten des Erzählers zeigt sich nur selten und nur da, wo vaterländische Empfindungen zur Geltung kommen. Der musikalische Stimmungsausdruck tritt fast ganz zurück gegen den Trieb, die Dinge so zu maßen, wie sie in die Erscheinung treten. Alles steht auf festem Boden, tritt in bestimmt gegebener Szenerie heraus und wird mit knappen, scharfen Zügen in herculischen Bildern, Heldendern und häufigen Wortwiederholungen vorgeführt.

Das Künigsthum, Mysterische, Rebellhafte, die Dämmerung der Sagen- und Märchenwelt, das Herinragen der Geister, wie es andern Volksepochen, besonders der schottischen eigen ist, zeigt sich hier nur sehr selten. Der Zusammenhang mit den altirischen Sagen war durch die fremden Völkertämme, die selber keine Sagen und Märchen mitbrachten, unterbrochen und die frühe Einführung des Christenthums verdrängte bald allen außerhalb derselben liegenden Wunderglauben, auch war der Sinn des Volkes ausschließlich auf die kränkenden Zustände seiner kriegserfüllten Gegenwart gerichtet.

Die folgende Romanze, die ich zur Bestätigung des Obigen mittheile, beruht auf einer, auch bei und bekannten Sage, behandelt dieselbe aber in ächt spanischer Weise.

Don Garcia.

Hin und her geht Don Garcia
Auf des Schloßes Zimmerwand,
An der Schürer einen Bogen

Holste Stelle in der Hand,
Und er sagt in bangen Worten
Seiner Seele schweres Leid.
— „Aufzuegen bei dem König
Schenkte Gott mir Tapferkeit,
Werde wurden mir und Waffen,
Die dem Mann erst Werth verleihen,
Und Maria, die Jazantina,
Ward als holde Gattin mein.
Hundert junge Damen durften
Zur Begleitung mit ihr gehn,
Und das Schloß Arema wurde
Uns zum Wohnitz aufzueh'n,
Hundert Ritter gab der Vater
Zur Bewachung in das Schloß,
Sankte reichlich frisches Wasser,
Weit um Hes kein Brunnen floss,
Sankte Wrote für die Speicher,
Sankte für die Keller Wein.
Da, am Sanct Johannisstage,
Schlossen und die Mauren ein.
Einchen Jahre sind verfloßen
Und sie ziehn noch immer nicht.
Meine Leute seh' ich sterben,
Weit's dem Schloß an Brot gebricht.
Auf die Zinnen stell' in Waffen
Ich die Schaar von Zeit zu Zeit,
Daß das Heer der Mauren glaube,
Wir se'n hieto zum Kampf bereit.
In dem Schlosse zu Arema
Ist nur noch ein einzig Pect,
Wenn ich es den Kindern gebe,
Stirbt mein Weib den Hungertod,
Wenn ich gierig selbst es esse,
Das verleiht die andern schwer.
Sprich's und theil es in vier Theile,
Wirst sie in das Maurenheer,
Grabe zu des Königs Füßen
Hält von ungeschür ein Stüd. —
Allah, Allah! hilf und Mauren,
Kuß er, lebt erschreckt zurück, —
— Seht, aus seinem Ueberflusse
Reut das Schloß uns Nahrung dar! —
Bei dem Schalle der Trompeten
Jiehet fort die Maurenhaar.

Die Mängel dieser sonderbaren Dichtungen springen in die Augen, aber ihre Originalität, die ergreifenden Züge, in denen sich die Zeit und die Nation kundgibt, die scharfe und tiefe, mit einem Wort gegebene Charakteristik, die eigenthümliche, über alle Berechnung erhabene Plastik sind einer Produktionskraft entsprungen, nach der sich die moderne Bildung vergebens seht.

Was unsere romantische Schule an Romanzen in spanischem Stil producirte, in dem sie auf Auserlesenen, auf idiosyncratischen Hörern und Namenpomp, auf den sterblichen Gang der Troben und eine erquiste Sentimentalität das Hauptgewicht legte, hat mit diesen alten naiven, naturwüchsigen Romanzen nichts zu schaffen, diente aber vortrefflich dazu, von Heine und vom Kladderadatsch parodirt zu werden.

Eine solche Sentimentalität und Geziertheit findet sich oft in den späteren maurischen Romanzen, die bei der Vermischung beider Völker nach dem Fall Granadas von Kunstschictern verfaßt, einen immer manieirteren Charakter bekamen, und einer Rede entsprachen, die für Vieles' entwer und Jählichkeit vergaß maurisches Kostüm und maurische Färbung wählte, wie in Frankfurt die borgee und bel und die Paganischer sich einer ähnlichen

Manerlichkeit hingaben. Die ächten, alten maurischen Romanzen, die man *moriscos* oder *fronteroscos* (Grenzromanzen) nennt, sind, wenn sie auch wie alle andere spanische Poesie ein orientalisches Hauch durchweht, ganz spanisches Urfurtrag und während der maurischen Okkupation entstanden, wo die Nachbarschaft der beiden feindlichen Völker zahlreiche Kämpfe, Einzelgeschäfte, Überflügen, Liebesabenteuer und Entführungen hervorrief, die häufig das Thema in diesen Romanzen bilden.

Ein Volk, das eine so kernhafte Poesie erzeugen konnte und sich noch heute an derselben nährt und erfreut, kann trotz seiner heutigen Zerrüttung, in die es die Schuld seiner Regierungen und seine eigene Schuld geführt haben, nicht dem Untergange und der Auflösung anheimfallen. Bei dem Wenigen, was von dort der zu uns gelangende, Aufschluß über die heutigen literarischen Zustände gibt, dürfte vielleicht wieder auf einen Zweig der spanischen Poesie hingewiesen werden, der für uns Deutsche etwas Sympathisches hat und früher unser lebhaftes Interesse erregte.

England.

(Cobden.)

Herr Professor Rogers unternimmt in der vorliegenden Schrift die Lösung einer ebenso bedeutenden wie interessanten Aufgabe: Er will den Versuch machen darzulegen, welchen Rang der einflussreichste der neueren englischen Reformmänner in der politischen und Monarchischen Geschichte seines Vaterlandes einnimmt; die Stellung klar machen, welche er zu der Mehrzahl der wichtigsten Fragen seiner Zeit hatte. Ein naheß Familienband, und daraus schon in der Jugend entstehende dauernde und genaue Bekanntschaft und Freundschaft, gaben dem Herrn Verfasser die beste Gelegenheit, dem großen Politiker nahe zu treten, und auch im Privatleben sein bedeutendes Wesen sich entfalten zu sehen. Er sagt, daß Cobden „stets bereit war, sich über jeden Gegenstand von allgemeinem Interesse zu äußern, und daß seine Kenntnisse der Thatfachen ebenso beachtenswert war wie die Klarheit, mit der er die moralische wie die politische Bedeutung der Ereignisse erläuterte. Ein ebenso euksther Feiler wie scharfer Beobachter, wofür er im höchsten Grade jene Gabe der Intuition, welche Einzelnen die Fähigkeit verleiht, große Principien zu erfassen, sowie jene logische Prägnanz, welche es einigen Wenigen möglich macht, die wahren Begleitungen jedes politischen Ereignisses zu definieren.“

Herr Rogers hat die von der Willme herausgegebenen Schriften Cobdens, die von ihm selbst und Herrn Bright editirt worden, sowie die höchst reichhaltige, bisher noch nicht erschienene Korrespondenz desselben als Material zu seiner Arbeit benützt. Außerdem beruft er sich häufig auf seine persönlichen Erinnerungen an eingehende Gespräche, die er über betreffende Fragen mit seinem großen Freunde gehabt, dessen Ansichten, mit wenigen Ausnahmen, auch die seinigen waren.

Nach für Deutschland ist das vorliegende Buch — obgleich es im großen Ganzen und speziell in sehr vielen Einzelheiten nur für das rege Interesse eines englischen Publikums berechnet ist — dennoch nicht ohne Bedeutung. Es ist immer höchst in-

teressant, die Entzweiung zu verfolgen, welche große, die Zeit bewegende und auf reformierende Umgestaltung bestehende, meist nur durch ihre Verjährung berechtigter Verhältnisse gerichtete Bestrebungen durchmachen. Ihren unscheinbaren Anfang, das allmähliche Wachsthum und ihre endliche heftige Überwindung der bekämpften Überstände. Unsere Zeit dürfte wohl kaum einen Namen bieten, an den sich so unendlich viele der dieses Feld berührenden Interessen knüpfen lassen, wie den des Begründers der Manchester-Schule. Keinem ist es in dem Maße, wie ihm, gelungen, „die öffentliche Meinung Englands, sowohl in die Tiefe wie in die Breite, so zu durchdringen; keiner hat seine Handeute vollständiger mit Prinzipien vertraut gemacht, die einst als Paradoxe betrachtet wurden. Es wird jetzt zugefanden, daß die Ansichten über viele Dinge, welche damals, als er sie zuerst vertrat, heftig angegriffen und unbarmherzig lächerlich gemacht wurden, jetzt ohne Zaudern wie ohne Widerspruch bekannt werden.“ Es ist seine unter den bedeutendsten Fragen, welche seit einem halben Jahrhundert in Alt-England aufgewacht, um es zu einem Neu-England umzugestalten, für die der große Freihändler, der Mann mit den humanen Ansichten, die stets auf Erreichung praktischer Zwecke zur Verbesserung des Loses der leidenden und sterbenden Menschheit gerichtet waren, sich nicht mit dem regsten Antheil, mit Einlegung seiner ganzen bedeutenden Persönlichkeit betheiligt hätte; ja, so manche der weittugendsten und fruchtbringendsten hat er überhaupt zuerst angeregt und ins Leben gerufen.

Die Stellung, die er zum Parlament von 1841, zur Vertheiligung der Kornpreise, zur Frage des Handelsbundes, der internationalen Verhältnisse, zu Krieg und Frieden, zum Militär- und Marinebudget, zur Finanzreform, Inden und den Kolonien gegenüber, zur Parlamentsreform, zur Handelsdiplomatie, sowie endlich zur Erziehungsfage eingenommen, wird in zehn verschiedenen Kapiteln oder vielmehr Essays behandelt, und wir können nicht umhin, die Vielseitigkeit, die umfassenden Kenntnisse, den weiten und freien Blick des Mannes zu bewundern, der auch das Prinzip des Freihandels in England zur Geltung zu bringen wußte, der, gleich seinem großen Landsmann Adam Smith eine der größten Umgestaltungen in sozialen Ideen und Anschauungen herbeigeführt hat.

Das Bild der modernen öffentlichen Meinung in England, das sich beim Lesen vor unserem Auge entrollt, ist, wenn auch kein einseitiges, da es sich auf Behandlung einzelner bestimmter Fragen beschränkt, so doch immer ein belebendes; nur mag man abstrahiren von einer gewissen Einseitigkeit, die der Natur der Sache nach stets mehr oder minder englischen politischen, wie historischen Schriften anhaftet. Das Vord, in dem die öffentliche Meinung den größten Einfluß ausübt, ist naturgemäß auch das, in dem Jeder am meisten auf die öffentliche Meinung im Interesse seiner Partei zu wirken will, und wo überhaupt die politische Ansicht, sogar auch unbewußt, einen überwiegenden Einfluß auf die Färbung jeder intellektuellen Anschauung ausübt.

M. B.

Italien.

Die Bibliotheken von Pavia und Cremona.

Unsere Bibliotheken gönnen meist den Beamten sehr erwünschte und wohl zu gönnende, den wissenschaftlichen Arbeitern nicht selten recht unbequeme Herren und sind in denselben für Jeder-

* Cobden and modern political opinion. By James E. Thorold Rogers. London, Macmillan and Co., 1873.

mann, außer für die reinigenden Hände bediensteter Personen unzugänglich. In Italien herrscht vielfach die den Fremden unendlich werthvolle Sitte, das selbst während der Ferien studierenden Ausländern der Zutritt immer gewährt wird. Von diesem schätzbaren Privilegium, dessen Nichtgewährung eine wissenschaftliche Rundreise in Italien während der Herbstmonate fast zur Unmöglichkeit machen würde, habe ich in der herrlichen Ambrosiana zu Mailand, der Markus-Bibliothek in Venedig, welche beide nur zu nennen Ruz, damit Alle ihr Lob verdienen, und in den Bibliotheken von Pavia und Cremona Gebrauch machen können und erfülle daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich für die letztere, als der weniger bekannten, einige aus den mir freundlichst gewährten Schriften der betreffenden Bibliothekare geschriebte Notizen zusammenstelle.

Beide Bibliotheken haben ihren Sitz in geräumigen, auch äußerlich würdigen Gebäuden und theilen denselben mit höheren Lehranstalten, die zu Cremona mit dem Lyceum und der technischen Schule, die zu Pavia mit der Universität; beide haben, was bekanntlich in Italien nicht durchaus Regel ist, Leuten zu Vorstehern, die zu Cremona den Prof. Rissolotti, der vor nicht langer Zeit eine schätzbare Übersetzung, die erste italienische, von dem Werke des Celsus (*Empiricus**) herausgegeben hat, die zu Pavia den Dr. Vittorio Piccaroli, der ursprünglich Mediziner, durch kleinere historische Arbeiten sich ausgezeichnet und durch die von ihm aufgefundenen, von Mommsen edirten römischen Inschriften und durch die für Stumpf als dem Nachruf ausgedienten Kaiserurkunden der Wissenschaft anerkennenswerthe Dienste erwiesen hat.

Die Bibliothek zu Cremona — jetzt *Biblioteca nazionale* genannt — besteht seit dem Jahre 1774. Sie hatte zur Grundlage die alte Jesuitenbibliothek, wie sie sich denn auch in dem freilich renovirten Jesuitenloster befindet, gehörte ursprünglich nach einer Bestimmung der Maria Theresia der Stadt, seit 1839 dem Staat, der selbstem auch die ziemlich geringfügigen Belohnungen der Beamten und die kleinen Summen zur Beschaffung der nöthigsten Bücher gewährt. Doch sind diese kleinen italienischen Städte, ähnlich wie die Schweizer, durch ihre eiferfrohen Bürgerschaft auch ohne Staatskasse nicht verlassen, reichlich fließen die Geschenke Lebender, und nicht selten kommen durch die Hinterlassenschaft verstorbener Bücherfreunde große Sammlungen an eine Bibliothek. So ist die Cremonenser in jüngerer Zeit durch die Schenkungen des Dr. Robolotti bereichert worden, der allen Historikern, die einmal in Cremona gewirkt haben, durch seine große Kenntniss der mittelalterlichen Geschichte bekannt, und durch die lebenswichtige Art, mit der er aus dem Schatze seines Wissens mittheilt, werth geworden ist.

Die Cremonenser Bibliothek besitzt 35,000 Bände und 192 Handschriften. Unter den letzteren, besonders aber den letzteren, liegt die Theologie vor. Aber sie ist nicht die allein herrschende, sondern räumt auch ihren Schwestern einigen Raum ein. Von den Handschriften anderer Art sei besonders eine des Eribanus erwähnt, die behufs Herstellung einer neuen Ausgabe von H. Förster in Breslau verglichen worden ist. Auch ein anderer deutscher Gelehrter, der unvergessliche Jaffé hat daselbst gearbeitet und die in der Bibliothek befindlichen 70 päpstlichen Urkunden von 1227–1476, die meist 403 Privaturkunden dort aufbewahrt werden, für beachtenswerth erklärt.

Unter den Drucken nehmen billig die Quattrocentisten**) die

erste Stelle ein. Kann sich in Betreff dieser die Bibliothek auch nicht mit manchen ihrer italienischen Schwestern messen, so besitzt sie unter ihren 153 Exemplaren manche der Seltenheit und Seltenheit ausgezeichnete. Zufällig fehlt der erste Cremonenser Druck, so daß es nicht möglich ist, diese Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie sich hier verfolgen hat, zu verfolgen; die Cremonenser Ausgaben beginnen erst mit dem Jahre 1492. Auch die berühmten hebräischen Drucke der ziemlich alten Stadt Sconico sind nicht in der erwarteten Vollständigkeit vertreten, was leicht daraus erklärlich ist, daß die Sammler der Bibliothek, die Jesuiten, auf derartige Studien nicht den gehörigen Werth legten.

Aus einer statistischen Zusammenstellung erhellt man, daß die Benutzung der Bibliothek, wenn sie auch in den letzten Jahren eher zu- als abgenommen hat, eine für eine Provinzialstadt ziemlich bedeutende ist. Begreiflicherweise werden von den Lesern, welche meist Lehrer an den Schulen der Stadt sind, philologische und historische Werke bevorzugt, während eine Italische, die bei dem so gearteten Leserkreise auffällt, die Schriften über Landwirtschaften in dem letzten Jahre, von welchem eine Auszählung vorliegt, nur in der bescheidenen Anzahl von 25 vertreten hat.

Einen ganz anderen mit ihrer Bestimmung notwendig zusammenhängenden Charakter trägt die Universitätsbibliothek zu Pavia. Ist jene eine aus früherer Zeit herübergekommen, ziemlich unverändert bleibende Sammlung, die sich durch Reichthum in theologischen Schriften auszeichnet, so ist diese eine dem angebildeten Bedürfniss Studirender dienende, daher hat durch die neuesten literarischen Erzeugnisse, Handbücher mit wissenschaftliche Schriften bereicherte Bibliothek, welche doch viel für medizinische Studien bietet und für dieselben dringt wird, daß die ehemalige philologisch-historische Fakultät in Unverzicht nach Mailand übertragen worden ist.

Die Bibliothek*) ist, wie wir gleich sehen werden, aus freilich sind in Pavia, was man nun die fabelhafte Gründung der Universität durch Karl d. Gr. oder die wirkliche durch Karl V. annehmen, früher Bibliotheken gewesen, über deren Existenz Zeugnisse des 16. Jahrhunderts vorliegen; von einzelnen Handschriften, besonders dem berühmten Virgilfoder Petrarke ist es ausdrücklich bezeugt, daß sie sich früher in Pavia befanden. Doch hat keine dieser Sammlungen, über deren Verbleib im Einzelnen die Nachrichten fehlen, zur Gründung der jetzigen Bibliothek gedient. Vielmehr ist diese, ebenso wie die in Cremona und nun in demselben Jahre 1754 von Maria Theresia geschaffen werden konnte aber, nachdem bereits 1763 ein Bibliothekar ernannt werden, erst 1772 eröffnet worden.

Ihre Anfänge waren sehr bescheiden, da weder ein Grundstock vorhanden war, noch bedeutende Mittel, um etwas großartig Neues zu schaffen; im Verlaufe des Jahrhunderts aber kamen schon Vermehrungen, und zwar nach der Richtung hin, welche die Bibliothek seitdem stets verfolgt hat. Die Regierung bestatete nämlich, daß aus der von ihr angekauften Bibliothek Albrechts v. Haller und des Grafen Firmian der medizinisch-naturwissenschaftliche Theil der Universitätsbibliothek von Pavia eingeführt wurde, während der philosophisch-literarische der Druck-Bibliothek in Mailand einverleibt wurde. Dazu kamen mancherlei Vergrößerungen durch die Büchersammlungen aufgehobener Klöster durch Geschenke, durch Priesterexemplare, ein Vorrecht, dessen Aus-

*) *Delle istituzioni piromonae*. Imola, 1870.

**) Die Drucke von der Gründung der Buchdruckerkunst bis zum J. 1500.

*) Der folgende Abschnitt ist nach der vortheilhaften Notizie intomo alla R. Biblioteca universitaria di P. di Vittorio Piccaroli. 1873. 56 S., gearbeitet.

hören die Bibliothek seit 1859 befragt und dessen Erneuerung sie trotz mancher Anstrengungen nicht erlangen konnte; neben die unregelmäßigen traten dann die regelmäßigen durch ein geordnetes, wenn auch nicht reichliches Budget, das Aufschaffungen ermöglichte, durch welche die Bibliothek die wissenschaftlichen Arbeiten der Lehrer und Schüler unterstützen konnte.

Während so die Anstalt allmählich derartig wuchs, daß sie ihren Schwesteranstalten ebenbürtig zur Seite treten konnte, erhielt sie 1842 die Möglichkeit, sie zu übersteigen. In diesem Jahre wurde ihr nämlich durch das Testament eines Deutschen, des Prof. Joseph Frank (geb. 1771 in Raffah), der lange in Pavia gewirkt hatte und die Stadt sehr liebte, dessen medizinische Bibliothek und sein Vermögen (eine jährliche Rente von 11000 Lire) zu theil, mit der Bestimmung, diese Summe für die Anschaffung medizinischer und naturwissenschaftlicher Werke zu verwenden. Durch dieses glänzende Geschenk vermehrte die Bibliothek sich zur reichsten medizinischen Sammlung Italiens zu erheben. Weniger vollkommen, aber immerhin dem Bedürfnis ganz ausreichend entsprechend, ist sie in andern Wissenschaften ausgestattet, besonders gepflegt ist die wissenschaftliche Journal-Literatur, die in 165 verschiedenen Exemplaren vertreten ist.

Natürlich kann eine Bibliothek verhältnismäßig so jungen Datums in dem, was den Reichthum älterer anmacht: in alten Trüden und Manuscripten, nicht als Rivalin auftreten. Jedoch entbehrt sie dieser nicht ganz, von dem ersten besitzt sie 850, von den letzteren 450. Unter den Handschriften befindet sich z. B. ein sagenhafter Bericht über einen Zug Karl d. Gr. nach Spanien; altfranzösische Texte, die von Mussafa herausgegeben worden sind, und ein dem 14. Jahrhundert angehörendes von Muratori schlecht edirtes Buch vom Lobe der Stadt Pavia, von dem eine neue Ausgabe vorbereitet wird.

Die Bibliothek wird zu vielen, unbefchränkten Studien benutzt, seitdem die Gelehrte von 1817 und 1826, des Inhalts, daß siten, religiös- und staatsgefährliche Bücher nur mit besonderer Genehmigung der Regierungsvorstände verliehen werden dürfen, ihre Kraft verloren haben. In einem Jahre, von welchem eine statistische Zusammenstellung vorliegt, ist sie, während der Tages- und Abendstunden, in weich letzteren die Bibliothek während des Winters gleichfalls geöffnet ist, von etwa 26000 Lesern benutzt worden, welche 37000 Bücher in Anspruch nahmen. An demselben Jahre wurden 2800 Bände angeschafft und 142 geschenkt.

Der Verfasser der Darstellung, welcher ich diese Notizen entnommen habe, läßt der österreichischen Regierung, welche ja in der That nicht nur für diese Anstalt, sondern, fast mit Vernachlässigung ihrer eigenen, für so manche italienische, des Guten soviel gethan hat, die Gerechtigkeit widerfahren, welche sie verdient. Aber freilich bricht auch in dieser Darstellung das Nationalgefühl durch. Am Ende wo er erzählt, daß die italienische Regierung Veltz ergriff von der Stadt und der Universität, sagt er: „Sie beachtete, den Studien neues Leben einzubringen und durch einen mit ebenem Sinne geförderten großartigen geistigen Aufschwung zu beweisen, daß Italien der ihm gewordenen politischen Bedeutung würdig ist.“ Und auch die Liebe zum heimischen Boden, zu der Stätte, welcher der Verf. durch sein Wirken angehört hat, bricht durch. Am Schluß, wo er das Fazit seiner Darstellung zieht, hofft er, daß sich die Zeit erneuern werde, von der ein früherer Professor ohne Uebertreibung sagte, daß in ihr „Europa aufmerksam auf den Klang hörte, der von Pavia ausging.“

Solches Nationalbewußtsein, seine heimatische mögen schätzlich sein, wenn sie zu stark ausgeprägt sind, sie sind nützlich und

machen einen wohlthuenden Eindruck, wenn sie aus gesunder Thatkraft und Thatenlust, aus einer berechtigten Freude an dem Besten hervorgehen. Und dürfen sich nicht die italienischen Bibliotheken ihres Besten erfreuen! Wer das Glück hat, alle diese Räume zu durchwandern, die schönen zum Theil auch durch die Kunst geschmückten Räume der genannten Bibliothek, ferner der Quiriniana in Venedig, der vor wenigen Jahren 1869 in prächtiger Weise aufgeführten Municipal-Bibliothek in Verona, der alten durch ihre edle Schönheit imponirenden Seminar-Bibliothek in Padua, der wird sich berechtigen neigen der vieler stillen Würde und sich der frohen Hoffnung hingeben, daß diese stummen Wabner nicht bloß die Lehren der Vergangenheit überliefern, sondern auch die Gegenwart zu frischer wissenschaftlicher Arbeit anregen werden.

Ludwig Geiger.

Rußland.

Die Russische Revue.

Ofters schon haben wir Gelegenheit gehabt, der unter diesem Titel in Petersburg erscheinenden Monatschrift, und zwar nach mannichfacher Richtung hin, auszufragen zu geben, und der aus vorliegende größte Theil ihres dritten Jahrganges rechtzeitig vorlag, was wir von ihr prognostizirten. Durch die Sprache und durch die gewissenhafte Behandlung ihrer Stoffe gehört sie aus Deutschen, — durch die Stoffe selbst, den Russen an, und beide Literaturen haben einen Antheil an sie, ein nationales Recht auf kritische Besprechung ihrer Leistungen. Der Herausgeber, Karl Köttinger, Eigenthümer der kaiserlichen Hofbuchhandlung von G. Schmidt, in der Russischen Hauptstadt, fährt fort, mehr zu halten, als er in seinen ersten Heften versprochen und zwar zunächst darum mehr, als wir erwarteten, weil er überhaupt sein Unternehmen schon bis fast zu Ende des dritten Jahrganges fortgeführt. Eine mit so wissenschaftlichem Ernst und solcher Enthaltensart von allem Sentimentalismus aufrecht erhaltene und durchgeführte deutsche Zeitschrift, in einem nicht deutschen Nachbarlande, lobt sich selbst, einfach durch ihr Bestehen, erweist aber auch eine vortheilhafte Meinung von den Reigungen und literarischen Bedürfnissen ihres Leserkreises. Was wir über einzelne, von der „Russischen Revue“ behandelte Themen, z. B. über den „Donostrei“, jenes Gedächtnis aus dem sechzehnten Jahrhundert, und über die so eigenthümlichen Verhältnisse Zentral-Asiens, namentlich bei Gelegenheit der Expedition nach China, mitgetheilt, erleichtert unseren Lesern gegenüber die Aufgabe, diese Monatschrift auch zur Lectüre in Deutschland zu empfehlen, wo sich seit einigen Jahren ein sehr viel regeres Interesse für Zustände, Vorgänge und Personen in dem mächtigen slavischen Nachbarlande fund giebt, als je früher; denn in der That lernt man durch die, immer instruktiv, in der Mehrzahl auch anziehend geschriebenen Artikel der „Russischen Revue“, einen Stand der Dinge, der Beschreibungen und Entdeckungen dort kennen, welcher die Aufmerksamkeit in Deutschland in hohem Grade auf sich zieht und dem man vielfach noch geneigt ist Unglauben und Zweifel entgegenzusetzen. „So fast ausfälliger Weise fängt seit zwei bis drei Jahren Rußland an, Mode zu werden. Die Zeitungen, welche sonst die Rubrik „Rußland“ mit einer Notiz über eine Ordensverleihung, oder mit dem Bericht über eine große Parade des Garde-Korps abzufertigen pflegten, bringen jetzt, wie aus anderen Zentren der Europäischen

Völkerrasse, regelmäßig auch aus Ausland Korrespondenzen, Zeitungsschmitten, articles de fond, und knüpfen daran Besprechungen, aus denen vor allen Dingen hervorgeht, daß man denn doch anfangs sehr aufmerksam auf Das zu werden, was dort vorgeht und weiter aus dem fast sicherhaften Bestreben, West-Europa einzubeten, hervorgehen kann. Die Redaktionen sehen sich nach allen Seiten um, befähigte, wenigstens tant soit peu glanzwürdige Korrespondenzen in Ausland selbst zu gewinnen —, erfahrungsmäßig ist das keine leichte Aufgabe; es bilden sich förmliche Büreaux, und etablieren sich lithographische Korrespondenzen; die Unter- und Mit-Redaktoren lernen russisch, um wenigstens russische Zeitungen benutzen zu können, — kurz, es ist in der letzten Zeit und namentlich seit dem letzten Kriege in Frankreich, eine Art von Weltlauf entstanden, wer literarisch sich am Besten über Russische Dinge unterrichtet zeigen kann. „Du Choe des opinions, j'allais la voir“. Aus diesem Schlagworte entspringt die Wahrnehmung, daß es mit der Zeit vorüber ist, wo man Ausland mit der bekannten Phrase eines „Kosloeff auf thönernen Füßen“ abfertigt, eine Phrase, welche ja neuerdings von Römilingen auch mit Bezug auf die Kuegelballen Deutschland mit steigender Virtuosität angewendet wird. Freudig oder widerwillig, muß man allerdings anerkennen, daß mit dem Beginn der mächtigen Reformen des jetzt regierenden Kaisers, die thönernen Füße des Kosloeff in einer Weise gestützt und gestärkt worden sind, welche frühere gewohnheitsmäßige und damals auch gerechtfertigte Urtheile sehr entschieden zum Schweigen gebracht hat. Mit Antikritiken, Mißworten, ungläubigen Aufbegehren reicht man nicht mehr aus! Kauten, Talglichte, Sibirien, die Biene, welche muß, Kaskaden u. s. w., alle diese Horrende, bei denen es seit Jahrhunderten jeden West-Europäer grüßete, sind aus der Literatur eben so verschwunden, wie dort aus dem bürgerlichen Leben, wenigstens lauten übereinstimmend fast alle literarische Zeugnisse dahin, daß der alte Sauerzweig dort entweder schon gründlich ausgelegt ist, oder demnächst noch ausgelegt werden wird.

Steht man die „Russische Revue“ aufmerksam durch, so muß man zugeben, daß es sich dort auf den verschiedensten, ja auf allen Gebieten ohne Ausnahme, in dem achtzig Millionen-Reiche wunderbar regt und bewegt, daß Kaiser Alexander II. mit staunenswerthem Erfolg in die Anstalten seines großen Vorfahren Peters I. getreten ist, ohne die Gewissamkeiten derselben nachzuahmen, allerdings auch ohne solche Gewissamkeiten nöthig zu haben — und daß das Volk wie durch einen Zauberschlag erweckt, den Ideen seines Kaisers mit einer Freudigkeit, selbst einer Eiferwilligkeit entgegenkommt, die weit über das Erwartete hinausgehen und einen durchaus geliebten Kern, selbst in den Massen erkennen lassen. Das est altes Wort: Besser von Oben, als von Unten! hat sich in einer Art und Ausdehnung bewährt, für welche sich bei einer sonst milden Herrschaft, sonst kein Beispiel in der Geschichte findet! In der — (spätes vorübergegangenen —) Alexander Dergenschen Literatur-Periode, sah es fast so aus „als sollte selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht ohne eine erschütternde Bewegung „von Unten“ vorübergehen. Basunin, Dolgorousski, Herzen, Dgareff streuten, cum multis aliis, aber freilich *si minorum gentium*, das Pulver und stellten die schwappenden Funten bereit, um nach ihrem Sinne und zu ihren Zwecken zu — reformiren und es läßt sich nicht leugnen, daß es auch in Russland, oder unter den Russen, nicht an Leuten à la Kodoloff fehlte! Wo ist diese Periode hin? Wer spricht noch von der Dekabristen-Literatur und dem Kokolod, den man mit „Joche“ überlegte, der aber besser mit „Tossin“ überlegt gewesen

wäre? Eine merkwürdige Ruhe im Fortschritt, eine staunenswerthe Mäßigung und Temperirung der Bewegung, strafte die Prophezeiungen Kügen und widerlegte die Befürchtungen. Nach der schweren Prüfungs- und Lärungs-Periode des Krim-Krieges folgte die Zeit der Sammlung — la Russie ne boude pas, elle se recueille: und dann die rasch auf einander folgenden, aber dessen ungeachtet sich nicht überbürdenden Reformen. Man lauchte zwar über das Karikatürbild eines Wipplattes, welches die Abwesenheit eines Kosloeff an der Transsibirischen Exkursion darstellte, da die Napoleonische Postel so liberal gewordene Leute nicht nach Frankreich herablassen könne. Dem Scherz mußte man aber ein gutes Theil Wahrheit anreihen. Es war dies damals in der That die signatura temporis.

Aus der „Russischen Revue“ geht nur hervor, daß neben den politischen Fortschritten nach Außen und im Innern, — neben der Entwicklung der Industrie und des Handels — am schlagendsten durch das großartige Eisenbahn-Reg veranlaßt, welches gegenwärtig das europäische Ausland überzieht — neben dem Volks-Unterricht, der freiwilligen Organisation des Zwangsweßens und neben dem Aufhören der Gewaltthätigkeit und Beschneidung in der Administration, auch das geistige Leben, sich in vollster Unabhängigkeit entwickelt hat, und von dem früheren administrativen Druck auf die Presse nirgend mehr die Rede ist. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat sich die Tagespresse in Russland zu einer Bedeutung und einer Freiheit der Bewegung aufgehoben, die es nur um so mehr bezaunern läßt, daß die fast unüberwindliche Schwierigkeit der russischen Sprache, dem übrigen Europa die Kenntniß des Maßes der Entwicklung auf diesem Felde entzieht. Und wieder findet ein Zeit-Artikel des „Golos“, des „Russki Mir“ der Kattförmigen „Moskauer Zeitung“ seinen Weg in eine deutsche, englische oder französische Zeitung, eine wirkliche Überschaubarkeit gewinnt man in West-Europa von der Bedeutung der Russischen Tagespresse nicht; man müßte sich denn mit den recht mageren Ausgaben der „Revue des journaux russes“ in dem „Journal de Saint-Petersbourg“ begnügen! Auch die „Russische Revue“ des Herrn Karl Röttger giebt nach dieser Richtung hin keine weitreichende Überschaubarkeit; aber als ein Theil der geistigen Bewegung überhaupt, läßt sie Das erkennen, was um sie her vorgeht, und reflektirt in prägnanter Weise die, auf den Fortschritt gleichgültig in allen Disziplinen gerichteten Bestrebungen des heutigen Russlands. Die „Russische Revue“ will den Deutschen und deutsch Verfassenden über Russland belehren und belehrt uns unabhängig eigentlich darüber, daß Russland sich belehren will. In der That tritt der Trieb der Russen nach Belehrung, Kenntniß und Wissen seit dem Regierungs-Antritt Kaiser Alexander II. mit einer solchen Energie und wie es scheint, auch Nachhaltigkeit auf, daß es dafür in anderen Ländern an einem Beispiele fehlt, — wohlverstanden in Beachtung der kurzen Zeit und der Gleichgültigkeit in dem Hervortreten dieses Triebes. Es ist als sollte Alles im Sturm nachgeholt, eingeholt, ja überholt werden. In diese letztere Kategorie gehören die höheren weiblichen Gymnasien und die Universitäts-Kurse weiblicher Studenten. Was daran zu viel und übermäßig ist, wird sich sehr bald abschleifen, und das rechte Maß auch dafür sich herausstellen. Es wird mit diesen Dingen offenbar zu viel dort experimentirt, und möchte man wie es scheint in Sprünge verwerfen, um nur nicht für zurückgeblieben zu gelten. Das einzelne zu viel ist aber nur ein Beweis dafür, daß im Ganzen bereits für das rechte Maß geforgt ist, so weit dies die erstenen Zahlen erlauben, mit denen man in Russland rechnen muß, nicht allein für die Bevölkerung, sondern auch für

die Entfernungen und die Geldmittel. Es herrschen dort eben andere Maßstäbe für diese Dinge, die sich nach westeuropäischer Eadlone nun einmal nicht beurtheilen lassen, und das überaus reiche, und wie es scheint, zuverlässige statistische Material, welches die „Russische Revue“ fast in jedem ihrer Hefte bringt, giebt gerade von diesen Schwierigkeiten der Verwaltung ein nur zu deutliches Bild, steigert aber auch die Anerkennung für diejenigen Männer, welche sich von ihnen nicht zurückziehen lassen und eben so müthig als vertrauensvoll an dem großen Werke der Regeneration weiter arbeiten. Es sind diese statistischen Mittheilungen wohl das Beste, jedenfalls das für den deutschen Leser zugänglichste, was über die ungemeinlich rasche Entwicklung der russischen Boden-Kultur, Industrie, Population, Besteuerung, Verwaltung u. s. w. bekannt wird und — im Gegensatz zu früher, — jetzt bekannt werden darf — wohl auch bekannt werden soll, denn nach Allem, was man im Gespräch und Briefwechsel von Rußland hört, hält man dort etwas darauf, daß man im Auslande wisse und erfahre, was, und auch wie es in Rußland geschieht. Es werden diese Dinge dort mit einem Eifer und einer Rastlosigkeit betrieben, die mit den von Oben gemachten Reformen gleichen Schritt halten. Man darf daher anerkennen, daß der Impuls zu dieser fortschrittlichen Bewegung von Oben ausgegangen ist, und stetig geregelt wird, so daß man auch nicht außer Acht lassen, daß nicht allein die „upper ten thousand“, sondern auch die Massen ihm entgegenkommen, und einen eminent guten Willen zeigen. Es ist ja eine trodene Materie, alles Statistische, und gewinnt erst Leben und Bedeutung im Vergleich, im Studium, in den Resultaten. Lesbar, unterhaltend, anziehend ist sie nicht; dafür aber um so lehrreicher für das geübte Verhältniß, und es ist nicht das kleinste Verdienst des Herausgebers, streng gerade an dieser selbstgestellten Aufgabe seiner Zeitschrift festzuhalten, wenn auch kaum alle Leser derselben ein gleich lebhaftes Interesse dafür haben können.

Ein wahrscheinlich allgemeiner gewürdigter Verdienst der „Russischen Revue“ ist die Förderung freisinniger, urkundlicher Geschichtsschreibung, archivalischer Studien und kritischer Behandlung der Memoiren. Arbeiten wie: „die Familie Braunshweig in Rußland im achtzehnten Jahrhundert“ (7., 8. u. 9. Heft), — „die Kaiserin Katharina und ihre Vorgänger 1787“ (6. Heft), — „Peter der Große als Mercantilist“ (3. Heft), sind Perlen, wie man sie vor janzig Jahren in Rußland jedenfalls noch nicht fördern konnte, oder durfte. Wie sich überhaupt in der russischen Geschichtsschreibung, wie sie aus jetzt dort entgegentritt, ein außerordentlicher Fortschritt zu erkennen giebt, denn früher war weder die archivalische Forschung so begünstigt, noch eine freie Meinungs-Außerung, oder gar tadelnde Kritik erlaubt, so zeigen auch die in der „Russischen Revue“ veröffentlichten Arbeiten eine Freisinnigkeit und Unabhängigkeit des schriftstellerischen Wirkens, wie in den am weitesten entwickelten Kultur-Ländern. Früher suchte man in Rußland mit fast krankhafter Zeuistlichkeit zusammen, wenn es jemand wagte, Archive, geheime Papiere, schriftliche Nachlassenschaften und Aufzeichnungen längst Verordneter sprechen zu lassen. Das ist jetzt in einer Weise und Ausdehnung vorüber, wie sie in West-Europa kaum geahnet wird, wenn nicht eine französische, deutsche oder englische Uebersetzung Hand in Hand mit der russischen Publikation geht, oder ihr folgt. Auch hierin kann und wird die „Russische Revue“ mit der Zeit für das nachbarliche Verhältniß wirken, und den Schlagbaum wenigstens zeitweise aufheben, den die Sprache für gewöhnlich so fest verschlossen hält. Deutlich erkennbar, ist dem historischen Schriftsteller jetzt in Rußland das weiteste Feld freigegeben,

wenn er seinen Arbeiten nicht einen tendenziös feindlichen Einschritt gegen die gegenwärtige Regierung giebt, was allerdings Einige neigen, und es versteht sich, da sie es offenkundig nicht thun dürfen. Tout comme — autrefois — eher nous! — Ist diese freisinnige, fleißige und kritische Geschichtsschreibung aber ein Lob für die Schriftsteller, so ist sie auch eine Anerkennung für die Liberalität der russischen Archiv-Verwaltungen, die ihre Schätze — und es scheinen eben so reiche als wohlgeordnete zu sein —, in so ansehnlicher Weise öffnen. Das Eine bedingt so vollständig das Andere, „daß die Anerkennung auch nur eine gemeinsame sein kann“. Man scheint auch in dieser Beziehung mit der Reform gleich weiter gegangen zu sein, als sich für manches deutsche Archiv sagen läßt, und — gesagt wird.

Wie für vergangene Zeiten, so bemüht sich die „Russische Revue“ auch der Gegenwart gerecht zu werden, und folgt den Zeitereignissen durch sorgfältiges Sammeln des Materials, nicht im Sinne einer politischen Zeitung, sondern mit der Gewissenhaftigkeit einer Vorarbeit für ein sogenanntes „General-Abwärt“. So z. B. ist die Expedition nach China nirgend so vollständig und erledigend für die Geschichte registriert, als in den verschiedenen Arbeiten der „Russischen Revue.“ Wir erwähnen für den jetzt laufenden Jahrgang nur:

1. A. E. Kuhn: Bericht über meine Reise durch China während der Expedition im Jahre 1873. (1. Heft).
2. Dr. Grimm: Eindrücke eines russischen Militär-Kontes während der Expedition nach China. (2. Heft).
3. Dr. Emil Schmidt: Die Expedition nach China nach den Quellen bearbeitet. (4. u. 5., 7. u. 8. Heft).
4. A. E. Kuhn: Der neu erworbene Amu-Darja-Begirt. (3. Heft).

Es sind dies sämtlich durchaus selbständige Arbeiten, allerdings nicht ausschließlich militärisch, eben deshalb aber um so werthvoller. Auch aus ihnen geht hervor, daß die in englischen Blättern nachgerade mehr gehetzte Phrase von der russischen Eroberungslust in Asien endlich doch zu wohlverdienter Ruhe eingehen sollte, namentlich wenn sie als Ausgangspunkt für die Absichten Rußlands auf Ost-Indien ins Gesicht geführt wird. Nach jenen und anderen sachverständigen Zeugnissen, geht Rußland nur sehr ungern und widerwillig an den ansehnlichen Kampf mit dem Khanaten, weil selbst aus dem Siege und dem Gelingen immer nur neue Unannehmlichkeiten hervorgehen und neue Kämpfe nöthig werden. In einigen englischen Zeitungen sind russische Soldaten am Hindu-Kuß und am Ganges geradezu für ihren Iden geworden, und drittschiger Stolz scheint in diesem Einen Punkte seines Sieges doch nicht ganz sicher zu sein, wie gegen Afghanistan und Aushonta. Man kann sich nur darüber freuen, daß die russische Tagespresse fast gar keine Notiz von diesen dreuzischen Weisern ihrer englischen Kolleginnen nimmt, weil sonst eine nationale Geizigkeit die unausbleibliche Folge sein würde, und gerade das hervorgerufen werden könnte, was die englischen Blätter gern vermeiden oder unmöglich machen möchten. Auch die gegenwärtige, wissenschaftliche Expedition für Erforschung des Amu-Darja, hat bereits bewiesen, daß es mit russischen Armeekorps am Hindu-Kuß, in Afghanistan oder Serrat noch auf lange hin keine Gefahr hat; aber sie beweist auch, daß die Russen der Gegenwart ihre Aufgaben sehr ernst nehmen und keine Opfer scheuen, um die Zivilisation, — zunächst allerdings ihre Zivilisation — in Gegenden zu tragen, welche nun einmal in ihrer Macht- und Einflußsphäre liegen. Es ist das eine stille, langsam und in Europa unbemerkte Arbeit, welche sich dort vollzieht; aus ihr aber politische Befragnis vor einem

Zusammenstoß Großbritanniens mit Rußland im fernem Osten konstatiren zu wollen, scheint uns ein wenig stolzes Vergnügen der englischen Presse, und ist es daher um so anerkennenswerth, wenn die russische Tagespresse es verschmäht darauf einzugehen, oder gar in gleich hochmüthigem Tone darauf zu antworten.

Nach dem Gelegenen können wir das Petersburger Unternehmen nur um so lebhafter der deutschen Welt empfehlen. Es ist allerdings keine leichte, aber eine feine, eine unterhaltende, wohl aber eine in hohem Grade anregende Lectüre, weil sie uns fast durchweg bisher unbekanntes, jedenfalls auf andere Weise Unzugängliches bringt. Innächst für die so zahlreich in Rußland lebenden Deutschen bestimmt, möge es auch unserer Heimath zu Gute kommen, und dazu beitragen, manche aus früheren Zuständen und Vorgängen entstandenen Verwirrungen zerstreuen zu helfen, die jetzt kein Recht zur Griffling mehr haben. Auch die „Russische Revue“ sagt uns nicht, daß Alles in dem mächtigen Reichthum schon so ist, wie es sein sollte; aber sie zeigt uns, daß es dort vorwärts geht, und zwar mit einer Schnelligkeit und Stetigkeit, die nach jeder Richtung hin wohl Aufmerksamkeit und zwar mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihr im Allgemeinen bisher geworden ist. Gern schließen wir uns der Bewegung an, die sich seit ungefähr zwei Jahren in der deutschen Literatur und Tagespresse fund gibt, und sich des ethischen Willens dort erstreckt, nicht länger hinter den westeuropäischen Staaten zurückzubleiben.

E. Schu.

Frankreich.

Zwei Bluetten. *)

„Schon wieder eine Uebersetzung aus dem Französischen! wird es denn der deutschen Bühne gar nicht möglich werden sich von dem demokratischen Einfluß des französischen Theaters zu befreien?“ — Doch dieses Mal dürfen wir den oft gehörten Ausruf nicht wiederholen. Die beiden Bluetten, welche der Übersetzer hier bietet, durchweht ein reiner sanfter Hauch, ein reicher, poetischer Zug. Statt glühender Leidenschaft, die alle Schranken durchbricht, eine sich in selbstgezeugte feste Umarmungen beschließende Resignation. Eine so reine Atmosphäre, ein so ganz empfindendes Gefühl besetzt diese beiden anmuthigen Kleinigkeiten, daß es beinahe schwer wird zu glauben, sie seien in demselben Paris entstanden, wo die sittenlosesten Sittengemälde die Bühne beherrschen. Mit Freuden begrüßen wir den reinen Klang, und erblicken gern darin ein Zeichen einer beginnenden Regeneration, wie wir deren schon einige — freilich weniger gelungene — hier und da in der neuesten französischen Belletristik auftauchen sahen. Die beiden Vorphilze: „Das Rendezvous“ und „Verführer“ erinnern in der Organe, mit der sie ein Drama ohne wirkliche Handlung, ohne realen Inhalt dennoch ergreifend und anziehend zu machen verstehen, wie auch in der Färbung an die reizenden Proverbes von Muffet, von denen sie sich freilich doch auch wieder wesentlich unterscheiden. Denn während in allem, was Muffet schuf, der erdende Coprit, das geistreich fröhliche Feuer eines der feinsten Köpfe stets das Hauptelement bildet, steht hier die Gefühlswelt vor. Ein weicher, traumatischer,

resignirender Zug, welcher der neueren französischen Literatur bisher unbekannt war“), tritt uns hier entgegen.

Das Sujet ist in beiden ähnlich; Entlassung, wo eine aufkeimende Liebe“ leidet. Vorzüglich gelungen ist die Entwicklung im Rendezvous, wo der Vater der Gräfin, die ihn zum ersten Mal allein in seinem Atelier besucht, unbewußt in seinen einfachen Worten einen Spiegel vorhält, der alle besseren Gefühle in der bisher sorglos dahingelebten Salondame anregt: Liebe zur Natur, Pflicht und Wonne des Wohnens, Familienflair.

Die Uebersetzung, die gleich dem Original in Versen ist, liest sich leicht und angenehm. Als eine kleine Probe möchte ich den Schluß der ersten Scene mit dem Liebe des Janetto aus „Verführer“ anführen:

Janetto (in der Ferne singend).

Viehchen, der Morgen ist nah,
Die Frühlingssonne ist da,
Sichnt gelbter noch als gestern.
Es ziert in allen Nestern,
Und blüht in allen Gärten,
Blau strahlt der Himmel, die Luft ist rein,
Auf Feld und Garten sieht man schme'n
Den Glanz der weißen Tauben.

Elisla.

Reizt mich doch alles! selbst die frische Stimme
Des Knaben; seine Lust mißgön' ich ihm,
Der Lenz, von dem er singt, ist mir verhasst.

Janetto, (dessen Stimme näher gehört wird).

Holte, daß wir uns finden,
Den Jütern, den geschwinden,
Den schillernden Libellen,
Der Wiesenbüchse hellen
Glänzen Silberwellen.
Du weicht, ich warte, o komme gleich
Zum Alexander am Teich,
Da trinken die Vögelchen.

Elisla.

Die Beif ist süß, und seine Stimme rührt;
Doch hab' ich keinen Sinn mehr für das nicht'ge
Liebesgeländel. Gehn wir denn ins Haus,
Das Feld zu räumen den Vögeln!

Die Hauptbedingung für den Bühnenerfolg dieser zierlichen Aktyes ist freilich eine vorzügliche Schauspielerie, welche es verstehen muß, den in den Worten nur leicht angedeuteten Wechsel der Empfindungen in künstlerischer Darstellung vollständig zur Geltung zu bringen.

Kleine literarische Revue.

— *Tagelöhner* von Friedrich von Gent. I. von Ludmilla (Xing.**) Wenn man Tagelöhner bedeutender Männer herausgibt, nicht etwa für das Gelernte als Beitrag zur Duelle geschichte, sondern für das lebende Publikum, so ist es die erste Pflicht des Herausgebers, und selbst wenn es eine Frau ist, den Tagelöhner eine Charakteristik reichhaltig des Schreibens vor auszuschicken; gewiß aber ist dies Verlangen berechtigt, wenn diese Aufzeichnungen plötzlich beginnen und ebenso plötzlich abbrechen. Doch Ludmilla Xing hat das nicht für nöthig gehalten. Statt

*) Zwei dramatische Dichtungen von Francois Coppie, übersetzt von Louis Grafen Bauliffen. Leipzig, E. Fritze, 1874.

*) Ich zweifle bei Gorden bemerkbar.

**) Leipzig, F. W. Brockhaus, 1873.

Red.

dessen giebt sie ein Vor- und Nachwort ihres Onkels Barnhagen, eine quasi-Hochfertigung seiner unbedruckten Veröffentlichung der Genzischen Tagebücher. Sie ist gut geschrieben und wohl geeignet, das Interesse an der Persönlichkeit Genz's zu wecken, erfüllt aber das angezeigte Bedürfnis keineswegs.

Die Aufzeichnungen von 1800-1814 sind uns nur in dem Auszuge erhalten, den Genz selbst verfaßt, — der Gorn nach zu urtheilen nicht, wie Barnhagen meint, der Veröffentlichung wegen, sondern als angenehme Erinnerung für sich selbst. Wen anders, als ihn, konnten diese endlosen Reihen von Namen interessieren, als ihn allein, der die Beziehungen kannte? Selbst für die Zeitgenossen war es unmöglich, bestimmte Ereignisse an diese Nomenklaturen zu knüpfen. Und weiser sind die Tagebücher — mit geringen Ausnahmen — nicht. Für den Historiker ein Sammellurium von Resten, die allenfalls für eine Biographie Genz's verwandt werden können, für den Leser Stroh. Und das hätte die Herausgeberin sich selbst sagen können. So unpathisch ist doch die Genzische Persönlichkeit nicht, daß ein Publikum, so verwöhnt wie das heutige, sich mit Vieles daran machte, dieses Mannes kleine Eigenheiten aus seinen Tagebüchern herauszulesen. (p. 1-70.) Die Jahrgänge 1800-1809 sind noch am überdaßlichen, weil kurz zusammengefaßt, lesbar und nicht zu überladen, mit Namenverzeichnis (p. 71-108.). Das folgende Journal politique, in französischer Sprache geschrieben, ausführlich und doch stüßig, bietet für den Forscher Material, für den Laien wenig (p. 109-273.). 1810-14 sind ebenfalls kurz behandelt (p. 274-442.). Den Rest des Buches füllt das Journal von 1814, das wesentlich den Wiener Kongreß behandelt, aber nicht von seiner politischen, sondern nur von der privaten Seite, die aber auch farblos und nicht weniger als platt ist. Mit großer Genauigkeit und noch mehr Behagen giebt Genz an, wieviel Geld er von England und Rußland erhält, das ist das hervorstechendste Element des ganzen Buchs. (p. 443-446.) Ein „projet de déclaration“ aus dem Jahre 1815 ist an sich werthlos, aber ganz interessant für die Bestrebungen der heiligen Allianz.

Vielleicht geben die späteren, unversümmelten Tagebücher mehr; dies ist nicht viel. Schade, daß ein an und für sich brauchbares Material in die Hände einer Dilettantin gefallen ist, die vorzugsweise den Erwerb im Auge hat! G.

— „Frauenleben“, Roman von Karl Gerkow. 2 Bände. *) Es ist eine unendlich einfache, eine sehr alte Geschichte von getäuschten Hoffnungen und entgangener Liebe, von heißem Begehren und herbem Verlagen, von heimlichem Mißd und glänzendem Glend, die der Verfasser uns erzählt. Es ist wohl keine Figur in diesem Roman, die nicht oft und immer wieder gezeichnet werden würde, keine Verwindung der Handlung, keine Lebenslage, die nicht Tausende von Schriftstellern schon geschildert, — und noch viel mehr Menschenkinder schon erlebt hätten, — und doch ist das Werk etwas Eigenartiges. Es ist eigenartig durch die klare, einfache und doch tiefinnige Darstellung, durch das Verkommen von jedem äußeren, sprachlichen Schmuckwerk und den idealen Zug, der über dem Ganzen ruht. Vielleicht von einer Frau geschrieben, ist es sicher für Frauen bestimmt, und eben um dessentwillen sei unser vorberichtiged Bod noch einmal angesprochen; dem Roman mangelt zu keinem größten Vortheil der süßliche, verblümelnde, frauenleibliche u. -leiden verberühmende Ton, der sonst so oft selbst mit hervorragendem Talent geschrieben, aus der Feder einer Frau geflossene Romane zu einer für gesunde

Wagen ansehbaren Speise macht. Aber wie gesagt, wir wissen nicht, ob der Name des Verfassers ein Pseudonym ist, hinter dem sich ein weiblicher verbirgt. Schrieb es ein Mann, dann ist er ein Frauenkenner! G—n.

— Vom amerikanischen Büchermarkte. Amerikanische Blätter berichten, daß man dort im Buchhandel keineswegs einem glänzenden Weihnachtsgeschäft entgegenzusehen hofft: die Fin- und Nachwirkungen der großen Geldkalamität machen sich eben auch auf diesem Gebiete fühlbar. Wohl sind die Verleger geschäftig, ihre neuen Verlagsartikl entgegenzugeben, die Bestellungen gehen aber recht spärlich ein, und doch ist vielerlei für die neue Saison vorbereitet. J. B. Lippincot & Comp. haben den ersten Band von „Memoirs of John Quincy Adams“ von Charles Francis Adams ausgegeben; ferner erscheint daselbst: „Plato“ von Elifio M. Collins, ein Theil der unter dem Titel „Ancient Classics for English Readers“ herausgegebenen Sammlung; Presscott's Peru, herausgegeben von John Foster Kirk; „The life of Malreward“ von dem Verfasser von „Son and Heir“; „Ligation of Arteries“ von L. H. Jarabau; „As it Should Be“ von Mit; „The Life of Benjamin Franklin“, herausgegeben von John Bigelow; „Hebers“, „Civil-List“, herausgegeben von Dr. Theodore D. Woolsey; „The Villages of the Bible“ von Rev. G. Barton Deed; „The Four Civilisations of the World“ von Henry Wilcox; „The Universe and the Coming Transits“ von Prof. Proctor und „The Concordance to Shakespeare's Poems“ von Wm. Spence Howard Furness, Gattin des Verfassers von Variorum Shakespeare.

Weiter und Coates künzigen die folgenden novellistischen Erscheinungen an: „No Alternative“ von Wm. Pender Ellis, der englischen und auch der deutschen Leswelt als Anne Thomas vortbeilhaft bekannt; ebenso ist Mij Harriet Parr, von welcher dieselbe Verlagsbandlung jetzt ein Werk unter dem Titel „The Vicissitudes of Bessie Fairfax“ veröffentlicht, unter dem Schriftstelleramen Solm Lee gekührt. Die dritte Schriftstellerin, die sich unter einem pseudonymen Männernamen verbirgt, ist eine Deutsche, Alara Bauer alias Karl Dettle; von ihrem Buche: „Zwischen Vater und Sohn“ ist in dem gleichen Verlage eine englische Uebersetzung erschienen.

Wie zu erwarten stand, konnte der große Maßigkeitsapostel T. S. Arthur den Kreuzzug der Weiber gegen den Brautwein nicht vorübergehen lassen, ohne sich durch eine literarische Kundgebung zu bezeugen. Im Verlage von Stoddard u. Komp. ist von ihm eine illustrierte Erzählung erschienen, die den pompbathen Titel führt: „Woman to the Rescue a Tale of the Crusade“. T. P. Peterson und Brod versenden „Victors Triumph“ von Wm. Southworth, eine Art Romanesque des von derselben Verfasserin herrührenden Sensationsromanes „A Beautiful Fraud“.

— Das Male und das Weib als weibbewegende Kräfte, betitelt sich eine kulturhistorische Abhandlung von Dr. E. Beisler. *) Der in diesen Blättern schon einmal als tüchtiger Denker anerkannte Verfasser, welcher in der genannten Brochüre mit wenigen, jedoch richtig und scharf markierten Strichen ein getreues Bild der Ereignisse und Zustände und des aus ihnen consequent sich ergebenden Kulturfortschrittes entworfen, daß sie selbst eine Photographie der Summe seiner Gedanken und Gefühle genannt. Man muß gestehen, daß man kaum eine passendere, in etymologischem als sprachbräuklichem Sinne des Wortes richtigere Bezeichnung für dieses Werk findet, als Photographie, Schrift

*) Berlin, Weidmann und Schwieger, 1874.

*) Wien, 1874.

entstanden durch Umriss des Lichts, der Vernunft, des Geistes, und in der That wirkt die Art und Weise, in welcher der Verfasser die Geschichte der Kulturentwicklung, hervorgegangen aus den verschiedenen, jedoch harmonisch mit einander verknüpften, wechselseitig sich berührenden Prinzipien des Idealen und Realen, darzustellen versteht, sehr überzeugend und einleuchtend. Die mit allgemeinem gültigen Sätzen belegten und mit durchgreifender Konsequenz ausgeführten Schlüsse sind so populär und allgemein verständlich gehalten, daß selbst ein Laie, ein Kneigeweiber, diese Broschüre mit Augen lesen und verstehen wird. Der poetische Anhang liefert den Beweis, daß der Verfasser in idealer Weise das Reale wiederzugeben versteht.

Sprechsaal.

Zum ersten Male erscheinen die Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ob- u. Nieder- u. Rhein- u. Westphälischen Provinzen aus dem Jahre 1873 *) anstatt wie bisher in den Tageblättern zerstreut, in Form eines Heftes, das als Jahrbuch an die Mitglieder und Freunde des Vereins verkauft werden soll. Die Arbeiten der Gesellschaft gewinnen durch diese Einrichtung offenbar Gelegenheit, in weiten Kreisen bekannt und anerkannt zu werden. Auch dem „Magazin“ und seiner Sympathie für das Deutsch-Rheinische in den Ob- u. Nieder- u. Rhein- u. Westphälischen Provinzen tritt die Gesellschaft dadurch näher, sie, deren Bestreben es ist, aus den Schätzen der deutschen Vergangenheit ihrer Heimat geschichtliches Erz zu fördern. Mit welcher Liebe und interessanten Hinlage dies geschieht, davon liefert das erste Heft der Berichte gewichtige Beweismittel. Unter der Präsidenschaft des Herrn Dr. Buchholz sehen wir eine Reihe von Mitgliedern die Ergebnisse eines vierteljährlichen in der Mitte der Gesellschaft tragen. Männer wie der Rigaer Stadtbibliothekar J. Werckh, Dr. Hilbrand u. s. w. geben den reichen Archiven der heimatischen Städte auf den Grund, Oberlehrer Friedrich aus Mittau verbreitet sich mit umfassender Gelehrsamkeit über philologische Gegenstände, Dr. B. v. Gutzeit behandelt lettisch-litauische und lettisch-baltische Sachen, u. s. w. Die Zahl der von Mitgliedern verfaßten und in dem Berichte erwähnten Schriften ist ziemlich bedeutend; kaum ist wohl eine Sitzung vergangen, ohne daß ein Mitglied die Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in Buchform überreicht hätte. — Zwei der Gesellschaft vorgetragene Gegenstände machen auf besonderes Interesse Anspruch. Aus dem Rigischen Ratharchiv, Abtheilung des Äußeren, hat Dr. Hilbrand Briefschaften hervorgezogen, welche polnische, schwedische und russische Staatsmänner und Feldherren von der Mitte des 16. bis zu der des 18. Jahrhunderts in Riga gerichtet haben. Sie enthalten nicht selten werthvolle Auseinandersetzungen über die Lage der Dinge in der Periode, in welcher der Briefschreiber handelnde Person war. Dr. Hilbrand meint, es müßte in jenen Jahren kaum eine bedeutendere Schlacht geschlagen worden sein, welche hier nicht ihren gleichzeitigen wohlunterrichteten Darsteller gefunden hätte. Als besonders bedeutend werden die Materialien in Beziehung auf den letzten Krieg Johann des Schwedischen gegen Livland und Karl IX. gegen Polen bezeichnet. — Das Zweite ist die Mittheilung des Stadtbibliothekars Werckh über die Erstgänger einer bis vor kurzem ganz unbekannten und ziemlich wichtigen litauischen Geschichtsquelle, einer umfassenden

Chronik von Ditrich Ragel aus dem an litauischen Chroniken so armen 15. Jahrhundert. Leider ist bisher nur erst die Erstgänger der Chronik bewiesen, sie selbst ist noch nicht aufgefunden, trotz aller Nachforschungen, und sie scheint, vorbehaltlich eines glücklichen Zufalles, eine „verlorene Handschrift“ bleiben zu wollen. G. H.

Die von A. Hofmann in Berlin herausgegebene Sammlung von literarischen Werken des allgemeinen Vereins für deutsche Literatur unter Leitung der Herren Gneist, Werber, Graf Wiedom, von Dachsöden und Hagen hat schon eine Reihe von stattlichen Bänden gezehlet, unter denen wir Mirza Schafar nachfolgend von Bodenstedt und die Eroben und Katastrophen von Adolph Schmitz bereits ausführlich besprochen haben. Offenbrüggen's Wert über die Schweizer ist ein überaus vorurtheilsloses und nüchtern geschriebenes Buch voller interessanter Momente und zeigt, daß der Mann Land und Leute gründlich studirt hat. Alpenliebhaber, die Tschudi's und Berkefeld's Schriften und die Editionen des Alpenklub's bei sich haben, werden nicht versäumen, sich auch dieses Buch anzuschaffen. Fast vergessen ist in unseren wander- und reisereichen Tagen, daß man doch etwas mehr als hundert Jahren in der europäischen Welt noch keinen rechten Blick für die Landschaft hatte, und daß erst Rousseau und Goethe es waren, die in der romanischen und germanischen Welt das größere Publikum auf den Schatz von Erbauung und Erfrischung aufmerksam machten, die die Reise im Gebirge mit sich bringt. Bekanntlich hat nach Erfüllung von Darg gelangt, daß ihn eine Gebirgslandschaft, die selten zu einer rechten Sommerreise gelange, befremdlich und unangenehm berührte; und erst gegen den Schluss des Jahrhunderts begann im modernen Menschen das anfangs sogar übertriebene Streben, Herz und Nieren an der Berglandschaft zu erproben. Wenn nun auch Männer von Goethe's Bedeutung ihre eigenen Empfehlungen auf Tausende und Millionen zu übertragen im Stande waren, so ist doch nicht alles, was der Gegenstand ihrer Betrachtung war, ihre eigene Produktion und sie haben Verläufer gehabt, in deren Zahlstarke sie traten. Das Haller und Konrad Gessner, was der Genfer Sauftner für die Kenntniß und Erfrischung der Schweiz gethan haben, ist bekannt. Aus Offenbrüggen's Buch aber erfahren wir, daß für die deutsche Reiseliteratur vornehmlich ein Mann die Schweiz erschlossen hat und ihr rechter Wegweiser geworden ist, der, obwohl man ihn den Vater aller Touristen und Bergsteiger nennen könnte, gänzlich vergessen ist: Es war Dr. Ebel aus Jülich, dessen Anleitung, die Schweiz zu bereisen, schon 1793 erschien, und — habent sua lula libelli, — aus dem englischen Murray haben wir über unsere deutsche Familie Bedecker erst die von Dr. Ebel geborenen Schätze wiedererlangt. Offenbrüggen's Buch bringt vielerlei Original-Nachrichten von Schweizern über ihr Land im wörtlichen Auszuge, und es ist ein hoch interessantes Land durch seine Gestaltung und Verfassung, durch seine Liebe zur Heimath und seinen Wander- und Abenteuertrieb nach dem Auslande, durch seine Kontraste, da Einfachheit und Überkultur neben einander liegen, aber auch durch seinen internationalen Charakter als Gasthaus und Sammelplatz der ganzen Welt. Zu allem dem kommt der Umstand, daß die drei Sprachen, in denen drei große Literaturen Europas entstanden sind, dort als „Raisons“ und Stammsprachen gesprochen werden, und daß die vierte, die englische nämlich, durch die erhebliche Anzahl der Reisenden einen eben so bedeutenden Platz in der Schweiz einnimmt, da stets Tausende von Engländern im Sommer auf den hohen Bergen, im Winter an den wilden Seen und in den schönen Städten anwesend sind.

*) Riga, Druck der Litauischen Gouvernements-Topographie, 1874.

In unserm Verlage ist eben erschienen:

(301)

Auswahl

aus dem

Kleineren Schriften von Jacob Grimm.

Zweite Ausgabe. Velinpapier. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Das Buch ist eine Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm. Es hat seinen gelehrten Apparat beibehalten und tritt auf, in der Form freier und beliebiger Darstellung, nun mit Resultaten seiner Studien entgegen. Es sind gerade zwölf größerer Schriftstücke, denen etwa ein halbes Duzend kleinerer Nachträge folgt. Der Stoff ist mannichfaltig genug: eine Selbstbiographie; über seine Entlassung in die Wälder; seine Einbrüche aus dem Süden und dem Norden; Verweise auf Schwaben, Württemberg, Schiller; Verbindungen über Schule, Universität und Akademie; über den Ursprung der Sprache; über das Bodentum in der deutschen Sprache. So viele Stände, so viele Zeiten. Der immer mit reinem Sinn und aufgeschlossener Empfänglichkeit an die Leserschaft des Buches herantritt, den wird es anziehen und festhalten; und bei re. es gelenkt, so wird die Schwärze in ihm bleiben, zu dem Buche zurückzuführen und es wieder und wieder zu lesen.“ *Neur freie Presse!*

Wir leben und der Hoffnung hin, daß alle, die es eigener Leserschaft den bildenden Einklang dieses Werkes empfangen, gern dazu beitragen werden, denselben auch Anderen zugänglich zu machen, und namentlich unserer Jugend.

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin.

In der G. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Edward B. Taylor, Die Anfänge der Cultur. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Zwei Bände. gr. 8. geb. 4 Thlr.

Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. 5. Ausgabe. 2 Bde. geb. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lecky's W. E. H. Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Deutsch von Dr. H. Jolowicz. 2. Aufl. 2 Bde. gr. 8. geb. Preis 3 Thlr.

Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Deutsch von Dr. H. Jolowicz. Zwei Bände. gr. 8. geb. Preis 3 Thlr.

Grün, Karl, Kulturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. 8. geb. Preis 2 Thlr.

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt von Karl Grün. Zwei Bände. Mit dem Bildnis Feuerbach's. gr. 8. geb. Preis 5 Thlr. 6 Ngr. (302)

Sophocles. Deutsch von Deumer. 7. Aufl. 2 Bde. 8. geb. 2 Thlr. 8 Ngr.

Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorzüglich in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Säbel und Scapulier.

Roman

von
Hans Buchenhuysen.

3 Bände. 8. broch. 4 Thlr.

Dieses neueste Werk Buchenhuysen's wird als das beste und gediegenste Gegenstück dieses Haines angesehen.

Ein Spiegel der Gegenwart.

Roman

von
E. Kohn,

Verfasser des „Wabriel“.

3 Bände. 8. broch. 4 Thlr.

Das vorliegende Buch des hieser unbekannten Verfassers der Emulation erröthen Kasse „Wabriel“, welcher in den Sprachen fast aller archaischen Nationen überblickt und in Teuchonta's Collection of German Authors den Werken unserer Classiker angeschlossen wurde, steht in trauer, geistvoller Schilderung des Wiener Lebens in Keld und Pötenkreisen dar und gewinnt ein besonders Interesse durch die (Verfälschungsgeschichte) der großen Orientalskatastrophe.

Am Genfersee.

Eine Erzählung

von
Ludwig Hübner.

2 Bände. 8. 24 Thlr.

In selten vorkommender Weise verfaßt der Autor auch in vortheilhafter Gedankensicht das hiesige Werk von eben so wahr als fein und klar gezeichneten Typen der Gesellschaft dem Leser vorzuführen. (303)

Herzog Heinrich v. Rohan.

Historischer Roman

von

Paul Victor Bismann.

5 Bände. 8. broch. 64 Thlr.

Als dramatischer Dichter rühmlich bekannt, schildert der Verfasser in diesem der hiesigen und von großen Verdiensten geleiteten Werke, neben Vorführung der hohen und edlen Charaktere eines Shakespeare's und Heinrich von Rohan's, die blutigen Religionskämpfe in Frankreich und die gemitlichste Unterdrückung der Huguenotten.

Dellus* (304)

SHAKSPEARE

III. (Steuertyp.) Auflage
- jetzt complet 3 starke Bände, brochirt:
1 Thlr. 10 Sgr.

In 3 feinen Halbheftenbänden: 1 Thlr.
Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, kostet von jetzt an jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, nachher in der 3. Auflage geliefert.)
Elberfeld, Verlag von R. & P. Friedrichs.

Verlag von Veit & Co. in Leipzig.

Sieben erschienen und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (305)

Die Entwicklung der Kunst

in der

Stufenfolge der einzelnen Künste
von Ludwig Noire.

Sie führt ihn in verborgener Lauf,
Durch immer reinere Formen, reiner Töne,
Durch immer höherer Höhen und immer
schönerer Schätze.
Der Dichtung Blumenreih' stellt hinauf, —
Schiller.

Und so gewinnt sich das Lebensbild
Durch Folg' aus Folg' zum Rath.
Geethe.

Gross Octav. 62 Seiten. Preis 12 Sgr.

Bei Otto Meissner in Hamburg ist eben erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von

C. BADENHAUSEN.

Verfasser der „ISIS“.

Erster Band, erste Hälfte.

23 Bogen gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Werk enthält den Versuch einer ausführlichen Kosmogonie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart, nimmt deshalb auch die neueren Lehren Darwin's u. a. in sich auf als Bestandtheil. Es soll seinen besondern Werth haben im Darstellen und Begründen der durchgehenden Brücke, welche die kleinste und niedrigsten Stufen der Welt durch Zwischenreihen mit der höchsten erkennbaren verbinden. (306)

Auf jeden Schreibzettel genau

MEYERS

HANDEXIKON

Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Thätigkeit und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Eigenschaft, Datum, einer Zahl oder Thatsache ausgedrückten Bescheid.
1868 44. CXXXIII mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Zeichnungen.
Gebunden in 1 Halbheftband 5 Thlr.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Ellert'schen).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 5. December 1874.

[N. 49.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Wider die Sozialdemokraten. 713. — Geschichte der Stadt Köln. 714. **Schillerbüchergang.** Vereinsleben bei den Eisenbüchler Taschen. 715. **Belgien.** Der Krieg von 1866, ein Wert Pitman's. (Nach der Revue de Belgique.) 717. **Frankreich.** Friedenslügen und Willkürtribunale. 720. — Der neueste Roman Daubets. 721. **Indien.** Bericht über indische und englische Verhältnisse. Vom Abgeordneten Dr. Ebert. IV. 721. **Orient.** Schumann's Grabchrift. 722. **Seine literarische Revue.** Am 10. Dec. 723. — Maurice Block, Statistique de la France, ouvrage couronné par l'Institut. 724. — Henry Barbé, Verschieden ausgedrückte Predigten. 724. — Geschichtswissenschaften in Amerika. 724. — The International Gazette. 724. — Edward VI. gegen die Suprematie des Papstes. 724. — Jüdische Krankepflege. 725. **Sprachsaal.** Frankreich und die Karlisten. 725. — Frey aus der Schweiz. 726. — Eine Libretto des sciences politiques. 726. — Brief aus dem russischen Kaiser-Prinzogen. 726.

Deutschland und das Ausland.

Wider die Sozialdemokraten.

Bei den agitatorischen Bestrebungen unserer sozialistischen Meistpreiher spielt bekanntlich die von Lassalle aufgestellte Behauptung, daß sich bei uns nur 3½ Prozent der Bevölkerung in einer erträglichen oder behäbigen Lage befinden, eine große Rolle, um die Mitglieder der sozialistischen Arbeitergesellschaften zu überzeugen, daß die „Armen und Elenden“ eine so große Majorität hätten, daß ihrem erwünschten Willen die Gesamtheit des Staates niemals widerstehen könne. Lassalle hat seinen Satz aus den Steuerlisten des preussischen Staates zu beweisen gesucht; er rechnet 7¼ Prozent der Einwohnerzahl, welche mit einem Einkommen von unter 100 Thalern eingeschätzt sind, als solche, welche sich in der allerelendesten Lage befinden; die folgenden 16½ Prozent, welche mit einem Einkommen von 100—200 Thalern eingeschätzt sind, befinden sich nach seiner Ansicht in einer elenden Lage, die nächsten 7½ Prozent, welche 200—400 Thaler Einkommen haben, leben in einer gedrückten Lage, und diese 96½ Prozent zusammen bilden das Arbeiter-Proletariat, mit dessen Marschschritt die Herren Agitatoren zu brechen belieben.

Eben Wilhelm Wackernagel hat vor zehn Jahren in dem „Offenen Brief eines Unmühsel dritter Klasse, welcher nicht Arbeiter ist“, in genügender Weise den Irrthum Lassalle's, welcher — ob absichtlich oder nicht, lassen wir dahin gestellt — Steuerzahler und Familienhaupt zu trennen nicht für nöthig hielt, widerlegt, aber trotzdem spuckt die Lassalle'sche Rechnung noch in vielen Köpfen, auch außerhalb der Arbeiterkreise, und es ist daher immer mit Freude zu begrüßen, wenn wiederum ein Versuch gemacht wird, das Irrthümliche der Behauptung nachzuweisen, besonders wenn dies an ganz konkreten Fällen geschieht, welche ja immer mehr Beweiskraft haben als allgemeine Zahlen, deren Nichtigkeit sich nicht so leicht bis ins Einzelne verfolgen läßt.

Einen solchen Versuch zur Widerlegung vieler Lehren von den 96½ Prozent der Bevölkerung, welche in gedrückter und düsterer Lage leben, hat neuerdings Herr Ernst von Conern in einem bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen Büchlein gemacht,

welches den Titel führt: „Wider die Sozialdemokraten und Verwandeltes.“ Er weist darin an der Hand der Steuerlisten und der Lohn Tabellen in der Stadt Barmen, also einer derjenigen Städte, welche verhältnismäßig eine sehr große Arbeiterbevölkerung hat, nach, daß dort 22 Prozent der Bevölkerung in gesichertem Wohlstande und in einer Lebensstellung, bei welcher dem Familienhaupte die wirtschaftliche Verantwortlichkeit zukommt, wohnen, und daß ferner 19 Prozent der Bevölkerung dort in mäßigem Wohlstande, unter eigener wirtschaftlicher Verantwortlichkeit des Familienhauptes lebt. Das fängt etwas anders, als bei Lassalle; die 3½ Prozent in behäbiger Lebensstellung sind auf 41 Prozent angewachsen, so daß nur noch 59 Prozent in „elender und gedrückter Lebensstellung“ übrig bleiben. Wie aber sieht es nun bei denen aus, wie elend und gedrückte sind sie?

Conern nimmt nach den Tabellen an, daß 56½ Prozent derselben als Hand- und Fabrikarbeiter, resp. als Angehörige derselben leben, und zwar waren davon 1871: 9000 wirtschaftlich selbstständige Männer, 3250 unverheiratete männliche Arbeiter, 2800 Frauen und Mädchen und 450 jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen mit 42390 Familienangehörigen überhaupt, d. h. es waren 9000 Familien, von denen jede durchschnittlich 4,71 Personen zählt. Das jährliche Einkommen dieser Familien betrug nach den Lohn Tabellen im Jahre 1868 409—434 Thaler und im Jahre 1871 468—531 Thaler. Allerdings mögen dabei manche Familien gewesen sein, deren männliches Oberhaupt allein arbeitete, und zwar wegen seiner geringen Befähigung zu einem sehr niedrigen Lohnsatz arbeitete, so daß sie vielleicht nur 300 Thaler oder gar nur 150 Thaler jährliches Einkommen haben; aber so sehr groß kann die Zahl dieser Familien nicht gewesen sein, da sich sonst unmöglich für das Einkommen der Arbeiter ein so hoher Durchschnittssatz hätte ergeben können. Man wird nun aber gestehen, daß ein solches Einkommen damals sicherlich nicht ungenügend war, heute wird bei der allgemeinen Steigerung des Lohnes, welcher seit dem Jahre 1871 eingetreten ist, der Durchschnittssatz wohl auf über 600 Thaler gestiegen sein, und wir meinen, es gehört eine ziemliche Portion von Unverstand dazu, solchen Zahlen gegenüber von elender und gedrückter Lage der Mehrzahl des Volkes zu sprechen.

Ähnliche Ziffern, wie sie Herr v. Conern für Barmen berechnet hat, würden sich wahrscheinlich für alle großen Städte, für alle industriellen Distrikte ergeben; leider aber können wir nicht hoffen, daß solche Thatfachen allein einen großen Einbruch auf die Irrgeleiten Arbeiter machen werden. Für diese ist das Recht auf Arbeit für's erste noch nichts anderes als ein Recht auf Mühsiggang; davon, daß mit dem Recht auf Arbeit auch die Pflicht zur Arbeit verbunden ist, haben die sozialistischen Agitatoren in ihren Vorträgen dem Arbeiter nichts gesagt, und deshalb weiß er es auch nicht, wenigstens so lange nicht, bis die Anwendung, welche er von seinem „Recht auf Arbeit“ gemacht hat, zu einem allgemeinen Stillstand in der Fabrikation geführt hat, welcher mit absoluter Nothwendigkeit eine Reduktion der hochspannten Löhne so wie eine Verlängerung der gewaltsam verkürzten Arbeitszeit in solchem Umfange mit sich bringt, daß dem Arbeiter die „Pflicht zur Arbeit“ in voller Klarheit vor Augen tritt.

Bis diese Erkenntniß aber den Arbeitern wird, ist ihnen der Fabrikant, dessen aufreibende und aufregende geistige Arbeit der Arbeiter — und selber auch noch so mancher andere — nicht anerkennen will, nur ein Hantler, welcher sie um einen wohl-ermerkten Theil ihres Lohnes betrügt. Wie weit sie in dieser Beziehung verblendet sind, wie ihnen sogar in den Häfen, wo es sich um ihr eigenes Wohl handelt, jedes Verhältniß für den Werth der geistigen Arbeit eines Geschäftsführers oder Fabrikleiters abgeht, davon giebt ein Vorfall in Chemnitz, den der Verf. des angeführten Buches mittheilt, ein recht schlagendes Zeugniß. Dort ist eine Arbeiter-Præfektur-Affoziation, welche an und für sich auf ganz richtigen Principien gegründet war, zu Grunde gegangen, weil die arbeitenden Mitglieder es unterließen, einen Geschäftsführer anzustellen, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil die Arbeiter nicht wollten, daß jemand mit viel größerem Verdienste in der warmen Stube sitzen könne, während sie sich abplagen mühten! Zu manchen Arbeiterkreisen haben allerdings in dieser Beziehung die Misgeschicke der ohne tüchtige kaufmännische Kraft betriebenen Productiv-Affoziationen den Betheiligten die Augen geöffnet und sie der Anschauung, daß der Fabrikant, welcher die Leitung einer großen Fabrik hat, doch nicht nur auf der Bärenhaut liegt, zugänglich gemacht, im Allgemeinen aber herrscht in dieser Beziehung noch eine recht große Unwissenheit, und gewissenlose Kalkulatoren sind bestrebt dieselbe zu erhalten, damit nicht dem Arbeiter mit der Erkenntniß von der Selbstständigkeit und von der Arbeitslust seiner Arbeitgeber auch die Erkenntniß komme, daß er verknüpfbar handle, wenn er den Überfluß seines Arbeitslohnes über seinen Bedarf spart, als wenn er ihn hingiebt zur Befriedigung seiner falschen Propheeten. Im Bezug auf letztere möge der deutsche Arbeiter, wenn er es in nicht richtig verstandenen Standesgefühl für nothwendig halten sollte, in erster Linie Arbeiter zu Selbstvertretern zu wählen, die Werte beherzigen, welche Disraeli nach dem Ausfall der englischen Wahlen im Anfang dieses Jahres aussprach. Er sagte, „es habe sich nirgendwo die Antipathie zwischen Kapital und Arbeiter gezeigt, über die so viel Geschrei erhoben wurde. Die Arbeiter hätten mit Verliebe ihre Arbeitgeber ins Parlament gewählt. Selbst zwei Arbeiter hätten Mandate erhalten und das sei ihm lieb; es seien wirkliche Arbeiter. Die gewerbmäßigen Demagogen dagegen, die sich Arbeiter nennen, es aber nicht seien, diese miserablen englischen Jakobiner, wären von den Arbeitern selbst überall verworfen.“

So haben die englischen Arbeiter, als das bis in die untersten Volksschichten ausgebreitete Wahlrecht zum ersten Mal in seiner ganzen Ausdehnung und mit geheimer Abstimmung zur Anwendung kam, gehandelt. Weret hin und thut dergleichen. C. V.

Geschichte der Stadt Köln.)

Es ist eine Freude, Tüchtiges und Verdienstliches so rüftig und unausgesehen feststellen zu sehen, wie es mit dieser Ennenischen Arbeit der Fall ist, die sich eben so fern von der Langsamigkeit eines „Rheinischen Antiquarius“ oder von der Trockenheit einer Urkunden- und Regestenammlung, als von dem Zeilenklee-Zone hält, der jetzt für städtische Geschichten — es ist kein Druckfehler wenn hier der Plural für den viel majestätischeren Singular — städtische Geschichte, zu lesen ist, — so ist in

allen größeren Tagesblättern großirt, aber meist längt Gedrucktes nur noch einmal abdruckt. Man braucht nicht Brindmeyer's Glossarium diplomaticum zu besitzen, also für dessen beide Bände auch nicht Vierzig Thaler Lebenskreis bezahlt zu haben, um die Ennenische Geschichte der Stadt Köln lesen zu können, wird sie aber freilich auch nicht als Nachmittagslektüre benutzen können, weil sie die Dienste einer solchen allerdings nicht thut!

Die ungleich tüchtigeren Leistungen aus dem Gebiete der städtischen Geschichtsschreibung gegen früher, scheinen in einer Wechselwirkung mit der Bildung so vieler städtischer Geschichtsschreiber zu stehen, die, — wenigstens einige derselben, eine ungewöhnliche Rührigkeit entfalten und ein steigendes Interesse an der Geschichte der Vaterstadt bekunden, wie es früher wohl kaum gehabt werden ist. Städtische Geschichtsschreibung und das Bekanntwerden mit derselben, war immer nur die Domäne Weniger und auch der redlichste Eifer des Gelehrten scheiterte an der Theilnahmslosigkeit des Publikums. Man lächelte auch wohl darüber, mitten unter Dampfmaschinen, monumentalen Gemeindefeulen und Stadtverordneten-Versammlungen für besseres Pflicht, Gas- und Wasserleitungen, sah irgend einen alten Gelehrten für die längst vergessene alt Geschichte des Heimathortes begierth, sammeln und häufen zu sehen! Alles in der schwärztesten Hoffnung, daß die Arbeit auch wohl einmal gedruckt werden könnte! Was konnte der Mißrath denn auch Großes bezeugen? Was kann ein Krebtschmerz-Enthusiasmus für Pinfelsbüch, Zückerberg oder Wüsig wohl bieten? Erst mit dem Wiedererwachen des Verstandes und des Geschmacks für die geistliche und romanische Pflanzung, läßt sich ein allgemeiner Verstand und überaus empfindungsfähigkeit für städtische Geschichtsschreibung erkennen und nachweisen. Wie sich das Maßwerk, die Rosen, Eichen und Plumen der gotischen Dome und Kathedralen dem Verstande entfalten und immer größere Tiefen des Gedankens und Empfindens unserer alten Baumeister dem staunenden Auge eröffnen, so führte das ernster werdende Studium der Geschichte auch zu der Erkenntniß, daß eben die Städte das Gezeir sind, um die sich Fleisch, Blut und Nerv der Geschichte unseres Vaterlands legt, und ihm Leben wie Bewegung giebt. Es hat lange mit dieser Erkenntniß gedauert. Nun aber scheint sie da zu sein, denn sie ist in sehr viel weitere Kreise gerungen, als je früher, erzeugt sehr Beachtenswerthes und Entschiedenendes, wird aber auch von viel weiteren Kreisen gepflegt und größer getragen, als man es in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts für möglich gehalten haben würde!

Der Kuzweg führte Referenten der Weg durch Leipzig. In einer der alten Vorstädte, jetzt einem Villen-Viertel, neben dem „Museum für Völkertunde“ zeigte eine mächtige Anschrift über die ganze Weitebreite des Hauses die Bezeichnung, „Der ein für die Geschichte der Stadt Leipzig“, und ein zweites Verübersfahren an einem Bodentage brachte auch das Aushängen eines großen Banners in den Farben und mit dem Wappen der Stadt Leipzig, welches dieselbe Anschrift trug. Der Zufall wollte, daß ich gleich darnach in einer Berliner Zeitung einen ausführlichen, von warmer Anerkennung durchtränkten Bericht über einen jener historischen Auszüge des „Berliner Geschichts-Vereins“ las, welche er zusammen mit dem Potsdamer, auch wohl Brandenburger, Frankfurter, Münchener u. s. w. Vereinen zu machen pflegt. Wenn eine verhältnißmäßig neue Erfindung so rüftig und zahlreich auftritt, so wird sie zu einem Symbol, und man wird versucht, diese auffällige Vermehrung der Vereine für städtische Geschichte und ihre Thätigkeit auf das Mißtrauen zurückzuführen, welches sich gegen die Art früherer Geschicht-

*) Reist aus den Quellen des Stadt-Archivs, von Dr. W. Ennen, Stadt-Archivar. 1874.

Schreibung nach allen Richtungen hin fund gegeben, und jetzt überall urkundliche Begründung verlangt. — Auch der jüngste Studierende der Geschichte denkt sich vor keiner persönlichen Autorität mehr, nimmt auch die glänzendste Kombination eines Rathes nicht mehr als positive Wahrheit an, begnügt sich nicht mehr mit der Konjektur oder Wahrscheinlichkeit, sondern verlangt den Beweis, den entscheidenden, unangänglichen Beweis. (Eben dieser Beweis — die Urkunde — läßt sich aber für allgemeine und große Geschichte nicht in dem Maße erreichen, als auf dem beschränkten Gebiete der Stadtgeschichte, der Biographie, der Geschichte adeliger Geschlechter; und da diese die sichersten Bausteine für den hervorragenden Bau der Staaten- und Völker-Geschichten sind, so ist es ja nur folgerichtig, daß sich ihnen in der Jetztzeit ein lebhafteres Interesse zuwendet, daß die Mittel bereitwilliger für Herstellung bedeutender Publikationen stehen, und man Klaffen der dürftigen Gesellschaft den Bestrebungen dieser Vereine folgen sieht, die sich früher fast abwehrend gegen dergleichen verhielten. So gehören diese städtischen Geschichtsvereine — namentlich in Norddeutschland, am zahlreichsten und jedenfalls am freiesten in der Mark Brandenburg — zu den erfreulichsten Erscheinungen der so durchaus neu gewordenen Zeit. Fast jeder giebt irgend etwas heraus, sammelt, vervielfältigt, und wo die rechten Leute an der Spitze stehen, blüht und gedeiht dieser neue Zweig des Vereinswesens in überraschender Weise. „Wißt Du in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!“ — möchte man fast als Motto über die Mitglieder-Verzeichnisse dieser Vereine setzen; denn in der That sind Straßen, Häuser, Kirchen, an denen sie früher theilnahmslos und ununterrichtet vorüberzogen, den Mitgliedern das Räthsel, und spricht das Motto des Vereins für Berlin den Zweck seiner Arbeiten schlagend in dem Motto aus: „Daß Du erforschest, hast Du selbst erlebt!“

Der Leipziger Verein tritt gar mit einem, wie es scheint, eigenem Hause und einem Banner auf und deutet das wohl auf eine, auch materiell günstige Lage, von der man auch bei dem Berliner Verein hört, an welchem übrigens die gesammte Berliner Tagespresse, weit über den gewöhnlichen Repertorium hinaus, lebhaft Theil zu nehmen scheint, da fast alle größeren Blätter ausführliche Berichte über die Sitzungen und Arbeiten desselben bringen, und diese Arbeiten selbst in den verschiedensten Formen von Berichterstattern und Journalisten wiedergegeben, oder ausgedeutet werden. In keiner Zeit hat sich bisher ein so lebhaftes Interesse für Geschichte und zwar für die beglaubigte Geschichte gezeigt, als seit dem Entstehen dieser Vereine für städtische Geschichte. Für ganze Staaten, Provinzen, Gauen, bestehen dergleichen Vereine ja schon längst; aber einen so zahlreichen Kreis von Mitgliedern, Gönnern und Lesern hat sich bisher keiner in dem Maße gewinnen können, als seit ihnen die städtischen Vereine den Vorrang in der Würdigung und in dem Verständnisse der Händel des Publikums abgewonnen. Die städtischen Vereine verhalten sich zu den Vereinen für ganze Provinzen, Landschaften und Länder wie die Jugend zum Alter, wie der Erwerb zum Besitz, wie der Ehrgeiz zur erlangten Würde! Sie sind ein Kind und zugleich ein Repräsentant der Zeit und wenn sie fortwähren, sich nicht als Zweck, sondern als Mittel zu fassen, wenn sie sich damit begnügen, eben nur Handlanger für die Bankeine zum Prachtputzreden der Geschichte zu sein, wenn sie immer nur in dem engen und doch so reich gefüllten Kreise arbeiten, den einst die alten Stadtmauern und Weichthürme umschlossen, so werden sie bestehen, sich weiterentwickeln und manches werthvolle Blatt in den Kranz der Wissenschaft einstecken können. Sie

machen recht eigentlich die Steine reden, öffnen Grabmäler, lesen aus Thurnmümpfen und Grundsteinen, glitzern die Geister der städtischen Altvordern in ihren Sitzungen, sind mit den gestrengen Bürgermeistern, Schöppen, Bürgerwerthaltern, den Zünften und Witten bis zum 12. und 13. Jahrhundert hinauf auf Du und Du, wissen wer dort in dem alten Giebelhause vor hundert von Jahren gewohnt, wo die Bürger gegen den alten oder jungen Rath, gegen die übermüthigen Patrizier, den kaiserlichen Befehl, oder den Feindesheer aufgelaufen sind, und gehen mit anderen Gedanken, anderem Verstandniß, anderen Erinnerungen als früher über alte Kirchhöfe, an alten Häusern, Mauerresten, zugesehütteten Vertheilungsgängegräben und Riststätten vorüber und wehren vor allen Dingen mancher Vernichtung, so weit das eben gegen städtische Baukommissionen und Stadtverordneten-Geschüsse durchzusetzen ist.

Literarisch ist das Wirken dieser Vereine, sowohl der alten als der neuen, ein unkreitig sehr bedeutendes. Jeder sucht über den engen Kreis seiner Mitglieder hinaus, Liebe und Thätigkeit für seine Zwecke zu gewinnen, und das reich besetzte Feld trägt in der That überraschend reiche Frucht! Der Berliner Verein sagt in der Vorrede zu seiner Chronik und seinem Urkundenbuch: „Wir Alle lieben unsere Vaterstadt; nun wollen wir sie auch kennen lernen!“ Der gleiche Ausspruch hätte auch als Vorrede zur „Geschichte der Stadt Köln“ von Dr. B. Ennen dienen können, denn das Buch erfüllt ihn. Wir erleben mit, was der Verfasser erforscht und erzählt, und sind ihm mitten in der Freude an dem, in der Gegenwart Gewordenen, dankbar für die Darstellung seines Werdens. L. Schn.

Österreich-Ungarn.

Vereinstheben bei den Siebenbürger Sachsen.

Neben Hermannstadt's geschieht Kronstadt's im Siebenbürger Sachsenlande seltener Erwähnung und doch ist diese Stadt, wegen ihres geschäftlichen Lebens und ihres schwunghaften Verkehrs mit der Moldau und Balaak oder Rumänien, die größere, wenn auch für das siebenbürgisch-sächsische Volksleben nicht gerade bedeutendere. Hermannstadt wird, wie seit hundert Jahren, der deutschen Niederlassung in Siebenbürgen Hauptort bleiben.

Die Lage Kronstadt's, hart am Fuße des dicht bewaldeten steilen Kapellenberges, der mit anderen, minder steilen und bedeutenden Bergen, die Häusermaße der Stadt in einen Wind zusammenbrängt, ist von wunderbarer Schönheit. Die Einwohnerzahl besteht zum geringeren Theile nur aus Sachsen, die Mehrzahl bilden Rumänen, dann Ungarn, Griechen u. A. Inzwischen mag der Deutsche sich in den mit städtischen deutschen Bürgerhäusern gesäumten Straßen Kronstadt's, inmitten seiner 25 bis 30,000 Einwohner, trotz der ihn umschwebenden rumänischen und magyarischen Leute, angeheimelt fühlen, denn der deutliche Charakter desselben dringt doch überall durch und treibt, wie noch jüngst in den letzten Wochen, die schönsten Blüten.

Es war das aber zur Zeit der jährlich stattfindenden Hauptvermählungen der siebenbürgisch-sächsischen Schützen, Turn-, Lehrer-, Gesang- und landwirthschaftlichen Vereine, sowie des Vereins für siebenbürgische Landeskunde und des Gustav-Adolf-Vereins. Vom 15. bis zum

23. August donierten diese Versammlungen, von welchen die eine der anderen folgte oder auch eine mit der anderen gleichzeitig tagte. Damit war, wie für eine, ausgedehnte Landstriche bewohnende deutsche Bevölkerung von wenig mehr denn 200,000 Seelen, fast des Guten zuviel gethan, zumal es der Vereinsmitglieder genug giebt, welche allen Vereinen angehören und an den Sitzungen aller Theil nehmen möchten. Die Siebenbürger Sachsen lieben diesen Besuch ihrer Vereins-Versammlungen, da er ihnen die prächtigste Gelegenheit zur Erneuerung alter Freundschaftsbündnisse und, was mehr ist, zu einem persönlichen Meinungsaustausch über das politische und gesellschaftliche Leben ihres Volkes giebt. Da es Bänder-Versammlungen sind, werden übrigens die Ausgaben zum Besuche derselben gleichmäßig vertheilt und der Reis dafür wird in allen eilf Städten, Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Bistritz, Mediasch, Neus, Großschenk, Leischkirch, Reischmarkt, Mühlbach und Broos, immer noch erhalten.

Von den genannten Vereinen ist der für siebenbürgische Landeskunde der älteste. Er besteht seit dreihundertjährig Jahren und, wie fast alljährlich, hat er auch heuer wieder seine Lebensfähigkeit in den anregendsten Verhandlungen dargekhan. Da hielt der Superintendent der ausübigen Konfession's-Verwandten in Siebenbürgen Dr. Teutsch, wohl das angesehenste Mitglied des Vereins, über einen verstorbenen Stifter desselben, den ehemaligen Senator Trausch in Kronstadt, einen Vortrag, da gedachte der Professor von der Hermannstädter Rechts-Akademie von Ziegler, der von ihm bearbeiteten „Geschichte des siebenbürgischen Landtages von 1790/91,“ da widmete Hofrath Baron von Griebenfeld mit dem Vortrage eines Kapitels aus seiner Biographie des verst. verdienstvollen ersten Vereins-Präsidenten, Baron Bedens von Scharberg, über die Freimaurer in Siebenbürgen, dem Audienzen desselben eine jedem Sachsen aus der Seele gesprochene Aufmerksamkeit, und da festsetzte endlich der noch jugendliche Geschichtschreiber Goeß die Versammlung mit der Verlesung eines Theiles seiner Abhandlung, die er bescheiden „Unterredungen über die Inner-Verhältnisse Sachsens“ benannt. Doch nicht nur als Kenner der Geschichte ihres Landes und ihres Volkes glänzen die Siebenbürger Sachsen, wie alle Deutschen, welche die, in erneuerter Auflage bei Hitzel in Leipzig erscheinende Teutsch'sche „Geschichte des Sachsenlandes“ (die erste Auflage erschien 1856 bei Gött in Kronstadt) gelesen, anerkennen müssen, sondern auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nehmen sie eine würdige Stelle ein. Leider hatte die Theilnahme der Naturforscher des Vereins diesmal den Verlust eines sehr eifrigen Mitgliedes, des vor Kurzem verstorbenen Hermannstädter Stadt-Pfarrers Kurt Fuß, zu beklagen. — Über alle Bemühungen und Verdienste des Vereins giebt übrigens ein von ihm seit dem Jahre 1843 herausgegebenes „Archiv für siebenbürgische Landeskunde“ den besten Aufschluß.

Unter allen siebenbürgisch-sächsischen Vereinen dürfte der noch nicht gar lange bestehende Gustav-Adolf-Verein am meisten bekannt sein, da die Organisation des Gesamt-Vereins, ein Bekanntwerden aller Glieder desselben, auf dem weiten Erdumrand ermöglicht. Pflegt der „Verein für siebenbürgische Landeskunde“ die wissenschaftliche Seite des Sachsenvolkes, so pflegt dieser die religiöse, genauer, die protestantische Seite. Denn obgleich es auch katholische Sachsen giebt, so sind sie doch nur in verschwindend kleiner Zahl vorhanden. Mit ihrer Anteilnahme am großen Gustav-Adolf-Verein bekunden die Sachsen ihr reges Interesse für den Protestantismus, dem sie bekanntlich zum Theil schon zu kühnen Zeiten angehörten. Bei ihnen ist

der Protestantismus ein Protest gegen alle lichensten religiösen Elemente geblieben und darum konnte Superintendent Dr. Teutsch zur Eröffnung der in der Oberwiesbühler Kirche zu Kronstadt abgehaltenen Versammlungen des Vereins für Landeskunde, mit vollem Rechte ausrufen: „Die Wissenschaft ist der reinste Vektorhof aus dem allerheiligsten Gotteshause, sie hat mit allen zum Erwoilen führenden Mitteln dasselbe heilige Ziel gemeinsam. Darum hat wir (der Landeskunde-Verein) in einer Kirche am rechten Orte.“ Ja, diese siebenbürgisch-sächsischen Theologen, welche stets bemüht waren, sich aus den Heimatsstätten deutscher Wissenschaft, den Universitäten, Stärkung für ihr evangelisches Hirtenamt zu holen, sie durften mit dem jetzigen Hermannstädter Stadtpfarrer Friedrich Müller bei dem Vereins-Gastmahl sprechen: „Es ist für uns geradezu Lebensbedürfnis, unsere Mutter, Deutschland, die und da zu besuchen. In neuer Jugendfrische ist sie aufzuerstehen und hat ihren Namen unter die Ersten des Erbkreises gestellt. Jetzt versucht sie die Aukunft zu vernichten, die im neuen Reiche dem Lichte wehren will. Doch läßt sich die schwarze Brut nicht zur Ordnung weissen, so wird unsere Mutter sie aus dem Neste werfen — und jeder muß an diesem Aukunftskampfe geistigen Theil nehmen — mag er auch kein Deutscher sein, wenn er Theil nimmt am Kampfe für Licht und Wahrheit.“ — Kann es bei solchen geläuterten religiösen Anschauungen Wunder nehmen, wenn die siebenbürgisch-sächsischen Lehrerwelt auch freien geistigen Anschauungen buldigt? Auf ihrer in Kronstadt abgehaltenen Versammlung befand sich mit nachfolgenden, nach gründlichen Verhandlungen einstimmig angenommenen Beschlüssen, über den Religions-Unterricht in der Volksschule eine pädagogische Anschauungsweise, die am Ende nur dem Geiste Siebenbürgens entspricht, in welchem in religiöser Beziehung Jahrhunderte hindurch Katholiken, Protestanten und Unitarier friedlich neben einander verkehrten. Die erwähnten Sätze aber lauten:

- a) die Geschichte des sächsischen Volkes als Entwicklungs-Geschichte des Reiches Gottes, wie sie häufig noch aufgeführt wird, ist aus dem deutsch-christlichen Religions-Unterrichte der Volksschule auszuweisen, weil sie für die Förderung des religiös-christlichen Bewusstseins in der Volksschule nicht mehr noch minder Werth, als die Geschichte jedes andern Volkes, sondern hauptsächlich ein gelehrtes Interesse hat;
- b) aus den Geschichten des alten Testaments, die zur Übernahme in der Volksschule sich eignen, ist alles auszuweisen, was dem sittlichen Bewusstseins der Gegenwart widerspricht und die kindliche Auffassungskraft übersteigt. Die Geschichten müssen in einer den Kindern verständlichen Sprache erzählt werden;
- c) außer den biblischen Erzählungen sind auch andere, dem gewöhnlichen Leben und der Geschichte entnommene Erzählungen im Religions-Unterrichte zu verwenden;
- d) mit der Menschheit Jesu ist voller Ernst zu machen;
- e) an die Stelle der Wunder-Theorie tritt die Lehre von der strengen Gesetzmäßigkeit des Weltverlaufs;
- f) in Übereinstimmung mit den, in den Theilen 4 und 5 entwickelten Ansichten haben aus dem Religions-Unterrichte folgende 8 Glaubenssätze zu entspringen: 1. von der Gottheit Christi; 2. von der jungfräulichen Empfängnis; 3. von der Hohenfahrt Christi; 4. von der leiblichen Auferstehung Christi; 5. von der leiblichen Himmelfahrt Christi; 6. von der leiblichen Wiederkunft Christi; 7. von der Erbünde; 8. von der Auferstehung des Fleisches;

g. da durch die im Vorigen beantragten Änderungen im Religions-Unterrichte eine Schwächung des religiösen Gefühls durchaus nicht beabsichtigt wird, so ist dabei streng zu verthäten, daß das Ansehen der Religion überhaupt oder das Ansehen des Stifters derselben verletzt werde. Die veralteten Dogmen sind also einfach zu übergehen und alles Polemischen gegen dieselben zu vermeiden. Dagegen ist der auch vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft als wahr und stiftlich erhebend anerkannte Theil des bisherigen religiösen Unterrichtsstoffes desto sorgfamer für die religiöse Bildung der Schüler zu verwerthen;

b) daß die und da trotz den Forderungen der Pädagogik noch vorkommende Anwenblichern des ganzen Katholizismus hat zu entfallen;

i) es ist darnach zu streben, solche Lehrbücher für den Religions-Unterricht in der Volksschule aufzufinden oder zu schaffen, welche den oben ausgesprochenen Grundsätzen entsprechen.

Der die trefflichen Schulbücher des evangelischen Pfarrers in Heidelberg, Franz Oberl, des ausgezeichneten Schölers des von magisterlichen Kugeln niedergedrückten Jüngers Petrus, Stephan Ludwig Reich, Pfarrers von Weichen, kennt, wird wissen, wie vorstehende Sätze im vornherein schon unter den Lebendbürger Sachsen praktische Geltung erlangt haben. Freilich sagt das Lebendbürgisch-deutsche Tageblatt mit Recht, daß Menckelmeier vergehen könnte, ehe sich vollständig die Früchte überblenden lassen werden. Denn nicht im Sturm, sondern nach Lebendbürger Sachsen Art, in aller Ruhe und Umsicht, wird die Lehrerwelt ihrer genommenen Überzeugung und Einsicht in der Volksschule Bahn brechen und die Jugend demgemäß unterrichten.

Zum Schluß anderer Artikel wollen wir noch in Bezug auf die Wirksamkeit der Turn-, Schützen- und Gesang-Vereine bemerken, daß deren Vertreter auf den großen deutschen Vereinstagen stets gegenwärtig waren und noch jüngst, auf dem deutschen Sängertage in München, ein lebendbürgisch-sächsischer Sängerkreis die Liebe betonte, welche seine Heimat mit dem deutschen Mutterlande verbindet. A. Badewitz.

Belgien.

Der Krieg von 1866, ein Werk Bismarcks.

(Nach der Revue de Belgique.)

Daß der Krieg von 1866, ein Werk, eine Veranstaltung Bismarcks, durch ihn mit bewußter Absicht herbeigeführt worden, gilt außerordentlichen Politikern schon längst als ein unumstößliches Dogma, und der Fürst-Reichsfürstler kann sich, außer Meinung nach, diese Ansicht immerhin gefallen lassen. Er wußte eben damals allein genau, was er wollte, und scheute bei der Durchführung dessen, was er für nöthig erkannt, selbst nicht die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstoßes. Kaiser Napoleon wünschte den Krieg; er hoffte, der Streit zwischen Preußen und Österreich würde Deutschland schwächen und ihm Gelegenheit geben, das alte Prestige der französischen Waffen zu erneuern, indem er im letzten Augenblicke als souveräner Schiedsrichter dazwischentrat. Der Chef des preussischen Ministeriums ging auf seine Ideen ein

und machte ihm scheinbar Proposkitionen, um sich seiner Neutralität für den Fall eines Krieges zu versichern; aber er hütete sich wohl, bestimmte Verpflichtungen einzugehen, welche Deutschland compromittiren konnten.

Bismarck hatte sich ein doppeltes Ziel gesteckt: einmal die Vergrößerung der Macht Preußens und Ausschließung Österreichs aus dem deutschen Bunde, sodann die innere Einigung Deutschlands, welche diesem die erste Rolle im Staatenkonjert Europas sichern mußte. Er wollte für Deutschland das verwirklichen, was Friedrich der Große vom französischen Könige gesagt hatte, daß ohne seine Einwilligung kein Kronenstich in Europa fallen dürfe; oder mit anderen Worten: er verbotirte dem Deutschland und dem Preußen Friedrich denjenigen Rang in Europa, auf welchen es durch seine Vergangenheit ein Recht hatte.

In Frankreich war die öffentliche Meinung gegen den Krieg: die Geschäftsleute, Bankiers, Handwerker und Spekulanen fürchteten ihn und wünschten für Frankreich die Neutralität. Das wußte Bismarck sehr gut. Österreich aber war offenbar schlecht beraten; es mißachtete die friedlichen Bestrebungen der Kabinette von London und Petersburg zu seinem eigenen Schaden und rüstete in einer Weise, welche das Mißtrauen des preussischen Hofes rechtfertigte; es schmeichelte sich, zugleich seine Suprematie in Deutschland und seine Befestigungen in Italien behaupten zu können. Das war sein Verhängnis und das wußte Bismarck für seinen Zweck zu benutzen. Die nächste Folge war das Bündnis zwischen Preußen und Italien vom 8. April 1866. Italien handelte in vollkommenster Übereinstimmung mit Frankreich, obwohl auch dort schon die öffentliche Meinung dem französischen Einfluß abgeneigt war: es rüstete gegen Österreich zu Wasser und zu Lande.

Bismarck selbst hatte die schwierigste Stellung: eine Heilspartei war gegen ihn und das Land mißtraute ihm, weil er ohne Zustimmung der Kammern handelte. Die religiöse Frage spielte bereits eine Rolle: die Ultramontanen rechneten stark auf das Haus Österreich, indem alle Protestanten und liberalen Katholiken dem Vorgehen Preußens günstig waren. Napoleon instruirte die italienische Politik; man stellte dieserseits bereits bestimmte Fragen an Preußen: was wird Preußen thun, wenn Italien Österreich angreift? was wird Preußen thun, wenn Österreich der Angreifer ist? und Bismarck antwortete dem Vertrage gemäß, daß im letzteren Falle Preußen auf Seite Italiens stehen würde.

Es ist möglich, daß der preussische Premier Italien zu einer Kriegserklärung reizen wollte, die er selbst nicht wagen konnte, weil ihm die Meinung seines Conventes unangenehm war: aus dieser Antwort geht es positiv nicht hervor. Aber die Beziehungen zwischen Preußen und Italien waren bereits zu intime geworden; Österreich mußte sie fürchten. Es bot Frankreich die Kinetzung Venetiens an, wenn es ihm verstatet würde, sich auf Kosten Preußens durch die Provinz Schlesien schadlos zu halten. Napoleon besah sich damals eigentlich im Zenith seines politischen Einflusses. Italien schien ihm bereitwillig zu gehorchen, England war mit ihm im Bündnis, Rußland fürchtete ihn und Preußen und Österreich suchten sich mit gleichem Eifer seiner Neutralität zu versichern. Dennoch wurde er überlistet, und zwar wie schnell! Erst war er, so zu sagen, „der Verbindungsstich“ (trait d'union) zwischen Italien und Preußen gewesen: jetzt suchte er das italienische Kabinett zu verführen, sich den eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen und das Geschenk Venetiens aus seiner Hand anzunehmen. Aber Frankreichs Großmuth war in Italien sehr unpopulär, und die italienischen Diplomaten, Camaroten an der Spitze, fürchteten nichts mehr, als sich unter

französischem Einfluß je mehr und mehr zu diskreditiren; eine neue Wohlthat Frankreichs schien sehr unannehmbar. Darauf hatte Bismarck gerechnet; Italien blieb in jenseitiger Weise bei seinem Bündniß, und der König von Preußen begann nunmehr eine moralische Verpflichtung gegen dieses Land zu fühlen.

Wohin nun Bismarck alles gelangen, aber jetzt wurde die Situation schwieriger: die Haltung Frankreichs wurde zweifelhaft. Von Frankreich aus ging die Idee eines allgemeinen europäischen Friedenskongresses, unterstützt vom England und Rußland. Napoleon bestrebt sich durch seinen Einfluß im mittleren Europa zu einem herrschenden zu machen; Bismarck sah ein, daß dabei für Preußen nichts zu gewinnen sei, und daß der Kongreß vorläufig hintertrieben werden müsse. Er mußte der Politik des Kaisers eine andere Richtung geben, wenn er sich die Hand frei halten wollte, und er kannte die schwache Seite seines Gegners. Es mag wohl sein, daß er sich in dieser kritischen Zeit den Antheil gab, als habe er nicht gar so viel gegen die Abtretung des linken Rheinufer und eine Vergrößerung Frankreichs auf Kosten Belgien einzunehmen; aber es war nur ein Aufsehen, eine Meinung, die geknirscht war auf gewisse Gefühle und ein Mißverstand, das der erste Minister Preußens im geeigneten Moment zu gebrauchen für gut befunden. Er wußte recht wohl, wie unpopulär er Frankreich machte, wenn es darauf einging, nicht nur in dem übrigen Europa, sondern speziell auch in Deutschland, wo ihm vor allem dann liegen mußte, die nationale Partei auf seine Seite zu bringen. Napoleon ging nur zu bereitwillig in die Falle; er war mehr Idealist als Bismarck, und das zu seinem Schaden; ihm lag vor allem daran, seine Popularität in Frankreich, die er durch die mexikanische Intervention zum Theil verloren hatte, durch einen geschickten Schwachs wieder herzustellen. Daher die neuen Kombinationen, denen er sich jetzt hingab und die er, einer Depeche des Herrn von Riga zufolge, als seine Ideen hinstellte: Abtretung Venetiens an Italien, Schließen an Österreich, Schadloshaltung Preußens auf Kosten einiger deutschen Bezirge — und Fürstenthümer und Gründung eines neuen deutschen Rheinbundes unter dem Protektorat Frankreichs. Das war allerdings nichts anderes als Gründung der Alleinherrschaft Frankreichs in Mitteleuropa, wie sie zur Zeit des ersten Kaiserreichs bestanden hatte.

Die Präntationen Napoleons kamen Bismarck zu statten. Jetzt mußte, wenn es darauf ankam, die nationale Partei in Deutschland auf seiner Seite sein, und dies war immer eine seiner Haupt Sorgen. Die Armeen der kleinen Bundespotentaten, die bereit zu rufen angingen, machten ihm wenig Kummer. „Die erste gegen Österreich gemachte Schlacht“, äußerte er wohl, „macht, daß ihnen die Waffen aus den Händen fallen.“ Jetzt zeigte er sich den Unterhändlern gegenüber schon viel schwieriger: freilich läge ihm vor allem daran, das übergewichtige Preußen in einem Theile Deutschlands festzuhalten; aber wie könne sich Preußen und sein König dazu entschließen, um diesen Preis weite Provinzen mit deutschen Bewohnern an Frankreich abzutreten? vielleicht könnte Napoleon anderwärts eine Gelegenheit, sich zu entschädigen. Es ist möglich, daß Bismarck damit auf Belgien und Luxemburg hindeuten wollte; eine solche Hindeutung aber war jedenfalls nur wieder ein politischer Schachzug, eher geeignet, den Gegenpart in Verlegenheiten zu verwickeln als ihm wirkliche Vortheile zu bieten. Man frag ihn an, wie es scheint, sich mit Kaiser Napoleon persönlich zu verständigen: in Deutschland leide er die Politik und habe der König nur zu entscheiden; in Frankreich sei der Kaiser alles in allem und es läge einzig nur auf seine Willensmeinung an. Bismarck wußte auch hier seine Reserve

zu bewahren: nach einem großen Verlust, in einem besonders kritischen Augenblick sei es wohl möglich, auf solche Proposiciones einzugehen und Frankreich Konzessionen zu machen, um sich seine Intervention zu Gunsten Preußens zu verschaffen. Vorläufig sei es für Preußen nicht rüthlich, weiter zu gehen.

Man sieht, Bismarck beherrschte die Situation, anstatt sich von ihr beherrschen zu lassen. Der Kaiser Napoleon war an sich selbst und an seinem Vande irre geworden. Bismarck berechnete sich, in Garçon Fußstapfen zu treten. Dieser hatte Frankreichs Politik geschickt zu benutzen verstanden, um Italiens Einfluß und die Herrschaft des Hauses Piemont zu begründen; sollte es Bismarck nicht gelingen, in ähnlicher Weise aus dem kleinen Preußen ein großes Deutschland zu machen? Napoleon, der gewetzte Politiker, war alt geworden, er war von der jüngeren Generation überhört. Das zeigte sein jetziges Verhalten. Es war vor seiner Zeit nicht mehr die Rede von der Abtretung Schlesiens an Österreich und einem neuen Rheinbunde, obwohl die vielberufene Abtretung noch immer einen Gegenstand der Schwatze für die, durch Geschichtsdreiber, wie z. B. Thiers, entkamme: Exdraministen-Partei bildete: er dachte nur noch an Belgien, das die Italiener aus seiner Hand geschickt nehmen sollten, und an die Herbeiführung des moralischen Übergewichts Frankreichs in mittleren Europa. Was ihm auch Bismarck stillschweigend für Forderungen gemacht haben mochte, dieser Staatsmann kannte zu gut die thatsächlichen Hindernisse, die sich einer Verwirklichung derselben entgegenstellten haben würden, um nicht dershändigen Bemühungen des Gegners mit Ruhe entgegenzusehen.

Die österreichische Diplomatie spielte in diesem Ringkampf der Geister keine Rolle mehr; der nächste Schritt, den sie that, war noch dazu ein faux pas. Graf Mensdorff erklärte in einem Briefe an den Fürsten von Metternich, Österreich könne mit dann an einem allgemeinen Friedenskongreß sich betheiligen, wenn der gegenwärtige Beistand allerseits garantiert mit die Interessen des Papstthums in der italienischen Frage gewahrt würden. Damit war das beabsichtigte Geschenk Venetiens zurückgegeben und ein neuer Faktor in die Debatte gebracht, der allen Parteien gleich unannehmbar war. England und Rußland schloßen sich durch dieser Präntationen verlegt; sie wollten den Frieden, aber sie sahen ein, daß derselbe nur auf Grund einer neuen Agnition der Besitzverhältnisse erhalten werden könne. Österreichs Vorhaben bedeutete nichts anderes als Vereitelung des Friedenskongresses. Es beleidigte Napoleon, der sich für die Ordnung der italienischen Verhältnisse interessierte, und es ist wohl glaublich, daß er auf Österreich erwidert war. Es ist möglich, daß unter dem Einfluß dieser neuen Wendung die Verhandlungen wegen einer eventuellen Gebietsabtretung mit Bismarck wieder angeknüpft worden; der italienische Bevollmächtigte, General Corone, spielte wie auch früher schon, den Unterhändler. Frankreich hätte um einen solchen Preis Preußen seine Unterstützung zugesagt, aber sie wurde verschmäht. Bismarck meinte, sich mit dem italienischen Bündniß und den erdrossenden Erwartungen der nationalen Partei in Deutschland begnügen zu müssen, welche letztere sich durch Österreich selbst ins preußische Lager zu treiben sah.

Denn dieses zeigte durch seine Berufung an den höchst unpopulären Bundesrat zu deutlich, daß es nur dynastische Interessen vertrat. Damit war der Krieg so gut wie erklärt, denn auch König Wilhelm gehörte jetzt keinen Augenblick mehr, da er durch diesen Affront Preußens Ehre gefährdet sah. Alle guten Patrioten standen jetzt auf Bismarcks Seite, denn sie fürchteten nichts mehr als eine Ueberkehr des Tages von Dänisch. War-

leen konnte gegen Preußen nichts unternehmen, so lange dieses im ersten Bündniß mit Italien, seinem Schutzvater, stand, und dieses Bündniß hatte Österreichs rückhaltloses Auftreten zu einem fast noch innigeren gemacht. Bismarck's Politik war in Italien viel populärer als Camarmora's; alle nationalen Elemente fanden hier auf seiner Seite, noch mehr als in Deutschland selbst, wo er mit Kammermajoritäten zu kämpfen hatte.

Freilich war die Rolle, die Italien in dem nun folgenden gemeinschaftlichen Waffentanz spielte, eine ziemlich traurige, und dies durch die Schuld seines politischen und militärischen Chefs, des Generals Camarmora, der sich mit der ihm eigenen Kurzsichtigkeit durch seine Veröffentlichungen nur selbst an den Pranger gestellt hat. Gleichzeitig mit der Kriegserklärung an Österreich überreichte der preussische Gesandtschaftsträger am italienischen Hofe, Graf Ukekom, zu Genua einen im preussischen Ministerium und im Generalstabe sorgfältig ausgearbeiteten, umfassenden Feldzugsplan, in welchem der italienischen Armee eine hervorragende und ehrenvolle Rolle zuertheilt war. Daß es dieselbe nicht durchführte, verdankt es der Empfindlichkeit des Generals Camarmora, der darin den fränkischen Versuch erblickte, seiner Kriegsführung Vorschriften zu machen. Dieser Plan ist ein Meisterstück politisch-strategischer Kombination, wie es nur dem vereinten Genie eines Bismarck und Moltke entworfen konnte, und zeigt, wie der preussische Premier, was er zu thun beschlossen hatte, auch ganz und vollständig thun wollte. Er konnte mit einem halben oder zweifelhaften Erfolge sich nicht zufriedeln stellen; sein Plan war auf den politischen und militärischen Ruin des Gegners gerichtet. Konnte man ihm das zum Vorwurf machen? Es war einfacher Kriegsgelände. Man weiß, welchen enormen Eindruck das rasche Gelingen von 1866 überall gemacht hat, und doch war kaum die Hälfte des eigentlichen Planes zur Ausführung gekommen. Wie wäre es erst gewesen, wenn der italienische Verbündete sich willfähriger erwiesen und auf die vorgeschlagenen Kombinationen eingegangen wäre!

Und was war es, das man Camarmora vorsetzte? Zunächst gab man ihm den guten Rath, nicht den Fieber bei den Hörnern, d. h. Österreich in seinem Bestimmungsbereich anzugreifen, an dem selbst die französische Regierende Armee 1859 gescheitert war. Man solle einige Korps, die sich aus Freiwilligen leicht bilden ließen, einen gewiegten Parteigänger, wie z. B. Garibaldi, an der Spitze, mit Hilfe der Flotte nach Dalmatien und Venedig hinüberwerfen, um die slavisch-romantischen Provinzen des Kaiserreichs zu infiltrieren und den Marsch des Hauptheeres gegen Wien zu flankieren. Auf ungarischem Boden sollte dann diese Bewegung mit einer von der schließlichen-mährischen Gränze ausgehenden, aus ähnlichen Elementen, namentlich ungarischen Emigranten bestehenden zusammenstreffen und dort die Fahne der Unabhängigkeit vom kaiserlichen Hause aufpflanzen. Eine solche Revolutionswunde würde rasch Boken und Verbreitung finden in diesem Lande und Österreich nicht nur nöthigen, seine Kräfte zu theilen und einen Theil derselben dem Aufruhr entgegenzuwerfen: sie würde auch Ansehens- und Abfall zu Wege bringen in der Armee selbst, indem sich die ungarischen Regimenter weigern würden, gegen ihre Brüder zu kämpfen und gegen diejenigen, welche als ihre Befreier erschienen. Wer den Thron der Hauptstadt sollten sich dann die Hauptheere der verbündeten Mächte die Hand reichen und diese entweder zu Fasse bringen, oder sofort einen Frieden erzwingen, wie er ihnen genehm wäre.

Man sieht, es war ein Riesensplan, angelegt auf die vollständige Vernichtung des Gegners. Und hatte Preußen nicht ein Recht zu solcher Kriegsführung, nachdem es seit 1848 von Öster-

reich gestiftetlich und schrittweise erniedrigt, in Dmäh, in Frankfurt, in Gastein gedemüthigt und verrathen worden war? Österreich entbot das Reich und den Bundestag zur Gefugung gegen Preußen, und dieses sollte nicht das Recht haben, eine Schilderhebung in Ungarn ins Leben zu rufen? Napoleon selbst hatte 1859 etwas Ähnliches beabsichtigt, als er vor Erröpfung des Krieges sich Refusit rufen ließ, um ihn in Betreff einer eventuellen gleichzeitigen Schilderhebung in Ungarn zu befragen. Und nach Magenta und Selsferino, als der Friede schon beinahe abgeschlossen war, äußerte er diesem alten Parteigänger gegenüber, Österreich sei nur deshalb zum Frieden geneigt, weil es einen Aufstand in Ungarn und die Revolte in seiner eigenen Armee befürchte; Österreich habe 1849 Ungarn allein nicht widerstehen können, es sei nur in Ungarn und durch Ungarn gänzlich zu Boden zu werfen.

Aber die Note des Grafen Ukekom verletzte die Eigenliebe des Generals Camarmora. Die hier gemachten Vorschläge hatten zwar, soweit Berechnung möglich, alle Chancen des Gelingens; sie scherten der italienischen Armee einen gleichen Antheil des Erfolges und der Ehre, wie der preussischen; aber General Camarmora verworf sie und that das Gegentheil, d. h. er griff das Bestimmungsbereich an und ließ sich hier schlagen. Das war mehr als Eigenfinn, das war unverantwortlich seinem eigenen Lande gegenüber; denn es verurtheilte Italien zu der Rolle eines unzuverlässigen Parteigängers und nöthigte es, den Preis des Kampfes, Venedig, als Geschenk anzunehmen, den es sich nach Bismarck's Pläne zugleich mit der Kühlung des gesammten Europas erkämpfen sollte. Wer meinte es nun wohl besser mit der Zukunft des Landes, der preussische Minister-Präsident oder der italienische Chef-General? Camarmora hat in seinen „Entwürfen“ sich selbst und seiner Politik das Urtheil gesprochen.

Und Napoleon? Bis dahin der Mittelpunkt der europäischen großen Politik, bis kurz vor dem Kriege geschäft und heftig von beiden streitenden Mächten, sah er plötzlich durch die anerkönten Erfolge Preußens den Krieg ohne sein Zutun entfallen. Er hatte gemeint, Preußen würde erst nach einem langen aufreibenden Kampfe in Deutschland die Oberhand behalten, und dann konnte er, wenn beide Mächte sich hinlänglich geschwächt hatten, als Schiedsrichter zwischen sie treten und als Preis seiner Vermittelung vielleicht Luxemburg, die bairische Pfalz, wenn nicht sogar Belgien und Theile der Schweiz in Anspruch nehmen. Jetzt war seine Vermittelung überflüssig, ja unmöglich geworden, denn Preußen stand mit einem Schlage als unangreifbare Macht da, die selbst ihre Bedingungen machte. Und auch in Italien war Napoleon aus seiner Position gedrängt. Die Schenkung Venedigs, das ihm Österreich angeboten hatte mit dem Recht der freies Verfügung, war nur eine Komödie und konnte ihn in diesem Lande wenig populär machen; denn jeder Verstandige sah ein, daß die Sieger von Sadowa die eigentlichen Oberen waren. Die italienisch-preussische Allianz knirschte sich trotz Camarmora immer fester und machte dem französischen Einfluß auf dieser Halbinsel zur Genugthuung aller wahren Patrioten ein Ende. Hätte damals ein Gavour an der Spitze der italienischen Geschäfte gestanden, man wäre vielleicht schon damals nach Rom marschirt. Napoleons Name oder verlor, seiner ganzen Stellung nach, fast mehr in seinem eigenen Lande als in dem übrigen Europa, und der Stein, den die Katastrophe in Mexiko ins Rollen gebracht hatte, erhielt durch Sadowa einen neuen, mächtigen Aufstoß. S. Schmolke.

Frankreich.

Friedenslügen und Völkertribunale.

In dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Resultate der im letzten Sommer zu Brüssel tagenden internationalen Konferenz der Öffentlichkeit übergeben sind, wo die Einwirkung der Männer der Wissenschaft, die sich vor Jahresfrist zu Gent zur Begründung eines Instituts für Völkerrecht versammelten, auf die öffentliche Meinung sich in den entscheidenden Körpern unseres Continents mehr und mehr bemerklich macht, erscheint es angezeigt, der Frage nach dem augenblicklichen Stande der auf diesen Versammlungen zur Sprache gekommenen Themat, eines internationalen Kriegsrechts, resp. eines Staaten-Schiedsgerichtshofes, etwas weiter nachzugehen. — Bekanntlich hat jede langanhaltende Kriegs-Eroche darauf hingewirkt, derartige Bestrebungen bei einzelnen philanthropisch angelegten und geistig bedeutenden Männern reifen zu lassen, wie denn der Einfluß Einzelner, besonders hervorragender Gelehrter, auf die Entwicklung der hier einschlagenden Fragen, auf die Änderung der Ansichten von Fürsten und Völkern ein ganz hervorragender zu nennen ist. Geschichtlich betrachtet ergibt sich dabei noch das eine ermutigende Moment, daß diese Bestrebungen je weiter zurück in der Vergangenheit, desto unbestimmter, umfassernder, sich immer mehr prägten, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, so daß von einer vielleicht nicht mehr fernem Zukunft, wenn auch nicht das Verschwinden des Krieges von Erden, so doch die Aufstellung fester, von reiner Humanität diktiert und allgemein anerkannter Regeln der Kriegsführung zu gewärtigen ist. Wer hat nicht von jenen ebenso anmuthebenden, wie wenig realisierbaren Projekten des französischen Königs Heinrich IV. — du bon roi Henry — gehört, der ganz Europa in eine Völker-Republik mit gemeinlichem Oberchiedsgericht verwandeln wollte, um so den Krieg aus der Welt zu schaffen. In seine Fußstapfen trat im Anfang des 18. Jahrhunderts ein anderer Franzose, Phantast von Hause aus, doch nicht ohne Geist und mit einem wahren Geistesreifer für seine Ideen eintretend, der Abbé de St. Pierre, der sein Leben lang dem Phantem des ewigen Friedens in einer von Krieg und Gewalt erfüllten Zeit nachjagte. In das Jahrhundert, das König Heinrich von St. Pierre trennt, fällt die Epoche des grauen, dreißigjährigen Krieges, und diese ist es, die mit ihren Schrecknissen und Trugsalen zum ersten Mal die Staatsmänner und Triften der Zeit zur praktischen Zuangriffnahme der Fragen nach der Milderung der Kriegsregeln und Aufstellung allgemein anerkannter Gesetze antrieb. Sie, und an ihrer Spitze der edle Niederländer Hugo Grotius, find die Begründer zunächst einer neuen Wissenschaft, des Völkerrechts, dessen Bestimmungen, dadurch, daß sie in der Folge die Anerkennung der Hauptmächte Europas fanden, sich zu einer in das moderne Völkerleben aufgenommen allgemeingültigen Institution erhoben. Lange Zeit hindurch blieb das neu gebildete Recht in dem Stadium der Entwicklung, zu dem es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geliehen war, nur erhielt es in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einige Verbesserungen und Zusätze, die sich in erster Reihe auf das Seekriegsrecht, vornehmlich auf das Verhalten den Schiffen neutraler Mächte gegenüber bezog. Erst der fünfundsiebenzigjährige Völkerkrieg vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Wiener Frieden brachte die hier angeregten Fragen von Neuem in Fluß, indem er die Völkern erkennen ließ, die auf diesem Gebiet noch auszufüllen waren und die Gemüther edelstehender Männer mit dem Bestreben erfüllte,

die Wiederkehr einer ähnlichen Periode unter den zivilisierten Nationen der modernen Welt zur Unmöglichkeit zu machen. Man mochte sich nicht mehr mit einer Revision des bestehenden, led in den Stürmen der Kriegsepoche wenig beachteten Völker- und Kriegsrechts begnügen, sondern kam noch einmal auf jene ursprünglichen Pläne des allgemeinen, ewigen Völkerfriedens zurück, wie sie von St. Pierre entworfen, von unserm Kant philosophisch streng und konsequent formuliert worden waren. Das Amerika ausgetrieben, machten die Ideen der „Friedensfreunde“ bald den Rungang um die Welt; in England scharte sich eine Reihe begeisterter Anhänger um ihr Panier, die warmblütigen Franzosen ergriffen die Sache mit Eifer; bald zählte der Bund der Freunde des Friedens zahlreiche Glieder unter den Politikern und Gelehrten Italiens, der Schweiz, der Niederlande und Deutschlands. Einen ersten praktischen Erfolg von Belang hatten die Männer, die in England an der Spitze dieser Bewegung standen, im Jahre 1866 bei Gelegenheit des Pariser Kongresses zu verzeichnen, indem bei Glarendon, der Vertreter Englands daselbst, auf ihre Einladung hin die Aufnahme einer Klausel in das Friedensinstrument bewirkte, wonach jeder ferner in dieser Frage zwischen der Fiere und einer der andern vertragsschließenden Mächte sich erhebbende Zwist durch ein Schiedsgericht friedlich beigelegt werden sollte. Seit jener Zeit hat sich das Prinzip schiedsrichterlicher Entscheidung von internationalen Differenzen in einer Anzahl von Fällen zu zu bewähren Gelegenheit gehabt und mit Recht haben sich die Bemühungen der Friedensfreunde zunächst auf die Verallgemeinerung dieses Auswegungsmittels sowie auf die Herstellung einer den Anforderungen der Menschlichkeit möglichst Rechnung tragenden internationalen Kriegsgerichts beschränkt. Doch nicht alle Anhänger dieser Ideen wollen sich mit der Errichtung dieses Ziels für die Gegenwart begnügen. Wenn dies bei Engländern und Amerikanern der Fall ist, deren Länder infolge des Schiedsgerichts manches besten Differenzpunktes ledig geworden sind, so erscheint dies leicht erklärlich; etwas befremdlicher berührt es aber, wenn sich auch die Stimme einzelner Mitglieder der noch immer angriffslustigen Nationen Europas, der Franzosen, jetzt, nach der Katastrophe von 1870, plötzlich für allgemeine Entwaffnung, ewigen Völkerfrieden, ein internationales Schiedsgericht erhebt. Einer der Vertreter und Vorkämpfer dieser Ideen in Frankreich ist Herr Le Verguer, der in einem ausführlichen Artikel der Revue des deux Mondes sein Programm darüber entwickelt. Auch er knüpft an den Zusammentritt der Brüsseler Konferenz an, um, im Hinblick gegen die von General Wolke letzten Winter in Deutschen Reichstage bei Gelegenheit der Militär-Debatte geäußerten Ansichten, für die Möglichkeit und die erfolgreiche Wirksamkeit eines internationalen Bundesgerichts, die Verallgemeinerung der schiedsrichterlichen Entscheidungen zu plakieren. General Wolke hatte in seiner Rede behauptet, daß die Aussprüche eines Schiedsgerichts machtlos bleiben würden, so lange ihm nicht genügende Mittel zu ihrer Durchführung zu Gebote gestellt wären, um damit auch fernerrhin für das Deutsche Reich die Notwendigkeit der Erhaltung eines hohen Friedenspräsenzstandes des Heeres zu begründen. Le Verguer geht über diesen Einwand hinweg, indem er nur auf die Reibe von Schiedsgerichten verweist, denen sich die betreffenden Mächte ruhig gefügt hätten, auf die Nützlichkeit eines widersprüchlichen Staats durch die Waffen aller übrigen Bundesmächte nach der von Bentham empfohlenen Methode bedeutet und sich so mit der Forderung schmückt, daß die Brüsseler Konferenz diese Pläne, wenn auch nicht in ihrer ganzen Weite durchführe, so doch ihrer Verwirklichung bedeutend nähern werde. Er beruft sich endlich auf die heute allgemein anerkannten Regeln

des modernen Kriegrechts, die jede unnütze Schädigung von Leben und Eigentum als unstatthaft bezeichnen, auf die Aufträge der Zivilgerichte, die Kontrakte, geschlossen auf Grund solcher Eingriffe, für ungültig erklären, um stets mit Seitenhieben auf die preussische Kriegsführung im letzten Kriege, zu dem Resultat zu gelangen, daß im Verhältnis der Staaten wie der Individuen zu einander das Recht die einzige Grundlage sein und bleiben müsse. Rief man die Erörterungen dieses Philanthropen, so sollte man wissen, daß Daudet nicht so war, daß im Jahre 1870 Frankreich muthwillig zum Kriege reizte, daß letzteres stets geneigt und bereit gewesen sei, alle seine Forderungen und Beschwerden auf friedlicherem Wege auszugleichen, daß endlich die Stellung der einzelnen Staaten zu einander in diesem Augenblick eine durchaus normale und derart sei, um jeden heftigen Zusammenstoß vermeitlich zu machen. Es dürfte ihm indeß nicht unbekant sein, daß die Interessen eines jeden Staats von denen seiner Nachbarn nach mancher Richtung hin abweichen, daß jedes Volk sich als ein Individuum mit bestimmt ausgeprägtem Charakter entwickelt, der mit der verschiedenen Natur der Nachbarn notwendig in mancherlei Konflikt geräth, daß jenes Völkertribunal, so schön es sich in der Theorie ausnimmt, sich als unzulänglich erweisen würde, sobald man heutigen Tages an seine Verwirklichung dachte. Weht man den Ursachen der Kriege in den letzten zwanzig Jahren nach — was findet man? Bald den Wunsch nach Befreiung von erdrückender Bevormundung, bald die durch Veränderung der Machtverhältnisse erzeugte Eifersucht, bald endlich eine angeborene Selbstsucht und Selbstüberschätzung, wie im letzten deutsch-französischen Kriege auf Seiten Frankreichs, Ursachen, die die Staaten gewaltsam gegeneinander treiben. So lange Gründe der Art vorhanden sind — und nach der Unvollkommenheit der Menschen und aller ihrer Einrichtungen ist anzunehmen, daß dieselben sobald noch nicht beseitigt sein werden — hat man Forderungen, wie die *De Verguier*, in die Reihe der fremden Wünsche zu verweisen. Betrachten wir den wirklichen Verlauf der Konferenzen, so finden wir, daß dort gewiegte Diplomaten und Offiziere sich darauf beschränken, feste Regeln für die Anwendung gewisser Grundsätze, für das Verhalten gegenüber den Nichtkombattanten, dem Privateigentum in Feindesland, den Schiffen neutraler Mächte und Ähnliches aufzustellen, alle Fragen sekundärer Bedeutung, für die es schließlich doch noch sehr schwer war, die nötige Stimmenmehrheit zu erzielen. Wünsche dagegen in der allgemeinen Form, wie hier von *De Verguier* aufgestellt, werden die Sache, für die sie eintreten, nur wenig fördern. Wenn dies am Herzen liegt, der hat, unleres Erwachtens, seine Anstrengungen auf zwei Dinge zu richten: die immer festere Bestätigung eines internationalen Kriegrechts und die Verbreitung des Prinzips, daß benachbarte oder rivalisirende Staaten die Elemente der Reibung zwischen ihnen dadurch mindern, daß sie in klaren Verträgen für den Eintritt gewisser Eventualitäten auf den Schiedsspruch einer vorher genannten oder frei zu bestimmenden Staatenkommission kompromittiren.

Der neueste Roman Daudets.)

Nach einer thätigen Jugend, in der sich Daudet vielfach im Roman und im Theaterstück (unter Andern mit *M. Belot*!) als Mitarbeiter versucht hatte, ohne besondere Erfolge zu

erringen, schien sich sein Talent in *Le petit Chose* (1868) und *Lettres de mon moulin* (1870) deutlich zu differenziren und Frankreich ein hervorragender Schriftsteller gegeben zu sein, der in seinen zarten Familiengemälden Werte schuf, die eine Mutter ihrer Tochter zur Lesart geben möchte. Der neue Roman ist jedoch bei allem Aufsehen, welches er als „Ereigniß“ macht, diesen Entwicklungsgänge völlig fremd: er erscheint wie die Verirrung des Idealisten in den Schauer-Realismus. Die Vorgänge des Stills findens sich aus dem neuen Werte; auch von ihm dürfte der erste *Vapereau* wie von jenen beiden Romanen, die Daudets Ruf zuerst begründeten, als von einem roman vraiment littéraire, où les préoccupations de style tiennent un des premiers rangs sprechen. Der Stil ist sogar oft von einer mikroscopischen Klarheit; die Schilderungen verjüngen sich zu wahrhafter Miniaturmalerei; aber auch an wahrhaft wohlthuenden Stellen fehlt es nicht, wo der Dichter durch die einfachsten Hülfsmittel seines Talents gerade mächtig wirkt. Doch all das erscheint nebensächlich, wenn man einen Blick auf die Fabel des Romans werfen, einen Gebrauch und zwar einen der widerwärtigsten Art. Eine Frau verläßt den besten Mann unter der doppelten Mißthat seines Bruders und seines Onkels. Der Auktische ahnt nichts; er ist wie mit Blindheit geschlagen, und es gilt schließlich für ausgemacht, daß das schimpfliche Treiben seine Billigung findet. Mit Abscheu wendet sich nach und nach Alles von ihm, selbst sein alter Koffer kann es bei ihm nicht länger aushalten und schreit ihm gelegentlich des Bruchs die tödtliche Beleidigung ins Gesicht. Der Armer jagt das ehebrecherische Weib erdarmungslas aus dem Hause. Sie rächt sich, indem sie ihm wenige Tage darauf unwiderräthliche Beweise der Mitschuld seines Bruders vorlegt: der alte Koffer hatte zunächst nur von seinem Geschicksmittler gehört. Der arme Keel stürzt zum Hause hinaus und wird Tags darauf in einer Schlucht vor den Thoren von Paris erhängt gefunden. — So roh diese Sätze auch ist, gibt sie doch die Schenlichkeit der Vorgänge nicht im Entferntesten annähernd wieder. Daudet ist der sonderbaren Verachtung so mancher geistreicher Franzosen erlegen. Ganz wider sein Naturel — oder das, was man dafür wohl annehmen dürfte — hat er, um Eindruck zu machen, sich der gewaltsamsten Mittel bedient, indem er Gewaltthätigkeit für Kraft hielt. Und so ist die französische Romanliteratur um eines jener „Folienentragegüll“ reicher, das sich auf der reichbestellten Ledertafel wärtig neben die *Femme du feu*, *Mademoiselle Giraud* und ähnliche andere Schüssel stellen kann.

Beitfel.

In die n.

Bericht über indische und englische Verhältnisse.

Vom Abgeordneten Dr. Eberig.

IV

Die Wälder.

Nach der Darstellung der indischen Forstverwaltung ist im englischen Blaubuch durch eine kolorirte Karte illustriert, deren Farben die verschiedenen Holzarten des Bestandes kenntlich machen und die nicht unter unmittelbarer Verwaltung des Staates stehenden Forstreviere, von den unter dessen Verwaltung stehenden unterscheiden. Die Zahl der vom Staate verwalteten Forsten ist verhältnißmäßig gering; denn eine Forstverwaltung besteht in Indien überhaupt erst seit

*) Alphonse Daudet, Fromont jeune et Risler aîné, roman, Paris, Charpentier, 1874.

etwa 15 Jahren. Gegenwärtig sieht man deren Bedeutung ein; man erkennt nicht wie die Erhaltung der Forsten allein die Bewässerung des Landes ermöglicht. Wo die Berge entblößt sind, stürzt der Regen in Strömen nieder, bringt Hochwasser in den Kanälen hervor und verwüßt das Land. Wo die Wälder erhalten sind, können wirtschaftliche Teiche und Seen mit Wasser versorgt und die Regelmäßigkeit der großen Überflutungsanlagen gesichert werden. Aber freilich ist das zunächst zu erreichende Ziel die Befestigung enormer Wälder von Bau- und Brennholz. Denn so wie die Lage der Gebauer sich bessert, wünschen sie ihre elenden Hütten mit besser gebauten Häusern und besseren Möbelen zu verkaufen. Es ist auch eine ungeheuerliche Nachfrage an Holz für Eisenbahnschwellen und zur Föderung für Dampfboote und Lokomotiven vorhanden. Der Handel aber verlangt zur Ausfuhr Teak, der 60—70 Fuß hoch, ohne Zweige wächst, deshalb vorzüglich zu Mastbäumen geeignet ist, Sandelholz, Katchu, Kauchschuk von dem *Ficus elastica* und Bambus, der ganze Wälder erfüllt.

Man hat eingesehen, wie nothwendig es ist, einen größeren Theil der Wäldungen in der Hand der Regierung zu lassen. Die dem Staate reservirten Wäldungen umfassen die jetzt nur 6,200,000 Acres, ein verhältnißmäßig geringer Raum verglichen mit den 6,000,000 Acres in Preußen, den 2,500,000 Acres in Frankreich und den 112,000 Acres Kronwäldungen in England. Die Brutto-Einnahme aus sämtlichen indischen Wäldungen betrug 1871—72 nur 501,924 Pfund Sterling, wovon an Ausgaben 354,506 Pfund Sterling abgehen.

Eine der größten Schwierigkeiten bei Erhaltung der Wälder entspringt aus der Aemte der Einwohner, das Schiffsmoor (*jungle*) zum Zwecke der Urbarmachung des Bodens und zur Hervorbringung jarter Grasflächen zum Viehhut in Braad zu faden. Ungeheure Feuer ergreifen dann die dünnen Zweige und richten große Verwüstungen an. Kommen dann die Pflanzen auf, so wird das gewonnene Stück Boden verlassen und ein anderes angezündet. Der dadurch entstehende Schaba ist unabsehbar; Tausende junger Phänzen werden zerstört, die Borke der Bäume platzt ab, der Wald ist dem Winde ausgesetzt und die Bäume werden hohl und zum Bauholz unbrauchbar. Eine andere Schwierigkeit der Forstverwaltung beruht in die vielen Gegenden überwuchernden Schmarotzerpflanzen, welche die Bäume mit einem Netz ihrer Krone umweben und ersticken.

Allen diesen Feinden sucht die Forstheggebung und -Verwaltung seit dem Jahre 1865 zu begegnen, und der Erfolg tritt bereits fast überall glänzend hervor. Breite Straßen durchziehen die Forsten und erleichtern den Transport des gesägten oder auf den Strömen niedergeschwemmten Holzes. Gegenwärtig hat man die ganze Forstverwaltung nach bairischem, preussischem, sächsischem Muster organisiert. Dr. Brandt, der Generalinspector der Forsten, hat eine Taischa-Waldsora ausgearbeitet und eine Übersicht der Forstverwaltung in Deutschland, England und Schottland, welche als Leitfaden für die Forstbeamten dient. Er hat auch eine Forstakademie eingerichtet, mit einem 3jährigen Studienplan für Forstlehrer im Alter von 17 bis 23 Jahre. Kenntniß der französischen und deutschen Sprache ist Vorbedingung der Aufnahme; in der Zeit von 1867—72 wurden 21 Jütlinge zu einer Studienreise, nach Frankreich 19 ausgesandt. 24 solcher Stipendiaten sind bereits angestellt und bilden den Centralstab einer reformatorischen Forstverwaltung in Indien.

Zur Bergbau.

Die mineralischen Schätze Indiens bestehen in Kohlenlagern, Salzgruben und Eisengruben; die letzten sind aber noch nicht

in größerem Maßstabe mit Erfolg bearbeitet worden. Indische Kohle hat nur $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ der Wirkung der englischen Kohle, für Schiffe ist sie nicht brauchbar; man schätzt die indischen Kohlenlager auf 14 Milliarden Tonn; sie werden in 44 Kohlenbergwerken bearbeitet.

Eisen hat man seit undenklichen Zeiten bearbeitet; selbst in den vorgeschichtlichen Grabbügeln findet man eiserne Waffen. Aber die Eisenprobirungen war stets einer der niedrigsten Rufen anvertraut, welche sich mit den einfachsten Hülfsmitteln befaß. Die Eisen waren von Lehm, geheizt worden sie mit Holzloble, der Blasebalg wurde mit Hand oder Fuß in Bewegung gesetzt. Man fand dann auch 8 bis 10 Stunden 10 bis 20 Pfund Eisen auf dem Boden des Ofens, welches dann durch ein nochmaliges Feuer oder durch Hämmern gereinigt wurde. Das Produkt war im Allgemeinen ausgefeilt; aber diese Produktionsweise hat wegen Mangels an Holzloble größtentheils aufgegeben werden müssen. Alle Versuche der Engländer, Eisen systematisch zu produziren, sind aber bis jetzt gescheitert. 1872 hat die Regierung wiederum einen Deutschen, Banermann, ausgesendet, um über Reformmaßregeln zu berichten.

Nirgend in der Welt giebt es Salzlager von solchem Umfange und solcher Reinheit wie in Indien. Kupfer, Blei und Zinn giebt es ebenfalls dort reichlich.

Eine treffliche geologische Skizze erläutert diesen Theil des Berichtes. Ein Dr. Oldham hat eine Fläche 4mal so groß als Großbritannien erforscht, und die Ergebnisse in seinen Memoiren, von welchen 1872 der neueste Band erschien, herausgegeben. Die dazu gehörige „Palaeontologia Indica“ enthält eine prachtvolle Reihe von Darstellungen der organischen Weltwirklichkeiten, welche man bei diesen Forschungen ausgegraben hat. Die Karte verweist auf die einzelnen Abhandlungen in den Memoiren.

Orient.

Eshmunagars Grabchrift.*)

Kaum zwanzig Jahre hat verfloßen, seit eine halbe Stunde von Saidra der Marmor-Entwurf des Königs Eshmunagar von Sibirien ausgegraben wurde, und bereits haben wir eine lange Reihe von Entzifferungsversuchen, eine reiche Literatur über dessen Inschrift. Köhler und Dietrich versuchten sich zuerst daran; ihnen folgten dann Abhandlungen von Salisbary, W. Turner, von dem unvergeßlichen Herzog von Luynes, welcher diesen denkwürdigen Fund für das Museum des Louvre erwarb, von Trecaux, Buzès, Zuck und Enattreire, endlich in Deutschland von Kern, Meier, Ewald, Mau, Brandt, Schottmann und Schröder. Und gegenwärtig veröffentlicht der Professor S. Kaempf, der diese Inschrift bereits beiläufig in seiner Entzifferung der Inschrift des Königs Phraëta beendigt hatte, eine neue umfassende Studie über diese interessante Urkunde, in welcher er der Forschung einen ganz neuen Bundesgenossen zuführt. Diesen und mit ihm die *conditio sine qua non* richtigen Würdigung des phönizischen Alterthums überhaupt, findet er in der Reihe der nachbiblischen, chaldäischen und hebräischen Literatur. Freilich, wie er selbst bemerkt, hängen die Trauben an diesem Gebiete

*) Phönizische Epigraphik. Die Grabchrift Eshmunagars, Königs der Sibirier. 8. Prag, G. Dominicus, 1874.

sehr hoch, „noch der Forscher, dem es um Förderung der Wissenschaft anständig zu thun ist, wird die Trauben darum nicht sauer nennen, noch weniger wird er die Reiter, die ihm zur Gelangung zu ihnen geboten wird, eigensinnig ablehnen.“

In Kaempfs Übersetzung lautet die Grabchrift des Abentischen Dynasten, wie folgt:

„Am Monat Bul, im vierzehnten Jahre der Regierung des Königs Schmunazar, Königs der Sidonier, Sohnes des Königs Tibnit, Königs der Sidonier, redete König Schmunazar, König der Sidonier, wie folgt: — Ich wurde hingerafft vor meiner Zeit, ein Sohn bezugter Tage, eine Stütze dem Wasserlauf, dem Sohne der Verlassenheit! Und so liege ich in diesem Lager und in diesem Grabe, an dem Orte, den ich gebant. Ein Elbist ergeht! Keine Regierung und keiner sonst sollen öffnen dieses Lagers! Auch sollen sie nicht suchen einen Inhaber von Kleinodien! Denn es ist dafelbst kein Inhaber von Kleinodien. Auch sollen sie nicht wegstragen diesen Sarg meines Lagers und mir nicht beigesellen in diesem Lager den Sarg eines zweiten Lagers! Auch wenn Leute sich überreden wollten — höre nicht auf ihre üble Nachrede! Denn jede Regierung und sonstige Leute, die da öffnen werden den Sarg dieses Lagers, oder wegstragen werden den Sarg dieses Lagers, oder mir (etwas) beigesellen werden in diesem Lager — denen soll nicht werden ein Lager bei den Schatten, und nicht sollen sie begraben werden in einem Grabe! und nicht soll ihnen bleiben Sohn und Samen an ihrer Statt. — Und preisgeben sollen sie die heiligen Mächte einem Regenten, der über sie herrsche, um zu vertilgen jene Regierung oder jenen Menschen, die öffnen werden den Sarg dieses Lagers, oder wegstragen werden diesen Sarg! — Und was den Samen jener Regierung oder jenes Menschen aus der Menge betrifft, so sollen sie nicht haben Auzel unten und Frucht oben und Ansehen im Leben unter der Sonne! — Denn ich, der hier Ruhebe, wurde weggerafft vor meiner Zeit, ein Sohn bezugter Tage, eine Stütze dem Wasserlauf, dem Sohne der Verlassenheit. Denn ich, Schmunazar, König der Sidonier, Sohn des Königs Tibnit, König der Sidonier, Sohnesohn des Königs Schmunazar, Königs der Sidonier, und meine Mutter Am-Katart, Priesterin der Kätarte, unsere Herrin, der (Himmels-) Königin, Tochter des Königs Schmunazar, Königs der Sidonier, (und es), die wir gebant haben die Häuser der Götter; das Haus der Kätarte in Sidon, dem Meer-Land, und haben hingesezt die Kätarte dafelbst (sie) vergerlichend. Und wir sind es, die wir gebant haben ein Haus dem Komo(zi) und das Heiligtum der Quelle, welches emporragt auf dem Berge, und haben ihn hingesezt (ihn) verherlichend. Und wir sind es, die wir gebant haben Häuser den Göttern der Sidonier in Sidon dem Meer-Land: ein Haus am Baal Sidon, und ein Haus der Kätarte, (welche ist) dem Himmel Baal. — Und möge und noch vertilgen der Herr der Könige Tor und Jope, die Getraide-Landschaften, die herrlichen, welche sind im Gefilde Saron, gemäß der großen Thaten, die ich ausgeführt, und sie hinzufügen der Größe des Landes, um sie zu sichern den Sidoniern für immer! — Ein Elbist ergeht! Keine Regierung und sonst kein Mensch sollen öffnen meinen Sarg! und nicht sollen sie forttrüben meinen Sarg! und nicht sollen sie mir beigesellen in diesem Lager! und nicht sollen sie wegstragen mein Lager! auf daß sie nicht preisgeben die genannten heiligen Mächte und vertilgen jene Regierung, oder jene Menschen aus der Menge und ihren Samen für immer! —“

Der philosophischen Begründung dieser Übersetzung, welche von ganz selbständigen Prinzipien ausgehend oft Veranlassung

hat, von den bereits gelieferten abzuweichen, näher nachzugehen, scheint uns hier nicht am Orte. Der erklärende Ansatze dieser Inschrift hat Professor Kaempfer zwei kürzere Fassungen vorangeschickt, einen „über das Verhältnis des Phönizischen zum Hebräischen und des Letztern zum Arabischen“ und einen andern über „Kenasa“. In der ersten kommt er zu dem Resultate, das Phönizische mache, so weit es jetzt vorliege, den Eindruck eines erborgten Gewandes auf fremdem Leibe, die Phönizier seien darum aus einer nicht semitischen, aber an arabisches Element gränzenden Gegend nach Phönizien übergesiedelt. Er findet ferner, daß der Gesichtsausdruck des Königs Schmunazar, so wie er im Bilde sich biete, ein entschieden hamitisches Gepräge zur Schau trage, ein Umstand, der bei der genealogischen Frage schwer ins Gewicht falle. Wenn Professor Kaempfer endlich anführt, daß kua als Verbum des Seins im Phönizischen, verschiednen vom Hebräischen, ebenso verwandt wird wie das gleichbedeutende kua im Arabischen, so liege sich in den Arabischen Inschriften ein Mittelglied und damit vielleicht die Gegend finden, in der sich die Semitisation der Phönizier vollzogen haben könnte. In diesen wird nämlich eine Gegend kua erwähnt, von der es wahrscheinlich ist, daß damit das „Siedende“ Prinzip, das Wesen als Allgemeingott bezeichnet werde. Allein Referent möchte in der endgültigen Entscheidung solcher Fragen lieber zur Fahne des Skeptizismus schwören. Wir brauchen die Definition der Semiten durchaus nicht zu erweitern, wenn wir die Phönizier zu ihnen rechnen wollen. Was wir als Phönizisch kennen, ist ohnehin höchstens dazu angethan, uns einen Einblick in diese Sprache, keineswegs aber einen Überblick über deren gesamtes Sprachgut zu gestatten. Was würde herauskommen, könnten wir uns das Griechische nur nach wenigen Inschriften rekonstruieren, wie wir es ja bei einigen seiner Dialekte genöthigt sind? Dagegen können wir dem ohnehin schon losen Begriffe des hamitischen Volkstammes nur gezwungen auch noch die Phönizier unterordnen. Und hat auch letztere Ansicht in dem verdienten Sprachforscher Friedrich Müller in Wien einen beredten Anwalt gefunden, zwingende Gründe hat er nicht vorzubringen vermocht. Und scheint vielmehr durch die Erläuterungen, welche Professor Georg Ebers in seinem „Aegypten und die Bücher Moses“ gegeben hat (cf. z. B. Seite 168), in hohem Grade wahrscheinlich, daß das Ungelehrte stattgefunden hat, daß die Phönizier derjenige Stamm der Semiten sind, welcher am meisten, wenn wir kühn sein dürfen: viel mehr als die Hebräer, unter hamitischem, und spezieller unter ägyptischem Einflusse stand.

z.

Kleine literarische Revue.

— Am Senfer See. *) In einer Pension zu Ventaur am Senfer See hat sich in den letzten Monaten des Jahres 1869 eine aus Franzosen, Engländern und Südbritischen bestehende Gesellschaft zusammengelunden, zu der sich zwei Däninnen und endlich ein Norddeutscher gesellen. Seitens der Däninnen und der Südbriten wird dem Preußen jener Dagh entgegengebracht, der eine Nachwirkung der Kriege von 1864 und 66 war und bei unsern deutschen Stammesgenossen erst durch den Übermuth der Franzosen aufgeglutet ward. Ganz dieselbe Wirkung wie im Großen, bringt

*) „Am Senfer See.“ Erzählung von Ludwig Habicht. Jena Hermann Costenoble, 1874.

auch in diesem kleinen Kreise der Übermuth zweier jungen Franzosen und ihre lächerliche Annäherung hervor. Die Deutschen erkennen ihnen gegenüber ihre Aufnahmegerdigkeit und schließen sich eng aneinander; auch die Verführer der Franzosen und Dänen werden durch die Lebenswürdigkeit, Tüchtigkeit und Bescheidenheit des jungen Preußen gewonnen, während sich die Engländer ebenso passiv verhalten, wie es ihr Volk bei den großen Ereignissen der jüngsten Zeit gethan hat. Die am Genfer See angekommenen und verführten Böden werden gelöst in dem Kriege von 1870 und ihren Abkömmlingen die Erzählung im darauf folgenden Jahre abermals am Genfer See, wo wir drei glückliche Paare begrüßen, indem nach manchen Niedertrübsalnissen und Kämpflichkeiten die Liebe Angehörige von Nord- und Süd-Deutschland, von Süddeutschland und Frankreich und von Frankreich und Dänemark zum Bunde vereinigt. Die Fabel der Erzählung ist einfach, aber geschickt erkennen, die Charakteristik sämtlicher handelnd eingeführten Personen ist vortrefflich, der Stil klar und durchsichtig, die Erzählung spannend. Da sich dazu noch eine seltene Anschaulichkeit und Farbenpracht der Natur Schilderungen gesellt und das Ganze von einem Geiste der Vaterlandsliebe durchweht ist, der sich nie zur Überhebung verleiten läßt und doch ein freudiges Selbstbewußtsein athmet, so vereinigt sich Vieles, die Erzählung zu einer anmutigen und erfreulichen Lektüre zu machen.

J. G.

— Maurice Bloch, *Statistique de la France, ouvrage couronné par l'Institut.* Diese vollständige französische Statistik umfaßt die Bevölkerung, Vermaltung, Aftig, Aftis, Unterricht, Wohlthätigkeit, Finanzen, Deer, Aderbau, Industrie, Handel, Kommunikationsmittel u. f. w. Ein besonderes Kapitel p. 434–563 (ome II) ist der Stadt Paris gewidmet. Das Werk zeichnet sich durch drei Vorzüge besonders aus: es beschäftigt sich nicht nur mit der Gegenwart, sondern steigt bis zu Anfang unseres Jahrhunderts zurück; es vergleicht Frankreich mit dem Ausland; es zeigt die Zahlen im Zusammenhang mit der administrativen Organisation. Überdies begnügt es sich nicht mit bloßen Zusammenstellungen, sondern zieht auch die Schlüsse aus ihnen und weist so in den gewöhnlichen Anschauungen manchen Irrthum nach.

W.-L.

— Henry Ward Beecher's ausgewählte Predigten. **) Nicht bloß durch den Telegraphen, den schnellsten Zugvogel der Meere, sondern auch geistig nähern wir uns mit Riesenschritten den amerikanischen Freistaaten. Unt Amerika nähert sich uns. Wie wenn Amerika es unternähme, mitten in Deutschland eine neue Predigtsschule zu gründen? Kann ich ein dreibändiges Werk: Beecher's, des Neu-Yorker Predigers, „Verträge über das Predigtamt“ in seinem ersten Theil erschienen (bei Verlagsb., Berlin 1874) und schnell vergriffen, da werden auch schon den zehn geistlichen Reden Beecher's, die 1870 mit biographischer Vorrede Lic. theol. Töllin (bei Otto Müller in Berlin) herausgab, zwölf neue „Ausgewählte Predigten“ hinzugefügt, eine immer frischer, umfassender, tiefschender und mächtiger wie die andere; daß es eine wahre Freude ist, sie, wie die spielenden Teldhine, aus dem atlantischen Ozean austauschen und an unser geistliches Ufer schwimmen zu sehen. Salbungsworte, gläubige, erdliche Predigten haben wir ja so viel, daß man darin den einem embarnas

*) 2e édition remaniée et considérablement augmentée. Paris, Gailly-Lamin, 1874.

**) Deutsch von E. Kannegießer, Archidiakonus zu Kattenem. Berlin, 1874.

de richessem sprechen könnte. Aber so frische, sprudelnde, über das ganze breite Aftageleben segnend und befruchtend fließende, so männlich mutige, eifern energische und doch wieder an allen Ecken sich freundlich anschmiegende Predigten, wie die Henry Ward Beecher's, giebt es nicht viele in der Welt. Möchte Gott, es gelänge Beecher in der deutschen Theologen-Welt seine Regeln zu lassen und ihre Aftosphäre mit neuem Ozean-Oberflut zu füllen! Aber selbst wenn unter ihnen die große Mehrzahl die Kraft vor dem frischen Geizwie ängstlich schüßen und abwehren sollte: für die Laien, ja für alle, welche die christliche Aftastigkeit und den christlichen Charakter lieben, wird Beecher ein unerschöpfliches Aftenal liefern zum Kampfe gegen das Irre, die Lüge und die Gemeinheit. Wer dagegen Haffen findet, der hole sie sich hier.

— o —

— Geschichtsstudien in Amerika. Epochs of History, herausgegeben von Edward E. Mottis (New-York, Armstrong, Scribner u. Comp.). Die beiden ersten Bände, welche uns vorliegen, zeigen bedeutendes Geschicht in der Wahl der zu Anfangszeiten geeigneten geschichtlichen Stoffe. Sie behandeln die „Kämpfe“ des George W. Fox und „die Aera der protestantischen Revolution“ von Friedrich Seebach, dem Verfasser von den Eriedrich'schen Reformatoren: Goltz, Grassmann und More. Zahlreiche andere Bände sollen sich den vorliegenden anschließen und dann geleitet und doch zugleich populäre Darstellung der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse den Sinn für Geschichtsstudien beleben.

— The International Gazette. Die seit kurzer Zeit in Berlin täglich in Englischer Sprache in einer Auflage von zehntausend Exemplaren erscheinende „International Gazette“ behauptet, wenn nicht schon durch ihr Dasein und Bestehen, so schon durch die große Strangers List den wachsenden Fremdenverkehr auf den Ländern der Englischen Sprachherrschaft in der Deutschen Reichshauptstadt. Das Blatt, das in 3 Bieren (pfeil den fremden Engländern, in ein Viertel den fremden Amerikanern gewidmet ist, bietet auf nicht großem Raum mit jener bewundernswürdigen Englischen Übersichtlichkeit und Kürze der Darstellung in politischer Rundschau, Mittheilungen, Berichten, neuem Tageszetteln, Theater-, Kunst- und Literaturbericht Alles, was einem Fremden in einer Stadt, wie Berlin, wissenwerth ist.

— König Edward VI. gegen die Suprematie des Papstes. Dem Professor Robert Potts in Cambridge ist es gelungen, eine Handschrift des Königs Edward VI. von England zu entdecken, welche als eine frühe Streitschrift gegen die Annahmen des Papstes heute als eine literarische Merkwürdigkeit Bedeutung verdient. Professor Potts hat das Werk des königlichen Schriftstellers unter dem Titel „King Edward the sixth on the Supremacy“ der Öffentlichkeit übergeben. In dem Buche ist die Handschrift mit aller Genauigkeit, Seite für Seite, Zeile für Zeile, abgetruft. Der König widmet seine Arbeit in einem feierlichen, von London, letzten August 1549 datirten Schreiben seinem Onkel, dem Herzog Edward von Somerset. Es geht daraus hervor, daß es nicht das erste Werk seiner Feder ist; andrücklich bemerkt der königliche Autor, er habe sich das Vergnügen gemacht, mehrere Bücher zu schreiben, wie ihm selbst, wie er hoffe, ebenso vom Vertheil zu reichen wie dem Onkel annehmlich sein werde.

In der That erhebt man auf den ersten Blick, daß der

*) Edited by Robert Potts, M. A. Trin. Coll. Cambridge etc. Cambridge, William Metcalf, 1874.

König in der literarischen Führung der Feder sich eine große Gewandtheit angeeignet hat. Die Sprache, deren sich der König bedient, ist die französische. Der „*Traité à l'encontre de la primauté du pape*“, wie die Überschrift lautet, beruht auf genauer Disposition, und damit man gleich in den ersten Zeilen wisse, worauf der König zielt, versichert er in der Einleitung, daß er in dem Buche das Papstthum verurtheilen müsse. Das Urtheil ist ganz kritisch gehalten. Im ersten Theile beweißt der König, daß Rom mit Unrecht sein Primat von Petrus herleitet; im zweiten wird die Behauptung widerlegt, daß Peter in Rom gewesen sei; im dritten wird auf Grund papistischer Aussprüche selbst bewiesen, daß Rom das Primat nicht beanspruchen kann; im letzten Theile schlenbert der kühne Autor gewaltige Bomben nach Rom: er selzert, daß der Papst der leidhaftige Sohn des Teufels, ein Antichrist, ein furchtbarer Tyrann sei. Dies alles wird mit Quellenangaben, d. h. mit Stellen des alten und neuen Testaments, belegt und mit einer bemerkenswerthen Schlagfertigkeit ausgeführt. Im letzten Theile spielt natürlich die Apokalypse eine große Rolle; durch die Verwerthung ihres dunklen Inhalts stellt sich der König so recht in Reih' und Glied unter die Hingelchristen-Autoren der Reformationszeit. — Professor Pottß hat weitläufige Kommentare und eine englische Übersetzung hinzugefügt, um seinen Bund im Vaterlande populär zu machen.

O. H.

— **Händliche Krankenpflege.** Unter der großen Zahl populär-wissenschaftlicher Schriften giebt es so viele, die besser niemals an das Tageslicht getreten wären, die aber doch einen großen Werth für sich und ihre anfänglichen Schätze zu stiften pflegen, daß wir ein jedes neue, diesem Gebiete angehörende Buch nur mit einem gewissen Widerstreben und einer Art von Scheu anfschlagen. Ermuthigend klingt jedoch schon der Titel einer solchen Erscheinung, und verleiht der Schrift: „Die händliche Krankenpflege“, die, abweichend von der üblichen Weise, nicht die Gesundheitspflege oder Krankheiten und deren Heilung, sondern die Krankenpflege einer Besprechung unterzieht. — Von der edlen Absicht befeßt, daß dem häßlichen Kranken, ob er im Palaste oder in der armenlichen Hütte seine Lagerstätte habe, die ihm zuzugende und wirklich heilbringende Pflege zu Theil werde, will der Verfasser mit seinen Lehren und Ermahnungen sich nicht eigentlich an die Krankenpfleger von Beruf, sondern an die Angehörigen und Freunde der Leidenden wenden. Wie falsch gerade ihr Verhalten in den meisten Fällen ist und wie viel dadurch geschadet wird, weist er in derber und faßlicher Weise nach, und das ganz verkehrte Verhältniß, das zwischen Arzt und Publikum so häufig besteht, wird einer scharfen Kritik unterworfen. Man sucht die Hälfte des Arztes nur zu oft, lediglich um das eigene Gewissen zu beruhigen, und möchte auch, wenn irgend möglich, für die eigenen Theorien jenem die Verantwortung übertragen! —

Der Verfasser führt uns, nach allgemeinen Betrachtungen, zunächst in das Krankenzimmer, und, was hier gesagt wird, ist als der eigentliche Kern der ganzen Arbeit anzusehen, ist so vollständig, klar, anschaulich und verständlich, daß wir nur wünschen können, es möchte von allen, die Anspruch auf Bildung machen, gelesen und beherzigt werden. Unendlich viel Segen könnte der leidenden Menschheit daraus erwachsen! — „Wie viel Lieblichkeit ist oft in der Nähe des Krankenbettes, wie viel Ungeschicklichkeit

und Gleichgültigkeit verblüthen dem das Leben, welcher an Schonung, Zärtlichkeit und Rücksicht jeder Art Anspruch haben sollte,“ — ruft mit Recht der Verfasser in der Einleitung zu diesem Kapitel aus! — In den folgenden Abschnitten werden einige der am häufigsten vorkommenden Krankheiten in Beziehung auf ihre äußeren Erscheinungen und die wichtigsten Punkte der Krankenpflege in denselben besprochen. Hier herrscht bei dem Verfasser überall das Bestreben vor, dem Arzte eine wesentliche Unterstützung und Erleichterung in der Ausübung seines erhenen und schweren Berufs, von Seiten der Umgebung der Kranken zu sichern, die ihm ja leider nur so oft seine Aufgabe erschwert. Auch über das Wochenbett und die Pflege der Neugeborenen werden, sehr zweckmäßig, die wichtigsten und nöthigsten Verhaltensregeln zusammengestellt. Weniger befriedigt sind wir durch den Rath, der über die den Kranken zu gewöhnlichen Speisen, namentlich auch deren Bereitung handelt; wir können uns mit der Auswahl derselben nicht durchweg einverstanden erklären, und in letzterer Hinsicht werden wir durch eine jede tüchtige Hausfrau gewiß besser belehrt werden. Darunter leidet aber der Werth des Buches nicht, und wir können es als höchst überzeugung empfehlen und den Wunsch aussprechen, daß es in vorcommenden Krankheitsfällen in der Familie ein unentbehrlicher Rathgeber werden möchte.

R. J.

Sprechsaal.

Ein höchst beachtenswerther Artikel im Oktoberheft der *Revue des deux mondes*, die es scheint, aus der Feder eines gewiegten Politikers, behandelt den Bürgerkrieg in Spanien und das Verhältniß der französischen Regierung zu dieser Macht. Den Franzosen scheinen die Augen aufzugehen über die Natur der karlistischen Insurrektion, aber es ist merkwürdig, daß es zuerst geharnischter Ruten bedurfte, um ihnen ihr wahres Interesse klar zu machen. Der Politiker der *Revue* findet jetzt, daß den Franzosen daran liegen müsse, wenn auch nicht mit der Regierung des Marquis de Serrano, aber doch mit dem spanischen Volke in gutem Einvernehmen zu bleiben. Dieses aber habe nicht die geringsten Sympathien für die Schilderhebung des Don Carlos. Karl VII. sei ihnen weder Vertreter der Legitimität, noch Vertheidiger des katholischen Glaubens, sondern Vorkämpfer der Reaction und des Absolutismus. In der That seien seine Ansprüche gar nicht legitim; die legitime Linie Herbinand's VII. sei mit Isabella vom Throne abgetreten. Bei den früheren Anständen, 1827 und 1833, hätten die Karlisten sich sogar der legitimen Herrschaft entgegengestellt; erst seit der Vertreibung Isabella's hätten sie sich die Vertretung der legitimen Interessen angeeignet, da sie sich gegenüber der republikanischen Regierung doch höchstens als die legitimere Partei bezeichnen könnten. Auch der katholische Glaube werde nicht von ihnen vertheidigt. Der römische Stuhl habe ihnen nie viel Sympathien bewiesen, sein Schatzfund sei die vertriebene Isabella mit ihrem Sohne. Der katholische Glaube scheide den Spaniern immer noch sehr hoch, auch den Liberalen, höchstens einige exaltirte Republikaner hätten sich von ihm abgewandt. Aber das ganze spanische Volk, mit Ausnahme einiger fanatischer Provinzen, deren kurzhilfige Bestimmung seit lange bekannt sei, sehe in Don Carlos nicht den Glaubensritter, sondern den Vorfechter des Absolutismus, der religiösen Intoleranz, den geschworenen Feind aller fortschrittlichen Ideen und der ganzen modernen Zivilisation.

*) Die händliche Krankenpflege, von Dr. B. Wende, Sanitätsrath. Berlin, Th. Ehrh. Fr. Enslin, 1875.

Eine gewisse Vertheidigung Frankreichs dem spanischen Volke gegenüber wird zugegeben, aber mehr aus Fährlichkeitsfurcht, denn aus bösem Willen erklärt. Diese Fährlichkeitsfurcht, dieses gleichgültige Geschehenlassen habe übrigens die Interessen Frankreichs ebenfalls geschädigt; denn in Spanien, namentlich in spanischen Eisenbahnen sei eine große Menge französischen Kapitals angelegt, dessen Rente bei der andauernden Verkehrsstockung in den nördlichen Provinzen verloren gehen müsse. Die französische Regierung habe eingesehen, daß es durch das Interesse des eigenen Landes angezeigt sei, dem Bürgerkrieg jenseit der Pyrenäen ein möglichst rasches Ende zu bereiten, und sei entschlossen, so viel an ihr liege, dabei mitzuwirken. Eine bewaffnete Intervention zu Gunsten der Madrider Regierung aber sei in Spanien weder erwünscht, noch durch die Haltung der übrigen Mächte vorbereitet. Eine solche habe auch Niemand nicht beabsichtigt, als er deutsche Kriegsschiffe in die spanischen Gewässer beehrte; dazu sei der deutsche Reichskanzler viel zu klug. Seine Absicht, als er zu Gunsten der spanischen Regierung diplomatisch intervenierte, sei eigentlich gegen Frankreich gerichtet gewesen und darauf hinausgegangen, sich einen neuen Bundesgenossen und Frankreich einen neuen Feind in dem spanischen Volke zu erwohlen, dessen wahre Sympathien er besser durchschauen mochte als Herzog Decazes. Dieses sei ihm auch bei der bliebenen Haltung der Pariser Regierung leider beinahe gelungen; denn die spanische liberale Presse, welche doch die Meinung des größten Theils des Volkes repräsentire, sei allerdings sehr geraumer Zeit nicht sehr auf Frankreich zu sprechen. Alles Mißtrauen des Nachbarstaates aber werde schwinden müssen, wenn man die neuesten Maßregeln der französischen Verwaltung und die durch dieselbe vollständig durchgeführte Sperrung der Pyrenäengrenze ins Auge faßt; denn es ist unabweisbar, daß durch diese der karlistischen Insurrektion die Existenzbedingungen abgeschnitten seien, und daß diese, zumal bei dem heranrückenden Winter, entweder ausgehungert oder zur Auflösung gezwungen werden würde.

Schm.

In einer der letzten Nummern des Journal des Deux-Arts veröffentlicht M. Ad. Siret einen begierigen Nachruf dem jugendlichen Kaufschäftsmaler Hrih van de Kerckhove, der im Alter von 10 Jahren 11 Monaten der Kunst am 12. August 1873 entziffen wurde. Der im October 1862 zu Brügge geborene Wunderknahe, im edlen Sinne dieses vielgeschmähten Wortes, hatte sich in seinem engeren Vaterlande schon einen anerkannten Namen gemacht und wäre, — darin stimmen viele Beurtheiler überein —, wenn seine Fortschritte stetig geblieben wären, einer der ersten Kaufschäftsmaler der Welt geworden.

— 8 —

Die Ecole libre des sciences politiques eröffnete am 23. November d. Z. ihren vierten Jahrgang. Der Kursus ist zweijährig und umfaßt eine Reihe theils praktisch ausübender, theils theoretisch bedeutender Fächer. Die Anstalt will nicht nur jeder guten Erziehung einen Absatz, sondern auch eine Vorbereitung für diplomatische und administrative Ämter geben (Conseil d'Etat, administration centrale et départementale, inspection des finances, compta, ambassades, ministère des affaires étrangères). Nach dem Programm lehrt Demongest die Gemeindeverfassung nicht nur Frankreichs, sondern auch Englands, Deutschlands, Italiens und der Vereinigten Staaten, ferner die Departementsverfassung, Zentralverwaltung und administrative Justiz. Percy-Beaulieu bespricht die verschiedenen Arten öffentlichen Einkommens in den Staaten Europas. Dunoyer handelt von den Gesetzen der Produktion und des Konsums, sowie von dem Genossenschaftswesen.

Lescaux *) trägt die Statistik der Lebensdauer, Heiraten und Geburten vor und bespricht die Ackerbau-Produktion (besonders Getreide und Wein), sowie die Resultate des Bergbaus und der Industrie. Pigeonneau lehrt Handels-Geographie, Geographie physische Geographie, Correl Geschichte der Diplomatie von 1789 bis zum Frankfurter Frieden. Was diesem privaten Unterricht einen ganz besonderen praktischen Nutzen verleiht, ist die Einrichtung wöchentlich „Konferenzen“ nach Art unserer Universitäts-Seminare, in denen der Vortrager sich mit den Zuhörern freizügig befaßt, schriftliche Arbeiten besprechen werden und mündliche Vorbereitungen auf die späteren Staatsprüfungen stattfinden.

Wir erwidern dieser Tage von beachtenswerther Seite folgendes Schreiben:

Als ich früher einmal, bei einer kurzen Besprechung der katolischen Zeitungen, in Ihrem geehrten Blatte das Bedauern äußerte, daß die Redaktionen der „Nikaischen Zeitung“ seit dem Zurückschritt des Herrn Schardt eine schlaffere geworden, so ist das damals einen lebhaften Protest hervor. Und wirklich scheint auch die Nikaische Zeitung immer mehr in den entgegengekehrten Fehler verfallen zu wollen und im eitlem Dramatisiren Gefallen zu finden. Da die Angelegenheit, wobei ich dies am größten zeigt, von allgemeiner Bedeutung ist und ich den regen Blick kenne, mit welchem das „Magazin“ jede neue politische und literarische Erscheinung in den katolischen Provinzen begleitet, so glaube ich Ihre geehrten Leser auf die, mindestens passiv, charakterlose Haltung unserer größten Zeitung aufmerksam machen zu dürfen. Zu einem rigiden Kirchenblatte erschien, von Vater Grünert unterzeichnet, ein Aufsatz über den heftigen Kirchenrat. Nun halten in der That unsere Prediger, fast ohne Ausnahme, an den streng-athetischen Dogmen unerschütterlich fest; nicht aber ändern sie, wie es noch nützlich im „Magazin“ selbst betont hervorgehoben wurde, wegen ihrer unermüdbaren, eiferstrenigen Theilnahme an allen humanen Bestrebungen dankbare Anerkennung. Die Nikaische Zeitung übersäht jedoch plötzlich ein gewaltiges Angst. Grünert hat eine abweichende Ansicht zu äußern gewagt, und um nun „die Forderung der katolischen Provinzen zu vermeiden“ (!!), erlaubt sie sich allerlei Knosfalle und rücksichtslose Kränkungen des genannten Herrn und der höchsten Kirche überhaupt. Soich ein unverantwortliches Verfahren muß von einem ganz unparteiischen und achtungswürdigen Blatte Deutschlands, wie das „Magazin“, entschieden gerügt und dadurch zugleich die Nikaische Zeitung vom lächerlichen Vorurtheil befreit werden, daß jeder Orthodoxy so ipso im großen deutschen Vaterlande für verfallen und ausgeschlossen gilt. Und wie Deutschland in seinen schwersten Tagen sein hohes Gottvertrauen setzte, so werden auch unsere verdorren Verhältnisse nur durch deutsche Mannestruhe, welche Glaubensüberzeugung heiligt, glänzend gelöst werden. Durch rücksichtslosen, wärmenden Hohn und reiche Berührung der Kugel und ihrer Vertreter wird eben unter unserer Bevölkerung, deren Kern noch nicht von Zweifels- und Materialismus angegriffen ist, Degeneration und das Unkraut der Zwietracht hervorgerufen, und den russischen Wildhunden endgültig in die Hände gearbeitet.

Ich verbeide in voller Hochachtung

Ihr ganz ergebener . . .

*) Bekannt als Verfasser von Histoire des classes ouvrières en France depuis 1789. Jusqu'à nos jours, Hachette, 2 vol. in-8. 334, 574 p. 1866.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gosmann) in Berlin erschienen:

Emil Du Bois-Reymond: Ueber eine Akademie der deutschen Sprache.

Ueber Geschichte der Wissenschaft.

Zwei Festreden,
gehalten in öffentlichen Sitzungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften.
Kupferdruckpapier. gr. 8. geh. 10 Sgr. (315)

Verlag von Breit & Comp. in Leipzig.

Sorben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Zweite vermehrte Auflage.

Herausgegeben

von

Karl Goedeke. (316)

Wegh-Verlag. 2 Bände. XIV u. 995 Seiten.
Preis gebunden 5 Thlr. 10 Sgr.,
gebunden in Originalprospectband 7 Thlr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Herpetologia Europaea. (318)

Eine systematische Bearbeitung der Amphibien und Reptilien, welche bisher in Europa aufgefunden sind.

Von Dr. Egid Schreiber, Director an der Ober-Realschule zu Götz.
Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. geh. Preis 6 Thlr.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gosmann) in Berlin ist erschienen:

Luiſe, Königin von Preußen.

Von Friedrich Adami.

Stehende oerzehnte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin und einem Facsimile der Namens-Unterschrift. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr., in engl. Einband 2 Thlr.

Die erste Ausgabe kam aus der Feder der Frau v. Berg, der Freundin und Gesellschafterin der Königin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverweilt“ der Heftblätter aus dem Lebensbuch der königlichen Walderin“ mitzutheilen.

Die fortwährende Theilnahme für dieses Buch spricht sich wohl am besten in dem Umstande aus, daß in jedem Vierteljahrshundert schon fünfte Auflagen erschienen sind.

Obwohl gegenwärtig nicht der Bereich einer für Deutschland und Preußen so trüben Zeit, in welcher die Königin Luise lebte und stirbt, mit der glänzenden Gegenwart, nicht minder das natürliche Verdienst, welches die Königin mit unserem Kaiser Wilhelm verbindet, dem Werke ein erhöhtes Interesse. Diese neue Auflage ist wiederum sorgfältig durchgearbeitet, durch mannichfaltige Zuläufe weitauslich bereichert und ihrer eleganten Ausstattung wegen, welche durch ein dem Werke vorzüglich schönes Bildniß der Königin aus deren jüngeren Jahren, das die Annahm ihrer Erhebung besonders glänzend zum Ausdruck bringt, noch erhöht wird, wesentlich zu Gefügschäften zu empfehlen. (319)

Luiſe, Königin von Preußen.

Ihre Lebensgeschichte, dem deutschen Volke erzählt
von Friedrich Adami.

Siebte Auflage. Mit dem Bilde der Königin auf dem goldenen Titelblatt.
15 Bogen. 16. in Leinwand gebunden 15 Sgr. (gebunden 10 Sgr.)

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erhabenen Zeit unter dem Theil noch edelmüthigen Geistes war für jeden Patriot eine vortheilhafte Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Jagen, wie an erhabenen Momenten ist. Mit dieser Lectüre wird das Volk aus dem tiefen Sinne des Vortages aus dem tiefen Sinne des Vortages aus dem tiefen Sinne des Vortages.“
(Zugeweiht der deutschen Volks- und Jugendlektüre.)

Postendstes Gefügschäft für Damen!

Siehe in der Hermann Costenoble in Jena erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Brant in Haaren.

Eine Erzählung aus dem Gebirge.

Von

Sans Adoff Männich.

Mit einem Titelkupfer, geg. von P. Thumann, in Kupfer gestochen von Prof. J. Wirtner. 8. eleg. broch. 1½ Thlr., in eleg. Moßelband 1½ Thlr.

Diese Erzählung aus hervorragendem Werthe ist eine reizende, hochpoetische Arbeit eines wahren Dichters von Gottes Gnaden, die, von dem Künstler Thumann, und Wirtner auf's Beste gezeichnet, sich für die Frauwelt besonders als Gefügschäft eignet. (320)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: Ein psychologischer Blick in unsere Zeit

VON

Prof. M. Lazarus. (321)

Zweiter Abdruck. 1873. Velinpapier. 74 Sgr.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Gosmann) in Berlin.

In der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt von Karl Grün. Zwei Bände.
Mit dem Bildniß Feuerbach's. gr. 8. geh. Preis 5 Thlr. 6 Sgr. (322)

Das neue Jugendwerk!

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Deutsche Jugend.

Unkritische Monatshefte.
für Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von
J. Rohmeyer.

Unter künstlerischer Leitung von
Oscar Reisch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. 1 Mark — 10 Sgr. — 36 Kr. rt.
6 Hefte bilden einen Band.

Die „Deutsche Jugend“ vereinigt zum ersten Male die gelehrtesten Kräfte deutscher Kunst und Dichtung und die besten deutschen Jugendliteraturkünstler in der herrlichen Zusammenwirkung, um der Jugend unsere besten in Wort und Bild einen Eindruck von dem wahren und inneren Wert zu schaffen.

Die reichhaltigen und schönsten Zeichnungen bilden die reichhaltigsten und schönsten Zeichnungen. (323)

Verlag von Alphonse Dürr in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 12. December 1874.

[N^o. 50.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Fortschritt der Menschheit. 729. — Neue literarische Erscheinungen und Weihnachtsgaben. I. Barnhagen und Hofel, Otto Ränge, Wolus, Ernestine, Richard Kaufmann, Freiger Wasmann, Bruno Fuder und H. Gmuth, E. Krüger, 731. Spanien. J. E. Klein, Geschichte des spanischen Dramas. I. 733. Italien. Walter und Samilla. Zeitgeschichtlicher Roman von Gualdo Garano. 734. Frankreich. Die Krisis in der reformierten Kirche in Frankreich. 736. England. Zu Ehren Shakespeares. 736. Indien. Rama Schibi. 737. — Bericht über indische und englische Verhältnisse. Vom Abgeordneten Dr. Eberle. V. (Schluß). 738. **Kleine literarische Revue.** Jugend- und Volksschriften zum Weihnachtsfest. 740. — Kleinkinder-Geschichten von Laboulaye. 741. — Die Geschichte der Jaelen, von seinen eigenen Geschichtsschreibern erzählt. 741. — Aug. Pradel. 741. — La Roumanie contemporaine. 741. — Les Grammaires françaises. 741. — Räuberromane. 742. **Sprechsaal.** Albert Zopf in den französischen Proven. 742. — Albert Weimere. 742. — Pötagogische Schriften. 742.

Deutschland und das Ausland.

Fortschritte der Menschheit. *)

Das hier zu beurtheilende Werk, dessen Erscheinen sich durch Jahre erstreckt, indem der erste Band 1863, der letzte 1873 ans Licht trat, und somit das Ganze jetzt vollendet ist, darf man als ein höchst erfreuliches Ereigniß bezeichnen, welches nicht bloß unsre deutsche Literatur unendlich bereichert, sondern auch auf alle Literaturen anderer Nationen eine lebendige, dauernde Beziehung, somit einen kosmopolitischen Charakter im edelsten Sinne des Wortes hat. Es beruht auf den fleißigsten, vielseitigsten Studien, ist mit sich gleich bleibender Klarheit, Wärme, mit Geist durchgeführt und weis den objektiven Sachbestand mit subjektiver Selbstständigkeit, der erforderlichen Kritik und mit Geschick glücklich zu vereinen. Es kann und wird daher ein kundiger Führer für Viele sein, die in der Masse des Verhandelten, in dem grünenlosen Durcheinanderstürmen der Ansichten anderer Organen sich nicht zurecht zu finden verstehen und sich rathlos zuletzt dem lecherlichen Zweifel ergeben. Behaupten doch die Einen, die Menschheit stehe in allen Jahrhunderten eigentlich still, die Andern, Jenen sehr nahe verwandt, sie schauerte sich hin und her, sie komme aber im Wesentlichen nicht von der Stelle, noch Andere, sie gebe offenbar zurück und werde sich nächstens in sich selbst auflösen, endlich noch Andere, die Menschheit sei in stetem Fortschritte begriffen. Wer hat Recht? so fragen die Rathlosen, und ergeben sich zuletzt dem schlafhaften Ceteris paribus, ja Nilisismus.

Hier nun wird das obige Werk einen gar nicht zu berechnenden Segen stiften. Wer es studirt, wer es auch nur mit aller Aufmerksamkeit liest, wird sich alsbald in jedem trüben Dufarhalten erschüttert, und wenn er Andauer hat, am Ende vollständig von jeder ermüdenden Ansicht für immer geheilt sehen. Noch dazu laun ihm die Andauer nicht schwer werden, da dasselbe Werk

eine Abwechslung, Mannichfaltigkeit des Interessantesten, was es giebt, bietet, so daß man überall auf's Angenehmste unterhalten, auf's Gründlichste belehrt wird. Es kann kein kulturhistorisches Werk geschrieben werden, welches den stetigen Fortschritt der Menschheit, ob in einigen Perioden sehr langsam, ob in andern reichend schnell, so klar legt und über allen Zweifel erhebt, wie das hier in Rede stehende. Schon das trefflich geordnete Inhaltsverzeichnis rückt uns solche Gewissheit vor Augen. Der Zweifler am Fortschritt nehme, und war es auch nur zu einem Experiment, den vierten Band, denke sich alles das fert, was seit der Zeit der Renaissance und Reformation zu den früheren Bänden hinzugekommen ist, und frage sich, ob das alles, was eben zum Früheren hinzukam, seinen Fortschritt und seine neue Errungenschaft beweise, und wie es aussehen würde, wenn wir gegenwärtig in der Kultur etwa bei Loure ständen. Derer deutet innerlich einmal darauf hin, daß das Gehen des Menschen ein stets aufsteigender Gaß von der linken zur rechten Seite sei. Wir sehen hiezu, so verhält es sich ähnlich mit dem menschlichen Fortschritt in der Geschichte. Es ist ein stets aufsteigender Gaß des Vorwärts und Rückwärts. Die fruchtbarsten Perioden werden durch die dünnen beengt, aber die Fruchtbarkeit erhält und steigert sich durch den erneuten Anlauf.

Bereits dieser schlagende Pragmatismus des Carriereischen Werkes ist einer seiner größten Vorzüge, und bewährt sich durch eine höchst imponierende Wirkung. Es löst mit aller Unzweifelbarkeit aus und erhält uns mitten im Kampf der sich reibenden Gegensätze im Frieden der Gesamtanschauung, in deren Schönheit und Erhabenheit wir uns vertiefen, und in heiterer, voller Zuversicht auf die Zukunft uns erhalten. Schon der Titel des Werkes ist äußerst charakteristisch, weagewand für unser Zeitalter. Während dieses für den Realismus schmerzhaft, oft für den besten, das Nüchternheitsprinzip obenanstellt, zuletzt pessimistischer Lebensart verfällt, hat unser Autor den Muth und die Kühnheit, von der „Kunst“ und den „Ideen der Menschheit“ seinen Ausgang zu nehmen, wodurch er, ohne je das Reale gering zu achten, seine Überlegenheit über den ganzen, heutigen Materialismus kundgiebt. Noch dazu hat die Kunst bei Carriere einen tief religiösen Hintergrund. Während so viele Moderne keine andere Abseitung für das Schöne haben als die Natur, deren Schönheit der Künstler doch erst zu einer bestimmten, maßvollen Gestalt herauszuarbeiten hat, findet unser Kulturhistoriker dessen Ursprung, wie den des Guten und Bösen, doch allein in Gott, daher er sich auch von allem Pantheismus loslöst. Denn dieser überliefert stets dem Verstandesmenschen, Gesitteten, Unpersönlichen, was schon die Griechen in der Kunst vollständig überwunden hatten. Der Pantheismus macht alle Metaphysik des Schönen rein unmöglich, daher auch der solenne Bankrott, der in so mancher Kiste der Reueren angebrochen ist.

Auch das ist sehr rühmendwerth und wohlthuet, daß wir es in dem Vorliegenden nur mit demjenigen zu thun haben, was der Geschichte erst einen wahren Werth ertheilt, mit der reinen Kultur, ohne Unterbrechung und Störung, so daß es auch den früheren, enggestellten Unterschied zwischen Politik und Bildung weit hinter sich läßt, und, so zu sagen, das Herrliche mit dem Nützlichen historisch-episch, aus einem Gusse zur Darstellung bringt,

*) Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit von Moriz Carriere. Fünf Bände. Leipzig. H. A. Brockhaus.

in den Organismus des Ganzen alles das mit hereinnehmen, was die Gesamtkultur erst zu konstituirten vermag: Religion, Wissenschaft, Kunst als solche, sowie alle einzelnen Künste, Sprache, Literatur (mit Einschluß von Poesie, Prosa, Ästhetik), Geschichte als solche und Biographie, so jedoch, daß der bare Gewinn für Kunst und die Ideale der Menschheit und von Geschlecht zu Geschlecht, von Abtheilung zu Abtheilung hier stets aufs Bestimmteste nachgewiesen, darüber gleichsam Rechenschaft abgelegt wird, und wir bewundern, wie sich unser Historiker auf dem unermeßlichen Gebiete überall zurecht findet, sich heimlich wehrt, und wie er durch die Kunst seiner Darstellung das Labyrinth in ein Pantheon, von sorgsamst gegliederter Symmetrie und architektonischem Stiel, verwandelt.

Da ist es denn wohl überlegt und zweckmäßig ausgeführt, daß der ganze Aufbau dieses Kunstempls mit der „Sprache“ beginnt, auf den „Mythus“ übergeht, der „Schrift“ sich zuwendet, so daß mit den „Naturerzählern“ der epische Strom an schönen, stattlicher, majestätischer Breite immer mehr zunimmt, Länder und Völker durchfließt, wir unter der Obhut ansehnlicher Welterschaffers aber alles, was jene betrifft, Kunde empfangen, und so im ersten Bande in „China“, „Ägypten“, beim „Semitenthum“, in „Babylon“, „Minien“, bei den „Phöniziern“, in „Israel“, sowie bei den „Äriern“, in „Indien“, „Iran“, bei „Alexander dem Großen“ und den „Sassaniden“ verweilen, und überall reiche Ernten erhasen.

Über China u. a. erhält der Leser die überraschendsten Aufschlüsse. Schon hier bewährt sich die Methode des Verfassers aufs Beste, daß er durch eingelegte Stellen in Poesie und Prosa uns schnell, wohin wir auch gelangen, zu akklimatisiren weiß. Welche Vortheile hat man in der Regel noch über China, wie so wenig trant man den Chinesen in der Dichtkunst zu, und wie anmuthige, köstliche Belege des Gegenbeils werden uns hier vorgelegt, die uns mit einer eigenbühnlichen Sauberkeit, Klarheit der chinesischen Poesie erlaben.

Wir leben in Beziehung auf die veranschaulichende Kunst des Verfassers hier besonders noch hervor: Ägypten, Israel, das, was er über die Ärier sagt, und vor allem Indien, wieder zu vergleichen mit Ägypten. Denn in diesen beiden letzten fragen wir uns fast: wie war die Erde groß genug, dergleichen zu überbergen? Es find lauter riesige Verhältnisse, für die und das Maß fehlt; wir bewegen uns wie Zwerg unter kolossalen Göttern und Menschen, zwischen architektonischen Werken unter und über der Erde, und sehen verwundert neben dem Erhabenen auch das Schöne und Zarte erscheinen. Hängt aber die Geschichte mit dem Unermeßlichen an, sie findet auch das reine Maß, sie bähigt das Ungeheuerliche sogar zur vollendeten Schönheit und bezwingenden Kraft.

Der zweite Band rückt uns in die beiden Brennpunkte zweier eben so heißen wie energischen Erscheinungen: „Hellas und Rom“. Diese beiden Abtheilungen gehören zu den glänzendsten, bis ins Kleinste mit künstlerischem Geiste reproduirten Durchführungen des Ganzen. Es ist, was Hellas betrifft, eine der sinnreichsten Schönheiten, daß Karriere, um uns gleichsam schon von vorn herein zu weichen, und in Hellas einführt mit einer Prachtstille, von Sophokles, die bei keinem Dichter aller Zeiten ihres Gleichen hat, und von all der Hebel, dem Den- und Eherchwange der griechischen Poesie geschwollt, vom stärksten Viedruss griechischer Sprache erfüllt ist, und daß er uns mit einer entzückenden Weise des Euripides, die in die ganze Pracht und Färbungslust des Helios getaucht ist, nach Kleudis bringt. Vergl. S. 98. — Und so schreitet er mit dem bewundernswürdigsten, historischsten Umklid fort, so daß uns

nichts Bedeutliches entgeht, und wir jetzt, wie dort oben im Orient, wieder in anderem Bezage fragen: wie hat es schon auf Erden und bereits in so früher Zeit ein Volk geben können, welches in Göttern und Menschen das Ideal der Schönheit, nach dem reinsten Maße, verwirklichte, das schon Indivduum in der Poesie und Skulptur, das denkende fast in allen Richtungen des Unermeßlichen in der Philosophie hervorbrachte? — Trefliche Reichtum im alten Rom. Bis zu welcher Virtuosität und Schärfe ist hier der Verstand ausgebildet, Königthum, Republik, Kaiserthum, der Staat als solcher, die Kriegführung, Welt Herrschaft, die Kunst, wenn auch nur der Nachahmung in Poesie und Philosophie, die Selbstständigkeit vor allem im Recht, kaum minder in der Geschichtsschreibung, Veredelmheit, im Raffinement der Genußsucht bis zum entsetzlichen Inzuchtensur.

Wir lassen, aus Mangel an Raum, die beiden Abtheilungen, welche das Mittelalter darstellen, zusammen. (Dritter Band.) — Da hat zuerst: „Das christliche Alterthum“ und zwar: „Jesus und die Bibel“, „Kampf und Sieg des Christenthums in der alten Welt“, die in diese Zeit einschlagende Kunst. Ferner: „Der Islam“, der hier eingeleitet wird durch „Die Poesie der alten Araber“, „Vindamm und der Keran“, und was sich daran bis zum Ende dieser Abtheilung knüpft. In der nächstfolgenden treten besonders hervor: „Die neuen Völker“, beginnend mit dem „Slaventhum“, weiter: „Das Germanenthum“, „Die Völkerwanderung“, „Die Gründung des deutschen Kaiserthums und der römischen Hierarchie“, die in diese Zeit einschlagende Kunst, Wissenschaft und Dichtung. Ferner „Die Kreuzzüge“, Poesie, Sage, das deutsche Volksepos, das Drama, weiter die Kunst. Die Scholastik führt uns zu Dante, der deutsche Meistergehalt, und was sich daran schließt, zu Petrarca. Der dritte Band endet mit der westlichen Philosophie, mit Tauler.

Überblicken wir diese Abtheilungen des Mittelalters von geordneten Reichtum und immer sich gleich bleibender Frische der Darstellung, so dürfte hier für unsere Überzeugung die rechte Stelle sein, auszusprechen, daß der Historiker nirgend größeren Schwierigkeiten zu überwinden hat, als da, wo das Christenthum in die Geschichte tritt, und wie er sich darüber vernehmen läßt. Auf dieser Überfahrt hat schon viele tüchtige Schiffe gestrandet. Wir erinnern uns dagegen eines vortheilhaften, historischsten Werkes von Rüdert, einem Sohne des Dichters, welcher die Einführung des Christenthums meisterhaft behandelte.*) Unser Autor geht auch in der Abtheilung: „Jesus und die Bibel“ überaus Tüchtig. Er verläßt keiner indifferenten Mitte, aber auch eben so wenig macht er irgend welche Kennzeichen dem rationalistischen Rationalismus oder dem zeitlichen Diskurativismus. Was im weiteren den Islam betrifft, so verwerfen wir sowohl im Sitat als auch in der eigenen Ansicht jede, auch nur entfernteste Parallele Christi mit Socrates oder nur gar mit Muhammed. Überhaupt hat der Historiker sich sehr zu hüten vor jedem Hinausgreifen dieses Propheten, wie es jetzt vielfach Mode geworden ist. Selbst der wahrhaft geniale Carlisle ist unseres Urtheils zu überflüssig in der Zeit Muhammeds. Wer wollte die Unverständlichkeit dieses Heren leugnen, aber er ist und bleibt Abenteuerer, Zanattler. Wir vermischen in ihm alles religiöse, aber auch alles tragische Paros, und finden in seinem ganzen Auftreten nicht bloß etwas Komödiesches, sondern etwas Komödiantenhaftes.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch hervorheben, daß in den hervorbrechendsten Schönheiten des Carlisle'schen Werkes

*) Der Titel des Buches von Rüdert ist: „Organismus der Weltgeschichte“, zwei Bände.

auch die Charakteristiken gehören, im Alterthum, Mittelalter und in der Neuzeit, und zwar sind es Charaktere von Personen und anderen Objecten der Natur, Kunst, der Sitte, Eigenart des Zeitalters, die er mit aller Farbenpracht des Pinsels und der lebendigen Vertiefung des Meißels sprachlich herausgehoben hat. Wir werden es ablehnen mit Beispielen belegen.

Wie unser Kulturhistoriker sich bis zum Ende bei stets gleicher Frische und Volksthum zu erhalten weiß, beweist der vierte, nicht minder der fünfte Band. In jenem ist es die „Renaissance und Reformazion in Bildung, Kunst und Literatur“.

Auch die Renaissance ist bekanntlich ein Rebeartikel in den Büchern der Modernen. Es ist darüber viel hin und her geschrieben worden, und theilweise wirklich oft feine, tief eindringende, mit Geschmack, wie mit Geist. Hier, bei Carriere, springt uns das Tetralbild desselben Objectes entgegen, und legt sich bis ins kleinste Detail, also in all seinen Gliedern, in aller Grazie, Innethum und Selbst der Bewegung vor uns aus. Wir müssen uns darauf beschränken, und einzelne Momente auch hier wieder herausstellen.

Es seffen uns vor Allem: „Der Humanismus und die Gelehrtenbildung“, „Machiavelli“ und ganz besonders „Junakoff“, „Die Architektur der Renaissance“, S. 69, die schon von hier aus ihre ganze Lichtstärke, ihre Schattenmassen, das effektvolle Zueinanderstellen beider glücklich vertheilt, und dann eben so mit Geschmack verziert durch die Kunst des Darstellers: was im Weltlichen und Kirchlichen in der Wirkung noch gesteigert wird durch große Menschen, Genies, Ruler, Dichter, Reformatoren, Künstler, Staatsmänner und einen Theologen wie Böhm. Der vierte Band schließt mit den Philosophen: Descartes und Malebranche.

Es giebt Zeitalter, in denen sich alle früheren Jahrhunderte, bis auf die Wiederkehr eincindern, wenn auch sehr anders gestalteter Richtungen zusammenzufassen scheinen, freilich, um ihr eigenes, noch nie so Dagewesenes nun auch in aller Originalität herauszutreten. Ein bedeutender Theil des 18. und das ganze, bisherige 19. Jahrhundert bilden ein solches Zeitalter. Dem entsprechend ist es, wenn auch unter Verfall in diesem Schlussbuche all die früheren Glanzseiten seiner Kulturanfchauung und Darstellung, die ganze Reproduktionskraft seiner Phantasie, Reminiscenzen, Einwirkung, Charakter- und Kunstschilderung, dabei aber auch das, was die eigene Eigenart des Modernen, dessen Blüthe und die reifste ihrer Früchte hin dürfte, zusammennimmt, um all solche Schätze nach Schulen, in Gruppen und Einzelgeheimen wie in einer Kunst- und Weltanschauung vor uns auszubreiten.

Wir führen als derartige Beispiele an, um den Leser auf einen hohen Genuß und reiche Belehrung vorzubereiten: „Epinoia, Leibnitz, Newton“; dann wieder: „Nacht und Hölle“. — Dann wieder sind wir in England, und treffen auf Locke, Shaftesbury, Pope, Swift, auf „das Genrebild im Roman und in Hogarths Kupferstichen“. — Dann wieder in Frankreich: „Die Regentenschaft und das Ketzere“. Das letzte wirkt ein Schlaglicht bereits in unsre Gegenwart. Denn ist nicht das Ketzere, dieses Doppelwesen von wirklichem Geschmack, von Phantasie, Grazie und doch Unnatur, von Mädelerei in der Redeweise und auf öffentlicher Straße, von kunstvoller Feilheit und übergeschnappter Genialität, in heutiger Mode zur Tagesherrschaft gelangt? Man ergötze sich an der Ausmalung des Kühnen S. 81. Um folgenden üben eine starke Anziehungskraft aus: Voltaire, Diderot und die Encyclopädisten. Und nun, wie es, nach unholdem rauhem Winter, Fenz und Sommer nun auch in Deutschland wird. Und welsch ein Fenz! Erste Frühling in der Literatur Deutschlands sind: Klopstock, Wieland, Wielandmann, Lessing. Der Autor macht einen Abstecher zu Rousseau. Und weiter: Kant, Goethe, Schiller, Jean Paul, Humboldt, Mayr,

Beethoven. — Und wieder lenken wir auf Frankreich ein, unter Napoleon I. — Dann noch Deutschland anrührt sind wir bei den Romantikern, und aufs Neue im Ausland. Nun kündigt sich auch in unserm Buche die Weltliteratur, ja die Weltkunst, die Weltkultur an, wie unter dem Zauberfische Goethe, Byron und der George Sand, ein internationales Zeitalter der Religion, Wissenschaft, Kunst, des Weltverkehrs. Der Verfasser schließt mit dem Abschnitt: „Das neue Deutsche Reich und die ständige Weltordnung“. Das Werk ist das würdige Produkt eines ganzen Menschenlebens, und wird belebend, kräftigend, erbeugend, vereinigend auf künftige Geschlechter wirken. — Dürfen wir noch Einzelnes zum Schlusse in Erwähnung bringen, so ist es dieses. Was der eben so gelehrte, wie belebende und geistreiche Autor über Jean Paul, den Unvergleichlichen, beibringt, gewägt uns noch lange nicht, wie Auserordentliches er ihm auch zugesteht. Erst die Zukunft wird Jean Paul vollständig gerecht werden. Ferner vermaßen wir im letzten Bande manche Schriftsteller von bleibendem, großem Werthe. Es sind solche Tüden durchaus zu entschuldigen durch die überflüssige Fülle des Stoffes, der hier zu verarbeiten war, vielleicht künftig zu ergänzen. Auch wäre ein Namenverzeichnis von Personen und Sachen in kürzester Kürze und alphabetischer Abfolge zu wünschen. — Es ist bezeichnend und wohlthuend, daß ein so groß gedachtes und ausgeführtes Werk über Kunst aus München hervorgeht, wo die Kunst seit Langem eine so allseitige Pflege gefunden hat. Unser Autor hat sich durch sein Werk ein unwandelsames Verdienst erworben, wofür ihm In- und Ausland allen Dank wissen werden! Alexander Jung.

Neue literarische Erscheinungen und Weihnachtsgaben.

1.

Barnhagen und Rahel, Otto Lange, Phyllis, Erneckner, Richard Kaufmann, Prediger Bachmann, Bruno Bucher und H. Unruh, J. Leipzig.

Eine ganze Reihe hochbedeutender Schriften und leichtere Waare in hellen Haufen liegt uns vor, von denen wir einige vaterländische Erscheinungen an dieser Stelle vorweg nehmen und summarisch besprechen wollen.

Aus der Memoirenliteratur muß der Briefwechsel zwischen Barnhagen und Rahel*) in erster Linie erwähnt werden. Die beiden erschienenen Bände reichen von 1808—1812. Die Herausgeberin, Frau Emilie Haff, über die einer unserer Mitarbeiter in der vorigen Nummer gelegentlich der Göttingen Tagebücher ein hartes, aber nicht unbedachtigtes Urtheil fällt, ist hier endlich in ihrem eigentlichen Element. Sie ist die literarische Erbin des Barnhagenischen Ehepaares und die leidende Liebe der beiden damals berühmten gewordenen Leute in parter, zum Theil aber auch unparter, drolligen, aber auch ernsthaften Briefen, kurzen Billets und langen Entzücken, ist ganz besonders geeignet, von einer Frau herausgegeben zu werden. Dem Schreiber dieser Zeilen ist Rahels Wesen nie sympatisch gewesen. Er verkennt ihre hohe Bedeutung namentlich in gesellschaftlicher Beziehung nicht; er ist vollkommen gerecht gegen die große Unmittelbarkeit ihrer Auffassung, die außerordentliche Natürlichkeit und Herzslichkeit ihres Wesens, den geraden kräftigen Verstand, den überaus charakteristischen Ausdruck und vor allen Dingen ein freundlich liebevolles Herz, andererseits aber ist sie der Tugend und das

*) Leipzig, F. H. Brockhaus, 1874.

Werbild einer Reihe von Leuten, die die ganze Welt nach ihrem eigenen Ich anfaßten und beurtheilten und die die Zufälligkeiten ihres Empfindens und ihrer Stimmung zum Mittelpunkt aller ihrer Beobachtungen machten. Eine Frau von der Bedeutung Nabels darf sich dergleichen erlauben, daß aber im ersten Drittel unseres Jahrhunderts und ganz insbesondere bald nach den Freiheitskriegen eine Unzahl kleiner Geister von demselben egeistlichen Rechte Gebrauch machten, gehört recht in das Erschließende dieses Zeitalters hinein; und um nur an ein charakteristisches, jedem aufmerksamster Leser bekanntes Duetten zu erinnern, so hat Nabel fast nie einen Brief geschrieben, der nicht neben dem Datum die kurze Beschreibung des Wetters enthält und dessen Regen, Sonnenschein, Keth, Frost, Hitze nicht auch die Stimmung des Briefes entspräche; und gerade davon sollte sich ein tüchtiger Mensch befreien. Nabel hatte, wie die Herausgeberin sagt, Recht, ihr Geschick in die Hand Varnhagens zu legen. Unter allen, die sich ihr mit Liebe genadt, hat sie keiner so innig und begeistert geliebt, wie Varnhagen, seiner das geistige Leben mit ihr so treulich fortsetzt. Die Geschichte Herausgabe des Buches „Nabel“ gilt ein Denkmal der Liebe. Nun aber, da nach mehr als 40 Jahren zahllose Blätter aus diesem Sagenkreise gefolgt und veröffentlicht sind, und wir endlich in das Innerste des Seelenbundes, des Vertriebels der beiden Watten eingeführt werden, ist die geschichte Varnhagens Auswahl nicht mehr im Stande, über die hohe persönliche Eigenthümlichkeit, von der wir werkin strahlen, einen Schiller zu hängen, und außerdem hat die Geschichtsforschung die Epoche geklärt und geklärt, und wir wissen genau, was vor, während und nach den Freiheitskriegen Gutes, was aber auch Schädliches in unserem Vaterlande vorhanden war. Vorzugweise als neue historische Quelle für diese Zeiten betrachten wir auch die Briefe, und in noch interessanteren Zeiten werden uns die folgenden Bände führen.

Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken in der Form eines Wörterbuchs mit der fremdwörtlichen Bezeichnung „Biographisches Repertorium“ hat der rühmlich bekannte Dr. Otto Vange in Berlin herausgegeben.*) Der Verfasser hat es verstanden, das überaus schwere Material zu sichten, zu sichten, zu ordnen und in kurzer Form unendlich viel in einem Bande von 378 Seiten zusammenzutragen. Und das ist keine Kleinigkeit, wenn man von Wiffis bis auf Alfred Wehner und von Herodotus bis zu Charlotte Birch-Pfeiffer seine Register zu führen hat. Auf absolute Vollständigkeit kann ein solches Buch keinen Anspruch machen, aber einige Namen mehr hätten wir dennoch gewünscht. In allen Herodotusnamen kommen ganz vorzügliche Gedichte vor, hinter denen das Wort Trinitas steht. Wer war der Verfasser von Herodotus Gedanken? In einer modernen Literaturgeschichte Richard Wagner ganz zu übergeben scheint auf einiger Abhängigkeit zu beruhen. (Gedicht Schwager, Schlosser, hat gar keinen Platz in unserm Varnag? Auch Friedrich Kapp, der unter unsere besten deutschen Historiker gehört, hätte eine Erwähnung verdient. Über Paul Vincken gehen sich Lieb und Tadel noch sehr lebhaft; daß aber der barmhertige Kleinwächter unter unsere glücklichsten Humoristen gehdrt, leidet wohl keinen Zweifel. — Aber so geht es; wer Wohlthaten zu tausenden über das Land verstreut, von dem verlangt man noch einige Thaler oder Groschen nachträglich. Otto Vanges Buch gehört zu den Nachschlagewerken, die eigentlich in keiner wissenschaftlichen Bibliothek fehlen dürfen, und zeichnet sich durch ein überaus zuverlässiges Urtheil aus.

Von Ottfried Rhin's Novellen, von denen jetzt eine neue Auswahl erscheint**), ist aller Orten schon viel Gutes gesagt worden. Er ist kein Poet von Goethes Qualen im höchsten Sinne, aber er schreibt korrekt, anregend, kennt die Welt und ist ein guter Schilderter und kleidet und jenseits des Jenseits bekannt und gelesen genug. — In demselben Verlage ist auch ein kurzer Roman Schatten und Licht von Ernestine erschienen, der spannend und gut geschrieben ist und seiner Natur nach vorzugweise in Damenhänden sich behaupten wird.

Daß als unser Landsmann können wir auch den Dänen Richard Kaufmann betrachten, dessen Novellen „der Einsiedler“ und „im Hafen“ in Bremen erschienen sind.**) Das Bächlein ist dem „Meier“ in der Novelle Paul Herse mit einem ganz hrischen Gedichte gewidmet, und es wird dem Verfasser gewiß zur Ehre gereichen, wenn man ihn als einen ebenbürtigen Jünger in der Erzählungskunst bezeichnen kann; er ist ein feiner Psychologe. Beide Geschichten lesen sich mit der angenehmen Empfindung, recht wie sie für Ruhesunden paßt, und die Übersetzung ist so vorzüglich, daß man das Original zu lesen glaubt.

Aus ganz anderen Kreisen, die sonst in unser Ressort nicht hineingehören, ist ein Buch von Dr. J. A. Bachmann über das Christlich-Relig. meine Zuversicht. In der Weihnachtsliteratur verdient es darum einen Platz, weil es in der That ausgezeichnete literarische Studien aus der Zeit des großen Kurfürsten und seiner eranischen Gemahlin enthält, der man die Autorschaft des Vieles zugesprechen, wieder abgeprochen hat und nun von Neuem zu verlesen beabsichtigt. Sollte der fromme Ober-Konfessionarath nur es über sich gewinnen können, hinter einer wirklich wissenschaftlichen und anregenden Arbeit die thörichten Anekdoten über die Heilwirkung des Vieles fortzulassen, die für einseitige Gemüther eine gewisse Anziehungskraft haben, überhört auch wahr sind, dennoch aber in einer wissenschaftlichen Abhandlung ungehörig sind. Die Kurfürstin Luise, eine Heilandin, hat eine entzückliche Orthographie geschrieben und ein oft in das Plattdeutsche und Niederländische hineinvermisches Deutsch. Dies hat hohe Autoritäten, unter Andern unsern beimgegangenen Mitarbeiter Professor Prenz zu der Annahme veranlaßt, daß sie die Verfasserin der Kirchenlieder nicht sein könne. Auch G. J. Koch hat von einer französisch gebildeten Heilandin es sich nicht vorstellen können, daß sie den Verstand von „Ich will von meiner Ristheit“ jemals in deutscher Sprache hätte herüberbringen können. Gerade das aber, was Bachmann zur Rettung dieser Autorschaft in sprachlicher Beziehung sagt, ist das Beste und Anregendste des von Pictis und Übersetzungstreue durchwebten Büchleins.

Zum Schluß muß die Signatur unserer Zeit, müssen die technischen Künste ihr Recht behalten. Und da steht in erster Linie das von uns ausführlich besprochene „Kunsthandwerk“, herausgegeben von Bruno Bucher und A. Gnauch, das in immer besser und besser werdenben Hefen rüstig sortirt liegt. Wir haben und seiner Zeit so ausführlich über dieses Werk geäußert, daß wir heute nur konstatiren, daß es tüchtig vorwärts geht und das ganz besonders für Kunstfreunde und Künstler als willkommenes Weihnachtsgeschenk eignet.

Aus demselben Verlagekreis und in demselben Verlage erschienen, empfiehlt sich noch ein neues Werk von Bruno Bucher: Die Geschichte der technischen Künste, herausgegeben im

*) Leipzig, Dörries Buchhandlung, 1875.

**) Bei J. Köhmann, 1875.

***) Stuttgart, W. Spemann, 1875.

*) Zweite Auflage. Berlin, Kueß Gärtners, 1875.

Verein mit Brindmann, J. Kesting*), Lippmann und Kellert. Die Ankündigung verheißt uns drei Bände, von denen der erste Email und Glasmalerei, Mosaik, Miniaturmalerei, Wanddecorationen, Formschneidekunst, Kupferstich, Gypsstich und Plafast behandelt; im zweiten Bande werden die Behandlung der Metalle, die Keramik einschließlich der Glasindustrie und die Möbel betrachtet werden; der dritte Band enthält die textilen Künste und Lederarbeiten. Die Abhandlung über das Email liegt bereits vor. Schade nur, daß der Verfasser in der Überschrift dem Worte, das aus Emaille, Schmelz, entlehnt ist, nicht gleich seinen guten deutschen Namen antwortlich wieder verliehen hat, dann hätte er sich auch seine gelehrten Bemerkungen über das hebräische chaschmal eriparen können. So überschüssig, mit einer so reichen Literaturkenntnis ist das Kunsthandwerk wohl noch kaum behandelt worden. Dürfen wir aus Brano Fuders ersten Hjal weitere Schlüsse ziehen, so wird es ein vorzügliches Ensemble bilden und wahre Belehrung in weite Kreise tragen. Die Illustrationen sind gut und sauber ausgeführt.

A. R.

Spanien.

J. F. Klein, Geschichte des spanischen Dramas

I.

Von dem großartigen Werke Dr. J. F. Klein's, Geschichte des Dramas, das seit seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit aller Gelehrten erregte, liegt nunmehr der VIII., IX. und X. Band vor (Pöppels, J. D. Weigel, 1871—1874). Diese Bände bilden den I., II. und III. Theil der Geschichte des Spanischen Dramas. Können wir indes diese Fortführung des eigentlich genialen Werkes nicht so hoch stellen, wie die mit Recht bewunderte Darstellung des Italienischen Dramas, so bleibt das Buch doch merkwürdig genug, um eingehender Erörterung unterzogen zu werden.

Den Lesern der früheren Bände ist es bekannt, daß Klein die Geschichte des Dramas beinahe zu einer allgemeinen Literatur- und Kulturgeschichte erweitert. Es muß aber leider gleich vorweg genommen werden, daß die notwendige Selbstbeherrschung und Beschränkung, die jedes Werk der Wissenschaft und Kunst seinem Autor auferlegt, dem genialen Geschichtsschreiber des Dramas immer mehr und in den letzten Bänden derartig abhanden gekommen ist, daß die Lectüre dieser je sechs bis neunhundert Seiten umfassenden Theile einigermaßen erschwert wird. Das Buch könnte, ohne irgendwie sachlich weniger zu bieten, aus die Hälfte seines fesselhaften Umfangs herabgesetzt werden; in welchem Grade überwuchern Krabbesen und Erturle in einer oft kurzlecken

*) J. Kesting hat bekanntlich in der Rationalzeitung eine Reihe von Berichten über das Kunstgewerbe auf der Wiener Ausstellung veröffentlicht, auf welche wir seiner Zeit im Magazin mit dem Bemerkten aufmerksam gemacht haben, daß diese Artikel als Grammatik der Kleintheile gesammelt und herausgegeben zu werden verdienten. Derselben Wunsch ist der Verfasser nachgegeben und hat seine damaligen Bemerkungen gesammelt erscheinen lassen. Freilich beziehen sich die Artikel vorzugsweise auf die Wiener Ausstellung, dennoch enthalten sie in gedrängter Kürze ein so reiches und belehrendes Material, daß wir dem nicht eigentlichen Fachleuten, sondern gebildeten Laien, denen Drama wichtiger Wert zu umfangreich wird, Julius Kesting's Gabe, die dasselbe in neuer Entfaltung, bestenfalls empfehlen können. (Erschienen in Berlin bei Ernst Wasmuth, 1874.)

und überflüssigen Art, die dem bekanntesten Berliner Abhändler in Ton und Stil durchaus ebenbürtig zur Seite steht.

Eine Erörterung über die Signatur des Landes (S. 1—74) leitet das spanische Drama ein. Aber bereits hier, so fürchten wir, ist der rhetorisch und poetisch hochbegabte Verfasser durch seine Vorliebe für dichterische Gleichnisse aus dem wissenschaftlichen Bewusstsein herausgedrängt worden. In seiner geologischen und geographischen Formaten nämlich ist bekanntlich Spanien ein Land von wunderbarer Eigenthümlichkeit. Die Hauptgebirgsketten Spaniens laufen mit einander parallel, heißt es S. 2 und weiter S. 5: „Im Rahmen der parallelen Gebirgskette eingeschlossen, erhebt sich das Tafelland in drei Plateau- Gliedern: den drei Hochebenen von Kastilien und Leon, Toledo oder Neukastilien und der Mancha.“ „Verrufen ist die Endlosigkeit, das Dürstende dieser wasserarmen, waldentblößten Hochstrecken. Die erinnern an ihr gelbes Gharakterbild: an die äde, gedankenfahle Erbabendel des Bildersturmstages, der pomphaft aufgeschwungenen Phrasologie, jener inhaltsarmen, den afrikanischen Gluthindern umkrehten Perioden. Plateaus des spanischen Sprachstils, die mit vereinzelten Paradiesen abwechseln.“ Wenn dieser Vergleich nichts anders zu sein beansprucht als er in der That ist, nämlich ein dichterischer Vergleich zu sein, so würden wir denselben freudig und wohlgefallen nennen. Aber die Phantasie des Autors unterscheidet nicht zwischen wissenschaftlichem und poetischem Vergleich und erhebt den letzteren fürsweg zur Quelle der Erkenntnis. Jene Jades hätten wir nicht nöthig darauf hinzuweisen, daß jene Hochebenen zahl und äde u. s. w. sind, daß die spanischen Perioden hingegen nur vergleichungsweise und in bildlicher Ausdrucksweise mit diesen Prädicaten bezeichnet werden können. Herr Klein aber bemerkt weiter (S. 8): „Beziehungreicher läßt sich in dem oben skizzirten Parallelismus der geologischen Gestaltung Spaniens, die landschaftliche Signatur gleichsam des geistigen Charakters, ja der historischen und kulturgeschichtlichen Entwicklungen und Schicksale der spanischen Völkerstämme erkennen und nachweisen. . . . Und soidem Parallelismus glauben wir in den Entwicklungsberechnungen, in dem Kunst- und Geschichtsbildern des spanischen Volkes durchweg zu bezeugen.“ So viel sich indes Herr Klein dagegen verweigert, was er aus dem geistigen und dem äußerlichen Bereich anfängt, sind in der That Kontraste, nicht Parallelen. Ein neues Prinzip der Erkenntnis vermögen wir in jener Paralleltheorie, die Herr Klein entdeckt zu haben beansprucht, in seiner Weise zu erblicken. Selbstam aber ist es, daß der Verfasser S. 68 bereits — unter Verwahrung der Kritik — sein „ästhetisch beleuchtetes und berührtes Parallelgesetz“ schärfen zu müssen glaubt. „Nicht zu voreilig also mit dem Abwinken, die sich unser Parallelgesetz im weiteren Verlaufe nicht erprobt hat.“

Hier möchten wir aber im Voraus auf die Thatsache hinweisen, daß Herr Klein in den beiden folgenden Bänden „sein Schema“ so gut wie gänzlich fallen läßt, und auch im I. Bande dasselbe in gelegentlichen defavoritischen Seitenwippen, aber nicht wissenschaftlich durchführt oder verteidigt. Was dieser Vortragweise an Wissenschaftlichkeit abgeht, das gewinnt sie eben an sprudelnder Fülle und einer vor nichts zurückweichenden Redseligkeit des Ausdrucks.

Nach dem „Geographisch-Geschichtlichen“ folgen, S. 75 bis 112, Erörterungen über die spanische Sprache, wobei, wie billig, Herr Klein wesentlich recapitulirt und sich den Fortschritt anschließt.

Zweiterlei Arten von spanischer Literaturgeschichte werden S. 111 unterschieden; die eine, „die aus den fremdbildenden

lichen Schriftstehen der Creberhebungsliteraturhistorische Kunde giebt; und die üblichere Methode, die von den Anfängen der in romanisch-italiischer Sprache verfaßten Schriftwerke den Ausgang nimmt. Der Hauptvertreter einer spanischen Literaturgeschichte erster Art ist Nicolas Antonio (geb. 1617) (Bibliotheca Hispana). „Als jüngsten und bedeutendsten Vertreter einer die spanisch-lateinische Literatur während der Herrschaft der beiden Hauptkulturbilder, der Römer und Araber, berücksichtigenden Literaturgeschichte haben wir Anales de los Rios auszuzeichnen.“ Dessen „Kritische Geschichte der spanischen Literatur“ reiche freilich nur bis an die Schwelle des sechzehnten Jahrhunderts.

Die zweite Methode „eine Geschichte der spanischen Literatur mit den Infanablen der romanisch-spanischen Schriftwerke zu beginnen“, sei zuerst durch den trefflichen Bouterwek „Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit“ (Göttingen 1804. (Zus. Spanische überlekt, Madrid 1829) vertreten worden. Es folge Jaf. Grimm, Friedrich Diez, Voss, der die erste Muster-Analyse eines spanischen Drama gegeben habe. (Dramaturgie Nr. 60). A. W. Schlegel, Friedrich Verdenius um eine geistvollere Würdigung der spanischen Dichtung werden gebührend hervorzuheben. Ganz besonders aber rühmt Herr Klein (S. 115) als denjenigen „der den nächsten, der französische - pseudoklassischen, plantafischen Regelmäßigkeit immer wieder nachbildenden Geschmad der spanischen Dramaturgen auf die eigentlichen Blumenplade der spanischen Nationalpoesie zurückführte — der nicht genug zu rühmende Gebann Nikolaus Böhl von Faber genannt, geb. 1770 in Hamburg, mit dessen 1821 herausgegebener Floresta de Rimas Antiguas (Blumentese alter Gedichte) die romantische Renaissance der Poesie und poetischen Kritik in Spanien beginnt.“ Ferner wird als Bouterweks „ausgezeichnetster Genosse in Behandlung der spanischen Literaturgeschichte nach der zweiten Methode Georg Tidner begriffen (History of Span. Literat. 3. ed. Boston 1864, 3 vol.) Geschichte der schönen Literatur in Spanien von Georg Tidner, zuerst mit Zusätzen herausgegeben von Nikolaus Heinrich Julius. Leipzig, 1862, 2 Bände. Supplementband mit Vorrede von Ferdinand Wolf, 1867.“ Th. W.

Italien.

Gabrio und Camilla.

Zeitgeschichtlicher Roman von Giulio Carcano.)

Als im Mai v. J. die sterbliche Hülle Alessandro Manzoni mit süßlichen Ehren und unter der Theilnahme von ganz Italien zur Ruhe befhattet wurde, und an der Bahre des Dichtergroßes die Vertreter der Kunst, der Literatur und der höchsten politischen Körperfchaften des Landes dem allgemeinen Schmerz über den Verlust, der Italien durch seinen Tod betroffen hatte, Ausdruck verliehen, wurde Giulio Carcano die Ehre zu Theil, im Namen der nächsten Leidtragenden, der italienischen Poeten, das Wort zu führen. Der Verfasser der „Angiola Maria“ verdankte diese Auszeichnung ebenso sehr den nahen Freundschafts-Beziehungen, in denen er zu Manzoni gestanden hatte, als der öffentlichen Meinung, die in ihm seit lange den Nachfolger des Verewigten als Führer der Dichterschar Italiens zu erblicken gewohnt war. Von Carcanos schönem Talent erwartete man allgemein die

nachhaltige Pflege des Gebiets, auf dem Manzoni reifstes Werk, seine „Verlebten“, entworfen war, und das der Jünger schon bisher mehrfach mit glüklichem Erfolge angebannt hatte.

Ein neuer Roman von Giulio Carcano ist somit ein literarisches Ereignis, das auch diefeits der Alpen nicht verfehlen kann, bei den Freunden der Appenninen-Halbinsel Theilnahme zu erregen. Diese Erwartungen werden noch höher gefaßt, wenn wir vernehmen, daß der Stoff zu dieser Dichtung aus der jüngsten geschichtlichen Vergangenheit Italiens entlehnt ist. Denn bisher haben es die italienischen Schriftsteller nur in überraschend geringem Maße verstanden, die neueste Geschichte ihres Volks dichterisch zu verwerten. Statt sich der für die dramatische Künz wie für die epische Kunst gleich tadelnden Vorgänge zu bemächtigen, an denen die Geschichte der politischen Wiedererhebung des schönen Landes so reich ist, beschränken sich die neueren Dichter Italiens fast ausnahmslos darauf, den Spuren ihrer Vorgänger folgend, oft verherrlichte Szenen aus dem Mittelalter und der Renaissance immer aus neue zu illustrieren. Insbesondere auf dem Felde des Romans übte Manzoni Beispiel einen geradezu lähmenden Einfluß aus: Alles befiert sich historische Romane zu schreiben, und die Geschichtlichen und höchste Aufgabe des modernen Epikers, das Geistesleben der Gegenwart im dichterischen Spiegelbilde zusammen zu fassen, wird beinahe vollständig vernachlässigt! Carcanos *Gabrio o Camilla*, das sich als eine Nationalische Geschichte aus dem Jahre 1859 bezieht, verdient wegen des Wuthes, mit dem es jenen Gann zu brechen und dem zeitgeschichtlichen Roman die ihm gebührende Stellung zu vindizieren wagt, vorweg die Anerkennung der literarischen Kritik.

Wer mit den früheren Schöpfungen des Autors näher bekannt ist, wird freilich einen Zweifel nicht zu unterdrücken vermögen, ob der feinfühligste, leicht zu elegischer Auffassung des Lebens neigende Dichter, der sich bisher vornehmlich als gemüthvoller Schilzerer des engeren Familienlebens erwiesen hat, die erforderliche Spannkraft und Frische zur Darstellung großer geschichtlicher Ereignisse besitze, ob er im Stande sei, wie er, in drastischen Zügen, fest aus der Fülle des Selbsterlebten heraus, den enthuftafischen Aufschwung zu veranschaulichen, dem Italien in gleichem Maße wie der französischen Waffenhüfe die Befreiung von der Fremdberrschaft und die staatliche Wiedergeburt verdankt.

Wie nach den Lebensschicksalen des Dichters nichts anderes zu erwarten, stellt er sich, was Zeichnung und Färbung seines Zeitbildes anbetrifft, ausschließlich auf den Standpunkt des italienischen Patrioten. Sein Held ist ein junger Maländer, der, begeistert für die Befreiung seiner Heimat vom Joch des Österreichers, sich an jener „offenen Verwundung“ beteiligt, auf die sich Graf Cavour den unergründlichen Diplomaten gegenüber als auf die beste Rechtfertigung seiner nationalen Politik wiederholt berufen hat. Wie Lautele seiner Alters- und Bildungsgenossen, setzt der junge Ingenieur Gabrio dall'Orto seine ganze Hehnung auf die frühen Staatskrieger von Piemont; er tritt, als Österreich im Frühjahr 1859 den Krieg erklärt, in die Reihen des tapferen farbigen Heers, steht mit Auszeichnung in den Schlachten des kurzen Sommerfeldzuges, und erntet, desertirt und den Arm in der Wunde heimkehrend, Herz und Hand der schönen Camilla, obgleich die Eltern der jungen Dame, ein reaktionär geknnter Marschese und seine abentheuerliche Schmahlin, dieser Verbindung wenig gewogen sind. „Gabrio und Camilla“ ist aber keine Geschichte, die mit der Heirat ihren Abfchluß findet; die (Sde- und die Familien-Geschichte des jungen Paares fñmt sich viel-

*) Mailand, B. Carrara. 500 S. gr. 8. Preis 6 Lire. 1874.

mehr durch eine Anzahl von Jahren mehr oder minder ausführlich, im Ganzen aber ziemlich einseitig weiter, bis der Krieg von 1866 den jungen Gemann von neuem zu den Waffen ruft und auf Unfug das blutgetränkte Schlachtfeld eine Ausbildung der inzwischen verwitweten alten Marchesa mit ihrem Schwiegersohn herbeiführt.

Dies ist der Kern: wie man sieht, im Wesentlichen eine Familien-Geschichte, bei der Alles darauf ankommt, ob der Dichter seine Personen zu vollständigen Vertretern des nationalen Lebens zu erheben versteht. Gern erkennen wir nun in dem Ingenieur Gabbrio die typischen Züge, die den Besten der italienischen Jugend aus den gebildeten Ständen eigen sind: neben glühender, den höchsten Idealen zugewandter Vaterlandsliebe eine sehr reale und thätigste Ausprägungsfähigkeit, eine Begeisterung, die, wenn sie dem nervlichen Temperament tiefer als etwas zu abstrakt und phrasenhaft erscheinen will, doch auch der Wirklichkeit Stand gehalten und den eigentlichen Stütz- und Angelpunkt für Garcauro's geniale Politik gebildet hat. Rühmend, gewandten Geistes, von einnehmender Liebenswürdigkeit und doch männlich fester Haltung, ist dieser, den Mittelständen entstammene junge Mailänder, der überall sicher und tastend aufzutreten und einzugreifen weiß, wohl befähigt, uns den Einblick vor die Augen zu führen, den seine Alters- und Bekannungsgeossen thatkräftig auf die Befreiung und Wiedererhebung seines Vaterlandes ausgeübt haben.

In Camilla's stillen bescheidenem Wesen hat der Dichter zwar eine durch Feinheit und Tiefe des Gemüths feinste Persönlichkeit hingestrichelt, aber die Züge, die er ihr verliehen, sind so individuell, daß sie keinen Ausdruck darauf zu erheben scheinen, mehr als eine höchst interessante Einzelstudie zu bedeuten. Camilla ist keine Repräsentantin jener patriotisch gekauften Frauenkreise Italiens, die für die der Verbreitung und Ausübung des großen nationalen Kampfes in nicht zu unterschätzender Weise wirksam gewesen sind; ihr ist jedes Heroinenthum, auch das des Salons, gänzlich fremd, und sie tritt mit einer Selbstheit und Schüchternheit auf, die unsere Vorstellungen über eine italienische junge Marchesina von glänzender Schönheit wenig entsprechen, in der Wirklichkeit sicherlich nicht die Regel bilden. So sehr und im Verlaufe der Geschichte die Begegnungen ihres Charakters, die anspruchsvolle Keuschheit und Reinheit ihrer Seele für die Braut und Gattin Gabbrios einnehmen, so tritt ihre Gesinnung doch niemals aus dem Rahmen des bürgerlichen Familienbildes heraus; vielmehr prägt sie, bei dem eigenthümlichen Reize, mit dem der Dichter diese feine Lieblingseigenschaft ausgefaltet hat, seiner ganzen Erzählung in stärkerem Maße, als es wohl beachtlichst war, den Stempel des Panzerromans auf. Die Szenen einer anmutenden Gemüths- und Herzensbildung überwiegen, ihnen gegenüber tritt der Versuch, das geistige Leben großer Gruppen, die Bewegung ganzer Nationen, ja ein zu höchster Erregung sich heizendes Volkstreiben zu schildern, mehr und mehr in den Hintergrund und schrumpft zuletzt zu kurzen Überflügen der politischen und kriegerischen Ereignisse aneinander, die der eigentlichen Erzählung bruchstückartig eingeschaltet sind.

Daß der Dichter nicht mit voller Kraft danach gestrebt hat, mit seinem Werke den Anforderungen eines zeitgeschichtlichen Romans zu genügen, erhebt schon aus der geringen Zahl von Personen, die er neben den beiden Hauptgestalten auftreten läßt. Es sind eigentlich nur die beiderseitigen Familien: Gabbrios Mutter und Schwester, Camilla's Eltern und Bruder. Der Dorf- schutzmeyer und seine tauchstumme Tochter, der liberale Graf Gian Rinaldo, der jehuitische Vater Nefario und der weitere

Curat Don Vitale sind wenig mehr als Nebenfiguren von epischer Bedeutung. Merkwürdig reich entwickelt dagegen ist das eigentliche Hülfs- und Unterpersonal; eine zahlreiche Dienerschaft führt nicht selten in ausgiebiger Weise das Wort und veranschaulicht weit über die Grenzen des Bedürfnisses hinaus, wie sich in den Kämpfen des Partiers, des Kochs, des Kutscher u. s. w. die Wendungen und Ereignisse von Garcauro's Politik und Vizeiter Emanuele's Kriegsführung dargestellt haben.

So bewegt sich die Erzählung im engsten Kreise. Nur selten ist der Versuch gemacht, seine Schranken zu durchbrechen: wir dringen mit Gabbrio in Garcauro's Arbeitszimmer ein, aber finden nicht den großen Minister selbst, sondern ein bloßes Abbild seiner geistprühenden lebendigen Persönlichkeit, das uns in seiner Weise das Original vorzuführen vermag. Wir kommen ins Feldlager, aber die Campagne von 1859 raucht vorüber, ohne daß wir im Stande wären uns auch nur einen individuellen Zug einzuprägen; von dem Kampfe bei Custoga, sieben Jahre später, wird das Treiben nach der Schlacht, der Rückzug des geschlagenen Heeres und das Schicksal seiner Verwandten anschaulich und überzeugend, ich möchte glauben nach eigenen Erlebnissen des Verfassers, vorgeführt. Reich an anziehenden Einzelheiten ist auch die Schilderung der Brianza, der Landschaft südwärts von den Ufern des Comersees, in welcher die Geschichte sich hauptsächlich bewegt. Jedoch sind es vorwiegend einzelne Züge, die uns treffen und erfreuen; zu dem Fortschreiten, ein Gesamtbild, sei es jener ländlichen Scenerie, sei es der lombardischen oder der piemontesischen Hauptstadt zu zeichnen, zu denen der Dichter uns wiederholt führt, schwingt er sich nirgends auf.

Wir können hiernach mit dem Gesagten nicht zurückhalten, daß und der beträchtliche Umfang des Buches — es sind fünfhundert ziemlich enge Seiten großen Oktavformats — mit der Summe seines Inhalts nicht in völlig richtigem Verhältniß zu stehen scheint. Bei größerer Verdichtung würde die Darstellung an Kraft und Zusammenhang zweifellos gewonnen haben, am meisten vielleicht, wenn der Dichter, da er doch wesentlich auf individuelle Verhältnisse sich beschränken wollte, auf den weiten Rahmen des Romans ganz verzichtet und uns sein anziehendes Paar in Form einer Novelle vorgeführt hätte.

Bei vielen und erheblichen Einwänden, denen unsere Kritik rückhaltlos Anstund zu geben sich verpflichtet fühlt, wäre es jedoch ungerecht, wollen wir nicht am Schluß auch der Vorzüge gedenken, die Garcauro's neueste Dichtung mit ihren älteren Geschwestern theilt. Die milde Frömmigkeit, die den Verfasser besetzt, giebt seinem Werte, ohne anstrenglich zu sein oder in einem Predigerton zu verfallen, etwas Wohlthuendes und Ermäanderndes; überall zeigt sich der Verfasser als ein Mann, der die Ideale seines Volkes sich frisch und unberührt erhalten hat und der auch Anderen den Glauben an das Ideale zufrucht. Er zeigt sich ferner als ein feiner und sorgfältiger Beobachter des menschlichen Herzens und des menschlichen Lebens, der seinen grünen Blick auf Seiten und Verhältnisse zu lenken liebt, die Menschen unmittelbar dünken, aus denen jedoch der Verfasser weisse und treffende Bemerkungen zu ziehen vermag. Endlich lernt aus der des itallischen Idioms minder kundige in Garcauro einen Schriftsteller lieben, der die wunderbare Instrument mit voller Meisterhaft und in edelster Reinheit dankt und bedient.

P. D. Fisch.

Frankreich.

Die Krisis in der reformirten Kirche in Frankreich.

Die reformirte Kirche ist in Frankreich durch das Gesetz vom Memorial des Jahres X anerkannt. Die in selbstem gegebenen, organischen Artikel der protestantischen Kulte befestigen die reformirte Kirche durch feinerer Glaubensbekenntnis; sie reden nur von denen, welche eine gewisse Form des Kultus beobachtet und durch eine geschichtliche Tradition mit einander verbunden sind. Dagegen regelt das Gesetz die Organisation der Kirche: die Lokalkirchen stehen unter einem Konfessorium und die verschiedenen Konfessionen gruppieren sich zu Synoden; von einer über diesen stehenden Generalsynode ist nicht die Rede. Dieses konstituierende Gesetz von 1802 kennt dennoch nicht eine in sich einige reformirte Kirche mit einem feststehenden Glaubensbekenntnis als Grundlage, sondern einzelne Kirchen, die es in einer bestimmten Weise gruppirt. Mehr noch die Synoden, welche schon seit 1660 aufgehört hatten, blieben auf dem Papier ohne ins Leben zu treten.

Diese Lage der Dinge ist durch die beiden, durch einen Zwischenraum von 50 Jahren getrennten, religiösen Bewegungen, die englische und die deutsche wesentlich geändert worden. War durch die von England ausgegangene Erweckung des ursprünglichen Glaubens auch hier eine Rückkehr zum Alten eingetreten, welche die Gläubigen in zwei gesonderte Lager, das der orthodoxen Calvinisten und das der freisinnigen Fortschrittler trennte, so sollte diese Spaltung durch die von Deutschland aus eingeleitete Bibelkritik noch verschärft und in ihrem Wesen verändert werden. Während die freisinnige Partei Anfangs nur — wie im Nachhinein der Regierungen des 18. Jahrhunderts — die Daten einer übernatürlichen Offenbarung mit der Vernunft zu veröhnen suchte, erhielt ihr Rationalismus nunmehr eine wissenschaftliche Methode, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Die Revue de Strasbourg wurde die Vertreterin der zu neuem Bewußtsein erwachten Partei. Der Orthodoxie bemächtigte sich eine Entrüstung, welche, nachdem sie sich in langen Deklamationen ergangen hatte, schließlich auch in Thaten ihren Ausdruck finden sollte. Der Schlachtplan war einfach genug: ein Blick auf das numerische Verhältnis ergab eine zwar nicht bedeutende, aber doch sichere konfessionelle Majorität; es galt daher, die geistlichen Synoden zu berufen, von diesen Delegirte für eine zu freiziehende Generalversammlung wählen zu lassen und letzterer die Entwerfung eines Glaubensbekenntnisses aufzugeben. Über die Art des Ausfalls desselben konnte kein Zweifel sein: es mußte für die „Reger“ durchaus unannehmbar sein und ihren Austritt aus der „Gemeinschaft“ zur Folge haben.

Und so ist es gekommen! Unbelleverweise hat die Regierung zu dem Beginn ihre unbefonnenen Rechte geliehen: sie gestattete die Berufung einer Generalsynode mit konsultativen Befugnissen; ihren Beschlüssen wurde jedoch eine gesetzgebende Kraft beigemessen, die Regierung sanktionierte sie und gestattete die erforderlichen Zwangsmaßnahmen. So vollzog sich trotz der feierlichen Proteste der liberalen Partei die Reize der Ereignisse, welche mit der Anschießung der einen Hälfte der Kirche ihren Abschluß erreicht hat. So gerührt jetzt also jede französische reformirte Gemeinde und die geistliche Existenz verbleibt — nicht der Majorität, sondern der orthodoxen Partei. Sind die entstehungsbedingenden Beschlüsse schon mit einer äußerst schwachen Mehrheit zu Stande gekommen, so zeigt sich in manchen Gemein-

den das entgegengesetzte Zahlenverhältnis in ganz trostloser Weise. In Nîmes kommen die etwa 1000 Orthodoxen in den Besitz der großen „Tempel“, während 17,000 Liberale aus denselben verbannt sind. In Noyon stehen sechs Orthodoxe 300 Liberalen gegenüber: die Liberalen verlieren ihre Rechte als Keger, die 6 Orthodoxen, weil zur Begründung einer Gemeinde 9 Personen gehören. Herr de Cumont dachte sich schließlich in einer Sackgasse befinden.

Eine förmliche Einheitsfront von Reklamationen hat sich über den ärmsten Zauberelement ergossen. In Paris haben sich einige vierzig liberale Delegirte der Generalsynode bei ihm eingefunden. Herr Duission, Präsident des Konfessoriums zu Evon, und Herr Salabert, Professor der Jurisprudenz in Nancy, haben ihre Beschwerden in beiderseitiger, aber verständlicher Weise vorgelesen, und der Minister hat geantwortet. — Er ist zu neu in seinem Amte und überläßt die Angelegenheit, so wenig er auch der Wichtigkeit mißkennt, noch nicht nach allen Richtungen. Er bittet die Deputation daher um ein ausführliches Memorandum und versichert sie übrigens seines wohlwollenden Schutzes, der die Gestattung von Gewaltmaßnahmen ausschließt.

Demnach sind die Reklamationen liberaler Geistlicher bis auf Weiteres stillt. Was aber nach dem Eintreffen des Memorandums? Drei Wege stehen der Entscheidung des Ministers offen: Anwendung von Gewaltmaßnahmen, wie Abhebung der Geistlichen, Schluß der Tempel, um die Beschlüsse der Generalsynode durchzusetzen; oder Anerkennung der liberalen Protestanten als eine neuen Sekte; oder Erklärung der Gleichberechtigung beider Parteien als selbständig neben einander stehender Setzen. Recht und Billigkeit scheinen sich für den letzten Ausweg zu erklären. Schließlich hat Herr de Cumont den glücklichen Gedanken, ihr einzuschlagen.

Wittl.

England.

In Ehren Shakespeares.

In London wird augenblicklich ein höchst interessantes Bild zum Verkauf ausgestellt, das man in England ziemlich allgemein für das ächte Original-Portrait Shakespeares hält, und zwar entweder für das von Richard Burbage, dem Schauspieler, von dem John Taylor, dem Dichter, gemalte Bild des großen Dramatikers. Jedenfalls ist es sehr alt; die Züge zeigen bedeutende Ähnlichkeit mit der Büste der Gruff in Stratford; in der Kunst der Ausführung steht es weit dahinter zurück, doch das Weirer ist das gleiche.

Der Besitz dieses Bildes läßt sich bis auf Lord Eunt, Zeitgenosse des Dichters, (1534 — 1609) zurückführen. Seine Sammlung von Portraits berühmter Zeitgenossen ist wohlbelannt, und es wäre seltsam, wenn ein solcher Mäcen der Berühmtheit seiner Zeit in dieser Sammlung nicht ein Bild des Dichters unter allen gehabt hätte. — Im August 1785 ward dies Portrait, nach englischen Berichten, bei einer Gemälde-Versteigerung in Schloß Eunt verkauft. Später kaufte der Earl of Scarborough, ein Nachkomme Lord Eunt's, es wieder, und es blieb bis 1807 in Besitze der Familie. Als die Sammlung 1807 wieder veranklicht ward, wurde dies Portrait, wie auch mehrere andere, anonym verkauft. Doch ein Künstler, Mr. Ralph Waters, der zugegen war, erkannte und kaufte es. Er vermuthete das interessante Bild seinem Bruder, der es an Mr. George Rippon verkaufte, welcher

es seinem jetzigen Eigentümer Mr. John Jewiss von Preston House, Plymouth, vermacht. Es würde sehr interessant sein, wenn der unumstößliche Beweis geführt werden könnte, daß dies in der That ein von einem seiner Freunde gemaltes Porträt des größten Dramatikers unserer Ara sei, über dessen äußere Erscheinung wie über die näheren Umstände seines Lebens so sehr wenig Bestimmtes bekannt ist, daß schon so mancher mythenhafte Zug sich dieser Riesengestalt anheften konnte.

Die New Shakspeare Society führt fort den regsten Eifer in allen, ihren großen Dichter betreffenden Untersuchungen zu entfalten. Besonders in der Behandlung des Textes, aus nach den äußeren Merkmalen, entwickelt sie eine emsige Thätigkeit. Als ächte Praktiker — das Praktische ist ein vorwiegender Zug des englischen Rationalcharakters — möchten die Engländer am liebsten Alles nach unumstößlich feststehenden Zeugnissen beweisen, Alles, wo möglich, auf feste Zahlen zurückführen. Es scheint sich förmlich eine spezielle Shakspeare-Statistik bilden zu wollen. So ist unter den neuern Abhandlungen der N. S. S. jetzt eine erschienen, die besonders Nachdruck auf eine bisher noch weniger beachtete Seite dieser äußeren Merkmale legt, nämlich auf die *Weak Endings*, die „Praktischen Formwörter“, wie sie Herr Herzberg bezeichnet, der in Ulrichs Ausgabe der Schlegel-Tieckhens Uebersetzung 1871 zuerst auf diese Specialität aufmerksam gemacht, wie das auch Mr. John K. Ingram, der Verfasser vorliegender Broschüre „On the Weak Endings, of Shakspeare with some account of the history of the verse-ends in general“, anerkennt. — Das Heftchen ist mit großer Genauigkeit geschrieben. Der Herr Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrüben lassen, den ganzen Shakspeare durchzugehen, — die umbelegte als die seinen anerkannten Schöpfungen, die noch fraglichen, wie auch die in den ihm ganz oder theilweise, doch noch nicht mit voller Bestimmtheit, zugeschriebenen Partien in anderen Dramen, — um so die Anzahl überhaupt, wie ihr Verhältniß zum Ganzen der von ihm in leichte und schwere Endungen getheilten proflischen Formwörter in den Endungen festzustellen, und das so erhaltene Resultat in Ziffern auszusprechen. Er betrachtet diese Art der Terprufung als eine fernere und nicht unerhebliche Beihülfe zur Lösung der großen Aufgabe der feststehenden Anordnung der Zeitfolge von Shakspeares Schöpfungen.

M. B.

Indien.

Rana Sahib.

Rana Sahib ist von den Engländern gefangen genommen, — Rana Sahib, der Rebelle, der Verräther, der Menschenfresser! Er war seit 16 Jahren verschollen und galt für todt; manche erzählten, er werde in den Bergen gefangen gehalten. Man hat ihn festgenommen in Owalior, der Hauptstadt des Maharadsjah Scindia, und dieser, der früher sein Freund war, sich aber nachher von ihm zurückzog, hat seine Persönlichkeit rekonnostrirt. Diese Nachrichten durchliefen vor einiger Zeit die europäischen Blätter und erregten nicht geringe Sensation. Darauf gingen telegraphische Berichte ein, welche neuerdings durch die überlandpost bestätigt wurden: die Identität des fehlgenommenen Rakiss mit dem ehemaligen Maharadsjahs Fürsten lie noch unklar. Scindias allerdings schwerwiegendes Zeugniß ist nicht unanfechtbar, weil ihm möglicherweise selbstliche Absichten zu Grunde liegen; er braucht die Freundschaft der Engländer und möchte sich gern ihre

Dankbarkeit erwerben. Oberst Newbray Thomson, der den wahren Rana von Angesicht zu Angesicht kannte und mit Mühle seinen Mordgier entging, fand in dem Gefangenen, als er gefesselt und mit fursilkigen Gewande bekleidet war, eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem verurtheilten Haindling, vermochte aber seine Identität nicht zu beschwören. Ein Doktor Treppster, der Rana früher behandelt und ihn unter anderem selbst Schröpfköpfe gesetzt hat, erklärte sogar, seinen ehemaligen Patienten nicht wiederzuerkennen.*) Bei so divergirenden Aussagen wird es schwer halten, eine Entscheidung zu erzielen, und die Untersuchung wird sich vielleicht noch sehr in die Länge ziehen. Aber das Interesse an der einst so viel genannten Persönlichkeit ist etwasi erregt, und wir glauben denselben Rechnung zu tragen, indem wir mit der folgenden kurzen Skizze der Erinnerung unserer Leser zu Hülfe kommen.

Rana, mit eigentlichem Namen Dandya-Pant, war der Sohn eines Brahmanen aus dem Dekan und Adoptivsohn von Bafchi-Roa, dem letzten Peshwa der Marathas. Als er nach dessen Tode Ansprüche auf seine Besitzungen erhob, erkannte die ostindische Kompanie diese nicht an, und er verlor nicht nur den darüber angestrengten Prozeß, sondern auch einen großen Theil seines Vermögens. Dafür schwor er den Engländern Rache. Doch hielt er sich vorläufig ruhig, residierte mit fursilkiger Pracht in Bitnur, wo man ihn belassen hatte, und nahm alle Engländer mit größter Freundschaft bei sich auf; ja, er wußte sich derart in das Vertrauen der Regierung einzuflechten, daß diese ihn mit der Bildung und Organisation einiger Scapool-Regimenter beauftragte, die in Khandpur in Garaison kamen, und ihm den Oberbefehl über dieselbe übertrug. Als der Militäransstand im Mai 1857 in Bitur ausbrach und sich in kurzer Zeit über die ganze Statthaltertschaft von Bengalen verbreitete, brachte Rana auch die Regimenter in Khandpur zur Ueumute und stellte sich an die Spitze der Rebellion. Als wuchs die Zahl seiner Anhänger, deren religiösen Aberglauben er benutzte, um sie gegen die Engländer zu fanatisiren. General Wheeler, der in Khandpur befehligte, zog sich mit geringer Mannschaft und den Bürgern der englischen Kolonie nebst ihren Frauen und Kindern in das besetzte Hospital zurück, wo er von Rana Sahib mit Uebermacht eingeschlossen wurde. Zwar schlugen die Engländer die häufigen und fursilkigen Angriffe der Belagerer alle zurück, aber General Wheeler ward bei einem derselben tödtlich verwundet, und der arg zusammengegeschmolzene Rest der Besatzung mußte die angebotene Kapitulation annehmen. Diese ward am 27. Juni abgeschlossen, und Rana Sahib sicherte durch sein gegebenes Wort den übrig gebliebenen Vertheidigern, sowie den Frauen und Kindern freien Abzug. Raum aber hatte der Zug, aus etwa 1000 Personen bestehend, worunter gegen 700 Frauen und Kinder, die Stadt verlassen und auf den Fahrzeugen Platz genommen,

*) Die neueste, gerüchtweise verdächtige Version ist die folgende: Der unglückliche Gefangene ist nicht Rana, aber ein Vertrauter und treuer Anhänger desselben. Rana hat seinen Brief an Scindia geschrieben, durch den er ihn zum Vordrängen bestellte, und ist auch zur Stelle gewesen, aber im Versteck, als Scindia an der Spitze eines Regiments erschien. Da hat er sich dem aus dem Staube gemacht, und einer seiner Genossen hat sich für ihn ergreifen lassen. Später ist Rana selbst in Versteck in Owalior gewesen, als nach allem glauben, man habe ihn gefangen. Jedenfalls hält er sich noch in der Nähe auf, man glaubt schon seine Spur zu haben, und die meisten Maharadsjahen der englischen Polizei haben sich aufgemacht, ihn zu suchen. Der Brief, der auf seinen Kopf gesetzt ist, (10,000 Pfund) lödt auch nicht wenig.

die zu ihrer Fortschaffung auf dem Ganges bereit lagen, so stürzte sich wie auf ein gegebenes Zeichen die Meute Rana auf die Wehrlosen, und ein furchtbares Gemetzel begann. Die Männer wurden sämmtlich niedergemacht, die Frauen und Kinder aber nach der Stadt zurückgeschleppt und in dem englischen Gefängnißhause gefangen gehalten. Schrecklich waren die Leiden der Unglücklichen, die hier, der viehischen Begierde ihrer Feinde preisgegeben, von Tag zu Tag ihren Tod erwarteten. Mittheilung machte General Havelock mit starker Truppenmacht. Rana verzweifelte, die Stadt gegen die Annäherung der Engländer halten zu können und beschloß, sich zurückzuziehen. Zuerst aber ließ er alle Gefangenen, die noch am Leben waren, auf Granatsplittern ermorden und ihre Leichen schenlich verstreuen. Am 17. zerstörte General Havelock nach kurzem Geheiß seine Truppen und zerstörte zwei Tage darauf seine Hauptstadt Aitbur. Rana warf sich mit dem Rest seines Heeres in die Oberröde von Nepal und behauptete sich hier noch ein Jahr lang gegen die Engländer. Seitdem war er vom Schauplatz der Ereignisse verschwunden.

Rana Endib war eine Zeit lang der Held von Schaner-noroden, die von England her bei uns importirt wurden. Vielleicht empfand noch Mancher ein gewisses Mitleid mit dem Verbrecher, wenn ihn eine frühe Noth erreicht. Es ist wahr, man muß den natürlichen Haß der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, die Gluth des südlichen Temperaments, durch seine Gebote der Sitte oder Religion gezügelt, das Feuer der Rachsucht, das so lange unter der Asche gebrannt hatte, in Anschlag bringen, wenn man dem Charakter dieses Menschen gerecht werden will. Unwillkürlich wird man zum Vergleiche aufgefordert, wenn man diesen hinfälligen, von der Zivilisation nur zu seinem Nachtheil betroffenen Janakier betrachtet und zugleich an den Nordbrenner aus Königlichem Geblüte denkt, der jetzt mit Feuer und Schwert, ohne Rücksicht auf Völkerecht und Menschlichkeit, die besten Provinzen Spaniens verwüstet und doch als Vertreter der Legitimität und Vertheidiger des katholischen Glaubens gepriesen wird.

Schmelke.

Voricht über indische und englische Verhältnisse.

Vom Abgeordneten Dr. Ebert.

V. (Schluß.)

Handel und Manufacturen.

Der Handel Indiens wird nur in geringem Maße durch die Ausfuhr aus den Seehäfen begünstigt, denn die große Masse der Produkte wird in Indien selbst verzehrt. Doch belaufen sich die Exporte im Jahre 1871–72 auf 63,185,847, die Importe auf 31,083,747 Pfund Sterling; 11,573,813 Pfund Sterling an Gold und Silber wurden importirt, 1,476,093 exportirt, so daß hiervon in Indien 10,097,720 Pfund Sterling verblieben. Dies war schon seit unendlichen Zeiten so in Indien. Obgleich ungeheurer Quantitäten von Gold und Silber zu Vierzehnten gebraucht, begraben oder aufgeschüttet werden, dauert der Zufluß von Silber nach dem Osten fort, ohne den allgemeinen Emsch des Handels oder die Preise zu afficiren.

Der größte Ausfuhr-Artikel Indiens ist der Reis, 16,000,000 Zentner, 4,446,388 Pfund Sterling im Jahre 1871–72 werth; es ruht darauf ein Zoll. Der größte Theil wird von Burma exportirt. Salzen und Banca können nicht nur auf den europäischen Märkten nicht mit Burma konkurrenziren; Burma exportirt auch nach China und versorgt zum Theil Siam und Cochinchina.

26 Mühlen arbeiten jetzt in den Seehäfen Putnam mit Dampf an dem Reierelangen.

Der zweite Ausfuhrartikel ist Baumwolle, in dem Jahre 1871–72 wurden 809,246,087 Pfund zum Werthe von 21,272,430 Pfund Sterling exportirt. Aber eine ungeheurer Quantität wird in Indien selbst verarbeitet. Eine sehr große Anzahl Spinnereien sind in Indien erblickt, seitdem die Beschaffenheit der Maschinenware sich verbessert hat; viele tausend Hände der Eingeborenen werden hierdurch in sehr gemeinnütziger Weise beschäftigt. Eine große Masse größerer Kleidungsstoffe, sonst importirt, werden jetzt im Inlande angefertigt. In jedem Hause in Burma findet man einen Webstuhl. Immer aber ist der Betrag der eingefuhrten Baumwollenswaren noch enorm; in dem Hafen von Kalkutta betrug er 1871–72: 10,000,000 Pfund Sterling. Ein andern großer Ausfuhrartikel sind Häute und Felle; 20,000,000 war die Zahl 1871–72.

Von Kalkutta wurden für 6,550,000 Pfund Sterling Opium ausgeführt. An Bedeutung folgt jedoch Jute. Als Rohstoff nach Europa und Amerika kam dieser Artikel vorzüglich seit dem amerikanischen Kriege auf. Man benutzt die Jute in großem Maße zur Anfertigung von Getreide- und Zuckeräcken. Die Ausfuhr dieses Artikels von Kalkutta allein stieg vom Jahre 1870 mit 120,000 Pfund Sterling im Jahre 1871–72 auf 6,100,000 Pfund Sterling. Dann folgen Indigo und Thee, dessen Export reichend zunimmt. Aus Gummi elasticum wurden 1871–72 von Kalkutta allein 15,623 Zentner exportirt. Zuder wird in großer Quantität producirt, aber nicht erheblich exportirt. Auch ist ein der vorzüglichsten Produkte Südinien.

948 Dampfschiffe und 1230 Segel-Schiffsfahrer, außer der 1414 Dampf- und Segelschiffe des indischen Handels, tragen diesen ungeheuren indischen Verkehr. Aber als den kritischen Punkt desselben betrachtet man allgemein in Indien den Suezkanal. Bombay ist durch den Suezweg Europa um 10 Tage näher gerückt als Kalkutta. Dieser Kanal hat einen Handel zwischen Bombay, Triest, Venedig, Konstantinopel und Odessa in Aufschwung gebracht, der vor 1869 nicht existirte. 1871–72 kamen 88 Suez-Dampfschiffe in Bombay an und segelten 90 ab; im Jahre vorher 10 weniger. Die Ausfuhr nach Triest betrug 1871–72: 800,000 Pfund Sterling; die Einfuhr 77,000 Pfund Sterling. Rußland will mit Gewalt indischen Handel unter russischer Flagge befördern; doch kamen 1871 nur 2 russische Schiffe über Suez nach Odessa, 1872 nur eins.

Der Landhandel nach Afghanistan, Turkestan, Tibet, Kaschmir und Kabul findet in der Regel nur durch einmal im Jahre ausgesandte Karavannen über die Himalajapässe statt. Die Perinab, eine Klasse afghanischer Handelsleute, 12,000 streitbare Mann zählend, betreiben mit ihnen 60,000 Kameelen, welche sie auf der Plateau von Ghazal und Kailash-Ghazal, gegen einen Tribut an die lokalen Fürsten weiden, diesen Handel trotz der großen, oft den Werth der Kameelladungen erreichenden Abgaben, trotz der Strapazen seitens ihres eigenen Handelsheers, des Emirs von Kabul, trotzdem daß sie jährlich viele Kameelladungen, 2 Prozent der Kameele selbst und 100 Mann verlieren, mit seit 1863 stets ihr steigender Ausdehnung, unerschöpfend fort. Hauptausfuhrartikel aus diesen Gegenden sind rohe Seide, Wolle zum Schafwollen, Gold- und Silberdraht, getrocknete Früchte und Mandeln von Kabul. Diese Handelsverbindungen haben seit unendlichen Zeiten existirt, aber nach dem östlichen Turkestan erst seit 1867. 1870 brachte man von Maharadscha von Kaschmir Indien, die Emmentrautölölle – gegen völlige Zulassung der sehr reich einkommenden Güter – zu erhalten. Das hat den Handel mit Kaschmir verlebendigt. Die Aus-

leute von Garzad kommen seitdem zu den Messen in das Pendschab nieder und sind starke Abnehmer von Baumwolle, wofür sie rohe Seide und Goldstaub geben.

Man kann über Kaschgar auch Turestan von England billiger Waaren transportiren, als die Russen dies über Moskau vermögen. Die Kaufleute von Bradford und Manchester sind auf die hier ihnen winkenden Vorteile aufmerksam gemacht worden. Eine große Entfaltung des Handels läßt sich hier hoffen, denn durch den Himalaya führen schöne Handelsstraßen von Indien nach Tibet. Nur wird die chinesische Regierung Widerstand leisten. Doch werden hier stattfindende Messen freundliche Beziehungen mit den Bergvölkern nähren. Der größte Theil der Produkte Indiens wird aber im Lande selbst verzehrt, so daß der Binnenhandel wichtiger ist als der mit dem Auslande. — Die Manufaktur im Pendschab allein brachtete Werthe von 4,500,000 Pfund Sterling 1871—72 hervor. Man verfertigt weiße und bunte Kattunkleiderstoffe und dicke Zylinderstoffe mit bunten Streifen aus ungemein weicher Schaafwolle mit Ziegen- und Kamelhaar verwebt. Die Seidenmanufaktur, zu welcher man die rohe Seide aus Afghanistan und China erhält, ist ein wichtiger Zweig des Manufaktur. Industrie-Ausstellungen in Madras und Kalkutta haben den europäischen Einfluß auf die indische Manufaktur sichtbar gefördert. Die feinen und reich decorirten Gewebe wird man wohl stets in Indien besser und billiger mit Handarbeit hervorbringen als in Europa die Maschinen sie liefern.

Die großen Messen, welche durch ganz Indien gewöhnlich bei den Pilgerfahrten zu Heiligtümern abgehalten werden, beleben den Handel und erweitern die Kenntnisse und Bedürfnisse des Volkes. In Folge der Ausstellungen hat Jodres Sammlungen der indischen Gewebe in 18 Bänden zusammengestellt, und sind Exemplare dieses Werks den zwölf Hauptstädten der Industrie in Großbritannien und sieben indischen Städten mitgetheilt.

Der Zustand des Volks.

Der Census von 1871 bildet das Knochengestütz, aus dem man Schlüsse auf die gegenwärtigen Lebensbedingungen des indischen Volks ziehen kann. Die Zahlenverhältnisse und wie sie gewonnen, verdienen nachgesehen zu werden. In den meisten Gegenden besteht die Nahrung des Volks hauptsächlich in trockenem Getreide und Gemüse, so mit einander gemischt, daß sie gleichen Nahrungsgehalt wie Weizen enthalten. Im Allgemeinen ist das Volk sehr mäßig, keusch, ehrlich, besonders gelehrig, leicht zu regieren und getöblich.

Die hauptsächlichsten Krankheiten in Indien entstehen aus schlechtem Wasser und mangelhafter Drainage. Ob das Fieber dennoch gerade aus der Kanalisation entsteht, ist eine in Indien bestrittene Frage. 1½ Millionen Menschen sterben ungefähr jährlich in Indien am Fieber. Mangel an Gehirne trägt wesentlich dazu bei. Die großen Chincona-Anpflanzungen werden diesem Uebelstande begegnen. Vaszination durch Pockelimpfung hat den Blattern im Jahre 1871 Schranken gesetzt. Man hofft die ganze Kinderbevölkerung durch die Vaszination mit der Zeit vor dieser Krankheit schützen zu können. Furchtbar wird die Sterblichkeit durch die Pilgerfahrten, insbesondere bei den Muhammedanern vermehrt. 1871 wurden 18,078 Menschen in Indien durch wilde Thiere umgebracht; 1869 tödtete eine Tigerin 127 Menschen. Die Eingebornen betrachten die Tiger als eine Zerkürung der Göttheit, Andere scheuen sie zur Jagd. Mit Valeriana, welche sie wie die Katzen sehr lieben, vergiftet man sie.

Nach Ceylon und Burma führen zahlreiche Auswanderungen von Kulies statt, welche in das Kassepalanden arbeiten. Seit

1871 übernahm ein Gesetz die Verteilung zu indischer Emigration. Jede Kolonialregierung muß danach einen Beamten zum Schutz der Emigranten anstellen. Diese müssen die Auswanderer-Schiffe und den Zustand der Emigranten beaufsichtigen und unterstützen, auch adäquaten Medizinal-Injektoren einsehen und wo es Noth thut Hilfe leisten. Jeder Angeworbene muß mit dem Anwerber vor der Kolonial-Behörde erscheinen, damit man sehe, ob er die eingegangenen Bedingungen begriffen hat. Die Gegenden des Auslandes, nach welchen Kulies ausgeführt werden dürfen, bestimmt die Regierung.

Polizei und Rechtspflege.

Die polizeiliche Ordnung wird in Indien hauptsächlich durch die Ortschulzen und Richter aufrecht erhalten, unter Leitung von 150,000 Konstablen, denen aber außerdem die Ausführung der verwickeltesten Verwaltungsgänge zukommt. Bei vielen Stämmen ist Raub und Diebstahl eine erste Sitte. Einen Theil der Jahre verleben sie ruhig in ihren Bezirken, den übrigen ziehen sie in Banden umher und verhehlen die Beute. Man hat sie jetzt nach einem Gesetz von 1871 in Verberberkolonien untergebracht. Räuberliche Stämme dieser Art, die Pholis, hat man zu einer sehr brauchbaren Polizeimaaschaft ausgebildet. Ein Vientenamt Outram hat dies bewirkt. Er griff sie in ihren Dölkern an, zeigte daß diese nicht uneinnehmbar seien. Als sie um Gnade flehten, schickte er seine Truppen zurück, begab sich allein unbewaffnet in ihre Mitte, lebte ein Jahr unter ihnen, verband ihre Wunden, heilte Krankheiten, zeichnete sich als Tigerjäger aus, gewann so ihr Vertrauen und machte diese Völkchen zu trefflichen Verwaltungsgorganen.

Die Gefängnisse sind im Allgemeinen in einem zufriedenstellenden Zustande, in Beziehung auf Arbeit, Belehrung und Gesundheit. Auch das System der ticket of leave, der vorläufigen Entlassung, ist eingeführt. Solche Entlassene werden auch nach der großen Verberberkolonie Port Blair, einer der Andaman-Inseln gebracht. Einige nehmen ihre Weiber mit, Andere verheirathen sich dort. Zum Theil läßt man sie, mit geringen Geldzahlungen, selbstständig für ihren Unterhalt sorgen, wie berichtet wird, mit sehr gutem Erfolge.

In Beziehung auf die Zivilrechtspflege wird berichtet, daß in keinem Lande der Welt die Proceßkosten so groß ist, als in Indien. Man klagt nicht um das geliebte Kapital zu erlangen, sondern um den Schuldner zu neuen Anleihen zu verleiten. Der insolvente Schuldner geräth in Schuldknechtschaft. Vor wenigen Jahren schleppte man einmal einen alten Mann auf einen Berg und schlachtete ihn da als Sühnopfer den Göttern, daß sie den Geheimrath, bei welchem die Sache schwelte, zu einer gütlicheren Entscheidung brächten. Im Jahre 1871—72 gab es 1,088,153 Zivilproceße in Indien.

An militärischen Ereignissen war glücklicher Weise das Jahr 1871 arm. China mit Tibet schloß sich ab, Ruhstand dringt vor. Zu Konflikten ist es nur den Bergvölkern im Osten gekommen, welche gequält worden sind. So wurde die britische Autorität aufrecht erhalten, einmal eine Expedition wegen eines kleinen Mädchens, welches die Bergvölker geraubt, unternommen. Die Streitmacht, welche hierzu ausreicht, besteht aus 130,261 Mann, die Offiziere mit eingeschlossen, worunter 60,632 Engländer mit Ausnahme der den 123,170 Indiern zugetheilten englischen Offiziere. In ganz Bengalen besteht die bewaffnete Macht nur aus Eingebornen. Auch der Frieze an den östlichen Grenzen wird lediglich durch 4800 eingeborne Soldaten ohne Kavallerie oder Artillerie und durch die Lokalpolizei aufrecht erhalten. Vorzüglich gehäuft sind die Truppenmassen in der Nähe der Himalayaberge, 12,400 Mann.

Eine schöne Karte giebt die Garnisonen, welche sämmtlich durch Eisenbahnen verbunden sind, und die Zahl der Mannschaften an. Ein großes Heerlager bei Delhi vereinigte 1872: 14,000 Mann.

Seilankalten befinden sich auf allen Höhen über den Saurekarlenen. Aber die britischen Truppen können nicht dorthin gebracht werden, weil es an Fuhrwerk fehlt, um sie schnell dahin zu befördern, wo sie gebraucht werden; sie sind aber an den strategisch wichtigsten Punkten des ganzen Landes postiert.

Seit den Meutereien des Jahres 1857 wird übrigens die Stärke der europäischen Truppen in Indien jährlich um 16,000 Mann vermehrt. 1863 wurden 10,000,000 Pfund Sterling zur Verbesserung der Kasernen für die britischen Truppen von der indischen Regierung bewilligt und man hat daran fort und fort. Von 1862 bis 1872 hat man im Durchschnitt 1,000,000 Pfund Sterling für militärische Bauten, außer den Kasernen auch die Festungen, Wege, Drainagen u. s. w., ausgegeben. Die Hafenbefestigung von Bombay und Kalkutta ist erst im Entstehen. Der Bericht beweist dies nicht, weil die Wissenschaft des Angriffs und der Verteidigungen sich in den letzten Jahren so rasch und schnell vervollkommenet.

Die Vermessung.

Seit 70 Jahren arbeitet man an der Triangulation Indiens, jetzt ist dieses gigantische Werk, welches allen geographischen und topographischen Operationen zur Grundlage dient, beinahe vollendet. Eine schöne Index-Karte zeigt die Resultate anschaulich. Oft verbindet man noch im Jahre 1872 die Menschenerschenden Tiger den Fortschritt der Expeditionen, welche Alles mit sich führen mußte. Die Einwohner in den Gegenden von Bihar, wohnen sich damals die Expedition erstreckte, lieferten wenig Weizen; sie gehen nackt, berauschen sich in Palmwein, und selbst ihre Hütten, welche wenig Schutz gewähren, erreicht man nur ab und zu, in weitenweiten Entfernungen. Einige der Stationen wurden in Höhen von 17,00 Fuß über der See errichtet. Auch mit Löwen hatten die Vermesser zu kämpfen. Die Vermessungsverwaltung kostet jährlich 240,000 Pfund Sterling.

Die vorzüglichen Karten Indiens und der Nachbarländer, Persiens, Mesopotamiens sind die auf gleichem Entdeckungserreissen gewonnenen Resultate dieser Vermessungsarbeiten. Mit Bewunderung wird man, nach Durchsicht dieses Berichtes, anerkennen, wie sehr die indische Regierung sich der Zivilisation des lange vernachlässigten Landes weilt.

Kleine literarische Revue.

— **Jugend- und Volkschriften zum Weihnachtsfest.** Eine gesunde Jugend- und Volksliteratur ist ein Lebensband der modernen Gesellschaft, sie ist ein Hauptmoment der Erziehung, weil sie Herz und Seele zu bilden sucht und mit dem eigenen Volksgenossen selbst in innigster Wechselwirkung steht. Auf der Grundlage des allgemeinen Menschlichen, des christlichen Menschthums erhebt sich der Bau wahrhafter Menschenbildung, der Jugend gehört das Leben, denn ihr gehet die Zukunft, Jugendchriften und Volkschriften gehören demnach zu einander, in gemeinsamer Atmosphäre arbeiten sie durch das Medium der Sprache des Volks, die dem Kindesalter am bedeutsamsten tönt. Wir Alle waren Kinder, wir Alle sind Kinder, so lange wir auf Erden wandeln, oder sollten es wenigstens sein in Unbefangenheit

und schlichtem unverfälschtem Sinn, deshalb hat die Jugendliteratur ein so weites Gebiet, die engsten Familienbände am häuslichen Herd, die kleinsten Sorgen des Dahinsiehlens wie die Großthaten der Geschichte und die erhabensten Hervorbringungen des Menschengeistes, des Denkenden und des dichtenden Volksgenossen berühren sie nah; Sagen, Märchen und Weltgeschichte, das Handwerk, die Kunst und die Wissenschaft haben hier ihre harmonische Vereinigung, hier sind die feinsten Gegenstände des Daseins verflochten, denn die Jugenfröhen und der Volksgenoss sind in sich einig.

Die unmitteldbare und recht erfreuliche Veranlassung zu dieser Betrachtung bieten uns die Jugend- und Volkschriften des wackeren, in der Reichshauptstadt Berlin wirkenden Volksschullehrers Ferdinand Schmidt und der mit ihm wohlverwandten, im Bunde mit ihm arbeitenden Männer. Die humane Tendenz der populären Darstellungen Schmidts lernt man vor Allem aus seinen mäßig geschriebenen kurzgefaßten Biographien kennen, wie die von Heinrich Pestalozzi (2. Auflage, Berlin, Hugo Kottner), die Alexander's von Humboldt, welche bereits in fünf Auflagen bei Hugo Kottner erschien, aus seinem nicht minder trefflichen Lebensbilde des Philosophen Moses Mendelssohn (Berlin, ebendasselbe) und einer ganzen Reihe ähnlicher Schriften, die vaterländische Ader des Verfassers aber, welche den Grundton seines Schaffens angieht, bewährt sich am schärfsten in seinem Buche „Die Hohenhausen und ihre Zeit“ (erster Theil: Kaiser Friedrich I., Barbarossa; zweiter Theil: Kaiser Friedrich II., Untergang der Hohenhausen; Berlin, Max Bretschke), ferner in den vier Erzählungen über den Dreißigjährigen Krieg (Der Winterkönig, Wallenstein, Gustav Adolf und: Was zum westfälischen Frieden; Berlin, ebendasselbe) und im weichen Umsange durch das vierbändige, mit rühmendwerthem Fleiße zusammengetragene Werk: „Weltgeschichte für Schule und Haus“ (Berlin, Albert Goldschmidt, Nr. 8.). Diese Weltgeschichte hat Professor Georg Dieckmann mit Illustrationen geziert, zum Theil sehr trefflichen, sie bekundet das wärmste Gefühl für die Großthaten der Menschheit in den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung und den richtigen Takt, das Bedeutsame in der anprendenden Form der Jugend an's Herz zu legen. Namentlich die beiden letzten Bände, welche die neuere und die neueste Zeit behandeln, verdienen wegen der angemessenen Geschichtlichkeit, die Ferdinand Schmidt bei der Bewältigung des massenhaften Stoffes erprobt hat, die sympathische Anerkennung der unparteiischen Kritik. Was man im Einzelnen hier und da anderer Meinung sein, im Großen und Ganzen ist das Dargebotene eine vorzügliche Leistung. Nur wenige populäre Darsteller in Deutschland besaßen auf ähnlichem Standpunkte den weitreichenden Blick dieses Autors. Wie ihm seine preisliche Geschichte und vor zehn Jahren empfohlen hat, wie er in seiner begeisterten Schilderung der Freiheitskriege sich hervorgethan, so ist er auch als Bearbeiter der gesamten Weltgeschichte fast treu geblieben und an Gediegenheit und maßvoller Ruhe scheint er gewonnen zu haben. Der einstige Herausgeber der Deutschen Rationalbibliothek, welche die ersten historischen Kräfte Deutschlands zu dem vollkommensten Unternehmen einer Reihe patriotischer Stützen versammelte, hat neben sich eine erlebte Schaar gleichstrebender Geister, die in populärer Schreibweise und doch edelster Sprache mit ihm weiterkern. So der Übersetzer Heinrich Schwerdt, welcher unter dem Titel „Die Räuberführer“ (Berlin, Verlag von Max Bretschke) Bilder aus dem Thüringischen Bannenkriege veröffentlicht hat, Dr. Heinrich Wehldat, der in „Eine Reichsacht unter Kaiser Sigismund“ ein

Stück halberhätter Geschichte aus dem 15. Jahrhundert und verfaßt (Berlin, ebenda selbst), Professor Friedrich Körner (Direktor der Handelsakademie zu Pests), dessen kerniges Lebensbild des Prinzen Eugen von Savoyen mit den frühesten Jahren gemalt ist, und der preussische Vollschriftsteller E. Wädin, der Autor einer kräftigen Schilderung von „Des alten Tesseners Leben und Thaten“ (gleichfalls wie die vorigen Berlin, bei Max Boettcher). Das sind Schriften, welche auf die reifere Jugend anregend zu wirken bestimmt sind, aber Gerbinaud Schmidt und Genossen haben viele Meile in ihrem Köcher: „Für jüngere Knaben und Mädchen“ hat der Unermüdete Erzählungen und Märchen (Berlin bei Hugo Kistner) herausgegeben; dem Alter von sieben bis zehn Jahren sind die „kleinen Erzählungen und Märchen“ (Ephrentzen, Weidungen und Malblumen) gewidmet, sein acht humoristischer „Reineke Rasch“ ist von H. Wartisch ebenso anständig illustriert, an Homer's Werken, der Ilias wie der Odyssee, hat unser Volksmann mit glücklichen Bearbeitungen in deutscher Prosaform sich versucht und seine Jugends-Bibliothek, die ihr Berliner Verleger Hugo Kistner in 45 sauber ausgestatteten Bändchen hat erscheinen lassen, umfaßt in reichhaltiger Auswahl alle das Jugendalter angehende Lebensgebiete und hat an Hofmann, Ludwig Bürger und Gustav Wartisch gute Illustrationen empfangen.

Eine Aufnahme von Stoffen aus allen Erdgegenden und Himmelströfen stehen dem Jugend- und Vollschriftsteller zu Gebote, aber er ist nur dann ein guter Hausvater mit diesem Reichthum, wenn er solchen Arbeitern gleich seinen Blick auf die höchsten Aufgaben der Erziehung richtet und im Dienste der blickigen Hüter des Volkes steht. Ehre, Wahrheit und Treue sind die Leitsterne solcher Schriftsteller! T. v. B.

— „**Alteindischer-Geschichten**“ von Laboulaye. *) Der Herausgeber dieser liebenswürdigen Märchenammlung ist als scharfsinniger Politiker und geistreicher Publizist hinreichend bekannt. Seine neueste Veröffentlichung zeigt ihn uns von einer ganz anderen Seite, steht aber mit seinen früheren Arbeiten in einer gewissen inneren Verbindung. Wer, wie Laboulaye, seinen Kopf und seine Feder der moralischen und intellektuellen Förderung seiner Mitbürger gewidmet hat, dem kann auch die Erziehung der Jugend nicht gleichgültig bleiben. Der Verfasser verfolgt mit seiner Sammlung hauptsächlich einen erzieherischen Zweck: er will dem jungen Kindestalter, wie er sich ausbreitet, eine „moralische Pflanzung“ bieten. Zu dem Ende hat er die schönsten Sagen, Märchen und Legenden aus allen Literaturen zusammengetragen, und unsere deutsche Literatur hat kein geringes Kontingent davon geliefert. Aus diesen Geschichten soll das Kind unbewußt diejenigen Ideen in sich aufnehmen, die es später im Mannealter, als Bürger des Staats und Glied der Gesellschaft, betheiligen und verwirklichen soll: das gegen Ungerechtigkeit und Gewalt, Liebe zur Wahrheit und zur Tugend, Mitleid mit der ungerecht Leidenden Unschuld, Glaube an eine rächende Nemesis, Vertrauen auf den ewigen Sieg des Guten u. s. w. Der Tenor der Darstellung ist genau so anspruchlos, liebendwürdig - mild und doch poetisch, wie er dem Geschmack des kindlichen Alters entspricht, und wie wir ihn der sonst so krassen Feder des Verfassers gar nicht zugetraut hätten. Z.

*) Contes bleus, par Edouard Laboulaye. Paris, Charpentier.

— **Die Geschichte Indiens, von seinen eigenen Geschichtsschreibern erzählt.** *) „In diesem Bande“, so sagt die Vorrede, „ist die Geschichte der alghanischen Dynastie vollendet. Die Regierung von Dümajin ist auch abgeschlossen und die Annalen von Akbars Regierung bis zum achtunddreißigsten Jahre geführt.“ Dies genügt, um zu zeigen, daß Professor Dawson in diesem Theile des Werkes mit einer sehr interessanten Periode beschäftigt ist, und der Band wird ohne Zweifel von allen, die sich für Indische Geschichte interessieren, freudig begrüßt werden. Für Akbars Regierung ist: Tahakut Akbari von Nizam Ahmad benutzt, welches Buch völlig übertrafen ist, und Angesichts dessen, daß diese Übersetzung allein 289 von den 575 Seiten des Bandes einnimmt, und auch ein guter Theil des Aukens von dem Herausgeber verfaßt, alles aber bearbeitet ist, muß man Prof. Dawson den größeren Theil der Anerkennung für ein Werk gönnen, das Eilets Namen führt. Dr. Z.

— **Ang. Grahet, der Verfasser der mit Recht geschätzten Grammaire historique de la langue française** **) hat jetzt bei Hachette eine Anthologie, *Moreaux choisis des grands écrivains du XVI^e siècle* erscheinen lassen. Dieselbe ist für die höheren Schulen bestimmt. (Ein Verfügung des Conseil supérieur de l'instruction publique hat nämlich für das Jahr 1874—1875 für die classe de rhétorique (Unter-Prima) das Studium der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts angeordnet. Die Auswahl zeigt von gewissenhafter Sorgfalt, sicherem Geschmack und gründlicher Sachkenntnis; sie erhält auch für uns noch einen ganz besonderen Werth durch die Beigabe eines Wörterbuchs der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts. B—1.

— **La Roumanie contemporaine.** M. Frédéric Danes, Redakteur der Roumanie von Bucharst, hat kürzlich in Paris, in der Buchhandlung von Germer Baillière die erste Lieferung einer Revue erscheinen lassen, die er unter dem Titel: *La Roumanie contemporaine* gegründet hat. Der Inhalt des ersten Heftes ist folgender: I. La Turquie et les peuples de l'Europe orientale. II. La Roumanie considérée sous le rapport physique, administratif et économique, par Em. Cretulescu. III. Baita Alba, par B. Alexandri. IV. Chansons populaires du peuple serbe, par Ed. Laboulaye. V. Coup d'oeil sur l'histoire roumaine. VI. L'alphabet Dacieque. VII. Ballades Roumaines. VIII. La Constitution Roumaine. IX. Le grand vladine Caudescu, par Pauthazi Gikha. X. La langue Roumaine. XI. Dora d'Istria, notice. Bibliographie.

— **Les Grammatrions français depuis l'origine de la grammaire en France jusqu'aux dernières œuvres connues, von J. Tell (Paris, Dibot)** ist eine in chronologischer Reihenfolge gegebene Analyse von mehr denn 400 Werken, beginnend mit Geoffroy Tory, dem berühmten Buchdrucker (1529) und endigend mit der Schrift von M. J. Deconiad: „Sur la langue l'universelle“ (1873). Das „Champfleury“ auquel est contenu l'Art et Science de la doue et vraye Proportion des Lettres“, Paris, G. Tory, 1529, in kleinem Format, kann kaum eine französische Grammatik genannt werden. Zu gleicher Zeit erschienen unbekannter gebliebene Bücher der Art in England; so: *Howe is a Boke to speke french*, London, R. Pynson,

*) Die Rußlandische Periode. Aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Sir G. R. Elliot, K. C. B. Herausgegeben und fortgesetzt von Professor Dawson. Band V. London, Trübner u. Co.

**) Paris 1866, Hetzel, in-18. 302 p.

eine *Datum*, in *Quarto*; Barclay, the introductory to write and pronouns *Franchise* 1521, *Gollie*. Jedenfalls die *St. Valgraves* *Leclairissement de la Langue francoyse*, London 1530, *Gollie*, die erste eigentliche französische Grammatik.

— **Bücherromane.** Es gab eine Zeitlang eine Roman-Literatur, die man die praktische nennen konnte, sie verschwand schnell, wie sie gekommen, und lebte sich damals in unserem engen Vaterlande an die Weichnachtspagetage eines bekannten Schriftstellers an, der im kaufmännischen Annamensinteresse thätig, die Empfehlung von allerlei Waaren in der Tagespresse durch dazu erdachte Geschichten pikanter zu machen suchte. Man ging weiter, erdachte völlige Romane und streute dabei Bemerkungen über das beste Hotel des Ortes, wo der Held sich aufhielt, über die größten Kaufhäuser, wo die Heldin ihre Besorgungen abmachte, wobei sie dann der Held begleitete u. s. w. u. s. w., ein; — man ging noch weiter und fabrizierte Bücher-Romane. Selbst ein verpöbter Bücher-Roman, ohne Salz und Schmalz, aber mit Albernheit und möglicherweise praktischem Erfolg ist O. Praderes *Mary-Allen, souvenirs des bains de mer de Saint-Malo*. *) Dergleichen literarische Produkte einer praktischen Nase, deren Idee dem industriellen Koyse irgend einer „Bücherdirektion“ entsprungen ist, mögen für auch ihre Berechtigung haben, mögen aber doch nicht Anspruch auf Einreihung unter die bessere Tagesliteratur machen.

B-n.

Sprechsaal.

Der französische Unterrichts-Minister de Cumont hat in Ermangelung geeigneterer Reformer durch einen Erlass angeordnet, daß die Professoren der französischen Exzellen und Kollegien sich künftig ihren Schülern nicht mehr ohne die veraltete Klobe zeigen dürfen. Die Klobe war im Laufe der Zeit außer Gebrauch gekommen, ohne daß die Studien oder die Zucht darum gelitten hätten. Der Ertrag, durch die Wiederherstellung der lächerlichen Sitte die alte Tradition vom „Repekt“ wiederbeleben zu wollen, scheint jedoch bei den Beteiligten wenig Beifall zu finden. Die Klobe hat von jeher das Unglück gehabt, diejenigen lächerlich zu machen, welche es ohne sie noch nicht waren, und die Väterlichkeit der Andern noch um ein Gefährliches zu erhöhen. Als einziger Vortheil derselben gilt, daß sich hinter ihren geheimnißvollen Falten das primitive Kostüm verbergen läßt. Das Abenteuerlichste an dem Ministerial-Erlass ist seine zweifelhafte Durchführbarkeit. Mit welchen Strafen will man denn gegen diejenigen verfahren qui se „déroberont“. Der Erlass ist eben so überflüssig wie der des *Ministres* *Lortoul*, der einst durch russische (und preussische) Mafse inspirirt, die Härte der Beamten dem *Genf* - *Schermesser* unterwarf. Die Ministerien vergeben, die Härte bleiben. Wie traurig muß nicht Herrn von Cumont zu Muth sein, wenn er in seiner Vangeweile nicht auf bessere Einfälle kommt.

Albert Reineke, welcher am 28. September d. J., bald nach dem Ableben seines Alters- und Berufsgenossen *Frederic Morin*, im 50. Lebensjahre, der französischen Gelehrtenwelt entrissen wurde, hinterläßt als Hauptprodukte seiner sorglosen und

gründlichen Studien: *Le Sommeil*, preisgekrönt durch die *Académie des sciences morales et politiques* 1855, *L'Alibié devant la philosophie, la morale et la société* (1862), *le vitalisme et l'animisme* de Stahl (ein Band der *Bibliothèque de philosophie contemporaine*, l'Amé et le Corps (1862), *De la physiologie et de la Parole* (*Bibliothèque de philosophie contemporaine*) und *L'Habitude*, eine Denkschrift, aufgenommen unter die *Comptes rendus de l'Académie des sciences morales*.

Dr.

Die „*Chronik des Volkschulwesens*“, welche bisher von dem Seminar-Oberlehrer R. Wolfram zu Berna redigirt wurde, hat in ihrem neunten Jahrgang (die Ereignisse auf pädagogischem Gebiete im Jahre 1873 behandelnd) einen neuen Herausgeber in der Person des Direktors der Staatsschule zu Ludenwalde, E. W. Seuffarth, eines bekannten und graduirten Pädagogen, erhalten. Aus der allgemeinen Jahresüberschau der *Chronik* referiren wir statistisch interessant, daß die Zahl der im Jahre 1873 erschienenen pädagogischen Schriften 1266 betrug, die höchste bisher dagewesene Ziffer dieser Rubrik und zugleich die höchste Zahl der ganzen Jahresliste überhaupt. Die *Pädagogik* hat an Stelle der *Theologie*, welche bisher die meisten Artikel auf den Büchermarkt lieferte (1872 nur 1234) die Führung des literarischen Reiches übernommen. Zum Jahre 1870 betrug die Gesamtzahl der literarischen Erzeugnisse überhaupt 10,058 (*Pädagogik* 997; 1861 10,669 (*Pädag.* 1059), 1872 11,127 (*Pädag.* 1266). Von besonderer Wichtigkeit, wie für das Gebiet des Kulturlebens überhaupt, so insbesondere für die Schule, war die Wiener Weltausstellung. Die *Chronik* giebt darüber den ausführlichsten Bericht aus der Vortragszeitung für die Provinz Preußen, registriert dann weiter die Sitzungen des ersten Europäischen Blindenlehrer-Kongresses, zu welchem der als Dichter bekannte Dr. Franke durch sein Mundschreiben an die 142 Blindenlehre der Erde die Leiter und Lehrer dieser Anstalten eingeladen und der von den Repräsentanten dreier Welttheile besucht wurde, und der zweiten Jahresversammlung des Allgemeinen Erziehungsvereins, in Kassel abgehalten. Bekanntlich ist es des letzteren Aufgabe, die pädagogischen Ideen zu verbreiten und in der Praxis wirksam werden zu lassen; zu diesem Zwecke hat er in Dresden seit 2 Jahren eine Anstalt zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen ins Leben gerufen, und giebt seit dem 1. April 1872 eine Zeitschrift heraus („*Die Erziehung der Gegenwart*“, redigirt von D. Kellner und W. Schreiber, Dresden bei D. Anselm). — Die Specialberichte der „*Chronik*“ ordnen sich dann weiter unter die Titel der einzelnen europäischen und außereuropäischen Länder und schließen mit einer Totenschau und einer Übersicht der pädagogischen Literatur des letzten Jahres. Wir heben aus letzterer hervor: *Dieserwegs Wegweiser*, welcher seit mehreren Jahren ihren Vergriffen war, erscheint jetzt in einer neuen, der fünften Auflage, herausgegeben vom Kuratorium der *Dieserwegs-Stiftung* (Erfen, bei G. D. Beyer). Der I. Band, der das Allgemeine behandelt, ist von E. Rudolph, Oberlehrer an der Leuzschschule zu Berlin, bearbeitet. Ferner hat der Leiter der „*Chronik*“ selbst *Pädagogische* sämtliche Werke in den Jahren 1869 bis 1873 in 18 Bänden (bei H. Müller in Brandenburg) herausgegeben und seine Biographie des großen Pädagogen (Leipzig 1874 bei Siegmund und Wolfenbügel) liegt in vierter Auflage vor.

—n.

*) Göttingen und Hamburg, Harnitz u. Schmidt, 1874.

*) Paris, Librairie générale, 1874.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CARL TWESTEN: Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände, 1872, gr. 8, geh. 4 Thlr. (335)

„Was dem Buch einen dauernden Werth und eine in der gegenwärtigen Lage der Wissenschaften singuläre Bedeutung giebt, ist seine sogenannte Einleitung, die Darstellung der Beweggründe und des Ganges der theologischen Kultur der Menschheit im grossen und ganzen, angeschlossen an Comte's berühmte Theorie, nach welcher in einer theologischen, metaphysischen und positiven Auffassungsweise die Behandlung der hervorragenden Probleme und Erfahrungskreise verläuft.“

In dem historischen Theile dürfen wir auch, so wie er herausgegeben ist, die beste Zusammenfassung des Materials willkommen heissen; grosse Gesichtspunkte beherrschen das Ganze.“

(Hörsr. Deutsche Monatshefte.)

Ferd. Dümmers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint:

A. Kuhn, Ueber Entwicklungsstufen der Mythenbildung.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1873.

Gr. 4, geh. Preis: 10 Sgr. (336)

Bei S. Girard in Leipzig erschien soeben

und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brutus.

Trauerspiel

von

Heinrich Kruse.

(338)

Octav, geb. 20 Sgr. gebunden: 1 Thlr.

Im Verlage von George Bestermann in Braunschw. erschien soeben:

Novellen von Karl Detlef.

2. Band.

8, fein Velinpapier. Gehftet 1 Thlr. 18 Sgr.

„Im Verlage des Verf. unter dem kühnen Schriftsteller ist bereits so oft begründet, daß es unnötig erscheint, seinen Schriften eine Empfehlung beizufügen.“ (339)

In Ferd. Dümmers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag, gehalten von Professor Dr. M. Lazarus.

Zweiter unveränderter Abdruck. 1873. Velinpapier, gr. 8, gehftet, 7½ Sgr. (340)

In Ferd. Dümmers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Das Leben Raphaels von Urbino.

Italienischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar

von

Herman Grimm.

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphaels Bildnisse nach dem Original in der Münchener Gallerie, in Kränze gezeichnet von Ludwig Grimm, in Albestotypie und zwei Tafeln Facsimile in Photolithographie. Kupferdruckpapier. Gr. 8, eleg. geb. Preis 4 Thlr.

In der Wiener Abendpost (vom 6. Februar 1873) sagt ein unparteilicher Kritiker über das Werk N. A.:

„Bei Raphael bleibt zum Glück auch bei schärfster Forschung genug übrig, um die Idealität seiner historischen Erscheinung keineswegs zu vernichten und seinen Nimbus nicht auszulöschen. Einen Werk solch exakter Forschung voll, begegnen wir in dem Buche von Herman Grimm, dessen erster Band vor uns liegt, — möge der zweite bald nachfolgen! ... Grimm kennt natürlich für die zierliche novellistische Gewebe (Vasari's) keine Schonung. Aber seine Darstellung, wenn sie auch sehr oft Detailfragen mit dem ganzen trocknen Ernst des Gelehrten untersucht, läßt nichts weniger als trocken oder schwerfällig. Wir hören stets den Mann von Geist und Bildung, ... Sei es genug, den Fleiß, die Gewissenhaftigkeit und den Scharfblick Grimms durchaus und in hohem Grade anzuerkennen. ... Wir erwarten mit ungeduldigem Antheil den zweiten Band, für den noch soviel Wichtiges aus Raphaels Leben zurück ist.“ (341)

Delius? (342)

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

— Jetzt complet — 3 starke Bände, broschirt:

1 Thlr. 10 Sgr.

Um 3 feine Halbzeitschriften: 1 Thlr.

In die Einrichtung in Schulen zu

erleichtern, kostet von jetzt an

jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht,

ausbleibt in der 3. Auflage geliefert.)

Erfeld, Verlag von R. & P. F. F. F. F.

Die „Organen“, Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, herausgegeben von Friedrich Ludwig Schlegel (Fr. Wilh. Schlegel) in Leipzig bringen in Nr. 48 u. 49 folgende Aufsätze: Zur Geschichte des Septennats, 2. Die Wägenzeit und die Stellung der Patrien. Georg Zelle. — Im Silberland Nevada. Nach Karl Twisten. — Die bühnen Welt. R. A. — Dem deutschen Reichstag. C. r. — Weltmarktüberblick. — Weltweit: Reichers Geschichte der National-Ökonomie in Deutschland. F. Z. — Plaudereien aus London. Alfred Blum. — Briefe aus der Kaiserstadt. (343)

Verlag von F. A. Grunhaus in Leipzig.

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Sodenstedt, Delius, Gildemeister,

Herrnberg, Hergle, Kurz, Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Friedrich Sodenstedt.

9 Bände. 8, Geh. 6½ Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Kuch in 28 Bänden in 5 Sgr. gehftet,

7½ Sgr. cartonné in beziehen.)

Dies von Friedrich Sodenstedt herausgegeben neue Shakespeare-Uebersetzung, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zu jedem Stück und einer Biographie Shakespeares vom Herausgeber, der ferner erst bedachtet, hat sich so großer Beliebtheit zu erfreuen, daß bereits eine zweite Auflage davon nötig wurde. Vorräthig in allen Buchhandlungen. (344)

Zur Geschichte Frankreichs!

Sehen entstehen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. J. Henniger, Prof. in Zürich. Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten.

Inhalt: Welt und Gang der Geschichte. — Aufklärung der französischen Nation bis auf Ludwig XIV. herab. — Die französische Weltmachtstellung auf ihrer Höhe; Ludwig XIV. — bis zur Schwärze der Jahrhunderte. — Politischer Verfall des Staats, Verfall der verschiedenen Literaturen. — Frankreich seit der Revolution. XIV. und 400 Seiten. gr. 8, Preis 2½ Thlr. = 7 M. 50 Pf.

Brüder erdienen:

Karl Dillmann, Frankreich und die Fremden in der 2. Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Erfahrungen. 2. Ausgabe. n. verm. Aufl. 8, 1½ Thlr. = 5 M.

E. Zugenheim, Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. 8, 1½ Thlr. = 4 M. 50 Pf. (345)

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 19. Dezember 1874.

[N^o. 51.]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Neue literarische Erscheinungen und Weihnachtsgaben. II. Goethe, Goethe, Siegfried, Strodtmann, Guxrow, Hefstiel, Fontane, Schach, Schrenberg, Freiligrath, Veschier, Bedenfeldt, Rodenberg, Eina Morgenstern, Oppel, F. v. Hellwald, Wittfoth, Epamer, Wendel. 745. — Daniel Sanders und unsere Mutter Sprache. 747.
- Spanien.** J. E. Klein, Geschichte des spanischen Dramas. II. Anfänge des spanischen Theaters bis auf Cervantes. 749.
- Frankreich.** Vom französischen Theater. 751.
- England.** Sir Robert Peel. Nach persönlichen Erinnerungen und nicht dritten Papieren. 752.
- Italien.** Cardinien unter den Römern. 754.
- Afrika.** Somalia. 755.
- Kleine literarische Neuze.** A. R. Marx über Beethoven. 757. — Bis nach Cinnip. 757. — Schiller's Triebwechsel mit Körner. 758. — Kleine Notizen, von Gustav Düll in Wiesbaden. 758. — Grunius Würden. 758.
- Sprengsaal.** Wissenschaftliches Repertorium der ungarischen Akademie in Budapest. 758. — Lunacy Law Reform Association in England. 758.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeigter Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Neue literarische Erscheinungen und Weihnachtsgaben.

II. (Schluß.)

Goethe, Goethe, Siegfried, Strodtmann, Guxrow, Hefstiel, Fontane, Schach, Schrenberg, Freiligrath, Veschier, Bedenfeldt, Rodenberg, Eina Morgenstern, Oppel, F. v. Hellwald, Wittfoth, Epamer, Wendel.

„Goethe und sein Ende!“ können wir als Ausgangspunkt dieses literarischen Aufbaues nehmen und fangen füglich mit einem kleinen Werk an, auf das die deutsche Literatur stolz sein darf, mit Karl Goethe's Biographie (Goethes^{*)}). Es ist wunderbar, daß man eigentlich diese in einem mäßigen Otfarbande enthaltene Goethe-Biographie als die erste neuere in deutscher Sprache gedruckene bezeichnen kann. Vor der des Engländers Reeves, welche für uns als ein Nationalwerk gelten kann, hat sie den Vorzug, daß seit dem Verleihen der Werke eine unendliche Masse von Mittheilungen über Goethe, Briefwechsel, Notizen, Erinnerungsblätter u. A. m. erschienen sind, die Goethe's alle gekannt und benutzt hat. Auch war es in der That an der Zeit, daß endlich einmal ein deutscher Bachmann sich der von Goethe ganz vortrefflich gelösten Aufgabe unterzog. Eine kurze Analyse und Besprechung der Hauptchriften läßt sich von einer Biographie eines Mannes, der sein Vaterland auf ein Jahrhundert in Bewegung gesetzt hat, gar nicht trennen. Recht deutlich tritt der Hauptzug Goethes hervor, der auf allen Gebieten des menschlichen Sterbens Nachahmer und Sammler sein wollte, und hierin die charakteristische Eigenschaft des Deutschen erkannt hat, dennoch aber das größte Originalgenie des Vaterlandes geworden und geblieben ist.

Sollte man es glauben, daß man Goethe auch für erwachsene Lektüre zurechnen kann? Es läßt sich eben mit diesem universellen Geist alles unternehmen und mit Glück durchführen. Herr F. Siegfried hat eine Reihe von Goethe'schen Erzählungen erwachsenen Mäddchen zu eigen gemacht^{**)} und an die Spitze des wohl ausgestatteten und illustrierten Bandes ein vortreffliches Portrait gestellt. Mit seinem Geschmack sind kürzere und längere Erzählungen ausgewählt, vornehmlich die, in denen der weiche, bewußte Charakter Goethes zum Ausdruck kommt, aber auch solche, in denen seine dreckige und wunderliche Natur spukt. Die eigenen Novellen und Erzählungen, Wilhelm Meister, Wahrheit und Dichtung, die italienische Reise und die Rheinlamagne haben verhalten müssen, und obgleich Goethe'sch nicht die Tendenz hatte, für Mäddchenschulen zu schreiben, so ist dennoch in einem Bande, der so viel Seltenes zählt, als das Jahr Tage hat, nicht ein Blatt, nicht ein Wort, das nicht des ersten Geistes voll, das nicht jede Mutter getroßt ihren Töchtern in die Hand geben könnte.

Von älteren Werken auf dem Gebiete der deutschen Dichtkunst steht die zweite Auflage von Adolf Strodtmann's Leben Goethe's^{**)} in erster Reihe. Das Werk ist seiner Zeit in unsern Blättern ausführlich besprochen worden und wir beschränken uns heute auf die Empfehlung, daß ein so gewissenhafter Schriftsteller wie Adolf Strodtmann selbst die neue Auflage eine wesentlich verbesserte nennt.

Karl Guxrow's gesammelte Werke erscheinen zum ersten Male vollständig in vier Bänden zu einem wohlfeilen Preise.^{**)} Trotz der umfassenden Thätigkeit des vielseitigen Schriftstellers, der auf manchen Gebieten in erster Reihe der literarischen Herren steht, und noch lange nicht genug gewürdigt ist, hat die Verlagsbuchhandlung durch Keinen, aber guten Druck es möglich gemacht, das Unternehmen auf einen mäßigen Umfang zu beschränken. Wer daher an die neunbändigen Romane denkt, welche sich nicht erschrecken, sie sind sehr zusammengefallen, und es ist der Mühe werth, von einem Manne, der solche Perlen der Literatur geschrieben hat, wie die eigene Jugendbiographie und „Das Urbild des Torstufes“, ein Gesamtkleid zu schaffen, das jeder Bücherfreund seiner Bibliothek einverleiben wird.

Den Berlinern, denen man nie einen rechten Platz auf dem deutschen Parnass einräumen will, wird man andererseits nicht absprechen können, daß sie in der Erzählungskunst Meister sind. Auch nach Ludwig Tieck und Karl Guxrow ist dieser Theil der Literatur in der Hauptstadt Deutschlands besonders gepflegt worden. Ein kurzes freundliches Andenken sei hierbei dem längst verstorbenen Georg Hefstiel gewidmet, zu dessen letzten Schriften „Die Gesungenen Frauen“^{*)} gehören. In einem zierlichen Bändchen hat er die romantischen Geschichten von zehn interessanten Frauen erzählt und das Büchlein einem Freunde in wehmüthiger Erinnerung an La Motte Fouquet gewidmet, als dessen Nachfolger er in gewisser Beziehung bezeichnen werden kann, wenigstens gehörte er zu den letzten Reitern in das alte romantische Land.

*) Leipzig, F. W. Grunow, 1874.

**) Berlin, Franz Dunder, 1873—1874.

**) Jena, Hermann Costenoble.

*) Leipzig, C. G. Heile, 1874.

*) Goethe's Leben und Schriften von Karl Goethe. Stuttgart, Costa, 1874.

Doch nicht zu den allerbesten; denn in jugendlicher Kraft lebt und wirkt noch der einst kriegsgefangene märkische Wanderer Theodor Fontane. Auch ihm vermögen wir nicht die Reifehaftigkeit in der Erzählungskunst abzusprechen, aber sein eigentliches Talent ist die Dichtkunst und in ihr besonders der Balladen- und Romantiken. Die zweite Auflage seiner Gedichte *) giebt den Beweis, daß ein Dichter unter uns wohnt, der in einzelnen Sachen mindestens Ludwig Uhland vollständig ebenbürtig genannt werden kann. Jedem Leser fällt hierbei zunächst Schelland und Archibald Douglas ein, der in der Domschule Komposition auch zu einem musikalischen Gedichtes trotz seines rauhen Gewandes geworden ist. Die vorliegende zweite Auflage seiner Gedichte enthält aber einen reichen Reichthum an vaterländischen Erinnerungen aus den Jahren 1864, 1866 und 1870 und diese von solcher frischen Fülle der Erfindung und des Ausdrucks, daß wir stolz sein können, wie unser Landsmann seine eigene fremde Vergangenheit im Dienste des Vaterlandes überdauern hat. Die drei Einzeldrucke sind geeignet, der Jugend einzelne Hauptmomente der drei weitverbreiteten Kriege besser im Anbeken zu erhalten, als es historische Abhandlungen könnten, und sie treffen den besten Ton, den der Berliner zu sprechen im Stande ist. Von den Worten:

„Wer kommt? Wer?

Hin! Regimente von Büchel her.

Hin! Regimente vom dritten Corps

Rücken durchs Brandenburger Thor“.

geht es bis zu dem Schluß, wo das einzige Deutschland am 16. Juni 1871 einzieht:

„Zum dritten Mal

Ist es ein durch das große Thor;!

Der Kaiser kommt. Die Sonne scheint,

Alles lacht und alles weint.“

„Halt!

Vor des großen Königs erster Gestalt!

Bei dem ersten Anlauf stehen sie wieder;

Sie blicken hinaus, der Alte blickt nieder

Und neigt sich leise über den Bug:

Hon sois, messieurs! Nun ist es genug.“

Wobei wir denn Fontane nicht zum geringsten anrechnen, daß sein Schlussakkt ein Friedenslied ist!

Bei den Romantikern angelangt, müssen wir die „Nächte des Orient“ von Friedrich von Schöad **) nennen. In vielen Dingen einen großen englischen Vorbild, Vert. Byron, ähnlich hat Schöad einen Unterschied von ihm, der ihm zum größten Vortheile gereicht und ihn für unsere Tage überhaupt möglich macht. Er kennt nichts von dem frühblühenden Weltkummer, der vor 50 Jahren Europa unglücklich machte und einen Giftthauch über die besten Dichtungen aller Nationen verbreitete.

„Europa-Mädchelt ist aus der Mode“,

damit fängt Schöad neues Buch gleich an. — Große Wunder, merkwürdige Ergebnisse in farbreichen Beschreibungen führt er uns vor und man legt nicht gern ein einmal angefangenes Kapitel unbewusst aus der Hand. Spannend und steigend ist alles und über die Form ist er vollständig herr. — Man muß konstatiren, daß Schöad, seit er angefangen hat, immer mehr und mehr befreit ist ein etwas Gemachtes abzugeben, was früher den reinen Genuß an seinen Poesien, z. B. Dandrie, beeinträchtigte. Wir sind bei diesem Dichter wiederum zu dem merkwürdigen ästhetischen Räthsel gelangt, daß es doch wohl eine Stelle giebt, wo das Raffinement

und die Sturheit, beides im edlen Sinne als Reinigung und Übung genommen, die Wirkung haben, mit der Intuition und dichterischen Begeisterung Hand in Hand die Brücke des Gemachten und Erfundenen zu überschreiten und zu dem zu führen, was man mit Eingebung zu bezeichnen pflegt.

Zu den Vorbildern für deutsche Gedichtfreiheit gehört auch der rheinländische Ernst Scherenberg — nicht mit dem Berliner Schichtenkapitel zu verwechseln — und es klingt durch seine gesammelten Gedichte *) ein Grundton vornehmster Gedichtesrichtung im deutschen Ausdruck. Freilich müssen oft die Gedichtes Gedanken ersuchen, aber auch die Gedichtes trägt er in der geläuterten Form vor und unsere einst an Pöbel so reiche Literatur, bei der es in neuerer Zeit zu eben schien, und welche jetzt wieder einige Zuthaten zeigt, wie es der Amerikaner Bret Harte nennt, kann auf die neue Erregungsschicht, die in diesem Band Scherenberg'scher Gedichte vorliegt, wohl stolz sein.

„Die Zukunft, die sich einst im Lieh

So ahnungsvoll grieselt,

Das glückseligste Auge sieht

Sie noch als That besiegt.“

Diese patriotische Empfindung weht auch durch die Individualität des Dichters trotz aller schweren Ergebnisse und Leiden, an die das Buch erinnert. Übrigens empfiehlt es sich bei reicher und geschmackvoller Ausstattung ganz besonders zum Geschenk an Frauen.

Das letztere Lob müssen wir auch zwei älteren Büchern der nicht-deutschen Literatur ertheilen, die in Stuttgart in fünfter Auflage gereicht sind, der Mutter Sammlung englischer Poesie, welche Herbarius Freiligrath, und der der französischen Poesie, welche M. Vöschler in Fortsetzung der Eugen-Bereichen Sammlung herausgegeben hat. **) Beide Bücher enthalten bei vorzüglichster Ausstattung und schönen Illustrationen die besten Gedichte der französischen und englischen Poesie und es dürfte fraglich sein, ob so edle christliche Adressen in den Nachbarnländern selbst vorhanden sind.

Die Erzählungen und Romane von Fr. Vode aus *) erscheinen in vierfacher Anzahl, von denen uns zwar erst der kleinste Anfang vorliegt, die aber bei der bekannten Gabe des Erzählers von „Tausend und ein Tag“ ante Ausbente versprechen.

Ein jüngerer Meister in der Reisebeschreibung ist Julius Koblenberg, ein Aquarellist feinsten Art, ein Originaltalent, welches mit der jeder ähnliche Wirkungen zu erzielen weiß wie Ernst Hildebrandt. Niemand hat London und Paris besser beschrieben, niemand das hübsche Ansehen zu glücklicheren Tagen und Studien benutzt als Koblenberg, der der kleinen Musei am Meeresstrand so gerecht wird als dem Gemüth auf dem Markte der Großstadt. Als im Jahre 1873 die Wiener Weltausstellung eröffnet wurde, gab es nicht, wie bei ihren beiden großen Vorgängerinnen ein führendes und leitendes Buch von Koblenberg's Hand; Wien hatte eben das Maßbeur mit nichts fertig zu werden. Dennoch ist es nicht zum Schaben der österreichischen Hauptstadt ausgefallen und was Koblenberg's Wiener Sommertage *) betrifft, so hat die in ihnen entrollten Bilder dadurch nur noch feiner und sauberer geworden, als bei den in größerer Eile geschriebenen Vorgängern. Wir finden außer Wanderungen in Wien, die

*) Leipzig, Ernst Keil, 1874.

**) Album lyrique de la France moderne par Eugene Borel, cinquième édition augmentée par A. Peschier. — The Rose, Thistle and Shamrock, a book of english poetry selected by Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, Hallberger, 1875.

***) Jena, Hermann Gesslebe.

†) Leipzig, F. W. Brockhaus, 1875.

*) Berlin, Verlag des Wilhelm Herz, 1875.

**) Stuttgart, Cotta 1874.

ihre Entfaltung den Heuilekten einer dortigen Zeitung verdanken, außer dem bereits von uns besprochenen vortrefflichen Vortrag „Berlin und Wien“ auch noch einige direkte Weltausstellungs-Reminiscenzen und wir müssen sagen, Rodenberg versteht Japan und China so vortrefflich zu beschreiben, daß man zu der Frage verführt werden könnte, ob es nicht schade ist, daß er diese Länder bloß in den Ausstellungsbänden und nicht an Ort und Stelle beschlichtet hat?

Die Weichnachtszeit weist uns darauf hin, wieder zur Jugend zurückzukehren und den Töchtern, welche noch nicht die Reise haben, um die oben erwähnten Goethe'schen Erzählungen zu lesen, die Plauterstunden von Eina Morgenstern*) zu empfehlen. Eina Morgenstern ist von Anfang der Schriftstellerin gewesen und das sollte man bei dem thatkräftigen Wirken der begabten Frau als Hausfrau, Volkskinderin und Kindermutter nicht vergessen. Denn ihr eigentliches Talent liegt trotz dieser vortrefflichen Bestrebungen in der Feder, das beweis das hiesige Alter und die Storchfrage, das beweist das vorliegende überaus geschickte und anmutige Buchlein, das beweist in noch höherem Grade der Essay „Kindergarten und Volksschule“, mit dem Portrait Friedrich Fröbels versehen, ein Buch, welches Väter und Mütter über vieles falsche Verfahren oder nicht recht Benutzte aus dem Erziehungsgebiet aufklären kann und auf welches wir bei gelegener Zeit zurückkommen.

Erstiger nimmt sich der Jugend niemand an als die Otto Spamer'sche Buchhandlung in Leipzig; eine Überfülle von Büchern, die unterhaltend und belehrend zugleich sind, gewissenhaften Text und vortreffliche Illustrationen haben, das sie bereits geliefert und wird nicht müde Neues zu bieten. Dr. Karl Oppel hat das alte Wunderland der Pyramiden, Professor Hermann Grell die Götterfagen und Kultusformen der Aeltern, Römer, Indier, Perser, Ägypter und Germanen beschrieben. Von neueren Reise- werken derselben Buchhandlung steht in erster Linie Dhastris von Hermann v. Barth, dessen Feld der nun verewigte David Livingstone, der auf dem Wege seiner Ehre gefallene Missionar und Entdecker ist. Das Buch hat Anspruch auf wissenschaftlichen Charakter und enthält in knappen Auszügen bereits die neuesten Reise-Ereignisse in Dhastris bis zu Georg Schweinfurths Reisen, giebt über Richard Drenner, von der Deden, Linz, Spele, Grant und Samuel Baker genügend Auskunft. Zentralasien von Friedrich von Hellwald schließt sich nach Anzahl und Ausstattung den vorigen Werken an. Der bekannte Verfasser nennt seinen Versuch, ein umfassendes Gemälde jenes Ländergebietes zu entwerfen, den ersten in deutscher Sprache und bei den Fortschritten der Russen und Engländer gewinnen die Länder der Kirgisen, des Altai, des Druß und der Turcomanen immer mehr Interesse, zu dem die Feldzüge und Forschungsreisen des letzten Jahres in Ghima und im Norden des Himalaya nicht wenig beigetragen haben. — Endlich sei ein Buch erwähnt, welches den Titel führt: „Männer eigener Kraft,“ und gleichfalls illustriert bei Spamer erschienen ist. Die self-made-men gewinnen in unserer Literatur immer mehr und mehr Beachtung. Das vorliegende Werk enthält Biographien von Walter, dem Vater der Times, Linns, Krage, Burns, Davy, Faraday, Thierwolden und anderen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich erwähnen, daß Dr. A. Wittstock ein Antebiblischen-Exikon herausgibt, dessen erste Lieferung**) vertiegt und das die Lebenslängen berühmten Personen enthalten soll, welche in allen Zeiten und bei allen Völkern auf außer-

gewöhnlichem Bildungs- und Entwicklungsgänge sich zu einer hervorragenden Bedeutung in Kunst und Wissenschaft emporgearbeitet haben.

Die vorerwähnte Spamer'sche Buchhandlung fährt mit dem bereits von uns erwähnten illustrierten Handelslexikon fleißig fort und liefert auf diese Weise zu dem bekannten Konversationslexikon ein Spezialsupplement für Waaren- und Fabrik-Namen, Geldmarkt, Handels-Terminologie, Zoll- und Steuerwesen und den Weltverkehr.

Da wir zum Schluß dieser Parade auf die Lexika gerathen sind, so verbinden wir damit die Nachricht, daß von Hermann Wendels musikalischen Konversationslexikon der vierte Band erschienen ist, welcher die Buchstaben B — H (Harmonie) enthält und in der bekannten fleißigen Art das große Unternehmen fortsetzt, das in diesen Blättern bereits gebührend worden ist.

A. R.

Daniel Sanders und unsere Muttersprache.

Es ist ein erfreuliches, im höchsten Grade anzuerkennendes Betreiben mehrerer unserer gediegenen Unterhaltungsblätter, von Zeit zu Zeit auf eine unerfreuliche Erscheinung hinzuweisen, auf eine Krankheit, die in unserer Sprache sich fundirt und die um so schlimmer ist, als ihre Ursachen in dem Geiste, der diese Sprache denkt und spricht, — in unserem eigenen zu suchen sind. Ich meine die immer mehr um sich greifende Sprachverwilderung, die zunächst auf einer Sorglosigkeit im Sprechen, in weiterer Ursache aber auf einer Nachlässigkeit im Denken beruhend, schließlich die Klarheit unseres Denkens selbst beeinträchtigen und uns nebenbei noch einen guten Theil der Vorzüge rauben dürfte, die wir in unserer Muttersprache bis jetzt noch vor den Sprachen anderer Kulturvölker voraus haben.

Ich will nicht neben von den zahllosen Verbisches gegen Logik, Sprachgebrauch und Geschmack, denen wir täglich in dem Angehebel unserer Zeitungen und Intelligenzblätter begegnen, — Verbisches, deren Zusammenstellung Sammeln von dem humoristischsten Gollimathias und den Zeichnern der stiegenden Blätter eine unerschröpfliche Quelle erwünschten Stoffes geben. Solche Annoncen-komik hat denn doch aber auch ihren trüben Hintergrund: sie zeigt, wie wenig noch ein großer Theil des Volkes darin geübt und daran gewöhnt ist, genau zu denken und das richtig Gedachte auch in knapper Form zu sprachlich richtiger Darstellung zu bringen.

Schon scharfer muß man in das Gericht gehen mit den Verfassern jener oft widerwärtigen amtlichen Bekanntmachungen, welche von den Gelehrten des Kladderadatsches mit Vorliebe in dem Briefkasten ihres Blattes protokolliert werden, — mit jenen Herren, deren stilistische Probenaktionen die Redaktion des genannten Blattes erst vor kurzem zu der Erklärung veranlaßten, daß die Lektüre der Kreidblätter zu ihren angenehmen Beschäftigungen gehöre. Noch mehr aber sündigen gegen den guten Geschmack, gegen Sprachgebrauch, Grammatik und Logik die Verfasser unserer Tagesblätter, von der kleinsten Winkelzeitung bis hinauf zu der Augsburger Allgemeinen. Bei diesen Herren hört jede Entschuldigungsangabe auf: das oben ausgeführte Bedenken muß in Bezug auf sie sich in eine öffentliche Anklage verwandeln. Denn sie sind es vorzugsweise, welche sich als die Hüter der Volkserziehung und der Volksbildung erheben. Aber allerdings davon einen Begriff hat, mit welcher Hast unsere Tagesblätter hergestellt werden, der kann sich freilich manchen dadurch

*) Leipzig, Ferdinand Dittke & Sohn, 1874.

**) Leipzig, H. Mepel's Verlag, 1875.

veranlaßten Unkun erklären, ihn aber entschuldigen wäre gleichbedeutend mit dem Aufgeben unserer nationalen Denk- und Ausdrucksweise. Mag der Eifer der Redakteure und Bericht-erhalter auch noch so groß sein, politische Vorurtheile und Stadtklatschgeschichten ihren Lesern brüderlich anzubieten, man fragt sich dabei doch unwillkürlich: ist denn die möglichst schnelle Mittheilung einer Nachricht, deren Wiedergabe auch am folgenden Tage noch nicht zu spät käme, wichtiger als die Korrektheit unserer Sprache? Dieser Gesichtspunkt fällt um so schwerer ins Gewicht, als für unsere heutige Zeit vorzugsweise die Tagesliteratur — sie weit mehr als die Schaubühne — auf unsere Denk- und Ausdrucksweise ihren (Einfluß übt.) Was aus der einen Seite eine stilistisch gut geleitete Presse nützt, das schadet eine verloddete auf der anderen. Daniel Sanders, der fleißige Beobachter deutschen Sprachgebrauchs, erkennt die sprachver-einfachende Bedeutung der Tagesliteratur sehr wohl an, wenn er die Beläge für seine Behauptungen zum Theil den politischen Blättern entnimmt. Zeitungen wirken nun zunächst freilich nur auf die weniger Gebildeten stilistisch ein, üben doch aber auch, dadurch daß sie zur Begründung eines bestimmten Sprachgebrauchs nicht wenig beitragen, auf die sogenannten Gebildeten einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Denn dem Sprachgebrauch wirksam entgegenzutreten zu wollen, ist meist ein ebenso vergebliches Beginnen, wie der Versuch, dem Zeitgeist eine Schwänke zu setzen. Wie sehr ereifert sich z. B. noch Vossing (Band XII. d. Nachmann) gegen das Wörtchen Thatsache, das gerade zu seiner Zeit an-fing, sich in unserer Sprache einzubürgern. Vossings Einspruch gegen dieses ihm unsinnig scheinende Wort blieb erfolglos: sein unansehnliches und gar nicht seltenes Auftreten in unserer Sprache ist heute eine vollendete Thatsache. Ein vergeblicher Versuch würde es heut auch sein, Ausdrücke wie: griechisches Wörterbuch, französischer Sprachlehrer ganz verbannen zu wollen, obwohl sie in nicht legistischer als als dort oft beladene und belüthigende: „zeitweise Kellierkassette.“ Schlimmer aber als solche der Logik widersprechende Verbindungen, wie sie sich zuweilen finden, ist das völlige Verkennen des gebauften Verhältnisses in der Verbindung der Sätze. Hier stehen unserer Sprache Gottes alle Mittel zu Gebote, das gekünstelt Unter-geordnete auch in grammatisch untergeordneten Sätzen zum Aus-druck zu bringen. Wie viel wider aber gerade hierin von unseren schnell arbeitenden Tagesblätter — freilich auch in manchen für das Volk bestimmten Romanen — an Nachlässigkeit im Denken gefehlt, oft so weit, daß man den Hauptgedanken eines Satz-gefüges in einem Nebensatz zu suchen hat!

Run gar grammatische Unterstellungen: die richtige Anwen-dung harter und schwacher Flexion, der richtige Gebrauch des Konjunktivs und des Partikels! Das ist freilich ein heiliger Punkt. Als lebende Sprache hat auch die unsere in grammati-scher Beziehung einen stetigen Umwandlungsprozeß durchzumachen, in dem aber das aller Sprachentwicklung zu Grunde liegende Gesetz nicht zu verkennen ist, von komplizirteren Formen zu ein-facheren überzugehen, um schließlich auf dem Standpunkt völliger Flexionslosigkeit anzukommen, einen Standpunkt, den im All-gemeinen das heutige Englische schon erreicht hat.

Die gesprochene Sprache wird hierin der geschriebenen stets

*) Die Bühne könnte, selbst wenn sie überall von rein ästhetischen und moralisch-nationalen Gesichtspunkten geleitet würde, emalsen entgegengelegten Antrieben der heutigen Presse aus greifbaren Gründen nicht das Gegengewicht halten. Wie es aber gegenwärtig mit unserer Bühne bestellt ist, davon ist vor kurzem in diesen Blättern die Rede gewesen (Nr. 48, S. 706).

um einen Schritt voraus sein. Weiter vermögen Presse und Grammatiker aber auch nichts zu thun, als daß sie hergebrachte grammatische Formen so lange aufrecht erhalten, als es die gebildete Umgangssprache thut. Ich glaube daher auch, daß das an sich rechtliche Stehen der badmännischen Schule Formen wie jedenfalls, meistens theils, frohen Muthes zu verdrängen durch Wiederherstellung der älteren und konsequenteren: jede-falls, meistens theils, frohen Muthes ein erfolgreiches sein wird. Es ist so freilich infolgekonst, den Genitiv des man-nlichen und schließlichen, attributiv gebrauchten Eigenschaftswortes bei fehlendem Kräfte schwach zu dekliniren, während in gleicher Verbindung alle übrigen Kasus die starke Biegung zeigen. Noch Johann Heinrich Voß wendet in dem beregten Falle folgerichtig nur die hartformige Biegung an, klebte schwach (oben, Goethe ließ sich vom Götting, der seine Ausgabe letzter Hand durchsah, es anfangs ruhig geschehen, daß jener den starken Genitiv, wie gutes Muthes, durchgängig wiederherstellte. Endlich aber selbst ihm doch das Gewissen, und die bereits gebräuchlich gewor-dene schwache Form mußte in den übrigen Fällen beibehalten werden. (Müge: Aus früherer Zeit, 3, 300.) Wir müssen dem Daniel Sanders in seinem „Wörterbuch der Hauptwierig-keiten der deutschen Sprache“ schließlich auch bestimmen, wenn er — eine andere Bestimmung zu treffen wäre nutzlos — die schwache Form für den besprochenen Fall als die heute übliche und daher richtige erklärt. Nicht so ganz beifoligen können wir ihm indeß, wenn er dem deutschen Partizip Präsens außer der aktiven, auch eine mediale (passive) Bedeutung beilegt. Verbin-dungen wie: „die bei sich habenden Truppen“, die unter-habenden (= unterstellten) Behörden, sind entschieden sprach-widrig, wenn auch ähnliche Bildungen in Tagesblättern und bin und wieder auch bei unseren besten Schriftstellern (z. B. Goethe: die in der Hand habende kleine Orgel) sich finden. Freilich das hierher gehörige: „der betreffende (= betroffene) Punkt“ scheint kaum mehr anzugreifen.

So nutzlos, weil vergeblich, es auch sein würde, eine bereits völlig eingebürgerte Sprachform, mag sie vom Standpunkte strenger Logik und Grammatik auch noch so verwerflich erscheinen, aus-rotten zu wollen, so gebieten es doch andererseits auch, im Falle des beginnenden Schwankens im Sprachgebrauch zwischen grammatischer und logischer Ausdrucksweise einerseits und un-grammatischer und unlogischer andererseits, — die erstere, als die bessere, zu erhalten, so lange in der Umgangssprache der Ge-bildeten dieselbe noch nicht durch die schlechtere Ausdrucksweise verdrängt ist. Schon um eines praktischen Vertheils willen ist es oft geboten, ursprünglichere, noch nicht erstorbene grammatische Formen beizubehalten, da gerade durch sie nicht selten das logische Verhältniß des Geschehenen erleichtert wird, wie es beispiels-weise mit der nach guter alter deutscher Grammatik flektirten Apposition der Fall ist, während die mit französischer Nach-lässigkeit flexionslos gebrauchte Apposition, deren Gebrauch leider auch schon einzureißen droht, oft geradezu Unklarheiten in den Ausdruck bringt. Auf diesen Zweck, im Falle des Schwan-kens die bessere Ausdrucksform kenntlich zu machen, ist das schon genannte Wörterbuch der Hauptwierigkeiten von Sanders be-rechnet.*) Es stellt überall den heutigen Sprachgebrauch der Gebildeten als Norm auf und belegt denselben durch Beispiele, die es den Schriftstellern und Zeitungen der Gegenwart entnimmt. Ebenso wenig wie Sanders dabei in den Fehler der alten Gram-

*) In diesem Jahre in sechster Auflage erschienen. (Verlag von G. Vanghelde.)

mariter fällt, die Sprache nach ihren apriorisch aufgestellten Kriterien des Richtigen und Falschen modeln zu wollen, ebenso wenig neigt es dem entgegengelegten Fehler zu, Alles aus zu weihen, was er mit der Autorität eines klassischen Namens belegen kann, nur aus dem allgemeinen in Sprache und Schrift Angenommenen zieht er seine Regeln. Wenn man nun Alles als stilistisch und grammatisch falsch bezeichnen muß, was diesem allgemein Angenommenen widersteht, so sehen wir freilich aus dem Sanderschen Buche, Dank der von ihm so fleißig gesammelten und genau mitgetheilten Beispiele — wie sehr in stilistischer und grammatischer Hinsicht gerade oft die größten Meister der Sprache — Goethe und Grimm nicht ausgenommen — gefehlt haben. Doch das ist am Ende nur ein neuer Beweis dafür, wie sehr auch die Sprache unserer Literaturbeherrscher dem oben berührten Gesehe der stetigen Sprachumweltung unterworfen ist, denn was wir jetzt in dieser Hinsicht tadeln, kann möglicherweise dereinst sich als Sprachgebrauch gestalten. Zu empfehlen ist es aber immer, jedem insequent sich ausbildenden Gebrauche entgegenzutreten, so lange er noch nicht der verschwundene geworden.

Sollen wir schließlich noch mit unserer Presse rechten über eine Verwilderung des Geschmacks, wie er in dem unnötigen Gebrauche unnötiger Fremdwörter sich kundgibt? Hier hätten wir freilich weit mehr mit unserer Regierung und unseren Gesehgebern ein Wortchen zu reden, die durch Einführung einer an sich allerdings vortheilhaften Sache, der französischen Mode und Gewichte uns zugleich mit einer Menge nicht gerade schön klingender französischer Ausdrücke beglückt haben, wodurch unsere bisherigen Maßbezeichnungen, an die unser Ohr sich gewöhnt, unversehens dem fremden das weichen müssen. Freilich ist ja das Maß- und Gewichtsgesetz so gnädig, zu erlauben, daß die Meter, Elter und ihre weitere Verzweigung auch mit deutschem Namen genannt werden dürfen, aber gerade in dieser Gnade liegt der Grund, daß Niemand von jenem Rechte Gebrauch macht. Der Handwerker und Hölzer hat sich mit Mühe und Noth die fremden Namen eingeprägt, die ihm auch gehaltene deutschen Bezeichnungen kennt er nicht, würde ihm auch nicht viel helfen, sie zu gebrauchen, denn alle Welt nennt die fremde Sache französisch, versteht die französischen Namen ziemlich und kennt die deutschen gleichbedeutenden Ausdrücke vielleicht kaum vom Hören-sagen.

Eine unserer vortheilhaftesten Einrichtungen, der wir die Eingung unseres Vaterlandes zu einem großen Theile mit zu danken haben, unser Heereswesen, wimmelt noch heut von französischen Worten. Der Glühender Bauernsohn, der dabei aus seinem Dorfe mit seinem „Dusch“ fertig wurde und vielleicht nicht einmal Gelegenheit hatte, Französisch zu lernen, muß nun mitten im deutschen Reiche, wo er zum Vaterlandvertheidiger ausgebildet wird, sich erst einprägen, daß der deutsche Soldat nicht Laufen, sondern *marchieren*, nicht *Launen*, sondern *Patrouille* oder *Carroux* sagt, muß *Ausdrücke* wie: *raillieren*, *taillieren*, *besichtigen*, *bespioniren*, *manquieren* u. s. w. u. s. w. seinem Gedächtnisse aufzupressen, um dann nach drei Jahren, innerlich und äußerlich germanisiert, in seine Heimat zurückzukehren. Im Frühjahr des vorigen Jahres brachten Zeitungen die Nachricht, daß Baiern bei Übernahme der preussischen Heeresabtheilung und -Ausrüstung darauf angetragen habe, deutsche Bezeichnungen in die Heeresprache einzuführen; in Berlin sei jedoch dieser Antrag abgelehnt worden. Alles, was Alfred Dore's „Im neuen Reich“ damals für die Abkennung begründend anführte, ist hinlänglich, wenn man in maßgebenden Kreisen nur den guten Willen zeigte, hier bessernd vorzugehen

und die deutsche Sprache gegenüber der wälschen, durch Louis XIV. Einfluß zum Theil erst bei uns eingedrungenen Heeresprache nach und nach wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Wir gehören nicht den blinden Sprachreinjägern an, die jedes Fremdwort verbannen möchten, aber wir wollen unsere Sprache von unnötigen Eindringlingen gereinigt wissen, die innerhanden von Ungebildeten, deren Denken verworren, aufgenommen von Gebildeten, diesen die Anstrengung ersparen, sich deutsch auszudrücken, und so die formen- und werthebildende Kraft der deutschen Sprache lahm legen. Auch in diesem Punkte müssen wir die Ansicht Daniel Sanders billigen, die er in der Vorrede zu seinem *Fremdwörterbuch**) auspricht und mit deren Ablehnung wir daher füglich unseren kritischen Streifzug beschließen:

„Nicht dringend genug kann das Streben nach möglicher Reinheit des deutschen Ausdrucks empfohlen werden; nicht beiß genug gebrauchmarkt die Verunreinigung unserer Muttersprache durch Entler, die namentlich beim Überlesen aus fremden Sprachen und in Zeitungen oft die Mühe sehen, den richtigen, guten deutschen Ausdruck zu suchen, zuweilen aber sogar thöricht wähnen, durch den Gebrauch von Fremdwörtern in deutscher Rede sich den Schein höherer Bildung geben zu können.“

Dr. H. Grosse.

Spanien.

J. L. Klein, Geschichte des spanischen Dramas.

II.

Anfänge des spanischen Theaters bis auf Cervantes.

Herr Klein hält es für seinen Zweck notwendig, „nach dramatischen Reimpunkten auszuwählen, die vielleicht in Schriften verstreut liegen möchten, welche vor dem nachweislichen Beginne des romanisch-spanischen Idioms als Schriftsprache im Schwange waren.“ So geht Klein denn bis auf „die christlich-lateinische Poesie und Prosa spanischer Schriftsteller der ersten Jahrhunderte n. Chr. zurück.“ Predbeter Vettinus Aquilinus Jurencus (unter Konstantin I.) bietet in seiner hejameritischen Historia Evangelica indeß keine dramatische Aebende dar; „die Reimpunkte des spanischen Dramas“ könnte man vielleicht, sagt Klein p. 118, bei Aurelius Prudentius Clemens (Opera ed. Antw. 1536), (geb. 380 zu Zaragoza), dem Schöpfer der spanisch-lateinischen geistlichen Oden, erblicken. Die „*Psychomachia*“ (Seelenkampf) dieses Rechtsgelehrten ist in hejamerita geschrieben und stellt den Kampf zwischen den personifizierten Lastern und Tugenden und den Sieg der letzteren dar. Wir halten es für durchaus gerechtfertigt, diese lateinische Allegorienpoesie, wie Herr Klein es thut, in die Geschichte des mittelalterlichen Dramas einzuflechten. Denn die großen Träger der späteren Nationalliteratur der europäischen Völker schöpften ihre charakteristischsten Vorstellungen und bildungs-allegorischen Aufschmungen großen Theils direkt aus diesen unter lateinischer Worthülle den fortwährenden Geist der Zeit darstellenden Gedichten. So sagt Chauver geradezu, daß er seine

*) Erschienen bei D. Wigand, Leipzig, 1871.

**) Auffallend ist es danach, daß E. in seinem neuesten Werke: „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung“ selbst oft unnötige Fremdwörter braucht. Aber kann man z. B. anstatt *Disis* und *Opden* nicht ganz gut *Trennungs* (Zertheilungs-) und *Bindestrich* sagen?

Allegorie von der „Natur“ dem Knaus (ab Insulio) entnommen habe. Es sind genau dieselben abstrakten Vorstellungen (Allegorien), mit der ähnlichen dialektischen Symmetrie und Schärfe in Szene gesetzt in diesen lateinischen Dichtungen des fünften Jahrhunderts*, die später in den allegorischen Dramen des sechzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bei den Hauptkultur-volleren Europas Leben und Leib, oder doch einen „Scheinleib“ gewinnen. Sehr charakteristisch ist es auch, daß diese allegorischen Dichtungen von Juristen kultiviert wurden. Das Streitgedicht (Touzeno) ist ja bekanntlich eine der ältesten Gedichtarten provenzalischer Dichter. Folgendes heben wir aus Kleins Analyse der Psychomachia hervor: Das Gedicht besteht aus einer Folge von sechs Zweikämpfen.

Fides et Idolatrias pugna (Kampf des wahren Glaubens mit dem Götz- oder Bilderdienst).

Pudicitiae et Libidinis pugna.

Patientiae et Irae congressus (Feindliches Zusammentreffen von P. und I.)

Luxuriae et Sobrietatis, — Avaritiae et Largitatis — Concordiae et Discordiae pugna.

Die sechs Zweikämpfe bilden gewissermaßen ein Ganzes. Zum Schluß tritt Fides wieder auf und schneidet der von Concordia besiegten schmählichen Discordia die letzten Geiferwerke durch einen Langensich in die Zunge — vom Munde ab.**) Nachdem das Unthier, die Zwietracht, oder dem Geiste der Zeiten gemäß, die Kezerei, gerissen und ihre Glieder allen Elementen preisgegeben worden, zerfällt Fides und Concordia den für Christus und seine Kirche errungenen Sieg durch eine auf höchem Thale gehaltene Ansprache an ihre Heere, Frieden, Liebe und Eintracht verkündend allem Volke. — Klein hebt ferner die werthvolle Charakteristik in dieser Allegorie hervor. Die abstrakten Figuren beleben sich zu wirklichen, die Schilderung der Kämpfe erinnert in Vielgestaltigkeit und Farbenfrische an die homerischen. Das spekulative Moment — der eigentliche Lebensinert, wie uns scheint, solcher Allegorien — ist mit Geist behandelt. „Von der „Bekunst“ mit brennenden, in Gesicht und Augen gestochenen Radeln angegriffen, lähmt „Schamhaftigkeit“ den Arm der frechen Gegnerin mit einem Gesicht u. s. w. „Gebwid“ steht ruhig dabei, den stillen Blick auf die blutenden Wunden gerichtet. Da schleudert Ira den Speer auf sie. Wir erwähnen ferner, daß die Spee Waffengenosin der Humilitas ist, von letzterer erhält sie ein rühmendes Schwert. — Wir haben noch den Kampf zwischen Vanitas und Sobrietas hervor. Nicht Speere schleudert die erstere, sondern Weiden, mit Rosenblättern kämpft sie, Blumenkörbe schüttet sie über das feindliche Heer aus. Diese aber richten unter der Krieges-schar der „Mäßigkeit“ größere Verwundungen an als Stahl und Eisen. Sobrietas endlich ermahnt zur Tugend, streckt das Kreuz des Herrn aus, dem trauenden Wergespinn den üppigen Sünde entgegen.“

Wir haben diese Analyse in solchem Umfange mitgetheilt, um die Erörterung eines Punktes daran zu knüpfen, den wir für einen der wesentlichsten bei der Kritik von J. E. Kleins spanisches Drama halten. Es ist derjenige, daß der Verfasser, wie uns scheint, etwas allzu sehr bei den Einzelheiten des spanischen Mittelalters verweilt, ohne den allgemeinen Hinweis auf die durchgehenden — internationalen — Elemente der mittelalterlichen

Literatur genugsam anzudeuten und zu bezeichnen. So finden wir speziell die Personifizirung verschiedener Allegorien-Figuren aus Prudentius Psychomachia in der altenglischen Moralitäten-Literatur wieder. Der Schotte Dunbar (bef. a. 15) muß als einer der Gelehrtesten in dieser Beziehung angesehen werden. Das allegorische Drama The Castle of Perseverance (aus der Zeit Heinrichs VI.) hat mit der Psychomachia und den meisten dergleichen Dichtungen den immer wieder variierten spekulativen Grundgedanken des Kampfes von Gut und Böse gemein. An jene blumigen Kämpfe der Sobrietas erinnert in dem Castle freilich der Umstand, daß hier die Todsünden, die das Gaste stürmen wollen von dort her, seitens der Charit und der Patientie namentlich, mit Rosen beworfen werden, so daß die Angreifenden „braun und blau“ (black and blue) werden.

Von weiteren lateinischen Schriften, die bei den Ursprüngen des spanischen Dramas in Betracht kommen, erwähnt Klein S. 127 bef. S. Isidorus Hispalensis episcopus libellus Soliloquiorum de angustia et miseria hominis (auch: de lamentatione animae peccatricis überschrieben), das dem 7. Jahrgang angehört. Es ist dies vielleicht angeregt durch Boethius verfaßte Schrift in Versen und Prosa „De Consolatione Philosophiae“. In diesem Soliloquio treten das „Gewissen“, der „Mensch“ und die auf den Weg des Heils ihn zurückführende „Vernunft“ (Ratio); die letztere spielt in altenglischen Moralitäten eine ganz ähnliche Rolle.

Wenn wir aber an Klein Erörterung dieser Dinge, trotz oder vielleicht wegen gründlicher Vertiefung in das Einzelne das Auffassen des weiteren völkerverfassenden Horizontes vermissen, so sei hier darauf hingewiesen, wie trefflich Kari Godefeldt im „Every-Man, Homsius und Hekastus, ein Beitrag zur internationalen Literaturgeschichte“ (Hannover 1865) entwickelt hat, wie aus der Erzählung des spanischen Juden Petrus Kirchenfeld sich die altenglische Moralität (allegorisches Drama) von „Jedermann“ herausbilde, bis dieselbe bei Hans Sachs Fastnachtspiel neue Gestalt gewinnt. Die leitenden Vorstellungen sind in jener spanischen Allegorie die selben wie in der altspanisch-lateinischen. Auch Jidors Streitgespräch „De Conflictu Vitiolorum et Virtutum liber“ wird S. 139 pp. eingehend erörtert.

Der Verfasser geht nun S. 145–218 zum Arabischen Drama über; hierbei unterzieht er auch die Zuben einer Erörterung, die wir — vom germanisch-christlichen Standpunkte aus — nicht zu unterschreiben vermögen.

Von S. 219–296 werden dann die Auto-Mysterien behandelt. Die hierbei S. 255 und folge. behandelten „Totentänze“ (Danza general de la Muerte, aus a. 14) sind in der internationalen Art dargelegt, die wir eben auf das altspanische Drama überhaupt ausdehnen gemüthlich hätten. Hier wird auch auf die vertheilte Legende „Streit zwischen Körper und Seele (Le débat du corps et de l'âme) aus dem 12. Jahrhundert hingewiesen. Das erste geistliche Spiel (Auto), das vom heiligen Martin, ist von einem Portugiesen verfaßt.**) In den „drei Magier-Königen“ (Los Reyes Magos) haben wir das Fragment einer Weihnachts-mysterie vor uns. Nachdem indeß der Verfasser S. 296 konstatiert hat, daß die spanische Literatur an mittelalterlichen zweifelhafte Mysteriendramen „ärmer als irgend eine andere ist“, hebt er den um so größeren Reichtum derselben an epischen und lyrischen Dichtungen hervor, um nunmehr in eine — mit gewohnter Ausführlichkeit durchgeführte — Beschreibung der Elb-Sage (S. 297–327) einzutreten. Es ist aber in keiner Weise zu streben.

*) Non tulit ulterius capti blasphemiam monstri
Virtutem Regina Fides, sed verba loquutus
Impedit et vocis claudis spiramina pillo,
Pollutam rigida transiens cuspidis linguam.

**) Schon bei dieser Gelegenheit muß darauf hingewiesen werden, wie kurdel und anstößig (s. J. E. S. 286) die Kritik des Herrn K. ist.

daß die Uebersicht der Entwicklung des spanischen Dramas durch diese, andere Theile der Literatur mit fast gleicher Ausführlichkeit, und gleichfalls immer wieder durch- und unterbrochen von den subjektivsten Krabbesen, in den Bereich der Darstellung lebenden Methode, wesentlich beeinträchtigt wird. Jene Freiheit der Ideen-Assoziation, die wir nur der mündlichen Rede und dem Gespräch zu verfallen pflegen, überträgt eben der schriftlichen Darstellung den Genius des Dichters auch auf die schriftliche Darstellung. Die Diktion ist ferner auch in den Ausdrücken oft so naturwüchsig und verwirrt, so gänzlich der Unterscheid von mündlicher und schriftlicher Darstellung, daß man ganz eigenthümlich berührt wird. Es gehen auch ferner bei Erörterung der edel dramatischen Bestandtheile der Literatur politische und bistorische Elemente dergestalt und nur von dem subjektiven Bande der Klein'chen Art unter sich vermischt durcheinander, daß auch hier wieder die Uebersicht und strengere Methode vermisst wird.

Frankreich.

Vom französischen Theater.

In Paris macht in jüngster Zeit ein neues Trauerspiel Furore, leider aber ist es wieder ein Ehebruchdrama im Geschmack von *Tomas* als und *Konfessionen*. Die Herren *Henri Crisafulli* und *Espey* *Stapleux*, — der Name klingt sehr deutsch, — sind die Väter des neuen Erzugnisses, das sich „*Idole*“ betitelt und im *theatre* des *Arts* mit großem Beifall über die Bretter ging. Die dramatische Nothe haben die Franzosen bekanntlich herans und ohne die darf sich überhaupt kein Stück vor das Pariser Publikum wagen, ohne die Gefahr ausgeht zu werden. In diesem Punkte sind und die Franzosen so weit voraus, daß man sagen muß, es bedarf nur einer Grundlage gesunder sozialer und politischer Verhältnisse, auf welcher die Autoren ihre Stücke aufbauen können, um diesem Volke zu einem guten Theater zu verhelfen. Diese fehlt freilich zur Zeit, wie es scheint, oder die Autoren, meist Pariser von Geburt oder Reizung, veräumen es, die gesünderten Quellen zu benutzen, welche, nach *Karl Hilkebrand's* Buche zu urtheilen, in der Provinz noch sprudeln, und ziehen es vor, in der Kiste der Hauptstadt unterzutanken und nach unbetonten Schöpfen, will sagen eifanten Motiven zu suchen. In dem andern Punkte könnten dagegen unsere deutschen Bühnenschriftsteller viel von ihren Fachgenossen am Seinestrand lernen, denn sie erscheinen im Vergleich mit diesen trotz des besten Willens und der idealsten Absichten immer noch als Dilettanten in ihrem Fach. Wir wollen nicht untersuchen, was besser ist für die künftige Entwicklung des Theaters, schlechte Sitzungsstände zu haben, oder Autoren, die ihr Handwerk verstehen, oder gute Sitten, aber keine Schriftsteller, die für die Bühne zu schreiben wissen, und kein Publikum, das ihre Stücke sehen mag.

Sollen wir uns über das Aufsteigen des neuen Sensationsstückes des *Welteren* auflaffen? Es wird ja doch, wenn der Beifall, den es fand, kein gemachter war, seinen Weg über die Bogen finden und auch bei uns bald genug erscheinen. Es ist eben eine Ehebruchsfemle mit allen notwendigen pikanten und moralischen Zutaten; denn ohne einen moralischen Schluß wäre es ja im heutigen Paris nicht ausführbar. Da ist also eine hübsche, junge Herzogin, *André d'Argès* mit Namen, — denn hochgeheißt und von Adel müssen die Heldinnen so möglich immer sein,

sonst hat das Stück nicht den richtigen haut-gout, — welche einen alten, kranken Mann zu pflegen hat, der ihr, wie man deutlich genug erfährt, nichts mehr zu bieten vermag. Sie vermalet eine Zeit lang das Amt der barmherzigen Schwester ohne den leinsten Ladel, denn sie hat den tugendhaften Entschluß gefaßt, sich durch nichts beirren zu lassen. Eine lange Reihe von Verehren wird abgewiesen, denn es müssen viele kommen, um ihre Tugend in das rechte Licht zu stellen und ihren Fall nachher desto entschuldbarer zu machen, — bis schließlich der Rechte erscheint. Dieser nennt sich *Reginald* de *Thérigny* und erfährt natürlich zuerst dieselbe brüste Abweisung wie seine Vorgänger. Aber er ist eine leidenschaftliche, vulkanische Natur und liebt, wie uns versichert wird, *André* aus *Crastlichkeit*. Einem Nachts bringt er vermittelst einer Strickleiter in das Schlafzimmer seiner Angebeteten. *André* ist zwar gerührt von diesem Beweise seiner Liebe, scheut aber fast lächelnd ihrem Bedenten und fordert ihn auf, sich zu entfernen. Hierauf fängt sich der unglückliche Liebhaber in den Strudel sinnloser Vergnügungen, um seine Leidenschaft zu überbieten, verpielt sein Vermögen und verliert schließlich, um sich des Daseins auf eine anständige Weise zu entziehen, einen jungen Engländer, dessen Spezialität darin besteht, von Dukaten, die man ihm empowirft, das Aste wegzuschleichen. *André* hört von dem projektirten Duell, sie möchte *Reginald* retten, dessen sinnlose Leidenschaft Eindruck auf sie gemacht hat, und entschließt sich, zu ihm zu gehen und ihm Verzeihung zu machen. Dieser aber weist alle ihre Bitten zurück mit dem Hinweis auf seine Kavallerie; es sei zu spät, er habe sein Wort verpfändet, er könne nicht mehr zurück. Da tritt die Katastrophe ein. Sie giebt sich für überwunden und sinkt ihm mit den Worten: „Ehre für Ehre! Lebe für mich, ich geböre dir,“ an die Brust.

Damit aber kann das Stück noch nicht schließen, denn es hat erst zwei Akte. Weitere Motive finden sich auch bald. Herr de *Thérigny* hat kein Vermögen mehr und kein Amt. Er hält es mit seinem Rufe nicht für verträglich, bleib von dem Schürzenstempel seiner Geliebten zu leben. Er bewirbt sich um eine Anstellung und es wird ihm eine angeboten bei der Gesandtschaft in *St. Petersburg*. *Reginald* ist entzückt anzunehmen, *André* ist unglücklich und bestärkt ihn mit Bitten. Sie ist schon drauf und dran, alles zu wagen und mit dem Geliebten durchzugehen; er aber tröstet sie mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen und endliche Vereinigung, da ja der alte *d'Argès* es nicht mehr lange machen könne. Der Abschied ist herzzerreißend auf beiden Seiten.

Aber merkwürdig, die russische Kälte und der russische Schnee wirken auch auf die vulkanische Natur de *Thérigny's* und fählen seine Leidenschaft für die schöne Herzogin in Paris rasch genug ab. Er entschließt sich, eine vortheilhafte Partie, die sich ihm bietet, anzunehmen und verlobt sich mit der Tochter eines reichen russischen Finanziers. Intrigue spielt dabei mit. Ein Freund de *Thérigny's*, der bei diesem Hause die Rolle des *Mephisto* spielt, und dem der Schwiegervater in so einmal einen sehr großen Gefallen gethan hat, unterschlägt die Briefe der Herzogin an ihren Geliebten, so daß dieser sich verzeihen glaubt. Der Tag der Hochzeit rückt heran und alles ist zur Feier vorbereitet. Da erscheint plötzlich *André* in *St. Petersburg*. Der alte *d'Argès* ist gestorben, sie ist frei und reich, sie eilt in die Arme ihres Geliebten, um ihn verloblich zurück nach Paris, seinem Glück entgegen zu führen. Da erfährt sie seine Untreue. Sie fängt in das Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern, findet den Verwüthter allein in einem Zimmer, macht ihm die leidenschaftlichsten

Vorwürfe, denen er kaum eine Entschuldigung entgegen zu setzen vermag, und durchbeht sich, als Stimmen nahen, mit einem bereit gehaltenen Dolche. Leute treten herein, sie aber hat in den Instanzen des Todeskampfes noch die Kraft, ihnen entgegen zu rufen: „Seht diesen Menschen! Ich war seine Waise, ich war ihm unheimlich, er hat mich getödtet.“ Damit schließt das Stück und eröffnet und die Aussicht auf eine lange Kriminal-untersuchung gegen den unglücklichen de Töbriano, der wahrscheinlich auf die satthche Anklage der Sterbenden hin und bei den sonstigen bedrohlichen Indizien wegen Mordes verurtheilt wird.

Wir wollen mit Andrée nicht rechten, ob ihre Rache eitel war. Wir wollen auch nicht untersuchen, ob ein edles Weib auf solche Weise zu Rache kommt, wie sie geschehen ist, ob überhaupt diese ganze Partie des Stückes nicht an inneren Unwahrscheinlichkeiten leidet. Bei derlei Stücken kommt es weniger auf scharfe, psychologische Entwicklung und seine Charakteristik an; es genügt, daß der Stoff pikanter und die Situationen packend seien. Was bezieht es mehr? Höchstens noch einer guten Schauspielerin und eines Publikums, das nicht allzu prüde ist, und der Erfolg ist gesichert. Weibes hat es im Theatre des Arts gefunden und so wird es wohl seinen Weg machen über französische und deutsche Bühnen und den Autoren wie den Theaterdirektoren Geld einbringen.

S. 4 m.

England.

Sir Robert Peel.

Nach persönlichen Erinnerungen und nicht edirten Papieren.¹⁾

In einer bescheidenen Pfarrkirche Großbritanniens befindet sich ein ganz einfaches Grabmal mit folgender Inschrift:

„Demjenigen, welchem England so viele Statuen errichtet hat, haben seine Kinder dieses Monument als Zeichen ihrer kindlichen Ergebung und ihres ewigen Bedauerns gewidmet.“

Diese so sehr geschätzte und nicht weniger von seinem Lande als von seiner Familie beweihte Person, ist Sir Robert Peel. — Es kann nicht unsere Absicht sein, hier eine ausführliche Biographie von diesem berühmten englischen Staatsmann zu entwerfen. Sein Leben und Wirken ist zu genügend bekannt, um hier noch einmal alle Einzelheiten seiner thatenreichen und ruhmwürdigen Laufbahn vorzuführen, wir wollen nur das wiedergeben, was unter französischer Berichterstatter, dem bereits Bekannten zur Veranschaulichung hinzuzufügen sei. Da die Umstände es mir gestatteten, schreibt er, mich diesem berühmten Chef des englischen Parlaments während des verschiedenen Wechsels seiner Karriere zu nähern, so habe ich gedacht, daß diese so gesammelten persönlichen Erinnerungen für das Publikum nicht ohne Interesse sein würden.

Robert Peel, am 5. Februar 1788 geboren, ohne der wichtigsten Aristokratie seines Landes anzugehören, fand dennoch seinen Platz in erster Reihe des parlamentarischen und politischen Lebens. Aus einer sehr achtbaren bürgerlichen Familie hervorgegangen, hatte sein Großvater bei der Baumwollen-Fabrikation ein bedeutendes Vermögen gesammelt, welches unter der tyralamen Verwaltung seines Vaters, des ersten Sir Robert Peel

nach mehr zunahm. Dieser sah in dem Parlament als Vertreter der kleinen Stadt Tamworth, und sein Ansehen war bedeutend genug; um die Wahl seines Sohnes, nachdem er das gesetzliche Alter von 21 Jahren erreicht hatte, für das Unterhaus zu bewerkstelligen. Dem jungen Robert Peel gelang es nicht, wie Pitt, gleich beim Beginn seiner öffentlichen Thätigkeit, vor der Verammlung der Volkvertreter durch den Gang seines Talents und durch seine frühzeitige Beredsamkeit Bewunderung zu erregen.

Erst nach und nach vermochte er seinen wahren Werth zu Gehör zu bringen und trotz der verhassten Verleumdung durch seine Gegner seinem Geiste Anerkennung zu verschaffen. Durch seine strengen und abgemessenen Manieren erregte er bei Vielen Anstoß, jedoch konnten die vortheilhaften Eigenschaften des jungen Mannes den Staatsmännern nicht lange verborgen bleiben.

Perceval, der damalige Premierminister, ernannte Robert Peel zu seinem Untersekretair und zwei Jahre später, 1812, vertraute ihm Lord Liverpool die Verwaltung als erster Staatssekretair für Irland an; hierbei entfaltete er eine so große Umsicht und füllte diesen Posten mit so vielem Eifer aus, daß wir ihn im Jahre 1821 schon als Staatssekretair für die inneren Angelegenheiten wiederfinden.

Den ersten Rang hatte er also durch seine unermüdete Thätigkeit erworben, aber der erste Platz im Parlament war noch immer durch einen andern mit außergewöhnlicher Fähigkeit begabten Mann besetzt.

Während der junge Peel sich besonders den wichtigen Funktionen seines Departements widmete, bekleidete Canning, welcher damals allen seinen Kollegen und Nebenbuhlern durch seine ausgezeichnete Beredsamkeit und sein Talent die Spitze bot, das Amt des Ministers der äußeren Angelegenheiten, und gehörte in der Partei der „Tories“, zu dem liberalsten Theil. Unter Berichterstatter lernte Robert Peel kennen, als er bereits Nachfolger Cannings und Chef des englischen Parlaments geworden war.

In einer weiten geräumigen Bibliothek, so erzählt Jarnac, deren große Tische mit Haufen von parlamentarischen Schriften und Dokumenten bedeckt waren, sah der große Meister der Sprache, vollständig in der Arbeit vertieft, welche seine ganze Existenz ausmachte. Im Hintergrunde unterschied man durch die langen Fenster, so weit es der dicke und gelbliche Nebel der alten Gasse gestattete, das ungeheure Reg der Dampfen mit unzähligen Schiffe, der Embleme des Reichthums, der Macht und der unermüdbaren Thätigkeit der englischen Nation. Sir Robert Peel besah sich damals in ganzer Manneskraft und seine imposante Figur, seine breiten Schultern, sein dichtes dunkelrothes Haar, seine frische gesunde Gesichtsfarbe, dieses Alles ließ eine Konstitution bei ihm voraussetzen, welche wohl geeignet war, die Mühen und Beschwerden des öffentlichen Lebens zu ertragen. Das was mich bei meinem Empfang noch mehr überraschte, war die Gewohnheit, von der er auch nie gewichen ist, seinen Blick so viel wie möglich von der sich mit ihm unterhaltenden Person abzuwenden und die Augen niederdanzuschlagen, ob er zuhörte oder selber sprach.

Zu dieser Sonderbarkeit kam noch das gezeichnete Äußere, welches man nicht ohne Grund an seinen Manieren tadelte, hinzu, und welches lange Zeit eine hartnäckige Scheidewand zwischen ihm und vielen seiner Kollegen bildete.

Zu jener Zeit sah Peel die Zahl seiner Anhänger schon sich ohne Aufhören vergrößern, während das öffentliche Vertrauen von Ministerium, des Lord Melbourne sich, mehr und mehr entfern-

¹⁾ Nach einem Aufsatze von H. de Jarnac. Revue des deux mondes.

Bei jeder Wahl befehdete ein Sieg der „Tory“-Partei oder ein ehrenwerther Kampf ihre wachsende Lebensfähigkeit, und das Ansehen, welches ihr Chef besaß, war eine entscheidende Ursache ihrer beständigen Erfolge. Die Privilegien als Gesandtschaftssekretair gestatteten es mir, allen diesen parlamentarischen Verhandlungen beizuwohnen, und meine Pflicht gebot mir, dieselben aufmerksam zu verfolgen, um darüber gewissenhaft Bericht zu erstatten. Drei Jahre lang habe ich denselben mit großem Fleiß und dem äußersten Interesse beigegeben, und konnte nicht genug diese heißen, ersten und gewissenhaften Kämpfe bewundern, bei denen trotzdem die mächtigste Disziplin, eine so große Ordnung, und die ausgefeilteste Höflichkeit herrschten.

Sir Robert Peel, Lord Stanley, Sir J. B. Disraeli, Lord John Russell, Lord Palmerston, D'Israeli, Schiel, waren damals die anerkanntesten Redner, denn Disraeli konnte dem strengen Auditorium, welches sein erstes Debut so wenig geneigt aufgenommen hatte, nur sehr schwachen entgegenzutreten.

In geschäftlichen Beziehungen mußte ich London im Jahre 1840 verlassen und setzte 1842 dorthin zurück. In dieser Zwischenzeit hatten sich wichtige und bedeutungsvolle Ereignisse vollzogen.

Lord Melbourne's Ministerium war gestürzt und die konservative Partei hatte einen Sieg mit einer Majorität von hundert Stimmen davongetragen. Sir Robert Peel war sowohl dem Namen als der That nach ihr unbestrittener Chef. Es ist selten, daß eine Verwaltung selbst in England so viel Garantien durch die Auszeichnung und den ganz besondern Fleiß jedes ihrer Mitglieder geboten hätte, wie durch die Einheit der Ansichten und durch die Disziplin, welche in ihr herrschte. Das Oberhaus wurde durch Lord Aberdeen, Lord Parnbush, den berühmten Kanzler, Lord Alton, ehemals selbst Premierminister unter dem Titel Lord Goderich, Lord Ellenborough, den beredtesten Peer der Tories, durch den Herzog von Buckingham endlich, und einer Anzahl anderer aristokratischer Notabilitäten würdig repräsentiert.

Im dem Unterhaus zeichneten sich besonders Sir James Graham, Gladstone, Lord Lincoln, Edwin Herbert, durch die geschickte Handhabung der geschäftlichen Angelegenheiten aus, ohne von Lord Stanley zu sprechen, dessen gewalttame Beredsamkeit in den politischen Wortgefechten leicht den Sieg davon trug. Die imponierende Gestalt des Premierministers überhaute Alles, beherrschte und leitete Alles, und der so viel Autorität und wirksamer Macht erschien die Partei der Whigs augenblicklich schwach.

Meine Beziehungen, so schildert uns Autor weiter in eine Zeit, zu Sir Robert Peel waren jetzt intimer denn je. Bald wurde ich als erster Gesandtschaftssekretair, bald als Geschäftsträger zu ihm berufen, um mit ihm die politischen Verfälle des Tages zu konferieren.

Niemals wurde das Parlament mit mehr Geschick und mehr Erfolg geleitet als unter Robert Peels Präsidium.

Im Laufe des Herbstes 1845 kam die Pringessin von Viedem nach London, wo sie sogleich von den ersten Notabilitäten des Parlaments umringt wurde, wie sie es überall gewohnt war, wo sie auch immer erschien. Eines Tages fand ich sie allein, und sie erzählte mir, daß Robert Peel sie soeben verlassen und mit einer bei ihm ungewöhnten Nachlässigkeit über seine persönliche Stellung sich über seine Projekte und Hoffnungen mit ihr unterhalten hätte. Niemals, zu keiner Epoche seiner Karriere, fühlte er sich mächtiger und des königlichen Vertrauens sicherer, niemals war er mehr Herr seiner Entschlüsse, des Parlaments und des Landes. Aber war, selbst unter den Umständen, die Geheimnisse des kommenden Tages vorher lagen?

Benige Wochen nachher waren die Wästen, eine dem Schine nach so unerhöhrliche Nacht, auf immer gestürzt. Irland, damals für England der Gegenstand, aus so vieler Sorge als gerechter Gewissenbisse, war dieses mal die sehr unschuldige Ursache der neuen Krisis.

Im Jahre 1845 verbreitete sich plötzlich die Kartoffelkrankheit mit so furchtbarer Intensität, daß in wenigen Wochen das Vermögen des Landmanns, die Einkünfte der Grundbesitzer und die Staatskassener nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die nächste Zukunft ernstlich bedroht wurden. Indem die Hülfsgelder von fünfzig Millionen Thaler, welche die Regierung eventuell von dem Parlament fordern mußte, erwartet wurden, war es augenscheinlich, daß man, um noch dringendere Gefahr abzuwenden, genöthigt war, alle Kräfte auszubieten, um die zum Unterhalte gebhörigen Lebensmittel herbeizuschaffen, um die Vorräthe aller Rechte, welche solche vertheuern konnten, aufzuheben. Wir wußten hier nicht die auf beiden Seiten sehr begründeten Meinungen, welche damals in dem Kabinett Robert Peels eine so große Meinungsverschiedenheit der Parteien veranlaßten. Der Premierminister glaubte die Gelegenheit günstig, um dem System des Ackerbauschutzes, welches auf Einführung fremder Getreidearten eine hohe Steuer gebet, einen empfindlichen Schlag beizubringen.

Er hatte auf seiner Seite nur Lord Aberdeen, Sir James Graham, Gladstone und Edwin Herbert, wegen sich auf der Gegenpartei unter Anführung Lord Stanleys die Majorität befand. Diefelbe genehmigte zwar die einstweilige Aufhebung des Eingangszölle, betrachtete es jedoch als Ehrenpflicht, auf die Beibehaltung der Kornzölle, welche bei den letzten Wahlen ihr Heiligthum gewesen waren, zu bestehen.

Nach langen heftigen Diskussionen und fruchtlosen Verhandlungen spaltete sich das Kabinett in zwei Theile, und die Folge davon war, daß Robert Peel seine Demission bei der Königin einbrachte. Diese Nachricht war für gewöhnlich sehr gut unterrichtete Personen chemio überraschend, als für das Volk selbst.

Es war ein gewaltiges Ereigniß, das zu dieser Zeit London und das ganze Land in Aufregung versetzte, denn so weit wie England vom Ozean bespült wird, und über seine Grenzen hinaus, war der Name Robert Peel berühmte, geschätzt und hochgeehrt. Er war der Abgott des englischen Volkes, und wo er sich nur in den Straßen blicken ließ, wurde er mit Jubel und beglücktem Enthusiasmus begrüßt.

Als Finanzmann, als besonders praktischer Verwalter, als Rationalist, als eifriger Verteidiger der glorreichen Institutionen seines Landes, als scharfsinniger und vor nichts zurückschreckender Reformator, als glänzender Redner, als unermeßlicher und uneigennütziger Diener seines Landes, fand Sir Robert Peel wenig seines Gleichen, selbst in der glänzenden Serie der Staatsmänner Englands. Lange Zeit wird England ihn bewundern, ohne ihn ganz und gar zu begreifen, aber immer mehr werden die Folgen seiner großartigen Thätigkeit ans Licht treten. Durch alle Angerechtigkeiten des Parteigeistes wird das Herz des Landes dem Herzen des scharfsinnigen und ergebenen seiner Kinder antworten, und auf einem kaum errichteten Pfeckel wird die Statue Peels nahe bei dem Monument Pitt auf das englische Volk herabbliden.

S. 2.

Italien.

Sardinien unter den Römern.

Es ist eine Fortsetzungsarbeit, welche wir in Nachstehendem zu bezeichnen wünschen. Die Eigenart des Gegenstandes aber, wie nicht minder die erste wissenschaftliche Behandlung (soweit und Dr. Amadeo antiquarische Studie) berücksichtigt werden zu müssen. Eine schöne Beispielschrift der römischen und noch mehr der griechischen Autoren, im Verein mit einem tüchtigen philologischen Wissen befähigen den Verfasser vorzugsweise zur Bearbeitung solcher Fragen, die sich auf dem Boden des klassischen Alterthums bewegen, und wenn wir auch die vorliegende gerne mit etwas mehr Scharfsinn durchgeführt gesehen hätten, wogegen der Stoff sich vortreflich eignete, so muß andererseits zugestanden werden, daß der Verfasser redlich bemüht war, durch Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung diesen Mangel zu erheben.

Was und aber Dr. Amadeos Abhandlung der Beachtung bedürftig wird erscheinen läßt, ist der Umstand, daß wie schon auf so manchem andern, hier auch auf dem Gebiet der antiquarischen Studien in Italien deutsche Wissenschaft und deutsche Forschung ihren mächtigen Einfluß in unverkennbarer Weise zu äußern beginnen. Mommsen, Bergle, Marquardt, Hespelt, Hubemann, mit weicher letzterem der Verfasser freilich öfter in Streit geräth, wurden von diesem mit ebenso viel Fleiß als Verständnis zu Rathe gezogen, und vielleicht liegt Amadeos Hauptverdienst in der von ihm übernommenen Vermittlerrolle. Seitdem die genauen Untersuchungen deutscher Alterthumsforscher so zu sagen ein neues Licht auf die Unternehmungen und das öffentliche Recht der Römer geworfen haben, ist es an der Zeit, daß auch in Italien die Geschichtsschreibung, wie sie von einheimischen Schriftstellern geübt wurde, einer eingehenderen kritischen Darstellung weiche.

In dem vorliegenden Fall aber muß, zugleich mit jener wissenschaftlichen Kritik, das so zu sagen traditionelle Gefühl der Verachtung und des Abscheus vor der altrömischen Herrschaft, welches bis in die jüngste Zeit die Bewohner der Insel Sardinien kennzeichnete, einer milderen Auffassung, wo nicht einer Neigung der Dankbarkeit Platz machen. Denn, nebst der von ihnen übernommenen Kultur, und dem, trotz der barbarischen Einflüsse des Mittelalters und des spanischen der Neuzeit, unverdorben erhaltenen lateinischen Idiom, sind es jene alten Eroberer, denen Sardinien eine seiner größten Wohlthaten, die Tradition jener nationalen Bestrebungen verleiht, welchen es durch alle Zeiten treu geblieben, und die es mit unaufhörlicher Gewalt an das gemeinsame Vaterland Italien und dessen ewige Hauptstadt Rom ketten.

Dem Wesen nach geräht die betreffende Monographie in zwei Theile, von denen jeder wieder in einer Hauptfrage zerfällt. Im ersten besetzt sich der junge Forscher mit dem viel umstrittenen Zeitpunkt der römischen Eroberung und kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Frage auf Grund bewährter historischer Zeugnisse ziemlich klar gestellt zu haben.

Nach der neuesten Forschung über die Geschichte Kanariens unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß das historische Leben der sardinischen Völkerschaften zum mindesten um fünf Jahrhunderte älter ist als jenes der Karthager. Der Ursprung der erstenen ruht auch vielleicht nicht ganz frei von phönizischem Einfluß, ist ein tyrrhenisch-velasgo-griechischer, und schon lange vor Moses huten wir sie nebst Zurehenern, Sigiern, Kretensern, Eblern u. a.

in Kanonen kämpfen. Diese Umstände veranlassen Dr. Amadeo eine römische Kolonisation Sardinien, wie solche vielfach angenommen wird, entschieden zurück zu weisen, ehe mehr gibt er blos ein Freundschaftsverhältnis zwischen den die Küste bewohnenden Sardinern und den Karthagern an, während namentlich die Gebirgsseiten noch lange Zeit ihre völlige Unabhängigkeit bewahrt haben sollen. Demnach wäre auch der bei Polibiös angeführte Abtretungs-Vertrag vom Jahr der Stadt 516 (v. Chr. 238) blos dahin zu verstehen, daß Rom geriffenmaßen in der Verhältnisse der Karthager zu deren Bundesgenossen eingetreten wäre und letzteren die ihnen von den Karthagern eingeräumten Rechte auch ferner gewährt hätte.

Im übrigen läßt sich Amadeos Darstellung dahin kurz zusammenfassen: daß die eigentliche Eroberung Sardinien, erst unter T. Manlius Torquatus im Jahre 519 (235 v. Chr.) begann, wo aber die Herrschaft der Römer noch keine sehr feststehende gewesen ist, sein scheint, indem die Karthagoer in Italien noch in den zwei folgenden Jahren Kämpfe des Scipio Cretensis, sowie des Q. Fabius Maximus gegen sardinische Völkerschaften vertrieben, daß ferner unter bewiesenen Consul Manlius Torquatus, durch den glücklichen Ausgang des Feldzugs gegen Hamphiceras im Jahre 539 (215 v. Chr.) die römische Herrschaft eine namhafte weitere Ausbreitung gewann, daß aber erst nach den wiederholten Siegen des T. Sempromius Gracchus in den Jahren 178–174 v. Chr. die Allgemeinheit der Bewohner Sardinien, mit alleiniger Ausnahme einiger wenigen Gebirgsstämme, hiezu unterworfen wurde. — Die Eroberung Sardinien umfaßt demnach einen Zeitraum von beinahe sechzig Jahren, während bis zur völligen Besitzergreifung unter M. Metellus weitere sechzig Jahre vergingen.

Das Wesentliche der in der zweiten Abtheilung von Amadeos Monographie betrachteten historischen Thatfachen dreht sich um die Frage, welcher Art die von den Römern ausgeübte Herrschaft auf Sardinien gewesen sei.

Im Wesen der Römer, wie nicht minder in der Natur der Sache begründet ist es, daß die ursprüngliche Veranlassung der ererbten Insel eine militärische sein mußte. Man hätte sich indeß unter Militärverwaltung eine tyrannische Regierung zu verstehen. Die Römer waren zu kluge Politiker, um gleich bei Beginn ihrer Eroberungen die von ihnen unterworfenen Völker drückend zu behandeln, wo diese noch geschwächt, und im gegenwärtigen Fall überdieß durch ihre geographische Lage außer Stand waren, die eigenen Unternehmungen zu fördern oder die Sicherheit des Reichs zu gefährden; sie trachteten vielmehr die Besiegten sich zu Freunden zu machen und den statu quo in so lange zu erhalten, als die römische Oberherrschaft dadurch nicht beeinträchtigt ward. Dieses Prinzip sehen wir am deutlichsten ihrem Verhalten auf Sizilien im Grunde liegen, wo sie nicht nur die Konföderation der Städte, die augenblicklich bestehenden Gesetze, die funktionirenden Verwaltungskörper und an einzelnen Orten sogar das Münzrecht unangetastet ließen, sondern wo die ersten von den Römern aufgelegten Steuern, wo nicht geringer, keinesfalls höher waren, als die zur Zeit der punischen Herrschaft eingehobenen.

Es liegt nun kein Grund vor, um für Sardinien eine andere, etwa härtere Behandlung vorauszusetzen, nachdem die Erwerbung dieser Insel beiläufig zur selben Zeit und unter günstigen Bedingungen vor sich ging, wie jene Siziliens. Dort hatte man es nachgerade mit punischen Niederlassungen zu thun, wovon Karthago völlige Generalagenturen ausübte, während die Sardinier, und eigentlich auch nur jene der Seestädte, bloß Verbündete der Karthager waren und von diesen eher mit be-

*) La Sardegna, provincia romana. Saggio die studi antiquarij, di Luigi Amadeo. Roma, Ermanno Löcher. S. 47 ss. 1874.

fonderer Rücksicht behandelt, so zu sagen als unabhängig betrachtet wurden. Nichts ist daher natürlicher anzunehmen, als daß die Römer ihnen dieselben Rechte mit denselben Vorantzen zugestanden hätten, welche sie unter den Kartagern genossen hatten, um auf diese Weise zuerst die Anerkennung der römischen Suprematie und dann allmählich jene feste Herrschaft anzubahnen, welche Rom die Afsicht hatte, dieselbst zu begründen. Geheißt auf mehrere Stellen des Livius weist denn auch Dr. Anedon in der That nach, daß verschiedene sardinische Gesandte, namentlich an der Süd- und Südost-Küste, sowie einzelne im Innern der Insel bis Ufessia, in ein völliges Bundesverhältnis zu Rom getreten waren. Noch deutlicher aber als alle Andeutungen des lateinischen Geschichtschreibers spricht die bemerkenswerthe Thatfache, daß während der ganzen Dauer der römischen Eroberung und der parzieren Kustfände der sardinischen Stämme weder eine Stadt noch ein Stamm aus dem Süden den Auftritten jemals Vorstus leistete. Eine so beherrschte Abhängigkeit an Rom und dessen Machtthaber läßt sich aber wohl nur durch eine besonders milde Behandlung und die Beobachtung jener Stellung erklären, welche Verbündete unter sich einzunehmen pflegen.

Wie wenig unter solchen Umständen die Afsicht Jener Zustimmung verdient, welche die römische Souveränität auf Sardinien als das drückende Joch der Fremdherrschaft, und jene Insel nachher als eine der schicktest behandelten und verwalteten Provinzen des ganzen römischen Reiches darstellen möchten, — ergiebt sich von selbst. Daß schon Rommisen dieser Aufschauung in Deutschland entgegen getreten, ist bekannt, das Verdienst aber, die gegenwärtige Meinung zum ersten Mal in Italien ausgesprochen zu haben, gebührt dem Verfasser der in Verlesendem angezeigten Schrift

J. v. Hd.

A f r i k a.

Ismaïlia. *)

Wit ist englischer Großartigkeit ist dies sechsen erschienene Werk Sir S. Bakers über seine vielbesprochene Expedition nach Afrika zum Zweck der Unterdrückung des Sklavenhandels aufgestellt. Karten, Porträts und mehr als fünfzig kunstvolle Holzschnitt-Illustrationen von Zweeder u. Durand zieren die beiden, je ca. 440 Seiten umfassenden Bände, die indes verhältnismäßig sehr schnell durchlesen werden können, da der Druck ein auffallend spenklicher und der Raum zwischen den Zeilen beinahe allzu reichlich bemessen ist. Ein prächtiger Stahlschnitt stellt den Felden der Expedition, Sir S. Bille Baker, Pascha, in seiner türkischen General-Uniform dar. In der Einleitung bemerkt der General, daß er, vom absolut Notwendigen abgesehen, hier nichts von dem bereits in seinen älteren Werken über Afrika „The Abert N'yanza“ und „The Nile Tributaries of Abyssinia“ Gesagten wiederholen wolle. Auf seinen früheren Reisen hatte der Verfasser fruchtbare, klimatisch gesunde Länder Zentralafrikas kennen gelernt, von deren Bewohner indes ein Jeder that, „was ihm in seinen Augen recht schien.“ Hier wucherte der Sklavenhandel, und seine Schreden verberieten die Stätten der Menschheit, „Reiche und wohlbevölkerte Gegenden wurden eulodiert; Weiber und Kinder wurden in Gefangenhaft abgeführt, Dörfer ver-

brannt“, ein irdisches Paradies grauenvoll entsetzt, die friedlichen Einwohner wurden feindselig gegen jeden Fremden. Die Sklavenjäger und Händler waren meist Araber, Unterthanen der ägyptischen Regierung. Diese Leute hatten ihre Beschäftigung mit dem Aderbau in Sudan aufgegeben, Räuberbanden gebildet, und waren in den Dienst verschiedener Kaufleute in Khartoum getreten. Der größte Händler hatte ungefähr 2500 Araber im Solde, die als Piraten und Räuber in Zentral-Afrika sich aufhielten. Man nimmt an, daß ca. 15,000 Unterthanen des Khebliven mit dem f. g. Elfenbeinhandel und der Sklavenjagd des Weißen Nil sich abgaben. Dies ganze Raubsystem hat der Verfasser in Albert N'yanza bereits eingehend erörtert. Ein Händler, Namens Agab, übte dasselbe in einem Gebiet von fast 90,000 (engl.) Quadrat-M. ausschließlich aus. Die Zahl der jährlich von Zentralafrika entführten Sklaven ist nach dem Verfasser unmöglich festzustellen, doch vermalhet er, daß dieselbe an 50,000 betrage. — Durch Rubar Pascha, den Minister des Kaisers beim Khebliven, war Sir S. Baker bereits von den Afsichten des letzteren, den dortigen Sklavenhandel anzunehmen, in Kenntnis gesetzt; bekräftigt wurde der Kheblive in seiner Afsicht durch den Prinzen von Wales, der von Baker begleitet, Ägypten besucht hatte. In der „Vollmacht“, welche der Baronett vom Kheblive erhielt, heißt es: „Wir Ismael u. f. w. beschließen, wie folgt. Eine Expedition ist organisiert, unserer Anterstüt die Länder im Süden von Gondokoro zu unterwerfen; den Sklavenhandel zu unterdrücken, ein reguläres Handelsystem einzuführen; der Schiffahrt die großen Seen des Äquator zu eröffnen. Eine Kette von Militär- und Handelsstationen, je drei Tagesmärsche von einander entfernt, solle durch Zentral-Afrika errichtet werden, wobei Gondokoro die Basis der Operationen. Die Expedition ward am vier Jahre, vom 1. April 1869 an gerechnet, und dem Sir Baker die Oberleitung und zwar die absolute Gewalt, aus diejenige über Leben und Tod aller Theilnehmer der Expedition übertragen. Dieselbe höchste Autorität ward dem Baronett-Pascha für die zu unterwerfenden Länder zugesichert. Niemals, wie Baker bemerkt, ist einem Christen eine solche Macht Seitens eines Muhammedaners eingeräumt worden. Abgesehen von einigen einflussreichen Personen, habe das Unternehmen in Ägypten nur Abneigung gefunden. — Zunächst ließ Sir Samuel die nötigen Boote und Schiffe herstellen, zum Auseinandernehmen eingerichtet, um durch die Rubische Wüste getragen werden zu können. Englische Theilnehmer hatte die Expedition nur wenige, unter diesen aber Lady Baker. Alle Materialien wurden in vier Magazinen aus galpalisirtem Eisen untergebracht, jedes 80' lang und 20' hoch und breit. Die militärische Macht bestand aus 1645 Mann, inklusive 300 M. irreguläre Kanakaler und zwei Batterien Artillerie. Die Infanterie bestand aus einem „schwarzen“ oder Soudani-Regiment und einem ägyptischen, meist Sträflinge enthaltend, die verschiedener Verbrechen wegen von Ägypten nach dem Sudan transportiert worden waren. — Das größte Ziel aber, womit Sir Samuel zu kämpfen hatte, war der Umstand, daß die Befehle des Khebliven im Norden durch dessen Behörden im Süden durchkreuzt wurden, so daß Rudsch Ali, ein Haupt-Sklaven-Händler, durch Behörden Ermunterung in seinem schrecklichen Gewerbe fand. Am 8. Februar 1870 segelte die Flottille, 2 Dampf- und 31 Segelschiffe, von Khartoum ab — ein feiner Holzschnitt veranschaulicht den Vorgang. Der feststehenden Erzählung ist namentlich das Tagebuch des Verfassers einverleibt — kurze Aufzeichnungen und Beobachtungen, die uns an Xenophons Auswands erinnern: der landschaftliche Charakter der Gegenden, die Schwierigkeit, welche sie der Expedition darboten, werden mit

*) Ismaïlia. A Narrative of the Expedition to Central Africa for the suppression of the Slave Trade, organized by Ismaïl Kheblive of Egypt. By Sir Samuel W. Baker, Pascha. London, Macmillan, two volumes 8vo. price 2s. 1874. Berlin, bei A. Asher et Co.

kurzen, festen Strichen geschildert. Die Hottentotten in den jungenen Uulien des Wafers im Gange zu erhalten, war das immer wieder zu lösende Problem, mit Woskites und Allgators war zu kämpfen. „Ästlicher Südwind“ wird heiß als wirksamer Dundergenosse begrüßt. Am 1. April fikt die ganze Hottentotte aus Wassermangel fest; die Tiefe des Stromes betrug kaum 3 Fuß; die Hitze war furchtbar und Sir Samuel „faß erbrüdet.“ Die Schiffe mußten von der schwarzen — 2. Th. ganz unbefriedeten — Mannschaft durch hohes Gestrüpp hindurchgezogen werden (hierbei eine erlösende Illuststration), am 5. April hatte man dies bewerkstelligt. Am 6. April trat der zweite Todesfall ein. „Die ägyptischen Truppen sind von sehr schlechter Gesundheit“, heißt es am selben Tage; „Ihre physische Kraft sei im Anfang bewundernswürdig gewesen, ihre Moral aber von der schlechtesten Art. Untern 14. April werden zwei Desertionen, in einem Falle zu den Sklaven-Jägern vergeordnet. Einen der letzteren sieht Sir Samuel am selben Tage, wie er, mit geladener Muskete, eine Anzahl eben gefangener Wafser belander Weiber bemacht, doch ist die Diplomatie notwendig, noch kann das feindselige Lager nicht belacht werden. — Am 15. April sollte der Deserteur erschossen werden, den Sir Samuel jedoch mit wohlberedem coup de théâtre vor verammeltem Kriegsvolk begnadigt. Der junge Mann ist einer der besten und zuverlässigsten Soldaten in der Leibwache des englischen Generals geworden. — Am 19. d. M. wird der Weiße Nil erreicht. Unerwartet und nicht angenehm war am 20. dem Kommandanten von Gashaba, die Ankunft Wafers; dieser hielt es für gut, dem Ersten mitzuteilen, daß er entlassen sei, wieder aufzubrechen. „Gott ist groß! Geht Gott, daß Sie im nächsten Tage besseren Erfolg haben“, war die einfache Antwort. „Es gelang indeß, diesen Gouverneur, der sich auf seiner alljährlichen Tour zum Zwecke des Steuereintreibens befand, 155 Sklaven anzuwerben. Ende April wird ein Lager errichtet und Anfang Mai kann Sir Samuel bemerken: „Ich habe das Vertrauen der Eingeborenen vollständig gewonnen.“ — Am 10. Mai fand man im Getreide am Ufer einen Haufen von 80 Sklaven, „wie Hühner eingepferkt.“ Sir Samuel ließ sie, 150 menschliche Wesen, gleich ihrer Ketten entledigen „zum Erbauenen der Gefangenen, die den Bergang nicht zu verstehen schienen.“ (S. 128.) Als aber der Kapitän des Fahrzeuges in Eifen gelegt ward, begriffen die Befreiten, um was es sich handle und erzählten, daß der größere Theil der Einwohner ihres Dorfes von den Sklaven-Jägern getödtet worden sei. Am folgenden Tage inspizierte Sir Wafers die „Sklaven“, die sich hatten wafsen und — die Weiber wenigstens — flieden müssen: allen wurde ein Freiließ umgehängt, die Weiber aber wurden von Sir Samuel gefragt, ob eine von ihnen heiraten wolle, es seien in den Regimenten hübsche junge Männer, die kapitale Ehemänner abgeben würden. Die gefragte am Morgen. Als am Nachmittag der Offizier befragt wurde, ob eine der Regentinnen heiraten wolle, war die Antwort, sie wollten alle heiraten und hätten ihre Ehegatten bereits gewählt! (S. 129.) Der General musterte hierauf die Hand in Hand aufgestellten Liebespaare und war mit dem Geschmaus der schwarzen Truppen zufrieden. Übel aber war es den ägyptischen Soldaten ergangen: die Regentinnen hatten starke Antipathie gegen die „Grauen“ gehalten gezeigt und alle Liebhaber dieser Genrele abgewiesen.

Man suchte nun die Schwarzen in Arbeiten und Handwerken zu unterweisen: ein hübsches dreijähriges kleines Mädchen nahm Wafers unter ihre Igelhülle Obhut. Das Kind war bereits so muskelfest und klug, wie es bei einem weißen Kinde desselben Alters nicht vorkommt.

Eingelieften bei Seite lassend, ist zu erwähnen, daß Sir

Samuel sich die Wiederaufnahme des Aderbaues in den heimgekauften Distrikten besonders angelegen sein ließ.

Am 5. Kapitel (S. 140 pp.) wird die Erforschung des alten Weißen Nils (im Monat August) behandelt.

Der Arzt der Expedizion, Dr. Wedge, mußte bereits im Anfang September gesundheitshalber nach Khartoum zurückkehren. Um dieselbe Zeit wird des deutschen Reisenden Dr. Schweinfurth mit besonderer Anzuehung gedacht; derselbe hatte Sir Samuel brieflich seine genauen Forschungen über den Weißen Nil mitgetheilt. Um selben Monat mußte auch Sir Wafers, um Dispositionen zu treffen, nach Khartoum zurückkehren, während er den Befehl hinterließ, daß am 1. December von Tschekeneb nach dem Süden aufzubrechen werden sollte. In Khartoum war Alles erhalten, als der General am 21. September dort eintraf und dieser nicht minder über — die für ihn ersten Nachrichten vom deutsch-französischen Kriege. Ein Geschenk der „Kaiserin“ (Sagen an Vafers Wafers wartete seiner in Khartoum. Neben anderen seiner Expedizion sehr unangünstigen Tingen aber mußte Sir W. hier vernehmen, daß der Hauptflandenhändler des Weißen Nils, Agad, mit der Regierung einen Kontrakt abgeschlossen hatte, welcher ihm das ausschließliche Recht des Sklavenhandels in einem Gebiet von 90.000 Q.M. verlieh (S. 149). Kaum glaublich war es, daß dem Khediven ein solcher Staub in die Augen gestreut sein sollte, doch der Staub in Ägypten ist betrübend, wie Wafers bemerkt. Der Scheik Agad hatte jährlich circa 3000 Pf. St. für das Recht des Sklavenhandels an die Regierung gezahlt (S. 150). Der Vertrag war von Vlasser Pascha unterzeichnet.

Am 6. October kam die Nachricht von Sedan mit der Gaires-Pest nach Khartoum. Als am 10. October Wafers sich wiederum zur Expedizion zurückabgab, hatten sich die Anhörsen mit Hüfte Vlasser Paschas — dem das höchste Lob gesprochen wird — wiederum verbessert: mit Agad war ein etwas modifizierter Vertrag abgeschlossen. Der hohe Wafersstand des Nil im October und November begünstigte die Reise, in deren Darstellung wiederum das ursprüngliche Tagebuch verflochten wird. Die Engländer bei der Expedizion traf der General munter und thätig an, die Mohammedaner aber benutzten die Ramadan-Gassen, in welcher Zeit sie von Sonnen-Auf- bis -Untergang nichts essen dürfen, als erwünschten Verwand, zur Unthätigkeit, obgleich der Seean sie im Fall einer großen Reise ausdrücklich jener Verzichtung entbindet. Mit dem Beginn des neuen Jahres ward der Vermarisch angetreten. Der Strom bot indeß (zumal durch schiffartige Gewächse) so viel Schwierigkeiten dar, daß bisweilen nur 2 engl. Meilen an einem Tage zurückgelegt werden konnten. Mit besonderer Genauigkeit vergeichnet Wafers auch in dieser Periode seine Tage-ergebnisse, besonders das von ihm gefessene Geflügel. Nach unsäglichen Schwierigkeiten ist unter 9. März die Entscheidung des großen Weißen Nils zu vergeichnen (S. 201). Nachdem man auf seinem Gewässer mühsam vorwärts gekommen war, sah man sich plötzlich in offenem Wafers, in einem See, der bis zu einer halben Meile an Breite zunahm. „Dem Laufe des Sees ungefähr 5 Meilen folgend, fanden wir einen Strom, der direkt in den langgestreckten Kanal floß. Nur 14 Meilen von dem See, gelangten wir durch diesen kleinen Fluß in den großen Weißen Nil! Ich kann meine Freude und Dankbarkeit nicht beschreiben. Meine Leute theilten meine Gefühle. Wir alle tranken Wafers von dem süßen Fluß und Seeräumen wusch Gesicht und Hände in dem edlen Strom und viel beglückte aus „El hambol el Nahr!“ (Gott sei Dank!). Kap. VII. schildert die Ankunft in Gondokoro, 15. April 71. Hier klagte der Häuptling Murrus mit seinen Eingeborenen über die Bedrücknisse Seitens der Sklavenjäger; Sir

Baker versprach Hüfe, unter der Bedingung, daß sie treue Unterthanen des Akebies sein würden.

Doch erfuhr Baker sehr bald, daß Akerroas sehr kriegerischer Stamm eigentlich ein Verbündeter der Sklavenjäger sei. Sehr bemerkenswerth aber erscheint es uns, wenn Baker sagt, daß er überall in Afrika die Sklaverei als verkommenste, selbstverständliche Institution angetroffen habe. — Die offizielle Kanonisation Gondeforos erfolgte 31. Mai 71. Eine Insinuation veranlaßte den Moment und zeigt die in weitem Halbkreis von Volk und Erpeditoren-Mannschaften umfachte Lüge des Halbmondes, auf welche der dröhnende Schrei jureitete. — Die vielen Jagdabenteuer, wie Nachts das Schiff Bakers von einem Nipfer mit der Huth einer Bulle angefallen, wie den Engländern das Vieh von den kriegerischen Eingeborenen fortgetrieben wird u. s. m., übergehen wir, um im 9. Kap. (S. 306) den am 21. Juli erfolgten nächtlichen Angriff der Eingeborenen auf das Vager bei Gondeforo zu bemerken, der den Engländern einen Todten und zwei Verwundete kostete. Das Bild stellt den Kampf dar: die „Wilden“ eine Hühnerfenne flammende Eile und Waffe, die Ägypter in europäischer Weise feuern; jedenfalls bot die weiße Bekleidung der letztern bei Nacht bessere Zielpunkte, als die Uniform der Feinde, die eben nur in deren schwarzer Haut bestand. — Die allgemeine Entmuthigung der Erpeditoren wird Kap. XI. (S. 332) dargestellt: viele der „Offiziere“ hätten am liebsten selbst Sklavenhandel getrieben: 126 Sklaven sind während der Reise heimlich von Offizieren der Erpeditoren gekauft worden. — Es erschien einmal ein 15jähriger abessinischer Knabe an der „Dishleach“ (Kamatschisch) Bakers von Blut triefend und furchtbar gemißhandelt von einem Hauptmann in dem ägyptischen Regiment; Baker schenkte ihm sofort die Freiheit: der Knabe hat sich trefflich geführt und gehört jetzt dem Hause Sir Bakers in England an. — Die Disziplin der Truppen war sehr schlecht, die „Ade“ (Diebe) waren die einzige zuverlässige Stütze Bakers. — Er aß Heist unter Mannschaften und Offizieren dokumentierte sich endlich, Oktober 1874, auch formell: die Offiziere verlangten Rückkehr nach Khartoum, da in der Gegend, wo man sich befand, kein Korn vorhanden sei und die Erpeditoren Hunger sterben müßten. Und doch hatten die Besuche führenden 126 Sklaven eingehandelt und somit die Zahl der Konsumenten erheblich vergrößert! — Im selben Monat indeß ward nach Gondeforo zurückgeführt. — Im November gingen die Fahrzeuge unter Euent. Baker nach Khartoum zurück. Die glücklichen Resultate einer großen Elefantenjagd kamen inzwischen der Moral der Mannschaften wesentlich zu Hüfe.

Band II. beschäftigt sich zunächst mit dem weiteren Vorrück nach Süden. In der Kette der Abenteuer ist der nächtliche Angriff der Eingeborenen auf das Detachement des Major Abdallah (Bild) hervorzuheben. Kap. 3 beschäftigt sich mit dem Marsch nach Jattio. Ein großes Sklavenlager ward dalkelt entdeckt. Die Befreiten ergötzen sich an Tanz und Musik. Die Musik, hebt Baker hervor, ist von dem größten Einfluß auf die Eingeborenen Afrikas. Ein Verbosner Drebragelspieler würde ungefährdet durch Afrika gehen, begleitet von einer bewundernden Menge, die bei lebhafterer Melodie sich des Tansens nicht enthalten würden. Die Weiber, wie auch das Bild zeigt, haben ihre Kinder beim Tanzen auf den Rücken gebunden. Das Volkstum ist dasjenige, das vor Gründung der Befreiungskunst allgemein üblich gewesen sein muß. — Im März 72 marschirte man längs der schönen Ufer des Victoria Nil. Kap. IV. (S. 169) begegnen wir wiederum einer Sklavenbefreiung. — In den April fällt der Marsch nach Makhadi. Unter vielen Abenteuern wird

in Band II. dargestellt, wie einmal die Eingeborenen das militärische Vager bei Nacht in Brand stecken. Wiederum ein Zusammentreffen mit Sklavenhaltern und deren Verwüthler wird geschildert Kap. X. (S. 393): dieselben attackiren die Jattio Bakers Vager; es ist der Moment idalkrit, wie die „Ade Diebe“ (die Garde) im Vorkritt gegen die Feinde vorgeht. Ein neues Befehl ist zu befehlen in Moegei (S. 409).

Am Schluß des Werkes sagt Baker das Resultat der Erpeditoren, wie folgt, zusammen (S. 512): „Der Grund einer großen Zukunft ist gelegt; ein entlegener Theil der afrikanischen Stämme, der höher von der Geschichte der Welt angegeschlossen war, ist in direkte Berührung mit den höheren und zivilisirten Rassen gebracht worden; gerechter Handelsverkehr ist eröffnet; wenn man daher den Handel als den großen Agenten der Zivilisation aufseht, so ist das Werk gegenwärtig im Fortschreiten. Befehlshaber Posten sind errichtet bis zwei Grad vom Äquator. Das Bündnis mit M'lo, dem König von Uganda, beschließt mich, nicht allein durch Briefe (an Livingstonia gerichtet) in dem ferneren Unjanyambi zu kommunizieren.“

Wir fügen hier noch die Bemerkung bei, daß unter den Appendices des Werkes sich auch ein von Baker geführtes, genaues Witterungs- und Thermometer-Tagebuch befindet.

Der Akebie genehmigt, daß Bakers Werk von Oberst Gordon fortgesetzt werde. „Der Nil ist der Schiffahrt eröffnet worden; und wenn die Mühsale, denen ich bezeugte und die ich bestieg, den Weg für meinen sähigen und energischen Nachfolger, den noch jetzt in Afrika weilenden Oberst Gordon, geebnet haben, so werde ich ihn belohnt sein. Das Territorium innerhalb meiner Wohnmöglichkeit ist vom Sklavenhandel gelaist worden. Die Eingeborenen des großen Schooli-Stammes, befreit von ihren Unterdrückern, hängen dem beschützenden Gewerement an. Der Weiße Nil ist in einer Entfernung von 1600 Meilen von Khartoum bis Zentralafrika gereinigt von den Ueueln eines Handels, der höher keine Gewässer befand hatte.“

Kleine literarische Revue.

— **A. B. Marx über Beethoven.** Von dem berühmten Werke von A. B. Marx über Beethoven ist jetzt eine neue von Dr. Behndt neu bearbeitete dritte Auflage erschienen. *) Der Herausgeber der neuen Auflage hat die Aufgabe, das Marx'sche Buch auf rein biographischem Gebiet mit den Ergebnissen der neuesten historischen Forschung in Einklang zu bringen, ferner es durch Anknüpfung neuer, gleichmäßig begründeter Thatsachen zu bereichern verstanden, und dem Verzeichniß der Kompositionen Angaben über die Zeit der Entstehung, der ersten Aufführung und der Herausgabe beigefügt.

— **Sie nach Osmak.** Der unermüdete A. Bernstein, den Berthold Kuerbach einmal mit einem Bäder verglichen hat, der täglich frische Nahrung für das Volk bringt, der auf dem Gebiete der Novellen so liebenswürdige, auf dem Gebiete der Naturwissenschaften so lehrreiche Artikel geschrieben hat, die nach und nach zu Büchern und Bänden und einer ganzen Hausbibliothek angewachsen sind, schildert halb als ergrannter Politiker, halb als Historiker die Zeiten seiner ersten journalistischen Thätigkeit nach 1848. Seine eigenen Vorkämpfer in der Wählerleitung und Volksehrung dienen ihm dabei in vortheilhafter Weise als Anhalt. Das kleine Buch „Sie nach Osmak“*) schildert in

*) Berlin, Otto Zante, 1874.

**) Berlin, Franz Zunder, 1874.

unverblühenen Jaoben die Schwach, unter der das menschliche und deutsche Volk zwischen Revolutionen und Reaktionen geteilt bei dem Siege des letzteren so lange getitten hat. Die wahre Rettung, die Reform trat dann auf und wies erst jetzt wieder aufstehend auf uns ein. In solchen guten Zeiten aber ist es wohl der Mühe werth, an das schmer Erlebte zurückzudenken, sich zu erinnern, was die heutige Generation in ihrer Jugend zu leiden hatte und dessen eingedenk zu sein, daß gute Tage nicht von langer Dauer sind. Zu einer schriftstellerischen Thätigkeit der Art eignet sich ganz besonders ein Mann, der wenn auch nur in einzelnen Zeugen, sich dennoch eine gewisse misanthropische und misanthropische Opposition erhalten hat. Das ist so kein Wunder. Der Jaobe lang kämpfen mußte, wer den ganzen Zauber seiner Vielseitigkeit, die ganze Virtuosität seines Berufes im Kampfe gefunden hat, ist auch im Frieden kampfbereit und bleibt sich nicht dem Kapna des Genusses der Gegenwart hin. Solche Leute sind als Baueur nöthig, selbst wenn Sonnenschein und Mittagshitze über der Landschaft ausgebreitet liegen. Versenkere und geschicktere als den Verfasser gibt es kaum, ein Lob, das ihm übrigens auch seine politischen Gegner von beiden Seiten ganz und uneingeschränkt lassen.

— **Schillers Briefwechsel mit Körner.** Mit dem zweiten Bande liegt die von uns in Nr. 30 dieses Jahrganges empfohlene zweite Auflage des hochbedeutenden Briefwechsels vollendet vor. Herr Karl Goethe hat die Freundlichkeit gehabt, unsere damaligen Mittheilungen seiner Vorrede einzuverleihen. Dem ganzen wohlgeschafften Werk wünschen wir die allerreichste Verbreitung im Vaterlande, und wie aus dem Weihnachtskätzchen in diesem Jahre erschienenen gutes Buch zu legen beabsichtigt, kann für Jung und Alt, Mann und Frau, Gelehrten und Laien nichts Besseres erwünscht, als diesen Briefwechsel, das edelste Vorbild idealer Gesinnung wahrhafter und hochbedeutender Freundschaft.

— **Alte Poesien, von Stefan Hall in Wiesbaden.** Von diesem hartkinnigen und formgewandten Dichter liegen zwei größere Dichtungen, „des Helden Weib,“ und „die Hörscherfrau“ und eine Reihe kürzerer Erzählungen „auf dem Wege“ vor. Eine etwas düstere Phantasie, eine Reizung, sich mit den Kraftseiten des Lebens, ganz insbesondere aber mit unglücklichen Menschen zu beschäftigen, scheint die ursprüngliche Grundstimmung des Verfassers gewesen zu sein. Wo er dieselbe überwinden kann und das ist ganz besonders der Fall bei den aus Anlaß der letzten beiden großen Kriege seiner Feder entlassenen Dichtungen, zeigt er hohen Schwung und eignet sich sehr wohl eine Beachtung in weiteren Kreisen, worunter wie nicht an letzter Stelle die Lesefreunde Deutschlands verstanden wissen möchten.

— **Von den Grimmischen Märchen** hat die Däumlerische Verlagsgesellschaft unter Beihilfe von Herrn Rudolf Geisler in Nürnberg Einzelangaben mit bunten Bildern in Großquart erscheinen lassen, von denen für den diesjährigen Weihnachtskätzchen bereits Achenputtel, Schneewittchen und das Pfefferkuchenhaus vorliegen. Die von der Jugend und ihren Erziehern beliebte Form der Märchenausgabe wird nun zum ersten Male, da Alles Bisherige Nachdruck oder Nachahmung war, mit dem Originaltext der Brüder Grimm ausgestattet erscheinen und die Verlagsgesellschaft verdient das Lob, daß sie das Bessere gethan. — Gewiß auch der Künstler. — Aber das kann man nicht recht sehen, denn die besten Zeichnungen für Holzschnitt und Steinbruch in die Hände deutscher Arbeiter gelegt, fließen verunsichert herauskommen und keine Ähnlichkeit mehr mit dem Original zu haben, so daß

man immer dem Urbilde die Zensur um ein bis zwei Nummern höher ausstellen darf. Es ist geradezu merkwürdig, wie wenig Ähnlichkeit die besten deutschen Holzschnitte mit den Originalen haben, die wir von Adels, Ludwig Vietzsch, Paul Meyerheim, Bantler und andern gelegentlich zu sehen das Glück hatten. Heinrich von Schubel hat einen Aufsatz geschrieben, „Was wir von den Franzosen lernen können.“ Exaktität und Gewissenhaftigkeit in der Bilderarbeit graphischer Kunstwerke können wir gewiß von den Franzosen lernen. Die billigen Ausgaben von Erdmann-Christian zeigen bei aller Einfachheit und Robust besser ausgeführte Illustrationen zu enthalten, als bei uns die Ikonischen von Meißnerhand ausgestatteten Bücher. Die Verhältnisse, an denen die Grimmischen Märchen, prädestinirt in weite Kreise zu gelangen, illustriert herzugeben, könnten sich um die ganze Illustrationskunst ein hebes Verdienst erwerben, wenn sie hier eifermäßig eingreifen wollten und könnten.

Sprechsaal.

Im Auftrage und auf Kosten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erschien dieser Tage in Budapest der erste Band des Wissenschaftlichen Repertoriums (Tudományos Repertorium). Der Band ist 50 Bogen stark und umfaßt in 21,796 Titeln die auf Geschichte und deren Hilfswissenschaften bezüglichen Aufsätze, welche von 1778 bis Ende 1873 in ungarischen Zeitungen, periodischen Schriften, Kalendern und Schulprogrammen erschienen sind. Das große Sammelwerk wird von Joseph Szinnyei redigirt, der als Ausbeute an der Universitäts-Bibliothek in Budapest fungirt und selbst eine Privat Sammlung von beiläufig 25,000 Nummern verschiedener Zeitschriften aller Nationen und Sprachen aufzuweisen hat. Der Band ist mit einem alphabetischen Namen- und Ortsregister versehen. Der zweite Band, mit 22,864 Titeln, die sich auf Philologie, Philosophie, Kunst, Mathematik und Naturwissenschaften beziehen, ist bereits unter der Presse und soll im nächsten Jahre erscheinen. Bei dieser Gelegenheit sei es uns erlaubt die statistische Tabelle anzuführen, daß auf dem Gebiete Ungarns mit seinen Nebentändern gegenwärtig 400 Zeitungen und periodische Schriften erscheinen, hien 240 in ungarischer Sprache.

Gr.

Die englischen Frauen scheinen einen Beweis liefern zu wollen, daß sie nicht umsonst realistischen Antheil an der sozialen wie politischen Entwicklung des Staatslebens heben. Sie haben es unternommen, gegen einen der schreiendsten Mißbräuche des englischen Gelebes, gegen das Verfabren in der Behandlung Wahnsinniger, oder für geistkrank Ausgegebener, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln vorzugehen. Der erste Bericht der Lunacy Law Reform Association, die zum überwiegend größten Theil aus Frauen besteht, und an deren Spitze und Verwaltung, mit Ausnahme des Kassiers — treasurer — nur Frauen stehen, liegt Referenten vor, und wollen wir wünschen, daß die energische Sprache, wie das muthige und angemessene Begehren der ihn leitenden Mrs. Lowe, welche aus eigener trauerlicher Erfahrung sprechen kann, so wie sie die unheilhaft egriffenen Wahnsinnigen das englische Publikum immer mehr für diese augenscheinlich so nothwendige Reform interessieren und zu einer Revision der bestehenden ungenügenden Einrichtungen führen möge; so auch vor Allem zur Errichtung von Staatsirrenhäusern, die weit größere Sicherheit gegen willkürliche Einsperrung mit Unrecht als geistkrank Bezeichneter gewähren, da das eine gerche Motiv des persönlichen pekuniären Gewinnes für den Direktor kein schon ganz wegfallen würde.

*) Leipzig, Moritz Rubl, 1874.

Verlag von **George Westermann in Braunschweig.**
Empfehlenswerthe Geschenke.

**Frederick Whymper,
Alaska.**

Reisen und Erlebnisse im hohen Norden.

Kautschuk deutsche Ausgabe

von Dr. A. Steger.

Mit 68 Illustr. und 1 Karte.

Gr. 8. Velinpap. 2 Bde. 20 Sgr.

Alaska, das frühere russische Amerika, ein sehr interessantes, aber fast unbekanntes Land, erschließt der Verl. vor unseren Blicken und zeigt es uns in seiner ganzen bedauerlichen Schicklichkeit. Seine Darstellung, die den künstlerischen und wissenschaftlich gebildeten Mann verzaubert, atmet ein solches und warmes Leben und sind mit einem besseren Humor gewürzt.

Novellen und Gedichtblätter.

Von
Theodor Storm.

Min.-Ausg. 1874. Eleg. geb. 1 1/2 Thlr. 15 Sgr.

Die wunderbare Welt, die auch in vielen neuen Novellen Storm's walzt, stellt dieselben den besten Werken des finnigen Dichters mit einem gleich

**Sir Samuel W. Baker,
Die Nilzünfte in Abyssinien.**

Beschreibung der vom Nubien zum blauen Nil und Tschad in Wästen und Wäldern.

Kautschuk deutsche Ausgabe

von Dr. A. Steger.

Mit 14 Illustr. in Holzschnitt und 2 Karten.

Gr. 8. 2 Bände. geb. 4 Thlr.

Baker bietet hier in der ihm eigentümlichen lebendigen Schreibweise die Resultate seiner zwölftägigen Reise, mit denen er unter anderen wichtigen Entdeckungen derselben viel zur Aufklärung der Jahrhunderte lang verborgenen Urfahren der Nilüberschwemmungen beiträgt.

**Dichtergarten
deutscher Pfrst.**

Von
Dr. A. Aelter.

3. Auflage. Min.-Ausg.

Eleg. geb. 2 Thlr.

Die Gedichtsammlungen bieten mit feinstem Geschmack ausgewählte Zusammenstellungen echter Pfrst deutscher, französischer und englischer Pfrst. Die Ausstattung der Bände trägt den Stempel äußerster Eleganz.

**Le parnasse français
Choix de Poésies.**

Par
Napol. Ducros.

4. Auflage. Min.-Ausg.

Eleg. geb. 2 Thlr.

**The british lyre
or
selections from the english poets.**

By
Wm. Od. Ellwell.

6. Auflage. Min.-Ausg.

Eleg. geb. 2 Thlr.

**Aus Wäldern und Bergen.
Stille Geschichten**

von
F. R. Kofberger.

Min.-Ausg. 1874. Eleg. geb. 1 1/2 Thlr. 15 Sgr.

Die gemüthvollen Novellen von Kofberger, voll poetischen Reizes, erringen sich mehr und mehr die Anerkennung, die liebreichenden Schriftsteller Storm's, deren Werke sie verwandt sind, so sehr verdienen.

**Theodor Storm's
sämmliche Werke.**

2. Aufl. mit Portrait. Dine. 3 Bände.

Eleg. geb. 5 Thlr. 15 Sgr.

Storm ist ein Dichter für jedes sinnige, rein empfindende Gemüth. Er gehört in den besten Sinne der Nationalliteratur an und darum hat diese Gesammtausgabe den Zweck und die Berechtigung, in jede Familie einzutreten, und um Geringfügigkeit der Nation zu werden, wie die Werke anderer dichten und geistlichen Dichter.

**Edward Whymper's
Aerg- und Gletscherfahrten
in den Alpen
in den Jahren 1860 bis 1869.**

Kautschuk deutsche Bearbeitung

von Dr. A. Steger.

Mit einer Karte und 114 Orig.-Illustrationen.

Gr. 8. geb. 4 Thlr. 15 Sgr.

Die Alpen sind das Ziel einer regen und vielfältigen Thätigkeit, welche die Blicke der gebildeten Welt auf sich gerichtet hält. Wissenschaftliche Forscher und tüchtige Bergsteiger wohnen, von Gletschergipfeln einer ihrer Geheimnisse nach den Andern an entzückt. Whymper hat unter mancherlei Gefahren und Anstrengungen als Pionier der Alpen die Gletscher der Dauphiné und der Schweiz erforscht und eine Fülle von reichen und neuen Resultaten heimgebracht, die er in lebhaften und glänzenden Schilderungen in seinen Werke niedergelegt hat.

**Secchi-Schellen,
Die Sonne.**

Die wichtigsten neuen Entdeckungen über ihren Bau, ihre Strahlungen, ihre Stellung im Weltall und ihr Verhältniss zu den übrigen Himmelskörpern.

Mit 217 Holzschnitten, 2 Photographien und 8 Tafeln. 8 Velinpap. geb. 7 Thlr.

Bedeutend gegen das französische Original-Werk erweitert und vermehrt durch die Resultate der jüngsten Beobachtungen, welche der Verfasser der franz. Ausgabe den deutschen Beobachter zur Verfügung stellte, bietet das Werk nicht nur ein reiches und höchstwerthvolles Material, sondern auch das reichhaltigste und neueste, welches wir zur Erweiterung unserer Kenntnisse über die Sonne besitzen.

Schellen, Dr. H., Die Spectralanalyse
in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Mit 273 Figuren in Holzschnitt, 2 farbigen Spectraltafeln, 2 farbigen Probekontrollen, 4 Tafeln des Sonnenspectrums und der Sonnenatmosphäre und des Porträts von Fraunhofer, Bunsen, Kirchhoff, Secchi und Huggins.

Zweite Auflage.

Gr.-Octav. Geb. 5 Thlr. 10 Sgr.

Den Gegenstand, den der Verfasser auf Grundlage einer Reihe von ihm gehaltenen öffentlichen Vorträgen gemeinschaftlich bearbeitet hat, umfasst ein Gebiet, dessen Entdeckung zu den glanzvollsten Errungenschaften unseres Jahrhunderts gehört. Es erstreckt sich dieses Gebiet gegenwärtig nicht bloss über die wichtigsten Theile der Physik und Chemie, der chemischen Technik und der Hüttenprozesse, der Physiologie, Mikroskopie und gerichtlichen Medicin, sondern weit über die Erde hinaus über die sämmtlichen Himmelskörper bis in die tiefsten und entlegensten Theile des Weltraumes.

J. N. Lockyer,

**Das Spectroskop
und seine Anwendungen.**

Eine übersichtliche Darstellung des gesammten Gebietes der Spectralanalyse.

Eingeführt und bearbeitet durch

Dr. H. Schellen.

Mit 62 Fig. u. 1 farb. Spectraltafel. Gr. 8. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Es war dem Verfasser darum zu thun, die neue Beobachtungsmethode der Sonne durch die Spectralanalyse und die zahlreichen Entdeckungen, welche durch dieselbe in wenigen Jahren gemacht sind, dem gebildeten Publikum in leichtfasslicher Weise vorzuführen, und es ist ihm in der vorliegenden Schrift in ausgereicherter Weise gelungen, nicht bloss die physikalischen Principien, auf denen die verschiedenen Einrichtungen des Spectroskops beruhen, und die zahlreichen Anwendungen, welche dasselbe in der Physik, der Chemie, der Astronomie, sowie in den Künsten und Gewerben findet, klar und bündig zu entwickeln, sondern auch dem Leser umfassende Kenntnisse von der physikalischen Constitution der Sonne und der übrigen Himmelskörper, wie wir sie durch das Spectroskop gewonnen haben, zu verschaffen.

(356)

**Dr. Th. von Heuglin's
Reisen nach dem Nordpolarmeer
in den Jahren 1870 und 1871.**

Gr.-Octav. In 3 Theilen. Mit 3 Orig.-Karten, 2 Farbendruckbildern, zahlreichen Illustr. und Text. v. Dr. H. Westermann. 1. Theil: Reise in Norwegen und Spitzbergen. 2 Thlr. 24 Sgr. 2. Theil: Reise nach Novaja Semlja und Belgica. 2 Thlr. 20 Sgr. 3. Theil: Naturhistorischer Theil: Geschichte der Fauna, Flora und Geologie von Spitzbergen und Novaja Semlja. 2 Thlr. 35 Sgr.

Die Forschungsreisen in den nördlichen Ozeanen sind in den letzten Jahren so eifrig betrieben, daß ich schon ein lebendes Kapitel in der geographischen Literatur bilden. Unter den zahlreichen Entdeckungen, die von England, Schweden, Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszufließen werden, sind, um die Nordpolaregionen zu erschließen, die Heuglin's Forschungsreise nach dem Nordpolarmeer für die Geographie wahrscheinlich am meisten Neues geboten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Begründet von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

43. Jahrg.]

Berlin, den 26. December 1874.

[N^o. 52]

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Die deutschen Zeitschriften. 761. — Die Stadt Münster und das Weserthal im Ober-Eisach. Nach Julius Rathgeber. 762.
Spanien. J. E. Klein, Geschichte des spanischen Dramas. III. Kleins ästhetische Prinzipien. 764.
Schweiz. Schweizer Briefe. (Richtsch.) 765.
Griechenland. Tragödien Selbstbiographie. 768.
Frankreich. Französisches Urtheil über die Kinder der Welt. 769.
Italien. Dino Compagni. 770.
Ungarn. Zur Gedächtnisfeier des Dichters Petöfi. 772.
Kleine literarische Neuigkeiten. Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. 773. — Eine Gesamtausgabe der Werke Adolfs Stahr. 773. — Deutsche Jugend. 773. — Jüdischer Verein für Altkerkumfunde. 773.
Sprechsaal. Das Dajcin Ghetto. 774. — Frances et Rome. 774. — Machabé und Macabren. 774.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeigneter Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die deutschen Zeitschriften.

Aus der Hingedrift, in welcher 1866 Professor Wuttke das Getriebe des Zeitungswesens enthüllte, ist in der zweiten Auflage*) ein stattlicher Band geworden; Hinzufügungen über die Zeit von 1866 bis 1874 und Vervollständigung des früher Gegebenen haben den Umfang bedeutend vermehrt und das Interesse an dem oft pikanten und vielfach lehrreichen Inhalt keineswegs vermindert. Die Schattenseiten der Tagesliteratur, ihre Unzuverlässigkeit, ihre gewaltige Macht, die Befechung, die in ihr herrscht, die grobe und feine Art, mit der sie die öffentliche Meinung gehalten, die mangelhafte Bildung vieler Zeitungswirthe, die schädliche Gewinnjucht vieler Zeitungsbefitzer, das Kesseltreiben, die Entwürdigung des Vordruckes, die Kontrolle der Regierung über die telegraphischen Depeschen, das Umfassen der lithographirten Korrespondenzen, den unheiligen Einfluß der Börse, das alles giebt der kenntnißreiche Verfasser aus belle Tageliste und erweist damit der Wahrheit elien nicht zu unterschätzenden Dienst. Er verbiudet Selbstgüte der Darstellung mit großer Übersicht des einschlagenden Materials, und die stilkliche Entschiedenheit, die überall durchblickt, wo er die Fäulnis der bestehenden Verhältnisse bloßlegt, würde sympathische Gefühle beim Leser hervorrufen, wenn nicht Professor Wuttke in so hohem Grade die Kunst besäße, sich selbst zu schaden und die Wirkungen, die er erzeugen könnte, abzumildern, oder ganz aufzuheben; er gleicht den Fanatikern der Hölle, die nichts leben als lauter Eundhaftigkeit und mit ihrem seelverzehrenden Gesetze schließlich den Glauben erreden: so arg kann es unmöglich sein. Er befindet sich auf jedem ideaten Standpunkte, von dem aus jede Wirklichkeit verdammungswürdig erscheint, er ist ein Großdeutscher, der

es im Klaren läßt, ob er nur das ganze Deutschland fordert, keine Provinz ausgeschlossen, oder ob er auch Ungarn, Galizien, Palmasien u. s. w. verlangt. Was er in politischer Hinsicht eigentlich will, und wie er sich die Ausföhrung seiner Kombinationen denkt, behält er für sich; er tadelt, er ist nur zufrieden, wenn er seiner Unzufriedenheit Luft machen kann, und so setzt er nach besten Kräften für seine Zufriedenheit. Der ehemalige Bundesrath, österreichische oder preussische Hegemonie, Mittel- und Kleinstaat, nichts, gar nichts ist zu brauchen, über alles hin giebt er die Schale seines Jorns. Auch mit unserem Privatrecht steht es nach seiner Meinung gar übel. Er sagt: „Als die Deutschen noch Freiheit hatten, da konnten die Umstehenden das Urtheil „schelten“ — heute wage es einmal ein Schriftsteller ein Erkenntniß in seiner Verfehrtheit zu enthüllen. Vermögen schwere Folgen würden ihn treffen, daß er gewiß kein zweitemal seinen sich vermißt.“ Allerdings ist es begreiflich, daß ein Mann von Wuttkes Virtuosität im „Schelten“ jene herrliche, längst verflorfene Freiheit mit Sehnsucht zurückwünscht, denn die würde ihm noch reichlicheren Stoff zur Ausübung seines Talentes darbieten als selbst die Gegenwart, in dessen er befißt sich so gut er kann und schnappt gelegentlich nach Rommen, Sobel, Gasser, Droyen, weil — nun, weil er es nicht, was er für Wahrheit hält, bisja an den Mann zu bringen. Aber Verfehrtheit ist nicht die einzige Manier Wuttkes seinem Buch Schaden zu thun; er giebt Offenbarungen, die sich, gelinde gesagt, komisch ausnehmen, und wohl geeignet sind, der Autorität des Verfassers empfindliche Wunden zu schlagen. Es heißt bei ihm: „Das Preußen 1866 vollbracht hat, das vollführte es mit stiller russischer Unterstützung nach einem bleß mündlichen Abkommen, welches an Kausaal, wie versichert wird, Konstantinopel preisgegeben hat. So erfuhr ich 1866, als das preussische Heer an der Donau stand, von einem Kausen, der mich eigens, um mir dies zu sagen, aufsuchte.“ Ferner, 1870 „wühlte sich Napoleon einen Anlaß zum Kriege, bei welchem das deutsche Volk ganz und gar nicht beteiligt war, insofern es sich lediglich um Hohenzollernsche Handeltaxe handelte, eluen Streifzug, hinsichtlich dessen jeder Unparteiische d. h. jeder, der sich in die Lage der Franzosen hineinversetzte, einräumen mußte, Frankreich bedürfe in der That eine Sicherstellung dagegen, daß auf seiner anderen Seite, auf dem Thron von Spanien ebenfalls ein Hohenzoller Platz nehme.“ Sodann machte sich das deutsche Volk „nicht klar, daß Napoleon seine Eroberung der Rheinlande aus sehr gewichtigen Gründen“, sondern nur den Sturz der

*) Die deutschen Zeitschriften und die Entschiedenheit der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Heinrich Wuttke. Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, Verlag von Job. Wihl. Krüger, 1875.

*) In der Anmerkung erzählt Wuttke: „Der Kaiser Napoleon und seine Umgebung hatte erkannt, daß, da Frankreich noch sehr viele erst zu französischende Deutsche umschloß, und in seinen Hauptstädten Deutsche waffenhaft wohnen (in Paris wol gegen 150,000, in Lyon 30,000 u. s. w.), der Aufschlag der Rheinlande in unserer Zeit, in der ein starkes Bewußtsein des Deutschthums rege ist, nicht nur die Französischen der Lotharinger und Elsäßer ins Steden bringen, sondern auch eine höchst bedeutende deutsche Bewegung in Frankreich selbst zur Folge haben müsse. Der gemeine Franzose schreie wol nach dem Rhein, den Kaiser Napoleon aber war auf den französischen Theil Belgien gerichtet.“ Da Wuttke glaubt, was er sagt, so mag man den Umfang seiner Glaubens bekennen; wie viele mag es geben, die ihm die Kräntheit nachsagen können?

renschlichen Vortrefflichkeit im Sinne trag.“ Der reisefähige Moskowiter, der eigens Wuttke aufsucht, um ihm ein bloß männliches Abkommen zwischen Rußland und Preußen mitzuteilen, Napoleon, der sich einen Koloß zum Kriege wählt“, man den guten Deutschen einen Gefallen zu erweisen und von diesem plumpen Volk so gründlich mißverstanden wird, daß es ihn dafür schlägt, Unverletzlichkeit dieser Art und Ähnliches tragen zwar zur Erweiterung des Reichs bei, aber sie thun der wohlthätigen Wirkung Eintrag, die das Wort haben könnte, wenn es bei gleichem Studium eine Ira geschrieben wäre. D. E. Seemann.

Die Stadt Münster und das Gregorinthal im Ober-Elsass.

Nach Julius Rathgeber.

Unter den vielen mairischen, stark bevölkerten und gewerbreichen Thälern des Wasgaugebietes ist seinem altgegründeten Rufe nach das Gregorinthal im Ober-Elsass, welches nach seinem Hauptorte, der ehemaligen freien Reichsstadt Münster, auch das Münsterthal genannt wird, eines der schönsten und annehmlichsten. Es ist in der That der obere Theil; wor von Colmar aus diesen Fluß Stromaufwärts wandert, gelangt hinter den Städtchen Türheim und Wippenheim, welche gleichsam die Thorflügel des Thaies bilden, in diese romantische Berglandschaft, die der gewaltige Hoheneck, 4000 Fuß (1366 Meter) in die Lüfte ragend, gegen Vöhringen hin abschließt. Von der Stadt Münster ab spaltet sich das Thal in zwei Arme, der breitere, Großthal genannt, wird von der Feste durchschnitten und enthält die alten „sechs großen Dörfer“, jezt vier Gemeinden; der schmalere, das Kleinthal mit den drei „kleinen Dörfern“, jezt ebenfalls drei Gemeinden, wird vom Thalbach bewässert, der aus zwei Quellen entspringt, deren eine aus dem Sulgerer- oder Daren-Seer fließt. Derselbe ist fünf Viertelstunden von dem Dorfe Sulzern entfernt und hier, in der von felsigen Wäldchen umrahmten Gegend, hat der Verfasser einer treuen historischen Schilderung des Münsterthales, Herr Julius Rathgeber, von 1865 bis 1873 das evangelische Pfarramt verwaltet und aus eigener unmittelbarer Anschauung seine genaue Kenntniß des von ihm beschriebenen Landstriches geschöpft. Herr Rathgeber, namentlich lutherischer Pfarrer zu Ernolsheim bei Elßass-Jabers, ist den Freunden und Pflegern altsächsischer Geschichte und Landeskunde durch seine werthvolle populäre geschriebene Reformationsgeschichte der Stadt Strassburg in gutem Andenken, er hat, wo er selbständig arbeitet, schon die Vermuthung, etwas Tüchtiges zu leisten, für sich und hätte daher zu seinem Büchlein über das Münsterthal kaum der empfehlenden Einleitung bedurft, welche der Rektor der deutschen Schule im Elßass, Herr August Stöber, jezt Professor außer Dienst und Stadtbibliothekar in Mülhausen, ihm in warm empfundenen Lobesgrüßen an die Spitze seiner Publication gestellt hat.

Die Stadt Münster wie der gesamte Ausbau des Gregorinthales verdanken der alten Reichsstadt Münster ihren Ursprung. Mönche, welche unter Führung des Priesters Oswald, eines Schülers des Papstes Gregors des Großen, aus Rom über die Alpen gekommen waren, haben die ersten Ansiedlungen im Münsterthale begründet. Eine Kapelle, welche Oswald in der engen

Thalflucht des Schweinbaches (von den Bildschweinen also benannt) mit seinen Gefährten erbaut hat, ist erst in den Stürmen der französischen Revolution von der Erde verschwunden. Wo der Ampferbach mit dem Sulgerer Wasser, der vom Darensee kommt, sich zum Kleinthalbache vereinigt, haben die ersten Hütten der Einsiedler gestanden, der Ort heißt jezt der Kirchbühl oder im Volksmunde der Albel nach einer zweiten Kapelle, die sie dort errichtet und von der ebenfalls keine Spur mehr übrig geblieben. Aber die Ansiedlung selbst hat sich gar bald zu einem Dorfe erweitert, das schon in einer Urkunde des Jahres 817 vorkommt und nach seinen aus fremder Ferne hergewanderten Einwohnern den Namen Schottenweller empfangt. Aus diesem Namen hat sich der heutige des Dorfes Stöckwiler oder Stöckwiler entwickelt. Schotten wurden alle aus Großbritannien und Irland herkommenden Glaubensboten genannt, die St. Thomaskirche in Strassburg hat in älterer Zeit lange die Schottenkirche geheißen und das Schottenfleischer und das Schottenkloster in der Kaiserstadt Wien zeugen noch jezt auf diese Herkunft. Oswald starb schon im Jahre 642; der Mönchsberg, ein von Münster aus zum Hoheneck empor sich lang hinziehender Höhenzug, soll in Erinnerung an den ersten Begründer christlicher Ortschaft in diesem Wasgautal seinen Namen erhalten haben.

Nach Oswalds Tode rüdten die Mönche thalabwärts vor und gegen das Jahr 660 stifteten sie am Zusammenflusse des Kleinthalbaches mit der Feste ein Kloster, das dem Papste Gregor dem Großen gewidmet ward. Die dajelst wohnenden Brüder lebten nach der Regel des heiligen Benedikt von Nursia. Es entstand das „Gotteshaus“ oder Münster im Gregorinthale. Die Frankenkönige, welche zu Martenheim und an anderen Orten des Elßasses Niederhöfe besaßen und viel auf denselben verweilten, kamen auf ihren Jagdzügen häufig ins Münsterthal und befestigten die Benediktinerabtei, in der sie angenehme Herberge fanden, mit königlicher Freigebigkeit, Dagobert II. soll bei seinem Hinfahren die Krone, Scepter und Reichthum dem Kloster vermacht haben. Karl der Große war der Abtei sehr gewogen und sein Sohn Ludwig der Fromme gab ihr große Haldungen in der Nähe von Colmar und den Reierhof Mettal, das heutige Dorf Mettal im Großthal. Macht und Ansehen des Stifts wuchsen demnach, daß allein in den Jahren 693 bis 815 sechs aus demselben hervorgegangene Ordenspriester den bischöflichen Stuhl von Strassburg einnahmen. An dem Ban der St. Martinikirche in Colmar, der Hauptkirche dieser Stadt, hatte die Abtei den wichtigsten Antheil; diese Kirche war eine Stiftskirche und ihr Propst Stadtpfarrer, den die Stiftherren erwählten, den aber der Abt von Münster zu befähigen und in sein Amt einzusetzen das Recht besaß. Auch ernannte er geradezu einen der Stiftherren. Zwischen dem St. Martinistifte in Colmar und der Abtei Münster hat das Mittelalter hindurch die innigste Verbindung bestanden.

Alle Anseher im Münsterthale waren ursprünglich „Gottesknechte“ der Abtei, d. h. sie waren derselben frohsinnigst. Aus den Hinterlassenen des Klosters ist die Bevölkerung aller near Ortschaften des Thaies, der sechs großen und der drei kleinen Dörfer, und nicht minder die der Stadt Münster selbst hervorgegangen. Diese ward um das Kloster herum gebaut und in der nächsten Nähe der geistlichen Herren ein gemeinsames Leben entfaltet, natürlich unter ihrem beherrschenden Einflusse. Die Abhängigkeit der Bürgerschaft Münsters von der Abtei wird um so fühlbarer, je mehr Einwanderer aus anderen Gegenden sich in dem sichern Schlafpunct des Thaies niederließen, aber sie dauerte sogar dann noch in mancher Beziehung fort, als die Stadt

*) Münster im Gregorinthale. Ein Beitrag zur politischen, kirchlichen und kulturhistorischen Geschichte des elßassischen Münsterthales von Julius Rathgeber. Herausgegeben von August Stöber. Strassburg, Carl J. Trübner, 1874. VI. und 190 Seiten 8.

anno 1354 von Kaiser Karl IV. zur freien Reichsstadt erhoben, mit gleichen Rechten wie Esmar und Schleifhadt versehen und in den Bund der allseitigen Defension eingereiht war. Ohne die Erlaubniß des Abtes konnte der Rath keine neuen Steuern auslegen und in dem Stadtrathe, der aus 17 Mitgliedern bestand, saßen nach dem kaiserlichen Reichsvogt, dem geborenen Magistratsvorsteher und den von den Stadtbürgern erwählten zwei Bürgermeistern drei von dem Prälaten ernannte Beisitzer, dann vier von der städtischen Bürgerschaft bezeichneter, ferner die sechs Schulen der großen Dörfer und zuletzt ein Beisitzer, den die drei kleinen Dörfer gemeinsam erwählten. Denn wohlgemerkt, die Einwohner sämtlicher neun ländlichen Ortschaften waren zugleich Bürger zu Münster, auch die Zunfttheilnahme umfaßte die Landgemeinden des Thales mit, unter den zwelzwanzig Zunftmeistern Münsters wurden die großen Dörfer durch zwölf, die kleinen durch zwei Zunftmeister repräsentirt.

Die Reformation, welche die Physionomie des Münsterthals bedeutend veränderte, ist merkwürdiger Weise hier ebenfalls von der Abtei aus verbreitet worden. Seit 1514 stand Barthard Nagel, ein gelehrter, frommer und bibelfundiger Herr, an der Spitze des Klosters. Durch Luthers Schriften für die Sache der gereinigten Lehre gewonnen, trat er mit dem gewichtigen Beispiele seiner Persönlichkeit für dieselbe in die Schranken und zog den größten Theil der Bürgerschaft Münsters auf die Seite der Reformation hinüber, fand aber bei den Klosterleuten einen so heftigen Widerstand, daß er 1536 das Feld räumen mußte und sich nach Mülhausen begab, wo er den evangelischen Glauben öffentlich bekannte, das Bürgerrecht erwarb, beiratete und sehr früh starb. Sein Nachfolger in der Abtei, Konrad von Knoch, war ein erbitterter Gegner der Reformation. Allein, nachdem der Stadtfarrer Thomas Wiel 1543 feierlich übergetreten, legte in Münster die Bewegung vollständig, mit Genehmigung des Magistrats ward die Messe durch Wiel abgeschafft und die evangelische Liturgie eingeführt. Im Jahre 1559 that der Pfarrer von Mülbach Georg Jung denselben entscheidenden Schritt und trat damit seinem Kirchfrenkel, der das ganze Greuthal umfaßte, zum Protestantismus über. Im Kleinthal, das keine eigene Pfarrkirche besaß und gottesdienstlich zur Stadt Münster gehörte, war die Evangelisierung die einfache Folge des Verhältnisses zur Stadtfarre gewesen. Dergestalt war das ganze Münsterthal nun evangelisch geworden, nur die Benediktiner des Klosters und die dienenden Gotteshausleute blieben dem alten Glauben treu.

Der neue Pfarrer hatte indess gegen den Abt Heinrich von Hätt (oder Jettstein) einen harten Kampf zu bestehen. Die Stadt Münster hatte 1564 einen jungen Prediger aus Straßburg, Paul Feddeig, einem Schüler des eifrigen Doktors Marbach, als Stadtpfarrer berufen und diesen wollte Heinrich von Hätt, der 1569 inkonfessirt war, nicht dulden. Da persönliche Abneigung der beiden Parteiführer sich einmischte, nahm der Streit einen gefährlichen Charakter an. Am 20. December 1569 tritt der Abt mit demselben Befehle in Münster ein, ließ die Pfarrkirche von seinen Soldaten besetzen und darin Messe lesen. Aber die Bürger der Stadt löseten die Sturmlocke, ergrißen die Waffen und stellten sich mit den Thallenten vereinigt der Mannschaft des Abtes entgegen. Feddeig bestieg auf Anbringen der Evangelischen die Kanzel und predigte uneingeschränkt durch die drohende Haltung der Mönche und klerikalen Diensthmannen ruhig bis zu Ende. Doch blieb die Kirche vorläufig im Besitze der Katholiken, bis einige Tage später es dem Magistrat gelang, gewaltlos den Zugang zu erzwingen und den evangelischen

Gottesdienst wieder herzustellen. Ein neuer Angriff des Klosterleutes schlug fehl, das Gesecht wurde so erbittert, daß der Prälat, wenn er nicht in schleuniger Flucht davongeeilt wäre, unfehlbar sein Leben eingebüßt hätte. Die Brücke, welche über die Stadtgräben hinweg zum Kloster führte, ließ der Magistrat abbrechen und beständige Bürgerwachen an die Thore postiren. Bis zum Jahre 1575 blieb man Gensche im Arm einander gegenüber. Da endlich schlichtete der berühmte kaiserliche General Raguus von Schwendi, Herr von Hohenlauberg und Reichsvogt von Kaisersberg, durch ein von ihm berufenes und geleitetes Schiedsgericht den langen Hader. Heinrich von Hätt hatte inzwischen abgedankt und der an feierhaft wallende Administrator der Abtei, Adam Solspatz, setzte sich auf Schwendis bereiten Ansuchen in das Unvermeidliche eines die Rechte der Protestanten auf Pfarrkirche und Pfarrgottesdienst klar anerkennenden Vergleichs.

Auch das still zurückgezogene Vogesenthal hat demnach stürmische Kämpfe erlebt. Nicht minder drangen die Schrecken des dreißigjährigen Krieges in diese Berge, doch änderten sie nicht den konfessionellen Zustand. Ludwig XIV. Feldzüge und Waffenglück wirkten bedeutender ein. Nachdem der große Turan an 5. Januar 1675 über die Kaiserlichen und Brandenburger den Sieg bei Türkheim errungen, fiel das Elßah ganz der Gewalt des Franzosenkönigs anheim und alsbald begann die katholische Reaktion. Die Einführung des Simulacaneums zu Gunsten der kleinsten katholischen Minderheit in allen Gemeinden von gemischter Bevölkerung erschütterte auch im Münsterthal die Herrschaft des Protestantismus. Ludwig XIV. verordnete, daß in jedem Orte, an welchem sieben katholische Familien sich niederlassen hätten, der Chor der Kirche den Katholiken zum ausschließlichen Gebrauch eingeräumt werden mußte. Die Praxis, die auf Grund dieser Verordnung sich bildete, war aber noch schlimmer. Überall, wo sieben Personen katholischen Glaubens ansässig geworden, forderte der römische Klerus nicht den Mißbrauch, sondern den Besitz des Chores und die Hälfte der evangelischen Kirchengüter zur Unterhaltung ihres Kirchenschmucks. Doch wanderten die Katholiken erst im 18. Jahrhundert ins Münsterische Greuthal ein. So kam aus Trol eine Ansiedelung von Kohlenbrennern, die in dem Dorfe Nittla sich niederließen und bis zum heutigen Tage ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben. Seit 1637 rekrutirten Abte französischer Abkammer in der Abtei Münster, die ersten derelicten, Charles Marbach (gestorben 1681) und nach ihm Louis de la Orange, haben viel für die Wiederherstellung des im dreißigjährigen Kriege verfallenen Klosters gethan. Im 18. Jahrhundert hat der Gelehrte Dom Calmet, Vorkämpfer berühmter Geschichtsschreiber, eine Zeit lang als Interprios in der Abtei gewohnt und eine noch ungedruckte, im Esmarer Stadtarchiv befindliche Chronik des Klosters darselbst verfertigt. Allein mehr als das Ansehen von Notabilitäten nützte dem katholischen Umschwunge die bostonische Festgebung. 1660 wurde bestimmt, daß alle Gerichtsstellen im Lande zur Hälfte mit Katholiken besetzt werden sollten. Von 1662 ab mußten alle unehelich erzeugten Kinder protestantischer Väter oder Mütter katholisch getauft und erzogen werden, es sei denn, daß die Eltern vor dem fünften Lebensjahre des Kindes sich heirateten. Von 1683 an durfte kein lutherischer Pfarrer mehr Katholiken zum Übertritt vorbereiten, trat ein Katholik beuach über, so wurde er verbannt und all seiner Güter beraubt. Dagegen wurde 1685 den vom Luthertum zum Katholizismus Überkehrten dreißigjährige Freiheit von der Einkunftssteuer und Abgaben und sogar dreißigjährige Sicherheit vor den Schuldenforderungen ihrer

Mühsüßig gewährt. Im Jahre 1686 kam der Befehl: wenn in einer lutherischen Ehe ein Theil den Glauben ändert, so müssen alle Kinder diesem Theile nachfolgen, wenn sie noch nicht zum ersten Male kommuniziert haben. 1722 verloren die lutherischen und reformierten Konfessionen das Erbscheidungsrecht. Seit 1740 durfte bei Strafe von 500 Flores kein Evangelischer mehr auf einem katholischen Gottesacker beerdigt werden. 1762 endlich verordnete Ludwig XV.: kein Protestant darf sich, nicht einmal als Pächter, in einem ganz katholischen Dorfe niederlassen.

Es zeugt für die große Zähigkeit des Charakters der Münsterthaler, daß all diesen beschwänken Verfügungen zum Trotz die überwiegende Mehrheit der Thalbewohner lutherisch blieb. Nach Rißelhuber gab es am 1865 unter der Bevölkerung des Kantons Münster, die 17,84 Seelen betrug, 10,341 Lutheraner, 811 Reformierte, 6742 Katholiken, 26 Israeliten und 4 Dissidenten. Ein sehr reges Glaubensbewußtsein schützte die Münsterthaler vor dem Einfluß der bekehrungsfüchtigen Prieſterſchaft. Herr Pfarrer Rathgeber belegt diese Thatsache an dem standhaften Beispiele seiner früheren Gemeinde Sulzern, die durch ihren wackelamen Eifer sich des Simultaneums erwehrt hat. Schon in der Reformationszeit, anno 1550, hatten die Sulzener ihr Kirchlein abgerissen und wieder aufgebaut, 1735, unter dem Druck jener Maßregeln, erneuerten sie ihr Gotteshaus und dergleichen im Jahre 1782, jedes Mal ohne fremde Beiträge und ohne Hülfe der Regierung, lediglich durch freiwillige Gaben und Dienste. Als während des Zuliffstanzbundes der Streit um das Simultaneum zwischen den Konfessionen entbrannte, konstatirte ein Notariatsakt aus dem Munde der ältesten Gemeindeglieder von Sulzern und Stöckli, daß die Kirche von Sulzern notorisch alle Zeit im Kleinbesitz der Protestanten gewesen und nur mit protestantischem Gelde restaurirt worden sei. Die Einwohner des Ortes Mühlbach haben sich ebenso wacker und werththätig gerührt. Sie bestärkten ihre Kirche mehrmals und vergrößerten sie, 1735 erbaute sie dem evangelischen Pfarrer eine Pfarrwohnung (das obere Pfarrhaus) und 1751 erwarben sie durch Kauf ein zweites, das „untere“ Pfarrhaus, in welchem der „Pfarrer“, d. h. der zweite Prediger, seine Wohnung bekam.

Das hat kleine unscheinbare Einzelheiten, aber sie werfen ein interessantes Licht auf den Kampf um die geistigen Güter, den die Münsterthaler unter Frankreichs Herrschaft auszufochten hatten. Die Evangelischen der Stadt Münster und der Nachbardörfer (Schöpsch, Luttenbach, Hohroth und Hohrothberg) sind erst mit Neujahr 1874 das Simultaneum losgeronnen, denn am 1. Januar 1874 ist die neue auf dem Marktplatz zu Münster im romanischen Stil erbaute Kirche eingeweiht worden, welche dem bisherigen kirchlichen Nothstande ein Ende gemacht hat.

Strome Lutheraner, gute Bürger und fleißige, betriebſame Arbeiter waren und sind die Münsterthaler seit Jahrhunderten, ihren Hauptmuth haben die großen Fabriken der Familie Hartmann begründet, die in ihren Spinnereien 3000 Menschen beschäftigt, sowie die großartige Felsenstraße der Schlucht, die das Münsterthal mit Vethringen verbindet und der Friedrich Hartmann (1842–1847) durch den Eifer seiner Injaktbe und seine Freigebigkeit zum Dasein verholfen, aber auch einzelne Männer von hohem Verdienst um die Wissenschaft hat das stille Bergthal hervorgebracht, und so lange es eine allseitige Geschichtsforschung gibt, wird man Andreas Camen, den Schüler und Mitarbeiter Schöpslins, mit Ehrfurcht nennen. Der einfache Küfersohn aus Münster ist der Herausgeber der *Altaia diplomatica* gewesen, er war die Zierde der kurländischen Akademie in Mannheim, die Geschichte des Oberrheins hat er durch die gründ-

lichsten Quellenstudien bereichert, doch Camens schönste That war die Ausfindung jener Staatsurkunde, in welcher das Haus Habsburg auf die Erbfolge in Kurbayern verzichtet hatte. Das Bekanntwerden und der Nachweis der Richtigkeit dieses Entlassungskisses hat 1779 den bayerischen Erbfolgekrieg beendet und der Menschheit Ströme von Blut erspart. Es ist höchst zu dem Beschreiber des Münsterthals, daß er dieser That Camens ein begeistertes Lob gesendet hat. Trautwein v. Belle.

Spanien.

J. L. Kirin, Geschichte des spanischen Dramas

III. (Schluß.)

Kleins ästhetische Prinzipien.*

Wir geben von dem umfassendsten Bestandtheile des ersten (VIII.) Bandes wesentlich die Überschriften. *Romanceros* und *Cancioneros* (328–340), *Spanische Legendenprose* (354–400), *König Alfonsos Schriften* (401–439), *Nachfolger Alfonsos I.* (475–549), *Parabeldichtungen* (550–552), der *Erzpriester von Hita* (553–580), die *spanische Literatur unter Don Pedro dem Graufamen* und dessen *Nachfolger* (627–780), *Anfänge der geregelten spanischen Dramas* (781–928).

Natürlich werden mit diesen Überschriften die keden ungenannten Krabesken nicht von fern angebeutet, denen wir in diesem Abhände zu begegnen theils das Vergangene, theils das Mögliche haben. Das erstere, sofern die glänzende Klammer des Verfassers sich wenigstens von dem beliebigen magischen Küssen freihält, das letztere insofern, wo eben die Geschichte. Eines dieser Exkurse besprechen wir um deshalb eingehender, weil derselbe einen Kardinalspunkt der Kleinschen Ästhetik, und seine Glaubensbekenntnisse nach dieser Seite hin berührt.

Klein nämlich schließt sich an Hegel, Philosophie der Geschichte S. 66 f. an, welcher diejenige Kunsttheorie vertritt, die das formale über das substantielle Moment setzt. Hegel sagt dort: „Möchte man dort die indischen Epochen den homerischen und eine Menge jener formellen Eigenschaften, Größe der Erfindung und Einbildungskraft u. f. w. willen gleichsetzen wollen, so bleibt der unendliche Unterschied des Gehaltes und somit das Substantielle, und das Interesse der Vernunft, das (schlechtin) auf das Bewußtsein des Freiheitsbegriffes und dessen Ausprägung in den Individuen geht.“

Nach dem Metath der Hegelschen Gedanken schmiebt man Herr Klein den Hammer, mit welchem er in gewohnter Leidenschaftlichkeit auf die Hegel-Schlegelsche Nachwuchst-Ästhetik hin niederschlägt. „Wie König Alfonsos XI., der Neuchelmeider, der schamlose Gehebrecher, der grausame Schwächling, enterrerte Wülfstingler, wegen seiner bei der Einnahme von Tarifa und Gibraltar bewiesenen Tapferkeit von der spanischen Chronik-Geschichtschreibung, gleich ihren besten Königen, verehrt und verehrt wird: in ganz ähnlicher Weise feiert die Schlegel-Hegelsche, richtiger die Hegelsche Nachwuchst-Ästhetik, Kunstkritik und Literaturgeschichte nur solche Geisteszeugnisse als einzig Achte, welche dem Buchstaben ihrer äußerlichste dem Hermetisch und dem Schönen, d. h. selbstweddlich-absolute, gottsaufen Genüsse huldigen.“

*) cf. *Spanisches Drama* St. VII.

Kunstlehre nachleben“); verabscheuend jeglichen, solche Genußlosigkeit eines rein passiven Heißespharismus beirrenden, auf sittliche Ideale hinwirkenden, geschichts- und sozialistischen, aus des Dichters Freiheitsbegeisterung, persönlicher Charakterethik, ethisch-strengem Pflichtbegriffe und seelenarmer Freiheits- und Sittlichkeitsentbehrung entpringenden Zweckgehalte.“ Doch wir wollen lieber kurz berichten, daß eben Herr Klein in seiner auf schrankenlose und oft fast sinnlose Sympathie und Antipathie hinneulenden Reflexivität die moderne und nachhegelsche Kritik vermisst; einseitig genug natürlich. Rein, von der subjektiven Art des Verfassers wollen wir fortan nur im Nothfalle berichten — denn wannum movent — halten wir uns lieber an die Theile seines Werkes, in denen er mit riesiger Arbeitslust und Arbeitskraft den Stoff zu Tage fördert; die Sophrosyne der Griechen, dasjenige was das germanische Mittelalter die „Maße, die Mutter aller Tugenden“ nannte, ist aber der, jegliche Selbstbeschränkung verschmähenden orientalischen Art des Verfassers im Verlaufe seines großartigen Werkes leider immer mehr abhanden gekommen.

Mit einem Worte aber wollen wir noch die ästhetische Grundansicht Kleins, soweit es das Drama betrifft, weiter andeuten. Es ist dies nämlich seine Behandlung des Sittlichen und sein Hineinziehen dieser Sphären in das Ideelle. Die eigenthümliche Art, wie der orientalische Geist sich in dieser Beziehung verhält, ist dem germanischen Menschen niemals sympathisch gewesen. Wenn man nach dieser Richtung das Äußerste, was getragen werden kann, überste oder geradezu das Antike selbst gelten lassen will, so ist damit noch durchaus jene eigentliche orientalische Art ausgeschlossen, die das Ideelle in jedem Moment auf die Hölle des Sensitiven, ja der brennendsten Sinnlichkeit zu stellen, nicht umhin kann. Das schließt eine völlige Zersetzung und Zühtung des Ideellen in sich oder führt doch dazu. Bei H. Heine ist dergleichen schon oftmals widerwärtig genug; aber dieser hochgebogene Mann wurde doch von der eminenten Grazie seines Geistes vor dem Kräfte bewahrt. Bei Klein dagegen ist die sensuelle Sphäre in einer für den nicht orientalischen und germanischen Sinn oft abstoßenden Art in den Bereich des Ideellen gezogen; seine Vergleichen sind oft Sphären entnommen, die wir in einem wissenschaftlichen und künstlerischen Würde beanspruchenden Werke herbeizuziehen nicht gewünscht hätten. Freilich hat Herr Klein stets eine ausgeprochene moralische Absicht dabei. Aber was sollen wir zu so plumpen Comparationen sagen, wie wir dieselben Band VIII, 798 (Wissen über die Fortuna) haben lesen müssen? „Der Kämpfer, der Shakespeare, der Schiller u.“, sagt Fortuna, „und was der Windbeutel und von derlei Plänen, wie Vernunft und Sittengesetz, Gerechtigkeit und Gewissen u. s. w., aufgedunsene Windfische mehr sind — vor mir sind sie Winde eben.“ Was nun folgt, hätten wir wenigstens nachträglich durch Bruderschwärze vermischt zu sehen gewünscht. Am Schluß des eben mitgetheilten Satzes hätten wir das Punktum gewünscht, wie es bei sehr vielen andern im Gegenfatz zu den vorliegenden, oft großartig angelegten Gleichnissen nach Mittelteilung des Tertiums der Vergleichung zu sehen war, aber gerade dann läßt sich der Verfasser fortsetzen, die Sonnenperle seines Genies geben mit dem

Wagen durch und dem Leser bleibt nur übrig müthig gefaßt auszuhalten.

Bei allem Respekt vor der spekulativen Höhe des Standpunktes, den der Verfasser dabei einnimmt, müssen wir indeß das Bedenkliche betonen, daß der moralisch-ästhetische Gesichtspunkt des Verfassers hat. Derselbe sagt nämlich (VIII, 924) mit Bezug auf das oft schließliche altspanische Lustspiel Celestina wie folgt: „Wie ist ein poetisches Erzählen durch solche (schärfliche) Schilderung denkbar, wenn nicht auf Kosten des Dichters? ... Bei solchen Wirkungen läßt das poetische Erzählen auf des Dichters Erzählen an schmutzigen Darstellungen ... hinaus. Vor dieser Gefahr schützt den Dichter nur der durchgängige, in den unverhülltesten Schilderungen an überzeugendsten hervorbrechende Kunstverstand, so daß dieser die großen Abwärtigkeiten durch den Lichtglanz seiner Selbsthoffenbarung, seiner Redlichkeit gleichsam — wie die eines plötzlich entzündten, blitzartigen Schwertes, wie die des Vergewaltigers — übertrahit. Nicht durch Sittenprüge u. s. w. neben die parties boussues gestellte Gegenbilder — nein: durch die Standarteileuchtung des Humors u. s. w.“ Mit jenem „plötzlich entzündten Schwert“ scheint der Verfasser andeuten zu wollen, daß der Leser das nachträgliche Moralisieren nicht erwartet, dann aber steht zu befürchten, daß es auch keinen Eindruck auf ihn macht. Inwieweit besetzt das schließlich dasselbe Prinzip: er schildert die Üppigkeiten Romas aus des Unverwundeten, und dann bricht sein moralisierender Zorn aus. Ohne Besorglichkeit aber sei es gesagt, daß bei Inwieweit der nachträgliche Abscheu gegen die Laster wenig Eindruck macht, nachdem sie nämlich so ganz unverhüllt vor ihm geschildert worden sind.

Wir haben einen so wichtigen Punkt im ästhetischen Glaubensbekenntnis des Verfassers berühren zu müssen geglaubt, zu dessen historischer Entwicklung des Dramas wir nunmehr wieder zurückkehren.

Nach höchst durckseher Einteilung, die sich über die akademische Normal-Vertheilung des Einiges zu Berlin und das „unvergleichliche Prachtmagazin des ... Ubrarmaths Herrn Feilings“ (S. 817) verbreitet, wird die erste Tragikomödie des spanischen Dramas, die Celestina*) besprochen. Die Analyse umfaßt nicht weniger als neunzig Seiten. Freilich enthält das Drama ganzlich Klein. Was die Durchblicke auf Shakespeare hierbei betrifft, so können wir, ohne die Resultate im Einzelnen stets zu unterzeichnen, dies Verfahren sehr wohl billigen; wir kommen indeß auf diesen Punkt noch einmal zurück, um gleich an dieser Stelle die oft sehr weit und sehr subjektiv ausgeprochenen Analysen der Dramen bei Herrn Klein zu erörtern. Ein ganzes Archiv und Magazin von Dramen-Analysen steckt in dem Werke. Alle sind frisch und sprudelnd geschrieben und verrathen nirgends ein Nachlassen in der Kraft des Verfassers. Aber sie sind im Ganzen eben von einem so gleichmäßig brennenden Colorit getragen, daß der Unterschied von Licht und Schatten — den Klein Darstellung überhaupt verschmäh — fast gänzlich verloren geht.

Was die eigenthümliche, oft mit sehr subjektiven Arabesken

*) Dieser Uebersetzung von dem tapfer-graustamen König Alfonso XI. auf die moderne Westzeit ist — unergötzlich. Auf der Himmelsteiler Jakobs war es den Engeln ein Lichtes vom Himmel zur Erde zu gelangen; ähnlich ist die ästhetische Leiter des Herrn Klein, auf der er, mit schwebender Kunst, in jedem Moment vom Einen zum Andern, besonders aber vom Hochideellen zum Greiflichen, einvervolligt.

*) VIII, 927 nimmt Herr Klein an, daß Shakespeare die Celestina genannt habe; er nennt das Stück „ein Wunderwerk als primitives Drama, an dessen Erhaltung und Kultur, wie an die eines jener alt-schwerdigen Idole der archaischen Kunst das Heil der Städte, das Geistes und die Entwicklung des Rationalismus hängt“. Worber: „Gedanke, es die ganzlich Alte auf fünf zu beschränken, dann würde die Geschichte des spanischen Dramas ihren Ausgang von einem Werte nehmen, das sich den besten Uebersetzungen der dramatischen Literatur anschließen dürfte, Shakespeare Tragikomödien nicht ausgenommen.

den Stoff umschlingende Art des Analostrens betrifft, so ist sich der Verfasser wohl bewußt, daß dies nicht gerade auf allgemeine Billigung zu rechnen hat. So sagt Herr Klein in Bezug auf seine Zergliederung der Komödie des Guillem de Castro „El Amor Constante“ (X, 645): „Aus dem Ton unserer Inhaltsdarstellung wird der Leser den Charakter und Werth dieser Szenen richtiger als aus einer einkathischen Zergliederung derselben beurtheilen. Ohne idyllische Vergewaltigung für den Leser und ohne den peinlichsten ästhetischen Mißmuth lassen sich dergleichen dramatische Vergewaltigungen nur parodistisch traktiren, wodurch diese, weil sie selbst nur eine Parodie kunstgerechter menschlicher Erfindung vorstellten, wie mittelst eines Umkehrspiegels, gewissermaßen wieder in die Richte kommen. Für die Selbstauspöckung, daß wir die Vangeweile und den Mißmuth auf unser Haupt nehmen, wird der Leser auch unsere Capricies, zu deutlich Bodysprünge, zu den geschilderten Sprüngen der dramatischen Figuren in diesen Szenen mit in den Kauf nehmen.“ Wenn man aber einer solchen humoristischen Analostren, maholoh angemessen, immerhin ein gewisses Recht einräumen kann und zugeben muß, daß Herr Klein gerade hierin eine glänzende Virtuosität offenbart, so liegt doch die Gefahr nur allzu nahe, daß die „Bodysprünge“ auch da, wo sie nicht als gymnastische Erholungen noch ausgefallener Vangeweile aufgeführt werden können, sich breit machen, daß man mit den lustigen Bodysprüngen parodirt, weil eben der Witz die Sprünge nicht unterlassen kann. Und wenn dann wenigstens dieser Witz etwas harmloser wäre und nicht ein besonderes Gefallen daran fände, mit seinen ungesüßten Spöckern zu wandern, der es nicht verdient hat, in brutaler Art zu verwunden. Doch wir wollen nicht — von Kleins Verbild verleiht — das ausgewandte Gleichniß über sich selbst hinaustreiben und zu Tode hegen. Ein Vorzug liegt jedenfalls in Kleins Analostren und seiner Schreibart überhaupt: er wird Mancherlei sein können, aber Eins niemals — langweilig. Freilich erstreckt er diesen Vorzug nur allzu oft auf Kosten des guten Geschmacks und nicht allzu selten auf Kosten des literarischen guten Rameus. Wenn Voltaire sagt, *chaquo genre est permis hors le genre ouyieux*, so hat er eben den mit natürlichem guten Geschmack vom Hause aus begabten Franzosen dabei zur Veranschaulichung.

Th. Wette.

S c h w e i t z .

Schweizer Briefe. (Kirchliches.)

Wenn ich meiner Absicht, Sie über die kirchlichen Vorgänge in meinem Vaterland genau zu unterrichten, bisher nur wenig genügt habe, so will ich Ihnen doch über eine Erscheinung Mittheilung machen, welche jedenfalls ein recht interessantes Symptom ist. Sehen darum, weil Sie sich an einem andern, neuen Orte abspielt. Bekanntlich sind zunächst in der altkatholischen Frage Bern und Genf die eigentlichen Brennpunkte. Der bernische Jura also, der mit mehreren rein katholischen Bezirken mit seinen Sympathien für Frankreich (welche freilich vorzugsweise bei einigen Führern maßgebend waren) mit seiner Abneigung, allerdings etwas veralteten Ursprungs gegen Bern, der Jura, wo das Bisthum Basel zuerst nach der Reformations Wunde gefunden hatte, sich zu erholen, und Genf, die stolze Stadt Calvin's, an deren Katholikentum man seit langem unermüdlich in aller Eile gearbeitet hatte, beide Territorien in unmittelbarer Nähe des den

Ulramontanen verlassenen Frankreichs, auf dessen Interventionen man glatte rechnen zu dürfen, sie sind zum Kampfplatz auseinander, während die Ulramontanen in Solothurn und Aargau wenn nicht den Kampf ganz aufgaben, so doch vorzogen, einseitigen ruhig zu bleiben.

Die Vorgänge sind ziemlich allgemein bekannt. In Bern folgte auf die Suspension der 68 Geistlichen deren Abfertigung durch richterlichen Spruch, und deren theilweise Ersetzung durch von der Regierung gewählte Priester, gegen welche eine förmliche Petition in Scene gesetzt wurde, so daß man zu müßwilligen Maßregeln greifen mußte, wozu hinein kam die Volkstheuerung über das Bernische Kirchengesetz, wodurch für beide Konfessionen der Grundlag der Geistlichenwahl durch die Gemeinden eingeführt, das Institut der Pensionsnabe erweitert und auf die katholischen Gemeinden ausgedehnt wurde, dann in neuester Zeit das Dekret über Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät, welche durch jenes Gesetz vorgezogen wurde, während die Verhandlungen über eine neue Verfassung des Basler Bisthums nur langsam vorrückten. Was letztere Angelegenheit betrifft, so muß ich bemerken, daß zunächst der Tod von Professor M. Wengler in Bern ein äußerst empfindlicher Verlust war, weil dieser Mann Entscheidung und Mäßigung, Ernst und Vaterlandsliebe, parlamentarische Gewandtheit und persönliche Liebenswürdigkeit, mit tüchtigen geschichtlichen und juristischen Kenntnissen verbunden hatte; er war hier zu einer großen und wohl ehrenvollen Rolle berufen. — Wenn nun auch das letzte Wort in der Sache noch nicht gesprochen ist, so mag doch die greise Streitfrage, ob Bischof oder nicht? als erledigt betrachtet werden, aller Verände ungeachtet, wobei auch persönliche Verhältnissen in Betracht gekommen zu sein scheinen.

In Genf hat der Streit mit der Ausweisung des Bischofs in paribus zu hebrun und neu freierten apostolischen Bischof Ravier Mermillat an, welchem bald einige Getreue ins Ergl. folgten. Auch hier ein Kirchengesetz für beide Konfessionen und die offizielle Anerkennung des Altkatholizismus, welcher in dem neu berufenen P. Ducloux-Genf einen ihrer wackelstündigen Vertreter finden sollte.

Aber weder hier noch dort war es ohne einige einschneidende Maßregeln abgegangen, welche von der neu-katholischen Partei oder speziell von den Ulramontanen als Verletzung der persönlichen Glaubensfreiheit hingestellt worden. Zwar hatte man in Genf die Dinge nicht so weit getrieben, wie in Bern. Dort gestattete das Gesetz den einzelnen Gemeinden eine Abtönung über den Streitpunkt der Beibehaltung ihrer bisherigen Geistlichen, beziehungsweise Alt- oder Neukatholizismus und hatte man diejenigen, welche sich als Altkatholiken erklärten nur die bisherigen Geistlichen reuvertierten, unterhält, ohne jedoch eine Abtönung zu erzwingen, wo die Mehrheit der Gemeindeglieder der neu-katholischen Richtung angehört. Während dagegen im bernischen Jura die Einsetzung neuer Geistlichen, ohne Weg zu sein, doch mit Rücksicht auf die herrschende Stimmung etwas Gewaltthätiges an sich trug, waren die Ausweisung der reuvertierten Geistlichen, deren Verhaftung wegen Ausübung rein geistlicher Handlungen (Vorrückung der Eucharistie etc.), war das Eindringen in Privatlokale und die Aufhebung von Gottesdiensten, welche in Privathäusern abgehalten wurden, Maßregeln, denen nur schwer der Vorwurf polizeilicher Aufbreitung genommen werden konnte und sie versetzten auch nicht, die durch allerbund Territorialmittel erhöhte Bevölkerung noch mehr zu erbittern. Daß die Wahlen in den Großen Rath, daß die Volkstheuerung für Regierungstatthatter und Bezirksgerichtspräsidenten

denen durch die Bank im ausgesprochensten ultramontanen Sinn amselben, konnte den aufmerksamsten Beobachter kaum überraschen. Der bernische Große Rath freilich, nicht gewillt, moralisch zu abjudizieren, hielt mit großem Mehr am früheren System fest und nahm entgegen den Vorschlägen die Kandidaten der Regierung und des Obergerichts an.

So standen die Sachen, als vor einiger Zeit der Kantonsrath von Zürich in einer besonderen Angelegenheit Beschluß zu fassen hatte. (Nicht erinnere ich daran, daß der Große Rath in Bern seinen letzten Entschluß durch neue militärische Maßregeln schämen zu müssen glaubte.) — Der Kanton Zürich befiel bei fast ausschließlich protestantischer Bevölkerung nur wenige, ich glaube aller katholische Gemeinden, welche durch päpstlichen Breve im Anfang dieses Jahrhunderts der bischöflichen Kurie in Ehur waren unterstellt worden. Die Regierung protestirte damals gegen diese eigenmächtige Verfügung und erzwang den Anschluß an das Bisthum Basel, welches zu selber Zeit auf verträglicher Grundlage hergestellt wurde; finanzielle Rücksichten hielten davon zurück und so blieb wenigstens faktisch die Verbindung mit Ehur aufrecht, ohne daß die wenigen Momente geschäftlichen Verkehrs zu namhaften Mißlichkeiten geführt hätten.

So hatte die Kurie von Ehur auch das Jahr 1870 ohne förmliche Demonstration vorübergehen lassen; höchstens daß man vorher die Vorhölle gehabt hatte, einen eifrigen Priester an die Spitze der Gemeinde in der Stadt Zürich zu stellen. Wie manch Anderer, so glaubte dann auch Pfarrer Bockhardt in Glaubenssachen ein Ubriges thun zu sollen; es kam bald zu lebhaften Erörterungen im Schooß der Gemeinde und im Juni 1873 erfolgte mit bedeutender Mehrheit die Proklamation als altkatholische Gemeinde, womit sich die obrigkeitliche Zuweisung der katholischen Kirche und die Berufung des Herrn Pfarrer Kochbrunner aus Kaufenburg verband.

Rom durfte dem natürlich nicht schweigend zusehen und, um gleich einen tüchtigen Trumpf einzulegen, verhängte S. Heiligkeit den gröhre Bann auf Kochbrunner, Gemeinde und Regierung von Zürich, „alle diejenigen, welche jenen zu wählen sich erlauben und an der kirchenverrättherischen Einsetzung mitgewirkt haben, sowie diejenigen, welche ihnen Günst, Hülfe und Beistimmung geben möchten.“

Daß war großer Beschaid und wenig schien dessen Härte zu mildern, daß der Bischof das päpstliche Dekret in lateinischer Sprache lediglich in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ zur Kenntniß brachte. — In Regierungskreisen war man, wie es scheint, nicht bald entschieden, was in der Sache zu thun sei, wenigstens lief deren Vorlage erst spät bei dem Kantonsrath ein und auch hier nahm man sich volle Zeit zur Überlegung. Doch ließ der Antrag der Exekution an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Zwar formell war der Wortlaut recht unangenehm; er ging lediglich auf eine förmliche Aufhebung des zwischen Kanton Zürich und Bisthum Ehur bestehenden faktischen Verhältnisses; allein es war deutlich zu verstehen gegeben, daß man künftig den Verkehr mit Ehur seitens der im Kanton amirenden Geistlichen hindern werde, wozu zunächst der Entzug der Befolgungen in Aussicht genommen war.

Es mag sein, daß die zürcherische Regierung einen andern Weg eingeschlagen hätte, wenn jenes Dekret und ihre Beschlußfassung nach dem 19. April, also nach Annahme der revidirten schweizerischen Bundesverfassung erfolgt wären; man kann indeß anerkennen, daß die Maßregel, wenigstens hart, durch den Umstand gemildert scheint, daß sie auf die Geistlichen beschränkt

bleiben sollte. — Indes auch damit schien sich ein Theil des Kantonsraths nicht beruhigen zu wollen und ihre Sprecher wurden die Herren Regional-Rath Dr. Dubb und Professor Gustav Vogt.

Daß die beiden Männer in einem Punkt einig gehen, wird Jedem auffallen, welcher ihre beidseitige Stellung kennt; noch bemerkenswerther scheint, daß sie sich gerade auf diesem Punkte trafen. Dubb, von Sand aus Zurich, später Regierungsrath in Zürich und seit 1860, nachdem er gegen die Absichten des damaligen Vorstehers des eidgenössischen politischen Departements die Nichtberufung der sarowischen Provinzen durchgesetzt hatte, Mitglied des Bundesraths bis 1872, wo er, Hauptführer der Liberalen, aus jener Behörde trat, ein eifriger Gegner der Bundesrevision von 1872 und, wenn man sagen kann, der Urheber der Versöhnung von 1874 — mochte in der fraglichen Angelegenheit nicht ganz unparteiisch sein; er zählt im Kanton Zürich zur altliberalen Opposition gegen das dortige demokratische Regiment; doch muß angemerkt werden, daß er seinem unmittelbaren Standpunkt aus hierin, äußerlich gesprochen, tren gebiegen ist. Professor Gustav Vogt dagegen, Bruder des bekannten Physiologen, zählt mehr oder minder zu dessen geistigen Söhnen, was sich schon aus dem Umstand ergibt, daß er denselben seine Berufung als Lehrer des demokratischen Strafrechts an die Zürcher Hochschule zu verdanken hatte. Wie wenig er indeß geneigt ist, mit seinen Wählern durch Dick und Dünn zu gehen, hat sich in der jüngsten Session des Kantonsraths wiederholt gezeigt.

Dubb führte in seiner trefflichen Rede zunächst die historischen Daten aus, um zu zeigen, daß, wenigstens mit Bezug auf ihre Verhältnisse gegen Zürich, der Kurie in Ehur kaum aus früherer Zeit ein Vorwurf gemacht werden könne und daß auch in der fraglichen Angelegenheit der Bischof schwerlich sonstlichen Tadel verdiene; er habe gethan, was seines Amtes war und es sei nicht nachzuweisen, was an eine Verschärfung des päpstlichen Erlasses erinnere. Dann führte er aus, daß der Bischof ein unantastbares Stütz in dem Organismus der katholischen Kirche sei, daß also die Regierung, wenn sie den Verkehr mit Ehur unterlasse, irgend einen Ersatz bieten müßte, wozon aber nichts vorlante. Daß bei diesem Anlaß die übliche Politik des Staates in Kirchenangelegenheiten am Vordrucke lag, versteht sich; Dubb verstand es ohne irgend welche Sympathien gegen die ultramontane Partei durchblicken zu lassen, daß etwas harte Verlesungen ausreichend zu beleuchten. Namentlich hob er hervor, daß eine Einmischung in innere Glaubenssachen unthunlich und im höchsten Grade verwerflich sei, daß sie die Schuttpolitik verläugere, welche der Stadt allen Angehörigen verschulde, daß sie der durch die Verfassung garantierten Glaubens- und Gewissensfreiheit direkt entgegenlaufe, während aus diesem Grundlag die freie Kirche im freien Staat mit Nothwendigkeit folgere. — Den Angehörigen aber — und wären es auch Geistliche — den Verkehr mit einem Bischof zu verbieten und Annahmungen der Kirche gegen Staat und Einzelperson zurückzuweisen, sei zweierlei und hänge durchaus nicht innerlich zusammen. Er beantragte in erster Linie, daß der Verband mit Ehur auf die römisch katholischen beschränkt sein solle und eventuell zum Antrag der Regierung, daß der offizielle Verband aufgehoben werde, den Katholiken aber überlassen bleibe, sich mit Ehur oder dem neu zu gründenden Bisthum in Verbindung zu setzen.

Dubb hatte die Lage in der übrigen Schweiz nur flüchtig berührt; um so schärfer sprach sich G. Vogt über die Politik in Bern und Gené aus, um daran nachzuweisen, daß es leichter sei, Konflikte herbeizuführen, als die dadurch geschaffenen Verlegen-

Diesen Vassus der Einleitung hätten wir also Herrn Dragumid von Herzen gern gesehen; wir wären auch ohne ihn beim Lesen seines Buches überzeugt worden, daß er zu einem philosophischen Geschichtsschreiber nicht gemacht sei. In Abschnitten schildert er nun in denselben die Geschichte seines Landes, an der er zum Theil selbst mitgerathen und mitgethan hat.

Der erste Abschnitt führt uns in die Zeit von 1821 bis zur Ankunft des Kapodistrias im Jahre 1829; in anschaulicher Weise werden uns die Verhandlungen zur Gründung eines neu griechischen Staatswesens dargestellt. Wir leben in das wogende Treiben der Parteilungen, wir erkennen die furchtbaren Schwierigkeiten, auch nur einigermaßen Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Das 2., 3. und 4. Buch verführt uns den wahren Kapodistrias in seiner rastlosen organisatorischen Thätigkeit bis zu seinem jähem Tode in Naxos und der Ermählung König Otto's. Im 5. Abschnitte wird uns eine Schilderung der drei großen griechischen Partien von 1829 bis 1830 gegeben und eine Geschichte der öffentlichen und verborgenen Kämpfe, in denen sie sich gegenseitig aufrieben. Das 6. Buch enthält die Geschichte der Regentenschaft und der Selbstregierung des Königs Otto bis zum Jahre 1840; das 7. bringt das glorreiche Verfassungsjahr 1843 und was damit zusammenhängt; im 8. wird uns die politische Geschichte der Jahre 1841 bis 1850 vorgeführt bis zur Bildung der sogenannten Fortpartei; das 9. und letzte endlich erzählt die Begebenheiten der Jahre 1851—1862 bis zur Abreise des Königspaares auf die Rundfahrt in den Provinzen des Peloponnes, welche sich für den unversehrlichen König „*Δωρον*“ zu einer Fahrt nach Deutschland auf Rimmerriederkehr gestalten sollte.

In eine eingehendere Kritik des reichen Werkes einzutreten, verbietet mir der sparsam zugemessene Raum des Blattes; ich wollte durch diese wenigen Zeilen nur aufmerksam machen auf ein Buch, welches neben manchem Übersflüssigen und Bekanntem einen recht wertvollen Beitrag zum Verständnis der Geschichte Griechenlands im Allgemeinen und zum Verständnis der heutigen griechischen Zustände im Besonderen bringt. Wir sagen dem geehrten Verfasser von Herzen Dank für die mannichfachen Belehrungen, die wir — besonders mit Bezug auf viele historische Persönlichkeiten — aus seinem Buche geschöpft haben, und sind der festen Überzeugung, daß auch ein späterer etwaiger philosophischer Geschichtsschreiber Griechenlands seine nichtphilosophische Geschichtsdarstellung mit großem Nutzen verwerten wird; wenn sich auch in dieselbe, die so wesentlich Selbstbiographie ist, hin und wieder etwas Mythologie einschleichen haben sollte, wie mich kompetentere Beurtheiler versichern.

Die Sprache des Werkes ist ein klares und verständliches Neugriechisch, das auch von Kennern der alten Sprache ohne große Schwierigkeit zu lesen und zu verstehen ist.

Athen, im Herbst 1874.

H. Goffrau

evangel. Hofprediger in Athen.

Frankreich.

Französisches Urtheil über die Kinder der Welt.*)

Die Revue des deux Mondes enthält vor einiger Zeit eine Kritik über das neue größere Werk unseres blühen nur als Romane vielgelesenen Paul Heyse. Wir können nicht sagen,

daß der Eindruck dieser langen Kritik im ganzen ein wohlwollender ist. Der französische Beurtheiler scheint diesem Roman einer deutschen Anschauung gegenüber nicht den notwendigen freien Standpunkt finden zu können. Doch wir müssen uns hier darauf beschränken, nur das Allgemeine aus der ästhetischen Seite seiner Beurtheilung mitzutheilen, und seine Ausführungen gegen die von den Kindern der Welt vertretene Philosophie, wie gegen die Darstellung des Einflusses dieser Philosophie auf die Entwicklung wie die Betätigung der Charaktere, sowie gegen die Berechtigung dieser Art der Darstellung unberücksichtigt lassen. Der Versuch einer Widerlegung müßte hier zu weit führen, und ein Werk wie dieses bedarf überhaupt unseres Bedünkens keiner äußeren Vertheidigung, es ist schon in sich stark genug einen Angriff auszuhalten und zu überdauern.

Die eingehende Beleuchtung in der bedeutendsten französischen Zeitschrift bewies ja auch schon an und für sich, daß auch die in ähnlicher Beziehung als scharfsinnige Richter über Alles was Menschlich heißt auch fest und so hoch gehalten, ebenso feinen wie scharfen Beurtheiler an der Seine, diesen Roman für ein Werk halten, das außerordentlich Beachtung würdig. Daß wir die Aufmerksamkeit auf dies französische Urtheil lenken möchten, bedarf wohl keiner Entschuldigung, denn es ist fest von Interesse für ein Volk, das Urtheil einer anderen Nation über die bedeutendsten aus ihm hervorgegangenen Werke zu erfahren. Es ist doch meist ein Spiegel, der nicht allein den betreffenden Gegenstand, sondern auch die Beurtheiler desselben in mancher Beziehung reflektirt.

Herr Albert Réville sagt den Kindern der Welt und ihrem Verfasser: „Es ist sicher, daß Herr Paul Heyse sich über den Durchschnitt der Romanschristen der Gegenwart erhebt. Erstens hat er die Gabe zu interessieren; das man anfangen will zu lesen, so folgt man ihm sehr gerne bis zum Schluß. Nun geschehe ich, daß dies bei Romanen die erste und unerlässliche Eigenschaft ist. Wenn es je ein Feld der Literatur gab, von dem das Genre ennuyeux die entsetzlichste Verbanung verdient, so ist das augenscheinlich der Roman. Das sollten sich die Verfasser gewisser tugendhafter Romane sagen, deren Absichten, wie ich gern anerkenne, ausgezeichnet sind, die und jedoch zum Gähnen bringen. Wenn sie sich die Schilderung strafbarer Leidenschaften verlagern, und Besorgniß, die Schilderung dieser Leidenschaften könne dieselben in der Seele unschuldiger Leser erregen, so billige ich sie auch darin; denn brauchten sie aber nur überhaupt nicht zu schreiben, und ihre Wünsche wären erfüllt gewesen. Herr P. Heyse ist Künstler. Er versteht es, die Dinge als Künstler zu betrachten und erscheinen zu lassen, und, was das Zeichen wahrer Begabung ist, er lehrte und blickt und sie ebenso zu betrachten. Außerdem ist er Dichter: damit meine ich, daß er schmerzhaft ist. Seine Gestalten haben Leben, sind wirklich, wenigstens aus dem ersten Eindruck, zweiten mit sehr derbem Eist gezeichnet, aber sie treten klar hervor und bewegen sich mit Leichtigkeit innerhalb des Rahmens einer gut definierten Persönlichkeit, der sie gewöhnlich treu bleiben. Ich begreife vollkommen, warum Herr Heyse die Vorliebe seiner Landsleute für Herrn Wagner's Kunst durchaus nicht theilt: dazu liebt er die festen Linien zu sehr. . . . Endlich, höchst erwünschte Eigenschaft bei einem Autor, der seine Personen so viel sprechen läßt, besitzt Herr Heyse viel Geist, und begabt sie reichlich damit. Es ist deutscher Geist, der mehr durch Ironie, kalten Sarkasmus, etwas Bitteres und Scharfes glänzt als durch die Freiheit des Gedanken und die Annahme des Ausdrucks, die uns in Frankreich als Haupteigenschaft geistreicher Männer erscheinen; aber

*) Un roman philosophique en Allemagne par Albert Réville.

wir haben nicht das Recht einen anderen als den Geist seiner Klasse von ihm zu verlangen. Sein freigesetztes Genre würden wir gern als einen mit Idealismus gefärbten Realismus bezeichnen; darunter versteht ich, und auch das ist ein Lob, das ich ihm ausspreche, daß er dem realen Leben sehr nahe kommt, daß er die Bedingungen und Formen desselben sehr genau schildert, daß er sicher bei Balzac in die Schule gegangen, um ihm jene Verfahren einer minutiösen Analyse zu entlehnen, daß er sich aber nicht auf diese Art einer mikroskopischen und fortlaufenden Enkapselung beschränkt, welche das Leben Balzacs auf die Länge so ermüdend macht. Seine Erzählung besteht sich schnell, nimmt leicht die lebhaften Farben des Dramas an, und aus höheren Regionen entfallende Strahlen treffen oft in sehr glücklicher Art zwischen und über dem Gewöhnlichen der Intrigue.

Wenn ich unter unseren französischen Literaten der Gegenwart eine Art Begabung suche, die zahlreiche Analogien mit der des Herrn Dumas zeigt, so denke ich, unter Vorbehalt der Unterschiede, welche zwischen Roman und Aufsatz bestehen, sofort an Herrn Viktorien Sardou. Es ist ganz dieselbe realistische und terbe Manier, ein großes Geschick in der Kunst, Situationen zu gruppiren, welche so zu sagen durch sich selbst reden, und deren Centralidee sich in einem schlagenden Wort zusammenfaßt.

Dem Lode soll nun aber auch die Kritik folgen. Die Rechenlichkeit, welche wir in dem Genre des deutschen Romanchriftstellers und dem Herrn Sardou's fanden, legt sich in einem Fehler fort, den man beiden vorwerfen kann: das Gerüst ihrer Dichtungen verflöcht durch seine Gebrechlichkeit. Man hat danks von Herrn Sardou's Stücken gesagt, sie befänden aus sehr kräftigen, jedoch nur sehr schwach mit einander verknüpften Szenen. Sie erinnern an jene schönen Windstürme, bei denen jede Seite eine glänzende gemalte Fläche zeigt, allein mit der nächsten nur durch eine schwache Fennwand verbunden ist, die stets zerreißen kann, der jegliche und natürliche Zusammenhang fehlt. Daraus entsteht für den Dramatiker ein gewaltthames Verfahren, um die von ihm geschaffenen wirksamen Szenen herbeizuführen oder zu lösen, und für den Romanchriftsteller ergeben sich daraus Übergänge von ungeheurer Unwahrscheinlichkeit. Für Beide entsteht daraus der Nachtheil, daß man die Einzelheiten reizend findet, und dennoch von dem Ganzen unbefriedigt bleiben kann. Die realistischen Romane, oder solche die es sein möchten, leiden mehr als andere unter der Unwahrscheinlichkeit der Vorgänge, welche der Autor erfindet, um die verschiedenen Partien seines Werkes mit einander zu verbinden. Natürlich ist das Unwahrscheinliche nicht das Unmögliche; natürlich kann man im Rethißal zugeben, die Dinge hätten so vor sich gehen können. Es ist uns Allen schon bezeugt, daß wir Zeuge irgend eines seltenen Naturchaospiels gewesen, und uns gesagt haben, wenn ein Maler es gerade so wiedergegeben suche, so würde man sagen, er habe gegen die Natur gesündigt. Das hindert nicht, daß man einen jungen Maler nicht rathen solle, seine Vorwürfe in Szenen zu suchen, welche einen solchen Eindruck hervorrufen. Ebenso muß ich auch der Romanchriftsteller, der natürlich zu bleiben, d. h. bei seinen Feiern den Eindruck der Natürlichkeit zu machen wünscht, es sich versagen, ihnen allesfalls möglich, doch so seltene und so wenig wahrscheinliche Charaktere und Ereignisse vorzuführen, daß man sich wider Willen sagt: das ist nicht geschehen. Der Romanchriftsteller soll im Gegentheil so verfahren, daß man, so lange man ihn liest, geneigt sei zu glauben, das sei geschehen. Im Roman wie auf der Bühne ist die Auktion eine große Bedingung des Erfolges. Alles was sie stört, Alles was den Zuschauer und den Leser zur Empfindung der Anstrengung bringt, die g e-

macht wird um sie zu erhalten, eine Empfindung, welche sie vernichtet, gefährdet das Werk selbst. Nun fühlt man bei dem Roman des Herrn Dumas so häufig, daß der Autor am Reiznahl sitzt, man steht die Hand, welche die Fäden hält, und seine Gestalten, die noch eben so voller Leben waren, fallen zurück in die Klasse der Marionetten." R. B.

Italien.

Dino Compagni.

Man hat der deutschen Geschichtsforschung nicht selten um Vorwurfe angedreht, daß sie rüchichtslos viele bisher allgemein geglaubten Erzählungen als unglaubhaft darstelle, barmherzige Anekdoten oder charakteristische Züge, die man bisher nicht entbehren zu können meinte, ohne Erbarmen streiche, kurz die Geschichte ihres poetischen Schmuckes entleide. Solchen Anlagen gegenüber beruft man sich kann wohl, wenn es auch nicht immer nützt, sobald man mit berechneten Anklagen an thun hat, auf das Recht und die Pflicht der Wissenschaft, Schlingensiefen von dem gefunden Baume zu entfernen, und trachteten sie auch durch noch so enge Anknüpfungen ihre Zugehörigkeit zu beweisen; auf die heilige Aufgabe, die lauter Wahrheit hell hervortreten zu lassen, die um so nachhaltiger wirken würde, je entfernter sie von jedem Trug, auch nur von jeder scheinbaren Unlauterkeit entfernt sei.

Unbeirrt nun den über die Berechtigung hin- und herwogenden Streit geht die deutsche Geschichtswissenschaft ihren Weg. Sie beschränkt sich nicht auf deutsche Geschichte, sie untersucht nicht nur, ob diereiber von Weinberg wirklich ihre Männer aus der Stadt getragen haben, oder ob Luther auf dem Reichstage von Worms jene denkwürdigen Worte: „Hier stehe ich,“ gesprochen hat; sondern wagt sich auch an Ausländisches und hat es neuerdings mit hüben Muth versucht, den Italiänern einen Historiker, Dino Compagni, zu entreihen, der von Italien bisher als einer der glänzendsten Schriftsteller gefeiert werden und der, wenn es nach dem Wunsche eines patriotischen und gelehrten Italiäners gegangen wäre, gleich vielen andern Berühmtheiten, bereits sein Denkmal erhalten hätte.

Wir besitzen nämlich unter den Titel: Cronaca delle cose occorrenti ne' tempi suoi oder: Istoria Fiorentina ein Werk des genannten Mannes, das die Florentinische Geschichte von 1280–1312 behandelt und von so außerordentlicher Bedeutung ist, weil es als eine für jene Zeiten hochschätzwerthe Ergänzung des großen Werkes Bionani's, als eine vorzügliche Quelle für die deutsche Reichsgeschichte und für die Lebensgeschichte Dante's aufgestellt worden ist. Aus diesem Grunde wendet sich dem Verluste des deutschen Gelehrten ein nicht geringes Interesse in Deutschland, vornehmlich aber in Italien zu, und es wird wohl auch den Lesern dieses Blattes nicht unwichtig sein, von der ganzen Angelegenheit etwas zu erfahren.

D. Schefser-Boichorst*), unter den jüngeren Historikern durch Echarfsm und glückliche Darstellungsgabe gleich hervorragend, hatte vor mehreren Jahren den Nachweis geführt, daß die vielgerühmte Chronik der Malepini eine Fälschung sei und seine Darstellung mit den Worten geschlossen: „Ginswillen mag Dino Compagni den Ehrenplatz als Vater der Geschichte einnehmen; wird er ihn aber behaupten können? Gelehrtes Florenz,

*) Vergl. dessen Florentinische Studien. Leipzig, Hirzel, 1874.

fürchteft du nicht den Tag, da der kritische Geist eines Deutschen sich berechtigt und ermutigt fühlen könnte, Hand zu legen an das Werk dessen, den du wohl deinen *Deucalides* heiffest und den du gern neben deinem *Machibelli* nennst."

Der ganze Aufsatz rief Zustimmung und Mißbilligung, erregte in weit höherem Grade als letztere, hervor und der Schluß hatte, wenn er auch Jücker del Sango in der Fortsetzung seiner vortheilhaften Dino-Ausgabe nicht hätte, die Wirkung, daß ein anderer Italiener, G. Orton, den Versuch machte, Dino's Chronik als eine Fälschung des F. A. Doni zu erweisen, um, wie er sich ausdrückte, statt des Deutschen, dem Landmann wenigstens in heimlicher Erde das Grab zu bereiten. Aber dieses Unternehmen ward in wenig pietätvoller und ganz unwissenschaftlicher Weise ausgeführt und Scheffer-Boichorst konnte dasselbe wie andere früher von Janani u. A. gedauerte Vermuthungen außer Acht lassen, um selbstständig aus Wert zu gehn. Und das hat er getroffen getan.

Sein Resultat ist folgendes: Die Chronik Dino's, die sich als ein im Jahre 1313 von einem mit den höchsten Staatsämtern betrauten, in sehr vielen Urkunden erwähnten Florentiner geschriebenes Geschichtswerk ausweist, kann von diesem nicht berührt, weil sie an vielen Stellen grobe Unkenntnis der Verfassungsverhältnisse, der Gesetze, der historischen Thatfachen, der handelnden Personen verräth, weil sie die nach bestimmten Grundsätzen durchgeführte Benutzung einer uns wohlbekannten Quelle und andererseits die Tendenz, den vorliegenden und benutzten Schriftzügen geradezu zu widersprechen zeigt. Dieses Resultat, das in ausführlicher Würdigung der Chronik gewonnen wird, — der Aufsatz über Dino nimmt in Scheffer's Buch 165 Seiten ein, — kann an dieser Stelle natürlich nur kurz begründet werden; Refer, die sich mehr für die Sache interessieren, mögen das schöne Buch Scheffer's selbst zur Hand nehmen.

Der Dino der Wirklichkeit und der Dino der Chronik stehen in vielen Fällen in starkem Widerspruch, der überall zu Ungunsten des Letzteren gelöst werden muß. Jener schlägt z. B. vor, wie uns durch Urkunden bezeugt ist, daß bei der Priorienwahl die abtretenden Herren von der weiteren Wahl ausgeschlossen sein sollen, dieser erkennt ihnen das Wahlrecht zu. Jener sah in einer Kommission für die städtischen Gesetze, in denen es hieß, daß für ein von einem Gonfaloniere zerstörtes Haus keine Entschädigung gegeben werden dürfe; dieser erzählt, daß eine solche gegeben werde. Jener erhielt, nebst den andern Prioren, welche am 7. November 1301 ihr Amt niederlegen mußten, freies Verfallungsrecht verbrieft; dieser leugnet das urkundlich bestätigte Zugeständnis. Jener war in der Reihe der Gonfalonieren der dritte und konnte daher nicht zum ersten Male, die Ordnungen der Gerechtigkeit vollständig, Häuser zerstören, was bereits der erste Gonfaloniere, Baldo Ridolfi, gethan hatte; dieser stellt Dino als den dar, der zuerst diesen Auftrag vollzogen habe. Jener sah in den Kriegen gegen Arezzo und Pisa hervorragenden Anteil genommen, dieser, sonst ein Freund geringfügiger Einzelkämpfe, läßt einen ganzen Krieg gegen Pisa, zwei Züge nach Arezzo, das Eingreifen des Reichthums Pietro, die Theilnahme der mächtigen Grafen von Saraceno, eine Gefandtschaft an den römischen Hof, welche der Bischof der feindlichen Stadt begleitet, einen Friedensschluß und seine Bedingungen gänzlich unerwähnt. Und das ist nicht das Einzige. Wollten wir den Titel, welchen der Chronist seinem Werke gegeben hat: *Geschichte dello cose occorrenti 1290—1312*, pressen, so könnten wir Seiten füllen mit einer Aufzählung der Ereignisse dieser 32 Jahre, besonders der in dem 3. Buche behandelten, welche in der Chronik keinen Platz gefunden haben.

Aus diesen Auslassungen wichtiger Ereignisse, aus diesen Widersprüchen mit urkundlich beglaubigten Thatfachen ergibt sich klar, daß ein mittheilender Zeitgenosse, ein der Verhältnisse kundiger Mann diese Chronik nicht geschrieben haben kann. Doch kommt noch Anderes dazu:

Der Dino der Geschichte, der eine so hervorragende Rolle im Leben seiner Vaterstadt spielte, hat gewiß die ersten Florentiner seiner Zeit aufs Behe gekannt. Dabin gehören Guido Cavalcanti, Baldo Agugliani, Andrea di Cerreto. Unter den Händen des Chronisten war der erste, der schon ein alternder Mann war, dessen unsterbliches: *Donna mi prega* nun wohl schon von der zweiten Generation gesungen wurde, zu einem Jünglinge; der Zweite soll ganz gemeiner Urkundenfälscher überführt sein, insofern die Florentiner doch nach wie vor mit ihren höchsten Ehrenämtern betrauten; in dem Alter des dritten soll allgähelliches Blut rollen, und die Urkunden zeigen doch, daß er und sein ganzes Geschlecht, so weit wir es hinauf verfolgen können, sich zum Weltknecht bekannten.

Wir sehen, der Chronist kennt viele Ereignisse und Personen gar nicht, die er kennen müßte, oder stellt sie falsch dar; dagegen kennt er Manches was er nicht kennen dürfte, und verräth durch diese Überflugsheit mehr noch als durch seine Unkenntnis und sein mangelhaftes Wissen seine Unacht. Er nennt z. B. den Familiennamen Cerretini, während dieser in den 40er Jahren des 14. Jahrhunderts aufkam; er bezeichnet San Miniato del Tesesco als florentinische Beszung, während diese damals freie Stadt sich erst 1370 unterwarf.

Unkenntnis, Verwirrungen, Irrthümer, kurz Alles, was geradezu Eigenthum des Dino ist, mag man als nicht beneidenswerthes Gut getrost ihm überlassen; man wird nur fragen, woher er das hat, was durch einen Vergleich mit anderen Berichten sich als historisch glaubwürdig herausstellt. Auf diese Frage ist die Antwort: Villani ist seine Quelle. Und das ist ein neues überausgehendes Resultat: Während dieser Dino und Villani als gleichberechtigt, ebenbürtig galten, einer durch den andern ergänzt und berichtigt wurde (z. B. noch in der 2. Auflage von Begeles Dante), aber immer in der Weise, daß Dino wegen seiner neuen und selteneren Berichte als der bedeutendere und größere betrachtet wurde, tritt Villani nun in sein alleiniges Recht ein, das ihm nie hätte entziffen werden sollen, und „der Name Dino Comagni's" muß aus der historischen Literatur gestrichen werden." Diese Nothwendigkeit hat dann noch eine andere im Gefolge, nämlich die, daß die Geschichte der Stadt Florenz, von ihrem ersten Beginne bis tief in das Zeitalter Dantes, auf neuer Grundlage zu errichten ist.

Wer ist nun aber derjenige, der uns so lange gehindert hat, die Wahrheit zu sehen, bis er endlich gezwungen worden ist, die Maske abzuliegen, wer ist der Fälscher? Diese Frage wird ohne Zweifel, da bei den meisten Menschen das Interesse für Personen weit härter ist, als das für die Sache selbst, und dieses, das f. g. wissenschaftliche, häufig nur vorgeführt wird, um jenes, die rein persönliche Neugierde, zu befriedigen, am eifrigsten angeworfen werden. Doch bescheide sich Scheffer, weder auf diese, noch auf andere Fragen, nämlich zu welcher Zeit und in welcher Absicht die Chronik gefälscht ist, eine Antwort ertheilen zu können und macht uns hinsichtlich der Zeit darauf aufmerksam, daß weder in der ersten, noch in der zweiten Auflage (1612, 1623) des berühmten Wörterbuchs der Gräzika Dino irgendwie erwähnt ist und daß er erst in der dritten den Ehrenplatz als sprachliche Autorität einzunehmen beginnt, der ihm seitdem unaufhörlich eingeräumt worden ist.

Natürlich wird dieses, das sprachliche Element, für spätere Forschungen mehr Berücksichtigung finden müssen, als Schaffer ihm, nach seinem eigenen Geständnis, eingeräumt hat. Vielleicht wird sich aus solchen philosophischen Ueberlegungen, die am besten von Italiänern selbst unternommen werden, ein sicherer Resultat über den Jähzorn ergeben und damit der sprachliche Beweis neben den geschichtlichen treten, wozu letzterer freilich einer Stütze nicht mehr bedarf.

Dieser Forschungsarbeit unterzieht sich mit rüstiger Kraft ein italiänischer Gelehrter, Pietro Sansoni, Bibliothekar der Marciana in Florenz, der durchaus Schaffers Resultat zustimmt. Sansoni versteht selbst das Jähzornhandwerk recht wohl. Er hat, wie er in seiner neuesten Schrift: *La bibliografia gar* ergötzlich bekundet, vor einigen Jahren die angeblich von dem vizeköniglichen Rector *Ser Bona cosa di Ser Bona vita* (Mitte des 14. Jahrhunderts) herrührende Übertragung des Heileberichts des Bischofs von Baltrasto höchst eigenhändig fabrizirt, aber in so vortrefflicher Nachahmung der Sprache, daß er alle Gelehrten täuschte, so einen der grüßlichsten und unästhetischen Fälscher, den jüngst verstorbenen Francesco Bonaiuti, veranlaßte, einen Kommentar zu diesem neuaugefundenen Werke ehrwürdiger Vergangenheit zu schreiben. Bei dieser Sachlage muß Sansoni's Urtheil als ganz besonders kompetent bezeichnet werden. Er hat nun, nachdem er bereits im Augusthefte der *Rivista italiana* dem Schaffer'schen Buche einen Artikel gewidmet hatte, eine besondere, wöchentlich erscheinende Zeitschrift: *Il Borghini* gegründet, in welcher er eine Fluchdrohung bringt und in ihr Mittheilungen über die Hin und wieder abgegebenen Stimmen, über alle Äußerungen und Ereignisse, welche mit der Echtheitsklärung in Zusammenhang stehen, gibt, außerdem aber eine Reihe von Artikeln mittheilt, in welchen er aus der Sprache der Ehrenkür die Jähzorn derselben zu erweisen sucht.

Im Gegentheil zu ihm bemüht sich Jäzbor del Vango, der verdiente Herausgeber der *Dino'schen Ehrenkür*, das Werk zu retten, beschäftigt sich zunächst mit einer Prüfung der vorhandenen Handschriften, die nach der allgemeinen Annahme frühestens ins 16. Jahrhundert gehören, und wird in seinen Bemühungen von der italiänischen Regierung unterstützt, die es nicht gern sehen mag, daß ihr ein Schriftsteller, der häufig und zwar nicht ganz mit Anrecht mit Salsus verglichen worden ist, geraubt werden soll.

Eine Mittelstellung zwischen dem Ankläger und dem Verteidiger nimmt Cesare Paoli ein, der in einem längeren Artikel (*Archivio storico italiano*, Jahrgang 1874, 4. Heft) amst referirend aufgetreten ist, offenbar in der Absicht, die italiänischen Gelehrten, deren Verlangen, der deutschen wissenschaftlichen Literatur zu folgen, weit größer ist als ihre Fähigkeit, mit dem Inhalt der Schaffer'schen Arbeit vertraut zu machen.

Man kann nicht voraussetzen, nach welcher Seite in Italien die Entscheidung sich neigen wird, obwohl es wahrscheinlich ist, daß sich dort das nationale Gefühl lange dem Ansehen widersetzen wird, eine der gelehrtesten literarischen Götzen aufzugeben, zumal dieses Verlangen zum ersten Male in wissenschaftlich-objektiver Weise nicht von einem Landmann, sondern von einem Fremden, einem Deutschen gestellt worden ist. Aber auch hier wird, so schwer das Zugeständnis, so schmerzlich das Gefühl des Bedauerns sein mag, die nationale, wissenschaftliche Gesinnung der sicher begründeten, besseren Einsicht weichen müssen.

Es ist kein triviales Zerhörungsziel, das der deutsche Gelehrte, Herr Schaffer-Bolschwerk, vor uns aufstellt; seine Darstellung wird von dem Ausdruck eines wehmüthigen Gefühls durchzogen, das leicht denjenigen ergreift, der in rastloser Pflückerfülle an

der Vernichtung eines Wahnes arbeitet, der durch lange Gewöhnung ihm und Andern beigemessen ist. Um dieses Gefühl zu bezeichnen, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als nach nachmaligem Ausdruck lebhaften Dankes für die schöne Arbeit des Verfassers zum Schluß die Worte anzuführen, mit denen Herr Schaffer schließt.

„Wenn Dino der erste Geschichtsschreiber Italiens ist, so hat er seine Kunst gleich mit solcher Meisterschaft geübt, daß sein Vaterland ihm den ehrenden Stein nicht verweigern kann. Wer aber von uns noch nicht so lange, noch nicht so tief in das merkwürdige Antlitz unserer formalen Wissenschaft gekaut, darf er darüber jedes Verdacht für eitle Leidenschaft, alle Freude an dem energischen Ausdruck von Haß und Liebe verloren hat, der würde dankbar einen Kranz auf Dino's Denkmal niederlegen.“

„Nun freilich werden wir ihm den Ehrensold versagen müssen. Wir glauben in ihm den Zeitgenossen Dante's zu sehen und haben ihn zu spät als einen trügerischen Erplonen erkannt. Das Phantom ist dahin, — vergebens suchen wir nach einem würdigen Ersatz, einem ausreichenden Troste, — und bleibt der Schmerz einer großen Täuschung.“

E. G.

U n g a r n.

Ihr Gedächtnisfeier des Dichters Petöfi.

Professor Hugo von Meißl in Klausenburg, den wir als eifrigen Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie kennen gelernt, hat zur Feier des 25ten Todestags seines genialen und heldenmüthigen Landmannes (31. Juli 1874) einen Artikel „Petöfi's Pampheleien und Panegyriker“ im „Erbendigen Malzem“ erscheinen und als kleine Flugchrift besonders abdrucken lassen. Herr v. Meißl erinnert an die genau gleichzeitige 500jährige Todtenfeier des großen italiänischen Verküers Petrarca, und meint bei diesem Anlaß, wenn Ungarn selbst seinen größten Verküer nur ein Zwanzigstheil der Ehre zuwenden wollte, die Italien dem Sänger Laura's erwies, so würde man halb wenigstens eine kleine hölzerne Statue auf dem Schlachtfelde von Schäßburg (wo Petöfi für immer verscholl) zu setzen bekommen.

Ein großer Geist und ein reformirender Geist sind — wie der Verfasser mit Recht sagt — korrelate Begriffe. Reformen sind aber nie in Glaci-Panathen bemerkt worden; denn dazu reicht die schöne Phrase nicht aus. Da steigen rohe Leidenschaft, wie nur ein Geiste sie erregen kann, zu erheben. In Folge dessen erleben wir immer und allwärts, daß Verehrer wie Verehrer in langem Zuge den bahnbrechenden Geistern nachzuziehen — Alles einem Gesetze natürlicher Reaktion gemäß. Aus Reaktion gegen das Genie entsteht der Pamphele, aus Reaktion gegen diesen der Panegyriker, und so würde es immer fortgehen, wenn nicht — der Tod dazwischen käme. Das Menschengeschlecht hat nur einen Freund, der nie lügt, und dieser ist der Tod.

Nur der aus dem Grabe hervorbrechende Klang täuscht nie, in ihm wird jede Labore wie jede Schwärmerei zuerst wahrhaft lebbar und verständlich. Zum Glück pflegt es wenigstens nur sehr selten vorzukommen, daß große Geister nach ihrem irdischen Eintritt Schwärmungen über sich müssen ergehen lassen (7). Könnte der Verunglimpfte irgend eines großen Zeitgenossen vorher wissen, was die Nachwelt über den Schwärmer sagen wird, so dürfte er wohl noch zu rechter Zeit sich besinnen, voranzugehen, daß er

die gewöhnlich fehlende Urtheilskraft befehle. Das Genie steht sehr Vieles da vorher, wo sein Kritiker noch nichts sehen kann. Es wirkt ferner für die ganze Menschheit, und lebt darum viel weniger in der Gegenwart als in der Zukunft — es ist für den Kleingeistigen und Philister nicht zeitgemäß.

Kommt zu der Kleingeistigkeit oder Beschränktheit noch (wie gewöhnlich) Engbergigkeit, so paart sich die Urtheilskraft leichtlich mit Haß, mit fanatischer Feindseligkeit, während der verunglimpfte Genie sein Werthrecht lächelnd nachschleift und seine Entrüstung in so milde Worte kleidet, wie die folgenden Gedächtnis: „Gebet nur! ich wünsche euer Glück, ich kämpfe sogar dafür, bedarf aber nicht eures Lobes.“

Der wahrhaft große Geist hat immer auch ein großes Herz.

Was nun den Panegyristen betrifft, so ist dieser gar oft nicht reich an Urtheilskraft, aber der Dampfkett, und kann dem von ihm Gefeierten sogar schädlicher werden als Jener.

Herr Rühl läßt nun eine Auswahl poetischer und prosaischer Ergüsse gegen Petöfi wieder abdrucken, von denen jedoch die meisten mehr oder weniger derbe (zum Theil sogar einigermassen gerechtfertigte) Kritik als Schmähsachen heißen können. Dann folgen zwei Vorbedachte, von denen eines die alten Gemeinplätze, das harte Loos des Genies überhaupt betreffend, wieder aufnimmt und die schon damals (1845) bis zum Ueberdruß wiederholten Ermahnungen anderer Wohlgestimmter an den Dichter, jeden Kläffer zu verachten, auch seinerseits vorbringt, das Andere ihn gar auffordert, dem häufig wiederholten Vorwurfe der Bitterkeit trougend, weiter fortzugehen, denn: „In weissen Kleid des Weines Flamme glüht, der hat noch nie was Bässiges geschafsen.“ Gott bewahre jeden Poeten vor solchen Freunden!

Herr R. schließt mit den Worten: „Die zahllosen nach Petöfi's Tode erschienenen Festschriften des Dichters können dem gewöhnlichen Panegyristen nicht beigegeben werden (warum dies?). Eine der schönsten und verdienstvollsten hierher gehörenden Leistungen ist ein im April laufenden Jahres in den *Ofen-Pesther Blättern* erschienenen Gedicht des Grafen Jichy.“

Kleine literarische Revue.

— *Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen.**) Ueber die Bedeutung der von Heinrich Merken's unternommenen Herausgabe einer deutschen Uebersetzung von Schriften des großen Königs ist in diesen Blättern bereits beim Erscheinen des ersten Halbbandes das Gelegentliche gesagt worden (vergl. Nr. 4 von 1873). Mit erfreulicher Pünktlichkeit ist dem ersten bereits der zweite Halbband gefolgt, und auf die weitere friedericianische Literatur kommen wir in einigen Wochen zurück. Er enthält das in der deutschen Literaturgeschichte noch heute einzig groß bestehende fürstliche Werk „Geschichte meiner Zeit“, in der von Friedrich selbst veröffentlichten zweiten Bearbeitung. Wohl wissend, wie gerade dieses Werk dem ganzen Uebersetzungs-Unternehmen eine legitime Basis zu dienen geeignet ist, hat der Herr Uebersetzer die größte Sorgfalt darauf verwandt, mit der treuen, den Sinn und Geist treffenden Wiedergabe des französischen Originals eine an das Klassische streifende Eleganz der deutschen Sprache zu verbinden. Eingeleitet ist

auch dieses Werk von einem Vorwort aus der Feder des Professor Wegele, worin die zum Verständniß des Werkes erforderlichen literaturhistorischen Hinweise gegeben werden. Daß auch diese Bemerkungen, gleich der Einleitung zu dem ganzen Unternehmen, von dem Verfasser getragen sind, Friedrich dem Großen gegenüber den noch heute die und da lausenden falschen und verkleinernden Auffassungen zu einem gerechten Urtheil zu verhelfen, bedarf kaum besonderer Erwähnung. — Nach dem Plane des Unternehmens wird uns der nächste Halbband die Geschichte des siebenjährigen Krieges bringen. Er wird der deutschen Literatur sehr willkommen sein. G. H.

— *Eine Gesammtausgabe der Werke Adolf Stahrs* erscheint jetzt gleichzeitig in der Gattenjagdschen Buchhandlung in Berlin und in der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg. Die Bände 11 bis 15, welche auch einzeln zu haben und in der jetzt genannten Buchhandlung erschienen sind, bilden die vierte und vermehrte Auflage von Stahrs berühmtem Fleiswerk „ein Jahr in Italien.“ Der Verfasser hat bekanntlich über dieses unerschöpfliche Thema trotz seiner Vorgänger zahlreicher Art, unter denen Winkelmann und Goethe, des Romen und Belehrenden über das Wunderland so viel zu sagen gemußt, daß dieses Buch den ersten Beweis gewährt, wie die Geschichte, Dichtung und bildende Kunst in Italien wohl aus, aber nie zu Ende gesprochen wird.

— *Deutsche Jugend.* Im Verlage von Alphonse Dürer in Leipzig erscheinen seit einigen Jahren vorzüglich ausgestattete illustrierte Monatshefte für „die deutsche Jugend“ unter Redaction von Julius Lehmann und unter künstlerischer Leitung von Oskar Pfütz, welche um ihrer hervorragenden Bedeutung willen auch an dieser Stelle eine Erwähnung verdienen. Eine ganze Anzahl unserer beliebtesten Autoren und Künstler haben sich bei diesem Unternehmen dazu verbunden, in Wort und Bild, durchwörtlich und kindlichem Hand, von sittlicher Tiefe und nussigem Humor der Kindheit etwas wahrhaft Einwirkendes und Anregendes zu bieten. Ein Unternehmen, das in so ungewöhnlicher Art sich befreit, in der Kindheit Sinn für das Schöne zu erwecken, zum Erbahren hinzuleiten und vor Allem den jugendlichen Geschmack auf gesunde Bahnen zu lenken, verdient von allen Seiten die fruchtigste Unterstützung. Aus diesem Grunde machen wir hier, um ein Beispiel zu geben, auf den Inhalt des Decemberheftes aufmerksam. Dasselbe enthält: Weihnachtsgedicht, Gedicht von Georg Lang. — Carl Theodor Körner, ein Lebensbild von A. H. Grube. — Junfer von Selbzig, Ballade von Feder von Köppen. — Die Sage vom großen Kessengarten bei Worms, von Wilhelm Osterwald. — Das heidnische Bäumen, Gedicht von Julius Sturm. — Naturbilder aus der deutschen Heimat, (Mutterliebe und Elternsorge in der Thierwelt), von A. Ruz. — Die Fischschlacht, Gedicht von Ferdinand Bachler. — Viel Phantasie, Melodie von Friedrich Oldenberg. — Ein Wohlbestandter (der Hühner), von Karl Reinhold. — Sprüche, Weihnachtslieder, Räthsel, Knackmandeln a. s. w., von G. Lang, Poische, Fremde und Trojan. — Diese Beiträge sind illustrirt von Ludwig Richter, Ludwig Burger, Wilhelm Rauphaufen, K. von Heyden, Joseph Ritter von Jüdrich, Guido Hammer, Emil Schmidt, Oskar Pfütz, Feder Hülner und Elisabeth Brauer. Dr. R.

*) Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. Ins Deutsche Uebersetzt von Heinrich Merken's, Eingeleitet von Dr. Franz X. Wegele, Professor der Geschichte in Würzburg. Würzburg, A. Stuber, 1874.

— *Finischer Verein für Alterthumskunde.* Dieser Verein hat im Laufe des Jahres 1874 Brüche seiner Wirksamkeit in einem ersten Jahrbuche (*Aikankirja*) veröffentlicht. Herr

Köpen befreit alle Grabhügel finnlicher Völker in den Statthalterthümern Iwer und Jaroslaw, dergleichen Kettenformen an Mitterthümern des eigentlichen Finnland. Herr Freudenthal beschreibt ein in Rußland vorgefundenes Schwert aus Bronze und giebt eine Uebersicht der unbeweglichen Mitterthümer des östlichen Rußland. Herr Europäus bringt Nachrichten über alle Grabhügel in Angermanland und dem südwestlichen Theile von Finnland (Olonetz) und Kengoreb u. s. w. Den verschiedenen Artikeln sind gute lithographische Abbildungen eingeschaltet oder angehängt. Die Sprache der meisten Mittheilungen ist die eigentlich sogenannte finnische (das Suomi); nur sechs Mitglieder bedienen sich der schwedischen Sprache. Ein Artikel des Herrn D. Donner macht aus etymologischen Gründen wahrscheinlich, daß die Urwörter der heutigen Finnen (Suomalaiset) ihre Töbten verbrannten, nicht begraben, und daß die bläher in Zweifel gestellten religiösen Opfer auch bei ihnen im Gebrauche gewesen.

Spezial.

Lange Titel sind aus der Mode gekommen und erwecken ein Vorurtheil gegen das Werk, an dessen Spitze sie stehen, aber man soll sich einem Vorurtheil nicht hingeben, sondern prüfen ob es sich bestätigt oder nicht, und thut man das mit dem Buch des Professor Krönig,*) so wird man einen interessanten Mann kennen lernen. Mit mathematischem, chemischem und physikalischem Wissen behandelt er als selbstständiger Denker die Fragen, über welche die Menschheit sich bisher noch nicht einigen konnte hat. Seit dreizehn Jahren des Lebens und Schreibens unfähig, seit sieben Jahren gelähmt und an ein verdunkeltes Zimmer gebunden, ist Professor Krönig durchaus nicht zum Pessimisten geworden; er hat sich eine höchst eigenthümliche Weltanschauung gebildet und verteidigt sie mit einem Feinsinn und einer Geistesfrische, die seine Arbeit recht lehrnswürdig machen. In 178 einzelnen Studien begründet er, theils polemisch, theils scherzend, theils darstellend, seine durchaus originalen Ansichten faßlich und klar ohne eine Spur des Sophisterei. Er nimmt einen mit übermenschlicher aber doch menschenähnlicher Intelligenz ausgerüsteten, allein wieder allmählichen noch vollkommenen Schöpfer der organischen Natur an, versteht unter „schaffen“ nicht: hervorbringen von Etwas aus Nichts, sondern „was man sonst unter ähnlichen Verhältnissen Fabrikation, Konstruktion, Anfertigung, Erbauung oder Darstellung nennt“, und theilt das Weltall in drei Reiche, nämlich das unorganische, das organische und das induktive (mit Beihülfe menschlicher Muskelkontraktionen entstandene), wobei das stille Eingehändnis gemacht wird, daß weder der Ursprung der unorganischen Natur begrifflich ist, noch der der Intelligenz, daß eine nicht zu überbrückende Kluft zwischen Stoff und Intelligenz bleibt, und daß ein Dualismus besteht. Obgleich das Postulat der Krönigschen Hypothese nicht überzeugend wirkt, so regt seine Polemik gegen die Hypothesen Anderer, sein schlagender Nachweis der Inkonssequenzen, in die sie verfallen, lebhaft an. Kant,

*) Das Dasein Gottes und das Glück der Menschen, materialistisch-erziehungsethologische Studien, insbesondere über die Gottestheorie und den Darwinismus, über den Selbstbehauptungsdrang als Fundament der Lebensweisheit und praktischen Moral und über die Hauptlehren Kants und Schopenhauers von Professor Krönig. Berlin, Ernst Glaube, 1874.

Schopenhauer, Darwin, Büchner, Helmholtz und Dr. Bois-Reymond sind die Autoren, mit denen er sich am eingehendsten beschäftigt. Kant sährt dabei besonders schlecht, weil Krönig Kants eigentliches Verdienst nicht würdigt und nur seine Fehlgänge und Unsicherheit scharf hervorhebt. Man darf nicht vergessen, daß Kant der erste war, der den Antheil unseres Denkapparates beim Erkennen untersuchte, der Kritik an Dogmatismus und Skeptizismus legte, der erste, der es unternahm die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens zu bestimmen, der erste, der die Bahn zeigte, auf welcher auch Krönig nun arbeitet. Sie ist die einzige, auf der man hoffen darf vorwärts zu kommen, aber sie ist schwierig und glatt, und wie leicht man auf ihr strauchelt, möchten wir unserm Autor an einem Beispiel zeigen. Er hält Billfür für das Gegenstück der Kausalität, (Seite 461) und weiß doch, daß „Billfür“ eben so wie „Zusatz“ nur ausdrückt, daß der Sprechende die Kausalverbindung nicht kennt. Ein Stüd Welt ohne Kausalität ist undenkbar, denn unser Denken bewegt sich nur im Kausalzusammenhang, hört also auf, wo er schwänke.

D. S. S.

Ein interessantes Buch von L. Jung (France et Rome; Charpentier, Paris) enthält eine vollständige offizielle statistische Statistik Frankreichs aus dem Jahre 1861. Seitdem ist es der offiziellen Statistik nicht mehr gelungen von den betreffenden „Erzügen“ die nöthigen Angaben zu erlangen. In Bezug auf das Personal weiß das *Annuaire du clergé de France* sowie das *Annuaire romain* seit 1861 einen bedeutenden Zuwachs auf. Im Jahre 1861 zählte Frankreich 86 Bischöfe (bzw. Erzbischöfe), 189 Generalvikare, 711 Kanoniker, 3517 Pastoren, 30,190 Hilfsgeistliche und 948 rektoriatische Geistliche; mithin nach Zurechnung der Kaplanen, Vikare u. s. w. 43,557 ohne die an Fabriken, Gefängnissen, Schulen angestellten Geistlichen. Die Zahl sämtlicher von der Kirche direkt oder indirekt lebender Personen betrug 79,584 Männer und 124,898 Frauen. Mönchsorden hat Frankreich 86 mit 2158 Klöstern und 16,815 Zölkern; die Zahl der Nonnenorden beträgt 279 in 12,239 Häusern mit 88,091 Zölkern; zusammen 365 religiöse Gemeinschaften mit 14,759 Häusern und 104,906 Individuen, also 60,000 mehr als die Kopfzahl der weltlichen Geistlichkeit. Die Gesamtzahl dieser geistlichen Wesen betrug also 1861 nahezu eine Drittelmillion, 309,983 Individuen. Von 1852 bis 1859 haben die Mönchsorden 927,882 Fr., die Frauenorden 9,025,577 Fr. zugewendet erhalten, darunter 3,232,824 Fr. gesamtlicher Vermögensstoffe. Am 1. Januar 1859 hatten sie Grundbesitz in einem Werthe von 105,370,000 Fr., welcher ein Einkommen von 3,641,000 Fr. abwarf. Der Flächenraum betrug 1850 nur 9,185 Hektar, 1859 dagegen 14,600. Hiernach kann man den gegenwärtigen Grundbesitz auf 30,000 Hektar schätzen. Die Klagen des „Univers“ über das Erlöschen des religiösen Eifers in Frankreich scheinen somit wenig gegründet.

S.-I.

Machabé und Macabre. Wenn der Abbé Dufour (S. 682 bis 63 des diesjährl. „Magasin“) das erstere Wort zum Etymon des anderen macht und ihm die Bedeutung in chair quinte los zu zertheilt, so ist er in jeder Hinsicht sehr wohl beraten. Machabé ist, wie das Wörterbuch der französischen Akademie diesen Herrn schon belehren kann, nichts Weiteres als eine Verästelung des Namens Makkabäer im Munde seiner Vorgesetzten, und steht nicht in entferntester Beziehung zu Macabre (genau makabre), einer Mehrtheilsform von makbar Begräbnisplatz, dessen Wurzel kaber Grab (hebräisch kabir) ist. S. S.

In unterzeichnetem Verlage ist zu haben:

(369)

Auswahl

aus den

Kleinere Schriften von Jacob Grimm.

Zweite Ausgabe. Broschur. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Das Buch ist eine Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm. Es hat seinen größten Nutzen beisteht gegeben und tritt auf, in der Form freier und klarer Darstellung um mit Reizstoffen seiner Studien entgegen. Es sind gerade jenseit größere Schriftsteller, denen etwas ein halbes Duzend seiner Nachträge folgt. Der Stoff ist mannichfaltig genug: eine Selbstbiographie; über seine Entlassung in Göttingen; Reise-Eindrücke aus dem Süden und dem Westen; Denksprüche auf Bachmann, Wilhelm Grimm, Schiller; Abhandlungen über Sprache, Universität und Akademie, über die Ursprung der Sprache, über das Bedeutsame in der deutschen Sprache. So viele Eindrücke, so viele Seiten. Wer immer mit reinem Sinn und aufmerksamer Empfänglichkeit an die Lektüre des Buches herantritt, den wird es anziehen und fröhlichen; und hat er es gelesen, so wird die Schatzkammer in ihm bleiben, zu dem Buch zurückzuführen und es wieder und wieder zu lesen.“ Neue freie Presse!

Wir arben uns der Hoffnung hin, daß alle, die aus eigener Lektüre den bildenden Genuß dieses Werkes empfangen, gern dazu beitragen werden, denselben auch Anderen zugänglich zu machen, und namentlich unserer Jugend.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Verlag von F. C. C. Krackert in Leipzig.

Seben erschienen:

Gedichte

von

August Arizeng.

Uebersetzt von

Sophy Hosenfelder, geb. von Schadow.

Schöner. Preis: 1 Thlr. = 5 Mark.

Die Poesie in der Musik

von

Franz Häfner.

Aus dem Englischen überseht.

Kleinsten Ausgabe mit einer Vorrede des Verfassers. (372)

Giegent geboten. Preis à 14 Thlr. = 44 Mark.
Für Lehrer und Schullehrer zur Empfehlung empfohlen:

Vor Kurzem erschien die Vollausgabe von
Luije, Königin von Preußen.

Ihre Lebensgeschichte

von

Friedrich Adami.

Sechste Auflage. Mit gestochenen Titel.

15 Bgn. 16. in Leinw. geb. 15 Sgr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbarmlichen Zeit unter zum Teil noch erbärmlichen Umständen muß für jeden Patrioten eine treffliche Lektüre sein, denn es war es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dieses Buch als Werkstück im höchsten Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weitest Verbreitung verdient.“ (373)

(Herausgeber der deutschen Volks- und Jugendliteratur.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Bei Wilhelm Schulte in Berlin sind erschienen: (374)

Angewandte

Elementar-Mathematik.

Auf Grund der allgemeinen Bestimmungen vom 15. October 1872 bearbeitet von Dr. Alf. König, Seminarlehrer. II. Theil. Weithemer. 16 Sgr. Der I. Theil, die Geometrie mit 272 Figuren, erscheint Ende dieses Jahres.

Sammlung

von

Musteraufgaben.

Für die mittleren Klassen der Gymnasien, Real- und höhere Bürgergerichte, herausgegeben von Dr. A. Hoffmann. 22 Sgr.

Seben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (375)

Ueber das

Studium der provenzalischen Sprache und Litteratur

nebst einigen Gedichten und deren Uebersetzung für die ersten Anfänger bearbeitet von

Prof. Dr. A. Mahn.

Zweite Auflage.

8. geh. 74 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Das Leben Raphaels von Urbino.

Italienischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar

von

Herman Grimm.

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphaels Bildnis nach dem Original in der Münchener Gallerie, in Kreide gezeichnet von Ludwig Grimm, in Albertotypie und zwei Tafeln Facsimile in Photolithographie. Kupferdruckpapier. Gr. 8. Eleg. geb. Preis 4 Thlr.

In der Wiener Abendpost (vom 6. Februar 1873) sagt ein unparteiischer Kritiker über das Werk A.:

„Bei Raphael blickt zum Glücke auch bei eifrigster Forschung genug übrig, um die Idealität seiner historischen Erhebung keineswegs zu vernichten und seinen Nimbus nicht anzutasteten. Einem Werke solch exacter Forschung voll, bezeugen wir in dem Buche von Herman Grimm, dessen erster Band vor uns liegt, — möge der zweite bald nachfolgen! ... Grimm kennt natürlich für das herrliche novellistische Gewebe (Vasari's) keine Schonung. Aber seine Darstellung, wenn sie auch sehr oft Detailfragen mit dem ganzen frohen Ernst des Gelehrten unteruchen muss, ist nicht weniger als frohen oder schwerfällig. Wir hören stets den Mann von Geist und Bildung. ... Sei es genug, dem Fleiß, die Gewissenhaftigkeit und den Schriftbild Grimm's durchaus und in hohem Grade anzuerkennen. ... Wir erwarten mit ungeduldigem Antheil den zweiten Band, für den noch soviel Wichtiges aus Raphael's Leben zurück ist.“ (370)

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben eine Ausgabe der

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in Bilderbüchern.

Gr. 4. In Farbendruck-Ausgabe kartonirt. Preis jedes Heftes 74 Sgr.

Dieselbe ist für das frühere Kindesalter berechnet, enthält je ein Märchen mit dem Grimm'schen Originaltext und ist mit vier brillanten Farbendruckbildern nach Zeichnungen von Rudolf Wiegner geschmückt.

Zunächst gelangen folgende Märchen zur Ausgabe:

Aschenputtel, Hänsel und Gretel, Schneewittchen.

Die Verlagsbuchhandlung glaubt sich um die untereinstufigen Märchen der Brüder Grimm durch Bekanntmachung dieser neuen Ausgabe für das frühere Kindesalter ein besonderes Verdienst zu erwerben und war auf eine Ausstattung in Zeichnung und Farbendruck bedacht, wie sie dieser Sammlung würdig erscheinen mag. (371)

Zugleich bringen wir in Erinnerung unsere früheren Ausgaben der

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. (20. Aufl. 1874.) Mit 5 Bildern in Farbendruck nach Paul Meyerheim.

Berlin: Ausgabe.

Wohlfelle Ausgabe.

Mit farbigen Titelbild in engl. Bind. 1 Thlr.

In farbigen Umschlag tauber gebd. 15 Sgr.

Diese neue Ausgabe zeichnet sich durch farbige Bilder nach Zeichnungen von Paul Meyerheim aus, ein Schmuck, durch den dieses schönste aller Märchenbücher der Kinderwelt noch willkommener wird.

„Unfehlbar unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Verordnung des Reiches für die deutschen Jugendliteratur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

In unserm Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.

1871. Velinpapier. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 30 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Kopert und Michelangelo. — Carlo Corraoni. — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältnis zur bildenden Kunst. — Jacob Kneiss Garfunkel. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Gortius von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstformen.

Herman Grimm: Fünfzehn Essays.

Zweite vermehrte Auflage der *Neuen Essays* 1c. Ein Band in gr. 8. (28 1/2 Bogen.)

1874. Velinpapier. Eleg. gebunden. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesen neuen Band *Essays* sind aus den früheren beiden Bänden (den *Essays* 1859, und den *Neuen Essays*, 1865) nur 8 *Essays* übergegangen, die andere Hälfte des Bandes besteht aus neu hinzugekommenen Studien. (Es sind in diesem Bande namentlich alle zur Literatur- und politische Geschichte dringliche Aufsätze vereinigt.)

Inhalt: Voltaire. — Friedrich der Große und Macaulay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Schiller-Klassiker. — Goethe und Schiller. — Goethe und Louise Seidler. — Heinrich von Kleist's Proben. — Erb Baron und Reich Cant. — Alexander von Humboldt. — Schillermacher. — Herrn von Bernhagen's Tagebücher. — Cervantes. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Soltes Wolke America. (376)

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouqué's Andine.

Ausgabe. 1874.

Mit 60 Holzschnitten. In reichem Reisband mit Goldschnitt: 1 Thlr.

Miniatur-Ausgabe. 1871.

Mit Illustrationen von Ludwig Richter. In Reisband mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stereotyp-Ausgabe.

Zwanzigste Auflage. Mit Titelbild in Holzschnitt; in Umschlag gebunden 5 Sgr.

Dieses herrliche Erzählung, das reizendste und herrlichste Märchen, reicher Ausdruck romantischer Vorliebe, schildert die Natur der Anden, wie sie in der Esagewelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (377)

In Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Luise, Königin von Preußen.

Von Friedrich Adami.

Siebente vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis der Königin und einem Facsimile der Namens-Unterschrift. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 15 Sgr. in engl. Einband 2 Thlr.

Die erste Ausgabe kam aus der Feder der Frau v. Berg, der Freundin und Gesellschaftlerin der Königin. Dem Verf. war es vergönnt, neun Briefe der Königin, unentgeltliche Herrschblätter aus dem Lebensbuch der 15 glücklichen Kaiserin mitzutheilen.

Die fortwährende Theilnahme für dieses Buch spricht sich wohl am besten in dem Umfange aus, daß in dem letzten Vierteljahrhundert sechs neue Auflagen erschienen. Gerade gegenwärtig steht der Bergisch-jenseit für Deutschland und Preußen in trübster Zeit, in welcher die Königin Luise lebte und litt, mit der glänzendsten Vergangenheit, dem Ruche ein erhabenes Interesse. Diese neue Auflage ist wiederum sorgfältig durchgesehen, durch mannichfaltige Zusätze weitaus erweitert und ihrer eleganten Ausstattung wegen, welcher durch ein dem Buche vorangesetztes schönes Bildnis der Königin aus deren jüngeren Jahren, das die Anmuth ihrer Erscheinung besonders glücklich zum Ausdruck bringt, noch erhöht wird, namentlich zu Geschenken zu empfehlen. (378)

Luise, Königin von Preußen.

Ihre Lebensgeschichte, dem deutschen Volke erzählt von Friedrich Adami.

Achte Auflage. Mit dem Bildnis der Königin auf dem geschlossenen Titelblatt. 15 Bogen. 16. in Leinwand gebunden 15 Sgr. (gebunden 10 Sgr.)

Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erdähnlichen Zeit unter zum Theil noch erdähnlichen Umständen muß für jeden Patrioten eine vortheilhafte Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen gezogen — so reich an lieblichen Zügen, wie an erhabenen Momenten ist. Wir können dieses Buch als Werkstück im höchsten Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weitaus Verbreitung verdient. (Wegweiser der deutschen Volk- und Jugendschriften.)

In unserm Verlage ist erschienen:

Carl Twisten: Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter

in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Herausgegeben (379)

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zwei Bände. gr. 8. geb. 4 Thaler.

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Die „*Urgeschichten*“, Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, herausgegeben von Friedrich Schlegel, hat in der 50. Ausgabe folgende Aufsätze: Zur Geschichte der Septemviralität. III. Aristoteles' Theorie der Dichtkunst. Gemischte. Schlag des Händels. 2. Alfred Blum. — Um die Erde von Edward Hilbert und „*Wissenschaftliche Reise*“ von Eugen Krüger. — Vom deutschen Anschlag. C. — 2. Wehrschützbeckerhaus. (380)

Delius' (381)

SHAKSPEARE

III. (Stereotyp-) Auflage

Jetzt complet — 3 starke Bände. broschirt

1 Thlr. 10 Sgr.

in 3 feinen Leinwandbänden: 7 Thlr.

Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, kostet von jetzt an

jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, auskocht in der 2. Auflage geliefert.)

Erfeld, Verlag von A. L. Friderichs.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: Ein psychologischer Blick in unsere Zeit

von (382)

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zweiter Abdruck. 1873. Velinpapier. 7 1/2 Sgr.

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Jetzt complet: (384)

Theologisches UNIVERSAL-LEXIKON

zum Handgebrauch für

Geistliche und gelehrte Theologen.

2 starke Bände.

120 Druckbogen Gross-Lexikon-Format.

Subscript.-Preis 5 Thlr. = 15 Mark.

Dieses „*Universal-Lexikon*“ will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, aberer und besserer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften betreffen. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispielsweise billig.

Erfeld, Verlag von A. L. Friderichs.

Magazin für die Literatur des Auslandes. H. v. Reichenow herausgegeben. Herausgeber in Berlin. Herausgeber von Herrn Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. Herausgeber des Buches über die Literatur des Auslandes.

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

